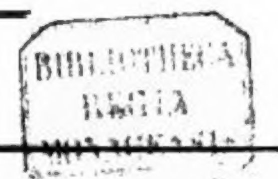


# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 180.** Freitag, den 2. Juli **1847.**




## Fanny Cerrito in Leipzig.

Von L. Kalisch.

Es war am 15. December des merkwürdigen Jahres 1846. Hoher Schnee bedeckte die Gefilde, und die sächsische Natur sah aus, als ob man ihr den Pelz gewaschen hätte. Aber in Leipzig waren die Gemüther sehr bewegt. Es war nämlich schon Mittag geworden und die sehnlichst erwartete Sylphide Fanny Cerrito war noch immer nicht von Dresden angelangt. Und es schlug 1 Uhr und sie kam noch immer nicht. Den guten Leipzigern verging der Appetit. Sie hatten schon die Billete eingelöst; sie hatten sich als ächte Deutsche auf den bevorstehenden Genuß schon im Voraus gefreut; mehrere Schriftsteller hatten die betreffenden Kritiken schon in die Druckerei abgegeben und jetzt — man fürchtete das Schlimmste. Doch Fanny kam. Sie kam, als gerade in Leipzig die Abenddämmerung begann, nämlich gegen zwei Uhr Nachmittag. Leipzig athmete wieder auf und eilte in's Theater. Die Eintrittspreise waren um das Zweifache erhöht, wodurch mancher Biedermann an der Theaterkasse einen doppelten Schmerz empfand; und dem armen Volk, das nur in unseren Theatern hochgestellt ist, kam das Vergnügen sehr theuer zu stehen.

Nachdem ich meine irdischen Angelegenheiten geordnet und in der Geschwindigkeit noch ein Codizill zu meinem letzten Willen aufgesetzt, flog ich ebenfalls in's Theater. An der Thüre desselben sah ich die Nothwendigkeit ein, meine Rippen auf den wichtigen Moment vorzubereiten und meinen Filzhut zu verwahren, daß er seine Fassung nicht verliere. Das Gedränge war so arg, daß ich es für das Beste hielt, mich passiv zu verhalten. Nach einer viertel Stunde war ich glücklich in den Tempel der Kunst geschoben; leider nicht ohne bittern Verlust. Unter Leipziger Füßen hatte nämlich mein Pariser Filz sein französisches Leben ausgehaucht.

Ich kam zwischen einen Spezereikrämer und einen jungen Dichter zu sitzen. Zu meiner Rechten duftete moderne Lyrik, zu meiner Linken veritabler Lapperdan. Anderthalb Stunden sah ich mit gepreßten Gefühlen auf den Vorhang. Die Langeweile macht grausam. Ich dachte unterdessen nur, wie ich meuchlings die Zeit tödten könnte. Ich zählte die Knöpfe an dem geschwächten Rocke meines Nachbars zur Rechten; (zwei von denselben hatten Reißaus genommen, und einer baumelte wie das Schwert des Damokles an einem dünnen Zwirnfaden). Ich zählte die Haare an dem Backenbarte meines Nachbars zur Linken und suchte mich zu überzeugen, ob ihm der Zopf nach hinten hing; ich recitirte das große und kleine Ein-Mal-Eins; ich lernte die Arabesken an den Logenbrüstungen auswendig und schon war ich im Begriff, der Zeit den letzten Stoß zu versetzen, als ich eine tiefe Bewegung in dem Herzen des Vorhangs wahrnahm. Er zitterte, er bebte und ging endlich auf.

Der Zettel verkündete, daß der Genuß des Theaterabends aus Fleisch und Geist bestehen würde. Ein Lustspiel war das dramatische Fleisch und die Cerrito war der tanzende Geist. Das Fleisch war sehr alt und mehr geeignet, den Appetit zu verderben als zu reizen. Ich fing daher wieder an die lyrischen Knöpfe zu zählen. Endlich, endlich kam sie. Sie kam; sie siegte, denn sie tanzte.

Was soll ich nun zu den Leistungen dieser Fee sagen? Eigentlich soll man diese gar nicht kritisiren. Allein wenn man bedenkt, daß unsere allerbesten Schriftsteller der Gegenwart oft unter der Kritik sind, so wird sich die göttliche Fanny gewiß auch eine kritische Besprechung ihrer Production gefallen lassen.

Wenn mein literarisches Gedächtniß mich nicht täuscht, so ist es Theodor Mundt, der von der Elsler gesagt hat, sie tanze Göthe. Die Cerrito leistet aber mehr; sie tanzt Göthe und Schiller zugleich. Die subjectivste Gefühlsinnigkeit und die objectivste Plastik reißen in ihren Schöpfungen zur Bewunderung hin. In den Pas der Elsler ist viel Geist; in denen der Cerrito ist Herz und Geist zugleich; ja, noch mehr als einfacher Geist; es ist Zeitgeist in denselben. Die Elsler tanzt antike Statuen: die himmlische Cerrito tanzt lebendige Menschen. Wären die Pas der Elsler Worte, sie würden überall das Imprimatur erhalten; während die Pas der Cerrito, wenn sie sich in Worte verwandelten, die Censur nicht passiren könnten. Sie müßte in diesem Falle über zwanzig Bogen tanzen, und gewiß würden dann ihre Tänze mit Beschlag belegt werden. Woher kommt das? Das will ich euch sagen! Die Elsler tanzt das absolute, die Cerrito das liberale Princip. Die Elsler ist die Tänzerin der historischen Erinnerungen; die Cerrito ist die Tänzerin der berechtigten Gegenwart. Doch stellen wir jetzt die Elsler bei Seite und sprechen wir blos von der Cerrito!

Die jüngere Fanny sucht in ihren himmlischen Pas vom Besonderen zum Allgemeinen über zu tanzen. So ist ihre Polka, obgleich in derselben die Luft der böhmischen Dörfer uns lieblich anweht, doch viel mehr als böhmisch; ihre Polka ist panslavistisch. Sie versteht es, auch den empfindlosesten Zuschauer in das Reich der Phantasie zu versetzen; und wenn wir ihre Cachucha sehen, kommt uns gleich Alles spanisch vor.

Und welcher Reichthum liegt in ihren Leistungen! Sie beschenkt uns nicht: sie überhäuft uns mit Geschenken. Fanny gibt uns keine Rosen; sie gibt uns auch keine Ro-

senfträuße. Fanny gibt uns Rosenbüsche. Ihr Talent ist so arm an Scheidemünze, daß ihre geringste Gabe in Goldstücken besteht.

Nachdem wir nun das innerste Wesen Fannys gründlich auseinandergelegt, wollen wir mit einigen Worten der Betrachtung die Manier in ihren Schöpfungen besprechen.

Unsere Tänzerinnen sind gewohnt, vor den Augen des Publikums ihre Glieder zu zergliedern. Sie machen aus ihrem Körper eine Windmühle und drehen sich so schnell, als ob sie in jeder Minute einen Scheffel Korn mahlen müßten. Unsere gewöhnlichen Tänzerinnen verwickeln sich in sich selbst, wie Medea streuen sie die menschlichen Glieder rings umher und müssen sie wieder mit vieler Mühe aufsammeln, und man wundert sich dann mit Recht, daß sie wieder so schnell in Ordnung mit ihren Gliedern kommen, da diese ja gar nicht numerirt sind.

Unsere Cerrito thut nun dies alles freilich auch, aber mit welcher Anmuth, mit welcher psychologischen Tiefe! Sie tanzt erst ein Problem und dann tanzt sie die Auflösung dazu. Sie überspringt in ihrem Tanze die Grenzen der verschiedenen Künste; aber sie zeigt uns auch, daß das Genie, das so oft die Regel zur Ausnahme macht, auch die Ausnahme zur Regel stempeln kann. Sie malt und dichtet mit den Füßen; aber die Poesie und Malerei werden entzückt, daß deren Grenzen von solchen Füßen überschritten werden, ich sage überschritten und werde zum Frevler an Fanny's Genius. Fanny überschreitet nicht; Fanny tanzt nicht. Fanny haucht. Ihr Fuß hat einen belebenden Odem. Ihr Fuß macht ihrem Herzen den Sitz der Empfindung streitig und — der Fuß gewinnt den Prozeß. Von der himmlischen Fanny Cerrito kann man ohne Uebertreibung sagen, daß sie das Herz in den Strümpfen trägt.

Dies ist mein Urtheil über die göttliche Fanny Cerrito *).

---

## Erinnerungen aus dem Orient.

### Konstantinopel.

(Fortsetzung)

Die Unterdrückung des Paschas von Janina kostete Mahmud das Königreich Griechenland und ohne die Dazwischenkunft der Mächte würde der Krieg gegen Mehemed Ali ihm die Krone gekostet haben. Selbst die Vernichtung der Janitscharen, die für den Sultan Gelegenheit eines so schönen Triumphes war, gereichte dem Staate nichts weniger als zum Heile. Diese mächtige, im ganzen Reiche verbreitete Miliz war gewissermaßen der Heerd jenes fanatischen Geistes, der bis dahin die stärkste Stütze von Mahmuds unvollkommnem Werke war. Diesen Geist vertilgen, hieß diese ausschließlich erobernde Gesellschaft im tiefsten Herzen verwunden, da er nur durch den Krieg fortleben konnte. Indem Mahmud ein Hinderniß umstieß, das seine Macht lähmte, grub er einen Abgrund, in welchen sein Reich stürzen mußte, denn er ersetzte das Prinzip der religiösen Begeisterung, das er zerstört hatte, durch kein anderes. Er hieb stets um, ohne je nachzupflanzen, die ganze Bedeutung seiner Handlungen nicht begreifend, warf er eine erschlaffte Nation, die nur nach und nach umzuformen war, auf ungestüme Weise aus ihrer Bahn, ohne sie auf eine bessere zu bringen. Vor Allem gehorchte er seinem unbezähmbaren Stolze und schien weniger das Interesse seines Reiches zu suchen als die Befriedigung seiner Eigenliebe. Von der Begierde nach Neuerungen hingerissen und von der dem Fortschritte widerstrebenden Religion zurückgehalten und die Unverträglichkeit des Korans mit der europäischen Civilisation begreifend, bewegte sich Mahmud sein ganzes Leben lang in einem unheilvollen Kreise und starb, selbst ein Opfer der Reform *), eines gemeinen Todes mit Hinterlassung eines erschütterten Reiches.

Als der 16jährige Abdel-Medschid den Thron bestieg, verkündigte er seine Absicht, an den Einrichtungen seines Vaters nichts ändern zu wollen und erklärte sich als einen Reformfreund. Trotz der zahlreichen Anhänger der Tradition verzichtete er auf den Turban und ließ sich mit dem Fez krönen. Weit entfernt, Mahomet III. nachzuahmen, der am Tage seiner Thronbesteigung seine neun Brüder erdrosseln ließ, ließ er, die Gebräuche des Serails verachtend, seinem Bruder Abdel-Haziz, einem Jünglinge mit glühendem Auge, energischer Willenskraft und heftigen Trieben, volle Freiheit. Der am 19. Nov. 1839 verkündigte Hattischerif von Gulhane, der so verschieden beurtheilt worden ist, hat wenigstens von dem guten Willen dieses Fürsten gezeugt, der vor erlangter Reife des Alters berufen wurde, eine Last zu übernehmen, welcher vielleicht die stärksten Köpfe in Europa unterliegen würden. Die Thätigkeit des jungen Padischah ist oft in den Geschäften bemerkbar, und die Thatsachen, die in Europa unbedeutend erscheinen würden, in der Türkei jedoch von großer Wichtigkeit sind, beweisen sein Streben nach Fortschritt. Oefters gab er seine Absicht zu erkennen, sich zu unterrichten und er hat, wie man sagt, Unterricht in der Geographie und italienischen Sprache genommen. Neulich noch machte er eine Reise in mehre Provinzen seines Reiches. Dies sind allerdings keine wichtigen politischen Handlungen, aber es sind Beweise eines guten Willens und es ist schon viel, wenn ein Schatten von Willen und eine einzige Idee einem Prinzen bleibt, der im Alter von 10 Jahren von seiner Mutter als Neujahrsgeschenk zwei bildschöne Circassierinnen erhielt.

Es ist in Konstantinopel Gebrauch, daß der Sultan jede Woche am Freitag (der Sonntag der Christen) in irgend einer Moschee sein Gebet verrichte. Er bezeichnet diese des Morgens und begibt sich zu Pferde oder in einen Kaik (Nachen) dahin, je nach dem Quartiere, in welchem sie liegt. Diese wöchentliche Ceremonie bietet die einzige Gelegenheit dar, wo die Fremden den Sultan sehen können. Ich versäumte es natürlich auch nicht und erhielt durch Vermittelung meines Dolmetschers einen Platz hinter den Spalier bildenden Soldaten, welche den ganzen Weg einnahmen. Die türkischen Infanteristen sind in ihrer europäischen Uniform wahre Karikaturen. Sie tragen enorme rothe Mützen, eine schlecht sitzende Jacke von blauem Tuche, Beinkleider von grober Leinwand, die vorn eng sind, und hinten Falten werfen und da sie im Waschen eingegangen sind, den untern Theil ihrer Beine und ihre langen, mit krumm getretenen Schuhen bedeckten Füße dem Auge preisgeben. Die fremden Exerciermeister haben es noch nicht dahin gebracht, diesen lächerlichen Rekruten die europäischen Uebungen beizubringen; zu gleicher

---

*) „Lose Hefte", Leipz. O. Wigand.

*) Mahmud liebte starke Getränke leidenschaftlich und trank nichts als Branntwein, Rum und abgezogenen Weingeist. Die Unmäßigkeit überwand sein eisernes Temperament und er starb an der Krankheit der Trunkenbolde, die man „delirium tremens" nennt.

Zeit wissen sie aber auch nicht mehr, wie ihre Väter den Säbel zu schwingen, der die Osmanlis so lange Zeit furchtbar machte. Hinter der Soldatenreihe erwartete eine zahlreiche Menge, in tiefem Schweigen die Ankunft Sr. Hoheit. Bald erschallte eine kriegerische Musik, die der Bruder des Maestro Donizetti dirigirt. Bei dem bunten Schalle der kupfernen Instrumente sahen wir den Hofstaat des Großherrn bei uns vorbeidefiliren. An der Spitze des Zuges ritten einige Offiziere. Hinter ihnen wurden vier prachtvolle Pferde in reichem Geschirr von goldgesticktem Sammt und von Edelsteinen strahlend, an der Hand geführt. Ihnen folgten in ruhigem Schritt einige hohe Staatspersonen, meist Männer von ungewöhnlicher Dicke, die in ihren europäisch zugeschnittenen Röcken zu ersticken schienen. In einiger Entfernung von ihnen endlich tummelte ein junger, schlanker Mann von ernster Physiognomie und überaus ausdrucksvoller Miene, mit vielem Anstande einen herrlichen Schimmel; auf seiner Brust funkelte ein enormer Diamant. Dieser junge Mann mit dem rothen Fez, den ein Demantstrauß zierte und dem langen schwarzen Mantel, den am Halse eine brillantne Spange zusammenhielt, war Sultan Abdel-Medschid. Eine Menge Officiere und Eunuchen zu Pferde folgten ihm in ehrfurchtsvoller Entfernung und alle Häupter senkten sich achtungsvoll, als er vorüberkam. Abdel-Medschid, das 21te Kind Mahmud's, ist den 19. April 1823 in Konstantinopel geboren. Sein schwarzer und dichter Bart läßt ihn älter erscheinen als er wirklich ist. Er hat einen schlanken Wuchs, ein glänzendes Augenpaar, regelmäßige Züge von schwermüthigem Ausdrucke. Sein Gesicht trägt leichte Spuren der Pocken, was aber dadurch weniger auffällt, weil der junge Sultan, nach der Sitte des Harems, sich an ceremoniellen Tagen schminkt. Von delikater Constitution, haben Ausschweifungen seine Brust frühzeitig geschwächt. Sein fortwährendes Unwohlseyn, seine Blässe und schlechten Zähne deuten darauf hin, daß er durch eine frühzeitige Abgelebtheit seine Sultansvergnügungen büßt. Abdel-Medschid hat bereits mehrere Kinder; sie sind schwächlich wie ihr Vater und ihre Gesundheit flößt lebhafte Besorgnisse ein.

Wenn der Sultan die Moschee verläßt, pflegt er die Sultanin Valide (des Sultans Mutter) zu besuchen. Da ich den Hofstaat noch einmal zu sehen wünschte, so trat ich in ein benachbartes Café, um das Ende des Gebetes abzuwarten. Das Innere dieses mit Menschen angefüllten Cafés bildete mit dem glänzenden so eben gesehenen Schauspiele einen sonderbaren Contrast. Nichts ist weniger elegant als ein türkisches Café. Man denke sich ein schmutziges und niedriges Zimmer, wo die Pfeifen einen fortwährenden dicken Rauch unterhalten. An den Wänden stehen auf Brettern Gläser, Tassen und Narghilen aufgereiht. Mitten im Saale dampfte ein großes Kohlenbecken. Durch diese dunstige Atmosphäre hindurch sieht man eine Reihe alter Türken wie Affen den Wänden entlang zusammengekauert. Der Eigenthümer des Cafés vereinigt gewöhnlich in sich die Functionen eines Kaffeewirthes und Barbiers. Er rasirt seine Kunden und bedient sie zugleich mit Limonade. Als ich eintrat, hielt grade der auf einer Matte sitzende Padrone auf seinem Knie den zur Hälfte haarlosen Kopf eines alten vor ihm ausgestreckt liegenden Armeniers sehr delikat bei der Nase. Nachdem er den Kopf mit Seife eingerieben, rasirte er ihn vom Nacken bis zum Kinne, indem er unaufhörlich seine Arbeit unterbrach, bald um das Rasirmesser an einem großen Lederriemen abzuziehen, bald um einen Neuangekommenen zu bedienen. Während dieser Zwischenzeit hielt der Armenier ein Auge geschlossen, den Mund gesperrt, sein eingeseiftes Gesicht den Zuschauern entzogen und man mußte sich beim Anblick dieses ganz rasirten Schädels, an welchem nur am Hinterhaupt eine Locke, einem Kürbißstengel ähnlich, stehen geblieben war, vor Lachen die Seiten halten.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Tabletten.

*** Auswandrer-Abenteuer. Der englische Oberst Head hat kürzlich ein sehr anziehendes Werk über die Auswanderung nach den Vereinigten Staaten und Canada herausgegeben. Er erzählt darin unter andern, daß er auf seinen Wanderungen in den „Hinterwäldern" häufig verlassene Blockhäuser gefunden, und um sie herum Spuren von Urbarmachungsversuchen gesehen habe, bei denen die Ansiedler verunglückt. Die Geschichte eines solchen Hauses erfuhr er. Der Eingewanderte, der die Hütte erbaute, arbeitete eines Tages auf dem Lande, das er gekauft und bereits urbar zu machen angefangen hatte. Er ging neben dem Pfluge her, den ein Paar Ochsen zogen, als diese durch das Erscheinen eines wilden Thieres am Waldsaume scheu gemacht wurden, und den Pflug zwischen einen erst kürzlich umgehauenen ungeheuren Baum und den dicht daneben stehenden Sumpf hineinrissen. Dabei wurde dem Mann der rechte Fuß und der Pflug so fest in diese Art Schraubenstock geklemmt, daß jede weitere Bewegung vorwärts oder rückwärts unmöglich war. Eine ewig lange Stunde hindurch erlitt der so eingeklemmte Unglückliche, welcher den linken Fuß auf den Pflug stützte, alle Qualen der Todesangst und die heftigsten Schmerzen, ohne eine Möglichkeit vor sich zu sehen, sich davon befreien zu können. Mehrmals verließ ihn das Bewußtseyn, wenn er aber wieder zu sich kam, so fand er sich noch immer in derselben Lage, von dem fürchterlichsten Tode bedroht. In einem Anfalle von Verzweiflung zog er sein Messer aus dem Gürtel, und ging einige Minuten lang mit sich zu Rathe, ob er nicht den eingeklemmten Fuß sich selbst abschneide und durch dieses Opfer sich befreie; aber eine kurze Ueberlegung überzeugte ihn, daß der Selbstmord diesem Gewaltmittel vorzuziehen sein würde, und seine Leiden währten noch lange, ehe er auf etwas Anderes kam. Er bückte sich so weit als möglich vorwärts, und so gelang es ihm, die Stränge der Ochsen durchzuschneiden, mit denen sie an den Pflug gespannt waren. Als er die Thiere frei gemacht hatte, zog er sie mit dem Zügel, den er zum Glücke nicht losgelassen hatte, an sich, und als er ihren Kopf in seine Nähe gebracht, strich er mit den Armen, die ihm während seiner Ohnmachten die Muskitos zerstochen hatte, an den Hörnern hin, um sie blutig zu färben. Darauf gab er den Thieren einen tüchtigen Messerstich, und sah, wie er gehofft hatte, daß sie eilig nach dem Stalle zurückliefen. Bei ihrer an sich schon verdächtigen Ankunft erregte das Blut an ihren Hörnern die Aufmerksamkeit des Freundes des Auswanderers, der sich mit ihm da niedergelassen hatte; er vermuthete, daß die Ochsen ihren Herrn getödtet hätten, und eilte hinaus auf das Feld, wo er den Armen in der beschriebenen Folter fand. Erst nach langer mühseliger Anstrengung gelang es, ihn aus der Haft herauszubringen, aber der Fuß war so verletzt und zerquetscht, daß der Arme, fern von aller ärztlichen Hülfe, bald darauf starb. Der andere fand auf andere Weise den Tod, und so verödete das Häuschen im Walde, und das Unkraut überwucherte bald von neuem die urbar gemachte Stelle.

⁎⁎⁎ Über Lenau's Befinden meldet die Köln. Ztg., der Wärter, welcher den Unglücklichen von Winnenden nach Wien begleitete, sei wieder nach Hause geschickt worden, indem man die Behandlungsweise desselben gegen den Kranken zu roh fand und die Irren-Heilanstalt des Dr. Görgen in Döbling auf das System psychischer Einwirkung gegründet ist und jedlichen Zwang ausschließt, falls nicht wirkliche Tobsucht zum Ausbruche kommt. Unter Lenau's Freunden hat sich in Wien ein Ausschuß gebildet, der die Heilungsmethode, der er unterworfen werden soll, prüfen und überwachen will, und derselbe zählt mehrere ausgezeichnete Aerzte, wie den Baron Feuchtersleben, Dr. Seligmann u. s. w., als Mitglieder.

⁎⁎⁎ Mit der geistigen Bildung ist es in Portugal selbst in den höhern Ständen ziemlich schlecht bestellt. Dom Miguel konnte 1820 nicht einmal seinen eigenen Namen richtig schreiben. Im Volke herrscht eine fabelhafte Leichtgläubigkeit und der krasseste Aberglaube. Ein Priester erzählte neulich in Lissabon einem Engländer folgende Thatsache: „Mehrere Frauen aus meinem Pfarrsprengel kamen kürzlich zu mir, heulend und wehklagend, und erzählten mir, die schändliche Königin Donn Maria habe Befehl gegeben, jedem Frauenzimmer in Portugal, das den Namen Maria führe, ein Auge auszudrehen, denn die Königin sei einäugig und wolle darum keine Maria im Lande dulden, die zwei sehende Augen habe! Ein miguelistischer Mönch, Pater Bento, hatte sie hoch und theuer versichert, daß die Königin mit diesem Plane umgehe und es kostete mich nicht geringe Mühe, sie zu beruhigen.“

⁎⁎⁎ In Frankreich ist es ein theures Abenteuer, einem Manne seine Frau zu entführen. Wie der „Charivari“ erzählt, hatte sich ein junges hübsches Weibchen in einen jungen Mann verliebt, und beide flohen mit einander, aber die Behörden spürten sie aus und brachten die Ungetreue zu dem Manne zurück, der den Entführer verklagte und 40,000 Franken Schadenersatz verlangte. Das Gericht fand nun diese Summe zwar zu bedeutend, verurtheilte aber den Entführer zu 10,000 Franken Schadenersatz, oder zehnjähriger Einsperrung, wenn er nicht zahle. Dignum et justum est!

## §§ London.

(25. Juni.)

Die 41ste Jahresfeier des unter dem Protectorat des Herzogs von Cambridge stehenden jüdischen Hospitals, das mit einer Armen- und Waisenschule verbunden ist, wurde am 24. d. M. in der Londoner Taverne mit einem splendiden Festessen gefeiert. Der Geist, welcher bei den hohen Theilnehmern dieses Festes sich in den verschiedenen Trinksprüchen äußerte, bildet einen diametralen Gegensatz zu den politischen und socialen Ausnahmgesetzen, die noch in manchen Staaten des Continents selbst von Männern des entschiedensten Fortschritts ihre Vertheidigung finden. Und dennoch ist das christliche Element in keinem deutschen Staate so prägnant in allen staatlichen und socialen Verhältnissen ausgedrückt wie in unserem Lande. — Wir wollen versuchen, den vollständigen Bericht dieses Festmahls, welches englische Blätter umständlich mittheilen, in gedrängter Kürze darzustellen. Vom königlichen Vorsitzer, dem zur Linken der Lord-Mayor de Castro und zur Rechten der Chief Rabbi D. Adler, Rothschild und Montefiore saßen, wurde, nach dem Tischgebet, welches Herr Barnett vortrug, die Gesundheit der Königin ausgebracht, und hierbei besonders die Freiheiten hervorgehoben, welche die Juden unter den hohen Nachkommen des hannover'schen Herrscherstammes erlangt hätten. Nach den Toasten auf die Königin Wittwe, den Prinzen von Wales ꝛc. erhob sich der königliche Vorsitzer und brachte, wie er es nannte, „den Toast des Tages“ aus, dem Gedeihen und Fortblühen der Anstalt. Der Lord-Mayor drückte in der dankenden Erwiederung des auf ihn vom Vorsitzenden ausgebrachten Toastes die Achtung aus, in der die jüdische Nation bei ihm stehe, seitdem er die Ehre habe, mit ihr genauer bekannt zu seyn. Er sey stolz, unter seinen Freunden Männer wie Rothschild und Montefiore zu zählen und er erinnere sich immer mit Vergnügen der Zeit, wo er mit diesem als Sherif der City so hohe Pflichten zu erfüllen hatte. Mit allgemeinem Applaus wurden seine Schlußworte aufgenommen, wie schön es sey, wenn Christen und Juden in Eintracht politisch und social verbunden seyen und jede Religionsgenossenschaft die wohlthätigen Anstalten der andern zu kräftigen und zu unterstützen suchte. Die Gesundheit des Chief-Rabbi, Hrn. Dr. Adler, brachte der königliche Vorsitzer aus. Er sagte unter Anderm, er hätte das Vergnügen gehabt, den sehr ehrenwerthen Doctor vor Jahren in Hannover kennen gelernt zu haben, wo seine pastoralen Leistungen, seine unermüdliche Arbeit in Errichtung jüdischer Schulen und das hohe Interesse, welches die Jugenderziehung bei ihm hatte, ihm die Achtung und Liebe seiner Gemeinde erwarb und erhielt. Er (der Herzog) freue sich bei dem Gedanken, wenigstens etwas beigetragen zu haben, den ehrenwerthen Doctor einem Lande erlangt und sich zugleich das Vergnügen verschafft zu haben, ihn diesen Abend bei der Jahresfeier dieser Anstalt an seiner Seite zu haben. Dr. Bawier, der Kaplan des Herzogs, sprach mit Wärme in seinem Danke auf den schönen Toast des Herrn Samson „auf die christlichen Gäste“, für die bevorstehende sociale Eintracht, und wie seine jüdischen Brüder, ob zwar im Glauben getrennt, thatsächlich bewiesen, wie schön und lieblich es sey, wenn Brüder in Eintracht wohnen. Er könne sich nicht niedersetzen, so schloß er seine humane Rede, ohne seine jüdischen Mitbrüder von Herzen zu beglückwünschen, daß der Zeitpunkt nicht mehr ferne sei, wo die noch bestehenden bürgerlichen Unfähigkeiten (civil disabilities), welche die Constitution dieses Landes verunstalten, und welche, obgleich von Christen aufrecht erhalten, den Lehren und dem Geiste des Christenthums, dessen unwürdiger Diener er sey, ganz entgegen auf ewig ausgelöscht und Christen und Juden, wie Kinder Eines Vaters, gleiche bürgerliche Rechte und Privilegien genießen werden würden.

Die Feier schloß würdig mit einer Sammlung für die Anstalt, deren Ertrag sich auf 800 Pfd. Sterl. belief.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 1. Juli. Marie, oder: „Die Regimentstochter“, komische Oper in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen von E. Gollmick. Musik von Donizetti.

Samstag, den 3. Juli. Anna von Oestreich, Intriguenstück in 4 Abtheilungen, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 181.** Samstag, den 3. Juli **1847.**

## Die sterbende Braut.

Eilet Euch! Denn das junge Mädchen erwartet einen schönen Tag! Eilet Euch! Denn wenn Ihr die Hoffnung zu lange hinausschiebt, könnte das Glück zu spät kommen. Bereitet den Schleier und das Hochzeitskleid und den Kranz mit Orangenblüthen. Machet schnell, denn die Zeit verrinnt und das Leben ist trügerisch und wie leicht könnte das Brautkleid in ein Leichentuch sich verwandeln!

Und Du, fröhliches Kind, dem die Gegenwart mit so vieler Hoffnung für die Zukunft entgegenlächelt, leere sie ganz, wenn Du kannst, die Schaale der Hoffnung und Liebe, die Deine Lippen noch berührt. Möge Deine glühende und reine Seele alle süßen und entzückenden Empfindungen wie einen Lebensathem einsaugen. Verschenke Dein Herz, junges Mädchen, ziehe Dein Leben in Stunden zusammen und genieße es, bevor der Tod kommt, denn er kann kommen — weil Du glücklich bist!

Seit einiger Zeit schattirten sich Luisens frische Wangen mit weißen und bläulichen Flecken, ihre hochrothen Lippen nahmen eine schwärzliche Farbe an, und ihre Augen strahlten in ungewöhnlichem Glanze; aber ihre Stimme war weniger wohlklingend und die langsam gesprochenen Worte durchbebte ein leises Zittern. Oft trübte sich ihr Blick, eine plötzliche Kälte durchschauerte ihre Glieder, ihr Kopf glühete, das Blut drang stürmisch nach dem heftig pochenden Herzen; bald jedoch folgte auf dieses Uebermaß von Leben und Kraft jener Zustand von Schwäche und vollständiger Vernichtung, jener kurze Schlummer der Seele, der eine flüchtige Nachahmung des Todes ist — Ohnmacht.

Obschon die Symptome sehr beunruhigend waren, so ward doch die Natur des Uebels weder von derjenigen geachtet, welche es empfand, noch von denen, welche mit aller Glut der Liebe, mit allem Eifer der Freundschaft über sie wachten. Man schrieb einer moralischen Ursache zu, was von einem physischen Princip herrührte: man hielt Luisens Leiden für die Wirkung einer Seelenerschütterung am Vorabend ihres Schicksalswechsels und bedauerte sie, ohne sich weiter zu beunruhigen. Eines Tages indeß blieben die gewöhnlichen Mittel, sie ins Leben zurückzurufen, wirkungslos; ihre Ohnmacht verlängerte sich. Da warf Arthur, ganz außer sich vor Unruhe, einen Blick auf das Tuch, das man mit einer Essenz angefeuchtet, der Kranken auf die Lippen gelegt hatte. Er stieß einen Schrei aus und ließ das Riechfläschchen, das er in der Hand hielt, auf den Boden fallen; das Tuch — war mit Blut befleckt.

O Mutter! rief er, liebe Mutter! Siehst Du? Es ist Blut. Mein Gott! Wache über sie... ich komme gleich wieder.

Und er stürzte aus dem Gemache; seine Schritte verschlangen den Raum. Bald kehrte er mit einem Arzte zurück. Es war hohe Zeit, denn das Blut kam stromweise; ein Aderlaß leitete es in die Adern zurück.

Den nächsten Morgen befand sich Luise besser, aber Arthur's Herz war tödtlich getroffen.

Man muß ein angebetetes Wesen haben sterben sehen, man muß an seinem Schmerzenslager sitzend, gewacht und gefühlt haben, wie das Leben, Seufzer um Seufzer, aus der geliebten Brust entfloh und der Tod gleichsam mit jedem Athemzuge eingesogen wurde, um zu begreifen, was dem Gedanken die erste Ahnung des Todes ist, namentlich, wenn man vom Glücke berauscht, bis dahin nur an eine Ewigkeit des Daseyns und der Liebe geglaubt hat.

Und wenn man das Bedürfniß zu weinen unterdrückt und das Wohl des geliebten Gegenstandes selbst Euch zwingt, die Augen trocken zu erhalten und die bittern heißen Thränen zum Herzen zurückzuschicken... es ist fürchterlich, es ist eine schreckliche Qual, Hoffnung zu heucheln, wenn Verzweiflung unsere Seele erfüllet. Arthur litt diese Pein. Luise ahnte ihr Schicksal nicht; sie hätte es aus einer Thräne, einem Seufzer ihres Geliebten erfahren können; es aber enthüllen, hieß sie morden.

Zuweilen, wenn das Uebel für kurze Zeit gewichen war, fühlte sie sich besser; bald aber kam es wieder und machte reißende Fortschritte. Nichts indeß verrieth es den Augen ihrer Umgebung; man konnte es der friedlichen und heitern Stirne des jungen Mädchens nicht ansehen, daß es dem Tode verfallen war; immer frisch und schön war es eine Pflanze mit gesundem Stamme, den aber ein Wurm an der Wurzel zernagt.

Man verordnete ihr die Landluft; ihre Pflegemutter brachte sie auf das Landgut zurück, das man zu frühe mit der Wohnung in der Stadt vertauscht hatte, um die Vorbereitungen zur Hochzeit zu treffen, die nun unterbrochen wurden, um nie wieder aufgenommen zu werden.

Die reine, leichte, von den schweren Dünsten der Stadt freie Luft schien die Kräfte der jungen Kranken neu zu beleben. Ihre glühende Brust sog sie wie einen heilsamen erquickenden Athem ein, und ganz fröhlich, voll Hoffnung einer schnellen Genesung, träumte sie von Leben und Eheglück. Der arme Arthur sprach davon wie sie selbst, glaubte aber nicht daran; er wußte, daß die Zeit den schönen Tag, den sie mit so vieler Inbrust herbeirief, ihrem Leben nicht gestatten werde; er wußte leider, daß sie das Leichentuch umhüllen, bevor der Altar sie im Brautschmucke sehen würde.

Luise liebte die Lectüre träumerischer, melancholischer Poesie. Als sie eines Morgens mit Arthur im Bibliothekzimmer sich befand, bekam sie Lust zu lesen; sie erhob sich, überblickte mehrere Titel und blieb unentschlossen stehen; endlich fiel ihre Wahl auf einen Band der Werke Millevoyés (Charles Hubert Millevoyé, geboren 1782 in Abbeville, gestorben 1816, dessen Werke zum Theil vom Institute gekrönt wurden) und sie nahm ihn vom Gestelle. Arthur erbebte, als er das Buch erkannte und rief voll Angst: Luise, thue mir den Gefallen und lies heute nicht; gib mir lieber den Arm und laß uns ein wenig auf der Terrasse spazieren gehen; es ist ja so schön. Nicht wahr, du thust es?

Nein, entgegnete Luise, meine Füße bedürfen keiner Bewegung, ich fühle mich so träge, habe aber Lust zu lesen.

Nun, so gib mir das Buch, ich will Dir vorlesen, damit Dir die Anstrengung der Augen kein Kopfweh zuziehe.

Das will ich nicht, Du Eigensinniger, gib mir das Buch zurück. Wenn man Dich hört, sollte man glauben, ich wäre sehr krank oder fast blind. So, gib das Buch her. Nun kannst Du bleiben oder spazieren gehen, mir zuhören oder Dir die Ohren verstopfen, wie es Dir beliebt.

Und mit schmollender Miene setzte sich das thörichte Kind an's Fenster und schlug das Buch auf.

Die ersten Worte, die sie auf der Seite las, auf welcher ihre Augen ruhen geblieben waren, enthielten den Titel einer herrlichen Elegie: „Der Fall des Laubes".

Sie las mit lauter Stimme; Arthur gerieth in eine unbeschreibliche Aufregung.

Unglückliche Verse! sagte er zu sich selbst. O, mein Gott, wende ihre Gedanken von jeder unheilvollen Anwendung ab!

Umsonst war das Gebet; es war geschehen: der Schleier zerriß, und die Wahrheit zeigte sich nackt und schrecklich.

„Mit der Beute unsrer Wälder
Der Herbst den Boden deckt;
Geheimnißlos sind die Gebüsche,
Ohne Stimm' die Nachtigall....."

Sie fuhr fort; ihre anfangs ruhige Stimme wurde zitternd, ihre Gesichtszüge verzogen sich, denn sie erinnerte sich plötzlich, unter welchen Verhältnissen der Dichter diese durch die Einfachheit ihrer Trauer so erhabenen und rührenden Zeilen, dieses doppelte und poetische, der Erde und dem Leben gesagte „Lebewohl" geschrieben habe.

Das Fenster, an dem Anna saß, war geöffnet, sie blickte hinaus . . . Die Bäume des Gartens waren bereits der Hälfte ihres Laubes beraubt, die Erde trug Trauer wegen ihres Grün und ihrer Blumen, und obschon der wolkenlose Himmel noch lächelte, so war es doch nur mit einer matten und kalten Octobersonne . . . Der Herbst war gekommen.

Der Herbst! . . . . Sie dachte über die Symptome ihres Uebels nach. Dieses Blut, das ihr so oft auf die Lippen kam, dieses Feuer, das ihre Brust verzehrte. . . . Mehr brauchte sie nicht, das Geheimniß ihres Leidens ward ihr durch diese plötzliche Prüfung enthüllt.

(Fortsetzung folgt.)

---

## † Rachel im Salon.

In einer von Frau A. S. v. Rothschild gegebenen Soirée zeigte sich Mademoiselle Rachel. Das Interesse, welches ihre gesellige Erscheinung bei allen Anwesenden erregte, wurde auf's Aeußerste erhöht, als man vernahm, daß die große Künstlerin einige berühmte Scenen der klassischen Tragödie vortragen werde. Sie hatte dazu den ersten Akt von Racine's Esther und eine der effectvollsten Stellen aus desselben Dichters Andromache gewählt. Gewiß eignet sich das altfranzösische Drama, in seinem gemessenen Gang und mit seinem eleganten hofmäßigen Styl, besser zu Salonsvorträgen, als die größere Mannichfaltigkeit und Lebensfülle der deutschen und englischen Bühnenstücke. Das Grundprincip der Racine'schen und Corneille'schen Dramaturgie ist die Antithese; sie zeigt sich zunächst im Stoff, indem der Kampf zweier Leidenschaften, Liebe und Rache, oder Patriotismus und Familiengefühl, den nie wechselnden Typus der Handlung gibt; noch weit mehr aber in der Form, da der lang gestreckte, in der Mitte zerhackte Alexandriner beständige Gegensätze nöthig macht. Beides kann zwar, wenn es einem über allen gewöhnlichen Maßstab hinausragenden Talent, einer europäischen Berühmtheit zur Folie dient, ein dichtgedrängtes Publikum anlocken, aber doch nie bei uns eigentlich populär werden. Wir lieben in der Tragödie nicht jene Kämpfe, die den Menschen darstellen, als ob sein Inneres in zwei Fächer geschachtelt wäre; jene Liebesleidenschaften, die sich mischen wie beim Kartenspiel. Vollblütige Individualität, warmer Pulsschlag der Liebe, rühmlicher Kampf gegen das Schicksal, Prüfungen in der läuternden Flamme des Unglücks — das ist es, was wir bei Shakespeare, bei Schiller und theilweise bei den Spaniern suchen und finden.

Dieses Alles zugegeben, ist es dennoch nicht zu läugnen, daß jene Correctheit und Eleganz, wenn ein warm pulsirendes Herz dazu kommt, den höchsten Eindruck nicht verfehlt. Die Form bedarf zur Wiederbelebung eines mächtigen Genius, und die Stagnation, die nach Talma's Tod eintrat, dürfte sich leicht nach der einstigen Entfernung der Mademoiselle Rachel auf dem Théatre français wiederholen. Was die Rachel so groß macht, ist die Vereinigung eines tiefen Verständnisses der Leidenschaft, eines passionirten Ergreifens der Seele der Dichtung, mit einer ganz vollendeten technischen Virtuosität, neben welcher Viele unserer besten Schauspieler nur als talentvolle Naturalisten erscheinen. Solchen Vorzügen gegenüber mag das Geständniß, daß Einem das Genre zu fremd sei, ehrenwerth erscheinen; andere Urtheile aber, welche das Ganze einer solchen Erscheinung als bloße Manier bezeichnen oder gar auf Charlatanerie zurückführen wollen, tragen meist das Gepräge dünkelhafter Unwissenheit.

Um auf jene Soirée zurückzukommen, so war der gebotene Genuß auch wegen seiner Außergewöhnlichkeit interessant, indem dem Vernehmen nach Fräulein Rachel sich sogar zu Paris selten oder nie in Privatkreisen hören läßt. Die Art der Vorträge unterschied sich indeß nur dem Costüm nach von der theatralischen Darstellung, denn die Künstlerin, von ihrem Bruder Herrn Felix, im Dialog unterstützt, legte in Stimme, Gesten und Mienenspiel denselben Affect und dieselbe Energie, die wir auf der Scene an ihr bewunderten. In der Scene aus „Esther" ließ sie einige sanftere Saiten der Sympathie erklingen; als Hermione dagegen zeigte sie ganz jene leidenschaftliche Ironie, mit welcher sie so frappant zu wirken versteht; und die bekannte Paradestelle: „Je ne vous ai pas aimé? Qu'ai-je donc fait?" ist wohl nie er-

greifender vorgetragen worden. In solchen Scenen des Trauerspiels Andromache ist Racine's Genius offenbar über die steife Haltung der sogenannten Classicität hinausgegangen, und hat einen kühnen Griff in das Gebiet Calderons gethan, der so haarscharf und doch so naturgetreu die Sophistik der Liebe zu entwickeln weiß. Auffallend war übrigens, wie wenig Anstrengung die Künstlerin nach so heftigen Productionen zeigte, und mit welcher Unbefangenheit sie unmittelbar darauf in die Konversation einging. — Der Gestalt nach erscheint die Rachel im Salon und in moderner Toilette kleiner als auf der Scene und im Faltenwurf antiker Gewänder. Sitzend imponirt sie mehr als stehend; ihre Züge, obwohl nach keiner systematischen Schönheitslinie geformt, sind doch besonders anziehend durch das geistvolle, tiefglänzende Auge, die edelgewölbte Stirne und den Schmuck des einfach gescheitelten Haars. Die Gesellschaft, welche größtentheils aus der hier anwesenden Diplomatie und andern Notabilitäten der Stadt bestand, erwies der Künstlerin jede rücksichtsvolle Aufmerksamkeit, die man einer so seltenen Erscheinung wohl schuldig ist. In der Conversation zeigt sich Demoiselle Rachel heiter und ohne Prätention, doch immer bedeutend, und selbst an ihrem Humor ist jener ernste Grundton nicht zu verkennen, der in ihrem ganzen Wesen vorherrscht.

---

## Erinnerungen aus dem Orient.

### Konstantinopel.

---

(Fortsetzung)

So wie der Freitag in der Türkei dem Gebete geweiht ist, so ist er auch der Tag der Ruhe und des Vergnügens, wie der Sonntag in Europa. Nachmittags verlassen die meisten Bewohner Konstantinopels die Stadt, um die reine Luft des Landes aufzusuchen. Die armen Familien, die keine Transportmittel zu ihrer Disposition haben, beschränken ihren Spaziergang auf die Eingänge der Stadt; sie bleiben gewöhnlich auf den mit düstern Cypressenwäldchen bedeckten Kirchhöfen. Im Schatten dieser heiligen Haine, welche die so imposanten Mauern des alten Byzanz umschließen, inmitten dieser mit zahllosen Grabsteinen bedeckten Todtengefilde sitzen die Türken gruppenweise und bringen den Tag damit zu, daß sie stillschweigend rauchen, dem Rauche ihres Tschibuks mit dem Blicke folgen und sich irgend einer unbestimmten Träumerei überlassen. Unweit von ihnen sitzen ihre Frauen mit enthülltem Antlitze. Kuchen- und Fruchthändler verkaufen ihnen ein frugales Mahl. Bisweilen hält ein ambulirender Musikus vor diesen Cirkeln an und singt ihnen ein trauriges Klagelied in jammerndem Rhythmus vor. In der Entfernung sieht man im Schatten der Cypressen türkische Frauen gleich weißen Fantomen dahingleiten, die aus der Masse der gleichartigen Gräber den letzten Ruheort eines Wesens, das sie einst geliebt, aufsuchen. So verstreicht den meisten Türken der Freitag. Bei Sonnenuntergang suchen sie wieder ihre Wohnungen auf, ohne je an ergötzlichere Unterhaltungen zu denken. Nach ihrem Weggehen herrscht eine entsetzliche Stille in diesen Todtengefilden, aus denen in der Nacht stinkende, pestartige Dünste aufsteigen.*) In der folgenden Woche werden dieselben Türken auf dieselben Gottesäcker zurückkehren, wo ihre Väter vor ihnen gewandelt und so wird es bis auf den letzten Tag fortgehen; denn nach ihnen werden ihre Söhne denselben Weg nehmen und auf demselben Steine, wo ihre Familie ruht, ihren Träumereien sich überlassen.

Doch nicht alle Einwohner Konstantinopels und nicht einmal alle Türken begnügen sich mit so melancholischen Erholungen. Diejenigen, welche nur einen Funken Fröhlichkeit im Herzen und einige Thaler in der Börse haben, miethen für ihre Frauen einen Kaik oder einen Araba (eine Art Bauernwagen, vor welchem zwei Büffel gespannt sind) und begeben sich mit ihnen nach den süßen Wassern von Europa oder Asien. So nennt man eine grüne und frische, von hundertjährigen Bäumen beschattete Wiese, die da beginnt, wo das goldne Horn aufhört. Hier erstirbt das stürmische Mittelmeer. Nachdem es die wilden Küsten Spaniens gepeitscht, die balsamischen Ufer Italiens gebadet, zu den Füßen der steilen, traurigen Gestade Griechenlands geseufzt, und an den sandigen Ufern Kleinasiens gemurmelt, vergolden sich seine ans Ziel gelangten Wogen in der Sonne des Orients inmitten der schönsten der Städte und verschwinden „gleichsam als könnten sie sich von dieser zauberhaften Stelle nicht trennen“ unter Blumen und verlieren sich in einem Bache, der sich fröhlich durch eine Wiese schlängelt. Ich stieg in einen Kaik und steuerte der Bucht zu, wo diese Wellen, die mich auf langen Reisen getragen, ihr Ende erreichen. Nachdem ich den so belebten Hafen Konstantinopels in seiner ganzen Länge durchrudert und den in einiger Entfernung von der Stadt gelegenen Kiosk besehen, den Mahmud einer geliebten Sultanin geschenkt, gelangte ich, sanft auf einem friedlichen Bach dahingleitend, in ein kleines grünes und schattiges Thal. Hier war Alles Ruhe und Stille; man hätte sich hundert Stunden von der Stadt glauben können. Kaiks waren dem Ufer entlang festgebunden, reich geschirrte Rosse weideten auf der Wiese, Kinder spielten mit einander oder fingen kleine Schildkröten im Bache. Im Schatten ungeheurer Sykomoren saßen zahlreiche griechische Familien bei einem ländlichen Mahle, während in ihrer Nähe ein Dilettant aus Pera gleich einem Hirten Virgil's ein Schäferlied auf der Flöte blies. Dies war nicht mehr die Elegie der Todtenäcker, es war eine Idylle. Ein wenig seitwärts saßen auf reichen Teppichen Türken, die ruhig den Rauch ihrer Narghiles einsogen und sich in alle Wollüste des Kief verdient zu haben schienen.

Wenn man nicht den entnervenden Einfluß des orientalischen Klimas empfunden hat, so kann man den Reiz nicht leicht begreifen, den dieser Zustand entzückender Träumerei und poetischer Sorglosigkeit, den man Kief nennt, mit sich führt. Was wir Ruhe und Stille nennen, ist Ermüdung und

*) Die Ausdünstungen der türkischen Gottesäcker, die in der Nacht oft unerträglich sind, gehören mit zu den Hauptursachen der Pest. Keine polizeiliche Maßregel ordnet die Beerdigungen an, daher noch immer der alte Gebrauch beibehalten ist. Sobald ein Mensch den letzten Seufzer ausgehaucht hat, trägt man ihn auf den Gottesacker. Kaum einige Zoll Erde bedecken den Leichnam, auf welchen man, statt eines Sarges, der Art zwei Bretter legt, daß zwischen dem Todten und der Erde ein Zwischenraum bleibt, „damit, wie die Türken sagen, „der Todesengel sich darauf setzen kann, um mit ihm sich zu unterhalten.“ Dieser Gebrauch hat nur das Gute, daß Leute, die in einem lethargischen Zustande lebendig begraben worden sind, ihr Grab sprengen können. Ein Cicerone Konstantinopels versicherte mich, daß zur Zeit der Pest ein am Morgen begrabener Schmied während des Tages in sein Leichentuch gehüllt nach Hause gekommen sey. Da er ein sehr schweigsamer Mann gewesen sey, habe er, ohne Jemanden ein Wort zu sagen, zum großen Entsetzen der Anwesenden, sich dem Amboß genähert und nach seiner Wiederauferstehung ruhig die Arbeit wieder vorgenommen, die den Tag zuvor durch seine Krankheit unterbrochen worden war.

Aufregung im Vergleich zu dieser Schlafsucht, der auch das Farniente der Italiener nicht gleichkommt. Das Farniente ist das Vergnügen, nichts zu thun, es ist eine physische Willenskraft, eine Erholungsstunde, während welcher alle Fähigkeiten der Seele darauf gerichtet sind, des körperlichen Wohlseyns zu genießen. Der Kief hingegen ist weniger materiell und poetischer, es ist ein Moment des vollkommnen Gleichgewichts, vollständiger Ruhe, wo alle gewissermaßen berauschten Sinne schlummern und schweigen, während die halbwache Seele leise seufzt und den schönen Träumen sich öffnet. Liebe Träume aus der Vergangenheit, die Ruhe der Gegenwart, die unklaren Träumereien für die Zukunft, Alles verwirrt sich in dem Gedanken, schwimmt in hellem Dunste vor uns und scheint sich mit der lauen Luft, die man einathmet, zu vermischen. Man gelangt nur stufenweise in diesen Zustand, der das Opium beliebt machen würde, wenn das Opium ihn verschafft und aus welchem man sich nur nach und nach reißen kann, will man nicht in seinem ganzen Wesen einen heftigen Stoß empfinden, ähnlich dem, der die Nachtwandler, wie man sagt, tödtet, wenn man sie zu barsch ins Leben zurückruft.

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** Zwei Heldinnen. Berichten aus Dobrota, in der „Gazzetta di Zara“, zu Folge, hatte eine sechzig Mann starke Bande Montenegriner in der Nacht vom 11. auf den 12. Mai das einzeln stehende Haus des in Ruhestand zurückgezogenen Handelsschiffskapitäns Tommaso Dabcevich überfallen, um es auszurauben und wahrscheinlich die einzig aus dem Kapitän und dessen Gattin und Schwägerin bestehende Einwohnerschaft zu ermorden. Ihr Vorhaben scheiterte jedoch an der heroischen Vertheidigung des tapferen Kapitäns und der beiden Frauen, welche hinter den vergitterten Fenstern ein so mörderisches Gewehrfeuer gegen die Räuber unterhielten, daß sie sich, nachdem sie bereits ein Loch in die Hausthüre gehauen hatten, mit Zurücklassung eines Todten zurückziehen mußten. Den am folgenden Tage eingezogenen Nachrichten zu Folge, hatten die Räuber noch zwei Todte und mehrere Verwundete, worunter einen schwer Getroffenen, mit sich nach Hause geschleppt. Als das Loch in der Thüre groß genug war, daß ein Mensch hätte durchschlüpfen können, hatte sich der entschlossene Kapitän, während die beiden Frauen anhaltend aus den Fenstern schossen, mit zwei geladenen Pistolen und einem Handschar im Munde, dem Loche zur Seite gestellt, und den ersten Eindringenden niedergebrannt, dann die zweite Pistole unter die dicht vor der Thüre stehenden Räuber abgeschossen, welche dadurch so den Muth verloren, daß die später zu Hülfe gekommenen Grenztruppen nur noch den Todten vor der Thüre antrafen.

*** In dem bekannten Werke der Miß Martineau über Amerika heißt es unter andern: „Alle amerikanischen Damen sind mehr oder minder literarisch gebildet. Leserinnen gibt es sehr viele, aber wenig Denkerinnen. Die Geister haben einen passiven Charakter, woraus folgt, daß man sich sehr mit der Erlernung von Sprachen beschäftiget. Wenn mir eine durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete Dame gezeigt wurde, konnte ich sicher sein, daß sie eine Sprachkennerin sei. Ich traf eine große Anzahl solcher Damen, die lateinisch lasen, einige griechisch, einige hebräisch, einige deutsch. Mit Ausnahme der letzten Sprache, schien die Gelehrsamkeit ihnen wenig Nutzen zu bringen, und nur als unterhaltende Beschäftigung zu dienen. Aber in den ganzen vereinigten Staaten traf ich keine gute Künstlerin; ich hatte nie das Vergnügen, eine gute Zeichnung zu sehen, und hörte nur etwa zwei Mal gute Musik. Das gänzliche Mißlingen aller Versuche zu zeichnen ist mir noch jetzt ein Räthsel.“

*** Ein sonderbares Vergnügen. E. Sue, der Mann des Tages in der französischen Roman-Literatur, hat vorzüglich durch seine „Mystères“ und seinen „Juif errant,“ einen merkwürdigen Einfluß auf das Pariser Salonvergnügen gewonnen. Man liebt jetzt im Schauspiele Gräßlichkeiten, und im Salon Erzählungen schauderhafter Begebenheiten, welche die Fantasie auf unangenehme Weise anregen. Mehrere französische Journale machen sich darüber lustig, und namentlich der „Charivari“ erzählt hiervon ein interessantes Beispiel, indem er eine Soirée bei der Marquise B. schildert. Es heißt daselbst: „Es hatte bereits Mitternacht geschlagen, als die Marquise den anwesenden Schriftsteller S. aufforderte, eine schreckliche Geschichte zu erzählen, welche der Vicomte T., — einer der ausgezeichnetsten Salonpianisten, melodramatisch begleiten sollte. Die Lichter wurden demnach weggeschafft und es blieb in einer Ecke nur eine dem Verlöschen nahe Lampe zurück. Die Anwesenden rückten zusammen, der Vicomte setzte sich an das Piano und S. begann zu erzählen. Was er erzählte, können wir nicht mittheilen, aber er sprach, so viel als es ihm nur immer gelingen mochte, mit einer düstern und hohlen Grabesstimme. Er sprach länger als eine Stunde von nichts als Leichen, Blut, Kerkern, Ketten, Dolchen und Schrecken. Das Piano wiederholte alle seine Worte und erhöhte durch seine düstern Töne den Eindruck derselben. Endlich baten die Damen um Gnade, und als man wieder Lichter brachte, lagen zwei ohnmächtig auf den Divans.“ A. Thz.

*** Eine Schachpartie. Kürzlich spielten — so meldet „Moring Post.“ zwei Engländer eine Partie Schach um 5000 Pfd. Sterling (beinahe 50,000 fl C. M.) Unter den Zusehern wurden ebenfalls Wetten angestellt, welche zusammen über 20,000 Pfd. Sterl. galten.

### Physikalischer Verein.

Samstag, den 3. Juli. Leichte und sichere Methode, das Antimonwasserstoffgas von dem Arsenikwasserstoffgas zu unterscheiden. — Ueber den Bildungsprozeß der Schwefelsäure in den Bleikammern.

### Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 3. Juli. Anna von Oesterreich, Intriguenstück in 4 Abtheilungen, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 182.** Sonntag, den 4. Juli **1847.**


## Die sterbende Braut.

(Fortsetzung.)

„Wie wäre es," sagte Luise zu Arthur sich wendend, den der Schmerz unbeweglich und stumm gemacht hatte, „wenn auch ich bereits vom Tode getroffen wäre, wie es Millevoyé war, als er mit seiner Dichterstimme sein Schwanenlied sang? Wenn mein Schicksal gleich dem seinigen an das Loos des letzten Blattes unserer Haine geknüpft, wenn dieß mein letzter Sommer wäre?"

„Was sagst Du, Luise?" entgegnete Arthur. „Wie kannst Du eine so falsche Vergleichung treffen?"

„Falsch? Litt er nicht wie ich? ... Ich werde wie er dahingehen; die Zeit der Ruhe ist gekommen."

„Verhängnißvolles Orakel von Epidaurus ...."

„Ja wohl, verhängnißvoll!.... So jung schon sterben! Aus dem Leben scheiden, wenn es so schön, so reich an Glück ist! Es verlassen, wenn Du mich liebst, im Moment, wo ich die Deine werden soll! Armer Arthur! Du hast nun keine Braut mehr, denn ich gehöre dem Grabe an. O mein Gott! So muß ich denn sterben! so schnell ... es ist entsetzlich!"

Das unglückliche Mädchen weinte und schluchzte am Halse ihres Geliebten, der, unglücklicher noch als sie, weil er ja auf Erden zurückbleiben mußte, im Uebermaße seines Schmerzes weder Thränen noch Seufzer hatte, um seine Leiden zu erleichtern.

Umsonst versuchte man es, in Luisens Herzen die Hoffnung wieder zu beleben ... sie war für immer erstorben ... Alles war vergeblich. Sie konnte nicht mehr an das Leben glauben, denn sie wußten zu gut, daß zwischen ihr und der Zeit Alles bald zu Ende seyn werde. Diese auf Kosten aller ihrer Täuschungen erlangte Gewißheit war für diejenigen, welche Luisen umgaben, vielleicht eben so peinlich, als der Gedanke an das Loos selbst, das ihr bevorstand.

Wie entsetzlich ist es doch, den Tod nahe zu wissen, wenn man glücklich ist! Welcher Muth, welche Standhaftigkeit gehört nicht dazu, um seinem letzten Stündlein ruhig entgegenzusehen! Wenn man, hoffnungslos, Allem Lebewohl sagen muß, wenn man alle Bande des Glücks, die uns an die Erde knüpfen, zerrissen sieht, so bedarf es großer Geistesstärke, großer Ergebung in die Fügungen des Himmels, um sich nicht gegen die uns strafende Hand aufzulehnen. Es gehört ein ungemeiner Grad von Tugend dazu, wenn man, vom Glücke reich beschenkt, sein Besitzthum ohne Bedauern verlassen kann, wenn man zum Tode ruhig zu sagen vermag: „Du suchst mich? Hier bin ich; nimm mich mit!"

Auch Luisens Ergebung in den Willen des Höchsten war nicht ganz frei von Bedauern und doch besaß sie ein muthvolles Herz. Das arme Kind. Sie überließ der Vergangenheit eine so schöne Zukunft, so den Horizont so weit und glänzend vor sich ausdehnen zu sehen!.... O mein Gott, klage sie nicht der Schwäche an; wenn Du sie stärker sehen wolltest, warum machtest Du sie so glücklich? War sie es nicht zu sehr, als daß sie ganz ergeben ihr Haupt unter das unabwendbare Joch hätte beugen können, das erst im Grabe seine Lösung findet?

Arthur's Leiden war unbeschreiblich. So wie es gewisse Blicke gibt, die, wenn man sie malen will, dem Pinsel widerstehen, und sich nicht vom Modell auf's Portrait übertragen lassen, so gibt es auch Gefühle, für welche die Beschreibung keine Worte finden kann. Wir sagen daher nur: „er liebte sie und sah sie sterben." Das Herz allein wird den Sinn dieser Worte in ihrer tiefsten Bedeutung begreifen.

Wie edel und rührend war sie, wenn sie mit jenem Lächeln, das trauriger als eine Klage ist, zu ihm sagte:

„Warum fluchst Du, mein Freund, dem Dichter, daß er mich erleuchtet hat? Danke ihm vielmehr, denn durch seine Verse weiß ich, daß ich sterben werde; nun kannst Du Deinen Thränen freien Lauf lassen. Halte sie nicht mehr zurück, mein Arthur, Du hast Dir lange genug in meiner Gegenwart Gewalt angethan .... denn Du wußtest es, daß ich die kommende Jahreszeit nicht erleben würde, und wenn ich Dir von Glück und Hymen sprach, wenn ich Dir meine zahllosen Pläne für die Zukunft anvertraute, so mußten Dir meine Hoffnungen recht wehe thun, meine Freude mußte für Dich etwas Schauerliches haben .... Du littest entsetzlich, wie ich überzeugt bin, wenn Du mich so heiter von der nächsten Zeit sprechen hörtest, da Du wußtest, daß ich am Abende meines letzten Tages stand .... Nun weiß ich es auch .... So weine denn jetzt, Du darfst es; Deine Thränen werden mir nichts mehr offenbaren.

Arthur aber glaubte das Herz müsse ihm brechen, als sie ihm zu weinen gestattete.

Ach! sagte sie wieder, warum hat der Tod mich verschont, als er meine Mutter mir entriß, als er meinen Vater dahingeraffte, damals hätte ich das Leben nicht bedauert, denn mein Herz war leer, das Daseyn war mir eine Last, der Tod hätte mir süß und leicht geschienen. Ich rief ihm, aber er kam nicht. O, ich errathe, warum ich ihn vergebens gerufen! Ich war damals eine zu unbedeutende Beute für ihn; er verachtete mich, weil ich unglücklich war; Hoffnung, Liebe und Seligkeit mußten mich erfüllen, sollte ich seiner würdig seyn. Nun ich es bin, holt er mich.... der Grausame!

Jedes Wort war ein Dolchstich in Arthurs Herz.

Das Leben zog sich nach und nach aus Luisen zurück; ihre Kräfte schwanden dahin. Da sie sich kaum noch aufrecht erhalten konnte, ließ sie sich in den Garten tragen; sterbend wollte sie dem vorübergehenden Tode der Natur beiwohnen.

„Ach, mein Arthur, wie freue ich mich dieser matten Sonne, dieser kalten Luft, dieses trüben Tages. Diese Traurigkeit des Himmels harmonirt vollkommen mit der Erde; sie scheint den Abhang, der zum Grabe führt, ebnen zu wollen. Ich möchte keinen schönen Tag mehr sehen; sein Lächeln würde mir ein schreckliche Ironie, eine Beschimpfung der Thränen seyn. Es ist besser, ich fühle es, daß die Natur, wenn man ihr Lebewohl sagt, ein Trauerkleid statt eines Festgewandes trägt. Man glaubt weniger zu verlieren, wenn man sie so verläßt. Ich möchte nicht zur Zeit des Frühligs sterben! Mein letzter Blick falle auf Schnee und Eis; nur keine Blumen, mein Gott, nur keine Blumen!

Der Tod schritt schnell vorwärts, sein Lauf war pfeilgeschwind und sein Fuß dem Ziele nahe.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Erinnerungen aus dem Orient.

### Konstantinopel.

(Schluß.)

Ich habe noch nichts vom Bosporus gesagt. Um ihn zu beschreiben, würde man vergeblich die Palette des Malers entlehnen, umsonst alle Formeln, deren der Enthusiasmus sich bedient, alle Beiworte erschöpfen, welche die Sprache für die Bewunderung geschaffen hat. Es gibt Schauspiele, über welche sich keine Rechenschaft geben läßt. Die Zeilen, welche der Reisende bei solchen Scenen in der Eile in sein Tagebuch einträgt, bezeichnen nichts, es sind gleichsam nur erklärende Anmerkungen zu den Bildern, die sich seinem Gedächtnisse eingeprägt haben. Ich werde daher die Beschreibung nicht versuchen, ich wünschte nur von dem Eindruck zu sprechen, den dieses wunderbare Panorama hervorbringt, und der Einbildungskraft des Lesers die Sorge überlassen, es zu errathen, indem er von der Wirkung zur Ursache hinaufsteigt. Was beim Anblicke des Bosporus in uns lebendig wird, ist nicht jenes Gefühl der Verehrung und fast des Schreckens, welches das Herz beklommen macht, wenn man den Ocean, oder das Chaos der Alpen, oder den düstern Horizont der asiatischen Wüsten betrachtet, es ist vielmehr jenes Entzücken, das die Seele übermannt, wenn der Blick an einem frischen Frühlingsmorgen über ein blumenreiches, vom Thau getränktes Thal dahinschweift, das voll Wohlgeruch und Liebeszauber ist. An den Ufern des Bosporus ist die Natur nicht imposant, sie lächelt uns an und entzückt. Man ist inmitten eines bezauberten Gartens, wozu sie den Plan mit Liebe entworfen, und in welchen sie an einem verschwenderischen Tage alle Schätze ihres Schmuckkästchens geschüttet hat.

Die bergigen, ländlichen, im schönsten Grün schimmernden Abhänge, die sich amphitheatralisch an beiden Ufern erheben und in dem unbeweglichen Spiegel dieses schönen blauen Sees, den man Bosporus zu nennen pflegt, widerspiegeln, haben einige Charakterähnlichkeit mit gewissen Schweizer-Hügeln, wenn es erlaubt ist, um sich verständlicher zu machen, eine Vergleichung anzustellen. Rechts und links am Ufer dehnt sich eine unübersehbare Reihe röthlicher Häuser aus, die Pagoden gleich unter Rosen- und Jasmingebüschen halb verborgen sind, und Paläste von leichter Architektur und blendender Weiße, auf deren Dächer die Zweige alter Sykomoren *) traubenförmig herabhängen. Höher hinauf ziehen sich terrassenweise Lustwäldchen mit glänzendem Laube hin, aus denen hie und da reizende Kioske gleich in Schmelz gefaßten Rubinen hervorschimmern. Ueber diesen blumigten Luftstücken zeigen sich, als wollten sie deren Glanz noch erhöhen, schöne graue, von Bäumen halb verdeckte Felsen. Cypressenwäldchen, deren gestutzte Wipfel den Himmel zu berühren scheinen, krönen die Bergesgipfel und umgeben die lachende Landschaft mit einem ernsten Rahmen. Bäche schlängeln sich wie Silberbänder unter ihren dunkeln Schatten hin oder ergießen sich in lustigen Fällen, in welchen die Sonnenstrahlen sich prismatisch brechen. Die Seiten der Abhänge scheinen gemeiselt worden zu seyn, „um die Augen zu ergötzen.“ Hier erhebt sich unversehens ein fast wilder Hügel und dort breitet sich ein grünes, friedliches Thal aus, wo im Schatten einer riesenhaften Platane eine liebliche Quelle murmelt.

Wenn man weiter vorschreitet, so verlieren sich nach und nach diese reizenden Bilder, um von andern noch entzückenderen ersetzt zu werden. Mit jedem Ruderschlage entdeckt der Blick eine neue Oase, die bisher irgend eine Bodenerhöhung ihm verborgen hatte; man kommt von einem Zauber zum andern und dies fünf bis sechs Stunden in Einem fort. Um Euch her sind Schwärme von Kaiken, welche die Wogen durchschneiden, und Schaaren von Alcyonen (Eisvogel, Taucherkönig) die sie mit Flügeln streifen. Hunderte von Schiffen liegen bei den Häusern vor Anker; andere kommen mit vollen Segeln an, machen einige Schläge und wenden in dem Momente, wo ihre Segelstangen in die blühenden Bäume des Gestades sich verwickeln wollen. Bisweilen erhebt sich eine wüthende Brise, die plötzlich die Gewässer kräuselt, die Kaiks in die Höhe wirft, die Schiffe schaukelt, die Flaggen in Bewegung setzt, das Laub zittern macht und Schaumwogen auf die Treppen der Häuser schleudert. Ueber dieser so ruhigen Landschaft, wo Alles Freude, Glück und Heiterkeit ist, dehnt sich, als letztes Wunder, ein glühender Himmel aus, dessen Azurfarbe sich mit den warmen Tinten des Lichtes vermischt Dies ist der Bosporus, den so viele Dichter besungen haben, und welchen Beschreibungen niemals schildern werden können. So prachtvoll auch das Panorama ist, wenn es die Sonne mit ihrem Golde bekleidet und die geringste Hütte in einen Palast verwandelt, so gibt es doch eine Stunde, wo es noch wunderbarer erscheint; dies ist, wenn in einer jener lauen orientalischen Nächte unser Kaik zwischen den beiden in Stille versenkten Ufern leise dahingleitet. Man sieht nur undeutlich im Dunkel diese große stumme Stadt, diese ewig verschlossenen Häuser, die so viele unbekannte Geschicke, so viele geheimnißvolle Existenzen enthalten. Dann folgt der Reisende, von dieser Ruhe begeistert, den fantastischsten Träumen und schafft endlose Romane. Zuweilen ruft er, den Tagen voraneilend und die Freuden der Zukunft im Voraus genießend, den gegenwärtigen Moment in sein Gedächtniß zurück und denkt daran, mit welcher Wonne er sich eines Abends dieser schönen Orte, die ihn umgeben, und dieser Stunden der Jugend, die schnell entfliehen, erinnern werde! —

So erlebte ich während meines langen Aufenthalts in Konstantinopel, fast alle meine Abende. Aber nach langjähri-

---

*) Maulbeer- (ägyptischer) Feigenbaum.

gen Reisen kommt der Moment, wo die Bewunderung sich erschöpft, wo die Einbildungskraft gesättigt ist. Selbst Konstantinopel mit all seinen Wundern ersetzt nicht das Vaterland und man findet an den Ufern des Bosporus jene Pflanze des Vergessens nicht, von welcher Homer spricht. Eines Tags fühlte ich mich dieses herumirrenden Lebens und dieser Augenfreuden, an welche die traurig gestimmte Seele keinen Theil mehr nahm, überdrüssig. Ich sagte daher dem Orient ein Lebewohl und rüstete mich zur Heimkehr.

---

## Der Mutter Joseph's II. äußere Persönlichkeit.

Die große Maria Theresia war eine der schönsten Frauen; das ist weltbekannt, und auch uns noch einleuchtend, wenn wir das Bildniß betrachten, welches ihrer österreichischen Erbhuldigung, ein Werk in Folio, eingeheftet ist. Das Antlitz und die Gestalt dieser unvergeßlichen Fürstin sind häufig beschrieben worden, nicht minder auch von Ausländern. Unter die Letzeren gehört der Britte Wraxal, ein anziehender Reisender und Memoirist aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Er war 1779 in Wien. In seinem Werke: „Memoirs of the courts of Berlin, Dresden etc. and Vienna in the years 1777 — 1780, zeichnete er die erlauchte Frau in einem Briefe vom 11. Februar des obigen Jahres wie folgt:

„Einige Personen, welche bei der Krönung Marien Theresiens zugegen gewesen, die 1741 stattgefunden, haben mich versichert, daß sie eine der schönsten Frauen Europas war. Sie hatte einen feinen Wuchs und eine majestätische Haltung. Alle Bildnisse, die ich von ihr gesehen, machen das begreiflich. Ihr Auge, wiewohl von hellgrauer Farbe, hatte doch Ausdruck und Milde. Sie hatte eben das Wochenbett verlassen, und das gewisse Matte und Schmachtende gab ihr neue eigenthümliche Reize. Die Krone war ihr zu weit; man mußte sie ausfüttern. Als sie ihr zu schwer wurde, da sie sich zur Tafel begab, legte sie selbe ab. Die heiße Witterung, und die mit der Feierlichkeit verbundene Bewegung verbreitete eine Röthe über ihr Antlitz, wodurch der Glanz ihrer Schönheit erhöht wurde. In Locken fielen ihre Haare über ihre Schultern; sie war ganz bezaubernd. Diese Schilderung, welche nicht schmeichelt, muß man sich immer gegenwärtig halten, wenn man erwägt, welche Begeisterung diese Fürstin den Ungarn hat einflößen können."

Das sind des Britten Rückblicke! nun aber spricht er als Augenzeuge von der Gegenwart, etwa zwei Jahre vor dem Hintritte seiner Heldin. Ach, natürlich, welcher Contrast! Wraxal erzählt: Maria Theresia hat keine Spur mehr von jenen Reizen, mit welchen die Natur sie überhäuft hatte. Durch ihr Alter, ihre zahlreichen Geburten, und endlich durch die Blattern sind ihre Züge sehr verändert worden. Von dieser Krankheit wurde sie 1767, und zwar von der zweiten Gemahlin des jetzt regierenden Kaisers befallen, so, daß ihr Leben in Gefahr kam. Man hat mich versichert, daß sie unmittelbar von dieser Krankheit noch für schön gelten konnte, obschon sie sehr dick und unbehülflich geworden. Ein ihr nachher zugestoßener Unfall verunstaltete sie beinahe vollends. Als sie in einer Caleſche von Wien nach Preßburg fuhr, wurde sie umgeworfen und stürzte so heftig auf die Erde, daß ihr Gesicht ganz zerschlagen ward, und sie durch die dadurch entstandene Entzündung und Geschwulst beinahe um das Augenlicht gebracht wurde. Dieses behielt sie zwar noch; allein der Entstellung durch die zerrissene Haut war nicht abzuhelfen. Ihre Züge trugen inzwischen gleichwohl noch den Ausdruck von höchster Güte. Bei ihrer Toilette weiß sie nichts von einer Zuflucht zur Kunst. Ihr Haar ist unter ihrer schwarzen Florhaube völlig platt zurückgestrichen, und im Nacken sehr kurz geschnitten; sie trägt es gepudert. Mit des Kaisers Tode hat sie die Trauerkleider beibehalten. Wegen der Schwäche ihrer Füße vermag sie nur kurze Zeit zu gehen; und ihre Beine nur in Etwas zu kräftigen, schnürt man sie in Gamaschen. In ihrer Jugend liebte sie den Tanz, wie Bälle und alle öffentlichen Unterhaltungen sehr. An Hoftagen pflegt sie im Gesellschaftssaale Karten zu spielen; sonst aber nicht. Bei Hofbällen bleibt sie nur bis 11 Uhr. Aus Leid über den Verlust ihres zärtlich geliebten Gemahls bewohnt sie seitdem nicht mehr das erste Stockwerk der Hofburg. Ihre Gemächer sind im zweiten, gegen die Mittagsseite, obgleich sie gegen die Kälte so gleichgültig ist, daß sie im Winter die Fenster den ganzen Tag über offen, und man das Feuer ausgehen läßt. Der Kaiser hingegen, der die Wärme liebt, trägt da stets einen Pelz, wenn er sie besucht.

Wraxal schildert nun Theresiens Tageseintheilung: Im Sommer steht sie um fünf, im Winter um sechs Uhr auf. Nachdem sie ihr Gebet verrichtet, hört sie eine Messe; hierauf geht sie an die Geschäfte. Um 9 Uhr hört sie wieder eine Messe. Dann arbeitet sie ununterbrochen. Bei der Tafel ist sie sehr mäßig, fast immer allein. Unmittelbar darauf begibt sie sich wieder an die Geschäfte. In Schönbrun bringt sie, wenn es die Witterung gestattet, 4—5 Stunden im Garten, in einer Bogenlaube zu. Vor ihr in einer Einfassung, steht ein Kästchen voll mit Papieren und Bittschriften, welche sie aufmerksam liest. Abends um 6 Uhr wohnt sie dem Segen bei, was auch stets ihre Töchter thun müssen. Erscheinen sie nicht dabei, so läßt sie fragen, ob sie krank seien, ist dieß nicht, so ist sie sehr unwillig. Im vorigen März lag sie Nachmittag von 3—6 Uhr in der Kirche auf den Knien, und betete, Gott möge die Kriegsgeißel abwenden, die ihr damals in Ansehung der baierischen Erbfolge drohte. An bestimmten Tagen ertheilt sie jedermann ohne Unterschied Audienz. Dienstags empfängt sie die Minister. Nur der Fürst Kaunitz wird stets auf einfache Meldung angenommen."

Man sieht, Wraxal war ziemlich unterrichtet. Ueber die äußere Persönlichkeit der erhabenen Frau in ihren jüngern Jahren sagt er uns aber allzuwenig. Wir wollen also noch einige Eigenheiten beifügen. Theresiens Antlitz bildete ein schönes Oval. Ihre Augen waren zwar sanft, aber voll Seele und Feuer, besonders in Momenten der Erregung, in welchen sie wie jene ihres großen Gegners Friedrich vor Ausdruck strahlten, und mächtig imponirten. Die Biegung ihrer Nase war eine habsburgische. Ihr Mund war höchst anmuthig, ohne mehr eine Spur der burgundischen Lippenfülle zu zeigen. Ihr Haar war blond, aber nicht üppig. Ihre Stirne war hell und klar; ihre Art zu sprechen, rasch und fernig. Alle ihre Geberden trugen den Stempel ihres sanguinischen Temperaments, und gleichwohl der echten Majestät und eines selbstbewußten Heroismus. Ihr erhabener Ernst und ihre seelenvolle Milde bezeichneten den Geist ihres Wahlspruchs: Justitia et clementia. A. Thz.

---

## Tabletten.

*** **Louis Philipp und die Girondisten.** Band 4, S. 71 in dem genannten Werke heißt es nach der „Berliner Zeitungs-Halle": Noch an demselben Abende, als Dumouriez in Paris ankam, eilte er in Danton's Arme, obgleich an ihnen noch das Blut vom 2. September klebte. . . . Um diese Zeit befand sich der Herzog von Chartres, der heutige König der Franzosen, in einer Audienz beim damaligen Kriegsminister Servan. Servan lag krank zu Bette und hörte dem jungen Prinzen nur unaufmerksam zu. Danton war zugegen. Es schien, als habe er hier mehr zu befehlen, als der Kriegsminister selber. Er nahm den Herzog von Chartres auf die Seite und flüsterte ihm zu: Was schaffen Sie hier bei diesem Phantom von einem Minister — einem Menschen, der Ihnen weder schaden noch nützen kann? Kommen Sie morgen zu mir, ich will Sie anhören und Ihre Angelegenheit dann in Ordnung bringen — ich! Als der Herzog am nächsten Tage wieder auf dem Ministerium erschien, empfing ihn Danton mit einer Art von väterlicher Heftigkeit: „Was muß ich von Ihnen hören, junger Mann? Man sagt, Sie ließen Reden fallen, die der Unzufriedenheit gleichen wie ein Ei dem andern. Sie tadelten die großen Maßregeln der Regierung? Sie jammerten wahrhaft sentimental wegen der gefallenen Opfer und Sie verwünschten ihre Henker? Nehmen Sie sich zusammen, junger Mensch, der Patriotismus duldet keine Lauheit — und Sie haben ohnedies Verzeihung für einen großen Namen nöthig." Der Prinz gestand mit einer Festigkeit, die man von seinem Alter kaum erwarten durfte, daß die Armee einen Schauder empfinde bei allem Blute, das nicht auf dem Schlachtfelde vergossen werde, und daß ihr namentlich die September-Morde die Freiheit zu entehren schienen. „Sie sind zu jung, — erwiederte ihm Danton mit der Stimme und Festigkeit eines Mannes, der dem Prinzen weit überlegen war — um über die letzten Vorfälle urtheilen zu können. Um sie zu begreifen, müßten Sie an meinem Platze stehen. Das Vaterland war bedroht, und es erhob sich auch nicht ein Vertheidiger dafür; die Feinde rückten vor, sie wollten uns überschwemmen, da galt es, einen Strom von Blut zwischen uns und ihnen fließen zu lassen! Und in Zukunft schweigen Sie. Kehren Sie zur Armee zurück, schlagen Sie sich tapfer, aber setzen Sie nicht unnöthiger Weise ihr Leben auf's Spiel. Sie haben noch viele Jahre vor sich: Frankreich liebt die Republik nicht, — es hat alle Gewohnheiten, alle Schwächen und Bedürfnisse der Monarchie: nach unsern Stürmen wird es, durch seine Fehler oder durch die Nothwendigkeit zu ihr zurückgeführt werden — und dann werden **Sie** König seyn! Adieu, junger Mann, und vergessen Sie Danton's Prophezeihung nicht." — (In der „Zeitungs-Halle" wird die Meinung auch gestattet, Louis Philipp müsse Lamartine diese Mittheilung selbst gemacht haben.)

*** **Alexander Dumas.** Jemand, der, gleich dem unermüdlichen Eingesandtslieferanten der beiden Berliner Zeitungen, in einer Minute mehr zu fragen weiß, als zehn gescheidte Männer in einer Stunde beantworten können, nahm sich kürzlich die Freiheit, dem Verfasser des „Grafen von Monte-Christo" einige Fragen über seinen Stammbaum vorzulegen. „Sie sind ein Quatrone, Herr Dumas?" fing er an. — „Das bin ich," antwortete ruhig der Dichter, der übrigens vernünftig genug ist, sich einer Abkunft nicht zu schämen, die er durch sein Aeußeres nicht verleugnen kann. — „Und ihr Vater?" — „War ein Mulatte." — „Und Ihr Großvater?" — „Ein Neger," erwiederte Dumas, dessen Geduldsfaden riß, etwas hastig. — „Und darf ich nun fragen, was Ihr Urgroßvater war?" — „Ein Affe, mein Herr!" polterte Dumas heraus, und zwar mit einem Blicke der Verachtung, der den impertinenten Frager wie ein Donnerschlag traf; „ja, ja, ein Affe: mein Stammbaum fängt da an, wo der Ihrige aufhört." M. f. d. L. d. A.

---

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 3. Juli.)

†. Die blinde Sängerin Fräul. **Anna Zinggeler** aus Zürich, welche in den Hauptstädten Süddeutschlands vielen Beifall gefunden hat und namentlich von den fürstlichen Gönnern ausgezeichnet wurde, verweilt gegenwärtig hier, um uns Sonntag den 4. Juli in einer Matinée musicale mit ihrem schönen Talent bekannt zu machen. Diese Matinée wird im Salon des Hauses „Mozart" stattfinden. Die Sängerin darf wohl auch in Frankfurt eine freundliche Aufnahme erwarten.

§. Wir haben bereits das Erscheinen des ersten Heftes der „losen Hefte" von **Ludwig Kalisch** (Leipz. G. Wigand) angezeigt. In der Vorrede sagt der geistvolle Verfasser: „der Scherz hat überall eine so volle Geltung wie der Ernst; und die Thränenperle, die man lacht, ist von eben so reinem Wasser, wie die Thräne, die man weint. Jene hat sogar noch den Vorzug vor dieser, daß sie nicht so oft der Heuchelei ihr Entstehen verdankt." Mit diesen Worten charakterisirt Kalisch am besten den Humor, der sein Werk beseelt. Es ist der „**gesunde ehrliche Spaß**", neben dem innigen Gemüth, was die „losen Hefte" zu einer ebenso heiteren als anziehenden Lectüre macht. Dabei darf man nicht behaupten, daß die „losen Hefte" immer harmlos bleiben. Im Gegentheil erinnert die Satyre darin häufig genug an die scharfgespitzte Feder, die seiner Zeit die „Mainzer Narrhalla" schrieb. Wir wünschen den „losen Heften", daß sie, lose wie sind, weit und breit hinflattern möchten ins liebe deutsche Vaterland. Denen, welche lieber lachen als weinen, werden sie überall eine willkommene Erscheinung seyn.

— König Ludwig von Bayern soll sich, wie ein süddeutsches Blatt wissen will, entschlossen haben, Luther's Standbild nicht länger aus der Wallhalla auszuschließen.

— **Theodor Mügge**, der durch seine nordischen Reiseskizzen gezeigt hat, wie meisterhaft er Volkszustände aufzufassen und zu schildern versteht, hat ein neues Reisewerk herausgegeben: „Die Schweiz und ihre Zustände."

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 3. Juli. **Marie-Anne**, oder: „Ein Weib aus dem Volke, dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Abtheilungen, nebst einem Vorspiel: „Der Hochzeitstag", nach Dennery und Mallian. Deutsch von Dräxler-Manfred.

Sonntag, den 4. Juli. **Der Weltumsegler wider Willen**, abenteuerliche Posse in 4 Bildern, von Räder. Musik von Cantal.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 183.** Montag, den 5. Juli **1847.**

### Die sterbende Braut.

(Fortsetzung.)

Je schneller der Tod sich näherte, desto muthiger fühlte sich das junge Mädchen, das er haben wollte, ihn zu empfangen. Man hätte sagen mögen, daß das Uebel, unter dessen Last sie seufzte, dem Geiste all die Kraft zuführe, die es dem Körper raubte. Das Gold ihrer Seele reinigte sich im Schmelztigel des Leidens. Der Tod bringt oft in den Gedanken eine der gewöhnlichen Ansicht entgegengesetzte Wirkung hervor; die Entfernung macht ihn groß, er wird aber kleiner, je geringer der Zwischenraum zwischen ihm und dem erkornen Opfer wird; und wenn der Zusammenstoß erfolgt, so ist das riesenhafte Phantom nur noch ein Zwerg, gegen den man anprallt und zerschellt, ohne ihn gewahr zu werden.

Aber in Luisen's Erinnerung tönte fortwährend das Schwanenlied des poetischen und melodischen Millevoyé. Ihre Augen, durch das Abmagern ihres Gesichtes größer geworden, hefteten unruhige, schmerzliche Blicke auf die Bäume, deren gelbliche Blätter, des Saftes beraubt, mit leichtem, aber scharfem, ungleichem, im Herzen widerhallendem Geräusche niederfielen. Das war eine himmlische Mahnung, die ihr sagte, daß ihr Leben sich löse, gleich den Blättern, und mit ihnen verschwinde. Sie verfolgte sie mit den Augen in ihrem irrenden Laufe, ein Spiel der Winde, und wenn ein etwas stärkerer Hauch sie von der Erde emporhob und in leichten Wirbeln zerstreute .......

„Wohin gehen sie, die armen todten Blätter? Führt sie der Wind in den Abgrund, in die Wolken? Aber, was liegt daran; es werden andere kommen; die Trauer der Bäume dauert nur einen Winter; im Frühlinge werden sie ihren Mantel von Reif ablegen und ihr Festgewand anziehen, ihren Blumenschleier .... Die Natur stirbt nicht, sie schläft; und von dem Schlummer erfrischt, erwacht sie schön und bräutlich geschmückt, ich aber werde nicht wie sie erwachen, ich werde die Hülle meines Daseyns nicht wieder anlegen! .... Nein, fuhr sie gen Himmel blickend fort, nein, ich kann an ein vollkommenes Sterben nicht glauben. Ich fühle Etwas in mir, was nicht völlig vernichtet werden kann. Der Tod vermag mit seinem eisigen Munde die Seele nicht anzuhauchen; er kann sie nicht wie eine Lampe auslöschen; er kann nur nehmen, was der Erde angehört; was aber vom Himmel kommt — und die Seele kommt daher — umstrickt er mit seinen langen Armen, damit es ersticke. Nicht wahr? Der Körper ist ein Schleier, der die Seele verhüllt, wie eine Wolke die Sonne. Der Schleier fällt, die Wolke zieht vorüber! Und Sonne wie Seele glänzen in noch reinerer Klarheit. — Leben! Tod! Sonderbares Problem, dessen Lösung aller menschlichen Weisheit widersteht! Unerforschliches Räthsel dessen Auflösung nirgends zu finden ist!“

Wie rührend und schön war die junge Sterbende, wenn sie also das Licht ihrer Gedanken in die Nacht der theologischen Geheimnisse warf! Welche Erhabenheit des religiösen Glaubens, der ihr Herz erfüllte! Von wie gewaltiger Ueberzeugung ist doch jene düstere Beredtsamkeit, deren Ausdrücke, so einfach, gewöhnlich oder sonderbar sie auch sein mögen, eine prophetische und heilige Bedeutung annehmen, sobald sie das große Geheimniß der Gottheit, das Ziel der Schöpfung untersuchen! Denjenigen, welche sie hören, scheinen die Worte, die den Lippen eines Sterbenden entströmen, ein Ausfluß der Seele zu seyn. In der That üben die Töne, die vom Grabesrande aufsteigen, auf das Verbrechen und den Unglauben häufig eine größere Wirkung aus, als es die von der Kanzel vermögen. Das Grab ist eine Bühne, von welcher aus der Redner nicht ohne gehört und verstanden zu werden, spricht. Hier findet jedes Wort einen Widerhall, erzeugt jeder Gedanke eine Erinnerung.

Wie tief mußten sich die Worte, die Luise gesprochen, in Arthurs Herz einprägen! Sie hatte zu reden aufgehört und er horchte noch, als wolle er die fernste Schwingung der Töne auffassen.

Aber plötzlich machte sie eine krampfhafte Kälte erzittern, sie stieß einen herzzerreißenden Schrei aus, warf sich in die Arme ihrer Pflegemutter und rief, die Augen schließend:

„Rettet mich! . . . Siehst Du, Arthur, meine Mutter? Sie naht sich! Da ist sie. Helft mir!“

Was sah sie? warum preßte sie sich so voll Angst an den Busen, der sie beschützte!

Ein heftiger Windstoß hatte die Wipfel der Bäume niedergebeugt und einen mächtigen Zweig all seiner Blätter beraubt, die leise dahinwirbelten. Luise hatte das Nahen des Todes zu vernehmen geglaubt.

Er kam wirklich, hatte aber noch einige Schritte zu thun.

Mehrere Tage verflossen; Luise wurde von Stunde zu Stunde schwächer; sie konnte sich nicht mehr vom Lager erheben. Man hatte ihr Bett dem Fenster nahe gerückt, das die Aussicht nach dem Garten hatte und von wo man eine dichte Gruppe hoher Kastanienbäume überblicken konnte. Es war unmöglich gewesen, die Kranke zu bewegen, ihre Augen von dem sichtlichen Absterben der Natur abzuwenden; man hatte dieser unglücklichen Laune nachgeben und sie so legen müssen, daß sie das Laub sich lösen und fallen sehen konnte; sie erwartete den Fall des letzten Blattes!

Keines fiel, ohne daß ein Seufzer der gepreßten Brust Arthur's sich entrungen, daß eine Thräne ihre feuchte Spur auf der brennenden Wange des unglücklichen Jünglings, der an dem Schmerzenslager seiner schönen und sterbenden Braut saß und wachte, hinterlassen hätte!

„Weine, mein Freund, sagte sie, laß Deinen Thränen freien Lauf; es macht mir Vergnügen, Dich weinen zu sehen.... O, verzeihe mir, daß ich mich an Deiner Pein ergötze, verzeihe mir diese Selbstsucht, diese grausame Freude.... Ich sollte für Dich nur Wünsche des Glückes hegen und ich fühle mich so selig, die Gewißheit Deines Schmerzes, die Versicherung einer dauernden und glühenden Erinnerung mit mir in's Grab nehmen zu können. Deine Thränen sind für mich das Pfand, daß Deine Seele stets der armen Luise gedenken wird und so wiederhole ich Dir denn, Geliebter, daß ich Dich gern weinen sehe... verzeihe mir!"

(Schluß folgt.)

## Die russischen Hauslehrer.

„Ein altrussischer Palast," sagt H. Wimmer in seinem so eben veröffentlichten Buche: „Die Deutschen in Rußland," „gleicht einem russischen Milchtopfe mit kolossalem Bauche. Unter dem Bauche sitzt in kleinem Raume der Bedientensatz und oben in nicht viel größerem der Abschaum oder die Sahne. Im Hauptstocke ist die Milchmasse in weite Räume vertheilt. Das Erdgeschoß besteht aus dem mit einer meist geschmacklosen Säulenreihe verzierten Eingange, dem sich dann links und rechts noch einige eingeschobene Vierecke zur Stützung des Hauptstocks anschließen. Man nehme diese beiden Würfel heraus und man erhält das Hauptgebäude, das sich trotz seiner luftigen und kühnen Bauart noch lange nicht mit dem umgekehrten Zuckerhute in der Adersbacher Felsengruppe vergleichen ließ. Im ersten Stocke schlafen Monsieur le — und Madame la — noch mit ihrem ganzen Kammerstaate (es ist um 9 Uhr des Morgens, da wir unsere Tagesbeschreibung anheben), während im Oberstübchen, zu dem man auf einer hölzernen Treppe gelangt, schon seit drei Stunden Lehrer und Schüler sich von ihren Betten erhoben haben und der ewigen Langeweile des Lebens, von der das hohe Ehepaar noch nicht völlig zu sich selbst gekommen ist, durch angestrengte Thätigkeit zu entgehen suchen. Der Erschlaffung wird durch das Zwischenspiel einiger Privatstunden vorgebaut, während welcher sich der Lehrer seinen vaterländischen oder pekuniären Träumereien überlassen kann, und in der Regel um 12 Uhr geht es in den Speisesaal zum Frühstück. Einem schlesischen Leinweber oder einer sächsischen Spitzenklöpplerin möchte ich es wünschen, daß sie einmal an einer russischen Tafel frühstücken könnten; sie würden gewiß so befriedigt aufstehen, daß sie nach keiner Mittagsmahlzeit verlangten. Nach dem Frühstücke geht die ganze Kinderwelt einige Stunden spazieren, und nun ziehen die Ammen mit ihren Säuglingen, die Kinder mit ihren Bonnen, die Mädchen mit den Gouvernanten und die Zöglinge mit den Erziehern schaarenweise in der Stadt und in den Alleen umher. In Moskau, wo alle Leute von Stande fahren, sieht man dann weiter nichts als vierspännige Wagen mit gewöhnlichen Pferden, kleine Schlitten mit schönen Trabern, lange Züge von aneinander gebundnen Frachtschlitten, die den Weg versperren, und eine Masse schmutziger Schaafspelze, blauer Kaftans und einfacher Soldatenmäntel. Im Anfange des Sommers, wenn die reichen Leute noch nicht ausgeflogen sind, kann man zwar täglich seine Herren und Damen auf den Boulevards lustwandeln sehen und je nach Umständen seine Freude daran haben, aber „Eisele und Beisele" müssen schon um 2 Uhr zu Hause sein, wenn nicht Herr Sch. einmal wider seine Gewohnheit eine Ausnahme gestattet, und eine Stunde später nimmt erst die Lustfahrt ihren Anfang. Aber da sitzen der Herr Doctor und der Docent schon längst wieder in ihren Lehnstühlen und richten ihr Trachten auf die um 4 oder 5 Uhr bevorstehende Hauptmahlzeit. In Folge des Spaziergangs findet der Zögling seine erste Verdauung so weit vorgeschritten, daß er sich nunmehr ernstlich auf die zweite und größere vorbereiten kann. Einiger Aerger mit Gallenentleerung hilft vielleicht noch zur Beschleunigung und wie ein Phönix ist der junge Mann zur rechten Stunde aus seiner Asche wieder erstanden und geht in Begleitung seines steifen Führers mit frischen Kräften an das Werk. Nach einstündiger Löffel- und Gabelarbeit geht es zur Hauptsitzung, welcher Vater und Sohn und die Taube in Form einer Französin vorstehen und ihrem unglücklichen Vis-à-Vis durch die Mannichfaltigkeit ihrer Sprachkenntnisse, sowie durch die Beredtsamkeit ihres Mienenspiels stille Ehrfurcht abnöthigen. Aber auch diese Stunde geht glücklich vorüber und eiligen Schrittes begiebt er sich auf seinem hölzernen Treppchen in sein Obergemach, wo er jetzt einige Stunden Zeit hat, das Viele, was man zu ihm gesagt, und das Wenige, was er selbst gesprochen hat, noch einmal gründlich zu überdenken, um sich auf die Abendversammlung am Theetische vorzubereiten. Freilich wird es dem Herrn Doctor nicht sehr schwer, seine Gedanken logisch zu ordnen und aus den vielen Variationen Grundton und Thema herauszufinden, aber sein Studenbursche leidet jetzt regelmäßig an widerlicher Gedankenverstopfung, bei welchen Latwerge, Baldrian und andere darmätzende Mittel nur sehr zweideutigen Erfolg versprechen. Beim Samowar (diese Thermaschine ist bei uns noch viel zu wenig im Gebrauche und wird wohl erst in einegen Jahren allgemein eingeführt werden, sobald unsere Handelsflotte uns Massen von Thee aus China zuführen wird,) wird das Herz weiter, die Zunge beweglicher, das Augenpaar feuchter, die Haut wärmer und der ganze Körper galvano plastischer. Jetzt ist das Tagewerk vollbracht und Alle gehen langsam von dannen; nur der Gouverneur ist müde; seine letzten Kräfte rafft er zusammen, um seinen Kammergenossen schneller nach oben zu treiben und an dem Orte seiner Träume angelangt, die beiderseitige Niederlage zu beschleunigen. Während der Kammerdiener vielleicht noch damit beschäftigt ist, den jungen Baron mit seinen zu diesem Behufe etwas längeren Nägeln hinter den Ohren oder sonstwo, wo es ihn juckt, zu kratzen, ist der Kammergouverneur schon wider Willen eingeschlafen und verlebt die glücklichsten Stunden seines Daseins. Gönnen wir ihm diese Ruhe und wünschen wir nur, daß nicht noch ein älterer Herr Baron mit seinem guten Freunde N. im Nebenzimmer seine Bacchanalien feiert oder erst um Mitternacht auf der hölzernen Treppe seine Rittersporen erklingen läßt und dann, wenn er sich vielleicht in etwaiger Ermangelung einer Nachtlampe in unsere Schlafkammer verirrt haben sollte, in Folge seines Versehens einen Heidenlärm anfängt, der unserm Deutschen in der Geisterstunde ein fieberhaftes Grausen und Entsetzen einjagt, womit sich bald Aerger über den älteren Freiherr und Hoffnung auf eine beßere Gestaltung der Dinge verbinden."

## † Das Julfest und der Markberg zu Trier.

Genüber dem schönen Trier erhebt sich aus dem schmalen Moselthale eine bedeutende Felsenmasse steilrecht in malerischen Abhängen, eigentlich nur ein Vorsprung des **Kockelsberges**, welcher von der ehrwürdigen waldbekrönten Bergmasse durch eine Schlucht abgetrennt ist. Dieser Vorsprung wird **Markberg** oder **Marksberg** genannt. Seine Spitze ist durch eine Kapelle geschmückt, die Felsenwände sind oft schön bewaldet, und malerisch berankt, oft schroff und nackt vorspringend, so daß sie einen der lockendsten Ausflüge von Trier gewähren. Alterthümler, welche sich zu versündigen glauben, wenn sie hier nicht jedem Steine eine römische Deutung geben, haben den Namen des Berges von dem römischen Kriegsgotte **Mars** abgeleitet und vermuthet: daß auf jener Höhe, wo nun die Kapelle steht, in grauen Zeiten ein Tempel des ländererschütternden Mars gestanden habe. Wir wollen versuchen, dem Namen eine andere, und zwar **deutsche** Deutung zu geben, indem wir einer Volkssage gedenken, welche nicht bloß flüchtige, grundlose Sage ist. Vom Mittelalter nämlich, so weit unsere Kunde hinaufreicht, bis tief in die Neuzeit hinein, pflegte die Volksmenge Trier's, von den Zünften angeführt, und vorzüglich von der Fleischerzunft, am Neujahrstage mit einem Rade den Marksberg zu besteigen, und dieses Rad von der Höhe des Berges in das Moselthal niederrollen zu lassen, um sich an dessen Sprüngen zu ergötzen und dabei allerlei althergebrachte Lieder zu singen. Wir haben noch keinen Trierer gekannt, welcher nicht von diesem Volksfeste zu erzählen wußte.

Augenfällig hat diese Gewohnheit keinen römischen Ursprung, wie das Römerthum in Trier, überhaupt in Deutschland, nie so volksthümlich geworden, vielmehr zu unsanft ausgerottet worden ist, als daß es seine Gewohnheiten bis in die späteste Zeit hätte überliefern können. Ebensowenig scheint sie aus den Zünften und Innungen des Mittelalters hervorgegangen zu seyn, da sie als solche keinen beifälligen Erklärungsgrund hätte, dafür aber um so mehr der vorchristlichen heidnischen deutschen Zeit anzugehören. Unsere Urväter dachten sich nämlich das Jahr unter dem Bilde eines zwölfspeichigen Rades, dessen Umkreis von vier Folgen, Jahreszeiten, zusammengesetzt ist. Dieses Rad nannten sie Julrad. Jul bezeichnet in der alten Sprache nichts weiter als das **wogende**, das **rollende**. Wenn die Sonne ihren tiefsten Standpunkt erreicht hatte, zogen die alten Deutschen, in der Hoffnung, daß sie sich wieder erheben werde, hinaus, trugen mit sich das Bild des Jahres, brachten in feierlichem Gottesdienste fromme Opfer und Gebete dem Gotte dar, und ließen dann das Julrad den Berg hinunterrollen, vielleicht aus dem Rollen auf den Segen oder den Mißwachs, auf Glück oder Unfall des kommenden Jahres zu schließen. Dieses Fest nannten sie Julfest. So war in Trier der Berg, wo dieser feierliche Gebrauch und Gottesdienst stattfand, wohl ein **Markberg** d. h. ein Berg der Vorbemerkung guter oder schlimmer Jahresläufe. Daß die Zunft der Fleischer grade das Rad vom Berg niederlaufen ließ, und den alten heiligen Gebrauch das ganze Mittelalter hindurch als einen weltlichen aufrecht erhielt, erklärt sich wohl dadurch; daß dabei die Metzgerzunft do[illegible] übernahm, was sonst die Opferschlächter, die alten Heidenprie[illegible]usführten, wie denn diese Zunft überhaupt viel von dem Neu[illegible]r Priesterverbrüderung mit in ihre Gilde aufgenommen hat.

**Wilh. v. Waldbrühl.**

---

## Der Dämpfer war betrunken.

(Eine wahre Geschichte.)

Es fuhr ein Schiff hinab den Rhein,
Drin saßen drei Studenten,
Die tranken wohl vom besten Wein,
Und sangen hell im Sonnenschein:
Ade!
Leb wohl, herzliebste Au,
Leb wohl, du Rheinweingau!
Das Scheiden thut so weh.

Ging's am Johannisberg vorbei,
An Bergen und an Burgen.
Sie leerten Flaschen mancherlei,
Wohl mehr als zwei und mehr als drei.
Ade!
Leb wohl, herzliebster Rhein,
Leb wohl, du goldner Wein!
Das Scheiden thut so weh.

Und weiter fuhr das Schiff zu Thal,
Es tranken die Studenten.
Und Herrn und Damen allzumal,
Sie zechten mit, leer war der Saal.
Ade!
Leb wohl, du goldnes Naß,
Leb wohl — kehrt um das Faß,
Das Scheiden thut so weh.

Sie tranken Alle, groß und klein,
Das Ufer scholl von Liedern.
Der Kapitän sah munter drein,
Der Steuermann saß fest allein.
Ade!
Leb wohl, wenn Alles trinkt,
Leb wohl, die Hand mir sinkt,
Das Scheiden thut so weh.

Der Kapitän, er nahm das Glas
Und trank mit den Studenten.
Der Steuermann, der kann es baß,
Er wollt', sein Humpen wär' ein Faß.
Juchhe!
Leb wohl, herzliebste Au,
Leb wohl, du Rheinweingau,
Es geht zu Thal, Ade!

Und Alles sang und Alles trank,
Der Dämpfer war betrunken!
Er thät wohl manchen großen Wank,
Er saß auf einer sand'gen Bank.
O weh!
Leb wohl, herzliebster Rhein!
Nur noch ein Glas voll Wein,
Dann süßer Schlaf, Ade!

**Aug. Nodnagel.**

## Tabletten.

*** London. Bulwers Landsitz ist ein kleiner Feenpalast; sein Haus in London, 19 St. James Street, Buckingham Gate, zeigt schon in seinem zierlich geputzten Aeußern den Geschmack des Besitzers und sticht ab vom gewöhnlichen räucherigen Schwarz der andern Wohnungen. Seine Equipage ist elegant, aber höchst einfach. Seine älteste Tochter, ein hübsches Mädchen von 18 Jahren, ist aus der Pension in Deutschland zurückgekehrt und von ihm an die Spitze seines Haushalts gestellt. Dieser Tochter erlaubt er aber nie einen Brief anzunehmen, ein Verbot, zu dem er wohl seine sehr guten Gründen haben muß, obgleich der weise Metaphysiker bedenken sollte, wie doppelt süß verbotene Früchte schmecken. Seine Söhne sind herrliche Knaben. Es ist schön von Bulwer, daß er Freiligrath, der gewiß seine Stellung als Buchhalter in einem Handlungshause peinlich fühlt, ohne ihn mehr als dem Namen nach zu kennen, geschrieben hat, er möchte ihm die Freude machen, auf seinen Landsitz zu kommen und dort zu weilen, so lange es ihm angenehm sey. Freiligrath lebt in einer abgelegenen Vorstadt Londons in einem kleinen Häuschen recht anständig mit Frau und Kindern. Der Buchbinder Huth gibt ihm 300 Pf. St., was freilich in London keine große Einnahme ist, aber doch bei geringen Bedürfnissen hinreicht. Die Engländer, Bulwer ausgenommen, kümmern sich wenig um ihn. Seine Frau übersetzt mitunter für Buchhändler. Sie ist Mitglied des „Whitlington-Club," an dem auch andere Damen, u. a. Mary Howitt, die bekannte Übersetzerin, und Mrs. Douglas Jerrold Theil nehmen.

*** Napoleon als Religionslehrer. Es sind gegen zwanzig Jahren her, da befand sich der Erzbischof von B., seiner Gesundheit willen in dem Curorte Aix-les-Bains in Savoyen. Während seines Aufenthalts daselbst ward er zu einer jugendlichen Kranken gerufen, die im Sterben lag. Es war die Tochter eines berühmten Generals aus der Kaiserzeit, sie selbst ausgezeichnet durch ihre Schönheit. In dem Gespräche, das sie mit dem Prälaten führte, äußerte sie so erhabene religiöse Grundsätze, daß der Erzbischof, bis zu Thränen gerührt, fragte, wer ihr dieselben eingeflößt habe. — „Monseigneur," erwiederte die Kranke, „nächst Gott verdanke ich die Religiosität dem Kaiser. Ich war mit meiner Familie auf St. Helena. Eines Tages — ich zählte damals zehn Jahre — sprach der Kaiser zu mir: Mein Kind, Du bist hübsch, in wenigen Jahren wirst Du es in noch höherem Grade seyn. Bei solchen äußeren Reizen erwarten Dich gar viele Gefahren in der Welt. Wirst Du sie bestehen, wenn Du nicht geschützt, gewappnet bist durch die Religion? Aber wer wird Dich in dieser unterweisen? Dein Vater hat keine, Deine Mutter noch weniger. Ich will die Pflicht, die ihnen obliegt, auf mich nehmen, komme morgen zu mir, ich werde Dir die erste Lection geben. Und zwei Jahre lang ging ich mehrere Male die Woche zum Kaiser, meinen Katechismus unterm Arm. Er ließ mich darin lesen und erklärte mir alles. Nach der Zeit, als ich zwölf oder dreizehn Jahre alt geworden, sagte der Kaiser zu mir: Jetzt mein Kind, bist Du, glaube ich, hinreichend unterrichtet. Du mußt nun ernstlich daran denken, zur Communion zu gehen. Ich will aus Frankreich einen Priester kommen lassen, der Dich zu dieser feierlichen Handlung, und mich — zum Tode vorbereiten wird. Und das that der Kaiser auch." A. Thz.

*** Der größte Theil der spanischen Zeitungen bestand, wie das auch in Deutschland vorkommt, einmal aus zwei Dritttheilen weißem Papier. So erscheint einst der „Expectator" in folgendem Zustand. Auf der ersten Seite stand: „alle treuen Spanier", und auf der zweiten ganz unten: „unser glückliches Vaterland". Auf der dritten standen die Worte: „die Infantin durch ihre Heirath" und am Ende der letzten, vierten: „in unserer nächsten Nummer".

---

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 4. Juli.)

— Die „Allg. Zeit." schreibt: Das so originelle Gemälde von Carl Rahl „der Einzug König Manfred's in Luceria", welches gegenwärtig in Wien ausgestellt ist, erregt in der ganzen Künstlerwelt verdientes Aufsehen. Wie wir hören, ist in Frankfurt a. M. auf Anregung des trefflichen Bildhauers v. Launitz, ein Comite zusammengetreten, welches Se. Maj. den Kaiser von Oesterreich, den Besitzer des Bildes, um die Gnade ersuchen wird, die baldigst in Frankfurt zum Besten des Göthe-Monuments stattfindende Ausstellung der Entwürfe des Herrn v. Launitz durch Rahl's Gemälde zu vermehren. Ein ähnliches Ansuchen um Ausstellung des Bildes bei den Schaustellung des rheinischen Kunstvereins ist von dem Präsidenten dieses Vereins, Hrn. Prof. Felsing, an Se. Maj. den Kaiser gerichtet worden. Bei der anerkannten Liberalität der k. k. Regierung darf wohl die Gewährung dieser Gesuche als gewiß angenommen werden, und es ist somit zu hoffen, daß auch in dem übrigen Deutschland der wackere Künstler diejenige Anerkennung finden werde, welche ihm bis jetzt in seinem speciellen Vaterland Oesterreich zu Theil geworden ist.

— Gibsons Kolossalstatue der Königin Victoria ist jetzt von Rom in London angekommen. Ihre Gewandung und Königattribute sind bemalt, was in den Blättern archäologisch gelehrte Erörterungen über die Statuenmalerei der Griechen veranlaßt hat. Auch das lebensgroße Bild vom Grafen d'Orsay (er malt und modellirt zugleich), welches die Königin in rothem Reithabit zu Pferd im Windsorpark darstellt, ist jetzt dem Publicum zur Schau ausgestellt. Ihre Maj. hat den Kindern des vor dritthalb Jahren verstorbenen unglücklichen Dichters Thomas Hood eine Pension von 100 Pf. St. bewilligt.

— Herr v. Lamartine schreibt gegenwärtig eine „Histoire des Constituants" vom Zusammentritte der Nationalversammlung bis zu Mirabeau's Tode, in 6 Bänden. Eine Geschichte des Direktoriums bis zum 18. Brumaire soll folgen. Für die ersten 6 Bände erhält er ein Honorar von 400,000 Francs.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 4. Juli. Der Weltumsegler wider Willen abenteuerliche Posse in 4 Bildern, von Räder. Musik von Canta!

Montag, den 5. Juli. Marie, oder: „Die Regimentstochter" komische Oper in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen von C Gollmick. Musik von Donizetti.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 184.** Dienstag, den 6. Juli **1847.**

## Die sterbende Braut.

(Schluß.)

Nachdem sie in Gedanken einen schnellen Blick auf Arthurs Zukunft geworfen hatte, fügte sie hinzu:

„Ich wünsche indeß nicht, daß Du alle Gefühle der Liebe dieser Erinnerung zum Opfer brächtest. Nein, es wäre ungerecht und selbst Thorheit, es nur zu verlangen. Die Vergangenheit kann an sich allein einem Herzen nicht lange Zeit Nahrung gewähren. Das Deinige wird später das Bedürfniß empfinden, durch die Wirklichkeit der Gegenwart oder die Verheißung der Zukunft ausgefüllt zu werden, und Du wirst, ohne mein Bild zu verbannen, für einen neuen Gegenstand Platz finden. Die Todte und die Lebende werden sich darin vereinigen. O gewiß, Du wirst noch lieben, denn der Himmel würde einen Fehler begangen haben, hätte er in Deine Brust eine Seele wie die Deinige gehaucht, und Deinem Leben nur einige Augenblicke der Liebe bestimmt. Dein Herz ist durch die Liebe zu mir nicht vertrocknet, mein Tod gibt es Dir frei von Täuschungen wieder! Wenn die Poesie, die Lieblichkeit eines Gefühls, der eingebildete Theil davon ist, so hast Du wenigstens jene süße und theuere Hälfte von dem bewahrt, was du für mich empfunden hast. Ich habe keinen Reiz zerstört, Dein Leben nicht entzaubert, Dein Herz nicht alt gemacht, es auch in seinem Glauben nicht erschüttert. Ich sterbe mit der Gewißheit, daß ich es nicht an Empfindungen ärmer gemacht habe, daß Du noch mit Entzücken, mit vollem Glauben lieben könntest. Möge diejenige, welche Dein Herz schlagen machen wird, wie ich es pochen machte, ihm nicht mehr Elemente des Glückes entziehen, als ich ihm genommen habe."

Immer näher kam der Tod.

Eines Morgens hatte sich die Sonne aus einem von nebligen Herbstdünsten freien Horizonte erhoben; sie strahlte milde und rein, ein frischer Wind athmete in der kaum bewegten Luft . . . es war ein schöner Tag.

Luise warf begierige, aber heitere Blicke um sich, sie war ruhig und gelassen, auf ihrem von Leiden abgemagerten Gesichte lag fast ein Ausdruck von Freude.

„Wie! sagte sie, sollte ich nur schrecklich geträumt, sollte ich nur den Tod gefürchtet haben, um den Werth des Lebens besser kennen zu lernen? So sei dem Herrn denn ein tausendfacher Dank gebracht, wenn er mir damit nur eine Lehre geben wollte. Arthur! Mutter! Sollte ich noch lange Tage des Glückes zählen können? Werde ich ferner leben? O, so redet doch! Saget mir, daß ich leben kann?"

Sie erhob sich stärker, von der Hoffnung getragen.

Diese Freude war, wie sie gesagt hatte, schmerzend und grausam. Denn dies Aufflackern des Lebens war der letzte Lichtstrahl einer Lampe, die in größerm Umfange und glänzender als je während ihres Daseins verlischt.

„Wie doch die Natur selbst in ihrer Trauer schön ist! Arthur, diese milde und schwache Sonnenwärme scheint ein schwaches Sein neu zu beleben. Ich fühle mich besser. Gestern noch zeigte sich der Tod meinem Blicke, heute sehe ich nur Leben .... Es kommt wieder, ich fühle, wie es in meiner Brust zurückkehrt; ich athme frei, meine Seufzer sind leichter. O, wann ich leben könnte .... Arthur, ich liebe das Leben!"

Sie wollte den Himmel sehen, die Luft einathmen. Es war das Lebewohl der Abreise, sie nahm es für den Bewillkommnungsgruß bei der Rückkehr.

Man trug sie in den Garten hinab.

Aber sie erhob die Augen und betrachtete die von allen ihren Blättern entblößten Zweige; ein einziges hing noch lose am Wipfel des höchsten Baumes und schaukelte sich hin und her .... es bedurfte nur eines Hauches, um es hinwegzuwehen.

Luisen's Blick war, als er sich zum Himmel erhob, diesem Blatte begegnet und verließ es nicht mehr; es war allein, bleich, verlassen, eine arme Waise, im Begriff seinen Gefährten zu folgen. Der Wind seufzte, das Blatt fiel und mit ihm die letzte Täuschung der Sterbenden.

„Ach," rief sie mit einem Ausdrucke unbeschreiblichen Schmerzes, „es ist geschehen, das Leben weicht von mir. Nein! keine Hoffnung mehr! Mein letzter Tag breitet sich über die Erde aus, meine erste Nacht im Himmel wird sich schön und ruhig erheben; sie wird rein seyn wie dieses Herz, das in seinen letzten Schlägen in diesem Busen zuckt, der leider noch einige Seufzer auszuhauchen hat . . . . führet mich weg, mir ist nicht wohl!"

Bald sollte die Todesstunde schlagen.

Ihr zusammengesunkener Körper genoß einige Minuten der Ruhe, dann erwachte sie, um zu einem andern Schlummer einzuschlafen.

Sie richtete sich in die Höhe, ihre Augen glänzten, ihre Wangen waren purpurn und geschwollen vom Fieber, ihre Hände brannten; sie ergriff die ihrer Pflegmutter und Arthurs, kreuzte sie über ihr Herz und sagte:

„Vergesset mich nicht, lebet wohl auf Erden, auf Wiedersehen im Himmel!"

Dies war das letzte Wort ihrer Stimme, der letzte Blick ihrer Augen, der letzte Schlag ihres Herzens.

Sie war todt.

---

## Französische Schriftsteller der Gegenwart.

Da ich einige Monate in Paris — wo ich bei einem eben so geistreichen als mit der Oertlichkeit vertrauten Freunde wohnte — zugebracht, so habe ich Gelegenheit gehabt, mit einigen der berühmtesten unter den Schriftstellern dieser Hauptstadt zusammenzukommen; ja, es ist mir gelungen, sie — wie der Franzose es nennt — in ihrem deshabilé zu sehen. Die der Mehrzahl französischer Autoren anklebende Eitelkeit bewegt sie, sich vor Fremden einigermaßen rar zu machen, wobei wahrscheinlich die Absicht zum Grunde liegt, die Neugier um so mehr zu reizen. Vielleicht erzeige ich daher Manchen, die Paris besucht haben, denen es aber nicht so gut wurde, jene Pariser Löwen von Angesicht zu Angesicht zu sehen, einen Gefallen, wenn ich Einiges von dem, was ich in Bezug auf mehrere der hervorragendsten Persönlichkeiten der gegenwärtigen Epoche der französischen Literatur zu Papier gebracht, mittheile. Ich hoffe, daß meine Skizzen sich als treu erweisen werden; denn obwohl ich gestehen muß, daß ich kein großer Bewunderer der modernen französischen Schriftsteller bin, so konnte ich doch unmöglich daran denken, meine Leinwand wissentlich mit zu dunklen Farben zu verunstalten.

Nachdem ich ein paar Tage in der Hauptstadt Frankreichs gewesen war, bat ich meinen Freund, mir zu der Bekanntschaft einiger der bedeutendsten „hommes de lettres“ zu verhelfen. Man hatte mir gesagt, daß das Foyer der Oper der Hauptsammelplatz der Männer der Literatur sey. Demzufolge gingen wir eines Abends dorthin, doch wir sahen uns alsbald in einem so großen Haufen von Gelehrten, daß es in der That Mühe kostete, jene Männer, die einen ausgezeichneten Rang in der öffentlichen Meinung einnehmen, aus der sie umgebenden Masse von Mittelmäßigkeiten herauszufinden.

„Sehen Sie dort den kleinen, rothbackigen Falstaff mit den dunklen, schwarzen Augen?“ — sagte mein Freund zu mir. „Es ist Herr v. Balzac, der allen französischen Damen durch seine satirischen Romane so wohl bekannt ist!“

Ich erfuhr später, daß das erste Werk, welches ihm Ruf brachte, die „Elendshaut„ (la peau chagrin) war, und daß er diesen Roman in seinem vierzigsten Jahre schrieb. Seine früheren Werke sind unter dem angenommenen Namen Horace St. Aubin herausgekommen, und als „Eugenie Grandet“, das erste seiner Bücher, welches den wahren Namen des Verfassers trug, erschien, war es fast unbekannt im Publikum, daß dieser bereits ein zwanzig Bände veröffentlicht hatte. Balzac's Ruhm wuchs nun so schnell, daß der Buchhändler Delloge das ausschließliche Verlagsrecht der Balzacschen Schriften auf den Zeitraum von funfzehn Jahren für eine dem Verfasser zu zahlende lebenslängliche Rente von 15,000 nebst einer Summe von 6000 Fr., die sogleich ausgezahlt ward, an sich brachte.

Ich will hier eine Anekdote von Herrn v. Balzac erzählen, die bezeichnend für seinen Charakter ist. Er ist eben kein übergroßer Freund der Wahrheit und dabei außerordentlich geschwätzig. Seine Erzählungen sind alle von solcher Unwahrscheinlichkeit, tragen so sehr den Münchhausen'schen Stempel, daß sie sich von selber widerlegen. Eines Tages trat er in den Salon der Madame Sophie Gay und erzählte, wie er sich, da er 14 Tage das Zimmer hätte hüten müssen, in dieser kurzen Periode 18,000 Fr. erschrieben. Diese ganze Geschichte nun war nichts, als eine thörichte Aufschneiderei. Ein anderes Mal erzählte er in einer Gesellschaft, daß er seinem Freunde Sandeau einen Schimmel zum Neujahr geschenkt habe. Als man einige Tage darauf Herrn Sandeau zu diesem Geschenke Glück wünschte, erklärte derselbe, daß er von der ganzen Sache schlechterdings nichts wisse. Dessenungeachtet sprach Hr. v. Balzac nach wie vor von dem Schimmel, den er seinem Freunde geschenkt, ja er begab sich eines Abends zu Herrn v. Sandeau und fragte ihn ganz gravitätisch, wie ihm das Pferd, welches er ihm geschenkt, gefalle? Sandeau, der die Sache für einen Scherz nahm, antwortete, daß es ein herrliches Thier sey, eine Erklärung, die Balzac neuen Muth gab und ihn, allem Anschein nach, zum ernstlichen Gläubigen an eine Wahrheit von seiner eigenen Fabrikation machte.

Er wohnt in einem kleinen Hause dicht vor Paris. Seine Einrichtung ist fürstlich, doch wird behauptet, daß er wie ein Mönch lebe, wenn er allein ist. Gibt er seinen Freunden ein Diner, so ist seine Tafel mit dem prächtigsten Silberservice bedeckt und seine Dienerschaft erscheint in glänzender Livree. Er ist von niedriger Herkunft, doch sieht er aus, als wäre er einer alt-adeligen Familie entsprossen. Er trinkt mehr Kaffee, als sechs alte französische Frauen zusammengenommen, und wenn er ausgeht, trägt er einen Stock mit einem goldenen Knopf.

Eine andere ausgezeichnete Persönlichkeit ist Alphons Karr, der nicht viel hübscher als Balzac ist. Karr war früher Professor an irgend einem Collegium und eröffnete seine literarische Laufbahn damit, daß er für den „Figaro“ — ein Sonntagsblatt — schrieb. Er möchte gern für einen excentrischen Kopf gehalten werden und geht daher mit äußerster Sorgfalt darauf aus, sich durch Alles, was seltsam und originell scheinen kann, auszuzeichnen und so die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Seine Lebensweise ist ganz türkisch. Man sieht keine Stühle, sondern nur Kissen in seinen Zimmern, und er schläft, ohne sich auszuziehen, auf einem Sopha. Sein Bedienter ist ein Mohr, den er in ein Scharlachwamms gekleidet hat und den er mit einem schönen, in allen Karr'schen Schriften vorkommenden Neufoundländer, Namens Freischütz, ausschickt. Der Hund wie der Bediente tragen viel dazu bei, ihn überall bekannt zu machen. Ohne Zweifel ist Karr die vollkommenste Personification der literarischen Eitelkeit, wie sie sich in Frankreich äußert. Ueberall in der Stadt sieht man an den Häusern seinen Namen, denn er veröffentlicht nie etwas, ohne es mit der ganzen Unbefangenheit und Unverdrossenheit eines Londoner Handelsmannes auszuposaunen. Vor zwei oder drei Jahren rettete er einen Menschen vor dem Ertrinken und erhielt dafür von der Regierung eine silberne Medaille, die er kindisch genug ist, immerwährend im Knopfloch zu tragen.

Als mein Freund und ich eines Abends im Theater in unsere Loge traten — die Ouvertüre zu den Hugenotten hatte eben begonnen — sahen wir Mad. Dudevant, besser bekannt unter dem Namen Georges Sand, die an Alfred de Musset's, ihres Begleiters auf ihrer italienischen Reise, Arm lehnte. Mein Freund, der sie sehr genau kannte, stellte mich ihr vor, und sie lud uns, nachdem wir einige Worte gewechselt, auf den folgenden Abend zum Thee ein. Wir sagten zu und hatten keine Ursache, es zu bereuen. Ich fand in der Dame ein recht angenehmes, verständiges Frauenzimmer und hatte mit ihr, ehe die Gesellschaft sich einstellte, ein interessantes Gespräch, das sich um Poesie, Kunst und Geschichte drehte, ja selbst speculative Philosophie berührte. Der ganze Abend wurde sehr ergötzlich und gesetzt (delightfully and rationally) zugebracht.

Unserer Loge gegenüber sahen wir einen Herrn mit einer Dame, deren Erscheinung uns sehr auffiel. Die letztere hätte man, ihrer Gesichtsfarbe und ihren Haaren nach, für eine Engländerin halten sollen, indessen belehrte mich mein Freund, daß ich Herrn Emile de Girardin und seine Frau vor mir habe. Beide sind in der literarischen Welt gar wohl bekannt, letztere durch ihre Poesien, die ihr zu ihrer Zeit den Namen der zehnten Muse erwarben, ersterer als Gründer der wohlfeilen politischen Presse. Ich will hier eine Anekdote von Frau von Girardin mittheilen, die beweisen wird, welche sonderbare Begriffe auf dem Continent selbst Personen von literarischem Ruf mit dem Namen eines englischen Gentlemans verbinden. Als sich Lord L— in Paris befand, ließen sich Herr und Frau von Girardin ihm und Lady L— vorstellen, und der Lord mochte beide späterhin noch drei- bis viermal gesehen haben. Er war, nachdem er etwas über vierzehn Tage in Paris verweilt, im Begriff, nach England zurückzukehren, als ihm eines Morgens, während er sich allein in seinem Frühstückzimmer befand, eine Dame gemeldet ward, die ihn in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche. Lord L— befahl seinem Bedienten, sie hereinzulassen, und war sehr erstaunt, als er in dem Besuche Frau von Girardin erkannte. Diese säumte nicht, ihm den Grund ihres plötzlichen und einigermaßen unregelmäßigen Erscheinens auseinanderzusetzen. Ihrem Gatten, sagte sie, sey eine Speculation fehlgeschlagen, und er sey ruinirt und sein Ruf vernichtet, wenn es ihm nicht gelänge, noch diesen Morgen einen Freund zu finden, der ihm 1500 Pfund vorschieße. Er habe sie deßhalb abgeschickt, um Sr. Lordschaft Hülfe in Anspruch zu nehmen, und sie ihrerseits sey versichert, daß ein so vollendeter englischer Gentleman, wie Lord L—, einer Dame nichts abschlagen werde. Alles dieses wurde von einer Thränenfluth und von Geberden begleitet, die eine tiefe innere Aufregung verriethen. Es gibt wohl wenige Männer, welche die Verzweiflung eines schönen Weibes unbewegt ansehen können. Anfangs war der Lord etwas verlegen und sagte, daß, wie glücklich er sich auch schätzen würde, ihr dienlich seyn zu können, er doch nicht im Stande sey sogleich 1500 Pfd. herbeizuschaffen. Ihr Kummer jedoch, ihre Thränen, ihr Anstand nahmen Lord L— dergestalt ein, daß er nicht länger zu widerstehen vermochte und sofort eine Anweisung zum Belauf der erbetenen Summe an seinen Banquier ausstellte, die Frau v. G. mit Aeußerungen des tiefsten Dankes empfing. Nachdem sie sich entfernt, fiel es Lord L— ein, daß wohl Herr v. G— eben so gut, als seine Frau, seine Bitte hätte vortragen können, allein er dachte an die Verschiedenheit der Sitte in Frankreich und in England und schlug sich die Sache aus dem Sinne. Am nächsten Morgen reiste er nach England zurück, wo er geduldig den Tag, an dem die Rückzahlung erfolgen sollte, erwartete. Seit dieser Zeit sind nunmehr vier bis fünf Jahre verstrichen; Lord L— ist mehr als Einmal wieder in Paris gewesen, er ist mit Herrn und Frau v. G— zusammengetroffen, allein beide haben bis auf diesen Augenblick der 1500 Pfd. nie mit einer Sylbe erwähnt, und Lord L— ist ein zu wahrhafter Gentleman, um sie an ihre Verbindlichkeit zu erinnern.

Doch kehren wir zu den französischen Schriftstellern zurück, die ich im Opernhause traf. Ein Mann, dessen Ruhm in England in schneller Ausbreitung begriffen, ist Herr Eugène Sue, Verfasser der „Geheimnisse von Paris" und des „ewigen Juden". Sein Vater war Arzt in Paris, hatte sich daselbst ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben und hinterließ seinem Sohne, unserem Autor, ein Einkommen von 1200—1400 Pfd. jährlich. Der junge Sue studirte Chirurgie und versah beinahe zwei Jahre hindurch den Posten eines Hülfswundarztes auf einem Schiffe im Mittelmeer. Jetzt besitzt er ein Haus in Paris, das auf höchst elegante und geschmackvolle Weise im Renaissance-Stil möblirt ist. Man erzählt sich, daß ihm seine Einrichtung mehr als 25,000 Fr. kostet — eine starke Summe für einen Pariser Schriftsteller. Unglücklicherweise hat sein schnelles Glück ihn verdorben, und er will jetzt durchaus von adeliger Herkunft seyn. Als ihn eines Tages eine Dame fragte, warum man ihn so selten in seiner sonstigen Gesellschaft sehe, antwortete Sue mit großer Ostentation, daß ihn seine Schriftstellerei sehr in Beschlag nehme, und daß der Herzog So-und-So und der Baron So-und-So ihn beständig zu ihren ausgewählten Partieen einlüden. „Ich bin genöthigt", fügte er hinzu, „das viele Visitenmachen einzustellen." — „Wenn Sie das thun", entgegnete die Dame, die mit seinem Vater sehr befreundet gewesen war, „so sind Sie Ihrem Vater sehr unähnlich, dem nichts erwünschter war, als recht viele Besuche machen zu können."

(Schluß folgt.)

---

## Tabletten.

*** Der Lepero ist einer der sonderbarsten Typen der mexikanischen Gesellschaft. Besonders nur derjenige, welcher Mexiko nicht allein in der fröhlichen Bewegung sah, welche der Oracion vorangeht, sondern auch versenkt in das drohende Schweigen, welches die Nacht herbeiführt, dieser allein kann sagen, wie furchtbar und seltsam der Charakter dieses mexikanischen Lazzarone sich gestaltet. Zugleich tapfer und furchtsam, gelassen und heftig, fanatisch und ungläubig, nicht mehr an Gott glaubend, als um sich vor dem Teufel gehörig zu fürchten, ein ewiger Spieler, streitsüchtig von Haus aus, diebisch aus Instinct, von einer Mäßigkeit, der nur seine Unmäßigkeit gleichkommt, weiß der Lepero seine Trägheit, wie seine Laune, jeglichem Geschick anzupassen. Bald Lastträger, Maurer, Pferdeführer, Straßenpflästerer, Handelsmann, ist der Lepero allenthalben zu finden. Er übt überall sein Lieblingsgewerbe aus, in den Kirchen, bei Processionen, im Schauspielhaus, und zwar stets zur Bedrängniß der Anwesenden; auch ist sein Leben nur ein fortwährendes Handgemenge mit der Justiz, die selbst nicht immer von seinen Diebereien verschont bleibt. Verschwenderisch im Reichthum, ist der Lepero nicht minder ergeben und muthig in der Armuth. Hat er des Morgens ungefähr so viel verdient, um für den Tag auszureichen, so hört er sogleich mit seiner Arbeit auf. Oft mangelt ihm sogar auch dieser dürftige Unterhalt. Dann legt er sich ruhig und unbesorgt vor Dieben, in seine zerrissene Decke gewickelt, in die Ecke eines Trottoirs oder auf eine Thürschwelle nieder. Hier auf seiner Jarana (kleine Mandoline) klimpernd, betrachtet er mit stoischer Heiterkeit die Pulqueria (Schenke), deren Credit im unbekannt ist, und horcht zerstreut nach dem Geprassel des nahen Bratofens, gürtet sich fester, frühstückt einen Sonnenstrahl, raucht statt des Abendessens eine Cigarre und schläft ein, ohne an einen Morgen zu denken. Ausl.

*** Ein sehr interessantes Buch ist das kürzlich erschienene Werk „China und die Chinesen, vom Grafen Alexander Bancoffi, Paris 1847", welches der Verfasser niemand geringerem als dem „Sohne des Mondes" oder dem Kaiser des himm-

lischen Reiches selbst gewidmet hat. Das Buch ist reich an Schilderung von Gebräuchen, Aberglauben und allerhand Kuriositäten. Wir lernen daraus, daß in China Schnurrbart nebst kleinem übrigen Bart den verheiratheten Mann bezeichnet; ein langer und voller Bart ist Vorrecht des hohen Alters. Jedermann aber, ob vornehm oder gering, muß auf dem Kopf eine Platte und hintendran einen Zopf tragen, dessen Länge und Dicke gar viel auf sich hat. Vor der tartarischen Invasion trugen die Chinesen ihr volles Haupthaar, aber der erste Eroberer führte den neuen Schmuck ein, und während damals Manche lieber starben, als die neue Sitte annahmen, ist jetzt das Abschneiden des Zopfs eine Verbrecherstrafe. Die Soldaten führen außer ihren Waffen und verschiedenartigem Schmuck auch noch einen Fächer, einen Sonnenschirm, eine Pfeife und Tabaksdose, so wie eine Laterne, die sie auch bei completer Niederlage nicht wegwerfen. Im letzten Kriege ergötzten sich die englischen Soldaten sehr, wenn sie die Chinesen Nachts mit brennender Laterne und dem auf den Rücken ihrer Röcke gestickten Worte „Tapferkeit" davonlaufen sahen. Sie wissen aber Helden zu machen, denn wenn man nach dem Tode eines tapfern Mannes dessen Galle nimmt und in kleinen Quantitäten den ärgsten Memmen verabreicht, so verwandeln sich diese in Götze von Berlichingen und Ritter Bayards. Als ein äußerst courageuser Rädelsführer wegen einer Verschwörung gegen den Staat hingerichtet wurde, sammelte sich der Henker durch vortheilhaften Verkauf der Galle ein hübsches Vermögen. Bl. a. d. Gw.

*** Milton's Haus. Die Wohnstätten verstorbener berühmter Dichter und Künstler werden in Deutschland und anderwärts jetzt mehr denn je der Laune des Schicksals und der neuen Besitzer unterworfen. Zu den vielfachen Beispielen dieser Art lieferte neuerdings auch „Birkon Manor House" einen Beitrag, welches eine Zeitlang von Milton bewohnt wurde. Dies Gebäude wurde am 15. Juni versteigert. Es liegt im Dorfe Horton, in der Nähe der Kirche, in welcher des Dichters Mutter ihre Ruhestätte hat, und ist etwa eine deutsche Meile von Windsor Castle und Stough entfernt. Außer dem Hause umfaßt das Grundstück noch ungefähr fünfzehn Acres schönes Obstgarten- und Wiesenland. — Shakespeare's Haus steht der Versteigerung im Laufe des Sommers noch entgegen, und die patriotischen Engländer sehen mit Kummer, daß sich bereits einige reiche Amerikaner eingefunden haben, die keine Dollars scheuen wollen, um das vielleicht transportable Gebäude, ein Monument der Regierungszeit der Königin Elisabeth, fortschaffen zu lassen.

*** Die Erde und ihre Bewohner. Ein französischer Mathematiker hat folgende Berechnung angestellt: Wenn die Erde mit einem Ameisenhaufen verglichen wird, so ist der Vergleich in Rücksicht auf die verhältnißmäßige Größe der Geschöpfe und ihrer Wohnungen sehr ungenau. Nehmen wir an, daß gegenwärtig 600 Millionen Menschen auf der Erde leben, und daß zehn Personen, Männer, Weiber, Kinder, im Durchschnitte der Größe einer Kubikelle gleich sind, so würde das ganze lebende Menschengeschlecht, eng zusammengepackt, eine Masse bilden, gleich einem pyramidalischen Berge von 1000 Ellen Breite unten, und 60 Ellen Höhe, d. h. einen Berg von mittelmäßiger Größe. Nehmen wir ferner 150 Generationen seit der Sündfluth an, und schätzen jede auf dreihundert Millionen, so würde das Ganze, in eine Masse zusammengepackt, dem Benlawers in Perthshire noch nicht gleich kommen, welcher Berg ein Kegel von 15,000 Fuß unten im Durchschnitte, und 3700 Fuß Höhe ist. Nun hat der Aetna dreißigmal die Masse von dem Benlawers, der Chimborasso könnte zehn Aetnas bilden, und es würden 10,000 Millionen Berge wie der Chimborasso dazu gehören, um eine Erde zu bilden. A. Thz.

*** Gebrauch in der Schweiz. In den hohen Thälern von Uri und Glarus, im Hasli-Thale, darf in Folge alter Gesetze, so lange der Föhn (der schwüle Wind, den Wälschland entsendet) herrscht, weder Licht noch Feuer im Ofen oder auf dem Herde angezündet werden, um Feuergefahr zu verhüten. Die Dörfer dieser Thäler sind oft 5 bis 6 Tage lang in Belagerungszustand, während dessen die Leute keine warme Speise genießen und ihre langen Abende in Dunkelheit zubringen müssen, auch sind während solcher Perioden eigene Föhnwächter angestellt.

*** Der preußische Landtag wurde am Tage Quasimodogeniti eröffnet und am Tage Jeremiae geschlossen.

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 5. Juli.)

— Der deutsche Gesang findet in Amerika immer mehr Anklang. Ueberall bilden sich Gesangvereine und Liedertafeln; unter ihnen zeichnen sich schon jetzt die Vereine zu Newyork und Philadelphia aus. Der „Liederkranz" in Newyork unter Leitung des Professor Krauskopf trifft schon jetzt Vorkehrungen zu einem allgemeinen Sängerfeste, das diesen Sommer durch ihn in der Nähe Newyorks veranstaltet werden soll. Ebenso nennenswerth ist das „Männerchor" unter der Leitung des Herrn Wolsieffer in Philadelphia, das sich namentlich durch seine vier regelmäßigen jährlichen Concerte im Verein mit dem Frauengesangverein der „Harmonie" und durch sonstige musikalische Abendunterhaltungen bei den Amerikanern Anerkennung zu verschaffen gewußt hat.

— Die ausgezeichnete Bibliothek des verstorbenen Oldenburgischen Ministers v. Brandenstein, über 20,000 Bände stark, und namentlich in neuerer Literatur vorzüglich, soll durch Weigel in Leipzig verkauft werden. Aus dem Erlös derselben soll nach testamentarischer Verfügung des wohlthätigen Ministers ein Stipendium errichtet werden.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 5. Juli. Das Nachtlager, Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Kreutzer.

Dienstag, den 6. Juli. (Zum ersten Male wiederholt): König René's Tochter, lyrisches Drama in 1 Akt, von Henr. Hertz. Im Versmaße des dänischen Originals übersetzt von F. A. Leo. — Hierauf: Die Landparthie nach Königstein, Local-Skizze in 5 Tableaux und 1 Akt.

Mittwoch, den 7. Juli. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräulein Leopoldine Tuczek, königl. preußische Kammersängerin.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 185.** Mittwoch, den 7. Juli **1847.**


### Der Herr Pfarrer von St. Eustache.

Pariser Gassenmährchen von W. v. Chézy.

1.

Wenn der Mensch sich gar nicht verändert, wie die Nachbarn meinen, so ist er erst noch in sieben Jahren ein anderer geworden, wär's auch nur der Tracht nach. Nicht anders ergeht es Städten und Städtchen, und die gute Stadt Paris macht wahrscheinlich keine Ausnahme. Der Abbe Truchet kann sich nicht genug darüber wundern, so oft er alle sieben Jahre durch die Straßen spaziert, statt des Breviers den Kopf unterm Arm. Welchen Kopf er nur aufsetzt, um ihn sofort wieder abzuschütteln vor lauter Erstaunen. Zwar die Pfarrkirche zum heiligen Eustachius steht noch auf dem alten Fleck. Laßt auf dem Pont-Neuf den guten König zur Linken und geht vorwärts, so weit die grade Straße eben reicht, so findet ihr quervor die Rue Trainée, die mit der Rue du Jour eine Gabel auf die ansehnliche und lange Montmartrestraße hinmacht; in selbigem Dreieck eingeklemmt steht die Eustachiuskirche. Gegenüber bildet die Montmartrestraße an ihrem Ende einen spitzen Winkel mit der Straße Montorgueil, die früher von der Gräfin von Artois den Namen trug, selbst wann es just gar keine lebendige Gräfin von Artois gab. Den ersten Triangel von diesen auseinanderlaufenden Linien schnitt ehedem die Rue Tiquetonne ab, damals noch eine so krumme schlechte Gasse, wie jetzo gradgewachsen und sauber. Die Fremden kommen alle in diese Gegend und wenn sie in der Straße Montorgueil Nr. 24 sich tapfer mit Austern, Seefischen und edelm Wein zu schaffen gemacht haben, so sagen sie: „das ist die alte Stadt wie zu Mazarins Zeiten, ein romantisches Irrgewinde von Gassen und Gäßchen, alterthümliche Häuser, Menschen von altem Schrot und Korn." — Wer nichts versteht, redet in den blauen Tag hinein. Claude Truchet würde ganz anders sprechen, wenn er sich herauslassen dürfte. —

Der Herr Pfarrer war ein starker Fünfziger, vielleicht spitzte er schon die Ohren, um vollends Sechzig schlagen zu hören, doch sah er noch rüstig wie ein Vierziger aus. Sein Leben gab zu keinem begründeten Tadel Anlaß; eine bejahrte Schwester führte mit einer noch älteren Magd das Hauswesen, auf anständigem Fuß, ohne Knickerei wie ohne unnützen Aufwand; jeder Bedrängte fand bei Truchet guten Willen zu Trost und Hülfe, und gewöhnlich mehr noch als blos den guten Willen in allen Nöthen der Seele wie des irdischen Lebens; die Predigt des Abbés war immerdar stark besucht, der Beichtstuhl, worin er saß, stets im Zustande der Belagerung; dennoch konnte er's den ansäuerlichen Betschwestern des Kirchspiels nicht recht machen. Das begreift sich allenfalls, und zwar um dreier Hauptgründe willen. Erstens fehlte dem Abbe jene öltriefende Salbung, womit die französische Frömmigkeit so gerne sich spreizt; zweitens machte er aus der Beicht' kein Pfänderspiel, wobei es etwa hieß, dieses Pfand soll sieben Heiligen die Füße abbeißen, jenes der seligen Jungfrau so und so einen neuen Rock verehren; drittens schleuderte er nie den Bannstrahl gegen Philosophen, Freimaurer und Encyclopädisten. Der gute Pfarrer selbst begriff das vollkommen und fragte nichts danach. Um so unerklärlicher war ihm etwas anderes, was ihn aber nicht gleichgültig ließ: wie es möglich gewesen, daß er ohne sein Zuthun einer raschen Jungfer das Herz abgewonnen hatte? Die Thatsache stand nicht zu leugnen. Adrienne, das Juwel der Rue Tiquetonne, die hübsche Tochter des Schreiners Bignon, sie war dem Abbe in leidenschaftlicher Liebe zugethan, dem Greis, der seinen Jahren nach allenfalls ihr mütterlicher Großvater hätte seyn mögen, dem Geweihten des Herrn, dessen Liebe nicht die vielbegehrte Erlösung vom öden Eiland des Magdthums zum Preise bieten konnte. Der gute Pater hatte lange nichts gemerkt, dann aber mit sich selber einen harten Kampf bestanden, und einen Triumph ohne Sang und Klang gefeiert; einen Sieg, den weder Adrienne, noch weniger aber die eigene Eitelkeit ihm dankte. Aus einer kleinen Stadt, etwa aus Bordeaux oder Lyon, war ein Vetter des Abbés verschrieben worden, David Beaupoil, seines Zeichens ein Schreiner wie Bignon, hübsch von Gestalt, erfahren in seinem Fach, ausgestattet mit einem ziemlichen Pfennig. Das Uebrige hatte die Dame des Pfarrhauses besorgt. David und Adrienne waren Brautleute, der junge Mann des alten Meisters Geschäftsführer, und die Hochzeit sollte auf Bignons Landhaus gefeiert werden, — auf dem Landhaus, das er vor der Hand noch aussuchen und erst kaufen mußte, um es dann zum Sitz gemächlicher Ruhe zu erwählen. Adrienne war herkömmlicher Weise nicht um ihre Willensmeinung befragt worden, und hatte auch nichts anders sich eingebildet, als daß sie eben Ja sagen mußte. Seitdem dieses sich ereignet, wartete Truchet von Tag zu Tag, daß ihm ein schwerer Stein vom Herzen falle, was aber durchaus nicht erfolgte; vielmehr wurde die Last immer schwerer, gleichwie der Jungfrau wunderliche Verirrung sich nicht geben wollte.

Nun hätte der Herr Pfarrer gern des Schreiners Haus und die ganze Straße gemieden, und nahm zuweilen auch den Ansatz dazu; so oft er jedoch im besten Zuge war,

mußte er wieder abstehen. Bald begehrte ein Krankes seinen Zuspruch, bald gab es Davids wegen Familienangelegenheiten zu ordnen. — So auch wieder einmal, nachdem Truchet eine ganze Woche sich an die Kette gelegt hatte. Hastigen Schrittes trat er den Gang an, bedenklich aber zögerte er vor Bignons Haus. Sein Zögern wäre erklärlich gewesen, hätte er zum Halbgeschoß hinaufgeschaut, wo ein Mädchen mit flammenden Wangen am Fenster stand. Statt seiner blickte jemand anderer empor, ein krausbärtiger Kapuziner, groß und stark von Gestalt, gemein von Zügen und dennoch nicht widerwärtig, weil frische fröhliche Gesundheit sie wie mit Sonnenschein verklärte. Dem Kuttenträger mochte die Schöne gefallen, und um sie mit Muße zu betrachten, redete er den Weltgeistlichen begrüßend an.

Leutselig versetzte Truchet: „Friede sey mit Euch, mein Bruder Matthieu.“

„Der Himmel erhalte den Euern,“ antwortete der Kapuziner mit einem unendlich frechen Blick auf Adrienne, die vom Fenster zurücktrat als ob sie erschräcke. Der Richtung des Blickes folgend, hatte Truchet die entweichende Jungfrau und ihr Erschrecken gesehen. — „Amen,“ sprach er in zürnendem Ton und wollte ins Haus treten. Der Kapuciner ließ sich nicht so abfertigen. „Habt Ihr's gar so eilig, hochwürdiger Bruder?“ rief er aus: „ich meine ein Bischen Bedachtsamkeit stände viel besser zu Euern Jahren; die Leute könnten sonst merken, daß Ihr statt des Seelenhirten den arkadischen Schäfer spielt.“

Jetzt wurde der Pfarrer im bittersten Ernste bös. „Ich habe nie solchen Frevels mich schuldig gemacht,“ versetzte er unwillig: „und verbitte mir die leichtfertige Beschuldigung.“

„Scherz, reiner Scherz,“ entschuldigte sich Matthieu mit unverstelltem Hohn.

„Wie nennt ihr den Scherz?“ eiferte Claude: „ich schelte ihn unrein, nichtswürdig, verworfen.“

„Fallt nur nicht in Krämpfe“, sagte Matthieu: „Die Leute wissen doch, daß wir keine Engel sind und mancher Laie gäbe viel darum, dürfte er sich nur auch so an den gedeckten Tisch setzen, um hernach ohne Gratias und Benedicito den Mund zu wischen.“

Truchet hatte sich inzwischen wieder gefaßt. Ruhigen Ernstes sprach er: „Ihr häufst Sünde auf Sünde, mein beklagenswerther Bruder. Unsere Gelübde sind eine unselige Last, doch müssen wir sie tragen um der Sünden dieser Welt willen. Wäre die Welt nicht so versunken, dann dürfte der Priester Mensch und Bürger seyn.“

Der Pfarrer wartete keine Antwort ab, der Kapuciner wollte auch keine geben, sondern murmelte im Weitergehen vor sich hin: „Truchet ist ein Empörer gegen die Satzungen der Kirche. Er rebellirt gegen die Ehelosigkeit der Clerisey. Ein Freimaurer, angesteckt von Freiheitsschwindel der Krankheit des Tages. Ich eile stehenden Fußes, die Entdeckung gehörigen Ortes anzubringen. Ich bedarf ohnehin eines Blitzableiters.“

(Fortsetzung folgt.)

---

## Französische Schriftsteller der Gegenwart.

(Schluß)

Eugène Sue ist von untersetztem Körperbau und bläßlicher Gesichtsfarbe; er trägt langes Haar und einen dicken Bart nach französischer Mode. Unter anderen Schwachheiten hat er auch die, daß er die Leute glauben machen will, er nehme gar keine Nahrung zu sich. Ist er auf einem Diner, so läßt er sich von seinem Bedienten einige Vegetabillen, vielleicht ein Ei und eine Flasche Selterwasser reichen, allein man beschuldigt ihn, daß er sich bei solchen Gelegenheiten vorher zu Hause an einem derben Roast-beef oder an einem Plumpudding gütlich thue. Es ist allgemein bekannt, daß, bevor er die „Geheimnisse von Paris“ schrieb, er eine „Geschichte der französischen Marine“ herausgab, die einen höchst kümmerlichen Erfolg hatte und dem Verleger großen Schaden brachte. Für Einen Roman war das Buch zu trocken und für eine Geschichte zu romanhaft.

Ich hatte mich noch nicht lange in Paris aufgehalten, als ich bei Alexander Dumas eingeführt wurde. Sobald er hörte, daß ich ein Fremder sey, fing er an, von Brüssel und von den vielen Freunden zu erzählen, die er sich dort erworben. Er ist von langer Gestalt, hat blaue Augen und ein Gesicht fast wie ein Neger. Die Pariser Presse beschuldigte ihn, veranlaßt durch Granier de Cassagnac und Victor Hugo, vor einigen Jahren, daß er den Stoff zu seinen Büchern seinen Freunden zu entlehnen und ihn sich durch die eigenthümliche Art, wie er ihn behandle, anzueignen pflege. So ist seine „Therese“ aus einem Buche Souvestre's genommen; der „Thurm von Nesle“, ursprünglich von Gaillardet, wurde von Dumas nur umgearbeitet, „Angelo“ gehört zum großen Theile Herrn Anicet Bourgeois, „Richard Darlington“ Herrn Dinaux, „Don Juan von Marana“ Merimée, und bei seinen anderen Werken hat Aehnliches stattgefunden.

Herr Dumas ist der Sohn eines republikanischen Generals, der, wie erzählt wird, von dem Vater des jetzt regierenden Königs von Neapel ins Gefängniß gesetzt wurde. Obgleich ein großer Vielschreiber und reichlich bezahlt von seinen Verlegern, hält doch Alexander Dumas weder Equipage, noch gibt er seiner Dienerschaft Livree. Er gehört in Frankreich zu jener Klasse von Menschen, die die größte Masse sogenannter Freunde haben. Während man hier und dort nur in warmen enthusiastischen Ausdrücken von ihm reden hört, bekömmt man an anderen Orten das gerade Entgegengesetzte zu vernehmen. Diejenigen, die ihn am besten zu kennen scheinen und die Gelegenheit hatten, ihn in den verschiedenen Phasen seines öffentlichen und Privatlebens zu beobachten, versichern, daß er bei der ersten Bekanntschaft hinreißend sey, doch daß er, da bei ihm der Kopf das Herz beherrsche, seine Freunde schnell wieder verliere. Eine der sonderbarsten Schrullen von Leuten, wie Dumas, Hugo, Theophile Gautier u. A. ist, daß sie ellenlange Artikel, ja ganze Bände über Sitten, Gebräuche und Charakter von Nationen schreiben, die sie sich nie die mindeste Mühe gegeben haben, flüchtig zu beobachten, geschweige zu studiren. Dies ist selbst von französischen Kritikern, die über Dumas' „Reise-Eindrücke“ und Hugo's „Rhein“ gesprochen haben, gerügt worden. Diese wimmeln von handgreiflichen Irrthümern, von Behauptungen, die aller historischen wie moralischen Wahrheit entbehren. Es geht dies so weit, daß in Hugo's letztem Werke eine prächtige Schilderung des feierlichen Pompes vorkommt, mit welchem die Leiche der burgundischen Maria, auf dem Wege zu ihrer Begräbniß-

stätte in Wien, die Ufer des Rheines hinaufgeführt wurde. Nun ist aber weltbekannt, daß Maria in Brügge, wo ihr Grabmal noch heute von allen Fremden, die diese alte flandrische Stadt besuchen, bewundert wird, starb und beerdigt wurde. Es ist dies bloß ein Schnitzer, aber wir könnten deren in Massen anführen.

Es dürfte dem Leser vielleicht nicht unangenehm seyn, etwas über das commercielle Ansehen (en Cours) zu erfahren, in welchem der Schriftsteller, von dem ich zuletzt gesprochen, steht. Der regelmäßige Absatz seiner berühmtesten Werke beläuft sich auf 4—5000 Exemplare in verschiedenen Ausgaben. Von anderen Schriftstellern, wie von Frédér. Soulié, Léon Gozlan, Emile Souvestre, Alphonse Karr, Michel Raymond werden nur 2—3000 Exemplare verkauft, während bei einer dritten Klasse von Autoren, zu der z. B. Alphonse Royer, Paul de la Croix gehören, selten mehr als 1200—2000 Exemplare abgesetzt werden. M. f. d. L. d. A.

## Eine Anekdote von Louis Philipp.

Der „Artiste" enthält nach dem in London erscheinenden „Observateur français à Londres" eine Anekdote, welche in Bezug auf Ludwig Philipp und eine legitimistische Celebrität ein interessantes Licht verbreitet. Der Marquis v. Pastoret, der sich vor einiger Zeit zu dem Grafen v. Chambord begeben wollte, sah sich bei seiner Abreise in großer Verlegenheit, wegen eines Kästchens, das er besitzt, und das die wichtigsten Papiere enthält. Es in seinem Hause zu lassen, wäre unvorsichtig gewesen. Er hielt es also für das Beste, das Kästchen einer Dame anzuvertrauen, deren unbeschränktes Vertrauen er genoß und die ihm Beweise davon gegeben. Die Dame empfing das ihr Anvertraute mit großer Erkenntlichkeit, und der Marquis reis'te zu dem Grafen v. Chambord. Gleich nach seiner Rückkehr begab er sich zu seiner Vertrauten und bat sie um die Rückgabe des Kästchens. Verlegen antwortete ihm die Dame: „Sie wissen, Herr Marquis, daß das Glück mich nicht begünstigt; traurige Verhältnisse haben mir Vermögen und die Seelenruhe geraubt. Eine günstige Gelegenheit bietet sich jetzt mir dar, meine Lage zu verbessern und meinem Gemüth eine andere Richtung zu geben: ich halte es in meinem Interesse und in dem meiner Kinder für meine Pflicht, sie nicht unbenutzt zu lassen. Ihr Kästchen ist für Sie gefährlich: es hat also großen Werth für mich, ich werde es Ihnen mithin nur dann zurückgeben, wenn Sie mir 60,000 Frs. zahlen, deren ich in diesem Augenblick dringend benöthigt bin." Der Marquis antwortete der Dame wie ein wahrer Edelmann, „daß Alles dieß seine eigne Schuld sey, und daß er also dafür büßen müsse. Indessen," fügte er hinzu, „werden Sie begreifen, daß ich in dem Augenblick nicht 60,000 Frs. herbeischaffen kann. Geben Sie mir bis morgen früh Zeit, und gegen Mittag soll mein Sekretär dies unglückliche Kästchen gegen ein Portefeuille vertauschen, das die geforderte Summe enthalten soll." Mit diesen Worten entfernte sich der Marquis. Als die Dame allein war, überlegte sie, daß sie nicht genug gefordert hatte, da ihr jene Summe so leicht bewilligt worden sey. Ein heilloser Gedanke kam ihr in den Sinn: sie klingelte, ließ einen Wagen kommen, nahm das Kästchen und fuhr zum Polizeipräfecten. Herr Delessert, dem sie sagen ließ, daß sie ihm die wichtigsten Mittheilungen zu machen habe, ließ sie augenblicklich vor. „Mein Herr," sagte sie ihm, „ich besitze ein Kästchen, wofür mir der Marquis v. Pastoret 60,000 Frs. bietet Sie können also sehen, wie wichtig es ist. Wollen Sie mir 100,000 Frs. dafür geben, so liefere ich es Ihnen auf der Stelle aus." Der Präfect sann eine Weile nach, und antwortete dann der Dame: „dieß sey eine zu wichtige Angelegenheit, als daß er allein darüber entscheiden könne: der König sey in den Tuilerien, und er bitte sie (die Dame) daher, ihn dahin zu begleiten, damit Se. Maj. entscheide, was in der Sache zu thun sey." Die Dame sah nun wohl ein, daß sie eine große Thorheit begangen hatte, allein es war zu spät. Sie ergab sich also in ihr Schicksal und begleitete Herrn Delessert. In einigen Augenblicken stand sie mit Herrn Delessert und dem Kästchen vor dem Könige. Der König hörte den ganzen Bericht mit großer Aufmerksamkeit an. Die Dame erzählte ihm, wie sie zu dem Kästchen gekommen sey, sagte dem König, daß sie die Papiere gelesen, daß ihr Inhalt höchst wichtig sey, und schloß damit, daß der Marquis, um die Papiere wieder zu erhalten, ihr 60,000 Frs. geboten habe. Der König antwortete ihr, daß er Dem, was sie ihm erzählt habe, vollkommenen Glauben beimesse, daß man aber, ehe man etwas kaufe, doch wissen müsse, was man kaufe, daß die Dame ihm einen Augenblick das Kästchen anvertrauen möge, damit er einen Blick hineinwerfen und dann entweder bezahlen, oder das Kästchen zurückgeben könne. Die Dame sah ein, daß sie sich fügen mußte, und übergab dem König das Kästchen. Kaum war dieß geschehen, als Ludwig Philipp einen Hausbeamten rufen ließ, diesem sogleich das Kästchen übergab und ihm sagte: „bringen Sie dieß in meinem Namen zum Marquis v. Pastoret und sagen Sie ihm, daß ich mich sehr freue, diese Gelegenheit benutzt haben zu können, um ihm einen Dienst zu erweisen." Nach diesen Worten warf er der Dame einen Blick voller Verachtung zu und wandte ihr den Rücken.

## Tabletten.

*** Man hat mehr als einen Grund zu glauben, daß die alten Egyptier, welche mehrere Künste kannten, die jetzt völlig verloren sind, auch mit dem Hauptgrundsatze der Eisenbahnen nicht unbekannt waren, obgleich sie denselben in Einzelnheiten nicht gerade so anwendeten, wie wir. Ein bloßer Blick auf die Schilderung Herodot's von der ebenen Straße, welche sie bauten, um durch Maschinerie Steinblöcke aus entfernten Brüchen zu den Pyramiden zu bringen, als sie diese riesenhaften Bauwerke aufrichteten, beweist ihre vertraute Bekanntschaft mit dem mechanischen Grundsatze. Ein neuerer Reisender sagt: „Es gibt auf einem ansehnlichen Theile des Weges von Cosseir nach Alt-Theben vollkommen deutliche Spuren davon, daß das Princip der Eisenbahn von den alten egyptischen Baumeistern angewendet worden ist." Andere Reisende, die nicht an diesen Umstand dachten, sprachen ihre Ueberraschung über die offenbar durch Kunst hervorgebrachte, völlig ebene Fläche der Straße aus. A. Thz.

*** Bei den letzten Assisen zu Carlow, in Irland, wurden zwei Straßenräuber von den Geschwornen freigesprochen. Nach beendeter Sitzung sagte Herr O'Gray, einer der Richter, zum Kerkermeister, der die beiden Angeklagten hinausführte: „Mr. Murphy, thun Sie mir den Gefallen und halten Sie diese beiden ehrenwerthen Gentlemen bis sieben Uhr in Verwahrung, denn ich gedenke um fünf Uhr nach Dublin abzureisen und möchte gern zwei Stunden Vorsprung haben.

*** Der „Allg. Ztg." schreibt man aus Konstantinopel: Auf der längs der Häuserreihe am Meer sich hinziehenden Straße von Bujukdere galoppirte jüngst ein Reiter hin und her und setzte manche der dort Spazierenden, namentlich eine Frau, in großen Schrecken. Da trat ein Herr dem übermüthigen Reiter in den Weg, verwies ihm diese Ungebühr und gab dem Pferd, vielleicht auch dem Reiter selber, einen Schlag mit seinem Stock. Der Reiter aber rief seinen Diener herbei und befahl ihm, den Angreifer durchzuprügeln. Der Diener leistete dem Befehl pünktlich Gehorsam und bläuete den Unbekannten nach Kräften durch, ja war sogar drauf und dran, ihn mit Hülfe seines Herrn noch in's Wasser zu werfen, als Herbeikommende Dieß glücklicherweise noch verhinderten mit dem Zuruf: Was macht Ihr, laßt ab, es ist ja der belgische Gesandte Herr v. B. So war's. Herr v. B. hatte aber schon die Prügel. Er hat sich indeß an die Pforte gewendet, und diese wird wohl auch nicht zögern, Herrn v. B. für die erlittenen Mißhandlungen Genugthuung zu verschaffen.

*** Ein in Neapel erscheinendes Journal enthält folgende Anzeige: „Nicolò Corridi aus Corfu liefert auf Bestellung binnen vierundzwanzig Stunden ein Trauerspiel oder ein Opernlibretto, in drei Tagen ein vollständiges Heldengedicht in sechszeiligen Stanzen und auf Verlangen werden gewisse Buchstaben des Alphabets ganz davon ausgeschlossen. Der Dichter wohnt im Hotel de Londres, Straße Guantari, Nr. 22, in Neapel." — Alle Vielschreiber unserer Zeit, von Alex. Dumas und Balzac bis auf James und Lady Blessington, müssen über ihre Langsamkeit erröthen, wenn sie diese Anzeige des Poeta Signor Nicolò lesen! — Ein wohlassortirtes Lager von Lustspielen, Possen, Librettos und Gelegenheitsgedichten „zu den billigst festgesetzten Preisen" wäre besonders für Liebhabertheater, so wie auch für Brautleute, angehende Väter, Festessenveranstalter ꝛc. äußerst bequem: man könnte nach Geschmack auswählen, wie in einem Modewaarenlager.

---

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 6. Juli.)

— Leipzig. Die Weber'sche „Novellenzeitung" hat ein kleineres, gefälligeres Format angenommen und sich sogar ins Gebiet der Karikatur verstiegen; sie bringt eine Satyre auf die dramatischen Dichter der Gegenwart, insbesondere die Birch-Pfeiffer.

— Ein von einer Anzahl Künstler, den Professor Wagner an der Spitze, unterzeichnetes Schreiben an den „Schwäb. Merkur" vom 29. Juni bittet denselben, in Zukunft keine Kritik mehr über öffentliche Kunstausstellungen aufzunehmen, deren Verfasser nicht von Anfang an sich nennt. Die Redaction bemerkt dazu, sie finde den Vorschlag der Herren Künstler sehr gut, doch habe sie bisjetzt nie einen Künstler oder Kunstkenner finden können, der sich entschlossen hätte, seine Beurtheilung zu unterzeichnen. Zur Verwirklichung des Wunsches ersuche sie die unterzeichneten Künstler, sie möchten bei der nächsten Ausstellung Einen oder Einige aus ihrer Mitte wählen, welche mit Namensunterschrift die Beurtheilung gäben.

---

Dresden. (Eingesandt). Wir sind es der guten Sache schuldig, ausführlicher auf das demnächst erscheinende „Dresdner Album" hinzuweisen. Zunächst ist zu gedenken, daß der Erlös aus demselben nicht bloß dem Erzgebirge, sondern auch den Unglücklichen im Voigtlande und den Weberdörfern der Oberlausitz zufließen soll, deren tiefes Elend und trauriger Nothstand ganz demjenigen des erstgenannten an die Seite zu stellen ist. Der Inhalt des Albums kann mit Recht ein höchst interessanter genannt werden, da es glückte, sowohl in der Heimath wie aus den fernsten Gegenden viele mannigfache und bedeutende Beiträge zu erhalten. Wir führen von den ersten Dresdner Schriftstellern, welche Beiträge liefern, nur an: v. Ammon (O.-H.-P.), v. Ammon (G. M.-R.), Graf Baudissin, Carus, Falkenstein, Ida Frick, Gutzkow, Gräfin Hahn-Hahn, Theodor Hell, Köchly, Friedr. Laun, v. Quandt, Reichenbach, Schulz, v. Wachsmann u. m. A. Von Auswärtigen: Herm. Brockhaus, v. Cotta, Göschel, Verfasserin von Schloß Goczyn, v. Elzholz, E. Förster, Fortlage, v. Kobell, Leo, Graf v. Pocci, Regis, v. Raumer, Leopold Schefer, Tieck, Wessenberg u. m. A. Aber auch außerhalb der deutschen Marken fand unser Unternehmen Theilnahme und Unterstützung. Schätzbare Gaben gelangten an uns von den ersten schwedischen Autoren, von Stockholm eingesandt, wie von Atterboom, Böttiger, Baron v. Berzelius, Baron v. Beskow, Friederike Bremer, aus Geijers und Tegner's Nachlaß. Hierbei befindet sich auch ein höchst interessanter Beitrag aus den in Upsala deponirten Papieren des Königs Gustav III. Außerdem ist es ein höchst erfreuliches Ereigniß für dies Werk der Wohlthätigkeit, daß Se. Maj. der König von Preußen gnädigst gestattet haben, aus einem in Berlin i. J. 1844 zu einem milden Zwecke verfaßten und von allerhöchstdemselben angekauften Album verschiedene ebenfalls ungedruckte Aufsätze der ausgezeichnetsten Berliner Schriftsteller benutzen zu dürfen, wie von Alex. v. Humboldt, Varnhagen, Enke, Waagen, Kugler, Ritter v. Sternberg, v. d. Hagen, Reumont, Bopp, Schott u. A. Ferner sey noch bemerkt, daß auch Aufsätze in den meisten europäischen wie auch einigen orientalischen Sprachen mit deutscher Uebertragung erlangt sind. Möchten nun viele jener edlen Herzen, welche die Noth der darbenden, am Unentbehrlichsten nothleidenden Mitmenschen erschüttert, möchten jene milden Hände, die im Wohlthun auch in jetziger Zeit nicht ermüden — hier ebenfalls ihren Segen spenden. Die zahlreiche und baldige Pränumeration darf man um so mehr bevorworten, als der Preis von 1 Thaler sehr billig ist, das reichhaltige, werthvolle Buch aber allseitiges dauerndes Interesse bieten wird und Hülfe um so nöthiger ist, weil die kärglichen Früchte in unserm Gebirge, wo das Silber zwar wächst, aber doch leider am wenigsten anzutreffen ist, bekanntlich viel später reifen als in andern Gegenden des Vaterlandes, und die Pränumerationsgelder wesentlich auch die Bestimmung zum Ankauf von Lebensmitteln vor der Ernte haben.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 6. Juli. (Zum ersten Male wiederholt): König René's Tochter, lyrisches Drama in 1 Akt, von Henr. Hertz. Im Versmaße des dänischen Originals übersetzt von F. A. Leo. — Hierauf: Die Landparthie nach Königstein, Local-Skizze in 5 Tableaux und 1 Akt.

Mittwoch, den 7. Juli. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräulein Leopoldine Tuczek, königl. preußische Kammersängerin.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 186.** Donnerstag, den 8. Juli **1847.**

## Der Herr Pfarrer von St. Eustache.

Pariser Gassenmährchen von W. v. Chézy.

(Fortsetzung.)

Während der wüste Kuttenmann sich also zur Rolle des Angebers anschickte, brannten auf Truchets Hand zwei Thränen und ein Kuß, aus Adriennes Augen, von Adriennes Mund. Auf den Gesichtern des Elternpaares stand Sturm zu lesen. Dem Pfarrer war nicht scherzhaft zu Muthe, dennoch rief er mit erzwungener Heiterkeit: „Nun, Vater Bignon? He, Mutter Gabriele? Wem ist die Petersilie verhagelt?"

„Uns allen;" beschied der Meister: „und ich weiß nicht, wo's noch hinaus soll, wenn Ihr nicht Euerm Vetter und dem Weibe da die Köpfe zurechtsetzt ..." —

„Mit nichten," unterbrach ihn die Frau: „dem Manne da müßt Ihr den Kopf zurechtsetzen. Er sieht Gespenster am hellen Mittag."

Bignon fiel ihr in die Rede, doch sie ließ sich das Wort nicht nehmen. So ging das Unwetter los, ganz geeignet, den hellsten Verstand zu befangen. Truchet aber, der andere Köpfe zurechtsetzen sollte, wußte nicht recht mehr, wo sein eigener stand; Adrienne ließ nemlich seine Hand nicht fahren. Was aus dem Durcheinander ungefähr zu entnehmen, war, daß David seit einiger Zeit einen lustigen Junker in's Haus bringe, den Schranzen eines Prinzen. Der Meister schien zu argwöhnen, daß der Edelmann um Adriennens willen komme und der Bräutigam durch die Finger sehe; die Meisterin sprach von großem Heil, das ihrem geringen Hause widerfahre, und nannte den Alten einen argwöhnischen Brummbären? — „Und wenn es mehr wäre?" kreischte sie zuletzt mit aller Kraft ihrer gellenden Stimme: „es wäre grad' nur David's Sache, nicht die unsre. Das Mädel ist verkauft und geht uns so zu sagen nichts mehr an; was dem Schwiegersohn recht ist, braucht uns keine bösen Träume zu verursachen."

Bis dahin hatte Adrienne geschwiegen, doch nun fuhr und flackerte sie auf, heftig, toll, unwiderstehlich. Der Vater hatte sonst das Mundwerk auf dem rechten Fleck, wie nur je ein Sohn der guten Stadt Paris; die Mutter war im ganzen Stadtviertel um ihrer raschen scharfen Zunge halber bekannt; dennoch verstummten beide vor Erstaunen, als die sanfte Tochter so unerwartet das Rauhe herauskehrte. Auch Truchet konnte vor Verwunderung nicht zu sich kommen; er wußte wohl, daß stille Wasser tief gründen, hier jedoch brauste und schnob über die ebene glatte Fläche, eine furchtbare Wasserhose. Wie leidenschaftlich aber auch Adrienne sich gebehrdete, was sich in unwilligen Worten hervorsprudelte, lautete nur allzuklar und bestimmt. Sie gab dem Vater vollkommen Recht. Beaupoil war ein Nichtswürdiger. Mit gutem Vorbedacht, mit verbrecherischer Willfährigkeit duldete er den Wildschützen in seinem Gehege. Der Gebieter des Edelmanns hatte allerdings mancherlei bestellt, doch bedurfte es des Nachschauens nicht, und wenn, so paßte der Auftrag grad nur für einen Lakaien. Noch unpassender war die mehrfach vorgekommene Zumuthung, daß Adrienne den Herrn Grafen in den Hof und zum Schupfen geleite, wo das fertige Schreinwerk aufgestapelt stand. Einmal hatte sie's freilich in aller Unschuld gethan, dann aber den Lehrbuben statt ihrer gehen heißen.

Noch verwunderte sich Truchet über alles, was er hörte, und beinah mehr noch darüber, wie er's vernahm, als diejenigen herbeikamen, von welchen just die Rede war; zwei Wölfe statt des einen in der Fabel. Der Graf von St. Symphorien war das Muster von einem Muscadin, wie sie bei Hof und in der vornehmen Gesellschaft eben an der Tagesordnung waren, anzuschauen wie eine buntscheckige Bachstelze, ohne Unterlaß hüpfend und wackelnd. Ihr lacht? O wie zur Unzeit! Der Muscadin war um nichts mehr oder weniger lächerlich als sein Großvater, der Roué oder seiner hoffnungsvoller Enkel goldene Jugend: der Incroyable, der Dandy, der Löwe. Beim Eintritt der beiden flüchtete sich Adrienne verstummend an des Pfarrers Seite. Die Anwesenheit der ganzen Familie und des Besuches mochte dem Stutzer schwerlich behagen, doch machte er gute Miene zum bösen Spiel und wandte sich zuckersüß zur knixenden Gabriele. David war bei weitem weniger geübt in der edlen Kunst der Verstellung, doch durfte er keinen Aerger über des geistlichen Vetters Gegenwart zeigen, und suchte die Verlegenheit durch einen Ausbruch lauter Freude zu bemänteln. — „Denkt Euch, Vater Bignon, welch ein Glück!" rief er; seine Hoheit, der Prinz ernennt mich zu seinem Schreiner. Sein durchlauchtiger Name, sein Wappen werden auf meinem Aushängeschild die Straße Tiquetonne schmücken." — Gabriele faltete andächtig die Hände, Bignon zuckte die Achseln, und spottend sagte Truchet: „Die Straße wird fortan keiner Laterne bedürfen." — Der junge Mann fühlte augenblicklich den Stich, bevor er jedoch mehr davon begriffen, hatte der Abbé den Ton schon umgestimmt und fuhr ernsthaft genug fort: „Bist Du der Mann, welchen Gott nach seinem Ebenbilde schuf? Fürwahr, ich fühle mich versucht, Dich für den albernsten Affen zu nehmen. Es ist schon eine unverzeihliche Thorheit, eine Sünde gegen den heiligen Geist, ein unbegreifliches Mißverstehen der göttlichen Weltordnung, wenn jemand sich einbildet, er sey besser geboren

als andre Menschenkinder. Solcher Thorheit thörichtes Abzeichen, die Schellenkappe mit den Eselsohren, ist das sogenannte Wappen. Ein Narr, wer dergleichen von Haus aus führt! Wie aber soll ich den armen Schelm erst bezeichnen, der sich's zur Ehre rechnet, wenn er über seine Hausthür einen bunten Fetzen hängen darf, der ihm nicht selber zugehört? Dann ist der erste Narr im Vergleich zu zu ihm die Sonne, er der Mond. Und du, David Beaupoil, ein freigeborner Franzose, Du willst die demüthigende Rolle des Mondscheins einer Lügensonne Dir gefallen lassen? Pfui, schäme Dich!"

In solchem Tone ging's noch eine Weile fort. David Beaupoil bebte wie Espenlaub; nicht weil er in sich gegangen wäre, sondern aus schnöder Furcht. Schon sah er im Geiste den Vetter am lichten Galgen, sich selber auf der Galeere. Das alte Ehepaar fühlte ebenfalls etwas wie unheimliches Bangen, verstand indessen nicht recht, wovon eigentlich die Rede war. Adrienne hing mit liebevollen Blicken an des Predigers Lippen. Der Höfling horchte voll staunender Neugier, gleich einem, der wundersamen Mährchen oder Reiseberichten aus fabelhaften Ländern sein Ohr neigt.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Sängerfest zu Gent.

Man sah aus Allem, daß die ganze Stadt den lebendigsten Antheil an dem Fest nahm und die Bürgerschaft selbst Alles aufbot, um den fremden Gästen den Aufenthalt so angenehm als immer möglich zu machen. Was das Vergnügen noch besonders hob, war die ungeschminkte Herzlichkeit, mit der es geboten wurde, war die Art und Weise, wie sich die Bürger selbst dabei benahmen; denn man sah aus allen Dingen, daß die Stadt aus dem Feste eine Ehrensache machte. So waren den Fremden alle geschlossenen Gesellschaften geöffnet, zu allen Merkwürdigkeiten, und deren hat Gent viele, hatten die Fremden freien Zutritt und fanden allenthalben die bereitwilligsten Führer und Erklärer, wie man sich überhaupt nicht leicht einen Begriff von der herzlichen Zuvorkommenheit machen kann, mit welcher alle Klassen der Bürger den Fremden entgegenkamen. Dies allein wird den deutschen Theilnehmern die schönen Tage in Gent unvergeßlich machen, denn eben aus dem Benehmen der Genter gegen ihre deutschen Stammgenossen ging am besten hervor, wie sie begriffen, daß sie mit uns Eines Stammes, Eines Blutes sind. Doch zum Feste selbst. Das zweite Concert war bei Weitem besuchter, als das erste, indem am Sonntage der Haupttag des Pferderennens war, welches sehr viele vornehme Leute abgehalten, indem bekanntlich in Gent die Pferdeliebhaberei sehr groß ist und man hier weit schönere und kostbarere Pferde findet, als in irgend einer Stadt Belgiens. Den Anfang des Concertes machte eine neue Composition eines achtzehnjährigen Genters, F. Aug. Gevaerts, „Super flumina Babylonis", welche nach dem einstimmigen Urtheile aller Kenner ein ganz gediegenes Werk, voll tiefen Gefühles und erhabener Ideen ist, so daß man dem Jünglinge, fährt er auf dieser Bahn fort, eine Zukunft versprechen kann; denn dieser Psalm trägt den Stempel der Meisterschaft und wurde mit wahrem Enthusiasmus von den Deutschen gesungen und auch aufgenommen. Es regnete in ganzen Sinne Kränze und Blumen über den jungen Künstler und die Mitwirkenden, wie denn überhaupt der Ueberfluß der Blumen, welche den Dirigenten und Sängern von allen Seiten gespendet wurden, zeigte, daß Gent nicht mit Unrecht als die zweite Pflegerin der Kinder Flora's in Europa gerühmt wird. Groß war die Anerkennung und Auszeichnung, welche den Dirigenten Weber, C. L. Fischer und Mengal zu Theil wurde, welcher letzere einen sehr schönen vlämischen Chor von van Duyse für das Fest componirt hatte. Glücklich in der Wahl ihrer Tonstücke, machte die „Concordia" von Bonn auch heute wieder außerordentliches Glück, errang sich einen mehr als stürmischen Beifall, welcher aber den kölner Männergesangverein, der nach dieser Gesellschaft auftrat, nicht einschüchterte, denn er mußte die „Lenzesfragen" von Lachner unter dem lautesten Beifalle und Jubel wiederholen und bewährte auch hier aufs herrlichste seinen längst erworbenen Ruf. Leider war der Abend schon zu weit vorgerückt, und dies trug auch die Schuld, daß Fischer's geniale Tondichtung, „Meeresstille und glückliche Fahrt", nicht so abgerundet und bestimmt in allen Nuancirungen ausgeführt wurde, wie wir es der Composition selbst wegen gewünscht hätten. Die Musiker und Sänger konnten zuletzt die Noten kaum noch erkennen. Alle waren mit den Leistungen des Abends zufrieden, und bis zum Morgen waren die glänzendsten Versammlungen in den Prachtsälen des Theaters, wo die Stadt einen Ball gab, wie auch in andern Localen der verschiedenen Gesellschaften, zu denen die Deutschen alle Zutritt hatten, und wo sich viele recht herzlich vergnügten, da man ihnen aller Orten mit der größten Freundlichkeit entgegenkam. Am Dienstage war die Vertheilung der Erinnerungsmedaillen in der schönen Aula der Universität. Im feierlichen Zuge, von den Fahnen und Bannern der verschiedenen Vereine begleitet, begaben sich die Sänger dahin. Das Ganze gewährte einen überraschend schönen Anblick durch die Menge der Damen, die in den Logen versammelt waren. Der Bürgermeister, die Schöffen und der Magistrat empfingen hier die Fremden. Nachdem der Bürgermeister in einer französischen Rede die Gäste begrüßt, wurden die Medaillen an die verschiedenen Vereine vertheilt durch den Vorsitzenden des Sängerbundes, Herrn P. van Duyse, welcher mit einer außerordentlichen Gewandtheit Jedem etwas Passendes zu sagen wußte. Die Componisten und Dirigenten wurden ebenfalls mit einer Medaille beehrt, und hier fanden die Herren Leibl, Fischer und Weber nochmal die vollste Anerkennung wie denn auch Herr Eisen, welcher sich besonders um das Fest verdient gemacht hat, da er allein die Geschäfte für Deutschland besorgte. Herr Advocat Rollin sagte den Deutschen im Namen der Stadt Gent in deutscher Sprache Dank, daß sie das Fest durch ihre Gegenwart verherrlicht, worauf Hr. Dr. Weyden, dazu aufgefordert, im Namen seiner Landsleute den Dank der Stadt Gent und den Gentern aussprach, und zwar in einer Weise, die allgemein die größte Wirkung hervorbrachte und manches Auge mit Thränen füllte. Sehr wahr deutete er auf die Folgen, welche diese Vereinigung Belgiens mit Deutschland durch die Bande der Kunst und Wissenschaft nothwendig haben müsse, und wie dadurch die Volksbildung in Belgien, welche leider unter den jetzigen Verhältnissen auf eine unverzeihliche und unbegreifliche Weise vernachlässigt wird, auch endlich einen neuen Aufschwung erhalten werde, und zum größten Glück Belgiens, da ohne wahre Volksbildung kein glücklicher Staat zu denken. Seine Improvisation wurde mit enthusiastischem Beifall aufgenommen, nachdem man mit einer wahren Andacht den begeistert gesprochenen Worten gelauscht hatte. Der ganze Act trug das Gepräge einer ernsten, wir möchten fast sagen, religiösen

Feier. — Der Nachmittag brachte wieder Volksspiele aller Art, Bogenschießen, Sackrennen, Klettern, Pferderennen, Carroussel u. s. w., und der Abend eine Vorstellung in dem niedlichen, neugebauten vlaemischen Theater, die sehr besucht war, und nach diesem ein Gartenfest, welches die reiche Gesellschaft „St. Georg" den Deutschen zu Ehren veranstaltet hatte. In dem vier Morgen großen Garten, der wahrhaft feenartig erleuchtet war und in seinen einzelnen Partieen die überraschendsten Bilder bot, wogten über 6000 Menschen in der größten Heiterkeit umher oder tanzten auf den Rasenplätzen. Die Façade des eleganten Gartensaales trug in der Mitte das Wappen der Stadt Köln und ihm zur Seite die von Gent und Brüssel. Unter demselben prangten in schön gemalten Transparenten die vier Haupthelden Gents: die beiden van Artevelde u. s. w. in überlebensgroßen Figuren. Leider wurde die über alle Beschreibung herrliche und schöne Illumination durch das Wetter gestört, da die Lampen und Lämpchen, die hier zu Hunderttausenden in den Bäumen und Baumgängen und Büschen im buntesten Scheine schimmerten und flimmerten, meist zu früh erloschen. Es war ein mehr als schöner Festabend. Während hier sich die besseren Classen der Gesellschaft ergötzten, tanzte das Volk auf dem nicht minder prachtvoll erleuchteten Paradeplatze. — Der Mittwoch führte die Gäste nach Ostende. Hier war denselben ein vorfestlicher Empfang bereitet, denn am Stationshofe wurden sie von dem Bürgermeister begrüßt, und von sämmtlichen Gilden und Innungen, den Matrosen und den Veteranen Napoleon's, alle im feierlichsten Aufzuge und meist noch in mittelalterlichen und spanischen Costümen mit ihren Bannern, Emblemen und Zunftzeichen. Auf dem Rathhause wurde den Gästen der Ehrenwein im Namen der Bürgerschaft gereicht, und hier dankte Herr van Duyse im Namen der Vlamingen und Herr Roderich Benedix aus Köln Namens der Deutschen mit wenigen, aber sehr gehaltvollen, passenden Worten. Nachdem sich die Fremden nach dem Meere begeben, um theils zu baden, theils Seepartieen zu machen, arrangirte der kölner Männergesangverein in Verbindung mit der bonner Concordia ein Concert, dessen Ertrag dem Fonds zur Errichtung eines Asyls für alte und verstümmelte Matrosen bestimmt ist. Der Saal des Cassino war gedrängt voll und die Aufnahme der Chöre mehr als glänzend; man überbot sich in Beifallsbezeugungen. Nach dem Essen wurden noch einige Spaziergänge nach dem Meere gemacht, das ziemlich hoch ging und den Binnenländern einen noch um so imposanteren Anblick seiner hohen, furchtbaren Majestät bot. Die Gesellschaft des Phar hatte den Gästen ihr schönes, neu gebautes Local am Strande zur freien Benutzung überlassen, da man auch hier wetteiferte, den Fremden den Aufenthalt so angenehm als nur immer möglich zu machen. Unter dem lautesten Jubel verließ die Gesellschaft nach 4 Uhr das freundliche Seestädtchen, welches nach allen Seiten, sowohl in den Straßen als im Hafen, den festlichsten Anblick darbot. — In Gent angekommen, fanden viele der Deutschen noch einen angenehmen Abend im Kreise der verschiedenen musicalischen Gesellschaften. — Die Abreise von Gent wurde den Deutschen durch die Aufmerksamkeit des Magistrats ein schöner Punct der Erinnerung; denn ein Schöffe brachte ihnen hier den Abschiedsgruß. In Löwen wurden die bonner Studenten von den dortigen Akademikern empfangen und im festlichen Zuge nach der Akademie und von dort nach dem Rathhause geleitet, wo ein Festessen von wenigstens 200 Couverts Statt fand und die lauteste Freude bis spät in die Nacht herrichte. — Die Tage des Festes in Gent werden gewiß allen Theilnehmern unvergeßlich sein; sie haben das Band der Nationalität zwischen Nieder- und Ober-Deutschen noch fester geknüpft und des Bundes Zukunft gesichert. Alle, welche zum Gelingen des Festes in irgend einer Weise mitwirkten, haben alle Theilnehmer zum verbindlichsten Danke verpflichtet. Solche Feste gehören zu den seltensten Erscheinungen der Gegenwart; möchten sie nur immer ihrer wahren Bedeutung nach verstanden und gewürdigt werden.

---

## Tabletten.

*** Der geniale Operateur Dieffenbach in Berlin hat in seinen wenigen Mußestunden ein höchst interessantes Werk unter dem Titel „der Aether gegen den Schmerz" verfaßt und dessen Ertrag für die Armen bestimmt. Am Schlusse des Werkes heißt es: „Nach dem, was wir bis jetzt über die Anwendung der Aetherdämpfe bei chirurgischen Operationen erfahren haben, sind wir zu folgenden Schlüssen berechtigt: „Die Aetherisation ist im Stande, den höchsten Schmerz bei der größten chirurgischen Operation vollständig aufzuheben. Die Aetherisation kann aber auch Steigerung des Schmerzgefühls und Tobsucht zur Folge haben. Die Aetherisation ist lebensgefährlich bei Neigung zum Schlagfluß, Blutsturz und manchen anderen Umständen. Uebertreibung der Aetherisation kann augenblicklichen Tod herbeiführen. Die Blutung ist stärker als sonst bei Operationen, ebenso die Neigung zu Nachblutungen. Wunden, welche unmittelbar vereinigt werden, heilen eben so schnell: Wunden mit Substanzverlust gewöhnlich langsamer. Das Befinden der Aetherisirten nach chirurgischen Operationen ist im Allgemeinen minder günstig, als bei denen, welche ohne Aether operirt werden. Das Mittel ist eben so sehr überschätzt, als verachtet worden. Rechnet man nun alle die kleinen, mit der Aetherisation verbundenen, Nachtheile bei vielen Personen zusammen, so ergibt sich daraus eine größere Krankheitssumme, daß von Tausend Aetherisirten und Nicht-Aetherisirten auf jene einige Todesfälle mehr, als auf diese kommen. Dennoch ist der Werth des Mittels bei schmerzhaften Operationen ein großer, von dem bei umsichtiger Anwendung für die leidende Menschheit ein bedeutender Gewinn erwachsen ist, besonders, wenn es mit großer Behutsamkeit und nur bei sehr schmerzhaften Operationen angewendet wird." — Dieß ist die Quintessenz der, mit vielem Geiste und mit reicher Erfahrung populär geschriebenen, Schrift.

*** Für eine Verlobung hat sich halb Paris interessirt: für die der schönen Solange Dudevant, der Tochter der George Sand. Man erzählte allgemein, die Tochter der Sand würde sich mit einem Grafen von Proß verheirathen und während die Aristokratie sich freute, daß die Schriftstellerin nicht nach den Grundsätzen in ihren Werken handle, wußten ihre Freunde und Bewunderer nicht, was sie sagen sollten. Endlich ergab sich das Gerücht als grundlos und die Tochter der großen Schriftstellerin verheirathete sich mit dem jungen Bildhauer Chesinger, der ganz dem Männer-Ideale entsprechen soll, welches die Dichterin geschildert hat, und sie hat sich, wo möglich noch mehr Freunde erworben, da sie durch die That beweis't, daß sie die Aristokratie des Geistes anerkennt.

*** Jean Paul im weißen Saale. „Daily-News", das englische Blatt, das sich am lebhaftesten für deutsches Werden interessirt, äußert über die Opposition in

Berlin unter Anderem: „Eine ernste Ironie, oft an Humor anstreifend, ist die Lieblingswaffe der Oppositionsredner. Der Geist des ernsthaft scherzenden Jean Paul, nur gedämpft zum Einklang mit den praktischen Geschäftsgegenständen der Versammlung, scheint sie zu erfüllen. Diese Waffe wurde mit siegreichem Erfolg gegen Hrn. v. Savigny, den berühmten Geschichtschreiber des römischen Rechts im Mittelalter, geschwungen. Dieses Ministers Deutungen der in früherer Zeit gemachten constitutionellen Zusagen rechtfertigten beinahe Bentham's Wort: Savigny would attempt to palm off a history of law upon a nation as a sufficient substitute for laws."

⁂ Auf der Dresdner Kreuzschule herrscht die Sitte, daß die jungen Leute, welche die Universität beziehen, bei ihrem Abgange von der Schule auf gemeinschaftliche Kosten der seit 1822 bestehenden und bereits gegen 500 Werke der besten Schriftsteller enthaltenden deutschen Schullesebibliothek ein Werk verehren, wozu aber, was die Wahl des Autors betrifft, stets erst die Erlaubniß des Rectors, welcher über die Bibliothek die Oberaufsicht führt, eingeholt werden muß. Letzte Ostern nun wollten die Abgehenden Gutzkow's Werke anschaffen und fragten deßhalb um Erlaubniß an. Wie erstaunten sie aber, als diese ihnen mit Bestimmtheit verweigert wurde. Die jungen Leute aber thaten das Klügste, was sie unter solchen Umständen thun konnten, sie behielten ihr Geld und kauften gar nichts.

---

## †† Leipzig.

(25. Juni.)

Unser Johannisfest wurde gestern in einer Weise gefeiert, welche die Erinnerungen einer vergangenen Zeit einmal wieder heraufbrachte. Es ist eine ziemlich bekannte Sache, daß keine Stadt an eigentlichem öffentlichen Leben, an gemeinsamen Centralisationspunkten der gesammten Klassen des Volkes, ärmer seyn kann, als Leipzig. Die Volksfeste, oder vielleicht nur der Schatten derselben, der sich bis in unser Jahrhundert noch hinein erstreckt hatte, ist in den letztern Jahren in unserer Stadt ganz verloren gegangen; das rege Handels- und Gewerbsleben hat mehr und mehr eine Richtung auf die materiellen Interessen herbeigeführt, die zwar oft eine Einigung für gewisse Zwecke mit sich bringt, aber immer nur eben die von einzelnen Klassen, Ständen oder sonst sich zusammenfindenden Betheiligten. Ueber eine gemeinsame Bestrebung, aus dem Volke einen einzigen Körper zu machen und ihm diese Bestimmung wenigstens bei gewissen Gelegenheiten zum Bewußtseyn zu bringen, schien hier das Anathem ausgesprochen zu seyn, denn alle Versuche der letztern Zeit gelangten nicht zu dem Ziele. Einen Theil der Schuld tragen wohl unsere politischen Verhältnisse, die auch hier durch die nur allzu häufigen Bestrebungen der Radicalen noch schroffer sich gestaltet haben, aber nicht die alleinige Schuld. Und dennoch wäre es nirgends dringender zu wünschen, daß wenigstens ein jährliches Volksfest die Ideen der Bewohner einigte, als in Leipzig. Man denke sich, welche moralische Macht daraus erblühen müßte, an einem so bedeutenden Sitze des Handels und der Wissenschaft. — Früher hatten wir am Johannistage einen gemeinsamen Zug der Bewohner auf die sogenannte Bürgeraue, ein Ueberbleibsel des alten jährlichen Vogelschießens. Er schwand dadurch herab, daß er sich mehr und mehr auf die untersten Volksklassen beschränkte, und hörte deßhalb schon seit vielen Jahren ganz auf. Seit ohngefähr zwölf Jahren ist dafür ein Ersatz gegeben durch die Johannisfeier im sogenannten Johannisthale, einem großen Raume, auf welchem mehrere hundert Gärten und Gärtchen zum größten Theile sehr schön von Bewohnern unserer Stadt angelegt sind, und die damit, in Folge der unmittelbaren Nähe des Gottesackers, verbundene Bekränzung der Gräber, die an diesem Tage in üppiger Blumenfülle prangen. Auch diese Johannisthalfeier, die sich indeß nie zum eigentlichen Volksfeste gestalten konnte, weil freie Plätze und manche andere innere Bedingung fehlten, blieb in diesem Jahre ganz aus, angeblich um nicht Gelegenheit zu den in der letztern Zeit wirklich gesteigerten Beraubungen der Gärten zu geben. Um so erfreulicher war es daher, daß der Schillerverein eine Volksfeier unter dem bescheidenen Namen eines Kinderfestes in dem nahen Gohlis veranstaltete. Schiller hat bekanntlich hier in einer Sommerwohnung im Jahre 1785 gelebt und unter Anderm sein Lied an die Freude gedichtet. Der Schillerverein beabsichtigt nun neben der jährlichen Feier zu Schillers Geburtstage noch ein Fest jedes Jahr wiederkehren zu lassen, das an das gedachte Ereigniß erinnern und deßhalb schon allgemeiner werden muß als das letztere, weil es im Freien gehalten werden kann. Es soll allerdings mit der Zeit über den Charakter eines bloßen Kinderfestes erhoben und auf den Standpunkt eines Volksfestes gebracht werden. In der That, das Unternehmen ist so erfreulich und anerkennenswerth, als der daran geknüpfte Name unseres Volksdichters fähig ist, eine allgemeine Theilnahme zu erwecken. Eine große Menge von Menschen und wirklich den verschiedensten Ständen angehörig, wogte bunt von zwei Uhr Nachmittags an, auf dem geräumigen Platze und die letzten verließen ihn erst um Mitternacht. Der Vorstand hatte eine ansehnliche Menge von Kinderspielen aller Art arrangirt, an denen diesmal leider nur die Gohliser Jugend Theil nehmen konnte. M. Zille eröffnete und Robert Blum schloß die Festlichkeiten mit einer Rede. Ein öffentlicher Tanzplatz war angebracht, auf dem später getanzt wurde, zwei Musikchöre brachten das Reich der Töne mitten in das bunte Gewühl, einige Schaubuden boten Panoramen und plastische Darstellungen dar und für Genüsse war reichlich durch Zelte gesorgt, neben denen sich Tische zum Verwürfeln allerhand kleiner Gegenstände gruppirt hatten. Die Kinder erhielten Prämien theils durch Verloosung, theils durch Vogelschießen, theils durch Klettern und andere Spiele. Eine musterhafte Ordnung waltete überall vor, geleitet von dem gesunden Sinne jedes Einzelnen der Anwesenden; wir haben auch nicht von einer einzigen Störung etwas bemerken können. Obschon das ganze Bild noch viel zu wünschen übrig ließ, das ihm den Charakter eines vollständigen Volksfestes geben konnte, so überstieg es doch als erster Versuch alle Erwartungen und wir zweifeln keinen Augenblick, daß es gelingen wird, den Zweck zu erreichen, der dabei im Hintergrunde liegt. Gewiß hat sich Niemand von dem Platze getrennt, ohne den Ausdruck der Zufriedenheit mit nach Hause zu tragen und das Verdienst des Schillervereins anzuerkennen, wie ihm den glücklichsten Erfolg seiner Bestrebungen zu wünschen.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 7. Juli. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräulein Leopoldine Tuczek, königl. preußische Kammersängerin.

Donnerstag, den 8. Juli. Anna von Oesterreich, Intriguenstück in 4 Abtheilungen, von Charl. Birch-Pfeiffer.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 187.** Freitag, den 9. Juli **1847.**


## Der Herr Pfarrer von St. Eustache.

Pariser Gassenmährchen von W. v. Chézy.

(Fortsetzung.)

St. Symphorien hatte wohl von jeher schon das Rauschen des Stromes vernommen, war aber nie an's Gestade getreten, um in die Wogen zu schauen. In der Gesellschaft war hie und da, seit kurzem sogar ziemlich häufig, die Rede von einer seltsamen Strömung tollhäuslerischer Ansichten, die alle Köpfe zu verwirren begonnen. Im leichtfertigsten Tone sprach man, während die Karten frisch aufgemischt wurden, von einem Rausch, der sich der „Notäre" bemeistert habe, und worin sie, wie von der Tarantel gestochen, mit allerhand närrischen Gebehrden gegen Thron, Lehenthum und Altar geiferten. Heutzutag sind solche Reden und Redensarten, wie Truchet sie vorbrachte, etwas ganz gewöhnliches, und längst schon hat die berauschende Gährung ihrer Neuheit sich abgeklärt; damals aber — im Frühling des Jahres 1789 — begann erst das Steigen und Werfen der prickelnden pitzelnden Bläschen. Der gute Edelmann fühlte sich wie betäubt, und seine Befangenheit vermehrte sich natürlich durch den Umstand, daß nicht ein armseliger Tropf von einem „Manant" die Frevelworte ausstieß, sondern ein Mann in Amt und Würde, ein Diener der Kirche. Endlich, und zwar lange bevor der Abbe seine Standrede zum Schluß gebracht, fand sich des Grafen Neugierde gestillt, seine Geduld erschöpft. Schnöde Geringschätzung in Miene und Geberde, wandte er sich zu David mit der Frage: wer denn der Polterer sey, und was er im Hause zu schaffen habe? Beaupoil zögerte mit der Auskunft, die statt seiner Truchet selber gab.

„Der Polterer ist der Seelsorger dieser Pfarrei," sagte er: „der Vetter dieses undankbaren feigen Buben, der gute Lust hat, mich zu verleugnen, wie Petrus den Herrn. Was ich hier zu schaffen habe, weiß das ganze Haus. Ihr aber, mein schöner Herr, habt hier nichts zu schaffen, gar nichts. Bleibt bei Euern geschminkten Damen, geht meinetwegen zu Euern hochgeschürzten Schönen der Coulissenwelt; in diesem ehrbaren Haus ist kein Futter für Euern lüsternen Schnabel gewachsen."

St. Symphorien warf sich in die Brust. „Wer sagt Euch, mein guter Freund," antwortete er: „daß ich in böslicher Absicht hier erscheine?"

„Die Erfahrung," erwiederte Truchet trocken: „übrigens bin ich nicht Euer guter Freund, sondern Euer gehorsamster Diener." Eine tiefe Verbeugung erklärte noch zu allem Ueberfluß die leichtfaßliche Rede.

Der Graf wandte sich zu David: „Wie lange werdet Ihr mir diese Zudringlichkeit auf dem Halse lassen . . ."

Meister Vignon fiel ihm in's Wort: „So lange, mein Herr, als Ihr selber für gut findet, auf dem Platze zu verharren, der Euch nicht ziemt."

„Wißt Ihr auch, wer ich bin?" zürnte St. Symphorien.

„Ob wir's wissen?" hob der Abbe wieder an: Ihr seyd eine von den unnützen Drohnen, die wir noch schaarenweis' aus dem Lande scheuchen werden, weil wir den faulen Schwarm nicht länger füttern mögen mit unserm Schweiß, unserm Blut. Doch bevor wir Euch im Großen und Ganzen fortschaffen, werden wir einstweilen den Anfang mit Einzelnen in unsern vier Pfählen machen."

Bleich vor Wuth stotterte der Graf: „Ihr sündigt auf Euer Gewand hin, das Euch vor Degen und Stock schirmt. Wisset aber, mein Herr, daß die Gerechtigkeit des Königs, unseres Herrn, den Verbrecher auch unter dem Priesterrock erreicht." — Mit diesen Worten wandte er sich ohne Gruß zum Gehen.

David warf sich erschöpft auf einen Stuhl. — „Was habt Ihr angestellt, Vater?" jammerte er: „die Kundschaft ist verscherzt, ich bin zu Grunde gerichtet!"

Der Abbe fühlte, daß er wohl etwas zu weit gegangen seyn möge. Adrienne wußt' es ihm Dank; sie verstand in tiefster Seele die Wallung der Eifersucht, die ihn hingerissen, und wo Eifersucht raucht, da brennt auch Liebe.

David fuhr fort: „Der Graf gilt alles bei seinem Herrn, der Prinz wickelt den König nach Belieben um den kleinen Finger. Ihr habt freilich gut reden, Ihr! Stehenden Fußes geht Ihr heim, packt Eure Rentenscheine, Euer Gold und Silber zusammen und fahrt mit Postpferden Holland zu, um in's Fäustchen zu lachen."

Truchet sah ihn wie einen Wahnsinnigen an, bevor er bedächtig entgegnete: „Meine Renten sind im Himmel angelegt, ohne Schrift noch Pfand, mein Gold und Silber noch keine tausend Livres werth. Du aber besinne Dich. Wer arbeitet, lebt auch ohne Prinzen, die ohnehin schlecht zahlen."

„Ihr bleibt in Paris? Ihr flieht nicht? Denkt auf Eure Sicherheit, ich beschwöre Euch!"

„Denke Du an Deine Hochzeit und an Dein Geschäft, mein armer David. Halte Dich sauber vor unheiligem Hochmuth, und befleißige Dich lieber des ehrenhaften Bürgerstolzes, wie es einem freigebornen Manne ansteht. Das Kriechen und Wedeln ziemt dem Hund, nicht dem getauften Christen, und die wahre Ehre besteht in der Ehrlichkeit." — — —

(Fortsetzung folgt.)

## Zur Charakteristik G. A. Forster's.

Von K. Ohly.

Es gibt Menschen, welche Brennpunkte für die gesammte Entwicklung einer Zeit bilden und doch zugleich die Epoche, welcher sie angehören, durch den Glanz ihres eignen Lichts noch weit überstrahlen; — volle, fertige Persönlichkeiten, die in plastischer Vollendung als ewige Marmorbilder die Jahrhunderte überragen.

Man wird gewöhnlich finden, daß solche hervorragende Geister, welche in der Bildungssumme ihrer Zeit nicht vollständig aufgehen, auch in ihren Geschicken zu keinem befriedigenden Abschlusse gelangen und die Verhältnisse nicht bis zu bruchloser Einheit zu durchdringen vermögen. Trotz aller praktischen Energie, die ihnen eigen ist, wissen sie nie den Moment zu finden, dem sie den Stempel ihres Geistes aufdrücken könnten. Es sind gewöhnlich congeniale Planeten, welche um die urschöpferischen Genialitäten der Zeit ihre Bahnen beschreiben; auch eignet ihnen oft ein mit ihrer Allfertigkeit zusammenhängendes Schwanken bezüglich ihres Lebensberufs; sie wissen nicht, ob ihre Bestimmung dem schriftstellerischen Worte oder seiner Realisirung im praktischen Leben gilt.

Alle diese Momente scheinen mir in G. Forster vereinigt zu seyn. Er gehörte zu den Männern, in welchen die ästhetische und politische Revolution des vorigen Jahrhunderts sich zu den harmonischsten Resultaten abgeklärt hatte, aber in Resultaten, die ihn im Sturm und Drang jener Zeit nothwendigerweise vereinsamen mußten, weil sie anticipando erworben, weil sie geniale Ahnungen und der Zeit selbst noch fremd waren. Jener Vorzug, welcher nach Gervinus unsre literarische Reformationsperiode vor der aller andern neueuropäischen Nationen auszeichnet: die Verschmelzung von Natur und Kultur, von Humanität und Gelehrsamkeit, von Griechen- und Germanenthum, zeigt sich kaum in irgend einer der maßgebenden Persönlichkeiten aus jener Zeit so lebensvoll ausgeprägt, als in Forster. Lebensvoll ausgeprägt, sagte ich: denn in seinen Schriften sehen wir allenthalben den frei um sich blickenden Weltmann und den rhetorischen Denker, den Staatsmann und den Nationalökonomen mit dem phantasievollen Dichter, den Menschen mit dem Gelehrten auf's Anziehendste verschmolzen. Rechnen wir hinzu, daß diese Schriften die ideale Crême eines drangvollen, mächtig bewegten Lebens sind, daß er sie den widrigsten, wechselvollsten Verhältnissen abgerungen, so werden wir einen jener modernen Schriftstellerheroen in ihm zu begrüßen haben, denen das Unglück die Sehnen straffer spannt, damit die Musik ihres Lebens höher und idealer töne, — denen es die Muskeln härter schmiedet, damit sie im Kampfe mit dem Geschick der Welt jenes Schauspiel bieten, von dem Seneca sagt, daß es ein erhabenes, sogar für die Götter, sey.

Ich habe hier weniger die ökonomischen Verlegenheiten und die schriftstellerischen Strapatzen seiner Jugend, noch auch die Aechtung, die ihn von Seiten der deutschen Regierungen traf, oder seine unglückliche Ehe mit der nachmaligen Therese Huber, einer Tochter Heyne's in Göttingen, im Auge (denn die bloße Aeußerlichkeit des Schicksals reicht selten an das innerste Leben einer großen Persönlichkeit,) als die Verkennung, die ihm von seinen Zeitgenossen zu Theil ward und die jeden strebsamen Mann gewiß bitter berühren muß, sowie das Mißverhältniß zwischen seiner an interessanten Anschauungen so reichen Jugend (er umschiffte bekanntlich mit seinem Vater, Reinhold Forster, in Cook's Gesellschaft die Welt) und der deutschen Enge und Beschränktheit seiner spätern Verhältnisse; den Zwiespalt endlich zwischen seiner Kraft und ihrem Wirkungskreise. Wie mußte dieses Alles einen Geist verwunden, der idealer als Machiavell, aber an gedrungener Kraft und staatsmännischem Blick dem Italiener sicher vergleichbar, vor vielen andern seiner Zeitgenossen dazu berufen schien, ein Beherrscher seiner Zeit im Sinne Plato's zu werden! Denn der Staat war unstreitig seine eigentliche Sphäre. „Wie sanft," schreibt er einmal, „muß das Haupt dessen ruhen, der einem zerrütteten, seiner Auflösung nahen Staate zur Wiedererlangung der Freiheit neue Kräfte und Organe schuf!"

G. Forster (geb. 1754 in Nassenhuben bei Danzig, gest. 1794 zu Paris,) lebte in einer Periode, in welcher die deutsche Philosophie (unstreitig aus sehr nationalen und temporellen Gründen) den Abstand von Ideal und Wirklichkeit, Sollen und Können zu systematisiren suchte. „Kein Mensch muß müssen!" hatte Lessing seinen Nathan sprechen lassen; und Kant, der eisgraue philosophische Asket, Deutschlands größter und sublimirtester Schulmeister, predigte dem Geschlechte, das auch Schiller für verweichlicht hielt, das Fichte später ein „empfindelndes Zwerggeschlecht" nannte, in dem, wie er glaubte, die „vollendete Sündhaftigkeit" zur Erscheinung gekommen war, seinen kategorischen Imperativ. Der große Riß, welchen die literarische Drang- und Genieperiode zwischen Theorie und Leben, Dichtung und Wahrheit, Herz und Welt proklamirt und zum Theil erst durch diese Proklamation eröffnet hatte, mußte sich nothwendig auch in dem substantiellen Zeitbewußtseyn, in der Philosophie, offenbaren. Beherrschte er doch sogar die als so überaus objectiv und heiter angepriesene Weltanschauung unsres großen, poetischen Reformators Göthe noch in dessen alten Tagen (der Weltschmerz des alten Göthe war ein starr gewordener, eingefrorener). Kein Wunder, daß diese kategorische Stimmung der Zeit (man verzeihe uns den Ausdruck), geleitet durch trübe Lebensgeschicke, auch in der sonst so realistisch gefärbten Weltanschauung eines Forster auf dem Gebiete der Politik, wie auf dem der Kunst, sich geltend machte. „Sittliche Vervollkommnung" der Individuen ist ihm der Zweck des Staats; — eine Idee, mit der man sich auch heutzutage noch vielfach trägt, indem ja die gäng und gäbe gewordene Definition des Staats als „sittlicher Lebensgemeinschaft," „Organismus der Sittlichkeit" u. dgl. etwas wunderbar Tiefsinniges und Erschöpfendes sagen soll. Als ob der Staat nicht mehr wäre, als ein Turnplatz des menschlichen Willens? als ob der Organismus der Gesellschaft keine höhere Aufgabe hätte, als menschliche Tugend am Reck der Gesetze und dem Barren einer sittlichen Nothwendigkeit zu erzielen? Der Staat soll vielmehr die Totalität der menschlichen Natur durch allseitige Entfaltung der in den Individuen schlummernden Anlagen zur schönen Erscheinung hervorbilden, — womit denn die Aesthetik eine höhere Aufgabe erhielte, als bloßer Durchgangspunkt im Schiller'schen Sinne, für den politischen Staat zu seyn. Wenn man den Staat als „sittliche Lebensgemeinschaft" bestimmt, so vergißt man nur zu häufig, daß wir den Standpunkt der antiken Welt, wo der Mensch mit dem Bürger identisch und mit der volksthümlichen Sitte und den Gesetzen des Staats bis zur familiärsten Behaglichkeit verwachsen war, überschritten haben. Die Sittlichkeit der Lebensgemeinschaft war hier eine naive, naturwüchsige, und konnte darum Selbstzweck seyn, während sie bei uns eine mit dem Schmerz des Gegensatzes behaftete, durch den abstrakten Rechtszustand

bedingte ist. Den Griechen war ihr Staatsgesetz Lebensnerv; ebenso den Römern; die Schulbuben in Athen sangen die Solonischen Gesetze und die römischen Knaben wußten ihr Zwölftafelgesetz auswendig; — wer möchte dagegen unsre Regierungsblätter in Verse bringen oder unsre Edikte par coeur lernen? Dem modernen Menschen wird auch das beste Gesetz eine Abstraktion, ein Pfahl im Fleisch seyn, das nur Erkenntniß des Mangels wirken kann. Darum darf man es nur als **Zuchtmeister** auf einen idealern Zustand betrachten. Der kategorische Imperativ von „Moses-Kant“ auf das politische Gebiet übertragen, wird nie weiter, als zu jener rigorosen, tendenzwüthigen Bürgertugend führen, der die verbissene Entsagung in die Haut geheilt ist; und da, wo das Gesetz seinem wesentlich negativen, jüdischen Charakter nach, dem Individuum, wie Forster wollte, Spielraum zur freiesten Entfaltung läßt, da kann doch nur der Individualismus des heutigen Frankreichs und die Philistrosität belgischer Zustände erzielt werden. Soll der Staat vorzugsweise sittliche Bildung (d. h. Kantische Legalität) fördern, so müßte, da die Sittlichkeit des kategorischen Imperativs wesentlich Resignation ist, (mit der Devise: „Auch ich war in Arkadien geboren“), so müßte, sage ich, der Despotismus diese Aufgabe am Besten und Konsequentesten lösen. Aber vielleicht ist auch der so oft als Selbstzweck betrachtete, fanatische Konstitutionalismus (foi de Louis Blanc) nur die raffinirteste und sublimirteste Form des Despotismus. Denn das Gesetz übt ja bekanntlich eine weit härtere, rigorosere Tyrannei aus, als dies das tyrannischste Individuum je vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Sängerfest zu Lübeck.

Am 1. Juli Nachmittag 5 Uhr verließ ich Lübeck mit sehr gemischten Empfindungen. So schwer es mir nämlich ward, von der alten Hansakönigin zu scheiden, die uns durch die fast vier volle Tage hindurch gebotenen unvergleichlichen Kunst-, Natur- und Lebensgenüsse doppelt theuer und werth geworden war, so war doch die Rückerinnerung an das nun entschwundene Fest eine zu angenehme und reine, als daß nicht die Freude den Schmerz des Abschiedes hätte überwinden sollen. Ja, fürwahr, Lübeck hat ein schönes, ein **deutsches**, ein echtes Volksfest gefeiert. — Diese Tage, sie werden noch lange wie Glanzpunkte nicht bloß in der Erinnerung der Lübecker, sondern auch in der aller übrigen Theilnehmer, die von nahe und fern hier zu einer andern Art isthmischer Spiele zusammengeströmt waren, dastehen.

Lübeck ist schon seit langer Zeit als eine gastfreie Stadt berühmt, aber es hat sich diesmal herrlicher denn je als solche gewährt. Darüber war nur eine Stimme, selbst bei denen, die das allgemeine deutsche Sängerfest in Würzburg (1845) und das große deutsch-vlämische Gesangfest in Köln (1846) mitgefeiert hatten. Diesmal aber kam zu der sonstigen Freundlichkeit der Lübecker noch die durch die endliche Gewährung der Lübeck-Büchener Eisenbahn hervorgerufene frohe Aufregung hinzu. Gerade am Sonnabend hatte sich die Kunde von dem Abschluß des Staatsvertrages zwischen Dänemark und Lübeck (vom 23. Juni) allgemein zu verbreiten angefangen.

Am Sonnabend zogen die Gäste in Lübecks Thore ein. Viele hatten der weiten Entfernung oder der herrschenden Theuerung wegen ihre frühere Zusage zurückgenommen; dennoch fehlte es nicht an Männern, die aus dem südlichen und westlichen Deutschland der Travestadt zugeeilt waren. Aus allen Theilen Norddeutschlands, aber bis nach Nordschleswig hinauf, namentlich aus Schleswig-Holstein und Lauenburg, aus Hamburg, dem Eutinschen, Mecklenburg-Schwerin u. s. w. waren zahlreiche Repräsentanten der Liedertafeln, sociale Mitglieder derselben, sowie andere Schau- und Hörlustige erschienen. Gegen Abend fand nun die erste Probe in der Festhalle statt, nachdem vorher in derselben ein im Ganzen nicht sehr besuchtes gemeinschaftliches Mittagessen gehalten worden war.

Jene erste Probe zeigte noch Mängel; indessen ließ sich die Tüchtigkeit des Dirigenten, Herrn Kapellmeisters Lachner aus München, gleich anfangs nicht verkennen. Außer ihm trugen noch die Herren Kapellmeister Dr. Friedrich Schneider aus Dessau, Dr. Marschner aus Hannover, Methfessel aus Braunschweig, Dr. Schöne aus Hamburg, (von den Genannten dirigirte Jeder seine eigenen Compositionen, die übrigen leitete sämmtlich Hr. Lachner) wesentlich zum Gelingen und zu der künstlerischen Bedeutsamkeit des Festes bei. Außer diesen Notabilitäten bemerkte man auch die Anwesenheit anderer tüchtiger Jünger oder vielmehr Meister der Kunst, von denen wir hier nur die Herren Dr. Fischer aus Lübeck, Kapellmeister Herrman aus Sondershausen (früher in Lübeck), Julius Schneider aus Berlin, Kapellmeister Schreinzer u. s. w. nennen. — Der Abend des Sonnabends wurde im Rathsweinkeller, dessen Umfang für dieses Fest durch einen anstoßenden großen Kellerraum noch vergrößert worden war, in traulicher Unterhaltung durch Gesang, Rede u. s. w. zugebracht. Hier sah man auch Hoffmann von Fallersleben, und um dieselbe Zeit war noch Em. Geibel, Lübecks einheimischer Poet, in seiner Vaterstadt angelangt. Auch der junge Prinz von Preußen, der künftige Thronfolger, war mit seinem Erzieher, dem Berliner Professor Curtius aus Lübeck, bei den Concerten gegenwärtig. Auch politisch hervorragende Männer, namentlich aus Schleswig-Holstein, sowie tüchtige Künstler, insbesondere Sänger und Musiker aus Berlin und Schwerin, unter denen hier vorzugsweise der Herren Zschiesche und Krause aus der preußischen Hauptstadt zu gedenken ist, waren, zum Theil erst in dem letzten Abschnitte des Festes, in Lübeck angelangt.

Die erfreulichste Seite des Festes aber bildete die Mischung und Vermischung der sonst noch im Leben so oft getrennten Stände Lübecks sowohl als seines Gästekreises. Ein großer Theil der Lübecker Senatoren erschien im Rathsweinkeller sowie bei den Concerten und dem Festmahle; sie saßen mitten unter einheimischen und fremden Gelehrten, Künstlern, Handwerkern, Kaufleuten, Bauern, u. s. w., kaum drei Tischnachbaren hatten einander früher gekannt, und wenn auch einzelne Gruppen aus der Ferne, z. B. die Detmolder, Schweriner u. s. w. bald die besondern Lieblinge der Bewohner Lübecks wurden, so fand doch jeder Einzelne und jeder Stamm überhaupt — vorzüglich galt dies wieder von den Schleswig-Holsteinern — innig sympathisirende Männer und neue Freunde. So war es namentlich auch mit den Hamburgern und Bremern der Fall, während sich oft wieder die Aufmerksamkeit auf einige Süddeutsche, z. B. aus Würzburg, Dünkelsbühl wandte. Von allgemeinen Fragen der Zeit und beziehungsweise Deutschlands, wurde des jüngsten preußischen Ver. Landtags, Schleswig-Holsteins, Lübecks, der freien Städte insgesammt und ihres Einflusses auf Kunst, Wissenschaft und Leben, der scandinavischen Einheitsbestrebungen u. s. w. vielfältig und mit großem Anklange gedacht. Auch nach dem deutsch-vlämischen Feste, das zu gleicher Zeit in Gent gefei-

ert wurde, schweifte der Blick hinüber; aber vor allem erregte die Berührung der socialen Zeitfragen regelmäßig einen donnernden Beifallssturm. Es ist das ein trost- und hoffnungsreiches Zeichen des Fortschrittes, den die öffentliche Meinung, der Geist des Bürgerthums und die Erkenntniß der Uebel, an denen unsere Zeit krankt, sowie der Abhülfe für dieselben in den letzten Jahren in Deutschland gemacht hat. So konnte man gar nicht genug den Takt, die Ordnung, die Ruhe rühmen, welche hier von den ärmeren Classen, die man, oft mit Unrecht, für die roheren auszugeben pflegt, auch da gezeigt wurde, wenn sie eben nur aus der Ferne zuschauen und zuhören konnten. Das sittliche Maß, das die Kunst und die Intelligenz der Geistesbefähigtern und vor Allem die Empfindung des Gemüthes, welche sich in den Augen und auf den Gesichtern abspiegelt, auch dem Rohesten auferlegt, machte hier die Polizei, die Soldateska u. s. w. überflüssig. — Uebrigens verdient auch die Umsicht der Behörden, das ruhige Gewährenlassen, mit Anerkennung hervorgehoben zu werden. Schön war es auch zu bemerken, daß der Chef der Militärmacht als schlichter Bürger an allen Festen Theil nahm. Hier vermißte man jede Spur von Polizei- und Militärstaat und wahrlich ohne Bedauern.

Daß dieser Zustand der allein befriedigende sey, konnte man sogar aus den Mienen Hochadeliger lesen, man konnte es aber auch aus dem Munde der anwesenden Preußen und Hannoveraner selbst vernehmen. Auch ein Schwede, Repräsentant der Liedertafel zu Lund, drückte seine Ueberraschung über die hier wahrgenommenen reifen Früchte des deutschen Volksbewußtseyns, Geschmacks und Kunstsinnes aus. In der That waren alle Anordnungen bei dem Feste auf das Sinnigste, Einfachste und dabei Geschmackvollste getroffen und man konnte sein Staunen nicht bergen, wie eine Stadt von nur 25,000 Einwohnern so Großes, so Complicirtes, so in allen Theilen Vollendetes habe leisten können. Dafür aber gebührt den sämmtlichen Mitgliedern des Festcomites, mehr als 30 an der Zahl, zusammen und einzeln, insbesondere aber dem leitenden Triumvirate, dem Präses, Herrn Weddeactuar Dr. J. H. Behn, dem Vicepräses, Collaborator Dr. Carl Dettmer und dem Advokaten Herrn Dr. Krüger, der wärmste Dank der Einwohner Lübecks und aller fremden Gäste. Sie haben ein wahrhaft städtisch patriotisches und zugleich ein dem ganzen Vaterlande zur Ehre gereichendes Werk vollbracht. Wes.-Z.

## Tabletten.

*** Augsburg. Moriz Rugendas ist in diesen Tagen zu uns zurückgekehrt. Der talentvolle Künstler, der schon von seiner ersten Reise nach Brasilien so reiche Ausbeute mitgebracht hatte, war vor 17 Jahren zum zweitenmal nach Amerika gegangen, gezogen von dem unwiderstehlichen Reiz, die fernen unbekannten Länder zu durchstreifen und dem vollen Genuß ihrer Naturschönheiten sich hinzugeben. Begleitet von den besten Wünschen zahlreicher Freunde und von den belehrenden Anweisungen A. v. Humboldts und mancher andern europäischen Gelehrten, denen er durch seine erste Wanderung bekannt und werth geworden war, übrigens fast ohne alle Mittel, warf er sich in die neue Welt, durchzog sie nach allen Richtungen, von den Hochebenen Mexiko's bis zu den Küsten von Chili und Patagonien, über die Riesengebirge der Andes und entlang den Riesenströmen, machte alle Wechselfälle des politischen Lebens dieser chaotisch-bewegten Völker mit, ward in Glück und Unglück vielfach davon berührt, überall auf nichts gestützt als auf seinen frischen Muth, seine gefällige heitere Lebensgewandtheit, und die Geschicklichkeit seines Bleistifts und seines Pinsels, die ihm auch in der einsamsten Hütte des Gebirgs, in der Familie des Indianers, der selten einen Weißen, nie einen Europäer erblickt, freundliche Aufnahme verschafften, und ihn der Sorge überhoben, auf morgen zu denken. Er kehrt jetzt — ein 45jähriger Mann — zurück in seine Vaterstadt, fast wie er ausgezogen, aber reich an Zeichnungen, Planen, Bildern und Entwürfen (gegen dreitausend Studien), die er ordnen und zu einem illustrirten Gesammtwerke zusammenstellen wird, wie die Literatur wenige aufzuweisen haben dürfte. A. Z.

*** Das französische Staatsarchiv hat kürzlich den Brief, welchen Bonaparte an den Grafen von Provence (nachmaligen Ludwig XVIII.) schrieb, um denselben zu einer Entsagung seiner Rechte auf den französischen Thron zu bewegen, für 2500 Franken angekauft.

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 8. Juli.)

○ Das am 4. d. M. Vormittags 11 Uhr im Saale des Hauses „Mozart" von der blinden Sängerin Anna Zinggeler aus Zürich veranstaltete Koncert erfreute sich von Seiten unseres in Beziehung auf Wohlthätigkeit rühmlichst bekannten Publikums zahlreicher Theilnahme und bot ein zufriedenstellendes Resultat. Wenn wir die vorgetragenen Piecen kurz berühren, so können wir Kallivoda's „in die Ferne", von der Koncertgeberin angenehm gesungen und von einer Violine trefflich begleitet, unter die anziehenden Nummern setzen. Ebenso das Streichquartett in D dur von Haydn, vorgetragen von den Herren Stromeyer, Arnold, Drinnenberg und Eisner. Die drei Ersteren sind Schüler von unserm wackern Hom. Letzterer trug außerdem noch eine Solo-Piece auf seinem Instrumente mit anerkannter Meisterschaft vor. Herr Musikdirector E. Pauer von Mainz hatte ebenfalls die Gefälligkeit, mitzuwirken, und wir hörten von seiner eignen Composition eine große Sonate in F moll und einige Salonpieeen für Pianoforte. Ersteres Tonstück enthält manche Schönheiten und ist in vieler Hinsicht eine gediegene Composition; jedoch werden die contrapunktischen Verbindungen dem Spieler selbst sich eher enthüllen und den Kenner und Musiker von Fach befriedigen, als daß sie nach einmaligem Anhören das an solche Productionen nicht gewöhnte Publikum ansprechen sollten. Die beiden Salonstücke, namentlich das Scherzo capriccioso, fanden allgemeinen Beifall, und wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß Herr Pauer durch vollendete Technik und geschmackvollen Vortrag sich gerechte Anerkennung erwarb. Er spielte einen vorzüglichen Streicher'schen Flügel.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 8. Juli. Anna von Oesterreich, Intriguenstück in 4 Abtheilungen, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Samstag, den 10. Juli. Marie, oder: „Die Regimentstochter", komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. Marie: Fräul. Leopoldine Tuczek, königl. preußische Kammersängerin.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 188. Samstag, den 10. Juli 1847.

## Der Herr Pfarrer von St. Eustache.

Pariser Gassenmährchen von W. v. Chézy.

(Fortsetzung.)

2.

Könige haben lange Arme und oft weiß ihre Rechte nicht, was die Linke thut, doch selten in der Art, wie es die heilige Schrift versteht. Des beleidigten Junkers Einflüsterungen, des boshaften Kapuziners Angebereien hatten in zufälligem Zusammentreffen einander unterstützt, und der Pfarrer von St. Eustache wohnte sicher vor Dieben beim Thor des heiligen Antonius, wo sich übrigens niemand weiter um ihn bekümmerte, denn es gab mehr zu thun, als einen kleinen Abbe zu verfolgen, der gegen die Ehelosigkeit des geistlichen Standes und gegen den Adel gesprochen haben sollte; hätte er zur Zeit mit seinen Aeußerungen ein paar Wochen gewartet, noch ärgere Vermessenheit wäre ihm straflos hingegangen. So aber saß er im Schatten, ohne sonderliche Angst vor dem Richter, doch mit desto mehr Ungeduld. Von allem, was draußen geschah, erfuhr er keine Sylbe; und es geschah doch so vielerlei; womit wir uns nicht lange aufhalten wollen; man schrieb damals 1789.

Auch die friedfertigen Bewohner der Rue Tiquetonne merkten etwas und fingen an sich mit öffentlichen Angelegenheiten zu befassen. Dem Vater Bignon war schon früher der Senf zu Häupten gestiegen. Seit der Abbe so ruhmwürdig den „Aristocraten" aus dem Felde geschlagen, war der Schreiner ein ganz verzweifelter Patriot geworden, und seit dem 17. Juni wurde auch das Abenteuer im Kirchspiel viel anders erzählt, wie zuvor. Jetzt hatte Truchet einen Herzog oder gar einen Prinzen vom Geblüt aus dem Fenster geworfen, und war dafür heimlich hingerichtet worden, der neuen Freiheit erster Blutzeuge. Adrienne stand wie immer auf des Vaters Seite; nicht so die Mutter, am wenigsten der Bräutigam. — „Nehmt Euch wohl in Obacht", pflegte der zu sagen: „vom Kammerdiener des Herrn Grafen hab' ich sicher vernommen, daß der Herzog von Orleans mit unsern Pfoten in die Asche langt, und hinter dem Herzog der hinkende Bote kommt. Wir sind Bürgersleute, die vom Hof und von den Herrschaften leben müssen. Seht wohl zu, was Ihr thut." — Nach solchen Reden gab's immer herben Zwist; die Brautleute sagten einander schier in jeder Woche den Handel auf, und ein gänzlicher Bruch schien unvermeidlich trotz Gabrielen's Wohlwollen für David, und obschon Bignon sich durch sein Wort für gebunden erachtete. So meinte Adrienne an einem schönen Morgen, im Juli war's: „Man könnte in Liebe und Freundschaft sich trennen." — „Davon wird sich reden lassen," trutzte der Bräutigam entgegen. — „Wären nur die Nachbarn nicht," seufzte Bignon. — „Wir lassen sie plaudern, bis sie von selber genug haben," bemerkte Adrienne: „und wir können es ihnen auch in einem Tränkchen eingeben, welche feile Sklavenseele dieser Beaupoil in sich trägt ...." — „Aber Mann, aber Kind," rief die Meisterin aus: „seyd doch ein Bischen gescheit. Kann man wissen, wie etwa die Geschichte noch abläuft? Wenn sie den Orleans aufhängen, wie gut wird es uns dann kommen, daß wir durch den wackern David hohen Schutzes genießen? Der gnädige Herr von St. Symphorien hat ihm nicht seine Gunst, nicht des Prinzen Kundschaft entzogen, sondern verziehen und vergessen wie ein großmüthiger Edelmann. Nur in's Haus kommt er uns nicht mehr." — „Gott Lob, und drei Kreuze hinter ihm her," fügte Bignon hinzu: „da wir aber just von der Kundschaft reden, so geh' doch einmal zum Haushofmeister des Prinzen hin. Seine Hoheit hat schon für fünfhundert Thaler Lieferungen erhalten, noch viel mehr bestellt, und nichts bezahlt als die kleine Abschlagssumme von fünfundzwanzig Louis. Von der Ehre kann unsereins nicht leben." — „Mein Gott," sagte David: ich brauche das Geld ja nur zu holen." — „So hieß es vor vierzehn Tagen auch," erwiederte Bignon: „am Ersten des Monats sollten die neunhundert Livres bezahlt werden, doch kamst Du mit leeren Händen heim." — „Heute gewiß nicht," betheuerte David: „Der Herr Haushofmeister wird mich vor allen andern berücksichtigen. Der Herr Graf hat's ihm anbefohlen. Gestern müssen die Gelder eingetroffen seyn. Ich gehe auf der Stelle." — Er nahm seinen Hut und ging. Bignon rief ihm nach: „Kommst Du ohne Geld von Deiner feinen Kundschaft, so sind wir geschiedene Leute. Merk' Dir das, Aristocrat." — Wie Adrienne diese Rede vernahm, lachte sie vergnügt in sich hinein. „Er wird nichts heimbringen als Affenmünze," sagte sie, und dachte dazu an die goldene Freiheit, obschon sie nicht wußte, wozu ihr die Freiheit nützen sollte? Ihr Herzallerliebster, ohnehin nicht zu haben, war ja verschwunden, wie von der Erde weggeblasen, vielleicht nicht mehr am Leben.

David Beaupoil schlenderte langsam seines Weges, in Gedanken mit den eigenen Angelegenheiten beschäftigt. Er wünschte lebhaft von Bignon loszukommen, um nicht mithineingerissen zu werden in's Verderben, welchem das aufrührerische Gesindel offenbar entgegentaumelte. Das Losmachen aber zeigte besondre Schwierigkeiten. Adrienne gefiel ihm überaus wohl, und, was das wichtigere war:

sein Vermögen steckte bereits im Geschäft. Was der Meister ihm nachgerufen, ließ sich nicht so schnell bewerkstelligen, weil Bignon sein Landhaus gekauft und seine baaren Mittel erschöpft hatte. Wie nun der junge Schreiner so sann und dichtete, erging's ihm wie dem Fisch, der sich gedankenl s einer Reuße nähert. Anfangs lockt die Welle nur mit schier unmerklichem Zug, der sich allmälig verstärkt, bis er sein Opfer mit unwiderstehlicher Gewalt fortreißt. Ehe David sich's versah, steckte er mitten in einem Auflauf, umgeben, fortgerissen von schreiendem tobendem Volk. Der Zug ging unwiderstehlich vorwärts; wohin? wußte David so wenig zu sagen, wie die allermeisten der wüsten Schreihälse um ihn her. Ebensowenig verstand er, wie ihm irgend eine rostige Hellebarde in die Hände gerathen war, doch trug er sie mit allem Anstand eines wohlerzogenen Franzosen, der mit den Wölfen zu heulen für klug hält.

Indessen lag Claude Truchet gelangweilt und verbittert auf dem Strohsack. Ohne Rücksicht auf seinen Stand war er in ein düstres Loch gestoßen worden, wo er nicht einmal den blauen Himmel oder den Zug der Wolken betrachten konnte. Seinen besten Zeitvertreib fand er in den Reden, die er vor dem Richter zu halten gedachte. Ohne Schreibzeug, mußte er sie im Kopf zusammensetzen, und behielt sie desto besser im Gedächtniß. Ein Glück, daß er nicht zum Vortrag vor den Schranken kam; die Vertheidigung hätte ihm vollends den Hals gebrochen, so sehr hatten Einsamkeit und ingrimmige Ungeduld seine Einbildungskraft erhitzt. Im Kerker gedeihen Gift und böses Gezieser nur allzugut, und die Dornen in Truchet's Denkweise waren richtig zu Scorpionen geworden. Eben trug er mit halblauter Stimme sich selber denjenigen Theil seiner Vertheidigungsrede vor, den er für den gelungensten hielt. Plötzlich wurde ihm zu Muth, als störe ihn etwas, er verstand es nicht, wie und weßhalb? Nach einer Weile unterschied er ein fernes Brausen und Rauschen, das von Augenblick zu Augenblick sich vernehmlicher gestaltete. Hie und da knallte ein Schuß, dann ging's piff! piff! in immer kürzeren Zwischenräumen, bis zuletzt ein Höllenlärm losbrach, worin das Knattern nnd Krachen der Schüsse, das Rufen, Schreien und Johlen menschlicher Stimmen, das Poltern und Toben des Aufruhrs verschwammen.

Dem lauschenden Gefangenen wurden die Stunden zu Jahrhunderten; doch auch Jahrhunderte finden ihr Ziel. Die Bastille, der gefürchtete verhaßte Zwinger, fiel der Wuth des empörten Volkes zum Opfer. Paris feierte jubelnd seinen Triumph. Das Kirchspiel von St. Eustache hatte in der allgemeinen Freude noch sein besondres Vergnügen: der Pfarrer war wieder zur Stelle, befreit aus den Händen schnöder Willkür. Bei Vater Bignon aber gesellte sich der doppelten Lust auch noch das freudigste Erstaunen bei: mit dem erlösten Abbé kam David Beaupoil als ein siegreicher Held. Er hatte stürmen helfen, er selber den hochwürdigen Vetter aus dem Kerker geführt. Truchet bezeugte es mit stolzem Dankgefühl; versöhnt reichte Bignon dem künftigen Schwiegersohn die Hand, ohne weiter nach dem Betrag der fürstlichen Schuld zu fragen. Welche Schuld übrigens für alle Zeit verloren war, denn der Prinz und die Seinen gehörten zu den ersten, welche nach dem Fall der Bastille Hals über Kopf von dannen stoben.

Sogar Adrienne sah ihren Bestimmten mit minder ungünstigen Augen an. Um so muthiger vollbrachte sie, was sie mußte. Der Pfarrer von St. Eustache gab nach etwa zwei Wochen seinen Vetter mit Bignon's Tochter zusammen, unter großem Zulauf des Volkes, das jubelnd dem gesinnungstüchtigen Beaupoil mehr als ein Lebehoch rief.

Der gute Claude Truchet, jetzt oder nie mußte ihm der bewußte Stein vom Herzen fallen. Er fiel aber nicht.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Zur Charakteristik G. A. Forster's.

Von K. Ohly.

(Fortsetzung)

Man werfe uns nicht vor, daß wir den Forster'schen Standpunkt outrirt gefaßt hätten. Wir kennen die Theorien jener Zeit zu gut, als daß wir in Forster's politischer Sittlichkeit nicht Variationen über das Fichte'sche Thema: „Nur eine Tugend, die — sich selber als Person zu vergessen, und nur Ein Laster, das — an sich selbst zu denken", — erblicken sollten. Dem damaligen Geschlechte war die christliche Verklärung der Individualität noch nicht aufgegangen; die Resignation, das Gesetz war ihm Selbstzweck. Auf dieser Theorie aber fußt noch immer unser heutiger Rationalismus und Constitutionalismus. Ein Jakobi der Politik thäte uns noth!

Aber grade dieser vorzugsweise ethische Grundton seiner Persönlichkeit stempelte unsern Forster zu einem Manne der „energischen Mitte" in Politik und Kunst. Ohne wie Klopstock, Göthe u. a. an der Revolution zu verzweifeln, an deren Heerd ihn die Stadt Mainz als Deputirten sandte, war er gleichwohl weit entfernt, den sanscülottischen Extravaganzen dieser Revolution zu huldigen: vor dem Fanatismus im Dienste Rousseau'scher Abstractionen bewahrte ihn der praktische Tic, der ihm als Erbtheil seiner schottischen Abstammung im Blute liegen mochte, der ihn lehrte, auf detaillirte Reformpläne für die Verwaltung einzelner Städte, wie Köln und Aachen (vergl. die „Ansichten vom Niederrhein") zu sinnen, — davor bewahrte ihn ferner jener eigenthümliche Zug großartiger Skepsis, der ihn zu einem Geistesverwandten Lessing's und zu einem Genossen aller jener hervorragenden Persönlichkeiten stempelt, welche nicht unbescheiden genug sind, in einem leidlich zugestutzten Systeme einen passopartout für alle Wahrheit zu erblicken. „Mäßigung", schreibt er, „ist die Tugend, welche unserm Zeitalter vor allen andern am Meisten zu fehlen scheint." — Dafür machte sich dann aber auch an seinem Leben der Fluch geltend, der so häufig auf den Repräsentanten der Mitte lastet.

Sowenig, als mit den politischen Kraftgenies Frankreichs, konnte er sich mit unsrer deutschen Kraftgenialität, wie sie damals, geleitet von den Klingers u. a., den Geschmack in Literatur und Kunst beherrschte, befreunden. Auch hier repräsentirt er die energische Mitte, und namentlich sehen wir ihn in seinen Urtheilen über Malerei, wie sie uns seine Briefe über den „Niederrhein" in so vollendeter Form bieten, dem fratzenhaften Drange seiner Zeit nach derben Fleischtönen und niederländischer Naturwahrheit à tout prix mit griechischem Schönheitssinne mächtig in die Zügel fallen. In einer Zeit, welcher die niederländische Schule als Ideal vorschwebte, wo H. Füßli (Lavater's Freund) durch eine monströse Originalität ein „Shakespeare der Malerei" zu werden trachtete, wieß er mit dem griechischen Formsinn eines Göthe auf die ideale Schönheit der italienischen Meister hin und vollbrachte in dieser Beziehung theoretisch, was Göthe auf dem Gebiete der Poesie durch praktische Schöpfungen

bereits bethätigt hatte: die Verschmelzung idealer Plastik mit germanischer Charakterzeichnung, die Stylisirung des Genre.

Forster war ein unvergleichlicher Tourist. Er besaß jenes Göthe'sche Anempfinden, vermöge dessen er sich liebevoll und innig in das Detail der ihn umgebenden Welt zu versenken, mit den Basaltfelsen und den Gebirgsformationen, wie mit dem geheimsten Zauber eines Gemäldes, ein geistreiches Gespräch anzuknüpfen verstand, und dabei den Verhältnissen der kleinsten Stadt, wie des größten Staats eine liebevolle Aufmerksamkeit zuzuwenden wußte; er hatte Göthe's realistische Objectivität ohne dessen störende Breite — Schiller's philosophische Siebenmeilenstiefel ohne dessen abstractes, rhetorisches Pathos. Vom unbedeutendsten Gegenstande aus weiß er großartige Perspective zu eröffnen; — eine Eigenschaft, welche besonders seine herrlichen „Ansichten vom Niederrhein" (die wir hier im Auge haben) an Formvollendung auf eine Stufe mit den Platon'schen Dialogen hebt. Wie mancher der neuern Touristen könnte sich an dieser gehaltenen, objectiven Kraft, dieser keuschen Mäßigung, diesem geist= und gemüthvollen Sich=Ein=Leben in Natur und Menschen, an dieser klaren Entfaltung und sinnigen Verschmelzung von Poesie und Prosa ein Muster nehmen! Jene „Ansichten vom Niederrhein" — ein Werk, das er, nach seinem eigenen Ausdruck, „mit dem Muthe eines Löwen" unternahm, — „die Frucht einer Reise, die er in der Gesellschaft A. v. Humboldt's machte, sind eine Schrift, welche so anziehend, wie wenig andere, die Kultur und die Reformfrische des 18. Jahrhunderts spiegelt. Was wir für einen Mann vor uns haben, sagt uns schon der markige Anfang des ersten Briefs:

Boppart, den 24. März 1790.

„Ich war eben im Begriff, unserer Philosophie eine Lobrede zu halten, als mir einfiel, daß im Grunde wenig dazu gehört, sich in ein Schicksal zu finden, welches Deinem Reisenden noch Feder, Dinte und Papier gestattet."

Charaktere von solch stählerner Gediegenheit, so schicksalsfreudig und lebenskräftig, möchte man in unserer Zeit vergeblich suchen. In Forster wird der kategorische Imperativ liebenswürdig. In dem angeführten Briefe verweilt er noch mit inniger Naturfreude bei den ersten Mandel- und Pfirschblüthen, die ihn mit der Oede der Natur aussöhnen: — „Selbst in dem engern Thale des Rheinlaufs, zwischen den Bergesklüften, hing oft an den kahlen, durch die Rebenstöcke verunzierten Felswänden und Terrassen ein solches Kind des Frühlings, das schöne Hoffnungen auf die Zukunft in uns weckte." Dann spricht er noch sehr schön und geistreich über den Einfluß des Weinbaues auf die industrielle Thätigkeit und die moralische Haltung der Bauern.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** Fruchtbarkeit der Cochenille. Wir entnehmen einem, freilich nicht durch naturhistorische Kenntnisse ausgezeichneten Blatt, dem „Voleur" (20. Juni) eine Angabe, die wenn sie richtig ist, Interesse genug darbietet. Vor acht Jahren gründete ein Herr B.. auf Java eine Anstalt zur Zucht von Cochenillen; er ließ das Insekt aus Cadix kommen, und der Transport bot den merkwürdigen Fall dar, daß auf der Reise alle Mütter mit Ausnahme einer einzigen starben. Die Ausfuhr von Cochenille beträgt jetzt bereits 10,000 Pfd., auf ein Pfund rechnet man 60,000 Käfer, zu den 10,000 Pfd. waren also 600 Millionen Käfer nöthig, die alle von Einer Mutter abstammten.

*** In Schottland hat man mit Erfolg Versuche gemacht, die Bäume vermittelst des Galvanismus gegen Insekten zu schützen. Ein Kupfer- und ein Zinkring, am Fuß und in der Höhe des Stammes, welche durch einen Draht verbunden sind, genügen; jedes Insekt, das den Kupferring berührt, erhält einen Schlag, der es tödtet oder zu Boden wirft.

*** In den Samenkörnern einer dem Koriander ähnlichen aus der Gegend von Karlsbad stammenden Doldenpflanze, welche der Bidschower Kreishauptmann Hansgirg kürzlich aus Starkenbach mitbrachte, hat man Quecksilberkügelchen gefunden. (Dies erinnert an die Sage von ungarischen Weintrauben, welche Goldkörner enthalten haben sollen.) A. Z.

*** Die „Leipz. Ztg." meldet, ohne Angabe der Quelle, aus Paris, 25 Juni: Auf dem Landhause des Schwiegervaters Jules Janin's hat sich dieser Tage ein schreckliches Ereigniß zugetragen. Die Tochter des Gärtners, ein junges sehr hübsches Mädchen, wurde von einem Manne, Namens Boulay, zur Ehe verlangt, doch die Eltern schlugen, im Einverständnisse mit der Tochter, die Verbindung aus. Der Bewerber zog sich Dieß sehr zu Gemüthe und wurde düster und schwermüthig; mehrfach soll er Rachedrohungen ausgesprochen haben. Als Madame Janin neulich mit ihrer Mutter auf dem Landhause verweilte und das junge Mädchen sich, wie gewöhnlich, um sie befand, hörten sie plötzlich drei Schüsse im Garten. Das Mädchen, von einer Ahnung ergriffen, rief: „Meine Eltern!" und stürzte fort nach dem Gartenhause, wo diese sich befanden. Als sie eintrat, lagen beide auf dem Boden und Boulay gleichfalls; er hatte, nachdem er die beiden alten Leute erschossen, sich selbst das Pistol vor die Stirne gedrückt.

*** Die „Augsb. Allg. Ztg." erzählt, als vor fünfzig Jahren dieses Blatt gegründet wurde, habe Schiller, der das Kind ins Leben führen half, die einzige Besorgniß geäußert: täglich den Stoff für einen halben Bogen zusammenzubringen, werde unmöglich seyn!

*** Aus Sachsenhausen, im würtembergischen Oberamte Heidenheim, wird dem „Stuttg. Beobachter" unterm 26. Juni folgende Mittheilung über eine eigenthümliche Geistererscheinung gemacht: „Einige Wochen herein bemerkte man um ein hiesiges Haus nächtlicher Weile eine ungewöhnliche Erscheinung, so daß bei den Hausbewohnern verschiedene Ansichten kund wurden. Dem unerschrockenen Eigenthümer des Hauses kam am letzten Sonntag Nacht nach 9 Uhr dieselbe Erscheinung wieder ins Auge, er ging sachte nach, wurde einen Mann, in schwarzer Zipfelkappe, kurzen Hosen und Stiefeln bekleidet, gewahr, welcher seine Flucht alsbald in den ganz nahe und dicht bestockten Roggenacker nahm. „Halt! wer da?" rief der Nachforschende, ohne eine Antwort zu erhalten. „Halt! wer da?" war der zweite Ruf, und als auch auf diesen der Flüchtling kein Kennzeichen von sich gab, folgte von Rechtswegen eine Drohung. — Ich fühle es, du bist, geneigter Leser, auf das Resultat der Sache begierig; vermuthe aber keine Geistererscheinung, sonst bin ich dir gram, sondern glaube mir fest: jenes flüchtige und Roggen verderbende Individuum war niemand anders, als der — Schultheiß von Sachsenhausen."

---

## Hamburg.

Unser Schauspiel schleicht durch den Sommer hin, ganz leise auf den Zehen — es ist froh, wenn es Publikum und Kritik nicht aufweckt. Es verlangt nichts Anderes, als daß man's gehen lasse. Diese bescheidene Bitte wird erfüllt — man weicht ihm aus. Besonderes Malheur haben wir mit den Liebhabern. Wir haben kaum Herrn Härting einen Kord gegeben, und stehen schon wieder auf dem Punkte, einen Herrn in seinen Bewerbungen um unsere Gunst abzuweisen. Es gibt Leute, die sich ganz hübsch zu kleiden wissen und mit einem gewissen Effekt in den Gesellschaftssalon treten. Man verspricht sich etwas von ihnen. Aber bald stellt sich's heraus, daß sie weiter nichts können als Das, was anfänglich wirkte — dann ist die Enttäuschung gar unangenehm. Ich habe Hrn. Wisthaler von Darmstadt als Schiller gesehen und, vielleicht in geringerem Maße, als das spärlich versammelte Publikum dies mag seyn — aber ich habe doch geglaubt, es sey endlich einmal für das Liebhaberfach eine erträgliche Acquisition gemacht worden. Ja, die Rollen in Maske, staffirt mit eingreifenden Reden, mit dem Recommandationsschreiben eines historischen Namens — da spielt sich's wohl! Wir können auftrumpfen, haben der geistigen und körperlichen Grazie wenig zu achten, sind nicht in Verlegenheit um das Tempo, den Accent, wir sind jung, aufgeregt — wir werden hervorgerufen. Aber nun kommt der Frack, der abscheuliche bürgerliche moderne Frack mit den kurzen Aermeln, der Conversationston, der unerbittliche Conversationston, mit seinen Ansprüchen an Sprachbildung, Leichtigkeit und abgeschliffene Gefühlsäußerung, es kommt das wirklich moderne Lustspiel, welches den Pathos haßt, wie ich die Arroganz und den Dünkel an den theatralischen Nullen, welche Unnatur verwirft, wie ich Flickwerk und Mediocrität an Schauspieldarstellungen, welches Formirung bedingt in jeder Hinsicht — — da sitzen wir! Alle diese jungen Herren haben Anlage, aber alle diese jungen Herren meinen, man sey hochgeboren, hochwohlgeboren oder wohlgeboren, oder schauspielergeboren, fix und fertig, wie es eben der Mutter Natur gefallen hat. Die liebe Natur macht wohl fertige Runkelrüben, aber nicht fertige Künstler. Sie gibt Talent — dies ist aber nur das nackte hülflose Kindchen, mit seinem Instinkt und seinem Schutzgeist. Der Instinkt lehrt keine Rhetorik; der Schutzgeist nimmt den Pflegebefohlenen die Mühe nicht ab, Wissenschaften zu erwerben; er hat nur die Instruction, für Gedeihen der Bescheidenen, Fleißigen Sorge zu tragen. Schauspieler, denen die Augen noch nicht aufgeschlossen sind, erweisen sich als nutzloser denn Anfänger, die bereits wissen, was sie zu thun haben. Die Letzten haben biegsame Gelenke, bei den Ersten findet zuweilen schon eine Art von Manierverknöcherung statt. Wir haben als Liebhaber nun Herrn Baison, Herrn Härting und Herrn Wisthaler. Herr Baison, in seiner Qualität als Darsteller, macht es uns eben recht klar, daß wir eigentlich nur Herrn Baison haben. Diese Bemerkungen sind durch die Aufführung des Schauspiels „Der Fabrikant" veranlaßt worden. Dem. Damböck debutirte. Sie ist bekannt von ihrem früheren Gastspiel her. Hübsche Erscheinung, doch nur für einen abgegrenzten Kreis von Rollen, gutes klangvolles Organ und Routine. Trefflich spielten die Herren Döring und Fehringer. Mit diesen beiden wurde Dem. Damböck hervorgerufen.

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 9. Juli.)

— Jenny Lind, wird aus London geschrieben, trat wiederholt auf den Wunsch der Königin in der Rolle der Norma auf, in welcher sie schon so viel Beifall eingeerntet. Sie gesteht es, in Berlin angeleitet worden zu seyn, in die Bedeutung dieser Rolle einzudringen, und den Belehrungen der deutschen Theaterberichte vieles zu verdanken. Die Versammlung war auch bei der letzte Vorstellung sehr glänzend; außer der Königin und dem Prinzen Albert waren der Herzog von Wellington, Lord Brougham, der Prinz Louis Napoleon und der größte Theil des englischen, jetzt in London anwesenden hohen Adels zugegen. Man eilt jetzt aus den entferntesten Theilen des britischen Inselreiches herbei, um die gefeierte Schwedin zu hören. Am Montage war das Gedränge bei der Thür so groß, daß man sie mit Sicherheit nicht öffnen und keine Billette verkaufen konnte, daher die Polizei herbeirufen mußte. Oft ist es bloß Neugierde, welche das Publikum veranlaßt, eine Sängerin zu suchen, und dieser Reiz verliert dann, sobald er befriedigt ist, seine Wirkung; allein hinsichtlich der Lind wird der Wunsch, ihre lieblichen seelenvollen Töne zu hören, immer heftiger, stärkt sich im Genuß. Der Beifall, welchen sie während der Dauer der Vorstellung fand, war außerordentlich; das Vorfordern nahm kein Ende. Die Königin gehörte zu denen, welche den meisten Enthusiasmus zeigten; am Schluß der Oper gab sie ihr inniges Gefühl des Verdienstes der Darstellung durch ein prächtiges Bouquet zu erkennen, welches sie zu den Füßen der Sängerin niederfallen ließ.

### Zur Nachricht.

Alle Freunde Joh. Chr. Reinhart's werden angelegentlichst ersucht, etwa in ihren Händen befindliche Briefe von und an den nun Verstorbenen (oder Abschriften davon) zum Behuf eines umfassenden Lebensbildes baldmöglichst an den Unterzeichneten gelangen zu lassen. Der Ertrag wird dem „Comité zu Reinhart's Denkmal" in Rom zukommen. Zugleich werden die geehrten Redaktionen deutscher Zeitschriften gebeten, diese Aufforderung in ihre Spalten aufnehmen zu wollen.

Rom, 24. Juni 1847.

Heinrich Stieglitz. (Adresse: Venedig, Café Tedesco, sotto le procuratie vecchie — wo Nachrichten mich Ende Juli wieder antreffen.)

### Physikalischer Verein.

Samstag, den 10. Juli. Ueber ein neues Verfahren, doppeltkohlensauren Kalk qualitativ und selbst annähernd quantitativ im Trinkwasser nachzuweisen. — Wie läßt sich ganz einfach ermitteln, ob bei der Metamorphose der Baumwolle in Schießwolle, letztere noch unzersetzte Antheile von ersterer enthält? — Ueber das sogenannte Spratzen des Silbers.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 10. Juli. Marie, oder: „Die Regimentstochter", komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. Marie: Fräul. Leopoldine Tuczek, königl. preußische Kammersängerin.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 189.** Sonntag, den 11. Juli **1847.**


## Der Herr Pfarrer von St. Eustache.

Pariser Gassenmährchen von W. v. Chézy.

(Fortsetzung.)

3.

Der Bettler als Edelmann spornt sein Roß zu Schanden. Das ist auch eine von den alten Geschichten, die immer wieder neu werden. Der Franzose vom Jahr 89 hat's um kein Haar anders gemacht; ihr wißt's ja. Und wißt ihr's zufällig nicht, so laßt's Euch erzählen, doch nicht jetzt und nicht hier. Wir könnten sonst den Herrn Pfarrer von St. Eustache mit seiner Freundschaft aus dem Auge verlieren.

Was Herr? Was Pfarrer? Was Heiliger? Schon gab es keinen Herrn mehr, nur Bürger; Pfarrer und Heilige waren mit dem alten Herrgott abgeschafft worden. Der Bürger Truchet sah auch gar nicht mehr wie ein Levit aus mit seiner rothen Jacobinermütze auf dem Strobelkopf, in seiner weiten Rundjacke und mit dem Knotenstock in der Hand; er hatte sich sogar einen Backenbart wachsen lassen, Gott verzeih' mir die Sünde, wenn ich übertreibe. Warum auch mußtet ihr den guten Herrn so zur Unzeit in die Bastille stecken?

Der Bürger Truchet also ging eben über die Straße, um in irgend einer Versammlung eine Predigt loszuschießen, nämlich eine Rede oder Ansprache; er war tüchtig mit Redensarten geladen und konnte den Augenblick kaum erwarten, worin er mit Donner und Blitz beginnen würde. Wer ihn unterwegs aufhielt, erregte seinen Unwillen. — „Bürger Truchet!" rief's hinter ihm; er hörte nicht darauf, bis er zuletzt nach dem dritten Anruf umschaute. Der ihn gerufen, war ein vierschrötiger Mann, der wie eine verschwommene Erinnerung vor Truchet auftauchte. „Sey gegrüßt, Bürger," sprach der Vierschrötige näher tretend und eine gewaltige Branke ausstreckend, um dem andern die Hand zu schütteln. Truchet erwiederte den Gruß, und that ganz bekannt, wiewohl er immer noch nicht wußte, mit wem er sprach. „Wohin?" fragte er. Der andere wies auf eine Magd, die mit einem Kind im Arm ihm folgte. „Ich habe geheirathet," sagte er: „und bringe die erste Frucht meiner Verbindung zur Behörde. Ein Mädchen ist's, soll Cornelia heißen wie die Mutter der Grachen. Und Du, Bürger, wie ist's mit Dir? Du darfst ja auch Mensch und Bürger seyn, wie Du vorlängst gewünscht. Hast Du Dir etwas Kernhaftes herausgefangen, etwa aus der Tiquetonne-Straße? Oho, wird der alte Knabe nicht roth wie eine Jungfer? Doch, da ist ja das rechte Haus. Heil und Brüderschaft."

Der Mann war verschwunden, bevor Truchet den einstigen Tapezierer wieder erkannte, denselben Matthieu, der einst so frevelhaften Scherz über die Ehelosigkeit getrieben, ihn selber aber durch Angeberei in den Thurm gebracht hatte. — „Ich bin überall zu spät d'ran," seufzte der ehemalige Pfarrer vor sich hin: „Hätt' ich gewußt, wie alles kommen mußte, der Vetter hätte die niedliche Adrienne nie mit Augen gesehen."

Wäre Beaupoil zur Stelle gewesen, ihm zu antworten, schwerlich würde er gezögert haben, zu sagen: „O hätt' ich sie doch nimmermehr gesehen, die Kratzbürste!"

Dem jungen Mann ging alles nach Wunsch, bis auf zwei Dinge: im Haus hatte er keinen Frieden, und das Geschäft wollte nicht gedeihen. Wogegen draußen sich alles vortrefflich fügte und schickte, seit der Zufall den Herrenknecht zum volksthümlichen Helden gemacht. David Beaupoil galt für den besten Patrioten des Stadttheils, besonders da er schreien konnte, daß die Scheiben klirrten, und unfehlbar mußte er bei der bevorstehenden Wahl Bezirksvorstand werden; ich weiß nur nicht recht, ob zu selbiger Zeit so ein Pariser Viertelsmeister oder Stabhalter schon Maire hieß, doch war's ungefähr dasselbe.

Siegesfreudig ein Liedchen trällernd, kam Beaupoil vom Stimmensammeln heim. Beim Eintritt in die Stube trübte sich seine heitre Laune, wie es ihm jedesmal geschah; besondern Anlaß gaben ihm dießmal zwei vollständige Traueranzüge, ein männlicher und ein weiblicher, die wie aus Absicht recht in die Augen fallend, ausgebreitet lagen. Er verstand die Absicht wohl. Bignon und Gabriele lagen im Gefängniß, als „verdächtig" eingezogen, was damals soviel hieß als: zum Tode bestimmt. Feig, wie immer der herrschenden Gewalt gegenüber, wollte er nicht den geringsten Schritt zur Rettung der alten Leute unternehmen. Die stumme Mahnung rührte nicht sein verstocktes Gewissen, sondern erbitterte ihn nur. „Wahnwitziges Weib," schalt er, willst du uns auf's Blutgerüst bringen? Wir sind des... öffentlichen Anklägers, wenn wir Trauer anlegen, um eines Aristokraten willen." — Adrienne gab ihm auf die schnöde Rede wacker heraus. Vor allem erinnerte sie ihn, daß Bignon sich kühn als Freund der Freiheit und des Vaterlandes bewiesen, als er noch davon träumte, das Wappen eines Tyrannenknechtes über seine Hausthür zu setzen, ein Zeichen speichelleckerischer Dienstbeflissenheit. Die Mahnung that nicht wohl, war aber auch schwerlich aus liebreicher Absicht ertheilt. Auch die Folge bewies es. Die junge Frau hatte während der paar Jahre ihres Ehestandes die angestammte Gabe bösartiger Redefertigkeit zur Meisterschaft ausgebildet. Um Stoff war sie nicht verlegen, dessen schon die heillose Wirthschaft und der geschäftige Müßiggang des Mannes nur allzuviel bot. Dazu kam, daß er seit Jahr und Tag mit den Eltern wie mit Truchet entzweit, sie

von Umgang mit denselben abgeschnitten hatte. Was alles auch jetzo wieder zur Sprache kam, und zwar wo möglich in noch schlimmerer Weise, denn je zuvor. Adrienne war auf den gewöhnlichen Verlauf und Ausgang solcher Auftritte schon zum Voraus gefaßt. David pflegte zu schreien, zu toben und zum Schluß, wenn er sich im Schreien überwunden fühlte, mit handgreiflichen Gründen anzurücken. Diesmal jedoch ließ er das alles unterwegs und hörte gelassen zu, bis das erboste Weib, schier außer Athem, ihn verwundert ansah, als wollten die Blicke fragen: wo bleibt, was mir gebührt?

Da endlich sprach David: „Darf ich ein Wörtlein reden, Bürgerin, ein vernünftiges und bedachtsames in aller Freundschaft?“

Adrienne winkte, neugierig und mit wachsendem Erstaunen.

Er fuhr fort: „Laß mich bis zu Ende reden, wie ich Dich; ist doch eine Ehre der andern werth. Wir sind bisher in nichts noch einig gewesen, als in der Uneinigkeit, und eben darauf bau' ich den kühnen Plan, daß wir uns in einem wichtigen Punkte verständigen werden.“

„Wir uns verständigen? nimmermehr!“ rief das Weib.

Mit unzerstörbarem Gleichmuth sprach er weiter: „Du wirst Meisterin Deines Willens bleiben, doch um zu entscheiden, mußt Du wissen, was ich begehre. Komm', setz' Dich zu mir und höre zu. Vor den goldenen Tagen der Freiheit kannte man Neigungsheirathen . . .“ —

„Nicht wie die unsere,“ bemerkte Adrienne.

„Nicht wie die unsere,“ bestätigte David: „doch die Freiheit hat unter andern treffliche Erfindungen auch die Neigungstrennungen aufgebracht. Hättest Du nie davon vernommen?

Adrienne lächelte mit wahrhaft bezaubernder Anmuth, ganz wie in den schönsten Tagen ihres Frühlings. Sie setzte sich neben ihren Mann, und hörte aufmerksam zu, als wäre er ein willkommener Anbeter, der nach langem Schweigen sich zur Erklärung ermuthigt fühlt. — Der jederzeit schlagfertige Witz der Pariser nannte damals „divorce d'inclination“ jene einfachen Scheidungen durch die Erklärung beider Gatten, daß sie nicht mit einander hausen könnten. Auch Adrienne hatte davon vernommen, sogar schon in wachen Träumen sich viel damit beschäftigt, und David fand in ihr eine gelehrige Schülerin.

Die Verwandten und nächsten Freunde des Paares erhielten bald darauf eine Karte, worauf sich David Beaupoil und Adrienne Bignon als Geschiedene ihrem ferneren Wohlwollen empfahlen, wie wir Deutsche uns auszudrücken pflegen. Auf Französisch klingt's anders, bedeutet aber dasselbe.

(Fortsetzung folgt.)

---

## ⚬ Zur Charakteristik G. A. Forster's.

Von K. Ohly.

(Fortsetzung)

In dem zunächst folgenden Briefe entwickelt er Ansichten über Gefängnißwesen, welche alle diejenigen beherzigen sollten, welche nicht ablassen wollen, mit dem Pensylvanischen Martersysteme zu liebäugeln: „Wäre es nicht billig,“ ruft er auf Ehrenbreitstein aus, „daß ein Jeder, der Menschen zum Gefängniß verurtheilt, wenigstens einen Tag im Jahre mit eigenen Ohren ihr Gewinsel, ihre himmelstürmende Klage vernehmen müßte, damit ihn nicht der todte Buchstabe des Gesetzes, sondern eignes Gefühl und lebendiges Gewissen von der Rechtmäßigkeit seines Urtheils überzeugte? Wir bedauern den unsittlichen Menschen, wenn die Natur ihn straft und physisches Uebel über ihn verhängt; wir suchen sein Leid zu mildern und ihn von seinen Schmerzen zu befreien; warum darf nicht Mitleid den Elenden erquicken, dessen Unsittlichkeit den Arm der beleidigten Bürgerordnung reizte? Ist der Verlust der Freiheit kein hinreichendes Sühnopfer? (Forster's Wahlspruch war: „Freiseyn, heißt Mensch seyn“) und fordert die strenge Gerechtigkeit noch die Marter des Eingekerkerten? (man sieht wie er hier schon auf die Zachariä'sche „Wiederherstellungstheorie“ hinauskommt). Mich dünkt die Abschaffung der Todesstrafe habe uns nur noch grausamer gemacht.“ — Weiter verbreitet er sich über Neptunismus und Vulkanismus und, in Köln angelangt, vor Allem über den Dom. Der Anblick dieses in seiner trümmerhaften Unvollendung noch so herrlichen Kunstwerks regt ihn zu trefflichen Reflexionen an, welche besonders charakteristisch sind für die seinem Geiste angeborne Methode, aus einer Fülle der treuesten, frischesten Anschauungen sich in's Allgemeine zu erheben, vom einzelnen Kunstwerke zur Theorie der Kunst aufzusteigen, wie er vom Vaterlande aus menschheitliche Perspective zu eröffnen pflegte (Hillebrand nennt ihn „einen kosmopolitischen Patrioten“). „Das Siegel des Herrschers,“ sagt er bei Gelegenheit der Besprechung des Kölner Doms, „das Siegel des Herrschers in der Natur ist es eben, was wir an jedem Kunstwerk, wie das Brustbild eines Fürsten auf seiner Münze erblicken wollen; und wo wir es vermissen, da ekelt die allzu sklavisch nachgeahmte Natur uns an.“ —

Der metaphysische Reichthum, den sich der Künstler aus unbefangenen Anschauungen der Natur erwarb, den er in das System seiner Empfindungen und Gedanken verwebte — den strömt er wieder über alle seine Werke aus. So entstanden der Apoll von Belvedere, die mediceische Venus, die Schule von Athen, die Aeneide, der Mahomet, so bildeten sich Demosthenes und Cicero und Molé und Garrick.

Diese letztere Zusammenstellung ist, wie Jeder leicht einsieht, ungehörig. Wer in unserer Zeit die Aeneide und den Mahomet neben die Schule von Athen und den Apoll von Belvedere stellen wollte, würde eine Sünde an dem Genius der Kunst begehn. Man muß diese Erscheinung aus ihrer Zeit heraus erklären. Keinesfalls hatte sich im Jahre 1790 schon ein so bestimmter Niederschlag aus der ästhetischen Forschung in das Nationalbewußtseyn gebildet, daß das abweichende Urtheil eines hervorragenden Geistes als ästhetische Paradoxie gebrandmarkt worden wäre. Auch der „metaphysische Reichthum“, den er dem Künstler als Resultat der Naturanschauung zuweis't, möchte vom Standpunkte der heutigen Aesthetik aus besehen, bedeutend in die Brüche fallen. Der ächte Künstler trägt freilich einen unerschöpflichen Fond von Metaphysik in sich, aber von unbewußter, naturwüchsiger, und dann ist es keine Metaphysik mehr; ein ächter Künstlergenius denkt in Gestalten. Auch hier muß man die unbeholfene Ausdrucks- und Anschauungsweise der Zeit zu Gute halten.

Köln regt ihn auch an, den „Aberglauben (ein in neuerer Zeit durch den Rationalismus in Verruf gekommenes Wort) von seiner politischen und nationalökonomischen Seite zu betrachten. „Was ist nun besser,“ ruft er beim Anblick eines Mönchs aus, „einige Runzeln mehr und einen durch Uebung

gebildeten, durch Erfahrung und Thätigkeit bereicherten Geist zu Grabe zu nehmen, oder sorglos, ohne Leidenschaft, ohne Geistesgenuß, in stiller Andacht hinzubrüten und zuletzt ganz sanft in seinem Fette zu ersticken? Wähle sich ein Jeder, was ihm frommt; ich weiß, daß diese Existenz und dieses Ende keinen Reiz für den haben, der schon das bessere Loos des Menschen kannte:

Zu leiden, zu weinen,
zu genießen und zu freuen sich."

Diese helle Lebensfreude, das Schwimmen in der lauen Frühlingsluft, das Hinzittern mit dem Sonnenstrahl, die sinnige Naturseligkeit ist ein Grundzug im Gemüthe dieses wahren, ächten Menschen, der an harmonischer Allseitigkeit nicht leicht seines Gleichen finden dürfte. Es ist unendlich wohlthuend, handwerksmäßige Kenntniß ohne ihren banausischen Typus, das Amt ohne seine feiste Würde, den Professor ohne Prätension und Fachjargon zu sehen; weil wir aber in unserm verzerrten Leben diesem reinen Menschheitsbild so selten begegnen, so haben wir in Forster einen seltenen Stern zu begrüßen.

In seinen Ansichten über die niederländische Malerschule ist er, wie wir schon hervorgehoben haben, nicht weniger als in politischer Beziehung in seiner Zeit eine originelle, aber darum auch ziemlich vereinsamte Erscheinung. In einer Periode der Kraftgenialität, wo bei uns in Deutschland die Lust an derber Naturwahrheit auf Kosten der idealen Wahrheit sich geltend machte, wo Heinse's trübe Ardinghello-Sinnlichkeit auch in dem Urtheil über Malerei maßgebend zu werden anfing, wieß er, freilich mit einer Einseitigkeit, die in seiner eigenthümlichen Geistesrichtung begründet lag, auf den „edlen Zweck der Kunst" hin, „die Ideen des Schönen, Erhabenen, Vollkommnen lebendig in uns hervorzurufen." An diesem idealen Maßstabe mißt er nun die vaterländische Schule, stellt sie unter die Beleuchtung der Italiener, vergißt so die nationalen Bedingungen, an welche jedes Kunstwerk mit seinem geheimsten Leben geknüpft ist, und opfert auf diese Weise einer hyperidealen Abstraction die Gerechtigkeit des Urtheils. Freilich hat ein Extrem an dem andern seine gute Berechtigung.

„Was ich", schreibt er, „hier (in der Düsseldorfer Gallerie nämlich) nun schon so oft und mit einem so unbefangenen Sinn betrachtete, was ich in Potsdam, Kassel, Dresden, Wien und Mannheim von Werken des niederländischen Pinsels sah, war fast durchgehends von der Art, daß ich in dem vortrefflichen Handarbeiter den Dichter, in dem Bildner des Körperlichen den Seelenschöpfer vermißte." Aber der Maler soll ja auch nicht dichten; sagt ja doch Forster selbst weiter unten: „Unter allen Fehlern, in die der Künstler verfallen kann, ist keiner so groß, so durch kein Verdienst abzukaufen, als der, wenn er die Grenzen seiner Kunst verkennt." An dem Maler ist es unserm Ermessen nach, kaum ein Vorzug, wenn seine Gebilde eine so zarte, weiche Lyrik, ein so ätherisches Gemüth durchweht, wenn er dichtet. Er spiegle uns den Charakter seiner Zeit und seiner Nation; er habe einen treuen, innigen Sinn für das kleinste Detail des Lebens und lasse uns, wie Murillo, in den seelenvergnügten Zügen des Bettelbuben noch die Herrlichkeit des Lebens und der Kunst wiederscheinen. Freilich darf er nichts absolut Häßliches malen; aber wenn es die Aufgabe des Malers ist, Individualität und Charakter darzustellen, wenn wir Neuern einmal für strenge Plastik nicht das rechte Organ besitzen, wenn auch das Genre in der Kunst sein gutes Recht hat, so darf man an einen Schalken oder Weenix, an den „Marktschreier" eines Gorard Drum nicht mit einem Kopf voll griechischer Helden- und Götterideale herantreten, — so darf man in den bunten lebenswarmen Wirthshausscenen der flamändischen Meister, auf diesen derben, betrunkenen Gesichtern, auf den sinnlich geschwellten Rembrandt'schen Lippen keine Bekenntnisse schöner Seelen suchen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Religiöse Gebräuche der Chinesen.

Die Chinesen sind höchst abergläubisch: nie unternehmen sie eine Reise, einen Kauf, Verkauf oder Heirath ohne vorher einige abergläubische Gebräuche vorzunehmen; wenn die Sonne unter-, wenn der Mond aufgeht, sich erneuert oder eine Finsterniß eintritt, ermangeln sie nie, die gebräuchlichen abergläubischen Ceremonien zu verrichten; namentlich bei Finsternissen raffen sie alle lärmenden Instrumente zusammen, um den Drachen zu erschrecken, der den Mond verschlingen will. Tritt unglücklicherweise die Mondsfinsterniß während der Zeit ein, die dem Schlaf bestimmt ist, so ist es bei dem teuflischen Lärmen nicht möglich, ein Auge zu schließen. Nicht zufrieden mit allem dem, was sie treiben, während die Mondsfinsterniß statt findet, haben sie auch ein jährliches Fest, um die Befreiung des Monds aus dem Schlund des großen Drachen zu feiern. Während der Nacht beim Schein zahlreicher Fackeln tragen sie eine große, im Innern erleuchtete Schlange mit einem Schweif von nahe an 100 Fuß Länge in Procession umher. Neben dem Rachen ist eine Kugel, welche den Mond vorstellt. Der Mann, welcher den Kopf trägt, macht heftige Bewegungen, um die Anstrengungen anzudeuten, welche der Drache macht, um den Mond zu verschlingen. Während der Drache vorüberzieht, läßt man eine Menge Petarden los, deren Lärmen, vereint mit Musik und dem Geschrei der Chinesen, der Scene ein wahrhaft höllisches Ansehen gibt. Auch andere Processionen kommen vor, die nichts Eigenthümliches haben, als die dabei herrschende Unordnung: man hält einander an, man trinkt, ißt und schreit, wie auf einem Markte. Ueberdieß sieht man eine Menge Fahnen, Zeichen und Inschriften; man trägt auf Tragbahren junge Mädchen, die durch Eisenstangen gestützt sich halten, wie Statuen. Der Mandarin geht nicht immer mit der Procession, wenn er aber wegbleibt, schickt er sein wohlgeschirrtes Pferd, das von einem Stallmeister am Zügel geführt wird. Außer den gewöhnlichen Processionen fand voriges Jahr eine außerordentliche bei Gelegenheit des schlechten Handels statt. Vor einigen Jahren hatte man eine Statue jenseits der Mauer hingeschafft, die am Ende der Halbinsel von Macao sich befindet. Als die Chinesen sahen, daß der Handel nicht mehr ging, bildeten sie sich ein, die Ursache liege in dem Zorn ihres Gottes, der erzürnt darüber, daß man seinen Wohnsitz gewechselt, dem Handel Einhalt gethan habe. Voll von dem Gedanken, daß der Handel wieder aufblühen würde, wenn man den Gott in die Pagode, wo er vorher gewesen, wieder zurückbringe, sprach man mit dem Mandarinen; dieser schrieb an den Gouverneur, der Gouverneur an den Vicekönig, welcher derselben Ansicht war (oder wohl sich nur stellte), wie das Volk, und nicht nur die Versetzung genehmigte, sondern auch, wie man sagt, zur Ausführung des Vorhabens 40,000 Piaster anwies. Es fand eine große Bewegung statt, um das Fest des Handels zu feiern: der Mandarin sagte in seiner

Proclamation, zur Verlängerung des Festes wolle er die Nacht in einen glänzenden Tag umwandeln, und allerdings begnügte man sich nicht mit den Armleuchtern, die es zu Macao gab, sondern man ließ auch eine Menge ans Canton kommen. Ausld.

## Tabletten.

*₊* Zur Beurtheilung des mexikanischen Nationalcharakters kann folgende Episode des Freiheitskrieges dienen, welchen die aus dem Stamme der rothen aztekischen Ureinwohner, aus Negern und Weißen entstandene Mischraçe gegen die spanischen Herren führte und der mit der gänzlichen Vertreibung der Letztern aus dem Festlande von Mittelamerika endigte. Ein Gebirgsgefecht zwischen einer Eskadron spanischer Dragoner und einem Haufen halbbewaffneter Patrioten hatte die Niederlage der Ersteren zur Folge. Umsonst bemühte sich der befehlende Offizier der Indianer, ihrer Wuth Einhalt zu thun; es war vergebens. Seine Stimme wurde in dem Rachegeschrei der Kämpfenden erstickt. In diesem Augenblicke tönte die Glocke von Grohula die Vesperstunde und mit ihr einigten sich die der umliegenden Dörfer in lieblicher Harmonie. „Ave Maria“ lispelte der Indianer, „Ave Maria“ lallte der Mestize und Zambo; Alle, Freunde und Feinde, ließen ihre bluttriefenden Waffen fallen und senkten ihre Rache glühenden Augen zur Erde, griffen mechanisch nach den um die Brust hängenden Kreuzen der Jungfrau von Guadeloupe und beteten in lauten, einförmigen Tönen: „Ave Maria audinos peccadores!“ — Gleich als ob die Töne Befehle aus höheren Regionen wären, so beugten diese wüthenden Männer ihre Häupter vor ihnen, falteten und hoben ihre Hände gen Himmel und flehten, auf den Leichnamen der Erschlagenen knieend, mit leisem Gemurmel für Vergebung ihrer eigenen und ihrer Feinde Sünden. Ueber Berg und Thal betteten sich die Schatten der Nacht, in den Schluchten war es bereits finster, nur die Gipfel der Sierra Madre glänzten noch im Flammenscheine, und die hochragenden, schneebesäten Spitzen des Gebirges strahlten gleich Leuchtfeuern in unbeschreiblichem Glanze, in herrlicher Glorie. Plötzlich flogen Adler und Aasgeier in den Schluchten auf und schossen mit rauschendem Flügelschlag heran. Ihr rauhes Gekrächze mischte sich mit dem Jammern und Stöhnen der Sterbenden und Verwundeten, der ganzen schrecklichen Scene die Krone aufsetzend. Mit einem Male verklangen die letzten Glockentöne. Die Indianer sprangen empor, warfen sich einen unheildrohenden Blick zu und stürzten dann von Neuem auf die noch lebenden Spanier mit einer Gier und Wuth los, die kaum menschlich schien. In wenigen Sekunden hauchte keiner der Unglücklichen mehr; bis zum letzten Manne waren sie von ihren rachgierigen und erbarmungslosen Feinden erwürgt. — Von einem solchen Volke mußte ein hartnäckiger Widerstand erwartet werden. Auch gestehen die Yankee's jetzt zu, daß die Mexikaner ihnen an Tapferkeit nicht nachstehen, und daß sie ihre Siege nur ihrer Taktik, ihrer bessern Bewaffnung und guten Aufführung, mit einem Worte, ihrer Bildung verdanken. Ulm. Schnellp.

*₊* Die „Agram. Zeit.“ meldet: Zu Alsó-Farkadin unweit Déva in Siebenbürgen hat am 7. Mai eine Maurerpoliers-Gattin, nachdem sie bereits 24 Stunden auf der Bahre gelegen, im todten Zustande ein lebendes Kind geboren. Die Wärterin, welche das Kind zuerst im Schooße der Mutter erblickte, so wie alle Uebrigen wurden vom Schrecken ergriffen; kümmerten sich jedoch weiter nicht um das Kind und ließen es liegen — Einem verständigen Arzte wurde der Vorfall nicht berichtet, sondern beide beerdigt. Wie leicht möglich, daß die Mutter nur durch die Geburtswehen Krämpfe bekommen, scheintodt gewesen und also lebendig begraben wurde!

*₊* Berlin. Wegen verbotenen Cigarrenrauchens auf der Straße wurde am 21. Juni von dem Polizeirichter ein sechzehnjähriges Mädchen zu einer Geldbuße von 15 Sgr. oder beim Zahlungsunvermögen, zu zwölfstündigem Gefängniß verurtheilt.

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 10. Juli.)

— Prag, 2. Juli. Die 8 Schuh hohe Bronzestatue Otakars II. von Ludwig Schwanthaler, die täglich Hunderte von Beschauern herbeilockt, wird allgemein als das größte Meisterwerk im Erzguß, das jetzt Böhmen besitzt, anerkannt. Die Ausführung ist im Ganzen und Einzelnen bewundernswerth: dieß ist der große, ebenso tha kräftige als gedankenvolle Königsheld, wie ihn das Volksbewußtsein denkt! Die Inschrift des Pergaments, das seiner rechten Hand entrollt, und der Thurm mit Ringmauer an der Basis verkündet den Städtegründer und Schöpfer des Bürgerstandes, der Wurzelstock mit der Runenschrift: „Perkunos“, den Besieger der heidnischen Preußen. Meister Schwanthaler hat sich in Bezug auf Physiognomie wesentlich an ein Modell gehalten, das man nach einer Otakarstatue in unserm Dome genommen und ihm gesendet hatte. Zugleich ist in der Wohnung des Gutsbesitzers Ant. Veith ein ungefähres Modell der von Gail entworfenen slawischen Ruhmeshalle (Slawin) zu s hen, in welche 21 Statuen von Schwanthalers Meisterhand kommen sollen. Die Gründe zu derselben sind bereits gelegt, und die Wohnung des Wächters ist beinahe fertig. Es ist bewundernswerth, daß ein einzelner Privatmann die großartige Idee ausführt, sein Vaterland mit einem so herrlichen Denkmal zu schmücken.

— Für Auerbachs Volkskalender „der Gevättermann“ (Braunschweig bei Vieweg) hat sich jetzt durchschnittlich ein Absatz von 40,000 Exemplaren festgestellt. Einige frühere Jahrgänge machten vor der Konkurrenz mit andern Kalendern 70,000 Exemplare nöthig.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 10. Juli. Marie, oder: „Die Regimentstochter“, komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. Marie: Fräul. Leopoldine Tuczek, königl. preußische Kammersängerin.

Sonntag, den 11. Juli. Das Käthchen von Heilbronn, großes romantisches Ritterschauspiel in 5 Abtheilungen, nebst einem Vorspiel in 1 Akt, genannt „Das heimliche Gericht“, von Heinr. v. Kleist. Für die Bühne bearbeitet von Holbein.

Montag, den 12. Juli. Don Juan, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart. Donna Anna: Fräulein Leopoldine Tuczek, k. preußische Kammersängerin.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 190.** Montag, den 12. Juli **1847.**

## Der Herr Pfarrer von St. Eustache.

Pariser Gassenmährchen von W. v. Chézy.

(Fortsetzung.)

### 4.

Der alte Vignon war in der Rue Tiquetone geboren und erzogen, Gottes weite Welt kannte er gar nicht, bis auf die paar Stückchen, welche er an Sonntagsnachmittagen gesehen; dennoch machte die Wahl des Landhauses seinem Geschmack alle Ehre. Ein wohnliches Gebäude, groß und übergeräumig für den Pariser, der Raum, Luft und Licht sich im Kleinverkauf zumessen läßt, wie seinen Arm voll Brennholz und seine Messerspitze voll Butter; beim Haus ein Garten mit ganzen Ackerfeldern von Beeten, Lustböden und Gemüspflanzungen, mit Wäldern von Fliederbüschen, mit Obstbäumen, woran wirkliche Früchte von eßbarer Beschaffenheit wuchsen. Das Ehepaar war sich wie im Paradies vorgekommen, und hätte ohne die nachdrückliche Ladung des Blutrichters den reizenden Aufenthalt gewiß nicht verlassen. Hierher, zum vereinsamten Sitz ihrer Eltern nahm Adrienne ihre Zuflucht, der neuerlangten Freiheit kaum sich freuend, so schwer lastete die Sorge für der Gefangenen Loos auf ihrer Seele. Und bei aller kindlichen Sorge konnte sie sich, trotz aller Mühe, eines andern Gedankens nicht erwehren; voll banger Sehnsucht hing ihr Sinnen an dem ehrwürdigen Bild des Herrn Pfarrers, den sich nun einmal das eigensinnige Mädchenherz in unerklärlicher Laune zum Abgott erkoren. Immer und immer erblickte sie ihn vor sich, welche Vorwürfe sie sich auch machte, daß sie gerade jetzo solch eitle Gedanken zu hegen wage.

Der Ersehnte ließ übrigens nicht lange auf sich warten. Truchet kam in eigenster Person, dennoch war er nicht er selber, nicht der wohlwollende Herr mit dem milden Antlitz und dem ernstanständigen Benehmen. Adrienne fühlte sich wie mit kaltem Wasser übergossen, als statt des liebenswürdigen alten Mannes ein widerlicher „Sansculotte“ vor ihr erschien, verwahrlost im Aeußern, verwildert bis zum Grund des Gemüthes. Mit Anstrengung rang sie nach Fassung. Truchets Benehmen erleichterte ihr die Mühe. Er wollte sie ohne Umstände umarmen.

„Mein Herr“, sagte sie abwehrend. — „Bürgerin,“ rief er aus: „ist das der Empfang, den ich verdiene? Wahrlich, ich hegte andre Erwartungen von unserm Wiedersehen.“

„Ich auch, mein Herr,“ versetzte sie.

„Mein Gott,“ sprach er belehrenden Tones: „nenne mich doch Bürger, wie das Gesetz es vorschreibt. Du wagst den Kopf.“

„Wir sind ja unter uns,“ meinte sie: „Ihr werdet mich nicht angeben.“

„Die Wände haben Ohren.“

„Dann seyd Ihr mit mir verloren. Ihr habt mein Gott gesagt. Es gibt allenfalls noch ein höchstes Wesen, doch wer Gott sagt, ist ein Aristokrat.“

„Ich bitte Dich, Bürgerin, laß' den unzeitigen Scherz, und vor allem laß uns nicht Versteckens mitsammen spielen. Wir leben in einer Zeit entschiedenen Zugriffs, worin nur ein Thor dem folgenden Tag einen Auftrag aufspart. Ich weiß, Du bist mir in Liebe zugethan. Ich war Deine erste Liebe, Du hast mir's selber im Beichtstuhl bekannt.“

Voll Entsetzen trat Adrienne noch weiter zurück. „Wie?“ zürnte sie: „nicht einmal das Beichtsiegel ist Dir heilig mehr, verworfener Greis?“

Truchet empfand das volle Gewicht des schweren Vorwurfes, doch gelang es ihm, den leichtfertigen Ton zu behaupten. „Närrchen,“ sagte er: „laß das Zeug in der Rumpelkammer liegen. Ich war Deine erste Liebe, willst Du's leugnen?“

Ruhig und klar ihm in's Auge blickend, versetzte sie: „Ich leugn' es nicht.“ — Worauf er sagte:

„Damals war ich gebunden, ein Sklav' menschlicher Satzung, ein armseliger Knecht des Wahnglaubens. Jetzt bin ich frei, frei an Geist und Seele, und komme Dir Herz und Hand zu bieten. Zögre nicht zu nehmen, was seit langen Jahren schon Dir zugehört. Wozu auch Dich noch sperren und zieren? Ich kenne ja Deine geheimsten Wünsche, ich, Claude Truchet, dieser Wünsche Gegenstand.“

Adrienne streckte mit vorgebeugtem Oberleib den Arm aus, faßte den Freiwerber am Aermel und zerrte ihn vor den Pfeilerspiegel, wo hinein zu schauen ihm ihr Fingerzeig befahl. Verwundert sah er abwechselnd bald sein Spiegelbild, bald sie an. — „Was soll's?“ fragte er endlich; worauf sie entgegnete: „Ist jener meiner geheimen Neigung ehrwürdiger Gegenstand?“ — „Ich sollte meinen,“ versetzte er zuversichtlich, und ergriff ihre Hand. Zurückgebeugt und halb abgewendet rief sie: „Ich aber meine nicht. Ihr seyd einer von den blutigen Schreckensmännern, die meinen guten Vater, meine arme Mutter in den Kerker warfen.

„Wie? Sie gefangen, die wackeren Leute?“ fragte Truchet betroffen.

„Ihr wißt es aber nicht, Heuchler?“ fuhr Adrienne fort: „es sey, Ihr sollt es nicht wissen. Dennoch seyd Ihr eines der entmenschten Ungeheuer, die alles Recht mit Füßen treten, die theuer erkaufte Freiheit schänden. Ich

hasse, ich verabscheue, ich verachte Euch und Eure Gesellen. Jetzt geht und gebt mich an, feiler Knecht einer vielköpfigen Tyrannei. Opfert auch mich Euerm schnöden Moloch. Ich will nicht länger leben. Mein Herz ist gebrochen, aller Liebe baar, aller Hoffnung ledig!"

Gewaltsam riß sie sich los und verschwand. Truchet starrte noch eine geraume Weile in den Spiegel. Vom seltsamsten Gedankengang befangen, sprach er den Kopf schüttelnd: „Ein saubrer Bursche, in der That!" Diese Worte mehreremal wiederholend, ging er von dannen, um sich in den Wagen zu setzen. Während der Heimfahrt verfiel er in tiefes Sinnen; es sah wie Hinbrüten aus, doch war es folgerichtiges Nachdenken, wohlgeordnet und stets das Ziel im Auge. Als er die Stadt erreichte, war er bereits mit sich im Reinen, und machte sich entschlossen an's Werk, just wie einer, der genau weiß, was er will.

Adrienne wartete von Stund' an auf die Schergen; die einzige Hoffnung, womit sie sich schmeichelte, war, mit Vater und Mutter gemeinsam zu sterben. Als nun nach wenigen Tagen ein Wagen durch den Thorweg rollte, meinte sie nicht anders, wie die Boten des Blutgerichtes aussteigen zu sehen. Wer aber kam zum Vorschein? Eine alte Frau,... Mutter Gabriele. Sie also war gerettet, doch nicht minder auch Vater Bignon. Mit Freudezähren warf sich die Tochter an der Eltern Brust, ohne gleich den Dritten zu bemerken, der mit ihnen gekommen war: einen wohlgekleideten alten Herrn, der auf sein spanisches Rohr gestützt dem Auftritt mit vertrauungsvollem Lächeln zusah.

Dem einflußreichen Volksredner Truchet war's gelungen, den öffentlichen Ankläger von Bignon's „Civismus" zu überzeugen; so hieß in den Schreckenstagen das, was unsere Tage mit dem Wort „Gesinnung" bezeichnen. Sobald der Ankläger diese Ueberzeugung gewonnen, ließ sich auch leicht beweisen, daß eine Verwechslung stattgefunden; der ehemalige Schreiner war statt eines gewissen Pignon verhaftet worden, der, wie man jetzt wissen wollte, zu den „Verschworenen" nach Coblenz gegangen sey.

Mit dem Ehepaar hätte Truchet getrost auch in seinem abenteuerlichen Ohnehosenaufzug kommen dürfen; dennoch war es wohlgethan, daß er in anständiger Gestalt erschien, einen runden Hut auf dem rundgeschnittenen Haar um den Hals eine weiße Binde, auf dem Leib einen Frack von feinem Tuch. Er wollte nicht wieder vor den Spiegel geführt seyn.

(Schluß folgt.)

---

## Zur Charakteristik G. A. Forster's.

Von K. Ohly.

(Fortsetzung)

Chaque âge a ses degrés: das hätte Forster bei Beurtheilung seiner Niederländer besser beherzigen sollen. Die Kritik, welche ein Kunstwerk bloß unter das Maaß des Ideals und nicht zugleich unter den Gesichtspunkt der Zeitverhältnisse und den der nationellen Bedingungen stellt, dupirt sich selbst und verwechselt zu leicht persönliche Stimmungen und Antipathien mit der Strenge des objectiven Urtheils. Zwar muß man, um gerecht zu seyn gegen Forster, gestehen, daß es bei dem dermaligen Zustande der Geschmacksbildung in Deutschland von großer Selbstständigkeit des Urtheils zeugte und von großer Bedeutung war, daß dem Haschen nach rüster Kraft und natürwüchsiger Originalität gegenüber auch der Standpunkt des strengen Kunstideals seinen Vertreter fand, gleichwohl läßt sich nicht leugnen, daß in Forster's Urtheil über die Niederländer eine eben so große Ungerechtigkeit enthalten sey, wie in der Schiller'schen Kritik von Bürger's Gedichten. Hier, wie dort, Verkennung der Individualität, Einseitigkeit der Anforderungen. Schade, daß Forster älter war als Hegel's Aesthetik. Sicherlich würde ihn die meisterhafte Charakteristik der niederländischen Schule in diesem Buche mit der Naturwahrheit und der titanischen Kraft eines Rubens und anderer ausgesöhnt haben. Hegel übersieht nicht, daß der Flamändische Maler ein Recht hatte, es sich wohl seyn zu lassen im kleinsten Detail seines Lebens, daß er die resolute, sinnliche Lebensfreude seines Volks malen durfte, weil diese Lebenslust die theuer erkaufte Frucht schwerer Kriege, das Resultat einer angestammten, langjährigen Betriebsamkeit und Handelsthätigkeit und eines langwierigen Kriegs mit einem feindseligen Elemente war. Hegel weiß sich mit eigenthümlich feinem Sinn in das Behagen des Niederländers an seinem Comfort, an dem Spiel des Lichts auf dem Glase mit edlem Wein, an den herrlichen Lichteffekten, die der niederländische Pinsel auch an einem Fruchtkörbchen hervorzuzaubern versteht, an den behäbigen, gefirnißten Pausbacken und gutmüthig gläsernen Augen der Kinder zu versetzen. Er meint, der flamändische Maler betrüge die Substanz um ihren eigenthümlichen Schimmer, indem er mit demselben auch dem Trivialen eine gewisse Idealität anzuhauchen bemüht sey.

Die Malerei ist eine Kunst, bei deren Gebilden man nie so pedantisch eine sublime Idee als Süjet voraussetzen sollte. Idee kann schon dann in einem Gemälde liegen, wenn es z. B. ein Exemplar aus irgend einer Gattung des Thierreichs als ausgestattet mit der ganzen Vollkommenheit dieser Gattung darstellt, so daß dieses einzelne Exemplar in dem üppigen Spiele seiner Kraft, in der leichten Federkräftigkeit seiner Muskeln, in dem Zauber seines Kolorits von der urschöpferischen Thaufrische der Natur erglänzt.

In Antwerpen angelangt, verbreitet sich Forster zwar mit ungleich größerer Gerechtigkeit über den gemeinsamen Charakter der Schule, aber wiederum mit allzu großer Härte über die einzelnen Kunstwerke. Er gibt zu, daß Eine Schule, nicht alle der Malerei erreichbaren Vorzüge in sich vereinigen könne, er erkennt den Niederländern in Beziehung auf Lichteffekte und Farbengebung den Preis zu und bemerkt treffend, daß wir ihre Werke als „Tropbäen" anerkennen müßten, „wie der Mensch sie auf seinen Zügen bis an die äußerste Grenze seiner Herrschaft über die sinnliche Welt erbeuten könne;" aber diese Anerkennung gilt nur dem allgemeinen Typus der Schule; im Einzelnen stellt ihm wieder sein spirituelles Bedürfniß ein Bein. Er hat kein Organ für das adäquate Verständniß der üppigen, sinnlichen Breite des Niederländers, allenthalben sucht er nach Raphaelischer Seelenschönheit, nach moralischen Ideen und, was sehr charakteristisch ist, nach „Erhabenheit." In einem Schlachtgemälde von Wouvermanns vermißt er Züge, „welche mitten im unmenschlichsten an die bessere Seele im Menschen erinnern." Mit einem Worte, er vergißt, daß das Leben schon an und für sich Idee ist. Wer seine Meisterschaft im Katzenmalen hat, ist ebenso gut Künstler, als Tizian oder Michel Angelo. Wo freilich der Niederländer durch eine gar zu platte Naturwahrheit ein großes Süjet so zu sagen karikirt, wie Rubens, wenn er seinen Jesus im Tempel mit allzu frappanter

lokaler Wahrheit darstellt, wenn er seinem Schriftgelehrten plumpe Teufelsfratzen gibt und dann den kleinen Jesus nicht, wie sich erwarten ließe, idealisirt, sondern demselben einen ganz frappirenden orientalischen Typus ausdrückt, — oder wenn er, wie auf dem großen Altarblatte in der Kathedralkirche zu Antwerpen, die dicke Lady Rubens mit Haut und Haaren leibhaftig in die Wolken placirt, wo sie gemächlich, wie in ihrem Lehnstuhle sitzt, so daß man meint, sie achte in ihrer phlegmatischen Ruhe eine Himmelfahrt, der Fahrt auf der Treckschuit gleich: so verzeiht man es dem guten Forster, wenn er in ein sarkastisches Wehe! ausbricht.

(Schluß folgt.)

---

## Physiologie des „Kasperl."

Von einem Zeitgenossen und Augenzeugen geschildert.

---

Dies ist der Theatername des Mannes, welchen zu sehen, zu hören, zu bewundern, zu belachen, zu beklatschen, täglich hundert rollende Kutschen, und mehre hundert schnaubende Fußgänger zum Rothenthurm hinausjagen, um sich die Grillen des Tages von der Stirn zu scheuchen, und zum frohen Abendmahle Stoff zum Gespräche zu holen. „Ist der Zettel von Kasperl noch nicht da?" fragt der Beamte beim Eintritte in die Canzlei. „Wir sehen uns doch draußen, heute haben wir die Cosa rara!" — „Versteht sich," hört ihr auf der Gasse... „Der hat's wieder getrieben, oder: gestern war der Teufel wieder los mit ihm!" so fangen sich Gespräche in den Friseurs- und Badierstuben an. Kurz, es sind keine öffentliche Oerter, keine Amtsstuben und Versammlungen, in welchen nicht das Gespräch wenigstens des Tages ein Mal auf den Kasperl kommt. Aber wer ist denn der Kasperl? Dies ist der Lustigmacher auf dem Marinellischen Theater in der Leopoldstadt. Fast möchte ich sagen, ein Original-Genie; der einzige Mann in seiner Art. Er kennt so den Geschmack des Publikums, weiß mit seinen Geberden, Gesichterschneiden, seinem Stegreifwitz, die Hände der in den Logen anwesenden hohen Adeligen, der auf dem zweiten Parterre versammelten Beamten und Bürger, und des im dritten Stocke gepreßten Janhagels so zu elektrisiren, daß des Klatschens kein Ende ist. Bei seinem Auftritte, und wenn ihr auch nur seine Fußspitze, oder seinen Rücken sehen könnt, wird schon gelacht; er hat den Mund noch nicht geöffnet, und doch stehen schon die Mäuler der Zuschauer offen, und harrend auf seinen ersten Spaß .... Mit einem Worte, der Entrepreneur Marinelli hat alle Ursache, den Schauspieler La Roche (dies ist der eigentliche Familienname des Kasperls), als sein lebendiges Kapital zu betrachten, dessen Zinsen ihm das niedlich erbaute Schauspielhaus und ein hübsches Sümmchen in der Tasche eingetragen haben. Ihm hat er es zu danken, daß er aus dem elenden Theater im Czerninischen Garten in sein auf der Jägerzeil, zum Denkmale des Wiener'schen Geschmackes errichtetes Schauspielhaus übersiedeln konnte, daß er nicht mehr nöthig hat, in den Tagen des Frühlings und Herbstes mit seiner Truppe und dem ganzen Theaterplunder nach Baden zu ziehen, um dort den Badgästen die Kur gedeihlicher zu machen: daß er selbst nicht mehr die Rolle des ersten Liebhabers herstammeln darf, sondern gemächlich im Lehnstuhl sitzen, Könige und Hausknechte, Prinzessinnen und Stubenmädchen erschaffen kann. Ich bin gar nicht des Willens, dem gutgelaunten Publikum aufzumutzen, daß es sich das Zwergfell fleißig durch La Roche's Kasperl erschüttern lasse; da ich es sehr gut und passend finde, daß auch die unterste Volksklasse ihre Bühne habe, weil sie von den Stücken des Nationaltheaters entweder nichts, oder sehr wenig versteht, und dasselbe, wenn nicht besonders schöne Verzierungen sein Auge ergötzen, oder Schlachten und Turniere aufgeführt werden, immer unbefriedigt verläßt. . . . Das alte Sprüchwort: Abwechslung behagt, wird immer und unter jeder Zone wahr bleiben. Dies mag auch bei dem besseren Theile unserer Mitbürger für eine Entschuldigung gelten, wenn sie manchmal die ernsten und schon oft gesehenen Schauspiele des Nationaltheaters verlassen, und vor das Thor hinaus zum Kasperl gehen, um dort über ein neues Possenspiel zu lachen.... Auf dem zweiten und dritten Platze dieses Theaters werden Bier, Brot und Würste zum Kauf herumgetragen; eine sehr willkommene Bequemlichkeit für das durch Lachen ausgetrocknete und ermüdete Publikum! Marinelli ist der einzige Entrepreneur, der sich so lange im Wohlstande erhalten wird, als seinen La Roche die Stimme nicht verläßt, so lange, als es seinen Theaterdichtern über Personen handgreiflich zu schimpfen erlaubt seyn wird; und so lange, als er wälsche Opern in's Deutsche übersetzen läßt. Er hat einige Schauspieler und Schauspielerinnen, die immer unter die mittlere Klasse gehören; er wählt Stücke, die dem Publikum, seinen Schauspielern, und dem Endzwecke seiner Bühne angemessen sind; er hat artige Theater-Verzierungen, ein gut besetztes Orchester, und macht seine Truppe auch durch innere Ruhe und gutes Betragen beliebt. Er bezahlt seine Leute richtig, ist gegen manche derselben wohlthätig, und kann also mit Grund Ordnung und Pünktlichkeit, Fleiß und Anwendung fordern.... Er gibt fast jede Woche eine neue Posse, welche der Dramatiker Hendler und Eberl wie aus dem Aermel zu beuteln scheinen. Einige rührende Dramen ausgenommen, hat er es nie gewagt, mit Stücken ernsthaften Inhaltes aufzutreten. Er ist so glücklich, daß er selbst bei der fünf und zwanzigsten Vorstellung von manchen Stücken immer sein Haus voll hat. Die Komödien mögen noch hingehen; wie aber das Publikum die beliebte Oper, welche trotz der hundertfältigen Vorstellung für die Wiener noch immer eine Cosa rara bleibt, sich da draußen mag vorgirren lassen; wie Marinelli dieselbe, da er nur einen einzigen Sänger in seiner Truppe hat, aufzuführen wagen konnte, ist mir unbegreiflich, ist für mich eine Cosa rara. So viel von dem Theater, auf welchem La Roche unter dem Namen des Kasperls glänzt. Es sey fern von mir, daß ich diesem Manne alle Verdienste und Talente absprechen sollte. Er hat wirklich zu seiner Rolle Gaben von der Natur: eine wahre komische Pöbelsphysiognomie; „Hans Kasper Lavater, oder der physiognomische Reisende," müßten ihn beim ersten Anblicke als den Lustigmacher erkennen. Eine Stimme, die zum Hausknecht, Mandolettikrämer und Nachtwächter gestimmt ist. Seine Gebärden, wenn das zu Uebertriebene vollends wegbliebe, sind zu der Rolle, die er spielt, immer passend: den schwätzenden Dümmling, den ungeschickten Rekruten, den für seinen Neffen duldenden Oheim spielt er wirklich mit vieler Natur. Sein Platz wird nicht leicht ersetzt werden. Der kluge Impressar weiß auch dieses, und fängt an, die zu kasperlischen Rollen von seiner Bühne zu verbannen; und La Roche schickt sich in seine gesetzteren Rollen ganz gut. Er kann sich auf den Beifall des Publikums verlassen, und spielt daher natürlich, weil er mit Zuversicht ohne Furcht und Zwang jedes Mal auftritt. Er thut sich auch auf die Gunst wenigstens der Hälfte des Publikums mit Recht etwas zu Gute. Ich kenne mehrere Leute, welche dieses Theater täglich be-

suchen: Wenn der Unternehmer ihm die Einnahme überläßt, ist schon um 3 Uhr kein Platz mehr zu finden. Die Logen werden acht Tage vorher bestellt, und man sieht es fast als eine Pflicht an, dem durch das ganze Jahr so unterhaltenden Manne sein Schärflein darzubringen. La Roche verfertigte meistens für diese Tage selbst Komödien, die für seine Person zwar passend, im ganzen aber höchst elend waren. In dem andern Halbbogen des Vorstädter Zirkels spielt seit einigen Wochen die Truppe des als Schriftsteller bekannten Herrn Johann Friedl. Er hat sich dieses Sitzes der Thalia im fürstlich Stahrembergischen Freihause auf der Wieden angenommen, nachdem eine andere Truppe Schulden halber aus demselben war vertrieben worden. Diese Bühne wird wegen der Neuheit jetzt fleißig besucht. Während der Jahrmärkte kommen verschiedene fliegende Truppen, und spielen in mehren auf den Hauptplätzen errichteten hölzernen Hütten, wobei auch immer ein Kasperl oder Lustigmacher die Hauptperson ist. Seht im Vorbeigehen hinein! aber nehmt bevor eine Prise Tabak, damit Euch nicht der Gestank der Beleuchtung, des verschütteten Biers, der Knoblauchwürste, und der Dunstkreis des hochansehnlichen Publikums zu gäh auf die Lunge falle.... Könnt ihr bis zum Anfange ausdulden, so seht ihr die possirlichsten Auftritte. Auf den Zettel an der Thüre müßt ihr nicht achten! Laßt immer eines unserer ersten Trauerspiele darauf geschrieben seyn. — Daraus wird nichts; denn der Held ist besoffen, die Königin findet ihren Purpur nicht, und der Meister Schreiner hat die nöthigsten Theater-Verzierungen wieder mit sich fortgenommen..... Statt des Trauerspiels bekommt ihr nichts als Schläge zu sehen, und wenn diese vorbei sind, schimpft der Schauspieler auf den Kreuzerplatz; dieser erwiedert die Sticheleien, und so seht ihr das possirlichste aller Schauspiele, welches von dem Publikum mit den Schauspielern aufgeführt wird. Die gröbsten Schimpfwörter, die unflätigsten Zoten, die Geschichte des Tages aus der Nachbarschaft würdet ihr hören, wenn euch nicht um eure Kleider und Nasen zu bange würde. (Frankl's Sonntgsbl.)

---

## Tabletten.

*** In Paris leben fünfzehnhundert Menschen auf der Hektare Landes; also mehr, als Bäume darauf stehen können, wenn es ein Wald wäre. Von 100 Einwohnern sind nur 50 geborne Pariser. Es werden 30,000 Kinder geboren, darunter 10,000 uneheliche. Der März ist am reichsten an Geburten und Todesfällen, welche letztere bis 1809 die Zahl der erstern jährlich überstiegen; seitdem ist es umgekehrt. Paris zählt 1480 Notare, Advokaten und Anwälte, 1423 Aerzte, 20,000 Wähler, 10,000 Fiakerkutscher und 200,000 Personen, welche Unterstützung von Wohlthätigkeitsanstalten empfangen. Karlsr. Zeit.

*** Ueber Pellapra und Parmentier, die Genossen Teste's im Processe Cubières, giebt die Augsburger Allgemeine Zeitung" folgende Personalien: „Pellapra ist ungeheuer reich, und hat, wie er sagt, immer und überall bezahlt, das heißt Bestechung angewandt, um die von ihm betriebenen Bewilligungen in den Ministerien zu erhalten. Seine eigene Lebensgeschichte ist ein Roman, ein schmutziger Roman, und seine Glücksumstände gehen aus einem Napoleonischen Nachtgelüste in Lyon hervor, wo Pellapra das gelieferte Opfer ehelichte und später nach Cagliostro's Manier als dienendes Werkzeug den Mächtigen und Großen gegen erklecklichen Vortheil nutznießlich überlieferte. Heute ist er der Geschäftsgenosse und Vertraute des General Cubières, Pairs von Frankreich und gewesenen Ministers. Parmentier gar, der als Advokat in dem Anklageakte aufgeführt ist, soll ein Muster abgefeimter Geschäftsgewandtheit seyn, der sein Talent auf die mannichfaltigste Weise an Cubières und Pellapra erprobt habe."

*** Ein Held. Wilhelm Burk, der, als dem „Royal George" bei Trafalgar die Flagge weggeschossen wurde, unter dem fürchterlichsten Kugelregen am Mastbaume emporkletterte und dort die englische Flagge annagelte, lebt noch zu Devenport, geachtet und geehrt von allen, die ihn kennen.

*** Passagiergut. In Demerara kam Ende März die „Brigg Peru" an. Der Kapitän Duncan Smith hatte als Passagier eine sechzehn Fuß lange Kamud-Schlange am Bord, die zwischen 60 bis 100 lebendige Junge von 18 Zoll bis 2 Fuß Größe warf. Genau zählen konnte man sie nicht, weil sie in dem großen Kasten durcheinander lagen. Mutter und Brut befanden sich trefflich, und sind als Rarität unterwegs nach Dublin.

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 11. Juli.)

— Düsseldorf, 6. Juli. Heute erschien die zweite Lieferung der „Düsseldorfer Monathefte" und erregte hier ungemeine Sensation. Die Colporteurs werden von den Abonnenten im eigentlichen Sinne bestürmt und die Fenster der Buchhandlungen, an denen diese Blätter ausgestellt, von Beschauern nicht leer. Wirklich sprudelt dies Heft von köstlichem Humor und überflügelt bei Weitem die Erwartungen, welche man sich in Folge des ersten machte.

— Strafford, historische Tragödie in vier Akten nebst einem Vorspiel, von Paul Frhr. v. Wangenheim (wenn wir nicht irren, einem Sohn des Staatsministers) ist am 27. Juni mit bedeutendem Beifall in Stuttgart aufgeführt worden.

— Von R. Benedix wird ein neues vieraktiges Lustspiel „Die Banditen" auf den Bühnen zu Berlin und Dresden zur Aufführung vorbereitet.

— Nach der „Dorfzeitung" lebt Agnese Schebest (Gattin des Dr. Strauß) schon längere Zeit von ihrem Mann getrennt in Nürnberg. Schroffe Verschiedenheit der religiösen Ansichten soll die Trennung herbeigeführt haben.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 11. Juli. Das Käthchen von Heilbronn, großes romantisches Ritterschauspiel in 5 Abtheilungen, nebst einem Vorspiel in 1 Akt, genannt „Das heimliche Gericht", von Heinr. v. Kleist. Für die Bühne bearbeitet von Holbein.

Montag, den 12. Juli. Don Juan, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart. Donna Anna: Fräulein Leopoldine Tuczek, k. preußische Kammersängerin.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 191. Dienstag, den 13. Juli 1847.

## Der Herr Pfarrer von St. Eustache.

Pariser Gassenmährchen von W. v. Chézy.

(Schluß)

5.

Der Beamte des bürgerlichen Standes war in voller Arbeit mit Gehülfen und Schreibern. Die Canzlei — nach dem herrschenden Sprachgebrauch: „Bureau du conseil-général de la commune" — glich einem Taubenschlag, so ging es unaufhörlich aus und ein. Hier wurden Kinder eingeschrieben, dort Todtenscheine begehrt, hier eine Heirath erklärt, dort eine Scheidung. Der Maire stand in angelegentlichem Gespräch in der Fensternische mit einem großen starken Mann, dem einstigen Kapuziner Matthieu.

— „Noch eins, Bürger Beaupoil," sagte Mathieu im Verlauf der Unterhaltung: „ich werde auch Dich nächstens vor meinen Stuhl laden."

„Wie so, Bürger Friedensrichter? Wollen meine Arbeiter schon wieder Geld? Ich habe keins."

„Es ist nicht halb so schlimm, mein guter David. Dein früherer Schwiegervater Vignon begehrt Rechnungsablage."

David Beaupoil stampfte mit dem Fuß. „Ist es nicht eine Schmach," brummte er: „daß der schnöde Aristokrat noch lebt? Ich habe den besten Theil meines Vermögens auf dem Altar des Vaterlandes geopfert, und soll nun einem solchen Tyrannenknecht Rechnung ablegen? Welch schreiende Ungerechtigkeit."

Mit schlauem Augenzwickern versetzte Matthieu: „Du hast mich wohl nicht recht verstanden? Die Sache kommt zu meiner Entscheidung."

„Ja so!" machte Beaupoil, plötzlich erheitert: „ich war in der That etwas zerstreut."

Das edle Paar wurde unterbrochen. Vignon kam, von welchem eben die Rede gewesen; ihm folgten von einigen Zeugen begleitet: Gabriele, Adrienne und Claude Truchet, alle in festlichem Aufzug. Der Anblick brachte Matthieu zum Lachen. — „Bei allen Drachen und Tyrannen," rief er mit schallender Stimme: „Das ist der beste Spaß, den ich noch erlebt, ja nur vernommen habe; und in der Höhle barbarischen Aberglaubens, im Kloster, wußten wir doch gute Schwänke. Pax tecum, alter Truchet. Hat sich die sündige Welt endlich insoweit gebessert, daß Du es wagen kannst, Dich koppelbändig zu machen?"

Ernsthaft versetzte Truchet: „Es ist hier nichts zu lachen, Bürger. Ich komme, um meine Verbindung mit Adrienne Vignon gesetzmäßig zu vollziehen."

„Und da wäre nichts zu lachen?" platzte Matthieu wieder los: „ich bitte Dich, Bürger, würdige doch den Mann eines Blickes, der Dich trauen soll. Hier steht der Bürger Maire!"

Die Lage war allerdings von den wunderlichsten einer tollen Zeit. Vor vier Jahren hatte der Herr Pfarrer von St. Eustache seinen Vetter Beaupoil mit Adrienne getraut, jetzt sollte Beaupoil seine ehemalige Frau und denselbigen Pfarrer als Mann und Weib zusammengeben. Die Betheiligten geriethen allesammt in nicht geringe Bedrängniß. Durch Truchets Seele bebte es wie ferner Glockenklang heiliger Mahnung an die Tage frommen Ernstes, worin er, ein getreuer Knecht, voll Selbstverleugnung seiner schweren Pflicht nachlebte. Adrienne meinte vor Scham zu vergehen. Am schnellsten noch ermannte sich Beaupoil. — „Meiner Treu," rief er aus: „hier heißt es, wie Du mir, so ich Dir, Vetter Claude. Ich vergelte Dir in vollem Maße, was Du mir gethan. Du hast mir Kette und Kugel an's Bein geschmiedet, empfange denn dieselbe Kette aus meiner Hand. Sie rasselt und klappert nicht übel; Du wirst's erleben. Nur Eines kann ich Dir nicht zurückgeben: Du meintest nämlich mich für alle Zeit des Lebens zu binden; ich weiß zum voraus, daß zu lösen steht, was ich knüpfe. Leider! füg' ich um Deinetwillen hinzu. Nun aber, Bürger und Bürgerinnen, laßt uns mit geziemender Würde an's Werk gehen. Gesetz und Recht verstehen keinen Scherz."

David Beaupoil, der Maire, nahm sein Amtsgesicht vor und die Handlung ging ohne sichtliche Störung von statten. Truchet führte Adrienne als sein Eheweib von dannen. Jetzt endlich wird ihm doch der Stein von der Seele gefallen seyn? Mit nichten, die Bürde war schwerer denn je zuvor; das Gewissen des meineidigen Priesters begann sich zu rühren.

Als die Brautleute von dannen gegangen, sahen David und Matthieu einander mit bedeutsamen Blicken an. Es war, als hätten sie sich ohne Worte verständigt. Wenigstens sagte der Ex-Kapuziner zum Abschied: „Du hast recht, Bürger. Dieser Truchet ist verdächtig. Er hat die rothe Mütze abgelegt und kleidet sich wieder wie ein Aristocrat. Ich will heute noch mit einem reden, der ihm den Zopf flechte."

Matthieu hat Wort gehalten.

6.

War es Fiebertraum, war es Weinrausch, woraus Claude Truchet erwachte? Der Taumel war schwer und wüst genug gewesen, wiewohl nicht ohne gewaltigen Reiz, ganz wie der Hadschidsch-Verschlinger ihn durchmacht. Das Erwachen war schauerlich; aber auch durch Gottes besondere Gnade mit einem Schluß voll Sühne.

„Ist es denn wahr?“ sprach der Gefallene zu sich selbst: „Hab' ich wirklich alle die Frevel verübt gegen Gott, gegen die Kirche, gegen alles, was hoch ist und heilig? Nein, nein, ich hab' es nur geträumt, und schon der Traum war schwerer Frevel.“ Halblaut fügte er hinzu: „Es ist unmöglich, daß ein Geweihter des Herrn so tief versinke.“

Neben ihm gab es Antwort: „Wohl ist es möglich, doch der Tod sühnt alle Schuld.“

Adrienne war es, welche die Worte sprach. Sie saßen nebeneinander mit noch andern Leidensgefährten auf dem Karren, der damals, regelmäßig wie ein Postwagen, Tag für Tag um vier Uhr zum Greveplatz fuhr, wo der Bürger Samson seiner Ankunft harrte.

„Wahre Reue allein befruchtet den Tod mit Gnade,“ seufzte Truchet: „wehe mir, daß die Reue sich mindert, wie ich Dir in's Auge blicke. Dann wird mir, als hätt' ich die kurze Spanne Glück mit allen meinen Freveln nicht zu theuer erkauft.“

„Wer viel geliebt, dem wird auch viel vergeben,“ tröstete Adrienne den theuern Mann, während der Karren eben am Ziele hielt.

Gleich darauf sind sie beide gestorben, ruhig und ergeben. Manche Leute wollen freilich behaupten, daß Reu' und Leid in Truchet's Herzen nicht ganz lauter waren, weil er von sieben zu sieben Jahren gesehen wird, wie er, gleich dem heiligen Dionys den Kopf unter'm Arm, durch die Gassen wandelt. Vor seiner Pfarrkirche setzt er den Kopf jedesmal auf, schüttelt ihn aber sofort wieder ab. Im Jahr 1849 muß er zum achtenmal so umgehen, wenn es nicht beim siebentenmal für immer sein Bewenden hat. Der Küster von St. Eustache behauptet, daß es dabei bleiben werde. Uebrigens sey das Umgehen keine Strafe des seligen Herrn gewesen, sondern vielmehr eine Belohnung; um seines reumüthigen Todes willen dürfe der Abbe Truchet seine ehemaligen Pfarrkinder warnend an die schlimme Vergangenheit gemahnen.

Vielleicht gilt die Mahnung vorzugsweise dem jeweiligen Herrn Pfarrer von St. Eustache.

---

## Zur Charakteristik G. A. Forster's.

Von K. Ohly.

(Schluß.)

Außerdem darf nicht übersehen werden, daß ihm bei all seinen Kunstkritiken die Tendenz in den Nacken stößt, gegen die damalige Geschmacksrichtung in Deutschland zu reagiren. Deutlich tritt dies hervor in den Worten: „Dem wahren schöpferischen Geiste genügt es nicht, Alles zu bilden, was ihm einfällt; er will darstellen, was Andern zu denken gibt, und womit sich ihre Fantasie vorzugsweise beschäftigt. Könnte man doch auch unsern Dichterlingen so etwas begreiflich machen!“ Gervinus in seiner Literaturgeschichte legt mit Recht großen Accent auf diese Reaction Forster's gegen den herrschenden Zeitgeschmack; in der Literaturgeschichte mögen auch diese Ansichten einen wichtigen Entwickelungsmoment bilden, an ihrer Zeit gemessen, mögen sie die vollste Berechtigung haben, aber darum sind sie an und für sich betrachtet, nicht so ganz unverwerflich, noch für alle Zeiten normirend.

So hart übrigens Forster Kunstgeschmack und künstlerische Leistungen der Niederländer angreift, so trefflich und stylistisch brillant entwickelt er die eigenthümlichen Vorzüge der Italiener. Er nennt Raphael „den größten Menschen, der je einen Pinsel geführt.“ Vor den Italienern entfaltet sich seine ganze Darstellungsgabe; hier tränkt er seine Diction mit allen Reizen des südlichen Himmels und seiner Kunst. Wie durch magnetische Berührung blüht hier auf einmal seine ganze Congenialität, alle Harmonie seiner Seele auf und erklingt in ewigen Worten. An einem Johanniskopf (ebenfalls in der Düsseldorfer Gallerie) geht ihm das Wesen der christlichen Kunst in ihrer vergöttlichten, wiedergeborenen Menschlichkeit gegenüber der Strenge des antiken Götterideals auf. Mit genialem Blick (das Verdienst bemißt sich auch hier nach der Zeit) fixirt er die Eigenthümlichkeit der modernen Kunst in folgenden Worten: „Einzelne aus der Natur gegriffene Charaktere, mit Beibehaltung ihrer Individualität zu idealisiren, oder mit einem Abglanze des Schönen auszuschmücken, welcher hinreiche, die Empfindung des Wohlgefallens zu erregen“, darin, sagt er, bestehe das Ziel der neueren Kunst. „Also“, fährt er fort, „arbeitet sie auch nicht mehr für den reinen ästhetischen Sinn, vielmehr, um ihrer Wirkung gewisser zu seyn, intriguirt sie durch Handlung den Verstand und besticht unser Begehrungsvermögen durch den Reiz der Grazien. Wir sind es schon so gewohnt, dem Künstler in dieser Richtung zu folgen, daß oft die bloße Nachahmung des Natürlichen, ohne den mindesten Versuch zum Idealisiren unsere Forderungen befriedigt, oft die Erreichung der Beziehungen, in denen man uns eine Handlung darstellt, völlig hinreicht, uns über die gänzliche Abwesenheit alles Schönen zu beruhigen.“

Wem fielen hierbei nicht Sue's Spitzbubengeschichten und unser modernes Genre in der Poesie ein! Ueberhaupt ist Forster in allen Beziehungen für die Gegenwart prägnant und bedeutungsvoll. Menschen, wie er, gehören keinen einzelnen Perioden, sondern allen Zeiten an; sie sind auch hinsichtlich ihrer zeitlichen Universalität Kosmopoliten. Die Fülle der Praxis wird ihnen zu theoretischen Fernsichten, und in ihrer weitgreifenden Wirksamkeit bethätigen sie das Wort Göthe's:

„Willst du im Unendlichen weiter schreiten,
Greif' nur im Endlichen nach allen Seiten.“

Wie prägnant seine Kunstansichten auch für unsre Zeit sind, wird noch besonders aus seinem Urtheile über die berühmte Kreuzesabnahme von Rubens ersichtlich. Wir erlauben uns, seine Ansicht hier mitzutheilen.

Er tadelt vor Allem die Wahl des Sujets: die Mutter und der Johannes sind ihm „wahrhaft italienische Studien oder Reminiscenzen“; aber „die Hauptfigur ist ein todter Leichnam, und die Verzerrung seiner Glieder, die keiner willkürlichen Bewegung mehr fähig sind, sondern der Behandlung der Umstehenden gehorchen, ist mit dem ersten Augenmerk des Malers, der Darstellung des Schönen, durchaus nicht zu reimen.“ — „Der Begriff des Erbaulichen“, fügt er dann noch hinzu, „darf schlechterdings bei der Beurtheilung eines Kunstwerks von keinem Gewicht seyn.“ — Ein erbauliches Kunstwerk ist auch in der That nur eine unerbauliche Predigt. Könnte man das doch unsern Overbecks begreiflich machen!

Forster bespricht auch in diesen „Ansichten vom Niederrhein“ vermöge einer, wir möchten sagen, genialen Anticipation die Idee einer Universalrepublik und einer dadurch zu erzielenden allgemeinen Fraternisirung der Völker, also das, was zur Zeit ohngefähr die Aufgabe des Socialismus ist.

Aber mit Recht macht er darauf aufmerksam, daß Einseitigkeit und Beschränktheit der Begriffe die nothwendige Folge eines solchen Systems in seiner pedantischen Durchführung seyn würde; es ist ihm ein politischer Mechanismus, der in seiner Durchführung das freie Spiel der menschlichen Kräfte hemmen würde; und Spontaneität, Freiheit des Individuums in einer festen staatlichen Gliederung ist ihm der Stein der politischen Weisen. Er möchte kein allgemeines Glück auf die Gefahr hin, „die Spur jener Götterweide zu verlieren, die Lactanz darin setzt, einen großen Mann gegen ein feindliches Geschick ankämpfen zu sehen“; schön ist ihm das Schauspiel ringender Kräfte, wüthender Excentricität und entfesselter Leidenschaften, selbst in seinen zerstörendsten Wirkungen.

Allerdings ist diese moralisch-ästhetische Instanz gegen den Socialismus keine unbedeutende. Das Leben besteht nur im Gegensatze von glücklich und unglücklich, reich und arm, Sünde und Tugend; aber, fragen wir, ist es nicht trotzdem hart, einem ästhetisch überzuckerten kategorischen Imperativ das Glück der Menschheit opfern zu wollen? dem Pikanten der Dissonanz den Gottesfrieden? Also die Schuld soll nie aufhören, damit das Trauerspiel nicht ausstirbt? Es sollen bis in alle Ewigkeit noch Millionen auf den Schlachtfeldern verbluten, um die Schlachtenmaler nicht außer Thätigkeit zu setzen? — Forster's Instanz hat beim Lichte besehen etwas Hartes, wenigstens ihrer Fassung nach, wenn gleich Leben und Erfahrung für sie sprechen. Forster erscheint hier als der nämliche Rigorist für das ästhetisch Erhabene, wie Göthe für das ästhetisch Schöne. Eine Ader von Jean Paul hätte beiden nichts schaden können.

---

Wir wollten einen Beitrag liefern zum Verständnisse eines Mannes, der ohne Zweifel zu den bedeutendsten Erscheinungen des 18. Jahrhunderts zu zählen ist. Namentlich möchten wir seine „Ansichten vom Niederrhein“ allen modernen Touristen zu ehrlicher Beherzigung und comparativer Selbstkritik angelegentlichst empfohlen haben. Eine Zusammenstellung der genannten Schrift mit Dingelstedt's fashionablem „Jusqu'à la mer“ würde jedenfalls einen interessanten Beitrag zur vergleichenden Literatur- und Kulturgeschichte liefern. Keinenfalls würde das Resultat der Vergleichung zu Ungunsten Forster's ausfallen. Hier Alles gediegenes Goldherz, dort emaillirtes Spielzeug; bei Forster eine Diction, die nur der Gedanken wegen da ist, bei Dingelstedt Gedanken, die nur der Diction wegen da zu seyn scheinen; hier potenzirte Natur, dort Glacés und behäbiger Hofrathscomfort; bei Dingelstedt nirgends ein Gedanke, der, abgesehen von der Zeit und der Persönlichkeit des Autors, von großem Interesse wäre; bei Forster Worte, deren jedes ein Jahrhundert schwer wiegt.

Wir hoffen, daß H. König's Roman: „Die Clubbisten in Mainz“, Forster's Gestalt in das entsprechende Licht rücken wird. Ob in Duller's „Männern des Volks“ eine Stelle für Forster freigelassen ist, wissen wir nicht.

---

## Tabletten.

⁂ Aus Paris wird dem „Nürnb. Corr.“ Folgendes geschrieben: Alexander Dumas hat für das Theatre historique ein neues Stück in sieben Akten und zwanzig Tableaux geschrieben. Das ist nichts Neues für Dumas. Er hat es in vierzehn Tagen entworfen, ausgearbeitet und vorgelesen — ebenfalls nichts Ungewöhnliches bei Dumas; aber neu und interessant ist, daß das Stück: Les Girondins betitelt, die wichtigsten Scene und Episoden jenes großen Todeskampfes zwischen dem Berge und der Gironde im Convent schildert. Marat und Charlotte Corday, Buzot und Madame Roland, die stürmischen Sitzungen des Convents, die Insurrection vom 31. Mai, die Tage des 2. und 3. Juni bis zu dem Todesmahle und dem letzten Gange der Zweiundzwanzig, bilden den Inhalt dieses Stückes. Bei dem ungeheuren Erfolge und der großen Popularität von Lamartine's Girondins läßt sich dem Dumas'schen Stücke, dem es gewiß an Feuer, Leben und Interesse nicht fehlen wird, das günstigste Prognostikon stellen. Aber noch zu einem andern Unternehmen vereinigen sich Lamartine und Alexander Dumas, nämlich zur Gründung eines großen politischen Tagblattes, das den Namen Le Bon Marché, Journal des honnêtes gens, führen und jährlich nur 24 Fr. kosten soll, damit es auch dem eigentlichen Volke zugänglich werden kann.

⁂ Eine Scene, welche eben Statt fand, als ich Bern besuchte, erzählt Mügge in seinem kürzlich erschienenen Buche über die Schweiz, mag zur Charakteristik der dortigen Zustände dienen. Die Regierung war damals noch an der Spitze der Republik, obwohl die neue Verfassung angenommen war. Ihre Mitglieder verwalteten die Aemter fort, bis zur Ernennung ihrer Nachfolger durch den Großen Rath, welcher so eben gewählt wurde; Herr Weber war also noch Polizei-Director, als er eines Tages mit seinem persönlichen Gegner, dem Präsidenten des Verfassungsrathes und jetzigen Präsidenten der Republik Bern, Herrn Alexander Funk, auf der Straße zusammentraf. Weber, ein großer starker Mann, rannte seinen schwächeren Feind auf die Seite, der nach einem kurzen Wortwechsel ihn Giftmischer genannt haben soll, worauf der Polizei-Director, den ein paar Landjäger begleiteten, mit seinem dicken Stocke Funk zu Boden schlug und am Kopfe so arg verletzte, daß ein Hirnschädelbruch befürchtet wurde. Wenige Stunden später übernahm ein Freund des Herrn Funk, der Hauptmann und Gastwirth zum Bären, Herr Karlen, das Amt der Nemesis. Auf offener Straße fiel er den zurückkehrenden Polizei-Director an, warf ihn nieder, entwand ihm den Stock und prügelte ihn mit Hülfe seines Bruders furchtbar durch, während die Landjäger und herbeieilenden Bürger lange Zeit ruhige Zuschauer bildeten. Ganz Bern war in Aufregung über diese schändlichen Auftritte; aber ich muß gestehen, daß man dem Polizei-Director die empfangenen Prügel durchaus gönnte und wenig Sinn dafür hatte, wie gewaltthätig und alle öffentliche Sicherheit, alle Würde und alles Recht verletzend diese rasche Wiedervergeltung war. Der Polizei-Director wurde suspendirt und zur Untersuchung gezogen; daß der Bärenwirth bestraft worden sey, habe ich nicht gehört; allein man kann denken, in welcher Achtung eine Regierung stehen mußte, wo dergleichen gegen sie geschehen konnte, wenn eines ihrer ersten Mitglieder, das vor allen die Gesetze aufrecht erhalten sollte, auf offener Straße ein Attentat verübte.

⁂ Die Hundefrage hat in den letzten Sitzungen der französischen Deputirtenkammer zu lebhaften Debatten Veranlassung gegeben. Ganz Paris ist in Gährung; Jedermann nimmt an der Hundefrage Theil, die Meisten erklären sich entschieden gegen die Hundesteuer, und nur Wenige nehmen Partei für den großen Hundefeind Herrn v. Rémilly. Dieses Mal sind die treuesten Freunde des Menschen noch mit dem blauen Auge davongekommen, aber man fürchtet, es sey nur eine Galgenfrist, denn der genannte Deputirte wird ohne Zweifel

im nächsten Jahre seinen Antrag noch nachdrücklicher und mit noch mehr Gründen unterstützt wiederholen. Die Hundesteuer ist nun schon zum vierten Male in der Deputirtenkammer zur Sprache gekommen. Anfangs erregte der Antrag fast Gelächter, bis Hr. v. Rémilly nachwies, welch einen bedeutenden Zuwachs die Staatseinkünfte dadurch erhalten würden. Der letzte Antrag ward durch nicht weniger als 54 Verwaltungsräthe unterstützt und der Berücksichtigung empfohlen; und in der Deputirtenkammer selbst findet er immer mehr Anklang. Draußen hingegen haben die Hunde zahlreiche und mächtige Beschützer. Die Deputirten können kaum einen Schritt thun, ohne mit Bitten für die Hunde von jeder Farbe und jedem Kaliber bestürmt zu werden. Von der Klause des Portiers bis zur Dachstube hinauf ist fast in jedem Stockwerke ein Hund der Gegenstand zärtlicher Zuneigung, welche nicht selten in Manie ausartet. Man kann sich daher vorstellen, wie manches Herz während der Verhandlungen in der Deputirtenkammer in banger Erwartung schlug. Ueberall wurden Berathungen gepflogen, um den drohenden Schlag von dem theuern Haupt manches Azor und King Charles abzuwenden. Ueberall wurde Concilium gehalten, im eleganten Faubourg Saint-Germain wie in den obscursten Gassen, unter den beleibten Matronen, wie unter den schlanken Loretten. Jetzt sind die Gemüther wieder beruhigt, da die Möpse, Spitze und Windspiele wenigstens provisorisch in ihren Rechten bleiben. A. Thz.

*** Tres faciunt collegium. Der Professor H. in K. sagte im Eingang seiner ersten Vorlesung zu seinem einzigen Zuhörer: „Ich, der liebe Gott und Sie."

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 12. Juli.)

— Die Redaktionen der großen deutschen Blätter. Bei Erscheinen der beiden neuen Zeitungen in Baden macht die Redaktion der „Augsb. Allg. Ztg." die für die Entwickelungsgeschichte der deutschen Tagespresse sehr richtige interessante Bemerkung: „Während Wirth das ‚Reichsblatt' allein auf seine kräftigen Schultern nimmt, erscheint die Deutsche Zeitung mit einem Heerlager von tüchtigen Redakteuren, wie es bis jetzt keinem deutschen Blatte und nur sehr wenigen der bedeutendsten englischen und französischen Journale zu Gebote steht. Unter dem Titel der neuen Zeitung liest man: „Herausgegeben von G. Gervinus, L. Häußer, G. Höfken, K. Mathy und K. Mittermaier." Da außerdem für den französischen und den englischen Artikel noch zwei besondere Redakteure engagirt sind, so besteht das leitende Personal aus sieben, während die Kölnische, die Bremer und die Weser-Zeitung sich bis jetzt mit zwei bis drei Redakteuren zu behelfen suchen, die Allgemeine Zeitung deren nie mehr als drei oder vier zählte. Wahrscheinlich werden die größern deutschen Blätter allmählig alle zu einer Erweiterung der leitenden Kräfte im Mittelpunkt schreiten müssen, wenn auch nicht bis zu jenem Grade, doch zu einer solchen, bei der allein eine angemessene Arbeitstheilung möglich ist. Unsere ersten deutschen Zeitungen wurden geschaffen in Tagen, wo die Berichterstattung über das Ausland den Hauptstoff, oft den einzigen Inhalt bildete. Wie anders ist das jetzt! Und wie ist mit dem Aufschließen der innern Politik zugleich der Gesichtskreis für die auswärtigen Ereignisse — in Betreff deren sonst blos geschwätzige Neugier behagliche Befriedigung suchte — ein unendlich weiterer und höherer geworden, während zugleich mit der Leichtigkeit der Kommunikationen das zusammenströmende Zeitungsmaterial so ins Riesenhafte gewachsen ist, daß z. B. die Allgem. Zeitung täglich in sechs- und achtfach vergrößertem Format erscheinen könnte, ohne in die geringste Verlegenheit wegen Manuscript zu kommen.

## Frühlingsball.

Von E. M. Arndt.

„Rosenschimmer streift den Osten
Und der junge Tag wird wach,
Lerchen klingen auf zum Himmel
Und der Finke schlägt den Schlag,
Und der grüne Mai mit Kränzen
Wie ein sieggekrönter Held
Schreitet Blüthenflocken schüttelnd
Lustig hin durch Au und Feld.

Und auch mir im alten Herzen
Zwitschert's laut und überlaut:
Mußt Du fern vom Spiele stehen,
Spiel von Bräutigam und Braut?
Mußt Du Lust nach Jahren messen?
Dummes Maß, und nicht von Gott!
Auf und pfeife grauer Narrheit
Grauer Narrenweisheit Spott!

Du Der Sonnenfernen schauet,
Der mit Sonnenmaßen mißt,
Schneller als des Lichtes Flügel
An der Welten Enden ist,
Wolltest greisig Dich gebährden,
Weil den Scheitel Schnee bedeckt,
Würdest von der grünen Freude
Durch die Narren weggeschreckt?

Nein! Frisch muthig in den Reigen
In die Weltenlust hinein!
Blum' und Raup' und Mensch und Seraph,
Diese Lust soll unser seyn!
Drum spielt auf, ihr Musikanten,
Lerche, Finke, Nachtigall!
Spielet auf! der junge Frühling
Tanzet heute Hochzeitball.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 12. Juli. Don Juan, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart. Donna Anna: Fräulein Leopoldine Tuczek, k. preußische Kammersängerin.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 13. Juli. Vor hundert Jahren, Sittengemälde in 4 Abtheilungen von E. Raupach.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 192.** Mittwoch, den 14. Juli **1847.**

## Reich und arm.

Eine Episode aus dem Leben. Von Karl Sauer.

Die Abendglocke der Kathedrale hatte gerade ihre letzten Töne über die belebte Stadt hingesendet, um als Boten der Ruhe jedem Geschäfte Stillstand zu gebieten, als ein junger Mann eine schwanke gebrechliche Treppe rasch hinaneilte oder besser gesagt, klimmte. Oben angelangt, steckte er mit vor Aufregung zitternder Hand einen alten Hohlschlüssel in das ziemlich lose Schloß einer wurmzerfressenen Thüre, welche Anfangs allen seinen Bemühungen nicht weichen wollte. Endlich aber gab sie nach und der Jüngling trat in das Innere eines kleinen, ärmlich eingerichteten Zimmers, dessen Fenster durch grüne Rouleaux verdeckt waren, vielleicht um die theilweise durch Papier ersetzten Scheiben zu verdecken. Ein ziemlich mageres Bette, eine Kommode, deren Fourniere aufgesprungen waren, und auf welcher, ein scharfer Contrast, ein Buch mit schwarzem Maroquinbande und Goldschnitte lag, nebst einem Bücherbrette, bildeten das ganze Geräthe des Zimmers. Der junge Mann riß das Rouleaux in die Höhe, öffnete rasch das Fenster und ließ sich dann auf einem ledergepolsterten Sessel nieder, der alt, wie er war, auch von den Tagen seines Glanzes kaum die Erinnerung mehr haben mochte. Die Stirne in der Hand gestützt, starrte er stille vor sich hin, während seine Rechte einen Papierstreifen, den er unbewußt aufgerafft hatte, zu zerknittern bemüht war.

Die Abendluft wehte lau und gewürzig in das enge Zimmer. Der Jüngling bot unter dieser Beleuchtung ein eigenes, schönes Bild. Ueber die hohe weiße Stirn fielen dichte dunkelbraune Locken, welche durch die nicht weniger weiße Hand von den Schläfen zurückgestrichen wurden. Das große dunkelbraune Auge sah starr vor sich hin und die gewölbten Brauen, welche finster darüber zusammengezogen waren, zuckten zuweilen fiebrisch. Die Kleidung des Jünglings war ganz schwarz und contrastirte mit dem blüthenweißen Hemdkragen, der sich über die Weste legte und einen schöngebildeten Hals sehen ließ. Plötzlich sprang er von dem Sessel empor und maß mit raschen Schritten einigemal die enge Wohnung, deren Fenster bei jedem Tritte klirrten. Dann stützte er seinen Ellnbogen wieder auf die Fensterbrüstung und schaute düster hinaus.

„Ja, so muß es seyn," sagte er dann leise vor sich hin, „ich darf nicht mehr hin, wenn ich mich nicht selbst aufreiben will. Und ich Thor hänge stets nur diesen Gedanken nach, die mich fast bis zum Sterben martern."

Er ging wieder einige Schritte, dann blieb er vor den beiden Büsten Schiller's und Göthe's, die auf der Kommode standen, mit verschränkten Armen stehen, tief in Gedanken versunken.

„So geht es nun einmal hienieden," fuhr er dann mit etwas schwankender Stimme fort, „der muß dulden, der nach dem Höhern strebt. So ging es euch, und so wird es noch manchem gehen."

Plötzlich flog ein bitteres Lächeln über sein Gesicht.

„Und das ist es auch allein, was ich mit euch gemein habe. Ihr hattet aber Seelen, die euch über diese Erbärmlichkeiten emporheben konnten auf ihren mächtigen Flügeln; ich dagegen schwach, elend wie ich bin, habe nicht einmal die Macht, diese erbärmliche Liebe zu bezähmen. Ich hielt mich für mehr und besser als dieser Schwarm, der um mich lebt, und bin endlich erst innegeworden, daß ich ein Narr, ein Phantast bin, der dem Tollhause entgegen reift!"

Er wandte sich rasch weg und sank dann wie ermattet wieder zurück in den Sessel, wo er wie vorher vor sich hinstarrte, nur daß eine Thräne in den Wimpern hing, die immer schwerer wurde, bis sie endlich auf die Wange niedersank.

Plötzlich erscholl von unten eine Stimme:

„Ist Mehner oben auf seiner Kneipe?"

„Ja wohl, Herr Studios," antwortete eine Andere, in welcher der junge Mann die seiner Hauswirthin erkannte, „klettern Sie nur hinauf; er ist schon eine gute halbe Stunde oben und rennt herum, daß mein ganzes Häuschen wackelt."

„Wird wieder Gedichte machen, das alte Haus," antwortete der tiefe Baß des andern, und zugleich hörte man unsichere, schwankende Tritte auf der Treppe.

„Rapp!" rief Mehner, indem er aufstand und mit verdrießlicher Miene nach der Thüre ging. „Er kömmt doch immer, wenn man es füglich auch ohne ihn machen könnte, und ist nie zu haben, wenn man ihn braucht. Doch es ist ein ehrlicher Mensch und der einzige der mich meinetwegen liebt."

Inzwischen war der Ankommende heraufgestiegen und trat nach einigem Tasten nach der Thürklinke, welche auch schon seit lange ad inferos gewandert war, in das Zimmer.

Rapp war so ziemlich das Gegentheil seines Freundes. Stark und gedrungen gebaut, war er dabei ungemein lebendig, so daß sich, wenn er ging oder sprach, jedes Glied seines Körpers zu bewegen schien. Unter einer ziemlich pochigen Stirn blitzten ein paar lebendige, biedere Augen. Ein leichter Schnurrbart von demselben Blond wie das schlichte Haupthaar, zog sich über die frischen Lippen. Die Hände waren stark und knochig, und pflegten gewöhnlich in den beiden Taschen seines schwarzen Sammetrockes zu weilen, der durch die Länge der Zeit an manchen der

Reibung besonders ausgesetzten Theilen einen eigenthümlichen Fettglanz erhalten hatte.

„Aha, Grillenfänger", rief er beim Eintreten, indem er über die hohe Schwelle einen ziemlich gewagten Sprung machte. „Trifft man Dich endlich einmal zu Hause an? Schon zweimal mußte ich heute Charybdis und Scylla passiren, ohne Dich zu finden. Und was für ein Gesicht! Hu! Ist denn das Bier im Wolfe sauer geworden?"

„Es ist gut, daß Du kömmst, Rapp," antwortete der andere, „ich war wieder einmal verrückt."

„Dacht' ich's doch! Ich habe Dich gestern in der Nähe eines bewußten Hauses — Na, was ist denn das wieder für ein Gesicht? Du mußt heute in der Essigkammer Deiner Medea drunten gewesen seyn."

„Spasse nur, wenn Du an meiner Stelle wärest, verginge Dir der Spaß."

„An Deiner Stelle? Sag' einmal, glaubst Du, daß Rothschild mich adoptirt hat? Da sieh 'mal auf meinen Rock, hier will die ganze junghegelische und altplatonische Weisheit heraus, und doch bin ich immer fidel. Weißt Du aber warum? Ich will Dir's im Vertrauen sagen. Ich halte mich, im Gegensatze von andern Leuten, stets ferne von allen poetischen und idealischen Künsten und Bekanntschaften. Mein Schiboletschen ist das Götheische: „Die Hand, die morgens den Besen führt, Dir Abends. . . . Na, Du kennst es ja besser noch wie ich."

„Ich bitte Dich, Rapp! Lasse Deine Kenntnisse der klassischen Literatur unausgepackt. Ich merke, Du willst wieder das alte Lied beginnen."

„Wahrhaftig" entgegnete der andere, indem er gutmüthig lächelnd in seinen Schnurrbart biß; „mir schien es gerade, als ob Du heute so recht dazu gestimmt wärest; doch zu etwas anderm. Reiche mir einmal dort hinten Deinen Meerschaumkopf her, wir wollen uns einmal bene thun."

Bei diesen Worten hatte er sich auf das Bett gesetzt und ließ sich von Mehner die Pfeife nebst Tabak und Zündhölzchen reichen.

Rapp strich ein Hölzchen an, nachdem er die Pfeife gestopft hatte, griff in die Tasche und holte Papier heraus, woraus er einen Fidibus präpariren wollte. Plötzlich warf er das brennende Holz auf den Boden, und rief, indem er das Papier entfaltete:

„Teufel! Das hatte ich beinahe vergessen. Da war ich heute dort drunten bei dem heimlichen Commerzienrath, wo ich Stunde gebe, und da brachte seine Tochter, Du kennst doch diese mondscheinige Romanzennatur, den Wisch da herbei, schwatzte mir ein Babel von Schönheit, Tiefe, Schwung und weis Gott von was noch vor, das alles in dem Gedichte hier enthalten seyn soll, und war zuletzt noch so gnädig mir ein Geschenk damit zu machen. Eine Cigarre wäre mir zwar lieber gewesen; allein ich dachte: Mehner ist ein Freund von solchen Sachen, dem willst Du es mitnehmen; und nun hätte ich beinahe noch die Pfeife mit angezündet. Da, hier hast Du es, wenn Du es brauchen kannst."

(Fortsetzung folgt.)

## Friedrich Hebbel. *)

Unsere Zeit ist nicht so reich an wahren Poeten, daß die Kritik nicht eifrigst nach jedem Goldkorn in der Spreu stöbern sollte. Fühlen wir uns einmal erquickt von dem Hauch des Genius, der aus einer Dichtung unmittelbar in die Seele weht, so verdrießt es uns, wenn uns wie aus einer Douche das kalte Wasser der Reflexion überströmt und das süße Gefühl der Bewunderung verkümmern will. Und wahrlich, thäte es noch noth, gegen den Unverstand des Publikums die ursprüngliche Kraft, die grandiose Naturwahrheit jenes Dichters zu vertreten, der den entnervenden Reflexionen eines blasirten Zeitalters einmal wieder das Bild ganzer Menschen entgegenhält, so würde ich der letzte seyn an einer Erscheinung zu mäkeln, die mich selbst in meinem Innersten ergriffen hat. Aber die Kritik hat darin jetzt ihre Schuldigkeit gethan; die Bedeutung Hebbels, seine groß gedachte Charakteristik im Gegensatz gegen die marklosen Phantasiegestalten seiner meisten Nebenbuhler ist hinreichend gewürdigt, und ich darf es jetzt vor meinem Gewissen verantworten, wenn ich dem Dichter zurufe: du bist auf einem Abwege, von dem man noch nicht gewiß weiß, wohin er führen kann.

In der Vorrede zu Maria Magdalena lese ich folgende Stelle: „Für Rechenfehler ist jedermann verantwortlich; dem Dichter dagegen muß man verzeihen wenn er es nicht trifft, er hat keine Wahl, er hat nicht einmal die Wahl, ob er ein Werk überhaupt hervorbringen will oder nicht, denn das einmal Lebendiggewordene läßt sich nicht zurückverdauen, es läßt sich nicht wieder in Blut verwandeln, sondern muß in freier Selbstständigkeit hervortreten, und eine unterdrückte oder unmögliche geistige Entbindung kann ebenso gut wie eine leibliche die Vernichtung, sey es nun durch den Tod oder durch den Wahnsinn, nach sich ziehen. Man denke an Lenz, an Hölderlin, an Grabbe."

Ich muß gestehen, daß mich der nämliche Gedanke durchfröstelte, als ich das neueste Werk des Dichters las. Hebbel ist zwar ein größerer Dichter, aber ein Geistesverwandter von Lenz, von Hölderlin, von Grabbe (ich möchte noch Kleist hinzufügen), und je tiefer er fühlt, desto gefährlicher ist es mit seinen eigenen Phantasien zu spielen. Wenn einige Modeschriftsteller mit der unheimlichen Nacht des Geistes tändeln, so will das nicht viel sagen, sie sind zu oberflächlich, um ihre Schrecken innerlich zu empfinden; aber in dem wahren Dichter schlummert ein Dämon, den er vorzüglich behandeln muß, um Meister über ihn zu bleiben.

Man pflegt es dem Dichter als eine Verirrung auszulegen, wenn er sich neben seiner schöpferischen Thätigkeit auch in weitgehende Reflexionen vertieft; man hat es namentlich seit dem Vorgang der Romantiker Schillern vorgeworfen, er habe die natürliche Schärfe seines Gesichts durch die Brille der Reflexion abgestumpft. An so etwas kann nur derjenige glauben, dem als das Höchste des Menschen dieses Unbewußte, Unklare und Trübe in der Tiefe der Seele erscheint, was sich nie verständlich wird, der den Genius wie ein wunderbar in den Naturzusammenhang einbrechendes, übernatürliches Licht ansieht, von dem man nicht weiß, woher es kommt und wohin es geht. Wer aber Geist und Natur in ihrer Einheit begreift, wird den ächten Gedanken auch als eine Quelle der ächten Poesie verehren. In unserer Zeit liegt das Gold nicht mehr auf dem Rasen verstreut, es wird nicht durch Beschwörungen, nicht durch die Wünschelruthe gehoben; mit Fleiß

*) Aus einer größern Abhandlung in den „Grenzboten".

und Wissenschaft muß man in der Tiefe der Erde nachgraben, um sich seines Scheines zu erfreuen.

Darum wollen wir über die Reflexionen, mit denen Hebbel seine poetischen Erzeugnisse begleitet, keineswegs leichtfertig hinweggehen, wie es manche legitime Kritiker gethan, abgeschreckt von der Unbehülflichkeit jener Reflexionen und ihrer scheinbar logischen Verwirrung. Hebbel will nicht ein Tagesdichter seyn, er will nicht bloß für den unmittelbaren Bedarf der Bühne scharwerken, er will das Anrecht der Poesie auf ein neues Gebiet bethätigen. Bei der Tiefe dieses Dichters müssen selbst seine Irrthümer lehrreich seyn.

„Der Mensch dieses Jahrhunderts will nicht, wie man ihm Schuld gibt, neue und unerhörte Institutionen, er will nur ein besseres Fundament für die schon vorhandenen, er will, daß sie sich auf nichts als auf Sittlichkeit und Nothwendigkeit, die identisch sind, stützen, und also den äußern Haken, an dem sie bis jetzt zum Theil befestigt waren, gegen den innern Schwerpunkt, aus dem sie sich vollkommen ableiten lassen, vertauschen sollen.... Diesen welthistorischen Proceß.. hat die Philosophie, zersetzend und auflösend, vorbereitet... und die Kunst hat die Aufgabe, in großen gewaltigen Bildern zu zeigen, wie die.., erstarrten, aber durch die letzte große Geschichtsbewegung entfesselten Elemente, durcheinander fluthend und sich gegenseitig bekämpfend, die neue Form der Menschheit erzeugen.“ Eine Ansicht, die ich unbedingt theile, was auch die romantische Theorie der Tendenzlosigkeit, die sich selbst in einem Kritiker der philosophischen Schule gegen Hebbel ausgesprochen hat, dagegen einwenden mag. Hebbel zeigt sogar im Einzelnen, daß er — theoretisch — ein richtiges Bewußtseyn darüber hat, indem er an den Wahlverwandtschaften (wie an Calderon) tadelt, daß der Dichter die sittliche Bestimmung als fest voraussetzt, die er eben in ihrem Proceß veranschaulichen soll; an Faust, daß er die Geburtswehen der um eine neue Form ringenden Menschheit, aus Unfähigkeit, sie in ihrer Totalität zu fassen, endlich zu bloßen Krankheitsmomenten eines Individuums herabdrückt. Wenn er dann hinzusetzt: „Nur wo ein Problem vorliegt, hat eine Kunst etwas zu schaffen; wo euch aber ein solches aufgeht, wo euch das Leben in seiner Gebrochenheit entgegentritt und zugleich in eurem Geist das Moment der Idee, in dem es die verlorne Einheit wieder findet, da ergreift es, wenn ihr auch das Fieber nicht heilen könnt, ohne euch mit dem Fieber einzulassen;“ so kann die Kritik diesen Maßstab des Urtheils unbedingt annehmen, und eben daran des Dichters Leistungen verurtheilen.

Denn was sind es für Probleme, die unser Dichter sich stellt? Eben jene anonymen, individuellen Krankheitsgeschichten, die nicht dem historischen Gebiet, sondern dem pathologischen angehören. Wenn Gutzkow sich in die Seele eines Nero zu träumen, oder wenn er das Problem zu lösen sucht, wie ein Dalai Lama die Welt auffassen mag, so ist das eine Aufgabe, die mit dem großen Gange des Weltgeistes nichts zu schaffen hat. Es ist, als wenn einer bei der Pfeife Tabak sich den Kopf darüber zerbricht: wie mögen doch die Leute im Monde aussehen, oder was für Gefühle mag einer haben, der lebendig begraben ist, und dergleichen. Und leider muß ich erklären, daß die ethischen Probleme, die Hebbel sich stellte, in keiner Weise eine größere Würdigkeit in Anspruch nehmen.

Worin liegt, alles in allem genommen, das Große und Anerkennenswerthe unsers Dichters? Darin daß er sich nicht auf diese halben Wesen einläßt, die heute dieß, morgen jenes wollen, sondern ganze Charaktere concipirt, die unbedingt in Eine Leidenschaft, in Eine Gemüthsrichtung aufgehen, wenn diese auch Wahnsinn ist. Aber eben daß sie in der Regel Wahnsinn, wenigstens Krankheit ist, das entreißt ihm wieder den Kranz der ächten Poesie, der nur da erworben wird, wo Maß ist. Man mißverstehe mich nicht, ich weiß wohl, daß jede Leidenschaft eine Krankheit ist, aber es gibt eine gesunde Krankheit, die den Körper allerdings unter Lebensgefahr wieder hergestellt, und ein natürliches Siechthum, welchem Kraftmenschen ebenso gut unterliegen können als Schwächlinge. Ich erinnere an Klingers Stücke aus der Sturm- und Drangperiode, z. B. die Zwillinge, an Grabbe und ähnliche Kraftgenies, die Helden haben alle die Tobsucht, sie rasen, fluchen, lärmen, morden, aber das alles ist ihnen nicht natürlich, sie sind nur betrunken; der Rausch jedoch gehört nur in die Posse, nicht in die Tragödie.

Und nun folge man den Sprüngen, in welchen Hebbel einige seiner Hauptcharaktere entwickelt, und sage, ob das Natur oder Rausch ist.... Ich muß freilich gestehen, daß all' diese Verirrungen das Gepräge eines großen Talentes tragen; daß die dämonische Gluth des Hasses mit eben so sinnlicher Wahrheit uns vor die Seele geführt wird, als das schmeichelnde Geflüster der Liebe. Außer Lessing und Kleist kenne ich keinen deutschen Dramatiker, dessen Zeichnung so scharf und bestimmt ausgeführt, mit solcher unerbittlichen Härte festgehalten wäre. Hebbel hat sogar vor jenen den Vorzug, daß seine Dichtungen auch des musikalischen Reizes nicht entbehren, des poetischen Duftes, der jene harten Formen dem Gemüth näher führt. Die Abschiedsscene zwischen Siegfried und Genoveva ist eins der reizendsten Bilder, welche die deutsche Poesie hervorgebracht hat, so wie Meister Anton eine der kühnsten Conceptionen, die überhaupt ein Poet gewagt. Aber überall steht er an dem schmalen Rande, welcher genialen Geist vom Unsinn scheidet, und sein Tritt ist nicht sicher genug, wir schweben beständig in der Furcht, er werde hinübergleiten.....

Hebbel steht, wie es scheint, auf dem Scheidewege, in einer höchst gefährlichen Stellung. Wenn er den bösen Dämon in seinem Innern, diese dunkle Macht, die ihn selber treibt wie seine Helden, überwindet, so wird er aus der Hand des Volkes den Kranz empfangen, den jetzt sein überreiztes Gefühl vergebens an sich zu reißen sucht. Nur die gemäßigte, gesetzlich gebändigte Kraft bleibt Kraft; der zügellose Ungestüm führt zur Unmacht.

> Vis consili expers mole ruit sua:
> Vim temperatam Di quoque provehunt
> In majus: idem odere vires
> Omne nefas animo moventes.

---

## Tabletten.

⁂ London, 6. Juli. Die feierliche Einführung des Prinzen Albert als Kanzler der Universität Cambridge ging gestern Nachmittags im Beisein der Königin, welche bei ihrer Ankunft im Collegiumsgebäude von den Universitätsbehörden empfangen ward, in der großen Halle vor sich. Prinz Waldemar, der Herzog von Wellington, die Bischöfe von London und von Oxford ꝛc. begleiteten die Königin, welche ihren Platz auf dem für sie errichteten Throne einnahm. Der Kanzler und die Universitätsbehörden traten nun ein und ersterer hielt eine Anrede an die Königin, worin er Namens der Universität für den zweiten Besuch dankte, womit diesebe von der Monarchin beehrt ward. Nachdem die Königin eine huld-

volle Antwort ertheilt hatte, wurden ihr durch den Kanzler die Universitätsbehörden und Senatsmitglieder vorgestellt. Eine Stunde später begab sich der Prinz-Kanzler nach dem Senatshause, um Grade zu verleihen. Als er schon eine halbe Stunde damit sich beschäftigt hatte, erschien die Königin, und nahm auf dem für sie errichteten Throne Platz. Nachdem der Kanzler die Promotionen vorgenommen hatte, hielt ein Professor die übliche lateinische Rede, deren unendliche Länge das großentheils aus Damen und anderen Nichtlateinern bestehende Publikum bei der großen Hitze im Saale schrecklich ermüdete. Ein nach der ersten halben Stunde sich erhebendes Zischen wurde durch Schweigensrufe erstickt; als jedoch abermals eine Viertelstunde verging, ohne daß der Redner endigen zu wollen schien, gaben die Damen Zeichen der Ungeduld und die Fächer geriethen in lebhafte Bewegung. Allgemeines Pfeiffen und Zischen erfolgte, was jedoch den Redner nicht abhielt, seine Zuhörer noch eine Viertelstunde lang zu foltern. Alles athmete wieder auf, als er seinen Glückwunsch- und Complimentirungsvortrag an den Kanzler und die Königin schloß. Der Kanzler verlieh nun noch mehrere Grade honoris causa, worauf er mit der Königin nach dem Trinity-Collegium zurückfuhr. Abends nahmen die Königin und der Kanzler mit dem Vicekanzler und ihrer Begleitung in der Catharinenhalle das Diner ein. Die Würde eines Doctors der Rechte erhielten honoris causa der Prinz Waldemar von Preußen, der Erbgroßherzog von Sachsen-Weimar, Prinz Peter von Oldenburg, Prinz von Löwenstein, Hr. van de Weyer, Lord Spencer und Lord Abercorn.

*** F. Raimund. Karoline Pichler wünschte den Dichter Raimund, den sie im Hause eines Fräuleins von Ifenflamm kennen gelernt hatte, in ihrem Hause eingeführt. Ich erfüllte mit Vergnügen ihren Wunsch, da ich von Raimund, der sich stets von den Dichtern Wiens unterschätzt oder in hypochondrischer Stimmung verachtet glaubte, wußte, daß er sich stets geschmeichelt fühlte, wenn ihm von einer literarischen Größe eine Aufmerksamkeit widerfuhr, und als solche achtete er die würdige Matrone. Wir kamen zu Tische und fanden uns in einem feingekleideten aristokratischen Kreise von einigen Herren und Damen, der sich gern um die würdige Frau des Hauses zu versammeln pflegte. Das Gespräch lenkte sich zufällig auf ein Ereigniß, das durch die Eifersucht einer Frau herbeigeführt, die Runde durch alle Salons der Residenz machte. Wenn auch die Thatsache deutlich genug die Worte durchschimmerte, so waren diese aus Rücksicht für die anwesenden jungen Damen doch nur in feinster Weise andeutend. Man denke sich den Schreck der Frau vom Hause, welche noch die Salon-Etiquette des vorigen Jahrhunderts gerne bewahrte und die erblassende Verlegenheit der Gesellschaft, als Raimund, der sich bis jetzt schweigend verhalten hatte, sich gegen mich mit den Worten wandte: „Eifersüchtig hat meine Madame auch sein können, da, mein Arm hat's g'spürt; sie hat mich aus Eifersucht 'nein bissen. Da ist meine Geliebte, die Toni, ganz anders.“ Und gegen Alle gewendet, fuhr er fort: „Und was war Schuld an meinem Unglück? Der Mondschein! und 's grüne Paperl!“ Ein allgemeines verlegenes Verstummen der Gesellschaft entstand, das Raimund für erwartungsvolle Neugierde zu nehmen schien, und treuherzig erklärte er seine Rede: „Ich bin öfter wirklich melancholisch und in einer solchen Stimmung bin ich allein im Prater spazieren gegangen. Es ist mir allerhand eingefallen, was später 'n Leuten gefallen hat. Ich gehe zurück, habe Durst und gehe im Wurstelprater in's Gasthaus zum Paperl, da sitzt die Louis' mit ihrem Vater, der auch Lokalstück geschrieben hat, der Mondschein hat sie so schön bescheint, daß sie mir auf einmal interessant vorkommen ist. Ich hab' oft mit ihr Komödie gespielt, sie war mir immer gleichgültig, aber heut' hat der Mondschein sie ganz verklärt; plötzlich bin ich verliebt in sie geworden und hab' sie bald darauf geheirathet. No, das ist ja bekannt, wie sie mich auspiffen haben, beim ersten Auftreten nach der Hochzeit, weil ich, mein nachmaliges Unglück einsehend, am Tag der Trauung Braut und Hochzeitsgäste haben sitzen lassen.“ Als er so treuherzig geschlossen hatte, da schien es, als ob ein ungenirter, ganz natürlicher Wolf zwischen eine wohlgesittete Heerde gerathen wäre. Ich werde nie die Verlegenheit der alten Damen, die lächelnde Verschämtheit der jungen vergessen. Ein General, der Graf Rothkirch-Panthen, durch mehre poetische Arbeiten bekannt, gab dem Gespräche eine militärisch rasche Schwenkung. Wien. Sonntagsbl.

---

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 13. Juli.)

— Berlin. Das zweite Heft der von Prof. Dr. H. Th. Rötscher redigirten „Jahrbücher für dramatische Kunst und Litteratur“ (Berlin, Verlag von Hirschfeld) ist unlängs ausgegeben worden und schließt sich dem vorangegangenen würdig an. Die Hoffnungen, welche sich an das zeitgemäße von dem genialen Leiter und gediegenen Männern unterstützte Werk knüpften, beginnen immer mehr und mehr sich zu verwirklichen, und man muß es dem Herausgeber vor Allen Dank wissen, daß er alles Das, was nur ein vorübergehendes oder ein Tage-Interesse, so viel wie möglich, in den Hintergrund stellt und dafür den Arbeiten von dauernderem Werthe eine Stelle gibt. So begegnen wir hier wiederum werthvoller Abhandlungen von Theodor Mundt („Ueber den Ursprung der modernen Bühne. Zweiter Artikel.“), von Rötscher: „Der Zufall und die Nothwendigkeit im Drama“, „Erläuterungen zweier schwierigen Stellen aus Don Carlos und Emilie Galotti“, worunter die aus Lessing's Trauerspiel sich durch geistvolle Auffassung auszeichnet. Auch Dr. Bamberg in Paris hat beachtenswerthe und anziehende Aufsätze über Hebbel's Maria Magdalena und Pariser Dramaturgie geliefert, wie denn auch die „Aphorismen über die Tanzkunst und die Hebung des Ballets“ sehr durchdacht und darum beherzigenswerth sind. Einzelne Berliner Bühnenvorstellungen haben an Rötscher und Melchior Meyr gründliche Beurtheiler gefunden. So empfiehlt sich denn auch dieses zweite Heft wiederum, und wir nehmen es als den schönen Anfang einer weiten schönen Folge.

— Prinz Waldemar von Preußen will, laut der Agsb. Allg. Ztg. sein sorgsam geführtes Tagebuch und reiches Album von seiner indischen Reise nicht veröffentlichen.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 13. Juli. Vor hundert Jahren, Sittengemälde in 4 Abtheilungen von E. Raupach.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 193.** Donnerstag, den 15. Juli **1847.**

## Irgendwo. *)

Ein Baum wächst irgendwo — ist's Tanne oder Eiche? —
An dem ich ahnungslos vielleicht vorüberstreiche.

Ein Weib sitzt irgendwo, der Parze gleich, im Dunkel,
Und spinnt mit reger Hand den Faden von der Kunkel.

Ein Maulwurf irgendwo wühlt in dem Grubenbaue,
Und fördert Eisen an den Tag mit Hacke und mit Haue.

Ein Rasen irgendwo, im Schmuck von Gras und Blättern,
Herbergt den Bienenschwarm und hört der Lerchen Schmettern.

Und irgendwo ein Kind, ein Engel ohne Schwingen,
Spielt mit der Puppe noch und hascht nach Schmetterlingen.

Der Baum so frisch und grün im Frühlingsluftgebrause
Gibt wohl die Bretter her zu meiner letzten Klause.

Der Faden Flachs, daran sie jetzt so fleißig spinnen,
Bald ist er ausgewebt zu meinem Todtenlinnen.

Das Eisen, das sie heut aus tiefem Schachte zerren,
Wird meinen Sarg dereinst als fester Nagel sperren.

Der Rasenplatz, an dem ich jetzt das Auge labe,
Wird aufgeschürft sodann zu meinem stillen Grabe.

Das Kind wird groß und seinem Geiste wachsen Flügel;
Es kommt vielleicht einmal an meinen kleinen Hügel,

Und spricht, nachdem es still in meinem Buch gelesen:
Ein Dichter ist er ganz und gut dabei gewesen.

*) Als Probe der demnächst erscheinenden, vermehrten und verbesserten 3ten Auflage der Gedichte von Dräxler-Manfred. Frankfurt, J. D. Sauerländer.

## Reich und arm.

(Fortsetzung)

Mehner nahm das Blatt, und der andere suchte weiter nach einem Fidibus in seiner alles verschlingenden Rocktasche. Der junge Mann hatte aber kaum einen Blick auf das Blatt geworfen, als eine plötzliche Röthe sein Gesicht überzog, sein Auge blitzte und seine Hand, die das Blatt hielt, zu zittern anfing.

„Rapp", rief er mit unterdrücktem Entzücken, „Rapp, das ist mein Bolivar!"

„So," antwortete gleichgültig der Andere, indem er einige lange Züge aus der Pfeife holte, „wo ist er denn?"

„Hier Rapp, hier, mein Gedicht, mein erstes gedrucktes Gedicht!" rief Mehner mit trunkenem Blicke, „weißt Du, was das ist, gedruckt?"

„Warum soll ich denn nicht wissen, was gedruckt ist, Narr!", antwortete eben so phlegmatisch wie vorher der Andere. „Aber rüttle doch nicht so an mir, ich habe ja so eben erst zu Nacht gegessen," rief er, als Mehner ihn in seinem Entzücken am Arme faßte.

„Ja, das ist mein Bolivar," fuhr jener begeistert fort, „ich will ihn Dir vorlesen, Rapp, und Du sollst mir dann sagen, was Du davon hältst."

„Es werden doch keine Hexameter seyn," fragte Rapp mit etwas zweifelhafter Miene. „Du weißt, ich hatte von jeher eine gewisse Antipathie gegen die Hexameter."

„Sey ohne Sorgen, er hat kein antikes Maß."

„Nun denn, so fang' an in Gottes Namen," sagte Rapp, indem er sich mit dem Ellenbogen auf die Betllehne stützte, „fange an, ich will ganz Ohr seyn."

Mehner begann mit etwas unsichrer Stimme zu lesen; allein je weiter er las, um so mehr steigerte sich der Affect seines Vortrags. Und als er das Lob des Helden begann, da blitzte sein Auge begeistert, seine Wangen glühten und an den Schläfen sah man, wie die Adern pu ficten.

Rapp hatte schon während des Vorlesens allerlei unruhige Bewegungen gemacht. Doch kaum endete Mehner, als er blitzschnell aufsprang.

„Bravo, Brav! und abermals „brav!" rief er. „Das ist schön, das ist herrlich! Junge, ich sage Dir, ich möchte Dich küssen, wenn ich es vor Respect könnte!"

„Ach Rapp," antwortete der Andere, plötzlich niedergeschlagen, indem er traurig das Blatt zu Boden fallen ließ, jetzt fühle ich erst, wie wenig es ist. „Aber hier," fuhr er fort, indem er mit der Hand über die Brust fuhr, „hier lebt und blüht es, hier wogt es wild und glühend,

daß es fast die Hülle zersprengen möchte. Ja, wenn ich es so geben könnte, wie es hier lebt, dann wäre ich mit mir zufrieden, dann könnte ich Hoffnungen hegen, an die ich so kaum zu denken wage. Aber sieh', wenn es so in mir tobt und stürmt, und ich es dann niederschreibe, dann ist es so arm, so dürftig, daß ich mein steifes hölzernes Machwerk zerreißen möchte in hunderttausend Fetzen und mich mit! O dann komme ich mir so klein, so winzig vor, daß ich hinsinke auf Deinen ledernen Sessel und mit beiden Händen den Kopf halte, der mir fast zu zerspringen droht. Und wenn nun die leeren Wände so öde auf mich niederstarren, dann muß ich hinaus in die Welt, und herumlaufen wie ein Verrückter, bis sich die Gluth abgekühlt hat, und ich wieder kalt wie vorher meine Hühnerleiter heraufklettere.

„Sey doch gescheut," antwortete Rapp, indem er den Freund umschlang, „und gib diese närrischen Ideen auf. Ich sage Dir, Du kannst Großes schaffen, und wirst es auch, denn ich kenne Dich. Glaube mir, Ernst, es wird eine Zeit kommen, wo manche, welche Dich jetzt nicht bemerken, stolz seyn werden, Dich gekannt zu haben. Sieh, ich bin nur eine prosaische Natur, aber das, was Du gedichtet hast, geht mir tief zu Herzen; und sey versichert, daß Du gewiß bestimmt bist, eine andere Rolle zu spielen, als Du glaubst. Aber dann vergiß meiner nicht, sondern denke an den Freund, der Dich liebte und lieben wird, Du magst einst auch seyn, was Du willst." Und eine Thräne rollte über die gebräunte Wange des Studenten.

„Ja, Du hast recht, Rapp," antwortete Mehner, indem er sich aufrichtete und dem Freunde herzlich die Hand drückte. „Ich will auch nicht mehr verzagen, sondern getrost darauf losarbeiten. Denn wenn auch alles mir fehlschlagen sollte, Eins wird mir gewiß seyn: Deine Freundschaft! Du hast Dich an mich, den Proletarier, angeschlossen, blos um meinetwillen, Du hast so oft das Wenige, was Du hattest, brüderlich mit mir getheilt und ich will auch fortan ohne Murren meine Armuth ertragen, denn sie hat mir ein seltenes Geschenk gegeben, einen treuen wahren Freund."

„Aber sage doch," fuhr nach einer Pause Rapp fort, wie kömmt es denn daß die commerzienräthliche Romantik Dein Gedicht gedruckt unter die Hände bekam?"

„Weißt Du noch, wie letzthin in den Tageblättern die Aufforderung zu Beiträgen stand? Da dachte ich, probiren kannst Du es einmal. Ich schrieb also meinen Bolivar, den ich gerade Tags vorher beendet hatte, ab und schickte ihn der Redaction. Daß er aber sobald erscheinen würde, hätte ich nicht gedacht."

„Aber warum sagtest Du denn nichts davon, daß Du das Gedicht geschrieben und fortgeschickt hattest?"

„Ach, Rapp, ich verstehe wohl, was Du meinst," antwortete Mehner, „und Du hast Recht, daß Du mich heimlich schiltst, da ich Dir das noch nicht mitgetheilt habe, was ich Deiner Freundschaft schon lange nicht hätte verhehlen soll. Ich will jedoch gut machen, was ich gefehlt habe. Aber Du wirst mich am Ende auslachen, wenn ich Dir meine Geschichte erzähle."

„Nein, ich lache Dich nicht aus, fange nur an, und erzähle frisch von der Leber weg."

(Fortsetzung folgt.)

---

## † Lamartine's Geschichte der Girondisten.

Die französische Revolution hat große Wirkungen und große Männer hervorgebracht, ihre Namen stehen mit goldenen Buchstaben in dem Buch der Geschichte verzeichnet. Die Thaten, die während und durch diese gewaltige, allgemeine Welterschütterung in scientivischer, politischer, industrieller Beziehung verübt worden, sind, von welchem Standpunkte immerhin betrachtet, groß und anstaunenswerth, Jahrtausende konnten nicht mehr schaffen und umwälzen, mehr Segen und Fluch, mehr Hoffnung und Unglück, mehr Thatkraft und Patriotismus, edles Selbstvertrauen und kolossale Energie wecken, und hell, wie ein Meteor, durch die Welt leuchten, als es der letzte Abschnitt des achtzehnten und die unmittelbare Folge desselben: der Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts, bewiesen.

Die Stürme, welche die Luft reinigen, reißen aber auch oft uralte Eichen nieder. Die Revolution achtete nichts; weder Alter noch Geburt, weder den Bettelstab, noch Scepter und Krone. Alte, ehrenwerthe Institutionen, selbst die heilige Religion wurde in ihren tiefsten Grundfesten angegriffen, und die nicht Berufenen mit dem falschen Schein der Heiligkeit sich umgebend, thaten ihr Möglichstes, sie zu stürzen und ihr liebes Ich auf den neuen Altar zu setzen, um sich sogleich bei Lebzeiten angebetet zu sehen. Alle Staaten Europa's wurden abwechselnd angegriffen und griffen wieder Frankreich, die Mutter der Revolution, an. Keiner wollte zurückbleiben, der Wettstreit war edel, hier galt es, sein altes Recht, seinen Glauben, seine Sprache — und was ist dem Menschen theurer, als dieser Dreiklang? — auf Tod und Leben zu vertheidigen, kein Opfer, und wenn auch noch so groß, zu scheuen, um sich seinen Theil zu schützen. Welch' schöner Wettkampf, welch' heiliges Feuer, was für einzige Thaten in diesen so denkwürdigen fünfundzwanzig Jahren!

Jede große Begebenheit findet ihren Geschichtschreiber, aber nicht immer den würdigen. Ist er zu warm, so wird er von seiner Leidenschaft hingerissen, übertreibt das Lob der begünstigten Partei, und läßt deren Gegner fallen. Keine Farbe ist hell, kein Ton stark genug, um seine Ansicht, so falsch sie auch seyn mag, gehörig zu malen und auszuschmücken. Ist der Geschichtschreiber zu kalt, so geht sein Zweck nicht minder verloren, er erwärmt nicht das Gemüth des Lesers, er versetzt ihn nicht auf die Bühne, wo das große Weltdrama oder ein gewaltiger Abschnitt desselben aufgeführt werden soll. Der Geschichtschreiber muß Kopf und Herz vereinen, eine frische, lebendige Fantasie schließt noch nicht ein gesundes Urtheil und tiefes Eingehen in den Gegenstand aus, so wie umgekehrt.

Die Griechen waren so glücklich, Einen in ihrer Mitte zu besitzen, der ihnen den schönsten und tragischsten Abschnitt ihrer Geschichte göttlich-schön und erhaben-wahr erzählte. Aber er war nicht nur ein Prophet in seiner Heimath, was er schrieb, waren Worte, verständlich dem Universum, denn sie waren so tief ersonnen und der Gedanke so kräftig schön wiedergegeben, daß sie eben so lange, wie jenes, bestehen werden. Und Troja's Krieg und Troja's Fall können doch nicht, so erhaben sie uns erscheinen, so sehr sie uns begeistern und so tief sie uns erschüttern, mit den großen Weltbegebenheiten der letzten Zeit den Vergleich aushalten. Die Wirkung derselben ist viel großartiger, allgemeiner, die Interessen umfassen beide Pole, das Meer und den Continent, die Folgen sind weit anhaltender, wurzeln noch tief und liegen selbst

jetzt noch, obgleich sie dem nicht geübten Blicke entwickelt erscheinen, im aufblühenden Keime. Unsere Urenkel werden erst genau wissen, was die Revolution eigentlich beabsichtigte, wie und warum sie geschehen, sie werden Ursache und Wirkung richtiger und fester ins Auge fassend, vergleichen und scharfsinniger, ruhiger und bestimmter urtheilen, als wir es bisher gethan, die wir doch Alle irgend einer Parthei angehören, noch nicht ganz unbefangenen Sinnes sind, und der thatenreichen Zeit zu nahe stehen.

Es ist noch über keinen Gegenstand mehr, und mehr für und gegen denselben geschrieben worden, als über die französische Revolution. Während derselben war jeder Geist eine personificirte That, nach derselben bestand die That im Denken, Forschen und Veröffentlichen. Die letzten Jahre haben treffliche Interpreten der großen Epopöe gehabt, wir erwähnen nur die bekannten Namen: Laponnerave, Thiers, Louis Blanc, Michelet, Quinet ꝛc. Aber Frankreich bedurfte eines Homer, und Frankreich hat ihn gefunden. Wer kennt nicht den großen Dichter der „Méditations“ und des „Ange déchu“? Wer kennt nicht den gefeierten Namen Lamartine?

Ist Fantasie, ein tiefes Gefühl des heilig unantastbaren Menschenrechts, ein keuscher Sinn für Jugend das erste Erforderniß eines vollendeten Geschichtswerks, so konnte Clio sich keinen würdigen Priester auswählen, als den edlen Lamartine. Er bleibt wahr, und doch webt er um die Einbildungskraft des Lesers ein unsichtbares Netz, erhebt ihn und zieht ihn mit sich fort in seinen lebendig erhabenen Kreis. Wir selbst befinden uns mitten in dem großen Kampfe und staunen Alles an, was da rings um uns geschieht, wir sind Zeugen all' der lebendigen Scenen auf offener Straße und den mannichfaltigen Clubs, dem königlichen Schlosse und der Behausung des einfachen Bürgers und Staatsmanns, wir sprechen laut und energievoll mit dem begeisterten Redner der Tribüne, wir folgen ihm in die Versammlung der Volksrepräsentanten, wir handeln, jubeln und weinen und glauben uns bei dieser allgemeinsten Regsamkeit und eisenfesten Willenskraft des Individuums und der Einheit der Massen, bei dieser noch nie dagewesenen Tollkühnheit und dem zum Wahnsinn gesteigerten Muth des Volkes und seiner Vertreter, die ganz Europa laut den Krieg verkünden und sich mit Blitzesschnelle rüsten, nicht mehr unter Menschen, vielmehr unter Halbgötter versetzt. Das innerste Leben entrollt sich hier vor uns — ein großartiger, der Götter würdiger Anblick! — wir folgen den Regungen des Herzens bis in die letzte, verschlossene Zelle, die Aufregung des Einzelnen, der wirre Knäuel des Ganzen, die Wuth des Partheikampfes, das Beben des freudigsten Enthusiasmus, Zorn, edler Unwille, Haß, Wuth, Mitleid, kurz die mannichfachsten Gefühle und Empfindungen, deren das Menschenherz fähig ist, treten abwechselnd auf, kreuzen, umfassen und trennen sich — scheinbar, um sich von Neuem nur desto inniger und gewaltiger verschlungen, in Eine Harmonie aufzulösen. Und in diesen Stürmen der Zeit liegt die Seele, der Geist der Revolution.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Alberto Nota.

Alberto Nota, der wohlbekannte italienische Dramatiker, war der Sohn einer reichen und vornehmen Familie zu Turin, wo er zu Ende des J. 1775 geboren wurde. Seine Erziehung erhielt er von seiner Mutter Luigia, einer in jeder Hinsicht ausgezeichneten Frau, der würdigen Schwester jenes Carlo Allioni, welcher sich durch seine botanischen und naturhistorischen Forschungen so rühmlich ausgezeichnet hat. Nachdem sein Elementarunterricht vollendet war, bestimmte er sich oder vielmehr wurde er zur juristischen Laufbahn bestimmt und er arbeitete mit so großem Eifer, daß er 1793, im Alter von 18 Jahren, bei der Universität Turin die juristische Doctorwürde erlangte. Indeß erkannte er bald, daß er seinen wahren Beruf verfehlt hatte. Er beschloß, sich der Literatur zu widmen; hätte seine Familie nicht einen Theil ihres Vermögens verloren gehabt, so würde er dies sogleich ausschließlich gethan haben. Da er sich nun aber genöthigt sah, seinem Berufe treu zu bleiben, so bewarb er sich um eine richterliche Stelle, die ihm zum wenigsten größere Muße lassen sollte. Im J. 1803 erhielt er eine untergeordnete Stelle beim Criminalgericht zu Turin. Acht Jahre später ward er kaiserlicher Procurator beim Gericht zu Vercelli. Als die Franzosen die cisalpinische Italien verließen, legte er sein Amt nieder und wurde Privatbibliothekar des Prinzen von Carignan, des gegenwärtigen Königs Karl Albert. Im Jahre 1818 wurde er zum Intendanten in Nizza ernannt; 1820 in Bobbio; 1823 in San-Remo, dann in Pinerolo und endlich zum Generalintendanten in Casalo und Cuneo, wo er fast bis zu seinem letzten Lebenstage zu allgemeiner Zufriedenheit die wichtigsten ihm anvertrauten Obliegenheiten erfüllte. In San-Remo war er zu der Zeit angestellt, als dieses Land von einem furchtbaren Erdbeben verheert wurde, und unter diesen schwierigen Umstände gab er glänzende Beweise von seiner Thätigkeit, seiner Einsicht und Menschlichkeit.

Die Woche vor seinem Tode hatte Alberto Nota einen Urlaub von einigen Tagen erlangt und erhalten, um sich von seinen Anstrengungen im Kreise seiner zahlreichen Freunde zu Turin zu erholen. Am 17. April war er hier in's Theater gegangen, welches er um 11 Uhr verließ, um sich in seiner Wohnung zur Ruhe zu begeben. Kaum hatte er sich niedergelegt, als er laut um Hülfe rief. Der herzueilende Diener fand ihn schwer athmend und dem Ersticken nahe. Alle Hülfe erwies sich als unnütz. Wenige Augenblicke später verschied er. Wie es schien, war er an einem Aneurisma gestorben.

Alberto Nota genoß eines europäischen Rufes, welchen er seinen dramatischen Dichtungen verdankte. Er verfaßte ungefähr 40 Stücke, die mit großem Beifall auf den meisten Theatern Italiens aufgeführt wurden. Sein erstes Werk, betitelt l'Oppressore e l'Oppresso wurde zuerst in Rom 1804 aufgeführt; sein letztes Stück, l'Educazione o Natura, ist zum ersten Mal in Turin am 9. Januar 1847 aufgeführt worden. Die größere Anzahl seiner Stücke ist übrigens fast in alle europäische Sprachen übersetzt worden.

Alberto Nota zeichnete sich nicht nur als vortrefflichen Lustspieldichter, als einsichtsvollen, geschickten, rechtlichen Beamten aus; auch seine Privattugenden, sein Zartgefühl, seine Artigkeit, seine Großmuth und Herzensgüte erwarben ihm die Liebe und Hochtung Aller, die das Glück hatten, ihn zu kennen und sich ihm zu nähern. Italien verlor an ihm einen geachteten Schriftsteller, einen nützlichen Bürger und, was nicht weniger bedeutet, einen vortrefflichen Menschen. Bl. a. d. Gw.

---

## Tabletten.

*** Ein armer Teufel. Wenn man in Paris auf dem Boulevard des Italiens spaziert, bemerkt man eines der größten und ausgedehntesten Magazine der Stadt mit dem Schilde: „Un pauvre diable." Der Gründer dieses Geschäftes, ein äußerst gewandter und in hohem Grade achtungswürdiger Kaufmann, hatte sich durch Solidität, Geschäftskenntniß und Thätigkeit von einem kleinen Geschäfte dieses enorme errichtet: er war mit andern Worten d'un pauvre diable ein Millionär geworden. Da berieth er sich einst mit seiner Frau, und sie fanden, daß 100,000 Franken Renten für gewöhnliche Bedürfnisse hinreichend wären, und sie dasselbe nicht mehr vermehren wollten. Der Herr „pauvre diable" rief also alle seine Commis zusammen, nahm von ihnen Abschied und stellte ihnen ihren neuen Herrn vor, nämlich den ob dieses unerwarteten Glückes ganz erstaunten ersten Commis, von dessen Tüchtigkeit er durch langjährige Dienste überzeugt war. Um aber nicht das Glück so ganz in eines Einzigen Schooß zu werfen, traf er folgende höchst interessante Verordnung, durch welche er eben so eine Menge von glücklichen Leuten als eine Pflanzschule ausgezeichneter Commis schuf. Er bestimmte nämlich, daß der erste Commis dem Geschäfte als Herr so lange vorstehen sollte, bis er daraus einen Gewinn von 50,000 Franken Renten gezogen habe. Dann sollte er das Geschäft unter denselben Bedingungen wieder seinem ersten Commis übergeben, und so ad infinitum. Da nun der jedesmalige erste Commis weiß, daß am Ende einer gewissen Zeit sein Glück gemacht sein muß, so gibt er sich alle Mühe, sich auf seinem Posten zu erhalten, eben so, wie die andern Commis sämmtlich nichts sehnlicher wünschen, als durch Thätigkeit und Treue bis zum Range des ersten Commis zu avanciren. Sie sind denn je nach ihren Fähigkeiten und Leistungen alle numerirt, und avanciren je nach den Beweisen, die sie von ihren Fortschritten geben können, und auf diese Weise betrachtet es jeder Commis schon als ein Glück, in das Haus aufgenommen zu werden, weil es dann nur von seinem Fleiße und Talente abhängt, erster Commis und nach wenigen Jahren Herr eines der ersten Pariser Geschäfte zu sein. Es sollen jetzt, seit 22 Jahren (nach dem Rücktritte des Gründers) sich schon drei erste Commis gefolgt sein, die sich jeder mit einer Million Franken zurückgezogen und ihren Platz dem Nachfolger cedirt haben. An dem Geburtstage des von so Vielen, die er glücklich gemacht hat, angebeteten alten Herren, versammeln sie sich denn Alle, und wetteifern, wer ihm durch die zarteste Aufmerksamkeit, durch die liebevollste Beglückwünschung seine Verehrung am besten darthun wird. A. Thz.

*** Graf Montemolin fährt jetzt mitunter mit seinen Cavalieren in einem Penny-Boot auf der Themse spazieren — der Neuheit wegen, wie er sagt. Chevalier Berard, ein Franzose, und General Montenegro sind beständig in seiner Begleitung. Louis Napoleon dagegen ist überall ganz allein sichtbar, in Conzerten, bei Mittagsessen und an öffentlichen Orten. Er hat sehr gealtert seit seiner Gefangenschaft, und sieht gar nicht ausgezeichnet aus. Seine Augen sind klein und tiefliegend, seine Nase groß und nicht gut geformt; seinen Mund bedeckt ein großer dunkelbrauner Schnurrbart, seine Gesichtsfarbe ist falbe und braun. Es ist wenig Ausdruck in seinen Mienen. Er sieht traurig und still aus.

*** Vor wenigen Tagen verhaftete man in Glasgow drei Personen, angeklagt, ein Kartoffelfeld mit Vitriol bespregnt zu haben, um einen Schrecken zu erregen und den Preis der Nahrungsmittel zu steigern.

*** Auf die gemüthliche Anfrage Gutzkow's an Mad. Schröder-Devrient: „Aber was mißfällt Ihnen denn so in Dresden?" soll die Sängerin geantwortet haben: „Aber was gefällt Ihnen denn so in Dresden?"

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 14. Juli.)

— In der „Wiener Zeitung", Nummer 146, lesen wir einen Bericht, welcher von einem Siege deutscher Industrie über fremdländische spricht, was die Aufmerksamkeit desjenigen Theiles des Publicums, der sich für den materiellen Fortschritt unseres Gesammtvaterlandes interessirt, in hohem Grade anregen muß. Der Name des berühmten Fortepiano-Fabrikanten J. B. Streicher in Wien, dem dieser Sieg gelungen, ist jedoch zu bekannt, als daß wir uns hier in nähere Erörterungen über die Leistungen eines Mannes verbreiten sollten, welchem die besten Künstler die wohlverdienteste Anerkennung schon längst gezollt haben und noch fortwährend zuwenden. Dahin gehört auch der Eingangs erwähnte Bericht, welchen in der Generalversammlung des niederösterreichischen Gewerbvereines der Hr. Vorsteher desselben, Graf von Colloredo-Mannsfeld, mittheilte, daß nämlich die Agentie in der Moldau an das hohe Hofkammer-Präsidium einen Bericht eingesandt habe, in welchem ein Clavier-Instrument, das aus der Meisterhand des um sein Fach so sehr verdienten Hrn. Streicher hervorging, besprochen wird. Der gefeierte Pianist Liszt habe nämlich bei einer Production im Theater zu Jassy auf zwei Instrumenten gespielt, wovon eines aus der berühmten Fabrik des Hrn. Erard in Paris, das andere aus der Fabrik des Hrn. Streicher in Wien herbeigeschafft wurde. Das Streicher'sche Pianoforte habe über das Erard'sche entschiedene Vorzüge errungen, indem zum Erstaunen des gesammten zahlreichen Publicums die auf dem Piano von Streicher gespielten Piecen so glänzend und alle Feinheiten und Nuancen des Virtuosen so klar und volltönend hervortraten, daß nicht nur die lebhafteste Anerkennung über die Vollendung des Instrumentes, sondern auch ein lautes Bedauern darüber sich kund gab, daß Liszt nicht alle für das Concert gewählten Compositionen auf dem ausgezeichneten Instrumente Streicher's ausgeführt habe.

— Die großen Preise für französische Geschichtschreibung. Am 18. Junius hielt die französische Akademie ihre Sitzung, um über den Preis Gobert zu entscheiden. Den ersten Preis von 10,000 Fr. erhielt H. Raynal, Verfasser einer Geschichte von Berry; den zweiten Preis von 2000 Fr. Hr. Fr. Michel, Verfasser der »Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne.«

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 14. Juli. (Auf Verlangen) Marie, oder: „Die Regimentstochter", komische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Donizetti. Marie: Fräul. Leopoldine Tuczek, königl. preußische Kammersängerin. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 15. Juli. Tempora mutantur, oder: „Die gestrengen Herren," Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Blum.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 194. Freitag, den 16. Juli 1847.


### Reich und arm.

(Fortsetzung)

Mehner hatte den Sessel an das Bett gerückt und begann dann seine Erzählung:

„Du weißt, Rapp, daß es jetzt grade zwei Jahre her sind, als im Winter jener so außerordentliche Schnee fiel....

„Ja und etwa fünftausend als Gott die Welt erschuf," ergänzte lakonisch der andere.

„Sey nur zufrieden, jener Schnee ist wichtiger in meiner Erzählung, als Du denkst."

„Meinetwegen, also vor vier Jahren etwa, als jener tiefe Schnee lag."

„Ja, damals war es, wo es mir, wie Du weißt, womöglich noch schlechter erging als jetzt. Ich war im Herbste vorher mit sechzehn Jahren vom Progymnasium abgegangen, um hier meine Pennalstudien zu beenden, und stand nun, fast auf mich allein beschränkt, mit 10 Gulden monatlichen Revenuen, einsam in der großen Stadt. Wie Du weißt, hatte ich mich stets mit besonderer Liebe dem Studium neuerer Sprachen zugewandt, und ich kann wohl sagen, daß ich damals schon ziemliche Gewandtheit darin erlangt hatte. Ich beschloß also Privatunterricht darin zu ertheilen, und wandte mich deßhalb an mehrere unserer Professoren, allein nirgends wollte sich etwas finden. So war denn unter sehr trüben Verhältnissen und noch trüberen Aussichten der Weihnachtsabend herbeigekommen. Es war ein außerordentlich tiefer Schnee an den beiden vorhergehenden Tagen gefallen, und in meiner Kneipe hier war es so kalt, daß ich mich um 6 Uhr schon hätte müssen zu Bette legen, wenn ich den Abend zu Hause hätte zubringen wollen. Am heiligen Abend um sechs Uhr zu Bette? Nein, dachte ich, daraus wird vor der Hand nichts. Ich holte meine schon sehr zusammengeschrumpfte Börse heraus, zählte, was ich noch bis zum ersten des folgenden Monats, wo mein mageres Stipendium sich einstellte, nothwendig brauchte, steckte den Rest, der in zweiundzwanzig Kreuzern bestand, in die Tasche, und machte mich auf den Weg. Als ich auf die Straße kam, war alles lebendig. Ich ging an mehreren Häusern, deren Fenster von tausend Christbaumkerzchen strahlten, vorüber. Ueberall war Freude und Leben. Als ich die schimmernden Lichtchen sah, da dachte ich zurück an meine Kindheit, und welche Wonne mich einst durchschauert hatte, wenn meine gute Mutter mir die Thüre öffnete, welche zur Stube führte, wo mein Bäumchen in seiner Herrlichkeit prangte. Ohne daß ich es wußte, wurden mir die Augen feucht. Plötzlich stimmte einige Schritte vor mir ein Savoyarde auf seiner Drehorgel Berangers „Chanson de Normandie" an. Es war ein Junge von vielleicht sechzehn Jahren mit dunkellockigen Haaren, der kaum bekleidet, in der grimmigen Winterkälte dastand und bittend seine Augen emporrichtete nach den hellerleuchteten Fenstern. Ich sage Dir, Rapp, ich hätte mögen vergehen vor Schmerz, als ich den armen Teufel so dastehen sah mit seiner Drehorgel, fremd und ohne einen andern Freund als seinen verstümmelten Leierkasten. Er hatte sein Lied geendet. Es öffnete sich aber nirgends ein Fenster, denn wahrscheinlich war man in den Häusern zu sehr beschäftigt, als daß man sich hätte um das bekümmern mögen, was draußen vorging. Ich konnte mich nicht mehr halten. Mit froststeifen Fingern fuhr ich in meine Weste, um dem Jungen einen Sechser zu geben. Doch als ich ihm denselben reichte, glitt mir, denke Dir meinen Schrecken, mein letztes Zwölfkreuzerstück durch die erstarrten Finger auf den Schneeboden. Da lag nun meine ganze Christbescheerung im Schnee, und obgleich eine Ladenthüre auf die Stelle, wo ich stand, ein mattes Laternenlicht gelangen ließ, so war es mir doch unmöglich, meinen Dreibätzner wiederzufinden. Der Italienerbube hatte mit einer mille grazie signore seinen Leierkasten auf den Rücken gepackt und war davon gewandert, während ich nach meinem verlornen Schatze im Schnee wühlte. Schon wollte ich gehen, da schlägt mir jemand von hinten auf die Schultern. Ich drehe mich um, und Hauschild steht mir gegenüber. Na, ich glaube gar, Du sammelst Lumpen am heiligen Abend? lachte er mir entgegen. „Da müßte ich anders wohin gehen, antwortete ich, ärgerlich, mich von ihm ertappt zu sehen. Ich habe hier zwölf Kreuzer verloren." Komm', laß sie liegen, indem er mich unter dem Arm faßte, hier ist's kalt wie in einer Hundshütte. Geh mit zu Schirmers, ich lade Dich zu einem Glase Punsch ein, denn wie Du weißt, gehe ich morgen nach Hause, und da wollen wir noch eins mit einander trinken. Ich ließ mich nicht lange bitten, sondern machte gleich links um und ging mit ihm. Unterwegs bleibt er plötzlich stehen, hält mich am Rockknopfe fest und sagt: Hör' einmal, da habe ich gestern von einem Bekannten den Auftrag erhalten, ihm einen Privatlehrer für seinen Jungen zu besorgen. Ich dachte hin und her, ohne einen, der sich dazu eignen könnte, zu finden. Solltest Du vielleicht geneigt seyn, die Gelegenheit zu benutzen? Ich war freudiger überrascht, als wenn ich das große Loos gewonnen hätte. Gewiß, entgegnete ich rasch, bei wem? Dort unten bei dem Schauspieler Bourdon, an der Ecke der Friedrichsstraße; er hat einen Jungen, der die Schule besucht, aber noch etwas zurück ist, weil der Alte oft auf Reisen mit seiner Famile war, bevor er hier am Hoftheater lebenslänglich engagirt wurde. Nun will er das Versäumte nachholen lassen. Du

nimmst es also an? „Allerdings, wenn er es gehörig honorirt." Da sey ohne Sorgen; ich werde Dich morgen nach der Kirche abholen, und dann gehen wir hin.

Ich blieb jenen Abend bis neun Uhr bei Hauschild und wir unterhielten uns köstlich bei Schirmers Kuchen und Punsch. Ich kann Dir sagen, Rapp, ein schöneres Christgeschenk hätte mir, wie ich damals dachte, nicht leicht gemacht werden können.

(Fortsetzung folgt.)

---

## † Lamartine's Geschichte der Girondisten.

(Fortsetzung und Schluß.)

Nun wenden wir von der glanzvollen Seite dieser Periode unsern Blick ab, wie ändert sich mit Einem Male die Scene! Kinder werden vor unsern Augen erwürgt, Greise erschlagen, Weiber geschändet, der Säugling von der Brust der Mutter gerissen, der König und seine Familie besteigen die Blutribüne, die edelste Absicht heißt Verrath und Verräther in der Fremde sind in Acht erklärt oder hauchen in ihrem Mutterlande gleich manchem großen Manne, dem das Pantheon der Unsterblichkeit offensteht, unter des Henkers Hand ihr Leben aus, und ewig neue Qual, neue Schandthaten, neuer, unerhörter Frevel wird vor uns begangen, wir zittern, schon preßt es uns das Herz zusammen, die Thräne versiegt, ein Schmerzensruf der Verzweiflung erhebt sich und unsere Brust ist erleichtert — die heilige Vorsehung schwebt über der Geschichte der Völker und das ist die historische Gerechtigkeit — Marat fällt, Robespierre und Danton, die Blutdictatoren erfaßt der gerechte Zorn des Himmels, schon athmen wir frei, beben vor Jubel, aber da schleppen wieder die Männer mit den steinernen Herzen die heilige Nemesis, Charlotte Corday, zur Guillotine, die da heißhungrig schon tausend unschuldige Opfer verschlungen und deren Mordbeil sinkt, um sich alsbald wieder über dem Nacken eines Unglücklichen zu erheben.

Ich beschreibe hiermit nur mit schwachen Worten die Wirkung, welche dieses Werk in mir hervorgebracht, als ich es zu Ende gelesen hatte.

Der erste heilige Zweck der Geschichte ist das Leben der Völker, das frischpulsirende, warme Leben, wie es sich in Stamm und Nation auf dieser Erde, d. h. in der *Menschheit* treu abspiegelt, lebendig und kraftvoll zu entwickeln und eben so auf das Forum der Oeffentlichkeit hinzustellen, auf der jeder jeder Vorübergehende überrascht stehen bleibe und rufe: Diese Gefühle, Gedanken und Leidenschaften, dieses Wollen und ewige Anstreben nach dem Unendlichen, dieser Kampf um das heilige Palladium der *Freiheit*, welche den Menschen dem Himmel näherrückt, das sind Ebbe und Fluth der Seele, mein und dein treues Abbild, das ist Leben, das ist der personifizirte *Mensch*!"

Nicht in den aufgehäuften Speichern der todten Facta, nicht in dem apathisch-trockenen Wiedererzählen dessen, was A. zu dieser Zeit und B. zu jenem Ende gethan, nicht in ihrer energielosen Tradition von Scharmützel und Schlachten, Gefangenen und Verwundeten, belagerten Städten und feindlich bedrohten Staaten, was wir leider so häufig mit dem unverdienten Ausdruck: „Geschichte" bezeichnen, ruht das große Räthsel, welches der *Auserkorene* lösen soll, welcher Menschen und Staaten erhebet, die Lücken der Zeit ausfüllet und uns auf jenen hohen Standpunkt versetzt, von wo aus wir Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft klar übersehen und uns selbst noch und unsere hehre Mission auf Erden erfassen und begreifen lernen. Wohl dem, der diesen heiligen Beruf in sich fühlt, wohl seinem Zeitalter! Um ihn glücklich zu Ende zu führen, muß er aber, was ebenso Wenigen gegönnt ist, den Menschen in seiner ganzen Größe, den irdischen Staub und das Göttliche gleich abwägen, vermischen und trennen können, nie das Einzelne, sondern das Verhältniß, den gegenseitigen Einfluß Aller zu einander faßlich aufstellen, damit wir wissen, warum wir Alle Ein Band, Eine lange, unauflösbare Kette, Ein großes Ganze, warum wir nicht Bürger Eines Landes, sondern Bürger des großen Staats „*Welt*" bilden.

Aber der Prophet, welcher aus dem Pulsschlag der Vergangenheit das Leben der noch nicht gebornen Zeiten erräth, muß sich und in sich den Menschen *begreifen*, er muß ihn *lieben* mit ganzer Seel' und ganzer Kraft, denn große Gedanken kommen stets vom Herzen, sagt ein tiefer Denker. Nicht bloße Vernunft, nicht bloßes Gefühl, nicht bloß die geflügelte Fantasie sind die erforderlichen Haupteigenschaften des Propheten, er muß alle Fähigkeiten zugleich in harmonischem Einklang besitzen, damit er ein großes, schönes Ganze schaffe. Thucydides, Plutarch, Tacitus und Livius waren Auserkorne des Herrn, sie erkannten die gerechte, Lohn und Strafe nach verdientem Maße ertheilende Vorsehung, obgleich ihre heidnischen Landsleute Alles dem blinden Zufall anheimschreiben wollten, sie ahnten in ihrem Geiste, sie sahen's mit des Sehers Scharfblick, mitten durch die Nebel des Vorurtheils und der Nacht, des Wahns und Aberglaubens, daß Eine Gottheit die Geschicke lenke, der Mensch, der da nicht bloß seinetwegen, sondern für seine Mitbrüder, zu gegenseitigem Frommen geschaffen, ein Theil des All's, der zweite Herr und Bildner der Schöpfung sey. Nicht dem kalten Politiker, welcher Alles seinem Zwecke hinopfert, nicht dem trügerischen Sophisten, der die Vernunft zur Rechenmaschine herabwürdigt, um seinen Schlußsatz zu beweisen, nicht dem Philosophen ohne Empfindung ist es verliehen, Geschichte zu schreiben, weil er *nur* Ursache und Wirkung in allen Begebenheiten auffinden will und in dem steten Suchen und grübelnden Nachweisen, dem kleinlich-zaghaften Zusammenstellen von Weil und So und in dem ewigen Aufspüren der Wechselwirkung den Hauptschauspieler des Drama's, „den *Menschen*", vergißt und also nie zu dem wirklichen und für uns so überaus wichtigen Resultat gelangt, nur *dem* steht Clio's heiliger Tempel offen, der Kopf und Herz, Muth und Begeisterung hat, der es fühlt, daß er stark genug sey, den Schleier von der dichtumhüllten Gottheit zu ziehen, ihr ohne Beben in's Antlitz zu sehen und sich dicht an ihre Seite hinzustellen. Den Nichtberufenen erfaßt ein gewaltiger Schreck, und er sinkt in ewige Ohnmacht nieder, wie es jenem Jüngling ind dem Tempel zu Sais geschehen. Und ihr fragt noch wer der stolze, kühne, berufene Mann sey? Das ist, ihr wißt es Alle, das ist der *Dichter*. *Homer* war nicht nur der größte Dichter, er war zugleich der tiefste Geschichtsforscher der Welt. Seine historischen Gebilde leben ewig, die Thaten seiner Helden sind unsterblich, ihre Schlachten wurden zu allen Zeiten vor uns geliefert, denn es ruht ein Geist, ein Leben in ihnen, das nicht Jahrtausende verwischen konnten und *nie* verwischen werden. Der Genius des Dichters gleicht einer Lyra, die vom Hauche Gottes beseelt, erhabene, klangvolle und herzerschütternde Töne von sich gibt.

Und *Lamartine* ist Dichter im heiligsten Sinne des Wortes. Er schreibe, was er wolle, Verse mit oder ohne Reime, Prosa, wie lyrische Gedichte, ob Sonett oder Epopöe, ein Drama oder Geschichte, Lamartine bleibt stets Dichter.

Obgleich ganz revolutionär gesinnt, weicht er gewissenhaft nicht von dem vorgeschriebenen graden Wege der historischen Wahrheit ab, und da, wo es vielleicht geschieht, ist es gewiß viel mehr die Schuld der unvollkommenen Daten und Quellen, welche ihm dies Mal zu Gebote gestanden, als eigene Ansicht, der Styl ist ein Meisterwerk, und auch insoferne kann sich diese Geschichte den besten classischen Erzeugnissen der französischen Literatur mit Recht an die Seite stellen. Der Ausdruck ist oft kühn, aber stets gewählt; der falsche Luxus der schimmernden Antithese und Periphrase, des Wortspiels, der doppelsinnigen Bedeutung und der aufgehäuften Epitheta, ein Uebel, dem wir so häufig bei französischen Historikern begegnen, ist aus seinem Buche strenge verbannt, die Perioden sind nicht zu lang, aber rhythmisch und klangvoll, die Form präcis aber klar, gedrängt aber dennoch schön und voll Würde. Lebendiges Colorit in der Beschreibung des edelsten und verworfensten Individuums und ganzer Gruppen, griechische Grazie, wie sie nur einem solchen erhabenen Genius eigen, jugendliche Frische, tiefes Auffassen und historisch treues Wiedergeben der großen Charaktere, neue Ansichten über die Männer der Geschichte und deren Thatkraft, zeichnen dieses große Meisterwerk vor allem andern aus, was bisher über diesen Gegenstand geschrieben und nicht selten erdichtet wurde und was noch Viele darüber schreiben werden.

Ein gewisser Theil der Gesellschaft spricht sich nicht schmeichelhaft über den Verfasser aus. Dahin gehören auch einige Bewohner der Faubourg St. Germain, welche Lamartine seit dem Erscheinen des ersten Bandes den Zutritt rund verboten haben. Aber diese Herren thuen Lamartine Unrecht, denn in seiner Beschreibung, wie z. B. dem Charakter der so überaus unglücklichen Könige, ist er gerecht, und nirgendwo ist Uebertreibung oder irgend ein blindes Vorurtheil zu erkennen. Lamartine schrieb nach seiner innersten Ueberzeugung.

Genug, diese „Geschichte der Girondisten" hat, und das ist der klarste Beweis ihrer innern Güte und bildet eben ihren seltenen großen Vorzug, unendlich viele Partheien hervorgerufen, Freunde und Feinde, und wird mit weit mehr Gier und Aufmerksamkeit gelesen, als alle bisher erschienenen Romane der gefeierten Helden des Tages. In kürzester Zeit wurden über 30,000 Exemplare der Geschichte der Girondisten verkauft, gleich nach Erscheinen der ersten drei Bände waren schon öffentliche Vorlesungen und lebendige Discussionen in den königl. Collegien die unmittelbare Wirkung derselben. So hat das Buch der Alten in der Literatur und in der Gesellschaft eine neue Revolution hervorgebracht und uns hiermit von Neuem den Mann mit dem vielseitigen Geist klar bekundet. Preis und Ehre dem, dem wahrhaft Ehre gebührt! Wir drücken dem Meister dankbar die Hand, setzen ihm begeistert den wohlverdienten Lorbeerkranz auf, und begrüßen Alle, innig und freudig, in Lamartine, dem edlen Dichter und Geschichtschreiber, was auch einzelne, tiefgelahrte Kritikaster dagegen einwenden mögen, den Homer des neunzehnten Jahrhunderts!

Paris, im Juni. Dr. Old.

---

## Beitrag zur Lebensgeschichte Ludwig v. Beethoven's.

Mitgetheilt von Alois Fuchs.

---

Historische Dokumente, von großen Männern herrührend, sie mögen von was immer für einer Gattung sein, bleiben immer schätzbar. Sie werden aber um so interessanter, wenn solche Reliquien zugleich Aufschlüsse und Erläuterungen über den Charakter und die künstlerische Gesinnung des Mannes selbst geben, und auf diese Art einen nicht unwichtigen Beitrag zur Biographie desselben liefern.

Von dieser Betrachtung ausgehend erlaube ich mir, den zahlreichen Verehrern des großen Tondichters L. v. Beethoven, hierunten den Inhalt eines Gesuches mitzutheilen, welches er gerade vor 40 Jahren an die damals bestandene k. k. Hof-Theater-Direction eingegeben hat, und von welchem Beethoven's Original in meiner Autographen-Sammlung sich befindet.

Die wahren Kenner und Verehrer Beethoven's werden nur beklagen, daß sein gestellter Antrag zur Lieferung einer Anzahl größerer und kleinerer Musikwerke, unter so mäßigen Bedingungen nicht angenommen wurde. Um wie viele Meisterschöpfungen dieses Genius wären wir jetzt reicher? —

Löbliche k. k. Hof-Theatral-Direction!

Unterzeichneter darf sich zwar schmeicheln, während der Zeit seines bisherigen Aufenhaltes in Wien sich sowohl bei dem hohen Adel als auch bei dem übrigen Publikum einige Gunst und Beifall erworben, wie auch eine ehrenvolle Aufnahme seiner Werke im In- und Auslande gefunden zu haben.

Bei allen dem hatte er mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen und war bisher nicht so glücklich, sich hier eine Lage zu begründen, die seinem Wunsche, ganz der Kunst zu leben, seine Talente zu noch höheren Graden der Vollkommenheit, die das Ziel eines jeden wahren Künstlers sein muß, zu entwickeln und die bisher blos zufälligen Vortheile für eine unabhängige Zukunft zu sichern, entsprochen hätte.

Da überhaupt dem Unterzeichneten von jeher nicht so sehr Broderwerb, als vielmehr das Interesse der Kunst, die Veredlung des Geschmacks und der Schwung seines Genius nach höhern Idealen und nach Vollendung zum Leitfaden auf seiner Bahn diente, so konnte es nicht fehlen, daß er oft den Gewinn und seine Vortheile der Muse zum Opfer brachte. Nichtsdestoweniger erwarben ihm Werke dieser Art einen Ruf im fernen Auslande, der ihm an mehreren ansehnlichen Orten die günstigste Aufnahme und ein seinen Talenten und Vortheilen angemessenes Loos verbürgt.

Demungeachtet kann Unterzeichneter nicht verhehlen, daß die vielen hier vollbrachten Jahre, die unter Hohen und Niederen genossene Gunst und Beifall, den Wunsch, jene Erwartungen, die er bisher zu erregen das Glück hatte, ganz in Erfüllung zu bringen, und er darf es sagen, auch der Patriotismus eines Deutschen ihm den hiesigen Ort gegen jeden andern schätzungs- und wünschenswerther machen.

Er kann daher nicht umhin, ehe er seinen Entschluß, diesen ihm werthen Aufenhalt zu verlassen, in Erfüllung setzt, dem Winke zu folgen, den ihm Se. Durchlaucht, der regierende Hr. Fürst von Lobkowitz, zu geben die Güte hatte, indem er äußerte, Eine löbliche Theatral-Direction wäre nicht abgeneigt, den Unterzeichneten unter angemessenen Bedingungen für den Dienst der ihr unterstehenden Theater zu engagiren und dessen ferneren Aufenhalt mit einer anständigen, der Ausübung seiner Talente günstigeren Existenz zu fixiren. Da diese Aeußerung mit des Unterzeichneten Wünschen vollkommen übereinstimmt; so nimmt sich derselbe die Freiheit, sowohl seine Bereitwilligkeit zu diesem Engagement, als auch folgende Bedingungen zur beliebigen Annahme der löblichen Direction geziemendst vorzulegen:

1. Macht sich derselbe anheischig und verbindlich, jährlich wenigstens eine große Oper, die gemeinschaftlich durch die

löbliche Direction und durch den Unterzeichneten gewählt würde, zu komponiren; dagegen verlangt er eine fixe Besoldung von jährlichen 2400 fl. nebst der freien Einnahme zu seinem Vortheile bei der dritten Vorstellung jeder solchen Oper.

2. Macht sich derselbe anheischig, jährlich eine kleine Operette oder ein Divertissement, Chöre oder Gelegenheitsstücke nach Verlangen und Bedarf der löblichen Direction unentgeltlich zu liefern, doch hegt er das Zutrauen, daß die löbliche Direction keinen Anstand nehmen werde, ihm für derlei besondere Arbeiten allenfalls einen Tag im Jahre zu einer Benefice-Akademie in einem der Theatergebäude zu gewähren.

Wenn man bedenkt, welchen Kraft- und Zeitaufwand die Verfertigung einer Oper fordert, da sie jede andere Geistesanstrengung schlechterdings ausschließt, wenn man ferner bedenkt, wie in andern Orten, wo dem Autor und seiner Familie ein Antheil an der jedesmaligen Einnahme jeder Vorstellung zugestanden wird, ein einziges gelungenes Werk das ganze Glück des Autors auf einmal gegründet; wenn man ferner bedenkt, wie wenig Vortheil der nachtheilige Geld-Curs und die hohen Preise aller Bedürfnisse dem hiesigen Künstler, dem übrigens auch das Ausland offen steht, gewähret, so kann man obige Bedingung gewiß nicht übertreiben oder unmäßig finden.

Für jeden Fall aber, die löbliche Direction mag den gegenwärtigen Antrag bestätigen und annehmen oder nicht: so füget Unterzeichneter noch die Bitte bei, ihm einen Tag zur musikalischen Akademie in einem der Theatergebäude zu gestatten, denn im Falle der Annahme seines Antrages hätte Unterzeichneter seine Zeit und Kräfte sogleich zur Verfertigung der Oper nöthig und könnte also nicht für anderweitigen Gewinn arbeiten. Im Falle der Nichtannahme des gegenwärtigen Antrages aber würde derselbe, da ohnehin die im vorigen Jahre ihm bewilligte Akademie wegen verschiedenen eingetretenen Hindernissen nicht zu Stande kam, die nunmehrige Erfüllung des vorjährigen Versprechens als das letzte Merkmal der bisherigen hohen Gunst ansehen, und bittet im ersten Falle, den Tag an Mariä Verkündigung, in dem zweiten Falle aber einen Tag in den bevorstehenden Weihnachtsferien dazu zu bestimmen.

Wien, 1807. Ludwig van Beethoven. m. p.

(Wien. allg. Musik-Zeit.)

## Tabletten

*** London. Das neue Parlamentsgebäude ist bei den Engländern geschmackloser gerathen als irgend sonst etwas ihrer Kunstwerke. Das Zimmer der Lords zeigt nichts als eine Masse Vergoldungen, und sieht so klein und überladen aus, daß es einen unangenehmen Eindruck macht. Die Gemäldeausstellung ist dies Jahr ungewöhnlich gut ausgefallen. Es befindet sich unter andern ein Bild von Landseer dort, das er auf Bestellung des Herzogs von Wellington angefertigt, Van Amburgh vorstellend, wie er die wilden Thiere zähmt — das unübertrefflich ist. Auch von dem jungen Künstler Karl Hartmann sah man eine Production, die Beifall fand. — Das an Umfang größte Gemälde der ganzen Sammlung aber ist eine Scene aus der Jungfrau von Orleans, die wahrhaft abschreckend ist, weil der Künstler die inspirirte Seherin als grobes, braunes, breitschultriges fettes Landmädchen darstellt, das ihre ungeheuren, von Arbeit gehärteten Fäuste zum Himmel hebt, den Beistand des Allmächtigen zu erflehen. Solche Personifizirung hochpoetischer Ideen erregt nur Mißfallen.

*** Nach dem „Journal des Debats" hat die Direktion der Konzerte in Paris die glückliche Idee gehabt, den Signor Giovanni nach London zu schicken, um dort die Stimme der Lind zu studiren. Derselbe besitzt im höchsten Grade, wie man sagt, das Talent, die Stimmen nachzuahmen. Am 7. Juli sollte er in einem brillanten Liede aus „la Stanière" den Gesang der berühmten Künstlerin in Paris imitiren!

*** Ein neuer Moses. Das „Giornale delle due Sicilie" erzählt: „Kürzlich spielten die zwei Kinder des Herrn J. Aiello am Rande eines sehr großen, einsamen und mit mehr als 25 Schuh Wasser gefüllten Brunnens zu Bisignano im diesseitigen Calabrien, als dem dreijährigen Knaben der Fuß ausglitt und er über die kleine Brustwehre hineinfiel. Den Sturz von der Nähe gewahrend, eilte der Vater bestürzt in die eine halbe Meile davon entfernte Dorfschaft, um Hilfe zu suchen. Augenblicklich setzten sich zwei Maurer dahin auf den Weg, suchten im Glockenthurme des anstoßenden ehemaligen Klosters ein altes Seil und näherten sich damit der Cisterne. Der Eine ließ sich das Seil um den Leib binden und dann vorsichtig hinablassen; es dauerte nicht lange, so erfaßte er den Körper des vor einer halben Stunde hinabgestürzten Knaben und ließ sich sofort hinaufziehen. Wie groß war aber sein Erstaunen, als er bemerkte, daß das Kind die ganze Zeit hindurch aufschwamm, und daß nicht ein Tropfen Wasser in dessen Mund eingedrungen war. Der Provinzial-Gouverneur belohnte die zwei Maurer ansehnlich, und seitdem wird auch das Kind im Orte nicht anders als der italienische Moses genannt."

*** Der Maulwurf als Schatzgräber. Bei einem Orte in Rheinpreußen wurde kürzlich ein Schatz auf merkwürdige Weise gefunden. Ein Bauernjunge, der an einem Feldraine saß, schaute einem Maulwurfe zu, der in der Nähe einen Hügel aufwarf. Bei längerem Zuschauen bemerkte er, daß zwischen der aufgelockerten Erde etwas Weißes, wie Silber, hervorblinke, er eilte herzu, sah näher nach und fand, daß es ein Kronenthaler war. Doch nein, nicht ein Kronenthaler, denn unter diesem war noch einer, und wieder einer und abermals einer — kurz, die Kronenthaler wuchsen in dem Maulwurfsloche, wie die Sträußchen in Döbler's Hut. Natürlich, daß der Bauernjunge dem Maulwurf die Mühe des Grabens erleichterte, und seine Hülfeleistung ward auch reichlich belohnt, denn er fand einen ganzen Schatz von netto 800 Kronenthalern. Welcher Geizhals sie daselbst vergraben, ist unbekannt geblieben.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 15. Juli. Die Musketiere der Königin, romantische Oper in 3 Abtheil.; nach dem Französischen. Musik von Halevy.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 196. Sonntag, den 18. Juli 1847.


### Reich und arm.

(Fortsetzung)

2.

**Die Tochter des Schauspielers.**

In einem engen, doch dabei, wenn man sagen darf, ächtig eingerichteten Zimmer saß vor einem niedlich ge- llteten Arbeitstischchen ein etwa siebzehnjähriges Mädchen it einer Stickerei beschäftigt. Vor ihr auf dem Tische annte eine Astrallampe, deren verdecktes Licht grade nreichte, um ihre Arbeit und das darüber gebeugte dige Köpfchen zu beleuchten. Ihr Gesicht war, ohne rade schön zu seyn, doch von außerordentlicher Lieblich- it. Das Auge tief blau, und die Züge des Gesichtes harf gezeichnet. Die Stirne war ziemlich niedrig, paßte er vortrefflich zu dem ganzen Gesichte. Ihr Wuchs war hlank und wurde durch die etwas auffallende Kleidung ch mehr hervorgehoben. Es war Mina, die Tochter des chauspielers Bourdon.

Nicht weit von ihr kniete vor einer geöffneten Kommode ne kleine Frau, die in ihren Zügen eine große Aehnlich- it mit dem jungen Mädchen hatte. Die Stille, welche Zimmer herrschte, wurde nur durch das grelle Ge- ische eines Papageis zuweilen unterbrochen, der in ei- m Käfig von blankem Messingdrahte auf einem runden ische mitten in dem Zimmer stand.

„Hast Du vielleicht das Flakon hier aus dem Etuis nommen?“ fragte die Frau das Mädchen, indem sie sich ch ihr umkehrte.

„Nein Mama,“ antwortete Mina, ohne von ihrer Ar- it aufzusehen.

„Es müßte aber doch da seyn, denn gestern Morgen h ich es noch darin liegen.“

„Immer wieder der Baron,“ murmelte die Mutter vor h hin. „Man hört nichts mehr als Baron und immer ieder Baron.“

Es klopfte. Mina warf rasch die Arbeit bei Seite und achte eine rasche Bewegung, um aufzustehen. Die Thüre nete sich und Ernst Mehner, der junge Student, trat rein.

„Ei, Sie sind es, Herr Mehner,“ sagte die Frau, in- m sie dem Kommenden freundlich entgegenging, wäh- nd das Mädchen ihre Arbeit wieder aufnahm und den ruß des jungen Mannes erwiederte „Das ist recht von nen, daß Sie uns wieder einmal besuchen. Mein Mann heute Abend wieder auf den Brettern beschäftigt, und r beide rechneten schon darauf, den Abend recht lang- ilig zuzubringen.“

„Ach, jetzt fällt mir es ein. Gestern als der Baron hier war, schüttete ich ihm etwas davon auf sein Taschentuch; ich glaube aber, daß ich es wieder hineingelegt habe.

Mehner hatte, während der freundlichen Anrede, das Mädchen beobachtet, welches mit der größten Gleichgültigkeit ihre Stickerei fortsetzte. Er ließ sich auf dem Sopha nieder, und antwortete dann ruhig, obgleich der Ton seiner Stimme etwas schwankte.

„Das ist mir leid, denn ich hätte Herrn Bourdon noch einmal zu sprechen gewünscht, um mich persönlich bei ihm zu verabschieden.“

„Wie, was!“ fragte erschrocken Frau Bourdon, indem sie einen Theaterdolch, den sie in der Hand hielt, wegzulegen vergaß. „Sie wollen weggehen? Und warum das so plötzlich?“

Mehner hatte das Mädchen scharf von der Seite angesehen. Sie hielt mit ihrer Stickerei ein und wandte sich neugierig nach ihm um.

„Sie wissen, daß ich morgen den letzten Tag meines Examens habe,“ fuhr er zu ihrer Mutter gewendet fort. „Vorgestern nun erhielt ich durch die Verwendung eines Freundes den Antrag zu einer Lehrerstelle in einem Pariser Institute. Sie können leicht vermuthen, daß ich nicht zögerte, sie anzunehmen, und nun muß ich, sobald ich hier fertig bin, dahin abreisen.

„Aber Sie sagten doch früher noch gar nichts davon, daß Sie uns sobald zu verlassen gedächten,“ fuhr die Frau Bourdon, die sich von ihrer Ueberraschung gar nicht erholen zu können schien, fort, wobei sie abwechselnd bald Mehner, bald ihre Tochter ansah; „und Sie wissen doch, welchen Antheil wir an Ihnen nehmen.“

„Ich bin es überzeugt. Allein ich mochte nicht eher etwas von meinen Hoffnungen verlauten lassen, bevor ich über das etwaige Fehlschlagen oder die Erfüllung derselben in Gewißheit wäre. Und nun können Sie mir glauben, daß Sie die ersten von allen meinen Bekannten sind, denen ich die Nachricht davon mittheile, wenn,“ fuhr er mit einem etwas bitteren Lächeln fort, „anders meinen Bekannten etwas daran gelegen seyn kann.“

Es entstand eine Pause, welche nur von dem gellen Geschrei des Papageis unterbrochen wurde. Denn keine der drei Personen mochte das Gespräch fortsetzen. Frau Bourdon fragte dann noch mancherlei über die näheren Verhältnisse seiner Stellung, wobei Mina zuweilen einige unbedeutende Bemerkungen machte, dann entfernte sie sich unter einem Vorwande und ließ die beiden jungen Leute allein.

Es verfloß einige Zeit, ohne daß ein Wort zwischen ihnen gewechselt wurde. Das Mädchen stickte stille und anscheinend mit der größten Ruhe vor sich hin, nur daß

die Nadel zuweilen zitterte, wenn sie mit dem Faden in die Höhe fuhr, und Mehner tupfte eben so stille und gleichgültig mit seinem dünnen Rohrstöckchen auf die Schnabelspitzen seines Stiefels. Der Papagei, das Geschenk eines Spielers, mit dem der Schauspieler Bourdon auf seinen Wanderzügen intime Bekanntschaft gemacht hatte, kreischte plötzlich: „Rien ne va plus! faites vos jeux!"

Mehner wiederholte, aufgeschreckt aus seinen Träumereien durch das ominöse Wort des Vogels, halblaut vor sich hin: „Ja, wahrhaftig, Du hast recht Alter, rien ne va plus! es ist alles vorbei."

„Warum sind Sie denn so einsylbig, Herr Mehner?" fragte das Mädchen, indem sie sich nach ihm umwandte, und ihre blauen Augen auf dem Jünglinge ruhen ließ.

Der junge Mann trat dicht vor sie, und sah ihr tief in die Augen.

„Du fragst," sagte er mit bebender Stimme, „warum ich stille bin? Mina, ich habe Dir so viel gesagt seit vielleicht einem Monate, daß ich Dir nichts mehr zu sagen weiß."

Das Mädchen wandte den Kopf weg, und sah seitwärts auf ihre Arbeit, während Mehner mit unbeschreiblicher Wehmuth seinen Blick auf ihr ruhen ließ.

„Mina", fuhr er dann fort, indem er näher zu ihr trat und ihre Hand erfaßte, „wie lange mag es jetzt wohl her seyn, daß wir uns kennen?"

„Warum diese Frage, Ernst," antwortete das Mädchen, die seinen Blicken auszuweichen suchte, „solltest Du es nicht selbst ebensowohl wissen als ich."

„Gewiß weiß ich es, denn seit dem Tage, da ich Dich zum erstenmale sah, war auch meine Ruhe, mein ganzes Lebensglück dahin."

„Ich sehe", antwortete Mina, um auf irgend eine Weise dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, „daß Du mir heute wieder einmal Vorwürfe machen willst."

„Vorwürfe, Mina? Du magst recht haben, wenn Du so willst; allein Du magst Dich damit trösten, daß es die letzten sind, die Du von mir bekommen wirst."

Das Mädchen antwortete nichts, sondern ging mit gesenktem Haupte einigemal durch das Zimmer; Mehner folgte mit düstern Blicken ihren Bewegungen. Dann setzte sie sich auf das Sopha, faßte seine Hand, zog ihn zu sich nieder und sah ihm schweigend in die Augen.

„Du willst also wirklich gehen?" sagte sie, nachdem sie ihn eine Weile angeblickt hatte, und wahrscheinlich, um nie mehr zu uns zurückzukehren. Du hast recht. Die Tochter eines Comödianten darf keine Ansprüche an Liebe und Treue machen."

„Mina," unterbrach sie Mehner mit bitterem Lachen, „ich bitte Dich, spiele mir jetzt keine Comödie. Ich kenne nur allzugenau die Fabel des Stückes, das Du mit mir aufzuführen gedenkst, und ich kann Dich versichern, daß ich keine Rolle darin anzunehmen Lust habe."

„Du thust mir wehe, sehr wehe," antwortete das Mädchen, indem sie ihren Kopf an Mehner's Brust stützte; „Du hältst mich für schuldig und ich bin es nicht."

„Soll ich Dir wieder vorsagen, was Du schon so oft von mir vernommen hast, und was mir selbst zum Eckel ist? Wir haben nur noch wenige Stunden, wo wir uns wahrscheinlich für lange Zeit noch sehen können, und vielleicht nur eine halbe Stunde noch, in der ich ungestört bei Dir seyn kann. Wir wollen sie besser benutzen und lieber noch einmal einen kurzen Blick zurückwerfen auf alle die Thorheiten, die wir begingen, ohne daß wir uns derselben bewußt waren."

(Fortsetzung folgt.)

---

## * Brieftauben aus Paris.

### 1.

Wenn die erzürnte Gottheit den Menschen bestraft, dann schickt sie herab alle ihre bösen Geister, als da sind! Kummer, innerer Zwiespalt, Verzweiflung, Pest, Krieg und Seuche, doch die furchtbarste der himmlischen Strafen, furchtbarer als Seuche, Pest und Krieg ist die **Hungersnoth**.

Die Geschichte entfaltet vor unserm entsetzten Blicke unzählige Beispiele der schauderhaftesten Frevelthaten, welche der Mensch in ähnlichem Falle, wo keine Hülfe, kein rettender Ausweg mehr zu erwarten, begangen, und wir erinnern nur an den berühmten Rückzug der Franzosen von Moskau im Jahre 1812.

Gottes Hand hat auch jetzt Europa schwer getroffen und Frankreich ist wahrlich nicht ausgenommen. Den klarsten Beweis findet man in dem allconcentrirenden Paris. Den ganzen Winter über, selbst bei 16° R unter dem Eispunkte, sah man die ganze Nacht durch Mütter mit ihren Kindern und oft 5jährige Knaben und Mädchen an den Straßenecken zusammengekauert, **halb leblos** daliegen. Und nun erst jetzt, wo die Nächte lauer und wärmer als im December sind, jetzt begegnen wir auf den Boulevards und den daran liegenden Straßen genug ähnlichen unglücklichen Geschöpfen, die gleich den Nomaden, stets unter Gottes freiem Himmel wohnen. Wohl den Armen, wenn sich die Nachtpatrouille ihrer erbarmt und sie in sichern Gewahrsam führt. Da können sie doch die Nacht über weicher schlafen, ihr Kissen ist kein Stein, ihr Polster keine Wand, ihre Decke weder Wind noch Regen. Und wenn sie der Commissär um Wohnung und Beschäftigung befragt und sie vor Kummer und Elend nicht antworten können, da muß man ihnen doch nothwendiger Weise zuvor ein Stück Brod geben, sonst sinkt die Mutter mit dem Kinde todt um, und dann ist der Staat gezwungen, gratis eine Wohnung und wenn auch nicht ihnen, doch wenigstens den hungrigen Würmern Beschäftigung zu geben.

O, ich male nicht mit Rembrandt's Pinsel. Glauben Sie mir, ich wiederhole nur, was Ihnen auch tausend Andere erzählen werden, die traurigste Wahrheit. Jeden Abend kann man in der Rue Laffitte und der Chaussée d'Antin kleine Kinder mit einem Päckchen Zündhölzchen in der Hand, halb nackt — schlafen sehen. Die Armen werden an ihren Nachtposten gestellt, um zu betteln, Vater und Mutter sind wieder an einer andern Ecke in ähnlicher Absicht. Aber trotz der Schläge, welche das unglückliche Kind erwarten, wenn es nicht genug für den Hunger erbettelt hat, fordert die Natur ihren alten Tribut. Das Kind ist selig, der Hunger, diese gierige, hundertköpfige Hydra schweigt, das Elend, die Noth, die rauhen Vorwürfe der verzweifelnden Mutter lassen sich jetzt nicht hören. „**Der Bettler schläft auf offener Straße**" seinen tiefen Schlaf, und ist vielleicht jetzt glücklicher, denn mancher Reiche, der Nachts auf weichen Eiderdunen ruht.

Der Grève-Platz und die Quais sind jeden Morgen voll müßiger Arbeiter, die von Kindheit an Beschäftigung ge-

wohnt sind, welche aber doch jetzt nicht so leicht zu finden ist. Privatbauten, Straßenverbesserungen, Fabriken, Eisenbahnen beschäftigen viele tausend und tausend Hände, aber dennoch reichen sie alle nicht hin, um die jeden Augenblick wachsende Zahl arbeits- und hülfsbedürftiger Individuen zu befriedigen. An Aufständen fehlt es daher in ganz Frankreich nicht, und es liefen bisher fast täglich neue, mitunter sehr beunruhigende Berichte aus all den verschiedenen Departements des Landes ein.

Trotz allen lockenden Versprechungen und Versicherungen Seitens der Pariser Journale, und trotz der gefallenen Mehlpreise ist das Brod diesen Monat noch immer sehr theuer. Zwei Kilo kosten 23 Sous. Die Pariser, die vor wenigen Jahren das Kilo mit 6 Sous bezahlt haben, nennen das unerhört und lassen ihre Unzufriedenheit mehr oder minder deutlich sehen. In Paris, so wie in andern großen Städten des Landes, werden am Anfang und Mitte des Monats 15 Bons (30 Kilo) vertheilt, für welche ihnen jeder Bäcker allsogleich das Kilo Brod zu acht Sous verkauft. Nach Verlaufe von drei Monaten zahlt die Stadt den Bäckern den betreffenden Rest. In Dreivierteljahren dürften sich die Auslagen der Stadt für genannte Bons wenigstens auf zehn Millionen belaufen! Ueber acht Millionen sind schon seit einem halben Jahre verausgabt worden, und die Kasse war vor Kurzem noch — leer. Die Stadt hat ein neues Anlehen von fünfundzwanzig Millionen gemacht, und der berühmte Arago, der zugleich Deputirter ist, prüfte als Berichterstatter den Gesetzvorschlag, welcher zu diesem Anlehen berechtigt, gewissenhaft und genau. So dieser nicht durchgegangen, wäre die fernere Vertheilung Mitte Juni aufgehoben worden. Doch wer den Charakter des Volkes und insbesondere der Pariser kennt, zweifelte gleich von vornherein nicht im Mindesten an der nothwendigen Fortsetzung des eben so humanen als nothgedrungenen Beginnens.

Jeden Tag kommen neue Schaaren aus den Provinzen nach dem gelobten Lande Paris; die bisher verschämten Familien legen die zwecklose Scham bei Seite und bitten beim betreffenden Maire um ein Bon für ihre hungernde Familie. In wenigen Tagen hat sich zu der alten, bedeutenden Zahl noch die neue von 20,000 armen Bons-Bedürftigen hinzugesellt; doch hat Graf Rambuteau, Präfect des Stadtraths, und zwar wegen Mangel an Geld beschlossen, sich von anderen 20,000 loszumachen, die der Rath für „lästige Aufdringlinge" erklärt. Höchst sonderbar!!

In vielen Städten, wie z. B. in Lyon rc. wird nichts mehr vertheilt. Die Stadt Metz hatte schon vor zwei Monaten über 200,000 Frcs. für Korn verausgabt, ihre Kasse ist nun ebenfalls erschöpft.

Demzufolge sind falsche Bons, oder um welche zu erhalten, falsche Armuthsatteste in Unzahl imitirt worden. Am 5. d. M. ist ein Handwerker, dem man auf rechtmäßigem Wege ein solches Bon abgeschlagen, dieses Verbrechens angeklagt und zu einjähriger Haft, ein anderer zu sechsmonatlicher und ein dritter zu zehntägiger Gefängnißstrafe verurtheilt worden. So wurde auch, und zwar mit weit mehr Recht, ein Bäcker zu vierzehntägiger Haft und fünfzig Francs Geldbuße verurtheilt, weil sein Brod ein Compositum von Gerste, Roggen, eingeweichte, altgebackene Brode und Kehricht seines Kornbodens bildete.

Vorschläge und Erfindungen kommen von allen Seiten, das Brod für die Armen zu verbessern, oder mit andern Worten, den Preis zu verringern. Die Erdäpfel spielen bei diesen Projecten eine Hauptrolle, doch dürfen die Herren nicht vergessen, daß auch diese bei dem heurigen wiederholten Mißjahre ebenfalls sehr theuer sind.

Unter dem Protectorate des Ministers der öffentlichen Arbeiten hat daher die Ackerbaugesellschaft (Société d'encouragement agricole) beschlossen, einen Preis und eine Medaille demjenigen zu ertheilen, der das beste und bewährteste Mittel gegen die Kartoffelkrankheit auffindet. An Concurrenten fehlt es natürlich nicht, doch glauben Viele, daß der eben so verständige, als erfahrene Pittet, der sich mit diesem Zweige der Oeconomie schon seit vielen Jahren vorzugsweise beschäftigt, durch sein einfaches und bisher treu und bewährt gefundenes Mittel den ersten Preis davon tragen werde. Seine öffentlich gemachten Versuche mit selbst kranken Erdäpfeln fielen sehr günstig aus.

In der hiesigen Sparkasse ist jetzt eine ungemein lebhafte Bewegung. Obgleich Ende jeden Monats über eine halbe Million Francs eingelegt werden, wird im Verlaufe derselben Woche mehr als das Doppelte gefordert. Vor Kurzem zahlte die Sparkasse an Einem Tage den außerordentlichen Betrag von 820,114 Frcs. baar.

Die letzten Wochen sind überaus reich an öffentlichen Scandalen, wovon ich Ihnen nächstens mehr mittheilen will, und an Selbstmord. Die hiesige Garnison geht mit schlimmem Beispiel voraus; da zerschmettert sich ein Dragoner mit dem Karabiner den Schädel, dort wirft sich ein Offizier am hellen Tage in die Seine, hier erschießt sich ein Garde municipale des Morgens im Bett mit seinem Kriegsgewehr, und so geht das täglich fort.

---

## Tabletten.

---

*** Sogar die Orientalen, welche von Zeit zu Zeit Europa besuchen, fangen nun an, ihre „Reiseeindrücke" in Büchern zu veröffentlichen. So sind kürzlich zwei Bücher der Art in London erschienen, eines von drei persischen Prinzen und eines von einem Hindu. Die Aeußerungen dieser Fremden über unser Gesellschaftsleben, das von dem ihrigen so ganz verschieden ist, besitzen einen eigenthümlichen Reiz. So erzählen z. B. die Perser: „Es war der letzte Tag, an welchem die Taglioni, die Lieblingstänzerin der Franzosen, in London tanzen sollte, und ein Freund, der uns begleitete, fragte uns häufig, wie uns der Tanz gefalle. Er selbst war entzückt darüber. Wir fanden sehr wenig Interesse daran und wunderten uns nicht wenig, als wir erfuhren, die Tänzerin erhalte für jedesmaliges Auftreten 150 Guineen. Hundertundfünfzig Guineen einem Weibe dafür, daß sie lange auf einem Beine steht, wie eine Gans, dann ein Bein gerade vor sich ausstreckt, drei und viermal sich herumdreht, sich so tief verbeugt, als wollte sie sich setzen, und dann von einem Ende des Theaters an's andere springt, Alles in weniger als einer Stunde!" In hohem Grade war es den Reisenden auffallend, daß bei dem Heirathen die Herren vor allen Dingen fragten, ob ein Mädchen Geld habe. Dann setzten sie hinzu: „In allen Ländern Asiens betrachtet man das Weib, das unverheirathet lebt, nachdem es über die gewöhnliche Heirathszeit hinaus ist, wie eine Heilige, und es gibt deren wenige. In England dagegen müssen sich die Orientalen wundern, denn es gibt da Tausende solcher Heiligen, d. h. nicht verheirathete Frauen in reifem Alter, die alle Fräulein heißen, und sich wie junge Mädchen kleiden. Ich war mehrmals in großer

Verlegenheit, wenn ich eine alte ehrwürdige Dame „Fräulein" nennen sollte, wie ein junges Mädchen, das ihre Enkelin hätte sein können." Leipz. Modenztg.

*** Es ereignen sich in Madrid die sonderbarsten Dinge, über die man, je nach eigenthümlicher Stimmung, lachen oder weinen kann. Die Gunst der Gebieterin ist so launisch wie Aprilwetter. Während der Gemahl, die nächsten Verwandten zurückgesetzt, entfernt, gewissermaßen verbannt werden, sammelt sich eine Schaar von Glücksrittern aller Art um die leuchtende Sonne der Quadrupeln und — Cigarren. In der That sind die letzten nebst Goldstücken und Orden zu öffentlichen Auszeichnungsgegenständen erhoben worden. Der Generalcapitän von Madrid hat zum Zeichen höchster Zufriedenheit mit seinem Verfahren gegen den Infanten Paula ein Päckchen von 50,000 Cigarren erhalten. Zur Schonung seiner Gesundheit ist er jedoch nicht gezwungen, dies Cadeau allein zu consumiren, vielmehr ist ihm die Bewilligung geworden, einen Theil davon den Offiziren der Besatzung zukommen lassen zu dürfen. Inzwischen hat der vorgenannte Prinz die Erlaubniß erhalten, noch einige Tage in der Hauptstadt verweilen zu dürfen. Dann aber muß er unwiderruflich in's Seebad, um seine Gesundheit zu stärken.

*** Erfrischungen der Parlamentsredner. Die franz. Parlamentsredner haben jederzeit ein Glas Zuckerwasser neben sich stehen, um sich anzufeuchten, wenn die Kehle trocken geworden, um beim Nippen die Verlegenheit zu verbergen, wenn der Faden plötzlich ausgegangen oder der Gedankenfluß unvermuthet in's Stocken geräth ꝛc. Den englischen Rednern aber ist Zuckerwasser viel zu fade; hinter ihnen steht eine Tafel mit kräftigeren Getränken, von den feinsten Weinen bis zu den stärksten Liqueuren. Als Lord Brougham seine berühmte Rede zu Gunsten der Sklavenemancipation hielt, hatte er wie gewöhnlich den Rücken durch einen Korb voll der kräftigen Weine gedeckt, worunter namentlich Madeirafeft paradirte. Die Rede dauerte sieben Stunden, und der Korb mußte erneuert werden. Als der edle Lord mit seiner Rede schon nahe an's Ende kam, war seine Beredsamkeit auf den höchsten Grad gestiegen. Die Nacht ging zu Ende, das Gaslicht begann vor dem ersten Morgengrauen zu erbleichen, aber das Unterhaus war nicht im Geringsten ermüdet, sondern folgte mit der größten Stille und Aufmerksamkeit dem Redner, von dem kein Mitglied auch nur den Blick abwandte. Lord Brougham, der Begeisterung für seinen Gegenstand und auch des Weines voll, sank auf die Knie und flehte mit Thränen im Auge das Parlament an, die Sclaverei auf dem ganzen Erdboden zu vertilgen. Nie hatte in diesem Hause eine größere Rührung geherrscht, ein Beben durchzuckte die Versammlung, die Motion wurde mit enthusiastischem Zuruf angenommen. Wer weiß, wer weiß, ein Glas Wein mehr, und vielleicht hätte sich das Erhabene in's Lächerliche umgewandelt, und die schwarze Race wäre auf immer in Sklaverei verfallen. Rh. Bl.

*** Wirkungen des Knoblauchs auf Thiere. Der Knoblauch — dieser Hautgout vieler Nationen — äußert ganz besondere Wirkungen auf die Pferde. In England binden die Reitknechte häufig an die Gebisse ihrer Pferde eine Knoblauchzehe, wenn kleinere Wettrennen veranstaltet werden. Die mitlaufenden Pferde bleiben augenblicklich zurück, sobald sie den Knoblauch riechen. Man weis übrigens, daß kein Pferd aus einer Krippe frißt, wenn an derselben ein anderes steht dessen Maul mit Knoblauch gerieben wurde. Gegen gewisse nächtliche Ruhestörer, die man in den meisten Wohnungen großer Städte findet, und auf deren Vertilgung sogar Privilegien genommen werden, gibt es abermals kein probateres Mittel, als Knoblauch. Ein englischer Chemiker hat kürzlich ein ziemlich umfangreiches Buch über die chemischen Eigenschaften und die verschiedenartigen Wirkungen dieses Gewächses geschrieben; und ein Franzose meint sogar, der Knoblauch könne in gewissen Fällen, und mit anderen Substanzen in Verbindung gebracht, als Aetz- und Gärbemitel verwendet werden. Merkwürdig bleibt es, daß fast alle Thiergattungen eine entschiedene Abneigung gegen den Knoblauch zeigen, während es Menschen gibt, die denselben als Hochgenuß und pikante Speise betrachten. A. Thz.

*** Ein Engländer hat in diesen Tagen eine Flugschrift unter dem Titel herausgegeben: „Das Rasiren, eine unnatürliche, unverständige, unmännliche, gottlose und verderbliche Sitte unter den Christen," und in dieser beweis't er sonnenklar, daß wir in den Wonnen des tausendjährigen Reiches schwimmen, nicht aber mit Noth und Theuerung zu kämpfen haben würden, wenn — die Rasirmesser nicht wären, denn diese drei Mal verfluchte Waffe, und keine andere, habe das irdische Paradies zerstört, und mit der Mode des glattgeschorenen Kinnes zugleich die sieben Todsünden in die Welt gebracht. Dann läßt der Verfasser eine endlose Reihe geschichtlicher Notizen über Kehlabschneiden mit Rasirmessern, über David, Priamus, Jesaias, Alexander, Peter den Großen u.s.w., über Türken und Perser folgen, in denen er darthut, daß das Bartabschneiden sündhaft und schadhaft, und die Ordnung im Staate, wie die Moral der Staatsbürger untergrabe, ja er meint, der erste Barbier und das große Thier in der Offenbarung Johannis wären, wenn nicht eine und dieselbe Person, doch gewiß sehr nahe verwandt gewesen.

---

## Oeffentliche Lese- und Rede-Uebungen

werden Sonntag, den 18. d. Nachmittags um 3 Uhr stattfinden. Man versammelt sich bei günstigem Wetter im Garten des Herrn Schneider auf der großen Eschenheimergasse D 165, im andern Falle auf der Gallengasse E 5.

Johann Hartig.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 17. Juli. Der Waffenschmied, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Lortzing.

Sonntag, den 18. Juli. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abtheil., von Heinrich Laube.

Montag, den 19. Juli. Letzte Gastdarstellung der Fräul. Leopold. Tuczek und zu ihrem Benefiz: (Neu einstudiert) Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, von Th. Hell. Musik von Weber. Rezia: Fräul. Leopoldine Tuczek, königl. preußische Kammersängerin.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 197.** Montag, den 19. Juli **1847.**

## Reich und arm.

(Fortsetzung)

Meyner schlang seinen Arm um das Mädchen, die still, ohne eine Thräne, ihren Kopf an seine Schulter lehnte, und ihn unverwandt anblickte. Er fuhr fort:

„Weißt Du noch, Mina, wie ich Dich zum erstenmal hier sah, in dieser Stube war es? Ach, damals, und in den schönen, herrlichen Tagen, die darauf folgten, wo Du mir gestandest, daß Du mich liebtest; ach, damals träumte ich mir ein Paradies an Deiner Seite, — und nun ist der Traum verronnen; wir sind erwacht und klug geworden. Du hast einsehen gelernt, daß der reiche Schwelger Dir mehr wird gewähren können, als der arme Junge, der nur seine Liebe Dir darbieten konnte Und ich? Nun ich habe endlich erst die Erfahrung gemacht, daß alles. was die Welt als groß, rein, edel und heilig anstaunt, nichts ist als flimmerndes Rauschgold, dessen man sich bedient, um den Pöbel anzulocken. Ich glaubte, daß meine Liebe ewig und unvergänglich sey, wie man es von der Seele behauptet, in der sie ihren Sitz haben soll. Aber im Vertrauen gesagt, Mina; es ist auch nur ein großartiger Irrthum, den man sich aber nicht gerne eingestehen mag. Du hast indessen viel eher das Wahre getroffen, als ich mit meinen poetischen Hirngespinnsten. Du hast eingesehen, daß die Liebe eben so gut eine Waare ist, als jede andere, und wer wird es Dir verdenken, wenn Du diesen Artikel an Deinen Baron von Meggenhofer um einen höheren Preis loszuschlagen versuchst, als Du ihn jemals von mir hättest erwarten können. Allerdings ist die Speculation bei ihm etwas unsicherer, als sie es bei mir gewesen wäre; aber im Falle des Gelingens steigen auch die Procente des Gewinnes in's Ungeheure und," fuhr er fort, indem er den Arm etwas fester um sie schlang, „Du weißt ja, wie ich Dir vor zwei Jahren sagte, als wir den Tasso mit einander lasen: Con perseveranza, si fà possibile el' impossibile stesso!"

„Ernst," flüsterte Mina, indem sie den Kopf wegwandte und aufzustehen versuchte, „ich bitte Dich, sprich nicht weiter."

„Warum nicht, Liebchen", fuhr er mit wilder Lustigkeit fort, „wir bleiben doch Freunde, und so will ich Dir noch, ehe wir uns trennen, einen guten Rath ertheilen. Du weißt, daß Meggenhofer das lüderlichste Subject ist, welches je die Aula betreten hat. Allein er hat Geld, viel Geld, und einen Kopf, der so hart ist wie seine Thaler. Wenn Du Dein Spiel recht fein spielst, so kannst Du mit der Zeit Baronesse werden. Allein Du mußt sehr fein spielen. Deine Neigung hat er schon im Voraus gewonnen, das bedarf keines weitern Beweises; denn ihr Weiber habt eine eigene Vorliebe für Taugenichtse; warum? das will ich hier ununtersucht lassen. Darum, mein Engel, halte Deine Neigung hübsch in den Schranken, und laß ihn ja nichts davon merken; denn wie Du Dir einmal in die Karten sehen läßt, bist Du böte."

Mina umschlang ihn noch fester, ihr Herz pochte fast hörbar; ihr Auge, das in einer düstern, trocknen Glut brannte, hatte etwas Irrendes in seinen Bewegungen. Sie seufzte kaum hörbar: „Du hast recht, ich habe es verdient."

Meyner wollte weiter sprechen, doch ein krampfhaftes Zucken erstickte seine Worte. Seine vorige Ruhe ging plötzlich in die höchste Gemüthsbewegung über:

„Mina!" rief er, indem er sich ihr zu Füßen warf, und sie wie verzweifelt umklammerte, „ich kann nicht mehr. Ich sterbe, wenn Du mich so von Dir lässest. Sieh, ich will Dir alles verzeihen, alles was Du Dir gegen mich hast zu Schulden kommen lassen. Nur sage mir, daß Du mich liebst und daß Du mir treu seyn willst, wenn ich von Dir weg bin. Mina, o höre mich an, laß meine Worte nur dießmal Dein Herz rühren, denn Du tödtest mich, wenn Du mich von Dir stößt."

Das Mädchen hob ihn auf, ohne ein Wort zu sprechen, ohne daß eine Thräne ihr Auge netzte. Ihre Brust wogte. Allein sie bezwang sich und setzte sich schweigend wieder neben ihn nieder.

„Ich weiß," fuhr der Jüngling fort, indem er mit zitternder Hand die Lehne des Sophas erfaßte, ich weiß, daß Du jenem Meggenhofer den Vorzug vor mir gibst; die ganze Welt sagt es. Aber sprich nur ein Wort, Mina, nur ein einziges Wort und ich glaube Dir. O ich bitte Dich, wenn ich Dir je was werth war, so sage mir offen, ob Du mich liebst oder nicht?"

„Ja, ich liebe Dich", antwortete das Mädchen, indem sie heftig den Arm um den Hals des jungen Mannes schlang und dann wie ermattet das Haupt an seine Brust sinken ließ.

„O Mina, rief dieser, indem er ihr feurig die Hand küßte, ich danke Dir; Du giebst mich dem Leben wieder. Und versprich mir jetzt auch daß Du mir treu bleiben wirst? Sieh, ich stehe fast allein da in der Welt; ich besitze nichts was ich mein nennen kann, als mein Wissen und meine Liebe. O bleibe mir treu, Mina, und ich will Dir mein ganzes Leben weihen; ich will nur einen Zweck vor Augen haben, Dein Glück. Und es wird mir gelingen, es muß mir gelingen, wenn Du mit mir bist."

Mina horchte mit trübem Lächeln auf die begeisterten Worte des Jünglings. Dieser schloß sie fester in seine Arme und flüsterte, indem er einen langen Kuß auf ihre Lippen drückte: „Gewiß, Du wirst mir treu bleiben! sage mir nur dieses einzige Wort."

Die Pendule im Vorzimmer schlug neun Uhr. Mit dem letzten Schlage ertönten in dem Vorzimmer klirrende Tritte. Plötzlich riß sich das Mädchen aus seinen Armen empor und eilte mit einem Schrei der Ueberraschung nach der Thüre eines Seitenzimmers. Während sie diese öffnete, wandte sie sich noch einmal gegen Mehner, der von dem Sopha aufgesprungen war und ihr erstaunt nachsah.

„Lebe wohl!" rief sie, indem sie mit der Hand eine Bewegung gegen ihn machte, lebe wohl für immer; zur True ist es zu spät!"

Die Thüre flog schallend in das Schloß. Mehner war wie erstarrt; nur tief im Herzen fühlte er einen glühenden tödtlichen Schmerz. Da öffnete sich die Thüre des Vorzimmmers und auf der Schwelle erschien Adalbert von Meggenhofer, im schwarzen Reitfrack, weiße Glacehandschuhe an beiden Händen, und die Reitgerte unter dem Arme. Er lächelte Mehner vornehm-höhnisch entgegen, und ging dann nach der Thüre, durch welche Mina verschwunden war. Der andere aber ergriff ohne seine verachtende Miene bemerkt zu haben, seine Mütze, und ging im Gefühle, daß die Blume seines Lebens für ewig geknickt sey, ohne das, was um ihn her vorging zu achten, durch die Thüre, aus welcher Meggenhofer eingetreten war, nach dem Vorzimmer und von da nach der nur schwach erleuchteten Treppe.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Fürst Michael Woronzow. *)

Wem das seltene Glück beschieden, bei Hof, Adel, Mittelstand und gemeinem Volk der gleichen Gunst zu genießen, und sich dieselbe durch eine lange Zeitfolge und inmitten sehr schwieriger Verhältnisse ungeschwächt zu bewähren, dem wird auch der Neider außerordentliche Eigenschaften nicht abstreiten wollen. Fürst Woronzow ist ein solcher Liebling der vier gesellschaftlichen Regionen Rußlands, und man kennt in diesem großen Reich kaum eine zweiten Namen, der diesen Vorzug mit ihm theilte. Zur Zeit als ich die Krim bewohnte und dort das Glück hatte, den seltenen Mann persönlich kennen zu lernen, wußte ich wohl, daß die vornehme Aristokratie dem Generalstatthalter Neurußlands alle Achtung zollte, und hörte auch von der einstimmigen Zuneigung des ganzen Mittelstandes, welcher im russischen Süden durch Kaufleute und kleine Gutsbesitzer weit zahlreicher repräsentirt ist als im Norden. Ich war auch Zeuge wie das gemeine Volk, nämlich russische Bauern, Tataren, Juden und Zigeuner, ihrem Beschützer und Wohlthäter ihre wärmste Liebe bei jeder Gelegenheit zu erkennen gaben. Daß aber der damalige Graf Woronzow sich auch der besondern Gewogenheit seines Souveräns erfreue, war mir zu jener Zeit unbekannt. Wenn im Privatkreise wohlunterrichteter Männer die Rede auf das Verhältniß des Grafen zum Hofe kam, nahmen diese Männer gewöhnlich eine geheimnißvolle Miene an. Geschah es um zu verbergen, was sie von den Verhältnissen wußten, oder nur um ihre Unwissenheit darüber zu bemänteln — ich habe es nie errathen können. Die verbreitetste Meinung war, Woronzow werde auf seinem Posten nur geduldet, weil man keinen eigentlichen Vorwand habe, ihn abzusetzen, und einen Diener von so hervorragendem Talent, Charakter, Ansehen, Popularität und Reichthum müsse selbst ein Autokrat schonen. Doch sey der Graf mehr als einmal schon bei Hof angeschwärzt worden, jedenfalls zähle er nicht zu den eigentlichen Günstlingen des Kaisers wie Orloff, Kleinmichel, Adlerberg, Wolkonski, Tschernitscheff ꝛc., sondern werde in St. Petersburg, wohin er immer nur mit Widerstreben gehe, um es baldmöglichst wieder zu verlassen, wie ein ausgezeichneter „Fremder" behandelt. Seine Stellung als Generalgouverneur galt nie für eine ganz gesicherte. So groß und allgemein auch die Achtung für seinen Charakter war, unter den ihm untergeordneten hohen Beamten, denen er auf die Finger sah, hatte er doch seine geheimen, erbitterten Gegner, und man bezeichnete mit Namen die Männer, von denen man glaubte, daß sie nicht nur seine Handlungen genau controlirten, sondern sogar jede seiner Aeußerungen am Tische dem Chef der geheimen Polizei nach St. Petersburg rapportirten. Unter diesen Umständen hielt man ihm sein schüchternes Auftreten gegen verhaßte Beamte, wie der damalige Gouverneur der Krim, M—ff, dessen Frau eine geborne Bibikoff und Verwandte von Benkendorf war, zu gut. Zwei Jahre nachdem ich die Krim verlassen, erfolgte Woronzow's Ernennung zum Oberbefehlshaber der Kaukasusprovinzen, mit Beibehaltung seines bisherigen Postens. Damit war der vielverbreitete Irrthum, daß Graf Woronzow bei seinem Souverän übel angeschrieben sey, gänzlich widerlegt.

Der Stand der Dinge im Kaukasus war im Jahr 1844 ein höchst kritischer. Seit zwanzig Jahren hatte man es dort mit Männern von den verschiedenartigsten Fähigkeiten und Charaktereigenschaften versucht, aber den rechten Mann nicht gefunden. Seit Jermoloff war kein russischer Oberbefehlshaber der Größe seiner Aufgabe ganz gewachsen. Paskewitsch war im Feld gegen die Perser und Türken glücklicher als in seinen Administrativmaßregeln, Rosen galt nur für einen gewandten Geschäftsmann. Golowin brachte den majestätischen Anstand und die diplomatische Ruhe der asiatischen Großen, auch den besten Willen, sonst aber keine sehr vorragende Eigenschaft nach Transkaukasien. Neidhardt, der Militärcommandant von Moskau, war dem Kaiser als ein Mann von unerschütterlicher Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit und als unermüdlich thätiger Arbeiter bekannt, und deßhalb an die Spitze der kaukasischen Angelegenheiten berufen, aber ihm fehlten Jermoloffs Adlerblick und gewaltige Thatkraft. Ebenso oft wie den „Corpskommander" in Tiflis wechselte man die ihm untergeordneten Generale der Linie, jenachdem das friedliche oder das kriegerische System bei dem Kaiser in Gunst stand. Der unternehmende Razziaführer Saß wurde durch den Hetman Sawadoski ersetzt, welcher dem Gebirgskampf abhold ist, und den kriegslustigen General Grabbe löste der vorsichtige, unentschlüssige und friedfertige General Gurko im Commando ab. Aber die Ereignisse des Jahres 1843 machten all die Combinationen, wie die schönen Hoffnungen, welche Fürst Tschernitscheff und sein Anhang auf das defensive Absperrungssystem gebaut hatten, zu Schanden. Schamyl durchbrach die russische Blokadelinie, nahm die Festung Unzula, vernichtete ein russisches Corps, das der Besatzung zu Hülfe eilen wollte, belagerte den General Kluke in Chunsak und verwüstete und entvölkerte die ganze Provinz Awarien, die es mit den Russen gehalten hatte. Neidhardt zog im folgenden Jahr mit großen Streitkräften gegen Schamyl, ohne den geringsten Erfolg zu erringen. Er war seiner Strenge, sowie der peinlichen Umständlichkeit wegen, womit er alle Geschäfte behandelte, weder bei der Armee noch beim Civilstand beliebt. „Wir mochte man nur glauben, daß ein deutschen Pedant im Kaukasus etwas aus-

*) Ergänzungsbl. z. Allg. Zeit.

richten würde!" hörte man die Stockrussen äußern, denen die Begünstigung der Deutschen von Seite des Hofes immer ein Aergerniß ist. Nachdem nun das neue Operationssystem, das eine Folge der Inspectonsreise des Kriegsministers war, sich abermals wirkungslos erwiesen und es klar am Tage lag, daß Neidhardt und Gurko ihrer Stellung nicht gewachsen, sah man in Rußland mit Spannung den neuen Entschlüssen des Kaisers entgegen. Einige wenige dachten, daß man den gefeierten Jermoloff wieder an die Spitze der Armee stellen würde, obwohl er gealtert war und der Undank, der seinen ruhmvollen Arbeiten geworden, seine Kraft gebrochen hatte. Andere meinten, der Kriegsminister Fürst Tschernitscheff werde selbst einige Jahre die unmittelbare Leitung der Kaukasusangelegenheiten in seine Hände nehmen. Allen unerwartet aber kam die Ernennung des populärsten Mannes in Rußland zum Armeechef und Generalstatthalter aller Provinzen vom Pruth bis zum Araxes. Der Kaiser hat dem Grafen Woronzow für die kaukasischen Länder dictatorische Befugnisse übertragen. Derselbe hat Macht über Leben und Tod der Eingebornen, kann Beamte bis zum sechsten Grad nach Gutdünken ein- und absetzen ohne kaiserliche Bestätigung, in der kaukasischen Armee nach eignem Ermessen Beförderungen und Decorationen austheilen, darf Beamte und Officiere jeden Grades den Gerichten überliefern. Der Kaiser hat dort den größten Theil seiner autokratischen Gewalt seinem Diener abgetreten. Ein solches Beispiel ist ziemlich unerhört in der russischen Geschichte. Selbst Fürst Paskewitsch in Polen ist lange nicht mit gleicher Macht bekleidet. Woronzow, welcher zugleich seinem bisherigen Posten als Generalstatthalter Neurußlands verblieb, gebietet über Provinzen, die an Flächenraum Deutschland, Frankreich und England zusammengenommen übertreffen. Jedenfalls hat seit Potemkin, dem allmächtigen Günstling Katharina's, welcher Sibirien mit Bojarenblut bevölkerte, kein russischer Großer eine solche Macht besessen wie Michael Woronzow.

Es ist eine auch in Rußland vielverbreitete Meinung, daß das gräfliche Haus Woronzow eines der ältesten Bojarengeschlechter sei, und von jener Grafenfamilie stamme, welche im 15ten Jahrhundert eine so bedeutende Rolle spielte. Fürst Dolgorucki, welcher über die russischen Adelsgeschlechter genaue Untersuchungen angestellt hat, widerspricht dem auf das Bestimmteste in seinen „notices sur les principales familles de la Russie." Jenes alte Bojarengeschlecht Woronzow erlosch im Jahr 1576, wie Dolgorucki nach den Urkunden des Staatsarchivs nachweist. Unter den Ahnen der heutigen Grafenfamilie wird vor Gabriel Woronzow, welcher im Jahr 1678 bei der Belagerung von Tschirigin fiel, keiner in der russischen Geschichte genannt. Derselbe hatte drei Enkel, Roman, Michael und Iwan. Michael Woronzow war ein Mann von ausgezeichnet schöner Gestalt, und stand in Gunst bei der Kaiserin Elisabeth, die ihn zum Reichskanzler ernannte und durch Karl VII im Jahr 1744 das Diplom eines Grafen vom heiligen römischen Reich für ihn auswirkte. Lange Zeit war er der Liebling der Kaiserin, die ihn mit ihrer Base Anna Skavronski vermählte. Michael Woronzow hatte keine männliche Nachkommenschaft, wußte es aber bei der Kaiserin durchzusetzen, daß der Titel eines römischen Reichsgrafen auf seine beiden Brüder vererbte. Graf Roman hatte zwei Söhne, Alexander und Simon, welche beide zu den höchsten Aemtern sich emporschwangen. Ersterer war Reichskanzler unter Katharina, Graf Simon Gesandter in London. Der Sohn des letzteren ist Fürst Michael Woronzow, der Obergeneral im Kaukasus. Er hat seine erste Erziehung in England erhalten, wo sein Vater, nachdem er den Gesandtschaftsposten verloren, während der Regierung des Kaisers Paul als Verbannter lebte. Als Kaiser Alexander den Thron bestieg, wurden ihm die confiscirten Güter zurückgegeben. Michael Woronzow bewahrte aus seiner Jugendzeit eine Vorliebe für englische Gesellschaft und Sprache, in seinen Umgangsformen aber zeigte er eine Mischung von brittischem und französischem Wesen. Auch den humanen, edelherzigen Sinn, der ihn vor allen russischen Großen auszeichnet, hat er zweifelsohne aus jenem Land der Freiheit mitgebracht; denn in Rußland fand er dafür kein Vorbild. Er verheimlicht auch nie die Vorliebe, die er für englische Sitten und Institutionen hat.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Tabletten.

*** Paris. Nur in unserer Stadt ereignen sich Dinge, wie sie vor einigen Tagen der Bericht der Corrections-Polizei lieferte. Ein sehr eleganter Herr und eine junge reizende, nach der letzten Mode gekleidete Dame, miethen ein Cabriolet, machen eine Spazierfahrt und kehren Mittags zwei Uhr bei einem der ersten Restaurans ein, wo sie ein köstliches Frühstück zu sich nehmen und es bezahlen. Der junge Herr führt die Dame nach Hause, liefert das Cabriolet wieder ab und begibt sich in seine eigene Wohnung. Er zieht dort seine eleganten Kleider aus, wirft sich in Lumpen, giebt seinem Gesicht mit künstlichen Mittel die Farbe des Todes, schleicht aus dem Hause und sinkt bald kraftlos und erschöpft an eine Straßenecke nieder, wo viele Menschen vorüber gehen. Bald gruppiren sich Neugierige um ihn, und wie mit der größten Anstrengung streckt er ihnen beide Hände entgegen und stößt nur die Worte hervor. „Mitleid, Mitleid, ich sterbe — vor Hunger!" Erbarmen öffnet überall die Hände und Börsen, Geldspenden fliegen in den Hut, aus den nahen Häusern wird ihm Wein und Brod gereicht, das er heißhungrig verschlingt. Equipagen halten still, die Bedienten müssen Münzen in den Hut werfen. Nach dem erquickenden Wein erhebt sich der Sterbende und wankt mühsam nach Hause. Dort nimmt er wieder Gesundheit, sein rechtes Gesicht, seine moderne Stutzerkleidung an, er enteilt aus einer Hinterpforte seiner Wohnung, mischt sich unter die Spaziergänger der Promenaden, besucht die Theater, wo er seine Freunde und Bekannte trifft, die sein schändliches Gewerbe nicht ahnen. Am anderen Tage beginnt er sein niedriges Treiben wieder. — Man würde eine solche Existenz nicht für möglich halten, wenn nicht das Gericht selbst diesen Fall constatirt hätte.

*** Paris. Gerard, der Löwentödter, der während seines mehrjährigen Aufenthalts in Afrika durch seine gegen 60 Löwen bestandenen siegreichen Kämpfe der Schutzpatron vieler Dörfer geworden, befindet sich gegenwärtig hier. In gemischtem türkischen und arabischen Costüme schreitet er auf den Boulevards einher und verräth schon durch seinen Gang und seine Haltung einen Gasa-Beduinen. Wer nur einmal einen Sohn des Morgenlandes genauer beobachtet hat und die Ruhe und äußere Gesetztheit des Auftretens desselben kennt, der wird, wenn er Herrn Gerard stolz und voller Selbstliebe hin- und herschwänzeln sieht, sich gewiß sogleich denken: „du bist nicht in der Wüste geboren!" Herr Gerard ist ein leichtfertiger, wenn auch gar tapferer Franzose. Aber ernsthaft gesprochen: es ist schade, daß ein Mann, der so viele Löwen getödtet hat, es nicht verschmäht, der allbewunderte

Straßenlöwe von Paris zu seyn." — Ein wichtiges musikalisches Evenement! Jenny Lind wird seit drei Abenden in den Spectacles concert des Herrn Tessy am Boulevard bonne nouvelle angestaunt. Sein staunen selbst über die Vermessenheit eines Journalisten, die nordische Sirene plötzlich, und zwar gegen deren eigenen Willen, an die Seine zu versetzen! Aber dennoch ist dem so, wenn gleich unter einigen Modifikationen. Signor Giovanni, der an den gewöhnlichen Conzert-Abenden Sopran, Tenor und Baß aus seiner einzigen Kehle hervorzubringen weiß, wurde von seinem Direktor nach London geschickt, um sich Jenny Lind genau anzusehen oder vielmehr anzuhören. Jetzt singt der pfiffige Italiener den Parisern eine Arie aus der Straniera im Kostüme der Lind, und zwar in täuschender Nachahmung. N. Korresp.

*** Eine Enkelin des großen Tippo Saib, Sultans von Mysore, ist vor einigen Tagen im größten Elende und vollständigem Blödsinn im Spital von Charenton gestorben. Sie war die Tochter eines Sohnes von Tippo Saib, der 18 Jahre alt starb, und einer Indierin Namens Haydee. Nach der Einnahme von Seringapatnam flüchtete ihre Pflegerin mit ihr nach Paris. Hier ward sie von Heimweh befallen, das bald in Kretinismus überging und so lebte sie in dem bejammernswerthesten Zustande noch viele Jahre in Charenton.

*** In Reutlingen ereignete sich kürzlich ein komischer Vorfall. Der Redakteur des dortigen Lokalblattes war mit einem Stadtrathe in Händel gerathen und der Redacteur benutzte zu seinen Angriffen das Blatt, während er es dem Gegner verschloß. Da verfiel dieser auf das Mittel, durch den öffentlichen Ausrufer in der ganzen Stadt ausschellen zu lassen, er bitte männiglich, sein Urtheil zurückzuhalten, bis das Ergebniß der Verläumdungsklage bekannt sey. Eine neue Art der Oeffentlichkeit.

---

## Körner's Abschied.

In Ostens Purpurmeer begann's zu tagen,
Es strahlte rings der Kuppeln Gold von Wien,
Da eilt der edle Körner ohne Klagen
Um seiner Braut noch Lebewohl zu sagen,
Und dann in Kampf für's Vaterland zu zieh'n.
Schon ist an seinen Busen sie geflossen,
Ihr Auge schmückt der Thräne Diamant,
Es hält der Schmerz die Lippen ihr verschlossen,
Bis er in Klagen sich der Brust entwand:

„Und hält Dich nicht zurück der Mutter Flehen,
Hast Du der Braut vergessen, Theodor?
Ach, einsam werd' ich durch die Haine gehen,
Und meines Lenzes Blühen welken sehen,
Weil ich der Treue Blume früh verlor!
Still werden trauern der Guitarre Saiten,
Dein „schlumm're sanft!" beflügelt sie nicht mehr,
Nur meine Thränen werd'n sie begleiten,
Wenn kalte Nacht sich lagert rings umher!"

„O weine nicht! Ich muß die That vollbringen!
Das Volk steht auf, der heil'ge Sturm bricht los!
Es kann, indeß er sieht das Werk gelingen,
Der Dichter hier nicht Wiegenlieder singen,
Als feiger Bube in der Liebe Schooß!
Nein, mit der blut'gen Klinge muß er leiern,
Ermuthigen sein Volk zum Sieges Glanz,
Muß seine Thaten in dem Liede feiern,
Und krönen mit errung'nem Eichenkranz!"

„Wohlan, es sey! Doch ich will mit Dir schreiten!
Hinaus zum Kampf durch Feindestrug und Licht!
In's rauhe Kriegsgewand will ich mich kleiden,
Als deutscher Mann an Deiner Rechten schreit n,
Und warten Dein, wenn Du verwundet bist! —
Den Kranz der Freiheit, laß ihn mich erwerben,
Ich bin wie Du zum Tode schnell bereit!
Mit Dir im Kampf für's Vaterland zu sterben,
O Gott, welch' himmlische Glückseligkeit!"

„Nein, edles Mädchen, es sind andre Wege,
Als blut'ge Siegesbahnen Dir bestimmt!
Ergriffest Du das Schwert, wer ist's, der rege
Statt Deiner still der Mutter Trost und Pflege
Der Kleinen treue Sorge übernimmt?
Nein, übe fort Du in gewohnter Weise
Die heil'ge Pflicht mit sorgsam reger Hand;
Dich hält die Liebe in dem trauten Kreise,
Mich ruft sie fort zum Kampf für's Vaterland!"

„Und ist denn jede Hoffnung mir verfallen,
An Deiner Seite in der Schlacht zu steh'n,
So will ich treten in die heil'gen Hallen,
Vor dessen Antlitz eure Fahnen wallen,
Und will zu ihm um Rettung für euch fleh'n!
Daß Segen er verleihe eurem Bunde,
Dem deutschen Lande seiner Freiheit Glück,
Und daß nach mancher bittern Thränenstunde
Du siegreich kehrst an meine Brust zurück!"

„Mit Gott, Leb' wohl! Und stille Deine Klagen,
Hast Du nach mir vergebens einst gefragt!
Schon fängt es auf den Bergen an zu tagen!
Schau, wie sie stolz ihr Haupt ins Blaue tragen!
Ein Sklave bleibt, wer nicht den Kampf gewagt!
Beginnt zum Schwertertanz ihr Freiheitslieder!
Leb' wohl, leb' wohl! vertrau' auf's Morgenroth!
Und sehen wir auch nimmermehr uns wieder:
Für Uns're Liebe gibt es keinen Tod!

Heinrich Dippel.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 18. Juli. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abtheil., von Heinrich Laube.

Montag, den 19. Juli. Letzte Gastdarstellung der Fräul. Leopold. Tuczek und zu ihrem Benefiz: (Neu einstudirt) Oberon, König der Elfen, romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, von Th. Hell. Musik von Weber. Rezia: Fräul. Leopoldine Tuczek, königl. preußische Kammersängerin.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 198.** Dienstag, den 20. Juli **1847.**

### Reich und arm.

(Fortsetzung)

Die Treppe war durch einen Absatz in zwei Theile getheilt. Dieser war durch den Schatten, den das Gestelle einer fast erloschenden Laterne darauf warf, ziemlich in Dunkel gehüllt. Mehner schwankte wie ein Träumender hinab. Als er auf der kleinen Fläche angekommen war, stieß er wider Jemand und erkannte in der Dunkelheit Sophien, Mina's vierzehnjährige Schwester.

„Sie gehen also wirklich fort, Herr Mehner?" fragte das sonst so scheue schüchterne Kind, indem sie ihn sanft zurückhielt. Mehner, dessen Aufmerksamkeit bisher nur der ältern Schwester zugewendet gewesen, gewahrte mit Erstaunen, daß Sophie das Kind nicht mehr war, welches sich früher so traulich an ihn geschmiegt hatte, sondern seit etwa einem halben Jahre ihm mit einer eigenen Zurückhaltung begegnet war.

„Sieh da, Sophie," sagte er, indem er den scherzenden Ton anzunehmen versuchte, in welchem er sonst mit dem Kinde zu sprechen pflegte. Du weißt es also auch schon? Nun, so gib mir Deine Hand und lebe auch Du recht wohl bis ich Dich wiedersehe."

Das Mädchen erfaßte die dargebotene Rechte des jungen Mannes und drückte sie stumm an ihr Herz.

Dieser, von einem eigenen Gefühle ergriffen, versuchte leise die Hand zurückzuziehen. Doch Sophie hielt sie fest in beiden Händen, und beugte sich still weinend darüber.

„Nun, lebe wohl Sophie," sagte Mehner tief bewegt von dem Schmerze des Mädchens, indem er sie leise umschlang und einen Kuß auf ihre weiße Stirne drückte, „lebe wohl, ich komme bald wieder."

„Nein," rief das Mädchen, welches sich fest an seinen Arm klammerte, „so darfst Du nicht fort. Ich habe Dir noch manches zu sagen was Du nie geahnt hast. Ich liebe Dich seit ich Dich kenne. Allein ich war mir dessen nie so bewußt als seitdem ich weiß, daß du Mina liebst. Ich hörte euch heute Abend zu; ich weiß, daß sie Dich auch liebt. Ich hätte geschwiegen; aber als mir meine Mutter vorhin sagte, daß Du heute zum Letztenmal gekommen seyst, da erfaßte mich der Schmerz des Todes; es trieb mich hierher; ich wartete auf Dich, bis Du kämst und nun —" sagte sie, indem sie seinen Arm losließ, mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckte und weinend ihren Kopf auf die Brüstung des Geländers stützte, „nun weist Du alles."

Mehner war von den verschiedensten Gefühlen durchstürmt. Vor wenigen Augenblicken noch, als er Meggenhofer eintreten sah, dem er hatte weichen müssen, hätte er gewünscht unterzugehen, um nur diesen fürchterlichen Schmerzen seiner Seele ein Ende zu machen. Und nun trat ihm hier ein Mädchen, ein Kind entgegen, das ihm weinend seine Liebe gestand, in dem Augenblick wo er jeder Liebe Abschied gesagt zu haben glaubte. Er stand in einer sonderbaren Verlegenheit neben dem weinenden Mädchen und konnte fast kein Wort finden.

„Sei ruhig Sophie," sagte er, nachdem er sich etwas gesammelt hatte, und zog dem Mädchen die Hände von den Augen. Du machst mir ein Geständniß, das ich nie geahnt haben würde. Ich könnte seelig sein, wenn ich noch zu irgend einer andern Liebe fähig wäre. Sieh', ich gehe jetzt einen Weg, der mich weit von Dir entfernen wird. Es wird vielleicht eine lange Zeit vergehen, ehe ich Dich wieder sehe. Glaube mir, das Andenken an mich wird bald schwächer bei Dir werden; Du wirst andere finden, die Deiner Liebe würdiger sind als ich, und ich darf hoffen, daß wenn ich Dich einst wiederfinde, Deine Liebe zu mir eine reine Freundschaft geworden ist, auf welche ich stets stolz seyn werde."

Das Mädchen antwortete nicht, sondern legte ihr dunkles lockiges Haupt an die Brust des Jünglings, den sie umschlang, als fürchte sie, er möge ihr entgehen, sobald sie ihn losließe. Mehner, von Staunen und Entzücken ergriffen, als er das liebliche Geschöpf sich an ihn schmiegen sah, das, so liebenswürdig wie er es nimmer gekannt, um Liebe zu ihm flehte, drückte einen langen heißen Kuß auf ihre Lippen.

„Und warum sollte ich es nicht", sagte er bei sich, indem er sich seinen Gefühlen überließ, „mag es auch ein Traum seyn, so ist es doch ein so lieblicher, daß ihn jeder gerne zu träumen wünschte."

„Hier," flüsterte das Mädchen, indem es ein Bändchen von seinem schwarzen Sammtmieder löste, und es Mehner hinreichte, „nimm dieses mit zum Angedenken, denn ich habe nichts anderes, was ich Dir geben könnte. Versprich mir, daß Du Dich niemals von ihm trennen willst?"

„Ich verspreche es Dir," antwortete Mehner, der sie zärtlich umschlang. „Verlangst Du sonst nichts mehr?"

„Nein, denn ich bedarf keines Zeichens, um mich Deiner zu erinnern. Lebe wohl, und sollte es für ewig seyn."

Sie umschlang noch einmal den jungen Mann, der einen letzten brennenden Kuß auf ihren Mund drückte und schlüpfte dann leicht, wie eine Gazelle, mit verhülltem Gesicht die Treppe hinan. Mehner trat wie betäubt aus dem Hause, das schwarze Bändchen in der Hand, das er in seine Brusttasche steckte. Wie er unter den Fenstern vorüber ging, hörte er leise Guitarrentöne. Er horchte Es war Mina, welche das schöne Schlummerlied aus

der „Stummen" sang. Ihre ohnedies melodische Stimme hatte heute einen sonderbar wehmüthigen Ausdruck. Mehner lauschte zum letztenmale der lieblichen Weise, die er so oft von ihr gehört hatte. Das Lied schloß, und die letzten Accorde wurden wie von einem grellen Mißklange durch ein rauhes „Bravo" unterbrochen, in welchem Mehner die Stimme seines verhaßten Nebenbuhlers erkannte. Er entfernte sich rasch, ohne einen Blick auf das Haus zu werfen, in welchem er seine schönsten Jugendträume ausgelebt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

## Fürst Michael Woronzow.

(Fortsetzung.)

Wir beabsichtigen hier nicht eine umfassende biographische Skizze des merkwürdigen Mannes zu geben, nur ein Bild seiner Persönlichkeit und seines Wirkens im russischen Süden, wo wir ihn vor wenigen Jahren noch gefunden, wünschten wir darzustellen. Was er vormals als Militär geleistet im Kaukasus, wo er seine Laufbahn begonnen, in den Kriegen von 1812 bis 1814 gegen Frankreich, im letzten Feldzug gegen die Türken, wo er Varna eroberte, haben russische Federn bereits geschildert. Seine Lorbeern im Kriege stellen jedenfalls seine staatsmännischen Verdienste nicht in Schatten. Als Nachfolger des vielgefeierten Herzogs von Richelieu in der Generalstatthalterschaft des russischen Südens hatte Graf Woronzow gleichwohl keinen leichten Stand. Richelieu hatte sich um Neurußland und besonders um das unbegreiflich rasch emporblühende Odessa unsterbliche Verdienste erworben, und sein Name wird dort fast vergöttert. Von seiner Verwaltung datirt sich der Anfang der europäischen Wichtigkeit Odessa's. Woronzow hat das Werk seines Vorgängers fortgesetzt, aber in einer noch weit großartigern Weise. Nicht nur der Handel aller bestehenden Seehäfen von Odessa bis Taganrog nahm unter seiner Administration einen ungeheuern Aufschwung, sondern er gründete neue Städte an der Küste, und opferte den größten Theil der Einkünfte seines Vermögens — sie belaufen sich auf 1,200,000 Papierrubel — um die Bodencultur der vor seiner Verwaltung vernachlässigten taurischen Halbinsel zu heben. Kertsch und Mariapol haben erst unter Woronzow ihre gegenwärtige Bedeutung gewonnen, Jalta an der Südküste der Krim und Berdjansk am asow'schen Meer sind durch ihn gegründet. Berdjansk zählte im Jahr 1843 bereits nahe an 6000 Einwohner nach kaum 5jährigem Bestehen und ist gegenwärtig einer der wichtigsten Häfen für die Getreideausfuhr Rußlands. Der Steppenweizen der Moloschna, alles Getreide, das aus den Dörfern der Malokaner und den blühenden Colonien der deutschen Mennoniten ausgeführt wird, nimmt den Weg nach Berdjansk. Die ganze Südküste der Krim, von Balaklawa bis Sudagh, eine Strecke von mehreren hundert Wersten, die vorher ziemlich wüst lag, wurde durch sein anregendes Beispiel in einen blühenden Garten umgewandelt. Der Graf ließ viele tausend Reben aus Deutschland, Frankreich und Spanien kommen, und vertheilte sie unentgeltlich unter die Colonisten und Gutsbesitzer. Der Weinbau, früher fast unbekannt im Land, nahm seitdem einen so außerordentlichen Aufschwung, daß der alljährlich erzeugte Krim'sche Wein den Bedarf des halben Reiches decken könnte. Leider steht bis jetzt die Schwierigkeit des Transports und die Vorliebe der reichen Russen für ausländische Weine einer größern Ausdehnung der Weincultur hemmend im Wege.

Viele russische Adelige kauften, durch Woronzow's Beispiel angeregt, an der krim'schen Südküste Ländereien und bauten dort prächtige Schlösser mit weiten Parkanlagen. Unter ihnen sind vor allen Potocki, Narischkin, Martwinoff, Gallizin, Witte, Gagerin, Rajewski ꝛc. zu nennen. Gegenwärtig reiht sich vom Aj=Petri bis zum Aju=dagh Schloß an Schloß, Landgut an Landgut. Einer der herrlichsten Landsitze, Oreanda, ist im Besitz der Kaiserin von Rußland, die einen Schloßbau von der größten Pracht dort anbefohlen. Obwohl von der Natur lange nicht so reichlich ausgestattet wie das Zauberland Mingrelien, ist die taurische Seeküste durch Nachhülfe der Kunst, durch ausgedehnte Landschaftsgärtnerei, welche neben dem Nutzen auch die Verschönerung zum Zweck hatte, der wohnlichste und angenehmste Theil des ganzen russischen Reichs geworden. Den schönsten Landsitz hat Woronzow selbst gegründet. Er führt den Namen Alupka und liegt am Fuße des Aj=Petri, dessen graue Felsmassen in malerischen Formen sich im Hintergrunde des Schlosses erheben. Das Schloß von Alupka ist im gothischen Styl ganz aus Diorit gebaut, unter der Leitung eines englischen Architekten. Die innere Einrichtung zeigt brittisches Comfort mit französischer Eleganz. Im Jahr 1843 war der Bau noch nicht ganz vollendet, obwohl der Graf das Schloß seit mehreren Jahren schon zur Sommerzeit bewohnte. Bekanntlich ist die Umgegend der Stadt Odessa überaus kahl, öde, langweilig, und Hitze und Staub im Sommer dort unerträglich. Der Graf aber liebt schöne Natur und ländliche Ruhe, und schien immer glücklich, wenn die Geschäfte ihm gestatteten, Odessa zu verlassen und nach Alupka sich überzusiedeln. Im Sommer 1842 hatten ihn Staatsgeschäfte in St. Petersburg ungewöhnlich lange zurückgehalten, sehr gegen seinen Willen — er hat auch keine Scheu, seine Antipathie gegen das St. Petersburger Leben offen zu bekennen. Er kam erst im October nach der Krim. Seine Ankunft setzte wie gewöhnlich die Bevölkerung in die freudigste Bewegung. Man begrüßte ihn von allen Seiten wie das liebe Haupt der Familie, und diese kindliche Liebe, die ihm die ärmste und niedrigste Volksklasse im erhöhten Grad schenkt, ist wahrlich nicht bloße Phrase, sie dringt aus dem Innersten der Seele und wer den Grafen gesehen, inmitten des Volks, wie er die Bittschriften empfängt, die Klagenden hört, die Gedrückten und Unglücklichen tröstet und allenthalben Hülfe zu bringen sucht, der wird an keine Komödie glauben, weder von Seiten dieses edlen Mannes, welchem großherzige Handlungsweise ein angebornes Bedürfniß scheint, noch von Seiten jener armen Leute, deren nasse Augen ihren Wohlthäter still segnen.

Im Spätherbst des Jahres 1842 saß ich im großen Speisesaal des Schlosses von Alupka, in einer Gesellschaft, wo der einfache schwarze Frack über Epauletten und gestickte Uniformen dominirte, was bei hohen gesellschaftlichen Reunionen in Rußland eine Seltenheit ist. Herrn Kohl imponirten die großartigen Räume dieses Schlosses so sehr, daß er sagt: „Im Saal von Alupka möchte ich nur speisen, wenn ich ein König oder Heros wäre." Wir waren unserer sechzig geladene Gäste, meist Gutsbesitzer der Nachbarschaft, Verwalter, Aerzte u. dgl., keiner ein Heros oder König, doch schmeckte uns allen das Essen königlich. Die ungezwungene Heiterkeit der Gesellschaft und die Freundlichkeit des edlen Wirths waren die vorzüglichste Würze des Mahles; denn es bestand in der That aus ziemlich einfachen Schüsseln, und nur Krim'sche Weine wurden servirt, deren eigenthümlich herber Geschmack nicht eben die duftigste Blume ist. Woronzow saß zwischen

den beiden Fürstinnen Gallizin im Centrum der Tafel. Ein Tifliser Correspondent der „Allg. Zeit." bemerkte einmal, nach dem Kaiser Nikolaus sey Woronzow der schönste Mann in Rußland. Er ist in der That fast so hoch wie der Kaiser, von eben so schlanker Taille und breiter Brust — ein äußerst kräftiger Greis, wenn man einen vorgerückten Sechziger so nennen darf. Das schöne Antlitz von sehr gesundem Teint gewinnt noch durch die schneeweißen Haare. Aus diesem großen Auge, dieser schön gewölbten Stirn spricht offenbar ein bedeutender und edler Geist. Majestät, Güte und Heiterkeit bilden den hervortretendsten Ausdruck der Physiognomie, Ruhe und Sicherheit zeigt seine Haltung; die Natur hat Woronzow auch äußerlich mit einer Würde ausgestattet, die ihn zu einer herrschenden Rolle offenbar berufen. Den Welt- und Staatsmann erkennt man an seinem ganzen Wesen auf den ersten Blick, und darin liegt kein studirter Zug. Auf seine ganze Umgebung übt er eine eigenthümliche persönliche Ueberlegenheit. Er ist ruhig und natürlich im Gespräch, hascht nie nach gesuchten Phrasen, aber selbst das gewöhnlichste Wort scheint in seinem Mund ein Gepräge von Bedeutung zu gewinnen, so daß unwillkürlich jeder ihm lauscht. Die Tischconversation drehte sich damals um die allergewöhnlichsten Dinge, und doch widmete ihr jeder Gast ein Interesse als wohne er der sinnreichsten Unterhaltung bei.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Wespenstrauch auf der Insel Cuba.

Seit ungefähr einem Jahr hat man auf Cuba eine für die Naturgeschichte eben so merkwürdige als seltsame Entdeckung gemacht. Unfern Santiago, der alten Hauptstadt dieser größten der Antillen, hat man in einem Felsgebirge eine Hecke von ungefähr dritthalb Schuh hohem Gesträuch aufgefunden, dessen dornige Bäumchen bis jetzt keinem Botaniker und Naturforscher bekannt waren, und sobald man sich zufällig an deren Dornen ritzte, brachte dieß ganz dieselbe Wirkung hervor, wie ein gewöhnlicher Wespenstich. In der Nähe dieser Hecke fand man in den Felsenrissen eine ungewöhnlich große Zahl Wespennestern, deren Inwohner jedoch etwas kleiner als die gewöhnlichen Wespen, sonst aber diesen in allem ziemlich ähnlich sind. Ein Herr Türcasse, ein Pflanzer, dessen Wohnung in der Nähe dieser Felsen und deren Gesträuch in seinem Gebiet liegt, riß ein noch keimendes Pflänzchen desselben aus dem Boden und fand an dessen Wurzel den Körper einer ausgetrockneten Wespe, den er nur durch gewaltsames Abreißen von derselben trennen konnte; dieß schien ihm sonderbar, er riß noch mehrere dieser entstehenden Pflanzen aus und fand an einer jeden derselben die gleiche Erscheinung, die er sich nicht zu erklären vermochte. Den Boden näher untersuchend fand er nun mehrere todte Wespen auf demselben, und es kam ihm vor, als entsprößen aus einigen ganz zarte, junge Keime; er sammelte ein Dutzend dieser Thiere, nahm sie mit in seine Wohnung, und sie durch ein Vergrößerungsglas betrachtend, entdeckte er, daß dem Magen derselben allerdings der Keim einer Pflanze entwachse. Hr. Türcasse versuchte nun das Experiment, legte die Wespenkörner in lockere Erde seines Gartens, und binnen zwei Monaten waren mehrere junge Pflanzen aufgegangen, ganz denen ähnlich, welche die Dornenhecke an den Felsen bildeten.

Er theilte diese Entdeckung einigen seiner Bekannten mit, welche ebenfalls Versuche aller Art anstellten, die gleiche Resultate herbeiführten. Einen für die botanische Gesellschaft von Brüssel reisenden Naturforscher, der mehrere Monate nach dieser Entdeckung in Cuba ankam, machte man mit derselben bekannt; der gelehrte Mann lächelte anfänglich über diese Mittheilung, entschloß sich jedoch auf die ihm mehrfach gemachte Versicherung, daß sich die Sache völlig so verhalte, selbst das Experiment anzustellen, und blieb deßhalb zwei volle Monate auf der Insel.

Nicht vergeblich hatte er seine Zeit daselbst zugebracht, denn die von ihm eingelegten Wespenkörner hatten meistens Pflanzen hervorgebracht. Er brachte nun sowohl von diesen Thieren als die Pflanzen mit nach Europa und nach Brüssel, und in diesem Augenblick befindet sich der erste Entdecker dieser merkwürdigen Naturerscheinung, Hr. Türcasse, selbst in Paris, und hat der Direction des königlichen Pflanzengartens (Jardin des Plantes) solche Wespenkörner und Sträuche übergeben, mit denen man nun Versuche im botanischen Garten anstellt. Diese Pflanze bringt aber weder Blüthen noch Samen hervor. Ausl.

## Tabletten.

⁂ Zur Statistik der Verbrechen. Einer statistischen Uebersicht zufolge, haben sich unter 25,812 Verbrechern, die während der Jahre 1836 bis 1846 in die englischen Kriminal-Gefängnisse kamen, nur 106 befunden, die eine höhere Erziehung genossen hatten, so daß Letztere noch nicht ein halbes Procent der gesammten Verbrecher betrugen. Herr Porter, der diese statistische Uebersicht mittheilt, fügt hinzu, daß weibliche Verbrecher unter den gebildeten Klassen so selten seyn, daß man die Zahl derselben kaum als ein Element irgendwie statistisch bezeichnen könne. Aus seinen Zusammenstellungen zieht er übrigens nachstehende Schlüsse: 1) daß Unterricht und Erziehung als ein Präventiv gegen Verbrechen zu betrachten seyen, indem sie dem Menschen die Folgen seiner Handlungen zum Bewußtsein bringen; 2) daß die Verbrechen der Ununterrichteten am größten sich in den bestunterrichteten Gegenden herausstellen; 3) daß unterrichtete Frauen weniger zu Verbrechen geneigt seyen, als unterrichtete Männer, und 4) daß unter den Unterrichteten die Anzahl der Verbrechen gegen Personen geringer sei, als die gegen das Eigenthum.

⁂ Im Theater zu Albany in den vereinigten Staaten fiel Ende Mai ein Fall vor, der in den Theaterannalen wohl nicht oft vorkommen dürfte. Während der Vorstellung entstand im Parterre plötzlich ein allgemeiner Aufstand, und alle Zuschauer sprangen auf die Bänke. Der Hudson war nämlich vom Regen stark angeschwollen, und drängte sich in alle Ableitungskanäle der Stadt. Dies verursachte, daß plötzlich mehrere Hunderte von Ratten und Mäusen sich ohne Eintrittskarte zum größten Entsetzen der Direction und des Publikums ins Parterre begaben, die da ihr Heil vor den immer mehr steigenden Fluthen suchten.

⁂ Eine Eisenbahn nach China. Ein Herr Rodgers zu Nantyls hat eine Flugschrift publicirt, in der er die Richtung einer 10,000 Meilen langen Eisenbahn vorschlägt, vermittelst welcher Westindien mit London verbunden werden und die alle größern Städte auf dieser Route berühren soll. Die Bahn wird über Paris, München, Wien, Belgrad, Constantinopel, durch Syrien, Beludschistan, Scinde, nach Oodipoor und Calcutta, durch das birmanische Reich und den Norden Cochinchinas nach Canton führen. Jahresz.

*** Der belgische Nachdruck macht gute Geschäfte, daß er jetzt im Stande ist, größere französische Romane ganz umsonst zu liefern. Zwei hiesige Zeitungen machten vor einiger Zeit bekannt, daß sie an ihre Abonnenten allwöchentlich einen Band französischer Romane und noch außerdem alljährlich zwanzig bis dreißig Romane gratis vertheilen. Unter diesen Umständen fehlt es den Journalen nicht an Lesern, da diese blos 16 Thaler zu zahlen brauchen, um außer 365 großen Zeitungsblättern noch alljährlich eine kleine Bibliothek zu erhalten.

*** **Mexikanischer Champagner.** Eine Charlestoner Zeitung hatte behauptet, daß Santa Anna, als er seine Niederlage bei Cerro Gordo unvermeidlich sah, vor Wuth **geschäumt** habe. Eine Louisville-Zeitung findet dies ganz in der Ordnung, da er von den amerikanischen Freiwilligen **entkorkt** worden sei. (Bekanntlich verlor er auf der Flucht sein künstliches Bein von Korkholz.)

*** **Schicksal einer Statue.** Im Jahr 1768 errichtete man in Neu-York Georg III. und Minister Wilhelm Pitt Statuen. Die des Königs setzte man in Bowling-Green, die Pitt's in Wall-Street. 1773 zeigten einige Englischfresser nicht wenig Lust, die beiden Statuen zu zertrümmern und nur der Einfluß Washington's und verschärfte Verbote retteten ihre Existenz. Trotzdem verschwand eines Nachts Pitt's Statue und Niemand konnte dieselbe wiederfinden. Kürzlich nun entdeckte man sie zufälligerweise in dem Garten eines Herrn Hughes, doch hatte der Kopf des englischen Premiers drolliger Weise dem Napoleons weichen müssen und Herr Hughes hatte sie, wie er sagte, als eine Statue Napoleons, von einem Figurenhändler gekauft.

*** Ein gewisser **Cachet** in Belgien — so erzählt ein französisches Blatt — hat letzthin einen Sprung gemacht, der Alles übertrifft, was man Merkwürdiges in dieser Art gesehen hat. Dieser Mann ging betrunken nach Hause, mußte dabei über ein Brett, das am Rande eines Steinbruches lag, glitt aus und fiel über 300 Fuß tief hinunter. Personen, die ihn hatten fallen sehen, kamen aus der Ferne herbei, stiegen in den Steinbruch hinab, und fanden den Mann, der bedeutend — schnarchte. Er war nicht im mindesten verletzt und versicherte, als er erwachte, er erinnere sich an nichts.

*** **Großartige Dummheit.** Daß Jemand das Projekt gemacht habe, den Aetna zu unterminiren, das Meer hineinzuleiten, und so den Vulkan auf immer auszulöschen, — ist als wohlconditionirter Puff schon längst bekannt. — Komischer jedoch ist noch, was man von einem Magdeburger Musikus in einem der älteren Jahrgänge des „Brockenalbums" zu lesen bekommt. Der gute Mann hat die äußerste Brockenspitze abgeschlagen, das Fragment — netto sechs Pfund schwer — in der Tasche nach Hause getragen, und in einem Kunst- und Raritätenkabinet deponirt. A. Thz.

*** **Heron**, der Privatsecretär des öffentlichen Anklägers **Fouquier-Tinville**, erzählte folgende Anekdote. Einige Tage vor dem Sturze **Robespierre's** kam einer seiner Freunde zu **Heron** an die Schranke in dem Gerichtssaale, da **Fouquier** fast keinen andern Aufenthalt hatte, daselbst aß und schlief, und sein Secretär immer bei ihm seyn mußte. Der Freund, ein Schulfreund, trat also zu **Heron** lächelnd und sich die Hände reibend: „Bravo, Bürger **Heron**," sagte er, „die Arbeit geht rasch von statten; vierundfünfzig heute verurtheilt! „Wie viele haben Sie morgen?" „Nicht ganz so viele, doch ziemlich." — „Ist Ihre Liste bereits geschlossen und von dem Bürger **Fouquier** unterzeichnet?" — „Noch nicht; aber warum fragen Sie? Haben Sie einen Aristokraten anzuklagen?" — „Leider nicht, aber um eine Gefälligkeit möchte ich Sie bitten, lieber Freund, denn Sie sind doch mein Freund, nicht wahr? Erzeigen Sie mir also den Freundschaftsdienst, und setzen Sie den Namen meiner Frau auf die Liste." — „Ihrer Frau? Sie scherzen." — „Auf meine Ehre, ich spreche in vollem Ernste und versichere Sie, Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen." — „Unmöglich", entgegnete **Heron**, „wir aßen ja erst noch vor ein paar Tagen mit einander, und Sie schienen mit ihrer Bürgerin ganz zufrieden zu seyn." — „Meine Meinung von ihr hat sich geändert. Sie ist eine Aristokratin, und ich kann es beweisen." — „Sie sind toll; die Frau ist eine treffliche Frau, und Sie würden es bald bereuen." — „Keineswegs; nun, wollen Sie meine Frau guillotiniren lassen? Erzeigen Sie mir die Freundschaft. Ja?" — „Durchaus nicht; ich will damit nichts zu schaffen haben." — „Nun rechne einer noch auf seine besten Freunde!" murmelte der Mann, indem er sich entfernte, so erzürnt auf **Heron**, als habe sich dieser geweigert, ihm einige hundert Francs zu borgen. Die Hauptsache bei der Geschichte ist aber, daß der Mann mit der Frau, die er guillotiniren lassen wollte, noch dreißig Jahre in der glücklichsten Ehe lebte, und daß die Frau niemals etwas davon erfuhr oder ahnte, welchen Versuch ihr Mann gemacht hatte, sie los zu werden.

*** **Vorliebe der Damen für unglückliche Handelsleute.** In einem englischen Buche finden sich folgende Stellen: — „Ihr braucht die Frauen nur glauben zu machen, daß Ihr mehrere außerordentliche Einkäufe in der Gestalt von Cambrics, Handschuhen, Spitzen gemacht habt, die Ihr ihnen um die Hälfte des Fabrikpreises lassen könnt, und sie werden Wagenladungen kaufen, gleichviel ob sie sie brauchen oder nicht, und ohne die lieben Köpfe mit dem Gedanken zu beunruhigen, woher die billigen Sachen kommen." — Er kannte in der That Dutzende von unternehmenden Leinwandhändlern, die großes Vermögen gesammelt hatten, indem sie sich regelmäßig aller zwölf Monate selbst einmal zu Grunde richteten und ihren ganzen Vorrath, laut der Ankündigungen, zum Besten der Gläubiger im Allgemeinen und der Damen insbesondere, verkauften. Denn, sagte er, die Detailhändler wissen recht gut, daß die Damen nie einen Leinwandladen betreten, so lange der Inhaber nur einen anständigen Profit von seinen Waaren verlangt; kann er sie aber glauben machen, daß er Alles wegschleudere und daß er seine Sachen um die Hälfte des Kostenpreises verkaufe, so werden sie in Schaaren herbeikommen, so schnell sie ihre Füße, Droschken und Karossen tragen können, und werden mit Freuden Alles zahlen, was dem armen ruinirten Kaufmanne zu fordern beliebt. Bl.a.d.G.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 19. Juli. Letzte Gastdarstellung der Fräul. Leopoldine Tuczek und zu ihrem Benefiz: (Neu einstudirt) **Oberon, König der Elfen**, romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, von Th. Hell. Musik von Weber. Rezia: Fräul. Leopoldine Tuczek, königl. preußische Kammersängerin.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 199.** Mittwoch, den 21. Juli **1847.**


## Reich und arm.

(Fortsetzung)

### 3. Sechs Jahre nachher.

Das Hotel oder richtiger gesagt, die Villa des Banquiers Moloberg war festlich erleuchtet. Carrosse um Carrosse rasselte nach dem Thorwege, und alles, was der Badeort Vornehmes und Schönes unter seiner Haute-Volée besaß, hatte nicht unterlassen, sich zur Abendunterhaltung des großen Borsenmatadors einzufinden. Schwarzbefrackte Herren mit bordirten Knopflöchern in allen Farben und weißgekleidete Damen mit niedlichen Bouquets im Haare und am Busen waren bunt im Saale gruppirt, und unterhielten sich flüsternd von jenen ungeheuren Schaalheiten, welche als Berührungspunkte zwischen einer Masse von Menschen, die einander vollkommen gleichgültig sind, gebraucht werden, damit die Leute nicht gezwungen sind, sich auf eine ignoble Art zu langweilen. Ich hätte hier gerade die Gelegenheit, einige Bemerkungen über die Langeweile, das heißt nicht über die gewöhnliche, die jeder zu empfinden vermag, sondern über die noble Langeweile, welche durch den guten Ton geboren wird, aber wie ein Bastardkind, niemals ihrer Eltern erwähnen darf, einzuschalten. Allein ich bin zu der unumstößlichen Ueberzeugung gelangt, daß sie so lange leben und endlos seyn wird, als die gute Gesellschaft besteht; was könnte also auch meine Abhandlung bezwecken, wenn ich nicht gerade meinen werthgeschätzten Leser selbst wieder langweilen wollte. Und so fahre ich denn in meiner Geschichte weiter fort.

Der Saal füllte sich mehr und mehr. Man unterhielt sich so gut man konnte. Der Banquier machte mit bewunderswürdiger Aisance die Honneurs des Hauses, während seine Gemahlin mit einigen Herren und Damen in ein interessantes Gespräch über ein neues Stück, das auf dem Theater der ganz nahe gelegenen großen Handels- und Weltstadt ein unerhörtes Furore machte, verwickelt war. Ihr zur Seite saß ein junges etwa sechzehnjähriges Mädchen, eingezwengt in ein rauschendes weißes Atlaskleid, das Haar zierlich in einer Art Diadem geflochten, das ein halbes Vermögen werth sein mochte. Es war das einzige Kind des Banquiers. Sie glich ziemlich ihrer Mutter, einer schönen Frau von etwa vierunddreißig Jahren, nur daß bei der jungen Adelaide die Gesichtszüge noch etwas Unbestimmtes hatten, bei der Mutter hingegen vollkommen ausgedrückt waren.

Um sie herum befand sich ein kleiner aber ausgesuchter Zirkel. Nur zwei Personen waren bürgerlich darin, und dieses waren eben die Gattin des Banquiers und seine Tochter. Doch hatte man hier die beste Gelegenheit zu bemerken, welchen unberechenbaren Einfluß die fortgeschrittene Kultur unseres Jahrhunderts auf unsere gesellschaftlichen Verhältnisse auszuüben vermochte. Die große ungeheure Kluft zwischen dem Adeligen und Bürgerlichen war ausgefüllt und zwar durch ein alles bezwingendes Mittel, durch das Schiboleth der Welt: durch Geld.

Nicht weit von der Gattin des großen Geldaristokraten lehnte in einer Fensternische ein alter Bekannter von uns, der Herr Baron von Meggenhofer. Es war indessen eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Die hochfahrende Miene des Akademikers hatte sich in eine vornehm kalte verwandelt, die Haare, welche ihm sonst lang um das Haupt gehangen hatten, waren kurz und nach der neuesten Mode geschnitten; eine goldne Brille thronte erhaben über der Nase, die sonst gar kühn in den Wind gestanden hatte, jetzt aber bescheiden gesenkt war. Mit einem Worte, der Herr Baron war Attaché an einer Gesandtschaft geworden und hatte zugleich mit seiner Studentenmütze auch seine studentischen Manieren, ja man kann mit ziemlicher Gewißheit behaupten, auch alle seine studentischen Bekanntschaften, mit ganz wenigen Ausnahmen „an den Nagel gehängt.“

Er unterhielt sich mit einem Herrn in reicher Uniform, deren goldgestickter Kragen in dem Kerzenlichte funkelte. Ein feines, höchst interessantes Gesicht, dem man auf den ersten Blick ansehen konnte, daß er eine andere Luft, als die unseres Deutschland einzuathmen gewohnt war. Es war der Baron Meran-Geraur. Auch auf ihn hatten die sechs Jahre, welche zwischen der Gegenwart und jener Zeit lagen, wo er mit Meggenhofer studirte, einen gewaltigen Einfluß geübt. Er hatte der Minerva entsagt, um sich zu Bellona zu wenden, und befand sich im Augenblicke sehr wohl als Offizier bei einem französischen Kavallerieregimente. Seinen Urlaub, den er wegen geschwächter Gesundheit erhalten hatte, benutzte er nun dazu, sein französisches Geld an dem deutschen Badeorte zu verspielen. Dort hatte er seinen alten Freund, den Baron wiedergefunden, und beide Herren hatten ihre frühere Bekanntschaft erneuert, lebten auf dem freundschaftlichsten Fuße mit einander, brachten viel Geld mit einander durch und galten überall als zwei der feinsten und angenehmsten Kavaliere.

„Es ist doch eine eigene Manie des Banquiers“, sagte Meggenhofer im Laufe des Gesprächs, „daß er allerlei Leute in seine Cirkel zieht, die doch genau genommen, nicht hineingehören. So kann man immer drauf zählen, bald einem pedantischen Gelehrten, bald einem sogenannten Genie in irgend einer Kunst oder weiß Gott in was sonst, des Winters noch mehr als hier auf der Villa, in seinem Salon zu begegnen. Am leichtesten möchte ich ihm noch verzeihen,

daß er manchmal eine oder die andere Sängerin unsres Theaters in seine Gesellschaft zieht; denn es gehört in neuerer Zeit gleichsam zum guten Tone, diesen Leuten etwas die Cour zu machen."

„Du hattest indessen schon früher eine besondere Inclination zu den Leuten von den Brettern gehabt," antwortete der Offizier, während ein leichtes Lächeln über seine Lippen schweifte.

„Ah, Du meinst, als wir noch auf der Universität waren? Ah, mon ami, diese Passion hat sich schon lange abgekühlt."

„Doch," fuhr der Franzose fort, „da fiel mir eben ein, Du hattest damals so eine kleine Geschichte mit der Tochter eines Schauspielers; ein hübsches Mädchen! wie war denn der weitere Verlauf der Geschichte, wenn es erlaubt ist, darnach zu fragen?"

„Nun wie gewöhnlich", antwortete leichthin der Baron „ich hatte allerlei Streiche getrieben, und würde deren wohl noch mehr gemacht haben, wenn nicht meine mit jedem Tage sich häufenden Schulden, an denen das Mädchen keine unbedeutende Ursache war, endlich meinen Papa bewogen hätten, mir eine Orts- und Luftveränderung vorzuschlagen, auf welche ich auch mit der größten Bereitwilligkeit einging, denn wir hatten uns nachgerade ziemlich kühl gegen einander benommen. Als ich fortging, versuchte Mina zwar ein Thränchen zu weinen, da es aber nicht gehen wollte, so ersuchte ich sie, sich nicht unnöthig zu bemühen. Sie folgte denn auch meinem Rathe, und so nahm die Geschichte ganz einfach und höchst prosaisch ein Ende. Ich glaube, sie ist als Sängerin irgendwo auf einem Theater, denn mein Nachfolger, ein reicher junger Schwede, wird sie wohl nicht nach seinen nordischen Gefilden, in das Land der Eisberge und Eisbären, mitgenommen haben."

„Aber der junge Mann, der arme Schlucker mit seiner Poesie, den Du damals zum Ecclipsiren brachtest, hast Du auch von ihm nichts mehr erfahren?"

„Frau Molsberg winkt mir," rief der Baron, indem er von dem Freunde weg nach der Gruppe eilte, die sich um die Frau und die Tochter vom Hause versammelt hatte, „ich weiß nichts über ihn."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Fürst Michael Woronzow.

(Fortsetzung.)

Michael Woronzow ist einer der größten Grundbesitzer in Rußland. Er hat 40,000 leibeigene Bauern, wovon nur ein sehr kleiner Theil in Alupka und Masandra, die große Mehrzahl auf seinen Gütern im Innern sich befindet. Dem Loos dieser Bauern hat der Graf immer seine besondere Theilnahme zugewendet, er möchte so gern sie alle wohlhabend und glücklich sehen, und gilt überhaupt für einen Anhänger der unbedingten Aufhebung der Leibeigenschaft. Man könnte hier die Frage stellen: warum schenkt er bei solchen Gesinnungen seinen 40,000 Leibeigenen nicht sogleich die Freiheit? Aber eine Befreiung in Masse ist in Rußland unmöglich. Sie würde nur unter der Bedingung geduldet werden daß die Woronzow'schen Leibeigenen Kronbauern würden, also Leibeigene des Kaisers. Damit würde der Graf die Hälfte seiner Einkünfte verlieren, ohne das Loos der Bauern wesentlich zu verbessern. Aber er schenkt vielen Einzelnen die Freiheit, die sich dann in eine Handelsgilde einschreiben lassen. In Alupka sah ich einen solchen Woronzow'schen Freigelassenen, der durch Handel und Speculation ein bedeutendes Vermögen gewonnen, doch aus der Nähe des Grafen nicht scheiden, ihm fortwährend dienen wollte, so sehr liebte er seinen alten Herrn. Er lieferte Materialien zum Schloßbau, und trug noch immer den langen Bart der Leibeigenen. Einst sollte er dem Grafen versprechen seinen Bart zu scheeren. Er widerstrebte lange, gab aber endlich nach; „Nun, es soll geschehen," sagte er, „das nächstemal wenn Ew. Excellenz nach Alupka kommen." Die Zeit dieses Besuches kam, und nicht ohne Seufzen und sehr gegen den Wunsch seiner Ehehälfte opferte Iwan den prächtigen Haarwald seines Kinnes. Dadurch ward sein Gesicht so verändert, daß ihn der Graf nicht wiedererkannte. Ich war Zeuge der Scene, wie der treue, nun bartlose Diener vor dem Gebieter erschien, und dieser in das herzlichste Lachen ausbrach, als Iwan sich zu erkennen gab. Wer den humanen Sinn des Statthalters von Neurußland kennt, dürfte wohl zu glauben geneigt sein, daß die Woronzow'schen Leibeigenen in der That so glücklich sein müßten wie nur irgend freie Bauern in einem andern Land. Aber das ist der Fluch einer verworfenen Institution, daß der gute Wille eines Einzelnen, ihre Barbarei zu mildern, sie in vielen Fällen zu einer noch schmerzlicheren Geißel macht. So lange Woronzow nicht vermag, seinen menschenfreundlichen Sinn auch seinen nächsten Umgebungen einzuimpfen, ist keine Reform von durchgreifender Wirkung möglich. Er hat die körperliche Mißhandlungen der Leibeignen streng verboten, und doch wird auf seinen Gütern so viel geprügelt wie anderwärts. Folgender Vorfall ereignete sich kurze Zeit vor meiner Ankunft in der Krim. Der oberste Verwalter in Alupka und Massandra ist ein pensionirter Offizier. Dieser Mann besitzt einige gute Eigenschaften, ist aber zum Jähzorn ungemein geneigt, und ließ in einem solchen Anfall einst einem Leibeigenen einige hundert Ruthenhiebe geben. Der Geprügelte wirft sich der Gräfin Woronzow zu Füßen und klagt gegen J. Die Gräfin läßt den Offizier rufen, macht ihm bittere Vorwürfe und warnt ihn ernstlich, daß ähnliches sich nicht wiederhole. J. verneigt sich, verspricht das möglichste, geht und läßt den Bauern zu sich holen: „Kerl! Du hast's gewagt mich zu verklagen! Gebt ihm nochmals fünfhundert Hiebe auf der Stelle, und wagst du's noch einmal, das Maul aufzuthun, so laß ich dich todtprügeln." Die Strafe soll pünktlich vollzogen worden und jede weitere Klage und Reclamation verstummt sein. So ward mir wenigstens erzählt. Einmal besuchte der Graf das neue Hospital in Jalta. Er ging von Bett zu Bett und fand einen Leibeigenen der Baronin Bergheim am Rücken schwer leidend. Der Arzt will den Grafen mit der Versicherung täuschen, der Mann leide an einem syphilitischen Ausschlag, aber der Bärtige bricht in ein klagendes Geheul aus und erzählt, wie er fürchterlich gepeitscht worden und seit Wochen kein Glied rühren könne. Die Sache wird streng untersucht, und es ergibt sich die Wahrheit der Aussagen des Leibeigenen. Leschnad, der deutsche Verwalter des Gutes der Baronin Bergheim, welcher eigenhändig die Strafe vollzogen, ward den Gerichten übergeben, die ihn nach mehrmonatlichem Gefängniß zur Peitschenstrafe verurtheilten. Der Ausspruch des Grafen: Wer einen Bauern halbtodt prügle, verdiene gleichfalls die Peitsche, war von besonderem Gewicht für die Richter, welche sonst Leschnad lieber hätten durchschlüpfen lassen. Die Strafe sollte unerbittlich vollzogen werden. Da geriethen alle Gutsbesitzer und Aufseher von Leibeigenen in der Krim in Aufruhr gegen

den Grafen, und es gelang dem einflußreichen Herrn v. B., Besitzer von Livadia, durch seine hohen Bekanntschaften dem Verwalter Leichnad Begnadigung auszuwirken. Mir schien der Vorfall überaus charakteristisch. Zu meinem größten Erstaunen nahmen all meine Krim'schen Bekannten Partei gegen den Grafen in einer Sache, wo das Recht so offenbar auf seiner Seite war. Die Verurtheilung Leichnad's schien ihnen eine unerhörte Tyrannei, während kein Mensch ein Wort des Mitleids äußerte mit dem halb todt geprügelten Bauern im Hospital. Es ist die allgemeinste Wirkung von dem langen Bestehen jenes Sklavensystems, daß selbst Männer, welche im Leben und Umgang sonst mild und liebenswürdig erscheinen, an maßlose Härte gegen ihre Leibeignen sich gar leicht gewöhnen und später den Gedanken nicht mehr zu fassen vermögen, ein Bauer sey von Gott zu denselben Menschenrechten berufen wie sie.

Sieben Achttheile der Krim'schen Bevölkerung bilden die Tataren, welche zu den Kronbauern gezählt werden. Sie lieben ihren Gebieter, des Kaisers Stellvertreter, der wie ein Vater in ihre Hütten tritt, und ein offenes Ohr hat für ihre Wünschen, ihre Klagen. Die Tataren sind im Vergleich mit dem Loos des Leibeigenen und Kronbauern im Innern Rußlands, in einer glücklichen Lage. Doch vermag der redliche Wille des Generalstatthalters sie nicht hinreichend zu schützen gegen ihre Dränger, die untergeordneten Beamten, die Steuereinnehmer und Polizeimeister. Ein Woronzow müßte in seinen Provinzen sich vertausendfachen, wollte er überall, wo es noth thut, wirksam helfen und strafen.

Im Ganzen wird er von seinen Untergebenen wenig unterstützt, doch gibt es einige wenige Männer, die in seinem Geist handeln, gerecht und unbestechlich sind. Unter ihnen ist Knäsewitsch, Präsident der Finanzkammer in Simpferopol, ein Mann von den größten Verdiensten, in erster Reihe zu nennen, eben so der jetzige Gouverneur der Krim, Pestel, welcher die Sünden seines Vorgängers im Amt gut zu machen sucht. Eine merkwürdige Thatsache ist, daß überall, wo Woronzow sich zeigt, alle Beamten der Gegend ihren Beruf eifrig und gewissenhaft erfüllen, so lange die Anwesenheit des Generalstatthalters dauert. An seinem Geburtstag, den er regelmäßig in Alupka feiert, ladet er zahlreiche Gäste auf sein Schloß zu Schmaus und Tanz, selbst gewöhnliche Gärtner und gemeine Tataren neben russischen Fürsten und den vornehmsten Beamten. Auch die Leibeigenen haben an der ganzen Küste einen Feiertag. Ein solches Schauspiel ist beinahe einzig in Rußland, und ich freute mich, ihm beizuwohnen. Zigeuner waren die Musikanten im Schlosse. Man tanzte Walzer und Masurka, der Wein machte die bunte Gesellschaft belebt und lustig, und einmal traf es sich, daß der Graf von seinem eignen deutschen Gärtner Kabach über den Haufen getanzt wurde. Voller Schrecken hörten die Zigeuner auf zu blasen, die Fidelbogen stockten in ihrer Faust, und der schuldige Gärtner wollte dem umgeworfenen Gebieter zu Füßen fallen. Der aber stand ruhig auf und reichte dem Diener lächelnd die Hand mit den Worten: „An mir liegt die Schuld; ich hätte Euch wildem Tänzer aus dem Wege gehen sollen. Macht nur lustig fort und tanzt auch einen Walzer mit meiner Frau. Nur nehmt Euch dann zusammen, daß es ihr nicht geht wie mir." Die ungezwungenste Fröhlichkeit herrschte in dieser aus höchstem Adel und ziemlich gemeinem Mittelstand gemischten Versammlung. Außerhalb des Schlosses thaten sich die Leibeigenen bei guten Bissen gütlich. Mir war es von besonderm Interesse, die Haltung des Festgebers inmitten dieses lustigen Getümmels zu beobachten, wie ihm der Volksjubel sichtbarlich wohlthat und ein Zug von glücklicher Heiterkeit sein Antlitz verschönerte. Die Blicke der meisten Anwesenden waren fortwährend auf ihn gerichtet und folgten ihm, wohin er sich wandte. Es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen!

(Fortsetzung folgt.)

---

## § Die Segnung der pontinischen Sümpfe durch Papst Sixtus V.

Von R. Lehmann.

Den Kunstfreunden ist gegenwärtig ein großer Genuß geboten durch die Ausstellung des genannten Lehmann'schen Bildes im Städel'schen Institut. — Auf einem thronartigen Felsblocke in der Mitte des Bildes steht der Papst, seine segenspendenden Arme ausbreitend über die Menge der Gläubigen, die sich an diesem Felsen gelagert hat, um der Segnung, die zunächst dem vollendeten Werke der Trockenlegung der pontinischen Sümpfe galt, theilhaftig zu werden. Es drängt sich sogleich hier die Frage auf, werden wir ein historisches Bild zu erwarten haben? Berechtigt uns der Gegenstand des Bildes, wie wir ihn so eben bezeichnet haben, zur Erwartung eines solchen? Wird der Künstler, wenn er seinen Gegenstand richtig erfaßte, ein solches zu liefern, auch nur erstrebt haben? Auf dieses Alles würden wir schon von vornherein, auch ohne das Bild zu kennen, verneinend antworten, und auch nachdem wir das Bild gesehn, sprechen wir in freudiger Uebereinstimmung mit der Auffassung des Künstlers: Nein.

Einigen, und zwar sehr geistvollen Kritiken, namentlich von Stahr, der schon vor Jahresfrist bei Schilderung einer Wanderung durch die römischen Ateliers dem erst begonnenen Bilde in der „Bremer Zeitung" einen längern Artikel widmete, und von H. Hettner, der in den „Jahrbüchern der Gegenwart" einen längern höchst lesenswerthen Aufsatz über dieses Bild geschrieben, müssen wir hierbei zurückweisend entgegentreten. Sie legen dem Künstler die Absicht unter, ein historisches Bild zu liefern, und erklären diese Absicht für im höchsten Grad gelungen, der erstere, indem er den dargestellten Moment für den höchsten historischen Ausdruck, dessen die italienische Nationalität fähig, erklärt; der andere, indem er dem Bilde die von Vischer geforderte Belebung eines Robert'schen Zustandbildes durch ein großartiges historisches Moment vindicirt. Wir würden urtheilen müssen, daß die Ausführung des Künstlers unter seiner Absicht geblieben, wenn wir die von jenen Kritikern behauptete Absicht zugestehen wollten. Aber hier finden wir uns im Widerspruch mit denselben, und den Maler im vollen Einklang mit sich selbst. — Was wäre denn an der Segensprechung des Papstes über eine versammelte Volksmenge an und für sich das Historische? — Denn daß nur davon, und nicht von dem durchaus untergeordneten Nebenumstand, der geschichtlichen Veranlassung des Bildes, der in demselben in keiner Weise weiter zur Geltung gebracht wird, die Rede seyn kann, wird jeder Kunstverständige sogleich zugeben? Der sollte es die Figur des Papstes seyn, der in der Benennung des Bildes als Sixtus V. bezeichnet wird? Auch darauf hat der Künstler offenbar in keiner Weise Gewicht gelegt, da er im Gegentheil diese Figur, zwar als ideellen Mittelpunkt des Bildes, als belebendes vergeistigendes Princip behandelt, wie wir sogleich weiter ausführen werden, ihn aber eben deßhalb ohne alles individuelle Gepräge, wie in seiner allgemeinen Bedeu-

tung als heiliger Vater, dargestellt hat. — Hier haben wir es einfach mit einem Genrebilde zu thun, einem Genrebilde, das belebt und vergeistigt ist durch die Idee der Feierlichkeit, der Andacht. Der Ausdruck dieser Idee ist dem Künstler meisterhaft gelungen. Man sieht die Figuren den Athem an sich halten, um des Segens ganz theilhaftig zu werden, man sieht sie ganz erfüllt und durchdrungen von der Bedeutung des Moments. Und doch, wie natürlich, wie ungezwungen, der Lage eines Jeden angemessen, ist der Ausdruck geblieben; wie entsprechend der Würde des Augenblicks und wie behaglich zugleich, wie menschlich wahr sind sie gruppirt! Da ist kein feiertägliches Staunen in den Mienen, die im Anblick des Unerhörten, nie Gesehenen sich zum Ausdruck des Befremdens, der unbequemen Verwunderung verzögen; da ist kein übler Contrast einer Menge, die sich stößt und drängt, ein niegesehenes Schauspiel zu erblicken, und zugleich eine dummfeierliche, scheinheilige Haltung annehmen zu müssen meint. Es sind keine nordischen Barbaren: Wir befinden uns ja in Italien, inmitten eines Volks, dem das Schöne und Erhabene überall gegenwärtig, dem der Sinn dafür zur zweiten Natur geworden, das bei jeder Veranlassung sich zu begeistern fähig, auch bei der größten und seltensten seiner Würde eingedenk bleibt, und sich mit Behagen den gewaltigen Eindrücken überläßt, die es vorbereitet und verständig finden.

Wir würden in das Gebiet des Malers eingreifen, wenn wir es unternehmen wollten, die einzelnen Gruppen und Gestalten in ihrer Mannichfaltigkeit, in ihrer Fülle darzustellen. Es genügt uns, auf ein großes Meisterwerk der neuen Kunst aufmerksam gemacht zu haben.

## Tabletten.

*** Wien. Anastasius Grün, der von seiner Besitzung am Hardt auf der Eisenbahn hierher reiste, um seinen unglücklichen Freund Lenau zu besuchen, wäre bald ein Unglück zugestoßen. In der Nähe des Dorfes Krieglach in Steiermark hatten sich von dem nach Gräz gehenden Lastenzuge durch einen heftigen Windstoß zwei Waggons abgelöst, die sodann bei dem starken Gefäll der Bahn ihrem eigenen Gewichte folgend, abwärts auf den Schienen fortliefen. Der Wagenzug, mit dem Graf Auersperg reiste, mußte jeden Augenblick in entgegengesetzter Richtung daherbrausen und ein furchtbarer Zusammenstoß wäre fast unausbleiblich gewesen, hätte nicht ein Bahnwächter die Geistesgegenwart gehabt, auf die rollenden Waggons zu springen und tüchtig zu bremsen. Als der Reisetrain anlangte und man die wackere That bemerkte, sprang der Graf schnell von seinem Sitz und veranstaltete mit der Reisemütze in der Hand schnell in allen Waggons eine Collecte für den muthigen Mann, dem die Reisegesellschaft ihre gesunden Glieder dankte. Grenzb.

*** Der bengalische Hirsch in Belgien. Der zierliche bengalische Hirsch scheint sich in Belgien ganz zu naturalisiren, denn er vermehrt sich rasch, wie in seinem Vaterlande. Die zoologische Gesellschaft von Antwerpen hat eine ziemliche Anzahl erhalten, welche sich sehr leicht aufziehen ließen. In der Stuterei von Tervoeren hat man mehrere Paare dieser schönen Thiere verkauft, und besonders mehrere Weibchen, da die weiblichen Geburten um ein gutes zahlreicher sind. Diese Hirschart empfiehlt sich nicht nur durch ihre Zierlichkeit und die Schönheit ihres kastanienbraunen, weiß gesprenkelten Fells, sondern ist auch ein vortreffliches Wildpret, das dem Dammhirsch und Reh gleich oder überlegen ist. Diese Hirsche schmiegen sich sehr leicht an den Menschen an, und haben nicht wie unsere Hirscharten, ihre Zeiten von Wuth, wo sie gefährlich werden.

*** Wolfgang Menzel in Stuttgart sagt über Ulrich von Hutten: „Ulrich von Hutten hat durch die außerordentliche Verehrung, die ihm in neuerer Zeit von Seiten des vulgären und Pseudo-Liberalismus gezollt wird, leider nicht viel an Größe gewonnen, wohl aber ist er noch langweiliger gemacht worden, als es seine Schriften ohnehin sind. Einen solchen Charakter muß man möglichst kurz zusammenfassen, um ihn anziehend zu finden. So wie man ihn in der ganzen Breite seiner Sprache auseinanderlegt und dann noch die modern sentimentale Brühe (?) eines Ernst Münch und ähnlicher Spiegelfechter des Liberalismus darüber gießt, so wird er für Geister von nur einigem Geschmack völlig ungenießbar. Wir dürfen dem trefflichen Ritter nicht zurechnen, was ihm seine Bewunderer geschadet haben; doch sind seine zahlreichen Flugschriften und Gedichte bei weitem nicht mit den Lutherischen an Kraft und Tiefe zu vergleichen, und indem er beständig die Ritterlichkeit vorkehrt, statt des Schwerts aber doch eigentlich immer nur die Feder führt, nehmen seine großen Worte hin und wieder einen Schein von Prahlerei an, und gerade diese seine schwache Seite hat ihm, scheint es, das Herz unserer liberalen Maulhelden gewonnen." — Kann man wohl kleinlicher über einen großen Mann urtheilen!

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 20. Juli.)

— Wien. In einem Hause der Vorstadt Spitelberg hat man an der Wand eines bisjetzt als Rumpelkammer benutzten Gemaches ein arabisches Gedicht entdeckt, das unfehlbar aus der Zeit der letzten Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 herstammt und vielleicht einen Schöngeist unter den Janitscharen zum Verfasser hatte. Die Vorstadt Spitelberg ist eine der ältesten der Hauptstadt und ihre Lage im Angesicht des jetzigen Burgthors, wo damals die Löwelbastei war, die von den Muselmännern am grimmigsten gestürmt wurde, erklärt am Besten den Ursprung jener Ghasele, deren Erhaltung im Laufe voller 161 Jahre am meisten befremden muß.

— Herr von Warburg, Redacteur des seit sieben Jahren in Berlin erscheinenden „Magazins für Jäger", ist am 3. d. M. auf einer Lustpartie in Charlottenburg in Folge eines Schlagflusses gestorben. Sein Magazin wird fortgesetzt.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 20. Juli. Bürgerlich und romantisch, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Bauernfeld.

Donnerstag, den 22. Juli. Zampa, oder: „Die Marmorbraut", romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Herold.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 200.** Donnerstag, den 22. Juli **1847.**

## Reich und arm.

(Fortsetzung)

Unterdessen hatte sich der Saal gefüllt. Da es zum Souper noch zu frühe war, so suchte man die Zeit damit auszufüllen, daß jemand aus der Gesellschaft eine Probe seines Talentes zum Besten geben sollte. Schon hatte man Fräulein Molsberg, welche für eine Virtuosin auf dem Piano galt, mit der Bitte um eine Sonate bestürmt, als Herr Molsberg mit einem feinen Lächeln zur Gesellschaft trat und mit liebenswürdiger Grazie verkündete, daß ein kleines Concert die Abendunterhaltung eröffnen sollte.

„Herr Molsberg," sagte Herr von Meggenhofer, indem er seinen Rücken in eine zierliche Beugung vor dem Geldmanne brachte, „pflegt stets seinen Gästen eine angenehme Ueberraschung vorzubehalten. Ich bin überzeugt, er hat gewiß auch dießmal irgend eine besondere Berühmtheit für sein Concert zu requiriren gewußt."

„Sie möchten sich doch theilweise in Ihren Erwartungen getäuscht finden, Herr Baron," erwiederte der Banquier. „Ich habe nämlich blos eine junge Sängerin, welche vor vierzehn Tagen zum erstenmale und zwar, wie es heißt, mit bedeutendem Beifalle auf dem Hoftheater zu Dresden auftrat, für unsere Soiree gewinnen können. Dagegen kann ich Ihnen unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit anvertrauen, daß wir heute eine, ebenfalls erst neu auftauchende literarische Berühmtheit unter uns besitzen werden, welche aber bis jetzt nur incognito aufgetreten ist."

„Ah!" tönte es ringsum wie aus einem Munde.

„Etwa Eugène Sue?" fragte gespannt ein junges Mädchen mit blassem Teint.

„Oder Ida Hahn-Hahn?" fragte Frau Molsberg.

„Sie werden es nicht errathen, Verehrteste", unterbrach Herr Molsberg den Strom der Fragen, der gegen ihn losbrach; „ich sage Ihnen ja, eine Berühmtheit, die bis jetzt nur incognito aufgetreten ist."

„Bitte, lieber Eduard, bitte!" rief Frau Molsberg mit Chorus indem sie von ihrem Sessel emporsprang, „wer ist es."

„Daß doch die Töchter Eva's niemals ihre Abstammung verleugnen können," entgegnete lächelnd der Banquier. „Du weißt, theuerste Nanette, daß ich stets bemüht war, die Gesetze der Galanterie zu achten. Darum bitte ich Dich auch, nicht weiter in mich zu dringen, indem ich mich sonst gezwungen sehe, Dir Deine Bitte abzuschlagen."

Die Damen waren sämmtlich zu Herrn Molsberg geeilt, versicherten sich eines Theils seiner Kleidung und in allen Tönen der Scala erscholl es: „Bitte, Herr Molsberg, lieber, bester Herr Molsberg! den Namen, den Namen! Wir wollen gewiß das Geheimniß bewahren."

Der Banquier versuchte eine Retirade, welche indessen eben so unglücklich als die Napoleons im Jahr 1812 ausfiel, nur daß er, statt von langbärtigen Kosacken, von Damen mit Wespentaillen verfolgt wurde.

Endlich stellten sie, nachdem sie noch lange vergeblich gestürmt hatten, ihren Angriff ein, und kehrten neugieriger als je, nach ihren Plätzen zurück.

„Aber wie in aller Welt war es Ihnen möglich, den Schleier zu lüften, welcher den Namen des Dichters jener schönen, beifallgekrönten Tragödie deckte?" fragte Herr von Meggenhofer, indem er den Banquier unter dem Arme faßte.

„Das will ich Ihnen im Vertrauen erklären. Der Director des Theaters ist mir sehr verbunden, so daß er mir nicht leicht eine Bitte abschlagen kann. Als ich nun vorgestern in der Stadt war, ermangelte ich nicht, meinen Freund zu besuchen, um wo möglich den Namen des Dichters zu erfahren, da sich im Augenblicke das ganze Bad mit Hin- und Herrathen über diesen Punkt beschäftigt. Nur unter dem Versprechen, Niemanden etwas davon mitzutheilen, vertraute er mir den Namen und die Wohnung an. Sie kennen, Verehrteste, fuhr er mit anmuthigem Lächeln zur Gesellschaft gewendet, fort, „meine Leidenschaft für die Kunst und ihre Priester. Ich wäre unglücklich gewesen, wenn es mir nicht gelungen wäre, den berühmten Anonymus zu bewegen, meine Abendunterhaltung mit seiner Gegenwart zu beehren. Denn Sie wissen, man hat nicht immer einen Bosco oder Döbler oder sonst eine Merkwürdigkeit, die man seinen Gästen zur Unterhaltung vorführen könnte. Ich eile also nach der bezeichneten Straße, suche das Haus und finde es auf der Stelle. Ein dicker Portier steht vor der Thüre und raucht gemächlich aus seiner irdenen Pfeife."

„Sagen Sie mir, lieber Freund," fragte ich ihn, „wohnt hier im Hause nicht ein gewisser Herr so und so?"

„Der Schlingel blies mir eine Wolke seines Tabaks entgegen und sagte dann, indem er an den Fingern zählte:

„Erster Stock: der geheime Rath; zweiter: die Engländer; dritter: der Architekt. Nein, der Herr, den Sie suchen, wohnt nicht im Hause."

„Er muß aber doch hier wohnen", entgegnete ich, „denn Straße und Haus hat seine Richtigkeit."

„Warten Sie, sagte er, ja dort oben bei dem Architekten wohnt ein Herr. Steigen Sie nur die Treppe hinauf, au troisième."

„Mein Plan war im Augenblick gefaßt. Ich hatte schon längst einen Seitenbau an meiner Villa aufführen lassen wollen; ich werde also dem Architekten den Bau übertra-

gen, dachte ich. Er wird zu diesem Zwecke herauskommen müssen und ich werde ihn und seinen Freund, der Niemand anders ist, als der berühmte Unbekannte, zu meiner Soiree einladen. Gedacht, gethan. — Doch um Ihre Geduld nicht allzusehr auf die Folter zu spannen, es gelang mir, die beiden Herren, ohne daß ich das Incognito des Dichters berührte, zur Annahme meiner Einladung für heute Abend zu bewegen und ich hatte schon vor einer halben Stunde das Vergnügen, sie unter meinen Gästen zu bemerken."

„Also hier ist er, hier!" riefen Frau und Fräulein Molsberg wie aus einem Munde, accompagnirt von den übrigen Herren und Damen.

Der Banquier verließ die Gruppe, mit welcher er sich bisher beschäftigt hatte, um den übrigen Gästen anzuzeigen, daß das Concert anfangen solle.

Die Saalthüre öffnete sich hierauf und Herr Molsberg führte eine junge weißgekleidete Dame herein, welche die Gesellschaft mit einer tiefen Verbeugung begrüßte und sich dann auf einem Sessel niederließ. Einer der Bedienten des Banquiers brachte eine kostbare Harfe, welche der Dame überreicht wurde.

Das leise Gemurmel, das den Eintritt des Mädchens begleitet hatte, verstummte, als sie den ersten Accord auf der Harfe anschlug. Die Künstlerin mochte etwa neunzehn Jahre zählen. Dunkle Locken umschatteten das etwas bleiche Gesicht, welches durch einen sinnenden Ernst charakterisirt wurde. Ihr Wuchs war schlank, ohne gerade schmächtig zu seyn; in ihren Mienen zeigte sich die vollkommenste Ruhe.

Schon die ersten Griffe in das volltönende Instrument bekundeten eine große Gewandtheit des Spieles. Die Weise trug ein ernstes, melancholisches Gepräge. Es war das Vorspiel zu dem Sterbeliede Genaros aus „Lucrezia Borgia". Als die letzten, langgehaltenen Töne verklungen waren, begann sie das Lied mit glockenreiner Stimme. Eine wahrhafte Todtenstille herrschte in dem Saale; kein Athemzug wagte die herrliche Weise zu unterbrechen, welche mit außerordentlicher Gewalt die Herzen der Zuhörer ergriff. Sie endete den Vers, ohne daß eine Hand durch Beifallgeklatsche die Stille zu unterbrechen gewagt hätte.

Plötzlich blieb das Auge der Sängerin an einem Punkte haften, ihre Wangen erblaßten, das Accompagnement stockte. Herr Molsberg, der in ihrer Nähe stand, folgte der Richtung ihres Blickes und sah, an eine Säule gelehnt, seinen unbekannten Gast, der die Hände über einandergeschlagen, stumm und mit zu Boden gesenkten Blicken der Sängerin lauschte.

Es war ein junger Mann von einnehmender Gesichtsbildung, nur daß sein Antlitz etwas allzublaß war. Der schwarze Rock war über der Brust zugeknöpft und diente dazu, die Blässe des Gesichtes noch mehr hervorzuheben. Dunkle kurze Locken beschatteten eine hohe, weiße Stirne und Augen von derselben Farbe wie die Haare, glänzten unter den langen Augenwimpern.

Ihm zur Seite stand der Architekt. Er beobachtete lächelnd seinen Freund, der ganz in das Anhören der Musik versunken, nichts von alledem zu bemerken schien, was um ihn herum vorging.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Fürst Michael Woronzow.

(Fortsetzung.)

Daß Graf Woronzow in vorgerückten Jahren noch die schwere Bürde des Commandostabs im Kaukasus übernommen, wundere jene nicht, die seinen Charakter kennen. Er hatte immer große Vorliebe für den Orient und für den Kaukasus insbesondere. Die ritterlichen Söhne des Gebirges hatte er als junger Mann kennen gelernt, ja man erzählt, daß er selbst öfters mit Einzelnen gefochten, mehr um ihre Stärke im Führung des Degens kennen zu lernen, als in blutiger Absicht. Allen Phasen der kaukasischen Kriegsgeschichte war er mit Aufmerksamkeit gefolgt, und er besprach die dortigen Ereignisse immer mit besonderer Theilnahme. Auch während des Aufenthalts des Marschalls Marmont im südlichen Rußland war der Kaukasus zwischen beiden täglicher Gegenstand der Unterhaltung. Die, welche den Grafen in seinem Wirkungskreise zu Odessa und in der Krim lange Jahre in der Nähe zu beobachten Gelegenheiten hatten, meinten, daß bei aller Theilnahme, die er den Bauten, der Bodencultur, den Handelsverhältnissen rc. seiner Provinzen schenke, doch sein mächtiger Geist hier keine volle Befriedigung, kein genügendes Feld der Thätigkeit finde, daß er nach einer größern Rolle strebe. Als Generalstatthalter der Türkei, in dem eroberten Konstantinopel, dort, meinten sie, sey der rechte Sitz der passende Wirkungskreis für ihn. Kein Mensch sey so geeignet, den Orientalen zugleich zu imponiren und sie für sich einzunehmen, die Türken mit dem russischen Joch zu versöhnen, die Gegensätze zwischen Christenthum und Islam, zwischen Occident und Orient auszugleichen, wie Michael Woronzow. So hörte ich mehr als einmal Russen aus seiner Umgebung, seine enthusiastischen Verehrer, sprechen. Wer gesehen, was Woronzow aus dem Reiche der krim'schen Chane gemacht, mochte solche Ansichten natürlich finden. Aber die Aufgabe, Konstantinopel zu administriren, dürfte schwerlich einem jetzt lebenden Russen zufallen. Rußland hat an den Eroberungen Katharina's noch zu verdauen, und so lange Polen und der Kaukasus nicht besser russificirt sind, wird schwerlich ein russischer Kaiser im Ernste die Hand nach einer Beute ausstrecken, deren Behauptung ihm leicht mehr Blut kosten dürfte, als alle früheren Eroberungen zusammengenommen. Der Kaiser hat inzwischen dem Grafen Woronzow eine Aufgabe übertragen, die, vielleicht minder reizend als die Statthalterschaft am Bosporus, doch gewiß eben so großartig und im Falle zweckmäßiger Lösung, nicht weniger ruhmvoll ist. Woronzow sollte die durch Grabbe, Kluke und Neidhardt compromittirte Ehre der russischen Waffen im Kaukasus rächen, die unabhängigen feindlichen Völkerschaften unterwerfen oder pacificiren, der friedlichen hartgedrückten Bevölkerung Transkaukasiens denselben Segen einer gerechten, milden und redlichen Verwalung bringen, wie sie Woronzow in den tatarischen Gegenden Neurußlands eifrig versucht und zum Theil wirklich zu Stande gebracht hat. Endlich sollte er den Augiasstall der Corruption und des Betruges, der zum größten Nachtheil der Armee, der Kronkassen und der Landesgemeinden in den Kaukasusprovinzen zu einer fürchterlichen Last angewachsen, mit aller Energie reinigen. Zu letzterm Zweck namentlich übertrug der Kaiser seinem Stellvertreter dictatorische Gewalt. Das erste Bestreben Woronzows in seinem neuen Wirkungskreise war die Niederlage bei Itschkeri zu rächen und die unter den Eingebornen stark erschütterte Achtung

der russischen Kriegsmacht wieder herzustellen. Ein wohlberechneter und großartiger Feldzug über Andy in das Innere der Gebirge und Wälder der großen Tschetschnia war blutig und mit schweren Verlusten durchgeführt, übrigens mit Erfolg gekrönt, denn Dargo, die Residenz und der Schlupfwinkel des Tschetschenzenfürsten Schamyl, ward genommen, zerstört und die dortigen Magazine fraß die russische Brandfackel. Woronzow wurde in den Fürstenstand erhoben und hatte kurz darauf eine Zusammenkunft mit dem Kaiser Nikolaus in Sewastopol. Was zwischen beiden verhandelt worden, gelangte natürlich nicht zur Oeffentlichkeit. Aber in Tiflis, wo man in wohlunterrichteten Kreisen die Ansichten, Plane und Wünsche des Fürsten genau zu kennen glaubt, versicherte man damals, Woronzow sey bei näherer Kenntniß der kaukasischen Verhältnisse und des Kriegsschauplatzes zur Ueberzeugung gelangt, daß eine rasche Unterwerfung oder Beruhigung des östlichen Kaukasus keine menschenmögliche Aufgabe, sondern eine Sache der Zeit und der Beharrlichkeit sey. Er habe dem Kaiser, der nach dem Fall von Unzula und der Verheerung Awariens sich plötzlich wieder den kriegschnaubenden Rathschlägen eines Theils seiner Generale zugewendet, von großen Expeditionen entschieden abgerathen, und dafür ein anderes System, wobei die Krepostenlinie mit mobilen Colonnen vereinigt und je nach Umständen defensiv oder angriffsweise gegen die den Festungen zunächst wohnenden Stämme verfahren werden sollte, vorgeschlagen. Doch meinte der Fürst, das Gelingen eines solchen Systems sey eine Sache der Consequenz, keine Aenderung, kein Wechsel desselben dürfe mehr stattfinden. Den Kaukasus mit einem Schlag zu überwältigen, dazu sey selbst das mächtige Rußland mit dem Aufgebot all seiner Kräfte und Hülfsquellen nicht stark genug, wohl aber den Feind durch Ermattung zur Ruhe zu zwingen. Ferner hieß es in Tiflis, der Fürst habe offen erklärt, daß durchgreifende Reformen in der Armee und in der Civilverwaltung unerläßlich seyen, und um dem Kaiser Einsicht in die wahre Sachlage zu geben, habe er ihm all die schreienden Mißbräuche, die ganze Geschichte eines unglaublichen Bestechungs- und Plünderungssystems der Beamten aufgedeckt, so wie er sie in den Berichten gewissenhafter, mit den geheimen Untersuchungen beauftragter Männer gefunden. Aehnliches hatte der Czaar auch früher schon vernommen, z. B. durch den Senator Hahn, den er zweimal nach Tiflis zur Untersuchung der transkaukasischen Verwaltung geschickt hatte. Auch hatte der Czaar ein paarmal strenge gestraft, z. B. den Eidam Rosen's, General und Fürsten Dadian, der zum gemeinen Soldaten degradirt worden. Doch bedurfte es der Autorität eines Mannes, wie Woronzow, und des Vertrauens, das eine so großartige Persönlichkeit einflößt, um den Monarchen zu durchgreifenden Maßregeln zu vermögen, wodurch natürlich viele vornehme Beamte des Heeres und der Verwaltung, viele Namen des hohen Adels compromittirt werden mußten. Doch willigte der Kaiser in alle Bedingungen des Fürsten ein und gab ihm unbeschränkte Vollmacht. Seitdem hat sich nun in den Kaukasusprovinzen, wie wir durch Privatmittheilungen glaubwürdiger Personen vernehmen, eine ungeheure Veränderung ergeben. Das was Tausende für eine übermenschliche Aufgabe hielten, ist doch einigermaßen verwirklicht worden: der Augiasstall der Corruption und des Betruges ist großentheils gefegt. Hunderte von Beamten und Officieren haben ihre Stellen verloren, viele wurden den Gerichten übergeben, darunter sogar zwei Stabsofficiere vom höchsten Rang, über welche das Strafurtheil in St. Petersburg gefällt werden soll. Die Mehrzahl der Kreishauptleute und der Districtsbeamten wurden von ihren Plätzen gejagt, sie hatten durch das schamloseste Aussaugen der Eingebornen ihr Schicksal verdient. Wenn ihre Nachfolger auch nicht von besserm Pflichtgefühl durchdrungen, wird sie doch der Schrecken, welcher plötzlich in die Beamtenwelt der Kaukasusprovinzen gefahren, abhalten, denselben Weg zu gehen wie ihre Vorgänger.

(Schluß folgt.)

---

## Tabletten.

*** **Carl Maria Weber's Selbstbekenntnisse**, geschrieben am 10. Januar 1810, Nachts 11 Uhr. Dem Gesellschafts-Zirkel entronnen, betrete ich mein stilles, einsames Zimmer, und wohlthätig umfaßt mich die Oede, die mir wenigstens erlaubt, den selbst auferlegten Zwang abzulegen, der mein Inneres vor der Welt verschließt, der durch Kampf mit der Verhältnisse Stürmen errungen, zu einer äußeren Ruhe sich formte, daß Wenige unter meiner freundlichen und vielleicht fröhlichen Hülle den Zorn suchen werden, der mich verzehrt, und meinen Geist und Körper benagend aufreibt. Nur unter dem Druck hebt sich die Welle? nur gedrückt zeigt die Stahlfeder ihre Schnellkraft? und die ungünstigsten Verhältnissen und Lagen nur gebären große Männer? dann steht die Anwartschaft zum großen Geiste und Ziele fest begründet in mir, denn nie hat wohl ein Sterblicher sich wiedersicherer unterdrückenderer und talentlähmenderer Umstände zu rühmen gehabt als ich. Bei den kleinsten, wie bei den bedeutendsten Unternehmungen meines Lebens, warf mir das Schicksal feindliche Dinge in den Weg; und gelang mir je etwas, so waren gewiß die überstiegenen Hindernisse, überwundenen Schwierigkeiten unglaublich, und verbitterten den Genuß. Eine beinahe förmliche Stumpfheit gegen alle Schicksalsschläge ist der einzige Gewinn; der noch das höchst zermalmende Gefühl mit sich bringt, daß selbst die Freude keinen reichen Eindruck mehr auf mich zu machen im Stande ist, weil gespensterhaft die feste Ueberzeugung mit ihr Hand in Hand vor mich tritt, daß ich sie nur verbittert genießen kann. Vom Mutterleibe an beschrieb mein Lebenspfad andere Linien, als die eines jeden andern Menschen; ich erfreue mich nicht der Erinnerung froh durchgaukelter Kinder-Jahre, kein freies Jünglingsleben erhob mich; im Alter des Jünglings stehe ich da, an Erfahrung ein Greis, alles durch mich, alles aus mir, nichts durch andere. Ich habe nie geliebt, denn nur zur bald zeigte mir immer meine Vernunft, daß alle Weiber, von denen ich Thor geliebt zu seyn wähnte, nur aus den erbärmlichsten Antrieben mit mir spielten. Die Eine liebelte mit mir, weil ich vielleicht der einzige Mensch unter 40 Jahren im Orte war, die andere lockte die Uniform, und die dritte glaubte vielleicht mich zu lieben, weil sie das Bedürfniß zu liebeln hatte, und der Zufall gerade mir den Eintritt in ihren häuslichen Zirkel verschaffte. Mein Glaube an die Weiblichkeit, von der ich ein hohes Ideal in der Brust trage, ist dahin, und also auch ein großer Theil meiner Ansprüche auf menschliches Glück. Wenn ich nur je Eine fände, die sich wenigstens die Mühe geben wollte, mich so geschickt zu betrügen, daß ich ihr glauben könnte — wie dankbar wollte ich ihr auch beim Erwachen dafür sein! Ich fühle es: ich muß lieben, ich bete die Weiber an, und hasse, verachte sie! — ich kannte nie die zarten Bande der Bruder- und Schwesterliebe; meine Mutter starb mir früh, mein Vater liebte mich überzärtlich, und

troz aller Achtung und Liebe, die ich ewig für ihn hege, entzog ihm dieß mein Vertrauen; ich fühlte ihn manchmal schwach gegen mich, und diese Liebe vergißt sich nie! Freunde glaubte ich gefunden zu haben; die Gewohnheit meines Umgangs hatte sie an mich gefesselt; wir trennten uns, und ich war vergessen. Ich warf mich der Kunst in die Arme, betete die großen Künstler abgöttisch an, und fand sie endlich, bei der gesuchten Vertraulichkeit mit ihrem Götterthume, beinahe zu mir herabgezogen. Die Meister widersprachen sich, was sollte der Lehrling thun? lägen nicht in Dir, göttliche Kunst! die Regeln, Dich zu fassen, ich wäre verloren gewesen! und Du, meine einzige Erquickung, mein Alles! auch Du kannst feindlich vor mir stehen, und mich — indem ich glühend Dich umfasse — im Gefühle meines Nichts vor Dir, zu Boden stoßen? Herkules-Kleid der Menschheit! alles umangelnde Verhältnisse! ihr seit es, die mich mit mir, mit meinen Freunden, mit der Kunst und Gott entzweien — indem ich Euch Allgewaltigen mich füge, vernichte ich mich; indem ich lache, vergehe ich, und bei einem Bonmot spreche ich ein Todesurtheil. Kurz, „Erbärmlichkeit" ist das Loos der Menschen; in nichts der Vollkommenheit nahe, stets unzufrieden, uneinig mit sich selbst, ist er ein personifizirtes schwankendes, immerwährendes Treiben ohne Kraft, Willen, Ruhe; denn das Momentane aller dieser Dinge, als Erscheinungen, ist nicht zu rechnen, und selbst diese Aeußerungen, die aus der Fülle meines Ich's kommen, sind der Beweis davon. (Frankl's Sonntagsbl.)

*** Druidische Ueberreste. In einem Steinbruch zu Freihun bei Calais entdeckte man eine ausgemauerte zwei Metres lange und einen Metre breite Grube, die mit 100 Pferdsköpfen angefüllt war, in deren Mitte sich ein Kuhkopf mit noch frischen Hörnern befand. Keine andern, diesen Thieren zugehörige Knochen waren zu finden. Man glaubt, dies rühre von Opfern der Druidenpriester her. Ausld.

*** Das „Journal d'Elbeuf" meldete vor einiger Zeit, daß in der Nacht vom 30. zum 31. März in einem Wirthshaus zu Orival ein Feuer ausgebrochen war. Eine Ratte hatte die Thür einer Laterne an der Wand eines Stalles offen gefunden, hatte die brennende Talgkerze herausgerissen und auf den Heuboden geschleppt, der bald in hellen Flammen stehn mußte.

*** Wie mißtrauisch das Volk in Paris ist! Am Thore des Luxembourg fand am 12. Juli Nachmittags ein Volksauflauf statt, den ein mit Stroh beladener Wagen veranlaßte, welcher in raschem Trabe von der Straße Tournon herkam und in den inneren Hof des Pairspalastes einfuhr. Die Menge schrie, man wolle Cubieres oder Teste entwischen lassen. Ein Piket der Municipalgarde zerstreute den Haufen und der anscheinend berauschte Fuhrmann wurde verhaftet, der Wagen aber nach dem Holzhofe gebracht.

*** Eine romantische Liebesgeschichte. Polizeiagenten haben, wie der „Trier. Ztg." gemeldet wird, vor einigen Tagen in den Pariser Vorstädten mehrere Ausrufer verhaftet, die eine Flugschrift ausboten, in der das Liebesverhältniß der Tochter eines alten Generals F. mit einem Prinzen N. und die handgreifliche Intervention des Vaters, ferner die Verbannung des Prinzen nach Barèges erzählt wurde. Bekanntlich circulirte diese Geschichte auch in der Pariser Tagespresse und ward durch eine sehr räthselhafte Note des „Moniteur" widerlegt.

*** Ein bedeutsames Symptom. Ein eifriges Mitglied eines Mäßigkeitsvereins fragte neulich einen Mann, der noch keiner solchen Genossenschaft beigetreten war, ob er keine Neigung zum Mäßigkeitsverein spüre? — O ja, sagte der Gefragte, denn wenn ich Wein sehe, wässert mir stets der Mund. Bl. a. d. Gw.

---

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 21. Juli.)

* Herr Professor Read, welcher als dramatischer Vorleser in London und Paris großen Beifall erwarb, hat jetzt auch in Deutschland mit seinen Vorlesungen aus Shakspear'schen Dramen den Anfang gemacht. Wie früher in Bonn, so ließ er sich am 10. d. M. auch in Bad Homburg hören. In den tragischen Scenen des Macbeth, so wie in der Todtengräberscene des Hamlet, vornehmlich aber in der Rolle des Fallstaff, erwarb er sich vor einem ausgewählten Zuhörerkreis wohlverdienten Beifall. Herr Read reist von hier nach Baden-Baden und Berlin.

— Nach den Berichten englischer Blätter hatte sich Frau Betty Kalspel, geb. Fischer aus Darmstadt in der diesjährigen Londoner Saison der ehrenvollsten Anerkennung ihres schönen Gesangstalentes zu erfreuen. So trat sie, durch den Erzbischof von York aufgefordert, in einem unter dessen Direction am 19 Mai stattgehabten Ancient-Concerte und in der berühmten Philharmonischen Gesellschaft am 7. Juni auf und hatte endlich noch die hohe Ehre, bei Anwesenheit des Königs und der Königin der Belgier, am 28. Juni, im Buckinghampalaste zu singen, wobei ihr insbesondere die huldvollsten Beifallsäußerungen der Königin Victoria zu Theil wurden.

— Die „Preuß. Staatszeitung", die noch immer von Zeit zu Zeit treffliche dramaturgische Berichte (man sagt aus der Feder des Fürsten Lynar) liefert, spricht u. A. folgende beherzigenswerthe Worte aus, die ihre Anwendung wohl auf noch mehr Bühnen als die Berliner, finden dürften: Während in alten guten Zeiten das Schweigen des Publikums die Lehre der Schauspieler war, erregen jetzt wenige Jubelmänner (wie man die Claqueurs im Gegensatz zu den Klageweibern des Alterthums wohl nennen kann) wahre Beifallsstürme, und oft ist es ein einziger Sperling, der die Lawine des Applauses zu Fall bringt. Dazu die Kritik mancher Blätter, welche die Kunst versteht, Einzelnes zu loben, wo das Ganze zu verwerfen ist, und Einzelnes zu tadeln, wo das Ganze Lob verdient — und man begreift, wie schwer in dieser argen Welt die wahre Willensmeinung des Publikums zu erfahren ist.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 22. Juli. Zampa, oder: „Die Marmorbraut", romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Herold.

Mittwoch, den 21. Juli. Vicomte von Letorières, oder: „Die Kunst, zu gefallen", Lustspiel in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen von Bayard, von C. Blum.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 201. Freitag, den 23. Juli 1847.


### Reich und arm.

(Fortsetzung)

Als die Sängerin in ihrem Vortrage stockte, schlug der Fremde die Augen empor. Er begegnete ihrem Blicke, der auf ihm ruhte. Eine leise Röthe färbte ihre Wangen, als er sah, wie Jene, durch seinen Blick wieder zu sich gebracht, sich wegwandte und plötzlich gefaßt ihr Spiel fortsetzte. Niemand als er und vielleicht Herr Molsberg mochten etwas von der Unterbrechung, noch weniger aber von der stummen Augencorrespondenz gemerkt haben. Die Harfenspielerin endete ohne weitere Unterbrechung ihr Lied und erhielt von der Gesellschaft einen donnernden Applaus.

„Es ist doch eigen," sagte eine Stimme, als das Lied geendet war, ganz in der Nähe des Fremden. „Das Gesicht des Mädchens kömmt mir so bekannt vor, und doch kann ich mich nicht erinnern, es jemals gesehen zu haben."

Der Fremde drehte sich rasch um und sah dem Sprecher in's Gesicht, der niemand anders war als Meggenhofer, welcher sich mit dieser Bemerkung an seinen Freund, den französischen Baron, gewendet hatte. Jener mochte wohl sehr überrascht seyn, Meggenhofer hier zu erblicken, und dieser erkannte vermuthlich in dem Fremden auch Jemanden, den er hier nicht erwartet hatte, denn beide starrten einander an, als halte einer den andern für ein Gespenst.

„Ha," murmelte endlich der Fremde, indem er sich abwandte und den Arm des Architekten ergriff; „hier also finde ich ihn wieder."

„Wen?" fragte dieser und sah sich erstaunt um. In demselben Augenblick gewahrte er Meggenhofer und den französischen Baron. Auch ihm waren beide nicht unbekannt, denn kaum hatte er sie erblickt, als er mit einem eigenthümlichen Lächeln ihm zuflüsterte: „Ah so! Stille nur, ich weiß was Du meinst. Komm, laß uns einen andern Platz nehmen."

Als beide sich etwas entfernt hatten, packte Meggenhofer den Baron, der sich ausschließlich mit der Beobachtung der Sängerin beschäftigte, an einem der Knöpfe seines Uniformfrackes und sagte hastig:

„Hast Du ihn auch erkannt?"

„Wen?" fragte dieser überrascht.

„Dort geht er, der Naturdichter."

„Was für ein Naturdichter? Was schwatzest Du denn da für drolliges Zeug!"

„Derselbe, nach dem Du Dich vorhin noch erkundigtest; na, sieh mich nur nicht an, als ob Du glaubst, ich spräche im Traume. Derselbe, den ich einst bei der Schauspielerstochter ausgestochen habe."

„Er hier?" erwiederte der Baron. „Geh, das ist nicht möglich."

„Doch, sieh nur dort unter dem Lustre, der ganz schwarze Herr mit dem bleichen Gesicht. Erkennst Du ihn jetzt?"

„Pardieu! Du hast recht, er ist's! Wie mag der hierher kommen?"

„Das weiß der Himmel! Wahrscheinlich wird er so eine Art Schauspieler geworden seyn oder ein Musikant. Du kennst ja die Künstlermanie des Banquiers."

„Diantre!" unterbrach in plötzlich der Franzose, indem er mit den Fingern schnellte, „da kommt mir plötzlich ein Gedanke. Sollte am Ende gar er der Dichter des gefeierten Trauerspiels seyn? Ich möchte es ihm fast zutrauen. Ich wüßte auch sonst nicht, wie er unter die Gesellschaft käme."

„Er?" lachte der Baron, „geh' doch! Er wird Hofmeister bei Molsberg's geworden seyn und so vielleicht manchmal, wenn der Banquier bei guter Laune ist, bei den Soireen zugegen seyn dürfen."

In demselben Augenblick trat der Banquier, der unterdessen die Sängerin nach einem Sitze zur Seite seine Gemahlin geführt hatte, zu ihnen.

Der Franzose ergriff ihn am Arme.

„Wünschen Sie, daß ich Ihnen jetzt sage, wer Ihr Dichter ist?" fragte er lächelnd den Börsenmann.

„Eh bien!" entgegnete dieser gespannt.

„Nun, so schauen Sie einmal dorthin nach Ihrem großen Wandspiegel. Sehen Sie dort den jungen Mann mit dem blassen Gesicht? Was wetten Sie, daß er es ist?

„Chut!" sagte Herr Molsberg. „Ich bitte Sie, bester Baron, verderben Sie mir meine Freude nicht. Sie haben es errathen."

„Das ist nicht möglich", nahm Meggenhofer jetzt das Wort. „Herr Molsberg sucht uns blos auf eine falsche Spur zu bringen; denn ich kenne den Menschen noch von früher her."

„Mag seyn" erwiederte der Banquier. „Ich kann Sie indessen mit der größten Bestimmtheit versichern, daß er wirklich der Dichter der „Sofronia" ist. Also ich vertraue auf Ihre Diskretion; denn", fuhr er fort, indem er aus der Seitentasche seines Frackes ein Lorbeerkränzchen hervorbrachte, „dem Verdienste seine Kronen. Das Feuerwerk wird jetzt beginnen; sobald es geendet hat, werde ich ihn der Gesellschaft, die es von dem Pavillon aus ansehen wird, als solcher vorstellen, und unsre junge Sängerin wird ihm den Kranz auf sein Haupt drücken. Dann wird ein feierlicher Toast von der Musik dargebracht und ein bengalisches Feuer in allen Farben wird zugleich den ganzen Garten erleuchten. Sehen Sie, meine Herren, so

ehren wir die Kunst. Also Sie verderben mir meine Freude nicht?"

Der Banquier, nachdem er von den beiden Herrn das Versprechen erhalten hatte, entfernte sich, um einige weitere Anordnungen zu treffen.

„Nun, was sagte ich?" fragte der Franzose.

„Meinetwegen," entgegnete Meggenhofer. „Ich werde indessen meinen Wagen vorfahren lassen. Denn ich habe gar keine Lust, der Apotheose beizuwohnen. Gehst Du mit?"

„Danke. Ich sehe, daß Fräulein Molsberg sich eben an's Klavier setzt Du weißt, daß ich ein leidenschaftlicher Bewunderer ihres herrlichen Spieles bin, und daher auch nicht gerne etwas versäumen möchte."

„Und auch ihrer selbst, Capisco. Ich denke, Du kömmst morgen zu mir und erzählst mir von dem Triumphe, den ich leider nicht abwarten kann. Au plaisir."

Der Baron entfernte sich. Der Franzose hingegen stellte sich in die Nähe des Klaviers, wo er Fräulein Adelaide bequem sehen und von ihr gesehen werden konnte.

Nach Adelaiden ließen noch mehrere Damen theils ihre Kunstfertigkeit im Spiele des Piano, theils ihre schönen Stimmen von der Gesellschaft bewundern. Allein alles trat in Schatten, wenn man es mit dem verglich, was die fremde Sängerin geleistet hatte, welche indessen ungeachtet der Bitten einer Menge von Herren, die sich um sie versammelt hatten, nicht zu bewegen war, eine zweite Probe ihres schönen Talentes abzulegen. Ihr Blick schweifte unruhig durch die Gesellschaft; sie schenkte den Complimenten, womit man sie überhäufte, fast gar keine Aufmerksamkeit, sondern schien mit ihrem Geiste ganz wo anders zu verweilen.

Eine Rakete, welche zischend mit ihrem flammenden Schweife durch die Nacht aufstieg, gab das Zeichen zum Anfange des Feuerwerks. Die Gesellschaft eilte nach dem geräumigen Garten, wo man von einer Terrasse aus das Feuerwerk, das auf einem kleinen See abgebrannt werden sollte, am besten erblicken konnte. Der Fremde, oder richtiger gesagt, **Ernst Mehner**, denn er war es, verließ ebenfalls seinen Platz, um nach der Terrasse zu gehen. Indem er sich der Stelle näherte, wo die Sängerin saß, welche auch ihm, wie vorher dem Baron von Meggenhofer, außerordentlich bekannt vorgekommen war, sah er den Banquier, der zu ihr trat, um sie nach dem Garten zu führen.

„Wäre es gefällig, Fräulein Bourdon," sagte Molsberg, indem er ihr den Arm bot.

Wie vom Blitze getroffen, starrte Mehner die Sängerin an. Es war Sophie, Mina's Schwester. Er machte eine rasche Bewegung gegen das Mädchen, welches ihn schon früher erkannt hatte. Sie sah ihn mit einem Blicke an, der ihm den Abend, wo er vor sechs Jahren aus ihrem Hause geschieden war, mit allem, was sich daran knüpfte, auf das Lebhafteste in's Gedächtniß zurückrief. Mit zitternder Hand schlug er den oberen Theil seiner Weste zurück und auf der Rückseite derselben zeigte sich ein schwarzes Sammtbändchen. Ein leichtes Nicken verrieth ihm, daß sie ihn verstanden hatte; sie ergriff den Arm des Banquiers und verließ den Saal.

Ernst Mehner folgte ihr wie im Traume nach.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Fürst Michael Woronzow.

(Schluß)

Woronzow hat bei der neuen Organisation des Landes eine Energie und unerbittliche Strenge gegen pflichtvergessene Menschen gezeigt, wie man sie ihm nach seiner Verwaltung im südlichen Rußland kaum zugetraut hätte. Denn dort warf man ihm häufig zu viel Milde, zu viel Rücksicht und Großmuth vor; er zauderte öfters, Schuldige die ganze Strenge des Gesetzes fühlen zu lassen. Der neue Wirkungskreis, das unbeschränkte Vertrauen, das ihm der Kaiser durch Bekleidung mit dictatorischer Gewalt bewies, scheint die Festigkeit seines Charakters noch erhöht zu haben. Gegen die Tscherkessen hat Woronzow ein klügeres System als irgend einer seiner Vorgänger mit Erfolg versucht, indem er den einflußreichsten Häuptlingen große Geschenke machte und jährliche Besoldungen bewilligte, den Bergvölkern günstige Handelsvortheile auf allen russischen Märkten am Kuban und am schwarzen Meer einräumte und ihrem Schleichhandel mit der türkisch-asiatischen Küste keine Hemmnisse in den Weg legte. Besondern Einfluß auf die Beruhigung der streitbaren Kuban-Stämme hatte seine persönliche Erscheinung in Jekaderinodar, woselbst die meisten Häuptlinge des linken Ufers zu einer Unterredung sich einfanden. Die hohe imponirende Gestalt, die Würde und freundliche Majestät des russischen Oberbefehlshabers konnten ihren Eindruck auf die ritterlichen Männer nicht verfehlen, bei welchen äußere Vorzüge von jeher von besonderm Gewicht sind. Der große Stamm der Temirgöwzen wurde zuerst gewonnen und siedelte sich unter den Kanonen der russischen Festungen an der Laba an; ihrem Beispiel folgten die Beslanejewzen und die Mohoschewzen. Endlich unterwarf sich sogar die zahlreiche und mächtige Völkerschaft der Abasechen, welche 20,000 Krieger stellen kann. Sogar die Schapsuchen, die Hauptfeinde der Russen am Kuban, schickten einen Abgesandten an den Fürsten Woronzow und strömen gegenwärtig in Massen nach dem Markt von Jekaderinodar. Am schwarzen Meer scheinen nur die Ubichen und Tschigeten noch in alter grimmiger Feindschaft zu verharren, und Gagra, Ardler, Pitzunda sind fortwährend blokirt. Es ist freilich zu bemerken, daß der russische Obergeneral diese friedliche Haltung der Tscherkessen in der Gegenwart mit Concessionen erkaufte, welche für die Zukunft der russischen Sache dort wenig Hoffnung gewähren. Denn durch die eingeräumten Handelsvortheile gewinnen diese Völker Geld, und der ungehinderte Verkehr mit Samsun und Sinope sichert ihnen die Zufuhr von Munition. So beschleunigt die gegenwärtige Ruhe die wirkliche Unterwerfung Tscherkessiens keineswegs; auch sind die Russen in ihrer Stellung am Pontus und Kuban nicht um eine Fußbreite vorgerückt. Der größte Gewinn, den sie aus dieser Unthätigkeit der Tscherkessen ziehen, ist das Gedeihen der Kosakenniederlassungen am rechten Kubanufer, welches ein halbes Jahrhundert lang von den Angriffen der Bergvölker schwer zu leiden hatte. Auch erlaubt diese Ruhe des westlichen Kaukasus den Russen all ihre kriegerischen Mittel im Osten zu concentriren. Woronzow ist zur Einsicht gelangt, daß mit den fanatischen Völker von Dagestan, Lesghistan und der Tschetschina alle Friedensunterhandlungen verlorne Mühe seyen, und er hat gegen sie ein ganz verschiedenes System eingeschlagen. Indem er einen großen Theil der Kosakenbevölkerung vom Terek nach der Sundscha vorschob, dort die Stanitzen und Vorposten vermehrte, die Wälder zu lichten versuchte, an der Südseite

den Bergkette von Andy und an den Ufern des Sulak eine neue Linie von Forts und Blockhäusern errichtete, zeigt er offenbar, daß sein Plan ist, die verschiedenen feindlichen Völkerschaften zu trennen, die große Tschetschina nordwärts von der kleinen Tschetschina, im Osten und Süden von Dagestan, und Lesghistan abzuschneiden und jenen Hauptherd des Feindes in schmalere Gränzen einzuengen. Schamyl erkannte recht wohl die ihm dadurch drohende Gefahr, und sein tollkühner Einfall in die Kabarda scheint hauptsächlich den Zweck gehabt zu haben, den Kriegsschauplatz nach einer entferntern Gegend zu versetzen, die Russen anderwärts zu beschäftigen und den Stämmen am rechten Ufer der Sundscha Luft zu machen. General Freitag, welchem der Fürst den Oberbefehl am linken Flügel übertragen, operirt fortwährend im Geist jenes Systems mit Umsicht und Beharrlichkeit. Rasche und glänzende Erfolge lassen sich nicht davon versprechen, aber es ist wahrscheinlich das passendste Operationssystem, das dort überhaupt angewendet werden kann.

Die großartigste und segenvollste Maßregel, welche Transkaukasien dem Fürsten Woronzow verdankt, ist die Aufhebung des russischen Zolltarifs zu Gunsten sämmtlicher russischer Provinzen jenseits des Kaukasus. Dadurch hat er die ganze Bevölkerung und namentlich die Armenier, in deren Händen früher der Transithandel zwischen Persien und Europa war, sich zu Freunden gemacht. In Tiflis war der Jubel über diese Maßregel gränzenlos. Man hofft mit Grund, daß diese Hauptstadt Georgiens nunmehr einen Theil ihrer alten Handelswichtigkeit wieder gewinnen und der frühere Wohlstand in die verarmten Provinzen zurückkehren werde. Die Errichtung einer Dampfschifffahrtslinie zwischen Redut-Kaleh und Konstantinopel über Trapezunt wird wohl die nächste Folge der Aufhebung des Cancrin'schen Prohibitivsystems sein, und der großartig organisirte Schmuggelhandel am Araxes hat sein Ende gefunden.

Unsere Privatmittheilungen aus Tiflis schildern uns den edlen Fürsten inmitten seiner umfassenden Thätigkeit von der heitersten Stimmung, Feste folgen auf Feste und der Enthusiasmus der Georgier, Armenier und selbst der Tataren für den gastfreien und großherzigen Statthalter des Kaisers ist gränzenlos. Die russischen Fürsten, die vornehmen Tataren, die Naibs der befreundeten Bergvölker, ja selbst kurdische Begs und lesghische Häuptlinge drängen sich nach dem Woronzow'schen Palast und nehmen Theil an Tanz und glänzenden Gelagen. Freilich soll der Aufwand dabei ungeheuer sein, und der russische Staatsschatz mehr als je für die Kaukasusländer in Anspruch genommen werden.

## Eine Operation mit Schwefeläther.

Unter den vielen merkwürdigen chirurgischen Operationen, welche Dr. Dieffenbach zu Berlin in seiner neulich erschienenen Schrift „Der Aether gegen den Schmerz" (siehe Nr. 186 des Konv.-Bl.) erzählt, dürfte folgende Mittheilung auch für Nicht-Mediciner von besonderm Interesse seyn. Der berühmte Arzt schreibt: Mad. G., eine zarte Dame, litt seit Jahren an einer Knochenauftreibung der rechten Seite des Oberkiefers, welche bereits in cariöse Zerstörung übergegangen war. Sie wollte sich der Operation nur unter der Bedingung unterziehen, daß ich sie vorher ätherisirte. Dies geschah. Kaum hatte sie einige Athemzüge gethan, als sie gleich einer Verklärten auf dem Stuhle dasaß. Mit einer kleinen Säge sägte ich den kranken Knochentheil aus und stillte dann die Blutung. Die Kranke hatte bei der Operation keinen Laut von sich gegeben und versicherte, nichts empfunden zu haben. Auf meinen Wunsch gab sie mir eine Beschreibung ihres Zustandes, welche gewiß vom höchsten Interesse ist, und für die ich derselben meinen Dank hiermit abstatte.

„Trotz der großen Beängstigung hatte ich mir doch vorgenommen, genau aufzumerken, in welcher Art der Aetherrausch sich meiner bemächtigen werde. Als ich den Schlauch an den Mund nahm, athmete ich zuerst nicht stärker als gewöhnlich. Man sagte mir, dies reiche nicht hin, und ich nahm nun stärkere Züge, die ich herunterschluckte, ohne daß ich anfänglich irgend eine Wirkung auf meinen Körper bemerkte. Plötzlich bekam ich ein Gefühl im Kopfe, als erweitere sich derselbe zu beiden Seiten der Schläfen, und eine Müdigkeit befiel mich, die mir die Augen schloß. Als ich dieselben öffnete, erkannte ich noch Alles und hörte auch noch ganz deutlich. Indem ich sie aber wieder zumachte, war ich wie in einem milden, gelblichen Lichtmeer. Ich sah noch einmal auf, sah durch's Fenster den Tag und auf dem Fenster die Blumentöpfe. Von jetzt an verstärkte sich die magische Helle vor den Augen; sie war nicht imponirend, doch ungemein mild, klar und beruhigend. — Ich empfand ein ganz leises Auftupfen auf die rechte Hand, und hörte wie von fern her die Frage des Herrn Dieffenbach: „ob ich dies fühle?" Doch konnte ich nicht mehr die Augen öffnen, und nur durch Zeichen es bejahen. Dann hörte ich noch, wie dumpf verschollen, Bemerkungen der Aerzte, das Gehör betreffend, (war jedoch im Stande, ihre Stimmen genau zu unterscheiden), und fühlte auch, daß ich unwillkürlich stöhnte. — Doch hier hören meine Beobachtungen auf. — Ein Traum begann. — Fortdauernd umflossen von einer himmlischen Helle, umgab mich unbeschreibliche Ruhe, und eine unnennbare Glückseligkeit und Zufriedenheit, der jeder irdische Wunsch, jede menschliche Regung fern war, ergoß sich in meine Seele, die zugleich ein unbestimmtes Gefühl, ich möchte es dem des Dankes am nächsten stellen, empfand. Und wiederum war ich nicht unthätig, mir war, als nahm ich großen Antheil an Etwas, das mich lebhaft interessirte, ohne daß ich jetzt sagen könnte, welcher Art dies gewesen. — Aber kein leiser Anklang an Geschehenes, Vergangenes tauchte in mir auf, und den tiefen, gottvollen Frieden störte nicht die entfernteste Rückerinnerung an das Leben — es war vergessen! — Da schlug ich die matten Augen auf — ich war erwacht! — Erst Verwunderung, dann ein Gefühl von Wehmuth bemächtigte sich meiner, — der schöne Traum war zerronnen! — Ich wurde mir bewußt, ich sey auf der Erde. Da hörte ich sprechen, sah die Herren um mich, fühlte eine Art Druck im Munde und plötzlich fiel mir ein, daß ich zu einer Operation mich niedergesetzt hatte! — Aber die Instrumente waren weg! Die Vorkehrungen waren beseitigt, und Blut an meinem Tuche bewies mir, daß Alles geschehen sey. Mein Erstaunen war grenzenlos! — Während einer sonst gewiß sehr schmerzhaften Operation, vor der ich mich so sehr geängstigt hatte, war ich ruhiger, glücklicher gewesen, als je eine irdische Freude mich gemacht hat; während mein Körper den Leiden der Erde unterworfen gewesen war, hatte meine Seele den Himmel geträumt! — Von der Operation selbst hatte ich auch nicht das Mindeste gefühlt! Ich hatte weder Anfang noch Ende derselben bemerkt und keine einzige unangenehme Empfindung gehabt. Jetzt fühlte ich mich matt, aber vollkommen wohl, nur waren meine Glieder etwas ungelenkig, und ob ich gleich wieder ganz frei denken konnte, ging es mit dem Sprechen doch nur langsam und schwach.

Doch nach Verlauf einer Stunde war auch dies Alles wieder zu seiner gehörigen Ordnung zurückgekehrt. Eigen und mir ganz unbegreiflich ist noch, daß schon eine Weile vorbei, ehe ich zum Bewußtseyn dessen kam, was um mich her vorging, ich Alles, was man von mir wünschte, gethan haben soll, als: ein Glas gehalten, Wasser in den Mund genommen ꝛc., dessen ich mich nachher durchaus nicht entsinnen konnte."

## Tabletten.

*** Der Schrecken der jungen französischen Schriftsteller, die nur einigen Ehrgeiz haben, ist ein gewisser Herr Le Vigna, eine Art von Antiquar und literarischem Leichenbegängniß-Unternehmer. Wünscht ein Verleger einen Ballen Bücher, an dessen Verkauf er zweifelt, los zu werden, so bringt er ihn zu Herrn Le Vigna, der die ganze Auflage, ohne Rücksicht auf den Namen des Verfassers, zu 50 Centimes pro Band kauft. Er steht in bedeutenden Geschäftsverbindungen mit Krämern, Victualienhändlern, Tabakshändlern, und den Leihbibliotheken der kleinen Städte, ja selbst der Colonien. Kommt einmal der Name eines Schriftstellers in seinen Catalog, so fallen dessen Actien, commerciell genommen, 50 und, was die Achtung bei seinen Collegen angeht, 75 pCt. Geräth ein Schriftsteller mit seinem Verleger in Zwist, und besitzt der Verleger noch einige Exemplare von dem Werke des Autors, so schleppt er sie, wenn er rachsüchtiger Natur ist, auf Herrn La Vigna's Repositorium, von dem sie der Schriftsteller oder dessen Freunde, um Schimpf und Schande zu vermeiden, um theuern Preis erlösen müssen. Ja, Herrn La Vigna fällt es zuweilen ein, den Titel eines Buches an irgend einem in die Augen fallenden Platze seines Ladens anzuheften, was denn nicht verfehlen kann, die Aufmerksamkeit aller derjenigen auf sich zu ziehen, die bei dergleichen Geschäfte interessirt sind.

*** Häringsnasen. Seit uralten Zeiten werden die Thüringer mit dem Spottnamen „Häringsnasen" belegt, obschon sie ihn eigentlich eben so wenig verdienen, als mancher den Namen „Volksfreund" oder „Volksschriftsteller"; denn die Thüringer essen einmal die Häringe nicht grade gern, und der Verbrauch derselben ist im Verhältniß zu andern Gegenden sehr unbedeutend; und dann wohnen sie auch nicht an Seestädten, deren Bewohnern man mit größerem Fug und Recht wegen ihrer Beschäftigung oder Nahrung solchen Spitznamen beilegen könnte. Der Grund ist vielmehr, was sehr wenig Lesern bekannt seyn möchte, folgender Zug: Der letzte König Thüringens, Herrmannfried, hatte einen Minister Namens Hering. Der war auch ein treuloser Mensch gegen seinen König und Herrn, und drehte ihm und seinem Volke eine gewaltige Nase. Die Sachsen und Franken waren nämlich mit den Thüringern in Zerwürfnisse gerathen, katzebalgten sich oft miteinander, drängten den König mit seinen Thüringern 524 nach Christi in die Burg Scheidingen an der Unstrut, überrumpelten dieselbe in nächtlicher Weile, und was nicht entfloh, das wurde niedergehauen oder gefangen. Der König Herrmannfried entkam glücklich, der Minister Hering wurde von ihm in's Lager der Franken geschickt, um bei dem fränkischen König Theodorich den Friedensvermittler zu machen. Er ließ sich aber von diesem zur Treulosigkeit gebrauchen, kehrte zurück, und sicherte seinem Herrn im Namen des Frankenkönigs Schutz und Gnade zu. Herrmannfried begab sich hierauf in's fränkische Lager, fand hier aber keine Gnade, sondern den Tod durch seines treulosen Ministers Hand. Seitdem nannte man die Thüringer, weil dem König Herrmannfried und ihnen der Minister Hering eine Nase gedreht hatte, „Häringsnasen." A. Thz.

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 22. Juli.)

§ Nächsten Dienstag, den 27. d. M., wird in der Mainlust unser solennes Musikfest abgehalten, wir meinen das große Conzert, welches der Liederkranz, von sämmtlichen Männergesangvereinen unterstützt, alljährlich zum Besten der Mozartstiftung veranstaltet. Frankfurtisches Musikfest kann man dieses Concert wohl nennen, denn es gilt dem ehrenden Gedächtniß des größten deutschen Tondichters, es gilt der nachhaltigen Unterstützung junger Talente unsers Vaterlandes, die diesem Größten nachstreben. Und wenn dreihundert Männer das deutsche Lied unter Gottes freiem Himmel anstimmen, wenn sie viel Tausenden so recht in das Herz hineinsingen, dann ist's gewiß ein schönes Fest. Der Liederkranz weiß seine Sache immer gut zu machen, zumal wenn er von so tüchtigen Kräften unterstützt wird, wie die übrigen Gesangvereine sie darbieten; für Wettfingen, Feuerwerk, Böllerschüsse u. s. w. ist schon Alles vorbereitet; wir haben dem Fest nichts zu wünschen als eine venetianische Nacht. S.

*†* Wir haben Gelegenheit, das hiesige Publikum auf ein in seiner Art einziges Kunstwerk aufmerksam zu machen. Es sind dies die perspektivischen Rundgemälde, gemalt und im Besitze von Herrn Professor C. Enslen jun., Mitglied der königl. Akademie der Künste zu Berlin. — Wie sehr auch dieses Genre der Malerei in neuerer und früherer Zeit gepflegt und nur allzu häufig in die Meßbude und den Guckkasten heruntergezogen worden ist, so verdient doch die gegenwärtige Kunsterscheinung eine ganz besondere Beachtung und dürfte gewiß keinen wahren Kenner der Malerei unbefriedigt lassen. Der Eindruck der einzelnen Bilder ist überraschend, man sieht sich urplötzlich, wie durch Zauberei, inmitten einer fremden Welt, und die Meisterschaft des Künstlers bewährt sich Einem vornehmlich dadurch, daß man sogleich fühlt, wie der Eindruck des Bildes kaum hinter dem der wirklichen Natur zurückbleiben kann. Sowohl die landschaftlichen und architektonischen Bilder, als auch die des Volkslebens sind so treu wiedergegeben, daß man sich kaum noch auf die Täuschung besinnt, sondern gerne dem vollen Genuß des herrlichen Anblicks sich überläßt, der uns italischen Himmel und italisches Meer mit seinen prächtigen Farbentönen so unmittelbar vor die Seele stellt, als schaute man dies alles in nächster Nähe und Wirklichkeit. — Möchte der Urheber dieses schönen Kunstwerkes, auf dessen Vollendung derselbe einen großen Theil seines Lebens verwendet hat, sich auch in Frankfurt derjenigen wohlverdienten Anerkennung erfreuen, die ihm an andern Orten Deutschlands und Italiens zu Theil geworden ist. Aufgestellt sind die perspektivischen Rundgemälde im Saale des Sächsischen Hofes in der Schäfergasse.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 22. Juli. Zampa, oder: „Die Marmorbraut", romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Herold.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 202.** Samstag, den 24. Juli **1847.**

## Reich und arm.

(Fortsetzung.)

Das Feuerwerk war in der That prächtig zu nennen. Strahlengarben erhellten den Garten mit einem eigenthümlichen Lichte und warfen die schönsten Reflexe auf dem Wasser des Sees. Mehner war nicht mit der Gesellschaft in den Pavillon getreten, sondern hatte links seinen Weg durch eine hohe, dichtlaubige Platanenallee eingeschlagen. Tausend Gefühle durchwogten seine Brust. Jener Abend, wo das Mädchen auf der dunkeln Treppe ihm ihre Liebe gestanden hatte, wo sie ihm das schwarze Sammtbändchen mitgab, von dem er sich, seinem Versprechen getreu, niemals getrennt hatte, war lebendig in seiner Erinnerung wieder aufgetaucht. Und wie hatte sich in den sechs Jahren, die dazwischen lagen, nicht alles geändert? Das Kind war zur blühenden Jungfrau herangereift, war eine bewunderte Künstlerin geworden. Er selbst, der arme Junge, war ein namhafter und beliebter Dichter geworden, obgleich seine Schriften bisher nur pseudonym oder anonym erschienen waren. Und hier, fern von jenen Orten, wo ihm die erste Liebe einst gelächelt, wo sie ihm unsägliche Schmerzen gebracht hatte, hier mußte er dem wieder begegnen, der ihn um das Glück seines Lebens gebracht hatte, hier mußte er die wiederfinden, welche ihm in dem Augenblicke, wo alles ihn verließ, mit einer frischen, jugendlich reinen Liebe entgegentrat, die ihn wie ein süßer, schöner Traum überallhin begleitet hatte. Doch konnte nicht jene kindische Neigung längst schon wieder erloschen seyn? Aber nein! Der einzige Blick, den sie ihm zuwarf, zeigte deutlich, daß sie ihn noch nicht vergessen hatte. Und Mina, wo mochte sie jetzt weilen, wie mochte es ihr ergangen seyn?

Ein helles Licht schimmerte durch die Bäume; er kehrte sich um und sah dicht hinter sich ein Mädchen, welches ihm nachgefolgt war.

„Sind Sie Herr Mehner?“ fragte sie mit einer gewissen Heimlichkeit, welche ihm sogleich eine Zofe in ihr verrieth.

„Ja, warum?“ antwortete er überrascht.

„Eine Dame, welche Sie vor sechs Jahren in M. sehr genau kannten, wünscht dringend, Sie heute noch zu sprechen. Wenn Sie gesonnen sind, ihr diesen Wunsch zu erfüllen, so begeben Sie sich sogleich nach dem Thore, dort steht ein Fiaker für Sie bereit.“

Mehner folgte dem Mädchen ohne Verzug zurück nach dem Pavillon, wo die ganze Gesellschaft noch dem Feuerwerke, das kaum zur Hälfte vollendet war, zuschaute. Seine Blicke suchten Sophien; sie war nirgends zu finden. Als er sich nach dem Mädchen umsah, war auch dieses verschwunden. Von einem Bedienten erfuhr er, daß die Sängerin plötzlich unwohl geworden und nach Hause gefahren sey.

Die Kutsche rollte rasch dahin über das dröhnende Pflaster der Badstadt, bis sie vor einem eleganten Landhause in der Vorstadt hielt. Der junge Mann eilte nach der Thüre, welche ihm von der Zofe geöffnet wurde.

„Im ersten Stocke links,“ rief ihm das Mädchen nach.

Als er oben angelangt war, öffnete sich eine Thüre und vor ihm stand Sophie, die Sängerin.

„Sie entschuldigen, daß ich Sie der Abendunterhaltung entführte“ sagte sie mit zitternder Stimme, während sie ihn neben sich zum Sitzen einlud. „Sie werden schon seit langer Zeit von jemanden erwartet.“

„Welch' ein Glück, daß ich Sie endlich wieder finde,“ rief Mehner, indem er begeistert die Hand des Mädchens küßte, „und daß Sie meiner noch gedenken!“

„Also Sie haben des Kindes nicht vergessen, das Ihnen einst in seiner Unschuld seine Liebe gestand?“ fragte die Sängerin mit thränenfeuchtem Blicke.

Er griff in seinen Rock und brachte das schwarze Sammtbändchen hervor.

„Sophie,“ antwortete er mit tiefer Rührung. „Dieses war mein Talisman, der mich niemals verließ. Er zeugte mir von einer Liebe, die ich, leider! zu spät kennen lernte, und der ich längst entsagt hatte, weil ich nie hoffen durfte, daß die Jungfrau mir das halten werde, was das Kind mir angeboten und versprochen hatte. Ich bin, seit ich Dich nicht mehr sah, mehr geworden als meine kühnsten Wünsche mir vorspiegelten. Ich habe die Welt nach allen Richtungen durchmessen; ich besitze einen Namen, der mit Beifall gekrönt ist, und kann jetzt getrost von oben auf die herabsehen, an die ich einst von unten hinaufsah. Doch glaube mir, glücklich war ich nie gewesen, denn stets verfolgte mich die Erinnerung an das, was ich einst besessen und so bald wieder verloren hatte. Ich flehe Dich an, sage mir, ob Du mich deßhalb rufen ließest, um das Bändchen hier zurück zu fordern, oder ob ich hoffen darf, es zum Zweitenmale von Dir zu erhalten und zugleich mit ihm von der berühmten Sängerin die Erfüllung dessen, was einst das Kind mir versprochen hat?“

Sophie ließ ihn nicht vollenden. Sie sank weinend an seine Brust. „Ja, ich liebe Dich noch immer“, sagte sie selig lächelnd, indem sie ihn innig umschlang. „Ich hatte stets nur einen Gedanken, und der warst Du. Ich durfte

zwar niemals hoffen, Dich einst wiederzufinden, allein hier in der Brust flüsterte mir stets etwas, daß noch nicht alles verloren sey, und die innere Stimme hat Wort gehalten."

Mehner drückte einen langen Kuß auf ihre Lippen. Die Liebenden hielten sich stumm umschlungen, sie waren selig, sich wieder zu besitzen, denn sie hatten beide das Ziel ihrer Sehnsucht erreicht.

Ein trockenes, hohles Husten, das vernehmlich aus einem Seitenzimmer erscholl, schreckte sie aus ihrer Umarmung. Mehner richtete einen fragenden Blick auf Sophien.

Diese stand von dem Sopha auf und faßte ihn ernst bei der Hand.

„Es ist Dir noch eine zweite Ueberraschung vorbehalten," sagte sie, während sie eine Thräne aus ihren Wimpern wischte. „Verweile einen Augenblick, ich werde Dich sogleich abholen."

Sie trat in das Seitenzimmer, welches, soviel Mehner im Augenblicke bemerken konnte, schwach erleuchtet war, und schloß behutsam die Thüre hinter sich zu. Der junge Mann sank auf das Sopha zurück und stützte sinnend die Stirne in die Hand. Es kam ihm fast wie ein Zaubermährchen vor, was er im Laufe dieses einzigen Abends erlebt hatte. Er glaubte in einem Traume befangen zu seyn, so lieblich, wie er ihn noch nie geträumt hatte.

Doch tief aus den Schatten dieses Traumes hob sich das Bild eines Wesens empor, dessen er nie hatte vergessen können, obgleich lange Jahre darüber hinweggeflogen waren. —

Sophie öffnete jetzt die Thüre und winkte ihn zu sich.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Unglück bringende Haar. *)

Als ich noch bei den Uhlanen in*** stand, führte mich mein Nachmittags-Spazierritt oft bei der stattlichen Mühle vorüber, welche einige Büchsenschüsse von dem Städtchen lag.

Da ich einst wieder vorbeiritt, hörte ich laut schluchzen und weinen. Ich hielt mein Pferd an, blickte zum Fenster hinein und sah in der Hinterkammer ein armes Weib liegen, während ihr Mann sie an den Haaren festhielt und mißhandelte.

Schnell saß ich ab, band mein Pferd an das Fenstergitter und trat in das Zimmer. Pfui, Meister, sagte ich, schämt Euch, Euer armes Weib so zu mißhandeln, das thut kein Ehrenmann!

Ich bin Herr in meinem Hause! brüllte er.

Ich bezwang mich und meinte ganz ruhig, er würde mir doch nicht die Thüre weisen und wenigstens in meiner Gegenwart sich solcher Gewaltthätigkeit enthalten, widrigenfalls er bedenken möge, daß die gütige Natur mir ebenfalls einige physische Kräfte bescheert habe, die mir dazu dienen würden, den Hausfrieden herzustellen.

Die Vettel hat nichts zu thun, als ihr Haar zu flechten und zu bürsten, statt in der Küche zu arbeiten! brummte er, sich mürrisch entfernend.

*) Aus dem „Wanderbuch eines verabschiedeten Lanzknechts".

Das arme Weib setzte sich vor die Thür, die zerrauften Haare wieder ordnend. Ach, sagte sie, kann ich denn etwas dafür, daß er jede Gelegenheit absieht, mich zu schlagen, auch wird er wohl recht bald seinen Zweck erreicht haben und mich nicht mehr sehen und dann zufrieden sein; denn lange dauert es ohnehin nicht mit mir; der Doktor selbst sagt, ich habe die Schwindsucht, und mein Mann hat ihm aus Freude darüber gleich zwei Säcke feines Weizenmehl in das Haus geschickt; ach, aber an all' Dem ist mein unglückliches Haar Schuld!

Auf mein Befragen erzählte sie: Schon zu Hause war es mein Unglück! von fünf Kindern bin ich die einzige mit schwarzem Haar, mein Vater haßte mich deßwegen; meine Mutter, die etwas eigenes Vermögen hatte, hinterließ es mir, und deswegen begehrte mich mein jetziger Mann trotz seiner Abneigung gegen dies schwarze Haar, denn er liebt nur die Hochblonden! Von meinem Vater und meinen Geschwistern fast zum Hause hinausgestoßen, hoffte ich durch Gehorsam und Treue doch die Liebe meines Mannes zu gewinnen. Ich bin schwach und kränklich und unterzog mich willig auch den schwersten Arbeiten; aber mein Mann verlangt gar zu viel, und macht die Hausfrau zur Magd. Aber Gott sei Dank, ich hoffe bis zum Herbst, wie der Doktor sagt, hab' ich es überstanden, und doch sagen die Leute, und dabei trocknete sie lächelnd die Augen, mein Haar sei schön und die Frauen in der Stadt würden eine solche Zierde theuer bezahlen. Nun, wenn ich sterbe, vermache ich es Ihnen, Herr Lieutenant, aber nehmen Sie sich in Acht, es klebt ein Fluch daran!

Das nächste Frühjahr rückte ich vom Urlaub beim Regimente ein; ich hatte mich zu melden und lag noch im Bette; meine Montursorten ordnete mein getreuer Diener, als der Trompeter, Friseur, Federschmücker und Tausendkünstler an die Thür klopfte. Seit meiner Abwesenheit vom Regimente hatte sich eine Veränderung in der Adjustirung ereignet. Statt Federbüschen waren Roßbüsche als Helmschmuck an die Czakos gesteckt worden. Man setzte besonderen Werth auf diese Veränderung, und die andern Pferde auf der Weide und sogar in den Ställen mußten oft ihre Schwänze einbüßen, um unsere Köpfe damit zu zieren. Die wahren Elegans aber kauften um hohe Preise aus feinem, glänzendem Frauenhaar verfertigte Büsche, welche sich natürlicherweise weit besser ausnahmen. Der Herr Trompeter brachte mir nun ein derlei Requisit militärischen Dandysmus.

Schade, sagte er, daß ich dem Herrn Lieutenant nicht den Busch bringen konnte, den ich seit vorigem Herbst liegen hatte; er war, aber es ist ein Geheimniß, aus den Haaren der verstorbenen Müllerin.

Ist die arme, hübsche blasse Müllerin gestorben? rief ich.

Ja wohl, todtgeprügelt worden, so nach und nach, erwiederte er gleichmüthig; es war auch keine Frau für den dicken Müller. Hat auch die Selige nicht gemocht, und als sie gestorben, haben auch die Todtengräber sie gleich Tags darauf aus dem Hause in die Todtenkammer getragen. Um einige Gulden und ein paar Maß Wein habe ich ihnen die schönen Zöpfe bald abgehandelt. Das ist ein Czakobusch geworden! Er ist seine zehn Ducaten werth, einen ähnlichen muß der Inhaber selbst nicht haben! Nun, da kam der Lieutenant N.., der hatte just im Spiele viel Geld gewonnen, adjustirte sich neu und hat den Busch gekauft! ich hätte Ihnen denselben gegönnt, auf Ehre.

Ich zahlte den Trompeter und ging mich zu melden. Ich dachte viel an Kathinka's (so hatte die Müllerin geheißen) Haar. Als ich wieder bei der Mühle vorbeiritt, waren die

Blumengärten vor dem Hause in eine Pfütze verwandelt. Der dicke Müller saß vor der Thüre und grüßte mich kaum. Als ich nach Hause kam, war entsetzlicher Rumor beim Stabe. Lieutenannt N... hatte sich erschossen; starker Verlust im Spiele war schuld daran. Seine Sachen wurden versteigert. Lieutenant Graf M..., der eben nach Wien reiste, wo er als Freier in vollem Glanze auftreten sollte, kaufte den größten Theil seiner Effeten.

In Kurzem erhielt ich einen Brief, der mir anzeigte, er sey wenige Wochen vor Vollziehung einer Heirath, welche sein Glück begründet hatte, plötzlich am Nervenfieber gestorben.

Um diese Zeit befand sich zu Wien ein ausgezeichneter Offizier, welcher zu dem Regimente versetzt wurde. Er erstand die hinterlassenen Effekten des Grafen M... Kaum beim Regimente eingerückt, hatte er mancherlei Unannehmlichkeiten, da es Ton im Regimente war, keinen fremden Einschub zu dulden. Oberlieutenannt E... war nicht der Mann, sich ungestraft necken zu lassen. Ein Duell folgte dem andern. — Endlich aber, der Krug geht so lange zum Wasser bis er bricht, traf auch ihn eine tödtliche Kugel — er fiel.

— Ich lag krank und schwach auf meinem Bette; der Kopf war verbunden. Der Arzt erklärte mich zwar außer Gefahr, rieth mir aber, dem Himmel zu danken, daß bei einem so mörderischen Sturze mein Leben bewahrt geblieben sei. Bei der Revue nämlich war mir mein Pferd durchgegangen, das Sturmband zerrissen, der Czako herabgefallen. Der Czako, an der Fangschnur festgehalten, war dem wilden Pferde an die Flanken geschlagen, der wehende Busch machte die Bestie noch wilder, und endlich setzte diese in einen haushohen Graben mit mir hinab, wo Roß und Reiter bewußtlos liegen blieben.

Ich bin nur froh, daß ich den Czako wieder habe, sagte mein Diener, und den Busch. Er ist der schönste in der Armee. Euer Gnaden wissen gar nicht, wie pfiffig ich denselben nach dem Tode des Oberlieutenant E... in der ersten Konfusion ausgetauscht habe. In der Verlassenschafts-Auktion haben sie statt seiner unseren abgeschabten, der dem Schwanze einer kranken Ratte glich, lizitirt, und ich habe den schönen, als uns gehörig, gleich auf den Czako gesteckt.

Nimm ihn sogleich herunter, stöhnte ich mit matter Stimme, begrabe ihn und kaufe mir einen andern, sei's ein Rattenschweif, den aber setze mir ja nicht mehr auf!

Du lachst mich wohl aus, lieber Leser? hättest aber vermuthlich, wie ich, um keinen Preis der Müllerin verhängnißvolles Vermächtniß behalten.

---

## Tabletten.

*** Wien, 15. Juli. Die große Theilnahme, die das traurige Geschick des unglücklichen Dichters Lenau in der Brust jedes gebildeten Deutschen weckt, veranlaßt mich Ihnen ein näheres über ihn mitzutheilen, wie es aus der vor einigen Tagen stattgehabten ärztlichen Berathung hervorgeht. Der Curator des Kranken, Hr. Dr. Alex. Bach vereinigte die renommirtesten Aerzte unserer Residenz: den k. k. Regierungsrath und Leibarzt Sr. Maj. des Kaisers Dr. Seeburger, den Decan der medicinischen Facultät Dr. Frhrn. v. Feuchtersleben, den Docenten der Geschichte der Medicin Dr. R. Seligmann, den kais. Rath. und Prof. Dr. Schroff, den kaiserl. Feldarzt Dr. Riegler zu einem Consilium, das an dem Kranken in überwiegender Diagnose ein organisches Gehirnleiden erkannte, welches nach jetzt zum erstenmal, wohl auch nur in Wien, wo Lenau den größten Theil seines Lebens zubrachte, möglichen genau zusammengestellten Berichten die Zeichen eines körperlichen Leidens bedeutend früher auftreten läßt, bevor irgend eine physische Alteration sich bemerkbar machte, und bevor verschiedene innere und äußere Einflüsse hinzukamen, denen man eine so traurige Wirkung beimessen muß. Die Prognose der Aerzte lautet höchst traurig und die Therapie beschränkt sich auf ein entschiedenes Abweisen irgend einer heftig eingreifenden Methode. Das Verhalten des Kranken ist ein ruhiges; sehr heitere Stimmung wechselt mit tiefer Versunkenheit ab. Musik, wiewohl er selbst die ihm mitgetheilte Violine und Guitarre abweist, übt einen sichtlich wohlthätigen Einfluß auf ihn, und man kann ihn da singend einfallen hören; wenn sie stürmisch wird, sagt er wohl auch: „Nur leise!" Sein Aussehen ist kräftig vegetirend; reinlich gekleidet, mit einer dampfenden Cigarre empfängt er gerne Besuche von Freunden in dem schönen Garten der Anstalt des Dr. Görgen in Döbling, das nur eine Viertelstunde von Wien entfernt und heiter gelegen ist. Die Freunde, die ihn häufig besuchen, sind nicht immer sicher daß er sie erkennt, vorzüglich wenn er, wie in manchen Tagen, nur unartikulirte Laute ausstößt. A. Zeit.

*** Der alte Sir John Barrow, berühmt als Begleiter Lord Macartney's in China und als Reisender in Südafrika, hat kürzlich seine Lebensbeschreibung in London herausgegeben, worin er unter Anderem die Bemerkung macht: „In früherer Zeit, und bis zu meinem vierzigsten Jahre, brachte ich meine Zeit größtentheils außerhalb des Hauses zu Lande zu, und unter den Klimaten von 80° nördl. Br. bis zu 40° südl. Br. zur See. Mehrere tausend Meilen machte ich zu Fuß, namentlich in Südafrika, und volle tausend in China. In den letzten vierzig Jahren meines Lebens machte ich mir sehr wenig Bewegung, ausgenommen an den Sommerabenden, wenn ich nicht an meinem Schreibtisch beschäftigt war, und brachte jeden Sommer einen Monat oder sechs Wochen auf dem Lande zu. Außerdem machte ich zwei- oder dreimal eine flüchtige Reise auf dem Festlande. Ich bin von jeher ein mäßiger Esser einfacher Speisen und ein mäßiger Trinker, meist von Portwein, gewesen. Aus angeborner Gewohnheit bedarf ich selten oder nie irgend einer Arznei. (Späterhin erzählt Barrow, daß er nur einmal in seinem Leben einen Arzt gebraucht, und zwar einen chinesischen Doktor, den er in der Stadt Ting-hae, auf der Insel Tschusan, zu Rathe gezogen.) N. Korresp.

*** In Portugal findet sich, wie ein neuerer Reisender im „Echo du monte savant" erzählt, ein weitverbreiteter Aberglaube von der „Moira Encantada", oder der bezauberten Maurin. Die Landleute glauben, obgleich das maurische Geschlecht ausgestorben ist, habe doch die maurische Gewalt noch nicht ganz aufgehört, und fast in jedem Schlosse, in welchem sonst die Sarazenen herrschten, gehe eine bezauberte Maurin des Nachts als Geist umher, und bewache die unentdeckten Schätze. Obgleich dem feindlichen, heidnischen Geschlechte angehörend, liegt doch keine Härte in ihrem Gemüthe, kein Schrecken in ihrem Blicke, und wenn beim Grauen des Morgens der Thau im Grase funkelt, wenn die untergehende Sonne die letzten Strahlen auf das maurische Schloß wirft, sieht man sie, gekleidet in die wehenden Gewänder ihres Geschlechts, an einem verfallenen Denkmale der Größe ihres Volkes lehnen, als trauere sie, nicht als suche sie Rache. Sie scheut

die Menschen nicht, und bisweilen umgibt sie mit ihrem Zauber einen Liebling, schützt ihn vor Unglück, und theilt ihm etwas von ihrem verborgenen Gelde mit. Man hält es nicht für Sünde, die Moira aufzusuchen; die Landleute lieben die hohe stille Frau, und büßen so durch Liebe die Unthaten ihrer Väter gegen die Mauren ab. A. Thz.

*** Amerikanischer Kunstenthusiasmus. Im Lande der Yankees hat alles seine originellen Seiten, so auch der Kunstenthusiasmus. Ein Correspondent schreibt der „Schnellpost": — Als Anfang Juni die jetzt hier anwesenden Italiäner in Boston sangen, warf der Signora Tedesco eines Abends nach beendigter Bravour-Arie ein Mann erst Hut, dann Handschuh, und endlich seinen Stock zu, und nahm mit einem Schrei des Entzückens nach beendigter Operation wieder seinen Platz ein. Hier in Newyork will man nicht nachstehen, nur ist die Beifallsbezeugung etwas delikater! Schreiber dieses war Zeuge, wie heute vor 8 Tagen eine Pappschachtel von ziemlichen Dimensionen aus einer Seiten-Loge auf die Bühne geflogen kam; der weibliche Chor, der am nächsten stand, betrachtete diesen Kasten mit mißtrauischen Blicken, und einige ihrer Anbeter in unserer Nähe fürchteten selbst für das Leben der gefeierten Tedesco, denn ihrer Ansicht nach war das Geschenk das einer Rivalin, und der Inhalt der geheimnißvollen Büchse verderbenbringend; die Prima Donna war aber anderer Meinung, sie empfing lächelnd aus den Händen des Tenors die Schachtel, und trug sie unter Jubel und Händeklatschen der Menge davon — der Inhalt bot nichts Erschreckendes dar: einen Shawl im Werthe von 400 Schill., von 700 Schill. nach andern Angaben!! — That will do for Newyork!

*** Ein Nachtwandler. Französische Blätter melden, daß letzthin in einem Wirthshause zu St. Omer ein merkwürdiges Exemplar von einem Nachtwandler gesehen worden sey. Die Leute im Hause wurden um Mitternacht durch den Lärm von Ziegeln geweckt, die vom Dache in den Hof fielen. Oben auf dem Dache hörte man eine Stimme, welche die Parisienne sang, und im Mondscheine sah man endlich auf dem First des Daches einen Mann sitzen. Man hatte so viel Geistesgegenwart, ihn nicht anzurufen, und der Nachtwandler glitt auf dem Dache herum, ging einige Augenblicke in der Dachrinne singend umher, kroch endlich durch ein Fenster wieder hinein, und kam in den Hof herab, in welchem man ihn weckte. Das Erstaunen der Zuschauer war groß, als einer seiner Gefährten versicherte, der Nachtwandler, ein Fuhrmann, habe öfter schon im Schlafe die Räder von seinem Wagen abgemacht, die Achsen geschmiert, die Räder wieder angemacht, und einen Theil sehr zerbrechlicher Waaren recht sorgsam eingepackt.

*** Neulich hatte Mehemed Ali plötzlich den Befehl gegeben, daß die ganze eingeborne Bevölkerung von Alexandrien, weß Standes auch immer, zu den Befestigungsarbeiten verwendet werden solle. Die Ursache dieser nur momentanen Zornauswallung war folgende: Er hatte 40 Zöglinge aus verschiedenen Familien aussuchen lassen, die auf seine Kosten in Paris erzogen werden sollten. Da erfuhr er denn zu seinem großen Aerger, daß mehrere fremde junge Leute aus der Hefe des Volkes von der Stadt untergeschoben worden waren, indem die Eltern sich dieses Kunstgriffes bedienten, um ihre Kinder von dem Lande der Ungläubigen fern zu halten. Wüthend ließ er die Sünder vor sich bescheiden, fuhr sie auf das Heftigste an, erklärte, sie seien nicht besser als das liebe Vieh und darum wolle er auch, daß sie dem Vieh gleich arbeiten. Aecht orientalisch ließ er aber die anderen Einwohner mitbüßen. Er hat den Befehl nun zurückgenommen.

---

## Genie und Glück.

Tief unter dem Wasser,  
Da liegt ein Land,  
Wo Sonne leuchtet,  
Wie oben am Strand,  
Wo Wiesen duften  
Und Bäume blüh'n,  
Wo Wälder rauschen  
Und Berge glüh'n.

Wo Städte, Paläste  
Und Burgen steh'n,  
Nur Alles schöner,  
Als hier zu seh'n,  
Wo Elfen wohnen  
In seliger Lust,  
Wo Liebende kosen,  
Brust an Brust.

Nur die entdecken  
Die Herrlichkeit,  
Die schärfer sehen,  
Vom Himmel geweiht,  
Die glücklich finden  
Am Uferrand  
Zur rechten Stunde  
Den rechten Stand.

Adolf Bube.

---

**Physikalischer Verein.**

Samstag, den 24. Juli. Ueber die Anwendung einer neuen Klasse von Gold- und Silbersalzen zu galvanoplastischen Zwecken. — Einfache Prüfung des Chlorwassers. — Ueber das Verhalten des kalten Wassers zu Kartoffel- und Weizenstärke.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 24. Juli. (Zum Erstenmale) Eine Mutter des Hauses, Drama in 1 Akt; frei nach Dennery und Lamoine, von C. Gollmick. — Hierauf: Der zerbrochene Krug, Lustspiel in 1 Akt, von Kleist. — In den Zwischenakten: 1) 12. Concertino für Violine von Spohr, vorgetragen von Herrn J. J. Bott, Soloviolinspieler der kurfürstl. hessischen Hofkapelle und erster Beneficiat der Mozartstiftung. 2) a. Andante cantabile, b. Variationen über Bellini'sche Thema's, für Violine componirt und vorgetragen von Herrn J. J. Bott.

Montag, den 26. Juli. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt) Zum Erstenmale: Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Akten von Gustav Schmidt.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 203. Sonntag, den 25. Juli 1847.

## Reich und arm.

(Fortsetzung)

Ernst trat in ein schwach erleuchtetes Zimmer, in welchem er anfangs nichts genau unterscheiden konnte.

„Endlich also kann ich ihn wieder sehen," sagte eine Stimme, welche, obgleich Ernst nicht unvorbereitet war, ihn dennoch bis in's Innerste durchdrang. Er wandte sich nach der Sprecherin um; Sophie schlug den Schirm der Nachtlampe zurück, und dicht neben dem Kamine in einem hohen Lehnsessel erblickte er Mina, seine erste Geliebte wieder. Aber welche Veränderung war mit ihr vorgegangen. Die Wangen waren eingefallen und von einer hektischen Röthe leicht überflogen, ihre Gestalt war gebeugt, und die Hand, die sich ihm zum Gruße entgegenstreckte, war fast nur noch mit Haut bedeckt. Nur das Auge, jenes Auge, aus welchem er einst einen Himmel gesogen hatte, war dasselbe geblieben. Die einst so volltönende Stimme aber klang hohl und ward von einem beständigen Husten unterbrochen.

Mehner versuchte sich ihr lächelnd zu nahen, allein der Schmerz überwältigte ihn. Er vermochte kein Wort zu sprechen, sondern wandte sich zur Seite, um seine Rührung zu verbergen.

„Zürnst Du mir noch immer, Ernst?" fuhr Mina fort „darf ich das Wort der Versöhnung noch nicht von Dir zu vernehmen hoffen? Sieh, ich habe meine Kräfte zusammengehalten, ich habe nur deßhalb dieses Leben, das jeden Augenblick mich verlassen wollte, dahingeschleppt, um einmal noch Dich wieder zu sehen. O ich habe gebüßt für alles was ich gefehlt habe, Ernst!"

Ein heftiger Husten unterbrach ihre Rede. Mehner war tief erschüttert. „Mina" sagte er, indem er ihre Hand ergriff und an seine Brust drückte. „Ich habe Dir schon längst vergeben, was ich Dir zu vergeben hatte. Nicht Du warst es ja, die sich mir entriß und mich hinausstieß in ein wildes, freudeloses Leben, sondern die Macht der Verhältnisse. Laß uns die Vergangenheit mit allem, was sie in sich schließt, vergessen und hoffnungsvoll der Zukunft entgegen schauen.

„Hoffen?" entgegnete sie schmerzlich lächelnd. „Meine Hoffnungen sind erfüllt. Doch, laß Dich hier an meiner Seite nieder, wie einst in früheren, glücklicheren Tagen. Auch Du bist verändert, Ernst. Deine Locken sind dünner, Deine Wangen blässer geworden. O daß ich sechs Jahre wieder zurückerkaufen könnte!"

„Laß die Vergangenheit ruhen, Mina" entgegnete Ernst wehmüthig. Was hilft uns der Wunsch, wenn die Erfüllung unerreichbar ist! Du hast recht; auch ich bin älter geworden; ich bin der schwärmerische Jüngling nicht mehr, der sich einst die Zukunft so rosenfarben ausmalte. Meine Ideale sind erblichen, meine kühnen Träume zerronnen."

Mina stützte ihre Hand auf seine Schulter und lehnte ihren Kopf daran. Beide hingen still ihren Gedanken nach; das Herz fühlt sich sonderbar bewegt, wenn man diejenigen wiederfindet, welche man einst heiß geliebt hat. Wie ein Traum erscheint die Zeit, welche verronnen ist, während man fern von ihnen weilte. Mehner fand seine Geliebte wieder, aber an der Pforte des Todes. Er sah diesen Augen, die wieder mit der früheren Liebe an ihm hingen, an, daß sie bald sich schließen würden, um sich nimmer wieder zu öffnen. Die Hand welche auf seiner Schulter ruhte, war kalt und feucht. Ein tiefes, unendliches Mitleid erfüllte sein Herz, wenn er auf diese welke Blume niedersah, welche einst so stolz geprangt hatte, und die er damals sein eigen hatte nennen dürfen.

„O wäre ich nie von hier entwichen!" seufzte sie leise, indem sie sich noch fester an ihn schmiegte. „Ich hätte besser gethan."

Sophie, welche schon früher beide allein gelassen hatte, trat mit einem schönen blondlockigen Knaben an der Hand wieder ein. Das Kind eilte zu Mina und schmiegte sich an sie.

„Du weinst, Mama?" fragte der Junge mit schmeichelnder Stimme, „komm, nimm Deinen Ernst auf den Schooß und höre auf zu weinen; der fremde Herr lacht Dich sonst aus."

Mina hob den Knaben auf den Schooß und barg ihr Gesicht, das plötzlich von Röthe übergossen war, hinter seinem Lockenköpfchen. Mehner sah überrascht dem Knaben in das blühende Gesichtchen, welches dieser ihm traulich zukehrte.

„Wie heißest Du, lieber Junge?" fragte er den Kleinen, indem er sich zu ihm niederbeugte und ihm freundlich die Locken zurückstrich.

„Ernst Bourden," entgegnete ihm der Knabe. „Und wie heißen Sie?"

„Ich heiße auch Ernst," entgegnete er erschüttert.

Mina blickte auf und ihr Blick begegnete dem Mehner's. Sie hatten sich beide verstanden.

### 4. Tags darauf.

„Ihr seyd ein verwünschtes Volk, ihr Dichter", sagte ärgerlich der Architekt, der, wie wir dem Leser zu bemerken vergessen haben, niemand anders war, als Rapp, indem er den Bleistift, womit er die Façade zu des Banquiers Neubau gezeichnet hatte, zur Seite warf. „Allerlei Streiche macht ihr, die man höchstens einem englischen Lord zutrauen

könnte. Und bei all' eurer Genialität werdet ihr doch stets angeführt. Ist das nicht eine Geschichte zum Verrücktwerden? Da läufst Du von dem glänzenden Souper fort, gerade als der Banquier Dich der Gesellschaft als den großen Unbekannten vorstellen wollte. Ich glaubte, er wolle rasend werden vor Aerger, als er das halbunterdrückte Lachen der Gesellschaft vernahm, welche er unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit schon im Voraus von Allen in Kenntniß gesetzt hatte. Hat man je so etwas erlebt!"

„Man wird vielleicht bald noch mehr erleben, entgegnete Mehner lächelnd. Zum Beispiele: Weißt Du, wer die fremde Sängerin war, die gestern im Concerte sang?"

„Nun?"

„Sophie Bourdon, die Schwester Mina's"

„Ah!" rief Rapp und riß die Augen weit auf.

„Und dermalen meine Braut," fuhr Mehner ruhig fort.

„Ah", schrie der andre, und wich einen Schritt zurück. „Du bist nicht wohl bei Verstand?"

„Doch. Und weißt Du auch, wo ich heute Nacht war?"

„Wahrscheinlich herumgelaufen, um einen poetischen Gedanken im Mondlichte zur Welt zu fördern?"

„Falsch," entgegnete Mehner. „Ich war bei Mina. Nicht wahr, das überrascht Dich."

„Träume ich denn oder träumst Du, oder willst Du mir gar etwas aufbinden," sagte Rapp, indem er zweifelhaft drein schaute.

„Wir leben doch nicht im Fasching und heute ist doch auch der erste April nicht."

Mehner erzählte dem Freunde alles, sowohl was sich an jenem Abende vor sechs Jahren, als auch was sich am Tage vorher zugetragen hatte. Rapp hörte mit dem größten Erstaunen zu. Zuletzt, als Ernst geschlossen hatte, fragte er mit zweifelhafter Miene:

„Nun, und Du willst also wirklich die Sängerin zu Deiner Frau machen?"

„Ja," entgegnete Mehner.

„Ich dächte, Du hättest schon an ihrer Schwester genug gehabt. Wenn ich Dir rathen sollte, ich bliebe weg."

„Wie," sagte Mehner, „Du meinst, ich sollte dieses Mädchen, das mir sechs Jahre lang unverbrüchlich treu war, jetzt nicht auch für ihre Treue belohnen?"

„Wahrhaftig, Du mußt eine gute Portion Vertrauen haben, wenn Du an die Treue einer Sängerin glauben willst. Ich sehe, Du bist noch immer der Alte."

„Und Du ebenfalls," erwiederte Mehner. „Na und Deine Alte, ich meine nämlich Mina, was wird die dazu sagen?"

„Wenig, fürchte ich; denn wenn nicht alles mich täuscht, so wird sie bald ausgerungen haben," antwortete Mehner mit trübem Blicke.

„Nun und den kleinen Ernst, der wahrscheinlich in der Schnelligkeit umgetauft worden ist, wird sie euch vermachen? Was das für eine rührende Geschichte ist!"

„Rapp," sagte der Andre etwas gereizt; „spare Deinen Humor; ich weiß, was ich thun will und was ich zu thun habe."

„Meinetwegen; jetzt ist der Roman fertig," fuhr Jener fort, während er seine Zeichnungen zusammenpackte. „O über euch Dichter! Das nenne ich doch wie ein rechter Gimpel in die Falle gegangen."

Er entfernte sich, ohne Mehner's Antwort abzuwarten; dieser nahm seinen Hut und verließ das Zimmer, um in einen Fiaker zu steigen, der ihn auch bald zu den beiden Schwestern brachte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Belletristische Aristokratie.

### Von Steiner v. Buchenau.

Unsere Zustände sind bekanntlich keine epischen mehr. Die Kultur hat die Einheit des Lebens und der Sitte aufzulösen gewußt. Unsre Moral, unsre Gesetze, unsre Maximen sind an die Stelle der angestammten, das Ganze des Volks umfassenden Sitte getreten und erscheinen als Produkte der Reflexion. Was für die Literatur und insbesondere für die Poesie aus einem solchen Zustand der Dinge resultirt, das ist ihre Beschlagnahme durch die höhern Klassen der Gesellschaft, das Hervortreten der Kunstpoesie, der vorzugsweise sogenannten „schönen" Literatur im Unterschiede von der Volksliteratur; welche Letztere sich jedoch, insoweit sie Produkt der modernen Zeit ist, beim Lichte besehen, auch wieder als Produkt der reflektirten Civilisation und als das Werk einer künstlichen Condescendenz und Annäherung an das Volk erweis't. So die Dorfgeschichten von Berthold Auerbach, so die ganze an diese und die Pariser Mysterien sich anlehnende Literatur des poetischen Genres — des Schönthuns mit dem Volke, — dem Bauernstande nämlich und dem Proletariat der größern Städte.

Was dieser letztern Literaturphase ihren großen Vorzug vor den vorhergehenden ertheilt, das ist die Treue, mit der sich ihre Repräsentanten in die Verhältnisse der gegebenen Welt einzuleben wissen, die Hingabe ihrer subjektiven Launen und Grillen an die ehernen Gesetze der Objektivität. Darin besteht der formale Werth der Dorfgeschichtenliteratur, den wir schwerlich wieder aufgeben dürfen.

Die Julirevolution begründete anerkanntermaßen einen Wendepunkt in unsrer Literatur. Man weiß, wie z. B. Gutzkow nach ihr zu rechnen pflegt. Beim Beginne des Jahres 1841 leitete er den „Telegraphen" mit den Worten ein: „Eine zehnjährige Epoche, die Epoche der Julirevolution ist vorüber. Die Schlange der Zeit legt eine neue Haut, der Baum des Jahrhunderts setzt eine neue Schicht an."

Daß Gutzkow mit dem Jahre 1840 die Epoche der Julirevolution für unwiederruflich abgeschlossen erklärte, kann seinem historischen Scharfsinn nur Ehre machen. Denn sie ist in der That vorüber, die Epoche der Julillusionen, in Frankreich in der Politik, bei uns in Deutschland, der Heimath des Spiritualismus, in dem Proceß der schönen Literatur. In der Julirevolution kämpften die Massen, instinktartig erregt, für fremde Interessen; seit jener Zeit aber reibt sich der hundertarmige Riese, Volk genannt, die Augen, und vulkanische Eruptionen, die auch das Niveau der Literatur zu erschüttern beginnen, zeugen diesseits und jenseits des Rheins von seinem Erwachen. Es gährt auch bei uns, ohne daß wir die Vorstudien einer Julirevolution gemacht hätten, in den Tiefen der Gesellschaft, und die deutsche Literatur thut wohl, bei Zeiten eine vermittelnde Rolle zu übernehmen und die Interessen des Volks im wahren und eigentlichen Sinne des Worts zu den ihrigen zu machen. Berthold Auerbach z. B. ist ein ächter „Bauern-Anwalt".

Die Epoche der Julirevolution war bei uns in Deutschland eine Periode belletristischer Aristokratie.

Aber gerade die Schriftsteller, könnte man sagen, welche mit den geheimsten Fasern ihrer Existenz in der Julirevolution wurzelten, traten ja für die Interessen des Volks, für die Sache der Freiheit in die Schranken. Die Gutzkow's, die Laube's, die Mundt's — haben sie nicht von ihrem ersten Auftreten an eine oppositionelle Stellung eingenommen? Allerdings; aber sie waren in ihrem oppositionellen Streben Aristokraten, denen das Interesse des Volks in dem Interesse für ihre Person aufging. Der mit sich selbst kokettirende Egoismus des „jungen Deutschlands" war von durchaus aristokratischer Natur. Denn aristokratisch ist Alles, was sich mit vornehmem Bewußtseyn auf seine Person isolirt, volksthümlich, was zur Gemeinschaft, zur Versöhnung, zum Aufgehn in der objectiven Welt hinstrebt.

Die Versöhnung, die Liebe, der Natursinn war unsrer Literatur durch den kritischen Zersetzungsproceß des „jungen Deutschlands", wie durch die sich überstürzenden Extravaganzen des Junghegelthums abhanden gekommen. Man hatte sich mit allen Mächten der Welt, sogar mit der Gottheit „brouillirt", die Literatur war aus dem Kreise des nationalen Lebens heraus in einen vagen, nivellirenden Kosmopolitismus eingetreten, und hatte dadurch den Riß, welchen das unvermeidliche Gesetz der geschichtlichen Entwicklung zwischen ihren und den untern Schichten der Gesellschaft eröffnet hatte, nur um so viel größer gemacht. Was blieb also den jungen Schriftstellern außer ihrem „Weltschmerz" noch übrig? Womit konnten sie sich noch ernstlich beschäftigen, als mit den Wunden, die ihnen der Kampf mit einem Leben schlug, das ihnen förderhin keine Befriedigung mehr zu bieten vermochte? Sie waren durch ihr Princip darauf angewiesen, mit ihren Wunden zu prunken, anstatt sie zu heilen und an dem Feuer, in welchem sie sich verzehrten, behaglich die Cigarre anzuzünden.

Dieses Princip der subjectiven Isolirung verfehlte denn auch nicht, in der Schreibart seiner Bannerträger sich geltend zu machen. Die „eignen und eigenthümlichen Allüren", mit denen die jetzt so sehr geschmähte Gräfin Hahn-Hahn ihre schemenhaften Helden und Heldinnen herauszuputzen sucht, waren das ersehnte Ziel der jungen Schriftsteller. Man schlage eine beliebige Seite in Gutzkow's in anderer Beziehung so trefflichen „historischen Charakteren", in Laube's „Reisenovellen", in Dingelstedt's Gedichten auf (von Heine ganz zu geschweigen), und man wird allenthalben persönlichen Ehrgeiz, das nackte, isolirende Interesse des Ich's, das Toupé des Autors zwischen den Zeilen hervorblicken sehen, während uns ein Schiller oder ein Lessing nie sagen, daß sie blond oder brünett seyen. Das Interesse an dem Gegenstand wird dann durch diese Koketterie zum besten Theile verwischt. Ja, es verletzt uns wahrhaft, wenn Börne, aus einer Versammlung der St. Simonisten kommend, nichts Sonderliches zu erzählen weiß, als höchstens, daß er ein Glas Eis gegessen oder wenn Laube in seinen neuen „Pariser Briefen" berichtet, daß er sich „fürstlich" habe auftragen lassen, nachdem er in einem der vorhergehenden Briefe über Blanc's „Fraternité ou la mort!" gewitzelt. Alle diese Erscheinungen rechnen wir zur belletristischen Aristokratie.

Diese belletristische Aristokratie (wir möchten sie die Aristokratie der poetischen Opposition nennen) hebt an mit Lord Byron. Der Titanendrang des modernen Ich's mit seiner Emancipationslust und seiner unersättlichen Danaidenleere empörte sich in seiner interessant-blassen Erscheinung wieder conveninzmäßige Geistlosigkeit der Londoner literarischen Kreise, die er, wie dies auch von Schlosser (in der Geschichte des 18. Jahrhunderts) anerkannt ist, zuerst wieder mit einigem Spiritus versetzte. Das nüchterne, gezierte Dandythum der reichen Lords, die philiströse Starrheit des Proyer-book fanden in ihm einen eifrigen Bekämpfer. Es ist wahr: die Freiheit in ihrer embryonischsten Gestalt bildet die Silberader seiner Poesie; aber sein Freiheitsevangelium ist doch zugleich ein Evangelium des Egoismus. In allen seinen Erzählungen ist es seine Persönlichkeit, welche in der unverhülltesten Unmittelbarkeit in der Darstellung sich spiegelt. So ist seine Persönlichkeit auch der lyrische Mittelpunkt seiner Dramen — seines „Kain", seines „Sardanapal", seines so sehr verunglückten „Werner" und seines „Manfred" mit den abstrakten Schmerzen. Sich selbst spiegelt er in seinem „Korsaren" mit dem dämonischen, feuerwerfenden Auge und der schwarzen Lockenfülle um die aristokratische Marmorstirn; auch dieser Piraten-Wallenstein ist ein Aristokrat. Durch Byron's sämmtliche Poesien zieht sich das aristokratische „Car tel est notre plaisir" des autonomischen Ich's hindurch. Darum so viel Weltschmerz, daher der totale Mangel an Versöhnung und an reeller Befriedigung in der gegebenen Welt. Nichts als aristokratische Launen und Gelüste.

(Schluß folgt.)

---

## Tabletten.

*** Der „Augsburger Abendzeitung" schreibt man aus München: Se. königl. Hoh. der Kronprinz brachte für sein hier garnisonirendes Infanterieregiment die römische Nationalhymne, die zu Ehren des Papstes Pius IX. componirt wurde, dem Musikmeister Streck mit hierher, welche dieser für sein Musikcorps als Concertstück und als Parademarsch arrangirte. Auf den Wunsch Sr. k. Hoh. zog nun die Parade dieses Regimentes neulich vor dem Hotel des Nuncius (kurz vor dessen Abreise) vorüber, und das Musikchor spielte den nach dieser römischen Nationalhymne componirten Marsch zur freudigsten Ueberraschung des Herrn Nuncius, welcher seinen Dank für die zarte Aufmerksamkeit Sr. königl. Hoheit dem Kronprinzen ausdrückte.

*** Ein französischer Naturforscher hat berechnet, welche ungeheure Kraft ein Vulkan, z. B. der Aetna, aufbieten muß, um die Lava aus seinem Innern bis an den Kraterrand hinaufzutreiben. Um seine Berechung deutlicher zu machen, vergleicht er die vulkanische Kraft mit der einer Dampfmaschine von 400 Pferdekraft und er erlangt das Resultat, daß die Kraft des Aetna gleich 55,262,500 solcher Dampfmaschinen oder gleich 21 Milliarden Pferden sey.

*** Pancratius und Servatius. Ueber diese beiden wunderlichen Heiligen, welche in der Meteorologie eine so wichtige Rolle spielen, will die Riga'sche Zeitung folgende Auskunft ertheilen können: „Als Ursache der fast alljährlich stattfindenden größeren oder geringeren Temperaturveränderung während der Tage vom 11. bis 14. Mai dürfte nach den Ansichten der Naturforscher das Schmelzen großer Eismassen im Norden zu betrachten seyn, und vorzüglich der Dwina mit ihren Nebenströmen. Sechs Monate ist dieser Strom und alle seine Nebengewässer, ein Gebiet von 20,000 Quadratmeilen — also der achte Theil von Europa — mit Eis belegt, und ungeheure Schneemassen häufen sich in der Landschaft an. Bevor

die Decke des Hauptstromes gebrochen ist, finden die Wässer keinen Abzug, und dieß geschieht durchschnittlich nach einem Mittel von 84 Jahren am 11. Mai, womit zugleich die Lösung der Eismassen des weißen Meeres verbunden ist. Nur von West und Südwest können diese Gegenden warme Lichtströme erhalten, die kalte Luft muß in den untern Regionen von Nordost her zu uns abfließen; daher ist die Temperaturverminderung bei uns gewöhnlich mit einer Drehung des Windes von West nach Nord und Nordost verbunden. Daher empfinden hohe Orte nichts von dieser Kälte, so wie an Seeküsten die Wasserfläche die Temperatur mehr ausgleicht.

*** Laborde, erster Tenor in Brüssel, hatte den Zorn einer gewissen Clique erregt, weil er dem frühern Director erklärt hatte, „auf Credit singe er nicht länger“, was auch wirklich geschehen war und zu dem früher gemeldeten Bankerot nicht wenig beigetragen hatte. Als er nun kürzlich wieder erschien, erhob sich ein furchtbarer Tumult, der mit geringen Unterbrechungen bis 11 Uhr dauerte und mit vier Verhaftungen und einigen Ohrfeigen im Parterre zu Gunsten des Sängers endete! Da es eine sogenannte Debütdarstellung war, so durfte sich nach hergebrachter Sitte die Polizei in den Kampf der Pfeifer, Trampler und Klatscher nicht einmischen. Zuletzt wurde es aber doch nothwendig.

*** Gegenseitigkeit. Als der neuernannte Gouverneur von Bosnien, Tahir, Großadmiral war, sendete ihm eines Tages der Großmufti einen Menschen, der aus der Ulema-Laufbahn treten wollte, mit der Bitte, ihm die Befehlshaberstelle eines Kriegsschiffes zu geben. Dieß wurmte den leicht reizbaren Kapudan-Pascha, und um sich zu lüften, ließ er einen der Marinesoldaten aus der Truppe vor sich kommen, befahl dem Sekretär ein Billet an den Scheich ül Islam in seinem (Tahirs) Namen auszufertigen, und hieß den Seemann selbes überbringen. Es enthielt die Bitte, dem Ueberbringer eine erledigte Kadi-Stelle zu verleihen. Als der Großmufti den Zettel gelesen hatte, wurde er ärgerlich, kratzte sich und schob am Turban: der sieht ganz einem gemeinen Soldaten gleich; sprach er für sich und dann zum Ueberbringer: Kannst du lesen und schreiben? Antwort; Nein. Fr.: Ja, wie willst du denn Kadi werden? Antw.: Wenn es Se. Gnaden der Großadmiral befehlen, werde ich es ohne weiteres. Damit gab sich denn der Großmufti nicht zufrieden, und sandte den Soldaten mit Entschuldigungen zurück. Tahir aber ließ als Gegengruß dem Mufti zu verstehen geben, daß er dessen Schützling nicht zum Schiffkapitän machen könne, bis sein eigener nicht als Kadi untergebracht sey. Und damit hatte es sein Bewenden. A. Z.

*** In Golowin's neuem Buche: Types et caractères etc., findet sich unter Anderm eine historische Skizze: „Reise der Kaiserin Katharina II. in die Krim“, angeblich von dem Grafen Ségur, welcher als damaliger französischer Gesandter am russischen Hofe diese Reise mitmachte, geschrieben. Darin wird folgende Anekdote von dem Fürsten von Ligne erzählt: Der Fürst ließ nicht die mindeste Mattigkeit in unsern (nämlich der Gesandten, welche die Kaiserin begleiteten) Zirkel eindringen; er erzählte hundert kurzweilige Anekdoten und machte über jeden Gegenstand des Gesprächs ein Madrigal oder ein sinnreiches Gedicht. Eines Tages mystifizirte er den Grafen Cobenzl und mich auf eine sehr originelle Weise. Wir waren, nebst ihm, seit einiger Zeit von einem kleinen Fieber befallen. Er machte uns Vorwürfe über unsere Sorglosigkeit, daß wir keine ärztliche Hülfe suchten, übertrieb unser verändertes Aussehen, äußerte lebhafte Besorgniß darüber und versicherte uns endlich, daß er beschlossen habe, mit seinem Beispiele uns voran zu gehen, sich zu pflegen und alle Mittel zu gebrauchen, um die Reise fortsetzen zu können. Auf sein dringendes Bitten ließ Cobenzl, der heftige Halsschmerzen hatte, stark zur Ader, und ich nahm ein- bis zweimal Arznei. Als wir darauf, einige Tage nachher, bei der Kaiserin uns zusammentrafen, sagte sie zu dem Fürsten: Sie sehen heute recht wohl aus; ich glaubte, daß Sie unpäßlich wären, hat mein Leibarzt Sie besucht? — O nein, Madame, versetzte er, meine Unpäßlichkeit ist von keiner langen Dauer, denn ich habe eine besondere Art mich zu kuriren: sobald ich mich unpäßlich fühle, lasse ich meine beiden Freunden kommen, lasse Cobenzl zur Ader und Ségur purgiren, und ich bin hergestellt. — Die Kaiserin wünschte ihm zu dem Rezepte Glück, das zu probiren sie nicht abgeneigt sei, und ließ es an Spott über unsere Folgsamkeit nicht fehlen.

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 24. Juli.)

— Die Glasmalerei hat in der neuesten Zeit in Frankreich sehr große Fortschritte gemacht, und zwar Dank einem deutschen Flüchtling, der seit acht Jahren sein Talent und seinen Fleiß diesem Zweige der Kunst widmet. Hr. Karl Hander aus Frankfurt steht gegenwärtig in Paris an der Spitze einer Glasbrennerei, die nach langer, harter Arbeit endlich am Vorabend einer reichen Aernte angekommen zu sein scheint. Seit einigen Monaten hat diese Anstalt in der Rue Montmartre ein Magazin eröffnet, in dem sie mehrere ausgezeichnete Kunstwerke ausgestellt hat. Es ist erfreulich und aufmunternd, zu sehen, wenn Männer, die das Geschick mitleidlos in die Welt hinauszustoßen schien, im rüstigen Kampfe gegen dasselbe am Ende den Sieg davontragen. Für Deutschland ist es nicht weniger erfreulich, daß die Glasmalerei die Fortschritte, die sie in Frankreich macht, zum Theil einem Deutschen verdankt, der mit deutscher Ausdauer alle Hindernisse, die sei es Mittellosigkeit in den Weg traten, zu besiegen wußte, bis endlich ein Freund der Kunst, ein deutscher Kaufmann in Havre, zuletzt die Mittel schaffen half, die jetzt Hrn. Hauder in den Stand setzen, seinen Arbeiten die öffentliche Anerkennung zu erringen.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 24. Juli. (Zum Erstenmale) Eine Mutter des Hauses, Drama in 1 Akt; frei nach Dennery und Lamoine, von C. Gollmick. — Hierauf: Der zerbrochene Krug, Lustspiel in 1 Akt, von Kleist. — In den Zwischenakten: 1) 12 Concertino für Violine von Spohr, vorgetragen von Herrn J. J. Bott, Soloviolinspieler der kurfürstl. hessischen Hofkapelle und erster Beneficiat der Mozartstiftung. 2) a. Andante cantabile, b. Variationen über Bellini'sche Thema's, für Violine componirt und vorgetragen von Herrn J. J. Bott.

Sonntag, den 25. Juli. (Neu einstudirt) Treue Liebe, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Ed. Devrient.

Montag, den 26. Juli. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt) Zum Erstenmale: Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Akten von Gustav Schmidt.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 204.** Montag, den 26. Juli **1847**


## Reich und arm.

(Fortsetzung)

### 5. Der letzte Nachmittag an dem Badeorte.

Ein schöner Herbstnachmittag hatte sämmtliche Badegäste, welche noch nicht als Vorläufer der Schwalben fortgezogen waren, unter den schattigen Platanen hinter dem Kurhause vereinigt. Die Herren saßen und rauchten Cigarren, die Damen schauten und ließen sich beschauen. Obgleich noch fast alle Plätze besetzt waren, so konnte man doch leicht entdecken, daß die Crème sich schon entfernt hatte, denn mit ganz wenigen Ausnahmen bestand die Gesellschaft aus eigentlichen Kurgästen. Das verlockende Geklapper des Rouletts war nach und nach verstummt, das Rollen der glänzenden Equipagen verhallt. Die bekannten Melodien aus Meyerbeers Robert tönten lieblich von dem hohen Musikzelte herab, aber man schenkte ihnen nur wenig Aufmerksamkeit. Die zartgehauchten Töne der Gnadenarie wurden fast überdeckt von dem Gerappel der Gläser und dem ungestörten Geplauder der Herren und Damen, welche an den weiß angestrichnen Tischen bei Chocolade und Kuchen sich von allerlei unterhielten.

Nicht weit von dem Ufer des Teiches, der sich wie ein tiefblauer Spiegel, leicht geröthet von den abendlichen Wolken hinzog, saßen an einem besondern Tische einige Herrn und Damen, lauter gute alte Bekannte von uns. Es war der wohlbeleibte Banquier Molsberg, seine schöne Tochter Adelaide, seine nicht weniger schöne Gattin Nanette; ferner die Herren von Meggenhofer, Meran-Géreaux und der gelehrte Professor H.

Die Unterhaltung über gleichgültige Gegenstände wurde durch den Banquier unterbrochen, der von der Seite seiner Gemahlin plötzlich aufsprang und sich durch mehrere Gänge hindurchdrängend, endlich bei einem elegant gekleideten Herrn, der eine schlankgewachsene Dame am Arme führte, anlangte.

„Ei, um Gotteswillen, Eduard, was hast Du denn?“ rief Frau Molsberg dem Dahineilenden nach, ohne daß sie von ihm eine Antwort erhalten hätte. Die Andern sahen ihm erstaunt nach und bemerkten, wie er jene beiden festhielt. Der Herr drehte sich nach der Gruppe um, so daß sein Gesicht erblickt werden konnte. Wie aus einem Munde riefen der Baron und der Vicomte:

„Der Poet!“

„Wie,“ sagte Frau Molsberg und wandte sich rasch nach dem Nahenden. „Sollte es unser Dichter seyn? Herr Baron, Sie sagten ja, daß sie ihn persönlich kennen; ist es wirklich der unbekannte Dichter, der uns so unerklärlich an jenem Abend verschwunden war?“

„Allerdings,“ entgegnete Meggenhofer mit einer sonderbaren Verlegenheit, welche sich steigerte, je näher der Banquier mit dem Paare kam.

„Und die Dame, par Dieu! es ist unsere Sängerin,“ rief der Franzose.

„Ein wirklich dichterisches Gesicht, und wie interessant!“ sagte die Frau des Banquiers.

Molsberg hatte Mehner unter dem Arme gefaßt und trat jetzt mit beiden zu dem Tische.

„Endlich,“ sagte er, während er Mehner den Uebrigen vorstellte, „endlich ist es mir gelungen, unseres Flüchtlings habhaft zu werden. Sie haben indessen gut gemacht, was Sie an jenem Abende verschuldet haben, werthester Doktor, indem Sie uns das Vergnügen verschaffen, unsre gefeierte Sängerin noch einmal in unsrer Mitte zu sehen. Denn denken Sie, meine Herren, soeben erfahre ich aus dem Munde des Herrn Doktors, daß wir das Vergnügen haben, in Fräulein Bourdon seine Braut zu begrüßen.“ Nicht wenig überrascht vernahm man die Neuigkeit.

„Wir wissen die unerwartete Ehre zu schätzen,“ sagte Frau Molsberg freundlich lächelnd, indem sie Sophien neben sich zum Sitzen einlud; mein Mann hat nicht mehr nöthig, Sie mit uns bekannt zu machen, denn der Dichter der Sofronia hat in seinen Werken die beste Empfehlung. Ueberdieß hat der Herr Doktor, wie wir früher schon von unserm Freunde, dem Herrn von Meggenhofer erfahren haben, in demselben einen alten Bekannten, sowie auch in dem Herrn von Meran-Géreaux.“

Mehner beantwortete mit einer stummen Verbeugung das Kompliment. Er heftete dann einen langen durchdringenden Blick auf Meggenhofer, welcher, was er sonst nie zu thun pflegte, seinem Blicke auszuweichen suchte. Der Vicomte und der alte Professor drückten Mehner die Hand und besonders letzterer war ungemein erfreut, des Dichters persönliche Bekanntschaft zu machen.

Das Gespräch wurde sehr lebendig. Besonders zeigte sich Mehner unterhaltend. Meggenhofer dagegen war schweigsamer, als er gewöhnlich zu seyn pflegte, und schien auffallend zerstreut zu seyn. Man sprach über Theater und Literatur, denn von was konnte man sonst füglich mit den beiden Neuangekommenen sprechen?

Molsberg machte auch dießmal den liebenswürdigen Wirth. Die Korke der Champagnerflaschen schnellten gegen den tiefblauen Herbsthimmel, auf die Gesundheit des Brautpaares, welches, wie der Professor sich mit einer klassischen Schmeichelei vernehmen ließ, zwei von den neun Musen des Alterthums repräsentirte. Der Banquier war in seinem Elemente, denn es galt ja der Kunst. Er

plauderte ununterbrochen und ohne die verlegene Miene Meggenhofers zu bemerken, dem die Vergrößerung der Gesellschaft nichts weniger als erwünscht war.

„Wie ich vor nicht langer Zeit von Ihrem Freunde, der meine Bauten ausführt, erfahren habe, beschäftigen Sie sich so eben mit der Abfassung eines Romans?“ fragte er.

„Allerdings,“ entgegnete Mehner, „der erste Band wird nächstens die Presse verlassen.“

„O dürfte ich Sie bitten, bester Doktor,“ unterbrach Frau Molsberg die Sprechenden. „Sie wissen nicht, wie sehr mich alle Novitäten im Gebiete der Literatur interessiren. Würden Sie vielleicht meine Neugierde befriedigen, wenn ich Sie schönstens um die kurze Exposition des Sujets bäte?“

Mehner entgegnete: „Ich würde kein Bedenken tragen, sogleich Ihrem Befehle Genüge zu leisten, müßte ich nicht fürchten, die Gesellschaft . . . .“

„Sie sehen, wir sind schon ganz Ohr, Verehrtester,“ unterbrach ihn der Professor, der sich gleich Anfangs des Platzes an seiner Seite bemächtigt hatte. „Sie wissen nicht, welche Reize es hat, das Keimen eines zur Unsterblichkeit emporsproßenden Werkes beobachten zu können.“

(Fortsetzung folgt.)

---

## * Belletristische Aristokratie.

Von Steiner v. Buchenau.

(Schluß)

Da wir uns denn doch einmal in der Haute volée befinden, so wird auch ein Wort über Graf Platen hier am Orte seyn. Vorab müssen wir gestehen, daß es nur Hypothese seyn soll, wenn wir sein Haschen nach fremdländischen Formen auf Rechnung einer noblen Walhallasympathie und des Haschens nach „eignen und eigenthümlichen Allüren“ setzen. Was jedoch für das aristokratische Element in Platen weit mehr beweis't, als dieser formelle Moment, das sind die hektischen, Kopfweh verursachenden, wespenschlanken, schwachnervigen Klagen über Mangel an Theilnahme und Verständniß in der Zeit, in denen Vilmar mit Recht ein untrügliches Symptom der Epigonenliteratur erkennt. Platen hat kein Organ für die innige Durchdringung der gegebenen Weltzustände; Göthe glaubte Mangel an Liebe in ihm zu entdecken. Byron hatte doch ein Herz mit großartigen Leidenschaften; aber in Platen vermissen wir so ganz das „Eiferartige“, den Gemüthstypus des Germanenthums, und es ist in dieser Beziehung höchst charakteristisch, daß er in dem poetischen Vorwort zu seinen „Abbassiden“ bekennt, daß er sich noch immer seinen Wein mit Wasser mische. Dieser Mangel an aufbrausender Leidenschaft gibt denn auch hin und wieder seinem Weltschmerz ein ennuyantes Gepräge; er zeigt sich vorzugweise in dem meist pedantisch und schulmeisterlich gefärbten Aerger über literarische Erbärmlichkeiten. Da ist selten titanenhafter Schwung, selten ein himmelstürmender Witz, da sind keine prometheischen Mannesschmerzen: dafür hatte er zu viel von dem ehrsam und steif erzogenen Landjunker. Um diese Bemerkung gerechtfertigt zu finden, darf man nur seine prosaischen, durchaus nüchternen Lebensregeln nachschlagen, z. B.: „Wende alle Mühe an, wie der weise Seneka sagt, daß du dich durch irgend eine Gabe bemerkenswerth machst.“ — „Hüte dich vor allzu vielem und schnellem Lesen.“ — „Excerpire aus den Schriften, die du liesest, doch nur die wahrhaft bedeutenden Stellen 2c.“ „Durchgehe aber auch von Zeit zu Zeit deine Auszüge.“ Diese nüchterne Solidität Platen's wird auch durch die Sympathien, welche fast alle Schulmeister deutscher Gymnasien für ihn hegen, auf's Eklatanteste bestätigt.*)

Doch haben wir es hier eigentlich weniger mit dieser nüchteren, mit Wasser versetzten Solidität, als mit seinem aristokratischen Egoismus und seiner scheuen Absperrung von der Welt zu thun.

„Bei diesem kalten, kritischen Geschlecht,
Wo angefochten wird, statt anerkannt,
Wär's Noth, die Dichter schlössen Aug' und Ohr,
Und sonderten sich von den Menschen ab,
Um nur allein mit ihrem tiefsten Selbst
Und mit der Vorwelt Schatten umzugeh'n,
Damit nicht stets anstatt gehofften Lohns,
Ein eitles Echo schwanker Theorie
Verwirrend hemme jede Thätigkeit.“

Und Platen hat sich denn auch wirklich abzusondern gesucht.

„Ich möchte gern mich frei bewahren,
Behüten vor der ganzen Welt.“

sagt er anderswo mit demselben vornehmen Degout vor jeder profanen Berührung. Rechnet man hierzu seine Vorliebe für den aristokratischen Calderon, die „hölzernen Hofschranzen“ in seinen „Abbassiden“, das häufige Selbstlob, das sogar dann bei ihm zu Tage kommt, wenn es sich selbst verneint, diese Versicherungen, daß er „Germania's letzter Dichter“ sey, diese langweiligen, schwachnervigen Klagen um sein poetisches Ich, das keinen imposanten Stoff finden konnte, weil es nur um sich selbst kreiste, ferner die schemenhaften, aller greifbaren Realität entrückten Gestalten seiner Dramen, dieses Losgerissenseyn aus allem nationalen Boden — fassen wir, sage ich (ohne gegen Platen's sonstige Vorzüge ungerecht zu sein) alle diese Momente zusammen, so haben wir den vollendeten Aristokraten der Belletristik, und zugleich einen andern Repräsentanten des versificirten „Car tel est notre plaisir.“

Es ist bedeutsam, daß Byron zu Missolunghi in seinem Bett den Tod eines blasé sterben mußte, während ringsum Land und Meer von dem Donner der Kanonen erdröhnte, welche das Wiegenlied der hellenischen Freiheit brüllten, und daß Platen gleichsam an seinen „Polenliedern“ verscheiden mußte. Es war, als hätte sie der reale Freiheitskampf von sich abgestoßen.

Unter dem „jüngen Deutschland“ wüßten wir fast keinen Schriftsteller zu nennen, bei dem die Aristokratie des Ich's nicht auf's Eklatanteste hervor leuchtete. Heine hat mit seiner Persönlichkeit wahrhaft gemarktet; er wußte nie vor etwas Höherm, als dem todten, inhaltsleeren Ich zu opfern. Gutzkow genirt sich nicht, den objektiven Tenor eines Romans durch die subjektivsten Episoden zu unterbrechen, während Laube gar auf die plumpste Weise seine individuellen,

*) Wir haben neulich in einem trefflich geschriebenen Aufsatz über Platen aus der Feder unsers geschätzten Mitarbeiters, des Herrn Dr. Fr. Zimmermann (Nr. 145—149) unsern Lesern eine von dem gegenwärtigen Urtheil sehr divergirende Kritik über den großen Dichter geboten. Ein für allemal wollen wir hier erklären, daß es nicht unsers Amtes ist, unsere Mitarbeiter und deren Ansichten zu bevormunden. Was des Geistes ist, das verbleibe dem Geiste, der es hervorrief und es zu vertreten hat. D. Red.

aristokratischen Gelüste aus den Kammerhusaren- und Stallmeisterphantasien seiner Helden hervorscheinen läßt. Man beachte ferner das bei diesen Schriftstellern gebräuchliche Haschen nach Witz und Pointen, selbst da, wo es den gemessenen Gang der Sache stört. Diese pikante Schreibart aber entspringt wieder aus keinem andern Grunde, als aus persönlicher Eitelkeit, subjektivem Belieben u. dgl. individuellen Motiven, und ist eine andere Probe des „Car tel est notre plaisir" der Belletristik. Weil nun die äußern Verhältnisse der meisten dieser Schriftsteller von der Art waren, daß sie diesen subjektiven Launen nicht besonders schmeichelhaft sein konnten, so mußte ihre aus dieser Disharmonie entspringende Verbitterung zu Papier gebracht und um mehr Interesse zu gewinnen, zum Leiden der ganzen Menschheit verklärt werden. Daneben verfehlt man jedoch auch heute noch nicht (ich rede von Schriftstellern, die sich neuerdings einen sehr gediegnen Anstrich geben möchten und Solidität und Nationalität wahrhaft forciren), sich selbst mit seinem ganzen Comfort, mit Cigarren und Reisesack in Scene zu setzen, und nicht sowohl seinen Genius, als seine Person an das Publikum zu rekommandiren. Die „jungen Deutschländler" sind zum guten Theile „Genies der Bourgoisie," mitunter sogar Partisane des ordinärsten Rationalismus geworden: man spielte z. B. nur solange mit den socialistischen Ideen, als sie noch in poetischer Götterdämmerung verhüllt lagen, während jetzt ein Gutzkow schwerlich noch seinem „Blasedow" Grüße an den Vater Enfantin auftragen würde.

Von der Gräfin Hahn-Hahn und „ihrem exklusiven Roman" würden wir, da sie als literarisch todt zu betrachten ist, gar nicht reden, wenn uns ihre Helden und Heldinnen mit den vielbeschrieenen „eignen und eigenthümlichen Allüren," den „fascinirenden Blicken" und dem ganzen aristokratischen Je ne sais quoi? ihrer persönlichen Zufälligkeiten, nicht ganz besonders in Bezug auf unser Thema interessirten. Sie veranschaulichen den aristokratischen Charakter, der früher unsre Belletristik trug, an einem wunden Fleck unsrer Romanliteratur, der jedoch jetzt (Dank dem stärkenden Erdduft der Dorfgeschichtenliteratur!) heilen zu wollen scheint. Wir expliciren durch einen konkreten Gegenstand. Ihre Gräfin „Faustine" ist ein ganz vortreffliches Wesen, obgleich sie sans gène in wilder Ehe mit „Andlau" lebt. Worin besteht denn aber die Vortrefflichkeit, der fascinirende Eindruck der schönen Gräfin? was stempelt dieses gesunkene, blasirte Weib zu einer anziehenden Persönlichkeit? So fragen wir uns während des ganzen Verlaufs dieses zum Glück nur einbändigen Romans, wissen jedoch keine andere Antwort, als die, daß es der Gräfin Hahn-Hahn beliebt habe, den Namen „Faustine" ihrem Roman als Titel vorzusetzen und daß folglich diese Gräfin Faustine (honny soit qui mal y pense) eine überaus interessante Dame seyn müsse. So findet man auch in den Romanen aus der romantischen Schule häufig solche aristokratischen soi-disant Helden, hochgeboren, fascinirend, mit Händen voll Gold um sich werfend, deren ganze Vorzüglichkeit in einem chimärischen Complex von Zufälligkeiten besteht. So „Malkolm" in dem gleichnamigen Roman von Steffens; so Tieck's „Vittoria Akkorombona". Selbst Eugen Sue, der direkte Antipode dieser Richtung, der Choraget des poetischen Genre hat in seinen sonst so realistischen „Pariser Mysterien" in der Gestalt des Herzogs von Gerolstein dieser erschlaffenden Romantik seinen Tribut zollen müssen.

Unsre Romandichter müssen uns wieder markige Menschen vorführen, mit Händen voll Schwielen, die es sich sauer werden lassen. Unsre Dichter müssen sich liebevoll in die Objektivität versenken und das wahre, wirkliche Leben im Spiegel des Ideals auffangen. Dann werden sie auch wieder lustig werden, und ihre aristokratischen Tournüren ablegen. Wer ist ein besserer Kämpe der Freiheit, Lamartine mit seiner aristokratischen Melancholie oder der joviale Beranger mit seiner populären Liebenswürdigkeit? — Jedenfalls der Letztere. Freilich soll der ächte Dichter auch zu Zeiten mit heiligem Zorn der Welt sein Ideal entgegenhalten; wollte ja doch auch ein Gottfried von Straßburg mit seiner sonnenhellen Lebensfreude nur der Welt und den Herzen singen, die er im Herzen habe; aber der wahre Dichter hat dabei an seiner Poesie selbst den erfrischenden Quell der Wiedergeburt, aus dem er stets als ewig Verjüngter hervorgeht. Die Zerrissenheit wird sich immer als ein Mangel an Objektivität erweisen. Diese Versöhnung aber, diese Objektivität bei aller Idealität hätten unsere Dichter schon längst an Göthe dem Jüngling, wie an Göthe dem Mann, an Göthe dem Stürmer und Dränger, wie an Göthe dem Weimarer Minister lernen können. Aber eine Zeit des Egoismus zeugt auch egoistische Dichter; sie hat die Freiheit in Aristokratie, die Humanität in Egoismus verkehrt.

Was unsrer Belletristik noth thut, um zu dieser gesunden Objektivität zu gelangen, das ist Liebe. Wir rufen mit der Bibel und mit Dingelstedt aus: „Wenn ich auch mit Menschen- und mit Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wär' ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle." Mag die Poesie nach so Platen'sch silberhell durch die Zweige klingeln oder so Heine'sch-romantisch flüstern — wenn sie keine Liebe hat, so bleibt sie Schelle — Schelle, um die absoluten Launen blasirter Herren und hysterischer Damen dem staunenden Publikum zu annonciren.

---

## Tabletten

*** Alexander Dumas entwirft in seinen „Reise-Eindrücken in Spanien und Afrika" von seinem Sohne, den Eugen Sue in seinem „Martin" als Grafen Scipio Duriveau so ergötzlich geschildert hat, folgende Umrisse: „Was soll ich Ihnen von meinem Sohne sagen? Sie verderben mir ihn ohnedies ganz und gar, und wenn er Sie nicht Schwester hieße, so dürfte er Sie Mutter nennen. Er ist in einer Stunde des Halbdunkels zur Welt gekommen: es war nicht mehr Tag und noch nicht Nacht, und so besteht auch sein ganzes Wesen in Gegensätzen, die ein sonderbares Ich gestalten, voll Licht und Schatten. Er ist träge und thätig, nüchtern und großmüthig, verschwenderisch und sparsam, mißtrauisch und leichtgläubig, blasirt und unerfahren, leichtsinnig und treu; seine Rede ist kalt und seine Hand rasch: über mich spottet er mit dem ganzen Verstande und liebt mich von ganzem Herzen. Er ist immer bereit, mir, wie Valère, den Geldbeutel zu stehlen oder, wie der Cid, sich für mich zu schlagen. Sonst ist er voll der hinreißendsten Lebendigkeit, die ich jemals auf den Lippen eines jungen Mannes funkeln sah. Wie eine Flamme macht sie sich bisweilen Luft, im Denken sowohl als im Handeln, in der Ruhe wie in der Gefahr. Er reitet vortrefflich, ficht gut, schießt ausgezeichnet und tanzt unvergleichlich schön alle Charaktertänze, die man seit dem Tode der Gavotte in Frankreich eingeführt hat. — Manchmal zanken wir uns und dann verläßt er, wie der leichtsinnige Myrtill, das Haus seines ihn zärtlich liebenden Vaters. Doch an demselben Tage kaufe ich ein Kalb und

füttere es, überzeugt, daß Adolf innerhalb eines Monats seinen Theil davon essen wird. Die bösen Zungen behaupten allerdings, daß er nicht seines Vaters, sondern blos des Kalbes wegen zurückkommt; ich aber weiß am besten, was ich von meinem Sohne zu halten habe.“

*** Der Vulkan der Insel Fogo, einer Insel des grünen Vorgebirges, der seit 50 Jahren keinen Ausbruch gehabt, ja nicht einmal Rauch ausgestoßen hatte, brach am Abend des 9. April plötzlich los; aus sieben Kratern flogen Rauch, Asche und Felsen gen Himmel und strömten große glühende Lavaströme aus, die sich dem drei englische Meilen entfernten Meere zuwälzten und dasselbe nach Verlauf von vier Stunden erreichten. Der Fuß des Vulkans war von etwa fünfzig Ansiedlern bewohnt. Alles ist jetzt zerstört, aber nur ein Kind von sechs Jahren verlor bei der Katastrophe das Leben.

## ** Stuttgart.

Die Verhältnisse des hiesigen Theaters und die Verwaltung desselben sind in der letzten Zeit, namentlich in norddeutschen Blättern, mehrfach besprochen worden. Es läßt sich nun nicht in Abrede stellen, daß, so sehr auch diese Besprechungen sich den Schein der Lauterkeit und Sachkenntniß geben, sie dennoch mit einer Gehässigkeit und Animosität abgefaßt waren, welche dem Besserunterrichteten nicht entgehen konnte. Man ging hauptsächlich darauf aus, alle die Uebelstände, welche sich nach und nach eingeschlichen hatten, so wie die ungünstigen Resultate der hiesigen Bühnenthätigkeit in der ersten Hälfte des vergangenen Winters, einzig und allein dem neu eingetretenen Intendanten zur Last zu legen und in sophistischer Weise aus den mangelhaften Ergebnissen, welche meistentheils durch unabwendbare Zufälligkeiten herbeigeführt wurden, die Mangelhaftigkeit der Anordnungen herzuleiten. Speciell die einzelnen Facten anzuführen, welche den Anklagen als Argumente dienen, wäre zu weitläufig; ich will nur dasjenige herausheben, was der Verwaltung am meisten zur Last gelegt wurde: die Unzulänglichkeit der neuengagirten Mitglieder und die Dürftigkeit des Repertoirs. In Betracht des ersten Punktes nun ist nicht zu leugnen, daß die gemachten Acquisitionen, zum größten Theil wenigstens, den Erwartungen, welche man von ihnen gehegt, nicht entsprachen. Das war freilich ein mißlicher Umstand, ein Umstand indessen, der heutzutage den meisten Bühnenvorständen begegnet, da einerseits die Talente in beständigem Abnehmen begriffen sind, während andererseits die Forderungen des Publikums sich immer mehr steigern. Insofern aber, als für die neuen Engagements nur eine einjährige Dauer bestimmt wurde, hatte man wohlweislich der Zukunft vorgesehen und sich dadurch in den Stand gesetzt, während dieser Zeit für die Gewinnung besserer Kräfte zu sorgen. Wenn gleichwohl bis jetzt noch manche fühlbare Lücken im Personal zu ergänzen sind, namentlich das Fach der ersten Liebhaberin einer tüchtigen Remplacantin bedarf, so liegt die Schuld wahrlich nicht an der Intendanz, die Alles aufgeboten hat, um die Vacanzen genügend zu besetzen. Daß ihre Bemühungen von keinem glücklichen Erfolge gekrönt wurden, ist im Interesse der Anstalt zu bedauern, aber deßhalb wäre es unrecht, einem derartigen Bestreben die gebührende Anerkennung vorzuenthalten. Was die Dürftigkeit des Repertoirs betrifft, so stammte diese gleichfalls nicht aus der Absicht, das Bessere zu verschmähen, sondern aus dem zufälligen Zusammentreffen von Hindernissen, deren Beseitigung nicht in der Macht der Intendanz lag. Theils scheiterten die Anstrengungen, ein tüchtiges Repertoir herzustellen, an den ununterbrochen fortdauernden Krankheiten erster Mitglieder, theils an der eben angeführten Unzulänglichkeit der Neuengagirten. Wie sehr es der Verwaltung darum zu thun ist, die Interessen der Kunst zu fördern und den schönen Kräften, welche dem hiesigen Theater zu Gebote stehen, einen passenden Wirkungskreis einzuräumen, dafür sprechen die Leistungen der letzten drei Monate, welche dem Schlusse der Bühne vorhergingen, am Besten. In dieser Zeit kamen zur Aufführung: im Schauspiel sechs Novitäten, von denen namentlich Shakespeare's „Sommernachtstraum“, Gutzkow's „Uriel Acosta“, Freytag's „Valentine“ und Wangenheim's „Strafford“ als Beweis dafür anzuführen sind, wie ernstlich man bestrebt ist, das höhere Drama zu pflegen; in der Oper drei, darunter das Erstlingsproduct eines deutschen Componisten: „der Prätendent“ von Kücken. Außerdem wurden viele Stücke und Opern, neu einstudirt und mit großer Sorgfalt in Scene gesetzt, vorgeführt, deren Ausführung in des Wortes wahrem Sinne nichts zu wünschen übrig ließ; ich erinnere nur an „Don Juan“, „Stradella“ und „Freischütz“. Das sind Thatsachen, gegen die Niemand etwas einwenden kann; Thatsachen, die für die Intelligenz und das Streben der Intendanz mindestens eben sogut reden, als man früher aus dem Nichtvorhandenseyn derselben auf das Gegentheil schließen wollte.

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 25. Juli.)

— Berlin. Ein höchst glücklicher literarischer Fund ist neuerlich auf der hiesigen königl. Bibliothek gemacht worden. Der Theologe Dr. Heine, der von einer Reise in Spanien, an dessen wichtigsten Bibliotheken er längere Zeit zu kirchengeschichtlichen Zwecken sich aufhielt, nach Berlin zurückkehrte, schenkte der königl. Bibliothek mehrere in jenem Lande von einem Buchbinder gekaufte Pergamentblätter. Eines dieser Blätter, ein Palimpsest, erweist sich nach sorgfältiger und behutsamer Reinigung und Untersuchung dem glücklichen Forscherauge des Oberbibliothekars Pertz als ein Fragment von Livius' verloren gegangenen Büchern, wahrscheinlich vom Buche 91. Die Akademie der Wissenschaften, der von Pertz in einer Sitzung Vortrag darüber gehalten worden ist, hat beschlossen, das sehr wichtige Data aus der römischen Geschichte enthaltende Fragment in Kupfer stechen zu lassen. Die Handschrift trägt Zeichen des höchsten Alters, ja sie soll sogar aus dem ersten Jahrhundert, also aus dem Jahrhunderte des Livius selbst seyn.

— In Braunschweig hat kürzlich eine noch sehr junge Tochter Emil Devrient's, welcher dort eine Reihe von Gastvorstellungen gab, als Käthchen von Heilbronn zum ersten Male die Bühne betreten.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 25. Juli. (Neu einstudirt) Treue Liebe, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Ed. Devrient.

Montag, den 26. Juli. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt) Zum Erstenmale: Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Akten von Gustav Schmidt.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 205.** Dienstag, den 27. Juli **1847.**



## Reich und arm.

(Fortsetzung)

„Ein armer, talentvoller junger Mann liebt ein junges Mädchen, welches mit einem lieblichen Aeußern einen guten, obgleich etwas schwachen Charakter verbindet; er hat nur ein Streben vor Augen; sich seine Geliebte zu erringen und ihr Glück zu begründen. Auch wird seine Liebe erwiedert, obgleich das Mädchen, das die Tochter eines Schauspielers ist, mit der diesem Stande eigenthümlichen Leichtfertigkeit auch die Angelegenheiten ihres Herzens betreibt. Oft schon versuchte er sich den Banden, welche ihn umschlingen, zu entziehen; allein stets kehrte er wieder zurück, denn die offene Kindlichkeit des Mädchens, sowie die Güte ihres Herzens, welche sich bei vielen Gelegenheiten kund gibt, üben einen unüberwindlichen Zauber auf ihn aus. Die Aeltern Mina's, so wollen wir sie nennen, welche in dem jungen Mann, der am Schluße seiner Studien steht, und, wie ich Ihnen schon sagte, Talent besitzt, das für Ihre Tochter zu finden glauben, was man so gewöhnlich ein gute Partie nennt, treten der Neigung keineswegs in den Weg, sondern suchen dieselbe wo möglich noch zu begünstigen; denn sie wissen ja, daß ihre Tochter mit dem jungen Manne, den sie beide hochschätzen, nur glücklich werden kann."

„So lebte denn unser Pärchen längere Zeit in stiller Liebe. Beide hatten sich so sehr an den Gedanken gewöhnt, eines sey für das andre bestimmt, daß ihnen eine Aenderung unmöglich schien. Denn, trotz ihres Leichtsinnes liebte Mina ihren Geliebten von ganzem Herzen. Plötzlich sollte indessen eine große, unerwartete Veränderung mit ihnen vorgehen."

„Ein reicher Student, welcher schon lange ein Bewunderer des Mädchens gewesen war, wußte sich durch ihren Vater, den Schauspieler, Eintritt ins Haus zu verschaffen, und ihm, der alles besaß, wodurch das Auge eines jungen Mädchens geblendet werden konnte, ihm, sage ich, konnte es nicht schwer fallen, einen tiefen Eindruck auf sie zu machen. Schon seine Eroberung, welche von der jungen Damenwelt der Stadt sich stets streitig gemacht wurde, war ein Triumph für sie. Zudem besaß der Baron, außer einer gewinnenden Figur und einem vornehmen Namen, den Ruf eines durch und durch vollendeten Taugenichtes. Sie wissen nicht, meine Verehrtesten, welch' ein Zauber in diesem Namen liegt. Kurz, der arme, schwärmerische Jüngling wurde durch das neue, glänzende Meteor, das an dem Himmel seiner Liebe erschienen war, fast gänzlich in Schatten gestellt."

„Ein wilder, tödtlicher Schmerz erfaßte ihn; aber er mußte ihn erdulden, denn was vermochte er zu thun! Er verschloß ihn in sich, und nur ein Freund, ein treuer bewährter Freund, der sich, arm wie er, an ihn angeschlossen hatte, theilte ihn, oder richtiger gesagt, suchte ihn aus der Brust des Freundes zu verscheuchen. Der Unglückliche verzweifelte an Allem, sogar an sich und seinen Fähigkeiten; denn wie Uhland so wahr und schön sagt: wo Verrath einer wahren Liebe ein edles Herz trifft, stirbt die Blüthe jeder Freude, jedes Hoffens."

„Während dieser Zeit nun ging in dem Leben des jungen Mannes eine große Aenderung vor. Eine Gelegenheit bot sich ihm dar, im Auslande sich durch seine Kenntnisse eine Existenz zu gründen. Wie man leicht denken kann, zögerte er nicht sie anzunehmen; denn was hätte ihn noch in Deutschland zurückhalten können? Noch einmal indessen wollte er die sehen, welche ihm seine Treue so schlecht gelohnt hatte. Der Abschied von ihr schien noch einmal alle Schmerzen getäuschter, betrogener Liebe den Jüngling kosten lassen zu wollen; denn mit gebrochenem Herzen wandte er sich weg von ihr, die sich selbst auf immer von ihm losgesagt hatte."

Meggenhofer mochte nicht sehr erbaut seyn von der Geschichte; denn er neigte sich zu Fräulein Moloberg hinüber, um ihr eine Bemerkung zuzuflüstern; doch diese gab ihm durch eine abwehrende Bewegung zu verstehen, daß sie jetzt nicht zum Plaudern aufgelegt sey und so mußte denn der Baron, bon gré, mal gré, die Fortsetzung der Erzählung mit anhören.

„Während er," fuhr Mehner fort, „die Treppe herunterging, um das Haus auf immer zu verlassen, wartete seiner eine niegeahnte Ueberraschung. Der Treulosen jüngere Schwester, welche schon lange den Jüngling heimlich liebte, aber stets ihre Neigung bekämpft hatte, weil sie deutlich sah wie er nur für ihre Schwester da war, vermochte nicht mehr sich zu halten; sie mußte ihn noch einmal sehen, das Geständniß ihrer Liebe mußte er mitnehmen und sollte er auch stets für sie verloren seyn. Hingerissen vom Drang der Gefühle, gesteht sie ihm, wie theuer er ihr ist. Darf man es dem Jünglinge verargen, wenn er, verscheucht von der Seite derjenigen, welche ihn nie nach seinem Werthe geschätzt hatte, mit einer eigenen Wonne das Geständniß der Liebe von den Lippen des, jeder Verstellung unkundigen Kindes vernahm, das sich, aus Schmerz über die Trennung, weinend an seine Brust flüchtete? Er verließ hierauf die Stadt, um einem Leben entgegen zu gehen, das eben so bewegt seyn sollte, als sein früheres einfach und stille gewesen war. Jahre vergingen, tausende der verschiedenartigsten Eindrücke äußerten auf ihn ihre Einwirkung. Der unbedeutende Jüngling hatte sich während der Zeit einen Namen erworben. Aber nie war

jener Abend ihm aus der Erinnerung verschwunden. Wie ein lichter Stern leitete ihn das Andenken an das holde Kind, dessen Liebe er so spät und so plötzlich erst erkannt hatte, durch das Leben; und obgleich er längst jeder Hoffnung auf sie entsagt hatte, so gewährte ihm doch die Erinnerung immer eine hohe Wonne, welche nur durch das Andenken an ihre Schwester getrübt wurde."

„Endlich, nach langer Zeit, kehrte er in die Heimath zurück. Alte Bekannte schließen sich aufs Neue an ihn an, denn er ist berühmt. Von der Geliebten indessen und ihrer Schwester vermochte er keine näheren Nachrichten zu erhalten, da diese von der Stadt, in welcher sie früher wohnten, ihrem Vater nachgefolgt sind, der ein Engagement an dem Theater einer entfernten Residenz erhalten hatte. Was er noch erfährt, ist auch grade nicht von der Art, daß es ihn nach weiteren Nachrichten begierig hätte machen können. Sie hatte sich bald nach seiner Abreise mit dem Baron sehr innig befreundet, und eben dieser vertraute Umgang war nicht ohne Folgen geblieben, welche aber, statt den Herrn fester an sie zu knüpfen, gradeßdazu beitrugen, ihn auf immer von ihr zu entfernen."

(Schluß folgt.)

---

## † Vorschlag zu einem Eisenbahn-Wörterbuch.

Es ist eine ebensowohl zur Wahrheit wie zur Mode gewordene Phrase, daß Eisenbahnen und Dampfboote Länder und Völker verbinden. Wir wollen den hieraus folgenden ideellen und materiellen Nutzen nicht näher erörtern, die Eisenbahnliteratur mag dafür sorgen. Wir bezwecken nur zu zeigen, welch' ein Sprach-Galimathias sich durch diese Verbindungen namentlich, ja fast nur allein bei uns guten Deutschen gebildet hat. Wie ist's auch anders möglich! Wird uns doch alle Tage gesagt, wir lägen im Herzen Europa's, sehen wir doch alle Tage die Empfänglichkeit unsrer lieben Landsleute für alles, was von außen her gutes und schlechtes, abgeschmacktes und schönes nachzuahmen ist. Das kommt von unserm weiten großen Herzen, welches nach allen Richtungen hin schlägt und nicht Zeit, nicht Muße mehr hat, sich um die Lappalien des einen, eigenen Vaterlandes zu bekümmern, zumal wenn es die Dampfwagen und Boote mit schier noch größerer Schnelligkeit zu den überseeischen und überrheinischen Bewohnern der alten Europa versetzen, wie weiland der Engel des Herrn den Propheten Hesekiel. Als vielseitig gebildete Menschen wissen wir dann freilich sogleich unsern Gedanken die Form der fremden Sprache zu geben, während der Fremde es unter seiner Würde hält, den Kopf sich über unsre Sprache zu zerbrechen. Eins aber thut sehr Noth, damit uns unsre eigne Sprache nicht zum Räthsel werde, damit es uns nicht nach Olims Zeiten noch gehe, wie beim Thurmbau zu Babel — es ist dies ein Eisenbahn-Wörterbuch! Und so gehe denn hin, meine Bitte, und bewege die Herzen der Verwaltungen, unter deren Patronat das besagte Wörterbuch entstehen soll, damit der ehrliche Deutsche auch weiß und versteht, auf was, womit, wodurch er gefahren, womit er angehalten wird, worauf er aussteigt und wodurch er umgeworfen werden kann. Nach einem Jahrzehnt erleben wir dann vielleicht, daß die Eisenbahnsprache schon in Schulen gelehrt wird und ihr auf Universitäten ein Lehrstuhl mit derselben Billigkeit eingeräumt wird, wie den orientalischen Sprachen und dem Sanskrit. Lasset uns zu dem großen Bau einstweilen mit deutschem Fleiße einige Steine sammeln!

Lieber Leser, Du besteigst mit mir den Waggon, um mit dem nächsten Train nach H. zu fahren. Den Waggon mußt Du nicht mit dem Wagen verwechseln, es ist der Letztere erst durch eine französisch-englische Beitze der deutschen Zunge schmackhafter geworden. Der Wagen gehört der vergangenen langsamen Zeit! Das Unthier, welches vorgespannt wird, hat den sinnreichen Namen „Lokomotiv" bekommen, und ist ein lateinisch-französischer Bastard, weßhalb es das gemeine Volk nicht so genau nimmt und bald Likamotiv, bald Likemativ daraus macht, was mit dem einfältigen deutschen Worte: Dampfwagen freilich nicht geschehen könnte. Beiläufig gesagt, hat das Lokomotiv auf dem Wasser einen großartigen Collegen in dem Remorqueur bekommen, welches die schöne Uebersetzung von Dampfschlepper ist. Dem Lokomotiv folgt zunächst der Tender, eine zarte Uebersetzung des gemeinen Wortes: Kohlenwagen; den ganzen Zug führen und begleiten die deutsch-französischen Mischlinge: Lokomotivführer, Trainführer, Conducteure. Die Oberfläche der Bahn, worauf Du fährst, hat den Namen Traçe. Wir hoffen, daß der Einheit des Ausdrucks wegen die Bahnwärter nächstens in Traçe-Gardes oder in lieblicher Mischung Traçe-Wärter, und daß die Schienen in dem melodischen Worte Rail verschwinden werden, welches leichte Wort dann als Röhl vollkommen deutsches Bürgerrecht erhalten dürfte! — Du lenkst an der Spitze der neuen Brücke in ein anderes Geleise. Das mysteriöse Ding Excentric genannt, zu deutsch Kurbel oder Bahnkurbel, bewirkt diese Bewegung. In einer halben Stunde steigen wir im Bahnhofe von Darmstadt ab, um eine Erfrischung zu genießen. Weißt Du, lieber Leser, wohin Du deinen Fuß setzest? Mit nichten; das Eisenbahn-Wörterbuch wird Dir's erklären, daß Du auf dem — Perron ausgestiegen bist. Die Wahl dieses Wortes ist wahrhaft klassisch; sie gibt den Beweis, daß der Deutsche, wo er auch auf seinem eignen Boden den Fuß hinsetzt, nicht zu Hause ist. Auf dem Viaduct von Eberstadt eröffnet sich die Aussicht auf die herrliche Bergstraße, und es ist nur Schade, daß Du durch keinen Tunnel gekommen bist, um zu sehen oder vielmehr nicht zu sehen, wie ein Erdstollen aussieht. Bald bist Du im schönen Badener Land. Da drüben aber sitzt der Halbfranzos, drum hat er Dir eine der sinnreichsten Zusammensetzungen in der Eisenbahnsprache angehängt, die ich kenne, sie heißt: Voituren-Geld und drückt mit unendlicher Anmuth die Fahrgelder aus, welche die Beamten erhalten.

Lieber Leser, erlasse mir das weitere; ich bin im Stationsgebäude, altdeutsch: Bahnhof, der Main-Neckar Eisenbahn angekommen, innerhalb 3 Stunden reich an Spracherfahrungen. Von einem Wort habe ich viel unterwegs sprechen hören, und gefunden, daß es eines der zierlichsten unsrer neuen Wörterfabrikanten ist. Aber mit Schüchternheit wage ich die Bitte, daß es nicht übersetzt werden, sondern wie es bei manchen Eisenbahnen in der Wirklichkeit ein Mysterium bleibt, so auch im Ausdruck bleiben möge, es heißt die Rentabilität der Bahn! — E.

---

## Eine Scene aus dem neuesten Kaukasus-Kriege.

Diese Scene fand im August des vorjährigen Feldzugs zwischen den Russen und Bergvölkern Statt und ward uns von dem, den sie am meisten betraf, einem Bewohner des Aul's Tuchin, in der transkaukasischen Provinz Kachetien, selbst mitgetheilt.

Derselbe begann seine Erzählung folgendermaßen. „In einer milden August-Nacht, die aber so dunkel war, daß man nicht zwei Schritte vor sich sehen konnte, war die ganze Bevölkerung Kachetiens, ermüdet von des Tages Lasten, bereits vom Schlaf umfangen. Meine Arbeit endigend, wollte auch ich mich niederlegen, als ich plötzlich durch das Fenster bemerkte, daß der nahe Leuchthurm von drei Seiten erleuchtet war, wodurch die Wachen den Bewohnern der nächstliegenden Aule signalisirten, daß ein Angriff der raubsüchtigen Lesgier zu besorgen sei. Ich bezweifelte zuerst die Richtigkeit dieses Signals, indem die Lesgier in dieser Jahreszeit gewöhnlich mit der Umpflügung ihrer Felder beschäftigt sind, und ihre Einfälle in unser Gebiet erst im Spät-Herbst beginnen: bald aber überzeugte mich starkes Pferde-Getrappel von der Wahrheit desselben. Ich floh nun aus meiner Stube, bewaffnet, ich weiß nicht womit, und schrie laut: Kameraden, erhebt euch, Feinde sind in unser Dorf gedrungen! In wenigen Minuten waren alle Bewohner des Dorfs auf den Beinen. Die Lesgier wurden bei unserem Anblick bestürzt, indem sie uns unvermuthet zu überfallen wähnten, und uns zum Streite gerüstet fanden. Es begann ein furchtbares Gemetzel; von beiden Seiten wurden viele niedergemacht, weil in der Dunkelheit Freund von Feind nicht unterschieden werden konnte. Wir erhielten bald von auswärts Hülfe, und der Feind, so von mehreren Seiten gedrängt, ergriff die Flucht. Ich war an der Spitze seiner Verfolger, erhielt aber bald von einem der Feinde einen so heftigen Schlag ins Genick, daß ich besinnungslos zu Boden fiel. Ich weiß nicht, wie lange ich in dieser Lage blieb, als ich wieder zu mir kam, lag ich in einer Grube auf nacktem Boden, in die durch eine kleine Oeffnung von oben kaum das Tageslicht eindrang. Mein Kopf war so schwer, daß ich ihn nicht zu erheben vermochte; ich versuchte aufzustehen, aber die Füße versagten mir den Dienst; ich wollte schreien, doch der Laut erstarb mir auf den Lippen; endlich kroch ich auf Händen und Füßen zu der Oeffnung und erhielt hier, durch die frische einströmende Luft, meine volle Besinnung wieder. Ich erinnerte mich alles dessen, was mit mir in der vergangenen Nacht geschehen war und erkannte mit Schrecken, daß ich mich in der Gefangenschaft der grausamen Lesgier befände. In dieser Lage vergingen mir einige qualvolle Stunden, als plötzlich ein Mann von hohem Wuchs in mein Gefängniß trat, mich lange mit seinen feurigen Augen anstarrte, und endlich in einem reinen Provinzial-Dialect zu mir sagte: „Folge mir, ich werde Dir eine bessere Wohnung anweisen.“ Er führte mich nun in ein ordentliches Wohngemach: „Hier hast Du ein Bett“, sagte er zu mir, indem er auf ein Heulager wies, „Nahrung wirst Du genügend erhalten.“ So verließ er mich, die Thür hinter sich abschließend. Ich musterte jetzt meine neue Wohnung, die mit meiner früheren nicht zu vergleichen war. Hier hatte ich eine recht freundliche Aussicht in das Freie, ein brausendes Flüßchen strömte zu meinen Füßen, im Hintergrunde erhob sich ein hoher, mit Fruchtbäumen besetzter Berg, auf dessen Gipfel ein ganz in europäischem Geschmack erbautes Häuschen stand; links wo meine Heimath lag, verhinderten graue Felsmassen das Erspähen derselben; dennoch ergötzte ich mich daran, den sich darüber wölbenden Horizont anzuschauen.“

„Ich ward täglich gesättigt, und meinen leiblichen Bedürfnissen ging nichts ab, nur die Freiheit fehlte mir. O! wie schwer wird es doch dem Menschen, das Joch der Sclaverei zu ertragen! Des Abends am Fenster sitzend, ergötzte mich das Schauspiel der untergehenden Sonne, deren Anblick sich, von hier aus unendlich prachtvoll ausnahm. In diesem Anblick versunken, vernahm ich eines Abends unter meinem Fenster ein Gewinsel, und bemerkte bald eine dürftig gekleidete, heftig weinende Lesgierin. Mein Anblick machte sie bestürzt; sie trocknete ihre Thränen, hob die Wassergefäße, die sie trug, wieder auf ihre Schultern und entfernte sich langsam. Diese Entdeckung beschäftigte lebhaft meine Phantasie; ich hielt auch sie für eine Gefangene und ihr Kummer, ihr Gang und ihre Physiognomie bestärkten mich darin, daß sie hier nicht geboren sey, sondern aus einer besseren Gegend stamme. Am folgenden Tage erschien sie wieder mit ihren Wassergefäßen, ging an meinem Fenster vorüber und betrachtete mich anhaltend, als ob sie wissen wollte, wer und woher ich sey. So vergingen einige Tage, täglich machte die Unbekannte denselben Weg und sah zu mir herauf. Endlich faßte sie sich ein Herz, mich zu fragen: ob ich nicht aus Kachetien wäre? Meine bejahende Antwort entriß ihr den Ausruf: „dann bin ich gerettet, dann sehe ich die Meinigen wieder.“ Diese Worte überzeugten mich von der Wahrheit meiner Vermuthung. Nachdem sie so mit mir bekannter geworden, erzählte sie, daß sie unter dem schönen, milden Himmelsstrich Kachetiens geboren und die Tochter eines Fürsten sei. Eines Tages habe sie sich mit ihrem Bruder im Garten befunden, sei von Lesgiern überfallen und geraubt worden. Der sie gefangen genommen, habe sie seiner Braut geschenkt. Seit länger als sechs Jahren befinde sie sich nun hier, von ihren Aeltern und von ihrem Bruder, der gleich nach ihrer Gefangennehmung von ihr getrennt worden, wisse sie nichts. — Ich benachrichtigte sie, daß ihre Aeltern lebten und gesund wären, und daß ihr Bruder losgekauft sei. Für diese Nachricht dankte sie mir auf das Herzlichste.“

„Ketschwane — so hieß sie — besuchte mich nun öfter und theilte mir nun immer die neuesten Tages-Ereignisse des Auls mit. Eines Tages kam sie früher als sonst, und sagte: „Was für ein grausamer Mensch muß nicht Euer Kamerad, der Tuschnize Schete seyn; sein Name allein entsetzt schon alle hiesigen Frauen und Kinder. Hört, was gestern hier geschehen ist: Die Männer, im Kreise versammelt, sprachen von Schamil's naher Ankunft, als der 2jährige Sohn meines Wirths zu weinen anfing. Um ihn gleich zu beruhigen, sagte die Mutter drohend: „Weine nur, ich werde dich gleich dem Schete hingeben.“ Scherzend ergriff sie das Kind bei einem Fuße und streckte es aus dem Fenster. Welches Entsetzen ergriff uns, als gleich darauf die unglückliche Mutter den blutigen Rumpf des Kindes zurückzog! Die Männer jagten dem Mörder zwar augenblicklich nach, es war aber schon zu spät, sie fanden nur den blutigen Kindeskopf. Bestimmt hat Schete dieß gethan, er treibt öfters solche Scherze mit den hiesigen Bewohner“ — Meines Kameraden Handlung war fürchterlich, der Beweggrund dazu nur glühende Rache gegen die Feinde seines Stammes. Als mein Gebieter Ibrahim mir mein Abendessen selbst brachte, fragte ich ihn nach dem gemordeten Kinde. Er bestätigte die vollkommene Wahrheit der That und fügte hinzu: „dem Mörder wird es übel bekommen, ergreift man ihn, so erwartet ihn der Dolch, oder die Kugel. Er soll umkommen wie ein Hund, sein Leichnam soll den wilden Thieren zur Beute werden, und sein Geist keine Ruhe nach dem Tode finden.“

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** Man meldet aus Sabine (Texas) folgenden schauderhaften Vergiftungsfall: Ein alter Gutsbesitzer, Namens Wilkinson, hatte in seinem Hause eine elternlose Verwandte, bei der er Vaterstelle vertrat. Das Mädchen lebte in einem Liebesverhältniß mit einem jungen Mann; doch erst nach langem Zögern gab Herr Wilkinson seine Einwilligung zu der Verbindung. Die Hochzeit wurde mit großen Festlichkeiten gefeiert, wozu an 60 Personen geladen waren. Nach eingenommenem Kaffee fühlen sich diese 60 Personen, mit Ausnahme des alten Herrn und der beiden Neuvermählten, vergiftet. Zwei Leute vom Dienstpersonal, welche den Rest des Kaffee's getrunken hatten, starben sofort. Dreißig Personen sind ohne Hoffnung, zwölf verschieden bereits. Der alte Wilkinson mußte flüchtig werden, da ihn die allgemeine Stimme als den Urheber der schrecklichen That bezeichnete. Doch hat die Untersuchung der Kaffeemaschine keine Spur von mineralischem Gifte ergeben. Man glaubt, daß die Neger, die bekanntlich große Meister darin sind, aus animalischen und vegetabilischen Stoffen Gifte zu bereiten, die schauderhafte That aus Rache vollbracht haben. Nach einer andern Nachricht soll ein verschmähter Liebhaber der jungen Frau sie zu diesem Verbrechen angereizt haben.

*** Der gegenwärtige Leiter der untern Volksklassen in Rom ist ein gewisser Cicerovacchio. Von diesem Pseudo-Cicero schreibt der römische Correspondent der „Daily-News“: Cicerovacchio, den ich seit Jahren als einen Kutscher in der ewigen Roma kannte, ist ein Bursche von gefährlicher Gemüthsart, und wohl im Stande, Unheil zu stiften, wenn er einmal die Geschichte Masaniello's oder Wat Tyler's vernimmt, von welchen er zum Glück nicht mehr weiß, als von seinem großen Namensvetter, den er wahrscheinlich für einen grande cardinalo der alten Zeit hält.

*** Gerechtes Schicksal. Ein Deutscher hatte sich in Philadelphia ein Vermögen durch Milchverkauf erworben. Mit zwei Beuteln voll Goldstücke trat er den Weg nach der Heimath wieder an und am Bord des Schiffes zählte er den einen Beutel seines Schatzes noch einmal durch. Ein heilloser Affe sah ihm dabei zu. Kaum war der Inhalt des Beutels gezählt, letzterer zugebunden und bei Seite gestellt, während der zweite Beutel an die Reihe kommen sollte, so erwischte der Affe den zugebundenen und war im Augenblick damit auf der Mastspitze. Er öffnete dort oben den Beutel des Milchmannes, beäugelte das schöne Gold und warf dann abwechselnd ein Stück aufs Verdeck und eines ins Meer, bis der Beutel leer war. Als er fertig damit war, rief der Beraubte, der müßig dem Spiel hatte zusehen müssen: „Das muß der Teufel selber seyn, denn was vom Wasser kam, gibt er dem Wasser, und was von der Milch kam, gibt er mir!“ — Nach diesem Geständnisse hatte also der Milchhändler in Amerika nur die Hälfte und nicht wie in Deutschland zwei Drittel der Milch aus Wasser bestehen lassen.

*** Wie ein Reisender sich in große Gefahr begab. Ein fremder Herr machte sich neulich den Spaß, einer unverheiratheten Dame zu erzählen, daß in einem der entlegenen Länder, die er besucht habe, jede Dame, die mit einem sehr kleinen Munde begabt sey, von der Regierung mit einem Gemahl versorgt würde. „Ist's möglich?“ lispelte die Dame, während sie unwillkührlich ihren Mund nach Kräften verengte und zusammenzog. „Ja“, fügte der Reisende hinzu; „und hat eine Dame einen sehr großen Mund, so wird sie mit zwei Gemahlen versorgt.“ „Heilige Barmherzigkeit!“ rief die Dame, während sich zugleich ihr Mund wieder zu seiner vollen Ausdehnung erweiterte. Diese letztere war so bedeutend, daß der Reisende, den ein Schrecken überkam, eiligst die Flucht ergriff. Bl. a. d. Gw.

---

## Concert
### zum Besten der Mozartstiftung auf der Mainlust.

Dienstag, den 27. Juli 1847.

**Programm.**

Erste Abtheilung. 1) Doppelchor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: „Haltet Frau Musika in Ehren,“ von Rochlitz, mit Orchesterbegleitung. — 2) Chor, vorgetragen von dem Verein „Frohsinn“: Des Müllers Lust (Wanderschaft), von C. Zöllner. — 3) Chor, vorgetragen von dem Hermannsverein: „Seyd einig“, von Mangold. — 4) Chor, vorgetragen von dem Liederverein von Sachsenhausen: Deutscher Männergesang, von W. Speyer. — 5) Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: „Gruß und Handschlag, theure Brüder!“ von Kalliwoda, mit Orchesterbegleitung.

Zweite Abtheilung: 1) Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: Trinklied aus der Oper „Graf Ory,“ von Rossini, mit Orchesterbegleitung. — 2) Chor, vorgetragen von dem Verein Arion: „Nach dem Scheiden“, von Abt. — 3) Chor, vorgetragen von dem Verein Orpheus: Bacchus, von Evans (arrangirt von J. Just.) — 4) Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: Vaterlandslied, von Marschner, mit Orchesterbegleitung.

Dritte Abtheilung: 1) Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: Geselligkeit, von Wainwright (arrangirt von J. Just). — 2) Chor, vorgetragen von der „Liedertafel“: Der Friede, von G. A. Zimmermann. — 3) Chor, vorgetragen von dem Liederkranz: Walzer, von Zöllner. — 4) Chor, vorgetragen von sämmtlichen Vereinen: Des Deutschen Vaterland, von W. Speyer.

Die Mainlust wird um 4 Uhr geöffnet. — Die Gesänge beginnen um 7 Uhr.

☞ Alle resp. Anwesenden werden höflichst ersucht, dahin mitzuwirken, dass während des Vortrags der Gesänge die nöthige Ruhe erhalten und namentlich nicht durch Aufstehen und Zusammendrängen das allgemeine Vergnügen geschmälert werde.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 26. Juli. (Zum Vortheil der Pensionsanstalt) Zum Erstenmale: Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Akten von Gustav Schmidt.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 206.** Mittwoch, den 28. Juli **1847**

### Reich und arm.

(Schluß)

Ein stechender Blick Mehner's auf Meggenhofer machte diesen tief erröthen. Er wollte sich abwenden und begegnete den Blicken der Frau und des Fräulein Molsberg, welche ihn schon seit längerer Zeit beobachteten. Seine Verlegenheit wuchs mit jedem Augenblicke. Wie ein Deliquent saß er da, und drehte seinen Filzhut in den Händen herum. Sophie dagegen hörte mit sinnendem Ernste der Erzählung ihres Bräutigams zu und der Franzose, welcher zwischen dem Banquier und dem Professor saß, konnte es nicht unterlassen, zuweilen einen Seitenblick auf Meggenhofer zu werfen, dem er wohl abmerkte, wie wenig die Erzählung ihm zusagte.

„Doch weiter, bester Herr Doktor," fuhr der Professor fort, „Ihre Geschichte fängt an mich zu interessiren. Unser Held wird doch hoffentlich wenigstens eine seiner Geliebten wieder finden oder gar beide zugleich. Das müßte Gelegenheit zu einer prächtigen Scene geben."

„Man erkennt doch sogleich den Gelehrten, der es versteht einen Gedanken im Voraus zu errathen," entgegnete Mehner lächelnd. „Sie haben es richtig getroffen. An einem Badeorte trifft Wilhem zuerst unerwartet seinen ehemaligen Rivalen wieder, der sich indessen bedeutend verändert hat, so daß sich beide längere Zeit zusammen in einer Gesellschaft befinden, bevor Einer die Gegenwart des Andern gewahr wird. Doch wie in einem Romane ein Ereigniß stets noch einige andere nach sich zu führen pflegt, so findet er, durch ein glückliches Ungefähr auch die beiden Mädchen wieder. Aber wie verändert! Die Geliebte, der einst das Leben nur ein ununterbrochener Festtag geschienen hatte, steht — am Rande des Grabes. Eine zehrende Krankheit hat die schlanke, stolze Gestalt gebrochen; die Reue über ihr vergangenes Leben nagt an ihr und außerdem die Sorge für ein vaterloses Kind, das ihr Tod einsam und unbeschützt in der Welt zurücklassen wird. Die Schwester dagegen ist emporgeblüht zur herrlichen Jungfrau. Sie hat sich der Kunst gewidmet und Beifall errungen. Doch vermochte weder die Zeit noch die Ferne, weder der Beifall noch die Huldigungen, welche ihr dargebracht wurden, ihre Liebe zu dem, der noch fortwährend ihr Herz besitzt, zu mindern. In dem fernen Badeorte, welchen sie mit der kranken Schwester zur Wiederherstellung von deren Gesundheit besucht, findet sie ihn endlich wieder; sie erkennen sich und erneuern den Bund ihrer Liebe."

„Nun?" fragte gespannt die Frau des Banquiers.

„Mina hatte ihren Zweck erreicht: den wieder zu sehen, den sie einst von sich gestoßen hatte, sie hatte aus seinem Munde das Wort der Verzeihung gehört. Sie fühlte das Ende ihres Lebens herannahen, allein sie sah ihm nun ohne Furcht entgegen. Hatte sie doch alles um sich, was sie einst liebte und noch liebt. Der Engel des Friedens war eingekehrt in das sturmbewegte Herz. Umschlungen von den Armen ihrer Schwester und desjenigen, den sie noch immer liebte, traf sie die Stunde, welche ihrem schmerzerfüllten Leben und Ringen ein Ziel setzte."

Die Damen trockneten sich bei dem Schlusse mit den Taschentüchern die Augen; der Banquier und der Professor bliesen ungeheure Rauchwolken vor sich hin. Plötzlich brach der Vicomte in ein anhaltendes Gelächter aus, denn Meggenhofer hatte aus übergroßer Zerstreuung die Chocolade aus der Tasse des Fräuleins in sein Champagnerglas gegossen.

„Sie bewirken ein wahres Wunder mit Ihrer Erzählung, liebster Doctor," sagte der Vicomte. „Sehen Sie nur, wie sie meinen sonst so leichtsinnigen Freund ergriffen hat; er ist wahrhaftig ganz bleich geworden und will nun gar Chocolade aus Champagnergläsern trinken."

„Wenn meine Erzählung etwas an sich hat, was ihr die Aufmerksamkeit des Herrn zuziehen konnte, so ist es vielleicht gerade das, daß sie aus dem Leben gegriffen ist," erwiederte Mehner mit düsterm Blicke.

„Ja, sehr schön, ganz originell," stöhnte dieser. „Sie hat mich wirklich sehr ergriffen. Aber das Kind, was haben Sie mit dem angefangen?"

„Der Knabe," entgegnete Mehner mit demselben finstersprühenden Blicke, „der Knabe bleibt als einziges Vermächtniß bei dem Paare, damit er nie erfahren möge, daß er einen Schurken zum Vater hat."

Der Baron entfärbte sich abermals und zerknitterte ohne ein Wort zu erwiedern, den Rand seines weißen Filzhutes.

„Ihre Erzählung ist ungemein interessant", nahm jetzt nach einem kritischen Räuspern der Professor das Wort: „ich vermisse nur eins, nämlich die künstlerische Schürzung und Lösung des Knotens."

„Sie mögen Recht haben, entgegnete Mehner, indem er etwas tiefer Athem holte. „Allein Sie müssen auch bedenken, daß ich die Gesellschaft mit Wahrheit und Dichtung unterhielt."

---

Ich könnte nun füglich schließen, denn im Grunde weiß der Leser doch alles, was ich ihm noch zu sagen haben könnte. Um indeß keinen Punkt unaufgeklärt zu lassen, erlaube ich mir noch einige ganz kurze Bemerkungen über das fernere Schicksal unserer Hauptpersonen beizufügen.

Mehner reichte bald darauf seiner Sophie die Hand am Altare und lebt mit ihr und dem kleinen Ernst ein ruhiges, durch Kunst und Liebe verschönertes Leben als geachteter Schriftsteller Deutschlands. Meggenhofer dagegen verließ bald nach dem zuletzt beschriebenen Abend den Badeort, und hält sich als Attaché der *schen Gesandtschaft zu Paris auf. Wir können mit gutem Gewissen versichern, daß er auch dort seinen Grundsätzen treu geblieben ist, denn schwerlich möchte Paris ändernd auf seinen Charakter eingewirkt haben.

Der kunstliebende Banquier hat ebenfalls seine Neigungen nicht aufgegeben, und ist im Augenblicke damit beschäftigt, seine neue Villa mit alten und neuen Gemälden auszuschmücken, welche er für schweres Geld zusammengekauft hat; ihn stört in der Befriedigung seiner Liebhabereien nur der eine Umstand, daß seine Tochter Adelaide gegenwärtig die Braut eines jungen Geldmannes ist, der sich nicht abgeneigt zeigt, die Inklinationen seines Compagnons und Schwiegerpapa's in spe mit dem Namen „Spielereien" zu bezeichnen, worüber es schon einige Male zu netten Scenen gekommen ist, welche für die Zukunft noch manches Ergötzliche versprechen. Rapp endlich, der alte treue Rapp hat nachgerade einsehen gelernt, daß nicht alles, was von der Theaterluft angeweht wurde, nach seiner Art sich auszudrücken, nichts nütz sey. Denn er hat als perennirender Junggeselle sein Atelier bei Mehner aufgeschlagen und verträgt sich sogar mit Sophien. Ja, was noch mehr zu verwundern ist: er überraschte Mehner an seinem letzten Geburtstage mit einem prächtigen Grabmale für Mina, der er endlich alles, was sie gegen seinen Freund sich hatte zu Schulden kommen lassen, von Herzen verziehen hat. —

---

## Eine Scene aus dem neuesten Kaukasus-Kriege.

(Schluß.)

„Einfach und traurig gingen mir die Tage meiner Gefangenschaft vorüber. Eines Morgens, gerade zwei Monate nach meiner Gefangenschaft, bemerkte ich auf dem vorgedachten Berge einen Mann mittleren Wuchses, der lange Zeit langsamen Schrittes hin und herschritt. Es schienen ihn große Pläne zu beschäftigen; denn er warf seine Blicke bald nach Norden bald nach Südwesten, machte mit den Händen allerhand Bewegungen in der Luft und rief endlich mit furchtbarer Stimme: Ali! worauf ein Mann erschien, der einen Befehl von ihm erhielt und sich eiligst wieder entfernte. — Am nächsten Morgen ward ein Wettrennen zu Pferde in der Nähe meines Gefängnisses abgehalten. Auf meine Bitte erlaubte mir Ibrahim, auch auf dem Platze zu erscheinen, wo schon die lesgische Musik ertönte. Auf einen Mann, der auf dem Berge stand, zeigend, sagte mir Ibrahim, daß dieß ihr Gebieter sey. Ich erkannte in ihm den Unbekannten, der Tages zuvor auf dem Berge hin- und hergegangen war. Er war wie ein gewöhnlicher muhamedanischer Geistlicher gekleidet und schien gerade in einem heftigen Gespräch mit einigen, ihn umgebenden Mollahs begriffen, die ihn nicht zu verstehen schienen, oder ungleicher Meinung mit ihm waren; denn auf dem Gesichte drückten sich Verdruß und Ungeduld aus. Schon war viel Volk auf dem Platze versammelt, das Wettrennen begann aber immer noch nicht; denn das Heer, welches sich sehr langsam von dem steilen Berge herablassen mußte, wurde noch erwartet. Als es schon zimlich nahe war, befahl der Unbekannte den jungen Leuten, die Kriger mit Musik zu empfangen. Das Heer machte endlich Halt, lud die Gewehre und Pistolen, und erwiederte den Gruß durch eine freundliche Salve. Beide Partheien vereinten sich nun und erschienen auf dem Platz. Volk und Heer formirten sich in zwei besondern Abtheilungen, die eine vom Unbekannten, die andere von Ali befehligt. Das Wettrennen begann. Zuerst traten aus beiden einzelne Reiter hervor, luden im vollem Rennen ihre Pistolen, und schossen mit außerordentlicher Gewandtheit und Sicherheit in's Ziel; ihnen folgten andere, die eben so im vollen Lauf Münzen von der Erde erhoben, von den Pferden ab- und wieder hinaufsprangen. Diese kriegerischen Uebungen dauerten mehrere Stunden. Endlich machte der Ruf beider Anführer, „es ist genug!" ihnen ein Ende. Aus dem Volkshaufen trat nun ein stattlicher, junger Mann hervor, bewaffnet mit Seitengewehr, gefolgt von einigen der Seinigen. Von der Gegenpartie aber wollte sich niemand ihnen gegenüber zum Kampf stellen, ungeachtet er sie wiederholt dazu aufforderte. Erbittert über dieses Zögern, rief der junge Mann endlich aus: Feige Memmen, so hört doch, was fürchtet ihr? Erst jetzt traten einige Freiwillige von der Gegenpartie hervor. Der Kampf begann. Lange dauerte das Gefecht, mit Kunst wurden die Hiebe abgewehrt, einige versetzten durch geschickte Wendungen der Säbel den Gegnern schwere Wunden, viele wurden sogar Opfer dieser wilden Lust. Das zuschauende Volk munterte die tapfern Streiter durch Händegeklatsch und besonders dazu verfaßte Gesänge auf. Fingen von der einen Partie einige zu wanken an, dann eilten ihre Gefährten ihnen zu Hülfe; so wurde der Kampf bald allgemein. Der Sieg blieb lange unentschieden. Endlich retirirte das Heer in vollem Lauf, vom Volk in weiter Ferne mit wildem Geschrei verfolgt. Als sich letzteres wieder auf dem Platze gesammelt hatte, wurden Schießübungen angestellt, blanke Dolche wurden als Ziele ausgestellt, doch lange nicht getroffen. Endlich trat einer der Schützen an mich heran, und sagte: „Euch Kachetier rühmt man ja als treffliche Schützen, rechtfertige Du jetzt dieses Lob." Ich war zwar keiner von den ersten Schützen meines Auls, doch ergriff ich das Gewehr und schoß. Gleich mein erster Versuch gelang so gut, daß die Kugel grade auf das Ziel traf, es durchbohrte und beide Hälften pfeifend zur Seite sprangen. Ein mehrmaliges Bravo erschallte, Jeder war bemüht, den geschickten Schützen zu sehen, und mit stummem Erstaunen umgab mich der ganze Volkshaufe. Der mir immer noch unbekannte Anführer *) rief mich, fragte mich, von wo ich her sey, wie lange Gefangener und manches Andere. Auf seinen Ruf kam auch Ibrahim heran. Ihm sagte er: „Weißt Du, daß Du mit Deinem ganzen Eigenthum mir gehörst? Ich fordere Dich also auf, mir gutwillig diesen Menschen abzutreten, sonst nehme ich ihn." Ibrahim wagte nicht, zu widersprechen. Der geringste Widerstand hätte ihm das Leben gekostet; denn auf einen Wink des Unbekannten hätte seine Leibwache ihm den Kopf vom Rumpfe getrennt. Dieser befahl er nun, mich in das Aul Schabitla abzuführen und dort seine weitern Befehle abzuwarten. Dieses Aul liegt mitten im Daghestan. Ein Vorgefühl sagte mir, mein Loos würde dort nur ein schlechtes seyn, und es täuschte mich nicht. In wenigen Stunden erreichte ich mit meiner Escorte den

---

*) Spätere Aufklärungen belehrten unsern Tuschinzen, daß dieser ihm Unbekannte Schamil selbst, der Insurgentenhäuptling, war.

Ort, er lag in einem unzugänglichen, dichten Walde. Auf den Befehl des Unbekannten, mich möglichst hart, ja barbarisch zu behandeln, unterwarf man mich täglich den schwersten, abmattendsten Arbeiten."

„In einer Nacht, als meine Wache schon in festem Schlaf lag, rief eine Stimme an meinem Fenster mich laut bei meinem Namen. Es war Ibrahim. „Da ich die Ursache Deiner Leiden bin," sagte er, „so will ich sie auch mit Deiner Befreiung sühnen. Bereite Dich dazu in den nächsten Tagen." Auf meine Bitte versprach er zuvor, die unschuldige Ketschwane zu retten. Die Hoffnung auf baldige Befreiung erleichterte mir meine schweren Arbeiten. Ibrahim erschien auch wirklich bald wieder, jetzt zu meiner Rettung. Er hieb meine Wache nieder, öffnete von außen die nicht verschlossene Thür und rief freudig aus: „Du bist frei, verliere keine Zeit, eile, mit mir zu entfliehen." Am andern Morgen waren wir schon glücklich in Kachetien angelangt, waren nahe bei meinem Aul Tuschin. Ibrahim wünschte mir nun ein Lebewohl, versprach mein lebenslänglicher Freund zu seyn und besuchte mich oft. Bald nach meiner Flucht nahm ihm der Unbekannte, der größte Räuber in ganz Daghestan, sein Eigenthum weg. Ibrahim siedelte mit seiner Familie in unser Dorf über und lebt bis jetzt in unsrer Mitte ruhig und zufrieden, sein verändertes Loos segnend." (Berl. Bl.)

---

## T a b l e t t e n.

⁂ Der Guano in England. Von welchem Umfang der Gebrauch des Guano in England ist, kann man aus dem Umstand ersehen, daß gegen Ende des Jahres 1846 in den schottischen Häfen und in Liverpool etwa 140,000 Tonnen Guano vorräthig waren, die einen ungefähren Werth von 24 Mill. Franken oder nahezu 1 Mill. Pfd. St. repräsentirten. Der Werth des Guano ist indeß nicht allenthalben derselbe, den aus Peru schätzt man 10 Pfd. St. die Tonne, während man den der Saldanha-Bay, der Coloney- und Bird-Insel nur auf 4½ bis 6 Pfd. anschlägt.

⁂ Mehemed-Ali's Geburtsort, das Städtchen Cavala in Rumelien, wo noch eine zahlreiche Sippschaft des alten Vicekönigs wohnt, ist nie vergessen, in den letzten Jahren aber unter den besonderen Schutz von Mehemed-Ali genommen worden. Er ließ in Cavala eine Schule und mehrere Wohlthätigkeitsanstalten errichten und hat jetzt wieder einen seiner Ingenieurs mit dem Auftrage hingeschickt, allen armen Leuten des Städtchens, deren Häuser den Einsturz drohen, ihre Wohnungen wieder auf- oder auszubauen. Sein Geburtshäuschen soll, so hat der Vicekönig befohlen, bleiben wie es ist, aber zum Schutze gegen Wind und Wetter mit einem großen bedeckten Bau umgeben werden. Im Garten an dem Häuschen soll eine kleine Moschee erbaut werden. M. Urthbl.

⁂ Der Ponte Rialto in Venedig war in ältern Zeiten von Händlern bedeckt, deren jeder seine Bank hatte, um, wenn er Zahlungen zu machen hatte, sein Geld darauf hinzuzählen. Da die bedeutendsten Händler da zusammen kamen, wurden nach und nach die größten Geschäfte dort liquidirt und jeder Händler von Bedeutung mußte dort eine Bank haben. Geschah es nun, daß einer in der bestimmten Stunde seine Zahlungen nicht leisten konnte und so gewissermaßen der Ehre dieses Postens verlustig ward, so wurde ihm seine Bank zerbrochen, banca rotta, was wohl der Ursprung des Wortes Bankerott seyn mag.

⁂ Nach einem „vom Ursprung der Weichsel" datirten Artikel in der schlesischen Zeitung, soll dort und in den nächstgelegenen Kreisen das Grasessen unter der Klasse der Arbeiter allgemein geworden sein. Derjenige, welcher das Glück hat, Beschäftigung zu erhalten, verdient per Tag 4 bis 5 kr. C. M. Dafür kauft er sich schwarzes Mehl, womit er das Gras für sich und seine Familie einkocht. Der Hedrich (sinapis arvensis) wird am liebsten genossen, von vielen ohne Mehlzusatz, diese gehen aber auch dem unvermeidlichen Tode entgegen. Alle Tage findet man todte Menschen in den Straßen; in Sazpusch lagen eines Morgens 19 Todte um die Kirche herum. Gewöhnlich geht dem Hungertode das Nervenfieber oder der Hungerwahnsinn voran. Bei der letzteren Krankheit wandelt der Unglückliche bis zum letzten Augenblicke blöd- oder stumpfsinnig dahin, und er ist unter den 3 oder 300 Bettlern, welche durchschnittlich im Tage ein Haus besuchen, sehr leicht herauszuerkennen. In Saypusch allein sind bereits dreihundert Todtgefundene begraben worden, die ungerechnet, die am Nervenfieber daheim endeten. Die Geistlichen, Beamten und das ganze Publikum sind auf's Aeußerste aufgeregt durch solche schreckliche Vorfälle. Familien trennten sich, Eltern verlassen die Kinder. Letztere betteln in ganzen Schaaren herum.

⁂ Zeitungen und Bajonette. Napoleon machte einst, indem er sich über den durch Zeitungen geübten Einfluß äußerte, folgende Bemerkung: Ein Journalist ist ein Rathgeber, ein Regent der Herrscher, ein Beschützer der Völker. Vier feindliche Zeitungen sind mehr zu fürchten als hunderttausend Bajonnette.

⁂ Ein Geistlicher hatte sich in Folge der langen Theuerung entschlossen, in Procession an der Spitze seiner Pfarrkinder durch die Fluren des Kirchspiels zu ziehen, um das Gedeihen der Saaten zu sichern. So oft er an einem Feld von wenig versprechendem Ansehen vorbeikam, sagte er: „Seht, hier hilft Singen und Beten nichts, da gehört Dünger her!"

⁂ Amerikanische Hausirer. In den Vereinigten Staaten ist in den letzten Jahren eine neue Art Hausirer entstanden, die sich „Hartwaaren-Leute" nennen, oder auch „Chap Johns", weil sie Alles „spottbillig" weggeben. Die „Hartwaare" besteht aber in allerlei harten wie weichen Dingen, von einem Stück Seife bis zur Handsäge. Eine Weste bot z. B. einer derselben mit folgender Empfehlung feil: „Diese Weste — schöner gelber Grund mit rothen Flecken! — Diese selbige Weste hier wurde eigentlich für Prinz Albert gemacht, und zwar nach einem von der Königin zugeschnittenen Muster; er war aber grade knapp bei Gelde, als ihm die Weste in den Palast gebracht wurde, und ohne Zahlung wollt' ich sie nicht hingeben. Nun hab' ich ungeheuren Schaden dabei." — Darauf wird gefordert und geboten und nachdem man von einer ansehnlichen Summe Dollars auf eine Anzahl Pence herabgekommen ist, hat der unglückliche Käufer das spottbillige Prachtexemplar, welches Prinz Albert nicht bezahlen konnte, richtig am Halse. Bl. a. d. Gw.

⁂ Ein rheinisches Blatt erzählt aus Mainz: Als am 10. d. M. bei der Ankunft des Prinzen Wilhelm von Preußen auf dessen Befehl Generalmarsch geschlagen wurde, befand sich Bäcker K. von hier zur Andachtsübung in der St.-Quintins-Kirche. Erschreckt durch den zu ungewöhnlicher Stunde erschallenden Generalmarsch, und ungewiß über die Bedeutung desselben, fragte er den Küster, was der Lärm zu bedeuten habe. Der Küster, als Spaßvogel bekannt, erwiederte ihm, daß Brodunruhen ausgebrochen seien, und das

Volk in diesem Augenblick bei den Bäckern auf der mittlern Bleiche tobe. Unser Bäckermeister, welcher selbst in der genannten Straße wohnt, wurde todtenbleich, und rannte voller Angst nach Hause, fortwährend rufend: „Hab' ich's nicht gleich gesagt, sie sollen um 6 kr. abschlagen." Erst als er, zu Hause angekommen, sich überzeugte, daß man ihn zum besten gehabt, sah er ein, wie sehr er sich und seine Kollegen durch seine Angst kompromittirt habe, und dient nun zur Zielscheibe von Witzen aller Art.

## * Städel'sches Kunstinstitut.

Es ist leider nur allzu wahr, daß wir keine eigentliche Historienmalerei haben. Entweder versehen es unsre Historienmaler in der Ausführung oder sie vergreifen sich in den Stoffen. Wie unsre Dramatiker weit lieber nach unbekanntern Sujets aus der Geschichte fremder Nationen herumtappen, als Griffe in unsre nationale Vorzeit thun, so auch mit Ausnahme des einzigen Lessing die Maler. Ein italienischer Himmel ist auch weit pikanter, als der ehrliche, treuherzige Deutsche. Und wenn denn die fremdländischen Stoffe immer noch einer genialen Pinselführung werth wären, wenn sich in ihnen die Verkörperung einer großartigen weltgeschichtlichen Idee darstellte! So aber greifen unsre Maler oft nach Stoffen, die uns in Zweifel setzen, ob wir die entsprechenden Gemälde in das Gebiet des Genre oder in das der eigentlichen Historienmalerei zu setzen haben.

Dieselbe Verlegenheit wandelt uns an, wenn wir das Bild von Lehmann, „die Segnung der Pontinischen Sümpfe durch Papst Sixtus", welches sich eben im Städel'schen Kunstinstitut befindet, zu analysiren suchen. Jedenfalls hatte der Künstler bei seiner Schöpfung das Bewußtseyn, ein historisches Gemälde zu liefern. Aber warum wählte er einen so bizarren, fremdartigen Stoff, der sein Gemälde trotz der höchst gelungenen Ausführung auf haarschmaler Linie zwischen dem Genre und der Historienmalerei schweben läßt? Der Gegenstand hat so wenig geschichtliche Bedeutung, daß der Künstler nothwendig nach ihm suchen mußte.

Der Eindruck dieses Gemäldes ist nicht der eines ächt historischen. Dazu ist der landschaftliche Eindruck zu maßgebend. Das Bild erhält seinen Charakter durch die Luftlinien, durch das zauberhafte Inkarnat des italienischen Himmels, durch den einheitlichen Ton der leisen, wiegenden Morgenluft, der über das Ganze gehaucht und durchaus trefflich zu nennen ist. Man sieht, wie die Morgenlüftchen den päpstlichen Thronhimmel heben, dessen Franzen sich in ihrem Spiele flocken. Und mit der leisen Morgenluft gießt sich ein zauberhaft verklärender, blaß-goldner Schimmer über die ganze Scene. Ueberhaupt ist der Eindruck des ganzen Bildes ein ächt südlicher. Sixtus V., im wallenden Greisenhaare und fliegenden Talare tritt ächt päpstlich zurück vor der Weihe, die seine Person umgibt, und die Gestalt verschwindet vor der Bedeutung der Handlung, darin muß man einen glücklichen, geistreichen Takt des Künstlers erkennen. Ueberhaupt ist die Ausführung eine sehr vollendete zu nennen. Die Farbengebung ist gewählt und kunstvoll, und der Eindruck des Ganzen ein frappirender.

Wir glauben das in vieler Beziehung treffliche Gemälde am Erschöpfendsten durch die Bezeichnung: Historisches Genre charakterisiren zu können.

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 27. Juli.)

* München, im Juli. — Wir hatten in der letzten Zeit zwei Gäste an unserm Hoftheater, Herrn Adolph Schwarz von Köln und Fräulein Klara Jahn von Kassel, deren künstlerische Leistungen so ausgezeichnet waren, daß sie sich nicht nur den ungetheilten Beifall des Publikums erwarben, sondern auch der Intendanz die erwünschte Gelegenheit gaben, durch Gewinnung dieser frischen Kräfte zwei lang gefühlte Lücken auszufüllen. — Herr Schwarz machte in der Wahl seiner ersten Gastdarstellung, als Wildenberg der Jüngere in Raupachs „Geschwistern," einen glücklichen Griff, da er durch die geistreiche und gediegene Durchführung dieses ernsten, gehaltenen Charakters sich gleich als einen denkenden, das Höchste anstrebenden Schauspieler erwies, so daß es ihm nicht schwer wurde, in den folgenden Darstellungen des Sittig in „Bürgerlich und romantisch," des Ferdinand in „Kabale und Liebe" und des Melchthal im „Tell," durch jugendliches Feuer und würdigen Ernst sich die vollste Achtung und den lautesten Beifall des Publikums zu erwerben. — Fräulein Jahn gewann ebenfalls schon bei ihrem ersten Auftreten als Evchen im „Verwunschenen Prinzen", durch liebliche Erscheinung, zartes aber klangvolles Organ und graziöse Liebenswürdigkeit Aller Herzen und mußte in den folgenden drei Gastspielen, als Frau von Rosen in „Bürgerlich und romantisch", in den „Schwestern" und als „Pariser Taugenichts" den Beifall des Publikums nicht nur zu erhalten, sondern aufs Höchste zu steigern. Allgemein bedauert wird, daß Fräulein Jahn nicht schon in diesem Jahre in ihr hiesiges, sehr vortheilhaftes Engagement treten kann, da sie für die nächste Zeit der Hamburger Bühne eine Contractverbindlichkeit erfüllen muß. Herr Schwarz aber wird schon mit Anfang August als Mitglied unserer Hofbühne fungiren. — Im Salon unserer liebenswürdigen Denker wurde unlängst vor einer gewählten Gesellschaft ein Trauerspiel von dem seit Kurzem unter uns weilenden Dichter Hermann Rollett vorgelesen und zwar mit großem Erfolg. Es wird wohl noch im Herbst auf unserer Bühne zur Aufführung kommen.

— Von Professor Karl Rosenkranz in Königsberg ist ein Werk erschienen, das den Titel führt: „Göthe und seine Werke." Der Verfasser ist bekanntlich eine der ersten literarhistorischen Autoritäten in Deutschland.



## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 27. Juli. (Zum Erstenmale wiederholt): Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Abtheilungen von Gustav Schmidt.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 207.** Donnerstag den 29. Juli **1847.**


## § Eine Christnacht auf der Ostsee.

Nach einer wahren Begebenheit.

Julius Domansky, ein junger Schiffscapitän aus Danzig hatte zu Anfang des Monats November von Eltern und Geschwistern Abschied genommen, um im Auftrage seines Rheders mit dem Schiffe Friedrich Wilhelm IV. nach Portsmuth unter Segel zu gehen. Das Wetter war schön und der Wind günstig; Julius drückte noch einmal die Hand seines Bruders, der bis zum Strande der Ostsee ihn begleitet hatte, und in kurzer Zeit befand sich das stattliche Schiff auf der hohen See, stolz mit aufgespannten Segeln durch die Wellen gleitend, indeß die Mannschaft mit freudigem Halloh dem schönen Danzig Valet sagte.

Immer weiter entfernten sich die Seefahrer von der altberühmten Handelsstadt und nur noch der stattliche Rathsthurm und der der Marienkirche winkten aus weiter Ferne, wie aus den Meereswellen emporragend, ihnen den Abschiedsgruß zu, während die ganze Küste, nach der Seite von Neufahrwasser hin, aus dem Gesichtskreise bereits verschwunden war. Jetzt hatte das Schiff die Landzunge bei Hela passirt, nochmals begrüßte die Mannschaft mit lautem Freudenruf den vaterländischen Grund und Boden, dann aber ging es weiter und immer weiter hinein in die schäumende See, und bald erschauten die spähenden Augen nichts mehr als Wolken und Meer.

Das Schiff Friedrich Wilhelm, einem angesehenen Danziger Kaufmanne zugehörend, war gut und dauerhaft gebaut und erst vor drei Jahren vor den Augen unsers Monarchen vom Stapel gelaufen. Außer dem Kapitän befanden sich auf demselben der Bootsmann Peter Koch — ein kräftiger Fünfziger und wohl erfahren zur See, der bei Domansky schon seit vielen Jahren in Diensten stand, und seinem Herrn mit ganzer Seele ergeben war; ferner der Steuermann, ein gewandter Mensch von etwa 23 Jahren, dann der Zimmermann, der Koch, drei Matrosen, zwei Jungmänner und drei Schiffsjungen. Wetter und Wind blieben günstig und schon am 15., dem Geburtstage des Kapitäns, war das Schiff seiner Reise ziemlich nahe gekommen. Domansky war diesen Morgen zeitig auf dem Verdeck, und schaute mit tiefbewegter Seele über die dunkeln Meereswogen hinweg, bis wo sie am äußersten Horizonte sich mit den Wolken zu verbinden schienen. Er hatte in Danzig einen alten Vater zurückgelassen, dessen Gesundheit wohl nicht die kräftigste mehr sein mochte, und mit ihm ein geliebtes Weib, Mutter zweier Kinder. Alles dessen gedachte er jetzt, er gedachte der Abschiedsworte seines Vaters und des liebenden Bruders, mit dem er die harmlosen Kinderjahre in ungetrübter Freude verlebt hatte. Eine bange Ahnung stieg ihm auf in seiner Brust, doch den frischen, lebendigen Lebensmuth des jungen Mannes konnte sie nicht niederbeugen und als nun vollends seine Leute vom Steuermann bis zum letzten Schiffsjungen herab, nach und nach an ihn herantraten und zum Geburtstage ihm Glück wünschten, da verschwand auch selbst die kleinste Falte von seinem Gesicht und gutmüthig wie er war, gebot er alsobald, daß die Leute ihm zu Ehren sich laben sollten mit gutem Getränk, was sie auch in der That sich nicht zweimal sagen ließen, denn schon in der nächsten halben Viertelstunde saßen sie auf dem Verdeck im fröhlichen Kreise beisammen, und die gefüllten Gläser klangen wacker und oft auf das dauernde Wohl des braven Kapitäns.

Zwei Tage später erreichte das Schiff die Rhede von Portsmouth. Die Anker wurden ausgeworfen, und drei volle Wochen vergingen, bevor alle Geschäfte besorgt werden konnten und alles Nöthige zur Rückreise angeordnet und bereit war.

Dann wurden die Anker gelichtet, das Schiff stach in See und Domansky gedachte mit freudiger Sehnsucht der daheim zurückgelassenen Lieben, die er nun bald wieder begrüßen sollte. Bei gutem Wetter gelangte das Schiff binnen sechs Tagen glücklich nach Helsingör. Hier wurde ein Lootse an Bord genommen, um den „Friedrich Wilhelm" sicher durch jene gefährliche Untiefen hindurch zu führen, die bei Helsingör den Seefahrern schon oftmals Tod und Verderben gebracht haben. Es wechselt hier die Tiefe des Wassers zuweilen binnen wenigen Minuten von vier Faden bis zu acht Fuß und nicht selten hat es sich ereignet, daß bei stürmischer See manch stattliches Kauffahrteischiff hier auf den Strand gerathen, oder vom Sturm gegen das große weit in das Meer sich hineinziehende Riff bei Falsterbö getrieben und an den schroffen Felsen zerschellt wurde.

Schon lange hatte der mitgenommene Lootse das Schiff wieder verlassen, denn die gefährlichste Stelle war bereits zurückgelegt, als mit einem Male dichte Nebelwolken die Sonne einlagerten und den erst noch hellen Himmel in finstre Nacht zu verwandeln drohten; dabei erhob sich gleichzeitig ein starker Westwind und die See begann zu toben und zu brausen, als ob die Wasser alle sich empören wollten gegen einander, so daß das Fahrzeug von den wild aufbäumenden Wogen bald hoch emporgehoben, bald wieder tief auf den Grund herabgeschleudert wurde. Augenblicklich ließ der Capitän die Segel einziehen und commandirte einen Matrosen zum fortwährenden Aus-

werfen des Senkbleis; denn das dazwischen angezündete Leuchtfeuer von Falsterbon zu sehen, war bei dem immer mehr und mehr sich verdichtenden Nebel ganz unmöglich geworden. Aber furchtlos stand der Capitän Domansky auf dem Verdeck und beschaute leuchtenden Blickes das tobende Element, indem er genau aufhorchte auf den Zuruf des Matrosen, der von Minute zu Minute die Tiefe des Wassers angab nach dem Befunde des Senkbleies. Die braven Schiffer trotzten kühn und zuversichtlich der Gewalt des Sturmes, wußten sie doch, daß ein wackerer Führer sie leitete, und wahrlich, schon um 5 Uhr des Abends hatte das Schiff den gefahrvollen Weg zurückgelegt und war frei vom Riff.

An der Südseite der Insel Bornholm ist das Fahrwasser bedeutend breiter und darum war die Fahrt trotz Sturm und Nebel jetzt auch schon um vieles sicherer als zuvor, und unter dem Schiffsvolke zeigte sich bereits eine freudige Bewegung, denn die grünen Blätter der Hoffnung keimen ja allenthalben rasch und freudig empor, sobald die eisige Schneedecke des Unglücks auch nur einigermaßen zu thauen und zu schmelzen beginnt. So war unter Hoffnung und bangen Erwartungen der Morgen hereingebrochen, aber mit ihm zugleich kam diesmal nicht das freundliche, alles belebende Licht des Tages; der Nebel blieb niedergedrückt, die See stürmte fort, und nur an der Uhr konnte man erkennen, daß es bereits Tag geworden. Nach Domansky's Berechnung mußte jetzt das Schiff in der Richtung nach Hela sich befinden und deßhalb wollte er dasselbe auch sofort unter den Wind bringen lassen, um nicht allzu rasch jene Landzunge zu erreichen, denn der Wind war bis jetzt immer noch nicht günstig genug, um die Rhede von Neufahrwasser gewinnen zu können. Aber wie der Capitän eben noch den Befehl gab, daß das Schiff unter den Wind gebracht würde, da trat Peter Koch, der Bootsmann, mit bedenklicher Miene eiligst zu ihm heran und brachte die Nachricht, daß der eiserne Ring, der am Bugspriet Wasserstag und Feetstag mit einander verbindet und durch diese zugleich auch alle anderen Masten fest zusammenhält, plötzlich gebrochen sey. Die Bestürzung, die diese Nachricht unter den Seeleuten hervorrief, war keinedwegs gering, doch schnell und besonnen hatte der Capitän die nöthigen Anstalten getroffen, um das schadhaft Gewordene so schnell als möglich wieder in gehörigen Stand zu setzen. Aber der Orkan wurde immer heftiger und peitschte die Wellen, daß sie thurmhoch emporschäumten, und rüttelten an den Masten, daß Spieren und Raaen knackten und die Segel sich losrissen und zerfetzten. Doch schnell wie die Marder waren auch schon die Matrosen an den Strickleitern emporgestiegen und befestigten die Segel mit Hülfstauen, indeß das Schiff fortwährend von den empörten Wellen gerüttelt und geschüttelt wurde, so daß das wenige im Raume befindliche Wasser durch die Luftlöcher hinausspritzte bis unter das Deck. Rabenschwarz war die Nacht, der dichte Nebel ließ die Hand vor den Augen kaum noch erkennen, und dazu stürmte ein fliegender Orkan aus Nordwest, der es gänzlich unmöglich machte, das Schiff nach irgend einer Richtung hin zu dirigiren.

(Fortsetzung folgt.)

---

## ** Stuttgart.

2.

Um die Zustände der hiesigen Bühne besser beurtheilen zu können, wird es nöthig seyn, die Kräfte, über welche dieselbe zu disponiren hat, etwas näher kennen zu lernen. Ich halte eine solche Beleuchtung für um so wesentlicher, als bisher, wenn von dem Stuttgarter Theater geredet wurde, nur die Thätigkeit des Intendanten, die Persönlichkeit des Herrn von Gall zur Sprache kam, und der Leser auf diese Weise keine rechte Anschauung von den hiesigen Theaterverhältnissen im Allgemeinen erlangen konnte. Der Intendant ist allerdings das sichtbare Oberhaupt der Bühne, er ist derjenige, nach dessen Willen sich das Ganze normiren soll, ihm fällt allein die Verantwortlichkeit zu, aber sein Wille ist eben auch nicht mehr als menschlich und darum nur zu häufig paralysirt durch unabwendbare Verhältnisse, so wie durch den Willen und die Fähigkeiten der unter seiner Leitung stehenden Individualitäten. Ueberdies ist der Geschäftskreis eines Bühnenvorstandes an einem Theater, wie dem hiesigen, zu ausgedehnt, als daß es ihm möglich wäre, allein für Alles Sorge zu tragen. Der vielfältig verzweigte Organismus der Verwaltung erlaubt ihm nicht, überall gegenwärtig zu seyn, und so ist es wohl unausbleiblich, daß Manches geschieht, was durchaus nicht in seiner Absicht liegt, wovon er vielleicht nicht einmal im Stande war, vorher Kenntniß zu nehmen. Dieß ist namentlich in Beziehung auf den technischen Theil der Verwaltung der Fall, auf den Theil, der sich in den Händen der Regisseure befindet. Der fähigste Intendant vermag nichts, sobald ihm von den Regieen der einzelnen Zweige nicht der gehörige Vorschub geleistet wird. Nur dann, wenn es ihm geglückt ist, Männer von Sachkenntniß und Energie dafür zu gewinnen, kann die Thätigkeit der unter seiner Leitung stehenden Kunstanstalt eine ersprießliche werden. Wenn die Qualität so mancher Leistungen der hiesigen Bühne in der ersten Zeit der neuen Verwaltung zu gerechten Klagen Anlaß gab, so war die Schuld davon lediglich den fehlerhaften Anordnungen der Regie zuzuschreiben, wie sich andrerseits nicht läugnen läßt, daß, seitdem zwei tüchtige Kräfte dafür neu eingetreten sind, die Beschaffenheit der Vorstellungen eine ganz andere wurde. Die Zahl der Regisseure beläuft sich gegenwärtig auf fünf: es sind dies der Anciennetät nach die Herren Krebs und Moritz für die Oper, Grunert und Löwe für das Schauspiel und Pezold für Vaudeville und Posse. Herr Krebs, der Veteran der Hofbühne, ist an Jahren bereits so vorgerückt, daß sein Wirken keine große Bedeutsamkeit mehr haben kann, ein Grund, warum die Inscenesetzung großer Opern dem gleichzeitigen Regisseur des Schauspiels, Herrn Moritz, übertragen wurde. Mit welchem Fleiße und welcher Tüchtigkeit dieser seinem Amte vorsteht, ist zur Genüge bekannt; seine Scenirung von Lindpaintner's Oper „Lichtenstein", dem „Prätendenten", den „Hugenotten", dem „Nebucadnezar", sind in Wahrheit meisterhaft zu nennen. Von den neuen Regisseuren des Schauspiels ist bisjetzt nur Herrn Grunert Gelegenheit geboten worden, sich hervorzuthun; dies that er denn auch in einer Weise, welche hinlänglich kund gab, wie sehr er zur Führung der Regie befähigt ist: „Sommernachtstraum", „Uriel Acosta", „Strafford", wurden von ihm mit ebensoviel Geschmack als Sachkenntniß in Scene gesetzt. Daß sich von der Thätigkeit des Herrn Löwe das Beste erwarten läßt, unterliegt keinem Zweifel, da bei ihm praktische und theoretische Kenntniß der Bühne, ein hoher Grad poetischer Intuition und wahre Liebe zur Sache Hand in Hand gehen. Der Wirkungskreis des Herrn Pezold

endlich ist zwar ein ziemlich beschränkter und kein solcher, in welchem sich Lorbeeren erwerben lassen, gleichwohl wäre zu wünschen, daß seinerseits mehr Sorgfalt darauf verwendet würde. Was nun die Funktion der Regisseure betrifft, so ist diese eine doppelte, indem sie außer der Inscenesetzung der Stücke und der Leitung der Proben dem Intendanten auch noch in der Entwerfung des Repertoirs und der Besetzung der Rolle an die Hand zu gehen haben. Hierbei ist ihnen natürlich der Kapellmeister von Lindpaintner, auf dessen Wirken ich später zurückkommen werde, als Chef der Oper coordinirt. Von welch' wesentlichem Einfluß dieser Theil ihrer Geschäftsthätigkeit ist, bedarf wohl keiner Erörterung; so heilbringend es seyn muß, wenn ihr Streben ein vereintes, nur das höhere Ziel der Kunst vor Augen habendes ist, so nachtheilig und hemmend wird es auf den Organismus des Ganzen einwirken, sobald der Einzelne bemüht ist, seine Intentionen bestmöglichst zur Geltung zu bringen, ohne darnach zu fragen, ob diese sich auch mit dem Gesammtinteresse des Instituts vereinen lassen, ob sie nicht dem Willen des Publikums geradezu entgegen sind. Dieser Umstand ist eine böse Klippe für den Bühnenvorstand, eine Klippe, an welcher oft der beste Vorsatz scheitert, und dabei eine so verborgene, daß nur diejenigen, welche mit den Verhältnissen des Theaters ganz genau vertraut sind, sie bemerken können, während der große Haufen der Profanen von ihrer Existenz nicht die geringste Ahnung hat. W. K.

---

## Tabletten.

*** Der Briefwechsel des Grafen Philipp Königsmark und der Prinzessin Sophie Dorothea von Celle ist von dem Schweden Palmblad in Upsala aufgefunden worden. Eine große Anzahl dieser Briefe sind von Hrn. P. in den Blättern für liter. Unterh. (Nr. 182—187) mitgetheilt. Die Liebesgeschichte der Prinzessin, welche bekanntlich die Großmutter Friedrichs des Großen war, gehört durch die Gluth ihrer Leidenschaft und durch den furchtbar tragischen Ausgang derselben zu den romantischsten Episoden der Geschichte deutscher Fürstenhöfe am Ende des 17. Jahrhunderts. Die Prinzessin, im sechzehnten Jahre einem kalten, herzlosen Wüstlinge (dem späteren König Georg I. von England) vermählt, der seine Untreue zur Gattin schamlos zur Schau trug, liebte und ward geliebt mit aller Gluth der Leidenschaft von dem Grafen von Königsmark (Aurora's Bruder). Der Graf war ihr Jugendgespiele und durch Schönheit und glänzende Talente der vollkommenste Kavalier seiner Zeit. Aber in einer Nacht, am 1. Juli 1694, verschwand der junge Graf, der als Oberst in sächsischen Diensten stand, plötzlich aus Hannover, und nie ist der Schleier von dieser That gelüftet worden. Die Prinzessin, auf Ehebruch angeklagt, beschwor vergeblich ihre Unschuld auf das Abendmahl; sie ward von ihrem Manne geschieden und schmachtete bis an ihren Tod 32 Jahre in der Festung Ahlden. Die jetzt veröffentlichten Briefe beweisen nun unzweifelhaft, daß die Prinzessin schuldig war. Aber so sehr man ihren Meineid verdammen muß, so rührend bewegen uns doch diese spät entdeckten Zeugen einer Leidenschaft, die an Gluth und aufopfernder Hingebung in jenen Kreisen wenig ihres Gleichen zählt. Dabei lassen diese Briefe tiefe Blicke thun in die sittlichen Zustände jener „guten alten Zeit." Statt aller Beispiele lese man nur nach, was der Graf seiner Geliebten in dem Brieffragmente Nr. 5 von der scheußlichen Wüstheit einiger Mitglieder der höchsten Gesellschaft (des Herzogs von Richmond und des Prinzen Friedrich von Sachsen, des späteren Kurfürsten Friedrich August) in ganz ungeschminkten Aeußerungen meldet, die wir trotz der fremden französischen Sprache hier anzuführen Bedenken tragen. Brem. Z.

*** Der Enkel des berühmten englischen Dichters Sheridan, Sir Charles Sheridan, Attaché der englischen Gesandtschaft und eine bekannte Figur in der Modewelt, ist in der vorigen Woche zu Paris gestorben. Sir Charles war erst 30 Jahre alt, aber die Seele aller musikalischen Salons und einer der Leiter des Jockeyklubbs; er gehörte zu jener Klasse genialer Leute, die die Engländer excentric men nennen, und die das Ideal aller Frauen von Distinktion und langen blonden Locken sind. Eine von Sir Charles' Excentrizitäten bestand darin, daß er eine Doppellorgnette von dem Kaliber zweier aneinander geschmiedeter Bombenmörser hatte, für die auf der Brüstung seiner Loge ein eigenes bewegliches Gestell angebracht war, da sie mit den Händen nicht leicht gehalten, viel weniger noch dirigirt werden konnte. Diese Lorgnette wurde in einem Etui aufbewahrt, das die Größe einer Jagdtasche hatte und das Sir Charles an einem eleganten Bandelier von lackirtem Leder trug, wenn er ins Theater ging.

*** Das Ghetto in Rom. Ein Mitglied der mit der Untersuchung des Ghetto in Rom beauftragten Commission entwirft in seinem, dem Papst erstatteten Bericht folgendes Bild von dieser traurigen Aufenthaltsstätte: „Etwa 3900 Israeliten leben in Rom im Ghetto, einer so niedrig gelegenen Gegend, eng eingeschlossen, daß sie auch bei dem kleinsten Uebertritt der Tiber augenblicklich unter Wasser gesetzt wird. Das Schlimmste dabei ist, daß die Wohnungen zur ebenen Erde fast alle mehrere Fuß unter dem Niveau der Straße stehen. Aus diesem Grunde sind sie auch in trockner Jahreszeit stets feucht, weil weder gedielt, noch mit Backsteinen gepflastert wird. Fenster fehlen fast überall, nur durch die Thüre kann frische Luft eintreten. Somit sind diese Wohnungen in einem Grade übelriechend, daß Jedem, der sie zum erstenmal betritt, der Athem vergeht. Diese gräuliche Luft rührt auch zum Theil von der Menge von Personen her, die in einem und demselben Zimmer zusammenleben müssen. Ich sage die lautere Wahrheit, sage, was ich mit eigenen Augen sah, wenn ich berichte, daß im Ghetto in einer kleinen engen Kammer oft sechszehn Menschen zusammenleben, schlafen und ihre menschlichen Bedürfnisse daselbst verrichten müssen. Solche zahlreiche Familien haben nur zwei enge Betten, manche aus neun Personen bestehende hat deren nur eins. Ich sah Familien dieser Zahl, wo Vater, Mutter, drei Töchter und vier Söhne ein und dieselbe Lagerstätte theilten. Ja es gibt einzelne Zimmer, in denen drei Familien zusammen wohnen, mit nur zwei Betten, oft selbst nur mit einem. In diesen Fällen schläft eine Familie wenige Stunden, nach ihr die zweite, dann eben so kurze Zeit die dritte. Mir sind Häuser vorgekommen, in denen über dem Bette Blechrinnen angebracht waren, damit man gegen das herunterträufende Regenwasser schlafend sicher wäre. Ich schweige über die zerbrochenen Treppen und bemerke nur noch, daß sehr viele Häuser auch in ihren oberen Stockwerken ohne Fenster sind und ihre Bewohner wie in einem Gefängniß eingeschlossen vegetiren. Ich stieß auf erblindete Menschen, erblindet in und wegen dieser Atmosphäre. Die Hälfte der römischen Juden ist äußerst arm; wer die Miethe nicht zahlen kann, wird aus seiner Höhle gejagt und muß dann in einer Kammer mit vielen Unglücksgefährten Obdach suchen, die für einmaliges Uebernachten als Locanda feil steht." Mainz. Utrhbl.

*** Eine unangenehme Plage, schreibt man aus Dessau, ist uns in diesem Sommer die in ungücklicher Menge erschienene s. g. Prozessionsraupe, deren Haare, wenn sie eingeathmet werden, oder in den zarteren Theilen der Haut sich festsetzen, gefährliche, sogar tödtliche Entzündungen verursachen. Es sind dadurch besonders unter dem schönen Geschlecht bedenkliche Krankheitsfälle vorgekommen und um sich einigermaßen dagegen zu schützen, ist es jetzt hier zur nothwendigen Sitte geworden, daß von dem jüngsten Mädchen bis zur Matrone, Alles Beinkleider trägt.

---

## * Städel'sches Kunstinstitut.

### Pomona von J. Grund.

Während draußen in Garten und Flur die holde segenspendende Gottheit sich uns gnädig erweis't und verschwenderisch das Füllhorn ihres Reichthums ausschüttet, fesselt ihr Bild in den Hallen der Kunst Blick und Fuß des Beschauers, und in idealer Schönheit tritt uns die reine Nymphe aus dem Werk des Künstlers entgegen.

Die Pomona des Herrn Grund gehört zu den immer seltner werdenden Bilder, bei denen die Absicht des Künstlers, dem Bild Seele zu geben, jedes andere Streben zurückdrängt. Wir wissen darum kaum, welchem Genre der neuern Malerei dieses Bild beizuzählen, bei dem das Ideal Hauptabsicht des Künstlers und demzufolge auch die ganze Stimmung des Gemäldes eine ideale ist. Der Künstler kehrt zur Mythe zurück, der er seinen Stoff entliehen hat, und seine Aufgabe ist, dieser Mythe ihre reine ursprüngliche Gestalt wieder zu geben und sie dennoch unsrer Anschauung zugänglich zu machen. Pomona ist das Bild der schönen Weiblichkeit. Um der jungfräulichen Reinheit ihres Wesens willen vertrauten die Götter der holden Hamadryade den Schutz der reinen Blumen, der Pflanzen und Früchte an; und ihre schöne Freude ist es fortan, sich im Dienste der Menschheit so hoher Gnade würdig zu zeigen. Der Künstler hat den Moment aufgefaßt, wo die göttliche Sendung der Nymphe vollbracht ist. Unter ihrem Schutze ist ringsum eine Fülle des Segens erstanden und Blumen und Früchte der reichsten Art verkünden uns das Regiment der freundlichen Gottheit.

Das Bild mag vielleicht nicht zu den frappanten Erscheinungen der modernen Kunst zählen, aber gewiß zählt es zu den gediegenen und dauernden. Nichts darin erinnert an Technik und doch möchte schwerlich das Auge des Kenners an diesem hellen Bild einen Verstoß gegen die Technik entdecken. Eben die große technische Vollendung ist es, welche den prunkenden Pinsel verschmäht und den Effekt ganz wo anders sucht, als in der Malerei Denn diese ist ja nun und nimmer alleiniger Zweck der Kunst, sondern nur das Mittel dazu, über welchem niemals das Auge den gewonnenen Totaleindruck verlieren darf. Was die Pomona des Herrn Grund vornehmlich charakterisirt, ist die meisterhafte Lösung der so äußerst schwierigen Aufgabe, hell aus dem Hellen zu malen und selbst in die Schatten eine möglichst klare Farbenmagie zu bringen. Diese helle Stimmung des ganzen Bildes ist äußerst glücklich festgehalten und besonders dürfte die Behandlung des Kopfes, der sich frei und leicht von dem klaren Lufiton abschneidet, zu den Hauptvorzügen desselben gehören. Das Gewand ist in anmuthiger Drapperie von der Schulter geschoben; aber das reine, unantastbare Leben darf diese Nacktheit nicht scheuen, und gerade das Vertrauen, womit der Künstler die unentweihte Schönheit dem Blicke enthüllt, und die, wir möchten sagen, keusche Behandlung des Fleisches, läßt den idealen Eindruck keinen Augenblick verloren gehen. Die unteren Drapperien des Gewandes sind mit breitem, kräftigem Pinsel gemalt und das Beiwerk von Blumen, Pflanzen und Früchten zeugt von einem getreuen Studium der Natur.

---

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 28. Juli.)

— Von L. Wienbarg, der sich jetzt wieder in Kiel niedergelassen und in dem schleswig-holstein'schen Kampfe gegen Dänemark bereits den „Fehdehandschuh" und die „Nortorfer Volksversammlung" geschleudert hat, wird bei Hoffmann und Campe in Hamburg eine Uebersetzung des dänischen Königsgesetzes mit einem Kommentar erscheinen.

— Justinus Kerner, dem manche verdüsternde Lebenserfahrungen und sein verlöschendes Augenlicht das Alter trüben, ist gegenwärtig damit beschäftigt, Bilder hellerer Natur aus seinem Kindes- und Jugendalter zu sammeln.

---

## Schlaf' ein! °)

(Nach dem Italienischen.)

Du bist das süße Feuer,
Du bist die Seele mein,
Du Lieb' bist meine Liebe —
Was willst Du mehr? Schlaf' ein!

Du trägst die Schlüssel in Händen
Zu meiner Liebe Schrein,
Und auch zu meinem Herzen —
Was willst Du mehr? Schlaf' ein!

Und Du in diesem Herzen
Bist Königin allein!
Und wirst mich sterben sehen, —
Was willst Du mehr? Schlaf' ein!

Und wirst mich sterben sehen,
Ist es der Wille Dein —
Schlaf' ein, mein süßes Leben —
Was willst Du mehr? Schlaf' ein!

°) Aus: Völkerstimmen von L. v. Arentsschild.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 28. Juli. Mein Mann geht aus, Lustspiel in 2 Abtheilungen, nach dem Französischen der Herren Scribe, Cormon und Crangé, von H. Börnstein. — Hierauf: Die Landparthie nach Königstein, Lokalskizze in 1 Akt und 4 Tableaux.

Donnerstag, den 29. Juli. Johann von Paris, Oper in 2 Akten, Musik von Boieldieu. Prinzessin: Fräulein Waldhäuser, vom k. Hoftheater zu Stuttgart.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 208.** Freitag, den 30. Juli **1847.**

## § Eine Christnacht auf der Ostsee.

(Fortsetzung)

Nach alle. Berechnung war Rieserhöft bereits passirt, ohne daß das dortige Leuchtfeuer von den auf dem Schiffe Befindlichen war bemerkt worden. Da ließ der Kapitän Nachts 12 Uhr alle Segel beisetzen und das Schiff drehen, um Danzig zu gewinnen, denn der Wind hatte sich etwas gewendet. Der Bootsmann erkrankte und wurde unthätig, der Kapitän aber kletterte bis auf die Mastspitze, um zu erspähen, ob kein Leuchtthurm in der Nähe wäre. Nach langer Anstrengung gewahrte er endlich in der Ferne ein stehendes Feuer und freudig rief er den Seinen zu: „das muß Rieserhöft seyn, nun sind wir nicht weit mehr von Hela, frisch Jungens! haltet euch wacker dran! wenn wir längs der Küste hinfahren, so erreichen wir morgen des Tages die Rhede von Neufahrwasser!" Eben war er wieder herabgestiegen auf das Deck, da rief der Jungmann Joseph, der die Wache hatte: „Land!" „Das ist gut," erwiederte der Kapitän. „Nun werden wir auch besser Wetter bekommen, da wir nur erst Land sehen; und bei Rieserhöft kann's nicht schaden, wenn man auch hart am Ufer hinfährt, denn es geht steil an und hat bis nahe an die Felsen sicheres Fahrwasser!" „Brandung!" ruft Joseph abermals mit dem Tone des Entsetzens, und haushoch brauste es auch schon in demselben Augenblick heran, wie eine weiße Wolke, so daß dem Kapitän nur noch so viel Zeit und Besinnung blieb, den Mast zu umklammern und mit einem Taue sich daran fest zu binden.

Ehe noch die drohende Welle das Schiff erreicht hatte, rief der bestürzte Kapitän mit möglichst lauter Stimme seinen Matrosen zu: „Luv!" denn jetzt war es die höchste Zeit, um das Schiff mehr an den Wind kommen zu lassen als bisher. Augenblicklich wurde seinen Befehlen genügt, aber doch schlug, bevor die hohe See wieder erreicht werden konnte, jene furchtbar heranstürmende Brandung dreimal über das Verdeck, und von der ungeheuern Gewalt des Druckes wurde das Schiff mit solcher Heftigkeit auf den seichten Meergrund niedergestoßen, daß das Wachthaus, worin der Kompaß sich befindet, krachend zusammenstürzte, und ein Matrose und ein Jungmann dadurch bedeutend verletzt wurden. Auch einem andern Matrosen, Friedrich mit Vornamen, der ans Steuer commandirt war, wurde bei diesem Unglücksfalle der Fuß gänzlich gequetscht, und dennoch mußte er noch 2 volle Stunden auf seinem Posten verweilen, indem Niemand ihm glauben wollte, daß er wirklich eine so erhebliche Beschädigung am Fuße erlitten habe. Endlich war das Aergste überstanden, und das hart mitgenommene Schiff befand sich jetzt wieder außer dem Bereiche der Brandung.

Gänzlich durchnäßt suchten der Kapitän und seine Leute sich durch Branntwein einigermaßen zu erwärmen, und unter den 7 Gesundgebliebenen kreiste nun alsobald das volle Glas, und nicht lange, so war der gehabte Schreck beinahe gänzlich wieder vergessen.

„Da hätte nicht viel gefehlt," wandte sich der Kapitän kopfschüttelnd zum Steuermann, „Gott sey gelobt, es ist vorüber. Dorthin zur Rechten liegt Rieserhöft, das Feuer auf dem Leuchtthurme ist ja deutlich genug zu sehen, darum nur immer nach Süden gesteuert, damit wir bald nach Danzig kommen, denn man kann nicht wissen, ob die heftigen Stöße und das gewaltige Durchschütteln unserm Schiff nicht geschadet haben." „Land!" rief jetzt abermals Joseph, und als der Kapitän von der Wahrheit dieser Aussage sich selbst überzeugt hatte, sagte er unwillig: „So muß auch der kleine Kompaß durch das Herunterfallen gelitten haben! wornach sollen wir uns jetzt richten? — Wir müssen schon den Morgen abwarten. Wenn der Nebel sich vollends verzieht, so werden wir ja bei Tagesanbruch wohl sehen, woran wir sind. Darum frisch, Bursche! nördlich beigedreht! Die Segel eingerefft, und laßt das Schiff treiben!" Niemand dachte an Schlaf, der Sturm wüthete fort, und das Schiff trieb nach Süd-Ost, indeß die kleine Mannschaft eifrig bemüht war, das eingedrungene Wasser aus den Räumen wieder herauszupumpen. Nach einer unruhigen, kummervoll durchlebten Nacht erschien endlich der längst ersehnte Morgen; die Nebel hatten sich verzogen, und die blutig roth aus dem Meere heraufsteigende Sonne beleuchtete mit ihren ersten Strahlen, zum großen Staunen unserer braven Schiffer, die kurische Nehrung in der Gegend von Rositten. Das kurische Haff war vom Mastbaume aus deutlich hinter der schmalen Landzunge als ein schmaler schimmernder Spiegel wahrzunehmen, und es blieb nun kein Zweifel mehr, daß jenes in der Nacht wahrgenommene Leuchtfeuer nicht in Rieserhöft, sondern in Brüsterort im Samlande gebrannt haben müsse.

„Aber," sagte der Steuermann zum Kapitän, „in Brüsterort müssen ja zwei Baaken-Feuer brennen, und nicht eins?" — „Ganz recht," erwiederte der Befragte, „und so ist es auch auf der Karte angezeigt, es muß eine Nachlässigkeit der Hafenwächter sein, und wir können Gott danken, daß dieser unverzeihliche Leichtsinn uns nicht das Leben gekostet hat." — „Ja, wahrhaftig, Kapitän," fiel Joseph ihm ins Wort, „noch einen Ruck, und wir wären bei Brüsterort auf dem steinigen Grund festgeses-

sen." — „Ei wohl," setzte der Steuermann noch hinzu, „und da hätten wir sitzen können, bis die Brandung uns abgeschält hätte Einen nach dem Andern, denn wenn ein Fahrzeug dort erst einmal aufgefahren ist, dann wird es wohl so leicht nicht wieder flott werden." — „Alles was wahr ist," sagte hier wieder der Jungmann, „aber das nenne ich doch einmal geluvt zur rechten Zeit. Ich konnte gar nicht mehr aus den Augen sehen, so hatte das Bad mich durchnäßt." „Nun laßt's gut sein," meinte der Kapitän, „seht lieber jetzt zu, wie es mit den Wasserfässern steht unten im Raume. Ich glaube fast, sie mögen etwas gelitten haben von den gewaltigen Stößen."

Und die Vermuthung des Kapitäns war in der That nur allzusehr begründet gewesen, denn von den sieben Wasserfässern, deren jedes mit seinem Inhalte die ganze Mannschaft auf 14 Tage reichlich würde versorgt haben, war nur noch ein einziges, woran die Reifen noch nicht zersprungen waren, und worin das so unentbehrliche Getränk wenigstens zum Theil sich noch erhalten hatte. Aber was war es für ein Getränk, das in dem noch ziemlich erhaltenen Gefäße zurückgeblieben war! Großer Gott, das konnte den Durst nicht löschen: denn es war vermischt mit Seewasser und Theer, so daß es erst gekocht und die obere Theerkruste abgenommen werden mußte, um es einigermaßen genießbar zu machen. Auch war die Quantität nur sehr unbedeutend; denn durch die furchtbare Erschütterung beim Ueberschlagen der brandenden Meereswellen stießen die Fässer heftig gegeneinander, die Spunden sprangen heraus, und das Wasser floß in den Raum, wo es mit dem oben hereindringenden Seewasser, mit Theer und Pech und Schmutz sich vermischte. Da war denn freilich kein anderer Rath als hier Anker zu werfen und ein Boot an's Land zu senden, um sobald als möglich frisches Wasser an Bord zu bekommen. Aber noch war die See zu stürmisch, um dieß letztere Vorhaben ausführen zu können und darum wurde vorläufig beschlossen zu ankern, das Schiff auszubessern und dabei das Ende des Sturmes abzuwarten.

Es war Mittags 12 Uhr, als die beiden Anker, deren jeder gegen 17,000 Pfund wog, in das Meer gesenkt wurden und auch alsobald Grund faßten. Die 1½ Zoll dicken Ketten vermochten aber kaum, der Gewalt des Sturmes zu trotzen; und das Schiff blieb drei Tage lang in fortwährender heftiger Bewegung, in welcher Zeit die Mannschaft mit unsäglichem Fleiße jene Beschädigung, die das Fahrzeug in der Brandung erlitten, so viel als möglich wieder auszugleichen suchte. Nach drei Tagen war dies endlich zur Genüge geschehen, und es mußten indessen Bier und Branntwein die Stelle des fehlenden Wassers ersetzen, doch auch diese, ohnedies nur sehr geringen Vorräthe gingen zu Ende, und so war es denn um so erfreulicher, als am Morgen des vierten Tages die See wieder ruhiger wurde und dem Anlanden des Bootes ein weiteres Hinderniß nun nicht mehr im Wege stand. Trotz all den erlittenen Unglücksfällen war das Schiff dennoch dicht geblieben, und es fehlte daher einzig und allein nur an Wasser. Zu diesem Zwecke wurde nun das Boot ausgesetzt, und der Steuermann, der Zimmermann und ein Jungmann erhielten den Auftrag, mit vier kleineren und zwei größeren Fäßchen an das Land zu steuern, die Fäßchen daselbst mit frischem Quellwasser anzufüllen und dann sobald als möglich an Bord des Schiffes wieder zurückzukehren. Auch hatte der Kapitän dem Steuermann einen Brief an seinen Rheder in Danzig mitgegeben, worin er diesen von den bisherigen Ereignissen mit wenig Worten in Kenntniß setzte und ihm zugleich versicherte, daß die Gefahr nun so ziemlich überstanden sey und er binnen kurzer Frist mit dem „Friedrich Wilhelm" in Danzig eintreffen würde.

(Fortsetzung folgt.)

## 5 Dramaturgische Blätter.

### **Prinz Eugen, der edle Ritter**, Oper in 3 Akten, von G. Schmidt.

*Eine kritische Gastrolle von Wilhelm Koffka.*

Es gibt für den Referenten keine schwierigere Aufgabe, als über das Erstlingswerk eines jungen Dichters oder Componisten sein Urtheil zu fällen. Die Kritik muß sich hier nothwendiger Weise ihres streng negirenden Standpunktes begeben, weil es nicht Recht ist, von dem Anfange Vollendung zu verlangen, sie darf aber andererseits in ihren Concessionen nicht zu weit gehen, da ihr sonst zu leicht allzugroße Nachsicht, wohl gar unzeitige Schwäche vorgeworfen wird. Ist nun auf diese Weise unter zwei Uebeln das kleinere zu wählen, so soll dies die Rücksicht der Milde seyn, besonders wenn man es mit dem Werke eines jungen deutschen Autors zu thun hat, dem es ja ohnehin nicht so leicht wird, sich Bahn zu brechen. Der Oper des Herrn Schmidt gegenüber dürfte eine solche Rücksicht um so mehr angebracht seyn, als aus ihr nicht im Mindesten eine Spur von Ueberschätzung oder Eitelkeit, Eigenschaften, welche jungen Componisten nur zu oft hemmend entgegentreten, hervorspricht. Herr Schmidt hat gezeigt, daß er es versteht, eine gefällige, fließende, und was besonders anzuerkennen ist, eine sangbare Musik zu liefern, eine Befähigung, die für seine künftige Productivität das Beste hoffen läßt, besonders wenn es ihm gelungen seyn wird, einen guten Text zur Composition zu erhalten. Denn der Text der Oper ist die Grundlage, auf welcher der Tonsetzer sein Gebäude aufzuführen hat und auf schwankendem Grunde kann ein Gebäude nie feststehen. Der Autor des „Prinz Eugen" hat sich in Beidem versucht, in der Faktur des Textes und in der der Musik, der Librettist ist jedoch weit hinter dem Componisten zurückgeblieben. Es war wirklich ein gewagter Gedanke, ein Sujet, das sich vielleicht zu einem kleinen Liederspiele eignete, auf dem Prokrustesbette zum Texte für eine dreiaktige Oper auszudehnen, wobei dies noch das Schlimmste ist, daß die wenige Handlung auf die ersten zwei Akte sich concentrirt, während der letzte ohne jede dramatische Pointe, ohne irgend einen wirksamen Moment, der das Interesse des Zuschauers rege machen könnte, sich abspinnt. Nur das frische humorvolle Spiel eines wackern Darstellers, der seine episodische Rolle mit drastischer Komik zu beleben wußte, vermochte es, einiges Leben in das an sich farblose und matte Bild des letzten Aktes zu bringen. Was nun die einzelnen Musikstücke betrifft, so wird es nicht leicht möglich seyn, nach einem einmaligen Anhören derselben ein Urtheil über ihren innern Werth abzugeben; als besonders ansprechend zeigten sich im ersten Akte das Duett zwischen Engelliese und Jakob, im zweiten die Romanze Conrad's und Jakob's, deren melodramatische Behandlung einen guten Effekt hervorbringt, im dritten endlich das coupletartige Lied Conrad's. Die Chöre sind durchweg frisch und lebendig gehalten. Ueber die Leistungen Seitens der Mitwirkenden enthalte ich mich eines besondern Kriteriums. Es war wohl ein

Jeder bemüht, nach Kräften das Seinige zu dem Gelingen des Ganzen beizutragen, aber abgesehen davon, daß die Deutlichkeit der Textesworte, namentlich in der Exposition, nur zu häufig verloren ging, verstanden es nur Wenige, die Grundzüge der darzustellenden Charaktere zu erfassen und darum gaben sie meistens ihre eigenen Individualitäten, nicht die ihrer Rollen. Um das näher zu beweisen, müßte ich meinem Referate eine größere Ausdehnung geben, als ihm dafür der Raum vergönnt ist. Ich kann jedoch nicht unterlassen, hier eine kleine Bemerkung anzuknüpfen. Die hiesige Oper besitzt unstreitig recht schöne Mittel, sie hat Sänger mit frischen, kräftigen Stimmen, und Stimme ist ein Requisit, das heut' zu Tage nicht gar zu häufig angetroffen wird. Aber das Organ allein macht den Sänger nicht, er soll auch singen können; was die Natur ihm verliehen hat, soll die Kunst weiter ausbilden. Feine Nüancirung, deutliche Vocalisation, declamatorischer Vortrag, gefühlvoller Ausdruck, das Alles sich anzueignen, ist Sache unablässigen Studiums, ist Sache des Bewußtseyns, daß, wenn man noch so viel gelernt hat, doch immer noch viel zu lernen übrig bleibt. Darauf nun aufmerksam zu machen, ist Pflicht der Kritik, dazu ist die Kritik da, nicht aber dazu, daß sie dem Schauspieler oder Sänger Prädikatszeugnisse ausstellt, heute gut und morgen vortrefflich, oder aus andern Motiven vielleicht umgekehrt. Ein derartiges Verfahren nenne ich nicht mehr Kritik, das nenne ich fades Wiederkäuen hinlänglich abgenutzter Phrasen, ein unnützes Dreschen längst abgedroschenen Strohes. Das hiesige Theater könnte recht Gutes und Schönes leisten, denn die Verwaltung desselben scheut keine Opfer, gute Acquisitionen zu machen und es wäre nur der Befangenheit möglich zu verkennen, welch' tüchtige Kräfte hier zur Disposition stehen. Wenn aber die Vorstellungen so Vieles zu wünschen übrig lassen, wenn der wahre Freund der Kunst so häufig in seinen Erwartungen sich getäuscht sieht, so ist die Schuld davon lediglich dem Umstande zuzuschreiben, daß es an einer einsichtsvollen, zurechtweisenden Kritik fehlt, durch welche die Leistungen der Einzelnen normirt würden. So viel ich bis jetzt in der kurzen Zeit meines hiesigen Aufenthalts gemerkt habe, ist das gesammte Publikum meiner Ansicht. Doch um nun wieder zu meinem Referate über die Novität zurückzukehren, muß ich noch bemerken, daß die Inscenesetzung von vielem Geschmack und Fleiß Zeugniß gab, wofür der Direction und der Regie die gebührende Anerkennung zu Theil werden muß, in gleicher Weise, wie Herrn Kapellmeister Guhr für die Präcision, mit der unter seiner Leitung die Ausführung des Ganzen von Statten ging. Der Componist wurde zweimal hervorgerufen, eine Auszeichnung, welche ihn zum rüstigen Weiterstreben auf der glücklich betretenen Bahn anfeuern möge.

---

## Tabletten.

*** Es dürfte nicht ohne Interesse seyn, eine im Jahre 1843 vom „Journal de Velay" veröffentlichte Biographie Teste's in diesem Augenblick wiederzugeben. „Schon von früher Jugend an erregte Teste durch seine Geistesgaben bedeutende Hoffnungen. Im vierzehnten Jahre hatte er seine Studien beendet und trat, die Schulbank verlassend, unmittelbar auf die Tribüne der Volksgesellschaften. Hier übte er seine Denk- und Rednerweise, hier entwickelte er bei der Discussion ernster Fragen, welche damals alle Köpfe beschäftigten, viele Hülfsmittel seiner hohen Intelligenz, welche später seine Carriere glänzend machte. Kaum 15 Jahre alt repräsentirte er seine Genossen in einer Versammlung von Deputirten aus 74 Volksgesellschaften, die zu Valence abgehalten wurde, um über die kritische Lage des mittäglichen Frankreichs zu berathschlagen. Er machte sich daselbst durch die Weisheit seiner Vorschläge sowohl, als durch die Bestimmtheit seiner Grundsätze und seine Beredsamkeit bemerklich. Dedelay-d'Agier, später Senator und Pair von Frankreich, ahnte die Zukunft so ausgezeichneter Anlagen und nahm den jungen Redner unter seine Leitung. Teste nahm hierauf später an allen Bewegungen seines Vaterlandes Theil. Er theilte das Mißgeschick seines Vaters; heute flüchtete er vor den Gewaltthaten der Anarchie, morgen vor den Dolchen der Reaction. Kurz nach seiner Rückkehr in die Heimath, am 13. Vendemaire, ging er nach Paris, um sein juristisches Examen zu bestehen. Hier figurirte er unter dem ersten Rang der Schüler der Gesetzgebungsschule. In einer der öffentlichen Sitzungen dieser Schule schilderte der berühmte Portalis das Talent des jungen Teste, indem er auf die demosthenische Form seiner Redeweise hinwies. Im 21sten Jahre Advocat, ward Teste einige Monate darauf Professeur-adjoint der Rechtsschule. Sein Debut vor dem Pariser Barreau hatte einen glänzenden Erfolg, doch zog ihn der Tod seines Vaters 1807 in seine Heimath; er ließ sich in Nismes nieder, und erwarb sich da bedeutendes Ansehen als Jurist. Während des Kaiserreichs und der Restauration blieb er der Politik fern. Bei der Rückkehr von Elba ward er jedoch durch die Gewaltthätigkeiten, die im mittäglichen Frankreich stattfanden, gezwungen, sich seinen Klienten zu entziehen. Der Kaiser beauftragte ihn, die Gegenden, die er floh, zu besänftigen. Teste entledigte sich dieses Auftrags, indem er sich zu gleicher Zeit als Feind der Unordnung, von welcher Seite sie sich kund gebe, zeigte. Er war Generallieutenant der Polizei zu Lyon, als die Stimmen seiner Mitbürger ihm für die Entwickelung seiner Talente einen größern Schauplatz anboten, doch die List des Herzogs von Otranto hinderte ihn, sich Ruhm auf der Nationaltribüne zu erwerben; eine telegraphische Depesche befahl ihm, seinen Posten nicht zu verlassen. Er leistete hier bedeutende Dienste, vor Allem, als die Bevölkerung von Lyon sich der Capitulation widersetzte; die Stadt war der gräßlichsten Unordnung preisgegeben, die Stimme des Magistrats ward nicht beachtet und Symptome eines Bürgerkrieges zeigten sich überall. Teste warf sich in seinem patriotischen Eifer mitten unter die aufgeregten Massen; er trotzte den Stürmen und Gefahren, um sie zur Mäßigung und zur friedlichen Gesinnung zu vermögen. Das gelang ihm. Lyon wußte ihm hierfür Dank und hat bis jetzt seine Wohlthaten im Gedächtniß bewahrt. Das Exil lohnte seine bürgerlichen Tugenden, er floh nach Belgien u. s. w." Den spätern Verlauf seines Lebens kennt man.

*** Die Hallen Montezuma's. Der New-Yorker „Herald" macht seinen Landsleuten den Mund nach der Hauptstadt Mexiko durch die glänzendsten Schilderungen wässerig. „Vor allem — sagt er — erregt die Aufmerksamkeit „der große Marktplatz, eine Fläche von zwölf Ackern, die mit Marmor gepflastert ist, und an deren Seiten prachtvolle öffentliche Gebäude stehen, an der einen die Kathedrale, an der andern gegenüber der Regierungspalast, die erstere auf der Stelle eines Tempels der Azteken, der letztere da, wo der Palast Montezuma's stand. Die Schätze der Kathedrale sind unberechenbar. Der Altar ist mit massiven Silberplatten belegt und mit Verzierungen in massivem Gold geschmückt. Das Geländer, welches die Altäre einschließt, ist hundert Fuß lang, und besteht aus einer massiven Composition von Gold, Silber und Kupfer. Im ganzen Gebäude gibt es un-

zählige Statuen, Gefäße und Leuchter von riesenhafter Größe, die ebenfalls aus edlem Metalle gefertigt sind. Außer der Kathedrale zählt die Stadt noch achtzig andere Kirchen, die sämmtlich reich an Gold, Silber und Edelsteinen sind. Gleichwohl sollen diese Schätze nichts seyn in Vergleich mit denen, welche die Priesterschaft besitzt. Mexiko enthält auch ein kostbares Theater, das zehntausend Personen zu fassen vermag. Die dritte Merkwürdigkeit der Stadt ist die Promenade, von der man sich eine Vorstellung machen kann, wenn man weiß, daß diese Allee eine Viertelstunde breit ist, und daß man an jedem Abend die glänzendsten Equipagen in ungeheurer Anzahl da steht. Es ist gar nichts Seltenes, auf einmal sieben bis achttausend (?) Reiter und zweitausend (??) Equipagen zu erblicken.

*** Die „Times" theilen den Brief eines Mexikaners mit, in welchem derselbe über den Einzug des nordamerikanischen Heeres in Puebla Bericht erstattet. Die guten Pueblaner scheinen allen Ernstes gemeint zu haben, jeder amerikanische Soldat müsse ein Mars oder mindestens ein Herkules seyn: wie hätten sonst die ihrigen stets den Kürzern ziehen können! Ihr Stolz hat sich daher nicht wenig empört, als sie ganz gewöhnliche Menschen, noch dazu nicht einmal ordentlich soldatisch aufgeputzt, einrücken sahen. Trotz aller dieser Verachtung, allen Gelächters über die grotesken Figuren ihrer Gäste — von den Dächern herab wurde sogar gezischt, was aber die Amerikaner nicht gehört haben werden — haben sie sich aber doch die Einquartierung gefallen lassen. Der Pueblaner schreibt: Das Heer des General Worth erschien in den Morgenstunden vor den Thoren der Stadt, welche ruhig blieb und in ihrer äußeren Erscheinung das Herannahen einer feindlichen Armee durchaus nicht verrieth. Eine Abtheilung von 100 Reitern rückte zuerst in die Stadt ein, und die Neugierde, die Yankees zu sehen, füllte alle Straßen und die Balkone der Häuser. Die Vorstellung, welche man sich von den Siegern von Cerro Gordo gemacht hatte, wurde vollständig widerlegt; statt der erwarteten Centauren erblickte man ein Hundert Galgengesichter, in ärmlicher und geschmackloser Uniform (wenn man ihren Anzug so nennen kann) mit den schlechtesten Waffen und zwar großen, aber ungeschlachten und kaum gesattelten Pferden. Die Soldaten selbst waren fast alle von kränklichem Aussehen und manche mißgestaltet, unreinlich, so unmilitärisch wie möglich, und in ihrem ganzen Aufzuge lächerlich. An die Stelle der Neugierde trat sogleich Verachtung; auch die bald darauf vorrückende übrige Kriegerschaar entsprach dem ihr vorangegangenen Ruf herkulischer Stärke und schöner Figur nicht im Geringsten, ein buntes Gemisch der verschiedenartigsten Gestalten, deren größerer Theil augenscheinlich aus ausgehungerten Irländern bestand. Man kann sich den Aufzug eines Heeres nicht schmutziger, erbärmlicher und lächerlicher denken; wie ist es möglich, daß eine solche Arme, die sich durch nichts als durch starke Pferde auszeichnet, unser ihr sonst in jeder Beziehung überlegenes Heer fortwährend geschlagen hat? Ihre Anführer sind sämmtlich Männer mit ergrauten Haaren, und dieß stärkt meine Zuversicht auf unser Heer für die Zukunft. Kaum war die ganze Armee (etwa 4290 Mann und 13 Stück Geschütz) eingerückt; so legten sich die Meisten, umgeben von den Einwohnern, zum Schlafe nieder; Abends rückten sie in die Kasernen ein, während General Worth den Palast bezog und die Offiziere sich in die Kaffeehäuser begaben, aus denen bald sehr unharmonische Concerte erklangen. Die Einwohner beobachten eine vollkommene Ruhe und zeigen weder Ehrfurcht noch Widerwillen gegen die Sieger, welche ihrerseits sich freundlich und herablassend betragen, Almosen geben und die Priester ehrfurchtsvoll grüßen. Worth hat den Bischof besucht, und dieser den Besuch erwiedert. So haben die Sieger einen vollkommenen moralischen Sieg erfochten, selbst über die alten Weiber. Die Offiziere sprechen von brüderlicher Freundschaft zwischen beiden Republiken und sagen, sie seyen nur gekommen, um das demokratische Princip zu retten und zu sichern, welches die auswärtige Politik mit einer fremden Monarchie bedroht habe.

*** In New-York scheint falsches Spiel eine „freie Kunst" zu seyn; man bietet öffentlich Spielkarten, welche dazu gefertigt sind, nebst Anweisung zu deren Gebrauch aus. So muß man wenigstens aus folgendem Artikel eines Londoner Blattes schließen: „Nachstehende Anzeige, die wir wörtlich und buchstäblich einer der neuesten Nummern der New York Sun entnehmen, hat uns nicht wenig verblüfft. Ohne Zweifel geschehen solche Dinge auch in London; aber man hütet sich wenigstens, Anzeigen davon in die öffentlichen Blätter einrücken zu lassen: „„Spielkarten! Spielkarten, zum Verkauf bei John J. Mirabeau, 100, Nassau-Street. Markirte Karten jeder Art, nebst Anleitungen zum vortheilhaften Gebrauch derselben bei folgenden Spielen: Bluff, Poker, Brag, Seven up, Faro, Vingt-un 2c. von Einem, der praktisch damit bekannt ist. Wer Unterricht in diesen Vortheilen, welche Gewandtheit erheischen, zu erhalten wünscht, beliebe sich bei obiger Adresse zu melden.""

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 29. Juli.)

— Der britisch-archäologische Verein hält diesmal seine jährliche Zusammenkunft, zu welcher sich auch manche ausländische Gelehrte eingefunden haben, zu Warwick, wo bereits mehrere interessante Sitzungen stattfanden. Vorgestern machten die Mitglieder einen Ausflug nach der Abtei Stoneleigh, dem Besitzthume des Lord Leigh, der ihnen ein glänzendes Diner gab, und nach den durch Walter Scott bekannt gewordenen Ruinen von Kenilworth. In der Abendsitzung wurden alte Documente verlesen, aus denen hervorgeht, daß schon um das Jahr 1201, also viele Jahrhunderte vor Newton, mehrere englische Gelehrte, worunter Lathan, mit den Gesetzen der Schwerkraft genau bekannt waren und sie praktisch anzuwenden wußten. Heute begibt sich die Gesellschaft nach Stratford am Avon, wo man wahrscheinlich wegen des Ankaufs von Shakspeare's Haus einen Beschluß fassen wird.

— Generalmusikdirector Spohr hat am 9. d. M. in London sein Oratorium „der Fall Babylons" mit großem Erfolge zur Aufführung gebracht.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 29. Juli. Johann von Paris, Oper in 2 Akten, Musik von Boieldieu. Prinzessin: Fräulein Waldhäuser vom k. Hoftheater zu Stuttgart.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 209.** Samstag, den 31. Juli **1847.**

## § Eine Christnacht auf der Ostsee.

(Fortsetzung.)

Obgleich das Schiff einige Meilen vom Lande entfernt und die Brandung noch ziemlich stark war, gelangte doch das ausgesetzte Boot glücklich ans Land, und die auf dem Schiffe Zurückgebliebenen, worunter außer dem Kapitän nur noch drei Gesunde sich befanden, nämlich der Koch und zwei Schiffsjungen, überließen sich nun schon der freudigsten Hoffnung und erwarteten mit Ungeduld die Rückkehr ihrer Gefährten.

Mit Einemmale aber erhob sich wieder ein heftiger Sturm, der es den nach Wasser Abgesendeten unmöglich machte, mit ihrem leichten Fahrzeuge das Schiff zu erreichen. Lange mühten sie sich vergebens ab und kämpften mit aller Kraft gegen die mächtig anstürmende Brandung, aber das tobende Element trotzte ihrer Gegenwehr, stärker heulte der Sturm und höher bäumten sich die Wellen, der Kahn schlug um, und nur mit Mühe retteten die drei darin befindlichen Männer sich schwimmend ans Land. Domansky mit seinen Leuten konnte vom Schiffe aus das Ueberschlagen des Nachens deutlich gewahren, und nicht ohne Besorgniß schaute er hinab in die wogende Fluth, und dann wieder hinauf zu dem schwarz umwölkten Himmel, denn er wußte gar wohl, daß bei solchem Sturme seinen wackern Gefährten auch jeder zweite und dritte Versuch, das Schiff zu erreichen, unfehlbar mißlingen müsse. Zudem waren auch die mitgegebenen Fäßchen beim Umschlagen des Nachens ein Raub des Meeres geworden, und der Sturm, statt sich zu legen, tobte immer stärker und die Nacht brach herein. Das Jammern und Wehklagen der Kranken, das Heulen des Sturmwindes und das heftige Anschlagen der Wellen an das fortwährend hin und her geschaukelte Schiff gaben ein gräßlich wildes Concert, dessen schreiende Accorde dem braven Kapitän in das Tiefste der Seele hineinklangen. Aber besonnen und klug ermuthigte er seine Leute und stellte ihnen ihre Lage als eine ganz und gar nicht gefährliche vor, ermunterte sie zur regen Thätigkeit, während er selbst, ohne sich lange zu besinnen, allenthalben Hand anlegte, wo es Noth that, nnd wo die Kräfte seiner Leute nicht mehr ausreichten. Es wurde Morgen und wurde wieder Nacht und abermals Morgen, aber der Sturm wüthete fort, und die am Ufer Befindlichen konnten nicht mehr daran denken, das kühne Wagniß zu wiederholen, denn der Wind stand nach dem Land zu und machte daher im Vereine mit der immer wilder aufschäumenden Brandung, jede Abfahrt unmöglich. Auf dem Schiffe wurde nun beschlossen, daß von jenem elenden Getränk, dem der Name Wasser wohl kaum mehr beigelegt werden konnte, jedweder Mann täglich nur 2 Obertassen voll erhalten sollte, und zwar die eine des Morgens, die andere am Abend, damit auf diese Weise der so geringe Vorrath nicht zu frühzeitig zu Ende gehe.

Am 24., es war am heiligen Christabend, hatten die Wolken sich etwas verzogen und die Sterne leuchteten herab mit ihrem freundlichen Scheine, als wollten sie die Unglücklichen auf dem Schiffe beruhigen und trösten. Unten im Raume bei dem kranken Bootsmann Peter Koch stand einer der Schiffsjungen und lauschte aufmerksam den Worten des Alten, der vor sich hinzubeten schien, dann aber laut mit gedämpfter, doch viel bewegter Stimme folgende Strophen sang:

Ein Fährmann, dem ich ganz vertrau',
Führt mich auf leichtem Schiff
Durch eine unermess'ne See
Vorbei an Fels und Riff.

Weiß nicht wie lang die Reise währt,
Und mach' mir nichts daraus,
Ob's stürmt, ob klar die Sonne scheint
Ich fahre ja nach Haus.

Einst lauf' ich in den Hafen ein
Wo alle Schiffe sind;
Derselbe Fährmann führet sie
Bei gut und schlechtem Wind.

„Ein schönes Lied," sagte der Kleine zu dem Alten, nachdem dieser geendet, „aber warum seid Ihr doch nur immer so traurig? Ihr seid ja schon so ein alter Seemann, und werdet Euch davor nicht fürchten, wenn die Wellen über Bord schlagen. — Alles wird noch gut werden, kommt nur jetzt mit auf's Verdeck, es ist die Stunde, wo das Wasser ausgetheilt wird, kommt, ich will Euch führen."

„Schönes Wasser, das!" brummte der Alte zwischen den Zähnen, und beide gingen der Treppe zu, die aus dem untern Raume hinauf führte.

Oben auf dem Verdeck stand der Kapitän und schaute wehmüthigen Blickes hinauf zu dem umwölkten Sternenhimmel, denn manche trübe Ahnung erfüllte seine Brust, und in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, hoffte er sehnsüchtig dem Tage der Erlösung entgegen. Allenthalben, selbst in den kleinsten Hütten, herrschte an diesem Abend eine rege, lebendige Freude, denn es war ja der heilige Christabend, wo die bunten Lichtlein angezündet werden auf den mit goldnen Früchten behan-

genen Bäumen, damit das Herz der Kinder sich daran erfreuen und die Gaben der Liebe, so der längstersehnte Tag ihnen bescheert, in einem glänzenden Lichte ihnen erscheinen lassen möge. Und mit den Kindern fühlen ja auch die Erwachsenen sich emporgehoben auf den Gipfel der Freude, sie glauben selbst wieder Kinder geworden zu seyn, und der Friede seliger Unschuld zieht dann ein in so manche sturmbewegte Brust und verscheucht daraus den bittern Ernst des sorgenvollen Lebens. — Aber auf dem Schiffe Friedrich Wilhelm IV. war kein Christbaum angezündet worden, und statt des frohen Jubels herrschte ein schwermuthvolles Schweigen unter den wenigen Männern, die jetzt auf dem Verdeck zusammenkamen, um das wenige elende Wasser in Empfang zu nehmen, mit dem sie ihren brennenden Durst auch nur einigermaßen zu löschen kaum im Stande waren. Der alte Bootsmann näherte sich jetzt dem Kapitän und sprach zu ihm, nachdem er ehrerbietig ihn gegrüßt hatte: „Wollt Ihr den Christbaum ansehen da oben, den uns der liebe Herrgot aufgeputzt? Ja er hat der Lichtlein gar viele, und wer weiß, ob wir sie nicht bald noch mehr in der Nähe zu sehen bekommen! Ich glaube, Kapitän, daß wir unsere letzte Fahrt gemacht haben."

„Schweig still, Alter!" fiel Domansky ihm rasch ins Wort, „ich weiß nichts von Gefahr und will auch nichts davon wissen. Willst Du durch Dein Geschwätz die wenigen Leute mir noch muthlos machen, daß sie die Hände müßig in den Schooß legen? Der, so den Christbaum da oben angezündet, daß alle Menschen ihre Freude daran haben sollen, die Guten wie die Bösen, der kann auch uns noch Hülfe senden zur rechten Zeit; er kann dem Sturm gebieten und den Wellen und kann milden Regen herniedersenden, um unsern trockenen Gaumen zu erquicken."

(Fortsetzung folgt.)

## Das Regensburger Sängerfest.

Wohl unendlich Viele mochten den Anbruch des heutigen Festtages mit freudiger Sehnsucht erwartet haben; denn lange vor 5 Uhr Morgens hatte sich der geräumige Haidplatz schon mit Menschen gefüllt, um der herrlichen Töne zu lauschen, welche von der Plateform des zum goldenen Kreuze gehörenden Thurmes weithin über die Stadt durch die blauen Lüfte erschollen und in unzähligen Herzen einen ergreifenden Eindruck zurückließen. Einen schönern Morgengruß hat Regensburg seit Jahrzehnden nicht vernommen, und die Empfindungen, welche er in den, für alles Schöne, Edle und Gute empfänglichen Herzen rege gemacht, werden sicherlich keine vorübergehenden, sondern bleibende seyn. Es ist eine schöne, bei uns längst vorkommende Sitte, an Sonn- und Festtagen durch einen musikalischen Morgengruß von den Stadtthürmen herab die Bevölkerung auf die Feier des beginnenden Tages aufmerksam zu machen; und diese schöne Sitte wurde heute um so freudiger begrüßt, je erhebender und geistiger der Eindruck war, den das mit meisterhafter Präcision und mit außerordentlichem Gefühle vorgetragene Andante religioso allenthalben hinterlassen hat. In demselben Maße, in dem sich nach Beendigung dieses Morgengrußes der Haidplatz allmälig von Menschen entleerte, begannen alle Straßen der Stadt sich zu füllen und Tausende folgten den beiden Musikchören, welche die Stadt durchzogen. Alle Fenster öffneten sich, Lust und Heiterkeit thronten schon am frühen Morgen auf allen Gesichtern, im freundlichen herzlichen Gruße begegneten sich Fremde und Bekannte, und Viele, die seit Jahren getrennt, keine Gelegenheit hatten, sich wieder zu nahen und zu sehen, fielen einander in die Arme, als sie plötzlich wie durch einen Zauber, einander gesehen und erkannt hatten. Wahrlich dieses ist einer der schönsten Momente und einer der größten Vortheile der großen Gesangfeste, daß sie die Menschen einander näher bringen und manches Vorurtheil beseitigen, welches bisher im Kastengeiste und Standesunterschiede einen wuchernden Boden gefunden. Mag auch hier und da, selbst unter Gebildeten und gebildet seyn wollenden, sich eine Stimme gegen die großen Gesangfeste erhoben haben, oder sich noch erheben, sie wird schweigen, und in des Herzens innerster Tiefe das Unrecht bereuen, welches sie im vorschnellen gewagten Urtheile gegen dieselbe ausgesprochen, denn laut und offen sey es ausgesprochen, und Tausende und abermals Tausende haben heute die beruhigende Ueberzeugung gewonnen, daß es sich nicht um politische Zwecke oder Associationen, sondern lediglich um die Verbreitung edler und sittlicher Gefühle handelt, wozu in der Macht des deutschen Liedes, in dem gewaltigen Männerchore ein gewaltiger Hebel erkannt werden muß. Schon in uralter Zeit übte das deutsche Lied einen bewältigenden Einfluß auf die Bessern und Edlern der Nation, und es ist noch nicht anders geworden, es hat sich vielmehr allerwärts zum Bessern gewendet; Zeuge dessen ist die heutige Vereinigung deutscher Sänger aus allen Theilen des schönen bayerischen Vaterlandes, selbst aus dem fernen Magdeburg, aus Böhmen, Oesterreich und und Tyrol. Doch wir wollen uns nicht mit vielleicht unfruchtbaren Reflexionen befassen, sondern lieber dem Verlaufe des Festes selber folgen. Um 8 Uhr Morgens begann unter der Leitung des Chordirectors, Herrn Max Konrad Kunz aus München die Probe der gemeinschaftlichen Chöre in der Sängerhalle, welche, wie allgemein entnommen werden konnte, zur vollsten Zufriedenheit des in der musikalischen Welt eine höchst ehrenvolle Stelle einnehmenden Festmusikdirigenten ausfiel. Um 12 Uhr fand in dem Waldmann'schen Garten vor dem Jakobsthore, einer erst seit wenigen Monaten bestehenden freundlichen und angenehmen Gartenanlage, gemeinschaftliches Mittagsmahl der Sänger statt, das durch die heiterste Laune, sprudelnden Witz und durch die mannichfaltigsten Toaste gewürzt wurde. Die vereinigten Musikcorps der Linie und Landwehr trugen durch ihre herrlichen, ganz für das Fest berechneten Musikproductionen wesentlich zur allgemeinen Erheiterung der frohsinnigen Gesellschaft bei, und aus dem mehr als tausendstimmigen Jubelruf der begeisterten Sänger konnte Jedermann entnehmen, daß sie sich in Regensburgs gastlichen Mauern heimisch fühlten. Wenn selbst der Umstand, daß die frohen deutschen Sangesbrüder in so großer Anzahl an unabsehbaren Tischreihen ihr gemeinschaftliches Mittagsmahl halten konnten, viel zur Belebung desselben beitrug; wenn die grünen schattigen Alleen, welche wie ein Rahmen das herrliche imposante Gemälde umschlossen, den Reiz an einer so großartigen Mittagstafel erhöhten, so hat auch die herzliche, liebevolle Theilnahme, die sich seit gestern unter der hiesigen Bürgerschaft bis zum Enthusiasmus steigerte, keinen untergeordneten Antheil an der Lust und Freude der Sänger, welche Regensburg ein Fest bereitet haben (wiederholt sey es gestanden) wie es ein solches trotz der wechselndsten Schicksale, trotz des mehrere Jahrhunderte anhaltenden Glanzes einer früheren Periode noch niemals erlebt hat. Nach beendigten Freuden

der gemeinschaftlichen Mittagstafel wurde zum großen Festzuge gerüstet; die Fahnen der versammelten Liedertafeln, von denen neben dem hiesigen Liederkranze und dem Gesangvereine 70 auswärtige bei dem Feste repräsentirt sind, wurden vom Rathhause abgeholt, und der Festzug selbst auf dem obern Jakobsplatze inmitten einer schattenreichen städtischen Anlage geordnet. Von ergreifendem Eindrucke auf die zu Tausenden geschaarte, dicht gedrängte Menge, welche den geräumigen Platz von einem Ende bis zum andern besetzt hielt, war die herrliche, Geist und Gemüth erhebende, wahrhaft klassische Festrede des Herrn Vorstandes des hiesigen Liederkranzes, und als derselbe unter der Worten: Gott segne den König! Gott erhalte den König! Es lebe der König! seinen Toast auf den allgeliebten Landesvater, der seine königliche Bewilligung zu dem schönen Feste ertheilt; als derselbe den zweiten Toast auf das geliebte Vaterland, dem nun ein so herrlicher Morgen tagt, ausgebracht hatte, da wurde der allgemeine Jubel der nur mit Mühe zurückgehalten war, unbeschreiblich und aus Tausenden und abermals tausend Kehlen erscholl der donnernde Freuderuf: Es lebe der König! Es lebe das Vaterland!

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** Ueber das Lied: „Prinz Eugen der edle Ritter" und dessen Melodie, berichtet der Leipziger Organist Becker in der dortigen musikalischen Zeitung 1842 Nr. 41. „Prinz Eugenius der edle Ritter — ein Lied, das sich über ein Jahrhundert im Munde des Volkes erhalten hat, zugleich das berühmteste der auf Prinz Eugen überhaupt gesungenen und im engern Sinn des Wortes, vorzugsweise ein ächtes, vielleicht das letzte allgemein gesungene historische Lied deutscher Nation, ist der Sage nach von einem Brandenburgischen Krieger gedichtet, der unter dem Fürsten von Dessau im Heere Eugen's focht. Ob die dazu gehörige marschähnliche, körnige Melodie zugleich mit den Worten erfunden, oder diese einer früheren Weise untergelegt worden, dürfte jetzt nicht so leicht zu ermitteln seyn. — Ihrer zu gedenken, die gewiß unendlich oft seit 1717 angestimmt aus tausend Kehlen erschallte, haben wir Ursache genug, denn es ist wohl auffallend, daß dieser kriegerische Gesang in neueren Volksliedersammlungen in einer eigenthümlichen, von allen andern aus dieser Zeit herstammenden Melodien abweichenden Gestalt, nämlich im 5/4 Takt erscheint und solchergestalt gewöhnlich nur als Carricatur behandelt wurde." In einer geschriebenen Liedersammlung mit Melodien, welche den fast possirlichen Titel führt: „musikalische Rüstkammer auff der Harffe aus allerhand schönen und lustigen Arien, Menuetten, Sarabanden, Giguen und Märschen bestehend aus allen Thonen, 1719" (also nur 2 Jahre nach seiner Entstehung) findet sich unser Lied, und es ist wohl anzunehmen, daß dieß die ursprüngliche Gestalt desselben war.

*** Ein Berliner Handlungshaus hat an mehrere deutsche Eisenbahnverwaltungen folgenden merkwürdigen Antrag gestellt. Es erbot sich, an die Fenster aller Personenwagen unentgeltlich seidene Vorhänge zu liefern. Die Bestimmung der Farben sollte lediglich den betreffenden Eisenbahndirectionen überlassen bleiben, nur stellt das Haus die Bedingung, daß es so oft als thunlich diese Vorhänge wieder durch neue unentgeltlich ersetzen dürfe und die Eisenbahndirectionen innerhalb der nächsten fünfzig Jahre sich von Niemand Anderm als eben nur von diesem Handlungshause die seidenen Vorhänge schenken lassen. Und was ist der Zweck dieser Berliner Großmuth? Die Vorhänge sollen mit Annoncen bedruckt werden, das Handlungshaus will sonach ein fahrendes Intelligenzblatt in Gestalt seidener Vorhänge gründen.

*** Der abgesetzte Pariser Scharfrichter Samson hat ein Memoire veröffentlicht, worin er sich über seine Absetzung beschwert und seine Verdienste bei langjähriger Ausübung seines Amtes aufzählt. Eine Hinrichtung habe nie länger als 27 Sekunden gedauert, bei „geeigneten" und „fügsamen" Delinquenten oft nur 13 Sekunden; auch habe er in dem Mechanismus der Guillotine große Verbesserungen angebracht und die Verurtheilten stets mit großer Rücksicht und Artigkeit behandelt! N. C.

*** Zur modernen Sittengeschichte. Die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" hat von dem oft genannten Director der berüchtigten „Gesellschaft für lebendige Plastik" (poses plastiques) eine höchst charakteristische Zuschrift aus Mailand mit der Versicherung erhalten: „daß die Anerkennung, die ihm vormals im deutschen Vaterland durch die Polizei schnöde verkümmert worden, im Ausland desto reichlicher ihm zu Theil werde. Zwar war er auch in dem gottlosen Paris anfangs auf einige Hindernisse altväterlichen Vorurtheils gestoßen; nachdem er aber in dem christlichen und, trotz einer „Criminal Conversations Gazette" und Herrn Spooners Bill, äußerst sittenstrengen Altengland mehr als tausend Vorstellungen mit steigendem Beifall gegeben, und das Personal seiner Künstler, besonders Künstlerinnen, numerisch und qualitativ sehr verstärkt hatte, fand er bei einem zweiten Besuch in Frankreich auch hier, desgleichen in Belgien, Holland ꝛc. die günstigste Aufnahme. Sofort beschloß Hr. Keller, das von seinem Künstlerherzen längst ersehnte Italien zu besuchen, um sich hier, im Heimathlande der Kunst, die eigentliche „Weihe" zu holen. Bereits war er in mehreren der bedeutendsten Städte Oberitaliens mit Begeisterung aufgenommen, und namentlich in Turin — welches doch gewiß eine gottesfürchtige Stadt sei!! schreibt Hr. Keller — soll ihm von Seite der gebildeten Gesellschaft, des hohen Adels u. s. w. die schmeichelhafteste Aufmunterung geworden sein. In Mailand hatte er Einladungen nach Florenz, Rom, Neapel erhalten." Die „Allg. Ztg." bemerkt dazu: „Letzere Stadt kann vielleicht als der Geburtsort der „Poses Plastiques" betrachtet werden: Lady Hamilton, Nelsons tugendhafte Freundin, entzückte dort mit ihren stamarischen Stellungen einst die allervornehmsten Zirkel."

*** Ein Pariser Blatt erzählt folgende Anecdote: In einer obscuren Gasse wohnte im fünften Stock ein armer Beamter, der sich mit seinen tausend Franken Gehalt gar kümmerlich durchschleppte. Unmittelbar neben ihm wohnte eine Bilderausmalerin, welche vom Morgen bis zum Abend bei ihrer Arbeit fröhliche Lieder trällerte. Gegenüber, auf der andern Seite der Gasse, hauste ein junger „Lion," der für den Luxus seiner gelben Handschuhe und seines goldenen Stockknopfes in einer elenden Dachstube büßte. Zwischen dem Lion und der Bilderausmalerin entstand bald eine elektro-magnetische Augentelegraphie. Der Lion wünschte der Grisette die Erklärung seiner Signalblitze zu geben; er schrieb also eine glühende Liebeserklärung, beschwerte sie mit einem großen Kupferstück und warf sie hinüber. Unglücklicher Weise aber folgte die Depesche nicht der Richtung seiner Augen; sie

nahm einen falschen Weg und zerschmetterte eine Fensterscheibe in dem Stübchen des armen Beamten. Abends, bei seiner Rückkehr, fand er den Brief und einen für seinen Schnupfen sehr gefährlichen Luftzug; indessen er mußte sich wohl entschließen, sein Einkommen von einem Tage zu opfern, um das Fenster wieder in seinen vorigen Stand setzen zu lassen. Am folgenden Tage sah er bei einem Trödler ein altes Bild, das auf einen wurmstichigen Rahmen genagelt war; er erstand das Bild um einige Sous und beschloß, die Fensterbresche damit zu bedecken. Vor einiger Zeit wollte er das Fenster öffnen, um einen Sonnenstrahl einzulassen. Wie groß war sein Erstaunen, als er die Leinwand betrachtete und das frühere Tulpen-Bouquet nicht mehr bemerkte! Statt der Blumen sah er klares Wasser, bewaldete Hügel, Menschen, Thiere; er rieb die Leimfarbe vollends ab, und ein Meisterwerk kam zum Vorschein. Der Beamte nahm sein Bild unter den Arm, und lief damit zu mehreren Trödlern. Diese boten ihm fünfhundert Franken, tausend Franken, aber den Namen des Meisters, dem dieses Prachtstück zuzuschreiben war, wollte Keiner sagen. Er ließ sich indeß nicht abschrecken, sondern bot den ersten Kunstkennern der Hauptstadt das Bild an. So kam er er auch zu dem Marquis von L., der ihn um seine Adresse und um die Bewilligung, das Bild vierundzwanzig Stunden zu behalten, ersuchte. — Wollen Sie zwanzigtausend Franken für das Bild? fragte der Marquis, als der Beamte sich mit klopfenden Herzen zu der festgesetzten Stunde wieder einfand. — Zwanzigtausend Franken! wiederholte der arme Teufel, indem er die Banknoten anstarrte. — Hier ist das Geld; Ihr Bild ist ein Huysmans, von Mecheln. — An demselben Abende saß in einem berühmten Restaurant des Palais-Royal eine kleine aber vergnügte Gesellschaft: ein ältlicher Mann, ein junger Elegant und ein hübsches, junges Frauenzimmer. Es waren die Grisette und der Lion, welche der arme Beamte zu einem Schmause eingeladen hatte.

⁂ Bei einem Gesangfeste im Lehmsleker Holz in Schleswig brach neulich in dem Augenblick, als man das Lied „Es kann ja nicht immer so bleiben" anstimmte, die ganze Sängerbühne mit 70 Sängern zusammen. Zum Glück kam Niemand zu Schaden.

## * Baden-Baden.

(22. Juli.)

Die Saison scheint in ihrem größten Glanze zu seyn. Es wird zwar behauptet, der Besuch sey minder zahlreich als voriges Jahr, besonders fehle, in Folge der Bedrängnisse des Winters, ein Theil des Mittelstandes, — wer aber den Vergleich mit früheren Jahren nicht anstellen kann, findet wahrlich keinen Mangel an Fremden. Das Gedränge vor dem Conversations-Saale bei den vortrefflichen Ausführungen der Carlsruher Regimentsmusik und in dem Saal während der Concerte, in welchen sich Herr Arban aus Paris auf dem Piston-Horn hören läßt, war in diesen Tagen außerordentlich groß und lebhaft — Weniger besucht als es verdient, ist das Theater. Die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit einer großartigen und anmuthvollen Natur hält von dem Besuch eines ohnehin kleinen und manchen Mißständen unterworfenen Lokals ab. — Die diesjährige Gesellschaft bildet ein gut zusammenspielendes Ensemble, welchem reichlicher Beifall wird. Einzelne treten mit schönem, theils bedeutendem Talent hervor. Zu diesen Letzteren gehören die Herren Directoren Keller und Denk selbst. Die Leistungen des Herrn Steinmüller sind anerkennenswerth. — Frau von Nebell, vormals Albini, zeichnet sich im muntern und naiven Fache durch geistvolle Auffassung, Feinheit und Laune aus. Neben diesen wird durch großen Beifall Herr Meaubert ausgezeichnet. In ihm scheint sich ein bedeutendes junges Talent zu entwickeln und bereits hervorzuthun für das heut zu Tage so selten gut besetzte Fach der tragischen und sentimentalen Liebhaber, — und nebenbei sind auch durch ihn die Rollen der sogenannten Naturburschen mit Natur und Wahrheit tüchtig vertreten. Noch zeigt sich nicht jene stereotyp gewordene Sentimentalität, jenes leere Pathos; — ein lebendiger Geist regt sich, ein tiefes, jugendfrisches Gefühl, Wahrheit in den Uebergängen durch natürliches und feines Motiviren. Damit stimmt eine fortgehende Mimik überein, belebt und seelenvoll. Die Sprache ist rein, deutlich, gebildet, das Organ edel. Die Haltung in Geberden, Gang und Bewegung bedarf noch der Uebung auf einem größeren Theater und die Fehler der Jugend und des Jugendfeuers werden sich eben dadurch zu Tugenden umbilden laßen. — Gäste und überhaupt fremde Künstler sind noch wenig erschienen. Herr Regisseur Birnstill von dem Hoftheater in Darmstadt trat in zwei Gastrollen auf, wie man hört, ohne ein Honorar anzunehmen, — allein in der Absicht, dem würdigen Personal eine Freude zu machen und demselben die Einnahme zu überlassen. Eine Nachtmusik dankte dem ehrenwerthen Künstler für die wohldenkende collegialische Gesinnung. — Man erwartet ein Concert des jungen Pixis, dessen Violinspiel Kenner und Liebhaber sehr hoch stellen. Ueberhaupt soll der August der reichste an Kunstprodukionen und Fremdenbesuche seyn, der September aber der schönste und entzückendste für die Freunde der Natur.

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 30. Juli.)

†. Kissingen. Das glänzendste Concert dieser Saison wurde am 6. Juli von Herrn Hofsänger Breiting aus Darmstadt veranstaltet. Der Concertgeber, welcher die Schlummer-Arie, sowie eine große Arie von Mercadante, mit aller staunenswerthen Kraft seiner Stimme sang und mit dem Vortrag einer Romanze aus „Grido und Ginevra" schloß, wurde durch Herrn Concertmeister Hamm und dessen Gattin unterstützt.

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 31. Juli. Ueber die Bestimmung des Gehaltes und des Gährungsgrades eines Bieres nach Prof. Steinheil's optisch-aräometrischer Probe.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 31. Juli. (Zum Benefiz-Antheil der Verfasserin.) Eine Familie, Original-Schauspiel in 5 Abtheilungen und einem Nachspiel, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 210. Sonntag, den 1. August 1847.

## Eine Christnacht auf der Ostsee.

(Fortsetzung)

„Wohl Euch, wenn Ihr noch solche Hoffnung habt," sprach hierauf der Bootsmann, „aber schier möchte ich denken, daß Euer Herz nicht glaubt, was Eure Zunge redet. — Doch bald hätte ich da vergessen, was ich eigentlich bei Euch gewollt. Hier ist das Wasser für Euer Hündchen, wird ihm freilich nicht gut schmecken, denn es wird mit jedem Tage schlechter, — und, daß Gott sich erbarme, mehr wird es auch nicht, wenn man alle Tage davon nimmt. Wo das nur noch hinaus will, ich meines Theils sehe hier des Jammers und des Herzeleides sobald kein Ende."

„Nimm das Wasser wieder mit," versetzte ernsten Blickes der Kapitän, „mein Hund soll Euch dessen nicht berauben, was Ihr selbst so nöthig gebraucht zur Erhaltung Eures Lebens. — Hat auch das liebe Thier so lange mich treu begleitet, so kann ich doch nicht umhin, das Bischen Wasser ihm künftig zu versagen. Undank ist der Welt Lohn! Hier, nimm das Thierchen zu Dir, und wirf es über Bord, — aber so, daß ich's nicht sehe; ich könnte sonst weich werden, und dazu ist jetzt nicht die Zeit."

„Aber, Kapitän," entgegnete der Alte, „es ist ja doch schade um das niedliche Thierchen; seht doch, wie es bittet, ordentlich als verstünde es, was Ihr mit ihm vorhabt."

„Fort sag' ich Dir!" war die Antwort Domancky's, „wenn ich einmal etwas befehle, so geschieht's; darum ohne Umstände, Alter, Du weißt ich kann das lange Zaudern nicht gut leiden."

Ohne weiter ein Wort zu sagen, erfaßte nun der Bootsmann das arme Thierchen, dem das Todesurtheil gesprochen war, und trug es nach der andern Seite des Schiffes, um es dort nach dem Befehle des Kapitäns in das Meer zu werfen. Aber das geängstigte Thier sträubte sich dergestalt vor dem nassen Tode, und suchte so durch Liebkosungen seinen unfreiwilligen Mörder für sich einzunehmen, daß der alte Bootsmann, unfähig den ihm gewordenen Auftrag zu vollführen, den Hund wieder zurückbrachte zum Kapitän und zu ihm sagte: „Da bin ich wieder, ich kann's nicht über's Herz bringen. Laßt doch das arme Thier am Leben, mir ist's nicht möglich es hinabzuwerfen, und wer weiß denn, wie lange wir alle noch des kümmerlichen Daseyns uns erfreuen werden!"

„Schäme Dich, Alter," gab Domancky ihm zur Antwort; „sind Deine Kameraden Dir weniger werth als dieser Hund?"

„O nicht doch, Herr Kapitän," versetzte hierauf der Alte, „aber seht, ich will ja gerne weniger haben von dem Wasser, als bisher, und da werde ich dann schon mit meinem Antheil dem klugen Thier noch so mit durchhelfen."

„Wir wollen uns auch einen Abzug gefallen lassen!" riefen hier die Uebrigen, die inzwischen herangetreten waren, und von der Sache sich unterrichtet hatten; und der Kapitän, ergriffen von der treuherzigen Gutmüthigkeit seiner Leute, entgegnete darauf mit sichtlicher Rührung: „Wohl, so mag es denn darum seyn, aber daß Ihr mir später keine Vorwürfe macht bei eintretendem Mangel; und sind wir erst wieder am Lande, so werde ich Eurer bewiesenen Gutherzigkeit schon zur rechten Zeit zu gedenken wissen."

Die Christnacht war vorübergegangen und am Morgen des nächsten Tages zitterte es leichthin durch die Luft wie fernes Glockengeläute. Da entblößte der Kapitän und die Seinen andachtsvoll das Haupt und jeder schickte ein stilles Gebet empor zu dem Herrn der Heerschaaren, der seinen Sohn gegeben hatte, damit er die Menschen erlöse aus ihrer Noth. Und ein dichter Nebel senkte sich hernieder auf die Betenden, und gestaltete sich im Fallen zu leichten Tropfen, welche begierig aufgefangen von den Durstenden, ihnen ein kostbareres Christgeschenk waren, als so manchem Reichen die herrlichsten Luxusartikel, die die Industrie und die Mode nur zu erfinden im Stande sind.

An Speisen hatten die Bedrängten sobald keinen Mangel zu befürchten, doch konnten sie das stark gesalzene Fleisch erst dann genießen, wenn sie solches im Seewasser so lange gewaschen und ausgedrückt hatten, bis das Salz so viel als möglich davon gesondert war; und eben so konnten sie auch von der im Seewasser gekochten Grütze, worin ihre Hauptnahrung bestand, des allzu salzigen Geschmackes wegen, nur sehr wenig genießen.

Und so waren wieder mehrere Tage vergangen, ohne daß auch nur die kleinste Hoffnung auf eine nahe Erlösung der armen Unglücklichen sich gezeigt hätte. Wohl konnten sie an manchen Tagen, wenn der Nebel nicht so dicht war, deutlich gewahren, wie am Meeresufer der Menschen viele sich versammelten, und unter den Spaziergängern und Neugierigen erkannten sie auch an Kleidung und Haltung ihre drei ans Land abgeschickten Gefährten, aber niemals zeigte sich ein rettendes Boot, denn die See wurde fortwährend stürmischer und der Wind blieb ungünstig. Vierzehn Tage waren bereits vergangen, und die schreckliche Lage der Verunglückten war immer dieselbe geblieben. Sie mochten wohl noch nie eine Sylvesternacht so traurig verlebt haben, als gerade diese, und das schei-

bende Jahr nahm auch ihre letzten Hoffnungen mit ins Grab, denn allmählig glaubten sie sich nun gänzlich verlaßen und unrettbar verloren. Wie viel des edelsten Weines wurde nicht vielleicht in dieser Neujahrsnacht nutzlos vergeudet, während hier die Unglücklichen vergebens nach einem Trunke klaren Wassers schmachteten, und statt der frohen Beglückwünschungen zum neuen Jahre sich nur stumm und traurig die Hände drückten, als wollten sie sagen: bald ist es aus, wir haben hier auf Erden keinen frohen Tag mehr zu erwarten. — Und in der That, sie schienen auch schon Bilder des Todes zu seyn, so eingefallen und bleich waren ihre Wangen, so matt und tiefliegend ihre Augen, und die Füße hatten kaum mehr Kraft genug, den siechen, lebensmüden Körper zu tragen.

Seit einigen Tagen hatten sie ihre Gefährten nicht mehr am Ufer bemerkt, es war auch wohl zu neblicht gewesen, um die fernen Gegenstände genauer unterscheiden zu können; und der erste und der zweite Januar gingen vorüber wie die Tage vorher, die See war noch stürmischer und die Hoffnung auf eine alsbaldige Hülfe wurde den Aermsten immer kleiner.

Am Morgen des 3. Januars stand Domansky in seinen Pelz eingehüllt oben auf dem Verdeck, mit dem Rücken an das Wachthaus gelehnt, und schaute über die wildbewegten Wellen wehmüthigen Blickes hinaus in den weiten, unermeßlichen Luftraum, als mit einem Male sein scharfes Auge am äußersten Gesichtskreise eine Flagge zu gewahren glaubte. Immer deutlicher konnte er es unterscheiden; jetzt tauchten auch Segel schon empor, es war ein Schiff, — schnell und freudig rief er seine Leute herbei — näher und immer näher kam es heran, — jetzt konnte man sich schon gegenseitig zurufen, — jetzt erkannte man schon die Mannschaft, die es an Bord hatte; — es war Domansky's Bruder aus Danzig mit dem Steuermann, dem Zimmermann und dem Jungmann Joseph, nebst mehreren fremden Männern, dem Anschein nach Schiffer aus der Gegend von Memel.

Wer beschreibt die Freude und das Entzücken der armen Unglücklichen, denen bereits jede Hoffnung erstorben war, die schon dem jammervollsten Tode sich preisgegeben glaubten, und nun mit einem Mal der Rettung, der sichern gewissen Rettung so nahe waren. Laut auf jauchzte der Eine, während der Andere, weinend vor Rührung und Freude, keines Wortes mehr fähig war, aber Alle erkannten sie tiefbewegt die allwaltende Hand der Vorsehung und dankten im Stillen dem liebenden Vater im Himmel, der in der höchsten Noth ihnen Hülfe und Rettung gesendet hatte.

(Schluß folgt.)

---

## Das Regensburger Sängerfest.

(Schluß.)

In gewohnter kräftiger und geistvoller Weise erwiederte die Festrede des Vorstandes des Regensburger Liederkranzes der allverehrte Bürgermeister der hiesigen Stadtgemeinde, Freiherr v. Thon-Dittmer, und schloß „auf das Gedeihen und Erstarken der vaterländischen Gesangvereine, — auf das Wohl der Männer, die gleiche Gesinnung, gleiche Vaterlandsliebe hier vereint zum schönen Sangeswettkampfe, — auf das Wohl unserer lieben Sängergäste! — Sie leben hoch!"

Die dicht gedrängten Massen, welche den obern Jakobsplatz Kopf an Kopf nach allen Seiten hin füllten, stimmten eben so freudig als begeistert in den Toast ein. Nun setzte sich der Festzug, nach der Reihenfolge der gezogenen Loose geordnet, ganz in der vom Programme vorbezeichneten Weise in Bewegung und unter den Jubel und die allgemeine Freude der zahllosen Menge, die sich wie ein wogendes Meer auf allen Plätzen und Straßen drängte, mischte sich der Geschützesdonner der Landwehrartillerie, welche ihre Grüße weithin entsendend, in der Nähe des Festplatzes Posto gefaßt hatte. Unter Vorantritt der Blechmusik des k. Kürassierregiments Prinz Adalbert kam der imposante Festzug, den greise Männer und Frauen als das schönste, freundlichste und herrlichste Schauspiel ihres Lebens bezeichnen, mit seinen zahlreichen prachtvollen, von Gold und Silber strotzenden Fahnen und Bannern, in der Mitte das vereinigte Musikcorps des hiesigen Linien- und Landwehrregiments führend, vor der im edlen byzantinischen Style erbauten, nach Norden offenen Sängerhalle an. Herzerfreuend war es, so viele wackere lebensfrohe Männer, Arm in Arm, jubelnd, die Hüte schwenkend, die geschmückten Straßen der Stadt durchziehen zu sehen, jede Schaar treu ihrem Banner folgend. Nach einer mäßigen Pause, in der die Sänger einige Erfrischungen zu sich genommen, begann um 5 Uhr Abends die große Festproduction mit dem 95. Psalm von Mettenleiter, einer tiefdurchdachten geistvollen Composition voll ergreifender Momente und der großartigsten Wirkung auf Kenner und Laien. Am Schlusse der durch und durch gelungenen Production dieses herrlichen Tonwerkes wurde der auf dem äußern Schauplatz anwesende Compositeur von sämmtlichen Sängern und dem außerordentlich zahlreichen Auditorium stürmisch gerufen und mit donnerndem Applause empfangen. Dieselbe Ehre widerfuhr Hrn. Baron v. Perfall, dem gleichfalls hier anwesenden Compositeur des deutschen Bundesliedes von Graf v. Bothmer, Hrn. Assessor Fentsch, dem Dichter des Festliedes, und dem Festmusikdirigenten, Hrn. Chordirector Max Konrad Kunz, dessen Compositionen unter Nr. 5 und 8 des Festprogrammes zur Ausführung kamen, dessen sicherer Leitung aber auch das rasche und taktfeste Zusammenwirken der Sänger, wie der Musik hauptsächlich zu verdanken ist. — Gegen 1200 einheimische und auswärtige Sänger waren bei der großen Festproduction thätig und selbst aus dem beinahe 300 Stunden von hier entfernten Königsberg in Ostpreußen war ein Mitglied der dortigen Liedertafel anwesend. Das ganze Fest, ursprünglich als ein provinzielles berechnet, trug durchaus den Stempel eines deutschen, und seinen Glanzpunkt, seinen ergreifendsten Moment bildet unstreitig Arndt's herrliches Lied „Was ist des deutschen Vaterland?" das mit edler Begeisterung vorgetragen, auch allgemeine Begeisterung erweckte. Und als bei der vorletzten Strophe desselben auf den vier großen Kandelabern vor der Sängerhalle gewaltige bengalische Flammen über die ganze Umgebung ihr zauberisches Licht ergossen, der prachtvolle Bau der Sängerhalle und die alten ehrwürdigen dichtbelaubten Linden im rothen Schimmer erglänzten, wiederholt die Kanonen donnerten und unzählige Raketen in die Lüfte sich erhoben, da erscholl unbeschreiblicher allgemeiner und lang anhaltender Jubelruf, der sicherlich nach vielen Jahren noch in jeder Brust seinen Nachhall finden wird. Auch bei der Wiederholung dieser Lieder legte sich der Sturm der Begeisterung nicht; auf's Neue verkündeten die ehernen Schlünde der Kanonen ihre donnernden Grüße und nochmals erglänzte der ganze Festplatz im bengalischen Feuer. Brausend, wie Brandung des Meeres, wurde aber der allgemeine Volksjubel, als Herr Dr. Gerster auf der deutschen

Sache Hort und Schirmer, den König Ludwig von Bayern unter anhaltendem Geschützesdonner einen geistvollen Toast ausbrachte. Und abermals erhellten bengalische Flammen die Sängerhalle und den Festplatz, donnerten die Kanonen, durchstiegen Raketen den tiefblauen nächtlichen Himmel, und das Hüteschwenken und Hochrufen der Sänger wie der versammelten Tausenden von Zuhörern wollte lange kein Ende nehmen. Wie gesagt, es war der Glanzpunkt des ersten Festtages, zu dessen Beschreibung uns die Worte fehlen. Was aus einem durch die Kunst geläuterten alten Volksliede bei so außerordentlicher Besetzung und so meisterhaftem Vortrage werden könne, hat uns das alte Lied „Prinz Eugenius" gezeigt, das den Namen eines ritterlichen deutschen Prinzens verherrlichend, mit Arndt's: „Was ist des Deutschen Vaterland?" sich der Ehre der Wiederholung erfreute. Hätte gestern der ehrwürdige greise Professor Moritz Arndt unter uns gelebt, er, der ächte deutsche Mann, würde die ächt deutschen Söhne eines wahrhaft deutschen Landes in uns erkannt und begrüßt haben, darum hat auch sein Name, an den sich soviel bedeutungsvolle Momente knüpfen, den allgemeinen Jubel aufs Neue erregt, als Herr Dr. Gerster auf denselben folgenden Toast ausbrachte: „Dem Dichter unsers Nationalliedes Moritz Arndt, Professor zu Bonn am Rhein, dem alten deutschen Kämpen, dem viel Verkannten und doch endlich Erkannten, dem Wächter Deutschlands, dem Streiter für Wahrheit, Licht und Recht; er lebe hoch!" dem ein anderer von unserm genialen Herrn Baron v Zerzog auf ein einiges und kräftiges Deutschland vorangegangen war. Zur Erhöhung und Vermehrung der allgemeinen Freude trugen auch die ebenso umsichtvollen als zweckmäßigen Festanordnungen, der wahrhaft lieblich und angenehm gelegene Festplatz und der prachtvolle Bau der Sängerhalle Wesentliches bei.

Die Sängerhalle, nach dem Plane des als Künstler sehr ehrenvoll bekannten Herrn Professor Folz dahier ausgeführt, ist ein herrliches, im mittelalterlichen Style erbautes, nach Norden hin offenes Gebäude mit Spitzbögen und Giebeln von grünem Tannenreisig, das im Mittelgiebel das Regensburgische Wappen und zu beiden Seiten desselben die Inschrift führt:

„Im Frieden und im Streit
Ein Lied ist gut Geleit."

Von der in parabolischer Form gebauten Decke senkt sich ein großer Hängeleuchter herab; die Seitenwände sind mit den Wappen aller jener Orte geschmückt, die durch Gesangvereine oder Deputationen an dem Gesangsfeste dahier Antheil genommen haben. Vor der Halle stehen in der Form von Kandelabern vier mächtige Feuerbecken, aus denen große bengalische Flammen lodernd das Dunkel der Nacht erhellen. Vier Tribünen, zwei große und zwei kleinere nebst vielen hundert Bänken zum Sitzen bilden den äußeren Schauplatz, der von großartigen Dimensionen, im Hintergrunde uralte duftende Linden, Raum und Bequemlichkeit für viele Tausende bietet und durch die im Kreise herum angebrachten Wirthschaftsbuden zu den verschiedenartigsten Genüssen einladet.

*Reg. Tgbltt.*

## Tabletten.

⁂ **Ein Neger-Pantheon.** Ein Korrespondent der Dally News berichtet, daß man im Begriff sey, in Hayti ein Pantheon zu gründen. Es wurde nämlich im Hause der Repräsentanten der Beschluß gefaßt, dem verstorbenen Präsidenten Riché ein Monument zu errichten, und bei dieser Gelegenheit brachte man auch die Rechte Pétion's auf eine gleiche Ehre zur Sprache. Ein Freund des berüchtigten Dessalines, oder Jakob's I., Kaisers von Hayti, wie er sich nennen ließ, schlug nunmehr vor, auch diesen eines zu würdigen, und ein anderer Deputirter machte endlich den Antrag, den General Guerrier als „Vierten" im Bunde aufzunehmen. Nach längeren Debatten kam man überein, eine Kirche in Port-au-Prince erbauen zu lassen, worin die sterblichen Ueberreste der vier Präsidenten und der Tochter Pétion's beigesetzt werden sollen. — Sobald man dieses afrikanische Pantheon zu Stande gebracht, wird man wohl nächstens auch daran denken, eine schwarze Walhalla anzulegen — an großen Männern fehlt es ja bekanntlich nie und nirgends.

⁂ **Carter,** der Thierbändiger ist vor einigen Wochen in London gestorben, nicht, wie oft prophezeiet wurde, unter den Zähnen und Klauen seiner Bestien, sondern an einer Brustentzündung in seinem fünfunddreißigsten Jahre. Er war in England geboren, und schon in seiner Jugend verrieth sich die Eigenschaft in ihm, die ihn einst berühmt machen sollte. Schon als Knabe hatte er eine kleine Menagerie schädlicher Thiere, die er unschädlich zu machen wußte. Seine erste Heldenthat war der Fang eines lebendigen Wolfes, der in seiner Heimat lange gejagt worden, und der Schrecken der Umgegend gewesen war. Wie er sich des Thieres bemächtigte, wissen wir nicht; gewiß aber ist, daß der Wolf in einer Nacht völlig zahm geworden war. Carter verkaufte ihn an die Londoner Menagerie, und kaufte sich für das Geld einen jungen Löwen, mit dem er sich nach Amerika einschiffte, und den er auf der Ueberfahrt so zahm machte wie ein Schooßhündchen. In Amerika zeigte er seine Kunst zuerst öffentlich, er verdiente viel Geld, und verwendete dasselbe auf den Ankauf anderer wilder Thiere. Als er nach England zurückgekommen war, gerieth er in Schulden. Die Gläubiger verloren die Geduld, und der Thierbändiger sollte in das Gefängniß abgeführt werden. Carter erwartete indeß die Häscher in aller Geduld, und als sie in seiner Wohnung erschienen, öffnete ihnen ein Königstiger die Thüre. Wie schnell sich die Leute aus der gefährlichen Nähe entfernten, kann man sich denken. Ja, Carter trieb seine Keckheit noch weiter; ohne Furcht vor den Häschern ging er am hellen Tage aus, freilich stets in Begleitung seines prächtigen Löwen, der alle Feinde von ihm fern hielt. Mit einem so wohl bewachten Schuldner war also nichts anzufangen, und die Gläubiger wurden nachsichtiger. — Sein Geheimniß, wie er die wildesten Thiere so schnell gehorsam und unterwürfig machte, hat er mit in das Grab genommen. *A. Ztz.*

⁂ **Taufe junger Neger-Fürsten.** Am 12. Juni hatte ein in Paris seltener religiöser Act statt; es empfingen nämlich daselbst in der Kirche der heiligen Elisabeth drei Neger das Sacrament der Taufe. Zwei davon sind die Söhne Peters, Königs von Grand-Bassan in Afrika (Elfenbein-Küste); der dritte hat Oua-ka, den König eines benachbarten Landes, zum Vater. Die drei jungen Fürstensöhne, welche von dem Abbé Pascal in den Grundsätzen der christlichen Religion unterrichtet worden sind, und die vorgängige Prüfung vollkommen gut bestanden hatten, zeigten sich durch ihre Gesinnungen und ihr Verhalten der feierlichen Handlung durchaus würdig. Bestimmt, dereinst über die Ländereien zu herrschen, welche noch im Dunkel des Heidenthums schmachten, werden sie den Missionären, die sich der Bekehrung ihrer Unterthanen zum Christenthum unterziehen, wesentliche Dienste leisten. Der Minister der Marine hatte für zwei Pathen

gesorgt: der eine ist Herr Gasos, Deputirter und Director der Colonien, und Herr Durand, Bureau-Chef in demselben Ministerium. Der Pathe des dritten ist Herr Regnier, Vorsteher einer Unterrichtsanstalt, in welcher die schwarzen Prinzen Pensionäre sind. Am 17. Juni haben sie zum ersten Mal communicirt, und einige Tage darauf sind sie confirmirt worden. Wir brauchen wohl kaum hinzuzufügen, daß die Väter derselben ihre völlige Einwilligung zu dieser ihrer Aufnahme in die katholische Kirche gegeben haben. Leipz. Morez.

*** Herr Maus, Professor der Physik am College de la Paix in Namur, soll die für die Wissenschaft höchst wichtige Entdeckung gemacht haben, das Sonnenlicht in Elektricität zu verwandeln. Er hat am 30. Juni vor einigen Zeugen Experimente gemacht, die mit Erstaunen gesehen worden sind, und beschäftigt sich jetzt mit der Ausarbeitung eines Werkes, worin er der gelehrten Welt seine Theorie und seine Entdeckung ausführlich mittheilen wird.

*** Ueber das Aufkommen der berüchtigten rothen Jakobinermützen sagt Lamartine Folgendes. Die wegen Aufruhr in Nancy verhafteten und nach Brest auf die Galeeren gebrachten Schweizersoldaten trugen, als man sie befreite und feierlich in den Saal der Volksvertreter einführte, jene rothen, den Galeerensklaven eigenthümlichen Mützen, und ihnen zu Ehren nahmen sie die Jakobiner an. Es ist übrigens die allgemein übliche Kopfbedeckung der Fischer am Mittelmeer. Man hat sie daher früher von den Marseillern herleiten wollen, die als Konföderirte nach Paris kamen. Allein die rothe Mütze war schon vor der Ankunft der Marseiller in Paris das allgemeine Erkennungszeichen der Partei. Bemerkenswerth ist, daß Robespierre sich anfangs gegen diese unanständige Tracht sträubte, während gerade die Girondisten, denen man mehr feinen Geschmack hätte zutrauen sollen, sie begünstigten.

## † Paris.

Mitten unter dem moralischen Elend, welches von Oben kommt, dem alten und noch bestehenden gemeiner, entehrender Corruption, während noch immer unbekannte Schandthaten tagtäglich aufgedeckt werden (wobei Emile Girardin gewiß nicht eine untergeordnete Rolle spielt), ist Frankreich bemüht, die — Todten zu ehren, welche einst nicht minder die bedeutendsten Aemter, aber weit glorreicher ausgefüllt hatten, und arm starben, und als einz'ges Vermächtniß Vaterlandsliebe, Biedersinn und einen „ehrlichen Namen" zurückließen. Ueberall vermehren sich die Subskriptionen, um allen Jenen, deren Namen ein dauerndes Gedächtniß verdienen, ein Monument zu setzen. Hoche, Travot, Cambronne haben schon welche, Drouet und Daumesnil stehen sie bevor.

In den elisäischen Feldern ist ein 8 Metres hohes Piedestal errichtet, auf welchem die bronzene Statue des verewigten Marschalls Grafen Drouet d'Erlon, ersten Gouverneurs von Algerien, aufgerichtet werden soll. Diese beträgt 3,20 Metres in der Höhe und 2,20 Metres nach der größten Breite. Der General ist in aufrechter Stellung, in der rechten hält er den Marschallstab, mit der Linken stützt er sich auf seinen Degenknopf, ein breiter Mantel ist leicht über die linke Schulter geworfen, das Haupt ist unbedeckt. Zu seinen Füßen befinden sich Mörser, Bomben und Kanonen. Diese für seine Vaterstadt Reims bestimmte Statue hat der berühmte Bildhauer Louis Rochet modellirt und sie wurde später bei Eck und Durand gegossen. In Paris dürfte sie einige Monate lang zur Ansicht im Freien ausgestellt werden.

Während General Cubieres in der Wahl zwischen der Auswanderung nach Amerika und der Annahme einer ihm von Mehmed Ali angebotenen Oberbefehlshaberstelle schwankt, ist Teste's Auge schon nach dem Jenseits gerichtet. Kinder, Verwandte, welche insgesammt ihre Aemter freiwillig niedergelegt haben, und unzählige Freunde umstehen das Bett dieses unglücklichen Greises, und ganz Frankreich betrauert die unselige Stunde, in welcher der größte Rechtsgelehrte, Minister und Präsident des Cassationshofes, in seinem vorgeschrittenen Alter seinen guten Namen so sehr befleckt hat. Sein ganzes Nerven- und insbesondere sein Cerebralsystem sind gewaltig aufgeregt, und trotz der fleißig fortgesetzten Eisumschläge hört das Brennen und Hämmern im Kopfe, wie er selbst klagt, nicht auf. Die tiefste Reue über den begangenen Fehltritt ist in jedem seiner leidenden Gesichtszüge klar ausgeprägt, und Alle, die ihn lieben, hoffen auf die nahe Stunde der Erlösung. Die Strafe dieser so hochgestellten Schuldigen ist nicht gering. Nicht nur in allen Journalen, welche in drei Welttheilen erscheinen, nicht nur in Wochen-, Monatheften und Revuen, nicht nur in zahlreichen Flug-, Schmäh- und Vertheidigungsschriften, selbst an allen Ecken und auf allen Seiten der Straßen und freien Plätze der großen Stadt sind Namen und That der vier Helden der letzten Zeit mit großen schwarzen Buchstaben verzeichnet.

Die französische Akademie hat vorige Woche ihre jährliche Sitzung wegen Vertheilung der Montyon'schen Preise gehalten. Dieselben haben vorzugsweise auf solche Werke Bezug, welche auf die Nation einen wohlthätigen moralischen Einfluß üben. Den Preis der Poesie hat Amedée Pommier für sein Gedicht: „Entdeckung der Dampfkraft" erhalten. Außerdem wurden Cormenin, Verfasser der „Volksunterhaltungen", so wie E. Gauchy für: „Das Duell in seinem Ursprung und seinem gegenwärtigen Zustande in sittlicher Beziehung" mit dem ersten Preise von 3000 Fr. bedacht. Brizeux erhielt für seinen „Bretannier", Ozanneaux für „die Geschichte Frankreichs", Jules Sandeau für seinen Roman „Madeleine" eine Medaille im Werthe von 2000 Fr., Guinard für die Sammlung der Gedichte: „Poésies du foyer, Achille Comte", für die seinigen unter dem Namen: „Weisheit und Edelsinn", Laverpillière für seine „poetischen Studien" eine Ehrenmedaille von 1500 Fr. — Die von Baron Gobert gegründeten Preise sind auch diesmal den Herren Thierry und Bazin zuerkannt worden.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 31. Juli. (Zum Benefiz-Antheil der Verfasserin.) Eine Familie, Original-Schauspiel in 5 Abtheilungen und einem Nachspiel, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Sonntag, den 1. August. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräulein Waldhäuser, k. würtemb. Hofsängerin.

Mittwoch, den 4. August. (Zum Erstenmale) Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großh. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim. Die Vorstellung ist unter dessen persönlicher Leitung.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 211. Montag, den 2. August 1847.

## § Eine Christnacht auf der Ostsee.

(Schluß)

Bald waren Wasser und Lebensmittel nach dem gefährdeten Schiffe herübergebracht, und auch Domansky's Bruder folgte jetzt mit den drei wiederkehrenden Kameraden, und des freudigen Hin- und Herredens, Fragens und Händedrückens wurde fast kein Ende, denn selbst die Kranken hatten sich aufgerafft und waren auf das Verdeck gewankt, um die vielwillkommenen Erretter auf das herzlichste zu begrüßen. — Aber die beiden Brüder Domansky hielten sich lange umschlossen in heiliger Rührung, bevor sie der Rede wieder fähig waren, dann endlich sprach Julius:

„Sag' Bruder, wie geht es dem Vater, wie meiner Frau? Du glaubst nicht, welche Angst mich manchmal befallen hat, wenn ich ihrer gedachte in meiner hülflosen Lage!"

„Julius," erwiederte hierauf der Bruder, „eine doppelte Botschaft habe ich Dir zu bringen, Freude und Leid, sey ein Mann; — unser Vater ist nicht mehr, der himmlische Vater hat ihn zu sich genommen. Tröste Dich, der Gute stand ja lange schon am Ziele seiner irdischen Laufbahn, gönne ihm die Ruhe nach einem so mühevollen Leben. Siehe, der liebe Gott hat es gut gemeint mit Dir, und für den herben Schmerz auch sogleich lindernden Balsam gegeben, denn Deine Frau hat Dir einen Sohn geschenkt, und beide, Mutter und Kind, befinden sich wohl, erstere aber erwartet Deine Ankunft mit Sehnsucht."

Julius wollte antworten, aber Thränen erstickten seine Stimme, und lange lag er so an dem treuen Bruderherzen, und es war, als ob der Geist des hingeschiedenen Vaters sie umschwebte, so feierlich ergriffen fühlten sich Beide in dieser Stunde des Wiedersehens.

„Den Brief, den Du an Deinen Rheder geschrieben," erzählte Domansky's Bruder — nachdem Beide wieder ruhiger geworden waren — „hätte ihm allerdings keine große Besorgniß verursacht, wenn nicht später Dein Steuermann den Lootsen-Commandeur in Danzig von Eurer hülflosen Lage in Kenntniß gesetzt hätte. Dieser eilte nun, um den Rheder aufzusuchen, welcher, höchlich erschreckt, nunmehr die schleunigsten Maßregeln traf, um das Dampfboot Rüchel-Kleist Euch zu Hülfe zu senden. Denke Dir meinen Schmerz, als ich, selbst gebeugt durch den Tod unseres Vaters, nun mit einem Male von Deiner hülflosen Lage in Kenntniß gesetzt wurde! — Alle Freunde und Bekannten wollten Dir zur Hülfe eilen, und wir waren sieben Kapitäns auf dem Dampfschiffe und dazu noch achtzehn andere wohlgeübte Seeleute, die nicht so leicht vor einem Sturme sich fürchten mochten. Aber kaum waren wir in der Gegend von Lettersdorf angekommen—"

„Drei Meilen von Pillau nördlich!" fiel Julius ihm hier ins Wort.

„Ja, ganz recht," erzählte der Andere weiter, „kaum hier angekommen, so platzte in der Maschine die Röhre, die den Dampfkessel mit Wasser speist, und es entstand dadurch ein so bedeutendes Leck, daß trotz aller nur erdenklichen Anstrengungen es uns nicht möglich gewesen wäre, das Dampfboot so lange flott zu halten, bis wir Pillau würden erreicht haben. Wir suchten daher mit Benutzung der Segel, denn die Maschine war gänzlich unbrauchbar geworden, noch einige Meilen dem Lande näher zu kommen und das Schiff auf den Strand zu setzen. Endlich gelang es uns, und wir alle, 25 an der Zahl, retteten uns nun, jedoch in steter Lebensgefahr schwebend, mittelst des kleinen Bootes und einer an den Strand gebrachten Leine, in sechs rasch auf einander folgenden Fahrten. Die Schiffsmannschaft wollte von Pillau nach Danzig zurückkehren, ich aber machte mich an demselben Abend in noch nassen Kleidern auf den Weg nach Cranz, wo ich endlich bis gegen Mittag des andern Tages anlangte. Hier erfuhr ich von einigen Fischern, daß Dir wohl noch Hülfe hätte gebracht werden können, wenn es nicht von der Behörde bei Strafe wäre verboten gewesen."

„Ist es möglich?" unterbrach hier Julius die Rede seines Bruders. „Die Leute sagen es uns," fuhr dieser fort, „und zu untersuchen, ob sie die Wahrheit redeten oder nicht, dazu hatte ich keine Zeit, denn ich mußte ja meinen Weg längs dem kurischen Haffe nach Rositten fortsetzen, um mich mit meinen eigenen Augen zu überzeugen, wie es mit Dir und Deinem Schiffe stehe. In der Dunkelheit der Nacht kam ich mit Wagen und mit Pferden in Triebsand, doch rettete ich mich noch zur rechten Zeit und in Rositten angelangt, bemerkte ich aus einer Unterredung mit dem Strandinspector, daß jene Fischer wohl nicht ganz Unrecht gehabt haben mochten. Da ich nun sah, daß von hier aus keine Hülfe zu erlangen war, so ließ ich Dein am Seestrande liegendes Boot auf einem Wagen nach dem Haff bringen, miethete ein Fischerfahrzeug und trat mit den dreien Deiner Leute, die am Lande sich befanden, unverzüglich die Reise nach Memel an, wo wir auch spät Abends noch eintrafen. Unter Beistand eines wackern dortigen Freundes gelang es mir bald, von den Behörden die Erlaubniß zu erhalten, daß der große Lootsen-Kutter zur Fahrt nach dem Friedrich Wilhelm ausgerüstet werden durfte. Mehrere Schiffskapitäne wollten von dort aus meinem Unternehmen sich anschließen, doch das Heftigerwerden des Sturmes mochte

ihnen andere Gesinnung eingeflößt haben, und so blieb mir kein anderer Ausweg, als Memeler Schiffer aufzufordern, mich auf der gefährlichen Reise zu begleiten. Im Vertrauen auf eine angemessene Belohnung ließen endlich vierzehn der Kräftigsten sich bewegen und kamen an Bord, worauf wir mit dem nöthigsten Proviant und Trinkwasser uns versahen und gestern des Morgens um neun Uhr unter den bedenklichsten Umständen in die See stachen, um Euch aufzusuchen und zu retten."

„Und wohl gelungen ist Euch Euer Werk," sprach Julius und drückte dem treuen Bruder die Hand. „Wär't Ihr um 24 Stunden später gekommen, so hättet Ihr unser Schiff nicht mehr zurückbringen können, denn schon hatte ich beschlossen, da ich von aller Welt mich verlassen glaubte, dasselbe morgen des Tages auf den Strand laufen zu lassen. Aber jetzt komm, die Zeit ist edel, und ich sehne mich nach Hause, wie der Blinde sich sehnet nach dem Licht. — Halloh, Bursche, lichtet die Anker, rüstig ans Werk, es geht der Heimath zu, wir segeln nach Danzig!"

Und alsbald rauschte das stattliche, wenn auch stark beschädigte Schiff wieder dahin durch die hochaufschäumenden Wellen und schon am 5. Januar gelangte es, nach einer ziemlich glücklichen Fahrt, auf die Rhede von Neufahrwasser.

Groß, unendlich groß war die Freude der Geretteten, als sie das Land zum ersten Male wieder betraten nach so vielen Tagen des Kummers und der Entbehrungen. Aber Joseph, der rüstige Jungmann, der seiner treuen Dienste wegen nun zum Matrosen gemacht werden sollte, befand sich nicht mehr unter seinen Gefährten. Am Tage vor der glücklichen Ankunft in der Heimath fiel er vom Klüwerbaum in die See und die Wellen gruben ihm das Grab, dem ihn, trotz aller angewandten Rettungsversuche, seine braven Kameraden nicht mehr entreißen konnten. Wer mag nun wohl in den bessern Friedenshafen eingelaufen seyn, er oder die Geretteten?

---

## Corruption in London.

Eben jetzt wo aller Augen auf die Corruptionsscandale gerichtet sind, welche die höheren Schichten der französischen Geldaristokratie vor Europa so stark compromittirt haben, daß viele andere Länder plötzlich anfangen sich für besonders tugendhaft zu halten, erscheint in einem Winkel Europas ein kleines, in englischer Sprache verfaßtes Büchelchen, welches von einer Partie der Londoner Mystères den Schleier lüftet, auf welche bereits in diesem Frühjahre einige vor den englischen Gerichten abhängigen Civilklagen gegen den kürzlich verstorbenen großen Clubwirth Crockford in London ein ungewisses Licht geworfen hatten, — Mystères, welche freilich anderer Natur als jene französischen Skandale sind, aber doch wohl erwogen seyn wollen, ehe man allzuleichtfertig eine Nation der andern als Muster stellt.

William Kern nennt sich der Autor, der das bei Schweighäuser in Basel gedruckte Pamphlet „C*** in London" verfaßt hat. Ohne für die Richtigkeit aller seiner Angaben einzustehen, können wir doch auf die Autorität der englischen Gerichtsberichte deren historische Grundlage verbürgen.

In St. James=Street zu London, nahe bei Piccadilly, steht jetzt auf der Stelle, welche einst die Häuser Nr. 50, 51 und 52 einnahmen, ein Palast, dessen sich kein Herzog zu schämen brauchte. In diesem Hause wohnt Mr. C***, (das Pamphlet schreibt den vollen Namen nicht aus), ein Mann ohne Rang und Titel, aber ein Mann, der mit Fürsten, Grafen und Baronen auf vertrautem Fuße steht, der offne Tafel für Hunderte von Gästen hält, dessen Koch der berühmte Ude ist, welchem er ein Jahrgehalt von 1000 Pfd. Sterling zahlt, mit dessen Weinkeller selbst in London wenige zu wetteifern wagen, und dessen Dienerschaft die ausgesuchteste in ganz England ist. Mr. C***'s eigentliche Wohnung ist übrigens in Arlingtonstreet, wo er mit Frau und Kindern einen höchst ehrbaren Haushalt führt, den Sabbath genau beobachtet, und seine Familie (eine seiner Töchter ist mit einem Geistlichen verheirathet) mit den vortrefflichsten Lehren erbaut. Den Palast in St. James hat er nur für seine Freunde, für Erben reicher Witwen, für erstgeborne Söhne großer Familien, für ausgezeichnete Fremde, kurzum für Männer von Werth gebaut; denn — mit einem Worte — Mr. C*** ist der Besitzer eines jener Institute, die man in England „Höllen" nennt, einer Spielhölle, aber einer aristokratischen, die den Titel „Club" führt und der Sammelplatz der auserlesensten fashionablen Gesellschaft ist.

Vor 20 Jahren war Mr. C*** ein Fischhändler der niedrigsten Klasse, aber des ewigen Addirens von Pence und Shillings müde, gab er das ehrsame Geschäft auf und ging zur Zeit der Pferderennen nach New-Market, wo er mit einem Jokey bekannt wurde, welcher theils durch seine Reitkunst, theils durch die natürliche Schnelligkeit seiner Pferde jedes Jahr den Preis davontrug. C***, als echter Engländer, wettete manchmal auf, manchmal gegen seinen Freund, den Jokey, und gewann immer. Ein argwöhnisches Gemüth könnte aus diesem Umstande auf ein geheimes Einverständniß zwischen den Beiden schließen. Mit den gewonnenen Fonds betheiligte C*** sich bei einer kleinen Spielhölle in Kingsstreet, etablirte sich später mit zwei Associés auf einem größeren Fuße in Piccadilly, ward hier aber in einen verdrießlichen Handel verwickelt, weil seine Gäste ihm den Gebrauch falscher Würfel schuld gaben. C*** schob die Verantwortung auf seine Associés und erklärte, er wolle hinfort nur mit Männern von Ehre umgehen. In dieser Absicht kaufte er im Jahr 1825 ein Haus in St. James und richtete sich auf eigne Hand ein. Drei reiche Lords, welche eben damals einigen ihrer Freunde ungeheure Summen abgewonnen hatten und einen Banquier suchten, um das Geld zinsentragend zu erhalten, fanden in C*** den Mann, den sie brauchten. Der verstorbene Herzog von Y* und der Marquis von — — wurden seine wärmsten Patrone, und ein schottischer Pair schoß ihm mehr als hunderttausend Pfund vor. Andere Lords betheiligten sich direct bei seiner Bank, und so unterstützt, brauchte er nicht anzustehen, drei anstoßende Häuser zu kaufen und einen Palast zu bauen, der ihn über 60,000 Pfund und dessen Einrichtung 40,000 Pfund kostete. Der Glanz des Aeußern ist groß, aber er ist nichts gegen die Pracht des Innern; der Palast hat seines Gleichen in London nicht.

Man wird geblendet, wenn man zum ersten Male in die 60 Fuß lange und 20 Fuß breite Halle tritt. Zwei große Spiegel in goldnen Rahmen, deren jeder 2000 Dollars zu stehen kam, schmücken die Wände; Sims und Plafond sind Werke der Sculptur und der Malerei, Stühle und Sophas sind von köstlichem Holze mit schwellenden Sammetpolstern; Leuchter und Lampen sind von Silber. Links führt eine Thür in das Kartenzimmer; rechts liegt der Roulette=Saal, beide, wenn auch nicht so groß, doch eben so glänzend ausgestattet wie die Halle. Das Roulettezimmer führt in den Speisesaal

der Herren welche spielen, und ist ausschließlich für diese bestimmt. In der großen Halle giebt C*** den Mitgliedern des Clubs Diners, so glänzend, daß man nicht begreift, wie der Wirth offne Tafel für 750 Personen halten kann, die ihm nur 10 Guineen jährlich und 20 Guineen Entrée bezahlen; Männer von Erfahrung versichern indeß, daß gerade bei der Tafel die besten Partien eingeleitet werden. Nur selten entgeht ein Gast nach dem Genusse der feinen Dessertweine der Versuchung, das Roulettezimmer zu betreten. Jeder neue Gast wird zwischen zwei alten Kunden gesetzt, welche mit dem Namen »Greeks« oder »Spiders« (Spinnen) gehen. Dies sind C***'s Creaturen, welche ganz von seinem Gelde abhangen, und ihm dafür die Neulinge zuführen, ihnen bei Tische zutrinken, und sie allmählig in die Geheimnisse des Ortes einweihen. Anfänglich halten diese Novizen das Haus für einen unschuldigen fashionablen Club; nur wie zufällig wird von ihnen auf die geheimen Freuden des Roulette's und auf die erlesenen Soupers angespielt, welche auf den Wunsch des Herzogs von Argyle oder sonst eines hohen Herrn Ude eigenhändig zubereitet. Was müssen das für Soupers sein, wenn schon die Diners in der Halle eines Apicius würdig sind? Der Neuling läßt sich in Versuchung führen, und er ist verloren, sobald er die Schwelle des unheilvollen Saales überschritten hat. Die erste Nacht freilich werden ihm die Taschen noch nicht geleert; C*** ist zu klug, um seine Gäste so zu entmuthigen. Aus langer Erfahrung weiß er, daß derjenige Spieler am unglücklichsten ist, der im Anfang gewinnt.

Das Roulette-Zimmer wird um 11 Uhr geöffnet. Sogleich verlangen die Spieler Würfel. C*** selbst setzt sich an ein Pult in der Ecke, von welchem er nicht aufsteht, so lange das Spiel dauert; und kein Mitglied des Instituts wird zu diesem Heiligthum zugelassen. Ein gewisser Mr. Page, eine Art von Aufseher oder Thürhüter, kennt das Wort und genießt das Vertrauen der meisten Edelleute, welche diesen Theil des Etablissements frequentiren, und obwohl er wöchentlich 50 Guineen Salair bezieht, kann er doch nur als C***'s Diener, höchstens als Haushofmeister angesehen werden. Dieser Inspector, Thürhüter oder Assistent, denn er hat diese drei Titel, wie Cerberus drei Köpfe, sitzt auf einem hohen Stuhle an der Mitte des Tisches, C*** gegenüber, und rafft mit einem kleinen Rechen das von einem Stellvertreter seines Herrn gewonnene Geld ein oder schiebt es dem Spieler zu, dem es gehört; er ruft das Resultat des Spieles aus und sorgt dafür, daß die Würfel nicht müßig liegen.

Die Bank befindet sich neben C***. Sobald ein Neuling zum ersten Mal das Heiligthum betritt, zeigt ihm der Spider mit bedeutungsvoller Miene diese Bank, als wollt' er sagen: „Wenn du so glücklich wärest, die Bank zu sprengen, so wärest du ein gemachter Mann." Das Spiel dauert bis 2, 5, selbst 8 Uhr Morgens, und was für Glückswechsel mögen nicht in einer solchen Nacht vorkommen! Vor einigen Jahren verlor ein Schlachtopfer binnen wenigen Stunden 400,000 Thaler, ausgesetzt waren 50,000 Thaler. Die Bank hält alles bis zu 100,000 Pfund.

C*** ist jetzt alleiniger Eigenthümer und hat sich seiner adeligen Partners entledigt; der Marquis von —— erhielt bei der Auflösung der Compagnie 70,000 Pfd. St. als seinen Antheil am Gewinn. C*** muß bedeutend verdienen, um nur seine Haushaltungskosten zu decken. Er hält 35 Livreebedienten, 12 Köche und außerdem Leute aller Art, Buchhalter, Correspondenten, Cassirer, selbst — Poeten! — Die Kosten für alles das betragen wöchentlich 1400 Pfd. Gleichwohl soll er im Jahr 1835 einen Nutzen von 140,000 Pfund realisirt haben. In einer einzigen Nacht jenes Jahres, von 11 bis 6 Uhr circulirten 6½ Mill. Thaler auf dem grünen Tische. Neben seinen Chancen als Spieler genießt C*** gewisse Vortheile als Banquier, die nach den verschiedenen Spielen sich abstufen. In Rouge et noir, einem Kartenspiel, sind von 68 Chancen zwei für die Bank, in Roulette zwei von 38, in Un, deux et cinq sechs von 48.

Außer seinen laufenden Ausgaben hat C*** noch Vorschüsse an seine Greeks und Spiders zu machen. Er hat eine Menge alter Bekannter, welche ihm die Ehre erweisen, Geld von ihm zu leihen, aber regelmäßig das Bezahlen vergessen. So werden die Extragewinne gewöhnlich von den außerordentlichen Auslagen verschlungen. Gleichwohl hat C*** niemals über ein Deficit geklagt, er behauptet vielmehr, daß es keine so sichere Bank gibt wie die seine. Gegen seine Schuldner ist er sehr nachsichtig, wohl wissend, daß diejenigen, welche zuletzt zur Zahlungsunfähigkeit kommen, ihm die besten Kunden zuführen. Spiders von Rang und Titel sind unschätzbare Freunde für ihn, denn sie werben zu seinen Gunsten an Orten, wohin die obscuren Greeks nie dringen. Sein größter Verdruß ist immer gewesen, daß es ihm nie gelungen ist, den jungen Herzog von B., dessen Vermögen zu den größten in Großbritannien gehört, in seinen Club zu locken. Uebrigens besuchen manche Notabilitäten der vornehmen Welt C***'s Palast bloß als Clubmitglieder und denken nicht daran, daß sie einem Spielhause zur lebenden Decoration dienen. Der Herzog v. Wellington, der nie in seinem Leben Würfel angerührt hatte, ist ein Mitglied; Sir Robert Peel dagegen hat sich nie unter die Freunde des modernen Pluto einschreiben lassen. Dieser eigentliche Club steht übrigens unter seinem eigenen Ausschusse und entscheidet selbst über die Aufnahme neuer Mitglieder. C*** hat darin keine Stimme, aber hinter der Thür des Roulettesaales herrscht er allein. Wes.-Z.

---

## Teroigne von Mericourt.

(Nach Lamartine.)

Geboren im Dorfe Mericourt unweit Lüttich, einer reichen Landwirthschaftsfamilie angehörig, hatte sie die Erziehung der hohen Classen erhalten. Mit siebenzehn Jahren hatte ihre blendende Schönheit die Aufmerksamkeit eines jungen rheinischen Edelmanns angezogen, dessen Schloß in der Nähe ihres Wohnsitzes lag. Geliebt, verführt, im Stiche gelassen, war sie aus dem väterlichen Hause entwischt und hatte sich nach England geflüchtet. Nach mehrmonatlichem Aufenthalt in London kam sie nach Frankreich. An Mirabeau empfohlen, lernte sie durch ihn Sieyes, Joseph Chenier, Danton, Rousin, Brissot, Camille Desmoulins kennen. Romme, ein mystischer Republikaner, entzündete in ihr das Feuer des deutschen Illuminismus. Jugend, Liebe, Rache, die Berührung mit diesem Heerde einer Revolution, hatten ihren Kopf erhitzt. Sie lebte in der Trunkenheit der Leidenschaften, der Ideen und der Vergnügungen. Im Anfang den großen Neueren von 89 anhänglich, war sie aus ihren Armen in die Arme reicher Wüstlinge gegleitet, die ihre Reize theuer bezahlten. Eine Buhlerin des Reichthums, gab sie sich dem Volke freiwillig preis. Gleich den großen Lustdirnen Aegyptens oder Roms verschwendete sie an die Freiheit das Gold, welches sie dem Laster entriß. Schon bei den ersten Aufständen zeigte sie sich auf der Straße. Sie weihte ihre Schönheit dazu, der Menge als

Fahne zu dienen. In einem blutfarbigen Amazonenkleid, mit einem wallenden Federbusch auf dem Hut, den Säbel an der Seite, zwei Pistolen im Gürtel, so flog sie zu den Aufständen. Sie hatte im ersten Glied die Gitterthore des Invalidenhotels sprengen geholfen, um die Kanonen herauszunehmen. Die erste im Sturm, hatte sie den Thurm der Bastille erstiegen. Die Sieger hatten ihr auf der Breiche einen Ehrensäbel zuerkannt. In den Oktobertagen hatte sie die Weiber von Paris nach Versailles geführt. Zu Pferd neben dem Wütherich Jourdan, welchen man den Mann mit dem langen Barte nannte, hatte sie den König nach Paris zurück gebracht; sie war ohne zu erblassen den abgehauenen Köpfen der Gardes du Corps gefolgt, die auf den Piken als Siegeszeichen einhergetragen wurden. Ihre Worte hatten troz eines ausländischen Accents die Beredtsamkeit des Getümmels. Sie erhob ihre Stimme in den Stürmen der Clubs und schalt von den Gallerien herab den Saal aus. Zuweilen hielt sie Volksreden bei den Cordeliers. Camille Desmoulins spricht von der Begeisterung, die einer ihrer Stegreifvorträge dort hervorrief. „Ihre Bilder, sagt er, waren von Pindar und von der Bibel entlehnt, es war der Patriotismus einer Judith.“ Zufällig traf sie in Paris den jungen Edelmann, der sie verführt und im Stich gelassen hatte. Er flehte sie um Rettung an, aber Theroigne hatte nicht die Großmuth ihm zu verzeihen. Er kam bei den Septembermorden ums Leben. Je blutdürstiger die Revolution wurde, um so tiefer stürzte sich dieses Mädchen hinein. Sie konnte nur noch im Fieber der öffentlichen Aufregungen leben. Gleichwohl erwachte ihre erste Verehrung für Brissot beim Sturze der Girondisten wieder. Auch sie wünschte jetzt die Revolution anzuhalten. Aber es gab Weiber, die noch unter ihr standen. Diese Weiber, welche man die Furien der Guillotine nannte, rissen am 31. Mai der schönen Lüttichérin die Kleider vom Leibe und peitschten sie öffentlich aus auf der Terrasse der Tuilerien. Diese Marter, welche entehrender war als der Tod, brachte sie um den Verstand. Im Straßenkoth aufgehoben, wurde sie in die Zelle eines Irrenhauses geworfen und lebte da noch zwanzig Jahre.“

---

## Tabletten.

*** Ein deutsches Seherwort aus dem Jahre 1810. Der alte Arndt hat so eben in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ Nr. 39 eine „Hoffnungsrede vom Jahre 1810“ veröffentlicht, welche er damals in Greifswalde halten wollte, später durch eine gewaltthätige Hand verlor und endlich durch eine mildthätige und gerechte nebst vielen andern wieder zurückerhielt. Eine Stelle aus dieser Rede, voll prophetischen Schwunges, welche während jener Haft ein unbekannter officieller Kritiker dicht mit Rothstift unterstrichen hatte, wird von keinem Freunde unseres Volkes und der Menschheit ohne innige Theilnahme gelesen werden. Sie lautet: „Dahin muß eines Jeden Herz gerichtet sein, dahin eines Jeden Arbeit zielen, daß die innerste Wahrheit und das geheimste Leben der Dinge so erheitert und geläutert, so in die Menschen selbst hineingelebt und geliebt, so in die Welt verwachsen und verleibt werden, daß sie dem Kleinsten und Niedrigsten im Volke mitgetheilt werden, wie sie können. Kann der Glanz der höheren Welten nicht immer auf der Erde ruhen, so schlage ihre Gluth doch in einen Blitzstrahl hinab, daß die todten Kräfte bewegt und beseelt werden und selbst das Starreste und Faulste sich von unbekannten Schrecken und Freuden getrieben fühle. Wir haben uns lange genug abgesondert; es wird Zeit, daß die Weisheit aus der Schule zu dem Volke hinabsteige, daß das Frischeste und Muthigste des gewaltigen Geistes, der hoch über leichenvolle Schlachtfelder und zertrümmerte Throne hinschwebt, als ein glühender Feuerbrand unter die Menge geworfen werde. Zittert nicht vor den Gefahren, weinet nicht über die, welche in diesem glorreichen Verderben umkommen werden. Die so verschwinden kommen nimmer um; nur was in Faulheit vergeht, ist ewig vergangen.“ Arndt bemerkt jetzt zu dieser Stelle: „Man sieht wohl aus dem Gange der Rede, was sie wollte, wohin sie zielte, wie der Blitzstrahl der Gedanken in das Volk, die erstarrte und verdumpfte Menge, einschlagen und auf Wen und auf Welche, wenn es hier gezündet hätte, die Flamme zurückschlagen sollte, kurz was mit dem glorreichen Verderben gemeint war, welches wir im Jahr 1813 ja so glänzend erlebt und bewundert haben.“

*** Ein Correspondent der „Weser-Zeitung“ schreibt aus Neworleans: „Von dem Zustande und der Disciplin der amerikanischen Soldaten, vorzüglich der Volontär-Compagnien, kann man sich in Deutschland keinen Begriff machen. Ich wohnte mehreren Exercitien bei und muß gestehen, daß das Nachtwächtercorps meiner guten Vaterstadt (Hamburg) bessere Manöver aufführt, als die reguläre Armee der Verein.-Staaten. Dabei ist es den Offizieren unmöglich, eine strenge Disciplin einzuführen. So erlebte ich eine sehr komische Scene, die sich bei der Wahl eines ersten Lieutenants in einer deutschen Compagnie ereignete. Der Capitän redete die Compagnie in folgender Weise an: „Gentlemen! Ich schlage Ihnen den Herrn X. als ersten Lieutenant vor, derselbe ist ein Mann von großen Verdiensten — (Gemurmel der Compagnie), und wenn mein Wunsch mit dem Ihrigen übereinstimmt (stärkeres Gemurmel), so folgen Sie meiner Ordre (noch stärkeres Gemurmel) und nehmen Sie diesen würdigen Mann“ —. Weiter konnte der Capitän in seiner Rede nicht kommen, die ganze Compagnie rief einstimmig: „Nichts von Mr. X., wir wollen unsern Feldwebel als Lieutenant. Der Feldwebel muß erster Lieutenant seyn, er weiß am besten, wo uns der Schuh drückt!“ — Und das war die Wahrheit, da der Feldwebel seines Zeichens ein Schuster war und diesen Deutschen die Stiefel verfertigte. Alle Einwürfe des Capitäns halfen nichts, die Compagnie setzte es durch: der Feldwebel wurde erster Lieutenant und Mr. X. mußte mit langer Nase abziehen.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 1. August. Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Bellini. (Gastrolle) Amine: Fräulein Waldhäuser, k. würtemb. Hofsängerin.

Mittwoch, den 4. August. (Zum Erstenmale) Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großh. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim. Die Vorstellung ist unter dessen persönlicher Leitung.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 212.** Dienstag, den 3. August **1847.**

## Der Doppelgänger.

Historische Novelle. Frei nach dem Englischen von Dr. Old.

---

Als Murat, der König von Neapel, welcher damals den Beinamen Gioachino (Joachim) führte, seine italienischen Regimenter aushob, wurden einige junge Adelige, deren Mehrzahl kurz zuvor Winzer auf dem Lande waren, von dem Kriegsglücke so sehr begeistert, daß sie ohne Verzug in die Reihen der Tapfern traten. Unter diesen war auch Graf Eboli. Sein Vater folgte ihm nach Sizilien; da aber seine Güter größtentheils bei Salerno lagen, so wünschte er sehnlich, sie zu beschützen, während die Hoffnungen, welche die französische Regierung von dem Ruhme und dem Wohlstande seines Vaterlandes hegte, ihn den festgefaßten und tollkühn ausgeführten Entschluß, seinem zwar rechtmäßigen, aber schwachen Könige ins Exil gefolgt zu sein, bereuen ließen. — Noch vor seinem Tode überredete er Ferdinando, seinen Sohn, nach Neapel zurückzukehren, um sich dem Schutze seines alten und treuen Freundes und Waffengenossen, dem Marchese von Spina anzuempfehlen, der bei Hofe eine hohe Stelle bekleidete und jenen durch sein gewichtiges Fürwort mit dem neuen Könige versöhnte. Alles dies war bald geschehen. Der junge Graf durfte sein väterliches Erbtheil in Besitz nehmen, und ein zweiter, weit triftigerer Grund seines schnell gemachten Glückes war, daß er wenige Wochen nach seiner Anwesenheit in Neapel mit der einzigen und durch seltene Schönheit weitberühmten Tochter des Marchese verlobt wurde. Die Hochzeit wurde bis zu Ende des folgenden Feldzuges verschoben.

Während die Armee sich in Bewegung setzte, erhielt Graf Eboli noch auf kurze Zeit die Erlaubniß, die Villa seines zukünftigen Schwiegervaters zu besuchen, um daselbst von ihm und seiner Braut schnellen und vielleicht den letzten Abschied zu nehmen. Die Villa lag auf einem Gebirgszuge der Apenninen im Norden Palermos und hatte die Aussicht auf die große Ebene von Calabrien, in welcher Pästum liegt, bis zu dem mittelländischen Meere. Ein steiler Abhang und ein wild brausender Gebirgsstrom von der einen, wie ein dichter, mit Orangen besäeter Lusthain von der andern Seite vereinten Schönheit mit dem Großartigen der Lage des Palastes. Graf Eboli bestieg den steilen Gebirgspfad im freudigen Bewußtseyn von trotzender Jugend und seliger Erwartung. Trotz der bedeutenden Anhöhe machte er keine Rast, blieb ihm doch ohnedieß nur sehr kurze Zeit übrig, seine heißgeliebte Braut noch einmal zu sehen und zu sprechen. Einige weise Lehren, die der Marchese zuletzt mit einem wahrhaft väterlichen Segen begleitete, ein zärtliches Lebewohl der holden Adalinda, in das sich Thränen schmerzlicher Wehmuth mischten, waren das einzige, theuere Angedenken, das er mit sich nahm und der unschätzbare Talisman, der ihn in der gefahrvollen Ferne mit Muth und Hoffnung beseelen mußte. Die Sonne sank eben hinter den weiten Bergesrücken im entfernten Istrien unter, als er, einen feurigen Kuß auf die Hand der Geliebten drückend, wobei der züchtige Jüngling selbst erröthete, ihr das letzte Lebewohl zurief und ernsten Gedanken nachhängend, gemessenen Schrittes bergab den Weg nach Neapel einschlug.

Dieselbe Nacht zog sich Adalinda früher wie gewöhnlich in ihre Gemächer zurück, indem sie ihr Frauengeleite entließ. Da sie jedoch heute der Schmerzlindernde Schlaf mied, (Furcht und Hoffnung bestürmten gleich gewaltig ihre Seele) öffnete sie hastig die Glasthüre ihres Balcons, der ihr den vordern Rand des Hügels entlang die freie Aussicht auf den Bergesstrom darbot, desses wildes Rauschen sie oft in süßen Schlummer eingelullt hatte; seine Gewässer waren aber durch die schlanken Pappeln und Steineichen, die ihre hohen Zweige bis zu der schützenden Brustwehr des Balcons erhoben, dem Auge verdeckt. Das Engelsköpfchen auf den rechten Arm gelehnt, dachte sie der Gefahren alle, denen der Geliebte jetzt entgegengehen, ihrer schrecklichen Einsamkeit, an seine Briefe, die vielleicht schon Morgen eine freudige, oder, (den Gedanken konnte sie kaum fassen,) eine Todesnachricht von Ferdinando enthalten würden, und endlich gedachte sie — wie ein belebender Gottesstrahl fuhr ihr der Gedanke durch die ahnende Seele — seiner glücklichen Rückkehr. Doch plötzlich traf ein Geräusch in der Nähe ihr Ohr: war es vielleicht der Wind, der die breiten Blätter der Pappeln bewegte? Ihr Schleier lüftete sich nicht und ihre Haarlocken, die sanft um ihren blendendweißen Nacken herabschwebten, regten sich nicht selbst noch so leise. Das Geräusch wurde stärker. Ihr Pulsschlag heftiger, ihre Kniee zitterten. — Schnell wurden die oberen Zweige des dem Balcone nächststehenden Baumes geöffnet und das matte Sternenlicht beschien die Gestalt eines schönen, hochgewachsenen Mannes. Lange stand er regungslos da, wie der mahnende Geist eines Todten doch nach einigen Augenblicken schien er Willens, von seinem gefährlichen Standpunkte auf die gegenüberstehende schiefe Mauer der Villa zu springen. Dies mochte aber doch zu viel gewagt sein, denn er schwang sich schon, machte sich zum kühnen Sprunge bereit, hielt aber wieder inne. Jetzt rief ihr des Liebenden Stimme zu: „Fürchte nichts!" und siehe, im nächsten Augenblicke stand er neben ihr, bemüht, ihre Lebensgeister, die vor Schrecken, Angst und Freude zugleich den zarten Körper für immer zu fliehen drohten, zurückzurufen, um sie dann zu trösten und zu beruhigen. Sie erwachte bald aus ihrer schweren Be-

täubung, der Geliebte drückte sie an sein hochklopfendes Herz und indem er sich in feurige Liebesversicherungen ergoß, lehnte sie sich sanft an seine Schulter und weinte vor Lust, während er ihre zarte, kleine Hand mit Küssen bedeckte und sich in ihrem Anschauen verlor.

Nachdem sich der erste heftige Sturm gelegt hatte, blitzte Triumph und Entzücken aus seinen Augen, während über ihre vom schwachen Sternenschimmer gebleichten Wangen ein sanftes Roth sich ergoß, denn noch nie war sie bisjetzt mit ihrem Ferdinando allein gewesen, und noch nie zuvor waren die leidenschaftlichsten Liebesschwüre so frei und ganz ohne Rückhalt seinen Lippen entströmmt, wie jetzt, in dieser herrlichen mondbeglänzten Nacht. Es war in der That eine der Liebe geweihte Stunde! Die Sterne glitzerten, wie lichte Punkte, an der dunkelblauen Decke des ewigen Tempels; das wilde Rauschen des Gießbachs, die milde Frühlingsluft und der geheimnißvolle Anblick der ganzen Umgebung hatten sich zusammen vereinigt, um zwei liebenden Herzen Sicherheit und freudigste Hoffnung für die Zukunft zu gewähren. Sie flüsterten einander zu, wie ihre Seelen durch die Vermittlung der göttlichen Natur sich auch während ihrer Abwesenheit liebend umfassen müßten, sie sprachen mit Begeisterung von ihrer baldigen und nie gestörten Vereinigung und ihrer dann erst vollkommenen Seligkeit.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Karlsschule.

Unter dem Titel: „Würtembergische Lustschlösser von S. Hänle", ist so eben im Verlage der Stahl'schen Buchhandlung zu Würzburg ein Werk erschienen, das in zwei Bänden einen reichen historischen Stoff interessanter Ueberlieferungen aus der würtembergischen Hof- und Cabinetsgeschichte bietet. Ist auch Manches darunter, z. B. die Geschichte vom Juden Süß, der Maitresse Grävenitz, dem größeren Publikum längst bekannt, so dürfte hingegen Anderes eben so neue als interessante Aufschlüsse bieten und vornehmlich, trotz der einfachen Darstellungsweise, das deutsche Hofleben damaliger Zeit besser charakterisiren, als es in vielen Romanen geschehen ist. An die Geschichte der Schlösser Ludwigsburg, Freudenthal, Solitude, Hohenheim, Seegut, Bellevue und Rosenstein knüpft sich die Mittheilung der wichtigsten Staats- und Regierungsactionen jener Periode, und das Privatleben der Herzöge und Könige von Würtemberg von Eberhard Ludwig an wird uns in einer Reihenfolge höchst reizender Bilder bis auf die gegenwärtige Zeit vorgeführt und beleuchtet. Wie seltsam contrastirt doch dieses Leben der deutschen Fürsten des vorigen Jahrhunderts mit den heutigen Zuständen unsrer Höfe! Cassanova, dieser große Kenner des Hoflebens und der Hofintriguen, schildert uns den Hof zu Ludwigsburg, dem er sogar 1757 die ebenso berühmt als berüchtigt gewordene Toscani zuführte, als den glänzendsten seiner Zeit, denn selbst Paris sandte seinen Costumezeichner Roquet dahin, damit derselbe dort den elegantesten Geschmack kennen lerne. Von minderem Interesse als der erste ist der zweite Band. Je mehr sich der Verfasser der neueren Zeit nähert, um so deutlicher wird eine gewisse Befangenheit in seinen Darstellungen sichtbar. Hier ist es hauptsächlich die Geschichte der berühmten Karlsschule und deren Gründung, welche die Aufmerksamkeit des Lesers in hohem Grade fesselt. Laube's „Karlsschüler" haben die Theilnahme für dieses berühmte Institut von Neuem in Deutschland erweckt und es dürfte darum die folgende Schilderung der Karlsschule, wie sie uns Herr Hänle gibt, von doppeltem Interesse seyn.

Die Hungersnoth des Jahres 1770 — desselben Jahres, in dem der Erbvergleich abgeschlossen, Franziska entführt wurde — gab die Veranlassung zur Stiftung der Karlsschule. Der Herzog erließ, um einigen der dürftigeren Familien die Unterhaltung der Ihrigen zu erleichtern, am fünften Februar den Befehl, man solle vierzehn Soldaten-Söhne protestantischen und katholischen Glaubens auf die Solitude bringen und sie dort unter Aufsicht einiger Unteroffiziere in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten. Zugleich mußten die Kleinen in dem über neunhundert Morgen großen Garten des Schlosses die Gartenarbeit lernen und dann auch theilweise verrichten.

Bald nachdem diese Anstalt gegründet worden war, entsprang in Karl die Idee, sie zu einer Pflanzschule inländischer Kunst zu machen. Die bedeutenden Ersparungen, welche gerade zu derselben Zeit das Theater trafen, hatten in ihm den Gedanken befestigt, statt große Summen an Italiener und Franzosen zu verschwenden, sich aus seinen eigenen Unterthanen Künstler zu bilden. Schon zehn Monate nach der ersten Aufnahme wurden deßhalb sechzehn, wieder zumeist Soldatenkinder, unter der Bedingung in die Anstalt aufgenommen, daß, wenn sie dereinst Künstler geworden, sie ihr Talent dem Vaterlande widmen sollten. Dem berühmten Guibal, einem Schüler Meng's, welcher Stuttgart und Ludwigsburg mit so vielen seiner trefflichen Werke geschmückt hat, ward der Zeichen-Unterricht übergeben, und Seubert ertheilte den der Instrumentalmusik. Die Leitung das Ganzen hatte der Hauptmann Seeger, der Inspektor der Solitude, ein junger Mann, der nicht allein als Militär sondern auch in den Wissenschaften sich auszeichnete.

Noch war das erste Jahr nicht vorüber, als das Institut, das mehr und mehr zur Lieblingsschöpfung Karl's wurde, eine neue Vergrößerung erfuhr. Fünfzig junge Leute, größtentheils Waisen, wurden als Zöglinge angenommen, und die Anstalt jetzt „militärisches Waisenhaus" genannt. Nun aber drängten sich, bei der Sorgfalt, welche der Herzog diesen, man kann wohl sagen, seinen eigenen Schülern so auffallend gewährte, auch die Söhne von Offizieren und Edelleuten des In- und Auslandes zur Aufnahme, und schon im Juli 1771 bildeten sie eine, nur durch die Kleidung und den Namen in etwas gesonderte Abtheilung, die bereits über vierzig Zöglinge zählte. Der Unterricht dehnte sich nun auch auf das ganze Bereich der sogenannten philosophischen Wissenschaften aus.

Ganz wahr beurtheilt ein neuerer Schriftsteller, — Hartmann in seinen Umgebungen von Stuttgart — die Richtung, welche Karl bei seiner hohen Schule verfolgte: „Achtung der Menschenrechte, Gleichheit vor dem Gesetze, Aufhebung der Standesvorurtheile, diese Momente waren es, welche aus der hohen Karlsschule nicht blos Gelehrte und Künstler, sondern, was ungleich wichtiger ist, Menschen hervorgehen machte. Sie baute eine Uebergangsbrücke von der alten in die neuere Zeit."

Warum aber erzählen, was wir mit eigenen Augen sehen können? Das Jahresfest der hohen Karlsschule erblicke uns unter den Gästen, die der Herzog, welcher gerne auch mit dieser Anstalt prunkte, von nahe und ferne eingeladen hatte.

Schon früh um 10 Uhr des vierzehnten Decembers 1673 eilte Alles, was bei der Feier beschäftigt ist, in das Gebäude. Die Offiziere, an ihrer Spitze der Oberstwachtmeister und

Flügeladjutant von Seeger als Intendant der Anstalt; die Professoren, unter denen wir vor Allen den so beliebten Professor Abel, welcher die Philosophie vorträgt, dann Bekannte von uns, den gelehrten Magister Haug, so wie Uriot erblicken, der sich nicht hatte träumen lassen, da er als Schauspieler von Frankreich herübergekommen, daß er noch im Lehrfache wirken würde. Und wenn auch später seine pompösen Schilderungen der Festlichkeiten Karl's nur als Curiositäten gesucht werden, so hat er doch andererseits durch sein Mitwirken an Schwan's großem französischen Dictionär sein Andenken zu erhalten gewußt. Guibal, der hier mitten unter seinen Schöpfungen steht, denn der schöne Lorbeersaal wurde von ihm gemalt, ist eine Kunstnotabilität, die unsere Aufmerksamkeit verdient. Ihm zur Seite ist der Professor der Zeichenkunst, Hasper, neben ihm Nast, der lateinisch und griechisch vorträgt, und der Hauptmann Rösch, der über Mathematik und Geniewesen liest. Nach den Professoren gewahren wir die Maitres; unter ihnen den Inspector Kaulbach, den bekannten Gartenkünstler Scheitlein, Seubert den Musiker und Fürst, den Lehrer der Reitkunst. Immer noch jugendlich schließt der zweiundsiebzigjährige Malten, der Tanzlehrer, die Reihe. Was hat der Mann nicht Alles vorübergetanzt! Unter Eberhart Ludwig zeigte er dem Erbprinzen die Pas und arrangirte die Festins der Grävenitz, dann zitterte er, wie seine Zöglinge, vor den kräftigen Dosenmanövers Karl's Alexander, war fröhlich in dem lustigen Hoftreiben des jugendlichen Karl's und gibt nun im Alter seinen Lieblingszöglingen Unterricht. Aus der Schaar der Aufseher dürfen wir den nicht vergessen, der, so lange noch ein Karlsschüler existirt, im Angedenken desselben leben wird, den eben so häßlichen als gefürchteten Nieß, den ehemaligen Gardeunterofficier aus Volheim, den Plaggeist und Spion der Anstalt.

In den untern Hörsälen versammeln sich Lehrer und Schüler. Da stehen sie die lange Reihe hinab in stahlblauen Röcken mit schwarzen sammten Aufschlägen und weißtuchenen Beinkleidern. Die hohe Feier dieses Tages läßt uns silberne Achselschnüre an ihren Schultern sehen. Der Kopf ist bei Groß und Klein mit einer angeklebten Frisur und vier Papilloten an beiden Seiten geschmückt; wehe dem, dessen Papilloten nicht genau der Ordonnanz entsprechen, oder dem, dessen Zopf nicht bis auf die Linie das vorgeschriebene Maas hat, der Herzog ahnt unwillkommene Gedächtnißfehler bei weitem nicht so schwer als einen Verstoß in diesem hochwichtigen Stücke; ein Spaßvogel hat dem Herzog den Ausspruch in den Mund gelegt: „Ich sage, der Normann ist der beste Schüler der Anstalt sowohl in der Vergette als in der Conduite." An dieser so wichtigen Vergette allein ließ denn Karl auch die Standesunterschiede kleben. Die erste Abtheilung, die der Cavaliers — Adelige und Offiziersöhne — trägt sie gepudert, die zweite, die der übrigen Eleven, ohne Puder. Um den Hals liegt eine schwarzlederne Binde und und auf dem Kopfe sitzt ein kleines dreieckiges Hütchen.

Der Herzog am Arme seine Franziska führend, wird beim Eintritte militärisch begrüßt. In seinem Gefolge befinden sich mehrere Gesandte und Fürsten der Umgegend. Der protestantische Hofstaatsprediger M. Pfeilsticker eröffnet mit einer Rede die Festivität. Hierauf marschiren sämmtliche katholische Eleven in Begleitung des ganzen Hofes in ihre Kapelle, wo der Gottesdienst stattfindet. Bei dieser Gelegenheit flüstert man sich in die Ohren, es ginge die Toleranz in der Karlsschule so weit, daß das Vaterunser abwechselnd von katholischen und protestantischen Zöglingen vorgebetet werde, und wirklich hätten schon die Prälaten dagegen Einsprache erhoben. (Fortsetzung folgt.)

## C. Volks-Gesangfest zu Eisenach.

### Am 23. und 24. August d. J.

Der Thüringer Sängerbund, der immer kräftiger erstarkt und mehr als 1200 Genossen umfaßt, versammelt sich am 23. und 24. August d. J., nachdem die reiche Gegenwart die Sorgen der Vergangenheit beschwichtigt hat, am Fuße der Wartburg, um sein großes Liederfest zu feiern. Die romantische Lage der Stadt Eisenach, deren Bewohner ihren Sängergästen freie Herberge geboten, und die geschichtlichen Erinnerungen, welche den imposanten Festplatz (im Marienthale) durchwehen; die gefeierten Dichter und Componisten, welche aus allen Gauen, nicht blos des sang- und klangreichen Thüringer, sondern des großen deutschen Vaterlandes die schönen Tage weihen und verherrlichen; die zahlreichen Gäste, die von Osten her auf der Eisenbahn nach Eisenach strömen; die eben so umsichtigen als großartigen Vorbereitungen, die von der unermüdlichen Thätigkeit des Festcomité's, dessen Oberleitung in die Hände des Pfarrers H. Schwerdt gegeben ist, getroffen werden: Alles läßt ein so gemüthliches, ein so erhebendes, ein an den mannichfachsten Genüssen so reiches Fest erwarten, daß es mit Recht die lebendigste Theilnahme aller Volks- und Musikfreunde, ja des gesammten Vaterlandes in Anspruch nimmt.

Am Vorabend des Festes, nachdem die Sänger freundlichst begrüßt worden sind, Concertmusik im Clemdagarten.

Erster Festtag: Feierlicher Zug auf den Marktplatz, und musikalischer Morgengruß. Nachmittags im Marienthale Gesammtvortrag ernster und heiterer Lieder (unter denen ein großes, dem Thüringer Sängerbunde gewidmetes Doppelchor von Fr. Schneider: „Das Vaterunser"), und zwar in 3 Abtheilungen, deren Pausen von Denksprüchen und Instrumentalproductionen (von 100 Musikern) ausgefüllt werden. — Abends: Gemeinschaftliches Festmahl in der Sängerhalle und Erleuchtung des Festplatzes.

Zweiter Festtag: Sängerfahrt auf die Wartburg, wo Luther's Siegeslied: „Eine feste Burg ꝛc." in seiner neuerdings aufgefundenen Originalmelodie gesungen wird. Einnahme zum Besten der Armen! Nachmittags: Vorträge einzelner Liedertafeln (Sänger-Wettstreit). Abends: Festball im Saale der Erholungsgesellschaft.

Wir stimmen von ganzer Seele in den Wunsch des Festprogramms ein: „Der Himmel schenke der schönen Feier frohe Herzen und ein heiteres Antlitz!"

## Tabletten.

⁂ Auch in dem ehrbaren, soliden Bremen hat sich nun eine Theaterclaque gebildet. Ein dortiges Localblatt meint jedoch: Solche Schauspieler (nämlich solche, die den Claqueur bezahlen) müssen wir je eher je lieber zum Thor hinaus wünschen, denn sie tragen dazu bei, daß sich das Raubsystem mehr ausbreitet und das Bettelgenie sich am Ende für privilegirt hält. Bisher kannte man dergleichen Plünderungen bei uns nicht, jeder Gast ging ruhig seines Weges; aber so ist es nun leider nicht mehr; für wenige Groten erbieten sich Leute, im Theater zu klatschen, daß die Säulen wackeln und Aufsätze aller Art in hiesige und auswärtige Blätter zu schicken. Wir setzen unsere Hoffnung auf die Behörde, die

dem Treiben solcher Speculanten ohne Zweifel ein Ende machen wird, denn wenn sie nicht duldet, daß ein armer Handwerksbursche hier fechten geht, so wird sie auch nicht zugeben können, daß vermummte Piraten die Gasthäuser überfallen, oder Wölfe im Schafspelz bei ehrlichen Leuten Bettelvisiten machen.

*** Die Berliner Oper ist näher beleuchtet, nichts als eine Null. Ein großes prachtvolles Opernhaus und fast immer leere Sitze, die brillanteste Ausstattung und mit Ausnahme des Fräulein Tuczeck und des Hrn. Krause, Solosänger, die theils Anfänger, theils ausgesungen sind. Zwei General-Musikdirektoren von glänzendem Rufe und Beide ihrer Funktionen überhoben, hohe Preise und ein wenig bemitteltes Publikum, ein starkes, ausgezeichnetes Orchester und ein miserables Repertoire; der Befehl des Königs, jedes Winterhalb drei neue, gute deutsche Opern aufzuführen und diese drei waren im letzten Winter: „Die beiden Prinzen," von Esser, eine Rechauffé von Adam und Auber, längst bei Seite gelegt. „Wilhelm von Oranien," v. Eckert, mit einem Buche, über welches sich alle Journale lustig gemacht haben und einer Musik, die eine Parodie auf die „Hugenotten" scheint und die Oper des Herzogs von Coburg. — Hundert und fünfzigtausend Thaler königlicher Zuschuß und ungeheuere Angst vor jeder neuen Oper, die etwas kostet. Sparsysteme da und theure Gäste hier; ein General-Intendant, der die Kapellmeister um Rath fragt, von denen der Eine „Opern ohne musikalische Ansprüche" am besten findet und der Andre zur Einweihung des großen Conzertsaales im Opernhause seine Polonaise aufführt.

*** Die Reise der nach Sibirien Verbannten dauert gewöhnlich ein Vierteljahr. Der Transportwagen hat ein gar nicht ungefälliges Aeußere. Seine Bauform ist oval, sein Anstrich frisch grün, also nicht abschreckend. Das Abschreckende ist versteckt. Von hinten wird eingestiegen. Rechts und links im Innern des Wagens gibt es je sechs Zellen, aber lichtlos, nur mit einem oberwärts gebogenen Luftkanale. Zwischen diesen beiden Zellenreihen wandelt ein wachhabender Soldat auf und ab und begleitet die Deportanten an ihren Bestimmungsort. An der russischen Grenze wird das Haar verschoren und zwar einem Jeden ohne Ansehen der Person. Hierauf wird die Sträflingskleidung angelegt; diese enthält die Personennummer. Schon die beschwerdenvolle Reise soll viele der Deportanten tödten.

*** Vor dem Gerichtshofe in Sidney, Neusüdwales, geriethen vor Kurzem zwei gegnerische Anwalte so sehr in Hitze und Eifer, daß der eine den andern Lügner nannte, worauf dieser dem ersten mit einem Schlag in's Gesicht antwortete. Nun entspann sich ein förmlicher Kampf und vermuthlich würde einer, wo nicht beide, auf dem Platze geblieben sein, hätte man sie nicht endlich gewaltsam von einander getrennt. Zur Buße wurden sie von den Richtern zu einem kurzen Gefängniß verurtheilt. Bl. a. d. Gw.

*** Der Jenny Lind-Enthusiasmus in London ist noch immer unbegränzt. Plätze des ersten und zweiten Ranges sollen an den ersten Abenden, an denen die Lind auftrat, bis zu sieben Pfund Sterling bezahlt worden seyn. Die Blätter sind voll davon, daß die Künstlerin halb London mad gemacht habe, und die Männer wissen sich vor übergroßer Rührung nicht mehr zu helfen. So sehr diese Lind auch überall gefeiert wurde, über den Londoner Triumph geht doch nichts. Nur Eine Stimme, nur Eine Bewunderung; die Frauen kürzen sogar die Sektengespräche ab, um von dem „Engel" Jenny sprechen zu können, und die Journalisten geben Beschreibungen ihres „tugendhaften Lebens." Selbst mit der Königin in der königlichen Loge will man sie gesehen haben. Etwas Aehnliches aber, wie den stürmischen und anhaltenden Applaus, der ihr zu Theil wurde, habe ich in Deutschland niemals gehört, und es gehören die starken englischen Nerven dazu, um solchen Lärm und solches Trampeln — letzteres schien mir vorzugsweise die weibliche Beifallsbezeugung zu seyn — zu ertragen. (Ztgshlle.)

*** Lafontaine pflegte jeden Morgen einen gebratenen Apfel zu essen. Eines Tages legte er einen solchen zum Verkühlen auf den Kaminsims und ging inzwischen in seine Bibliothek. Gleich nachher trat einer seiner Freunde in's Zimmer, sah den Apfel und aß ihn. Lafontaine kehrte zurück, sah den Apfel nicht, aber ahnte sogleich dessen Schicksal. Voller Bestürzung rief er: Wer hat den Apfel gegessen, der auf dem Kamin lag! — „Ich nicht," erwiederte der Andre. — Desto besser, mein Freund. — „Warum desto besser?" — Warum? antwortete Lafontaine, weil ich Arsenik hineingethan hatte, um die Ratten zu vergiften. — „Himmel! Arsenik! ich bin vergiftet!" rief der Andre. „Schnell ein Gegenmittel!" — Nur ruhig, Freund, sagte Lafontaine; es war nur ein Spaß, um zu erfahren, wer meinen Apfel gegessen hatte.

*** Der Londoner „Punch" meint: „Der vormalige Minister der öffentlichen Werke, Hr. Teste, hat den test (die Probe) nicht bestanden. Sein guter Name ist an einem Salzstein gescheitert. Salz gilt sonst für ein Präservativ gegen Corruption (Fäulniß und Bestechung), aber diesmal hat es sich nicht als Antiseptikon bewährt."

---

## Anzeige.

Das in Folge der ungünstigen Witterung verschobene Concert des Liederkranzes unter Mitwirkung der übrigen hiesigen Gesangvereine wird nunmehr Dienstag, den 3. August, auf der Mainlust stattfinden.

Der Vorstand des Liederkranzes.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 2. August. Königs René's Tochter, Lyrisches Drama in 1 Akt von H. Hertz; im Versmaße des dänischen Originals übersetzt von F. A. Leo. — Hierauf: Großjährig, Lustspiel in 2 Akten, von Bauernfeld.

Mittwoch, den 4. August. (Zum Erstenmale) Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großh. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim. Die Vorstellung ist unter dessen persönlicher Leitung.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 213. Mittwoch, den 4. August 1847.

## Der Doppelgänger.

(Fortsetzung)

Endlich nahte der Augenblick, in welchem er scheiden mußte. „Nur eine Locke von diesem Seidenhaar!" rief er und faßte dabei sanft eine kleine Locke, obwohl deren viele neidisch ihren reizenden Nacken beschatteten; „ich will sie an mein Herz legen, damit sie ein festes Schild gegen die Schwerter und Kugeln der Feinde sey." Er zog seinen scharfen Dolch aus der Scheide. „Wie stolz bin ich jetzt auf diese Waffe!" sprach er so feurig, daß sein Mädchen beinahe erschrack, und in demselben Augenblicke, als er die Locke abschnitt, fielen einige Tropfen warmen Bluts auf Adalindens Hand. Mit liebender Besorgniß frug sie ihn hastig um den Grund, er beschwichtigte sie aber, „es wäre nur die Folge eines scharfen, blutritzenden Baumzweiges und seiner eigenen Unvorsichtigkeit, sonst aber von gar keinem Belange." Anfangs bestand er hartnäckig darauf, sich selbst die unbedeutende Wunde zu verbinden, doch bald gab er ihren inständigen Bitten nach; zum Scheine lächelnd, doch weinend im Herzen, wand sie um seinen Arm ein Band, das sich früher um ihr schönes, dunkelbraunes Haar geschlungen hatte. „Jetzt lebe wohl," rief er und drückte sie an das stürmische Herz," ich muß bis morgen mit dem Sonnenaufgang zwanzig Meilen zurückgelegt haben, und der matte Schein des Bärengestirnes zeigt deutlich, daß Mitternacht schon längst vorüber ist." — Es mochte wohl nicht so leicht gewesen seyn, die vom Balcone entfernte Pappel durch einen kühnen Sprung zu fassen, von Zweig zu Zweig hinabzuspringen, über die Gartenmauer zu setzen, die Hindernisse alle, die sich selbst dem Geübten beim Ersteigen eines hohen, schroffen Felsens darbieten, furchtlos zu beseitigen, und im Walde unter dem dichtesten Gestrüppe den Platz aufzusuchen, wo das wiehernde Roß schon ungeduldig der gewohnten Last harrte. — Aber das sanfte Echo eines Kriegsliedes, das sich endlich vom Gebirgsthale herauf, gleich mildem Weihrauch vom heiligen Altare, erhob, war für das von Furcht und Kummer erfüllte Herz Adalindens der freudigste Beweis des Vollbringens.

So wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn irgend ein Ereigniß von mehreren Augenzeugen zugleich berichtet wird, konnte ich auch diesmal die Zeit, in welcher jene Begebenheit vorfiel, nicht genau ausmitteln. Doch das ist bestimmt, daß, während Gioachino noch König von Neapel war und Truppen in Italien aushob, Graf Eboli, wie schon anfangs bemerkt, einer der jüngsten Offiziere, sich in Kurzem durch seltenen Muth so sehr hervorhob, daß er (ich weiß zwar nicht ganz genau den Ort noch di Schlacht, wo er als Retter des Landes eine der wichtigsten Hauptrollen spielte) alsbald zum Anführer eines Regimentes ernannt wurde.

Bald hierauf, als der Graf mit den Seinigen in der nördlichen Gegend des Königreichs ein Lager errichtet hatte, sandte Gioachino eines Abends spät nach ihm in eines der Hauptquartiere, beauftragte ihn im strengsten Vertrauen mit einer äußerst wichtigen geheimen Sendung, wobei Ferdinand nur durch eine von feindlichen Truppen besetzte Gegend zum Ziele, einer Stadt nämlich, welche die Franzosen inne hatten, gelangen konnte.

Er mußte noch in derselben Nacht sein kühnes Unternehmen vollführen, denn am nächsten Abende ward er schon wieder mit heißer Sehnsucht zurück erwartet. Der König selbst händigte ihm die Depeschen ein, nachdem er sich lange zuvor mit ihm unterredet und ihm, sobald er seine Sendung ausgeführt, den reichsten Lohn versprochen hatte, worauf der edle Jüngling bei allem Heiligen schwur, es müsse ihm entweder glücklich gelingen oder er werde sonst freiwillig sein Leben hingeben, um durch den Tod des Königs Vertrauen zu rechtfertigen.

Es war schon finstere Nacht und der zunehmende Mond schien schwachleuchtend im Westen, als Graf Eboli auf seinem Lieblingsrosse saß, den nächsten Augenblick im schnellsten Galoppe außerhalb der Stadtthore sich befand und dann die dichten Alleen und die mit hohen Weinreben besäete Gegend vorüberstreifend, ohne die Hauptstraße zu berühren, sich seinem ersehnten Ziele näherte. Es war eine herrliche, kühle Sommernacht, Ruhe und Friede hatte sich über die ganze Gegend weithin ergossen, der Bluthund Krieg schlummerte; nur der jugendliche Geist der Liebe träumte jetzt wachend in schweigsamer Nacht. Im freudigsten Vorgefühle des Ruhmes, als der ehrendsten und würdigsten Belohnung, hatte der muthige Held des Königs Anerbieten angenommen und der Gedanke an die für das Wagniß tausendfach entschädigende Liebe, welche dem vollführten Werke die Krone aufsetzen sollte, beschwingte mit Adlersfittigen seinen tollkühn gefaßten Entschluß, der nun jetzt in feste, männliche That übergehend, jedem noch so furchtbaren Hemmniß Trotz bieten mußte. Ein undeutlicher Schall in der Ferne weckte ihn mit einem Male aus seinen schönen Träumen; er zog den Zügel an und lauschte. Verworrene Stimmen näherten sich, wovon er nur die eines fluchenden Italieners und die im reinsten toscanischen Dialecte gesprochenen Worte: »Dov' è il maladetto? — Cerchiamolo! Qui è passato. — Corpo di Diana dov'è dunque Ferdinando?« deutlich unterscheiden konnte. Er überlegte nicht lange und schlug, statt den geraden Weg fortzusetzen, schnell einen engern Querweg ein. Aber von Neuem wurde die feindliche Stimme hör-

bar, worin sich nicht selten das Wiehern wilder Rosse mischte. Der Graf stand nicht lange an, stieg ab, band den treuen Hengst an einen Baumstamm und suchte, indem er die Umzäunung des nahe liegenden Feldes übersprang, ganz unbemerkt zu entwischen. Mit Mühe war er etwa eine Stunde weit gegangen, als er an das Ufer eines Stromes kam, welcher gleich dem Grenzsteine zwischen zwei Ländern, seiner festen Ueberzeugung nach, der sicherste Beweis war, daß er dem verfolgenden Feinde und hiermit auch der Gefahr entronnen sey. Indem er das steile Ufer des Flusses hinabstieg, welchen er mit Hülfe seines geübten Pferdes ohne Zweifel durchwatet hätte, machte er sich zum Schwimmen bereit. Er warf seinen Reitmantel bei Seite, faßte mit der Linken die ihm anvertraute Depesche und war eben gesonnen, sich in's Wasser zu stürzen, als er (der hohe Damm versteckte die Thäter) plötzlich rückwärts von unsichtbaren Armen gefaßt, zu Boden geworfen, gebunden, geknebelt und, während man ihm zu gleicher Zeit die Augen verband, in ein kleines Boot gesetzt wurde, das mit Blitzes Schnelle den seichten Strom durchschnitt.

Dies ganze Ereigniß schien so vorher bedacht, daß er Anfangs vermuthen, und bald sich überzeugen mußte, er wäre durch List in die Gewalt der Oesterreicher, seiner größten Feinde, gekommen. Während er so seinen verwirrenden und sich durchkreuzenden Ideen freies Spiel gönnte, stand das Boot stille, er selbst wurde heraus gehoben und der bald hierauf erfolgende plötzliche Wechsel der Luft überzeugte ihn, daß er in eine unweit vom jenseitigen Gestade liegende Hütte gebracht worden sey. Mit vieler Vorsicht und Behendigkeit und in der größten Stille wurde er entkleidet, und nachdem ihm seine beiden Ringe abgenommen worden, legte man ihm andere Kleidungsstücke an, wobei sich aber nicht das geringste Geräusch oder eine noch so leise Bewegung vernehmen ließ; doch nach Kurzem drangen immer mehr entfernte Ruderschläge an Ferdinand's Ohr und er hielt sich daher nicht ohne Grund für ganz allein. Unfähig jeder Bewegung lag er so geraume Zeit; die einzige Erleichterung, die sein Feind oder seine Feinde ihm gönnten, bestand darin, daß sie ihm anstatt des erstickenden Knebels, ein Schnupftuch fest um den Mund gebunden hatten. Er machte sich selber Vorwürfe über seine unverzeihliche Unvorsichtigkeit und Apathie, mit der er diese Schmach feige und ohne irgend einen Widerstand zu versuchen, über sich hatte ergehen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Karlsschule.

(Fortsetzung.)

Bald führten die Karossen die Herrschaften aus der Messe zurück. Alles versammelt sich im ersten Schlafsaale, wo sie der Intendant empfängt und durch die übrigen Schlafsäle und Orangeriehäuser, durch lauter bedeckte Gänge in die Lehrsäle zu den bereits dort aufgestellten Eleven geleitet. Der Herzog hat dieß wahrscheinlich deßhalb so arrangirt, damit die Fremden den ganzen Umfang der Solitude zu bewundern Gelegenheit hätten. Hier läßt er nun die Zöglinge die Revue passiren. Zwar bewegt er sich unter ihnen wie der Vater unter seinen Söhnen, ertheilt hier seinen Tadel, spendet dort sein Lob, allein das große Gewicht, das er auf das militärische Ajustement legt, ist doch keine Minute zu verkennen. Bien, très bien, sagt er zu dem ihm folgenden Herrn von Seeger, alles in höchster propreté. Starr und steif, nach militärischem Brauch, die Hände fest angelegt, erblicken wir sie da, all die jugendlichen, frischen Gestalten, und nichts an ihnen scheint zu leben, als das Auge, und dieß hält der Herr wie gefesselt, denn unverwandt muß es ihm folgen die Reihe hinauf und hinab.

Indessen unterhalten sich die hohen Herrschaften mit den Leistungen der Schüler, die an den Wänden und auf den Tischen der Säle ausgestellt sind. Es schmeichelt Karl sehr, wenn man nicht nur die Schönheit der Arbeit, sondern auch die Vielseitigkeit der Bestrebungen hervorhebt, die sich in denselben kund gibt. Da hängen vielversprechende Proben aus der Figuren- und Landschaftszeichnung, in der sich Hetsch und Leypold hervorgethan, dort der Architektur von der Hand Heideloffs; hier liegen Risse aus der Civilbaukunst, neben ihnen Zeichnungen aus der Kriegsbaukunst, ungemein sauber von dem später so bekannt gewordenen Maßenbach gefertigt. Es fehlen nicht gelungene Arbeiten des Meißels und der Bossirkunst, und wenn es uns vergönnt ist, an diesem Tage einen der größten Dichter aller Zeit kennen zu lernen, so sehen wir hier das Werk eines Jünglings, der als Künstler eine kaum minder hohe Stufe erreicht hat. Dannecker's Hand hat dieses Basrelief gefertigt, jenes, mit ihm an Schönheit wetteifernd ist von Schäffauer. Selbst die Kränze, die die Wände schmücken, die seltenen Blumen und Gewächse, welche auf den Tafeln prangen, sind Beweise der Fortschritte, welche die Eleven in der Gartenkunst gemacht, und der Lehrer Scheitlin sieht mit Vergnügen die Söhne in seine Fußstapfen treten.

Ein militärisches Zeichen ertönt, und das sehnsüchtig erwartete Rechtsum führt die Zöglinge in den großen Speisesaal. Dort angelangt, trennen sich die Abtheilungen, die Cavaliers und Bürgerlichen marschiren jede zu ihren besonderen Tischen. Auf Kommando werden die Hände klatschend in einander zum Gebete gelegt, auf Kommando und mit gleichem Geräusch die Stühle gerückt und Platz genommen. Steif und unbeweglich bleibt Alles sitzen. Jetzt tritt der Herzog zu den Cavaliers: dinez Messieurs! Alles verbeugt sich tief und nun erst sind die Zungen gelöst und es beginnt das Geschäft der Messer und Gabeln. — Aehnliches Kommando, ähnliche Formalitäten schließen das Mahl, nach dessen Beendigung die hohen Herrschaften im Assemblée-Zimmer und dem weißen Saale selbst tafeln und dann im erstern den Kaffee einnehmen.

Wie aber überrascht es die Anwesenden, oder wie sind sie wenigstens scheinbar überrascht, als mit einemmale eine vollständige Symphonie sie „wie ein Sturmwind" überfällt; und es ist nicht etwa die herzogliche Hofkapelle, nein, mit befriedigtem Lächeln versichert der Herzog, daß auch dieses seine Karlsschüler sind. Man verfügt sich in den weißen Saal zurück und wirklich, Knaben sind es, welche das ganze Orchester bilden, Knaben, welche die mitunter schwierigen Solis vortragen. Auf allen Instrumenten hören wir werdende Meister. Auf dem Violoncell erhalten Zumsteeg und Malther, der Sohn des berühmten Cellisten, auf der Violine Weberling und Dieter, später ein geschätzter Componist, auf der Oboe Kücheln und Schaul reichlichen Beifall. Abeille, der Schüler Sämanns, dessen Name noch einen so guten Klang erhalten sollte, zeigt seine Fertigkeit auf dem Klavier. Maler macht sich als tüchtiger Flötist bemerkbar, und sogar der Virtuos auf dem Waldhorn fehlt nicht, Häberlein bläst es schon ganz tüchtig. Wie die Instrumental-Musik, findet auch der Gesang wackere Vertretung, besonders zeichnen sich Gauß und Kauf-

mann aus, letzterer einst noch mehr durch den Namen seiner Gattin, der geschickten Sängerin, der Tochter des berühmten Schubart bekannt.

Vom Concerte bricht die Gesellschaft nach dem Lorbeersaale auf, wo der Herzog selbst die Preisevertheilung vornimmt. In dem von Hunderten von Kerzen erleuchteten ungeheuren Raum, der durch Säulen in drei einzelne Säle abgetheilt ist, hat man heute keine Zeit, weder auf das schöne Deckengemälde zu achten, welches Guibals Meisterhand gefertigt, noch auf die reichen, in frischem Gold glänzenden Verzierungen, die ringsum angebracht sind. Im mittlern Saale ist schon die ganze Akademie in drei Gliedern aufgestellt. Vor ihnen der Intendant, zur Seite die Aufseher; die Offiziere bei ihren Abtheilungen. In der Mitte derselben stehen die Cavaliers und Preiseträger. Nach einer Rede, welche dießmal einer der Examinatoren, der Professor des Staatsrechts, Hofmann von Tübingen vorträgt, verliest der Kassier der Anstalt die Namen der Preiseträger, die aus der Hand des Herzogs selbst ihre Belohnnug empfangen. Mancher Name klingt hier, der später unter den ersten unseres Vaterlandes glänzt. Aller Augen richten sich auf den jungen Friedrich von Normann, der fast in allen Gegenständen als der ausgezeichnetste genannt, und von dem Herzoge eigens mit dem für das Institut gestifteten Orden decorirt wird. Mit größerer Freude mag der Knabe das blinkende Kreuz, welches am rothen gelbgeränderten Bande nun seine Brust schmückt, betrachtet haben, als der spätere Minister je eines der andern, die ihm zu Theil geworden. Und in der That, nicht blos die Ehre, sondern auch einen wesentlichen Vortheil hat der fürstliche Pädagog an dieses selten verliehene Zeichen geknüpft. Wer es erworben, überspringt in seinen Dienstverhältnissen bei jedem Vorrücken eine Rangstufe. Wieder hören wir die Namen derer, deren Leistungen wir schon bewundert haben. Deutlich klingt nun ein Name, der sich auf ewig im Herzen und Gedächtnisse seines Volkes eingeschrieben hat:

In der griechischen Sprache erhält den ersten Preis: Johann Christoph Friedrich Schiller von Marbach.

Ein schwächlich gebauter Knabe tritt vor, die Medaille zu empfangen.

Also der erste Schritt auf der glänzenden Ruhmesbahn! Aber was ist das Lob der Versammlung, welches der Knabe hier mit so Vielen seiner Genossen theilt, gegen das Entzücken, welches der Jüngling, die Bewunderung, welche der Mann zu erringen wußte! Lächelnd erblickt die Muse den ersten bescheidenen Zweig auf der Stirne des Kindes, den ersten von den vielen, die sich in ihrer Hand einst zum dichten Lorbeerkranze für das Haupt des Dichterheros schlingen werden.

Noch aber erblickt Niemand in dem Kleinen, der schüchtern und fast linkisch vor dem Herzoge steht, die gewaltige Seele; nur den Herzog, der jetzt mit freundlichem Lächeln dem Sohne seines Hauptmannes den Preis überreichte, überfliegt es wie eine Ahnung, daß in diesem Kinde eine reiche Zukunft, die Unsterblichkeit seiner Karlsschule vor ihm stehe. Schon ein Jahr darauf hat sein Scharfblick Schiller erkannt. „Laßt mir den nur gewähren" sprach er zu den tadelnden Lehrern „aus dem wird etwas".

(Schluß folgt.)

---

## Tabletten.

*** Berlin, im Juli. Die Reihen unserer weiblichen literarischen Garde fangen an, lichter zu werden. Heldinnen, die sonst beständig auf dem Platze waren, haben sich zurückgezogen und scheinen — in stiller Ruhe oder auch in mißvergnügter Gereiztheit über das jüngste Geschlecht, das ihre Verdienste nicht mehr anerkennen will — von ihren Pensionen zu zehren. So ist namentlich die Frau v. Paalzow schon seit längerer Zeit nicht auf dem literarischen Wahlplatz erschienen, und böse Zungen behaupten, der geringe Erfolg, den sie mit ihrem Jakob van der Nees errang, habe sie für immer entmuthigt. Gräfin Ida Hahn-Hahn liegt, wie die Fama verkündet, im Sterben und verblutet an der Wunde, die ihr mit heimtückischem Spott der Verfasser der „Diogena" geschlagen. Ida von Düringsfeld hat sich so lange schon nicht mehr blicken lassen, daß sie selbst unserer Erinnerung fast entrückt ist, daß ihrer kaum noch Einer gedenkt. Auch Fanny Lewald, die sich, wenn auch nicht eben reich an Phantasie und dem Vermögen künstlerischer Gestaltung, doch durch solide Bildung und Schärfe des Geistes vor allen ihren Genossinnen vortheilhaft auszeichnet, auch sie ist verstummt; der Antheil, der ihr von mehreren Seiten an dem eben erwähnten satyrischen Roman „Diogena" zugeschrieben wird, scheint mir wenigstens mehr als zweifelhaft zu seyn. Nur Luise Mühlbach ruht und rastet nicht. Sie macht ihrem Namen Ehre: sie rieselt, sie murmelt, sie plätschert in Einem fort; sie treibt noch immer, wie sonst, munter die Räderwerke: Welle auf Welle, Buch auf Buch wird uns von ihr zugeführt. So eben erst ist von ihr wieder ein dreibändiger Roman: „Hofgeschichten" erschienen.

*** Kurz vor der Abreise Garrick's von Paris im Jahre 1763 wurde er mit seiner Gattin zu dem Marquis v. B. geladen, der ein großer Verehrer der Kunst und namentlich des großen Schauspielers gewesen. Unter den übrigen Geladenen befand sich auch die berühmte Schauspielerin Clairon. Als die Gesellschaft bereits die gewöhnlichen Conversationsstoffe erschöpft hatte, wandte sich das Gespräch auf die Bühnenverhältnisse, und diese Gelegenheit benützend, bat der Marquis die beiden Künstler im Namen der ganzen Gesellschaft, einige Proben ihres schönen Talentes zum Besten zu geben. Man kam dem Wunsche der Gesellschaft nach und der lebhafteste Beifall in den schmeichelhaftesten Ausdrücken wurde dem Künstlerpaare zu Theil. Garrick jedoch bemerkte gar wohl, daß Clairon über ihn den Sieg davon trug, und schrieb dies, wie natürlich, dem Umstande zu, daß der größere Theil der Versammlung der englischen Sprache zu wenig kundig war. Er faßte daher schnell den Entschluß, durch bloßes Geberdenspiel denselben Triumph zu erlangen, den Clairon mit Declamation verbunden erzielt hatte. Sobald es thunlich war, erzählte er der Gesellschaft eine Begebenheit aus seinem Leben, die sich in Paris zugetragen hatte. „Ein Vater", begann er, spielte mit seinem einzigen Kinde am Fenster. „Ich stand auf der Straße, blickte empor, die Fröhlichkeit des Kindes hatte meine Aufmerksamkeit erregt. — Das Kind war so schön, wie sich der Mensch nur einen Engel zu denken vermag; es streckte die niedlichen Händchen nach den Blumen aus, die das Fenster umrankten. Da — o starrender Moment! entschlüpft der kleine Engel den Armen des Vaters — stürzte herab und lag zerschellt am Boden. — Mit Worten, meine Herren, kann ich Ihnen die Verzweiflung des Vaters nicht schildern, — aber" — — hier verstummte Garrick, — und in seiner Stel-

lung, wie in seinem Gesichte erblickte man des Kindes Vater in dem Momente, als dasselbe seinen Armen entfiel. — Schrecken, Mitleid, Erstaunen, Bewunderung ergriff alle Anwesenden; lautlose Stille herrschte im Saale, alle Blicke waren auf Garrick gerichtet, in Aller Augen zitterten Thränen. Lange blieb die Gesellschaft in dieser beklommenen Ruhe, und als man sich nach und nach erholte, hielt Clairon tief erschüttert den großen Künstler, ihren Sieger, umarmt.

*** Weimar. In diesen Tagen starb hier der letzte Enkel des Dichters des „Oberon", der Studiosus Karl Wieland, auf welchem die Hoffnung ruhte, den ruhmreichen Namen seines Geschlechtes fortzupflanzen. Er wurde unter zahlreicher Begleitung seiner Kommilitonen feierlich zur Erde bestattet.

*** In der Champagne versprechen die rothen und weißen Weine einen eben so großen Ertrag, als in den übrigen Theilen Frankreichs. Seit Menschengedenken haben sich in Betreff des Weinstockes keine solche Aussichten geboten wie in diesem Jahre. An 3 Fuß hohen Reben zählt man bis über 30 Trauben, und wenn die Witterung nur irgend günstig bleibt, wird man eine außerordentlich reiche Weinlese haben.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Paris.

Der Pariser hat bisher Alles gehabt, aber an Blumen mit Wurzeln, an Blumen in der Erde hat es ihm bisjetzt gemangelt. Denn kaum knospt eine und entfaltet sich blühend, so naht eine unpoetische Seele, pflückt sie und bietet sie für wenige Sous auf dem Boulevard feil. Selbst auf unserm Blumenmarkte sind die tausend Blumen und Blümlein nicht immer geborne Pariser, sie kommen oft 4, 6 und noch mehr französ'sche Meilen weit mit dem Dampfschiff und der Eisenbahn in die Residenz angefahren. Der Pariser, der von Haus aus ein wahrer Naturnarr ist, sehnt sich nun im Centrum des Weltgetümmels nach einem großen, reichen Blumengarten, und wenn sich der Pariser nach etwas sehnt, so geht leicht in Bälde seines Herzens geheimster Wunsch in Erfüllung. Denn mit einmal werden wir inmitten der Champs elysées, unweit der Barrière de l'étoile, ein „Blumenschloß" entstehen und zugleich in seiner ganzen Glorie prangen sehen. Wenn wir aber Blumen haben, wozu brauchen wir noch — Concerte? Der Pariser ist und bleibt ein Gourmand, er muß gleich alle seine fünf Sinne befriedigen. Und da wir die „Concerte der elysäischen Felder" seligen Angedenkens, noch sehr wohl im Gedächtnisse haben, so befürchten wir, daß das Virtuosenthum, die Wehmutter unsers musicirenden Jahrhunderts, uns gar bald Schmetterlingsflug, Vogelsang und Blumenduft nicht wenig verleiden wird. Die Natur in ihrer ganzen Pracht genügt und entschädigt reichlich für gekünstelte Kunst.

Donizetti, der seit drei Wochen mit seinem Neffen in Paris lebt, hat dieser Tage zum erstenmale in Begleitung Ricordi's und seines Neffen Andrea eine lange Spazierfahrt gemacht. Dieser Ausflug schien dem Künstler sehr wohl zu thun, welcher, seiner Geisteskräfte zum Theil beraubt, fast gar nichts spricht und beim Anblick aller Außendinge ganz empfindungslos bleibt. Es wäre daher nicht nur in physischer, sondern auch in geistiger und moralischer Beziehung höchst wünschenswerth, daß der treffliche Compositeur bald in sein Vaterland zurückkehren möchte, wie dies auch ganz Italien, sein Verwandten und Freunde freudig hoffen.

Meyerbeer und Spontini sind jetzt bekanntlich in Bädern. Meyerbeer hat bedeutend gealtert, seine Gesundheit ist wankend, der Familienkummer, welcher ihn in letzter Zeit heimgesucht, hat viel zu dieser traurigen Veränderung beigetragen.

Halevy beendigt jetzt eine Oper, deren Text von seinem Bruder herrühren soll.

Ruolz, der berühmte Chemiker, welcher stets mit allen andern Silberhändlern, Juwelieren und dem Dechanten der hiesigen Hochschule, Orfila, theils mit gelüftetem, theils mit herabgelassenem Visir im ewigen Kampfe steht, hat jetzt eine neue Partitur der großen Oper übergeben.

Der neue Director der französischen Oper, Nestor Roqueplan, ist nach London, um den Händen des bewachenden Cerberus Lumley den theuern Edelstein, mit der brillantenen Einfassung: Jenny Lind zu entreißen und sie im Triumphe nach Paris zu führen.

Madame Stoltz ist seit dem 19. Juli von ihren dramatischen Excursionen wieder zurückgekommen, welche für sie, wie die französischen Blätter berichten, mehr einem Siegeszuge glichen. Zu ihren Gefangenen gehören auch einige unpartheiische Verfasser ihres Lebens und Wirkens, ihrer Opernschlachten und theatralischen Lorbeeren.

Eoit erhalte Ponsard, den Verfasser der französischen Lucretia, welcher jetzt für's Theatre français eine Neuigkeit, nämlich „Charlotte Corday" schreibt. Wir wollen sehen, ob die Jungfrau von Caen mit Schiller's Jungfrau von Orleans wird wetteifern können.

Thiers siebenter Band der „Geschichte des Consulats und des Kaiserreiches" ist nun endlich erschienen und auf dem Wege des Buchhandels Gemeingut geworden. Warum der sonst so reichbefähigte Exminister in den angehängten Zeilen Lamartine, welcher zu Zeilen, gleich Herrn Thiers, manche nicht-historische Wahrheit unterlaufen läßt, so scharf geißelt und als Historiker von Alpha bis Omega Lügen straft, begreift nur der, welcher da weiß, wie wehe es dem mit weniger Licht begabten Wandelsterne thun muß, durch eine zu gleicher Zeit heller leuchtende Sonne verdunkelt zu werden.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 4. August. (Zum Erstenmale) Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großh. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim. Die Vorstellung ist unter dessen persönlicher Leitung.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 214.** Donnerstag, den 5. August **1847.**

## Der Doppelgänger.

(Fortsetzung)

Vor Verdruß, Zorn und Ungeduld stampfte er mit den Füßen, er wand sich, wie ein Wurm, um sich seiner Fesseln zu entledigen, doch ermattet von der fruchtlosen Anstrengung blieb er endlich ruhig in stiller Verzweiflung vor sich hinbrütend, liegen. Seine Depesche war in Feindes Händen und die Zeit war schon längst verflossen, in welcher er in eigener Person und durch thätige Mitwirkung seinen König vor einem großen Unglücke hätte bewahren können. Der Morgen kam, und obgleich der strahlende Glanz der Sonne sein Auge nicht treffen konnte, empfand er doch bald in desto höherem Grade ihre unangenehme Wirkung an seinem in Schweiß triefenden Körper. Mit dem Herannahen des neuen Tages kündete sich bei ihm ein ungewöhnlich starker Hunger an, der ihn während des ganzen Tages peinigte. Die ganze Natur hüllte sich in einen dunklen Schleier — die Angst und der entsetzende Gedanke, daß er allein hier zurückbleiben und vor Hunger sterben müsse — machten ihm Mark und Bein erzittern, doch plötzlich — die Erscheinung des rettenden Engels konnte der verzweifelnden Hagar in der Wüste nicht erfreulicher sein, — hörte er eine Frauenstimme. Gleich nachher traten Leute zu ihm und fragten ihn überrascht in seiner Landessprache, während sie ihm das Tuch vom Munde lösten, nach der Ursache seiner bedauernswerthen Lage. Kaum hatte er das Wort: „Banditti" ausgesprochen, als er schon seiner Fesseln ledig aufstand und frei um sich blicken konnte. Doch erst nach geraumer Zeit vermochte er sich von seiner tiefen Erschöpfung zu erholen. Es wurde vom nahen Flusse Wasser hergebracht, das ihn auch in der That wunderbar erfrischte, und so gelangte er wieder, obgleich nur langsam, zum Besitze seiner Sinne. Er befand sich in einer halb zerfallenen Schäferhütte, seine Retter waren eine italienische Bäuerin und ihr kleines Kind, das, so jung es auch noch war, doch schon muthig wie ein Mann that und einen Helden für die Zukunft versprach. Sie rieben beide dem noch Ermatteten Knöchel und Fußgelenke, und der kleine Junge reichte ihm gutmüthig Brod und Eier. Nachdem Ferdinando sich ausgeruht und vollkommen erholt hatte, fühlte er sich stark genug, um das Geschehene klar zu überdenken und seine Zukunft ins Auge zu fassen. Er stack in Kleidern, die ihm seine Feinde angelegt hatten: sie waren schmutzig und grob, kaum eines Bettlers würdig. Doch es war jetzt keine Minute zu verlieren und das Klügste, was er unternehmen konnte, — blieb ihm doch kaum eine andere Wahl übrig — war, in das Hauptquartier des neapolitanischen Heeres zurückzukehren und den König von seinem Unglücke und Verlust zu benachrichtigen. Denn er glaubte sich in diesen seinen Verhältnissen des Schwures, zumal es sich jetzt um das Wohl und die Freiheit von Tausenden handelte, vollständig entledigt. Nachdem er seinen Wohlthätern und Lebensrettern für ihre Unterstützung herzlichst gedankt und ihnen die Hand zum Abschiede gereicht hatte, schlug er denselben Weg ein, den er gekommen war und wiederholte sich unzählige Male alles das, was er gelitten hatte, um es zu Hause dem Könige offen mittheilen zu können. Obwohl ihn seine Rückreise ungewöhnliche physische Anstrengung kostete, setzte er sie doch ununterbrochen fort, und gelangte endlich ganz entkräftet am vierten Tage um drei Uhr Morgens in die Stadt, in welcher Gioachino residirte. Die Wache fragte beim Thore nach der Parole, die er kaum ausgesprochen hatte, als sich jene schon seiner bemächtigte. Er berief sich auf seinen Namen und seinen Stand und bat sich von seiner Person genau zu überzeugen, indem er sogleich ohne Aufenthalt den König sprechen müsse. Er wurde in die Wachtstube geführt und der dienstthuende Offizier hörte mit verächtlichem Lächeln alle seine Versicherungen an, bemerkte ihm achselzuckend, daß es ihm leid thue, ihm keinen Glauben schenken zu können; aber der Graf Eboli wäre schon vor drei Tagen angekommen, daher man ihn, den falschen, bis zur nähern Untersuchung als einen Spion in Gewahrsam halten müsse. Eboli gelobte bei allem dem, was einem Manne von Ehre das Theuerste ist, daß nur ein Betrüger seinen Namen fälschlich angenommen haben könne, und während er sich vom Eifer, seine Unschuld zu vertheidigen, hinreißen ließ und seine Abenteuer auf der Reise zu erzählen begann, trat ein anderer Offizier ein, der ihn sogleich erkannte. Noch mehrere andere seiner Waffengenossen, die siegend unter seiner Fahne gestritten hatten, ergriffen ohne Bedenken seine Parthei, und weil er nur von dem einen Offizier, und zwar in dunkler Nacht, erkannt seyn wollte, gewann die Mittheilung unseres Ferdinando bei Allen vollkommensten Glauben.

Ein junger Franzose von hohem Range, der den Befehl hatte, den König frühe zu erwarten, brachte demselben die Nachricht von dem, was vor wenigen Stunden beim Stadtthore vorgegangen war. Murat erschien dies so sonderbar, daß er unverzüglich nach dem jungen Grafen sandte. Da er erst vor drei Tagen ihn gesehen, gesprochen und durch ihn das günstigste Resultat seiner wichtigen Sendung, die jener treulich vollführt, erreicht zu haben glaubte, machte ihn jetzt dieser Doppelgänger nicht wenig verwirrt, weshalb er zu gleicher Zeit auch den zweiten Ferdinando Eboli, der vor drei Tagen angekom-

men war, rufen ließ. Wie der Gefangene vor seinem Könige stand, glänzte sein Auge vor Freude wie ein heller ungetrübter Spiegel. Sein Aeußeres hingegen war der schroffste Gegensatz zu dem wahrhaft majestätischen Anstand und dem Adel, der in jedem Gesichtszuge ausgeprägt war. Ferdinando war in der That nicht wenig verwirrt und verlegen, als neben ihm, prächtig gekleidet, der neue Graf Eboli, sein treuestes und natürlichstes Ebenbild, — sein zweites Ich stand.

Die ganze äußere Erscheinung des Fremden ließ den Mann von hoher Geburt beim ersten Anblick errathen, und dabei war er in jeder Beziehung unserm Ferdinando so auffallend ähnlich, daß es beinahe unmöglich war, einen von dem andern zu unterscheiden. Dieselben dichten, dunklen Augenbrauen, dieselben lebhaften, kleinen schwarzen Augen und dabei sogar seine Stimme das treue Echo des Zweiten! Mit einem Worte: die Gestalt und das Benehmen Beider war dasselbe. Als man Ferdinando's Doppelgänger (über welches an Wunder gränzende Naturspiel der Graf selbst nicht wenig erstaunt war), den zweiten Eboli vorstellte, lachte er, dem Scheine nach, sehr fröhlich gestimmt, hell auf und wendete sich mit den Worten zu ihm: „Mein Herr, Sie erweisen mir eine große Ehre, indem Sie meine Wenigkeit vorzustellen beabsichtigen, aber ich habe wenigstens zwei bis drei gute Eigenschaften, die ich nicht gerne in fremder Hand wüßte. Sie vergeben, daß ich mich mit diesem Qui pro quo nicht ganz zufrieden stellen kann.“ Der über diese Rede etwas unangenehm überraschte Ferdinando wollte eben antworten, als der falsche Graf ohne Bedenken sich tief verneigend an den König sich wandte: „Wollen Ew. Maj. sich nicht selbst die Mühe nehmen und über uns ein gerechtes Urtheil sprechen? Ich fühle mich wenigstens nicht berufen, mit einem Schelm solcher Art umsonst viel Worte zu wechseln.“ Gereizt forderte Ferdinando den Fremden heraus, der hierauf dem Könige mit Stolz bemerkte, daß, wenn er ihn und dadurch das ganze Heer nicht länger entwürdigen wolle, mit einem elenden Vagabunden fernere Gemeinschaft zu pflegen, er den Usurpator seines Titels und seiner Rechte, im Beiseyn seiner tapfern Kameraden, für die unerhörte Frechheit nach Verdienst zu züchtigen erlauben möge. Da Ferdinando, über solch' ein unerhörtes Betragen außer sich, dem Könige auf einige an ihn gerichtete Fragen keine Antwort ertheilte, hielt sich dieser versichert, er habe es nur mit einem Betrüger von gewöhnlichem Schlage zu thun, rügte in kurzen und mit den fürchterlichsten Drohungen begleiteten Ausdrücken seine Keckheit, die er nur unbedachtem, jugendlichem Leichtsinn zuschrieb. Hierauf übergab er ihn mit der Bemerkung, daß er es seiner Großmuth allein zu verdanken habe, wenn er ihn nicht auf der Stelle als einen geheimen Spion aufknüpfen lasse, den wachehabenden Soldaten, die ihn sogleich bis außerhalb der Thore begleiten mußten. „So es ihm noch einmal gelüste“, rief er dem von der Wache umringten Gefangenen nach, „seinen Betrug fortzusetzen und sich für den Grafen Eboli auszugeben, werde er nicht mehr so milde und barmherzig handeln, wie heute.“

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Karlsschule.

(Schluß)

Das Fest ist immer noch nicht zu Ende. Die seltene, um nicht zu sagen seltsame Vereinigung, die der Herzog in seiner Karlsschule im Auge hat, Ausbildung von den ernstesten Wissenschaften bis in die frivolste Sphäre der Künste, das Reich des Theaters und des Ballets hinab, mußte natürlich auch eine theatralische Vorstellung veranlassen. Nicht etwa wie in andern Anstalten sind hier diese Vorstellungen Zweck der Unterhaltung und Belustigung. Nein, wie seine Aerzte und Juristen, seine Offiziere und Architekten, seine Maler und Musiker, so will auch Karl, wie wir bereits wissen, seine Sänger und Tänzer aus diesen Eleven sich heranbilden. In mehr als einer Schulrede wird der glänzende Stand des Theaters erwähnt, es wird rühmend erzählt, daß hier im pantomimischen Tanze Vestris übertroffen, Schauspieler erzogen würden, welche vollkommen im Stande seien, die Feinheiten ihrer Rollen aufzufassen und darzustellen.

Es ist der „Avare“ von Molière, den wir heute mit ansehen. Uriot reibt sich schmunzelnd die Hände, als der Herzog den guten Accent der Darsteller rühmt. Die Fertigkeit der Schüler in „artigen Wendungen des Körpers“ zu zeigen, folgt auf das Schauspiel ein Ballet, das in seinem Pomp an die verschwenderische Zeit erinnert, wo noch Vestris und Balletti in Württemberg ihr Talent entfalteten. Merkwürdig ist, daß nicht allein der erste Tänzer Chevannard, sondern auch die meisten übrigen aus der französischen Provinz Württembergs, aus Mömpelgard gekommen. Doch nicht allein Meister dieser heitern Kunst sandte jenes Ländchen; Mömpelgard schickte später noch Cuvier, den dritten in dem Dreigestirne, das hellleuchtend aus der Karlsschule emporstieg.

Eine italienische Operette, „I Pitagorici“ von dem Obermeister Boroni schließt endlich in tiefer Nacht die Reihe der Festivitäten.

Lassen wir den Herzog mit seiner Franziska und einem halben Dutzend ihrer Lieblingszöglinge, die in alle Ecken der Kutsche hineingepfropft werden, nach Ludwigsburg zurückkehren, und folgen wir den übrigen Eleven in ihre Schlafsäle. Während die Anderen bald in den Armen eines gesunden jugendlichen Schlummers liegen, wachen noch zwei Augen, webt noch in einem Kopfe der Geist und die Phantasie so lebhaft, daß nicht daran zu denken, auch hier würde der stille Gott mit dem Mohnstängel sobald Ruhe und Vergessenheit bringen. Kaum daß es den Knaben auf dem Lager läßt. Ja, wenn nicht der kalte Nord die Wälder deckte und die Blumen statt auf der Flur, an der hart gefrorenen Fensterscheibe prangten, längst hätte er sich, wie er schon öfter gethan, hinausgeschlichen, um in dem Walde stundenlang umherzuschweifen und sich ganz dem Sturmdrange seines Gemüths zu überlassen. Die Strahlen des Mondes fallen in den Saal. Wir erkennen ihn wieder, unsern Schiller, an den sanften Augen, an dem ausdrucksvollen Munde, an den blassen mit Sommerflecken bedeckten Wangen und an den dunkelrothen, buschigen Haaren. Was ihn beschäftigt haben mag! Wohl der Unmuth über den pedantischen Zwang, in den sich seine überfluthende Gedankenwelt schmiegen mußte. Ihn quält, daß ihm nicht das freie Feld der Wissenschaft geöffnet ist, denn nach ganz anderer Frucht, als ihm geboten wird, dürstete sein Geist, im Garten der Pieriden umherzuschweifen und zu naschen, war nach seinen eigenen Worten, sein innigstes Bestreben. Gerstenberg's Ugolino, die Oden Klopstocks, Schubarts Chronik, weckten den schaffenden Genius in seiner

Seele und aus der mächtig erfassenden Darstellung der ihm seit seiner Kindheit stets vertrauten Bibel, holte er sich den Stoff zu seiner Erstlings-Dichtung: dem Epos Moses.

Sei es uns vergönnt, von der Solitude hinweg nach Ludwigsburg hinüberzublicken, in ein Schlafgemach, in das gleichfalls der Ruhe bringende Gott nicht eintritt. In dem Hause des Hauptmanns Johann Kaspar Schiller wacht noch eine liebende, sorgsame Mutter und denkt der Vergangenheit ihres Fritz und seiner Zukunft. War es Freude über den errungenen Sieg des Sohnes, war es Bekümmerniß darüber, daß er das Ziel, das ihren mütterlichen Wünschen und seiner eigenen Neigung entsprach, nicht erreichen sollte, was in dieser Nacht von ihren Augen den Schlummer scheuchte? Um wie viel lieber wäre es ihr gewesen, wenn der Knabe, statt, wie es nun bestimmt ist, Jurist zu werden, dereinst als Prediger hätte die Kanzel besteigen können. Glaubte sie doch schon, wenn er im kindischen Spiele die schwarze Schürze um die Schultern hing, und seinen Schwestern von der Stuhllehne herab eindringliche Reden hielt, den künftigen Pastor zu sehen. Aber der Wille des Herzogs hatte es anders gestaltet. Der kleine Fritz, welcher im Kreise der Spielgefährten sich bereits durch sein Talent auszeichnete, und sogar schon lateinische und deutsche Verse gemacht hatte, wurde dem Herzoge durch seinen Lehrer Jahn für die Solitude empfohlen, und wie ungern sich die Eltern auch fügten, dem gewaltigen Herrn durfte man nicht entgegen sein.

Am 18. Januar 1772 wurde der Eleve Schiller in der Pflanzschule aufgenommen. Es klingt naiv und rührend und gleichsam wie eine Vorbedeutung seiner spätern, nie sonderlich brillanten pekuniären Lage, wenn man in der Aufzählung der wenigen Habseligkeiten, die er mit in die Anstalt brachte, findet „an Geld: 43 Kreuzer."

Mit tiefem Widerstreben war der Knabe dem Gebote des Vaters und des Herzogs gefolgt; sein Bewußtsein sagte ihm, daß hier eine fremde Hand eigenmächtig in sein Geschick eingegriffen, und so war sein erster Schritt in die Karlsschule von Unwillen gegen ihren Errichter und gegen eine Gewalt begleitet, die sich herausgenommen, des Menschen innerstes Wesen nach eigenem Gutdünken zu modeln.

---

## Tabletten.

*** Das „Wochenblatt der Deutschen Schnellpost" enthält als Beilage eine „Erklärung der Deutschen in Neubraunfels in Angelegenheit des Texasvereins," in welcher des Prinzen Karl von Solms rühmlich gedacht, dagegen über die nachherige Verwaltung der Kolonie vielfache Klage geführt wird, z.B. daß dieselbe mit Ankauf von verdorbenem Mehl wucherisch speculirt, die Vermessung der Ländereien und Einweisung der Ansiedler bis ins nächste Jahr hinein verzögern wolle, obgleich die Verleihung mit 31. August d. J. erlösche, wenn die Bedingungen nicht bis dahin erfüllt seyen. Eine andere Erklärung, aus Neubraunschweig vom 1. Febr. datirt, bringt eine in Galveston erscheinende Zeitung. Sie ist mit 31 Unterschriften versehen und widerspricht allen über die Kolonie verbreiteten schlimmen Nachrichten, welche durchaus unwahr seyen. Der Zustand der Stadt wird als sehr blühend geschildert, die Straßen mehren sich, aus Blockhäusern werden solide Wohnhäuser, oft von hübschen Gärten umgeben, die Felder um die Stadt werden fleißig angebaut. Alle Handwerker und Arbeiter sind gesucht und können guten Verdienst finden. Lebensmittel sind stets reichlich und in guter Qualität vorhanden, und im Verhältniß zu dem hohen Arbeitslohn nicht theuer. Sieben oder acht respectable Kaufleute halten gut assortirte Lager. Der Gesundheitszustand ist jetzt allgemein so gut, wie man nur wünschen kann. Die Stadt hat zwei Aerzte und zwei Apotheken, Bäckereien sind mehrere vorhanden und liefern ein gutes Brod und eine Brauerei liefert schmackhaftes, gesundes Bier — in Texas ein Luxusartikel. Schließlich empfehlen die Unterzeichner das Land in jenem Distrikt für Ackerbauer, da es fruchtbar, leicht zu bebauen ist und Braunfels, als auf der Straße nach San Antonio gelegen, einen um so bessern Markt bietet.

*** In Newyork wurde am 26. Juni das Gut des verstorbenen Joseph Napoleon Bonaparte, Exkönigs von Spanien, für 30,500 Dollars verkauft. Hr. Thomas Richards, von Philadelphia, kaufte dasselbe. Die Gebäude allein kosteten ursprünglich mehr als 60,000 Dollars; Gemälde und Statuen wurden fast durchgängig unter dem halben Werth verkauft; bloß der Zug Napoleons über die Alpen, von David, für den die Eigenthümer 6000 Dollars verlangten, wurde nach Europa gesandt, da Niemand eine solche Summe bot.

*** Eine Scheinhinrichtung. Zu Arnheim, in Holland, gab es am 9. Juli ein seltsames Schauspiel. Schon bei Tagesanbruch wurden auf dem Marktplatz die Vorbereitungen zu einer Hinrichtung getroffen. Ein Schafot ward erbaut, und mit allem Zubehör versehen: man brachte ein Beil und ein Schwert, sogar den Sarg, der die blutigen, verstümmelten Ueberreste des Verbrechers aufnehmen sollte. Wie es gewöhnlich bei derlei Veranlassungen der Fall ist, war eine ungeheure Menschenmenge aus der Stadt und Umgegend herbeigeströmt, obgleich allgemein bekannt war, daß kein Blut fließen sollte. Alle diese Vorkehrungen waren nicht zu einer wirklichen Hinrichtung da, auch nicht zu einer Hinrichtung in effigie, sondern zur Anwendung einer eigenthümlichen Strafe, welche das holländische Crimialgesetz das „Schwingen des Schwertes" nennt. Ein Mörder war zum Tode verurtheilt worden, der König hatte die Todesstrafe aber in lebenslängliche Gefangenschaft, mit Anwendung des „Schwertschwingens," verwandelt. Der Delinquent kam mit gebundenen Händen, entblößtem Haupte und Hals, sehr kurz geschnittenen Haaren, wie einer, der sein Verbrechen mit dem Tode büßen soll, auf der Richtstätte an. Zwei Geistliche saßen an seiner Seite und hinter ihm der Scharfrichter mit zwei Knechten. Der Wagen war von einer starken Abtheilung Gensdarmen escortirt; in einer Kutsche folgte ein Beisitzer des Criminalgerichtes, in Begleitung eines Actuars. Der Delinquent wurde auf das Schafot geführt, wo er alle Vorkehrungen zur Hinrichtung sah, denn es wurden ihm erst die Augen verbunden, als er bereits auf dem Sandhaufen niedergekniet war. Der Scharfrichter nahm nun das Schwert, hielt es dem Delinquenten einen Augenblick an den Nacken, und schwenkte es dann mehrere Minuten lang über dem Kopfe des Unglücklichen, der das Pfeifen der Klinge hörte, und ohnmächtig niedersank. Dann wurde er wieder ins Gefängniß zurückgeführt. Es hat seit Menschengedenken keine solche Scheinhinrichtung stattgefunden. Diese Strafe scheint auch in der That längstverflossenen Jahrhunderten anzugehören. A. Th.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Stuttgart.

Die Oper.

In der Charakteristik der einzelnen Mitglieder der hiesigen Hofbühne mag die Schilderung der Opernkräfte den Anfang machen. Hier nenne ich denjenigen zuerst, der durch seine Kunst wie durch seine natürliche Begabung den Namen des Stuttgarter Theaters in der neuesten Zeit weit und breit bekannt gemacht hat, bis hinaus über die Mauern der Pikten und Skoten, und auf Erins fernem Eiland: es ist Pischek. Ueber seine Leistungen etwas zu sagen, wäre unnöthig, da diese — mit ihren großen Lichtseiten sowohl wie mit ihren Schattenseiten — hinlänglich bekannt sind. Pischek ist ein Phänomen und als solches nicht in die Reihe gewöhnlicher Opernsänger zu rangiren; mag es seyn, daß Andere seine Fehler nicht haben, seine eminenten Vorzüge, das mächtige Organ und die vollkommen künstlerische Handhabung desselben haben sie noch viel weniger. Wenn aber die hiesige Bühne auf seine Leistungen stolz zu seyn und sich seines Besitzes zu freuen guten Grund hat, so muß es — man erlaube mir dieses Gleichniß — für ihr mütterliches Gefühl doch auch nicht wenig schmerzlich seyn, daß ihr Sohn sich beständig fortwünscht, weit fort von des schönen Neckars Rebenhügeln nach Albions düstern Gestaden, nach den Mauern der pfundschweren Themsestadt, daß er gleich dem ersten Menschensohne ein ewiges Sehnen nach Urlaub nicht unterdrücken kann. Nun, dem sey, wie ihm wolle, ich habe mich als Referent nicht in Familienangelegenheiten zu mischen, aber gestehen muß ich, daß es auf das Repertoir der Oper nicht wenig störend einwirkt, wenn die Abwesenheit Pischek's von Stuttgart die dafür bewilligte Dauer von vier Monaten überschreitet. Die großen Schwierigkeiten, welche der Aufführung des Küken'schen „Prätendenten" vorangingen, hätten nicht stattgefunden, wäre Pischek nicht schon im April von hier geschieden. Es ließe sich nichts dagegen einwenden, wenn man für das Fach des Baritongesanges ein zweites Mitglied anzustellen im Stande wäre, das ihn verträte, aber dies ist fast unmöglich, denn ein gutes würde ihm nicht zur Folie dienen wollen, ein mittelmäßiges den Anforderungen des verwöhnten Publikums nicht genügen können. Wie Pischek in seiner Art, so ist Madame Palm-Spatzer in der ihrigen eine Zierde des hiesigen Kunstinstituts. Eine voluminöse, in guter Schule gebildete, für getragenen Gesang trefflich geeignete Stimme von großem Umfang und edler Tonfärbung, ein ausdrucksvolles, nie die Schranken der Weiblichkeit übertretendes Spiel, sind die Eigenschaften, welche sich bei ihr in schönem Verein zusammenfinden und sie die Stelle einer Primadonna würdig ausfüllen lassen. Madame Palm-Spatzer ist in Wahrheit eine Gesangskünstlerin und in solchen Partien, für welche sich die Individualität ihrer Persönlichkeit wie die ihrer Stimme eignet, „Lucrezia Borgia" z. B., Elvira im „Don Juan", Abigail im „Nebucadnezar", Valentine in den „Hugenotten", dürfte sie keine Rivalin zu scheuen haben. Auf dem Felde des colorirten Gesanges excellirt Fräulein Waldhauser, der Liebling des Publikums, die Perle der hiesigen Oper. Eine schöne hohe Sopranstimme und eine außerordentliche Geläufigkeit der Fiorituren sind die Gaben, mit welcher sie von der holden Muse des Gesanges ausgestattet wurde, kostbare Geschenke, denen die Natur noch das eines liebenswürdigen, anmuthigen Aeußern hinzugefügt und die Kunst den Stempel der ächten Weihe aufgedrückt hat. Der jungen Künstlerin ist von den bedeutendsten Autoritäten, den Koryphäen ihres Genres, der Lutzer und der Lind, eine glänzende Zukunft prophezeit worden, und was ihr prognosticirt wurde, wird gewiß in Erfüllung gehen, da sich aus allen ihren Leistungen herausspricht, daß sie mit den seltenen Gaben, die ihr zu Theil wurden, auch noch die einer rühmlichen Selbsterkenntniß verbindet, welche sie vor der gefährlichen Klippe der Ueberschätzung hinlänglich bewahren wird. So vortheilhaft nun aber auch die Acquisition ist, welche das hiesige Theater an diesen beiden Sängerinnen gemacht hat, so thut doch auch noch die einer Sängerin für zweite Gesangspartien Noth, da große Opern, wie „Don Juan", „Zauberflöte", „Euryanthe", ohne eine solche unaufführbar sind. Mad. Goltermann, welche jetzt neu engagirt wurde, bewegt sich in der Sphäre des Vaudevilles wohl mit Glück, für Gesangspartien von einiger Bedeutung aber sind ihre Stimmmittel nicht hinreichend. Das Fach der ersten Tenorpartien bekleidet Herr Rauscher, ein Sänger von ausgezeichneter Bildung, dem das Prädikat eines Künstlers mit vollem Recht ertheilt werden muß. Hr. Rauscher steht jedoch bereits in dem Abend seines Wirkens, das Organ, das erste Requisit des Sängers, hat bei ihm den Schmelz und die Frische längst abgestreift, und so überraschende Effecte er durch seine Kunst hervorzubringen vermag, so ist es doch natürlich, daß sich das Deficit der Stimme nicht immer bemänteln läßt. Es ist dies kein Vorwurf für den Künstler, mit den Gesetzen der Natur kann man nicht rechten; im Gegentheil, je länger Hr. Rauscher durch seine Kunst über die Natur zu triumphiren weiß, um so mehr ist dies anzuerkennen. Deshalb läßt sich aber doch nicht läugnen, daß die hiesige Oper neben Hrn. Rauscher noch einen Tenoristen nöthig hat, der Partien, zu denen eine frische, metallreiche Stimme gehört, gewachsen ist. Hr. Jäger, ein Sohn des einst berühmten Sängers, welcher für erste und zweite Tenorpartien engagirt ist, und dem man die Anerkennung nicht vorenthalten kann, daß er gediegene musikalische Kenntnisse besitzt und zart und ausdrucksvoll zu singen versteht, hat nicht genug Stimmmittel, um die erwähnte Lücke auszufüllen. Zur Ergänzung dieser Vacanz fanden im Laufe der verflossenen Monate mehrere Gastspiele statt, ohne daß sie jedoch bis jetzt zu einem Resultate geführt hätten.

(Schluß folgt.)

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

☞ Wegen Vorbereitungen zu der neuen Oper „Undine" von Albert Lortzing bleibt das Theater heute Mittwoch, den 4. August geschlossen.

Donnerstag, den 5. August. (Zum Erstenmale) Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großh. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim. Die Vorstellung ist unter dessen persönlicher Leitung.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**No. 215.** Freitag, den 6. August **1847.**

## Der Doppelgänger.

(Fortsetzung)

Es setzt eine an neuen, lebendigen Vorstellungen überreiche Phantasie und die bittere Erfahrung sehr vielen Unglücks voraus, um sich ganz in Ferdinando's Lage hineindenken zu können. Von dem hohen Gipfel des Ruhmes, der Hoffnung und der Liebe war er plötzlich in den tiefsten Abgrund von Elend und Verzweiflung hinabgesunken. Die Beschimpfungen seines triumphirenden Nebenbuhlers und die erniedrigenden Drohungen des ihm sonst so gewogenen Gebieters hallten noch immer in seiner Seele wider, jede Fiber seines Körpers bebte bei dem Gedanken an die unverdiente Schmach, wie sie vielleicht noch nie zuvor ein Mann seines Standes erlebt hatte. Aber Dank der jugendlichen Kraft, nach einem harten, aber glücklich überstandenen Sturme fielen die sanften Gottesstrahlen: Muth und Vertrauen in sein verzweifelndes Gemüth und besänftigten allmälig die Aufregung seines Innern. Er hatte nämlich den Entschluß gefaßt, nach Neapel zurückzukehren, die seit wenigen Tagen wunderbar erlebten Begebnisse dem Marchese von Spina, seinem zukünftigen Schwiegervater, mitzutheilen, um durch dessen thätiges Hinzuthun bei dem ihn schuldlos verdammenden Murat Gehör zu erhalten. Er war aber nicht in der Lage, um seinen Vorsatz auszuführen. Von allem Gelde entblößt, wozu noch kam, daß auch sein Anzug die größte Armuth ankündete, hatte er in diesen Umständen weder Freunde noch Verwandte, die ihn als Grafen Eboli anerkennen und gegen so falsche Anschuldigungen vertheidigen würden, aber nicht ohne Grund mußte er mächtige Feinde befürchten, welche leicht von Neuem gegen ihn zeugen und ihn als einen listigen Betrüger schildern konnten. Bei diesem gewagten Unternehmen standen noch Freiheit und Leben, deren Verlust ihm jetzt nicht mehr gleichgültig sein konnte, auf dem Spiele! Jedoch sein Muth übersprang auch dieses Mal keck alle Hindernisse, die das feindliche Geschick ihm tückisch entgegenstellte. Der freigebige, italienische Boden versorgte ihn reichlich, es war gerade Herbst, mit Kastanien, Erdbeeren und Weintrauben. Er stieg wieder über die hohen Berge, wich nicht nur den großen Städten, sondern jedem bewohnten Flecken vorsichtig aus und reiste gewöhnlich des Nachts, wo sich fast überall die Offiziere von ihrem Posten entfernt hielten.

Wie er so glücklich von einem Ende Italiens zum andern gelangte, mag wohl für einen Mann, der mit Zagen jede Gefahr zu vermeiden sucht, schwer zu begreifen seyn; doch gewiß ist, daß er nach Verlauf einiger Wochen vor der Villa des Marchese stand. Nur mit unsäglicher Mühe und durch ungewöhnliche Beredsamkeit erhielt er endlich den Zutritt zum Marchese, der ihn mit strengem Blicke, ohne ihn sogleich zu erkennen, empfing. Ferdinando bat um eine Unterredung unter vier Augen, da noch mehrere Personen in demselben Gemache anwesend waren. Die dem Marchese nicht unbekannte Stimme machte denselben stutzen, und ohne langes Zögern trat er mit ihm in ein anstoßendes Nebenzimmer. Hier entdeckte sich ihm der edle Jüngling. Mit tiefinnerster Bewegung und den allerlebendigsten Farben begann er ihm sein Mißgeschick, ohne jede Uebertreibung, zu schildern, als auf einmal das Stampfen von Pferden im Hofe, der lärmende Schall der großen Glocke und die Meldung eines Bedienten: Il Conte Ferdinando Eboli den Faden des lebhaften Zwiegespräches abriß. „Ha, da ist er!“ schrie zitternd der Unglückliche, als der falsche Usurpator seines Namens in derselben Tracht, mit der Ferdinando vor etwa zwei Monaten das Haus des Marchese verlassen hatte, eintrat. Er verneigte sich mit ächt chevaleresken Anstand gegen den Baron und rief, sobald er Ferdinando's ansichtig wurde, mit scheinbarer Ueberraschung und tief verletzender Verachtung:

„Du auch hier?“

Ferdinando erhob sich zu seiner ganzen Höhe. Trotz der durch die beschwerliche Reise erfolgten Mattigkeit, eines kränklichen Aussehens und des groben Bauernkittels, welcher bescheiden die übrige zerrissene Kleidung verdeckte, war seine Gestalt dennoch voller Würde. Der Marchese betrachtete ihn mit staunendem Blicke. Aber wie sehr wurde er überrascht, als er sich umwandte und wie in einem Spiegel dieselbe Gestalt und dieselben edelgeformten Gesichtszüge in dem neu Ankommenden erblickte, der den strengprüfenden Blick des Barons mit Ungeduld zu ertragen schien. Mit wenigen, derb verweisenden Worten bemerkte Lodovico (so hieß unser Doppelgänger), daß sich der Betrüger schon das zweite Mal für den wahren Grafen Eboli ausgebe, sich jedermann frech aufdränge, daß ihm sein Geniestreich vor Kurzem bei Murat mißlungen sey und er daher sein Glück noch ein Mal hier versuchen zu wollen scheine.

„O mio carissimo briccone“, fuhr der falsche Graf im spöttischen Tone fort, „Ihr jagt mir gegen mich selber Widerwillen ein, wenn Euch nur je im Traume der Gedanke überkam, daß Ihr, außer Eurer Larve, etwa die mindeste Aehnlichkeit mit mir hättet. Ich bedauere Euch, daß Ihr es mit dem Gesichte eines Grafen von Eboli nicht weiter gebracht habt.“

Das Blut stieg dem erbitterten Ferdinondo bei dieser Beschimpfung in die Wange, nur mit Mühe hielt er sich zurück, um mit seinem Gegner nicht handgemein zu wer-

den; bloß das eine Wort: „Verräther!“ stieß er krampfhaft zwischen den knirschenden Zähnen aus. Der Baron bat Ferdinando, dessen Stolz jetzt in seiner wahren Größe erwachte, sich zu mäßigen, und sprach, durch seinen fast bittenden Blick bewegt, mit gewohnter Sanftmuth:

„Bei der Achtung, die Ihr mir schuldig seid, beschwöre ich Euch, ruhig zu seyn; fürchtet nicht, daß ich parteiisch oder vorurtheilsvoll handeln werde.“ Dann wandte er sich zu dem Andern, bemerkte diesem achselzuckend, daß er, ohne länger zu untersuchen, schon mit dem ersten, rechtmäßigen Grafen und zukünftigen Schwiegersohne vorlieb nehme, worüber Lodovico anfangs ängstlich befangen schien, doch schnell eine helle, laute Lache aufschlug, für seine unartige Gewohnheit um Verzeihung bat und über die komische Verlegenheit des Marchese nicht aufhören wollte zu lachen. Und in der That gewann seine scheinbar ungezwungene Fröhlichkeit bei dem nicht wenig verwirrten Marquis mehr Glauben, als der Blitze schleudernde Blick des armen Ferdinando. Der falsche Graf ließ ironisch lächelnd die Bemerkung fallen, er habe den Drohungen des Königs zufolge nimmermehr vermuthet, daß diese Komödie noch länger fortgespielt werde, zumal er die noch wenigen Tage des Urlaubs bei seinem zukünftigen Schwiegervater zu benützen und dann seinen Palast zu Neapel zu beziehen gedächte. Bisher hatte Ferdinando stillschweigend zugehört, um die Handlungen und die Beweggründe seines ihm immer furchtbarer werdenden Nebenbuhlers kennen zu lernen, aber bei diesen letzten Worten konnte er nicht länger an sich halten. „Wie!“ rief er in einem Zustande der Wuth, der beinahe an Wahnsinn grenzte, „wie! Selbst in meines Vaters Hause willst Du, Bube, meine Stelle einnehmen und meiner Ahnen heilige Hallen durch Deine Gegenwart entwürdigen? Wehe Dir und mir! O wäre ich nur nicht so ganz ohne Waffe, wär' ich jetzt nicht so schwach, wie ein Kind —“. Ein Strom von Thränen stürzte aus seinen Augen, vor Scham barg er sein Antlitz in den Händen. Wuth und Stolz blickte aus dem rollenden Auge des Doppelgängers. „Bei dem allmächtigen Gotte und dem Blut des Gekreuzigten sey es geschworen,“ rief er, „jener Palast ist meines Vaters Haus, seine Hallen meiner Ahnen Hallen!“ Ferdinando schaute ihn ganz außer sich vor Erstaunen an, (er wußte selbst nicht wie ihm war), denn mit tief überzeugender Wahrheit sprach Jener diesen Schwur. Auf das Verlangen der Marchese erzählte Lodovico alle seine Abenteuer, die mit denen Ferdinando's auffallend übereinstimmten. Der Marchese, der beide wechselseitig scharf fixirte, wußte sich zuletzt aus dem Labyrinthe nicht mehr zu retten. Trotz des wilden ungeregelten Aussehens lag doch in der Erscheinung des unglücklichen Ferdinando etwas, das dem alten Herrn verbot, über ihn den Stab zu brechen, so wie es ihm auf der andern Seite unmöglich war, ein mißgünstiges Urtheil über den jungen artigen Cavalier zu fällen. Der Marchese ließ durch einen Diener seine Tochter rufen. Denn die richtigste Entscheidung konnte nach seiner Meinung nur der in solchen Fällen den Mann weit übertreffende Scharfsinn des Weibes und der scharfe Blick der Liebe geben. Beide Jünglinge lächelten, — beide vielleicht in der Vorahnung des nahen Triumphes. Dadurch wurde der Baron noch ungewisser als zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

---

## *Literaturbericht.

Von dem in diesen Blättern bereits einmal angeregten neuesten Geschichtswerke des Freiherrn Jos. von Hammer-Purgstall „Khlesl, des Cardinals, Directors des geheimen Cabinets Kaiser Matthias, Leben“ ist so eben der erste Band erschienen.

Die Herausgabe dieser Arbeit ist nicht der einzige Triumph, den die deutsche Geschichtschreibung des neunzehnten Jahrhunderts feiert, und darf um so freudiger begrüßt werden, als der Verfasser nun wieder auf einheimischem Boden steht und sich die schwierige Aufgabe gestellt hat, aus keiner durch Siege des Genius oder der Waffen glänzenden, und durch Früchte des Friedens und des Völkerverkehrs gesegneten Zeit, sondern aus einer durch Religionsstreitigkeiten entzweiten, durch innere Unruhen getrübten, durch Unzufriedenheit der Beherrschten und durch Schwäche der Herrscher befleckten Zeit, aus einer unerfreulichen geschichtlichen Wüste das Wirken eines in seltener Weise einflußreichen Staatsmannes zu charakterisiren.

Das Werk soll 4 Bände stark werden. Der erste beginnt mit Khlesl's Abkunft. Er war eines lutherischen Bäckers Sohn und 1553 in Wien geboren. Als Zeugniß für seine frühreife Geistesthätigkeit mag es immerhin gelten, daß er bereits im 16ten Jahre durch den Jesuiten V. Scherer zur katholischen Lehre bekehrt wurde, und seine Eltern ebenfalls zum Rücktritt zu bewegen vermochte. Siebenundzwanzig Jahre alt war er bereits Domprobst, Kanzler der Wiener Universität und Official von Passau. Später ward er vom Papst zum Reformator*) in Oesterreich bestellt. Nach allgemeinen Erfahrungssätzen weiß jeder hochstrebende Geist seiner auch untergeordneten Stellung den Umfang einer Weltbedeutenheit zu geben, und es ist interessant, dies nach den Hammer'schen Angaben bei Khlesel zu beobachten. Derselbe entwickelte hauptsächlich in seiner Stellung als Passau'scher Official eine Thätigkeit, die sowohl der Regierung, als auch dem Klosterrathe zu ewigen Beschwerden über Uebergriffe Anlaß gab. Die rücksichtslose Heftigkeit, mit der er das damals weitverbreitete Uebel der beweibten Pfarrer und sittenlosen Geistlichen verfolgte, hatte ihn dem ganzen Klerus gegenüber in eine precaire Lage versetzt, und ein hinzutretender lärmender Auftritt mit dem Probste von St. Pölten, so wie die immer heftiger werdenden Anklagen des Klosterrathes wären zu seinem Sturze wohl geeignet gewesen (zumal der Rathgeber der Erzherzogin Maria, v. Unverzagt, sein mächtigster und entschiedenster Gegner war), hätte er nicht an Kaiser und Papst den kräftigsten Rückhalt gehabt, und zu rechter Zeit in einer Grabrede auf die verwittwete Königin von Frankreich, die Gemahlin Karl's IX., durch den Glanz seiner Beredtsamkeit auf die Gunst des Hofes neuerdings eingewirkt. Von seiner Beredtsamkeit urtheilt ein gleichzeitiges lateinisches Gedicht:

„Chleselius, cui lingua fluat plenissima coeli
Nectare, qua saevos possit domitari vel ursos,“

und Hammer von Purgstall sagt: „dem das Wort wie ein Strom über die Felsen vom Munde stürzte, und sich das Bett tief in der Brust der Zuhörer grub.“

Den Schluß des ersten Bandes bildet eine Ehrenrettung des Esels, die wir ihrer Originalität wegen hier mittheilen.

---

*) Für die Wiederherstellung des Katholicismus in voller Einheit durch Bekehrung der Abgefallenen zu demselben bediente man sich (statt Restauration) ganz uneigentlich des Ausdruckes Reformation.

Khlesl war nämlich, — ein für die Wiener Stadtverhältnisse jetzt wie damals hochwichtiges Ereigniß! — Bürger und Häuserbesitzer geworden. Sein Haus, in der Kärnthnerstraße gelegen, war „zum blauen Esel", oder auch „zum Esel in der Wiege" genannt, und der Schild desselben mußte begreiflicher Weise viel schlechte Witze der Gegner und lutherischen Pasquillanten Khlesl's dulden, die ihn in ihren Satyren bald den Sohn des Eselsbäckers, bald den blau angelaufenen Esel, bald durch die leichte Veränderung der Schreibart seines Namens mit lateinischer Schrift in CLesel als den Repräsentanten von 150 Eseln schimpften. Bei dieser Gelegenheit meint Hammer v. Purgstall:

„Den Schimpfnamen eines Esels, wenn nur mit dem Beisatze des wilden, kann sich ein Mann von Ehre und Geist, der mit morgenländischen Geschichten und Gedichten vertraut, immer als Ehrennamen gefallen lassen, denn abgesehen von dem ausführlichen, dem Esel durch Erasmus von Rotterdam ertheilten Lobe, abgesehen von der berühmten homerischen Vergleichung des Helden Ajax mit dem von Buben aus dem Acker gejagten Esel, abgesehen von den Stellen des Buches Job, in welchen der wilde Esel als das Symbol ungebundener Freiheit der Wüste gepriesen wird, so gilt der wilde Esel den alten Persern als ein Symbol königlicher Stärke und unbezwungenen Muthes, und der ritterliche Herrscher der Dynastie der Sassaniden, Behram, ist durch Geschichte und Gedichte unter dem Namen Behramgur, d. i. des wilden Esels, verherrlicht, endlich hieß der letzte Herrscher der Beni Omeje, el Himar, d. i. der Esel, was aber weder als Schimpfwort, noch als Ehrenname gemeint war, sondern weil (da das Wort Esel im Arabischen ein Synonymum von Jahrhundert) von Moawie, dem Gründer der Dynastie, bis auf Merwan, dem letzten Herrscher der Beni Omeje, gerade ein Jahrhundert verflossen war. Auch ohne Kunde dieser griechischen, hebräischen, persischen und arabischen Ehrenzeugnisse für den Beinamen des Esels, hatte Khlesl leicht lachen zu den Schmähungen seiner Feinde und Pasquillanten, die ihm seine niedere Geburt als Bäckersohn und den Namen des mütterlichen Hauses beim Esel in der Wiege vorwarfen, da er sich durch Verdienst von der Bäckermulde zur Insul, von der bürgerlichen Wiege zur Stufe nächst dem Throne emporgeschwungen, der selbsteigene Bäcker seines hochauflaufenden Glückes war."

---

## Tabletten

*** Am 18. Juli starb zu Batignolles, im 90sten Lebensjahr, General Brou de Bailly, der letzte überlebende General des ägyptischen Feldzugs. Sein letzter Feldzug war der in Spanien; hier wurde er gefangen, und kehrte erst im Jahr 1814 aus der Gefangenschaft in England zurück. Brou de Bailly's Name steht an der großen Pyramide und an dem Triumphbogen.

*** Gützlaff, der berühmte Missionär, Dolmetscher und Kenner Chinas war im April zu Canton; ein Deutscher, der ihn sogleich aufsuchte, äußerte in einem Privatbriefe, den die Berl. Nachrichten mittheilen, über den interessanten Mann: „Man wird nicht müde, den Mann erzählen zu hören: er versteht die Kunst so recht, seine Zuhörer stets in gespannter Aufmerksamkeit zu fesseln, und seine Reisen und Abenteuer, seine chinesischen Schnurren und Anekdoten erzählt er so natürlich und lebendig, daß man förmlich dabei gegenwärtig ist. Seine Phantasie aber thut dabei oft etwas viel. Von Beyerhaus' chinesischen Typen sprach er mit Enthusiasmus: „Ach!" sagte er, „welche ungeheuere Mühe muß es ihm gekostet haben: sie sind bewunderungswürdig schön, nur schade, daß seine Mühe nicht genug belohnt wird und die Sache zu theuer zu stehen kommt. Sie wissen, wie billig und schnell unsere Chinesen die Holztypen schneiden. Es ist wahr, es ist merkwürdig zu sehen, wie die Kerle die Holztypen schneiden, mit welcher Geschwindigkeit, mit einem Messer, für einen Spottpreis. Ich habe dies oft mit Vergnügen gesehen, bei Dr. Balls, wo ein Chinese fortwährend damit beschäftigt ist." Gützlaff versprach mir, für ein Porträt zu sitzen, ist aber nicht erschienen. Er hat ganz das Ansehen eines wohlgenährten Berliners."

*** In Siebenbürgen hat man eine Sammlung von 650 Briefen Kalvin's und anderer mit ihm in Verkehr gestandener Reformatoren des 16ten Jahrhunderts aufgefunden, welche auf die kirchlichen Bewegungen jener Zeit ganz neue Streiflichter fallen lassen und selbst in das politische Treiben jener Tage den überraschendsten Einblick gestatten. Diese Briefschaften sind in dem Besitz eines Nachkommen und Erben des bekannten Siebenbürgers Albert Molnar, der im Zeitalter der Reformation sich geraume Zeit in Straßburg aufgehalten hat, wo er mit den Hauptvertretern der neuen Meinungen in den vielfachsten Berührungen stand, und der später für die Ausbreitung des Protestantismus in Ungarn und Siebenbürgen überaus thätig war. Die Herausgabe dieses sehr interessanten Fundes ist bereits gesichert.

*** Unter den Tugendpreisen, welche alljährlich von der französischen Akademie verliehen werden, ist dies Mal einer von 1000 Frs. einem jungen Mädchen aus Bolbec (Departement der unteren Seine) gegeben, von deren Verdiensten der Direktor, Herr Tocqueville, eine recht anziehende Schilderung gab. Hortensia Fagot ist aus einer armen, durch Krankheit und Lüderlichkeit herabgekommenen Familie, der Vater war ein arger Verschwender und schlechter Gatte und Vater, die Mutter starb, von ihrem Manne ganz verlassen, in tiefster Noth, als Hortensia 15 Jahre zählte; sie übertrug dem Mädchen als einziges Erbtheil die Fürsorge für ihre vier jüngeren Geschwister. Hortensia übernahm und vollführte diese Pflicht in einer wahrhaft musterhaften Weise; ihre 14jährige Schwester gab sie in den Dienst und übertrug ihr dann den Haushalt, für die beiden folgenden Kinder fand sie in der Fabrik Beschäftigung, in der sie selbst arbeitete, den Jüngsten unterrichtete sie in der Weberei und brachte ihn dann vortheilhaft in einer benachbarten Stadt unter. Im Hause führte sie die strengste Sparsamkeit ein. Binnen vier Jahren hatte sie es dahin gebracht, daß sie die Schulden ihrer Mutter bezahlen konnte, in den folgenden Jahren legten alle Geschwister eine kleine Summe in die Sparkasse. In den letzten 10 Monaten hatten alle zusammen durch ihre Arbeit 1279 Franken verdient, 1000 wurden zum Haushalt verwendet, 144 in die Sparkasse gebracht, 133 für unvorhergesehne Ausgaben zurückgelegt, und die Akademie hat nun diesem Schatze des wackern Mädchens 1000 Fr. hinzugefügt.

*** Eine tragikomische Geschichte erzählt die „Kriminal- und Polizeizeitung." In Berlin redete ein Spaßvogel, Bewohner einer Schlafstelle, den im Hause wohnenden Frauen armer Handwerker und Fabrikarbeiter ein, ein Gärtner habe sein, nahe der Feldstraße belegenes und mit Gemüse bestelltes Ackerstück verkauft und der neue Besitzer gegen ihn (den lüg-

nerischen Spaßvogel) geäußert, wie sehr es zu bedauern sei, daß das schöne Gemüse nun umkommen müßte, während mancher Arme Nutzen daraus ziehen könnte. Diese Mittheilung zündete. Die Frauen begaben sich früh Morgens nach dem bezeichneten Felde, welches alsbald abgeleert war. Plötzlich erschien der Gärtner, welchem ein Verkauf gar nicht eingefallen war, mit seinen Leuten. Er überzeugt sich zuvörderst von der Richtigkeit der Angaben der boshaft gefoppten (aber auch zu leichtgläubigen) Frauen, von ihrer Dürftigkeit und Unbescholtenheit, und ließ, ihren Bitten und Thränen nachgebend, die Sache auf sich beruhen. Nun aber wüthelen die Frauen unter einander, wobei es zu Injurien-Prozessen kam, welche jetzt sämmtlich durch den Eifer des Schiedsmannes des 19. Bezirks kostenfrei verglichen und beigelegt sind.

*** Götzen, kauft Götzen! Der mit der französischen Kolonie am Senegal verkehrende Fabrikant Regis in Paris hat für afrikanische Kundschaft eine Götzenfabrik errichtet, deren Niederlage in der Beaulieu-Straße Nr. 73 ist und die Ueberschrift führt: Dépôt de dieux africains.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Stuttgart.

#### Die Oper. (Schluß.)

Herr Reer von Coburg, welcher sich als der befähigste zeigte und dessen Gewinnung äußerst wünschenswerth wäre, wird wohl nicht engagirt werden, da er, wie ich höre, an sein Engagement Bedingungen knüpft, die sich nicht erfüllen lassen, und so laßt sich in dieser Beziehung einer bessern Zukunft sobald noch nicht entgegensehen. Für erste Baßpartien sind die Herren Lehr und v. Kaler angestellt. Herr Lehr ist erst kürzlich nach seinem sehr glücklich ausgefallenen Gastspiel engagirt worden. Wenn er sich in allen seinen Leistungen gleich gut bewährt, wie in seinen Gastrollen, so darf man sich zu seiner Erwerbung Glück wünschen. Herr v. Kaler war im vergangenen Winter durch häufiges Unwohlseyn, welches für die Intensivität seiner Stimme nicht ohne Nachtheil blieb, von größerer Thätigkeit abgehalten. Er ist übrigens ein recht verständiger Sänger und sein Organ, wenn auch nicht sehr kräftig und tief, doch wohlklingend und ansprechend. Die Buffopartien sind in den Händen des seit einigen Monaten engagirten Herrn Gerstel, der, wenn er nicht hier und da dem Effecte zu viel opferte, den Beifall, welchen ihm das Publikum reichlich zollt, auch von der Kritik gespendet erhalten würde. Außer diesen Genannten hat die hiesige Oper für Nebenpartien noch einige recht brauchbare Mitglieder, deren Leistungen zwar nicht immer ganz befriedigen, die aber doch zur Ausfüllung der Plätze, welche ihnen angewiesen sind, hinlänglich Befähigung besitzen. Der Chor besteht fast durchgängig aus musikalisch gebildeten Sängern und trägt zu einem guten Ensemble das Seinige bei, eine Verstärkung durch frische, kräftige Stimmen könnte ihm indeß nichts schaden.

Was nun die Ausstattung der Oper betrifft, so ist diese in Hinsicht des Ballets sowohl wie der Decorationen eine glänzende. Das Ballet steht unter der Leitung des Herrn Fenzl, der seine Stelle zur allgemeinsten Zufriedenheit bekleidet und dessen Kinder, dieselben, welche erst neuerdings in Paris mit ihrem Gastspiele an dem Theater der Porte St. Martin großes Aufsehen erregt haben, sich der Gunst des Publikums in hohem Grade erfreuen. Das Personal des Ballets zählt außer diesen wunderbar talentirten Mignontänzern einige Solotänzer und Solotänzerinnen, deren Leistungen sich oft als ganz befriedigende herausstellen. Die Decorationen endlich, diejenigen wenigstens, welche seit der Wiedereröffnung des Theaters im vergangenen Jahre zu den großen Opern „Lichtenstein", „Fernsee", „Prätendent", „Freischütz", neu angeschafft wurden, lassen an Eleganz nichts zu wünschen übrig — sie sind von Gropius in Berlin und dessen Name bürgt für ihre Qualität — und die Maschinerie, welche Schütz von München eingerichtet hat, wird von einem tüchtigen sachkundigen Maschinisten geleitet.

Den zweiten Bestandtheil der Oper bildet die Kapelle. Nicht leicht dürfte ein solcher Verein von Instrumentalkünstlern gefunden werden, wie ihn Stuttgart in seinen Orchestermitgliedern besitzt. Ich nenne nur die Namen Molique und Bohrer, Namen von europäischer Berühmtheit, Krüger, den Harfenspieler, der schon mehrere Male in Louis Philipp's Familienkreise seine Kunst producirte und daselbst mit den schmeichelndsten Beifallsbezeugungen überhäuft wurde, und den tüchtigen Clarinettisten Beerhalter. Ihr Chef ist der Capellmeister v. Lindpaintner, dessen Verdienst als Dirigent zu bekannt ist, als daß darüber Etwas zu sagen nöthig wäre. Wenn nun aber ein Vergleich zwischen den Kräften, über welche die hiesige Oper zu disponiren hat, und ihren Leistungen in Hinsicht der Thätigkeit des Repertoirs angestellt wird, so muß man sich wundern, daß diese Letzte seit einer Reihe von Jahren eine so geringe war. Man sollte glauben, daß einem solchen Vereine von Künstlern nur würdige Aufgaben zur Lösung vorgelegt werden dürften, statt dessen aber finden wir, daß in ziemlich einförmiger Richtung dem modernen italienischen Geschmack — ich möchte ihn lieber Ungeschmack nennen — gehuldigt wurde, während Tonschöpfungen von anerkanntem gediegenem Werth fast gar nicht oder wenigstens nur sehr selten zur Aufführung kamen. Das hatte nun wohl seinen Grund in der Lückenhaftigkeit des Personals, doch nicht etwa in der Absicht, das Bessere fern zu halten, was ich zur Ehre des Vorstandes der Oper nicht glauben kann, und es läßt sich wohl hoffen, daß die bessere Richtung, welche bereits in der letzten Zeit eingeschlagen wurde, für die Zukunft weiter verfolgt werden wird. Je ärmlicher und unbedeutender die neuere Opernproductivität auftritt, um so besser wird es seyn, ältere Tonwerke vorzuführen, damit auf diese Weise der Geschmack wieder geläutert und veredelt werden kann.

Wilhelm Kosska.

---

### Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 5. August. (Zum Erstenmale) Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großh. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim. Die Vorstellung ist unter dessen persönlicher Leitung.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 216.** Samstag, den 7. August **1847.**


## Der Doppelgänger.

(Fortsetzung)

Kaum hatte Adalinda von der Ankunft des Grafen Eboli gehört, so trat sie in des Vaters Gemach, glänzend in jugendlicher Schöne und mit freudestrahlendem Blicke. Sie wandte sich schnell gegen denjenigen, welchen sie suchte — eben wollte sie sich in Ferdinando's offene Arme werfen, als eine ihr wohlbekannte Stimme ihren Namen rief, — und wunderbar überrascht, sah sie jetzt die doppelte Erscheinung ihres Geliebten. Ihr Vater ergriff besorgt die zitternde Hand der Tochter und erklärte ihr mit wenigen Worten, so deutlich er es vermochte, dieß Geheimniß, das zu lösen, er jetzt der liebenden Braut übergab.

„Adalinda," rief Ferdinando, „verachte mich nicht, weil ich in so unwürdiger Gestalt vor Dir erscheine. Blos Deine Liebe kann mich wieder aus dem Staube emporheben."

„Ja, ja," sprach das Mädchen, „Du bis mein Ferdinando."

„Signorina," erwiederte lächelnd des Grafen Nebenbuhler, während der Andere durch die Worte Adalinden's überglücklich war, „verschwende Deine Rede nicht an einen elenden Betrüger. Siehe, mein leichtgläubiges Mädchen, mit einem einzigen Worte könnte ich Dir beweisen, daß ich der wahre Graf Eboli, Dein Bräutigam bin."

„Ich habe ihr," rief Ferdinando entrüstet seinem furchtbaren Feind zu, „ich habe ihr an den Finger den Hochzeitsring gesteckt, bevor sie mir noch am Altare ewige Treue geschworen hat."

Bescheiden näherte sich ihr der falsche Graf und zog knieend eine blonde Locke hervor, um die ein kleines, grünes Band gebunden war, und die er noch immer am Herzen trug. Sie erkannte das Band, hatte sie es doch einst traurig um seine linke Hand gewunden, als diese blutete, und sah sie doch jetzt noch deutliche Spuren einer Narbe an derselben. Sie erröthete tief, stürzte zu ihrem Vater hin und während sie ihr glühendes Antlitz an seiner Brust verbarg, deutete sie auf den noch knieenden Lodovic. und rief. „Bei Gott, Vater, das ist mein Ferdinando!" Der entrüstete Marchese wollte den Betrüger in den tiefsten Kerker werfen lassen, doch gab er endlich den Bitten des großmüthigen Schwiegersohnes und seiner Tochter nach, und begnügte sich damit, ihn von seinen Dienern schimpflich aus der Villa jagen zu lassen. Ferdinando war nicht mehr fähig, einen Gedanken zu fassen, oder Hunger, Durst und Entkräftung zu empfinden; er hatte kein anderes Bedürfniß, er kannte keinen andern Wunsch, als den der Rache. Wüthend ballte er die Fäuste. „Himmel, wenn du gerecht bist, so lasse mich Rache nehmen, und meine Unschuld siegen!" Dabei stürzte er bewußtlos zu Boden. Er kam nach einigen Stunden langsam wieder zu sich, und war sich wie im Traume längere Zeit des Geschehenen kaum bewußt.

Obwohl noch ganz erschöpft, stand er endlich auf und setzte mechanisch seinen Weg fort. Da durchfuhr ihn plötzlich der Gedanke an seines Vaters Haus, und in der festesten Ueberzeugung, nur dadurch könne er sein Loos verbessern und zugleich seinen Gegner vernichten, ging er gerade auf Neapel los, trat in das Schloß seiner Ahnen und wurde von den Dienern, die ihn bald erkannten, mit freudigem Jubel empfangen.

Kaum war er in das Gemach seines verstorbenen Vaters eingetreten, so nahm er das mit Juwelen reich besetzte Bild des unvergeßlichen Todten von der Wand und flehte ihn an, er möchte doch gnädig auf ihn herabschauen und ihm schützend beistehen, um der Welt seine Unschuld zu beweisen. Ein erquickendes Bad und einige mäßig genossene Speisen stärkten ihn von Neuem, und gleich einem Kinde freute er sich, daß er wieder nach so langer Zeit unter dem friedlichen Dache und dem Schutze seiner Voreltern eine Nacht selig werde träumen dürfen. Kaum hatte er sich jedoch zur Ruhe begeben, lange noch vor Mitternacht, so wurde die große Hausglocke in Bewegung gesetzt: sein Doppelgänger erschien in Begleitung des Marchese von Spina. Den Erfolg kann man sich leicht denken. Der Marchese war noch weit entrüsteter als früher, da er dem Vagabunden von neuem hier unerwartet begegnete, als sein nicht im geringsten überraschter Begleiter. Das Bildniß seines Vaters, dessen Einfassung, wie bemerkt, überaus werthvoll war, lag zu Ferdinando's Häupten und machte ihn bei dem Barone eines offenbaren Diebstahles mehr als verdächtig, welcher letztere ihn sofort der Gerechtigkeit übergab und in ein tiefes Gefängniß werfen ließ. Ich will, um nicht zu ermüden, Ferdinando's Geistes- und Gemüthszustand nicht von neuem schildern. Geduldig, wie ein zur Schlachtbank geführtes Lamm, stand er bei Gerichte, ohne sich die fruchtlose Mühe zu nehmen, seine Unschuld zu vertheidigen. Er wurde für schuldig erklärt und zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt.

Am Abende desselben Tags, als er das Gefängniß Neapels verlassen und nach Calabrien reisen sollte, um daselbst die ihm als Verbrecher zuerkannte Strafe zu erdulden, besuchte ihn Lodovico im Kerker. Beide sahen sich eine Zeit lang stillschweigend an. Der Prätendent blickte heute auf den Gefangenen mit weniger Stolz, als er früher gethan, vielmehr mit wahrem Mitleiden und bang hob sich seine Brust im sichtbaren Kampfe. Ruhig, leidenschaftslos und würdevoll sah Ferdinando ihm fest ins

Auge, er war zu stolz, um dem Feinde das Drückende und Verzweiflungsvolle seiner Lage zu zeigen. Jener dagegen war nicht im Stande, diesen Blick, die marter vollste Strafe für einen Bösewicht, zu ertragen, er schien auch am wenigsten darauf gefaßt, wandte sich von ihm ab, und suchte vergebens seine so gut studirte Rolle fort zu spielen. Ferdinando brach zuerst die Pause: „Was willst Du, triumphirender Bösewicht, von Deinem unschuldigen Opfer?" — Schnell erwiederte der scheinbar gefaßte Lodovico: „Wählen Sie, Excellenza, Ihre Worte bedachtsamer, sonst überlasse ich Sie Ihrem bösen Geschicke. Denn ich bin das, wofür ich mich ausgebe."

„Was prahlst Du, Knabe, gegen mich?" sprach Ferdinando mit edlem Zorne; „oder haben vielleicht auch diese Wände Ohren?"

„Der Himmel wenigstens ist nicht taub," entgegnete der Andere würdevoll, „er weiß es allein, daß meine Ansprüche weder gewaltthätig noch ungerecht sind. Doch verlassen wir diesen Gegenstand des alten Zwistes. Mitleiden, — denn es war mir unmöglich, einen Mann wie Sie, Excellenza, der mit so vielen Fähigkeiten und Talenten begabt ist, unglücklich zu wissen, — Mitleiden allein hat mich zu Ihnen geführt. Einer meiner Launen, von denen ich zu Zeiten geplagt werde, können Sie Ihre stete Freiheit verdanken. Die Riegel Ihres Kerkers öffnen sich dann, Ihre Kette fallen sogleich ab, und hier haben Sie noch eine Börse voll Gold. — Meinen launenhaften Wunsch erfüllen Sie und Sie sind frei, wie der Vogel in der Luft."

„Und dieser launenhafte Wunsch ist?"

„Unterzeichnen Sie dieses Papier." Lodovico übergab ihm mit diesen Worten ein Schreiben, das ein förmliches Sündenbekenntniß aller ihm angedichteten Verbrechen enthielt. Die Hand des Schuldigen zitterte, als er es aus der Tasche zog und kaum hatte der Graf einen flüchtigen Blick darauf geworfen, als Lodovico's Auge verwirrt den Boden suchte. Ferdinando hätte ihn gern mit Einem Worte, das so jäh wirkend wie der Blitz, und so laut wie der Donner gewesen wäre, niedergeschmettert, aber wo sollte er in seinem aufgeregten Zustande dieses Wort finden? Ruhige Verachtung, die weit mehr denn jede stürmische Rede und die niedrigste Beschimpfung wirkt, setzte Eboli seinem Namensusurpator entgegen. Ohne ferner etwas zu sprechen oder seine gleichgültige Miene zu ändern, zerriß er das Papier in Stücke und warf es zu den Füßen des schon im Voraus triumphirenden Lodovico. Nun änderte sich das Benehmen des Ueberlisteten und er schwor ihm für seine Kühnheit fürchterliche Rache. Ferdinando bat, ihn allein zu lassen. Erst als der falsche Graf ihm bemerkte, daß er schon mit Adalinden getraut wäre und sie ihm freudig, ohne Zwang, ewige Treue am Altare geschworen habe, durchschauerte den Jüngling Todeskälte, aber auch jetzt faßte er sich und Lodovico stürzte wüthend in die Finsterniß hinaus. Am folgenden Morgen wurde Graf Ferdinando Eboli mit vielen Hunderten, deren Mehrzahl der Auswurf der Menschheit war, in schweren Ketten nach dem ungesundesten Theile von Calabrien eingeschifft, um dort lebenslang auf den Galeeren zu schmachten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

---

### Leopoldine Tuczek und Mathilde Waldhauser.

Die Gastspiele zweier Sängerinnen, von denen das eine gegenwärtig noch fortdauert, verliehen dem Repertoir der hiesigen Oper in der letztvergangenen Zeit ein erhöhtes Interesse. Fräulein Tuczek, Mitglied des k. Hoftheaters in Berlin, gab vom 7. bis 19. Juli einen Gastrollencyclus, in welchem sie als „Amina" in Bellini's „Nachtwandlerin", „Regimentstochter", „Donna Anna" im „Don Juan" und „Rezia" im „Oberon" auftrat. Wenn wir es überhaupt für unstatthaft halten, die künstlerischen Leistungen eines Individuums in der Weise zu beurtheilen, daß man sie mit denen Anderer vergleicht, so finden wir dies bei Fräulein Tuczek noch um so weniger angebracht, als ihre Befähigung durchaus nicht der jener Gesangsnotabilitäten, welche nicht in die Kategorie gewöhnlicher Bühnengrößen zu rechnen, sondern als besondere Phänomene zu betrachten sind, gleichkommt. Ein solches Ziehen von Parallelen schadet dem Künstler am allermeisten, da die Ansprüche des Publikums dadurch nothwendig zu hoch gesteigert werden, und wenn der Vergleich, wie es nicht ausbleiben kann, ungünstig ausfällt, so macht sich alsdann eine Mißstimmung geltend, die selbst das Verdienstliche nicht mehr in dem gehörigen Lichte erscheinen läßt, weil der Standpunkt verrückt wurde, von welchem aus dasselbe betrachtet werden muß. Fräulein Tuczek ist eine Sängerin, zu deren Besitz sich jede Bühne Glück wünschen kann, da der Kreis, in welchem sie zu wirken vermag, ein weit ausgedehnter ist; innerhalb desselben aber in irgend einer bestimmten Sphäre es bis zur Stufe der Vollendung zu bringen, dazu reicht ihr individuelles Kunstvermögen nicht hin, denn was zunächst ihre Stimme betrifft, so ist diese, ein umfangreicher Mezzosopran, zwar klangvoll und in allen Chorden gleichmäßig, aber nicht von der Intensivität, daß sie die großen Aufgaben heroischer Gesangspartien zu lösen im Stande wäre, während andererseits für die Bravourpartien der italienischen Oper ihrer Coloratur die Gewandtheit und Rundung fehlt, welche für den fiorirten Gesang unumgänglich nothwendig ist. Abgesehen davon aber ist Fräul. Tuczek eine brave Sängerin, sie versteht ihre schönen Mittel, von denen wir besonders das ihr von der Natur verliehene Requisit eines wirksamen Trillers anführen, künstlerisch zu beherrschen und alle ihre Leistungen zeugen von einer tüchtigen Bildung, von vielem Fleiß und gründlichem Studium. Auch ihr Darstellungsvermögen ist nicht minder ein bedeutendes, Spiel und Gesang sind bei ihr in schönem Einklang und mit gefälligen Nüancirungen ausgestattet, indeß bleibt dies auch immer nur mehr oder weniger ein subjektives Verhalten, ein Erfassen des darzustellenden Charakters in seiner ganzen Objectivität ist nicht zu bemerken. Indem wir es unterlassen, auf die Einzelnheiten der von ihr gegebenen Partien einzugehen, da man aus unserer Charakteristik der Befähigung der Fräulein Tuczek wohl hinlänglich entnehmen kann, welche Partien und welche Theile derselben die vorzüglicheren waren, wollen wir nur noch erwähnen, daß der Beifall, durch welchen der geehrte Gast reichlich ausgezeichnet wurde, ein verdienter war und daß ihr Gastspiel in äußerer Beziehung jedenfalls einen bedeutenderen Erfolg gehabt, das heißt eine größere Frequenz hervorgerufen hätte, wäre ihm nicht die Concurrenz der schönen Witterung allzu ungünstig in den Weg getreten. Aber wenn die Natur ihre Reize so mannichfaltig und schön und

noch dazu so gratis entfaltet, da müssen die Musen nothwendig zurückbleiben.

Wir kommen jetzt zu dem zweiten Gastspiel, dem der Fräulein Waldhauser vom königl. Hoftheater zu Stuttgart. Fast alle Künstler haben bei ihren Gastspielen an fremden Orten am meisten mit dem Rufe zu kämpfen, welcher ihnen dorthin voraneilt und die Erwartungen in einem häufig allzuhohen Grade steigert. Es wäre darum für Viele besser, wenn erst sie selber kämen und dann ihr Ruf, anstatt daß dieß oft umgekehrt der Fall ist. Von Fräul. Waldhauser war bisher noch nicht viel bekannt geworden, was wohl von der kurzen Zeit ihrer theatralischen Laufbahn herrührt, und nur diejenigen, welche sich specieller um die Vorkommnisse in der Bühnenwelt bekümmern, wußten, daß sie in Stuttgart der gefeierte Liebling der Theaterfreunde ist und sich dort stets der ehrendsten Auszeichnungen von Seiten des Hofes und des Publikums, so wie der Anerkennung der Kritik zu erfreuen hat. Um so überraschender war es daher, in Fräulein Waldhauser einem Gesangstalente zu begegnen, welches selbst den größten Ruf gerechtfertigt hätte, und um so erfreulicher, als sich hier nicht das geringste Zeichen von prätentiösem Auftreten bemerkbar machte. Fräulein Waldhauser steht in dem Frühling ihres schönen, hoffnungsreichen Wirkens, sie hat das Ziel der Vollendung noch vor sich und es ist gewiß, daß, wenn sie auf dem so glücklich eingeschlagenen Wege fortschreitet, ihr die Erreichung dieses Zieles nicht ausbleiben kann. Von diesem Gesichtspunkte aus sind die Leistungen zu betrachten, hat die Kritik den Maßstab daran zu legen. Die Stimme der Fräulein Waldhauser ist ein ächter Sopran von bedeutendem Umfang (sie reicht bis zum dreigestrichenen Es), erstaunlicher Volubilität, angenehm klangvoll und leicht ansprechend. Dazu gesellt sich vollkommene Sicherheit der Intonation, ein schönes Portamento, glockenreine Vocalisation, ungemein gefällige Eleganz der Coloratur und ein wohlgebildeter Triller von außerordentlicher Wirkung. Mit diesen seltenen Gaben verbindet die jugendliche Künstlerin einen ausdrucksvollen, fein nüancirten Vortrag, welchem die zarte Färbung der Virginität einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Die erste Rolle des Fräulein Waldhauser war die Prinzessin von Navarra in Boieldien's lieblicher Oper „Johann von Paris". Schon die Wahl der Austrittspartie war geeignet, ihr die beifällige Anerkennung der Kunstfreunde zu verschaffen; es sprach daraus ein seltener Grad von Bescheidenheit hervor, da diese Rolle an sich nicht viel Gelegenheit bietet zu glänzen und gleichwohl eine bedeutende Virtuosität, eine besondere Individualität der Stimme wie der Repräsentation dazu gehört, um sie zu gehöriger Wirkung zu bringen. Dies gelang dem Gast vollkommen; der Culminationspunkt ihrer Leistung war der Vortrag der Romanze vom Troubadour, wo alle die bereits näher angeführten Vorzüge ihrer vocalen Begabung in dem glänzendsten Lichte hervortraten. Mit der Amina in Bellini's „Nachtwandlerin" setzte die nun bereits hinlänglich accreditirte Künstlerin ihr Gastspiel fort. Wir haben schon oben gesagt, daß wir das Ziehen von Parallelen nicht lieben und unterlassen es daher auch diesmal, die Nachtwandlerin der Fräulein Waldhauser mit denen anderer Gesangsnotabilitäten zu vergleichen, was auch um so unpassender wäre, als das bescheidene Auftreten der Fräulein Waldhauser weit davon entfernt ist, einen Vergleich herauszufordern. Haben wir es aber nun hier mit der Leistung einer Sängerin zu thun, die ihr Noviciat erst seit kurzer Zeit überschritten hat, so müssen wir gestehen, daß es wahrhaft staunenerregend war, was Fräulein Waldhauser als „Amina" geboten hat. Bei einer so zarten Altersstufe eine solche Vollkommenheit des Gesanges, eine solche künstlerische Wahrheit der Darstellung — das berechtigt in der That zu den schönsten Erwartungen und wir finden den Ausspruch einer hiesigen anerkannten Autorität, daß Deutschland seit der Sonntag kein solch eminentes Gesangstalent erzeugt habe, ganz treffend. Wie meisterhaft dieser Vortrag der beiden großen Arien im ersten und dritten Acte, diese zarten Fiorituren, das ausgezeichnet schöne Mezzá und Messa voce, das Verhallenlassen des Tones, die Virtuosität in den chromatischen Läufen, mit einem Worte es schien, als ob die Schwierigkeiten der Gesangskunst nur dazu da seyen, damit Fräulein Waldhauser in der leichtesten Ueberwindung derselben glänzen könne. Nur im zweiten Acte in den Stellen, zu deren Durchführung ein höherer Grad physischer Kraft gehört, war der Eindruck ein etwas geringerer. Ihre Darstellung der „Amina" war ganz der Intention des Dichters und des Componisten gemäß. Mit lieblicher Anmuth und vollkommener Wahrheit gab sie das reine, idyllische Wesen, die fromme kindliche Einfalt des einfachen Landmädchens, zeichnete sie die verschiedenen Affecte, die hingebende Liebe zu Elvin, den Schmerz über den ungerechten Verdacht, von welchem sie so unverdient und kränkend getroffen wird, und endlich die Freude über die glückliche Aufklärung und Enttäuschung des Geliebten. Auch die Scenen des Somnambulismus stellte sie mit vieler psychologischen Wahrheit und feiner Nüancirung dar. Daß das Publikum den geehrten Gast an beiden Abenden durch die lautesten Beifallsbezeigungen und durch oftmaligen Hervorruf auszeichnete, dürfen wir nicht unerwähnt lassen, da diese Applause in Wahrheit das waren, was sie eigentlich stets seyn sollen, aber leider so selten sind, nämlich Zeichen verdienter Anerkennung, Manifestationen der Dankbarkeit für einen Genuß, den nur die höhere Weihe der Kunst zu bieten vermag.

---

## Tabletten.

*** Der Großfürst Constantin weilt noch in Schottland. Er gerieth dort in Conflict mit der strengen schottischen Sabbathfeier. Er wollte die Eilande Staffa und Jona an einem Sonntag besuchen, aber das Dampfboot „Delphin" weigerte sich zu fahren. Da übernahm der „Lightning" zwar die Fahrt, aber auf Jona wurden Sr. kais. Hoh. des Sonntags wegen die Schlüssel zu den berühmten Klosterruinen verweigert. Sofort kletterte die hohe Gesellschaft über die Mauer.

*** Ein irisches Blatt, der „Cork Reporter", erzählt folgenden Vorfall, der sich vor Kurzem in einem Gerichtshofe zu Cork zutrug. Vier junge Vagabunden, im Alter von resp. 13, 14, 15 und 16 Jahren, der Polizei längst als höchst gefährliche Taschendiebe bekannt, standen vor Gericht, weil sie in einen Auctionssaal eingebrochen waren und acht Hüte daraus gestohlen hatten. Auf die gewöhnliche Frage des Richters: „Bekennt Ihr Euch schuldig oder nicht?" erwiederte der älteste von den vieren: „Schuldig, Ihr verfluchter alter Spitzbube!" und zugleich warf er nach dem Syndikus, welcher die Frage gestellt hatte, einen zwei Pfund schweren Stein mit solcher Kraft, daß dem Syndikus der Hirnschädel zerschmettert worden wäre, hätte er nicht zufällig eine Seitenbewegung gemacht, so daß bloß das eine Ohr leicht getroffen wurde. Der Richter wagte kein Wort über diesen Vorfall, sondern fuhr ruhig in der Sache fort. Die vier Angeklagten wurden von den Geschworenen für schuldig befunden und zu je viermonatlicher harter Arbeit verurtheilt.

*** Rascher Druck. Die Daily News werden auf einer Maschine gedruckt, welche stündlich 5000 Abdrücke liefert; eine Doppelmaschine ähnlicher Art soll an 12,000 Abdrücke in der Stunde geben.

*** Ein unangenehmes Mißverständniß widerfuhr, wie die „Magd. Ztg." schreibt, kürzlich einem ehrenwerthen preußischen Geistlichen auf seiner Durchreise nach Italien in München. Derselbe leidet an Nervenzufällen, die ihn bisweilen in bewußtlosen Zustand versetzen; diese überfielen ihn in München auf der Straße, so daß er besinnungslos zur Erde niederstürzte. Als er wieder zu sich kam, fand er sich zu seinem Schrecken in einem Gefängnisse, in Gesellschaft eines des Diebstahls Beschuldigten. Mit Mühe nur gelang es ihm, obgleich die bei ihm gefundenen Papiere ihn rechtfertigen mußten, wieder frei gelassen zu werden, nachdem man ihm, der angeblich für betrunken gehalten, 48 Kreuzer für Tragelohn abgenommen hatte.

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 6. August.)

†. Am 1. August feierten die hiesigen Buchhändler, achtzehn an der Zahl, das 50jährige Jubelfest des Buchhändlers, Herrn Carl Jügel. Der um den hiesigen Buchhandel so hochverdiente Veteran empfing dabei zahlreiche Beweise von der Liebe und Hochachtung seiner Collegen, und gewiß wird dieses Fest zu den schönsten Glanzpunkten seines Lebens zählen. Der Antrag eines der Gäste, die bis jetzt nur in der buchhändlerischen Welt und dem engern Kreise seiner Freunde bekannt gewordenen Gedichte des Jubilars im Gesammtverlag des Frankfurter Buchhändler-Gremiums erscheinen zu lassen, wurde einstimmig begrüßt und angenommen. Möge dieser Plan recht bald verwirklicht werden, als das bleibende Doppeldenkmal eines schönen Festes und eines thatenreichen Lebens.

## Korrespondenz-Nachrichten.

London.

Der Bazar für das deutsche Hospital in London ist auf Befehl Ihrer Majestät, der Königin, aufgeschoben, weil sie befürchtet hat, es möge den hungernden Irländern dadurch Abbruch geschehen. Doch giebt es auch 40,000 Deutsche hier und diese können sich doch, da sie sich auf englischem Boden ansiedelten, gewissermaßen auch zu ihren Landeskindern zählen und sich als solche ihrer Fürsorge werth glauben! — Und daß sie deren in jetziger trauriger Zeit bedürfen, das leidet keinen Zweifel. Die Lebensmittel sind theuer, und der Verdienst ist schwach. Das Typhus-Fieber greift täglich mehr um sich und nur, weil es in den engen abgelegenen Stadttheilen und unter den ärmeren Klassen wüthet, macht man wenig Aufhebens davon. Wie viele dieser armen Deutschen nun jetzt vor Mangel und Elend umkommen, darum kümmert sich niemand. Alle Hospitäler in London zusammengenommen, zählen nur 5000 Betten, und wie wenig das für 2 Millionen Einwohner sagen will, begreift sich leicht. Das deutsche Hospital ist noch sehr klein, und kann nur vergrößert werden, sobald sich seine Finanzen heben, was durch den Bazar bezweckt werden sollte. Es ist die erste Anstalt der Art, die jemals von Deutschen im fremden Lande zu Stande gebracht wurde, denn selbst Paris und Petersburg besitzen kein solches Institut. Daß dies bis jetzt nirgends gelungen, muß man dem deutschen Charakter zuschreiben, dem es an Gemeinsinn fehlt. Auch hier wäre das Unternehmen fast gescheitert und nur der Anstrengung des Herrn Dr. Freund dankt man es, daß es dies traurige Resultat nicht gehabt. Die Herren der Comite sind stets unter einander uneins, und werden zu sehr durch kleine persönliche Nebenrücksichten abgehalten, einem großen Zwecke förderlich dienen zu können. So findet stets kleinliche Eifersucht bei ihnen statt, sobald sie hören, jemand habe schon Arbeiten für den deutschen Bazar gesammelt; und in ihrer Sorge, in den Schatten gestellt zu werden, greifen sie zu den verkehrtesten Maßregeln, und behandeln Diejenigen, die sich für die Anstalt interessiren, mit Grobheit und Undank. Jetzt z. B. haben sie sich in den Kopf gesetzt, keine Sachen von Custom-House einzulösen, weil sie vom Gouvernement die Erlaubniß erhalten könnten, alles frei hereinzubringen und diese Ausgabe dann unnütz wäre. Nichts in der Welt kann sie von diesem Entschluße abbringen. Und so stehen jetzt unter andern Sachen 42 Arbeiten, von den Frauen Meklenburgs durch die Verwendungen der Frau von Oertz eingesandt — jedem Wind und Wetter ausgesetzt, in den Kellern des Zollhauses und Niemand ist im Stande, den Empfang der Gegenstände zu melden, oder den gebührenden Dank abzutragen! Durch solche Beispiele gewarnt, hat der Postrath Seidel alle in Berlin gesammelten Sachen geradezu an den Dr. Freund gesandt, um einen Empfangschein mit umgehender Post gebeten, der ihm auf diese Weise auch zukommen wird. Unter den von ihm überschickten Gegenständen befinden sich auch 9 Autographen von Alexander von Humbold, 3 Ausgaben der sämmtlichen Werke von Fanny Tarnow, und ein Bild des Prinzen von Preußen und seiner Gemahlin. Von Constantinopel sind früher schon von den Deutschen dort sehr hübsche Sachen eingesandt worden, vielleicht 100 L. Werth, und die Schweizer-Fabrikanten haben sich gleichfalls sehr wohlthätig bewiesen. Wenn man also so viel Gutes von Deutschen auf fremdem Boden zu sagen findet, so muß man bedauern, daß gerade das englische Klima so ungünstig wirkt, den Deutschen nicht nur gegen das bedürftige Individuum seiner Mitbürger, sondern auch gegen die Klasse unempfindlich und hart zu machen. — Und dieser Fehler ließe sich ebenfalls noch bei den Bewohnern der City entschuldigen und bei Jenen, die durch Geld emporgestiegen, keinen andern Werth als metallenen in sich und andern erkennen, aber die Comite des deutschen Hospitals ist nicht aus solchen allein zusammengelegt. Es steht an der Spitze der Herr Dr. Küper, der Ober-Hofprediger der Königin Adelhaid — er kann es nicht leiden, wenn ihm das Ober fehlt — und Chevalier Bunsen, ein wegen seiner Frömmigkeit bekannter Mann. Aber auch diese Beiden können nicht das geeignetste Mittel finden, dem Zwecke zu dienen, und gewiß ist, daß zwei Engländer mehr ausrichten würden, und das Practische der Anstalt besser zu fördern verständen, als alle jene Herren zusammen — so viel weiß man!

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 7. August. Zweiter Akt der „Hugenotten" von Meyerbeer. Margaretha v. Valois: Fräulein Waldhauser, königl. würtemb. Hofsängerin. — Hierauf: Eine Mutter des Hauses, Drama in 1 Akt, nach dem Französischen von Gollmick. — Zum Schluß: Zweiter Akt aus Robert der Teufel von Meyerbeer. (Letzte Gastrolle) Isabella: Fräul. Waldhauser.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 217.** Sonntag, den 8 August **1847.**

## Der Doppelgänger.

(Fortsetzung)

Die Behauptung Lodovico's, daß Adalinda seine Gemahlin sey, war eben so ungegründet, als manches andere, was er dem unglücklich Leidenden im Gefängniß vorgelogen hatte. Wegen einer plötzlichen Unpäßlichkeit und des darauf erfolgten unverhofften Todes des Marchese mußte nämlich die Hochzeit verschoben werden.

Während der ersten Trauermonate zog sich Adalinda auf ihres Vaters Schloß zurück, das nicht weit von Arpino im Königreiche Neapel, in der Mitte der Apenninen, etwa fünfzig Meilen von der Hauptstadt, entfernt lag. Der Verführer suchte sie noch zuvor zu einer heimlichen Verbindung zu überreden, denn er befürchtete immer, daß der so lange gespielte Betrug und der Mißbrauch seiner seltenen und ihm durch Zufall verliehenen Aehnlichkeit mit dem echten Grafen doch zuletzt entdeckt werden und er dann vergebens alle die großen Hemmnisse, die ihm bisher zur Erreichung seines Verbrechens im Wege gestanden, beseitigt haben möchte. Ueberdieß hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ein Bandit und Mitgefangener Ferdinando's mit diesem von den Galeeren entwischt sey. — Adalinda widerstand allen Bitten des Liebenden und zog sich, um ihrem Schmerze ganz ungestört zu leben, zu ihrer alten blinden Tante, die eine vortreffliche Dame war, aus dem geräuschvollen Leben in die stille Einsamkeit zurück.

Der falsche Eboli besuchte selten die Geliebte, allein er war Meister seiner Rolle, denn die Folge lehrt, daß er stets verkleidet, um nicht erkannt zu werden, die Umgebung des Schlosses durchspäht hatte. Er wußte durch verschiedene listige Mittel, welche aber alle nicht verdächtig erschienen und wobei der allmächtige Gott Mammon grade keine unbedeutende Nebenrolle spielte, Adalinden's Diener auf seine Seite zu bringen und so wurde das unglückliche Mädchen, ohne daß sie es ahnte, eine Gefangene in ihrem eignen Schlosse. — Ich weiß zwar nicht genau den ersten Grund, der sie argwöhnen ließ, daß sie zum Gegenstande des fürchterlichsten Betruges erwählt sey, aber genug, sie war eine Italienerin, die im gewöhnlichen Laufe des Lebens zwar eine angeborene Ruhe mit einer Art von Lässigkeit verband, welche sich aber eben so leicht in die energischste Leidenschaft umwandlen konnte. Kaum war der erste Funke des Verdachtes in ihr Herz gefallen, als sie auch schon fest entschlossen war, sich von der Wahrheit oder Täuschung desselben zu überzeugen, und wenn es auch ihr Wohl gefährden, und sie ihr Leben kosten sollte. Einige Anspielungen auf mehrere zwischen ihr und Ferdinando vorgegangene unbedeutende Begebenheiten, die der nun entlarvte Betrüger nicht verstand und nicht beantworten konnte, reichten hin, um den schwachen Funken zur hellsten Lohe anzufachen. Er, der sich sonst so fein zu verstellen wußte, wurde jetzt blaß und stammelte unverständliche Worte. Ein Blick, der zu Zeiten den Wolf unter dem Schafspelze verräth, eine Geberde oder eine Bewegung, welche oft die sonst schönen Gesichtszüge des Ueberlisteten unschön macht und selbst in einer leisen Miene den fein erschlichenen grausamen Triumph lesen läßt, alles dieß hätte unsern guten Schauspieler schon früher einem unparteiischen Beobachter gegenüber längst verrathen. Jetzt sah sie ihm so fest, wie sie es noch nie zuvor gethan, ins Auge, der Argwohn hatte ihren Blick mit einem Male mit dem schärfsten Glase bewaffnet. Lodovico vermochte diesen prophetischen, im Buche seines Herzens laut lesenden Blick nicht zu ertragen; scheu und erschrocken wich er ihm aus — jetzt blieb kein Zweifel mehr übrig, sie war betrogen!

Es schien ihr nicht gerathen, ihr Herz der gutmüthigen alten Tante aufzudecken, noch auch länger in diesem Schlosse neben dem verächtlichen Betrüger zu bleiben. Sie beschloß daher, ohne Zögern nach Neapel zurückzureisen, sich zu Murat's Füßen zu werfen und ihm den Betrug, der ihm selbst, ihr und dem edlen Vater so lange gespielt worden war, zu enthüllen. Aber es war schon zu spät, das Geschehene wieder gut zu machen, hatte doch der kluge Fuchs das feingesponnene Netz so angelegt, daß sie, ohne es auch nur im Entferntesten zu ahnen, sich nach und nach darin verwickeln mußte. Aber ihre Lage entmuthigte sie doch nicht, sie wurde im Gegentheil kühn, denn sie erinnerte sich an ihren verhaßten Kerkermeister, den sie einst im Wahnsinn lieben konnte! Wenige Minuten zuvor war sie noch ein junges, unbedachtes Mädchen gewesen, das so gutmüthig, unerfahren und biegsam wie ein Kind; aber jetzt urplötzlich war sie alt an Weisheit geworden, die Erfahrung hatte sie zur Greisin gemacht.

So oft beide von nun an zusammenkamen, was Adalinda so viel als möglich vermied, zeigte sie Vorsicht und Entschlossenheit, wobei die Uebermacht des sich der Schuld unbewußten reinen Gemüthes ihrem ganzen Wesen einen seltenen, majestätischen Adel verlieh. Der Urheber ihrer Leiden war anfangs unsichtbar, sie jubelte vor freudigem Entzücken, das Antlitz des Verhaßten nicht mehr zu schauen, doch nach wenigen Tagen erschien er wieder, gleich einem reuigen Sünder, der bereit ist, alle seine begangenen Fehltritte gewissenhaft zu beichten; dennoch vermochte lange kein Mittel, ihn zu dem wahren Geständnisse seiner Person zu bestimmen; aber die siegende Macht der Beredtsamkeit und die Kraft der Wahrheit lös'ten nach und nach

das feine Gewebe von List und Betrug auf, so daß er zuletzt einem vom klugen Jäger verfolgten Wilde glich, das in ein enges Gebüsch getrieben, ohne Rettung verloren ist. Was er auch an Verstand, wirklicher Erfahrung und ihm zur andern Natur gewordenen Verstellungskunst vor ihr voraus hatte, mußte vor dem weiblichen Scharfsinne und der feinen List, die Liebe und Rache einem Weibe und vorzugsweise einer Italienerin einflößen, zurückstehen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Ein Tag des eidgenössischen Freischießens in Glarus.

Von J. W. A.

Zu den interessantesten und eigenthümlichsten Erscheinungen des öffentlichen Lebens in der Schweiz gehören die eidgenössischen Schützenfeste. Hier ist es, wo sich die Nationalität der Schweizer noch am meisten geltend macht — wenn überhaupt von der selbstständigen Nationalität eines ab- und zusammengestückelten Landes, wie die Schweiz ist, die Rede sein kann. Hier muß der engherzige Kantönligeist allmälig einem nationalen Selbstgefühle weichen, und nirgends kann man daher wohl den Charakter dieses vielbesuchten, im Grunde aber weniggekannten Landes besser studiren. Wir möchten dieses „weniggekannt" recht sehr betonen. So viele Deutsche, Engländer und Franzosen auch das Alpenland alljährlich nach allen Strichen der Windrose hin durchziehen, so viele Touristen aus Nord und Süd die reine Himmelsluft seiner Berge athmen und in dem wunderklaren tiefgrünen Wasser seiner See'n sich spiegeln, so schlechtunterrichtet ist man doch im Allgemeinen über die Zustände des Volkes, welches sie bewohnt. Wer in die Schweiz geht, will die Natur in ihrer Schönheit und Hohheit sehen. Das sociale und politische Leben dieser fünfundzwanzig verschiedenen, zum Theil so sehr verschiedenen Stäätchen, die vielfachen Spaltungen und Parteikämpfe erscheinen aber im Angesicht dieser großstimmenden Natur mit ihrer ewigen Ruhe und Majestät zudem auf den ersten Blick so unerquicklich und zwerghaft verworren, daß Einem keine Lust anwandelt, näher in die Verhältnisse einzudringen, ihre wahre und eigenthümliche Bedeutung zu erforschen. Wie schwer hält es doch überhaupt dem Deutschen, sich in das schweizerische Leben hineinzufinden! So hören wir denn bei uns die verzerrtesten und oft lächerlichsten Urtheile über die Schweiz. Die Parteileidenschaft oder eine tiefe Abneigung gegen das durchaus practisch beschränkte Wesen, gegen die Nüchternheit, welche überall mit blöden kalten Augen entgegenschaut, der Mangel an bedeutenden Individualitäten, an höherer Anschauung und feinerer Bildung*), welche der Deutsche in der Schweiz eben so stark vermißt, wie der Schweizer in Deutschland die allgemeine lebendige Volkstheilnahme — dies Alles hat so einseitige Meinungen veranlaßt, daß man das Gesunde und Tüchtige in der Schweiz darüber oft gänzlich übersieht.

Doch ich gerathe in Erörterungen, zu denen hier weder Raum noch Beruf ist. — An einem trüben regengrauen Tage war ich von einem Streifzuge nach Tessin und den borromäischen Inseln in Zürich angelangt, und erfuhr sogleich, daß das von zwei zu zwei Jahren wiederkehrende Fest des eidgenössischen Schützenvereines binnen kurzem in Glarus, nur eine Tagreise von dem sogenannten „schweizerischen Athen", eröffnet werde. Solche Gelegenheit war nicht zu versäumen, und am Nachmittage des 17. Juli fuhr ich mit dem Dämpfer, der das rothe Schweizerbanner mit seinem weißen Kreuze stolz in die Lüfte flaggen ließ, den lieblichen, reich belebten Zürcher See hinauf. Die Schönheit und der an die oberitalienischen See'n erinnernde Charakter dieser Ufer ist bekannt. Schon der alte Klopstock hat, als er Anno 1750 bei Bodmer zum Besuche war, den Züricher See in einer Ode gefeiert („Schon lag hinter uns weit Uto" rc.) und auch Goethe ward hier zu längerem Aufenthalte verlockt. Seitdem hat sich aber ihre reizende Mannichfaltigkeit noch erhöht, indem der sanft ansteigende vordere Theil der Ufer mit Villen und stattlichen Fabrikgebäuden wie übersäet wurde, so daß man ihn als eine vier Stunden lange Vorstadt von Zürich bezeichnet. Uebrigens kann die Landschaft nur lieblich genannt werden; erst wenn man Rapperschwyl mit seinem Kloster und der alten 4500 Fuß langen Holzbrücke erreicht hat, erhält sie ein mehr romantisches Colorit. Rechts von Rapperschwyl, „dort bei des See's größter Breitung" zeigt sich die kleine Insel Uffnau, wo Ulrich von Hutten, verfolgt und flüchtig, den Heldengeist aushauchte. Doch wer kennt nicht den „Verbannten" und Herwegh's schönes Gedicht? Die Insel, dem Kloster Einsiedeln gehörig, hat nur eine Pachterwohnung und eine alte halbverfallene Kirche. Hutten's Grab daselbst ist verschollen und vergessen.

In Schmerikon, einem Dorfe am östlichen Ende des See's wurde gelandet. Eiligst drängten sich die Passagiere nach den Deligencen, die von hier weiter führen sollten. Ich erkämpfte mir einen Platz in dem Hauptwagen, in dessen weitem Bauche sich bereits eine bunte Gesellschaft zusammengefunden hatte. Neben mir saßen einige Advocaten und Kaufleute aus Tessin, dem einzigen Kanton, welcher jenseits der Berge liegt. Seine Bewohner sind bekanntlich durchaus Italiener und unterscheiden sich eben so sehr wie die Waadtländer und Wallifer von den deutschen Schweizern, mit denen sie weder jenen grobkantigen Charakter noch den Gesichtstypus gemein haben. Seit dem Jahre 1839 gehört Tessin, auffallend genug für einen durchaus katholischen und italienischen Kanton, durch eine gewaltsame Umwälzung zur radicalen Partei und auch auf der Tagsatzung hat es die überwiegende Stimmenzahl gegen den Sonderbund vermehren helfen. Es war deshalb wohl zu erwarten, daß Tessiner zu dem Feste kommen würden. — Unter dem jubelnden Zurufe der Dorfjugend fuhren wir von Schmerikon ab. Schon von den verschiedenen Oertchen am See war die Gesellschaft mit Böllerschüssen und Vivats begrüßt worden. Ein eidgenössisches Schützenfest bringt gewöhnlich die halbe Schweiz in Aufregung. Mit klingendem Spiele zieht dann ein allgemeines freudiges Nationalbewußtseyn in die Herzen ein und alle Dörfer, durch welche die Schützen kommen, bezeugen ihre Theilnahme durch Ehrenpforten und Laubguirlanden.

Utznach, ein kleines Städtchen, malerisch an einer Anhöhe gelegen, von der ein alter Thurm, wie ein dunkler Ritter auf der Wacht, herabblickte, war unsere nächste Station. Hier wurde der Postwagen von St. Gallen erwartet und ein Souper eingenommen, das, bestehend aus Kalbscotteleten, Kalbsbraten, Kalbsragout, Kalbsleber und Kalbsfüßen, zu manchen heiteren Scherzen Anlaß gab. Nach drei Stunden saßen wir endlich wieder im Wagen. Ein erfrischender Regen war indeß eingetreten; einzelne Blitze zuckten noch am Himmel und streiften, durch die Scheiben zitternd, bald die Glasaugen einer

*) Es muß bemerkt werden, daß Ref. hier vorzugsweise die deutsche Schweiz im Auge hat. Die Red.

Brille, bald eine schlaftrunkene bleiche Nase. So wurde Morgens gegen vier Glarus erreicht.

Hier und da schaute ein hübsches Kind mit noch schläfrigen Augen, aber die freudige Erwartung im Gesichte, im Nachthäubchen und leichten Morgenkleide auf die Straße herunter, um die neuangekommenen Fremdlinge zu sehen, einzelne Zeiger im rothen Rocke kamen auch schon zum Vorschein. Die Straßen sahen von dem nächtlichen Regen ganz blank und frisch gewaschen aus und man merkte es dem ganzen Städtchen an, daß es sich zum Empfang der Gäste mächtig gerüstet hatte.

Das Städtchen oder der Flecken Glarus, bekanntlich Hauptort des größtentheils protestantischen, gewerbfleißigen Bergkantons, und mit seinen steinernen Häusern eine bescheidene ländliche Wohlhabenheit verrathend, liegt ganz abgeschieden mitten im Schooß der Hochgebirge, deren graue Gipfel von allen Seiten in seine Straßen hereinsehen. Schon um fünf Uhr sieht man hier, selbst in den höchsten Sommertagen, die Sonne nicht mehr. Westlich erhebt sich dicht hinter ihm der majestätische Gläreisch mit seinem Vreneli's-Gärtli, das einst eine blühende Alp gewesen seyn soll, aber wegen eines habsüchtigen schlimmen Besitzers von einer Lawine heimgesucht wurde und jetzt statt der Rosen nur Schnee und Eis hat. Durch diese Abgeschiedenheit in der großartig wilden Natur soll das kleine Glarus trotz seiner industriellen Betriebsamkeit mehr als anderwärts die biederschlichten Sitten der Väter bewahrt haben, wie uns denn überhaupt auf den Höhen, auf den duftenden Alpenwiesen und in den Hütten der Bergkantone noch allein jene kraftvollen und stämmigen Söhne der Natur begegnen, von welchen die alte Schweizergeschichte so viel des Erhebenden berichtet. Das diesjährige Schützenfest erhielt daher durch die Wahl des Ortes einen eignen volksthümlichen Reiz.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** Ein Brautgeschenk. John Coulter erzählt (in seinen „Abenteuern auf der Westküste Südamerikas u. s. w. London, 1847") von den kanibalischen Horraforas: „Es herrscht bei ihnen ein schauderhafter Brauch. Bevor ein junger Mann in Besitz seiner Braut gelangen kann, muß er ihr einen menschlichen Kopf zum Geschenk machen, der nicht verstümmelt sein darf, sondern bei genauer Prüfung von Seiten der Familie der Braut die deutlichen Merkmale und Zierrathen eines Feindes erkennen lassen muß. Zu diesem Zwecke machen sich zwei bis drei junge Männer, die eine Frau zu haben wünschen, in der Richtung eines feindlichen Stammes auf den Weg und streifen vielleicht zwei Monate lang umher, bevor es ihnen gelingt, einen Feind zu überwältigen und sich in Besitz des verlangten Hauptes zu setzen; sobald man dies erlangt hat, wird es sorgfältig in feuchte Blätter gewickelt, dann noch mit einer starken Grasdecke umgeben und überdies mit Fäden aus Cokusnußfasern umwunden, so daß es wie ein großer Ball aussieht. Auf dem Heimwege taucht man dies Kleinod oft in Wasser, um die Zersetzung möglichst zu verhindern, und der glückliche Bräutigam überreicht endlich die appetitliche Gabe der Familie seiner Braut, welche sich nach Befinden auch wohl den feindlichen Kopf noch wohlschmecken läßt. Bl. a. d. Gw.

*** Der „Punch" fängt an die unmäßigen Trinkgelder, denen man in England bei Besichtigung öffentlicher oder Privatanstalten ausgesetzt ist, scharf zu rügen. Er berechnet die Kosten eines unentgeltlichen Besuches des dem Herzog von Marlborough gehörigen Schlosses Blenheim, das den Mitgliedern der brittischen Association geöffnet wurde, auf die runde Summe von 2 Pfd. für die Person.

*** Jenny Lind ist neulich in folgenden Versen besungen worden:

> Ein Engel stieg sie zu uns nieder,
> Gesandt von Gottes hehrem Thron:
> Doch fordert sie für ihre Sendung
> Unmäßig hohen Botenlohn.

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

(Frankfurt, 7. August.)

†. Der blinde Clarinettist, Herr J. F. Henzschell, von dem wir bereits in verschiedenen Zeitschriften die rühmlichsten Berichte über seine Kunstleistungen gelesen haben, ist hier angelangt und beabsichtigt ein Concert zu veranstalten. Indem wir die edlen Bewohner Frankfurts auf diesen ebenso unglücklichen als begabten jungen Künstler aufmerksam machen, der allein, ohne Freund und Führer durch die Welt reist, bemerken wir noch, daß dem bevorstehenden Concert eine Subscriptionsliste vorangehen wird. Das Programm werden wir seiner Zeit mittheilen.

§. Köln. Auf unserer seit Anfang vorigen Monats eröffneten Kunstausstellung muß nach dem zu urtheilen, was bis heute ausgestellt ist, den Deutschen der Preis zuerkannt werden. Des eigentlich Ausgezeichneten, Hervorragenden lieferten Belgien, Frankreich und die Niederlande Nichts. Mit einer wahren Seelenfreude bewundert man allgemein die „heimkehrenden Schnitter" von Prof. Becker in Frankfurt. Dies Bild ist eine in schöne Formen übergegangene Meisterscene aus einer Dorfgeschichte Auerbach's, ebenso naturwahr, so poetisch tief empfunden und seelenvoll bis ins Kleinste durchgeführt. Ein wenig mehr Kraft in der Färbung, und man darf Becker den deutschen Robert nennen. Reich an Charakterstudien, lebendig wahr in der Composition ist „der entschiedene Proceß" von G. Flüggen aus Köln. Ein junger Advocat hat einen Rechtsstreit einer armen Familie gegen eine hochadelige gewonnen; beide Parteien sind im Gerichtssaale beim Spruche zugegen gewesen, der eben zu Gunsten der Erstern gefällt wurde. Wir müssen gestehen, daß wir noch von keinem deutschen Genremaler ein an Charakteren und Situationen wahreres, reicheres und lebendigeres Bild gesehen haben, als dieses, das über dreißig Figuren zählt, und was die Art der Ausführung angeht, mit dem Becker'schen Bilde die Perle der Ausstellung ist. Vielversprechend sind Wittkamp's Bilder, der, wenn er in seiner Weise fortfährt, Belgiens größter Künstler wird, denn er entwickelt eine wahre poetische Anschauung in seinen Gemälden.

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 7. August. Ueber einige anomale hydroelektrische Phänomene. — Neues Reagenz auf Strychnin und dessen Salze. — Verhalten des unterschwefligsauren Natrons zu Gold- und Silbersalzen.

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Paris.

Nie hat ein Fest auf mich einen solchen Eindruck gemacht, als das letzte große am 29. Juli. Aus dem Spiele schließt man psychologisch richtig auf den Menschen, und aus Volksspielen und Volksfesten auf den Charakter der Menge. So hat man auch an jenem Tage die nicht allzu frohe Stimmung der Gesammtheit klar und deutlich wahrnehmen können. Der Tag selbst ist dem Franzosen seit mehr als anderthalb Decennien der heiligste, der freudigste, aber das Gefühl Aller war nicht, wie sonst, ein reines, vielmehr ein mit Wehmuth gemischtes. Vielleicht blickte das Volk ernst, mindestens ernster als im vergangenen Jahre, weil überkluge und allwissende Zeitungsblätter die Regierung vor diesem Tage gewarnt hatten, und diese demzufolge Danton's gewichtiges Wort: „Man muß den Franzosen Furcht machen", beherzigend, mehrere Regimenter aus den Umgebungen von Paris einmarschiren und die Vorstädte dicht mit Militär fast hatte verrammeln lassen. Der Franzose besitzt einen edlen Stolz, den Stolz auf sich selbst, auf seine Nation und seine Geschichte. Behandelt man ihn aber wie ein kleines Kind, und droht ihm mißtrauisch mit der Zuchtruthe, dann zeigt er sich seiner würdig und thut wie ein Mann, lächelt und — schweigt.

Um 12 Uhr kam der König, von einer gewaltigen Escorte, wie ich sie noch nie zuvor gesehen, von Neuilly in den Tuillerien an. Wie in den zwei letzten Jahren, fand auch heute von 3 bis 5 Uhr Nachmittags ein sogenanntes Fischerstechen statt. Etwa zweihundert Gondeln und Nachen, mit Blumenguirlanden reich verziert, bewegten sich bunt durcheinander, und die beiden Seine-Ufer vom Pont Royal bis zum Pont de la Concorde waren dicht mit ruhigen Zuschauern wie besäet. Bei den Tuillerien war ein großes, prachtvolles Zelt aufgerichtet. Ueber der kleinen Flotte waren Schanzkleider aufgespannt und an reichen Guirlanden und Floras sinnigen Spenden fehlte es nirgends. Besetzt waren jene von den „Protegirten" und der „Elite". Aber die geschmückten Gondoliere sangen nicht wie einst die kühnen Troubadours der alten Dogenstadt. Um 7 Uhr Abends erschien der König sammt seiner ganzen, zahlreichen Familie auf dem Balcone eines Seitenflügels des Schlosses „Pavillon de l'Horloge" genannt, auf welchem er sich auch um dieselbe Zeit vor zwei Jahren befand, als Henri auf ihn schoß, und das Concert begann, wenn man ein wildes militärisches Charivari also taufen will. Vor und nach der musikalischen Misere rief nicht eine Seele Vivat, in dem Garten neben den Tuillerien war unter dem Publikum eine tiefe Stille eingetreten, wie in den uralten Katakomben. Louis Philipp selbst sah nicht so wohl und fröhlich aus, wie vor drei Monaten am Namenstage.

Die Barken und Dampfschiffe waren alle illuminirt. Ebenso war das „Hotel de ville", welches in der Geschichte Frankreichs eine so bedeutende Rolle spielt, ganz mit Gas erleuchtet. Der altergraue, fast schwarze Stein, welcher einst stiller Zeuge glorreich-blutiger Zeiten war, und das moderne blendende Licht, standen in grellem Widerspruch. Aber das wankende Schiff, das Wappen der Stadt Paris, brachte in diesem feenhaften weißen Lichte eine magische Wirkung auf den Beschauer hervor. — Das Invalidenhaus, welches Duroc's, Bertrand's und Napoleon's Asche birgt, beging auch mit jugendlichem Feuer das Fest der Neuzeit. Haben doch die Krüppel, deren Arme und Füße auf Europas und Afrikas Kriegsfeldern zerstreut umherliegen, eine weit größere, gewaltigere und thatenreichere Revolution durchlebt.

Und die Bastille, Frankreichs Gesammtbiographie von Ludwig XIV. bis Karl X., die sich jetzt in einen „Juliusplatz" verjüngt, und aus dem langen, schweren Traume der Vergangenheit urplötzlich mit Einem Male sich losgerungen und eine Juliussäule als Trophäe des Menschengeistes hingepflanzt hat, auch die alte Bastille, worauf der königliche Marius Romas Glanz schaut und Romas Nacht ahnt, trug die tricolore Fahne auf ihrem stolzen Haupte, und der schwebende Genius, welcher sorgsam auf Paris blickt, den Kern des Landes, das Centrum der schwergepanzerten Phalanx, stand da, hell erleuchtet, um die Stirne die welthistorischen Zahlen „27, 28 und 29."

Der alte Tummelplatz der Residenz, die elysäischen Felder, waren gleichfalls illuminirt, aber weit ökonomischer und einfacher, denn je zuvor. Der Grund mag in den gewiß weit wichtigeren Ausgaben der Stadt liegen, welche Millionen an Hungernde vertheilt hat, und obgleich die Summe von 200,000 Frs., welche die Kammer für das Fest votirte, im Verhältnisse viel zu gering, so ist der Grundsatz des Stadtpräfecten: „Wenn das Volk hungert, wozu braucht das Volk eine Illumination?" ebenso human als rühmenswerth. Ueberdies kann die Stadt Paris die seit wenigen Monaten durch die allgemeine Noth so bedeutend angewachsene Schuld erst im Jahr 1856 ganz tilgen.

Das Feuerwerk war abgebrannt, die Blumen verdufteten und welkten hin wie die Freude des Herzens, das Kreuz der Ehrenlegion schien immer düsterer, die Flammenringe und flammenden Kränze erloschen, die Bajazzo's und Harlekins wurden müde, die Lichter lagen in der Agonie, das Oel war, wie das Mark des Lebensmüden, erschöpft, die alten, feurigen Helden an den Quais und in den Champs elysées schienen schwach und invalide, Mond und Sterne zogen auf wie die alte Garde des Kaisers und der Pariser hatte auch den 29. Juli 1847 glücklich und ziemlich ruhig überstanden, — er gähnte und legte sich zu Bette, um am morgenden Tage wieder neu gekräftet und frisch gestählt seinem gewöhnlichen Lebensberuf nachzugehen.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, 7. August. Zweiter Akt der „Hugenotten" von Meyerbeer. Margaretha v. Valois: Fräulein Waldhauser, königl. würtemb. Hofsängerin. — Hierauf: Eine Mutter des Hauses, Drama in 1 Akt, nach dem Französischen von Gollmick. — Zum Schluß: Zweiter Akt aus Robert der Teufel von Meyerbeer. (Letzte Gastrolle) Isabella: Fräul. Waldhauser.

Sonntag, den 8. August. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abtheilungen, von R. Benedix.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 218.** Montag, den 9. August **1847.**

## Der Doppelgänger.

(Fortsetzung)

Er bekannte nun die Wahrheit. Er war der ältere Bruder Ferdinando's und ein natürlicher Sohn des alten Grafen Federigo Eboli. Ferdinando's Mutter, welche so von ihrem Gatten verrathen wurde, vergab diesem nie, und erzog Lodovico, der etwa anderthalb Jahre älter war als Ferdinando, im tödtlichsten Hasse gegen den Vater. Obwohl seine Erziehung eine ganz gewöhnliche und rohe zu nennen war, besaß er dennoch die feinen Talente, die oft dem gemeinsten Italiener eingeboren sind, nämlich: außerordentliche Schnelligkeit im Auffassen, und die Kunst sich zu verstellen und in fremde Denk- und Empfindungsweise zu versetzen.

„Signorina, Sie müßten erbleichen," sprach er zu seiner zitternden Zuhörerin, „wenn ich Ihnen beschreiben wollte, was ich alles da gelitten habe, um mein Vorhaben zu erreichen, nur um — Ihretwillen! Ich besaß keinen einzigen Vertrauten, der mir beigestanden hätte. Ich mußte Alles selbst vollführen. — O, das war ein ruhmvoller Triumph, der den schönsten Lorbeer verdient hätte, und den ich blos meiner Beharrlichkeit, meinem Muthe verdankte, da ich als der wahre hochgeborne Graf Eboli meinem armen Bruder gegenüberstand und ihn von dem Könige beschimpft, ja zuletzt wie einen gemeinen Bettler aus dem Palast gejagt werden sah.

Kaum hatte er ihr sein ganzes bisheriges Leben geschildert, wobei er mehr als einen schwarzen Fleck seiner Seele unbedachtsamer Weise aufdeckte, so strebte er, Adalinden wieder ganz für sich zu gewinnen. Er suchte durch die zärtlichsten Beweise von Liebe und Aufmerksamkeit ihr Herz zu rühren. War er nicht in der That so lange der Gegenstand ihrer Wünsche und Träume, war er nicht so lange ihr Abgott gewesen? War er es nicht, der auf der Villa di Spina mit Gefahr seines Lebens ihren Balkon erstieg? Er rief ihr jetzt jene Scene von gegenseitiger, unbegrenzter Zärtlichkeit ins Gedächtniß zurück, da dieß bei zartfühlenden Frauen das wirksamste Mittel zu seyn pflegt, ihre verlorene Gunst wieder zu erlangen. Ein dunkles Roth überzog Adalinden's Wange, Schreck und Abscheu vor dem Betrüger, der ihre Unschuld und Leichtgläubigkeit so niederträchtig mißbraucht hatte, erfüllten alle ihre Gedanken. Er schwor bei der Allmacht seiner Liebe, daß er gleich nach ihrer glücklichen Vermählung Ferdinando befreien und ihm mit ihrer Zustimmung die Hälfte seines eigenen Vermögens, ja noch mehr, freudig abtreten wolle. Sie antwortete mit einer leidenschaftlichen Gluth, sie wollte tausendmal eher dem unschuldig leidenden, durch ihr eigenes Vergehen überaus unglücklich gemachten Geliebten die eisernen Ketten tragen helfen, als ihre reine Seele mit Betrug und Verbrechen beflecken. Sie verlangte, sie bat, ihren Zorn verhaltend, um ihre rechtmäßige Freiheit, allein die ungezähmte, wilde Natur, die der Verlarvte bisher mit Gewalt bemeistert hatte, zeigte sich jetzt in ihrer wahren Größe: er verfluchte sich und sie, und drohte ihr sammt dem glücklichen Ferdinando mit augenblicklichem Tod, wenn sie je wagen sollte, das Schloß anders denn als seine Gemahlin zu verlassen. Seine Uebermacht und der die entmenschteste Bosheit verkündende Blick machte sie anfangs erbeben, doch bald ertrug sie Alles, dem äußern Anscheine nach, gleichgültig, im Herzen aber wünschte sie sich den Tod, damit auch mit ihr der Gedanke an einen Mann begraben werde, der die Frucht aus dem Mutterschooße herausgerissen und die Blüthe sammt der Wurzel zerstört hatte.

Doch das Weib ist scharfsichtiger als der Adler, der von der tausend Klafter hohen Felsenspitze die Beute ersieht, mit des Blitzes Schnelle die Luft durchschneidet, sie mächtig erfaßt und auf die sichere Höhe zurückträgt. Es reichte für unsere Adalinda kaum eine Stunde ihres Unglücks hin, um ein Mittel zur Flucht zu ersinnen. In einem hochbestaubten Schranke des Schlosses lagen die nach altem Schnitte gefertigten Kleider eines Pagen ihrer Mutter. Adalinda zog das Pagenkleid an, band ihr Haar in einen kleinen Zopf zusammen, und um sich im Nothfalle vertheidigen zu können, umgürtete sie sich mit einem kurzen Schwerte, nach alter Pagensitte. Dann ging sie leise und unbemerkt durch eine geheime Fallthüre, die sich in einem der letzten Gemächer befand, in die Schloßcapelle, von wo sie des Nachts, etwa zwei Stunden nach Sonnenuntergang, entschlüpfte. Denn sie besaß allein die Schlüssel, welche die Kapelle öffneten, die sie dann hinter sich wieder bedachtsam zuschloß. Jetzt war sie frei! — Vor ihr lagen hohe, unwegsame Hügel, über ihr wölbte sich der sternenreiche Himmel, und eine eiskalte Novemberluft umwehte sie von allen Seiten, als sie die Mauern des Schlosses glücklich im Rücken hatte, aber die Furcht vor dem Feinde ließ sie an kein Hinderniß oder irgend eine Gefahr denken. Leichtbeflügelten Schrittes setzte sie über das felsige Gestein, jubelnd und singend wie die Nachtigall, die listig dem engen Bauer entflogen ist, und sich freudig in die Luft schwingt. Weil sie aber nie zuvor weiter, als höchstens eine Meile zu gehen gewohnt gewesen war, empfand sie schon nach wenigen Stunden eine große Müdigkeit, ihre Füße schwollen an, und ihre leichten Schuhe waren bald zerrissen; finstere Nacht sperrte ihr dazu jeglichen Weg ab. Kaum dämmerte der neue Morgen, als sie sich mitten in eine wilde, mit Steineichen besetzten Ge-

gend der Apeninnen versetzt sah, wo weder eine freundliche Hütte noch, außer den Gebirgsthieren, irgend ein lebendiges Geschöpf zu entdecken war. Hunger und Mattigkeit überfielen sie immer heftiger. Sie hatte wohl vorsichtiger Weise von Hause Gold und Juwelen mitgenommen, die sie aber jetzt gerne für einen einzigen Bissen Brod oder einen labenden Trunk hingegeben hätte. Dabei erinnerte sie sich der vielen Sagen von Räubereien, die auf den Apeninnen stattgefunden hatten, aber nach ihrer festen Ueberzeugung konnte doch Niemand auf Erden unbarmherziger und grausamer seyn, als der, dem sie unter dem Schutz des Himmels entflohen war. Dieser tröstende Gedanke, ein wenig Ruhe und ein Trunk frischen Wassers von einer nach emsigem Forschen entdeckten Bergquelle, verliehen ihr von Neuem so viel Kraft und Muth, um ihre Reise fortsetzen zu können. Der Mittag kam; aber im Süden Italiens ist selbst im November die Hitze, insbesondere für eine Neapolitanerin, welche sich ihr nie oder höchstens sehr selten auszusetzen pflegt, unerträglich stark. Eine an Ohnmacht grenzende Schwäche überfiel sie. Da erblickte sie plötzlich längs der Gebirgseite, wo sie ging, eine Höhle, von Lorbeerstrauch umschattet, in die sie eintrat, um sich von ihrer Erschöpfung zu erholen. Die Höhle erschien klein und schmal, doch führte sie zu einem weit geräumigern, tiefer gelegenen Platze, wohin von oben durch eine breite Felsenspalte das Licht fiel; hier lagen Ueberreste von gebratenem Wilde, einige ausgesuchten Speisen, frisch gepflückte Weinbeeren und eine zur Hälfte geleerte Weinflasche auf einem hohen steinernen Tische. Furchtsam und zitternd blickte Adalinda um sich, aber alles weit umher war still wie im Grabe. Sie setzte sich auf den Tisch und verzehrte mit Heißhunger einen Theil des Vorrathes; dann warf sie die Pagenmütze ab, und ihr Auge füllte sich mit heißen Thränen, als sie des unglücklichen Ferdinando's und seiner Leiden gedachte, welche er um ihretwillen und durch ihre Schuld jetzt erdulden mußte. Die sonderbare, von Gold und Purpur schimmernde Tracht, die sich um ihren schlanken Leib anlegte, ihre Schönheit und dabei ihre Lage, wie sie so ganz allein in tiefes Nachdenken versunken, auf dem hohen, steinernen Tisch lag, dabei die einsame Umgebung, alles zusammen gewährte ein ebenso eigenthümliches als malerisches Bild.

(Schluß folgt.)

---

## Ein Tag des eidgenössischen Freischießens in Glarus.

(Fortsetzung.)

Allmählig wurde es rege in den Straßen. Am Himmel hingen nur noch einzelne Nachzügler des nächtlichen Gewitters und die Sonne strahlte einen schönen Tag verkündend, siegreich heiter durch das zerrissne Gewölk. Die bereits anwesenden Schützengesellschaften versammelten sich bei dem neuen Zeughause auf einem freien Platze vor dem Städtchen, wo die eidgenössische Fahne unter Bedeckung und Musik sich einfand. Um 10 Uhr ordnete sich endlich der Schützenzug. Voran eine Abtheilung Jäger nebst dem aus ungefähr zwanzig kleinen, wohl uniformirten Burschen bestehenden Cadettencorps von Glarus, die Zeiger in ihren rothen Röcken, und mit ihrem ebenso abenteuerlich buntgekleideten Trommler; dann kam die eidgenössische Fahne, von Dr. Brenner, dem beliebten Redacteur der „Nationalzeitung“ aus Basel, einem im kräftigsten Alter stehenden jungen Mann mit stattlichem Barte getragen, sowie die Komite's von Basel und Glarus mit ihren Abzeichen; ihnen folgten die verschiedenen Schützengesellschaften mit ihren Fähnlein, die Stutzer unter'm Arme; ein zweites Peloton Jäger beschloß den Zug. So bewegte man sich unter klingendem Spiel und Böllersalven durch das Städtchen nach dem Schieß- und Festplatze. Dieser liegt, überaus malerisch von den Hochalpen eingeschlossen, zehn Minuten weit entfernt, am Fuße des Glärnisch.

Hier hatte sich nun in dem sonst so stillen Alpenthälchen eine ganze kleine Stadt von Zelten, stattlichen buntbewimpelten Festgebäuden und Krämerbuden ausgebreitet. In der Mitte des Platzes erhob sich stolz und schlank eine 140 Fuß hohe Riesentanne, an deren dunkelgrünem Wipfel die eidgenössische Fahne wehte. Westwärts zog sich die 360 Fuß lange Schießhütte mit den Stutzerständen hin, für fünfundvierzig Schießstände berechnet und über dem Hauptportale mit einem von Steiner in Winterthur Grau in Grau gemalten Tableau: Scenen aus der Geschichte des Tell geschmückt, bei dem die äußeren Umrisse ausgeschnitten, so daß die freie Luft den Grund bildete und die mittelgroßen Figuren von ferne wie aus Stein geschnitzt erschienen. 530 Fuß von den Ständen entfernt, am untersten Abhange des Glärnisch standen fünfundvierzig Scheiben; die sieben sogenannten Stichscheiben waren in der Mitte angebracht; sie hatten in der Taufe die Namen: Vaterland, Sankt Gallen, Graubünden, Aargau, Thurgau, Tessin und Waadt erhalten, also derjenigen Kantone welche früher im Unterthanenverhältnisse zu den übrigen standen und, namentlich Tessin, von schweizerischen Vogten arg bedrückt wurden. Diese Benennung war deßhalb keinesfalls eine zufällige, und mußte irgend eine innere Bedeutung haben; sie schien mir eine Art Genugthuung für die genannten Kantone und bei dem Mißverhältnisse zu den Urkantonen andeuten zu wollen, daß man Tessin, Aargau u. s. w. für ebenso gute und starke Glieder der Eidgenossenschaft halte als die ursprünglichen Bundeskantone.

Den südlichen Theil des Platzes begränzte eine zweistöckige hölzerne Speisehütte, die zwei- bis dreitausend Menschen aufnehmen konnte und in der Mitte, dem Haupteingang der Schießhütte gerade gegenüber, hatte man auf einer leichten Erdterrasse einen recht zierlichen achteckigen kleinen Tempel aufgerichtet, hinter dessen Bogenfenstern die Preise und Ehrengaben der verschiedenen Kantone prangend zur Schau ausgestellt waren, Gedenkmünzen, Jagdhörner, Geldstücke in hübschen Börsen, werthvolle Stutzer u. s. w., für welche die Schützen heute und in den folgenden Tagen ihre Kunst erproben sollten.

Vor diesem „Gabentempel“ wurde Halt gemacht; die beiden Comite's bestiegen die kleine Erhöhung; die eidgenössische Fahne wurde nach einigen Reden von Basel dem Centralcomite in Glarus übergeben und von einem Mitgliede desselben auf eine aus der Mitte des Gabentempels sich erhebende leichte Spitze aufgepflanzt. In diesem Augenblicke wurde eine Salve von zweiundzwanzig Kanonenschüssen abgefeuert und hallte krachend in den Bergen wider; allgemeines Hoch erscholl, und während der Ehrenbecher nach altem Brauch unter den Schützen die Runde machte, erklärte der Präsident die Eröffnung des eidgenössischen Schützenfestes.

Da von den Reden bei Uebergabe der Fahne u. s. w. nur einzelne abgerissne Bruchstücke, wie: „Freiheit der Vä-

ter" — „beneiden uns die anderen Völker" — „Helvetiens" — und ähnliche Schweizer-Stereotypen durch die Wogen des versammelten Volkes zu mir herübergeschwemmt wurden, so war ich während dessen auf die Speisehütte gestiegen. Von hier konnte ich den ganzen Platz bequem überschauen. — Es war ein großartig schöner und seltner Anblick, wie man ihn eben nur in der Schweiz haben kann. Die ganze Natur war nach dem entladenen Gewitter freiheitsathmend, voll Farbenglanz und Frische! Die vielen lustigflatternden Fahnen, die muskelkräftigen Gestalten der Schützen, Alpenrosen auf dem Hute und die wichtigen ehrwürdigen Stutzer unter'm Arme, die weißen Zelte auf dem grünen Wiesenplan und einzelne Hütten mit spitzen Schindeldächern an den Bergen hangend, — dies all' vereinte sich zu einem prächtig belebten Bilde. Und dazu nun als großartigen Hintergrund die ewigen Alpen, deren ernste, graue Riesenhäupter mit jener reizenden Melancholie der Majestät auf das vielgestaltige bunte Treiben zu ihren Füßen herabschauten. Ein junger Walliser von unsrer Gesellschaft, welche sich wie die Kinder Israels um jene wandelnde Rauchsäule, um einen langaufgeschossenen aber sehr liebenswürdigen und gesprächigen Engländer schaarte, stieß mich an und deutete nach dem Gipfel des gewaltigen Thalwächters, des Glärnisch. Hoch oben, achttausend Fuß über dem Meere, hatte man eine Fahne mit den eidgenössischen Farben aufgepflanzt. Ein schöner, imposanter Gedanke! Leider hatte es einem jungen Burschen aus Glarus, der mit heraufgeklettert war, und beim Hinabsteigen wahrscheinlich in der Freude seines Herzens zu rasche und unvorsichtige Schritte gethan, das Leben gekostet; wir waren in der Frühe seinem stillen Leichenzuge begegnet.

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** Sind die 13 Planeten, 19 Trabanten unseres Sonnensystems, die Sonne, Fixsterne u. s. w. bewohnt wie die Erde? Die Frage ist alt. Schon Lalande fragte: „Worauf beruhte denn das Vorrecht unserer Erde, allein bewohnt zu seyn, anders als auf der abergläubischen und furchtsamen Einbildung derer, die sich nicht über den Kreis ihrer unmittelbarn sinnlichen Wahrnehmung erheben können?" Aber Voltaire meinte: „Wir könnten zwar annehmen, daß die dem unsern ähnlichen Planeten auch von Geschöpfen bewohnt seyen; aber wir haben für diese Annahme grade so viel Gewißheit, wie wenn Jemand, der Flöhe hat, daraus schließen wollte, Jeder, der ihm auf der Straße begegnet, habe desgleichen; es kann seyn, daß sie alle haben, aber es ist darum noch nicht bewiesen, daß dies wirklich der Fall ist." Dennoch hat Dr. Plisson in Paris, so weit sich die Hypothese nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft lösen läßt, jetzt eine Schrift herausgegeben, betitelt: „Les Mondes ou Essai philosophique sur les conditions d'existence des êtres organisés de notre système planétaire." Dies Buch wird von französischen Blättern sehr gerühmt.

*** Man will in Algerien jetzt Versuche anstellen, neben den Kameelen die Elephanten wie in Ostindien zu Transportmitteln zu gebrauchen. Hat man auch in Algerien solchen Ueberfluß an Vegetabilien, wie in Ostindien?

*** Am 23. Juli wurden von einer reisenden Gesellschaft in N. B. die „Karlsschüler," von Laube, aufgeführt. Wegen Mangel an Personal spielte die Darstellerin der Gräfin Franziska zu dieser Rolle noch den Hundenjungen Rette ganz gemüthlich dazu!

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Wien.

#### Italienische Oper.

Also — die Stagione wäre für heuer wieder zu Ende; das will auf deutsch sagen, die dreimonatliche Periode, während welcher welscher Singsang und Klingklang auf den Brettern der ersten deutschen Opernbühne ausschließlich sein Wesen treibt, ist vorüber. Hätte ich nicht gleich mit diesem privilegirten Kunstausdrucke, mit diesem Schlagworte der Leibrecensenten der welschen Truppe, an dem sich die Eingeweihten erkennen, begonnen, so würde man mir schon von vornherein die Competenz, in derlei wichtigen Sachen auch ein Wörtlein mit zu reden, abstreiten. Also noch einmal, die Stagione ist vorüber; und mit ihr ist auch der Kelch des Leidens vorübergegangen an der großen Zahl jener Musikfreunde, denen der widerlich süßliche, entnervende Schlaftrunk italienischen Geklingels den Magen verdirbt und schon längst zum Ekel geworden ist, während der kräftige, edle Wein deutschen Gesanges ihnen Herz und Seele erfrischt, sie entflammt und begeistert. — Wie sich doch die Extreme berühren! Gerade in den drei schönsten Monaten des jungen Jahres, wenn der Frühling mit der Erde seine Flitterwochen feiert, wenn Natur und Wahrheit, lauter und rein, auf allen Wegen und Stegen uns entgegentritt und zur Nachfolge mit lautem Mahnen uns ermuntert, herrscht auf unserer Opernbühne, die sich doch eben so gut wie jede Andere die Natur zum ewigen und alleinigen Muster nehmen sollte, — die tollste Unnatur, die geschmackloseste Affectation, die schreiendste Verhöhnung alles Schönen und Wahren in der Kunst der Töne. — Und diese Anklage ist keine übertriebene. Man höre doch nur jenes ordinäre und charakterlose Geklingel, das die Italiener in neuester Zeit Opernmusik zu nennen belieben, drei Monate hindurch ohne Abwechslung von ihren eingebornen Sängern in jener widerlich süßlichen Manier vorgetragen, der alle welschen tenori und bassi primi assoluti ohne Ausnahme huldigen, und man wird sogar gegen die reizendste und liebenswürdigste aller Künste eine gewisse Scheu, einen temporären Widerwillen bekommen.

Diese moderne italienische Opernmusik ist aber auch darnach. Da ist keine musikalische Phrase, und sey sie noch so gemein und abgeschmackt, die nicht in jeder neuen Oper wenigstens einmal untergebracht werden müßte, wenn sie nur klingt; da ist kein Unsinn im tonlichen Ausdrucke, der nicht Gnade fände vor den melodietrunkenen Ohren der Italiener, wenn er nur klingt; kein Gassenhauer, und sey er noch so trivial und abgeleiert, der nicht in irgend einem Effectmomente dem edelsten Gefühle als Dollmetsch dienen muß, und von einem italienischen Maestro demselben auch ohne Anstand untergelegt wird, wenn er nur klingt. Wie soll nun aber der Deutsche, der von dem ästhetischen Prinzipe ausgeht, daß Musik

die tönende Kunst der innern Dichtung des menschlichen Selbstbewußtseyns ist, und daß sie als solche, wenn sie begleitend auftritt, sich daher an ein bestimmtes, schon vor ihr vorhandenes Gedicht anschließt, nur dazu diene, das einer jeden innern Gedankenschöpfung und Lebensanschauung noch innewohnende ideelle Element, für das die Sprache keinen Ausdruck besitzt, in den Tönen diese weitere und unbegrenzte Sphäre des Ausdrucks zu verschaffen — wie, frage ich, soll der kritisch gebildete Deutsche für eine Musik Sympathie und Interesse empfinden, die keinen andern Zweck erreichen zu wollen scheint, als dem Ohre einen wollüstigen Sinnenkitzel zu verschaffen und in seinen Partituren ein Potpourri von singbaren Walzermelodien und Quadrillemotiven dem tanzlustigen Publikum zu liefern. Und doch, ungeachtet diese welsche Opernmusik dem innersten Wesen deutscher Gefühlsbildung ebenso widerspricht, als die musikalische Behandlung dem entgegen ist, was der deutsche Meister Styl und Composition nennt, doch hat eine italienische Truppe mit der vergötterten Laura Assandra an der Spitze, Berlin einige Zeit in den siebenten Himmel versetzt, und in Wien ist alle Jahre drei Monate hindurch „Stagione"; und warum? Weil man in Paris und London auch eine italienische Oper hat, und was in Paris und London Mode ist, auch in Deutschland nachgeäfft werden muß. — „O Schilda, mein Vaterland!"

(Fortsetzung folgt.)

---

## Frankfurt.

### Ueber die Rundgemälde von Enslen.

Diese hier seit einiger Zeit aufgestellten Rundgemälde scheinen dem Einsender noch nicht diejenige allgemeine Anerkennung zu finden, welche diesem ausgezeichneten Kunstwerke gebührt. Einsender hat von Herrn Professor Enslen keinen Auftrag, dieselben öffentlich anzupreisen, dieser kann selbst nicht ahnden, aus welcher Feder diese Zeilen fließen; die hiesige Ausstellung hat eben keine Anpreisung nöthig, da die Säle fortwährend so vollständig besetzt sind, daß sich die Ausstellungskosten decken, auch arbeitet Herr Enslen nicht für Geld, da er selbst vermögend ist und ohne dies nicht im Stande gewesen seyn würde, ein so großartiges Unternehmen mit einem 16 Jahre ausdauernden ununterbrochenen Fleiß in fremden Gegenden auf seine Kosten durchzuführen.

Aber, abgesehen von allem dem, ist die Darstellung so ausgezeichnet schön, das dargelegte Talent so bewundernswerth und die Einwirkung dieser mit unbeschreiblicher Zartheit aufgefaßten Darstellungen aus den Gebieten der Kunst und Natur auf den wahren Kunstfreund so groß, daß Einsender sich für verpflichtet hält, das gebildete Publikum insbesondere aufmerksam auf dieselben zu machen. Wir Deutschen haben einmal die Gabe nicht, unsern Leistungen irgend ein außerordentliches und einträgliches Aushängeschild beizugeben; eben diese Anspruchlosigkeit und Innigkeit der Leistungen, diese Schüchternheit, vor einem größern Publikum aufzutreten, ist aber um so mehr eine Aufforderung für deutsche Sinnesverwandte, sich mit ihnen bekannt zu machen. Wer von den geehrten Lesern es nach diesen Worten eines vollständig unbetheiligten Mannes wagen wollte, in dies stille Heiligthum deutscher Kunst einzutreten, wird dies wahr finden. Einsender sah eine Menge Panoramen, Dioramen und andere dergleichen Leistungen, zum Theil von sehr geübter und sicherer Hand. Ohne diesen nahe treten zu wollen, muß er jedoch bekennen, daß keines die Enslen'schen Rundgemälde übertroffen hat, ja die mehrsten bedeutend hinter ihnen zurückgeblieben sind.

Zur Rechtfertigung dieser Aeußerung ist zuerst der zarten Auffassung der Luft und derjenigen Tinten letzter Hand zu gedenken, wodurch die eigentlichen Effecte der Luftperspective, die größere Wärme oder Schärfe der Beleuchtung und die Ruhe und Gleichförmigkeit des Gesammteindrucks hervorgebracht werden. Man glaubt kein Gemälde vor sich zu sehen, man lebt in Italien oder im Norden, je nachdem man den flimmernden Aether von dem Vesuv, das bis auf den Boden durchsichtige Wasser des Mittelmeers, die glühende Schwüle in den dem hellen Sonnenlicht entgegenstehenden dunkeln und doch durchsichtigen Schatten, den wolkenleeren Himmel — oder den eisigen Hauch des Alpenlandes, die mit Nebel und Regen überzogenen Fernen, die Wirkung durchbrechender Sonnenbeleuchtung, das Ernste, Feierliche und doch Heimathliche des Vaterlandes vor sich hat.

Diesem wunderbar vollkommen erreichten Effect entspricht die Staffage in hohem Grade. Auf jedem Marktplatz, an jeder Kirche, an jedem Palast, auf Bergen, Ebenen und Meer ist klimatische und nationale Eigenthümlichkeit des Ortes und der Bewohner lebendig, ungesucht und mit porträtgetreuer Wahrheit dargestellt. Ungeachtet sämmtliche Gemälde leichthin mit der anmuthigsten Belebung übergossen scheinen, merkt der aufmerksame Beobachter doch sehr bald tiefe und combinirte Studien im Einzelnen und der Gruppirung. Es ist alles wahr und an seiner rechten Stelle.

Nächstdem hat den Künstler ein glücklicher Genius in der Wahl der Standpunkte geleitet. Canaletto, dem der Künstler in der Behandlung am nächsten steht, war in seinen bewunderten Plangemälden von Venedig nicht im Stande, den großen Totaleffect dieser Rundgemälde hervorzubringen. — Die sonst so störende Einsicht in die Schornsteine und Höfe der Städte, welche bei den mehrsten Panoramen unvermeidlich geworden, konnte Herr Enslen deshalb umgehn, weil seine Bilder nur halbe oder dreiviertel Kreise umfassen. Um Neapel darzustellen, sind zwei entgegengesetzte Ansichten genommen, am Fuße des Vesuv und vom Hügel des Pausilippo. In Florenz findet man sich mitten auf der Piazza del Granducca, in Pompeji vor dem in der Ausgrabung begriffenen Forum. Der geistvolle, unzweifelhaft vom Künstler selbst niedergeschriebene Index ist für den aufmerksamen Beschauer unentbehrlich. Er wird mittelst desselben belehrend durch acht bedeutende Punkte geführt, deren jeder geeignet wäre, ein gewöhnliches Panorama auszufüllen. Zur Erhöhung des Lichtglanzes und größern Deutlichkeit sind auf jedem Standpunkte convexe Objectivgläser in Form von Fensterscheiben angebracht. Doch werden auf Verlangen diese geöffnet, so daß man die nackte Leinwand betrachten, und um so mehr den leichten Pinsel der Ausführung und den durchsichtigen Schmelz der Farben bewundern kann. Die Leinwand der größeren Rundgemälde ist 20 bis 22 Schuh lang.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 8. August. **Doctor Wespe**, Lustspiel in 5 Abtheilungen, von R. Benedix.

Montag, 9. August. (Zum Erstenmale wiederholt) **Undine**, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großh. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 10. August. (Auf Verlangen) **Die Nachtwandlerin**, Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. Amine: Fräulein Waldhauser, k. würtemb. Hofsängerin.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 219.** Dienstag, den 10. August **1847.**

### Der Doppelgänger.

(Schluß)

Da Graf Eboli als Galeerensclave nach Calabrien kam, wurde er mit einem Banditen, einem muthigen Kerl, an eine Kette gelegt, der gleich seinem unglücklichen Genossen aus Liebe zur Freiheit die Fesseln abschüttelte, um lebenslangem Mißgeschicke und dem fortdauernden, lebendigen Tode gewaltsam zu entgehen. Sie faßten zusammen einen Plan, zu entwischen, den sie auch beide glücklich ausführten. Auf der Flucht theilte Ferdinando seine in dem letzten halben Jahre erlebten, merkwürdigen Begebenheiten dem mit ihm nun für vogelfrei erklärten Begleiter mit, welcher ihn aber immer mit der Hoffnung eines noch glücklichen und für das Erlittene versöhnenden Ausgang tröstete und den Verzweifelnden mit Mühe beredete, als Jäger mit ihm nach Cataloniens waldigen Gegenden zu ziehen und dort von dem Ertrage ihrer gemeinsamen Jagd zu leben.

Die unterirdische Höhle, wohin die ermattete Adalinda ihre Zuflucht nahm, war einer ihrer sicheren Aufenthaltsplätze, in den sie sich zurückgezogen, so oft ihrer Freiheit Gefahr drohte. Hier fanden sie auch eines Nachmittages, als sie mit Beute beladen in ihre unterirdische Behausung einkehrten, das vor Angst zitternde furchtsame Mädchen. Man denke sich die Ueberraschung, die Seligkeit der beiden Liebenden! Das Glück, das sich bisher so grausam von ihnen abgewandt hatte, überstrahlte sie mit einemmale, gerade, wo sie es am wenigsten ahnen konnte, mit reichstem Himmelssegen. Das Leiden des unglücklichen Mädchens flößte selbst einem Räuber Mitleid ein und die Versprechung einer königlichen Belohnung und ewiger Freiheit, wenn die beiden Liebenden ihr Ziel glücklich erreicht haben würden, machte Ferdinando's Begleiter zu allem willfährig. Der Graf überredete seine Braut, da schon der Abend einbrach, noch die letzte Nacht in dieser unfreundlichen Wohnung zu verweilen. Als sie mit dem ersten Sonnenstrahle sich zur Reise nach Neapel anschickten, wurden sie von einem unerwarteten Gaste überfallen, den sie aber leicht zu ihrem Gefangenen machten: es war Lodovico. Da dieser des Morgens Adalinden vermißte, schickte er Boten zu Fuß und zu Pferde aus, um den schönen Flüchtling aufzusuchen. Er selbst warf sich ungesäumt auf sein Roß, ritt in's Gebirg hinauf, band das Pferd dann an einen Baum, und indem er die Spur der Gesuchten verfolgte, verirrte er sich in die Gegend, wo ihm endlich die drei Glücklichen begegneten.

Adalinda faßte den Gefangenen genauer in's Auge und mit dem Schrei: „Il traditore," fiel sie ihrem Ferdinando um den Hals.

Die Liebenden kamen beide glücklich in Neapel an und erhielten alsbald eine Audienz bei der Königin Carolina, durch die Murat, ihr Gemahl, den Betrug erfuhr, welcher ihm gespielt worden war. Der junge Graf Ferdinando Eboli wurde in seine alte Würde und den rechtmäßigen Besitz seines ganzen Vermögens wieder eingesetzt. Nach wenigen Wochen wurde in Neapel die Hochzeit Ferdinando's mit Adalinda da Spina, Tochter des berühmten Carlo da Spina, mit einer noch nie gesehnen Pracht vollzogen; Murat und die Schwester des Welteroberers, seine königliche Gemahlin gehörten zu den Hochzeitsgästen.

Der Graf und Adalinda nahmen sich mitleidsvoll Lodovico Eboli's an, dessen zukünftige Laufbahn minder glücklich als ehrenvoll war. Durch Ferdinando's eifrige Vermittelung erlaubte Gioachino dessen Halbbruder in die Armee zu treten, wo er sich durch außerordentlichen Heldenmuth bei sehr vielen Gelegenheiten auszeichnete und schon nach einem Jahr zum Chef eines der ersten Bataillons ernannt wurde. Die Brüder stritten bei Moskau nebeneinander und standen sich gegenseitig während des ganzen, durch Gräuel unerhörten historisch-denkwürdigen Rückzuges hülfreich bei. Als einstens Ferdinando, durch die Kälte ermattet, und schlaftrunken vom Pferde herab unter seine von starrendem Frost oder feindlichen Kugeln getödteten Kameraden fiel, weigerte sich Lodovico, ihn zu verlassen, nahm ihn auf die Schulter und brachte ihn mit Gefahr seines eigenen Lebens in ein entferntes Dorf, wo er durch labende Wärme und den mäßigen Genuß einiger Speise wieder zu sich kam. Der dankbare Ferdinando, der längst Alles, was er durch Lodovico erlitten, vergessen hatte, konnte diesen Liebesdienst seinem treuen Bruder nicht vergessen. Es kam auch bald die Gelegenheit, wo er ihm denselben vergelten wollte. Eines Abends, als ein kalter Ostwind und ein Klafter hoher, nasser Schnee das Schreckliche ihrer Lage nur noch vermehrt hatte, stürzte Lodovico, der vor Kurzem von dem Säbel eines russischen Grenadiers tödtlich in die Brust verwundet worden war, ohnmächtig zu Ferdinando's Füßen, der alle erdenkliche Mittel anwandte, um den stockenden Puls des geliebten Bruders wieder in Bewegung zu bringen. Seine Kameraden flohen, wie vor einem unheilvollen Dämon, vor dem verfolgenden Feinde und dem Schrecken der empörten Natur, so daß der junge Graf mit dem sterbenden Bruder auf dem weiten, öden Gottesacker allein zurückblieb! Aber noch einmal öffnete Lodovico das brechende Auge, erkannte ihn, drückte dankbar seine Hand ans Herz, flüsterte leise: „Vergebung, mein theurer Bruder!" und fiel todt zu Boden. In dem-

selben Augenblick weckte der herannahende Feind den verzweifelnden Ferdinando, der den Todten liebend umfaßt hatte, aus seiner trostlosen Stimmung. Er sah um sich und schon befand er sich in Feindes Händen; doch grade dadurch war sein Leben gerettet. Denn als Napoleon Bonaparte auf die Insel Elba kam, wurde der General Graf Ferdinando Eboli nebst vielen seiner Landsleute befreit, worauf er in die Arme seiner Gattin zurückeilte, welche ihn schon lange als todt beweint hatte.

---

## Ein Tag des eidgenössischen Freischießens in Glarus.

(Schluß.)

Das allgemeine Schützenmahl, welches in der geräumigen Speisehütte eingenommen wurde, nachdem auch die Fahnen der bereits anwesenden Schützengesellschaften um das Bundespanier aufgestellt waren, zeichnete sich durch Nichts weiter aus, als durch essigsauren Wein und einige Reden, deren saures Schweizerdeutsch Einem mitunter den Mund nicht weniger zusammenzog. An Reden und Trinksprüchen hat es bei einem Schweizerfest nie gefehlt und das diesjährige Freischießen hatte zudem durch den Umstand, daß es mit jenem entscheidenden und verhängnißvollen Momente zusammenfiel, wo die Tagsatzung in Bern über die unglückseligen Sonderbundsfragen abstimmen sollte, eine nicht geringe politische Bedeutung. Ueberhaupt müssen die Volksfeste in der Schweiz — die Schützen- und Sängerfeste — als die Pflanzstätten politischer Verjüngung angesehen werden; auf ihnen bereiten sich meist die inneren Bewegungen vor; sie repräsentiren und offenbaren den Geist und die Stimmung des seit einiger Zeit in der ganzen Schweiz vorherrschenden Standes, des Mittelstandes, und haben somit eine ganz andere Bedeutung, als unsere Stiftungsfeste von Liedervereinen u. s. w.

Das diesjährige Freischießen zumal war ein rein politisches Volksfest und zwar ein Fest der liberalen Parthei; von den zum Sonderbunde gehörenden Kantonen war keiner eigentlich auf dem Schießplatze vertreten, die Regierungen hatten den dasigen Schützengesellschaften die Theilnahme an dem Feste untersagt und nur ein Häuflein Schützen aus Schwyz u. s. w. — meist Liberalgesinnte — hatte sich ohne Fahne am zweiten und dritten Tag eingefunden. Die dem Sonderbund angehörenden Nachbarkantone von Glarus befürchteten oder hofften sogar einen Freischaareneinfall, der von dem Schießplatze ausgehen würde. Der Generalissimus des Sonderbundes von Salis-Soglio, ein durch kriegerischen Unternehmungsgeist bekannter Militair, war deßhalb von Luzern nach Schwyz gekommen, um die Grenze bei Reichenburg zu recognosciren; er hatte die Ehrenpforten, welche man in einzelnen Dörfern der March für durchkommende Schützen errichtet, niederreißen lassen; die junge Mannschaft wurde einberufen und alle Maaßregeln getroffen, um einem Ueberfalle der radikalen Schützen zu begegnen. Die Stimmung der versammelten Schützen war dagegen durchaus nicht so kriegslustiger und feindseliger Natur; überhaupt dürfte, nach meiner Ansicht, nur im äußersten Nothfalle an den Ausbruch eines Bürgerkrieges in der Schweiz zu denken seyn. Die verstandespractischen Schweizer scheinen mir die unheilvollen Folgen eines solchen wohl zu erwägen und daß die Urkantone, begünstigt durch ihre geographische Lage, mit ausländischen Waffen und ausländischem Gelde unterstützt, hartnäckigen Widerstand leisten würden, unterliegt keinem Zweifel.

Mit mehr Bestimmtheit wurde indeß von der Gründung eines durch den Berner „Volksverein" angeregten Vereines gesprochen; eines Bundes gegen den Sonderbund, und der 22. Juli wurde als der Tag einer allgemeinen Volksversammlung zu diesem Behufe genannt. Einige Winke von Bern aus mögen das ihrige gethan haben, diesen Schritt zu verhindern. Außer einer in den letzten Tagen nach Bern abgesandten Adresse, worin der Tagsatzung im Namen des ganzen Schweizervolkes an's Herz gelegt wird, den Einmischungen und Zumuthungen fremder Mächte, wie sie namentlich Frankreich versuche, kräftig entgegenzutreten, ist Nichts bei dem Feste unternommen worden.

Diese Entrüstung wegen der Einmischungen Frankreichs machte sich nun auch hauptsächlich in dem beim Schützenmahle gehaltenen Reden Luft. Es wird Niemand leugnen können, daß die Freimüthigkeit, mit welcher diese Leute hier im Angesicht der freien starken Berge zu dem versammelten Volke sprachen, ohne irgend eine Rücksicht nehmen zu müssen, etwas großartig Erhebendes hatte. Ebenso wenig konnte sich aber der Fremde mitunter eines stillen Lächelns enthalten; da kamen gar manche jener hoch- und hohltönenden Phrasen an den Tag, mit welchen sich die Schweizer bei aller praktischen Kälte gewöhnlich die Köpfe umnebeln, wie Einem denn die nicht grade liebenswürdige Mischung von nüchternem Realismus und jener Extravaganz einer oberflächlichen halben Aufgeklärtheit in diesem Lande oft genug entgegentritt.

Eine Stunde nach dem Beginn des Mahles krachten nach dem Signal eines Kanonenschusses die ersten Schüße in dem Schützenstand. Es wurde den ganzen Mittag über sehr eifrig geschossen und da von unserer Gesellschaft sich fast Niemand im Stande fühlte, mit den gewichtigen Büchsen, welche man in der Schweiz zum Scheibenschießen hat und die jedenfalls längere Uebung erfordern, einen Schuß zu thun, so hatten wir hinlängliche Muße, das Schießen selbst zu beobachten. Jeder Schießstand war von dem anderen durch einen Bretterverschlag getrennt, und hatte eine besondere Bank für die Ladenden. Ueberhaupt war die Ordnung bei dem Schießen musterhaft zu nennen; denn bei allem Unabhängigkeitsstolze waltet überall ein unverkennbarer Sinn für Gesetzlichkeit bei dem Schweizer. Seine ganze Lebensrichtung ist eben eine durchaus „bürgerliche." — Ein Schütze aus Waldt im Kanton Appenzell, Benzinger, war für heute der Held des Tages; überhaupt schossen die Appenzeller, ein bei den übrigen Schweizern sehr beliebtes und als überaus witzig geltendes Völkchen, dem man eine Menge Anekdoten unterlegt, im Verlaufe des Festes am bravsten. Der erwähnte Schütze hat in der ganzen Schweiz einen großen Ruf; er soll bei keinem Schützenfeste fehlen und fast niemals ohne eine bedeutende Zahl von Preisen heimkehren. Wir fanden eine Menge Zuschauer um seinen Schießstand gedrängt; mehrere Lader gingen fortwährend ab und zu, denn er schoß fast ohne abzusetzen. Und mit welcher selbstbewußten ruhigen Sicherheit schlug er den schweren Stutzen jedesmal an; da zuckte weder Hand noch Auge, und die Kugel schlug, trotz der beträchtlichen Entfernung, fast jedesmal in's Centrum. Schon gegen vier Uhr hatte er sich mit zwanzig Kehrscheibennummern den ersten Becher erschossen. Mit einem Sprüchlein, von dem ich mich nur noch der letzten Worte:

„Hoch lebe der Mann,
Der den ersten Becher gewann!"

erinnere, wurde ihm dieser vor dem „Gabentempel" überreicht; mit Trommelschall und in fröhlichem Zuge, dem die

zur betreffenden Scheibe gehörenden Zeiger vorantanzten, ging es dann wieder an den Stand, wo er weiter schoß, bis die Dämmerung Einhalt gebot.

Dieser Auftritt war das Letzte, was ich von dem Freischießen selbst gesehen. Denn ein plötzlich niederfallender heftiger Regen trieb uns in die Speisehütte, von wo wir uns bald, übermüde durch die nächtliche schlaflose Fahrt, nach Glarus zurückbegaben. Und als am anderen Morgen wieder einzelne Schüße sich von dem Festplatze hören ließen, rumpelten wir bereits zum Thore des freundlichen Städtchens hinaus, indem sich Mancher im Stillen gestehen mußte, daß das Fest in vieler Hinsicht hinter seinen Vormeinungen zurückblieb und einen Charakter trug, bei dem von einer Poesie des Volkslebens, die er erwartet, eigentlich nicht die Rede war.

Ich hätte nun noch manches Interessante zu erzählen, wie namentlich unsre Domicilirungs-Odysee und Quartier-Irrfahrt in Glarus selbst, wo nur mit vieler Mühe ein nächtliches Unterkommen zu finden war; allein statt dessen will ich nur nach den späteren mündlichen Mittheilungen berichten, daß das Freischießen, mit jedem Tage durch neue Gäste vermehrt und nur in den ersten Tagen durch wiederholten Regen gestört, seinen ruhigen Fortgang nahm, im Ganzen etwa 120,000 Schüße gethan wurden und nicht Herr Benzinger aus Waldt, dem sich das Glück schon am dritten und vierten Tag untreu zeigte, sondern ein Waadtländer, Namens Sandoz, als König des Festes hervorging.

Zürich, im Juli.

## Tabletten.

*** Köln, 6. August. Auf den Antrag unseres Dombaumeisters wurde durch Beschluß des hiesigen Domcapitals dieser Tage zur Eröffnung des Grabmales Conrads v. Hochsteden geschritten. Man hoffte wichtige Aufschlüsse über den Dom und seinen ersten Meister hier an der Ruhestätte dessen zu finden, der vor beinahe 600 Jahren den ersten Stein zu diesem schönsten Tempel der Christenheit legte. Diese Hoffnungen sind jedoch leider nicht in Erfüllung gegangen. Außer einigen menschlichen Ueberresten fanden sich nur die Sandalen vor, dann auch einige Bruchstücke von goldgestickten Kirchenparamenten, auf denen Christus und Johannes deutlich zu erkennen war, ferner noch ein silbernes Blättchen, in welchem ein heller, jedoch werthloser Stein eingefaßt war. Letzteres, durchlöchert, diente vermuthlich als Schmuck der Mitra. Alles Vorgefundene wurde sorgfältig, nachdem man genaue Zeichnungen von den gestickten Figuren genommen, in eine gläserne Urne gelegt und dieser eine Pergamentrolle beigefügt, welche das Jahr der Eröffnung des Grabes und die Gründe, weshalb dasselbe eröffnet wurde, enthält. Fragt man nun, weshalb die Eröffnung des Grabes zu einem so geringen Resultate geführt hat, so möchte dieses nur aus dem Umstande zu erklären sein, daß Conrad v. Hochsteden nicht gleich bei seinem Ableben im Dome beigesetzt worden ist, sondern erst gegen 1322, als das hohe Chor fertig wurde. Er mochte also vielleicht mehr als ein halbes Jahrhundert in der Gruft seiner Väter gelegen haben, bevor seine Beisetzung hier in der Johanniskapelle erfolgte.

*** Getheilte Pferde. „Von den wunderlichen Sitten der Araber," erzählt „der Verstorbene" in dem eben erschienenen zweiten Bande seiner „Rückkehr," „bekam ich hier eine Probe. Ich begegnete auf dem Bazar einer ausgezeichneten Stute und wünschte sie zu kaufen, der Reiter war dazu auch willig, aber bald fand es sich, daß sie zehn verschiedene Eigenthümer hatte. Einem gehörte der Kopf, einem der Schwanz, einem dritten ein Vorderbein, das andere Bein einem Vierten und so fort. Da nun alle diese Eigenthümer schwer zusammenzufinden und wahrscheinlich noch schwerer unter einen Hut zu bringen waren, so konnte ich meinen Wunsch auf keine Weise realisiren. Diese bei manchen Stämmen herrschende Sitte erschwert es ungemein, ein gutes Pferd von ihnen zu erlangen. Der Ortsvorsteher erzählte mir, daß sich häufig Europäer, die das Arabische geläufig sprechen und sich auch gleich den Beduinen kleideten, Monate lang bei ihnen aufgehalten hätten, um den Kauf eines werthvollen Pferdes zu Stande zu bringen, und daß sie doch nicht selten unverrichteter Sache abziehen müßten."

---

# Korrespondenz-Nachrichten.

## Wien.

(Fortsetzung.)

Als die neuere italienische Opernmusik in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts zuerst in Wien wieder auftauchte und mit einem wahrhaft südlichen Enthusiasmus gefeiert, schnell auch im übrigen Deutschland Eingang fand, konnte man dies wohl begreiflich finden. Damals erhob sich der junge Schwan von Pesaro, der jetzt durch Gourmandise dick und unthätig geworden ist und seine Lorbeeren in der Küche verwenden läßt, damals trat Rossini mit der ganzen Frische seines melodienreichen Talentes für die italienische Musik in die Schranken. Die deutsche Oper hatte längere Zeit brach gelegen; die italienische Musik mit ihrer freien Sinnlichkeit war für Deutschland eine neue Erscheinung, ein Phänomen, und mußte um so mehr Terrain gewinnen, als Rossini hauptsächlich ein Genre kultivirte, das in Deutschland wenig gepflegt wird und für das wir überhaupt noch immer keinen rechten Repräsentanten gefunden haben, das — der Laune der Buffonerie. Sein köstlicher „Barbier von Sevilla", seine „Italienerin in Algier" mit jenen hochkomischen Charaktermasken, bilden ein der italienischen Oper eigenthümliches Genre und haben bisjetzt noch keine Seitenstücke weder in der italienischen noch deutschen Oper gefunden. Die deutschen Componisten scheinen für Komik überhaupt wenig Talent zu besitzen, und der deutsche Humor, wie er in manchen Productionen der Neuzeit kräftig und wirksam auftritt, ist noch zu wenig populär geworden und hat bisher in der Musik ebensowenig als in der Literatur ein allgemeines Verständniß angetroffen. Auch die Sänger und Sängerinnen der Periode, von welcher bisjetzt die Rede war, trugen viel zu den Triumphen bei, welche die italienische Musik sich damals in Deutschland errungen hat. Sie hatten zuerst den fiorirten Gesang bis zu einer Virtuosität ausgebildet, von der es schien, daß sie kaum mehr überboten werden könne, sie hatten mit der menschlichen Kehle Aufgaben gelöst, die auf Instru-

menten schwer ausführbar erschienen und so die erste Anregung gegeben, die starre, seelenlose Künstelei, den Mechanismus der Stimme auszubilden auf Kosten eines beseelten Vortrags und dramatisches Leben und Gefühlsausdruck dabei fallen zu lassen. Diese Stimmmanövers waren aber neu, brillant, erregten Staunen und Bewunderung und vergrößerten noch das Halloh, das die italienische Musik auf deutschen Bühnen machte, die freilich dadurch ihre Bestimmung immer mehr verloren und zum Concertsaale wurden. — Hätten Rossini und seine Nachfolger die komische Oper fort cultivirt, so würden sie dadurch ein eigenthümliches Genre sich herausgebildet, und in der Geschichte der Musik nicht bloß vorübergehend, sondern festen Fuß gefaßt haben und von den Repertoirs der europäischen Opernbühnen auch nimmermehr verdrängt werden können. Allein, wie schöpferische Talente oft die Idiosynkrasie haben, gerade das leisten zu wollen, wozu sie kein oder nur geringes Geschick haben, so verstieg sich auch der faunisch lüsterne Bonvivant Rossini zu tragischen Sujets und componirte zu lyrischen Tragödien und den ernsthaftesten Dramen mit haarsträubenden Katastrophen eine Musik, bei der man nichts weniger als Angst und Schrecken fühlte. Seine Tragödien mit ihren lächelnd-koketten Weisen und hohlen Anläufen werden längst vergessen seyn, wenn sein „Figaro" noch liebt und lebt.

Mit Rossini schloß das goldene Zeitalter der italienischen Musik in Deutschland ab. Darauf kam das silberne, dessen Repräsentant der Schwärmer Vincenzo Bellini ist, mit seinen sanften, verschwimmenden Melodien, die sich wie Vollmondslicht, milde und beruhigend an die Herzen legen. Er hatte außer seinen Landsleuten auch in Deutschland einen großen Anhang unter allen unglücklich Verliebten und jenen sentimentalen Seelen überhaupt, welche der Meinung sind, die Musik sey eben zu nichts Anderm da, als ihren Seufzern ein nachhallendes Echo und ihren kleinen Schmerzen eine milde Auflösung in Tönen zu verschaffen. Bellini füllte übrigens sein thränenreiches und schwindsüchtiges Genre ebenso gut aus, als Rossini das komische, und würde — hätte er länger gelebt und gewirkt — sich später gewiß consolidirt haben und ein ganzer Mann geworden seyn. Allein er starb, als der Quell seiner schwärmerischen Liebesklagen gerade am reichsten strömte, und soll — wie die Sage geht — unter Sphärenharmonie und dem Gesange eines sterbenden Schwanes sich in Rosenduft aufgelös't haben.

(Fortsetzung folgt.)

---

Darmstadt, Anfangs August.

**Theuerung; eine Petition; Brodactiengesellschaft.**

Die ewige Milde des göttlichen Weltenlenkers hat uns mit einem Sommer gesegnet, der die kühnsten Erwartungen übertrifft; dieser heitere Himmel, diese leuchtende Sonne, dieser erquickende Regen zu rechter Zeit, alles vereinigte sich zu einer Fruchtbarkeit, deren sich die ältesten Leute nicht erinnern können; das merkwürdigste dabei ist, daß diese Fülle nicht über einige Gegenden, sondern über die ganze Erde ausgegossen ist. Die ersten Spolien des Erntesegens sind bereits heimgebracht; wir aber feierten kein Erntefest. Warum sollten wir auch ein Erntefest feiern? Erstens schickt es sich nicht für eine Residenz, das ist für die Landbewohner; zweitens werden wir des Genusses nicht froh, die Theuerung zieht ab wie ein hartnäckiger Feind, dem jeder Fuß breit Land abgestritten werden muß. Die Fruchtpreise sind zwei Drittheile gefallen, die des Brodes kaum ein Drittel. Wie erklären wir uns dieses Mißverhältniß? Ganz einfach: die patriotischen Bäcker haben uns so große Opfer gebracht, daß sie sich jetzt auf unsere Kosten erholen müssen. Bäcker und Metzger stellen die Wochenpreise und wir müssen uns darin fügen. Mit Sehnsucht sieht man daher der Wiederherstellung der alten Einrichtung entgegen, die auch neuerdings in Mainz wieder eingeführt wurde, nach welcher die Bäcker- und Metzgerseilschaften, sowie überhaupt alle Victualien auf dem Markt einer Polizeitaxe unterworfen sind. So lange die Preisbestimmung der Willkür der Verkäufer überlassen bleibt, so lange die Mäkler und Unterhändler ungescheut ihr Wesen auf den Märkten treiben dürfen, ist kein Heil zu hoffen. Wie wäre das auch möglich; so lange die Lebensmittel von den Producenten zu den Consumenten durch die zweite, dritte Hand gehen, werden beide Theile zu kurz kommen und das Mark des Landes von der Charybdis des Wuchers verschlungen werden. — Die sämmtlichen subalternen Staatsdiener der Residenz haben daher, in trüber Voraussicht wucherischer Machinationen, ein Promemoria ergehen lassen, worin sie um die Errichtung eines Getreidemagazins gebeten haben. Die Staatsregierung soll behufs der Ankäufe von Früchten zu ihrem Bedarf eine Vorlage von dreißig bis vierzigtausend Gulden machen, die durch Gehaltsabzüge der Betreffenden wieder zurückerstattet werden soll; sodann soll sie die Räumlichkeiten zur Aufbewahrung beschaffen, und die Verwaltung und Verrechnung des Verbrauchs übernehmen. In den Augen der Bittsteller ist das alles freilich nur eine Kleinigkeit, die Staatsregierung dürfte aber doch leicht große Augen dazu machen. Ob es überhaupt räthlich ist, nur für eine Klasse von Staatsbürgern zu sorgen, wollen wir dahin gestellt seyn lassen, ohne jedoch in Abrede zu stellen, daß die Petenten einer solchen Fürsorge wohl bedürftig sind. Leichter ließe sich ein andres Project realisiren, welches nächstens in Anregung gebracht werden soll: nämlich die Gründung einer Brodactiengesellschaft. Jedes Mitglied berechnet seinen jährlichen Bedarf, schießt die erforderliche Summe baar vor und sorgt aus ihrer Mitte für die nöthigen Einkäufe und alles übrige; die Gesellschaft nimmt keine fremde Hülfe in Anspruch, beschränkt sich auf sich selbst, und hat die Garantie, das ganze Jahr hindurch das Brod um einen festen Preis zu essen. Die Ausführung ist für alle, welche die Mittel dazu besitzen, leicht; es kommt nur darauf an, daß man den praktischen Nutzen der Sache erkennt und darauf eingeht.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, 9. August. (Zum Erstenmale wiederholt) Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großh. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 10. August. (Auf Verlangen) Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. Amine: Fräulein Waldhauser, k. württemb. Hofsängerin.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 220.** Mittwoch, den 11. August **1847.**

### Ein Brief aus Napoleon Buonaparte's Jugend.

Niccolo Tommaseo theilt in seiner höchst reichhaltigen Sammlung der Briefe des korsischen Generals Paoli (Lettere di Pasquale de' Paoli. Florenz 1846) ein bis dahin ungedrucktes Schreiben des fünfzehnjährigen Buonaparte an seinen mütterlichen Oheim, den Abbé Josef Fesch, mit, welches er von dem Chev. Luigi Baldelli, Rath am königlichen Gerichtshofe zu Bastia auf Korsika, erhalten hatte. Der französisch geschriebene Brief ist interessant genug, um ihn in diesen Blättern zu geben.

„Mein lieber Oheim! Brienne, den 15. Juli 1784. — Ich schreibe Ihnen, um Sie davon in Kenntniß zu setzen, daß mein lieber Vater auf der Durchreise in Brienne war; er ging nach Paris, um Marianne (Elise) nach St. Cyr zu bringen und die Wiederherstellung seiner Gesundheit zu versuchen. Am 21. (Juni?) kam er hier an, mit Lucian und den beiden Mädchen, die Sie gesehen haben; Ersteren hat er hier gelassen; er ist neun Jahre alt und 3 Fuß 11 Zoll 6 Linien groß; im Latein ist er in der sechsten Klasse und wird die verschiedenen Unterrichtszweige durchgehen. Er zeigt viele Anlagen und guten Willen, so daß man hoffen darf, daß er ein tüchtiges Subject werden wird. Er befindet sich wohl, ist stark, lebendig und lustig, und für den Anfang ist man mit ihm zufrieden. Er spricht recht gut Französisch und hat das Italienische ganz vergessen. Uebrigens wird er zu gegenwärtigem Brief einen Zusatz schreiben; ich sage ihm nichts, damit Sie sein savoir faire kennen lernen. Ich hoffe, er wird Ihnen jetzt öfter schreiben, als da er zu Autün war. Daß mein Bruder Josef Ihnen nicht geschrieben, davon bin ich überzeugt. Wie sollte er auch? Meinem lieben Vater schreibt er nur zwei Zeilen, wenn er's überhaupt thut. In Wahrheit, er ist nicht mehr derselbe: nur ich höre oft von ihm. Er ist in der Klasse der Rhetorik und würde sich hervorthun, wollte er arbeiten, denn der Herr Prinzipal hat meinem lieben Vater gesagt, im ganzen Kollegium gebe es weder in der physischen, noch in der rhetorischen, noch in der philosophischen Klasse Einen, der mit so vielem Talente begabt sey wie er, und Keiner mache eine so gute Uebersetzung. Was den Stand betrifft, dem er sich widmen will, so ist, wie Sie wissen, der geistliche der erste, den er gewählt hat. Bei diesem Entschlusse blieb er bis heute, wo er dem Könige dienen will. Darin hat er aus mehreren Gründen Unrecht. Erstens, wie mein lieber Vater bemerkt, hat er nicht Muth genug, der Gefahr eines Kampfes sich auszusetzen. Seine schwache Gesundheit erlaubt ihm nicht, die Beschwerden eines Feldzuges zu ertragen, und mein Bruder betrachtet den Militärstand nur von Seiten der Garnisonen. Ja wohl, mein lieber Bruder wird ein trefflicher Garnisonsoffizier seyn: wohlgebildet, mit leichtem Sinn, folglich zu frivolen Komplimenten geeignet, durch seine Talente immer befähigt, sich in der Gesellschaft gut zu nehmen, ob aber in einer Schlacht? Daran zweifelt mein lieber Vater.

Qu'importe à des guerriers ces frivoles avantages? (sic.)
Que sont tous ces trésors sans celui du courage?
A ce prix fussiez-vous aussi beau qu'Adonis,
Du Dieu même du Pinde eussiez-vous l'éloquence,
Que sont tous ces dons sans celui de la vaillance?

Zweitens hat er eine für den geistlichen Stand sehr passende Erziehung erhalten; die Sinnesänderung kommt sehr spät! Der Herr Bischof von Autün würde ihm eine fette Pfründe gegeben haben, und er wäre gewiß Bischof geworden. Welcher Vortheil für die Familie! Der Herr Bischof von Autün hat das Mögliche gethan, um ihn zu veranlassen, bei seinem früheren Entschlusse zu beharren, indem er ihm versprach, es solle ihn nicht reuen. Es hilft nichts; er ist nicht zurückzubringen. Ich würde ihn loben, wenn es entschiedene Neigung für diesen Stand wäre, den schönsten von allen, und wenn der große Urheber der menschlichen Dinge ihm, indem er ihn bildete, so wie mir eine entschiedene Vorliebe für das Militär gegeben hätte. Drittens, er will eine Anstellung; ganz gut, aber in welchem Corps? In der Marine etwa? Aber erstens weiß er nichts von Mathematik und würde zwei Jahre nöthig haben, sie zu erlernen; zweitens verträgt seine Gesundheit die See nicht. Also im Geniewesen? Er braucht vier bis fünf Jahre, das Nöthige sich anzueignen, und nach dieser Zeit wird er nichts seyn, als Eleve. Uebrigens glaube ich, daß vom Morgen zum Abend arbeiten mit seinem leichten Sinn unverträglich ist. Dasselbe Hinderniß wie beim Geniewesen findet sich auch bei der Artillerie, mit der Ausnahme jedoch, daß er in anderthalb Jahren Eleve, in eben so lange Offizier seyn kann. Das ist aber Alles nicht nach seinem Geschmack. Nun wohl denn, ohne Zweifel will er in die Infanterie. Das begreife ich, er will den ganzen Tag unthätig seyn; er will auf der Straße umherschlendern (battre le pavé). Was ist aber am Ende ein kleiner Infanterieoffizier. In drei Fällen von vieren ein schlechtes Subject. Das wollen aber weder mein lieber Vater, noch Sie, noch meine Mutter, noch mein Onkel der Archidiakonus, denn er hat von seinem Leichtsinn und seiner Verschwendungssucht schon kleine Pröbchen abgelegt. In Folge dessen wird man einen letzten Versuch machen, ihn zum geistlichen Stande zu bestimmen, sonst wird mein lieber Vater ihn mit sich nach Korsika zurücknehmen, um ihn dort unter Augen zu haben. Da wird man denn suchen, ihn zum

Advokaten zu machen. Ich schließe, indem ich Sie bitte, mir ihre Gunst zu bewahren: mich derselben würdig zu machen, wird meine wichtigste Pflicht seyn. Ich bin mit tiefster Verehrung, mein lieber Oheim,

Ihr ganz gehorsamer und ergebener Diener und Neffe

Napoleon di Buonaparte.

N. S. Zerreißen Sie diesen Brief.

Man muß aber hoffen, daß Joseph, mit den Talenten, die er besitzt, und den Gefühlen, welche seine Erziehung ihm eingeflößt haben muß, das gute Theil ergreifen und die Stütze unserer Familie werden wird. Halten Sie ihm einmal alle diese Vortheile vor."

Die Schilderung des älteren Bruders ist nicht besonders vortheilhaft. Aber sie mochte wahr seyn. Bei Joseph Buonaparte halfen übrigens die Vorstellungen nichts: er wurde nicht Kanonikus, noch Bischof, sondern Advokat, dann Botschafter des Direktoriums in Rom, Prinz und König. Und nach langem Exil in Amerika kehrte er, schwach an Körper wie an Geist, nach Italien zurück, schleppte sich eine Zeit lang noch in Florenz hin und starb dort im Juli 1844, einige Monate vor seiner vortrefflichen Gemahlin, die in der Stadt, welche so vielen Verbannten Zuflucht gewährte, seit langer Zeit ein stilles Asyl gefunden hatte und, durch anhaltende Leiden an das Zimmer gefesselt, im Palazzo Serristori am Arno, des Sommers auf der Villa Mannucci am Fiesolanerwege lebte. Die Meisten ihrer Familie sah sie im Tode vorangehen; darunter die jüngere Tochter, Prinzessin Charlotte, Wittwe des ältesten Sohnes des vormaligen Königs von Holland, der inmitten seines so unüberlegten wie unverzeihlichen Eingreifens in den romagnolischen Aufstand des Jahres 1831 zu Forli ein frühes Ende fand. — An jenen Bischof von Autün, Talleyrand's Vorgänger, war der junge Buonaparte durch Marbeuf empfohlen, der dem Vater für die ihm geleisteten Dienste sich dankbar bezeigen wollte. Carlo Buonaparte starb 1785. Damals blickte Napoleon auf Frankreich noch nicht als auf sein Vaterland. „Der Himmel hat ihn sterben lassen", schrieb er, „und an welchem Orte! In fremdem Lande, dem seine Existenz gleichgültig war."

Nicht viel über ein Jahr nach dem Datum dieses Briefes wurde der Jüngling Seconde-Lieutenant im vierten Artillerieregiment und ging als solcher 1793 unter Kellermann zur Belagerung Lyons.

---

## Ergötzliche Scenen am königlichen Hofe auf Tahiti.

Der schon einigemal in diesen Blättern erwähnte Südseeabenteurer Melville liefert in seinem letzten Buche auch interessante Schilderungen von Tahiti, der Königin Pomaré und deren Familie. Auf Tahiti herrscht unbeschränkte Gastfreundschaft, was um so mehr Anerkennung verdient, als die Insel, wenn auch fruchtbar, doch nur einen geringen Ertrag von Lebensmitteln hervorbringt. Die Brodfrucht ist das Hauptnahrungsmittel; auch die Fischerei ist sehr wichtig, da bei ihr viele Eingeborne ihren hauptsächlichen Unterhalt finden. Von Betriebsamkeit ist bei ihnen wenig zu entdecken, dagegen ist polynesische Trägheit sprichwörtlich. Eine geringe Arbeit würde die Bewohner Tahitis in Stand setzen, Reichthümer zu sammeln, wenigstens nach Verhältniß ihrer eigenen Schätzung des Geldwerthes und der Bequemlichkeiten, welche das Geld verschafft. Das Zuckerrohr ist auf der Insel heimisch und von besonderer Güte; auch die Baumwolle gedeiht sehr wohl; allein die vorhandenen schönen Pflanzungen sind Eigenthum der Weißen und werden auch von Weißen bearbeitet, denn die Besitzer würden lieber einem betrunkenen Seemann 18—20 spanische Dollars monatlich geben, als einen nüchternen Eingebornen für seine Fischbeköstigung und seinen Taro miethen. Ohne alle Energie bringen die Tahitianer ihr Leben in trägem Müßiggange hin, lieben nichts mehr, als ungestörte Ruhe und den sinnlichen Genuß des Augenblicks. Die Race schwindet rasch dahin. Im J. 1777 schätzte Kap. Cook die Bevölkerung Tahitis auf ungefähr 200,000 Seelen. Aber eine vor vier oder fünf Jahren vorgenommene ordentliche Zählung ergab nur eine Volksmenge von 9000! Krankheiten verschiedener Art, die sämmtlich aus Europa eingeführt und hauptsächlich die Folge von Trunksucht und Ausschweifungen sind, bewirken jene entsetzliche Abnahme, die mit dem Aussterben der Eingebornen enden muß.

„Die Palme wird wachsen,
Die Koralle sich breiten,
Doch der Mensch wird verschwinden."

So lautet eine alte tahitianische Prophezeiung, die bald verwirklicht seyn wird. Und wenn Pomaré, die noch nicht vierzig Jahre zählt, eine lang lebende Herrscherin seyn sollte, so dürfte sie vielleicht noch eine Königin ohne Unterthanen werden. Es ist ein Zeitalter der Königinnen! Ist Pomaré's Gebiet auch eins der kleinsten, ihr Volk gering an Zahl und schwach, und ihre Vorrechte sehr beschnitten, so hat die Königin Tahitis doch einigen Lärm in der Welt gemacht und die öffentliche Aufmerksamkeit in ziemlichem Maaße auf sich gezogen. Eine Zeitlang sprach man in der That ebensoviel von ihr, wie von ihren civilisirtern und mächtigern europäischen Schwestern. In Frankreich hielt man La Reine Pomarée für eine interessantere Persönlichkeit, als die spanische Isabella oder die portugiesische Maria, und machte sich außerordentliche Begriffe vom Ansehen, von den Gewohnheiten und Eigenschaften Ihrer schwärzlichen Majestät. Die Ferne begünstigte die Täuschung und die französische Einbildungskraft schwärmte in Vorstellungen, bis die Berichte des tapfern Thouars und sein Protektionsgeschwader den Zauber zerstörten und Pomaré auf ihren wirklichen Charakter reducirten, nämlich auf den einer trägen, schmutzigen, ausschweifenden polynesischen Wilden, die barfuß umherläuft, Schnaps trinkt und ihren Gemahl pantoffelt. Ihr wirklicher Name ist Aimata, aber sie nahm bei der Thronbesteigung den königlichen Geschlechtsnamen an, unter welchem sie am meisten bekannt ist. Wie es in Rom Cäsaren gab, gibt es in Tahiti Pomarés. Der Name wurde ursprünglich vom großen Otu angenommen (von dem Kapitän Cook erzählt), welcher die ganze Insel unter einem Scepter vereinigte. Er vererbte auf seinen Sohn, dann auf seinen Enkel, der als Kind auf den Thron kam und jung starb, und welchem Ihre gegenwärtige Majestät, Pomaré Vahine I. — die erste weibliche Pomaré — nachfolgte. Diese Dame ist zweimal vermählt gewesen. Ihr erster Gemahl war ein Königssohn, allein die Verbindung war unglücklich, es kam zur Scheidung und sie verband sich nun mit Tani, einem Häuptlinge von der benachbarten Insel Imeo. Dieser hat es schlecht bei ihr und er findet Tröstung in der Betrunkenheit. In diesem Zustande läßt er sich dann und wann zu heftigen Ausbrüchen hinreißen, verachtet die königliche Würde, prügelt die Gemahlin durch und zer-

schmeißt die Geschirre. Eine solche Haupt- und Staatsaction kam vor ungefähr sieben Jahren vor. Durch Einflüsterungen seiner guten Kameraden gereizt und unter dem Einfluß einer starken Dosis gebrannter Wasser, vergaß der unbändige Gemahl der Königin den Respekt, den er der Gemahlin und Herrscherin schuldig war, bestieg sein Roß und sprengte gegen die königliche Cavalcade, die auf ihrem Nachmittagsritt im Park begriffen war. Eine Ehrendame ward zu Boden geworfen, die andern flohen entsetzt, mit alleiniger Ausnahme Pomarés, die das Terrain wie ein Mann behauptete und an ihren ungehorsamen Gatten eine Philippica in so auserlesenen Ausdrücken richtete, wie sie sich keine Pariser Hallendame träumen läßt und wie sie in keiner Berliner Hökerin Mund gekommen. Aber leider verfehlte ihre Beredtsamkeit diesmal die Wirkung. Sie ward vom Pferde gerissen und ihre persönlichen Reize wurden sehr durch einen Faustschlag in's Gesicht beeinträchtigt. Hierauf versuchte Othello Tani sie zu erwürgen und schon war er auf bestem Wege, dies klassische Werk glücklich zu vollenden, als die getreuen Unterthanen der Königin zu Hülfe eilten. Das Verbrechen war allzu gräßlich, als daß man es hätte übersehen dürfen und Tani ward nach seiner heimathlichen Insel verbannt; nach kurzer Zeit aber erklärte er seine Reue, gewährte amende honorable, und ward wieder zu Gnaden aufgenommen. Er wagt es nicht sehr oft, sich dem Willen seiner königlichen Gemahlin zu widersetzen, noch weniger seine Hände gegen ihre geweihte Person zu erheben, sondern unterwirft sich mit musterhafter Geduld ihren Launen und Scheltworten, ja selbst den handgreiflichen Ermahnungen, die sie nicht selten an ihm verschwendet.

Der Verfall der tahitianischen Monarchie, die Erniedrigung des königlichen Hauses Pomaré, gewährt ein trauriges Schauspiel. Noch trägt die Königin eine Krone, welche ihr die glücklichere Königin Englands verehrt hat; auch hat sie noch einen Hof und einen Palast, wenn man diesen Namen anwenden darf; allein ihre Macht ist fast nur nominell und ihre Schatzkammer hat die betrübte Eigenschaft mancher europäischen, sie ist meist leer. Der unverbesserliche junge Otu sagte einst zu den ersten Missionären: „Ich bin größer als König Georg, er reitet auf einem Pferd, und ich auf einem Menschen." Dies war auch der Fall. Er reiste mit Post durch sein Gebiet auf den Schultern seiner Unterthanen und in allen Thälern fanden sich Relais „unsterblicher Wesen." Aber ach, wie haben sich die Zeiten geändert! wie vorübergehend ist menschliche Größe! Vor einigen Jahren entschloß sich Pomaré Vahine I., Enkelin des stolzen Otu, zum Lohnwaschen, indem sie durch ihre Agenten öffentlich bat, daß ihr die Offiziere von Schiffen, die in ihren Häfen einliefen, die Wäsche ihrer Hemden überlassen möchten.

(Schluß folgt.)

---

## Tabletten.

*** Gyrowetz, der Nestor der deutschen Tondichter, hat seine Autobiographie vollendet, die höchst interessante Mittheilungen über die Musikzustände der letzten 60 Jahre enthält, und in Kurzem, mit dem lithographirten Porträte Gyrowetz's geziert, auf Subscription erscheinen wird. Man subscribirt darauf in Diabelli's Kunsthandlung in Wien.

*** Das Gerücht geht, Sir John Franklin sey aus den Polargegenden zurückgekehrt. Auf der Admiralität findet es jedoch keinen Glauben.

*** Der schon so lange angekündigte „Neckarbote", welcher nach den Berichten der Zeitungen die specielle Aufgabe, den „Beobachter" zu bekämpfen, übernehmen will, scheint, so meint der „Stuttgarter Beobachter", den Rang nicht zu bekommen, aus dem Ei zu schlüpfen. Auf den 1. Juli, dann auf den 15. Juli, dann auf den 1. August angekündigt, soll er nun endlich am 1. Oktober erscheinen. Für das Feuilleton ist, wie man hört, August Lewald gewonnen. Der Geist der „Europa" also, welcher in Karlsruhe bankerott geworden, scheint am Nesenbach immerhin noch zu einem neuen Etablissement geeignet.

*** Reines Deutsch. In einem sächsischen Blatte liest man: „In Darmstadt ist kürzlich ein Verein zusammengetreten, welcher unter dem Namen „Nationalverein für deutsche Auswanderung" die jährlich wachsende Emigration nach Amerika auf eine nationale Basis bringen will." Das klingt, als ob es die Gräfin Hahn-Hahn geschrieben hätte.

*** Ein Pariser Berichterstatter schreibt unterm 1. August: Ich ging gestern Abend durch die Straße Vivienne, als gerade wieder eine kleine Höllenmaschine in die Luft flog. Ein kleiner Junge hatte das ungefähr einen Quadratschuh große Kästchen von der Erde aufgehoben, es flog mit einem Knalle wie der eines Pistols auseinander, verbrannte dem Jungen die Hände und schleuderte ein paar Hundert kleine, etwa zwei Quadratzoll messende Papierchen auf die Straße, von denen ich mehrere aufhob. Die Schrift ist in schlechtem Holzdruck mit lauter Initialen gedruckt, und lautet so: Incendions jusqu'à ce qu'il n'y ait plus de résistance au juste partage des terres et récoltes.

*** Geistesgegenwart. Der „New-Orleans Delta" enthält ein Begebniß im Criminalgefängnisse zu Baton Rouge. Der Gefangenwärter befahl einem Gefangenen ein Licht vom Tische zu nehmen. Letzterer sah eine Pistole in dessen Nähe liegen, ergriff diese, setzte sie dem Wärter auf die Brust, indem er laut rief: „Jetzt bist Du in meiner Gewalt!" während in demselben Augenblicke etwa 20 andere Verbrecher herbeieilten, um diese Gelegenheit zu benutzen. Schnell zog der Wärter sein großes Messer und mit einem starken Hieb trennte er ihm den Arm fast ganz vom Leibe und versetzte ihm dabei eine tiefe Kopfwunde. Kaum sahen die übrigen Gefangenen den Angreifer niederstürzen, so flohen sie in ihre Zellen zurück.

*** Aus Graubünden schreibt man: Letzten Montag den 26. Juli konnte man von Lenz nach Parpan im Schlitten fahren. Etwas Seltenes am Ende Juli!

*** Nach dem Vorgange mehrerer anderer Städte hat sich auch der neue Theaterdirektor in Köln, Hr. Gerlach, in der Person des dort lebenden dramatischen Schriftstellers Roderich Benedix einen Dramaturgen und Oberregisseur gewählt. Bereits hat Herr Benedix behufs Engagements neuer und guter Mitglieder eine Reise über Frankfurt, Mannheim und Stuttgart nach der Schweiz gemacht.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Wien.

(Fortsetzung.)

Nach ihm kam der große Partiturenvertilger Cavalier Gaetano Donizetti, dessen Hauptruhm darin besteht, daß ihm seine Opera einst auf einem Lastwagen in die Ewigkeit werden nachgeführt werden müssen. Er ist daher der divergenteste Gegensatz zu dem griechischen Wanderphilosophen mit der Devise: Omnia mea mecum porto. — Donizetti componirte Alles; tragische, komische Opern, lyrische Tragödien und die geschlechtslosen „semiserie“, das ist, halb lustig, halb traurige Stückleins scheinen ganz besonders für ihn erschaffen worden zu seyn. Er etablirte ein großartiges Fabrikgeschäft in italienischen Opern, sowie Scribe in französischer Komödie ungefähr, nur daß er, wie ich wenigstens glauben will, ohne Compagnon arbeitete. Zu jedem Karneval, zu jeder Saison mußte er eine neue Oper liefern für irgend ein Theater Italiens — oft für mehrere zugleich, und in letzterer Zeit kam auch die Wiener Hofoper hinzu und vermehrte das Contingent, das er ins Feld stellen sollte. Für ihn und die Horde seiner Nachtreter, Pacci, Rossi und Verdi, konnten die italienischen Librettiverfertiger nicht genug Opernbücher machen und mußten daher zur Plünderung deutscher und französischer Dichter ihre Zuflucht nehmen, und ihre Dramen zu Opernstoffen verarbeiten. War eine solche Execution an irgend einem poetischen Werke einer fremden Literatur verübt, dann spannte der Ritter Gaetano seine Phantasie auf die Folter, quetschte und preßte neue Melodien heraus, mischte sie mit Reminiscenzen in einer neuen Form und in vierzehn Tagen war eine neue Oper fix und fertig. So triebs der Cavalier Donizetti einige Jahre, bis die gequälte Phantasie mit einem Male des Sklavendienstes müde ward und sich empörte. Nun ist der arme Mann unfruchtbar geworden, die Phantasie hat sich gerächt und ihn zur Strafe ihrer Quälerei an fixe Ideen gebannt, von denen er sich nicht losringen kann, während er ihnen früher keinen Aufenthalt, oft nicht einmal einen raschen Durchzug gestatten wollte, um nur wieder für den Wechsel neuen Raum zu gewinnen. — Bei den Erzeugnissen der letzten italienischen Opernepoche, der letzten oder Donizettischen Periode kann von einer Werthbestimmung nach ästhetischen Grundsätzen gar keine Rede seyn. Diese neueren italienischen Opern sind nichts weniger als musikalisch-dramatische Gemälde mit Schilderungen menschlicher Leidenschaften und Gefühle; in ihnen findet von einer charakteristischen Betonung der vorliegenden Worte, die sie durch Töne interpretiren sollen, keine Spur; sie sind nichts weiter als ein Gemengsel der mannigfachsten, oft unfertigen musikalischen Ideen, die bunt durcheinander gewürfelt, nicht ohne Reiz für das Ohr sind, ein Sammelkasten leichter und kitzelnder Melodien, der für Walzer- und Quadrillenfabrikanten eine reiche und willkommene Fundgrube genannt werden muß. Daß diese tänzelnden und leichtsinnigen Motive oft einem hohlen, großsprecherischen Pathos untergelegt werden, ist der komischste Unsinn, der sich denken läßt, und nirgends bewahrheitet sich der Napoleonische Spruch: Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, mehr, als bei der italienischen Oper der Neuzeit. Ein Unglück für dieselbe ist es auch, daß ihre Maestri so sehr auf tragische Süjets versessen sind. Hätten sie, wie es auch Donizetti anfangs gethan hat, die komische Oper mehr gepflegt, so würden sie, wie schon früher erwähnt, nicht so leicht (!) von den deutschen Opernbühnen verdrängt werden können, weil wir hierin keinen genügenden Ersatz bisher aufbringen konnten. Allein mit ihrer Tragödie sangen sie sich ihr eignes Grablied.

(Fortsetzung folgt.)

---

### Darmstadt, Anfangs August.

(Fortsetzung)

#### Gesellschaftliches Leben.

Auch im geselligen Leben ließe sich manche treffliche Association gründen, wenn sie nicht der Mangel an Einheit der Gesinnung hinderte. Es bestehen hier neben der vereinigten Gesellschaft und vielen andern periodischen Vereinen, zwei Gesellschaften, die Casino- und die Ressourcegesellschaft, beide in ihren Grundelementen ganz gleich, jede aber grade an dem Mangel leidend, was die andere besitzt. Vereinigt würden diese beiden Gesellschaften allen Anforderungen des geselligen Lebens genügen können, und der vereinigten Gesellschaft an solider Kraft nicht nachstehen; getrennt sind sie dem Blinden und Lahmen in der Fabel zu vergleichen. Das Project ihrer Vereinigung ist vor Jahren schon einmal aufgetaucht, und wurde neuerdings wieder in Anregung gebracht. Die Mehrzahl der Mitglieder beider Gesellschaften ist dafür; denn wie überall im öffentlichen Leben, ist auch hier das Streben nach Concentrirung gemeinsamer Kräfte vorherrschend. Die alte chinesische Mauer, die das Gleiche vom Gleichen trennt, beginnt zu wanken, nur noch einige morsche Strebepfeiler der Separation suchen sie zu stützen; doch sie können sinken über Nacht, und hoffentlich wird man bald den Schluß der Fabel auch auf die beiden Gesellschaften anwenden und von ihnen sagen können: „Vereint wirkt jetzo dieses Paar, was einzeln keinem möglich war.“ — Um die allgemeine Geselligkeit ist es eine schöne Sache, um die Separationsgeselligkeit aber ein schlimmes Ding. So lange überhaupt geschlossene Gesellschaften bestehen, wird die allgemeine Geselligkeit Noth leiden, werden Standesabsonderungen und all der steife Zwang des Kastengeistes nachtheilig auf Gesittung und Bildung des Volkes einwirken. Sollte ich jemals ein zweiter Solon werden, so würde es mein erstes seyn, jede geschlossene Gesellschaft zu verbieten. So lange sie aber fortbestehen, ist es besser, sie bestehen in größerer, als in kleinerer Ausdehnung; die Stände verschmelzen und vermischen sich leichter, und aus der Mitte einer großen gebildeten Gesellschaft geht der Geist der Humanität, wenn er darin herrscht, auf das Volk über. Leider aber ist eine zwanglose Annäherung der Stände nicht in jeder unserer hiesigen Gesellschaften zu finden. Wie sollte dieser auch zwischen einem Geheimerath und seinem geringsten Subalternen, zwischen einem General und einem Lieutenant möglich seyn! Da präsidirt die lederne Convenienz, da bewegt man sich wie auf unsern steifleinenen Maskeraden, unbehaglich und gezwungen. Wo Rang und Stand nicht vor der Thüre eines jeden Gesellschaftslocals abgelegt werden, und der Mensch sich nicht heiter und zwanglos dem Menschen nähern kann, da wird nie der Geist wahrer geselliger Unterhaltung zu finden seyn.

(Fortsetzung folgt.)

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 221.** Donnerstag, den 12. August **1847.**


## Belsazer.

Belsazer saß beim Freudenmahl,
In seiner Hand den Goldpokal,
Einst Juda's Heiligthum, geraubt.
Stolz hebt er das bekrönte Haupt:
Was sucht ihr über'm Sternenzelt
Den unsichtbaren Gott der Welt?
Gott ist, der sichtbar vor euch steht,
Des Königs heil'ge Majestät;
Ihr, seinem Willen unterthan,
Ihr fallet nieder, betet an;
Wer ihn verschmäht in seinem Reich,
Der soll des Todes sterben gleich.
Und als er so vermessen sprach,
Und alle seinem Winke nach
Sich neigten vor ihm demuthsvoll,
Zu spenden ihm der Ehrfurcht Zoll —
Da brachen aus der Marmorwand
Hervor die Finger einer Hand,
Die schrieben mit demantnem Stift
Hell leuchtend eine goldne Schrift.
Der König blickt verwundert hin,
Er liest, doch den geheimen Sinn
Der Züge auf dem Marmorgrund
Konnt' ihm kein Weiser machen kund.

Und Daniel, in Babylon
Ein Fremdling, trat vor seinen Thron
Und sprach: Die Züge wunderbar
Will ich, o Herr, Dir deuten klar.
Und also lauten sie: Der Gott
Des Himmels, den Dein frecher Spott
Verleugnet, hat Dein Reich gezählt
Und andre Herrscher ihm erwählt;
Dich aber selbst dem Tod geweiht,
Der Schmach und der Vergessenheit;
Auf daß es kund sey aller Welt:
Kein andrer über'm Sternenzelt,
Noch unter ihm, von Erz und Stein,
Noch Fleisch, ist Gott, als er allein.
Und als der König das vernahm,
Versank sein Herz in tiefen Gram.
Nachts aber ward, wie fest gethürmt,
Die Stadt vom Perserfeind erstürmt,
Und er, der Gott zu seyn gewähnt,
Getödtet und im Tod verhöhnt —
Den stolzen Erdengöttern all
Zum Zeichen, daß im tiefen Fall
Ein Gott die Kraft der Starken lähmt
Und jeden Uebermuth bezähmt.

C. Merk.

## Eine Nichte Potemkin's.

Wir waren weiter gegangen, ohne daß uns ein Abenteuer aufstieß, welches erzählt zu werden verdient, als wir, in der Hälfte Wegs von dem Orte, wo wir anhalten sollten, in die Gärten der Gräfin Branitzka eintraten. —

Die Feder eines Walter Scott wäre nöthig, um diese Dame zu schildern. Die ganze angrenzende Landschaft gehörte ihr: sie stammte von einer edlen Familie und war die Nichte des berühmten Potemkin. Mit den Vorzügen des Reichthums und Ranges hatte sie in ihrer Jugend alle Reize der Schönheit vereinigt. Sie hatte am Hofe geglänzt. Der Held von Norden, der Minister und Lehrer Catharinas, war in ihren Armen gestorben. Sie war der Liebling der Kaiserin gewesen, und jetzt, wo sie volle achtzig Jahre zählte, zeigte sie noch eben so viel Eifer und Sorge, ihr Glück und Ansehen zu befestigen, als im achtzehnten Jahre. Und doch war dieses Glück das höchste und reichste des ganzen Reiches. Die Gräfin war Beherrscherin ihrer Domainen, welche an Ausdehnung mehrere deutsche Fürstenthümer übertrafen.

Ich erwartete natürlicherweise eine Person von edlem und majestätischem Aeußeren zu sehen, welche die Ehre gehabt hatte, die Schleppe der russischen Czaarin zu tragen, und diese Vorstellung verursachte mir einige Unruhe. Man denke sich meine Bestürzung, als eine Magd mich in ein kleines, kaum ausmöblirtes Zimmer führte. Die Mauern desselben waren einfach mit Kalk überzogen. Der Vordertheil des Kamins hatte als Verzierung eine grob colorirte Pariser Gypsbüste, die Kaiserin Catharine vorstellend. Auf dem Herd lagen einige Klötze. Ein eichener Tisch war mit Pergament und alten beschriebenen Papieren bedeckt.

Die alte Gräfin beschäftigte sich in diesem Augenblick mit der Revision der Rechnungen ihres Verwalters. Sie war mit dem Unterzeichnen einiger Papiere fertig geworden, und entließ ihn, indem sie ihm ihre Hand zu küssen hinreichte; als er das Zimmer verlassen, wandte sie sich zu mir.

Es war eine Frau von mittelgroßer Statur und einer ziemlichen Wohlbeleibtheit. Ihre Züge hatten Merkmale ihrer Schönheit erhalten. Ihre Augen waren lebhaft und

voll von Feuer, obgleich sie fast achtzig Jahre zählte. Ihr Haupt war mit einer Mütze von Musselin bedeckt. Ueber das Uebrige ihres Costüms konnte man nicht urtheilen, weil ein langer türkischer Schlafrock sie umhüllte; sie nahm Tabak in großer Quantität zu sich, wovon sie jedoch das Meiste auf den Boden streute.

In einem Lehnstuhl sitzend, fuhr sie mit den Fingern über ihre Wangen. Die Schönheit ihrer Hand machte Anfangs Eindruck auf mich, sie war niedlich und fleischig, wie die eines Mädchens von achtzehn Jahren. Ein Türkis, welchen sie am Zeigefinger trug, ließ noch mehr die außergewöhnliche Weiße der Haut hervortreten.

„Es freut mich, mein Herr," sagte sie, „Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie haben ohne Zweifel viele schöne Gärten gesehen; aber Sie werden nichts finden, was dem Alexandrinischen Garten vergleichbar sey."

Ich verneigte mich zum Zeichen des Beifalls.

„Es ist dieses der Garten Potemkin's," erwiederte die alte Gräfin, „und dieser hat ihn der Freundschaft gewidmet. Man findet einige Bäume darin, welche der Kaiser bei seinem letzten Hierseyn gepflanzt hat. Sie werden daselbst seine Büste sehen, welche von einem eisernen Gitter umgeben ist. Der Kaiser hat einmal an diesem Orte eine Tasse Thee getrunken. Die Pagoden und Statuen haben mich viel Geld gekostet; aber ich habe baar bezahlt und den Disconto verdient. Dieser Garten trägt mir vier Millionen Rubel ein. Aber wissen Sie, was mir die Kaiserin gesagt hat? Sie hat mir gesagt: „Gräfin, all' dieß Geld ist in dem Lande verbraucht worden, und das ist hochzuachten..." Sie werden auch mehrere Pavillons treffen, deren Fenster mit Spiegelglas geschmückt sind. Daran ist Bonaparte schuld. Ich hatte nämlich ein Gelübde gethan, die Vertreibung der Franzosen zu feiern, indem ich zwei Millionen Rubel zur Verschönerung meiner Residenz bestimmte. In dem großen Pavillon werden Sie eine Marmorbüste des Kaisers bemerken; am Fuße derselben hat man in eine Kupferplatte diese Worte gravirt... Ich setze voraus, mein Herr, daß Sie russisch verstehen... Die Worte, welche man eingegraben hat, sind von dem Kaiser ausgesprochen worden; sie bedeuten: „Ich werde den Degen nicht in die Scheide setzen, so lange ein Feind auf dem russischen Boden steht."

Die Gräfin fuhr in der Weise zu reden fort, ohne mir auch nur einmal das Wort zu erlauben. Plötzlich unterbrach sie sich. Ihr Angesicht wurde nachdenklich und sie sagte mit einer veränderten Stimme:

„— Doctor wissen Sie ein Mittel gegen den Trübsinn? Es sind bereits zehn Jahre, daß ich von diesem Uebel geplagt werde."

Ich begriff jetzt, warum sie unverzüglich mit der Hand über ihren Backen fuhr: nämlich um ihre Muskeln zu reiben und sie biegsam und gelenk zu machen.

In diesem Augenblicke zeigte die Glocke das Mittagessen an. Die Gräfin wies mit der Hand nach der Thüre des Speisesaals, und bat mich, ohne Umstände einzutreten und unter den andern Gästen Platz zu nehmen. Was sie betreffe, so werde sie nicht zögern, zu erscheinen.

Ich gehorchte, und verließ sie.

(Schluß folgt)

---

## Ergötzliche Scenen am königlichen Hofe auf Tahiti.

(Schluß)

Die beiden Hauptpersonen desjenigen Theils des erwähnten Buchs, woraus wir gegenwärtige Notizen entnehmen und die hier unter den Beinamen Typi und Long Ghost figuriren, waren äußerst begierig, zum Hofe dieser Waschfrau-Königin zu gelangen. Sie hofften Gunst zu erlangen und befördert zu werden, denn auf ihrer Kreuzfahrt in jenen Meeren hatten sie viel Beispiele derartiger Erhebungen beobachtet. Auf einer der Tongainseln war ein Spitzbube aus Wales Mundschenk des Königs der Kanibalen geworden. Der Monarch der Sandwichsinseln hatte drei Fremde an seinem Hofe: einen Neger als Trommelschläger, einen stelzfüßigen Portugisen als polynesischen Paganini, um die Geige zu spielen, und Mordekai, einen Gaukler, der als südseeischer Bosko S. Majestät mit Bechern, Bällen und Taschenspielereien ergötzte. So hofften auch Typi und sein (medicinischer) Freund Long Ghost in Pomarés Haushalt eine ansehnliche Rolle zu spielen. Sie vernahmen, daß die Königin alle Fremden an sich zu ziehen suchte, um den Franzosen die Spitze bieten zu können. Sie befand sich damals zu Talu, einem Dorf an der Küste von Imeo, und dorthin begaben sich die beiden Abenteurer in der Hoffnung, sogleich zu wichtigen Posten bei Hofe befördert zu werden; indeß waren sie, für den unglücklichen Fall, auch darauf gefaßt, in einer Zuckerpflanzung zu tagelöhnern oder mit einem Wallfischfänger in See zu gehn, der damals im Hafen Lebensmittel und Wasser einnahm. Sie waren ihres bisherigen mühseligen Lebens müde und sehnten sich nach Ansehen und Premierministerstellen. Beides dünkte ihnen leicht zu erlangen. Long Ghost, der neben andern trefflichen Eigenschaften auch ein wahrer Orpheus auf der Violine war, hielt es für sehr wahrscheinlich, daß er ein tahitianischer Rizzio werden würde. All diesen schönen Dingen mußte aber nothwendig eine Vorstellung bei Hofe vorausgehen und zu dieser war schwer zu gelangen. Standen sie einmal erst vor Pomaré, so zweifelten sie nicht, daß diese mit napoleonischem Scharfblick ihre Verdienste erkennen und Typi zu ihrem Admiral, Long Ghost aber zum Generalinspektor der Hospitäler machen würde. Allein es fehlte an Jemand, der sie einführte. Der geeignete Weg wäre der gewesen, den alle reisenden bedeutungslosen Wichte einschlagen, die ihre Nichtigkeit bei fremden Höfen einzudrängen wünschen, nämlich sich an ihre Gesandten zu wenden. Dies war aus guten Gründen nicht thunlich, und überdies war ihre Tracht nicht sehr geeignet, in einem Audienzzimmer zu erscheinen. Typi hatte sich einen neuen Frack aus zwei alten, einem blauen und rothen, gemacht, und das unregelmäßige Farbengemisch gab ihm fast das anmuthige Ansehn eines Papagais. Ein zerlumptes Hemd von gedrucktem Calico war turbanartig um seinen Kopf gewunden, während die Aermel hinten herunterbaumelten; Sandalen aus Rindshaut schützten seine Füße. Long Ghost, der Doktor, war fast noch phantastischer in seinem Aufzug. Er erfreute sich einer Kura, eines Kleids, ähnlich dem südamerikanischen Poncho, einer Art Mantel oder Tuch, in dessen Mitte ein Loch ist, durch welches man den Kopf steckt. Dies einfache Kleidungsstück, aus grober brauner Tappa bestehend, fiel in Falten um seinen eckigen Körper, und gab ihm, in Verbindung mit einem breitkrämpigen Hut aus Panamagras, das Ansehn eines heruntergekommenen Granden.

So ausstaffirt kamen die zwei Freunde in der Nähe der königlichen Residenz an und waren glücklich genug, mit Frau

Popo, einer wohlwollenden tahitianischen Matrone bekannt zu werden, die sie mit reinlichen Röcken und Hosen, wie sie die Seeleute tragen, versorgte und sich in jeder Hinsicht wie eine Mutter gegen sie benahm. Ihr Gemahl, Jeremias Popo, ein Mann von Bedeutung und Ansehn, hieß sie in seinem Hause willkommen, nährte und pflegte sie, ohne Hoffnung auf Lohn oder Ersatz. Zum Theil verdankte man diese generöse Gastfreundschaft der Heuchelei dieses Long Ghost genannten Spitzbuben, welcher, so wie er fand, daß seine Wirthsleute zur Frömmigkeit geneigt waren, ein Tischgebet über den saftigen gebratenen Ferkelchen murmelte, womit ihr freundlicher Amphytrion sie bewirthete. Allein weder reine Leinwand noch erheuchelte Frömmigkeit waren hinreichend, um die günstige Aufmerksamkeit der Königin Pomaré auf die Spekulanten zu lenken. Sie war an Seeleute gewöhnt und schätzte dieselben daher nicht sehr hoch. Eine Uniform, und wäre es auch nur der mottendurchfressene Hausrock eines Fähnrichs gewesen, würde ihre Wünsche nach hoher Beförderung sehr wirksam unterstützt haben. Gleich vielen andern ihres Geschlechts liebt Pomaré ein Soldatenkleid sehr und hielt in bessern Tagen sogar ein furchtbares Leibgardenregiment mit gepappten Tschakos und ohne Hosen.

Indeß war Typi und sein Kamerad jedenfalls fest entschlossen, an den Hof zu gehen und sie waren nicht sehr skrupulös hinsichtlich der Art und Weise ihrer Einführung. Sie begaben sich zu einem marquesanischen Gentleman von herkulischer Proportion, dessen Amt war, die königlichen Prinzen auf seinen Armen spazieren zu tragen. Typi, der seine Sprache redete und in seinem heimathlichen Dorfe gewesen war, machte sich bald mit Morbonna vertraut, der ihn bei einem der Kammerherrn der Königin einführte. Nunmehr mußte Bestechung ihre Kraft bewähren: eine Handvoll Tabak erwies sich als trefflicher Paß nach dem Innern des königlichen Palastes; nun aber wurde Morbonna plötzlich abgerufen und die Eindringlinge sahen sich ihrem Schicksal überlassen, mitten unter den Hofdamen, liebenswürdigen und gesprächigen Dirnen, die leicht dazu gebracht wurden, die Fremden in der Königin eigenes Zimmer zu führen. Hier waren zahlreiche Gegenstände europäischer Manufaktur angesammelt, welche man Pomaré als Geschenke gespendet hatte. Schreibtische, geschliffene Glas- und Porzellansachen, werthvolle Kupferstiche und vergoldete Leuchter, Waffen und Instrumente aller Art lagen zerstreut und zerbrochen, staubig und rostig, unter unreinen Kürbisschalen, alten Matten, Rudern, Fischerspeeren und allerei Gerüll. Es war Essenszeit, und die Königin kam soeben aus ihrem Privat-Boudoir, in einen blauseidnen Rock und reiche Shawls gekleidet, aber ohne Schuh und Strümpfe. Sie legte sich auf eine Matte und speiste mit allerhöchst eignen Fingern ohne Vermittelung von Gabel u. dergl. Der dreiste Long Ghost, den die königliche Gegenwart nicht blöde machte, wollte sofort sich und seinen Freund einführen, die Diener widersetzten sich aber diesem Eindringen und dies geschah so geräuschvoll, daß die Königin von ihrer Kürbißschüssel mit Fisch aufblickte, die Fremden erblickte und deren Entfernung befahl. Das war die erste und letzte Zusammenkunft zwischen dem abenteuernden Seemann und der Königin Pomaré. Statt bei Hofe zu steigen, ward man auf allerhöchsten Befehl hinausgeworfen. Bl.a.d.Gw.

## Tabletten.

*** Für den Ankauf des Geburtshauses von Shakespeare hat sich jetzt ein Comite gebildet, an dessen Spitze Prinz Albert steht, welcher ein Geschenk von 250 Pf. St. beigesteuert hat. Vier an das Haus anstoßende und zu demselben gehörige Wohnungen hat das Comite bereits für 820 Pf. St. gekauft. Der öffentliche Verkauf des Haupthauses geht am 16. September vor sich; man zweifelt nicht, daß das Comite bis dahin die zur Ansteigerung nöthigen Fonds beisammen haben wird. Miß Martineau hat im „People's Journal" einen sehr beredten Aufruf zum Ankaufe des Geburtshauses von Shakespeare vermittels einer allgemeinen Subscription unter allen Volksklassen erlassen.

*** Die Universität zu Jena wird im laufenden Semester von 430 Studenten besucht, unter denen sich 188 Ausländer befinden. Die Zahl der Göttinger Studenten nimmt mit jedem Jahre ab. Jetzt hat sie nicht mehr Studenten als eine der kleinsten deutschen Universitäten: Gießen.

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Wien.

(Fortsetzung.)

Die Deutschen sind noch immer zur Besinnung gekommen, wenn sie einen dummen Streich gemacht hatten, wenn auch bisweilen etwas spät. Besonders ist dies der Fall mit ihrer Vorliebe für ausländische Erzeugnisse, womit sie sich schon so oft ein Dementi gegeben haben. In dieser Beziehung sind besonders die Wiener sehr deutsch gesinnt. Freilich muß man auch zugeben, daß der bildungsfähige Mittelschlag unseres Publikums, wie des deutschen überhaupt, hier nicht immer zurechnungsfähig ist. Da er selbst noch eines reinen und herausgebildeten Urtheils ermangelt; so vertraut er auf die privilegirte und tonangebende Kaste, ihre ästhetische Urtheilskraft und ihren hochgebildeten Geschmack, und nimmt daher oftmals mit feuriger Liebe und enthusiastischer Hingebung auf, was diese eben als Schooßkind einer Modelaune zu hätscheln für gut findet. Später gewinnt aber dennoch der unverdorbene Sinn, die gesunde Vernunft immer wieder die Oberhand über die Thorheiten der bloßen Mode, die Spreu wird vom Weizen gesondert, und das wahrhaft Gute kann einer späten, aber um so treueren Anerkennung so gewiß seyn, als das eitel Blendende, das flimmernd Nichtige und auf den Schein Berechnete für immer vergessen und verworfen wird, wenn es einmal seines flüchtigen Glanzes beraubt ist. Und dies ist das Gute bei dem deutschen Publikum „diesem Volke von Denkern." Ein neuerer Beweis dafür ist die Theilnahmlosigkeit, die Apathie, ja ich möchte sagen — die Antipathie, welche schon seit ein paar Jahren gegen die italienische Oper, während der dreimonatlichen Dauer derselben, durch unser musikliebendes Publikum an den Tag gelegt wird. Würde nicht die Haute-volée italienische Oper und französische Komödie zu den noblen Passionen zählen und daher dem Impresario der Hofoper die Pflicht auferlegen, diesem höchsten Wunsche nachzukommen, würden nicht die Landsleute, an denen die Bevölkerung Wiens überreich ist, ihrem ungeschlachten Patriotismus im Opernhause freien Spielraum lassen können und durch leidenschaftliche, aber lächerliche Ovationen gezwungene Erfolge herbeiführen, die italienische Oper wäre bei uns längst an Abnahme der Kräfte still und ohne

Beileid hingeschieden, um nie wieder zu erwachen. So aber vegetirt sie kümmerlich noch fort, und wir haben einstweilen nur die Hoffnung, sie in ein paar Jahren zu Grabe geleiten zu können. Der Missbrauch, das erste deutsche Opernhaus einer, aus allen Weltgegenden zusammengeraften italienischen Sängertruppe durch ein volles Vierteljahr alljährlich zu überantworten, wird zur Freude aller Verehrer deutscher Musik aufhören, und wollte Gott, daß als gute Folge davon auch die deutschen Sänger es sich angelegen seyn ließen, die welschen Opernparthien mehr und mehr aus ihren Repertoirs zu verbannen, und den Werken deutscher Meister ihre Studien zuzuwenden. — Da meint in einem „vielgelesenen Wiener Lokalblatte" einer unserer Geschmacksrichter ex officio — ein Langohr in einer Löwenhaut — daß „der Grund der mindern Theilnahme, den die italienische Oper jetzt findet, in den allgemeinen Zeitverhältnissen und der dadurch hervorgerufenen Mißstimmung des Publikums liege. Eine gute, gesegnete Ernte und weniger Klagen über Noth würde auch eine bessere Ernte für die Theaterkasse und weniger Klagen über die Oper zur Folge haben." (!) — Ist das ein feiner, politischer Pfiffikus, dieser große Geschmacksrichter? — Nein, guter Mann und schlechter Kritikus, nicht in den Zeitverhältnissen und der allgemeinen Mißstimmung, sondern in der vorgeschrittenen musikalischen Bildung unseres Publikums, in dem erwachten kritischen Selbstbewußtseyn und der dadurch herbeigeführten Emancipation von der Abhängigkeit der Mode liegt die geringe Theilnahme für die Italiener, liegt der Grund der immer größeren Abnahme derselben. —

(Schluß folgt.)

---

**Darmstadt, Anfangs August.**

(Fortsetzung)

**Theater.**

Wenden wir uns hinweg von diesem dürren Zweige des geselligen Lebens zu den heiteren Gefilden der Kunst, so ist auch hier für den Augenblick nicht viel erquickende Frische zu finden. Bekanntlich wird unser Musentempel mit dem Beginn des Wonnemonds geschlossen, denn länger hält es unsere oft geprüfte Geduld nicht aus, und wird mit dem Wein- und Fruchtmonat wieder eröffnet. Meistens sind aber bis dahin keine Früchte der Kunst zur Reife gekommen. Die lange Ferienzeit wird nicht zum Einstudiren neuer Stücke benutzt; das Theaterpersonal bezieht seine Gage, und wartet es in seligem Nichtsthun ab, bis die Musen des lässigen Dienstes begehren, um mit der Wiederholung des Alten anzufangen. Die sich dazu tüchtig fühlen, machen Ausflüge zu Gastvorstellungen auf auswärtigen Theatern bis zum ersten August, wo sie alle wieder hier seyn sollen. Während in diesem Sommer unser berühmter Bassist **Reichel** seine tiefsten Triumphe, wie uns die gefällige Fama in öffentlichen Blättern berichtete, in Hamburg feierte, feierte unser ruhmwürdiger Tenorist **Kreuzer** seinen höchsten auf dem Kärnthnerthortheater in Wien. Nach der vor uns liegenden „Wiener Zeitung" gastirte Herr Kreuzer in sechs Vorstellungen auf genanntem Theater mit dem größten Beifall und wurde namentlich als Raoul in den Hugenotten nicht weniger als zehnmal stürmisch gerufen. Zugleich wurden ihm von der dortigen Direction, so wie von Hamburg und Prag aus die vortheilhaftesten Engagementsanträge gemacht, die er aber wegen hiesiger Contractsverpflichtungen ablehnen mußte. Wir freuen uns über die Anerkennung dieses Sängers, er kann in der That zu den wenigen jetzt lebenden guten Tenoristen Deutschlands gezählt werden; nur wünschen wir nicht, daß er die Höhe seiner Gage nach der Höhe seiner Stimme bemessen möge, sonst möchte er für unser Theater doch etwas allzu hoch zu stehen kommen. Auch Herr Balletmeister **Tescher** erntete mit seinem jugendlichen Balletcorps in Frankfurt, Hamburg und Berlin großen Beifall und die Zeitungen waren seines Lobes voll. Wir kennen die Leistungen dieses thätigen Mannes und seiner Eleven, sie verdienen die freundlichste Anerkennung. Auf seiner jetzigen Kunstreise wurde Herrn Tescher die sämmtliche Ballet-garderobe zur Verfügung gestellt, wofür er diesmal die Summe von 300 fl. an die Theaterkasse zu bezahlen hat; bei alledem immer noch eine große Vergünstigung, deren er sich früher nicht zu erfreuen hatte. Freilich, die Jugend wächst ins Zeug und da möchte es doch am Ende zu enge werden. Außerdem hat sich nicht jedes Theatermitglied einer ähnlichen Vergünstigung zu erfreuen; wir wissen uns namentlich eines Falles zu erinnern, wo man einer Sängerin nicht einmal einen Anzug zu einer Gastvorstellung in Frankfurt bewilligte. Das pflegt aber in der Welt so zu gehen. Unterdessen nun das übrige Theaterpersonal feiert und wir, außer den bekannten Herz'schen Concerten auf dem Chausseehause — denn auch die Nachtigallen des Haines sind verstummt — keinen musikalischen Sommergenuß haben, wird unser schönes Hoftheater durch zweckmäßige Bauveränderungen vor schnell überhandnehmender Feuersgefahr gesichert, was wohl die Wiedereröffnung länger als gewöhnlich verzögern dürfte. Es ist nicht zu leugnen, von Seiten des Hofes werden für das Theater große Opfer gebracht, von Seiten der Bürgerschaft aber gar keine. Aus der Stadtkasse wurde einige Jahre hindurch ein jährlicher Zuschuß, ich weiß nicht ob von drei- oder viertausend Gulden, gegeben, der aber wieder eingezogen wurde. Ueberdem mag wohl nirgends weniger Sinn für das Theater herrschen als bei dem hiesigen Bürgerstande; kaum einmal den ganzen Winter hindurch wird ein Darmstädter Bürger ins Theater gehen, wohl aber hundert Mal ins Wirthshaus. Man verkennt von dieser Seite gänzlich den Werth und Nutzen des Theaters und würde letzteres nur dann erst schmerzlich vermissen, wenn es wieder aufgehoben würde. Daß sich unter solchen Verhältnissen das Theater nicht rentiren kann und bedeutende Zuschüsse der Hofkasse in Anspruch nehmen muß, ist begreiflich.

(Schluß folgt.)

---

**Erklärung.**

Um Mißverständnissen vorzubeugen und um nicht die Autorschaft von Kritiken annehmen zu müssen, die nicht aus meiner Feder herrühren, sehe ich mich zu der Erklärung veranlaßt, daß ich während meines hiesigen Aufenthalts für kein anderes Blatt als für das „Conversationsblatt" Aufsätze, welche die hiesige Bühne betreffen, geschrieben habe und auch mit Niemand sonst in literarische Verbindung getreten bin.

**Wilhelm Koffka,**
Redacteur der Stuttgarter Theaterzeitung.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 11. August. **Marie**, oder: „Die Regimentstochter", komische Oper in 2 Abtheilungen; nach St. Georges und Bayard von C. Gollmick. Musik von Donizetti. Marie: Fräulein **Waldhauser**, k. würt. Hofsängerin.

Donnerstag, den 12. August. **Das Urbild des Tartüffe**, Originalschauspiel in 5 Abtheilungen, von C. Gutzkow.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 222.** Freitag, den 13 August **1847.**

## Eine Nichte Potemkin's.

(Schluß.)

Das Speisezimmer war noch mehr von Möbeln entblößt als das Conversationszimmer. Die Wände waren völlig nackt. In der Mitte des Saales war eine lange Tafel gedeckt; man sah darauf, außer den Tellern, nichts als eine Flasche Champagner vor dem Gedeck der Hausfrau und eine Flasche Wein an den beiden Enden der Tafel. Es waren fünfzehn Gäste zugegen. Wir hatten hinter uns Bedienten in glänzender Livree. Obgleich schon hierüber verwundert, war ich es noch mehr, als das Diner aufgetragen wurde. Die Mahlzeit begann mit kaltem Schinken, welchen man in einer großen Schüssel die Runde passiren ließ. Dem Schinken folgte eine kalte Pastete, hierauf ein Salat, dann ein Stück Parmesankäse.

Da ich eine kalte Mahlzeit sehr liebte, so fühlte ich mich glücklich, wieder einmal nach meinem Geschmack essen zu können. Ich würde sogar noch mehr zu mir genommen haben, wenn ich meinem Appetit gefolgt wäre; aber ich hatte bemerkt, daß meine Nachbarn die Sachen, welche man ihnen darreichte, kaum anrührten und entschloß mich ihnen nachzuahmen.

Indessen war ich im Begriff zum drittenmal um Brod zu bitten, als zu meinem unaussprechlichen Erstaunen ein Bedienter die Suppe auftrug. In derselben Zeit trat die Gräfin ein, und setzte sich an ihren Platz.

Ich Unwissender hatte mich getäuscht. Die Schinkenschnitten, die Pastete, der Salat und Käse, ohne von dem Wein zu reden, bildeten nicht die Mahlzeit, — nur eine Art Vorspiel, den Eingang zu dem eigentlichen Diner.

Ich war ein wenig beschämt über meinen Irrthum, und zwar um so mehr, als ich meinen Appetit über Nebensachen, welche nur zum Anregen der Eßlust bestimmt waren, erschöpft hatte. Nichtsdestoweniger faßte ich Muth, Alles nachzumachen, was ich sehen würde, überzeugt, daß bei meiner Unwissenheit der Gebräuche es das einzige Mittel sey, nicht noch abermals tausend Verstöße zu begehen. Ich förderte also ziemlich gewandt einen Teller voll Krebssuppe hinunter, welche in der That vortrefflich war; und als die Gräfin sie mit einem Glas Wein begoß, ergriff ich die bei mir stehende Flasche, schenkte mir ein Glas ein und trank es. Es mag seyn, daß meine Handlung mit dem Hofceremoniel nicht ganz übereinstimmte, daß ich, indem ich diesen Wein, welcher so sauer wie Essig war, verschluckte, eine Grimasse schnitt, welche die Gräfin wahrnahm; es wurde mir durch den Bedienten, auf ihren Befehl, eine Flasche Bier und eine Flasche Curaço gebracht. Ich begnügte mich mit diesen zwei Getränken, allein sie waren keineswegs nach meinem Geschmack.

Während dem hatte man ein sehr großes Stück Rindfleisch servirt. Die Gräfin beschwerte nach jeder Schüssel in Ueberfluß ihren Teller, schickte ihn aber, nachdem sie einen oder zwei Mund voll genommen, zurück. Man erklärte mir, daß ein Günstling aus dem Dienstpersonal das Privilegium habe, die Ueberbleibsel der Hausfrau zu essen, und daß diese Teller, noch mit zwei Drittheilen angefüllt, für einen oder den andern ihrer Domestiken bestimmt seyen. Nach dem Rindfleische brachte man in einem Näpfchen schwarz gesottenes Getreide sowie Butter. Ich ließ diese Sachen passiren, ohne sie zu berühren. Hierauf kam ein Karpfen, wovon ich ein Stück nahm. Endlich schien es mir, daß das Diner sich seinem Ende nahe, und der Braten, unter der Gestalt von Geflügel, zeigte mir an, daß der Nachtisch nahe sey.

Ich bemerkte, daß meine Nachbarn kaum eine Sylbe wechselten und ganz mit der Angelegenheit des Momentes beschäftigt seyen.

Beim Nachtisch sah ich keine überseeischen Producte; die Gräfin hatte sie von ihrer Tafel verbannt. Man nahm auch keine Schüssel hier weg, wie es in England Gebrauch ist. Ich zählte fünfzehn Arten von Früchten, welche sämmtlich in dem Garten unserer Wirthin gewachsen waren. Die Pfirsichen, Melonen und Aepfel hatten einen vortrefflichen Geschmack. Eine kleine, mit pulverisirtem Zucker gefüllte Dose ward der Gräfin vorgestellt; diese nahm davon ein paar Finger voll, und bestreute damit die Melonenschnitte, welche sie in der Hand hielt; dann schickte sie die Zuckerdose zurück, indem sie bemerkte, daß die Melonen an sich hinreichend Zucker enthielten. In gewissen Theilen Polens ist es Gebrauch, daß die Gäste ihren Wein und Zucker mitbringen.

In diesem Augenblicke erhebt sich die Dame vom Hause. Jedermann folgt ihrem Beispiel und mehrere Gäste küssen ihr die Hand. Wir begaben uns in den Saal, wo uns der Kaffe erwartete. Einige Augenblicke nachher lud mich die Gräfin ein, einen Spaziergang in ihre Gärten zu machen, deren Pracht man mir so sehr gerühmt hatte. Ich fand die Anlagen des Ruhmes der Besitzerin würdig.

Für sie war nichts zu groß, nichts zu klein. Als Gebieterin eines fürstlichen Vermögens entfaltete sie rings um sich die Pracht einer Königin. Von ihren Bauern erhob sie nur die mäßigste Auflage; sie konnte eine Armee aufstellen oder eine Flotte ausrüsten. In vielen Sachen war sie verschwenderisch, und dann wieder außerordentlich geizig. Ihre Fehler sind sehr übertrieben worden. Sie hatte angenehme Manieren, dabei eine interessante und ziemlich lehrreiche Unterhaltung.

## H. Ch. Andersen.

Hans Christian Andersen war der Sohn eines Schuhmachers in Odensee auf der grünen Insel Fühnen. Seinen Vater, zur Zeit der Geburt des kleinen Hans Andersen ein junger Mann von 22 Jahren, schildert unser Dichter als einen sehr begabten Menschen und eine ächt poetische Natur, seine Mutter als eine Frau, die einige Jahre älter und unbekannt mit der Welt und dem Leben, ein Herz voll Liebe besaß. Andersen erzählt wie sein Vater seine Werkstätte und sein Ehebett selbst zusammengezimmert, und zu letzterem das Holzgestell verwendet hatte, welches kurz zuvor den Sarg eines verstorbenen Grafen Trampo trug; noch erinnerten daran die schwarzen Tuchleisten an den Brettern. In diesem Bette lag am 2. April 1805 ein lebendes weinendes Kind — Hans Christian Andersen.

Von hier beginnt des Dichters merkwürdige und trostreiche Jugendgeschichte, die unbestritten die lehrreichste und interessanteste Hälfte seiner Memoiren bildet. Wie auch die neuere Philosophie darüber denken möge, so beweist auch Andersens Beispiel daß in dem unbedingten Gottvertrauen eine eigene Kraft liegen muß. Freilich kommt man damit in den wirren Kreisen des Lebens allein nicht aus; es gehört dazu eben eine so schmiegsame, geduldige und bei aller Geduld doch zähe Natur wie Andersen besaß; aber diese Geduld, diese Zähigkeit findet eben in dem Vertrauen auf Gott, in dem Glauben auf eine Leitung von oben her ihre mächtigste Stütze; dieses Vertrauen ist eine Hauptwehr für bloße Gemüthsmenschen, die zu keinem thätigen, über das eigene Geschick hinausgreifenden Handeln gemacht und berufen sind. Einmal in ihrem Glauben an eine himmlische Leitung erschüttert, verlieren solche weiche und zarte Naturen auch den Glauben an sich und die Menschen, und damit jeden Halt nach innen und außen. Andersen hat dieß Vertrauen bis auf den heutigen Tag nicht verloren, die günstige Gestaltung seines Geschick hat ihn darin nur noch mehr befestigt, und gleich im Eingang seiner Memoiren finden wir das Geständniß: „Meine Lebensgeschichte wird der Welt sagen was sie mir sagt: es gibt einen liebevollen Gott, der alles zum besten lenkt.“

Die Geschichte seiner frühesten Kindheit hat etwas rührend Einfältiges; doch fordert sie uns in ihrer idyllischen Beschränktheit nicht geradezu auf länger bei ihr zu verweilen. Manches davon hat uns Andersen theils in der autobiographischen Einleitung zu seinem Roman „Nur ein Geiger“, welche vorzüglich dazu beitrug, das Interesse für den Dichter zu wecken, theils in diesem Roman selbst verarbeitet. Fromm und abergläubisch, erzählt er, sey er herangewachsen; obschon seine Eltern nur so viel gehabt, um von einem Tag zum andern leben zu können, habe er doch von Mangel und Entbehrung keinen Begriff gehabt. Sein Vater war zwar eine stille träumerische Natur, wie der kleine Hans Christian selbst, dabei aber in seiner Art ein Skeptiker und Denker. Eines Tages schloß er die Bibel mit den Worten: „Christus ist ein Mensch gewesen wie wir, aber ein ungewöhnlicher Mensch!“ Die Mutter erschrack über diese Worte und brach in Thränen aus, der Sohn aber bat in seiner Angst den lieben Gott, daß er seinem Vater diese schreckliche Gotteslästerung vergeben möge. Zu derselben Zeit befand sich eine deutsche Schauspielergesellschaft in Odensee. Das Theater wurde bald die liebste Stätte des kleinen Andersen; da er aber nur selten hineingehen konnte, suchte er sich die Freundschaft des Zettelträgers zu gewinnen, der ihm dann jeden Tag einen Zettel gab. Mit diesem Zettel saß der Kleine nun in einem Winkel und erdachte sich eine ganze Komödie nach dem Namen des Stücks und der Personen. Dieß war sein erstes unbewußtes Dichten. Andersen schoß auf und wurde ein langer Knabe. Seine Mutter, die nach dem Tode des Vaters sich wieder an einen Handwerker verheirathet hatte, wollte nicht daß er sich weiter umhertreibe, und that ihn in eine Armenschule, wo er nur Religion, Schreiben und Rechnen lernte, letzteres schlecht genug. „Ich konnte kaum ein Wort richtig buchstabiren“, gesteht er selbst. Dabei aber schrieb er bereits Tragödien, die närrisch genug waren, und die Straßenbuben riefen im spottend nach: „da kommt der Komödienschreiber.“ Sein Drang etwas Besonderes zu seyn zeigte sich bei ihm überhaupt schon früh und oft in sehr kleinlichen Dingen, wovon er manche Proben mit großer Treuherzigkeit erzählt. Seines eigentlichen Berufs dunkel sich bewußt und nach Auszeichnung begierig, zerriß er denn auch endlich das Netz der heimathlichen engen Verhältnisse und begab sich, mit dreizehn Reichsbankthalern versehen, nach Kopenhagen. Auf die Frage der Mutter, was er dort werden wolle, antwortete der junge Andersen: „ich will berühmt werden; man hat erst viel Widerwärtiges durchzumachen, und dann wird man berühmt.“

Es ging ihm denn auch in Kopenhagen zum Theil herzlich schlecht, aber er hatte den Muth und die besondere Gabe, die ihn auch nie im Stich gelassen hat, sich bei den Notabilitäten Kopenhagens selbst einzuführen, auch auf die Gefahr hin sich hier und da lächerlich zu machen. Zuvörderst hatte er seine Hoffnung auf die Tänzerin Madame Schall gesetzt. Zur Probe sang er vor ihr eine Arie aus Aschenbrödel, hatte sich dazu die Stiefeln ausgezogen, und bediente sich dabei seines Huts als Tambourins. Die Tänzerin hielt ihn für wahnsinnig, und beeilte sich ihn los zu werden. Nun suchte er bei dem Theaterdirector um eine Anstellung nach, und als dieser die ziemlich unvernünftige Aeußerung that, daß er für das Theater zu mager sey, gab Andersen die ganz vernünftige Antwort: wenn er nur mit 100 Reichsbankthalern angestellt würde, wolle er schon fett werden. Weiter begab er sich zum Director des Musik-Conservatoriums, Siboni, wo er den Componisten Weyse und den Dichter Baggesen traf. Andersen declamirte ihnen einige Scenen aus Holbein und ein paar Gedichte vor, wobei ihn das Gefühl so überwältigte daß er in Thränen ausbrach; man applaudirte, Baggesen sprach einige ermunternde Worte, Weyse sammelte für ihn eine Collecte von 70 Reichsbankthalern, und Siboni nahm ihn in sein Haus und unterrichtete ihn. Aber nach einem halben Jahr war seine sehr hübsche Stimme im Uebergang begriffen oder dadurch verdorben, daß er den ganzen Winter mit schlechter Fußbekleidung einhergegangen war. Andersen hätte nun wieder nach Odensee zurückreisen müssen, wenn sich nicht abermals der Komponist Weyse und der Dichter Guldberg seiner angenommen und eine Collecte für ihn veranstaltet hätten, die noch reichlicher ausfiel als die frühere.

Nach mancherlei abenteuerlichen Versuchen, entweder als Schauspieler oder als Theaterdichter mit der Bühne in Verbindung zu treten, nahm sich der jetzige Conferenzrath Collin, welchen Andersen als einen der edelsten Charaktere Dänemarks rühmt, seiner aufs lebhafteste an, und empfahl ihn dem König Friedrich IV., der ihm jährlich eine gewisse Summe für einige Jahre aussetzte. Auch erhielt Andersen durch Collins Vermittelung in der lateinischen Schule in Slagelse freien Unterricht. Hier aber machte ihm der Rector das Leben sauer genug, und während er in Briefen an Collin Andersens Fleiß, Fortschritte und Fähigkeiten aufs höchste

lobte, tyrannisirte er Andersen, spottete über ihn, und demüthigte ihn in einer Weise daß er an sich selbst verzweifelte. Solche Exemplare von Lehrern, welche ohne es eigentlich böse zu meinen, namentlich ungewöhnlichere Talente durch Spott, Schulzwang und demüthigende Behandlung niederzuhalten und auf das beliebte Gleichmaß der Schulforderungen herabzudrücken suchen, gibt es in reicher Zahl auch anderwärts. Doch sind gerade solche pedantische Schulfüchse bei ihren Behörden in der Regel gut angeschrieben. So wurde denn auch dieser Mann an die lateinische Schule in Helsingör, wohin ihn Andersen begleitete, als Rector befördert. Hier im Hause des Rectors wohnend, wurde er erst recht gequält. Andersen besuchte von Helsingör aus öfters Kopenhagen, und las bei einem dieser Besuche einem Kreise von Bekannten sein Gedicht „Das sterbende Kind" vor, welches in Dänemark von allen seinen Gedichten später am meisten anerkannt und verbreitet wurde. Der Rector hatte davon gehört, und als Andersen zurückkehrte, befahl er ihm das Gedicht zu bringen, das er nun durchlas und für Empfindelei und leeres Gewäsch erklärte. „Von dem Tage an," erzählt Andersen, „wurde meine Stellung unglücklicher, als je zuvor, ich litt geistig so sehr, daß ich nahe daran war, zu Grunde zu gehen; das war die finsterste, die unglücklichste Zeit in meinem Leben." Endlich hörte Collin, wie falsch und tyrannisch Andersen behandelt werde, und nahm ihn sofort aus der Schule und aus des Rectors Haus. Als Andersen diesem beim Abschiede für das in seinem Hause genossene Gute dankte, sprach der Rector seinen Fluch über ihn aus: seine Verse würden auf dem Boden des Buchhändlers verschimmeln, er selbst im Tollhause endigen. Andersen verließ ihn tief erschüttert. Mehrere Jahre später, als seine Schriften schon Anerkennung gefunden hatten, begegneten beide einander in einer Straße Kopenhagens; der Rector reichte Andersen versöhnlich die Hand und sagte: daß er sich in ihm geirrt und ihn falsch behandelt habe, „aber nun konnte ich ihn seinen eigenen Strich segeln lassen," setzt Andersen hinzu. Andersen ist seitdem gewissermaßen eine europäische Berühmtheit geworden, während gewiß andere, welche der Hr. Rector im entgegengesetzten Sinn behandelt hat, als maschinenmäßige Arbeiter in der hölzernen Tretmühle des Lebens spurlos untergegangen sind.

(Schluß folgt.)

---

## T a b l e t t e n.

*** New-York, 14. Juli. Besondere Aufregung in hiesiger Stadt verursachte vorgestern die Ankunft des chinesischen Schiffs Key-ing. Die Mannschaft besteht aus 20 Europäern und 35 Chinesen. Der mittlere Theil des Schiffs ist sehr niedrig, Vorder- und Hintertheil dagegen sehr hoch. Die Seiten sind mit weiß, schwarz und roth bemalten chinesischen Matten geschmückt. Am Bug sind große Augen gemalt, um den Matrosen an Vorsicht zu erinnern. Die Gesellschaft trägt weite Matrosenhosen, offene baumwollene Jacken und flache Mützchen auf den geschorenen Köpfchen. Die Zöpfe reichen fast bis auf die Fersen herab. Unter den Thieren auf dem Schiffe sahen wir zwei Hunde mit ganz schwarzen Zungen, die von sechsen übrig geblieben waren, und einen Affen, der allein die ganze Colonie überlebt hatte, die eingeschifft worden war. Im Salon waren chinesische Waffen, Schnitzwerke, Gemälde und andere Curiositäten aufgestellt, von denen besonders ein vergoldetes weibliches Götzenbild (Joß) interessirte. Es hat achtzehn Arme, und hält in jeder Hand etwas anderes. Vor demselben stehen zwei andere Bilder welche die Priester vorstellen sollen, von denen das eine ein Licht hält, und das andere im Gebet kniet. Der chinesische Koch gefällt sich schon dergestalt hier, daß er eine Condition sucht, ein Gedanke, den ein speculativer Yankee gewiß zu seinem Vortheile ausbeuten wird.

*** Die tiefste Mine. Die größte Tiefe, in die man bis jetzt auf der Erdoberfläche hinabkam, ist die Kohlengrube von Marimont mit 530 Metres Tiefe. Man hatte bisher den Schacht von Chaurfour bei Valenciennes für den tiefsten gehalten.

*** Die „Dorfzeitung" meint: Die französische Flotte unter dem Prinzen von Joinville segele immer in der Nähe von Italien herum, bloß damit die Schiffe das Schwimmen lernten.

---

## Literarisch-artistischer Tagesbericht.

Aachen, 6. August. Unser Münster wird vor fernerem Verfalle geschützt, und, wo es noth thut, geschichtlich treu wieder hergestellt werden. Unter dem Namen „Karlsverein zur Restauration des Aachener Münsters" ist eine Zahl der achtbarsten Männer unserer Stadt zusammengetreten, um zur Erreichung des obigen Zweckes das Nöthige einzuleiten. Wir zählen auf thatkräftige Theilnahme, auf die Kunstbegeisterung, den kirchlichen und geschichtlichen Sinn naher und ferner Freunde des ehrwürdigen Denkmals. Eine ganze Reihe von Zeitläuften hat, je in anderer Weise, mitgebaut an der Vollendung des Aachener Münsters. Karl der Große stellte die Grundformen der achteckigen alten Kirche hin; das dreizehnte Jahrhundert schmückte den alten Bau durch die kleine Arkadengallerie und die Giebelaufsätze; das vierzehnte, von dem mächtigen, ureigenen Drange der Blüthezeit deutscher Baukunst getrieben, fügte den großartigen, hohen Chor gleichsam als eine neue, zweite Kirche hinzu; das siebzehnte Jahrhundert, des reineren Kunstsinnes baar, entstellte das ehrwürdige Werk Kaiser Karl's durch ein indisches Kuppeldach; das achtzehnte endlich — plünderte das alte Heiligthum. Die Franzosen nämlich brachen die Säulen aus, welche Kaiser Karl aus Ravenna geholt, den Hauptschmuck des alten Baues, und führten sie nach Paris. Als man Frankreich zur Rechenschaft zog über seinen europäischen Kunstraub, wurde ein Theil dieser Säulen zurückgegeben, allein die schönsten sind im Louvre geblieben, und selbst die zurückgegebenen wurden bis heute nicht wieder aufgestellt. Es war dem neunzehnten Jahrhundert vorbehalten, manche Sünde vergangener Zeit an diesem Bau wieder gut zu machen. Die Aufgabe unseres Karlvereins ist daher eine ganz andere als die der Kölner Dombauvereine. In Köln gilt es, ein reines, einiges Denkmal der höchsten Kunstentfaltung im Geiste des Urentwurfs zu Ende zu führen; hier ist ein verschiedenartig, mitunter widerspruchsvoll zusammengesetztes Werk schonend und mit treuem historischem Sinn zu reinigen, zu schützen, doch so, daß dem geschichtlich Berechtigten kein Leid geschehe.

Die Kaiserkapelle zu Aachen ist fast das einzige und sicher das vorzüglichste Denkmal altchristlicher Baukunst diesseit der Alpen; nur Nymwegen und Ottmarsheim im Elsaß haben etwas Aehnliches aufzuweisen. Möge nicht bloß das Rheinland, sondern die ganze deutsche Nation sich aufgefordert finden, zur Wiederherstellung des Münsters beizusteuern, in dessen Gewölben (auf goldenem Stuhle sitzend, wie die Sage geht) Kaiser Karl begraben ist.

---

# Korrespondenz-Nachrichten.

## Wien.

(Schluß)

Zum Schlusse folge noch ein kleines Resume der Opern, so wie der Sänger, die das Repertoir der heurigen Saison bildeten. Der alte Rossini mit seiner „Cenerentola" füllte die meisten Abende aus, nach ihm kommt Verdi's „Ernani", der besonders im ersten Monate der Saison jeden zweiten Tag bis zum Ueberdrusse herabgeleiert wurde; freilich ist jetzt Verdi der gefeierte Melodienheros für Italien, seit Donizetti die Einsamkeit suchen muß. Der letztere stellte zum Operncontingent seine „Lucia", die „Maria di Rohan", eine zweite „Maria" mit dem Beinamen „Padilla", den „Don Pasquale" und das Dioskurenpaar „Olivo et Pasquale". Riccis „Estella" und Salvis „Katerina Howard", welche die Direction der Hofopern eigens für die Saison und ihre Bühne — welch eine ausgezeichnete und großartige Liberalität — componiren ließ, fielen eclatant durch. — Unter den Sängerinnen war Signora Angri die hervorragendste Erscheinung. Sie verbindet mit einer metallreichen und ausgebildeten Stimme eine staunenswerthe Coloratur und spielt auch in der komischen Oper nicht übel. Die alte Tadolini wird immer dicker, und mit der Zunahme an Leibesfülle hat ihre Stimme dagegen abgenommen. Sie besitzt viele Routine im Gesang, und trillert und gurgelt ihre Rouladen mit einer kecken Sicherheit herab, die frappirt; sie singt aber auch schon lange genug. Katerina Hayes, die dritte im Bunde, hat einen sympathetischen Ton, singt mit deutschem Vortrage und warmem Empfinden und verdient mehr als eine dritte welsche Primadonna zu seyn. Die Borghese ist eine vorlaute, kecke Donna mit wenig Stimme und noch weniger Bildung. — Unter den Tenoren ist Raffaelle Mirale, der Heldentenor, ein Schreier prima sorte, der Liebhabertenor Calzolari ein fader Süßling und Ivanoff, ein italienisirter Russe, mit einer Stimme, kalt und spröde wie sein Vaterland, die einen sonderbaren Gegensatz zu der süßlichen und affectirten Manier seines Gesanges bildet. Der große Geschmacksrichter von dem früher die Rede war, nannte ihn einmal einen „edlen" Tenoristen; dies Epitheton ist wenigstens neu. — Die Bässe Varesi, Collini, Rodas und Soares haben mehr oder weniger Stimmfond, singen aber Alle nach derselben Patrone italienischer Gesangsmanier, die einem deutschen Zuhörer, der eine charakteristische Auffassung und einen nüancirten Vortrag verlangt, zum Ekel werden muß. Es verlohnt sich daher nicht der Mühe, in ein Detail über diese Schreier einzugehen, nur soll noch bemerkt werden, daß der Buffo Soares ein Spaßmacher der gemeinsten Sorte ist.

---

## Darmstadt, Anfangs August.

(Schluß.)

Ueberhaupt werden von dem hiesigen Bürgerstande die öffentlichen Kunstschätze als die Hofbibliothek, das Museum und die Bildergallerie nur wenig benutzt; man hat hier nur das Materielle, Praktische im Auge, und begreift nicht wie viel Belehrung und Unterhaltung diese werthvollen Sammlungen zu gewähren vermögen. Das Naturalienkabinet besitzt in Herrn Inspector Kaup einen Zoologen von anerkannter Tüchtigkeit; die Bildergallerie in Herrn Director Seeger den umsichtigsten Conservator, der sich besonders dadurch ein großes Verdienst um Darmstadt erworben hat, daß er eine Zeichnen- und Malerschule ins Leben rief, in welcher junge Leute unentgeltlich zu Künstlern ausgebildet werden. Gegenwärtig benutzen diese Anstalt eine Anzahl junger Leute, wovon die meisten zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Es wären der Anstalt nur größere Mittel zu wünschen, damit sie ihren Wirkungskreis erweitern könnte. Auch als Maler hat Herr Seeger die rühmlichsten Proben seiner Meisterschaft abgelegt. Sein großes Landschaftsgemälde, ein Feierabend der Landleute an einem Erntetage, ist in seiner frappanten Abendbeleuchtung von eigenthümlicher Wirkung.

Im Uebrigen vergrößert und verschönert sich Darmstadt nach allen Richtungen hin und man kann seinen Bewohnern bei all ihrem Materialismus den Sinn für das Elegante und Gefällige nicht absprechen. In allen Straßen fangen die Kaufläden in ihrer äußeren Ausstattung an, mit jenen der Nachbarstadt Frankfurt zu wetteifern. Freilich werden große Summen unnütz verschwendet, freilich richtet die theuere Miethe manchen Schwindler zu Grunde, aber die Sache selbst bleibt schön, wenn sie vollendet ist. Bis dahin aber muß man oft den Schutt und Staub verwünschen, der bei solchen Neubauten über Gebühr lange belästigt; denn bei uns geht das Bauwesen, privates wie öffentliches, entsetzlich langsam von Statten. Noch immer liegt das Pflaster des Monumentsplatzes wie das Felsenmeer am Fuße der Riesensäule da; das Standbild Ludwigs I. blickt sinnend herab, gleichsam wie verwundert, daß man vor unendlichem Deliberiren über das Wie, das Wann gänzlich vergessen zu haben scheint und nicht zum Zwecke gelangen kann — des häßlichen Mißstandes gar nicht einmal zu erwähnen, daß die Droschkenführer mit ihren ausgehungerten Mähren und schmutzigen Wägen an seinem Fuße wie eine Karawane vor den Trümmern Palmiras halten, gleich als ob keine andere Stelle auf dem Louisenplatze als grade diese für sie da wäre. — Noch immer sehen wir der Aufstellung der beiden schon längst vollendeten Bildsäulen Philipps des Großmüthigen und Georgs I. von unserem trefflichen Meister Scholl entgegen; sie stehen in seinem Atelier und harren, wie wir, ihrer Aufstellung — wohin? das weiß man nicht. — Der Güterzug unserer Main-Neckareisenbahn, worauf es sonst so schnell geht, hat bis heute noch nicht begonnen; die Errichtung der schon längst beschlossenen beiden Stationshäuser zu Bickenbach und Arheiligen wird immer noch verzögert: warum? das weiß man nicht. Das aber weiß man: wenn der Betrieb dieser Bahn auf Kosten der Herren Angestellten ginge, würde es viel schneller damit gehen. Wo der Staat aber für den Riß steht, werden selbst die lucrativsten Einrichtungen ad libitum getrieben. Einer großen Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins sehen wir zu Anfang des nächsten Monats in unseren Mauern entgegen. Schon werden große Anstalten zu Empfangs- und Bewirthungsfestlichkeiten getroffen; ein großes Festmahl — denn ohne ein solches geht es nun einmal heutzutage nicht mehr — soll im Orangeriehause zu Bessungen gehalten werden, zu welchem Behufe die weiten Hallen bereits festlich ausgeschmückt werden. Der Ort ist ominös, die goldnen Aepfel der Eris wachsen daselbst: möge keiner derselben zum dogmatischen Zankapfel werden! Nur mit Mühe wurde der Berliner Riß zugeheilt, an einem zweiten dürften leicht keine Näthe mehr halten. —

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 14. August. (Auf Verlangen) **Die Nachtwandlerin**, Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. Amine: Fräulein **Waldhauser**, k. würtemb. Hofsängerin.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 223.** Samstag, den 14. August **1847.**

## Ball und Bild.

Novelle von D. H. Old.

Der bal masqué in der großen Oper war auch dießmal prachtvoll, es war der letzte Ball im Advente, und da drängte sich Alt und Jung, Prinzessin und Grisette hinzu, um dem vielgeliebten Fasching das letzte, schmerzvolle Lebewohl zu sagen.

Unter den vielen tausend bunten Masken machte sich an diesem Abende besonders ein weiblicher Domino mit einer großen weißen Feder auf dem Rosahute, vor Allen bemerkbar. Ihr Wuchs glich nicht dem der meisten Pariserinnen, es war vielmehr eine hohe majestätische Gestalt, voll Würde im Gang, voll Ausdruck in der Sprache. Der Accent verrieth eine Südländerin, obgleich sie rein und geläufig französisch sprach. Der arme Domino konnte kaum einen Schritt vorwärts machen, so sehr wurde er von den jungen Gecken und Aphroditens betagten Verehrern verfolgt und zuletzt ganz umringt. Zum Glücke machte sich ein Herr, welcher sie lange vergebens gesucht zu haben schien, mitten durch die dichte Reihe Platz, und reichte ihr den Arm. Er führte die Dame nach dem Buffet, und überreichte ihr mit ächt chevalereskem Anstande und einem witzigen Bonmot ein Glas Limonade.

„Ich ziehe bei weitem Eis vor; es ist da unten so schwül,“ entgegnete rasch der Domino mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit, und stürzte in demselben Augenblicke die Limonade in einem raschen Zuge hinab. Kaum war ihrem Wunsche willfahren, so legt sie nachlässig die Linke in den Arm ihres Cicerone, und kehrte wieder von den Argusaugen aller Anwesenden begleitet in den Foyer, und von da in den Tanzsalon zurück.

„Madame, Sie vergessen doch das Gelübde nicht?“ fragte lächelnd der Herr, und verneigte sich dabei vor der Dame.

„Ja, so, ich versprach — die erste Quadrille mit Ihnen — entledigen Sie mich doch meines Versprechens — Ihr Rang und meine Stellung erlauben uns gegenseitig nicht, auf einem öffentlichen Balle zu tanzen, zumal ich mit Ihnen, Altezza,“ fügte sie mit tieferem Tone hinzu.

„Gleichviel,“ meinte die galante Altezza, „Sie sind mehr denn ich und als alle Damen von Frankreich. Sie sind nicht nur die Königin dieses Festes, Sie sind die Königin aller Königinnen, Juno und Vesta müßten sich vor meiner Eleonora neigen.“

Der Tanz war zu Ende, die Herren führten ihre Tänzerinnen nach ihren Plätzen zurück oder erstiegen wieder an ihrer Seite die Tribüne, wo die „fashionable Welt“, die theils Intriguen sucht, theils sich dort ein zärtliches Rendezvous gibt, auf- und abspazierte, in zarter Sehnsucht hoffend, wenn der geliebte Gegenstand noch nicht erschienen, oder überselig, wenn des Herzens Wunsch in Erfüllung gegangen ist.

In der Ecke des Salons saß unser Domino, kalt und theilnahmlos neben dem gesprächigen Manne, welcher oft vor Verlegenheit mit dem großen, brillantenen Orden, oder mit der goldnen Uhrkette spielte.

„Ich ersticke hier,“ sprach endlich halb leise der Domino, „Ihr Wagen wird mich nach Hause führen.“

„Ganz nach Belieben, Madame,“ entgegnete höflich der Angeredete, welcher wahrhaft glücklich zu seyn schien, nach der langen unheimlichen Pause endlich ein Wort aus dem Munde seiner Dame zu hören. Sie erhob sich, und blieb plötzlich stehen. Ihr Blick war nach einem Gegenstand gerichtet, welchen das Späherauge des Herrn vergebens zu finden bemüht war.

„Ich ersticke hier,“ wiederholte sie mit unsicherm Accent, „nur schnell, rasch ins Freie!“

Schon hatte sich die Maske der letzten Thüre genähert, wo Alles sich hindurch drängte, um sich aus diesem drückenden Schwarm zu entfernen, wo Einem eine tropische Hitze, eine durch tausend Gaslampen und eine unverhältnißmäßig große Menschenmasse verpestete Luft entgegenwehte, schon war sie nahe der Treppe, als sie wieder jenes Phantom erblickte, das ihr schon im Saale so verhängnißvoll erschienen war, es stand grade dicht neben ihr — ein junger bleicher Mann mit einer hohen, gewölbten Stirne, dunklen Augen und langem schwarzem Haare, welches nachlässig bis zur Schulter herabhing. Ein schweres Mißgeschick mußte den Armen heimgesucht haben, das verriethen die blassen, leidenden Züge dessen, der einst so schön gewesen, und noch jetzt wie ein Märtyrer, wie ein Heiliger, welcher sich auf Erden verirrt hat, groß und imponirend dastand.

„Misericordia, misericordia!“ stammelte der Domino und sank bewußtlos nieder. Der Unbekannte warf einen Blick auf die Ohnmächtige und es fuhr ihm dabei ein Fieberfrost durch Mark und Bein.

„Wer bist Du, Elender?“ rief Zornesflammen im Auge mit geballter Faust der Begleiter mit Kreuz und Stern seinem Gegner zu, welcher in dem allereinfachsten, oder vielmehr in einem höchst ärmlichen Anzuge dem Stolzen gegenüberstand. Und dabei erhob er leise und mit liebender Sorgfalt die Ohnmächtige, welche, eine Marmorsäule, in seinem Arme lag.

„Antwort, Elender, wer bist Du?“

— „Ein Unglücklicher,“ rief der Bedrohte mit eisigem Frost, während sein Blick entsetzt an dem verschleierten Frauenbilde hing.

„Dein Name, Bettler?“

„Orazio", entgegnete der Unglückliche dumpf, als ob die erstickte Stimme aus dem Grabe käme.

„Hier ist der meinige!" rief der Begleiter dem Unbekannten zu, zog schnell aus seiner Fracktasche ein Etui, dessen eine Seite mit dem großen goldenen Buchstaben A, die andere mit einem großen Wappen geziert war, und warf es dem Unglücklichen verächtlich hin.

„Morgen um drei Uhr im Boulogner Wäldchen!" waren die letzten Worte, welche noch auf der Treppe verhallten, und in demselben Augenblicke war die Altezza, den ohnmächtigen Domino auf dem Arm tragend, trotz des wilden Getümmels über und neben ihr mit Blitzesschnelle in den Wagen gestiegen, und rasch flogen die vier Rappen dahin, als ob sie fast des kostbaren Inhaltes und der verzweifelnden Eile ihres Herrn genau sich bewußt seyen.

Im Saale war es mittlerweile stille geworden, die tanzwüthige Welt verschwand nach und nach, wie das Gewölbe am nächtlichen Himmel. Musard und sein Wunderorchester verstummten, es war schon spät, der Fasching war zu Grabe getragen.

Der Bravoruf, das Hurrah, der wilde Tanz und das allgemeine Getöse ruhten nun bis zum nächsten Winter. Der „Unglückliche" erwachte aus seinem Starrkrampfe, er war im Freien und instinktmäßig zog er das Etui hervor, das letzte Angedenken an jene Nacht und las auf einer feinen Porzellankarte, unter einem reichvergoldeten großen Wappen: „Herzog von Ab**s."

(Fortsetzung folgt.)

## H. Ch. Andersen.

(Schluß.)

Von hier an können wir uns kürzer fassen; hier endet für Andersen die eigentliche Zeit der Noth, aber auch die bedeutsamste Epoche in seiner Bildungsgeschichte. Von den besten Männern Dänemarks gefördert, wegen seines Talents geachtet, wegen seiner Persönlichkeit geliebt, errang er allmählich eine Reihe von litterarischen Erfolgen. Der König Friedrich VI bewilligte ihm mit jener Liberalität, welche die dänischen Könige in ausgezeichneter Weise gegen die Dichter des Landes so oft bewährt haben, einen Jahrgehalt, und Andersen sah sich nun in Stand gesetzt seiner Neigung, die Welt zu sehen und in aller Herren Länder interessante Bekanntschaften anzuknüpfen, vollkommen genug zu thun. In seinem Glück störten ihn nur die mancherlei kritischen Ausfälle seiner Neider, die kleinen bösen Streiche, welche mißgünstige Menschen gegen ihn verübten, und die leichtüberwundenen und in sich selbst zerfallenden Hindernisse, die sie seinem litterarischen und bürgerlichen Emporkommen in den Weg legten. Hierüber spricht sich eine fast krankhafte und immer noch fortwirkende Gereiztheit in seinem Buch aus, und ebensowenig als er unterläßt, die günstigen Zeugnisse welche die Notabilitäten seines Landes und des Auslandes für sein außergewöhnliches Talent abgeben, mit großer Treuherzigkeit mitzutheilen — wobei er jedoch aufs ängstlichste sich gegen den ihm oft gemachten Vorwurf übermäßiger Eitelkeit zu wahren sucht — ebensowenig unterläßt er über jene kleinlichen Häkeleien und erbärmlichen Intriguen ein genaues laufendes Register zu halten. Wir wollen unsere Leser damit verschonen; sie ermüden schon im Buche, wo ihre Aufzählung doch durch eine Menge interessanter Partien angenehm unterbrochen wird. Welcher einigermaßen begabte und aufstrebende Dichter und Schriftsteller hätte nicht schon von Seiten seiner Collegen ähnliche Schlechtigkeiten, Verdächtigungen und Verleumdungen erlebt! Wer hätte nicht dieses Gassenlaufen, bei dem doch höchstens dar Rücken und kein edlerer Theil blutet, durchmachen müssen! Und welchem Dichter hätte die Kritik stets Rosen und Lorbeern und nicht mitunter auch sehr empfindliche Dornen auf das nervenreizbare Haupt gedrückt! Das alles gehört zum litterarischen Handwerk. Ich will zwar zugeben, daß diese Wunden noch lange nachbluten, nur soll man nicht vor dem Publikum das Pflaster von diesen Wunden mit eigener Hand abreißen; man soll höchstens die Materialien für die Nachwelt sammeln, und dieser überlassen für den Dichter Mitleid und Liebe und für seine Verfolger Haß und Verachtung zu empfinden. Ich will ferner zugeben, daß es eine sehr engherzige und pedantische, oder hämische und böswillige Kritik gibt; nur soll man deßhalb nicht in jene wohlfeile und doch nur erheuchelte Verachtung gegen alle Kritik, wie sie fahrenden Künstler, z. B. den Schauspielern, eigen ist, verfallen; man soll bedenken daß es auch eine ehrliche, redliche, wohlmeinende und genau ihr Urtheil abwägende Kritik gibt, und wahrlich, Andersen hat, jene einzelnen Fällen abgerechnet, keinen Grund sich über die Kritik zu beklagen; sie hat ihn gefördert und gehoben, und fördert und hebt ihn noch; wenn er aber die verdiente Anerkennung, die man seinen Vorzügen zollt, als einen gewissermaßen sich von selbst verstehenden Tribut hinnimmt, so mag und muß er es auf der andern Seite auch dulden, daß man ihm seine Schwächen und Menschlichkeiten nicht verschweigt.

Und diese finden wir denn im zweiten Band seiner Memoiren in größerer Zahl als im ersten, wo er uns so kindlich und naiv erzählt, wie er er sich aus seinen niederen Verhältnissen emporarbeitete und ihren Druck unter allerlei kleinen aber anziehenden und lehrreichen Jugendschicksalen von sich streifte. Vor allem erschien uns jene naive Offenheit Andersens, womit er bekannte, ein Kind des Volks zu seyn und alle Schicksale und Kümmernisse eines solchen erduldet zu haben, anerkennenswerth und in unserer Zeit doppelt überraschend, wo jedermann mehr oder weniger über seinen Stand hinauslebt und gern auch über seinen Stand hinausgeboren seyn möchte, wo daher auch das oft sehr lächerliche Versteckspielen mit den eigenen Schicksalen, das Heimlich- und Vornehmthun an der Tagesordnung ist, bis solche Scheinexistenzen, die von einem gemachten Credit leben, innerlich oder äußerlich Bankrott machen und in ihrer Blöße erscheinen. Andersen beweist aber durch seine Offenheit, daß ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange sich des rechten Wegs wohl bewußt ist, denn gerade jene Naivetät, welche auch schon in der autobiographischen Einleitung zu seinem Roman „Nur ein Geiger" zu Tage kam, hat vielleicht in höherem Grad sein Glück begründet als seine selbstständigen Werke. Im zweiten Theil ist Andersen ein gemachter Mann, er reist, er vergnügt sich, er macht Bekanntschaften, wird bei Königen und Fürsten eingeführt und führt sich bei berühmten Künstlern, Dichtern und Schriftstellern selbst ein, er schildert uns das Wohlwollen, die Herablassung, die Gnade, womit er von den regierenden Herrn und den Gebietern der Kunst, Litteratur und Wissenschaft empfangen wurde, so anschaulich, daß wir ihn vielleicht um sein Glück beneiden können, uns aber doch immer wieder nach jener ärmlichen Schusterwerkstätte seines Vaters, nach jenen herrlichen Buchenwäldern, Klee- und Korngefilden Fühnens und unter jene einfachen, schlichten und doch poetischen Bewohner seiner Heimath zurücksehnen, welche den Rahmen zu seiner merkwürdigen Jugendgeschichte bilden. Man wird überhaupt Andersen nicht so sehr um sein

Glück beneiden, aber wohl um die kindliche kritiklose Zufriedenheit, mit welcher er dieß Glück zu genießen versteht. Wer die Menschen kennt, weiß, daß das freundliche Zulächeln der Hohen, Großen und Berühmten sehr oft gemischter Natur ist. Schon Unwürdigere und Talentlosere haben dasselbe Glück genossen, z. B. der bei den Großen und Berühmten seiner Zeit gern gesehene Naturdichter Hiller, der zuletzt doch das beste Theil erwählte, wieder Taubennester flocht — und vergessen war. Hiller war zwar gegen Andersen nur ein Bänkelsänger, hat aber mit dem letztern das gemein daß auch er aller Politik fernstand. Andersen erklärt (Bd. II S. 30) offen seine Abneigung gegen alle Politik und was damit in Dichtung und productiver Literatur zusammenhängt. Dieß ist ihm bei den Großen dieser Welt zu statten gekommen. Nähme er Theil an dem Principienkampf, welcher die Welt bewegt und schüttelt, hätte er sich eine entschiedene politische Meinung gebildet und wäre es auch nur über die einem Dänen so nahe liegende schleswig-holsteinische Frage, wäre er mehr als ein traumbildnerischer Dichter, er würde bald nach der einen, bald nach der andern Seite Anstoß gegeben und schwerlich so viele mächtige Gönnerschaften gefunden haben. Enthält nun der zweite Band allerdings auch einzelne anziehende Partien und Mittheilungen über berühmte und merkwürdige Personen, wie die über die Jenny Lind und namentlich die höchst lesenswerthen über Thorwaldsen, so muß man doch gestehen, daß der zweite Band als ein ziemlich prosaisches Futter gegen die poetische Speise erscheint, welche der erste bietet. Hätte der Verfasser nur seine Jugendgeschichte erzählt, so würden wir befriedigter, ja ganz befriedigt von dem Buche scheiden. An dem zweiten Bande stellt sich die Mißlichkeit heraus, eine Autobiographie bis in die nächste Gegenwart fortzuführen, während man noch im kräftigsten Mannesalter steht. Memoiren sollten überhaupt nur zum Lebensabschluß veröffentlicht oder dem Testamentsvollstrecker über das handschriftliche Erbe zur Veröffentlichung überlassen werden. Dann erst erhalten sie die objective Weihe, die dazu nöthig ist wenn sie als ein historisches Actenstück gelten sollen. A. Z.

---

## ⊙ Erwiederung auf die Kunstansichten aus Frankfurt, mitgetheilt in der Beilage zur „Allg. Zeit." vom 29. Juli 1847.

Obiger Aufsatz beabsichtigt die Verherrlichung der Werke Veit's und jener andern Maler, welche sich im Deutschen Hause ihm zugesellt haben. Ihre Leistungen in den letzten Jahren werden zusammengestellt und gezeigt, welchen Schatz an künstlerischen Hervorbringungen sich Frankfurt rühmen kann. Daß dieses übersichtlicher, als bis jetzt geschehen, können wir nur mit Beifall aufnehmen, daß aber der Verfasser jener Kunstansichten, sich zugleich in Anschuldigungen ergossen, die auf einer völligen Unkenntniß der Sachlage zu beruhen scheinen, daher beleidigende Irrthümer enthalten, so kann dieses der guten Sache nur schaden, und erheischt vor dem Publikum eine abweisende Erwiederung. Der Berichterstatter beschuldigt nämlich die Frankfurter Kunstfreunde und Literaten, bei denen doch Veit zu allererst den Sinn für Kunst geweckt habe, daß sie dessen großartige Leistungen geflissentlich ignorirten, von denen seiner Genossen im deutschen Haus so gut wie keine Notiz nähmen, während sie dagegen aufs beredetste jedes Bild und Bildchen, das zur Ausstellung komme, besprächen; erst ein durchreisender Münchener Kunstkenner habe das erste Wort der Anerkennung und des Lobes ausgesprochen über des M. von Schwind grandiosen Sängerkrieg, dessen Reichthum an Schönheit und Erfindung man erst jetzt zu fassen und zu genießen anfange. — Den Künstlern im deutschen Hause mißt er dagegen einige Schuld des Stillschweigens über ihre Werke bei, indem sie vielleicht nicht mit Unrecht der Vorwurf vornehmer Abgeschlossenheit treffe. — Gegen alle diese Anschuldigungen lassen sich triftige Einwendungen erheben. Was letztere betrifft, so ist einestheils zu erwiedern, daß wenn auch der treffliche Veit, seiner edlen Künstlernatur gemäß, sich nicht gerne an den Laden legt, seinen einheimischen und fremden Freunden dennoch seine genialen Productionen wohl bekannt sind, daß aber fast alle noch ihre letzte Vollendung erwartend, dem großen Publikum und der öffentlichen Besprechung erst später zugänglich werden können. Eben so wenig ist von den hiesigen Literaten zu fordern, daß sie Werke, welche Steinle im Kölner Dom, oder Settegast in Düsseldorf al fresco ausgeführt, und die sie nicht gesehen, der Kunstwelt bekannt zu machen haben. Dasselbe gilt von den Bildern von Ballenberger, deren baldige Ausstellung im Städel'schen Kunstinstitute erst angezeigt ist. Im übrigen erfreuen uns jene Künstler des deutschen Hauses öfters durch die Ausstellung ihrer Werke; wie denn gegenwärtig Steinle durch mehrere Zeichnungen, die zu den gelungensten seiner Hervorbringungen gehören. In der einen zeigt er höchst eigenthümlich die Anfangsscene aus des Clemens Brentano Rheinstrom-Märchen, mit arabeskenartiger Umgebung, die den weiteren Verlauf desselben andeutet. Die andere ist die alte Geschichte des Blicke-Schießens, und gibt in der poetischen Auffassung des Gegenstandes und der schönen Anordnung ein nachahmungswürdiges Vorbild, wie solche Scenen aus dem alltäglichen Leben künstlerisch zu behandeln sind. In der dritten colorirten Zeichnung des Zinsgroschens erfreuen die schöne Färbung und die edle Haltung Christi. Auch wird diesen Zeichnungen allgemeiner Beifall gezollt. — Was nun den Vorwurf betrifft, daß die Frankfurter Kunstfreunde und Literaten die großartigen Leistungen Veit's ignorirten, so ist durch obige Angaben, seine neuesten Werke betreffend, die Ursache klar, weshalb im großen Publikum davon noch nichts verlauten konnte, während alle frühern und der Beschauung ausgestellten Werke des Meisters stets anerkennende Bekanntmachung fanden, sowohl in den hiesigen Blättern des Tages, als in dem Stuttgarter Kunstblatt und in den Berichten, welche der Kunstverein jährlich austheilt und die von einem Verfasser herrühren, der mit dem Städelschen Kunstinstitut in der engsten Verbindung steht. Von dieser Seite also kann nicht gesagt werden, daß sie die schönen Leistungen jener von ihr ausgeschiedenen Genossenschaft nicht anerkenne; ist es doch selbst bekannt, daß das Städelsche Kunstinstitut an Veit und Steinle Aufträge ertheilt hat, die allerdings bis jetzt nur theilweise zur Ausführung gekommen sind. Will aber der Verfasser jener Kunstansichten zu verstehen geben, daß diejenigen Literaten, welche in modernen Kunstansichten gebildet, sich in die Ansichten und Darstellungsweisen einer vorübergegangenen Zeit, obgleich wir historisch auf ihr fußend noch innig mit ihr verbunden sind, nicht finden können, sie nicht als noch geltend anerkennen wollen, so ist dieses denselben um so weniger zu verübeln, als von der entgegengesetzten Seite nur zu oft allen neueren und auch beachtungswerthen Bestrebungen eben so wenig eine billige Anerkennung gewährt wird. Allerdings ist dagegen die Klage gerecht, und ein wahrer Makel unserer Zeit, daß öfters Werke, die in jeder Hinsicht besser mit Stillschweigen übergangen würden, die höchsten Lobeserhebungen in den Tagesblättern erhalten, welche Artikel dann freilich meist von den Künstlern selbst, oder ihren Gevattern herrühren, zuweilen

gar mit Gold erworben worden sind. Von dergleichen sey hier nicht weiter die Rede, aber von solchen, welche die Freunde Schwind's über seinen Sängerkrieg auf der Wartburg geschrieben, muß, da sie in obigem Aufsatz in Anregung gekommen, hier ein Wort gesprochen werden. Daß Moritz von Schwind ein geniales Talent sey, wird niemand in Abrede stellen, aber zum durchgebildeten Künstler fehlt ihm noch sehr viel; daher die groben Verstöße bei ihm gegen Zeichnung und Colorit; was ihm aber einen fast noch schlimmern Stand gegenüber den unbefangenen Kunstfreunden gibt, ist seine überall durchblickende Neigung zur Carricatur und seine Gleichgültigkeit gegen die höhere Durchbildung und Vollendung seiner Kunstwerke. Grade bei der Fertigung seines Sängerkrieges wurde er von mehreren Seiten auf arge Verstöße aufmerksam gemacht, namentlich bei seinem Klingsohr von Ungarland, an dem ihm selbst Kaulbach bei seiner Durchreise dahier angab, wie er die unangenehme Wendung der Figur vermeiden könne; allein obgleich die Richtigkeit der künstlerischen Bemerkungen anerkennend, ließ er sie doch unbeachtet. Außerdem könnte man bei diesem Bilde noch sehr in Frage stellen, ob er den Sinn der ganzen Sage, den tragischen Triumph des Bösen auf Erden über das Edle, richtig und in seiner hohen Bedeutung aufgefaßt und dargestellt habe: ob in den meisten Gestalten auch nur die Andeutung eines wahren und bestimmten Charakters zu finden sey; ob der Landgraf und seine Gemahlin die ihrer Stellung nach nothwendige, lebhafte Theilnahme an dem Vorgange ausdrücken und hiedurch in den rechten Zusammenhang mit dem Streit der Sänger stehen? Sicher scheinen gewichtige Zweifel hierüber den beiden Aufsätzen von dem Künstler befreundeten Literaten in den hiesigen Blättern veröffentlicht, jene zaghafte Sprache gegeben zu haben, der kaum zu entnehmen ist, ob sie Lob oder zurückgehaltenen Tadel aussprechen soll. Diese Aufsätze mußten daher nothwendiger Weise bei dem Künstler einen peinlichen Eindruck machen, der schwerlich durch jenes übertriebene Lob des Bildes verwischt werden konnte, welches ihm der Münchner Kunstkenner so vollauf zu Theil werden ließ. — Noch ist eine Aeußerung in den Kunstansichten zu berichtigen, welche die ältern Kunstfreunde Frankfurts betrifft. Nämlich die, daß durch Philipp Veit erst der Sinn für Kunst bei ihnen geweckt worden. Von solcher Behauptung ist sicherlich der Künstler am weitesten entfernt, wenn ihm auch das gerechte Gefühl einwohnen sollte, daß durch ihn ein schönes Kunstleben in Frankfurt ist hervorgerufen und gefördert worden. Der Verfasser der Kunstansichten hätte aber wissen sollen, daß schon im Jahr 1810 Cornelius mit Mosler, Barth und Xeller, hier herzliche Aufnahme und Förderung gefunden, daß namentlich Herr Wenner damals die Herausgabe von des Erstern Compositionen zu Göthe's Faust, und des Zweiten Abbildungen alt-kölnischer Malereien unter großmüthigen Bedingungen übernommen hat. Daß ferner mehrere Frankfurter Kunstfreunde zu den ersten gehörten, welche die damals neue deutsche Kunstrichtung in Rom anerkennend unterstützten, selbst zu der Berufung Veit's an das Städel'sche Kunstinstitut nachmals thätig mitwirkten. — Soviel zur Steuer der Wahrheit, ohne Parteilichkeit und ohne Groll gegen den Verfasser jener Kunstansichten, der im Eifer für eine schöne Sache in seinen Behauptungen zu weit gegangen, und, wohl aus nicht gehöriger Kenntniß, einseitig, Anderer gerechte Ansprüche verletzt hat.

J. D. Passavant.

## Tabletten.

*** Eine Mexikanerin. In dem „Louisville Courier" erzählt ein Officier von der Armee des Generals Taylor folgenden Vorfall, der sich während der Schlacht von Monterey zutrug: „Als ich auf unserem linken Flügel in der Nähe eines Forts stationirt war, bemerkte ich ein mexikanisches Weib, welches emsig damit beschäftigt war, den Verwundeten beider Heere Brod und Wasser darzureichen. Ich sah dieses engelgleiche Wesen das Haupt eines Schwerverwundeten auf ihren Schooß nehmen, ihm Speise und Trank geben und ihn sorgfältig mit einem Tuche verbinden, das sie von ihrem eigenen Kopfe nahm. Nachdem sie ihren Vorrath erschöpft, eilte sie nach Hause, um sich abermals mit Brod und Wasser zu versehen; als sie jedoch zurückkehrte, um neue Leidende zu trösten und zu laben, hörte ich den Knall einer Flinte, und das arme, schuldlose Geschöpf fiel todt nieder. Es muß wohl ein zufälliger Schuß gewesen seyn; ich will es wenigstens zur Ehre der Menschheit glauben. Mit Entsetzen wandte ich mich ab und erhob unwillkürlich die Augen zum Himmel: Guter Gott! dachte ich, ist dies der Krieg! — Am folgenden Tage kam ich an derselben Stelle vorbei und sah den Körper noch dort liegen, ihm zur Seite das Brod und die zerbrochene Flasche, worin sich noch einige Tropfen Wasser befanden. Es waren die Embleme ihres Berufs. Die Kugeln flogen wie Hagel um uns her, aber wir höhlten ein Grab aus und begruben das heldenmüthige Opfer ihrer Menschenliebe nach Soldatenart."

*** Monument zu Ehren der Malibran in Mailand. In Kurzem wird im großen Redoutensaale des k. k. Theaters alla Scala in Mailand ein Monument aufgestellt werden, welches eine Gesellschaft von Actionären zu Ehren der Marie Malibran auf eigene Kosten zu errichten beschloß, um das Andenken dieser berühmten dramatischen Gesangskünstlerin zu verewigen. Die Gesellschaft vertraute die Ausführung desselben dem ausgezeichneten Bildhauer Pompeo Marchesi, welcher auch eine Arbeit lieferte, die durch Schönheit der Zeichnung, Harmonie der einzelnen Theile, charakteristische Aehnlichkeit der Züge und Neuheit der Auffassung dem gefeierten Künstler zur wahren Ehre gereicht.

*** Die Chinesen haben ein Sprichwort, so erzählt der „Charivari", in welchem ihre ganze sociale, religiöse und politische Lebensphilosophie enthalten ist. Es lautet: „Sitzen ist besser als Gehen; Liegen besser als Sitzen, aber Schlafen ist das Allerbeste." Der „Charivari" meint, daß die Chinesen sich auf diese Lebensansicht nicht viel einbilden dürfen, indem sie dieselbe mit vielen germanischen Völkerstämmen gemein hätten.

### Physikalischer Verein.

Samstag, den 14. August. Darlegung der Resultate der Untersuchungen über die Bestandtheile der Flüssigkeiten des Fleisches, nach Prof. v. Liebig.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 14. August. (Auf Verlangen) Die Nachtwandlerin, Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. Amine: Fräulein Waldhauser, k. würtemb. Hofsängerin.

Sonntag, den 15. August. Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Abtheilungen von Gustav Schmidt.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 224. Sonntag, den 15. August 1847.

## Ball und Wild.

(Fortsetzung.)

2.

Ein Mann, in einen dichten Mantel gehüllt, lehnte im Boulogner Walde an einem Baum und schien in tiefes Nachdenken versunken. Doch plötzlich erhob er sein gesenktes Haupt, und vor ihm stand der Herzog, der so eben seinen eleganten Tilbury mit zwei Freunden verlassen hatte.

„Wo sind Ihre Secundanten?“ fragte der Herzog.

„Ich habe keinen.“

„So wählen Sie einen dieser Herren nach Belieben, ich treffe Sie doch auf den ersten Schuß.“

Da blitzt das Auge des Gegners, daß der großsprecherische Herzog fast erbleichte, doch blieb das die einzige Antwort.

„Ich stelle Ihnen die Wahl frei, Orazio, wollen Sie Degen oder Pistolen?“

„Ist mir ganz gleichgültig,“ meinte mit eisiger Ruhe der Befragte.

„Meinetwegen versuchen wir's mit dem Degen, hier haben Sie zwei Damascener, wählen Sie.“

Und mit diesen Worten bot er ihm zwei blendend helle Klingen an. Orazio nahm instinktmäßig die ihm zunächst liegende Waffe.

„Acht gehabt!“ rief der Herzog, und die Secundanten maßen die Länge der Degen und bestimmten die Entfernung.

Der Herzog war ein tüchtiger Fechter, was er schon bei seinen vielen Duellen bewiesen hatte; auch dießmal gelang es ihm, nach wenigen Gängen seinem Gegner den Degen aus der Hand zu schlagen.

„Halt, das gilt nicht,“ rief Orazio's Secundant, „dieser Herr will sich nicht duelliren.“

Der Herzog zog dabei eine Grimasse, die seine ganze Ueberlegenheit zeigen sollte, und wandte Jenem unwillig den Rücken.

Orazio stand da mit derselben Ruhe, wie zuvor, ohne nur den höhnisch lächelnden Herzog eines Blickes zu würdigen.

„Die Pistolen zur Hand!“ sagte der Freund und Secundant des Herzogs.

„Wähle, Unglücklicher!“ rief dieser seinem Gegner zu; „wähle! Jetzt oder niemals! Ich muß den Schimpf von gestern mit Deinem Blut löschen.“

Und der Unglückliche griff wieder, wie das erstemal, darnach mit derselben Kaltblütigkeit, demselben stoischen Ernst, was den Stolzen nur noch desto mehr aufreizte.

Die Secundanten maßen von Neuem die Entfernung, und der Herzog rief: „Dir, Knabe, der erste Schuß!“

Und Orazio nahm gleichgültig seine Waffe und schoß in die Luft.

Der Herzog, der wähnte, sein Gegner wolle seiner nur spotten, zielte und traf nicht.

„Zwei andere Pistolen!“ rief er voll Ingrimm; und über seinen Fehlschuß auf das höchste erbittert, griff er nach einer neuen Waffe, die ihm sein Secundant bereitwillig darbot.

Der Orazio's that deßgleichen.

„Keine Großmuth, Feigling!“ schrie der Herzog seinem wunderlichen Feinde zu, „sonst nenn' ich Dich einen Schurken.“

Da loderte wieder das wilde Feuer in dem schwarzen Auge des Verhöhnten auf, seine Brust hob sich krampfhaft, aber er schwieg dennoch. Bald schien er wieder in die alte Apathie zurückzuversinken; er blickte nach oben, eine Schwalbe flog gerade hoch über seinem Haupte weg, er schoß, und die Schwalbe fiel todt zu seinen Füßen nieder.

„Ma foi, ein Meisterschuß!“ rief sein Secundant und staunte ihn, wie einen zweiten Tell, an.

Der Herzog stutzte und schien ernstlich sein eben ausgesprochenes Wort zu bereuen, aber diese Großmuth war ihm das zweitemal nicht willkommen. Er zielte nach seinem Gegner, der ihm kalt ins Gesicht sah, und ließ dann die Pistole wieder sinken.

„Mein Herr, Sie sollen mich an Großmuth nicht übertreffen,“ rief der Herzog, und schoß dabei in die Luft.

„Ich befehle Ihnen, die Gesetze des Duells strenger zu beachten, Sie haben mich gefordert, ich stehe Ihnen zu Diensten, darum kein lächerliches Vornehmthun. Sie wollten Genugthuung, jetzt fordern Sie sie. Ich habe nicht immer Lust und Muße, mich mit Ihnen zu schlagen. Ich erinnere Sie daher ernstlich, die Pistole zu ergreifen, und wie es sich für einen ehrlichen Duellanten ziemt, nicht in die Luft, sondern auf mich allein zu zielen und mich todtzuschießen.“

Diese Worte sprach Orazio mit jenem merkwürdig imponirenden Tone und dabei mit einer solchen treffenden Ironie, daß der Herzog wirklich ganz verwirrt nach einer andern Pistole griff.

„Schieße zuerst, Prahler“, rief Orazio mit kaum unterdrückter Aufwallung, „aber triff besser, als bisher. Welche Schande, wenn der Tugendmörder so schlecht Menschen treffen könnte!“

Und eine Purpurgluth ergoß sich bei diesen Worten über die Wangen des Herzogs. Er zitterte, sein Auge rollte, es war unmöglich zu treffen.

„Jetzt verbiete ich den Schuß“, rief der geistig überlegene Orazio seinem Gegner zu, und ging dabei zwei Schritte

bei Seite. „Erst fasse Dich, Held, dann triff ein Menschenherz!“

Der Herzog schien allmählig ruhiger zu werden, das Blut stieg ihm zwar noch immer zu Kopf, aber von außen war der innere Sturm, das Wogen seiner wildbewegten Brust nicht zu bemerken. Er legte ruhig den Finger an den Hahn, und sein Gegner wälzte sich im Blute.

(Fortsetzung folgt.)

---

## 8 Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

---

Fräulein **Mathilde Waldhauser** als „Regimentstochter“.

Gaetano Donizetti, das ist der Name eines Mannes, dessen Talent einst halb Europa erfreut und entzückt hat, der vor Jahrzehend noch in dem Reiche der Töne das Scepter der Alleinherrschaft führte. Und dieser Mann befindet sich jetzt, ein armer Narr, im Irrenhause zu Jvry bei Paris, sein Geist, der rastlos schaffende, ist in düstere Nacht gehüllt; dem gefeierten Meister, der mit Ehrenbezeugungen verschwenderisch überhäuft wurde, ist nichts geblieben, als die Thräne des Mitleids, die ihm ein gefühlvolles Herz vielleicht hier und da noch weint. Lebt aber auch der Mensch nicht mehr fort, seine Schöpfungen dauern darum doch und wenn sie mehr sind als ephemere Erscheinungen, so verpflanzen sie den Namen ihres Autors auf die Nachwelt und sichern ihm deren Dank und Anerkennung. Von Donizetti's vielen Opern, ihre Zahl beläuft sich auf 60, hat keine diesen Keim des Fortlebens mehr in sich, als seine „Tochter des Regiments“ und zwar darum, weil sie am wenigsten das Gepräge einer besonderen Zeitrichtung trägt, weil sie originell, pikant und hauptsächlich weil sie charakteristisch ist. Die einzelnen Bestandtheile dieses charakteristischen Elements näher zu analysiren hieße Wasser ins Meer tragen, da über die Musik der „Regimentstochter“ schon zur Genüge geschrieben wurde und man wohl voraussetzen kann, daß es keinen Theaterbesucher gibt, dem diese frischen muntern Melodien nicht fest eingeprägt wären. Wenn aber auch die Musik der genannten Oper geringeren Werth besäße, so sicherte ihr doch der Glanz der Titelpartie eine lange Dauer auf dem Repertoir unserer Bühnen. Nicht leicht dürfte wohl unter den deutschen Sängerinnen eine zu finden seyn, auf deren Rollenverzeichniß die „Marie“ fehlte, die damit nicht schon — und wenn auch nur der eigenen Meinung nach — Furore gemacht und die Herzen ihres Regiments d. h. ihres Publikums erobert hätte. Es nimmt uns Wunder, daß nicht alle die Primadonnen, die jugendlichen und nicht jugendlichen Sängerinnen der verschiedenen deutschen Hof-, National- und anderen Theater auf die Idee gekommen sind, dem Componisten der Figlia di reggimento ein Monument errichten und darauf die Worte setzen zu lassen: „dem Vater Donizetti seine dankbaren Regimentstöchter“; er hätte es redlich um sie verdient. Aber statt dessen lohnen sie ihm mit Undank, die Emancipationswuth hat sie angesteckt und es gibt fast keine Sängerin mehr, welche die „Regimentstochter“ darstellte, wie sie der Maestro Donizetti sich gedacht und componirt hat; was sie geben, ist vielmehr nur ein Gebilde ihrer Phantasie, meistentheils der Abdruck der eigenen Persönlichkeit. Das muntere, launige Kind, welches sich so keck und heiter herumtummelte, welches an der frischen Luft des Heerlagers, am Trommelwirbel und den Gewehren seine Freude hatte, ist zur Salondame geworden, es schwärmt wie Romeo's Julia und ennuyirt sich wie eine blasirte Adrienne von Cardoville. Ob diese Umwandlung zu billigen ist? Schwerlich. Der Humor ist fort; die Opera buffa hat sich in eine Semiseria umgewandelt; die Bretter, welche die Welt bedeuten, sind zum Concertsaal umgeschaffen worden.

Fräulein **Waldhauser**, deren von dem glänzendsten Erfolge begleiteter Gastrollencyclus auf vielfältiges Verlangen eine weitere Ausdehnung erhalten, gab an dem gestrigen Abend die „Marie“. Wir haben bereits in einem früheren Referate über diese Künstlerin die Vorzüge ihrer Befähigung näher auseinandergesetzt und können uns daher über ihre diesmalige Leistung kurz fassen. Fräulein Waldhauser ließ wiederum ihre für ein so jugendliches Alter erstaunliche Virtuosität in das schönste Licht treten und bekundete aufs Neue in den vielen gefälligen Variationen, mit denen sie ihre Partie ausschmückte, einen seltenen Grad von Geschmack, Eleganz und Fertigkeit. Als ganz besonders gelungen heben wir den Abschied vom Regimente im Finale des ersten Aktes, im zweiten Akte die Scene am Clavier, den Vortrag des bekannten „Heil Dir!“ und endlich die Ausführung der brillanten Schlußvariation hervor. Aber auch an vielen andern Stellen zeigten sich die schönen Mittel der von der Natur so reich begabten Sängerin in gehöriger Wirkung. Was ihre Darstellung anbelangt, so war diese voller Decenz und Anmuth, mit vielen interessanten und gefälligen Zwischenspielereien ausgestattet. Der Gast wurde von dem zahlreich versammelten Publikum mit reichem Applaus überhäuft und am Schlusse der Oper stürmisch hervorgerufen. Von den Mitgliedern der hiesigen Bühne, welche Fräulein Waldhauser auf das Beste unterstützten, nennen wir besonders Herrn **Conradi**, der die Partie des Sulpiz mit kräftiger Stimme, mit lebhaftem und verständigem Spiel zur gehörigen Geltung brachte und Herrn **Hassel**, welcher die Rolle des Haushofmeisters mit komischer Wirkung durchführte. Die Tenorpartie war in den Händen eines Gastes, der dieselbe, wie der Zettel dies anzeigte, aus Gefälligkeit übernommen hatte. Eine solche Anzeige ist an sich schon eine captatio benevolentiae, der wir nicht ungastlich entgegentreten wollen. Herr **Caspari**, welcher den Toni zu seinen besten Partien zählt, war, wie wir hören, durch einen Trauerfall, in den er durch den Tod eines Familiengliedes versetzt worden ist, von dem Mitwirken abgehalten. W. K.

---

## Tabletten.

---

*** Von **Leopold Ranke** ist in Berlin der erste, bis 1740 gehende Band der „Neun Bücher Preußischer Geschichte“ erschienen. Das Werk wird 3 Bände stark.

*** **Shakespeare's Geburtsort.** An den Ufern eines unbedeutenden Flüßchens in der Grafschaft Warwick liegt ein kleines, ruhiges Landstädtchen, dessen einsame Straßen dem Reisenden nichts Merkwürdiges darbieten, als eine schöne Kirche und ein paar alterthümliche Gebäude mit seltsam verzierten hölzernen oder steinernen Façaden. In dem Städtchen selbst ist nur wenig Leben, und der Reisende, dem die Gegend unbekannt ist, würde es kaum eines zweiten Blickes aus seinem Wagenfenster würdigen. Aber man flüstere ihm nur dessen Namen ins Ohr, und mit seiner Unwissenheit wird auch seine Apathie verschwinden. Er wird seine

Pferde halten lassen — er wird aus dem Wagen steigen und diese ruhigen Straßen durchwandern. Er wird mehr als eines von den Häusern dieses kleinen, stillen Oertchens besuchen; er wird in jene alte Kirche hineintreten und ehrfurchtsvoll vor ihren Denkmälern stehen bleiben. Er wird einige Notizen, vielleicht ein paar Skizzen mit sich fortragen, und was er an diesem Tage sah und fühlte, wird ihm bis ans Ende seines Lebens gegenwärtig seyn. In der That ist es selten, daß man in diesem abgeschiedenen Städtchen nicht einige Gruppen bemerkt, deren Aeußeres, deren ganzes Benehmen verräth, daß sie nicht zu seinen Bewohnern gehören. Es gibt in diesen menschenleeren Gassen etwas Sehenswürdiges, und man pilgert aus weit entfernten Ländern hin, um es zu schauen. Kein Wunder — denn die Stadt ist Stratford am Avon! Es ist der Geburtsort und der Todesort William Shakespeare's. Ein bescheidenes Häuschen, wo sich vor kurzem noch ein Fleischerladen befand, hat über der Thür ein Brett mit folgender Inschrift: „Der unsterbliche Shakespeare ward in diesem Hause geboren." Das obere Zimmer, wo der Dichter zuerst das Licht der Welt erblickt haben soll, hat noch ein besonderes Interesse. Die Wände sind mit Autographen bedeckt, unter denen man viele berühmte Namen neuerer Zeit wahrnimmt und die so dicht zusammengepackt sind, daß kaum eine Spur der ursprünglichen Farbe der Wand zu erkennen ist. Unter allen ehrwürdigen Reliquien, deren sich Alt-England zu rühmen hat, ist keine, welche die Theilnahme eines Jeden in so hohem Grade erweckt — keine, die nicht nur der brittischen, sondern auch aller gebildeten Nationen so werth ist — und doch will man dieses Haus jetzt in Auction verkaufen, um vielleicht niedergerissen und stückweise fortgetragen zu werden! In etwa zwei Monaten soll der Kauf stattfinden. Unter den Käufern nennt man die Kommune von Stratford, die natürlich das Heiligthum unversehrt erhalten würde; aber bei den beschränkten Mitteln dieser Körperschaft steht es zu befürchten, daß sie die geforderte Summe — zwei bis dreitausend Pfund Sterl. — nicht werde erschwingen können. Dagegen sind einige amerikanische Spekulanten willens, einen sehr hohen Preis dafür zu bieten, und am Ende wird dieses literarische Palladium nach den Vereinigten Staaten entführt, um dort auf Räder gestellt und den neugierigen Yankee's als Rarität gezeigt zu werden!

*** Das Original zu Schiller's „Handschuh." Schiller's berühmte Ballade ist, wie bekannt, nach französischem Vorbilde gearbeitet. Die älteste und, wie man mit Grund voraussetzen kann, ursprüngliche Form jener Erzählung ist aber jetzt erst durch einen glücklichen literarischen Fund ans Licht gekommen. Der verdiente F. J. Wolf hat nämlich auf der kaiserlichen Bibliothek zu Wien einen Band spanischer Romanzen entdeckt, die von dem valentinianischen Buchhändler und Dichter Juan Timoneda gesammelt und im Jahr 1573 erschienen sind und unter welchen sich auch eine „Romanze von Don Manuel de Leon" findet, die, wenn gleich der Ausgang des Handschuhabenteuers in derselben etwas anders lautet, als in der Schiller'schen Ballade, doch offenbar als Urbild der letztern zu erkennen ist. Noch ist zu bemerken, daß Timoneda diese Romanze unter diejenigen der gesammelten Lieder gestellt hat, die er als „alte und gute" bezeichnet; so daß also ihr Alter noch weit über seine Zeit zurückzugehen scheint. Eine Uebersetzung der Romanze, welche das „Mag. f. d. Lit. d. Ausl." mittheilt, lautet:

Was der Graf Don Manuel,
Der von Leon trägt den Namen,
Einstmals hat vollbracht bei Hofe,
Nie vergessen wird's die Sage.

Donna Anna von Mendoza,
Reich und schön und edlen Stammes,
Wandelte, sich zu vergnügen
Eines schönen Nachmittages
Zum Palast des Königs hin.
Ihr zur Seite andre Damen,
Ritter ihnen zur Begleitung,
Die um ihre Minne warben.
Und auf hohem Belvedere
Schickten sie sich an zu rasten.
Oben auf dem Löwenzwinger
Stand gelehnet Donna Anna,
All' die Andern um sie her,
Die vier Löwen zu betrachten,
Die im Zwinger eingeschlossen,
Schrecklich an Gestalt und Antlitz.
Fiel's der Dame ein, zu prüfen,
Wer der tapferste von Allen;
Und sie ließ, wie in Gedanken,
Einen Handschuh niederfallen;
Thut, als ob sie sehr bedaure,
Daß er sey hinabgefallen;
Und mit lieblich süßer Stimme
Spricht sie zu den Herren allen:
„Welcher ist so hochgemuthet
Von den Rittern, der es wage,
Mir zu holen aus der Löwen
Mitte den so theuern Handschuh?
Dieser sey — das will ich schwören —
Sey der Ritter meiner Wahl,
Mir vor allen der Geliebte,
Mir vor allen der Gemahl." —
Das vernimmt Don Manuel,
Und, ein Ritter sonder Tadel,
Fühlt er dieser Rede Schimpf
Für den ganzen Ritteradel.
Reißt das Schwert aus der Umgürtung,
Schlägt um seinen Arm den Mantel,
Steigt hinab ins Löwengitter
Festen Schrittes, sonder Wanken.
Staunend schau'n ihn an die Löwen,
Keiner sich zu regen waget;
Und hinaus zur selben Pforte
Geht er frei und unverzaget.
Kehrt zurück, die Trepp' hinauf,
In der Linken hoch den Handschuh,
Und er gibt mit ihm zugleich
Einen Streich ihr auf die Wange.
Da er also wohl bewähret
Seine Rittertugend, sprach er:
„Nehmt, und hütet Euch in Zukunft,
Um ein lumpig Ding von Handschuh
Je zu spielen mit der Ehre
Eines wackern Edelmannes!
Wem jedoch nicht recht erschiene,
Was so eben ich vollbrachte,
Und nach gutem Rittersbrauche,
Diesen ford'r' ich jetzt zum Kampfe!"
Aber ruh'gen Angesichtes
Hat entgegnet ihm die Dame:

„Nimmer möcht' ich das erleben!
Schon genug bin ich gemahnt,
Daß Ihr seyd, Don Manuel,
Weit der tapferste von Allen;
Und, wenn Ihr mich nicht verschmäht,
Wähl' ich Euch zu meinem Gatten.
Einen Mann will ich voll Kraft,
Der das Schlechte wagt zu strafen.
An mir ist das alte Sprichwort
In Erfüllung jetzt gegangen,
Dieses: Wer Dich wahrhaft liebet,
Wird dir Züchtigung nicht sparen!"
Da so ehrenvolles Ende
Nahm des Backenstreiches Schmach;
Da er sah, wie mild und zärtlich
Und wie liebevoll sie sprach,
Gab Don Manuel mit Freuden
Endlich ihren Bitten nach;
Und sie schlossen ihrer Hände
Bund noch an demselben Tag.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Paris.**

**Eine tragische Schauspielerin Frankreichs des Diebstahls beschuldigt.**

Eben so merkwürdig als interessant und neu war der vorgestern vor dem Tribunal verhandelte Proceß der ehemaligen Schauspielerin im Theater français und Odeon, Madame **Helene Patey**. Mr. **Orange** klagte sie nämlich laut des „Diebstahls" an, er behauptete, sie hätte ihm vor ihrer Abreise nach Brüssel einen baumwollenen Shawl, mehrere barchentene Wickelschnüre und Windeln, einen schwarz damastnen Seidenrest und ein englisches Theeservice entwendet. Aber die Dame beklagte sich laut beim betreffenden Polizeicommissär über diese elende Verläumdung. Bei der ohne ihr Vorwissen angestellten Untersuchung fand man in der Wohnung der Nähterin der Madame Patey noch einige Stücke Barchent, woraus zum Theile Unterröcke gemacht waren, so wie den in eine Echarpe umgewandelten Seidenrest, und in der Wohnung der erstern den bewußten Shawl und den Zettel des Leihamtes, welches 10 Francs auf das englische Service geborgt hatte. Mr. Patey, ehemaliger Uhrmacher und jetzt Limonadier im Quartier St. Victor, welchen man dabei ebenfalls im Verdacht hatte, wurde heute zum zweitenmal freigesprochen, aber seine Frau zu **einem Jahre Gefängnißstrafe** verdammt.

Da ging Mr. Patey, wüthend über den „Verrath des schändlichen **Orange**" und „der Unschuld seiner Frau fest bewußt", zu einem Schwertfeger, kaufte daselbst eine Pistole und ließ sie sogleich laden; als er aber zwei Schritte von Orange dieselbe abbrannte, verwundete er jenen nicht, weil der Gewehrhändler aus Vorsicht, trotz der ausdrücklichen Empfehlung Patey's, sie bloß mit Pulver ohne Kugeln geladen hatte.

Mittlerweile legte Madame Appel ein, und erschien nun ganz in Trauer, in einen schwarzen Tüllshawl dicht verhüllt, vor dem Tribunal.

Auf die bestimmte Frage des Präsidenten antwortete sie zweideutig und stets in mysteriösem Halbdunkel. Sie nennt sich unschuldig und rein vor Gott und der Welt, beruft sich auf ihre Mutterschaft und ihr wohlerzogenes Kind, ihre unabhängige Stellung und ihre nicht beschränkten Vermögensverhältnisse, die elende Verläumdung und den heißen Rachedurst ihrer vielen Feinde, den falschen Schein und die fein gesponnene Intrigue. Doch auf die Frage, wie in ihr und das Haus der wohlbefreundeten Nähterin die Sachen alle gekommen, ruft sie mit Corneille'schem Pathos, sie wolle lieber den Martyrertod sterben, als je dieses Geheimniß, welches sie mit in's Grab nehmen müsse, lüften. „Denn das ist ein mysteriöses Räthsel", verkündet sie mit lauter, fester Stimme, welches sich erst spät, spät, aber nur zu meinem eigenen Vortheil, lösen wird. Meine Herren, das Theater war meine Leidenschaft, der schönste Traum, der mich durchs traurige Leben geleitete, Racine mein höchstes Ideal, Corneille stets mein Abgott. Mein Talent ist unbestreitbar, ich besitze Muth, das gestehe ich selbst, ungewöhnlichen, seltenen Muth. Meine Herren, machen Sie mit mir, was Sie wollen. Wenn ich Einen ernstlich beklage, so ist es mein Gatte, der mich so zärtlich liebt und dem ich so unendlich gut, so ganz mit Leib und Seele ergeben bin. Ich kenne ihn wohl auch, **er** hat nicht einen einzigen Makel, auch er ist von meiner Unschuld fest überzeugt. Und da, als man ihm die Freiheit geschenkt, hat er sie bloß **meinetwegen**, und selbst sein Leben, auf's Spiel gesetzt. An dem Verläumder unsers guten Rufes, unserer Ehre hat er sich männlich rächen wollen, und ihm mit dem Tode — gedroht, obgleich seine Pistole nicht geladen war, sie ist wohl, wie sie wissen, unseliger Weise losgegangen, ohne jedoch jemand zu beschädigen. Die Gefangennahme meines Gatten und das Schicksal, welches ihm noch bevorsteht, schmerzen mich, o glauben Sie mir, weit tiefer als mein eigenes Unglück!"

Nach der lebendigen Vertheidigung des Anwaltes des angeklagten Ehepaars entgegnete der berichterstattende Rath des Tribunals glattweg, Madame **Patey** bediene sich heute nicht das erstemal dieser feinen theatralischen Redensarten und dieses leeren Pathos, um die Schuld auf andere zu wälzen und ihre eigenen Hände in Unschuld zu waschen, überdies wäre es Seitens der ersteren Richter ein großer Fehler gewesen, Madame Patey in den „gesetzmäßigen Rückfall" (?) eintreten zu lassen, und daß er die über sie nach Recht von Gesetzeswegen verhängte Strafe von Neuem billige und bestätige.

Da erhebt sich die Dame, welche in diesem Augenblick wirklich schön und groß wie eine Königin erscheint, stolz, als ob die „Heldin" ihres Triumphes wohl bewußt wäre, nimmt eine imponirende theatralische Stellung an, streckt huldvoll ihre Rechte gegen den ihr Interesse so warm vertheidigenden Anwalt aus, und zieht sich dann ruhig und stillschweigend, aber stets ihre Würde streng beibehaltend, mit edlem Faltenwurf zurück. D.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 14. August. (Auf Verlangen) **Die Nachtwandlerin**, Oper in 3 Abtheilungen, Musik von Bellini. Amine: Fräulein **Waldhauser**, k. würtemb. Hofsängerin.

Sonntag, den 15. August. **Prinz Eugen, der edle Ritter**, Oper in 3 Abtheilungen von Gustav Schmidt.

Druck von **August Osterrieth**.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 225.** Montag, den 16. August **1847.**

## Ball und Bild.

(Fortsetzung.)

3.

So stark war noch nie der Andrang gegen das Louvre gewesen, wie heut, so viele Neugierige mochte wohl kaum je eine Gemäldegallerie gefaßt haben, als die Pariser am Tage der Eröffnung, den 15. März 1844. Es waren da viele interessante Kunstgegenstände zur Schau ausgestellt, doch eines war vor allen anderen ausgezeichnet, und dieses Eine hatte eben die Masse herbeigezogen, die sich quetschte und drängte, um selbst mit Gefahr des Lebens das Wunderbild mit eignen Augen zu schauen. Sogar die Damen schlossen sich bei dem allgemeinen Zudrang nicht aus. Schon vor der Eröffnung der Kunstausstellung erzählte man in ganz Paris so viel Mährchenhaftes von einem Bilde, alle wollten es zugleich sehen, jeder Augenblick erschien hier Verlust, und deßhalb dieser allgemeine Tumult, dieser Enthusiasmus, diese aufs höchste gespannte Neugierde. Die so glücklich waren, bis zu dem Saale zu gelangen, wo das merkwürdige Gemälde aufgestellt war, wurden im selben Augenblicke, als sie sich dem Ausgangsthore näherten, von vielen Tausenden umringt, welche alle voll Neugierde fragten, was eigentlich zu sehen wäre, und worin das Wunder bestünde. Selbst der Laie war von der Farbenpracht von der Erfindung, Gruppirung, Beleuchtung, kurz von dem Ganzen auf das Höchste entzückt, gerührt und erschüttert. Der eine pries die Schwingung des Dolches, der zweite den Greis, der dritte den Jüngling, welchen er einen vom Himmel entflohenen Cherub nannte, ein Anderer bebte wieder vor dem Satan mit dem höllischen Grinsen, kurz jeder wurde durch die ohnehin leicht erregbare Neugierde der Pariser, diese eben so unvollständigen als excentrischen Berichte nur um so mehr aufgereizt, und das Thor ward noch dichter besetzt, noch wilder bestürmt, denn zuvor.

Nach und nach pferchte sich diese vielköpfige Menge zusammen und brach sich, trotz der sonst in diesen Sälen gewohnte Ordnungsliebe des Publikums, ohne Rücksicht des Alters und Standes, gewaltsam Bahn, so daß dadurch die anwesenden Beschauer gezwungen wurden, das Feld den neu Eindrängenden zu räumen.

Mit einemmale kam eine prachtvolle Equipage angefahren, und der Herzog von Ab**s trat an dem Arm einer verschleierten Dame und in Begleitung eines Hoffouriers in den Saal. Der Herzog trug heute eine prächtige Uniform, der es an Gold- und Silberstickereien, sowie an vielen reichen glänzenden Orden nicht fehlte.

Obgleich sich der Pariser, und vorzugsweise der gemeine Mann, von Natur aus sehr zur Satyre neigt, und sein beißender Spott in der Regel gar keine Ausnahme kennt, hatte doch dießmal das gesammte Publikum vor dem reich dekorirten Herrn einen gewissen Respect, und machte ihm, zumal eine Dame in seiner Begleitung war, bereitwillig Platz.

Wer aber beschreibt das Erstaunen des Herzogs, als sich mit einem Male alle Augen auf ihn richten, und die Blicke abwechselnd bald auf das Bild, bald auf ihn fallen.

Anfangs meinte er, die Aufmerksamkeit gelte seinem Rang und Gallarocke; als er sich jedoch dem Bilde nähert, bleibt er stehen, bleich, sprachlos, wie vom Donner gerührt. — Auf diesen Anblick war er nicht gefaßt gewesen.

In der Mitte des Bildes lag ein hochbetagter Greis mit ehrwürdigem Antlitz und weißem Bart, in einer höchst armseligen Tracht an einen Fels gelehnt, die Hände vor einem Mädchen flehend ausgestreckt, das schön wie ein Engel und majestätisch wie eine Königin erschien, und dieses Weib in Sammt und Purpur hält den Dolch hoch über dem Haupte des ehrwürdigen Alten geschwungen, der um Erbarmen fleht. Das Mädchen aber steht da, unerbittlich, wie eine richtende Judith mit dem Schwerte. Und hinter diesem himmlisch-schönen Wesen mit der göttlichen Majestät und dem irdisch-schimmernden Prunk befindet sich eine Figur, die den Teufel vorstellt. Diesem gegenüber steht ein blasser Mann, in einen Mantel dicht eingehüllt, bleich und starr vor Schreck und Schmerz, tief in sich versunken.

Vor diesem vom Schicksal zermalmten Mann steht nun einer, der sein lebendiges Conterfey ist, nur fehlt ihm das Edle, Würdevolle, Erhabene, und dieses Conterfey ist der — Herzog. Dieser selbst starrt nach dem Bilde, er sieht den Greis nahe der ewigen Seligkeit; er erblickt die Eumenide, schön wie ein Himmelsgebilde, er will den Arm sinken lassen, aber die verschleierte Dame klammert sich fest an ihn an.

So mochte der Herzog lange vor dem Bilde gestanden und den Mann im Mantel mit den schwarzen Augen angestiert haben, als er die Dame mit leiser, zitternder Stimme fragte, ob sie dieser Gestalt je im Leben begegnet wäre? Diese blieb stumm wie das Grab, sah immer nur nach dem Alten, wobei sie sich so fest an den Herzog anklammerte, als fürchte sie zu sinken. Der Herzog fragt endlich nach dem Namen des Malers. Er ist unbekannt. Und der Preis? Trotz der Bemerkung, daß das Bild nicht zu verkaufen sey, erwiedert er rasch, er gebe gleich zehntausend Louisd'ors, als erstes Angebot.

Vergebens; den nächsten Tag verschwindet das Bild, man weiß nicht, wie und durch wen. Wer später kam, mußte sich mit der Beschreibung begnügen.

4.

Es war eine finstere Nacht, und ein eiskalter Wind fuhr durch die Straßen von Paris. Der Winter war gerade im Anzuge.

Ein einsamer Mann schritt der Bastille zu, es mochte etwa elf Uhr seyn, mit einem grauen Papiere in der Hand, und suchte eine Straße, ohne sie jedoch auffinden zu können. Endlich errieth er die Richtung und wandte sich durch die Rue Roquette in die Rue de la Folie, nahe dem großen Gottesacker Père de la Chaise. Mit einemmale blieb er vor einem kleinen, halbbaufälligen Hause stehen, das so ruhig und vereinsamt in die Nacht hineinsah, wie ein Meilenzeiger auf offener Heerstraße.

„Da wohnt er," rief der Unbekannte und fuhr dabei unwillkürlich zusammen. Das einzige Licht, das von einer entfernten, schwach erleuchteten Gaslampe herüber schien, verlosch, das ohnedem Unheimliche des Ortes wurde durch die plötzlich eintretende Finsterniß noch mehr erhöht und die kalte Decemberluft fuhr ihm in's Gesicht, als ob sie sagen wollte: Die Zeit des Frühlings ist vorbei, der Herbst ist zu Grabe gegangen, und der eisige, frostige Winter mit seinen langen, bleichen Nächten, mit seinem ewigen Schnee und Eis ist im Anzuge.

Der Mann will nach der Glocke greifen, tappt umher, und findet endlich das Thor trotz der späten Nacht noch offen. Wie er zum obersten Dachstübchen gelangt, blinkt ihm ein unheimliches, düsteres Licht entgegen, er öffnet die Thüre und sieht sich allein. Rings herum stehen alte, zerbrochene Stühle und ein eichener Tisch, auf der Erde liegen dichtbestaubte Marmorbüsten und Gypsfiguren zerstreut und in der Ecke des Stübchens lehnt eine große Leinwand. Das Fenster war zur Noth mit Papier beklebt und die Oellampe, die auf einem alten Strohsessel stand, drohte durch den einziehenden Wind jeden Augenblick zu verlöschen.

So mochte er etwa eine Viertelstunde lange regungslos dagestanden haben, als sich plötzlich im Winkel etwas rührte, eine Schattengestalt bewegte sich nach vorwärts, ein Tuch um den Kopf, einen alten, grauen Mantel um den rechten Arm geworfen.

„Wer sind Sie, mein Herr, der Sie so spät in die Wohnung eines Bettlers treten?" fragte die Nachtgestalt den Fremdling mit hohler Stimme.

„Ein Unglücklicher!" erwiderte derselbe.

Der Ton schien dem Fragenden bekannt, er ergriff in Eile die Lampe und beleuchtete damit das Antlitz des Redenden.

„Mein Himmel, was seh ich? Sie hier?" sprach mit einer nur schwer unterdrückten Aufregung der in den Mantel Gehüllte.

(Fortsetzung folgt.)

## †† Drei Jahre in China.

Im Jahr 1843 reiste Robert Fortune, Sammler für die Gartenbaugesellschaft in London nach China ab, um zur Bereicherung der Pflanzenkunde die Länder zu durchforschen, welche der Vertrag von Nangking der Wißbegier der Fremden geöffnet hatte. Auf seiner dreijährigen Wanderung hat der Reisende zu wiederholten Malen diejenigen Orte besucht, wo den Europäern Zutritt verstattet ist, und auch manche, welche sie nicht betreten sollen. Sein Reiseplan mußte so angelegt seyn, daß er an jedem Ort Zeuge der Wirkungen des Wechsels der Jahreszeiten auf das Pflanzenreich seyn konnte. Seine Beobachtungen hat er in seinem unter dem Titel: „Three yars wanderings in China" veröffentlichten Tagebuch der Welt mitgetheilt. Dies Tagebuch beschränkt sich keineswegs auf botanische Gegenstände. Was er für seine Wissenschaft gewonnen hat, sind die vielen Arten von Pflanzen, die er aus China ins Abendland gebracht. Diese sind im Garten der Gesellschaft zu Cheswick zu finden und sind von dort aus schon weiter in England und selbst auf dem Festland verbreitet. Sein Buch enthält die Schilderung seiner Erlebnisse, die Eindrücke, welche ein bis jetzt noch wenig gekannter gesellschaftlicher Zustand und ein in geheimnißvolles Dunkel gehülltes Land auf ihn gemacht haben. Er erklärt von vorn herein, er wolle der Welt nicht ein solches Buch über China darbieten, wie sie von Zeit zu Zeit erschienen mit einem Abriß der ganzen chinesischen Geschichte von den Königen der Urzeit an bis zur Herrschaft von Tao-kwang, mit Abhandlungen über Künste, Wissenschaften, Gesetze, gesellschaftlichen und sittlichen Zustand des Volks, — eins der Bücher, deren Verfasser der Nachwelt treulich alle Uebertreibungen und Albernheiten überliefern, welche jemals über China und die Chinesen geschrieben worden sind. Wir lassen ihn nun selber sprechen.

Dies berufene Land hat in unserem Westen lange für eine Art von Wunderland gegolten. Bei seiner weiten Entfernung von Europa haben verhältnißmäßig wenige Europäer Gelegenheit gehabt, es aus eigner Anschauung zu beurtheilen, und diese kleine Zahl von Auserwählten ist auf die Endpunkte Canton und Macao beschänkt gewesen. Die Gesandten Lord Macartney und Lord Amhorst sind freilich bis in die Hauptstadt gekommen, aber sie waren auf ihren Reisen viel zu sehr von den argwöhnischen Chinesen beengt, als daß sie viel mehr hätten wahrnehmen können, als die, welche nicht über Canton hinausgekommen sind. Unter diesen Umständen beruhte fast alle Kunde über China auf Mittheilungen von Chinesen und enthielt die ärgsten Uebertreibungen, wenn nicht gar Erdichtungen. Die Chinesen insgesammt, vom höchsten Mandarin bis zum geringsten Bettler zeigen den lächerlichsten Hochmuth, sobald sie auf die Wichtigkeit und Macht ihres Landes zu sprechen kommen; sie meinen, kein Volk, wie gebildet es auch immer sein möge, könne die Vergleichung mit ihnen in irgend einem Stück aushalten. Als das erste europäische Dampfschiff zu Canton und zu Macao erschien, zeigten die Chinesen nicht die geringste Verwunderung, sagten vielmehr in ihrem Englisch: Have got plenty samesame inside (haben dergleichen eine Menge drinnen im Reich).

Da die Europäer von diesem Land ausgeschlossen waren und im Grund noch immer sind, und da ihnen zuverläßige Mittheilungen nicht zu Gebot standen, so darf man sich nicht wundern, wenn die bisher in Europa erschienenen Bücher über China sich mehr durch den Schwung der Einbildungskraft ihrer Verfasser als durch Wahrhaftigkeit auszeichnen. Sind die Angaben der Chinesen stets lügenhaft, so kann man auf die der Jesuiten auch nicht eben schwören. Daher die Fabeln in unsern Büchern über China, nach welchen Ackerbau und Gewerbe einer hohen Stufe der Vollkommenheit stehen, der Boden überaus fruchtbar, Regierung und Gesetze musterhaft seyn sollen. In unseren Tagen verzieht sich die verhängnißvolle Wolke ein wenig, welche bisher das himmlische Reich vor unseren Augen verhüllt hat und statt eines Zauberlandes finden wir ein ganz gewöhnliches Land. Ohne Zweifel waren die Chinesen schon im hohen Alter-

thum, in Zeiten, wo die abendländischen Völker noch Wilde waren, auf diejenige Stufe von Halbkultur gekommen, auf welcher wir sie heutzutage sehen. Ohne Zweifel ist es auch schon lange her, daß sie das Porzellan, und den Lack und die Seidenwebereien erfunden haben, welche Jahrhunderte lang in Europa angestaunt worden sind. Aber gerade diese Umstände, so wie die frühzeitige Entdeckung der Eigenschaften der Magnetnadel bei ihnen, sprechen gegen sie. Denn sie zeigen uns, was die Chinesen gewesen sind, und was sie demnach jetzt seyn müßten, wenn wahre geistige Regsamkeit ihr Erbtheil wäre. Im Ackerbau übertreffen sie allerdings die andern asiatischen Völker, aber mit den gebildeten Völkern des Abendlandes können sie in dieser Beziehung keinen Vergleich aushalten. Mit der gepriesenen Vollkommenheit ihrer Gesetze und ihrer Verwaltung steht es ebenso. Ich wenigstens kann ein Land nicht gut regiert nennen, in welchem die Gesetze kraftlos sind. Jeder, der China besucht hat, weiß, daß überall, wo die Bevölkerung Lust und Muth hat, der Regierung zu trotzen, die Ohnmacht dieser an den Tag kommt. Die Bewohner der Küste von Fo-kien sind ein herzhaftes, unruhiges Geschlecht. So oft es diesen einfällt, den kaiserlichen Geboten Gehorsam zu versagen, wartet die Regierung ruhig ab, bis sie sich von selbst wieder fügen. Sogar im Norden, wo die kaiserlichen Beamten mehr Macht haben, z. B. zu Schang-hai benehmen sich die als Seereisende dahingekommenen Fokienner, als ob keine Obrigkeit vorhanden wäre. Gerathen sie in Streit unter einander, so liefern sie sich am hellen Tag auf offener Straße kleine Schlachten, nicht etwa bloß mit Stöcken und Säbeln, sondern mit Feuergewehren. Welche andere Regierung in der Welt würde einem solchen Unwesen ruhig zusehen? Die chinesische thut es. Wenn jezuweilen die Beamten einschreiten, so geschieht es nie, um den Unfug im Entstehen zu unterdrücken, sondern immer hintennach. Sie lassen die Kämpfenden sich austoben, dann kommen sie mit einer großen Schaar Soldaten und nehmen die Verwundeten und die Flüchtlinge des geschlagenen Theils gefangen, die Stärkeren dagegen bleiben unangefochten.

Indem ich den Uebertreibungen im Lob China's widerspreche, bin ich weit entfernt, eine schlechte Meinung von dem chinesischen Volk zu haben. Auf meinen dreijährigen Wanderungen habe ich Gelegenheit gehabt, die Chinesen kennen zu lernen, und ich muß ihnen nachsagen, sie sind besser als ihr Ruf. Diesen schlimmen Ruf verdienen allerdings die Bewohner der Städte im Süden und das Küstenvolk südlich von Schang-hai. Diese zum großen Theil aus Dieben und Seeräubern bestehend, sind allerdings ein bösartiges Geschlecht voll Hochmuth und voll Haß gegen die Fremden. Allein nach ihnen darf man nicht die zahllose Bevölkerung des Reichs beurtheilen. Allerwärts ist ja der Auswurf der Bevölkerung in den Hafenstädten anzutreffen. Und dann muß man auch zugestehen, daß die Europäer nicht wenig dazu beigetragen haben, denjenigen Theil der Bevölkerung, mit welchem sie in Berührung gekommen sind, so schlecht zu machen, wie es jetzt ist. Im Innern und im nördlichen China sind die Leute ganz anders. Spitzbuben gibt es natürlich dort auch, allein im Allgemeinen ist der Reisende dort keiner Beleidigung ausgesetzt. Er findet ein höfliches, sanftes, dienstfertiges Volk, an Bildung zwar hinter den Abendländern zurückstehend, aber alle übrigen Völker Asiens weit übertreffend.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Glosse.

Dort nach Süden zieht der Regen
Winde brausen südenwärts,
Nach des Donners fernen Schlägen,
Dort nach Süden will mein Herz.

Lenau.

---

Eine Wolke möcht' ich seyn
Unter jenen nächt'gen Horden,
Vornen in den ersten Reih'n,
Denn es tobt der Sturm aus Norden.
Wie die Schaar nach Süden eilt,
Niedergießend ihren Segen!
Nach den Bergen, wo sie weilt,
Dort nach Süden zieht der Regen.

Oder unter wilden Stürmen
Möcht' ich seyn ein Sturmeszug,
Wolken vor mir würd' ich thürmen
Himmelhoch in schnellem Flug.
In der Stürme tollem Wüthen
Jubelt' freudig auf mein Herz,
Denn nach Süden ging's, nach Süden,
Winde brausen südenwärts.

Oder seyn wohl möcht' ich auch
In der Lüfte dumpfem Brüllen
Nur ein einz'ler schwüler Hauch,
Langsam wehend hin nach Süden,
Der, so wie ein Blitzesstrahl
Südher grüßt', auf luft'gen Wegen
Zuckte über Berg und Thal
Nach des Donners fernen Schlägen.

Wolken auf des Sturmes Flügeln
Nach dem fernen Süden ziehn,
Ueber ihrer Heimath Hügeln
Donner rollen, Blitze sprühn.
Fort nach Süden mit dem Regen,
Mit den Winden südenwärts,
Nach des Donners fernen Schlägen,
Dort nach Süden will mein Herz!

Daniel vom Alsberge.

---

## Tabletten.

*** Zu Schull in Irland gab sich ein Mann aus Verzweifelung dem Hungertode Preis. Er war nie ein männlicher, kräftiger Charakter gewesen, und als er glaubte, daß die Welt mit ihm zu hart umginge, verrammelte er die Thür seiner Hütte mit Steinen, und so sich und seine Kinder lebendig begrabend, bereitete er sich den Tod. Niemand bemerkte das Fürchterliche, aber einem der Kinder gelang es, einige der Steine loszubewegen, seinem Grabe zu entfliehen und den Nachbarn den entsetzlichen Entschluß des Vaters mitzutheilen. Man erzwang den Eintritt, allein der Mann und das andere Kind waren bereits todt. — Entsetzlich, daß in dem 19. Jahrhundert, in einem Jahrhundert, das die Cadenz einer Sängerin oder die pas einer Tänzerin mit Gold aufwiegt, ein Mensch so schaudervoll enden kann!

*** Wenige Leser wissen wohl, daß Schilda, jenes ideale Urbild der Kleinstädterei, ein in der Wirklichkeit existirender Ort, und zwar ein Städtchen in der preußischen Provinz Sachsen ist, welches zwei Meilen von Torgau entfernt liegt und eigentlich Schildau heißt. Bei dieser Gelegenheit wird es sie zugleich interessiren, ein noch unbekanntes Schildbürgerstückchen zu vernehmen, das wir auf die Autorität der Berliner „Zeitungshalle" hin mittheilen. Vor der Besitznahme der sächsischen Landestheile durch Preußen befanden sich in allen sächsischen Städten auf dem Markte Meilenzeiger, welche die Entfernung nach je den nächsten und größten Orten überhaupt angaben. Ein solcher Stein befand sich auch in Torgau; diesen kaufte die Kommune von Schilda, und er prangt jetzt auf dem Schildaer Marktplatze mit der Bezeichnung: „Nach Schilda 3 Stunden."

*** Die vier Species der jetzigen Politik in Frankreich finden nach dem „Charivari" folgende Anwendung:

„Les griefs s'additionnent,
Les fonds de l'état se soustraient,
Les scandales se multiplient
Et les conservateurs se divisent."

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Paris.

Die Araber. Teste's Wahnsinn Literatur-Novitäten. Schwefeläther. Fr. Soulié. Lamartine. Bouffé in Lyon.

Wie weit es schon die Civilisation gebracht hat, beweisen die hier seit Kurzem anwesenden Araber, welche auf Mabille's Ball — Polka tanzten. In den Restaurants trinken die braunen Herren Champagner und Straßburger Bier, in den Kaffeehäusern Liqueurs und Eau de vie, im Theater und in dem olympischen Circus liebäugeln sie mit den Soubretten und Heldinnen erster Bühnengröße. Auch Bu-Maza, der gefeiertste Heros des Pariser „Lebensbildes unserer Tage", welchen in letzterer Zeit Balzac auf allen Wegen und Stegen bloß darum so sehr verfolgt, weil er zweifelsohne demnächst einen zehnbändigen Roman: „Monsieur Bu-Maza" schreiben wird, macht Louis Philipp jetzt nicht mehr in den Tuilerien, sondern in Neuilly die Cour.

Einige böswillige Zungen haben hier das Gerücht ausgestreut, der Exminister Teste affectire bloß seine Leiden, um aus dem Gefängniß in ein maison de santé versetzt zu werden. Wie grundlos diese Behauptung sey, hat mich gestern die traurigste Autopsie gelehrt. Teste ist halb geisteszerrüttet und brütet beständig in düsterem Stillschweigen vor sich hin, fort und fort starrt er in einen und denselben Winkel seines Gefängnisses, nimmt sehr selten, und bloß auf das beständige Zureden seines Sohnes Charles, (dem er bekanntlich die durch Bestechung erhaltene Summe von 94,000 Fr. gegeben hatte), etwas Speise zu sich und gleicht mit dem tief eingefallenen Auge, dem kranken weißen Gesicht, der gebückten Haltung und seinem überaus leidenden Wesen einem Ossianischen Geiste, ein warnender, lebendiger Wink für alle Länder und Staaten, wo feile Bestechlichkeit und schnöder Geldgeiz im Rathe der niedern und hohen Beamten vorherrschen. —

So eben ist der erste Band der „Geschichte Rudolph's von Habsburg (warum aber stets Habsbourg?), oder „Elsaß im dreizehnten Jahrhundert" von Boyer, Rath am königl. Gerichtshof in Colmar, erschienen.

Als Pendant zu Lamartine's „Geschichte der Girondisten" hat A. Esquiros die „Geschichte der Montagnards" geschrieben. Anfangs September wird die zweite Abtheilung erscheinen. So wie ich zur Zeit über die erstere berichtet, will ich auch in Bälde ein Urtheil über letzteres Buch nachfolgen lassen. Jedenfalls dürfen wir den Verfasser im Vornhinein als einen sehr gewandten Schriftsteller, einen gemüth- und phantasiereichen Dichter, wie er es in seinem Romane „Charlotte Corday" thatsächlich dargethan, empfehlen, obgleich zwischen einem historischen Romane und zwischen Geschichte eine ziemlich breite Kluft liegt.

Die Herausgeber und Verleger der Pariser „Illustrirten Zeitung", deren Grundcapital sich auf eine Million beläuft, der „Geschichte der Revolution, des Consulats und Kaiserreiches von Thiers", der „Million des faits" rc. haben uns mit einem neuen Werke beschenkt, auf welches wir glauben die Aufmerksamkeit Aller, welchen Frankreich und seine glorreich-blutige Geschichte am Herzen liegt, leiten zu müssen. Es führt den inhaltschweren Namen „Patria" und enthält die Geschichte des Landes in moralischer, materieller und industrieller Beziehung. Das Werk ist eine der vollkommensten umfangreichsten Encyklopädien, welche den Geist und die Topographie des Landes in älterer und neuester Zeit mit der größten Ruhe, Unbefangenheit und wahrhaft klassischer Präcision bespricht. Zwanzig der gelehrtesten Professoren, Juristen, Ingenieure, Aerzte, Dramaturgen rc. haben dieses in zwei Bänden bestehende Werk redigirt.

Es ist kaum zu glauben, daß einige Aerzte sogar das Wunder und resp. Heilmittel der neuern Medizin schändlich mißbrauchen. So ist der Generalissimus der Pariser Charlatanenlegion: „Aime de Noyers" vor wenig Tagen in seiner eigenen Equipage, welche in all seinen Quacksalber-Annoncen eine so bedeutende Rolle spielt, ins Gefängniß geführt worden, weil er sich bei einer Zahnoperation des Aethers bediente, um bei einer jungen Dame, welche zu seiner Kunst die Zuflucht genommen hatte, zu seinen unerlaubten Absichten zu gelangen. Für den Arzt wäre Zuchthausstrafe im Verhältniß noch viel zu gering.

Fr. Soulié, welcher gefährlich krank war, befindet sich heute wohler, Alles sieht der Genesung des wackern, jungen und hoffnungsreichen Romandichters freudig entgegen. Sobald er das Bett verläßt, will er, seinem letzthin ausgesprochenen Gelübde zufolge, das Theater mit einem neuen Stücke beschenken.

Lamartine wird von Macon, seinem letzten Schreiben zufolge, eine Reise nach Neapel und Sicilien antreten.

Bouffé, der größte Komiker Frankreich's, spielt gegenwärtig in Lyon, wo bald das Theater mit schweren Balken und Pfeilern wird unterstützt werden müssen, damit das Haus nicht vor Bravoruf, Beifallsdonner und Fußgestrampel, d. h. dem unterirdischen Applaus, wie einst unter Simson der Philistertempel, über dem Haupt von Tausenden von Zuschauern zusammenstürzt. L.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 15. August. Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Abtheilungen von Gustav Schmidt.

Montag, den 16. August. (Zum Erstenmale): Die rothe Schleife, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Deinhardstein.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 226.** Dienstag, den 17. August **1847.**


## Ball und Bild.

(Fortsetzung.)

Eine lange, feierliche Pause folgte, welche blos von dem einförmigen Schlage einer Pendeluhr und dem durch die Papierscheiben hereinflüsternden Wind unterbrochen wurde.

„Was führt Sie zu mir?" begann von Neuem der Besitzer dieser Wohnung. „Ihr Unglück, sagen Sie, Ihr Unglück? — — Und ich, der ich die ganze Feuerleiter des Elends bis zur letzten, höchsten Staffel erklommen und schon auf der ersten zu vergehen glaubte — — doch ich will gelassen seyn, wie ein Kind, hab' ich doch keine Thräne mehr, keinen Laut meiner Empfindung, kein Wort für den Schmerz! — Setzen Sie sich, Herzog, wir wollen einander die Vergangenheit ins Gedächtniß zurückrufen und dann vergleichen, wer von uns beiden der Unglücklichste ist."

Mit diesen Worten zog Er denselben zu sich auf eine schmale Bank.

„Um aller Heiligen willen," entgegnete der Andere sträubend, „ich will nichts von der Vergangenheit wissen, der bloße Gedanke tödtet mich."

„So wollen wir langsam tödten, wie man mich geistig und moralisch getödtet hat. — Als Sie in Venedig auf dem St. Marcusplatz, zu Cesare T—o kamen, ja, damals ahnte keiner den schrecklichen Betrug, der uns gespielt werden sollte. Ihre Eleonora, die arme, verführte, elende Eleonora war meines Geistes Kind, was sie wußte, wußte sie durch mich, was sie empfand, kam aus meiner Seele, ihr Vater war mein, und ich ihr Lehrer, wir lasen, wir spielten zusammen, wir waren zusammen aufgewachsen, wie Paul und Virgine, wir pflückten Erdbeeren und Schneeglöckchen und fuhren auf der Gondel und ich war's, der ihr zweimal das Leben gerettet hat. Kurz, ich war ihre schützende Gottheit, ihr zweiter Vater. Und da kamen Sie, Elender, unter der Larve der Scheinheiligkeit, und vergessen Sie nicht — dieses Mädchen war und ist meine Braut, vor Gott und aller Welt — ihr Vater hat mir die Kunst und seinen Segen zur Mitgift gegeben, — da kamen Sie als ein Kunstkenner, der Romas seltene Schätze gesehen, der Grichenlands Ruinen bewundert, der die Obelisken und Pyramiden erstiegen, und von der Stelle begeistert sprach, wo einst der trauernde Marius gesessen hatte. Mit Ihrem Gold und Ihrem falschen Wort haben Sie den Alten bestochen, und er in seiner Blindheit sah nicht, wie der tägliche Besucher und Käufer sein und Gottes schönstes Ebenbild zuletzt — stehlen werde. Verflucht sey der Augenblick, als ich nach Neapel ging, — ich kehrte zurück, einen Himmel in der Brust und — — Sie beben? Sie kennen die Geschichte besser, als ich!"

„O, ich weiß genau, daß Sie sich in Italien den Herzogstitel für schweres Geld erkauft, daß Sie nur durch Betrug zu Rang und Orden gekommen sind, daß Sie Ihren alten Vater frühzeitig in's Grab gebracht und sein Geld verpraßt haben. Dieß alles weiß ich. Aber Sie — o wüßten Sie, was Eleonorens Vater und ich gelitten, als der Eine keine Tochter, der Andere kein Weib mehr hatte, wüßten Sie, daß wir uns gegenseitig blos durch Thränen den schwachen Funken, den der Thor Leben nennt, in der Nacht der Trauer, welche über uns hereingebrochen war, gerettet haben! — Sehen Sie, diese aufflackernde Oellampe, welche jeden Augenblick zu verlöschen droht, ihr glich seit zehn Jahren das Leben von Vater und Bräutigam. Die Flamme war verlöscht, nur der letzte Rest glomm noch spärlich fort. — Herzog, hätte ich Sie damals so nahe, wie heute gesehen, als wir ganz Italien, Deutschland und England durchzogen, von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus, um den Räuber aufzufinden mit seinem kostbaren Raub, ja, dann würde Ihre Seele schon längst vergebens vor Gottes Richterstuhl um Gnade gefleht haben!"

„Die Zeit konnte meinen Schmerz nicht lindern, die Wunde brach immer wieder von Neuem auf und ich sehe nun meiner baldigen Erlösung entgegen. In das Herz des armen Greises senkte sich der Genius „Versöhnung". Er kannte meinen Ingrimm, meinen Menschenhaß und die Rache, die ich Ihnen geschworen hatte; nur auf sein inständiges Flehen, und aus Verehrung vor seinen weißen Haaren gelobte ich ihm endlich, als wir so nahe der Spur der verlorenen Tochter waren, feierlich an dem Vatermörder keine unmittelbare Rache nehmen zu wollen, und deßhalb blieben Sie damals auf dem Maskenballe unberührt und Ihr Spott im Boulogner Wäldchen ungeahndet."

„In Paris erfuhr ich zufolge meiner emsigen Nachforschungen, daß sich Eleonora hier befände, ich sah sie zufällig in den elysäischen Feldern, im seidenen Gewand, mit Gold und Diamanten besäet, an Ihrer Seite; sie lächelte und kos'te mit Ihnen, sie war nicht mehr, wofür ich sie hielt, sie war eine gemeine Buhlerin geworden. Vergeb' mir Gott die schwere Sünde — und ich sagte: Sie ist Orazio's nicht mehr würdig."

„Selbst der Vater durfte nicht wissen, daß er so nahe seiner elenden Tochter oder vielmehr dem nichtswürdigen Verführer seines unschuldigen Kindes sey. Wie sie da kreidenweiß in den Wagen stieg, ohne doch nicht mehr als eine traurige Aehnlichkeit zwischen mir und dem Schatten Ihres Orazio zu erkennen! Sie erinnern sich noch des zweiten, merkwürdigen Zusammentreffens auf dem Balle, wohin ich auf das inständige Bitten meines guten,

armen Cesare ging, der mich durchaus nicht so trübgestimmt sehen konnte und des Duells, wo sie so feige geflohen sind. Da haben Sie, Herzog in schwachen Umrissen die Geschichte verlorener Seelen."

(Schluß folgt.)

## †† Drei Jahre in China.

(Fortsetzung.)

Nach einer viermonatlichen Seefahrt ward ich endlich am 6. Juli 1843 chinesischen Landes ansichtig. Ich hatte schon viel von den kahlen Hügeln desselben reden hören, aber so schlimm hatte ich mir dieselben doch nicht vorgestellt, wie ich sie fand. Vom Meer aus gesehen, gewähren sie einen überaus trostlosen Anblick mit ihrer aus der rothen Thonerde emporstarrenden Granitzacken, zwischen welchen hie und da wohl ein kränkliches verkrüppeltes Bäumchen hervorgewachsen ist. Also das ist das Land der Camelien, der Azalien, der Rosen, wie man es in England nennt! Welch ein Unterschied zwischen dieser Landschaft und den Bergen Java's, die ich wenige Tage zuvor durchwandert hatte! — Nachdem wir einige Stunden zwischen Inseln durchgeschifft, liefen wir in die prächtige Bai von Hong-kong ein und gingen vor der neuen Stadt Victoria vor Anker. Der Hafen von Hong-kong ist einer der schönsten, die ich je gesehen habe. Fast zwei geographische Meilen lang, und $^1/_3$ bis $1^1/_2$ Meilen breit, bietet er überall die schönsten und sichersten Ankerplätze. Im Süden ist er durch die Höhen von Hong-kong geschützt, im Norden durch die Berge des Festlandes, so daß der ärgste Sturm den Schiffen keinen Schaden zufügen kann.

Die Stadt Victoria liegt auf dem nördlichen Ufer der Insel zwischen dem herrlichen Hafen und den steilen Bergen. Als ich sie bei meiner Ankunft vom Meer aus sah, war sie erst noch im Werden, dritthalb Jahre später (Ende December 1845), als ich China verließ, fand ich schon eine ziemliche Anzahl von Straßen und darin prächtige, aufs bequemste eingerichtete Kaufmannswohnungen nebst mehreren öffentlichen Gebäuden. Und neben der englischen Stadt war eine chinesische wie durch einen Zauberschlag aus der Erde hervorgewachsen. Abgesehen von den chinesischen Läden, von denen manche nicht minder schön sind, als die zu Canton, hat Victoria einen reichlich versehenen Markt, auf welchem alle Lebensbedürfnisse der Europäer und der Chinesen im Ueberfluß zu finden sind: Obst, Gemüse, Hühner, Enten, Wachteln, Fasanen, unzählige Arten von Fischen und verschiedenes Fleisch. — Auf dem südlichen Ufer der Insel liegen zwei chinesische Fischerdörfer Klein-hong-kong und Tscheckstschu, von den Engländern umgetauft Stanley und Aberdern. In letzterem hat die Regierung eine Kaserne für eine zahlreiche Besatzung gebaut.

Die Insel Hong-kong erstreckt sich in einer Länge von anderthalb geographischen Meilen von Osten nach Westen und ihre größte Breite beträgt nicht viel über eine Meile. Ihre Form ist sehr unregelmäßig, da ihre Ufer eine Menge von Vorsprüngen und Buchten bilden. Sie ist durchaus bergig. Zwischen den kahlen, nach dem Meer steil abfallenden Gipfeln ziehen sich tiefe Schluchten hin, welche nach dem Ufer zu sich mehr und mehr erweitern. Diese Schluchten sind völlig öde, mit kahlen Granitblöcken bestreut, in der Regenzeit das Bett reißender Ströme. Im Mai 1845 brachte der südwestliche Passatwind ein Gewitter, welches in Victoria furchtbare Verheerungen anrichtete. Häuser von festem Granit waren in einem Nu weggeschwemmt, mit schweren Kosten angelegte Landstraßen in wenigen Minuten zerstört; die Wassermassen zersprengten die Abzugskanäle und rissen Brücken und andere öffentliche Bauten so vollständig weg, daß keine Spur von ihnen blieb.

Ebene zum Landbau taugliche Stellen enthält die Insel sehr wenige. Der einzige, einigermaßen beträchtliche Raum der Art hat einen Flächeninhalt von 20 bis 30 Acres. Seinen chinesischen Namen Wang-noi tscheng hätten die Engländer voreilig in Happy Valley (Glücksthal) verwandelt, bald aber fanden sie, daß es eher den Namen Giftthal verdiente. Den Reis- und Gemüsbau, welchen die Chinesen dort betrieben, hat die Regierung verboten, in der Ueberzeugung, daß die Ansammlung von stehendem Wasser auf den Reisfeldern die Gegend verpeste, und sie hat den Landstrich trocken legen lassen.

Hieraus ergibt sich, daß die Engländer auf Hong-kong für ihren Bedarf von Lebensmitteln auf das nahe Festland verwiesen sind. Es müßte ihnen übel ergehen, wenn die chinesische Regierung sich einfallen lassen könnte, ihnen die Zufuhr abzuschneiden. Einen Vorschmack davon haben sie bereits gehabt. Der jetzige Statthalter Davis hatte kurz nach Antritt seines Amtes mit Zustimmung des gesetzgebenden Rathes eine Verordnung erlassen, daß alle Bewohner der Insel, Chinesen wie Engländer, sich auf der Polizei einschreiben zu lassen hätten. Die gegen Fremde äußerst mißtrauischen Chinesen bildeten sich ein, hinter dieser Verordnung stecke die Absicht, sie auszusaugen, und weigerten sich, der Verordnung nachzukommen. Die Kaufleute und andere angesehene Personen unter ihnen versammelten sich und beschlossen unter anderm, keine Zufuhren mehr kommen zu lassen. Die Lastträger und Taglöhner verweigerten die Arbeit. Kurz, der Gesetzgebungsrath von Hong-kong ward durch Hunger genöthigt, seine Verordnung nach dem Willen der Chinesen abzuändern.

Das Klima von Hong-kong ist nichts weniger als angenehm, ja bis zu Ende des Jahres 1845 hat es sich als mörderisch für Chinesen wie für Engländer gezeigt. Man schreibt dies der Umwühlung des Bodens beim Bau der Stadt Victoria zu, denn im abgelaufenen Jahre, wo die Erdarbeiten so ziemlich aufgehört haben, ist die Sterblichkeit auf Hong-kong geringer gewesen als zu Macao, welches mit Recht für gesund gilt. Im Juli und August beträgt die Hitze nicht über 34 und nicht unter 26 Grad und der Unterschied zwischen der Wärme bei Tag und der bei Nacht selten mehr als 10 Grade. Im Winter fällt das Quecksilber zuweilen unter Null. Aber auch im Winter ist es bei wolkenlosem Himmel gefährlich, ohne Sonnenschirm auszugehen; in den Häusern dagegen ist es, wenn der durchdringende Nordwind weht, so kalt, daß man einfeuern muß und auch damit kaum warm werden kann. Dabei herrscht im Winter eine Trockniß der Luft, daß das Athmen schwer wird.

Die chinesische Bevölkerung von Victoria besteht aus Kaufleuten und Krämern, aus Dienstleuten, Schiffern, Lastträgern und Handarbeitern, welche ein malerisches Ganze bilden. Eigentliche Großhändler aus China haben keinen Grund, sich auf Hong-kong anzusiedeln, und im Allgemeinen kann man sagen, daß nur der Abschaum von China auf die englische Niederlassung ausgeworfen wird. Die zahlreiche und wohleingerichtete Polizei hat die Hände voll zu thun mit Dieben und Räubern. In der ersten Zeit verging keine Nacht, wo nicht in ein oder das andere Haus mit bewaffneter Hand eingebrochen worden wäre. Das verwegene Gesindel scheute sogar nicht vor Angriffen auf das Haus des Statthalters zurück.

Ein Mal wurde es ausgeraubt, ein anderes Mal wurden die Gewehre der Schildwachen daraus weggeholt. Die Banden waren zuweilen an hundert Mann stark. Sie verschwanden, wie sie gekommen waren, auf eine fast wunderbare Weise, ohne daß man je dahinter gekommen wäre, wie sie herbeigeschlichen waren oder wie sie sich weggestohlen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** Auf der Menterschweige bei München (einem Vergnügungsort, 1½ Stunden von der Stadt) fand neulich ein komisch-feierlicher Akt statt, den der bekannte Urgesundheitsverkündiger Ernst Mahner veranstaltet hatte. Am Fuße eines verwitterten Kreuzes, das auf einen Wink des „grauen Pilgers" (wie sich Ernst Mahner ebenfalls nennt) mit einem Kranze von frischem Eichenlaub umwunden ward, erhob sich von dürrem Reisig eine Flamme, um die sich, trotz des immer stärker fallenden Regens, ein Kreis junger Männer, Damen, und ältlicher Herren, reihte. Lautlose Stille, nur durch ferne Flötentöne unterbrochen, herrschte, als ein junger Freund des Apostels aus einem Ränzchen Dosen, Pfeifen, Cigarrenbüchsen, Kravatten, Halsbinden, Rauchtabak, und sogar ein Schnürmieder als Hekatombe dem Feuer übergab. Der „graue Pilger" hielt dann eine Rede, die ungefähr also lautete: „Dumm ist die Menschheit, die noch diesem philiströsen Kram anhängt. Seyd hochherzig, werft von Euch diesen Giftstoff, damit unsere heutige Generation wieder erstarke gleich den Ureltern, sie, die durch diesen Teufelskram geworden ist wie eine „altgebeizte, stinkende Großvaterpfeife." Meine Freunde in Gießen haben aus 10 Pfund Tabak dreihundert Tropfen Nikotin ausgezogen, von dem ein Tropfen das stärkste Thier umbringt. Es müssen von Zeit zu Zeit Geister erstehen, die die Menschheit wieder aufschütteln. Darum weg mit diesem auszehrenden Zeug, damit Ihr nicht wie eine Heerde von ekelhafter Krankheit befallener Thiere einherschleichet. Glaubt nicht, daß Ernst Mahner den Fortschritten der Civilisation entgegenstrebt!"

*** Der „Observer" erzählt: Dieser Tage gaben die Königin und Prinz Albert ihre Verachtung den ausschweifenden Modegecken zu Esher auf sehr bezeichnende Weise kund. Der Dichter Tennyson weilt krank zu Esher und Niemand hielt es der Mühe werth, ihn zu besuchen oder nach seiner Bekanntschaft zu trachten. Sobald die Königin und ihr Gemahl dies erfuhren, statteten sie unverweilt dem Dichter einen Besuch ab. Kaum wurde dies bekannt, als man Tennyson mit Karten und Einladungen überschwemmte; er sandte die einen zurück und lehnte die andern ab.

*** Die Zeitung „Charlestown-News" erzählt, daß gegenwärtig in Deutschland eines der „kleinen politischen Blätter" durch eine „illustrirte Parodie von Childe Harold's Pilgerfahrt" unter dem Titel Eisele und Beisele ungeheures Aufsehen errege. Es werden einige Beispiele der betreffenden Abenteuer angeführt, so kommen z. B. die Reisenden nach Berlin in den Saal eines Kaffeehauses, wo aus Rücksicht auf die Damen nicht geraucht werden darf. Der Wirth hat aber zum Besten der Rauchlustigen große Glasglocken, oben mit Abzugsröhren, angeschafft, und unter diesen Glocken sitzt man nur rauchende Damen sitzen. So wird in der Ferne Alles übertrieben!

*** Gelehrte Gewohnheiten. Viele Gelehrte sind nicht fähig, ihre geistigen Kräfte zu gebrauchen, ohne sich physisch auf irgend eine Weise zu beschäftigen. Pitt konnte am besten denken, wenn er in seinem Zimmer auf und ab ging; Sheridan, wenn er in eine Anzahl brennender Lichter starrte; Fox nach dem fröhlichen Verkehr mit seinen Freunden; Gibbon bei vollkommen stiller Mittagszeit; Byron während der Nacht. Einige können nicht studiren, ohne an den Nägeln zu kauen. Allein das non plus ultra aller Gewohnheitsnarren dürfte ein englischer, in jüngster Zeit sehr en vogue gekommener dramatischer Schriftsteller seyn, der zu einem Arzt kam, um ihn wegen seines mehr und mehr ausgefallenden Haupthaares zu consultiren. Lange war es mir unmöglich (erzählt der Arzt) den Grund dieses Haarausgehens zu entdecken, bis ich ihn eines Tages in seinem Arbeitszimmer aufsuchte, gerade als er an einem seiner Werke schrieb und zu meinem nicht geringen Staunen bemerkte, daß sich mein Patient von Zeit zu Zeit ein Haar ausrupfte. Jetzt war mir das Ausfallen des Haares erklärlich, allein es kostete nicht wenig Mühe, den Dichter von dieser Angewohnheit zu befreien. Jahresz.

*** Jenny Lind hat mit der „Regimentstochter" ihr Londoner Gastspiel vollendet. Die Königin und Prinz Albert, welche keines ihrer Auftreten versäumten, waren auch dießmal zugegen und der Enthusiasmus war wieder hyperexcentrisch. Jenny Lind singt den 23. August zu Brighton in einem Concert. Den 28. August wird sie ihr Gastspiel in Manchester, Liverpool, Birmingham, Edingburgh, Glasgow rc. beginnen und den 25. September will sie in Berlin eintreffen, wo sie während des Winter singen will. — Die Grisi empfing als eine Demonstration gegen das Lindfieber bei ihrem Benefiz als Anna Bolena unter andern Geschenken auch ein höchst kostbares Armband von solidem Gold, mit den ausgesuchtesten Edelsteinen besetzt, auf dem folgende Worte standen: die verwittwete Gräfin von Esser an Madame Grisi, bei Gelegenheit ihres Benefizes als ein schwaches Zeichen ihrer Bewunderung.

*** Vögel im Luftballon. In der Höhe von 11,000 Fuß wurde ein Grünfinke freigelassen, der aber, in dem Wolkenmeere sich fremd fühlend, bald auf die Stricke des Ballons zurückkehrte; dann aber faßte er wieder Muth und schoß in einem etwas gewundenen, aber fast senkrechten Fluge auf die Erde hinab. Eine Taube blieb erst eine Zeitlang auf dem Rande des Käfigs sitzen und suchte sich zu orientiren, dann flatterte sie unregelmäßig hin und her, gleichsam als wollte sie die Schwingen in dem ungewohnten dünnen Elemente probiren; aber nach einigen Flügelschlägen schoß sie ohne Bedenken in großen Spiralen wie ein Raubvogel in die wolkige Tiefe hinab. Bl. a. d. Gw.

*** Ein sehr unhöflicher Ungar schrieb in einem Pesther Blatt über die deutschen Auswanderer nach Siebenbürgen: „Mit ihren offenen Mäulern sehen sie wie Meilenzeiger aus, die Frauen wie Mehlsäcke, die Gesichter sind platt, breit, mit ausdruckslosen wässerigen Augen, der Gang täppisch, auf jeden Schritt bummeln die hinten herabhängenden Zöpfe wie Stränge eines Pferdes, keine Vaterlandsliebe in den theilnahmlosen Antlitzen rc.

*** Die Milanollo's ruhen sich jetzt auf dem Landgute zu Malzeville bei Nancy, das der spekulative Papa angekauft hat, aus. Laut der „Agsb. Allg. Ztg." glich die Kunstreise, welche die Schwestern von Bern aus über Freiburg, Lausanne und Genf in das südliche Frankreich unter-

nommen, einem Triumphzuge. Ueberall, wo sie auftraten, in Valence, Nimes, Avignon, Montpellier, Aix, in Dijon und Besançon, erregte ihr Spiel Begeisterung, in Marseille gaben sie 17, in Lyon 27 und jetzt in Nancy binnen 14 Tagen sechs Concerte. Gegen Mitte Augusts begeben sie sich nach Brüssel und später nach Aachen; nächsten Herbst dann nach Deutschland, wo sie bis November in München eintreffen werden. Therese und Marie besitzen seit vier Monaten eine Schwester „Cäcilie. Ob diese auf der nächsten Kunstreise schon mitfigurirt, darüber schweigt die „Allg. Ztg.", die sich damit begnügt, dieser neuen Cäcilie ein. „Möge auch ihr die Muse lächeln!" zuzurufen.

*** Ein guter Rath. In den englischen Gerichtshöfen ist es gebräuchlich, daß denjenigen Verklagten, welche keinen Vertheidiger haben, ein solcher vom Gerichte beigegeben wird. Kürzlich erschien vor dem Kriminalgericht ein Mann, der beschuldigt war, einen Schinken gestohlen zu haben, und da er ohne Rechtsbeistand war, ersuchte der Präsident einen gegenwärtigen Advokaten, sich des Beklagten anzunehmen, mit ihm zu conferiren und ihm dann den für seine Interesse besten Rath zu ertheilen. Advokat und Client entfernen sich hierauf und 20 Minuten hernach erscheint der Advokat ohne seinen Schutzbefohlenen. „Wo ist der Gefangene?" fragt der Präsident. „Er hat sich entfernt," entgegnete mit der größten Ruhe der Gefragte. „Der Herr Präsident sagte mir, ihm den für seine Sache besten Rath zu ertheilen und da er mir aufrichtig gestand, daß er schuldig sei, so konnte ich ihm sicher keinen bessern Rath geben, als sich so schnell als möglich aus dem Staub zu machen, was er auch sofort mit Freuden gethan hat." Jahresz.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Frankfurt.

**Luftschifffahrt des Herrn Green.**

Wir erleben heute ein seltenes Schauspiel. Der berühmte Aëronaut Green aus London wird heute Nachmittag um 5 Uhr seine hundert neun und sechzigste Luftfahrt antreten. Der Luftballon, dessen er sich bedient, ist von erstaunlicher Größe. Der Raum eines der größten Säle unserer Stadt erlaubt kaum, ihn zur Hälfte dem Beschauer zu entfalten. Seine Höhe beträgt 42', sein Durchmesser 38', sein Umfang 120'. Zur vollständigen Füllung seines Riesen-Luftschiffes bedarf Herr Green neun Centner Gas. Die seitherige Ausstellung dieses Ballons im Saale des Gasthofs zum „König von Preußen" hat dem Publikum Gelegenheit gegeben, die Construction, sowie den übrigen, zu einer Luftfahrt nöthigen Apparat in Augenschein zu nehmen. Erst der Anblick des Ganzen beruhigt über die Gefahr und läßt kaum noch eine Sorge um den kühnen Mann aufkommen, der, ein zweiter Dädalus, die Lüfte durchfliegt und menschliche Kunst und menschliche Willenskraft zu ungeahnten Höhen trägt. Auch erinnert kein Fallschirm an die Möglichkeit einer Gefahr. Herr Green fällt nicht, Herr Green steigt bloß, und gewinnt Höhen von 4½ engl. Meilen (etwa 21,560 Frankfurter Werkschuhe); wenn er sich niederlassen will, so bedarf es nur des Druckes seiner Hand und mit Hülfe des Ventils gewinnt er sicher und unversehrt die freundliche Mutter Erde wieder. Das Gesammtgewicht beträgt mit Einschluß von vier Personen zwanzig bis fünfundzwanzig Centner. Noch sey bemerkt, daß die Füllung um 2 Uhr Nachmittags ihren Anfang nimmt. Der Ort, wo die Ascension stattfindet, ist hinter der Stadtbibliothek. — Wir hoffen unsern Lesern demnächst von der glücklich vollendeten Luftfahrt des Herrn Green weitere Nachricht geben zu können. Das Gerücht, daß Herr Green auf den Wunsch eines seiner Begleiter die ganze Nacht hindurch in den höhern Luftregionen verweilen und den Sonnenaufgang dort erwarten werde, hat sich nicht bestätigt. **Kr.**

---

### Leipzig, 12. August.

**Versammlung deutscher Musiker.**

Das Programm für die morgen und übermorgen hier stattfindende Versammlung deutscher Musiker ist jetzt erschienen und verspricht schon für diesen ersten Beginn eine Reihe interessanter Notizen zu Tage zu fördern. Je mehr wir uns über das Unternehmen — das allerdings in unserer Zeit der Associationen nur eine Lücke mehr ausfüllt — freuen müssen, um so größer ist unsere Verwunderung, daß die Direction unsers großen Gewandhausconcertes keinen Theil an der Versammlung nehmen zu wollen scheint. Wenigstens ist sie bei der Veranstaltung der Vorbereitungen gänzlich unthätig gewesen und es verlautet, daß keines ihrer Mitglieder bei den Sitzungen gegenwärtig seyn werde. Wäre es aristokratischer Hochmuth, der die leitende Ursache dafür gäbe? Das verdiente in der That eine ernste Rüge; denn die Männer, die sich vereinigt haben, genießen größtentheils einen Ruf. Es wird genügen, deßhalb die wesentlichsten Bestimmungen des Programms hervorzuheben. Am 13. August werden Besprechungen über allgemeine Musikzustände und Gegenstände, wie über Musikalienverlag stattfinden. Die Namen der Männer, welche solche Vorträge angekündigt haben, sind: Brendel, H. Schumann (über deutsche Titel für Musikalien, über muthmaßlich corrumpirte Stellen in den Werken unserer Meister, über Wahrung klassischer Werke gegen moderne Bearbeitung), C. F. Becker (über Orgelprüfungen u. a.), Gollmick, Volkman (über Vernachlässigung der Geschichte der Musik, über Unterstützung junger Componisten durch Herausgabe ihrer Werke, über Gesang- und Virtuosenwesen), Mangold (über die gegenwärtigen Opernverhältnisse) und Schwenke. Am folgenden Tage werden Vormittags Vorträge über Musikunterricht und eine Prüfung in dem hiesigen Conservatorium für Musik gehalten werden. Die ebengenannten Männer betheiligen sich ebenfalls daran. Nachmittags folgen abermals vier Vorträge: von Tschirch über den Zustand der protestantischen Kirchenmusik und deren Verbesserung; von Griepenkerl über ein noch nicht bekanntes Thema; von Wöltje über eine neue Theorie der Musik; von Becker Mittheilungen über seine Schrift: die Tonwerke des 17. und 18. Jahrhunderts. Ein gemeinschaftliches Mahl soll am 15. August die Versammlung schließen.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 17. August. (Zum Erstenmale): Die rothe Schleife, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Deinhardstein.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 227.** Mittwoch, den 18. August **1847.**

## Sehnsucht nach der Heimath.

Schon verströmt der Abend heiter
In dem West sein letztes Blut;
Leise wiegt mein Kahn mich weiter
Auf des Ebro Purpurfluth;
Und der Mandolinen Weisen
Tönen vom belaubten Strand:
Ach, der Lieder Klänge reißen
Fort mich zu dem Heimathland.

Fort zur Heimath, wo am Rheine
Rebumkränzte Hütten steh'n,
Wo beim letzten Tagesscheine
Jetzt die Abendglocken geh'n;
Wo aus voller Brust im Thale
Man der Treue Lieder singt,
Und aus der krystall'nen Schaale
Schon des Weines Feuer winkt.

Mit der Rebe Blätterkranze
Schmückt der Bursch den Hut in Eil,
Und die Jungfrau flicht zum Tanze
Sich ins blonde Haar den Pfeil;
Ha, wie zu der Polka Wogen
Jeder Fuß die Erde schlägt,
Und der Bursche fortgezogen
Leicht dahin sein Mädchen trägt.

Und die frohen Wandrer brauchen
Nicht dem Tanz zu stehen fern;
Bringen mit sie fromme Augen,
Tanzet jedes Mädchen gern.
Biedermann, zu guter Stunde
Nahtest in dem Thale du,
Denn man schwingt zum Freundschaftsbunde
Bald das volle Glas Dir zu!

Bin zum fernen Süd gekommen,
Fand mein Deutschland hier nicht mehr,
Keiner heißt mich hier willkommen,
Jedes Herz ist kalt und leer.
Ach, Guitaren hör' ich immer,
Jungfrau'n blühn am Ebrostrand;
Doch die Treue fand ich nimmer,
Als daheim im deutschen Land.

Wandelt d'rum am Himmelsplane
Wolken zu dem holden Nord!
Wellen traget in dem Kahne,
Traget mich zur Heimath fort!
Fließe Zeit, verrinnet Stunden,
Ende, Tag, den letzten Strahl!
Herz, laß bluten deine Wunden!
Ostern naht wohl auch einmal!

Heinrich Dippel.

## Ball und Bild.

(Schluß)

Nach einer langen und fürchterlichen Pause erhob der Herzog den Blick zitternd zu Orazio, und stammelte: „Das Bild?"

„Der Vater Ihrer Eleonora, wie Sie sie zu nennen belieben, und ich, der jetzt mit gebrochenem Herzen neben Ihnen sitzt, wir beide haben ein Werk vollendet, das unsere einzige Lust, der Balsam unserer Schmerzen gewesen ist. Der Vater liebt noch immer mit jener seltenen Hingebung — denn wir Italiener stehen groß und einzig da in Haß und Liebe — seine verlorene Tochter. Und da malte er sie unzählige Male in allen Situationen und Altersstufen, sitzend, schlafend, tändelnd, klein und groß, bis er endlich auf mein Verlangen jenes Porträt, welches Sie wohl kennen, schuf, an das ich selbst den letzten, begeisterten Pinselstrich legte. Den bleichen Nachtumhüllten, mein unglückliches Ebenbild, hab' ich selbst gemalt, so wie die Fratze mit dem Pferdefuß und dem Horn, — da saßen Sie mir, Herzog, so wahr Gott lebt, zum Höllenmodell."

„Und der Alte?"

„Der Alte ist vom Jungen, den habe ich mit der Linken gemalt, da Sie mir die Rechte abgeschossen haben."

Und bei diesen Worten warf der Sprecher den Mantel zu Boden.

„Vergebung, Orazio, Vergebung," rief der Herzog, und ein Thränenstrom erleichterte die ungeheure Last, die seine Brust zu zermalmen drohte. „Vergib mir, armer unglücklicher Jüngling. — O, sie war rein, wie ein Engel, und ich liebte sie, wie Gott seine Schöpfung — ich habe sie dem Paradise entrissen — ach, sie hat viel, viel um Euch alle gelitten — sie folgte mir nur durch List und Gewalt — erst lange, lange nachher in dem Strudel des wilden Lebens suchte sie zu vergessen, was sie und ich doch nimmer vergessen konnten."

„Warum hast Du, elender Verführer, nicht mindestens dem Scheine nach vor der Welt ihre Ehre gerettet?“

„Ich hab's, Orazio, sie ist mein Weib.“

Und mit diesen Worten wies er auf den Trauungsact, welchen er in der Hand hielt. „Hier ist der Ring, den wir vor zwei Jahren gewechselt haben, ihr Sohn ist der meine, er erbt mein Vermögen, meinen Titel und meinen wärmsten Vatersegen. Du bist arm, wie ich sehe, so unendlich arm,“ fuhr er schluchzend fort, „vertritt die Stelle des Vaters, der Mutter bei meinem Sohne, komm' zu mir mit dem Alten.“

„So lang' ich meine Braut für ehrlos, für geschändet hielt, war ich ärmer, denn der ärmste Bettler, die Kunst war meine ganze Liebe, die einzige Treue, die mich bis zum Grabe geleiten wird. Doch Du hast mir mein Ideal gerettet — sie ist Dein Weib! — Ich habe nur für mich, um meinen stillen Gram zu mildern, gemalt und es nur dann für eitles Gold hinzugeben, wenn uns das nackte Elend dazu zwang. „Jetzt bin ich allein,“ fügte beklommen Orazio hinzu, und ein schwerer Seufzer stieg aus seiner Brust.

Mit diesen Worten öffnete er einen Seitenvorhang, hob ein langes, weißes Tuch in die Höhe und rief dem entsetzten Herzog entgegen: „Erkennst Du Deinen Schwiegervater?“

„Sie werden morgen den Vater mit der — Tochter begraben,“ rief bebend der Herzog und stürzte zu den Füßen der Leiche. „Vergebung, Vergebung, Alter, Dein Mörder und der Mörder Deiner Tochter fleht um Gnade.“

„Er hat vergeben, Gott ist mein Zeuge,“ rief tief bewegt der doppelt unglückliche Orazio, „wir geben morgen Vater und Tochter in Ein Grab zusammen.“

Und er umarmte mit dem linken, ihm übrig gebliebenen Arm den hartgeprüften Leidensgefährten, drückte ihn an seine Brust, und sprach dann feierlich:

„Es sey Dir verziehen, Bruder!“

---

## †† Drei Jahre in China.

(Fortsetzung.)

Auf Hong-kong war für den Botaniker wenig zu suchen. Nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen begab ich mich, obwohl krank, wieder zu Schiff und segelte mit dem letzten Südwind im August 1843 nach Namo. Namo, eine kleine Insel zwischen Hong-kong und Amoy ist bekannt als eine der Stellen, von wo aus das Einschwärzen des Opiums im Großen betrieben wird.

Bei meiner Ankunft dort war ich noch ganz voll von unseren europäischen Vorstellungen über die Unantastbarkeit des himmlischen Reichs. Ich hoffte also höchstens, daß mir verstattet seyn werde, meine Augen über einen Fleck des Blumenlandes schweifen zu lassen, wagte aber nicht zu glauben, daß es meinem profanen Fuß erlaubt würde, den geheiligten Boden zu betreten. Wie groß war nun meine freudige Ueberraschung, als ich fand, daß die Capitäne aller Clippers (Schwärzerschiffe) sich unangefochten auf der Insel herumtrieben. Sie hatten dort sogar Wege angelegt und ein kleines Gesellschafthaus gebaut, welches sie alle Abend besuchten. Nicht minder hatten sie Ställe gebaut für ihre kleinen chinesischen Pferde, auf welchen sie Spazierritte machten. Kurz, sie schienen Herren des Orts zu sein und hatten sich nie über ihr Verhältniß zu den Eingebornen zu beklagen gehabt. Etliche hundert Chinesen haben sich dort angesiedelt und halten Markt für Schiffe, welche anlegen, um frische Vorräthe einzunehmen. Das Dorf, welches sie bilden, ist merkwürdiger Weise ein wanderndes. Da nämlich beim Umspringen des Passatwindes die Schiffe ihren Ankerplatz wechseln müssen, so wechselt bei dieser Gelegenheit auch der Marktflecken seine Stelle, und Einwohner und Häuser ziehen den Schiffen nach, so daß sie ihnen immer gegenüber stehen. Einige Monate vor meiner Ankunft hatten sich die chinesischen Behörden bei dem damaligen Statthalter Pottinger zu Hong-kong über Eingriffe der Europäer zu Namo beschwert und mit Recht behauptet, die Fremden machten aus Namo ein zweites Hong-kong, was ganz vertragswidrig sei. Der alte Admiral, welcher bei dieser Ungebühr viel zu lange durch die Finger gesehen habe, sei abgerufen und durch einen wegen seiner tapferen Thaten berühmten Officier versetzt worden. Pottinger gab zu, daß seine Landsleute Unrecht hätten, machte aber auch den Chinesen bemerklich, sie selber hätten Unrecht gehabt, eine solche Verletzung des Vertrags so lange nachzusehen, und bat sich zum Schluß eine Frist von sechs Monaten aus, damit die Engländer dasjenige fortschaffen könnten, was man ihnen verstattet hatte, dem Vertrag zuwider auszuschiffen. Die Mandarinen bewilligten die Frist und demgemäß sollte die Räumung vollzogen werden. Im October 1845 kam ich nach Namo zurück und erkundigte mich, wie die Sache abgelaufen sei. Da erfuhr ich denn, daß gleich vom Anfang einige Artigkeiten und etwelche Flaschen Kirchengeist den tapfern Admiral wundersam humanisirt hätten, daß es zu einer Unterhandlung gekommen sei, und daß der Diener des Sohnes des Himmels vor den Schiffsführern einige Zugeständnisse begehrt habe, um sein Antlitz rein zu halten. Diese Zugeständnisse bestanden darin, daß sie sich die Niederreißung ihres Hauses gefallen ließen, wogegen der Seeheld ihnen versprach, daß ihre Stätte unangetastet bleiben und daß ihnen beim Spazierreiten und sonstigen Belustigungen auf der Insel nichts in den Weg gelegt werden sollte. Ja, der wackere Degen gab sogar zu verstehen, er würde nichts dagegen haben, wenn sie nach einiger Zeit ein neues Haus bauten. Solche Bedingungen waren zu billig, als daß man sie hätte ausschlagen sollen. Demnach ward ein pomphafter Bericht nach Peking geschickt und darin vermeldet, die Barbaren seien aus der Insel vertrieben und ihre Häuser dem Boden gleichgemacht worden — vielleicht sogar, es sei eine Schlacht geliefert worden, in welcher der siegreiche Admiral mehre feindliche Schiffe genommen oder versenkt habe u. s. w. So treibt man in China die Staatsgeschäfte und so schreibt man dort Geschichte.

Segelt man von Namo längs der Küste nordwärts nach Amoy, so gewahrt man überall zur Linken nur kahle Felsen oder öde Ufer. Streckenweis erheben sich Sandhügel, von welchen der Sturmwind Staubwolken aufjagt und so das düstere Landschaftsbild vervollständigt. Amoy, eine Stadt dritten Rangs hat anderthalb geographische Meilen im Umfang und ist stark bevölkert. Einen schmutzigeren Ort habe ich nie gesehen als Amoy; es übertrifft an Unreinlichkeit sogar Sanghai, was viel sagen will. Im Herbst, wo ich es besuchte, waren die Gassen zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen mit Matten überspannt. Der Geruch darin war unausstehlich. Die Einwohnerschaft ist arm und elend; überall stößt man auf Bettler, Lahme, Blinde und Aussätzige. Nichtsdestoweniger liefert sie die besten und herzhaftesten Seeleute in China. Fast alle Chinesen, die auf Manilla, zu Singapore, auf Java und auf sonstigen malaiischen Inseln einwandern, kommen von der Küste Fokiens und von Amoy. Amoy ist darum derjenige

chinesische Hafen, welcher von sich aus die meisten Verbindungen mit dem Ausland hat. Seitdem er den Fremden geöffnet ist, haben mehrere englische Häuser auf Hong-kong Comptoire zu Amoy errichtet. Bis jetzt aber sind die Geschäfte noch von geringem Belang. Sie beschränken sich auf Opium, wovon täglich im Betrag von tausend Pfund Sterl. abgesetzt wird.

(Fortsetzung folgt.)

## *Literaturbericht.

**Israelitisches Jahrbuch.** Wie in dem vorigen Jahre des Unternehmens des Herrn Isidor Busch in Wien, mittelst eines Kalenders und Jahrbuches für Israeliten alljährlich einerseits die Bildungsstufe seiner Glaubensgenossen zu veranschaulichen, andrerseits auf den Fortschritt hinzuwirken, mit gebührender Anerkennung in diesen Blättern gedacht wurde, so freuen wir uns hier den 6. Jahrgang (für 1848, oder das Weltjahr 5608) vor uns zu haben, und nicht nur daraus schließen zu dürfen, daß das Werk verbreitete Theilnahme findet, sondern auch aus dem Inhalte zu ersehen, daß edele Kräfte zu gedeihlichem Fortschreiten zusammenwirken. Außer dem sehr reich ausgestatteten 54 Seiten starkem Kalender nebst Beilagen, enthält das Werk eine interessante Sammlung theils gelehrter, theils schöngeistiger Versuche aus denen jüdische Lebensansichten und literarische Thätigkeiten neues Licht gewinnen. Ueber den Werth des Einzelnen zu urtheilen, ist nicht dieses Ortes, inzwischen möchten wir doch für diejenigen, welche überhaupt sich gern in den Eigenthümlichkeiten einer so lange Jahrhunderte hindurch von der Welt abgeschiedenen Genossenschaft umsehen, um die Art, wie sich der Geist entfaltete, und zugleich die Ausartungen, welche der unnatürliche Druck erzeugen mußte, zu beurtheilen, einige recht charakteristische Stücke näher bezeichnen. Nach Philippsohns Rückblicke auf die jüdische Geschichte vom J. 1846 (welche, gleich der frühern, einen viel zu ausgedehnten Raum einnimmt) geben Briefe aus Galizien ein nicht sehr freundliches Bild dortiger Zustände, augenscheinlich in der edeln Absicht, Forschritte hervorzurufen. Dr. G. Salomons: Muth und Unerschrockenheit, die Pulse im Judenthum, scheint Aphorismen aus einer Predigt zu geben, welche anregend gewirkt haben mag. Einige literar-historische Notizen (Sterbetage verschiedener Gelehrten) von Zunz werden den Forschern willkommen seyn; mehr aber noch eine Uebersicht der außerordentlich vielen Leistungen der Luzzatto'schen Familie, wie solche S. D. Luzzatto, einer der geistreichsten Literaten der Gegenwart, als Einleitung zu seiner Lebensgeschichte, schilderte. Als vorzüglich beachtenswerth, bemerken wir unter den mehr geschichtlichen und schöngeistigen Versuchen, die Darstellungen aus dem Leben des Ed. v. Hönigsberg, von Kompert, die mehr poetisch gehaltenen Schilderungen aus der jüngsten Vorzeit von S. Szanto, in welchen ein aufstrebender Geist sich kund gibt, wenn auch etwas zu sehr herumtreibend und jugendlich unstät nach Flitter haschend. Von kleinen Poesien mögen die Thalmudischen Nachahmungen von Sachs, L. A. Frankl, D. Sanders, für die östlichen Juden Bedeutung haben, Werth für den Fortschritt in deutscher Dichtung haben höchstens Siegfried Kapper (trefflicher slavischer Dichter) und Th. Creizenach. Verschiedene andere Stücke, wie auch die beigegebenen Actenstücke, zur Erläuterung mancher geschichtlichen Angaben, erhöhen den Werth dieses Jahrbuches, das wir den Wißbegierigen angelegentlich empfehlen möchten. Dr. J.

## Tabletten

*†* Für heute haben wir bloß noch Raum zu der Meldung, daß die gestern Abend 6 Uhr erfolgte Luftfahrt des Herrn Green von dem glücklichsten Erfolg gekrönt wurde. Die drei Reisenden betraten in der Gegend von Münster vor dem Staufen, also etwa 3½ Stunden von Frankfurt entfernt, die Erde wieder, und langten Nachts 2 Uhr wohlbehalten hier an. Wir behalten uns eine weitere Nachricht vor.

⁂ Classification der Spieler. Ein französischer Schriftsteller, Herr Louis von Carbonnel, welcher in Stuttgart, bei J. B. Müller, eine nicht uninteressante „Physiologie de Bade Bade" herausgeben hat, theilt die professionirten Spieler dieses berühmten Kurorts in folgende acht Haupt-Rubriken ein. 1) Le comptable, der ausgelernte, wenigstens fünfzigjährige, vorsichtige, methodische, zehn Stunden lang am Tisch ausdauernde Spieler. 2) Le caroteur, der lauernde, anscheinend nur zuschauende und zerstreute, nur nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung, wenn z. B. lange Roth gefallen ist, auf Schwarz setzende, im Glücksfall mit seinem Gewinn verschwindende und nie einem großen Risico sich aussetzende Spieler. 3) Le lapissier, der wie eine Bombe plötzlich auf den Tisch fällt und auf einmal eine Menge Nummern besetzt, gewöhnlich ein reicher Russe oder Engländer. 4) Les associés, eine schon viel gemeinere Klasse von eigentlichen Rittern der Industrie, die als gesetzte Herren ankommen, scheinbar um das Bad zu brauchen und sich von angestrengten Berufsgeschäften zu erholen, aber Spieler von Profession sind. 5) L'indifferent, kommt immer mit Damen und stellt sich als verstünde er das Spiel nicht, oder, wenn er spielt, als sei ihm Gewinn und Verlust vollkommen gleichgültig. 6) Le joueur magnifique, ein Fürst, Prinz oder großer Herr, der wirklich gleichgültig und mit der nobelsten Kälte von der Welt das Geld zum Fenster hinauswirft. 7) Le casse-cou, der leidenschaftliche Spieler, der gewöhnlich Alles verliert und, wenn er könnte, Weib und Kind, seine eigene Freiheit und sein Leben aufs Spiel setzen würde. 8) Le joueur invisible, gewöhnlich ein junger, reicher Erbe, der aber noch aus Scham oder Rücksichten einen Andern für sich spielen läßt. — Die spielenden Frauen glaubt der Verfasser schicklicher Weise übergehen zu müssen, weil ihr Laster keine liebenswürdige Seite darbietet.

⁂ Wie den „Grenzboten" aus Wien geschrieben wird, ist dort der sogenannte „Federlhof" abgebrochen worden. Auf dem Thurme desselben machte Wallenstein während seiner Anwesenheit in Wien mit Seni astrologische Studien. Auch wohnte Leibnitz in diesem Hause, als er vor 130 Jahren Wien besuchte, wo er eine Akademie der Wissenschaften anzuregen bemüht war. Sonderbar! daß unsere denkmalwüthige Zeit solche altehrwürdige Häuser nicht erhält, statt sie zu vernichten.

⁂ Die Pariser Gazette Medicale behauptet, daß ein Soldat in der Schlacht um Vieles weniger den Chancen des Todes ausgesetzt sei, als der Fabrikarbeiter von Manchester, Liverpool u. s. w. Bei der Belagerung von Antwerpen war das Sterblichkeits-Verhältniß 1 : 68, bei der Belagerung von Badajoz 1 : 54, in der Schlacht von Waterloo 1 : 30; dagegen stellt es sich für den Fabrikarbeiter in Liverpool 1 : 19, für den Weber in Manchester 1 : 17, und für den Messerschmied von Sheffield 1 . 14. Wir vermissen leider die Angabe der Zeit, in welcher diese Resultate sich herausstellen sollen.

# Korrespondenz-Nachrichten.

## Gotha.

### Gotha, seine Umgebungen und Kunstanstalten. Personalien.

Eisenbahnen verbinden den fernen Osten dem Westen, den Süden dem Norden. Reisen, zu denen sonst Tage oder Monate erfordert wurden, werden jetzt in wenigen Stunden oder Tagen zurückgelegt. Städte und Länder tauschen schnell ihre Kenntnisse, wie ihre Producte aus. Auch Gotha ist durch die Eisenbahn vielen Gegenden näher gerückt worden und wird gegenwärtig mehr als je von Fremden besucht, die seine Merkwürdigkeiten zu sehen beabsichtigen. Diese Gäste verweilen gewöhnlich nur kurze Zeit und werden es daher wünschenswerth finden, auf dasjenige aufmerksam gemacht zu werden, was von ihnen vor Allem nicht unbeachtet bleiben sollte. Für sie wollen wir daher hauptsächlich niederschreiben, was folgt:

Zuvörderst bemerken wir im Allgemeinen, daß Gotha mitten in dem Herzen Deutschlands unter einem gesunden Himmel liegt, daß es von reizenden Garten- und Parkanlagen umgeben und nur drei Stunden von dem nordwestlichen Theil des romantischen Thüringer Waldes entfernt ist, daß es in 1400 Häusern beinahe 15,000 Einwohner zählt und nicht nur die größte, sondern auch die schönste Stadt aller herzoglich sächsischen Länder genannt werden kann, daß es durch seine günstige Lage zu einer Handelsstadt bestimmt und äußerst gewerbthätig ist, daß es viele gemeinnützige Anstalten, darunter die Feuer- und die Lebensversicherungsbank für Deutschland, und reiche Kunst- und wissenschaftliche Sammlungen besitzt.

Begeben sich die Gäste mit solcher Vorstellung vom Bahnhofe zur Stadt, so zeigt sich ihnen bald zur Rechten das von dem Herzog Friedrich II. in französischem Geschmack erbaute Friedrichsthal, gegenwärtig die Sommerwohnung der verwittweten Herzogin Karoline zu Sachsen-Gotha und Altenburg. Dem Friedrichsthale gegenüber liegt der Orangeriegarten. In ihm befinden sich über 300 Orangenbäume und außerdem noch eine Anzahl von Feigen, Cedern und herrlichen Blumen. Die Orangenbäume sind zum Theil 15 bis 20 Fuß hoch und haben Stämme von 1½ Fuß im Umfang. Nur wenige Städte des nördlichen Deutschlands können in dieser Beziehung Aehnliches oder Besseres aufweisen. Weiterhin stellen rechter Hand das Gebäude der Feuerversicherungsbank für Deutschland und diesem schräg gegenüber zur Linken das neue Theater sich dar. Letzteres ist geschmackvoll ausgestattet. In seinem ersten Stocke befindet sich ein hoher, offener Gang mit runden, römisch-dorischen Säulen, zwischen denen die Namen der gefeiertsten deutschen Theaterdichter und Componisten, eines Schiller, Göthe, Eckhof, Kotzebue, Gotter, Lessing und Iffland, eines Gluck, Mozart, Winter, Beethoven, Weber und Benda prangen. Das Innere ist für 1000 bis 1200 Zuschauer berechnet.

Haben sich die Gäste etwas ausgeruht, so wandern sie durch die größtentheils freundlichen, mit Trottoirs versehenen Straßen, über die geräumigen Marktplätze, hinauf zum herzoglichen Residenzschlosse Friedenstein. Dasselbe enthält reiche Schätze, die von dem wissenschaftlichen Sinn, der Kunstliebe und der weisen Oekonomie der Herzoge von Gotha zeugen, welche mit beschränkten Mitteln so viel Schönes und Nützliches zu erwerben gewußt haben.

Im östlichen Thurme des Schlosses befindet sich die Bibliothek. Sie nimmt drei Säle und fünfzehn Zimmer ein. Die Zahl ihrer Bände beläuft sich auf ungefähr 150,000, die der Handschriften auf 2935, darunter einige tausend orientalische. Sie besitzt die seltensten Psalterien, Breviarien und Evangelienbücher mit den kostbarsten Miniaturgemälden, wie solche wohl kaum eine andere Bibliothek Deutschlands aufzuweisen hat. Von den berühmtesten Männern der Reformationszeit sind viele Briefe vorhanden. Auch enthält sie höchst schätzbare und seltene Stamm-, Turnier-, Wappen-, Waffen-, Costüm- und Legendenbücher.

Im ersten Stockwerke desselben Thurms sind auch die Räume des Münzkabinets. Diese Sammlung nimmt drei Zimmer ein und ist in 36 größeren und kleineren Schränken aufbewahrt. Die Zahl der vorhandenen Goldmünzen beläuft sich allein auf einige Tausende. Zu den größten Seltenheiten, welche man hier findet, gehört eine kleine Münze von Alexander dem Großen. Ueberhaupt ist diese Sammlung, der sich eine schätzbare Sammlung der Mionnetischen Schwefelabgüsse in fünf Schränken anreiht, eine der reichsten in Europa. Man schätzt ihren Gesammtwerth auf mehrere Millionen Thaler.

Im zweiten Stockwerke des westlichen Thurms ist die Gemäldegallerie. Sie ist in zwölf Zimmern nach den Malerschulen aufgestellt und zählt 863 Stücke. Am zahlreichsten sind die Gemälde aus den niederländischen und altdeutschen Schulen, unter ersteren mehrere von Rubens, Rembrand und van Dyck, unter letzteren viele von Lukas Kranach, Albrecht Dürer und Hans Holbein. Ein höchst schätzbares Stück ist die wahrscheinlich von Christoph Maurer gemalte spanische Wand, welche auf beiden Seiten 148 Darstellungen aus den vier Evangelien enthält.

An die Gemäldesammlung schließt sich die Kupferstichsammlung an, welche 600 Handzeichnungen und über 48,000 Holzschnitte und Kupferstiche, größtentheils in Bänden, umfaßt und im obersten Stockwerk des westlichen Thurms enthalten ist, in welchem sich auch das chinesische Kabinet befindet.

Diese in sechs Zimmer vertheilte Sammlung besteht aus mehr als 3800 Nummern. Ihre vorzüglichsten Bestandtheile sind eine große Anzahl von Speckstein-Figuren, Porcellan- und Emaille-Gefäße, Lackarbeiten mit Unterlagen von Holz und Papier maché, seidene Stoffe und daraus verfertigte Kleidungsstücke, Teppiche, Tapeten u. s. w. von künstlicher Weberei und Stickerei mit farbigen Drucken, feine Arbeiten in Elfenbein und Schildkrot, Malereien auf Glas, seidene und baumwollene Zeuge u. s. w. aus China oder Japan. Als Anhang ist mit diesem Kabinet eine Sammlung von Böttcherschem Porcellan, Gefäßen von Terra cotta und neuerem Porcellan verbunden. Das Ganze ist in den letzten Jahren auf sehr ansprechende Weise neu geordnet und, soweit es die Lokalität erlaubt, systematisch aufgestellt worden.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 17. August. (Zum Erstenmale): Die rothe Schleife, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Deinhardstein.

Donnerstag, 19. August. Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzogl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 228.** Donnerstag, den 19. August **1847.**

## Das weiße Pferd der Prairieen.

In einem der malerischsten Durchgänge der Felsengebirge, am Ufer eines durch einen Felsenbach gebildeten Teiches, hatten die „Plattköpfe" ihr Lager aufgeschlagen. Ein enger Fußsteig gestattete kaum einem einzigen Reiter den Durchgang, aber der Paß zertheilte sich am Ufer des Teiches und ging hier nach zwei Seiten in die Prairieen hinab, wo er an der senkrecht abgeschnittenen Felswand weiter hinlief. Hier waren die aus Büffelhäuten errichteten Zelte der „Plattköpfe", ihr alleiniges Obdach in allen Jahreszeiten, kreisförmig aufgeschlagen. Ihre Pferde fanden daselbst kaum Nahrung; die Kinder kletterten an den Felsen hinan, um einen Standpunkt zu gewinnen, von wo aus man die unermeßliche Grasfläche übersehen konnte, welche sich von dem östlichen Abhange der Gebirge nach den Grenzen und Vorposten der Civilisation erstreckt. Die Weiber horchten auf das geringste Geschrei der Raubvögel, und schon der Schatten, welchen die Flügel derselben in die Schlucht warfen, genügte, um sie zu beunruhigen. Sogar die Hunde gingen vorsichtig umher und zeigten sich eben so klug als ängstlich.

Seit vielen Jahren lebten die „Plattköpfe" im Kriege mit dem mächtigsten und wildesten Stamme der „Schwarzfüßler." Nur List konnte sie vor völliger Ausrottung bewahren.

Sublett, der weiße Kaufmann, hat lange Zeit unter den „Rothhäuten" gelebt, und bei den „Plattköpfen" Gastfreundschaft genossen; er hat sie zur Büffeljagd begleitet und kannte sie gut. Dieser indianische Volksstamm schien ihm hinsichtlich der Moral weit über den übrigen Völkerschaften zu stehen. Ein „Plattkopf" fürchtet nicht einen „Schwarzfüßler." Sie sind die besten Reiter der Prairie; nichts kommt der Geschicklichkeit, der Behendigkeit gleich, mit welcher sie ihre Pferde ohne Zaum und Sattel lenken. Um ein wildes Pferd zu bändigen, schwingen sie sich, indem sie die Schlinge oder Schleife fassen, auf das Kreuz desselben, mit der einen Hand eine kleine Fahne, mit der andern eine Art Tamburin haltend. Das feurige Thier macht heftige Bewegungen, um seinen neuen Herrn abzuwerfen; nach vielen vergeblichen Versuchen entspringt es plötzlich, und flieht in die Wildniß, in der Hoffnung, seine alten Genossen daselbst wieder zu finden. Um dem Pferd den Muth zu nehmen, hält ihm der Indianer von Zeit zu Zeit seine Fahne vor die Augen, und um dasselbe rechts oder links gehen zu lassen, schlägt er es mit der klingenden Haut seiner kleinen Trommel oder des Tamburin bald auf die eine, bald auf die andere Seite des Kopfs. Durch diesen Lärm erschreckt, macht das Pferd alle Wendungen, welche der Reiter wünscht, und schnaubend, erschöpft und mit Schaum bedeckt, kommt es zuletzt an den Ort zurück, von dem es ausgegangen ist.

Die „Plattköpfe" sind sehr gastfrei, obwohl sie keine andern Reichthümer besitzen, als ihre Pferde und Waffen. Die Jagd ist ihr einziges Existenzmittel, und für die Büffeljagd fertigten in diesem Augenblick die vornehmsten Helden Bogen und Pfeile an. Der übrige Theil des Stammes muß in ihrer Abwesenheit tief in die Gebirge eindringen, um sich vor dem Ueberfall der „Schwarzfüßler" zu schützen. Bei einem durch die Civilisation verweichlichten Volke würde eine so gefährliche Trennung großen Jammer erregen, namentlich bei den Frauen. Die Indianerinnen aber sind ruhiger und ergebener, auch muthiger. Was besitzen sie auch außer dem Fleisch und der Haut des Büffels?

Ein schönes junges Mädchen, Bachitucky (ein indianisches Wort, welches „Kirschblüthe" bedeutet), kam, um am Teich einen Schlauch zu füllen, und erreichte das Zelt ihres Vaters, der der „Friedensfürst" hieß, als ein junger Mensch des Stammes ihr den Weg versperrte, jedoch mit einer ehrfurchtsvollen Miene.

„Warum hält sich Ishtakka auf meinen Weg? sagte sie: was hat er der „Kirschblüthe" zu sagen?"

„Ich habe, antwortete Ishtakka, die „Kirschblüthe" zum Weibe verlangt und habe eine abschlägige Antwort erhalten. Seit drei Tagen habe ich, in der Gefahr den Schwarzfüßlern zu begegnen, allein in der Großebene gejagt, wo ich eine Antilope tödtete, welche ich bei Nacht in die Nähe des Zeltes des ehrwürdigen Friedensfürsten trug. Vor Anbruch des Tages habe ich in der Nähe gewartet, um zu sehen, ob mein Geschenk angenommen werden würde. Die Frau des Friedensfürsten, die Mutter der „Kirschblüthe" hat nicht gezögert aus dem Zelt zu gehen, aber sie wandte die Augen von der Antilope hinweg, und ich sah, daß Ishtakka vergeblich hoffe."

„Der Friedensfürst, erwiederte das junge Mädchen, hat niemals Ishtakka unter den tapfern Männern auf der Büffeljagd gesehen. Niemals hat er unter dem Kriegsbaume seine Thaten erzählen hören."

„Ich begreife, erwiederte Ishtakka mit einem bittern Lächeln: Bachitucky ist schön unter allen Mädchen des Stammes. Ihre Mutter ist klug; sie will sie nur einem großen Krieger geben."

„Ishtakka hat die Wahrheit gesagt, antwortete die „Kirchblüthe"; meine Mutter ist klug, und eine verständige Mutter gibt ihre Tochter nur einem Jäger, welcher fähig ist, sie zu ernähren, einem Krieger, welcher tapfer und stark genug ist, sie zu vertheidigen. Ich bin eben so geschickt, wie die andern Plattköpfe," rief Ishtakka mit Heftigkeit: es gibt keinen einzigen Reiter im Stamme, welcher besser ein wildes Pferd zu bändigen, besser den Bogen und

den Pfeil zu handhaben wüßte, wenn es nicht Incillo, der Kriegsfürst, ist, der alle Menschen darin übertrifft. Ich bin keine feige Memme. Ist es meine Schuld, wenn ich noch nicht den Balg eines Büffels oder die Kopfhaut eines Schwarzfüßlers gebracht habe? Man findet mich noch zu jung; und will mich nicht unter die Jäger und Krieger aufnehmen."

„Wenn Ishtakka zu jung ist, um auf die Jagd und in den Krieg zu gehen, so ist er auch zu jung, um eine Frau zu nehmen."

„Ich begreife, antworte Ishtakka. Ich werde meine Bitte beim Kriegsfürsten erneuern; ich werde einen Schwarzfüßler scalpiren und einen Büffel tödten, dessen Fleisch und Haut ich in das Zelt des Friedesfürsten bringe, und alsdann wird man mir vielleicht die „Kirschblüthe" zum Weibe geben."

„Das heißt weise reden, sagte Bachitucky. Wann Du ein schönes Pferd bestiegen und den Kopf mit Adlerfedern geschmückt, das Gesicht bemalt, und eine Schnur von Bärenkrallen um den Hals gereiht haben wirst, dann wird die „Kirschblüthe" glücklich und stolz seyn. Sie wird sagen, daß der große Geist Ishtakka ein großes Herz gegeben hat."

„Und wird dann Bachitucky dem Ishtakka, welcher nun unter die tapferen Männer zählt, angehören wollen?"

„Die „Kirschblüthe" hat für die Liebesworte der jungen Krieger kein Ohr, antwortete das junge Mädchen mit einer naiven Mischung von Stolz, Zärtlichkeit und Scham. Dann, nachdem sie einen Moment ihre Augen niedergeschlagen, erhob sie dieselben plötzlich, ergriff lebhaft das Messer, welches Ishtakka im Gürtel trug, schnitt eine Flechte seines schönen Haares ab und knüpfte dieselbe um ihr Handgelenke. „Die „Kirschblüthe", fügte sie dann hinzu, kann Ishtakka nicht versprechen, seine Frau zu werden; ihr Vater, der Friedensfürst, kann sie geben, wem er will; aber Bachitucky wird nur bei Ishtakka glücklich seyn"

(Fortsetzung folgt.)

---

## †† Drei Jahre in China.

(Fortsetzung.)

Ich benutzte die Zeit meines Aufenthalts zu botanischen Excursionen in's Innere der Insel. Ich kam dabei oft durch Städtchen und Dörfer, und fast nie ward ich von den Einwohnern belästigt. Die Leute waren neugierig, zuweilen auch wohl scheu, meist aber zeigten sie sich artig und gefällig. Eines Tags, als ich über Hügel wanderte, wo vielleicht noch nie ein Europäer erblickt worden war, fand ich die Leute auf den Feldern weniger freundlich als sonst. Sie versammelten sich um mich und ließen den Zuruf erschallen, den Jeder, welcher China bereist hat, kennen muß: Wyloe fokei! Wyloe sampan fokei! (Geh, Freund! Geh zu deinem Schiff, Freund!) Ich wußte aus Erfahrung, daß in solchem Fall das Beste ist, auf den Zuruf nicht zu achten und geradeswegs auf die Rufer zuzugehen. Das that ich denn auch hier, und bald waren wir gute Freunde. Die Kinder liefen nach allen Seiten hin, mir Pflanzen zu suchen und die Alten boten mir ihre Pfeifen an. Als ich mich aber wieder auf den Weg machte, der zu ihrem Dorf führte, erhoben sie abermals voll Besorgniß ihren Ruf: Wyloe sampan fokei! Ich ließ mich dadurch nicht irre machen. Da deuteten sie auf den Himmel, welcher mit einem Platzregen drohte; ich aber ging immer fort. Ihr letztes Mittel war, die Kinder mir vorauslaufen zu lassen, um meine Ankunft zu melden. Als ich ins Dorf trat, fand ich dort Alles auf den Füßen, der ungeheuerlichen Erscheinung harrend, sogar die Hunde und die Schweine. Auch hier jedoch gelang es mir, die Besorgniß zu zerstreuen und nach einem Gespräch von wenigen Minuten schienen die Leute nicht mehr geneigt, mich fortzujagen. Ein Greis von ehrwürdigem Ansehen, vermuthlich der Dorfälteste, brachte mir sogar Thee und Kuchen. Ich nahm das Dargebotene mit Dank an, und die Menge schaute mit Lust zu, wie ich aß. „Er ißt wie wir," sagte Einer. — „Ach! seht einmal!" rief ein Anderer, „er hat keinen Zopf!" Und sofort drängte sich der Haufe hinter mich, um sich von der Wahrheit dieser unglaublichen Thatsache zu überzeugen. Endlich pflanzte sich ein Jüngling, eine Art Stutzer, vor mich hin, hob seinen Turban (den Hauptschmuck der Leute von Fokien) in die Höhe, ließ seinen herrlichen Zopf auf seinen Rücken herabfallen und sprach: „Sieh!" Ich bewunderte den Zopf und sagte: wofern er mir erlauben wollte, denselben abzuschneiden, wollte ich ihn als ein Andenken von ihm tragen. Dieser Vorschlag schien nicht nach seinem Geschmack zu seyn. Er zog ein Gesicht, daß die Andern ihn auslachten.

Die kleine Insel Kuh-leng-su liegt der Stadt Amoy gegenüber und beherrscht diese mit ihren Höhen. Während des Kriegs hatten die Engländer sie genommen und bis zum Frühjahr 1845 hielten sie eine Besatzung auf ihr. Sie ist drei Viertelstunden lang. Die Häuser auf ihr liegen fast insgesammt in Trümmern, diese Trümmer aber bezeugen, daß einst reiche Leute hier gewohnt haben. Das ist um so mehr zu bewundern, als dies Inselchen äußerst ungesund ist, denn so lange der Südwind weht, herrschen hier Fieber und Cholera. Die Seuchen haben während des Herbstes 1843 eine Unzahl von Opfern in dem 18. Regiment gefordert, welches auf Kuh-leng-su in Besatzung lag. Oft kam es vor, daß am Abend eine Gesellschaft von ihnen lebenslustig auseinanderging und Tags darauf zu Grabe getragen ward. Uebrigens ist diese kleine Insel auch schon in viel früherer Zeit das Grab von Engländern geworden. Man hat mich auf Leichensteine von Engländern aufmerksam gemacht, welche dort vor 150 Jahren gestorben sind, als die Ostindische Compagnie ein Contor zu Amoy zu gründen versuchte. Die Chinesen haben diese Denksteine unberührt gelassen. Neuerdings hat der Führer eines Schwärzerschiffes sie wieder zurecht gesetzt und sich dadurch bei seinen Kameraden den Namen Old mortality (Bruder Sterblichkeit) erworben.

Da auf den kahlen Felsen von Amoy wenig zu botanisiren war, bestieg ich bald eine Opiumgoelette, um nach Tschusan zu segeln. Wir legten an zwei Stellen bei, von welchen aus der Schleichhandel mit Opium betrieben wird, in den Baien von Tschimu und von Tschinschu. In ersterer fand ich den üblen Ruf der Leute von Fo kien bestätigt; ich wurde bei einem Ausflug nicht bloß ausgeplündert, sondern auch mißhandelt. Auch war ich Zeuge eines Gefechts zwischen den Bewohnern von zwei Dörfern. Welche Gewalt die chinesische Regierung bei diesem wilden Volk hat, machte mir folgende Erzählung eines Clippercapitäns anschaulich. Eines Tags, sagte er, kamen Opiumhändler auf mein Schiff und sprachen mich um leihenweise Ueberlassung einiger Flinten an. Zum Pfand boten sie mir Silberbarren von viel größerem Werth als die Flinten. Auf meine Fragen, was sie damit machen wollten, erwiederten sie: die kaiserlichen Beamten werden demnächst kommen, um Abgaben einzutreiben. — Ich überließ ihnen fünf Flinten. Nach einigen Tagen stellten sie dieselben zurück mit der Bemerkung, beim Anblick der

Gewehre hätten die Mandarinen gemacht, daß sie wieder über die Berge gekommen wären.

Die Küste bis nach Tschusan hin gleicht in Kahlheit der Küste südlich von Amoy. Um so angenehmer war der Anblick der Inselgruppe, zu welcher Tschusan gehört. Hier sind die Hügel entweder angebaut oder doch wenigstens mit natürlichem Grün bedeckt. Tschusan selber, wo ich im November 1843 anlangte, ist eine große schöne Insel, vier geographische Meilen lang und zwei Meilen breit. Die anmuthige Abwechslung von Berg und Thal auf ihr erinnert oft an die schottischen Hochlande. Die Thäler sind fruchtbar und von klaren Bächen bewässert, die Berge theils bewaldet, theils angebaut. Die Hauptstadt der Insel, Ting-hai, ist durch die Zeitungen bekannt geworden, da die Engländer sie in dem letzten Krieg zwei Mal erobert haben. Im Vergleich mit einem der fünf Häfen, welche jetzt den Fremden geöffnet sind, ist sie klein, denn ihre Mauern haben nur fünf Viertelstunden Wegs im Umfang und ihre Vorstädte sind unbedeutend. Die Bewohner der Insel sind ein harmloses Völkchen, freundlich wie die Natur, in welcher sie leben, und weit verschieden von ihren südlichen Landsleuten, die eben so abstoßend sind wie ihre Wohnplätze. Hier vermag auch die Regierung etwas, und Diebstähle sind eine Seltenheit. Während der kurzen Zeit, in welcher die Engländer Tschusan besetzt hielten, haben sich die Einwohner sehr schnell in die europäischen Gewohnheiten gefunden und sehr bald gelernt, die Bedürfnisse der Fremdlinge zu befriedigen. Kaum hatten sich die Engländer festgesetzt, so war in zwanzig Läden Brod nach englischer Art zu haben. Selbst wegen verfertigter Kleidungsstücke kamen die Eroberer nicht in Verlegenheit. In wenigen Tagen waren zwischen der Stadt und dem Seeufer Buden entstanden, in welchen meist Schneider billig arbeiteten. In andern Buden waren Götterbilder von Bambus oder von Stein, Räucherpfannen, alte Thierbilder aus Erz von den seltsamsten Formen, wie sie nur ein chinesisches Gehirn schafft, Porzellan und buntes Papier zu kaufen. In den Seitenläden waren die Stoffe besser und wohlfeiler als zu Canton, und manche dieser Stoffe waren für die mit den Engländern gekommenen Frauen zu Taschen, Schärpen und Schürzen mit prächtigen Stickereien verarbeitet.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*†* Frankfurt. Die am gestrigen Abend stattgehabte Luftschiffahrt des Herrn Green hatte eine außerordentliche Menge Menschen aus Nah und Fern herbeigezogen, die das seltene Schauspiel einer Ascension mit ansehen wollten. Die Füllung des Ballons, der an Größe seines Gleichen sucht, war um 6 Uhr vollendet, worauf Herr Green in Gesellschaft zweier Herren, eines Engländers und eines hiesigen jungen Mannes, in die Höhe stieg. (Hr. v. Haber, der gleichfalls die Reise mitmachen wollte, wurde durch Mangel an Raum in der Gondel daran verhindert.) Er selbst, der kühne Pilot der Lüfte, saß im Tauwerke des Ballons, während seine beiden Begleiter die Gondel einnahmen. Es war ein überaus herrlicher Anblick, wie der Prachtbau majestätisch von der Erde sich erhob und fast senkrecht in die Lüfte stieg. Der Zuruf der Tausende, die unten zurückblieben und in bangem Staunen den drei Luftschiffern nachschauten, begleitete ihn, und wurde von Herrn Green und seinen Gefährten durch Fahnen- und Hüteschwenken erwiedert. In wenigen Minuten hatte der Ballon eine Höhe von 6000 Fuß erreicht, und schwebte nun, von den Strahlen der Abendsonne magisch beleuchtet, ein winzig dunkler Punkt, im reinen Aether dem Westen zu, wo die Sonne sich in glänzender Pracht zum Untergang anschickte. Länger als eine halbe Stunde blieb der Ballon dem Auge sichtbar; dann verschwand er allmälig in Glanz und Ferne, und erst um 10 Uhr Abends erfuhr man durch Nachrichten, welche der letzte Eisenbahnzug mitbrachte, daß die Reisenden glücklich in der Gegend zwischen Münster und Hornau in dem sogenannten Hornauer Thal niedergestiegen seyen. Der Wunsch des Herrn Green, über den Rhein zu kommen, konnte wegen des ungünstigen Windes nicht erfüllt werden. Wie wir hören, wird der berühmte Luftschiffer noch zu verschiedenen Malen in hiesiger Stadt auffahren. **Mr.**

*** Merkwürdige Weitsichtigkeit. Eine kaum jemals vorgekommene Abnormität des Gesichts berichtiget der „N. O. Delta" von einem Knaben in der Gegend von Opelousas am Sabinefluß. Die Augen des Knaben zeigten eine eigene Unbeweglichkeit der Regenbogenhaut — ob auch der inneren geraden Augenmuskeln? könnte bloß vermuthet werden —, welche die nahen Gegenstände ihm ganz unkenntlich, die fernsten aber desto schärfer zu sehen verstattete. Mit diesen teleskopischen Augen erkannte der Knabe die Satelliten des Jupiter und des Saturn, gab ihre Stellung um die Hauptplaneten richtig an, wie der Berichterstatter sich mittelst seines Fernrohrs vom Jupiter selbst überzeugen konnte, vom Saturn aber in Frage gestellt lassen mußte, da sein Fernrohr nicht in so weite Ferne reichte. Wenn diese Mittheilung nicht erfunden ist, so wird sie eine praktische Erläuterung des Sprichwortes: „Achte nicht auf das, was fliegt, mehr als auf das, was kriecht." Der unglückliche Knabe stolpert, nach der oben erwähnten Mittheilung, über Alles, was ihm im Wege liegt; er muß sich wie ein Blinder durch sein Leben auf Erden durchtasten und kann erst in späteren Jahren vielleicht durch seine Weitsichtigkeit große Aufschlüsse über die außerirdischen Dinge der Mit- und Nachwelt mittheilen.

# Korrespondenz-Nachrichten.

## Gotha.

(Fortsetzung.)

Unfern dem chinesischen Kabinet und der Gemäldegallerie ist im westlichen Flügel des Schlosses und zwar im obern Stockwerke desselben die Sammlung der Abgüße antiker Statuen aufgestellt. Sie besteht aus 28 großen Statuen, und etwas über 50 Statuen und Fragmenten, 43 alten und neuen Büsten und einer Anzahl Basreliefs, unter denen diejenigen der bronzenen Thüren des Battisterio zu Florenz besonders bemerkenswerth sind. Das größte Stück ist der farnesische Herkules, den Herzog Ernst II. von Sachsen-Gotha und Altenburg in Rom an sich kaufte.

Im Hauptgebäude des Schlosses und zwar im obern Stockwerke desselben sind die naturhistorischen Sammlungen und das Kunstcabinet. Letzteres nimmt vier Zimmer und ein Cabinet ein und besteht aus einer gemischten Kunstsammlung, einer ethnographisch-historischen Sammlung und einer Sammlung von Alterthümern, im Ganzen aus beinahe 4000 Nummern. Die gemischte Kunstsammlung enthält unter den geschliffenen und geschnittenen Steinen 191

Intaglios und 128 Cameen, darunter manche von großem Werthe, wie das Brustbild Ludwigs XIV. aus einem Amethyst, der große, auf 10 bis 16,000 Thaler geschätzte Onyx und die Bildsäule des Confucius aus einem Saphir, ferner 28 Mosaiken, darunter zwei prachtvolle von Giacomo Raffaelli, 185 Geräthe und Schmucksachen aus und mit werthvollen Steinen, 30 Kunstwerke aus Bernstein, 44 aus Marmor, Alabaster, Speckstein, Schiefer u. s. w., 92 aus Glas und Emaille, worunter höchst beachtenswerthe Glasmalereien aus dem 15ten und 16ten Jahrhundert, 86 Gold- und Silberobjecte, 243 Elfenbeinstücke, die zu den ausgezeichnetsten Kleinodien dieses Cabinets gehören, 69 Holzarbeiten, worunter zwei von Albrecht Dürer, und, nebst noch vielen andern Seltenheiten, 250 Miniaturen und Gemälde, unter denen ein merkwürdiges kleines Büchlein, dessen kunstvoll gearbeiteter Einband von Gold und Emaille, Diamanten, Rubinen und Smaragden mit vieler Wahrscheinlichkeit dem berühmten Benvenuto Cellini zugeschrieben wird. Die ethnographisch-historische Sammlung zählt 666 Nummern und besteht vorzüglich aus nordischen, türkischen, arabischen, persischen, ägyptischen, ostindischen, amerikanischen und australischen Waffen, Geräthen und anderen Seltenheiten, denen sich eine Anzahl historisch-merkwürdiger Gegenstände anschließt. Die Sammlung von Alterthümern enthält 742 ägyptische, welche größtentheils von dem bekannten Reisenden Seetzen herrühren, 25 etrurische, 343 römische und 208 deutsche, welchen sich Nachbildungen antiker Gegenstände und einige Kunstwerke späterer Zeit, im Ganzen 25 Nummern, anreihen.

Aus dem Kunstkabinet gelangt man in das **naturhistorische Kabinet**, welches sieben Zimmer einnimmt. Es umfaßt ohngefähr 1600 Vögel, darunter die meisten europäischen, eine große Anzahl Vierfüßler und außer noch einigen kleineren Sammlungen die von dem Herzog Ernst I. zu Sachsen-Koburg und Gotha erworbene, beinahe 18,000 Nummern starke, von ihrem früheren Besitzer, dem Commissionsrath Schmidt catalogisirte Conchyliensammlung, ferner eine oryktognostische und geognostische Sammlung, sowie eine Sammlung von Versteinerungen, zu welcher mehrere bei Burgtonna im Herzogthume Gotha ausgegrabene Elephantenzähne gehören.

Wenn die Gäste alle diese Sammlungen, die ihnen von den Vorstehern und Unteraufsehern mit der größten Bereitwilligkeit gezeigt werden, gesehen haben, so möchten wir sie veranlassen, sich in die Augustinerkirche zu begeben und dort **das große Altargemälde**, welches der hiesige Hofmaler und Hofrath **Emil Jacobs** seiner Vaterstadt zum Geschenk gemacht hat, in Augenschein zu nehmen. Dasselbe stellt das Schauerliche, das Rührende und das Erhebende, was mit dem Tode Jesu sich vereinigte, dar. Vorzüglich ergreifend ist der Ausdruck in den Mienen des sterbenden Erlösers und der beiden Missethäter, so wie der von Schmerz überwältigten Mutter des Herrn und der um sie beschäftigten Frauen, der fliehenden Kriegsknechte und der auferstehenden Todten. Die Höhe des Bildes beträgt 29 Fuß, die Breite desselben 18 Fuß. Der hölzerne Rahmen zeigt in gothischem Style trefflich ausgeführtes Schnitzwerk.

(Schluß folgt)

---

**Dresden**, 11. August.

Am heutigen Morgen starb das älteste Mitglied des hiesigen Hoftheaters, der pensionirte Hofschauspieler **Fr. August Werdy**, an einer Magenverhärtung, die ihn schon seit längerer Zeit ans Krankenbett gefesselt hatte. Im Jahr 1770 wurde er in Dresden geboren, verließ es aber bereits im 13. Jahre seines Alters, wo sich seine Eltern nach Mannheim übersiedelten. Dort trat er zuerst als Volontair ins Orchester der damals so berühmten Bühne, 1789 aber bereits mit Beifall auf dieselbe, die er jedoch schon im folgenden Jahre verließ, wo er unter Schröder in Hamburg engagirt wurde. Nach längerem Verweilen daselbst und erlangter höherer künstlerischer Ausbildung nahm er 1798 ein Engagement in Frankfurt a. M. an, wo er auch nicht lange darauf in die Regie eintrat. Von hier aus verbreitete sich sein wohlverdienter Ruf sowohl durch die trefflichsten Leistungen daselbst, als durch zahlreiche Gastspiele in Wien, München, Stuttgart, Dresden u. s. w. Am letzten Orte nahm er nun nebst der Wittwe des Schauspielers Bohs, welche er dahin begleitete, 1818 ein Engagement an und wirkte unter andauernder Anerkennung und Beifall bis zu seiner 1841 erbetenen und erhaltenen Pensionirung fort, erhielt auch bei der 1839 stattfindenden öffentlichen Feier seines und seiner nunmehrigen Gattin, der obengenannten Künstlerin, 50jährigen Schauspieler-Jubiläums sowohl vom k. Hofe als von dem Publikum die ehrendsten und rührendsten Beweise der achtungsvollsten Theilnahme. Selbst nach seiner Pensionirung war es ihm zur ausdrücklichen Bedingung gemacht worden, in einigen seiner vorzüglichsten Rollen ferner die Zuschauer zu erfreuen, und so sahen ihn diese noch bis vor wenigen Jahren bei einzelnen gefeierten Vorstellungen. Wahrheit und Natur, Gefühl und Wärme, Mäßigung und Ernst waren die vorwaltenden Eigenschaften seiner Darstellungen, welche stets den tiefsten und wohlthuendsten Eindruck hinterließen. Seit er in Dresden engagirt, war er in das Fach der ersten Väter, gesetzten Helden und Charakterrollen übergegangen, und hier werden uns viele schöne Darstellungen, namentlich sein Oberförster, Shylok, Odoardo, Feldern, Koltwitz, Ranzau u. a. unvergeßlich bleiben. Sein edles Aeußere, seine würdevolle Haltung, seine eben so durchdachte als tiefgefühlte Auffassung gaben allen diesen Darstellungen den Charakter der Meisterschaft. Bewunderte und achtete man den trefflichen Veteran als Künstler, so ehrte und liebte man ihn auch eben so in seinen häuslichen Verhältnissen, collegialischen Beziehungen und freundschaftlichem Umgange. Hier war er ein Muster für Alle, welche sein stilles und edles Wirken, seine Treue und Anhänglichkeit, seinen milden Ernst wie seine männliche Ausdauer kannten, und er wird auch in diesen Beziehungen fortleben in dem Andenken Aller.

---

## Bitte!

Wir ersuchen unsere geehrten Herrn Mitarbeiter und Correspondenten, bei ihren Manuscripten auf eine möglichst **deutliche und lesbare Schrift** bedacht zu seyn. Denn am Ende sind Druckfehler doch auch Fehler, die sich eine gewissenhafte Redaction nicht gerne zu Schulden kommen läßt, abgesehen davon, daß es gerade die Herren Mitarbeiter und Correspondenten am Ersten übel empfinden, wenn ihre Aufsätze durch Druckfehler entstellt in's Publikum kommen.

Die Redaction.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 19. August. **Undine**, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzogl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 229.** Freitag, den 20. August **1847.**

## Das weiße Pferd der Prairieen.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Worten ging die junge Indianerin in das Zelt ihres Vaters zurück, während Ishtakka sich zu Incillo, dem Kriegsfürsten, dem mächtigsten der beiden Anführer begab; denn der Friedensfürst, schon in hohem Alter, war nur noch fähig die Rathsversammlungen des Volks zu präsidiren. Incillo war eben auf den höchsten Berg der Nachbarschaft geklettert, um die Prairieen zu überschauen. Unbeweglich die Arme gekreuzt, blickte er nach Osten, um über den Plan des bevorstehenden Jagdunternehmens nachzusinnen. Er war ein Mann von mittlerem Wuchs, aber seine kräftigen Muskeln gaben Zeugniß von seiner Gewandtheit und Stärke. Sein Blick war ruhig und ernst, seine Stirne gedankenvoll, wie die eines Mannes, welcher zugleich der Degen und der Schild seines Volkes ist. Bestürzt, sich in seinen Betrachtungen durch Ishtakka unterbrochen zu sehen, fragte er ihn: „Was willst Du?"

„Euch zur Büffeljagd folgen," antwortete dieser. „Ich bin kein Kind mehr."

„Diejenigen, welche auf die Büffeljagd in die Großebene gehen," sagte Incillo, „müssen erwarten, den Schwarzfüßlern zu begegnen. Anstatt Büffel zu tödten, werden sie leicht ihr eigenes Leben zu vertheidigen haben."

„Ishtakka fürchtet die Schwarzfüßler nicht."

„Ich glaube es; aber zu Jagd und Krieg ist etwas mehr als Kühnheit erforderlich."

„Ich weiß ein wildes Pferd zu bändigen; ich weiß die Antilope im Fluge zu verfolgen und mit meinem Pfeil zu erlegen."

„Das ist gut," antwortete der Krieger; „aber es ist nicht genug, ein Pferd zu bändigen und den Bogen zu handhaben; man muß das scharfe Adlerauge und die List der Schlange besitzen; man muß den Schwarzfüßlern eine Falle zu stellen und diejenigen zu meiden wissen, welche sie uns stellen."

Ishtakka schwieg einen Augenblick; dann, den Kopf zur Erde neigend, sprach er:

„Ich lerne die Kriegslisten, indem ich streite. Werde ich nicht das Vorbild Incillo's haben?"

„Mein Sohn hat verständig gesprochen. Der Mensch unterrichtet sich nur durch das Beispiel des Menschen; aber welche Probe hat Ishtakka bis jetzt abgelegt, um unter den Kriegern einen Rang einnehmen zu können? Hat er den Scalp eines Schwarzfüßlers gebracht? Hat er unsern Feinden ein Pferd entwendet? Haben die Frauen der Schwarzfüßler, wenn sie mit dem Braten des Büffels beschäftigt sind, plötzlich sein Kriegsgeschrei, wie den Donner des großen Manitou, erschallen hören?"

Ishtakka neigte von Neuem den Kopf.

„Dieß ist's, was mich beschämt macht," sagte er. „Ich war ein Kind, aber ich bin ein Mann geworden. Ich will unter den Kriegern einen Namen verdienen. Möchte mich mein Vater auf die Probe stellen, möchte er mir erlauben, ihm auf die Büffeljagd zu folgen, und möchten wir den Schwarzfüßlern begegnen!"

Zwei Tage nach dieser Unterhaltung lagerte die Truppe der „Plattköpfe" unter der Leitung Incillo's in der Prairie, weit entfernt von dem Durchgang der Felsengebirge, in die der größte Theil des Stammes hatte tief eindringen müssen, um sich den Angriffen der Schwarzfüßler zu entziehen. Der für das Lager gewählte Ort hatte nichts besonderes. Es war ein kleiner, mit Gebüsch eingefaßter Bach; die Plattköpfe fanden hier Wasser zum Tränken ihrer Pferde. Bis hierher war man weder Büffeln noch Feinden begegnet. Es war dieß damals, als der Anführer zu Ishtakka sprach:

„Ich fühle Deine Ungeduld; es verlangt Dich den Büffeln und Schwarzfüßlern zu begegnen. Aber tröste Dich; ich werde zuerst Deine Geschicklichkeit prüfen; dieß ist noch eine seltenere Eigenschaft, als Muth. Seit unserer Abreise beunruhigt mich ein Gedanke: ich befürchte, daß das Lager des Stammes nicht mit gehöriger Wachsamkeit beschützt wird. Du sollst mir einen Beweis davon liefern. Gehe also diesen Abend fort, sobald die Jäger eingeschlafen sind. In dem Zelt des Friedensfürsten befindet sich auf der Seite seiner Friedenspfeife ein Messer, welchem er einen hohen Werth beilegt, weil es ein Geschenk des weißen Kaufmanns Sublette ist. Bringe mir das Messer und die Friedenspfeife und bedenke, daß die Eule, welche Nachts um die Zelte streicht, Dich weder sehen noch hören darf.

„Und wenn ich entdeckt werde?"

„Ich werde befehlen, daß der Friedensfürst wachsam ist. Man wird über Deine Ungeschicklichkeit lachen, und wenn man nicht weiß, daß Du mit meiner Erlaubniß gekommen bist, glauben, Du seyest dem Jägerlager heimlich entlaufen und gekommen, um den Friedensfürst zu bestehlen. Er wird Dich dann schlagen lassen und wird wohl daran thun. Die Frauen werden Dich gebrauchen, ihre Lasten zu tragen, und die Kinder werden sagen: Der ist zu feig zum Streiten, zu faul zum Jagen, zu ungeschickt zum Stehlen."

„Und das nennt mein Vater eine geringe Sache?"

„Das ist nichts für einen kühnen und flüchtigen Menschen."

„Ich werde gehen und das Messer und die Pfeife des Friedensfürsten bringen, sagte Ishtakka, oder der Kriegsfürst wird mich niemals wieder sehen!.."

Ishtakka verließ noch in derselben Nacht das Lager, und jagte nach dem Gebirge. Nach einigen Meilen an dem Orte angelangt, wo der Stamm sein Lager aufge-

schlagen haben sollte, hemmte er den Lauf seines Pferdes, um alle Gegenstände zu beobachten und auf den geringsten Laut zu horchen. Die Ruhe der Nacht wurde nur durch das Murmeln eines Stromes unterbrochen. Er entdeckte beim Mondschein auf einmal auf dem Gras Spuren von Pferdetritten. Wenn dieselben von den Reitern der Schwarzfüßler herrührten, so drohete dem Stamm große Gefahr. Er selbst konnte, von einem Augenblick zum andern, in einen Hinterhalt fallen. Aber zu muthig, um zurückzukehren, verließ er am Eingange der Schlucht sein Pferd und stieg an einer der Felsenwände hinauf. Er bemerkte bald mit Entsetzen am Fuße des Felsens fünf Schwarzfüßler auf dem Grase, zur Seite ihrer erschöpften Pferde. Ein Felsenblock, gegen welchen Ishtakka den Fuß gesetzt hatte, wankte ein wenig; er machte ihn völlig los und ließ ihn längs der Böschung auf die Schwarzfüßler niederrollen. Die Steinmasse kam jedoch im Fall vom Wege ab und tödtete nur ein Pferd; aber das donnerähnliche Gepolter, noch verstärkt durch die Echos der Gebirge und durch Ishtakka's Geschrei, erregte unter den Schwarzfüßlern großen Schrecken. In der Ueberzeugung, daß sie selbst in einen Hinterhalt gefallen seyen, eilten sie, die Ebene wieder zu erreichen. Ishtakka dankte dem großen Manitou für den glücklichen Erfolg seiner Kriegslist, und bedauerte nur, nicht einen Schwarzfüßler getödtet zu haben, um dessen Scalp zu gewinnen; er setzte seinen Weg gegen das neue Dorf fort, worin er bei völliger Dunkelheit ankam. Er schlich durch die Krümmungen der Felsen bis in die Mitte der Zelte. Zwei oder drei Hunde witterten ihn, erkannten ihn auch in Folge des wunderbaren Instinkts, welcher diesen Thieren eigen ist, als einen Plattkopf, und bellten nicht.

(Fortsetzung folgt.)

---

## †† Drei Jahre in China.

(Fortsetzung.)

Die Ladeninhaber zu Tin-hal meinten, um Kundschaft anzuziehen, müßten sie englische Anhängschilder haben. Es war in der That unterhaltend, auf einem Gang durch die Stadt die Inschriften zu lesen, welche sie vermuthlich auf den Rath von Soldaten oder Matrosen gewählt hatten. So las ich auf einem Schild: Stultz, tailor from London (Stultz, Schneider aus London), auf einem andern Buckmaster, tailor to the army and navy (Buckmaster, Herrn- und Flottenschneider). Die Zahl der tailor to her majesty (Schneider Ihrer Majestät) war nicht gering; einer nannte sich sogar den allergnädigst privilegirten Schneider der Königin und des Prinzen Albert und hatte über seinem klafterlangen Titel noch die Ankündigung stehen: uniformsofalldescriptions, welche ich nicht ohne Mühe enträthselte, da die vier Wörter uniforms of all descriptions (Uniformen aller Art) in eins geschrieben waren. Auch auf Zeugnisse waren die guten Leute sehr erpicht, und diese wurden ihnen denn in einem ihren Schildern entsprechenden Styl ausgestellt. Sie merkten freilich bald, daß es mit diesen Zeugnissen nicht ganz richtig sei, zeigten sie jedem neuen Kunden und fragten in ihrem Englisch: What thing that paper? talkie, can do? eh? (Was besagt dies Papier? Sprich, kann es was helfen? Die Antwort lautete dann gewöhnlich: „Ei gewiß, Fokei; doch ein kleiner Zusatz kann nichts schaden." — Der gute Fokei holte dann geschwind Feder oder Bleistift herbei und ließ sich einen Zusatz machen, der noch närrischer ausfiel als das ursprüngliche Zeugniß.

Die meisten Chinesen lernen im Verkehr mit den Engländern sehr schnell einige englische Wörter, und da sie auch manche portugiesische, malaiische und bengalische Wörter kennen, so machen sie aus allem Dem eine neue Sprache, aus welcher klug zu werden dem geschicktesten Linguisten schwer fällt. Dabei bilden sie sich ein, das sei das reinste Englisch. Eine Ausnahme machen einige Chinesen zu Canton, welche wirklich rein Englisch sprechen und schreiben.

Besonders seltsam ist die Eintheilung der Europäer in der Sprache der Chinesen von Tschusan. Hiernach zerfallen die Europäer in mandalis in sien-saugs und in a-sees. Mandali ist die chinesische Aussprache des portugiesischen Wortes Mandarin und soll alle Angestellten bezeichnen, Land- und Seeoffiziere mitbegriffen. Die höhern Angestellten heißen bulla bulla mandalis, die niederen tschotta tschotta mandalis. Die Beiwörter sind verderbt hindustanisch und bedeuten, ersteres sehr groß, letzteres sehr klein. Sien-sang ist ein chinesisches Wort, bedeutet an sich Meister oder Lehrer, wird aber von geringeren Leuten gegen höhere als Ehrentitel gebraucht, wie bei uns Herr. Als Bezeichnung einer Klasse von Europäern wird es für die Handelsleute angewandt. Alles was unter den Handelsleuten steht, heißt A-see. Dies Wort ist verderbt aus dem Englischen I-say, (ich sage), welches der gemeine Engländer häufig zum Ueberfluß in seine Rede mischt. Da die Chinesen aus den Gesprächen von Soldaten und Matrosen immer das I-say heraushörten, so wählten sie diese Wörtchen zur Bezeichnung der niedrigsten Klasse unter den Fremdlingen. (In Spanien heißen die Engländer überhaupt Aysé, und die Franzosen Didou (dis-donc).

Eine der größten Merkwürdigkeiten auf Tschusan ist ein alter Chinese, welcher jedes Frühjahr Tausende von Enteneiern ausbrütet. Seine Anstalt in dem Thal nördlich von Ting-hal wird von allen Fremden besucht. Die erste Frage, welche man auf Tschusan an einen Reisenden richtet, ist immer, ob er nicht die Brüteanstalt gesehen habe, und im Verneinungsfall wird ihm ein Spaziergang dorthin dringend empfohlen. Ich leistete dieser Empfehlung erst bei meiner zweiten Anwesenheit auf Tschusan Folge. Die Nebel stiegen langsam an den Hügeln auf, welche die Ebene von Tinghal umschließen. Es war noch früh, aber allerwärts sah man die Arbeitsleute zu ihrer Beschäftigung gehen und zwar trotz ihrer Armuth mit vergnügten Mienen. Den Weg von dem nördlichen Thor zu der Brüteanstalt hatte ich in fünf Minuten zurückgelegt. Der Eigenthümer empfing mich mit allen Formen chinesischer Höflichkeit, hieß mich Platz nehmen und bot mir Thee und seine Pfeife an, zwei Dinge, welche der Chinese als Unentbehrlichkeiten stets bei der Hand hat. Ich schlug Alles höflich aus und bat nur um Erlaubniß seine Anstalt zu besehen. Er führte mich sofort in dieselbe ein. Sie besteht aus einem länglichen Raum, dessen Wände aus Erde und Klaiberlehm geformt sind. Längs der einen Seitenwand sind Strohkörbe, von außen mit Lehm verstrichen, aufgestellt. Der Boden eines jeden dieser Körbe ist ein Backstein, und unter jedem Korb befindet sich ein eignes Oefchen. Wenn die Eier ausgebrütet werden sollen, so legt man sie in die Körbe, welche dann mit gut schließenden Deckeln von Stroh zugedeckt werden. Hierauf wird in den kleinen Oefen das Feuer angemacht und so unterhalten, daß eine stätige, gleichmäßige Wärme hervorgebracht wird, 35 bis 39 Grad Reaumur. Da die Chinesen keine Thermometer haben, so müssen sie sich zur Ermessung des richtigen

Wärmegrades lediglich auf ihr Gefühl verlassen. Nachdem die Eier vier bis fünf Tage dieser Temperatur ausgesetzt gewesen, nimmt man eins nach dem andern heraus, hält es an ein rundes Loch in der Thür und überzeugt sich, ob es lebenstüchtig ist oder nicht. Diejenigen Eier, aus welchen etwas zu hoffen ist, werden dann wieder in die Körbe gelegt, nach 9 - 10 Tagen abermals herausgenommen und auf lange Bretter gelegt, welche in der Mitte der Brütanstalt, eins über dem andern, aufgehängt sind. Man läßt das Feuer ausgehen, und hält die Eier bloß durch Zudecken mit Baumwolle und einem Tuche warm. So bleiben sie weitere 14 Tage liegen, bis die Entchen anfangen auszukriechen. Da auf den langen Brettern mehrere tausend Eier liegen, so kann man sich denken, was das für ein Gewimmel gibt. Die Entenzüchter, von dem Tag des Auskriechens benachrichtigt, haben sich mittlerweile eingestellt, und ehe 48 Stunden vergangen sind, ist die ganze junge Brut verkauft und in die Wohnungen ihrer Eigenthümer versetzt.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*†* Daß nicht jede Luftfahrt so glücklich abläuft, wie die des Herrn Green am vorigen Montag, beweist ein Brief des Luftschiffers Lehmann, den derselbe von Amerika aus an die „Wien. Allg. Theaterzeitung" schreibt. Bei seiner ersten Luftfahrt auf amerikanischem Boden warf Herr Lehmann, als bereits 11 Stricke am Korbe zerrissen waren und er sich in augenscheinlicher Lebensgefahr befand, in einer Zuckerplantage Anker. Plötzlich hört er einen furchtbaren Knall und steht mitten in Feuer! Als er sich von seiner Betäubung erholt, hält er nur noch die Schnur vom Ventil in der Hand. Die Explosion erklärte sich dadurch, daß auf der Stelle, wo Herr Lehmann ankerte, kurz vorher ein Feuer gebrannt hatte, dessen Aschenfunken das ausströmende Gas entzündeten; der schöne Ballon verbrannte, und Herr Lehmann hätte, wie er sich ausdrückt, mitten im Zucker die bittersten Thränen weinen mögen.

*** Ein redendes Meerungeheuer. Die Pariser selbst spotten über die Art, wie man ihre Badauds, zu deutsch Maulaffen, zum Besten hat; ein drolliges Beispiel ist folgendes. In den Juliustagen las man eine Anzeige folgenden Inhalts: „Ein merkwürdiger (phenomenal) lebendiger und sprechender Fisch, der Seetiger genannt." In dem weitern Verlauf der Anzeige ist angegeben, daß er auf Befehl seiner Herrin sich aufrichte, sie küsse, deutlich das Wort „Papa" ausspreche, einen Walzer mit Zierlichkeit tanze, und überhaupt auf alle an ihn gerichteten Fragen antworte.

*** Jenny Lind ist von einem Papagei in die Lippen gebissen worden, in Folge dessen eine Vorstellung der „Regimentstochter," zu welcher sich schon ein sehr großes Publikum eingefunden hatte, unterbleiben mußte. Da jedoch der Vogel, welcher dieses Unglück angerichtet hatte, ein Geschenk der Königin Viktoria ist, so trösteten sich sowohl Publikum als Sängerin leicht darüber.

*** Fanny Elßler entzückt die Römer; man leitete eine Subscription ein, um ihr eine goldene Krone zu überreichen, und brachte 12,000 Fr. zusammen. Am Tage vor ihrer Abreise nach Florenz wurde sie ihr überreicht.

*†* Die „Semaine", ein sehr tugendhaftes Blatt, das beständig Ach! und O! über die „ministerielle Corruption" in Frankreich schreit, bringt in ihrer Nummer vom 18. Juli eine allerliebste Novelle „les campagnes d'un homme de paix", gezeichnet mit dem superben Dichternamen: Maximilian la Grange. Ueber dem Titel steht eine Chiffre auf eine Anmerkung hinweisend, die also lautet: „der Wiederabdruck dieser Novelle ist bei Strafe gerichtlicher Verfolgung verboten." Brave „Semaine"! Braver Herr Maximilian la Grange! Verfolgt nur tapfer den Nachdrucker dieser Novelle mit Feuer und Schwert, — der Altvater H. Zschokke in Aarau, dem ihr sie Wort für Wort nach seiner lieblichen Erzählung, „die kriegerischen Abenteuer eines Friedfertigen" nachübersetzt habt, wird es euch Dank wissen, wenn ihr ihm großmüthigst sein literarisches Eigenthum schützt. Suum cuique!

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Oedenburg, 10. August.

Versammlung der Naturforscher und Aerzte Ungarns. Der Botaniker Heller in Mexiko.

Die diesjährige Versammlung der ungarischen Naturforscher und Aerzte dürfte eine der glänzendsten werden. Bereits ist die Zahl der eingeschriebenen Mitglieder auf 300 angewachsen und noch immer sehen wir neuen Ankömmlingen von allen Seiten entgegen. Während sonst bei den deutschen Naturforscherversammlungen die Zahl der Eingebornen und Einheimischen die größere ist, dürfte hier gewiß das Gegentheil stattfinden. Es ist recht erfreulich zu bemerken, wie bei dieser Versammlung der echte Geist der Einigung im naturwissenschaftlichen Streben die rechte Mitte hält, sich seine Nationalität in der Sprache im Allgemeinen zwar nicht vergibt, aber sich doch nicht schroff jeder Mittheilung oder Annäherung entzieht. Bereits sind von Bonaparte Fürsten von Canino und Musignano ein französischer und von Dr. Hammerschmidt einige deutsche Vorträge angemeldet und von den Vorständen der Versammlung, dem edlen Kubiniy und den Secretären Dr. Töpler und Dr. Török freundlich aufgenommen worden. Es ist daher mit Grund zu hoffen, daß bei dieser ungarischen Versammlung im Leben und in der Wissenschaft die allgemeine Sprache der Natur ihre Rechte geltend machen und das Vernünftige, weil es fremd, darum nicht ausweisen werde. Heute Abend wurde die Elite der Gesellschaft dem Fürsten Paul Esterhazy im hiesigen Casino vorgestellt, der mit liebenswürdigster Leutseligkeit die fremden Gäste willkommen hieß. Unter den ausgezeichneten Fremden bezeichnen wir: den rühmlich bekannten Veteran Dr. Rene aus Pesth, die Zierde der italienischen Naturforscher; den immer freundlichen und in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen rastlosen Prinzen von Canino aus Rom — den entomologischen Forscher des Orients, Dr. Fridwalsky aus Pesth — den bekannten Oculisten Dr. Graß aus Groswardein — Graf Gyulai aus Wieselburg — als Repräsentanten der Wiener Freunde der Naturwissenschaften die Dr. Hammerschmidt, Ritter v. Hauer und Dr. Hörnes — als Repräsentanten der Wiener Naturaliencabinette: Hrn. Heckel und Dr. Kollar; wir bezeichnen ferner Dr. Kanka aus Wien, Ferdinand v. Kubinyi aus Pesth, den bekannten Akademiker Graf v. Kemeny aus Siebenbürgen, Hofrath Neugebauer aus Breslau, Petenyi aus Pesth — Obrist

Pall, den Secretär der mineralogischen Gesellschaft in St. Petersburg, den Entdecker einer eigenen Höhlen-Fauna der Adelsberger Grotten, Schmidt aus Laibach — den durch sein Rednertalent ausgezeichneten Dr. Töröck, den Verfasser des schönen pharmaceutischen Pflanzenwerks, Dr. Wagner in Pesth, den bekannten Mineralog Prof. Zipser aus Neusohl. Wenn wir die Reihe um des beschränkten Raumes unserer Mittheilung wegen schließen müssen; hoffen wir die etwa übergangenen Notabilitäten bei den von ihnen zu gewärtigenden Vorträgen nachzuholen. — Der bekannte Botaniker Karl Heller aus Wien, welcher schon durch mehrere Jahre sich in Mexiko aufhält und bereits die ausgezeichnetsten Sendungen frischer Pflanzen nach Wien gemacht hat, entsendete wieder neuerdings fünf Kisten, welche dieser Tage in Wien ankamen. Es ist wirklich überraschend, welch' üppiges Ansehen die eingesendeten Pflanzen haben, ohngeachtet sie fast sechs Monate in Kisten verpackt auf der Reise zubrachten, ein Beweis von der zweckmäßigen und sachkundigen Versendungsart dieses thätigen der Horticultur sich opfernden jungen Mannes. Besonders ausgezeichnet sind mehrere neue Orchideen und Zwiebelgewächse aus der Provinz Jucatan.

Dr. H.

---

## Gotha.

(Schluß)

An die Erwähnung dessen, wie reich Gotha an Schätzen der Kunst und Wissenschaft ist, glauben wir die Bemerkung knüpfen zu dürfen, daß es überhaupt keiner Stadt seiner Größe an Wissenschaft, Kunst, Bildung und geselliger Sitte nachsteht. Hat es auch seinen Friedrich Jacobs durch den Tod verloren, so leben doch hier noch Männer, welche nicht nur Deutschland, sondern auch das Ausland kennt und hochschätzt. Karl Gottlieb Bretschneider, Karl Anton Bretschneider, Ernst Georges, Peter Andreas Hansen, Eduard Adolf Jacobi, Emil Jacobs, Friedrich Kries, Johann Heinrich Möller, Christian Gotthold Neudecker, Valentin Christian Friedrich Rost, Christian Ferdinand Schulze, Adolf Moritz Schulze, Ludwig Storch, Friedrich August Ukert, Philipp Heinrich Welker, Ernst Friedrich Wüstemann und andere sind es, die Gotha's Ruhm, ein Sammelpunkt ausgezeichneter Talente und Gelehrsamkeit zu seyn, aufrecht erhalten.

Doch wir führen unsere Gäste weiter in die reizende Umgebung der Stadt. Hier ist vor Allem der herzogliche Park besuchenswerth, zu welchem der Zutritt Jedermann freisteht. Derselbe liegt südlich vom Schloße, unfern dem Bahnhofe. Er wurde im vorigen Jahrhundert von den Herzog Ernst II zu Sachsen Gotha Altenburg nach dem Plan eines englischen Gärtners, Namens Haberfield, angelegt und enthält die reizendste Abwechslung von Baumgruppen und Wiesen, von Aussichten auf nahe und ferne Landschaftsbilder und Naturschönheiten. Wir umwandeln in ihm den Teich. Da öffnet sich nach Westen ein Gang, einige Bänke stehen hier, den Punkt bezeichnend, der die herrlichste Aussicht des ganzen Gartens bietet. Im Westen sehen wir den Inselsberg, den König des nordwestlichen Gebirgszugs des Thüringer Waldes. Nach Osten gewandt überblicken wir den Teich. Hinter ihm erheben sich die Kirchthürme der Dörfer Siebleben und Tüttleben und in dämmernder Ferne etwas links ein dritter Thurm, der des Dorfes Gamstädt. Auf dem abgestutzten Kirchthurme von Siebleben ragt ein hohes Kreuz in die Lüfte nnd funkelt im Sonnenscheine. Das Ganze bildet ein ungemein liebliches Bild, das rechts und links von den Bäumen des Gartens, oben und unten von dem Himmel und dem Teich eingefaßt ist. Einen angenehmen Eindruck macht auch ein kleiner, von wunderschönen Bäumen beschatteter Tempel, der in antikem Style, nach dem Muster eines in Griechenland liegenden Tempels, über einem bis an den Teich reichenden Rasenabhang gebaut ist. In diesem Tempel verweilte der Herzog Ernst der Zweite oft und gerne. Hier hegte und begrub sein Herz heiße Gefühle, Wünsche und Hoffnungen. In dem Teiche selbst steigt eine kleine Insel mit hohen, schattigen Bäumen sanft empor. Eine Fähre trägt uns hinüber. Heiliger Ernst durchschauert unsere Seele, wenn wir den Fuß auf ihren Boden setzen. Eine Säule mit einer kleinen Urne zeigt sich uns zwischen den Büschen. Wir verfolgen einen aufwärts führenden Sandweg und stehen vor — Gräbern. Es ist ein 25 Schritte langes Oblongum, von kleinen Cedern und Lebensbäumen umgeben, mit Sand belegt und von hohen Bäumen überschattet. In der Mitte erblicken wir drei Beete. Das östliche und das westliche sind rund, das mittlere hat die Form eines Herzens. Die Bepflanzung mit Blumen und andern Gewächsen ist bei jedem anders und höchst sinnig. Diese Blumenbeete sind Fürstengräber. In der Mitte ruht Herzog Ernst II., nach Osten Herzog August, nach Westen Herzog Friedrich IV. Außer diesen wurden noch zwei Prinzen des Herzogs Ernst II. hier begraben, der älteste und der jüngste, Ernst und Ludwig. Ihnen ist die erwähnte Säule mit der Urne gewidmet. Den eigenthümlichen Reiz der Insel hat Friedrich Jacobs kurz und ergreifend mit folgenden Worten geschildert: „Hier schläft in dem Schooße des blühenden Eilandes der Vater mit vieren seiner Söhne den Schlaf der Gerechten. Was das männliche Alter Würdevolles, die Jugend Liebenswürdiges, die Kindheit Reizendes hat, hält dieses stille Eden in seiner kühlen Umarmung. Herrliche Tugenden schlummern hier; Fülle der Wissenschaft und des Geistes, die unschätzbarsten Güter des Herzens und der Bildung sind hier der mütterlichen Erde wieder gegeben, um in einer andern Welt von Neuem geboren zu werden. Stille und ernste Betrachtung schwebt um dieses Eiland der Seligen, und aus seinen flüsternden Schatten wehet uns zugleich schmerzliche Trauer und lindernde Tröstung zu. Wie ein frommer Wahn des Alterthums dem Staube ausgezeichneter Menschen düftereiche Blumen entsprießen sah, so entsprießen diesen Gräbern wehmüthige Erinnerungen und umwinden sie mit unverwelklichen Kränzen der Dankbarkeit und Liebe. Jede Blüthe, die hier ihre duftenden Lippen öffnet, — jede Blume, die uns mit liebenden Augen anlächelt, erscheint an dieser Stelle wie ein Symbol der Abgeschiednen, ihrer liebenden Herzen, ihres zarten Gefühls und ihres wohlthätigen Strebens.“ Befreundet Euch, Ihr lieben Gäste, mit den Geistern dieses Eilands, sie werden Euch manches anvertrauen, was Euch in die Ferne begleiten, was Euch noch in späten Jahren an die in Gotha verweilten Stunden erinnern werden.

Adolf Bube.

---

Druckfehler. In der gestrigen Nummer ist in einem Theil der Auflage in der ersten Tablette statt horizontal senkrecht zu lesen.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 19. August. Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzgl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

Freitag, den 20. August. (Zum Benefiz-Antheil des Verfassers.) Uriel Acosta, Drama in 5 Abtheilungen, von Karl Gutzkow.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 230 Samstag, den 21. August 1847.

## Das weiße Pferd der Prairieen.

(Fortsetzung.)

Ishtakka schlich sich in das Zelt des Friedensfürsten. Der Alte, dessen Frau und Tochter, die „Kirschblüthe", schliefen darin, und hatten ihre Füße gegen die Wärme eines verlöschenden Feuers gewandt.

Bachitucki tanzte ohne Zweifel im Traum, denn ihre Füße bewegten sich. Eine ihrer Mocassine (Sandalen) stieß an Ishtakka's Wange; dieser kroch zu ihr. Er befestigte die Mocassine an seinem Gürtel, und bemächtigte sich dann des Messers und der Friedenspfeife des Oberhauptes; bald war er außerhalb des Dorfes.

„Mein Sohn hat seine Aufgabe wohl erfüllt," sagte ihm das Oberhaupt, als er zum Lager zurückkam. „Ich werde das Messer und die Friedenspfeife dem Besitzer zurücksenden und ihm größere Wachsamkeit anempfehlen. Wenn er dann bedauert, hierin gefehlt zu haben, so mag er sich damit trösten, daß einer unserer jungen Männer soviel Geschicklichkeit besitzt und den Stamm vor einem Angriff der Schwarzfüßler bewahrt hat."

„Das ist nicht Alles, erwiederte Ishtakka; ich habe der „Kirschblüthe" noch außerdem die Mocassine weggenommen, um meinem Fürsten zu beweisen, daß er mir eine leichte Arbeit gegeben hatte."

„Mein Sohn hat Recht, zu sagen, daß seine Arbeit leicht war, versetzte dieser; wer kleine Sachen gut macht, dem kann man auch größere anvertrauen. Morgen werde ich Dir sagen, was ich von Dir hoffe; labe Dich jetzt durch Nahrung und Schlaf. Die Probe, welche ich Dir auferlege, ist schwer. Es handelt sich nicht mehr darum, die Friedenspfeife eines Greises oder die Mocassine eines jungen Mädchens zu entführen."

Ishtakka, über diese letzten Worte gedemüthigt, entfernte sich in tiefen Gedanken.

Den andern Tag bereitete sich der ganze Trupp zu einer großen Jagd vor; unermeßliche Heerden von Büffeln waren bereits in der Nachbarschaft entdeckt worden. Da diese Thiere einen nicht minder feinen Geruch, als die Indianer haben, so hatte Incillo den Auftrag erhalten, sich ihnen von der dem Wind entgegengesetzten Seite zu nähern.

Ishtakka benützte diese Gelegenheit, seine Gewandtheit im Reiten und Schießen zu zeigen. Er hoffte, daß Incillo ihn für einen gefährlichen Posten bestimmen werde. Der Anführer hatte schon den größten Theil der Jäger ausgesendet; er selbst schickte sich an, ihnen zu folgen, als er, plötzlich der Jagd den Rücken kehrend, zu Ishtakka, der neben ihm ritt, sagte: „Du wirst ein andermal den Büffel jagen, und wirst Dich gewiß in dieser Jagd auszeichnen; denn Du bist ein guter Reiter. Aber an Deiner Geduld und List zweifle ich noch. Ungefähr zehn Tagereisen weit in Südosten liegt das große Dorf unserer Feinde, der Schwarzfüßler. Ihr furchtbarer Häuptling hat an dem Kriegsbaume so viele Scalpen unserer Leute aufgehängt, daß man ihn den „Menschenjäger" nennt. Ebenso ist er auch unter allen indianischen Stämmen als Besitzer des weißen Pferdes der Prairieen berühmt. Dasselbe hat unsichtbare Flügel, sein leichter Huf läßt auf dem Gras keine Spur zurück, selbst nicht einmal auf dem weichen Thone. Es altert nicht; der Friedensfürst und die Alten unseres Stammes erinnern sich, es in ihrer Kindheit an der Spitze der wilden Heerden gesehen zu haben, die es leitete wie ein Häuptling seine Krieger. Unsere Wahrsager erzählen, daß es ein Geist seyn müsse, ein Manitou. Seine Gestalt ist unvergleichbar, es wirft Feuer aus den Nüstern, und leuchtet Nachts in blendender Weiße, der selbst der Schnee auf den Zinken der Felsengebirge nicht an Glanz gleichkommt. Der „Menschenjäger" soll dieses wunderbare Thier in einer Schlinge gefangen haben und hat es gebändigt.*)

„Ishtakka," antwortete der junge Indianer, „erinnert sich von dem „Menschenjäger" gehört zu haben, und weiß wie viel Leid derselbe den Frauen der „Plattköpfe" bereitet hat."

„Ishtakka soll," unterbrach ihn der Häuptling, „in das Lager der Schwarzfüßler dringen und dem Menschenjäger das weiße Pferd rauben."

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte Incillo sein Pferd um und jagte in gestrecktem Galopp den Büffelheerden nach.

Diese neue Probe, welche Ishtakka bestehen sollte, zeigte ihm zwar Beschwerlichkeiten und Gefahren aller Art, erhöhte aber eben darum seinen Muth und sein Selbstbewußtseyn. Auf den Beistand des großen Manitou hoffend und an die „Kirschblüthe" als an den Lohn seiner Heldenthaten denkend, begab er sich auf den Weg, ohne Vorrath mitzunehmen, weder für sich noch für sein Pferd. So pflegen die Indianer in die Einöden zu dringen, wo sie sich von Wurzeln, wilden Früchten und Wildpret nähren. Nach vielen Tagen und Nächten des Hungers und der Ermüdung kam er erschöpft in der Nähe des feindlichen Lagers an, am Fuße des Gebirges, wo er einen Augenblick rastete. Er sah die Schwarzfüßler von einer Jagd zurückkehren. Der „Menschenjäger" hoch auf dem weißen Roße, war ein schöner und stattlicher Greis mit ernsten Zügen; ein dichter Busch von Adlerfedern schmückte sein Haupt, ihre Anzahl bezeichnete die von ihm erlegten Feinde, meistens „Plattköpfe", die der wilde Krieger scalpirt hatte. Um in das wohl bewachte Lager der Schwarzfüßler ein-

*) Diese Sage vom weißen Pferd der Prairieen lebt noch bis auf den heutigen Tag bei allen Indianerstämmen.

zudringen," schloß sich Isbtakka einem Trupp von Frauen an, welche mit Holz beladen waren, gleich ihnen in eine Decke eingehüllt, und setzte sich später an einem entfernten Orte auf einen Baumstamm.

Als die Nacht gekommen war, schlich er den Zelten näher. Bei dem Schein der Sterne sah er das weiße und seidenartige Pferd der Prairieen schimmern, welches sich von ihm wie von einem alten Bekannten streicheln ließ. In dem Augenblick, da er es fortführen wollte, sah er zu seinem Erstaunen, daß das edle Thier an einem breiten Riemen angebunden war. Es blickte ihn an, als wolle es ihn um seine Freiheit bitten. Dieser Riemen führte in das Zelt des alten Häuptlings, welcher denselben selbst noch schlafend in der Hand hielt. Isbtakka zog sein Messer hervor, den Riemen abzuschneiden; da er aber fürchten mußte, hierdurch den Menschenjäger zu wecken, so sah er sich der Gefahr ausgesetzt, unter den Schlägen seiner furchtbaren Mordkeule zu fallen, die neben dem Feinde lag. Da bemächtigte sich heißer Rachedurst des jungen Indianers, zitternd vor Wuth und innerer Erregung sagte er zu sich: „Ich hätte lieber gewünscht, Dir zu Pferd in der Prairie zu begegnen und Dich Stirn gegen Stirne zu bekämpfen oder durch einen Pfeilschuß niederzustrecken; aber ich kann den Mörder der „Plattköpfe" nicht schonen, auch wenn er schläft!" Dies sprechend, ließ er sich auf ein Knie nieder und zum heftigen Stoß seinen Arm erhebend, senkte er das Messer tief in das Herz des schlafenden Feindes, während er mit der Linken ihn erwürgte und seinen letzten Seufzer zu unterdrücken strebte. Nachdem er ihn scalpirt hatte, lösete er das weiße Pferd von dem Riemen, schwang sich auf dessen Rücken und jagte mit ihm nach der Ebene.

(Fortsetzung folgt.)

---

## †† Drei Jahre in China.

(Fortsetzung.)

Die Wohnung des Entenvaters glich der aller übrigen chinesischen Bauern. Es war eine Hütte, aus Steinen mit Koth statt Mörtel aufgemauert. Die feuchte Erde bildete einen Fußboden, auf welchem wir nicht einmal unser Vieh lagern möchten, welchen aber hier Enten, Gänse, Schweine, Hunde genügsam mit der Nachkommenschaft des Greises theilten. Diese Nachkommenschaft schien Kinder, Enkel und Urenkel zu begreifen und bildete in ihren seltsamen Kleidern mit ihren von den rasirten Köpfen herabhängenden Zöpfen inmitten der kleinen Thierwelt ein malerisches Ganze. Das Hausgeräth entsprach der ganzen übrigen Einrichtung und war zum Theil von Hühnern als Ruhestätte benutzt. Die Thüren hätten einer Ausbesserung dringend bedurft, ebenso die Fenster, in welchen schmutziges, zerrissenes Papier die Stelle der Glasscheiben vertrat.

Der beschriebene Besuch der Brütenanstalt fand bei meinem zweiten Aufenthalt auf Tschusan statt. Nach meiner ersten Ankunft hatte ich nicht lange dort verweilt, sondern war alsbald weiter gegangen nach Ning-po, welches 12 Seemeilen westlich von Tschusan auf dem Festland liegt. Ning-po ist eine große Stadt am Zusammenfluß von zwei Strömen, welcher Schiffe von größtem Tonnengehalt trägt. Ueber einen der beiden Flüsse führt eine Schiffbrücke nach einer Vorstadt Die Mauern der Stadt haben einen Umfang von einer geographischen Meile. In keiner chinesischen Stadt habe ich so schöne und breite Straßen gesehen, wie die drei Hauptstraßen von Ning-po sind. Fast mitten in der Stadt befindet sich ein 130 Fuß hoher Thurm, von welchem aus man die ganze umliegende Gegend übersieht. Er heißt Tien-fung-tah (Tempel der himmlischen Winde), ist offenbar ein uraltes Bauwerk, und geht wie die meisten Denkmäler dieser Art seinem gänzlichen Verfall entgegen. Rings um ihn schließen Tempelgebäude den Hof ein, in welchem die Buddhapriester jedem Besucher Thee und Kuchen anbieten und dafür eine Gabe an Geld annehmen.

Da bei meiner ersten Ankunft der englische Consul Thom noch nicht eingetroffen war, befand ich mich in Verlegenheit um eine Wohnung. Ich ließ meinen Diener in meinem Fahrzeug und ging auf Entdeckungen in der Stadt aus. In dem Haufen von Gaffern, der mich umringte, zeichneten sich einige Gassenjungen durch ihre Keckheit aus. Sie mochten von den englischen Soldaten während des Kriegs nicht viel Gutes gelernt haben; glücklicher Weise aber verstanden sie einige Worte Englisch und konnten mir ersprießliche Dienste leisten. Von ihnen erfuhr ich, daß in der Stadt ein Hong-mudschin (ein rothhaariger Mensch, d. h. ein Abendländer) wohnte, und ward zu dessen Wohnung geführt. Zu meiner freudigen Ueberraschung fand ich einen alten Bekannten, einen amerikanischen Arzt und Missionär. Er hatte ganz die chinesische Tracht angenommen, jedoch bei der Wahl derselben einen Fehler gemacht, über welchen ich später, als ich in die Geheimnisse derselben besser eingeweiht war, herzlich lachen mußte. Sein langes wallendes Gewand war fast zu schön für einen Mandarin, sein Hut aber war von der Art, wie ihn Bediente und Hafenarbeiter tragen. Er spielte also in China eine Figur, wie bei uns ein Chinese, welcher sich in einen Chorrock hüllen und dazu die Mütze eines Gassenkehrers aufsetzen wollte. Eines Abends, als ich in Gesellschaft des Doctors durch die Stadt ging, bemerkte ich, daß die uns begegnenden Chinesen viel mehr auf seinen chinesischen Anzug, als auf meine europäische Tracht sahen und herzlich darüber lachten. Dies hinderte jedoch nicht, daß er tagtäglich von einer Menge Hülfsbedürftiger besucht ward, denn er war ein sehr eifriger Leibes- und Seelenarzt. Es gelang mir, ein Zimmer in demselben Haus zu bekommen, wo er wohnte.

Der Winter brachte zu Ning-po empfindliche Kälte. Im December und Januar waren die Kanäle und Teiche mit dickem Eis belegt. Zu dieser Jahreszeit sind die sehenswürdigsten Läden in der Stadt die der Kleiderhändler. Man findet darin Pelzgewänder der verschiedensten Art, zum Theil sehr kostbare. Im Winter trägt auch der ärmste Chinese wenigstens ein Unterkleid, welches sehr warm hält, da es entweder mit Schafpelz gefüttert oder stark wattirt ist. Er begreift nicht, wie es die Europäer in ihren dünnen Zeugen aushalten können. Ich meines Theils trug bei kaltem Wetter über meinen andern Kleidern einen dicken Paletot, der mir schwer genug vorkam, den aber die Chinesen oft befühlten um dann zu versichern, sie könnten nicht begreifen, daß ich nicht fröre. Einfeuern ist in China nicht Sitte. Der zunehmenden Kälte begegnet der Chinese damit, daß er immer mehr Kleider anlegt. Wenn im Winter die feuchte Kälte des Morgens sich vor der Sonnenwärme verliert, entledigt sich der Chinese eines Ueberkleides nach dem andern und gegen Abend, wenn die Wärme wieder abnimmt, zieht er in demselben Verhältniß wieder Kleider an. Mit dem Frühjahr verschwinden allmählig die gefütterten und wattirten Gewänder bis zum Sommer, wo dann bloß Seide, Baumwolle, florartige Zeuge oder Nesselluch getragen werden.

In meinem Leben habe ich in England nicht so sehr gefroren, wie in diesem Winter 1843—1844 im nördlichen China. Das Thermometer stand zwar nie sonderlich tief, aber meine Wohnung war überaus luftig, der Wind blies durch unzählige Ritzen, die Fenster waren groß und hatten statt Glasscheiben Papier mit vielen Rissen. Am Tag, wo ich mir immer Bewegung machte, ging es noch an, aber während der langen Abende, wo der überall eindringende Wind oft mein Licht auslöschte, hatte ich viel auszustehen. Das Bedürfniß, mich warm zu laufen, trieb mich dann oft in die Hauptstraße. Hier fand ich fast auf jedem Schritt erleuchtete Buden, in welchen Orangen, Zuckerwerk und gekochter Reis nicht sowohl zu kaufen als zu gewinnen waren. Die Chinesen sind leidenschaftliche Spieler. Vor den Buden war die Menge versammelt, angelockt durch die Würfel, Karten und Roulette der Inhaber, und mancher arme Teufel verspielte die wenigen Kupferstücke, welche er am Tag verdient hatte, und ging mit leerem Magen zu Bett. (Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** Für das Monument Erzherzogs Karls, des deutschen Helden, wird eine Concurrenz eröffnet werden, zu der nur deutsche Künstler zugelassen werden sollen. Unter den österreichischen Bildhauern nimmt der treffliche Schaller den ersten Platz ein. Sollte sein Modell siegen, so dürfte er gewiß mit der Ausführung des Heldendenkmals beehrt werden.

*** Zauberspiegel. Eine neue Entdeckung, welche der große Pariser Magnetiseur Baron Dupotet gemacht, hat die wissenschaftliche Welt in Aufruhr gebracht. Diese Entdeckung besteht in einem Spieldinge, das er den Zauberspiegel nennt und dasselbe seyn soll, welches die Professoren der schwarzen Kunst in früheren Zeiten benutzten. Es ist ein kleines Instrument aus Talk oder einem andern mattweißen Metalle. Die Wirksamkeit desselben wird dadurch erklärt, daß der Magnetiseur eine eigenthümliche Kraft auf dasselbe übertrage, es in einer besonderen Art magnetisch mache. Freilich wirkt der Zauberspiegel nur auf „empfängliche" Personen und man hat bereits erlebt, daß manche in die fürchterlichsten Zuckungen verfielen, als sie sich dem Spiegel nur näherten, während andere entsetzt zurückprallten, weil sie verschiedene Scenen aus ihrem früheren Leben u. dgl. zu sehen glaubten. Baron Dupotet erklärt, seine Entdeckung sei ein unberechenbarer Fortschritt und würde zu noch weit wichtigeren Enthüllungen führen. Allg. Modez.

*** Varnhagen v. Ense erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten," daß der Graf von Schlabrendorf gewöhnt, vier, ja mehr Stunden lang ununterbrochen, im schönsten Gedankenzusammenhange, mit beweglichster Einbildungskraft und mit steigendem Reiz zu sprechen, sich einst mit Wilhelm von Humboldt dergestalt in die Diskussion vertieft habe, daß er mit diesem, den er am frühen Abend mit dem Lichte in der Hand zur Treppe geleitet hatte, an hellem Tage im Gespräch begriffen noch an derselben Stelle gefunden worden sei.

*** Ein Nachkomme Dschengis Khans ist gegenwärtig Page am kaiserlich russischen Hofe. Der Kaiser hat diesem jungen Manne, Namens Sahib Ghirai Dschingis, wegen der von seinem Vater, Dschangir Khan, geleisteten Dienste, die erbliche Würde eines russischen Reichsfürsten verliehen. Die Familie Ghirai, welche seit dem Ende des fünfzehnten bis zur zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts im Besitz der Krim war, stammt in gerader Linie von Dschengis Khan ab.

*** Der „Sun" aus der letzten Juliwoche schreibt: Gestern hatte der seit langer Zeit angekündigte Boxkampf zwischen Henry Broone und Joe Rowe für 50 Pf. Sterl. statt. Zu Heversham war man zusammengekommen, vor einer großen Anzahl von Boxern und neugierigen Zuschauern. Die neuen Kampfregeln lassen nur Faustschläge zu; die unmenschlichen Zusätze dieses Kampfes, z. B. Fußstöße und das Beißen, sind untersagt. Beide bewiesen einen außerordentlichen Muth und viel Geschicklichkeit. Der Kampf dauerte siebenundfünfzig Minuten und wurde 26 Male begonnen. Broone wurde als Sieger erklärt.

*** Bulletin. Einer heute aus London eingetroffenen Nachricht zufolge befindet sich die schwedische Nachtigall, die, wie wir in unserer gestrigen Nummer gemeldet haben, von einem amerikanischen Papagei in die Casta-diva-Lippe gebissen wurde, wieder auf dem Wege der Besserung. Die Heilung der durch den plumpen Krummschnabel beigebrachten Wunde nimmt den erwünschtesten Fortgang und die Aerzte sind ohne Sorge. Der Papagei, ein Geschenk der Königin Victoria, soll melancholisch geworden seyn, und verweigert seit drei Tagen, Futter zu sich zu nehmen.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Leipzig, 16. August.**

**Die Tonkünstler-Versammlung.**

Der Vorschlag zur Begründung einer Versammlung deutscher Tonkünstler und Musikfreunde, womit Herr Brendel den gegenwärtigen Jahrgang der neuen Zeitschrift für Musik eröffnete, gehörte zu den wenigen bevorzugten Neujahrswünschen, welche von den stolzen Wogen des Zeitstromes ergriffen, über Klippen und Untiefen glücklich hinweggeführt, endlich an dem ersehnten Port der Erfüllung landeten. Dieser Erfolg stand zu erwarten. In einer Zeit, deren Losungswort Gemeinsamkeit bereits auf den meisten Gebieten der Wissenschaft und Kunst erklungen und zur Wahrheit geworden ist, mußten die Tonkünstler den Vorschlag zu einer Vereinigung ihrerseits um so freudiger begrüßen, als sie seither nur einen abstrakten Einheitspunkt theils in den musikalischen Zeitschriften, ihren wissenschaftlichen Organen, theils in den Concertsälen, den Museen ihrer Kunstwerke, besaßen; sie selbst blieben sich fremd und zu dem lebendigen, raschen Ideenaustausch, welchen nur das mündliche Verfahren bietet, zu der gesteigerten Energie, welche die unmittelbare Gegenwart der Persönlichkeit dem Worte leiht, endlich zu dem erhöhten Selbstgefühl, welches ein geschlossener Verein mit einem Willen dem Einzelnen gewährt, konnte es auf jenem Wege nicht kommen. Wie freudig wurden wir daher bewegt, als wir in den Vormittagsstunden des 13. August eine Versammlung von wenigstens 120 Tonkünstlern und Musikfreunden in dem Saale unsers Gewandhauses erblickten, darunter den ehrwürdigen Fr. Schneider und Moscheles, ferner C. F. Becker, Ritter, Gade, Zöllner, E. Richter und eine große Anzahl junger, strebsamer Künstler, zum erstenmale vereint, um über musikalische Zustände zu tagen.

Herr Brendel eröffnete die erste, der Besprechung einzelner musikalischer Anträge gewidmete Zusammenkunft mit einem einleiten-

den Vortrage und bezeichnete zunächst als die Aufgabe der Versammlung schnellere Beseitigung aller Uebelstände und Einführung neuer Ideen durch Erreichung thatsächlicher Uebereinstimmung. Die Gemeinsamkeit, welche bereits im vorigen Jahrhundert die Bestrebungen im Felde der Wissenschaft und Kunst charakterisirt und in den hervorragenden Geistern der Nation ihren Ausdruck gefunden habe, sey aus ihrer Vernichtung durch die Umwälzungen der französischen Revolution wiedererstanden; aber im Gegensatze zu jener frühern als eine bewußte Einheit. Als solche mache sie sich auf allen Gebieten geistiger Thätigkeit geltend, — nur die Tonkunst, vorzugsweise ihrer Natur nach auf Vereinigung hingewiesen, entbehre derselben. Aus diesem Grunde habe er mit vielfacher Zustimmung von Nah und Fern die Idee zu gegenwärtiger Versammlung ausgesprochen und um diese wo möglich durch Errichtung eines Vereins von Musikfreunden und Tonkünstlern zu einer jährlich wiederkehrenden zu gestalten, den ursprünglichen Plan einer Zusammenkunft blos der Musiklehrer, aufgegeben. Unmittelbare Förderung der Kunst an sich könne zwar der Zweck der Versammlung nicht seyn — das Schaffen bedürfe der Isolirung — vielmehr habe dieselbe eine durchaus praktische Tendenz: persönliche Näherung der Tonkünstler und Musikfreunde, Austausch der Ideen, besonders Beseitigung der Uebelstände bei dem Musikunterricht. Aber auch das Gesammtgebiet der Tonkunst enthalte reichen Stoff zur Besprechung für die Versammlung, zunächst in äußerlich praktischer Hinsicht über den Nachdruck und zwar über jene Gestalt, in welcher derselbe bei den Liedertafeln auftrete; dann über den Druck von Musikalien, über die Stellung der Künstler zu dem Publikum, besonders über die Abhängigkeit, in welcher sich sowohl Componisten als Kritiker jenem gegenüber befinden; ferner über das Theaterwesen, über die geringe Aufmunterung, welche die Bühne dem deutschen Künstler zu Theil werden läßt; über die untergeordnete, rein äußerliche Stellung, welche die Kirchenmusik in dem protestantischen Gottesdienste einnimmt; über die abhängige Stellung, in welche Componisten für Concert und Haus durch das Publikum versetzt sind; endlich über das Unwesen des Virtuosenthums. Aber auch eine ethische Wirksamkeit lasse sich von einer solchen Versammlung erwarten, besonders energisches Entgegentreten gegen Parteiinteressen, Verbannung einerseits submisser Unterthänigkeit, andrerseits roher Grobheit, eines Restes mittelalterlicher Barbarei, aus der Kritik; an beider Stelle müsse eine entschiedene Sprache treten. Nicht Gesetze wolle die Versammlung vorschreiben, wohl aber wolle sie Anerkennung finden; die Abstimmung bei den Berathungen habe daher nur den Zweck, diese zum Abschluß zu bringen. — Um den Verhandlungen Zeit zu ersparen, war die Geschäftsordnung vorläufig dahin festgesetzt worden, daß Organist Becker und in dessen Stellvertretung Musikdirector Ritter aus Merseburg das Präsidium, Gesanglehrer Böhme in Leipzig die Functionen eines Secretärs übernahmen und die Musikdirectoren Richter und Kirchner die übrigen Mitglieder des Comites bildeten.

(Fortsetzung folgt.)

---

**Vom Vierwaldstättersee, 15. August.**

**Der Rigi. Neue Lokalitäten und zunehmender Verkehr. Postverbindungen. Politisches.**

Der Monat August hat uns mit herrlicher Witterung beschenkt und zahlreich strömen die Fremden an die Ufer unseres romantischen See's, um die Schönheiten unserer grosartigen Gebirgsnatur zu bewundern. Man darf in Wahrheit behaupten, daß der Rigi der Mittelpunkt geworden ist, wo die Touristenwelt sich zusammenfindet, und daß kein Reisender die Schweiz besucht, ohne die Königin der Berge (regina montium) zu besteigen. Auch wächst die Zahl der Transportmittel und der Gasthöfe in der inneren Schweiz auf außergewöhnliche Weise. Auf dem Rigi-Kulm stehen nun zwei Häuser, auf der Rigi-Scheidegg erhebt sich ein neues Kurhaus; das Kaltbad ist confortabel eingerichtet, Rigi-Staffel und Maria zum Schnee bieten mehrere Rasthäuser. Am Fuße des Berges in Weggis und in Arth befinden sich 50 bis 60 Miethpferde in Bereitschaft, sowie Führer und Träger, um die Besteigung zu erleichtern. Ueberraschend ist es auch auf dem Kulm, einige tausend Fuß über dem Mittelmeer, alle Tage eine fashionable Gesellschaft anzutreffen, wie man sie gewöhnlich nur in den ersten Hotels groser Städte findet. Zwei Dampfschiffe machen bereits den Dienst auf dem Vierwaldstättersee; ein drittes liegt wirklich in Arbeit und wird nächster Zeit in das Wasser stechen; ein viertes ist in England bestellt, so daß in kurzer Zeit eine hübsche Dampfflotte auf unserem See kreuzen wird. Auch die Postverhältnisse gewinnen eine bis jetzt ungewohnte Lebhaftigkeit. Die italienische Post geht dermalen täglich von Mailand nach Luzern ab und langt über den St. Gotthardt in 31½ Stunden hier an; nach einer halbstündigen Frist fahren Malleposten nach Basel, Zürich und Bern ab; auf gleiche Weise langen täglich Malleposten von diesen drei Hauptstationen hier an und werden mittels des Dampfschiffes und eines gutgeregelten Postlaufes ebenfalls in 31½ Stunden nach Mailand spedirt. — Die Postverwaltung arbeitet mit unermüdeter Thätigkeit an der Durchführung eines ununterbrochenen Postlaufes vom Mittelländischen Meere über den St. Gotthardt bis an die Nordsee. Von Genua geht die Postverbindung bereits ununterbrochen über den St. Gotthardt bis nach Basel, wo man nur etwa 2—3 Stunden zu spät eintrifft, um mit dem ersten Zuge der Eisenbahnen abzufahren und so mittels der Dampfschiffe auf dem Rhein und der Nordsee in kürzester Frist in England anzulangen. Die Differenz der 2—3 Stunden wird zuversichtlich schon im nächsten Jahr eingeholt werden, indem einerseits das gegenwärtig in Arbeit liegende Postdampfschiff eine Zeitersparniß von 1 Stunde auf dem Vierwaldstättersee verspricht und anderseits die im nächsten Jahr vollendete Eisenbahn zwischen Mailand und Komo die noch ausstehende Zeit hinreichend einbringen wird. Der Aufschwung, welchen der Verkehr durch eine solche ununterbrochene Postverbindung vom Mittelländischen (und Adriatischen) Meere nach der Nordsee über den St. Gotthardts-Alpenpaß gewinnen wird, ist unermeßlich, diese Linie ist unstreitig die kürzeste, natürlichste und verspricht für die innere Schweiz grose Lebhaftigkeit.

(Schluß folgt.)

---

**Physikalischer Verein.**

Samstag, den 21. August. Ueber elektrochemische Bewegungen von Flüssigkeiten.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 20. August. (Zum Benefiz-Antheil des Verfassers.) Uriel Acosta, Drama in 5 Abtheilungen, von Karl Gutzkow.

Samstag, den 21. August. Die Belagerung von Corinth grose romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Rossini.

Montag, den 23. August. (Neu einstudirt) Der Talisman, Posse mit Gesang in 3 Abtheilungen von Nestroy. Musik von A. Müller. (Gastrolle) Feuerfuchs: Herr Nestroy, vom k. k Theater an der Wien. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 231. Sonntag, den 22. August 1847.

## Das weiße Pferd der Prairieen.

(Fortsetzung.)

Viele Tage waren seit der Abreise Ishtakka's verflossen; Incillos Jägertrupp hatte sich, nach einer sehr glücklichen Jagd, wieder vereinigt. Als der junge Indianer auf dem weißen Pferde, das Haupt mit einer Adlerfeder geschmückt, in das Dorf einritt, waren alle Augen auf ihn gerichtet, alle „Plattköpfe" begriffen, daß er eine große That ausgeführt habe, aber Niemand wagte es, ihn eher als der Kriegsgeneral darnach zu fragen. Ishtakka stieg zuerst bei seiner Pflegemutter ab (denn er war Waisenknabe) und verzehrte ruhig die ihm vorgestellte Speise. Nachdem ihm alsdann die Mutter gesagt hatte, daß die Aeltesten des Stammes um den Kriegesbaum versammelt wären, ging er dahin und setzte sich an ihre Seite.

Incillo zündete die Pfeife an, welche von Hand zu Hand ging, bis sie zu dem jungen Manne gelangte. Da sagte er:

„Freunde und Brüder, Ishtakka hat den „Schwarzfüßlern" das weiße Pferd der Prairieen entführt.

„Und er hat den Menschenjäger getödtet," fügte Ishtakka hinzu, indem er den Scalp des furchtbaren Feindes vorzeigte.

Er erzählte hierauf seine Abenteuer, und die Freude der Krieger war so groß, daß sie um den Baum tanzten; selbst die Frauen und Kinder nahmen an diesem Siegestanz Antheil.

Ishtakka bot Incillo das weiße Pferd an, aber der Häupiling erwiederte, daß es dem gehöre, welcher es zu erobern gewußt habe.

Die „Kirschblüthe" war glücklich und stolz, als sie den geliebten Jüngling auf dem Pferd der indischen Mythe reiten sah. Nichts glich aber auch der Anmuth und Gewandtheit des heldenmüthigen Jünglings. Das Pferd und der Jäger schienen ein Leib und eine Seele.

Ishtakka zögerte nicht, zu der ersten Adlerfeder zwei neue hinzuzufügen, und der Häupiling ließ zu seiner Ehre die fettesten Hunde des Stammes schlachten. Während der Mahlzeit, wozu alle Krieger des Stammes eingeladen waren, empfing der junge Indianer nach dem Gebrauch des Stammes einen Beinamen, welcher in der indianischen Sprache nicht weniger, als vierzig Sylben hat, und dessen Sinn ist:

„Der, welcher das weiße Pferd der Prairieen gewonnen und den Menschenjäger getödtet hat." Der Häuptling schätzte sich glücklich, seine Tochter einem Krieger, welcher solch' einen ruhmwürdigen Titel führte, geben zu können, und die Mutter der „Kirschblüthe" entschuldigte sich, jüngst das Geschenk der Antilope verschmäht zu haben. Während der Festlichkeiten sangen die alten Krieger der „Plattköpfe" abwechselnd ihre ehemaligen Heldenthaten und Abenteuer.

„Häuptlinge und Krieger," sagte einer von ihnen, „ich bin alt und mein Haupt ist weiß. Ich gleiche dem durch den Blitz des Groß-Manitou gefällten Baume; aber auch ich bin einst jung und muthig gewesen. Die Sprößlinge, welche unter meinem Schatten groß geworden sind, werden zeigen, was ich war. Ich spreche nicht von mir, sondern von dem, welcher das weiße Pferd gestohlen und den „Menschenjäger" getödtet hat. Höret mich, ihr Häuptlinge und Krieger."

„Der Greis, welcher mit euch spricht, zeichnete sich ehemals unter den jungen Männern aus. Er jagte den Büffel in der Prairie; er umstellte die „Schwarzfüßler" und kehrte niemals ohne den Scalp eines Feindes aus dem Kriege zurück; er schonte auch nicht die Frauen und Kinder der „Schwarzfüßler". Eines Tags jedoch hatte er Mitleid mit einem Kinde, das noch die Mutterbrust säugte. Der Herr des Lebens gab ihm den Gedanken ein, es zu schonen. Höret mich, ihr Häuptlinge und Krieger."

„Wir hatten das große Dorf der „Schwarzfüßler" während der Abwesenheit ihrer Krieger überfallen. Eine mit Manneskraft und Muth begabte Frau wagte es allein sich uns zu widersetzen. Mit einer Keule erschlug sie zwei der Unsrigen. Ich warf sie nieder und entriß ihr das Kind, dessen Wiege sie vertheidigte. Schon erhob ich das Messer, um es zu tödten, als ein Vogel des großen Geistes ganz in der Nähe seinen wunderbaren Gesang hören ließ. Der Vogel sang: O schone das Kind, denn der Herr des Lebens liebt es; es wird groß werden und der Ruhm der „Plattköpfe" seyn. — Ich gehorchte dem Wundervogel, nahm das Kind auf mein Pferd, gab es unserm Bruder, dem „schnellen Pfeil" um ihm den geliebten Sohn zu ersetzen, welchen er kurz vorher durch den Tod verloren hatte. Höret mich, ihr Häuptlinge und Krieger.

„Ich habe nur noch wenige Worte zu sagen. Derjenige welcher mit euch redet, erzählte dem „schnellen Pfeil" die Worte des „guten Vogels", damit er das Kind gleich dem seinigen erziehen möge. Der „schnelle Pfeil" ist seitdem gestorben; sein Geist ist in die Gefilde der glücklichen Jagd gegangen; aber seine Frau blieb unter uns zurück und der Herr des Lebens hat sich ihrer erbarmt. Das Kind ist ein geschickter Jäger, ein kühner Krieger geworden. Die Schwarzfüßler haben das Gewicht seiner Mordkeule empfunden. Sein Kriegsgeschrei hat in ihren Lagern Schrecken erregt: er hat getödtet den Menschenjäger!"

Die Annahme eines Schwarzfüßler-Kindes an Kindesstatt war unter den „Plattköpfen" eben nichts Neues und darum auch nicht unglaublich. Nichts ist sogar unter die-

sen Völkerschaften häufiger, als solche Adoptionen. Die feindlichen Stämme hassen und verfolgen sich unter einander bis aufs Blut, erblicher Haß wird zum thierischen Instinct; denn ein Indianer erkennt seinen Feind in der Finsterniß, am Gehen, ja selbst am Geruch; sein Anblick verursacht ihm nicht weniger Abscheu, als der eines giftigen Thieres; es ist ein Kampf auf Tod und Leben und er endigt nur mit der Vertilgung eins der beiden Stämme; Frauen und Kinder werden hingewürgt; wenn es sich aber ereignet, daß Zufall, Laune, oder eine höhere Eingebung eins dieser letztern am Leben erhält, so wird es der Gegenstand der zärtlichsten Liebe des Siegers. Auf einen neuen Stamm gepfropft, vereinigt es sich bald mit ihm und saugt dessen böse und gute Säfte in sich ein.

Ishtakka kannte nun seine Herkunft, ohne dadurch die „Schwarzfüßler" weniger glühend zu hassen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## †† Drei Jahre in China.

(Schluß)

Außer den vielen Läden mit kleinen Schmucksachen, wie man sie in jeder chinesischen Stadt antrifft, hat Ning-po einen Markt für seine Tischlerarbeit, wie ich ihn nirgends in China gefunden habe. Er befindet sich in einer eignen Straße, von den Engländern Furniture-street (Hausrathstraße) genannt. Die dort zum Verkauf ausgestellten Betten, Stühle, Tische, Pulte, Alcoven werden von allen Fremden mit Recht bewundert. Sie sind mit Schnitzwerk von Holz und Elfenbein im besten chinesischen Styl verziert und so kunstreich gearbeitet, mithin auch so theuer, daß nur reiche Leute sie kaufen können. Die Zahl dieser Leute ist in Ning-po verhältnißmäßig sehr groß. Viele Kaufleute, welche anderwärts Vermögen erworben haben, schlagen, wenn sie sich zur Ruhe setzen wollen, ihren Wohnsitz in Ning-po oder in dessen Vorstädten auf. Es gibt auch einige große Bankhäuser, welche mit den andern nordlichen Städten in Geschäftsverbindungen stehen. Auswärtige Handelsleute finden aber in dem reichen Ning-po ihre Rechnung nicht. Für den Absatz europäischer Waaren, für den Einkauf von Thee, Seide und andern Erzeugnissen Chinas ist Schang-hai der wichtigere Platz.

Nach meiner Ankunft in Ning-po war ich natürlich vor allen Dingen darauf bedacht, Zugang in den Gärten der Mandarinen zu erlangen, welche mir von Offizieren der vormaligen englischen Besatzung in Ning-po gepriesen worden waren. Wie überall so fand ich auch hier anfänglich einige Schwierigkeiten; es gelang mir aber bald, sie zu überwinden und mir einige neue Pflanzen zu verschaffen, welche zu den werthvollsten Stücken meiner Sammlung gehören. Einer dieser Gärten liegt in der Stadt selber, ihn zu besuchen versäumt kein Fremder. Der Eigenthümer ist ein reicher alter Mann, der sich seit langer Zeit von den Geschäften zurückgezogen hat, um den Abend seines Lebens der Gärtnerei zu widmen. Sein Haus und sein Garten sind einzig in ihrer Art und so schwer zu beschreiben, daß man sie gesehen haben muß, um sich eine deutliche Vorstellung davon zu machen. In der Gegend von Ning-po ist der Aufbau künstlicher Felsen auf einen hohen Grad von Vollkommenheit gebracht und dient zum hauptsächlichsten Schmuck der Gärten. Der gute Alte hat die verschiedenen Theile seiner Wohnung durch Grotten verbunden, welche von Zimmer zu Zimmer, von Hof zu Hof endlich in den Garten hinter dem Hause führen. Die kleinen Höfe sind von künstlichen Felsen umschloßen, aus deren Ritzen Zwergbäume wachsen, und über welchen Schlingpflanzen wuchern, mit ihren niedlichen Büscheln über die kleinen Wasserbecken am Fuß der Felsen herabhängend. Durch ein Labyrinth von Zimmern, Gängen, Höfchen und Grotten gelangt man an den Garten, welcher mit seiner Mannigfaltigkeit von Zwergbäumen, Blumenvasen und prächtigen Gebüschen und seiner Umgebung von farbenreichen Balconen viel größer scheint als er ist, da krumme Baumgänge, Grotten mit sorgsam beschränkten Fernsichten, Arcaden in den Mauern, Blumengebüsche und Bäume zur Verdeckung dieser den Beschauer auf eine angenehme Weise täuschen.

Die Chinesen sind die unermüdlichsten und vielleicht die geschicktesten Fischer in der Welt. Von allen ihren Weisen, die Bewohner des nassen Elements zu fangen, ist aber keine merkwürdiger als die, zu welcher sie eine große Art des Cormorans abrichten. Ich habe diese Vögel oft auf den Seen und Kanälen gesehen; hätte ich mich aber nicht mit eignen Augen von ihrer Gelehrsamkeit überzeugt, so würde ich nie haben glauben können, was in Büchern von ihnen zu lesen ist. Die ersten sah ich auf einem Kanal etwa eine Meile von Ning-po. Ich ließ sogleich meinen Fährmann nach der Stelle hinsegeln, um sie in der Nähe zu beobachten. Zwei kleine Fahrzeuge, jedes mit einem Mann und einem Dutzend Vögel besetzt, waren eben angelangt. Die Vögel saßen auf auf dem Bord. Auf einen Zuruf des Fischers stürzten sie sich ins Wasser. Ihr blitzendes meergrünes Auge gewahrt die Fische in großer Tiefe. Sie tauchen unter, erhaschen ihre Beute, welche sie halb verschlingen, tauchen wieder empor, kommen wie die Jagdhunde auf den Zuruf ihres Herrn herbei, lassen sich in den Nachen heben, speien die Beute aus und gehen sofort wieder an die Arbeit. Das Merkwürdigste ist, wenn einer einen Fisch erhascht, der ihm zu schwer ist, so kommt geschwind einer seiner Kameraden herbei und hilft ihm, die Beute nach dem Kahn bringen. Ist einer faul und schwimmt zu seinem Vergnügen herum, anstatt nach Fischen zu spähen, dann schlägt sein Herr mit einem langen Bambusrohr neben ihm in's Wasser und redet ihm zornig zu. Und wie ein vom Lehrer getadelter Schüler nimmt sich der Vogel zusammen und thut seine Schuldigkeit. Die geschickteste Abrichtung vermöchte übrigens nicht, den Cormoran dahin zu bringen, daß er freiwillig die Fische nicht ganz verschluckte. Um dies zu verhindern legt man ihm beim Fischen einen Ring um den Hals.

Auch in andern Theilen von China habe ich oft Gelegenheit gehabt, diese Thiere zu beobachten, besonders in dem Land zwischen Hang-tschu-fu und Schang-hai, und besonders viele auf dem Flusse Min in der Gegend von Fuh-tschu-fu. Ich hätte gar gern einige mit nach England gebracht, aber ich bemühte mich vergebens, welche zu kaufen. Endlich wandte ich mich an den englischen Consul zu Schang hai, und dieser hatte die Gefälligkeit, seinen Dolmetscher Medhurst mit mir zu einem Fischer zwischen Schang-hai und Tschapu zu schicken, welcher viele Cormorane zog und das Paar zu sechs bis acht Dollars (18 – 20 Gulden) verkaufte. Ich erhandelte zwei Paar. Der Dollmetscher befragte der Verkäufer über die Eigenthümlichkeiten dieser Vögel und brachte folgende Auskunft zu Papier: „Der Fischervogel nährt sich von kleinen Fischen, von Aalen und von Gras. Jeden Abend um 5 Uhr gibt man jedem 20 Loth Fisch oder Aal und 40 Loth Grünes. In ihrem vierten Jahr fangen sie an, Eier zu legen, was im hohen Sommer geschieht. Die Eier läßt man durch Hühner ausbrüten. Wenn das Weibchen

legen will, wird sein Schnabel roth. Alsdann muß man sich eine gute Bruthenne verschaffen. Die Jungen kommen am 25. Tag aus dem Ei. Man legt sie auf Baumwolle, die mit warmem Wasser angefeuchtet ist, und nährt sie die fünf ersten Tage mit Aalsblut. Später kann man ihnen klein geschnittenen Aal geben. — Wenn sie fischen, muß man ihnen einen Strohring um den Hals legen, sonst schlingen sie den Fisch ganz hinunter. Vom Oktober an bringt man sie jeden Tag um zehn Uhr ins Wasser, läßt sie bis um fünf Uhr fischen und bringt sie dann wieder nach Hause. Dies geht so fort bis zum Mai. Von da bis zum Oktober wird ausgesetzt. Das Männchen ist größer als das Weibchen, hat einen verhältnißmäßig dicken Kopf, dunklere und stärkere Feder." — Somit schien ich in den Stand gesetzt zu seyn, die Carmoranfischerei nach Europa zu verpflanzen. Die große Schwierigkeit war nur, die Vögel auf der langen Reise zu unterhalten. Für die Fahrt von Schanghai nach Hong-kong versah ich mich mit einem großen Krug voll Aale. Eine Zeitlang ging es ganz gut. Aber auf der hohen See bekamen wir einen Windstoß, der die Wellen über das Verdeck trieb. Ich eilte hinauf und fand zu meinem Schrecken den Krug umgeworfen und meine vier Vögel beschäftigt die Aale zu verschlingen. Die Gefräßigkeit dieser Thiere geht ins Unglaubliche. So schnell sie aber auch schlingen mochten, so ward doch ein guter Theil der Aale ins Meer gespült. Von da an suchte ich sie zu füttern, so gut ich konnte, brachte sie aber in einem traurigen Zustand nach Hong-kong. Zwei starben bald nach der Ankunft, und da ich nicht hoffen konnte, die beiden andern zu erhalten, blieb mir nichts übrig, als sie zu tödten, um wenigstens ihre Bälge zum Ausstopfen zu erhalten.

## Tabletten.

.†. **Kartoffel-Hände.** Darmstadt, 20. August. Ein hiesiger Schuhmacher hatte dieser Tage einen sonderbaren Schrecken. Im Begriff auf seinem Acker Kartoffeln auszumachen, ragte plötzlich eine **Menschenhand** aus der Erde hervor. Bestürzt ließ er die Hacke sinken, faßte sich aber bald wieder und wollte doch sehen, was es für eine weitere Bewandtniß damit habe. Kaum aber fuhr er mit dem Aufräumen der Erde fort, so zeigte sich eine zweite Hand. Als er auch jetzt seinen Schrecken wieder bemeistert hatte und zur näheren Untersuchung dieser seltsamen Erscheinung schritt, fand er, daß es zwei Kartoffeln waren, welche förmlich die Gestalt von Menschenhänden hatten, und zwar eine linke und eine rechte, jede mit eingeschlagenen Daumen. Dieses sonderbare Naturspiel erregte nicht wenig Aufsehen. Die Kartoffeln gleichen Menschenhänden vollkommen, sie sind wohl erhalten bis auf eine, die beim Ausmachen einen Einschnitt durch die Hacke erhalten hat. Der Eigenthümer bewahrt sie sorgfältig auf und läßt sie für's Geld sehen. Es wird schon wieder so viel in öffentlichen Blättern von der Kartoffelkrankheit gesprochen, daß einem ordentlich unheimlich zu Muthe wird. Sollten diese Kartoffelhände vielleicht eine neue Krankheitsform seyn und die Kartoffeln gar anfangen, sich in Menschenhände zu verwandeln, um am Ende zur Feder zu greifen und über ihre eigne Krankheit zu schreiben? Das wäre ja entsetzlich! Lieber wünschen wir, daß sich die Hände all derer in Kartoffeln verwandeln möchten, die nichts besseres zu thun wissen, als durch unnütze Zeitungsartikel über das Ueberhandnehmen der Kartoffelkrankheit die Gemüther in Besorgniß vor der nächsten Zukunft zu versetzen, dann würde es wahrlich nicht an Kartoffeln fehlen, selbst wenn diese unentbehrliche Frucht minder ergiebig ausfiele, als für dieses Jahr zu hoffen steht. —d.

⁂ Von 1830 bis 1845 sind in Paris allein an 37,000 Werke gedruckt oder wiedergedruckt worden. Darunter befinden sich ungefähr 3700 Theaterstücke, ungerechnet 175 dramatischer Werke, die in den Provinzen gespielt und verlegt sind, aber von den Pariser Buchhändlern verkauft werden. Auf den Theaterzetteln sind in diesen 15 Jahren nicht weniger als 900 verschiedene Verfasser genannt worden. In demselben Zeitraum sind 5492 Bände Dichtungen erschienen, macht auf jeden Tag etwas über einen Band. — Das jährlich in Frankreich fabricirte Papier reicht nach einer Berechnung Firmin Didot's hin, Bogen an Bogen gelegt, das ganze Frankreich (?) zweimal zu bedecken.

⁂ Wir berichteten neulich nach verschiedenen deutschen Blättern, der Stud. Karl **Wieland**, der letzte Enkel des Dichters des „Oberon", sei kürzlich in Weimar gestorben. Dieses Factum ist in so fern unrichtig, als gegenwärtig drei Brüder Geßner, directe Enkel des Idyllendichters G. u. Wieland's, in Zürich leben. Zwei dieser Brüder, der Domainen-Cassirer Ed. Geßner und der D. jur. Heinrich Geßner, haben auch während der schlimmsten Zeit des September-Regiments nicht minder wie schon vor den dreißiger Jahren, mit Muth und Hingebung für die liberale Sache gestritten.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Leipzig**, 16. August.

**Die Tonkünstler-Versammlung.**

(Fortsetzung.)

Nachdem der Präsident Becker allen Anwesenden für ihre Betheiligung an dem jungen Unternehmen, vorzüglich Herrn Brendel als dem Stifter der Vereinigung und der Dichterin Luise Otto für ihren poetischen Gruß an die vereinigten Tonkünstler seinen Dank gesagt und damit die Bitte um Nachsicht für die weniger geübten Redner verbunden hatte, begann die Besprechung der durch ein Programm angekündigten Gegenstände. Wir bitten indeß im Voraus um Entschuldigung, wenn die Mittheilung der Verhandlungen etwas chaotisch und tumultuarisch aussehen sollte. Es ist dies nicht unsere, sondern Schuld der Verhandlungen selbst. Die Tonkünstler, Meister des musikalischen Taktes, erschienen eben nur als Anfänger im parlamentarischen Takte und sprachen oft dumpf durcheinander. Eine kräftigere Leitung der Debatte würde nicht nur eine genauere und reichere Erörterung der einzelnen Anträge, sondern auch die Besprechung einer größern Anzahl der Gegenstände zur Folge gehabt haben.

In dem ersten Antrage machte sich mit Recht der Patriotismus der Künstler Luft. R. Schumann, leider verhindert, persönlich zu erscheinen, beantragte durch Brendel die Einführung deutscher Titel für Musikalien, sowie Ausschließung der italienischen Vortragszeichen, welche sich in deutscher Sprache eben so gut und noch besser ausdrücken lassen. Brendel wünschte von der Einführung deutscher Titel die Virtuosencompositionen ausgenommen, weil sie auch für das Ausland berechnet sind. Hoffmeister sen. erörterte die geschichtliche Entstehung französischer Titel. Weil die Tonsprache Welt-

sprache sey, so habe bei dem Uebergewichte, welches die französische über die deutsche Sprache im vorigen Jahrhundert gewonnen, das Interesse der Verleger auf französische Titel geführt, auch eignen sich diese besser für Widmungen wegen des Titelunwesens in Deutschland; indeß stimme auch er bei Werken, welche nur für Deutschland bestimmt sind, für deutsche Titel. Riccius bemerkte, daß der Antrag nur die Aenderung der Verbindungswörter betreffe, da die ausländischen Benennungen von Compositionen, Sonate, Rondo u. s. w. längst in deutscher Sprache das Bürgerrecht erhalten haben; die Widmung dürfe dem patriotischen Vorschlage kein Hinderniß seyn, indem sie leicht durch Hinweglassung des Titels vereinfacht werden kann. Brendel und Ritter heben besonders die Thorheit und Arroganz der Opus 1-Componisten hervor, welche, statt sich ein Publikum in nächster Umgebung zu suchen, mit französischen Titeln an das Ausland appelliren. Becker fügte noch den trefflichen Antrag hinzu, bei jeder Composition das Jahr ihres Erscheinens anzugeben. Hoffmeister trat dem bei, wünschte indeß ephemere Compositionen ausgenommen. Brendel und Riccius erklärten sich gegen jede Ausnahme; letzterer wies außerdem noch auf das Unwesen hin, jedes winzige Liedchen mit einer Opuszahl zu versehen. Moscheles empfahl nach seinem Vorgange nur diejenigen Werke als Opera zu bezeichnen, welche eigene Arbeit enthalten; Arrangements und andere Bearbeitungen fremder Compositionen unbezeichnet zu lassen. Die Versammlung wies indeß diese Materie als nicht hierher gehörig zurück und trat nach Hoffmeisters Bemerkung, daß sowohl Abfassung deutscher Titel als Angabe der Jahreszahl lediglich von dem Componisten abhinge, einstimmig den Anträgen von Schumann und Becker bei.

Musikdirector Sailler aus Blankenburg sprach hierauf über die Verbreitung größerer Manuscripte. Am Schlusse des vorigen Jahrhunderts sey durch Breitkopf und Härtel ein ansehnlicher Manuscriptenhandel unterhalten worden, indeß später eingegangen. Es sey dies um so mehr zu bedauern, als jungen Componisten fast jede Gelegenheit benommen sey, ihre Werke über ihre Heimath hinaus bekannt zu machen; theils mangle ihnen Berühmtheit des Namens, theils bleibe der Inhalt ihrer Werke unbekannt. Diesem Uebelstande könne durch Errichtung und Herausgabe eines jährlich erscheinenden Katalogs von Manuscripten abgeholfen werden; von der Redaction eines solchen Repertoriums würden alsdann Abschriften der angezeigten Werke zu beziehen seyn. Hoffmeister bemerkte, daß mit bloßer Nennung des Namens von Manuscripten den darauf reflektirenden Musikdirectoren wenig gedient seyn könne; vielmehr möge der Componist eine Selbstkritik seines Werkes sowohl über seine Intention, als über die Besetzung, welche die Aufführung erfordert, der Anzeige beifügen. Becker bemerkte, daß, bevor für das Repertorium ein Verleger gefunden sey, der Katalog in musikalischen Zeitschriften abgedruckt werden könne. Kretschmar aus Magdeburg fand eine Selbstkritik der Componisten über ihre Werke eben so unwirksam als bloße Titelanzeigen und verlangte Recensionen von anerkannten Meistern. Hoffmeister entgegnete, daß dieser Wunsch in dem zunächst zu besprechenden Antrag von C. Gollmick, die Errichtung von Prüfungscommissionen betreffend, seine Erledigung finden werde. Der Präsident frug daher die Versammlung nur: ob sie einen jährlich erscheinenden Manuscripten-Katalog wünschenswerth finde? worauf die Majorität mit Ja antwortete.

(Fortsetzung folgt.)

---

**Vom Vierwaldstättersee, 15. August.**
(Schluß.)

Bereits ist der Verkehr der deutschen Eisenbahn hier bemerkbar; seit Eröffnung der badischen Bahn gewahrt man unter der Touristenwelt vorzüglich viele deutsche Familien, welche die wunderschöne, in ihrer unverkünstelten Naturkraft prangende Gebirgswelt der Urschweiz nicht genug schildern können. Seit man von Frankfurt mit der Eisenbahn in einem Tag nach Basel fährt, und von Basel mittels der Mallepost in 10½ Stunden nach Luzern gelangt, wird es möglich, in 24 Stunden auf den Rigi zu steigen; leider ist jedoch dermalen das Ineinandergreifen der An- und Abkunft noch nicht geregelt, so daß man gegenwärtig die Nacht in Basel verweilen und erst mit dem Tag-Eilwagen nach Luzern abfahren kann; doch haben wir bereits Reisende gesehen, welche am Sonntag in Frankfurt abgingen, eine Nacht in Basel ausruhten, Montag nach Luzern fuhren, in der Nacht bei schöner Mondbeleuchtung den Rigi bestiegen und sodann auf dem Kulm den herrlichen Sonnenaufgang begrüßten. Alle diese erleichterten und vermehrten Transportmittel führen denn auch bereits eine ungeheure Zahl Fremde hin nach Luzern, so daß der prachtvolle, neuerbaute „Schweizerhof“ in letzter Woche wiederholt genöthigt war, aus Mangel an Raum Reisende weiterzusenden.

Wenn wir nun von dieser schönen Schweizernatur einen Blick auf die Schweizer werfen, so muß die Zerrissenheit, welche die Gemüther beherrscht, einen tiefen Schmerz erleben. Die Schweizerstände könnten so glücklich seyn, wenn sie sich verstehen, wenn sie ihr Glück fassen wollten. Seit Jahrhunderten freie, selbstständige Staaten, durch einen gemeinschaftlichen Bund zum Schutz und Trutz mit einander verbunden, einer glorreichen Vergangenheit sich erfreuend — stehen die Bundesgenossen sich dermalen wie ein Feind dem Feind gegenüber! Es ist hier nicht der Ort, auf die Ursachen dieses verhängnißvollen Zustandes einzugehen, allein das ist sicher und gewiß, daß durch die jüngsten Tagsatzungsbeschlüsse die Gemüther in der Urschweiz tief verletzt worden sind, und daß eine Wiederaussöhnung mehr und mehr zur Unmöglichkeit wird. Nie und nimmer werden die Vierwaldstände das mit dem Blute ihrer Väter theuer erworbene Recht der Selbstbewaffnung aufgeben, nie und nimmer auf ihre fünfhundertjährige Kantonalsouverainität verzichten. Auf dieses läuft aber am Ende das Drängen der radicalen Parthei heraus, und darum auch der Widerstand der Urschweiz, welche eher den Bund mit den zweiundzwanzig Ständen, welcher erst seit 32 Jahren existirt, als ihre ein halbes Jahrtausend alte Selbstherrlichkeit aufgeben wird. Die Stände der Urschweiz wollen den übrigen Kantonen nichts aufdringen, aber sie lassen sich in confessioneller und kantonaler Beziehung auch von denselben nichts aufzwingen. Können die Zwölfer-Kantone nicht zu dieser bundesrechtlichen Toleranz sich erheben, so bleibt nur das Schwert übrig um den Knoten zu lösen. S.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 22. August. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abtheil., von Heinrich Laube.

Montag, den 23. August. (Neu einstudirt) Der Talisman, Posse mit Gesang in 3 Abtheilungen von Nestroy. Musik von A. Müller. (Gastrolle) Feuerfuchs: Herr Nestroy, vom k. k. Theater an der Wien. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 232. Montag, den 23. August 1847.

Das weiße Pferd der Prairieen.

(Fortsetzung.)

Mehrere Monate waren seit seiner Vereinigung mit der „Kirschblüthe" verflossen, als sich eines Morgens in dem Dorf der „Plattköpfe" Schrecken und Verwirrung verbreiteten; das weiße Pferd der Prairieen war verschwunden! Die Wahrsager erklärten, daß dieses wunderbare Thier, weil es ein Geist, ein Manitou sey, seine Gestalt verändert hätte; vielleicht hatte es gar die Gestalt jener Schlange angenommen, welche an demselben Morgen, wo das Pferd verschwunden, in der Nähe des Lagers erblickt worden war; oder es verwandelte sich in den Adler, der um dieselbe Zeit über den Zelten schwebte, und lange nicht weichen wollte. Diese Auslegung war indessen für Ishtakka keineswegs befriedigend; er erklärte sich das Verschwinden seines theuren Thieres viel einfacher. Die „Schwarzfüßler" hatten ihm Gleiches mit Gleichem vergolten, indem sie ihm das Pferd wieder wegnahmen; er zweifelte keinen Augenblick daran, und Incillo bestärkte ihn noch in diesem Argwohn. Diese Beschimpfung erschien ihm so unerträglich, daß er längere Zeit das Leben verwünschte, das ihm die Räuber seines Pferdes gelassen hatten. Sein Glück, sein Muth waren mit dem Pferd von ihm gewichen; wenigstens glaubte er das, und Simson konnte bei seinem Erwachen in keiner größern Verzweiflung seyn, als er sein Haar unter der Scheere der verrätherischen Delila gefallen sah.

Vergebens suchte ihn „Kirschblüthe" zu trösten. Ishtakka war wie vernichtet, er redete nicht, saß regungslos da, und rührte die Speise nicht an, welche ihm seine Frau vorsetzte.

Mit dem Entschluß, das weiße Pferd wieder zu gewinnen, oder bei der Unternehmung umzukommen, kehrte ihm auch das Vertrauen auf den großen Manitou zurück; er schwärzte sich das Angesicht und zog sich in die Einsamkeit zurück, wo er sich, um den Schlaf zu überwinden, Dornen in das Fleisch stieß.

Als er glaubte, daß Manitou ihm wieder gnädig sey und seine Gebete die feindlichen Geister versöhnt hätten, kehrte er in sein Zelt zurück, ließ einen Hund schlachten, und richtete seinen Freunden ein festliches Mahl her. Ein Ausrufer ging sofort von Haus zu Haus, nannte die Namen der eingeladenen Personen und ersuchte jeden Gast, seinen Bolus und seinen Löffel mitzubringen.

Sobald die Gäste versammelt waren, erschien Ishtakka mit heiterem Antlitz; seinen Leib hatte er mit Zinnober bemalt und mit Bärenfett gesalbt, seine ganze Erscheinung war die zum Kriege gerüstete des Helden. Nach geendigter Mahlzeit trennte man sich, ohne daß Jemand den Plan des jungen Kriegers erfahren hatte, welcher noch am Abend desselben Tags das Dorf verließ.

Schon oft sind indianische Krieger und Jäger, die sich auf ihren Zügen in der Wildniß verirrten, vor Hunger und Ermüdung umgekommen. Zuweilen verlieren sie ihr Jagdgeräthe, oder sie finden kein Wild zu erlegen. Ishtakka schlug, um nicht den in den Prairieen zerstreut lagernden „Schwarzfüßler-Stämmen" in die Hände zu fallen, einen längeren und mühsameren Weg ein. Er verirrte sich und kam in eine Sandwüste, wo weder er, noch sein Pferd Nahrung fanden; beide fielen vor Erschöpfung an jedem Abend kraftlos nieder. Zwei Geier, in welchen er böse Manitou's zu erblicken glaubte, folgten ihm, wie wenn sie ihrer Beute schon gewiß wären. Abends ruhten sie in seiner Nähe und am Morgen weckte ihn ihr mißtönendes Gekreisch. Ritt er weiter, so folgten sie ihm, streiften ihn mit ihren Flügeln, und zuletzt sah er sich genöthigt, ihnen sein Pferd als Beute zu überlassen und seinen Weg zu Fuß fortzusetzen.

Halb todt vor Hunger und Durst, erreichte er endlich das Lager der „Schwarzfüßler", welches er öde und verlassen fand. Nur ein zum Scelett ausgehungerter Hund, der auf einem Grashügel, am Fuße einer großen, mit einem Federbusch gezierten Stange lag, hütete das Grab eines Kriegers. Bei der Annäherung Ishtakka's erhob er sich und ließ wie vor einem Feinde ein dumpfes Knurren hören.

Der junge Indianer hoffte wenigstens einige von der Horde zurückgelassene Nahrung, oder eine Quelle zu finden, um seine lechzenden Lippen zu erfrischen; aber die „Schwarzfüßler" hatten vor ihrem Abzug ihre sämmtlichen Vorräthe an Früchten und Pflanzen ausgegraben, und nirgends war eine Quelle zu entdecken. Er hielt sich für verloren und bat den Herr des Lebens, ihn einen schnellen Tod sterben zu lassen und in die seligen Jagdgefilde aufzunehmen. Er bat ihn auch die „Kirschblüthe" zu trösten, die nun für immer vergeblich seiner Rückkehr entgegensehen würde; dann legte er sich unter ein Gebüsch, um durch dasselbe seinen Leichnam den Geiern zu entziehen, welche ihn wieder verfolgten.

Die Sonne war untergegangen und schon deckten Schatten die fernen Felsengebirge. Ishtakka glaubte, indem er das Ohr an die Erde legte, entfernte Pferdeschritte zu hören. Er täuschte sich nicht; der Ton kam näher und bald sah er eine Truppe „Schwarzfüßler", die sich um den Hügel lagerten. Unter den Kriegern befand sich eine Frau, deren Wehklagen die Echos der Einsamkeit weckte, so oft ein in dem Laubwerk eines benachbarten Baumes versteckter Vogel sein melodisches Abendlied hören ließ.

Der Geist des Kriegers, der unter dem Baume begraben war, hatte nämlich, nach dem Glauben der Indianer, Vogelgestalt angenommen, um seinen alten Waffengefährten und der bekümmerten Wittwe durch seinen Gesang zu verkünden, daß er in den Jagdfeldern des großen Geistes glücklich sey.

(Schluß folgt.)

---

## [:] Eine Expedition nach der San-Saba in Texas.

Mitgetheilt durch Herrn Bené, Beamter des deutschen Auswanderungsvereins, Capitän und Befehliger der Expedition; und Herr von ***, Herz. Naff. Officier und Freiwilliger bei dem Zuge.

---

Bekanntlich ist die San-Saba das fabelhafte Land von Texas. Die Spanier hatten hier um 1710 eine Niederlassung gegründet, welche durch ein Fort geschützt wurde, welches um 1780 durch die Comanche-Indianer, die sich zu diesem Zwecke in größerer Masse vereinigt und sich immer als Herrn des Landes betrachtet hatten, ausgehungert und größtentheils zerstört wurde. Der Schrecken, den die Vernichtung dieses Fort's über ganz Texas und Mexiko verbreitete, ließ eine geraume Reihe von Jahren diese Thäler und Berge von Weißen unbetreten; und die von nun an immer zunehmende Kühnheit seiner kriegerischen Bewohner, die in blutigen Raubzügen die Geißel von Texas und Mexiko wurden, brachte nur einzelne, militärisch organisirte Trezzs als Rächer hierher. So kam es, daß die San-Saba mit einem dichterischen Nimbus umgeben wurde und jedermann die reichen Gold- und Silberminen ihrer Berge und die Fruchtbarkeit und paradisische Schönheit ihrer Thäler pries.

Dieses Land, der sogenannte Grant des Herrn Consul H. Fischer, kam vor einigen Jahren durch Kauf an den Verein zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas, dessen Verwaltung in Amerika es bisher jedoch noch nicht gesehn hatte. Behufs Niederlassung und Vermessung unternahm nun mit Beginn dieses Jahres der General-Commissair des Vereins Herr von Meusebach, eine Expedition nach dieser terra incognita, welcher beizuwohnen wir das Vergnügen hatten.

Am 22. Januar waren alle Vorkehrungen getroffen. Unser Zug, bestehend aus einer zu diesem Zwecke errichteten Reiter-Compagnie, mehreren Freiwilligen, 5 Mexikanern und den amerikanischen Vermessern, einige 40 Mann stark, wohl beritten und bewaffnet, setzte sich von Friedrichsburg in Bewegung. Einer der Mexikaner, Lorenzo di Boza, der in frühester Jugend von den Comanches geraubt, später wieder ausgelöst worden, die Sitten, Gebräuche und Sprache der Indianer genau kennend, sollte uns als Trailer (Führer) und Dollmetscher dienen. Herr von Meusebach, der noch einige Geschäfte hatte, versprach uns nachzufolgen, was auch im zweiten Camp (Lager) geschah.

Dieses Lager war für uns eines der unglücklichsten der ganzen Reise, indem wir auf der Büffeljagd einen der tüchtigsten Gefährten durch das Zerspringen seiner Büchse verloren und ihn schwer verwundet zurücksenden mußten. Außerdem entstand durch Unvorsichtigkeit Feuer im Prairieland. Wir kämpften 36 Stunden lang erfolglos gegen dasselbe an. Unsere Pferde wurden viele Meilen weit des Futters beraubt, und unser Gepäck, wie unser Proviant befand sich in großer Gefahr. Der nächste Marsch erforderte die Ersteigung eines steilen Felsen und Bergrückens, der den Transport der 3 mitgenommenen Pferde und Maulthierwagen nicht wenig erschwerte; jedoch langten wir am 26. Abends in dem schönen Thale des obern Piedernales-Flußes an, wo bald alle Beschwerden der Reise vergessen waren und wozu die in Ueberfluß vorhandenen wilden Truthähne wesentlich beitrugen. Von hier bis zum Llano durchzogen wir theilweise eine reizende Gegend, die uns eine Menge Wild aller Art bot. Mit diesem Fluße, einem der bedeutenderen des westlichen Texas, erreichten wir die Grenze des Comanche-Gebietes, und bei weitem die schönste Gegend, welche wir bisher gesehen hatten. Das kristallklare Wasser des Flusses durchströmt ein fruchtbares Thal; von malerischen Bergen umschlossen, nimmt es jedoch nur theilweise die ganze Breite des Flußbettes ein, indem es die Eigenthümlichkeit der texanischen Flüsse theilt, die oft im obern Laufe bedeutend stärker als im mittlern sind. Steile Felswände verengen hier und da das Bett und veranlassen Schnellströmungen oder Wasserfälle, so wie größere und kleinere Becken von oft bedeutender Tiefe, die im Verein mit riesigen, theils stehenden, theils in malerischer Unordnung umherliegenden Baumstämmen und dem mit Schlingpflanzen bedeckten Boden, die reizendsten Scenerien bilden.

In diesem Uferwalde fanden wir das saftigste junge Gras (wilder Roggen) und da unsere Pferde und Maulthiere der Erholung bedurften, so beschlossen wir hier einige Tage zu rasten, welche Muße unsere Vermesser zum Aufnehmen und Lociren der schönsten Thäler, unter bewaffneter Begleitung benutzten.

Am 31. hatten wir die Freude, auf der Jagd einen Thawnee-Indianer zu treffen, der in unser Camp geführt und hier gespeis't wurde. In gebrochenem Englisch erzählte er uns, daß er mit 6 bis 8 Kriegern seines Stammes sich der Jagd halber hier aufhalte. Herr von Meusebach ergriff diese Gelegenheit 3 dieser Leute zu vermögen, uns als Jäger zu dienen, da für Weiße in der Indianergegend die Jagd ziemlich erfolglos ist und nur in größerer Anzahl unternommen werden darf, wodurch die Sicherheit des Marsches beeinträchtigt werden würde. Die Thawnee-Indianer gehören zu den halbcivilisirten Stämmen, die ihre Wohnsitze vom Canadian zwischen dem Arcansas-Fluß und dem Rothstrom haben und Ackerbau nebst Jagd treiben.

Mit dem Ueberschreiten des Llano, einer für unsere Wagen sehr beschwerlichen Passage, betraten wir das Gebiet der Comanche-Indianer. Obschon wir wußten, daß diese hier in zahlreichen Stämmen nomadisirend leben, sahen wir doch in den ersten Tagen keinen Indianer. Daß wir beobachtet waren, unterlag keinem Zweifel, denn unsere Thawnée versicherten uns, wir seien fortwährend von Comanches begleitet, die sie zwar nicht gesehen, jedoch „trailt," d. h. deren Fährte sie erkannt hätten. Es war also eine doppelte Aufmerksamkeit nöthig und wir mußten in beständiger Bereitschaft zum Gefechte marschiren. Es war dies aber nicht leicht. Denn man denke sich ein Land, das vor uns wohl kein Mensch betreten hatte. Unser Weg führte uns bald über Berge und steile Felsen, bald durch tief eingeschnittene Schluchten, mit theils reißenden und tiefen, morastigen Bergwassern (Cricks), bald durch dicht verwachsene Wälder. Oft mußten wir uns mit der Axt einen Weg für unsere Wagen bahnen, oft für diese längs steilen Abhängen Abgrabungen machen. So kam es daß wir trotz kleinerer Tagemärschen in der Regel sehr ermüdet die Stelle des Nachtlagers (Camp) erreichten, die mit Ueberlegung gewählt werden mußte.

Denn nicht nur brauchten wir Wasser, Holz und reichliches Futter für unsere Reit- und Wagenpferde, so wie für die Packmaulthiere, der Lagerplatz mußte auch vertheidigungsfähig,

möglichst abgeschlossen und gegen die immer häufiger wehenden Nordwindstürme geschützt sein. War nach dieser Bedingung der Platz gewählt, so wurde er halbkreisförmig durch 6 bis 8 Feuer und Zelte eingefaßt. Wir waren nämlich der Ordnung wegen in so viele Massen getheilt, deren jede für sich verproviantirt war und für sich kochte. Die noch offene Seite des Lager's wurde durch zweckmäßiges Auffahren der Wagen geschlossen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** Die alten Königshügel bei Upsala. Bekanntlich hat es der Kronprinz von Schweden unternommen, diese Hügel, und besonders Einen darunter, den s. g. Odinshügel öffnen und ihr Inneres untersuchen zu lassen. Schon im vorigen Jahre war man der Urne sehr nahe gekommen, stieß aber unerwartet auf Schwierigkeiten, da die Urne mit Steinen umstellt, und das Ganze dann mit einem Steinhügel 160 Fuß im Umkreis überlegt worden war. Man fand endlich in der Mitte eine Erhöhung von kleinern Steinen, die ein hartes zusammengeschlagenes Lager von Asche, Kohlen und verbrannten Gebeinen bedeckte, in dem sich auch kleine Bruchstücke von Schmuck fanden. Dieses Lager, welches sechs Fuß im Durchmesser und einen Fuß in der Dicke hatte, war hingebreitet über die Fläche eines drei Fuß dicken Erdlagers, auf dem in einiger Entfernung vom Mittelpunkt die Verbrennung stattgefunden hatte. Drei Zoll unter der Oberfläche dieser Erdbettung stand eine sieben Zoll hohe und neun Zoll im Durchmesser haltende Urne von schwach gebranntem Thon, in einem Kreis von großen Steinen, der sie seitwärts schützte und auch den starken obern Druck abhielt; dennoch hatte sie an mehreren Stellen Risse bekommen. Sie war bis an den Rand mit verbrannten Gebeinen, theils von Menschen, theils von Thieren, Pferden, Hunden u. s. w., so wie auch mit Vogelsklauen angefüllt. Man fand auch einige eiserne Nägel, schlecht gearbeiteten Kupferschmuck, beinerne Knöpfe, Stücke eines beinernen Kamms u. s. w. darin, aber auch ein größeres und ein kleineres Bruchstück von zwei Goldbracteaten, das eine mit Schlangen- (sling) Zierrathen, das andere mit einer Art von Filigranarbeit belegt, die von außerordentlicher Kunstfertigkeit zeugt und wahrscheinlich orientalischen Ursprungs ist. Ausl.

*** Man meldet aus Rom: Dr. Stieglitz, der seine Rückreise nach Venedig antrit, war in den letzten Monaten ausschließend mit der Durchsuchung und Anordnung des literarischen Nachlasses unsers verewigten Malers Reinhart beschäftigt, und die Ausbeute ist eine in jeder Rücksicht überraschend reiche. Er beabsichtigt das vorgefundene treffliche Material zu einem Lebensbilde des großen Mannes zu benutzen, dessen sämmtlicher pecuniärer Ertrag einzig zum Besten von dessen nachgelassener Familie bestimmt ist. Hieran soll sich zugleich als Anhang zuerst das Wichtigste von Reinhart's hinterlassenen schriftstellerischen Erzeugnissen schließen, bestehend in mehreren Aufsätzen verschiedenen Inhalts, in seinem interessanten Tagebuche über seine 1789 vollbrachte Reise nach Italien, in einer Reihe der schönsten Aphorismen und Notizen über Kunst, Wissenschaft und Leben, und in einer Anzahl ausgewählter, höchst ausgezeichneter Gedichte, aus der Zeit seines persönlichen Umgangs mit seinem Jugendfreunde Schiller bis vor seinem Tode, unter denen wir besonders auf eine Reihe trefflicher, mit Kästner's Geiste geschaffener Epigramme aufmerksam machen. Eine Auswahl aus den zahlreich vorgefundenen Briefen der ausgezeichnetsten Männer soll seiner Zeit folgen. So liegen von Schiller selbst noch drei höchst interessante ungedruckte Briefe vor, eine Reihe vertraulicher Mittheilungen von Göckingk (von 1802 bis 1811), besonders wichtig in Bezug auf die damaligen Zustände Deutschlands; außerdem von Seume, Graf v. Auersperg, Canova, Olivier, Rauch, Horace Vernet, dem hannöver'schen Minister Grafen v. Münster, dem früh verstorbenen trefflichen Herzog Georg von Meiningen, dem früheren Kronprinzen und jetzt regierenden König von Baiern, dem er mit der innigsten Verehrung und glühendsten Dankbarkeit ergeben war.

*** London. Jenny Lind ist zuletzt noch in der neuen Oper von Verdi, „I Masnacheri" aufgetreten. Lumley hat sie eigens für sich componiren laßen und mit vielen Kosten in Scene gesetzt. Das Sujet ist Schillers Räubern entnommen und denselben ziemlich treu nachgearbeitet. Es spielt in vier Acten und endet damit, daß Jenny Lind (Amalie) ohnmächtig niedersinkt, weil ihr Karl mittheilt, daß er den Räubern angehöre und seinem Eide nach dauernd angehören müsse. Das Stück könnte dem dramatischer Effecte nach gut sein, aber die Musik ist so unter aller Kritik, daß kein Bierfidler etwas Schlechteres liefern würde. Es ist auch keine einzige Melodie darin — ein paar aus Norma gestohlene Tacte ausgenommen, und die Chöre sind so einförmig und monoton, daß sie zum Schlafe einladen. Jenny Lind macht sich auch keineswegs reizend darin. Sie ist vom Anfange an schwarz gekleidet — was doch eigentlich nicht nöthig ist und sich auf dem Theater nie besonders ausnimmt — und in den letzten Scenen erscheint sie gar in einer Art weißem Nachtkleide mit fliegenden Haaren, was sie ganz entstellt. Wozu der Schmerz in Weiß oder Schwarz gekleidet ist und häßlich aussehen muß, begreieft man doch nicht recht. So hat die schwedische Nachtigall also keinen glänzenden Abschied gefeiert. Verdi selbst ist so beschämt gewesen, daß er gleich nach dem Continent abgereist ist. Jenny wird wohl bald ein gleiches thun, wenn auch nicht aus gleicher Ursache — Man trinkt übrigens jetzt Jenny-Bier, ißt Jenny-Eis, hat Jenny-Schuhe, Jenny-Bilder, Jenny-Münze und endlich — eine Jenny-Statue. Das ist also Jenny genug, um eine Jenny zufrieden zu stellen. Und sie soll es sein. Und was mehr ist, Lumley soll es gleichfalls sein, und kein Opfer scheuen, Jenny zu beweisen, daß er es ist — ja er ist bereit, sich ihr selbst zu Füßen zu legen, wenn sie es vergönnt. — Uebrigens aber hat das Publikum lange viel von einer romantischen Liebe für einen schwedischen Geistlichen gesprochen und Jenny bis zu den Wolken erhoben, eben dieser Treue halber, welche diese inmitten alles Glanzes und aller Versuche ihrer ersten Flamme bewahre — und nun findet man endlich heraus, daß an der ganzen Sache nichts sey. —

*** London. Es sind in dieser Saison nur drei junge Damen aus der Haute volée entführt worden. Da alle Drei ohne ihre Kleider oder Wäsche mitzunehmen, bei Nacht und Nebel das elterliche Haus verlassen hatten, so fiel es einer weisen Mutter ein, die Vorsicht zu gebrauchen einen Vorrath der nöthigsten Sachen einzukaufen, und diese eingepackt in die Vorhalle stellen zu lassen — worauf sie zu ihren drei Töchtern ging und sie bat, im Fall sie beschlossen hätten, oder beschließen sollten, heimlich davon zu gehen, nur um Alles nicht zu vergessen, den Porte manteau mitzunehmen.

# Korrespondenz-Nachrichten.

**Paris**, 18. August.

Der Mord der Herzogin von Choiseul-Praslin.

Heute Morgen ist ein furchtbarer Mord verübt worden. Tausende und aber Tausende standen neugierig in der Faubourg St. Honoré vor dem großartigen Hotel des Marschalls Graf Sebastiani, denn dort wurde in verflossener Nacht die That verübt. Um 8 Uhr erschien der General-Procurator Delangle, der Präfect der Polizei, der Minister Duchâtel, der oberste Procureur des Königs, in Begleitung vieler Commissäre und Beamten. Eine ungewöhnlich große Anzahl der Municipalgarde und Stadtsergeanten mußte die immer wachsende Menge der neuzierigen Zuschauer mit Gewalt zurückweisen, der Andraug wurde jedoch immer stärker.

Nebst Pasquier, Bois-de-Loury und Tardieu kam Orfila, Dechant der medizinischen Facultät. Referent begleitete Letztern.

Die Herzogin Choiseul-Praslin reiste in den ersten Tagen der verflossenen Woche von Paris nach ihren Gütern in Praslin um der Preisvertheilung eines unter ihrem Schutze stehenden Institutes, in welchem zwei ihrer Kinder erzogen werden, beizuwohnen und kam gestern Abends von ihrer Reise zurück. Sie beabsichtigte nur eine Nacht im obgenannten Hotel ihres Vaters zu bleiben und dann mit ihrem Gemahle nach Dieppe zu gehen, wohin sich auch ein Theil ihrer Familie und Dienerschaft zuvor begeben hatte.

Ermüdet von der Reise, legte sich die Herzogin um 11 Uhr, also früher wie gewöhnlich, zu Bette, und nachdem sie der Mehrzahl ihrer Diener die Erlaubniß ertheilt hatte, sich zu entfernen, blieben bloß eine Kammerfrau, welche im oberen Stockwerke wohnt, eine Gouvernante und zwei männliche Bedienten zurück.

Das Hotel des Marschalls bildet von der Faubourg St. Honoré aus bloß eine geringe Façade, welche aus dem durch zwei Säulen getragenen riesigen Eingangsthore und einer kleinen, zur Rechten gelegenen, für den Portier bestimmten Wohnung besteht. Hinauf gelangt man, sobald man den breiten Hof durchschritten, zur zweiten und eigentlich großen Façade, welche gegen die elysäischen Felder gelegen ist.

Das im Erdgeschoß befindliche Gemach der Herzogin, zu welchem sechs Stufen führen, geht auf letztere Façade und das gegen Mittag gelegene Schlafgemach hat die romantische Aussicht auf einen der schönsten Gärten der Residenz.

Um 11 Uhr Abends herrschte tiefe Ruhe in dem Hôtel, alle Kerzen waren verlöscht. Es war im eigentlichsten Sinne der Bedeutung dort eine Grabesstille!

Zwischen 4 und 5 Uhr, da es zu dämmern anfing, hörte die Kammerfrau einen ungewöhnlich starken Schall der Zimmerglocke. Sie springt im Nu auf, klopft an die Thüre ihrer Gebieterin... vergebens! Sie ist verschlossen, Niemand öffnete. Sie lauscht, guckt durch das Schlüsselloch... Alles finster.. da dringt ein tiefes Stöhnen an ihr Ohr... sie ruft zur Hülfe, die Bedienten laufen herbei, die Thüre wird gesprengt, und Himmel, welch ein Anblick bietet sich dar!

Da liegt die brave Herrin in einem Blutbade, mitten im Zimmer! Links, an der Kehle, klafft eine Wunde, in welche man drei Finger legen kann, zwei andere Wunden in der Brust, und eine vierte, die einen Finger von der rechten Hand fast trennte. Nach dem Zeugniß der Aerzte wurde sie mit einer breiten, zweischneidigen Mordwaffe beigebracht.

Man ersah auch deutlich aus der vorhandenen Unordnung, daß die im Schlosse wild angefallene Dame schnell erwacht und den lebendigsten Widerstand geleistet hatte: ein kleiner Toilettentisch war fast zerbrochen, so lagen auch Porcellan-Vasen, zwei Kandelaber und ein Lehnstuhl wild durcheinander auf dem Boden. Das goldbemalte Papier, womit die Wände bedeckt sind, trägt deutliche Spuren des vergossenen Blutes und den Abdruck der fünf Finger des Mörders. Dasselbe gilt von der blauen Glockenschnur und dem Bette. Zwischen der geballten Faust der Gemordeten fand man dunkle Haare, welche sie in Verzweiflung ihrem Mörder ausgerissen.

Sämmtliche oben genannten Aerzte, wovon zwei gleich um 5 Uhr Morgens ankamen, brachten alle denkbaren Mittel, welche die Kunst bietet, in Anwendung, aber die Arme gab in Orfila's Armen, ohne ein Wort hervorzubringen, oder zum Bewußtseyn zu gelangen, unter Convulsionen den Geist auf.

Es ist weder ein Diebstahl begangen, noch auch ein solcher allem Anscheine nach beabsichtigt worden. Alle Commissäre und königliche Procuratoren, selbst der mit der Herzogin so innig befreundete Minister, prüften den Garten genau und nach allen Richtungen, es ist und bleibt nun erwiesen, daß er sich gestern Morgen noch in einem solchen Zustande befunden, daß weder Jemand eintreten, noch weniger entwischen konnte. Man hat auch keine Spur irgend eines Einbruches wahrgenommen.

Alle, ohne Unterschied, wie sie im Hotel sich befanden, wurden alsbald in sicheren Gewahrsam gebracht, die allerstrengste, gerichtliche Untersuchung begann schon Vormittags.

Die Herzogin von Praslin war kaum 42 Jahre alt, die einzige Tochter des Großmarschalls Sebastiani und Nichte des Herzogs von Coigny und des Divisions-Commandanten und Feldmarschalls Tiburce Sebastiani. Sie war durch ihre persönlichen Vorzüge, ihr vortreffliches Herz, ihren zum Sprüchwort gewordenen Edelsinn, ihre Tugend nicht minder, als durch ihren hellleuchtenden, scharfen Geist und vortreffliche, vielseitige Bildung bekannt, berühmt! Sie war Mutter von neun Kindern, aber, Himmel, welch' eine Mutter! Und über Nacht sind alle neun so liebenswürdige Geschöpfe, schön und gut wie Engel, durch einen frevelhaften Mord — Waisen geworden!

Der Herzog befand sich in seinem Gemache, als die That verübt wurde und lief bei'm ersten Schrei der Kammerfrau herbei, um Zeuge der traurigsten Scene seines Lebens zu seyn. Er warf sich auf die blutige Leiche, weinte und drückte sie leidenschaftlich an sich. Die Liebe rief nicht mehr in's Leben zurück, wie sonst die Sage geht, — zu spät, sein Weib rang mit dem Todesengel!

Man behauptet allgemein, daß die Pairskammer zusammentreten würde, um über Thäter und Verbrechen das vollgewichtige Urtheil zu fällen. Old.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 22. August. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abtheil., von Heinrich Laube.

Montag, den 23. August. (Neu einstudirt) Der Talisman. Posse mit Gesang in 3 Abtheilungen von Nestroy. Musik von A. Müller. (Gastrolle) Feuerfuchs: Herr Nestroy, vom k. k. Theater an der Wien. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 233.** Dienstag, den 24. August **1847.**


### Das weiße Pferd der Prairieen.

(Schluß.)

Der Vogel schwieg, die „Schwarzfüßler" stiegen wieder zu Pferd und verschwanden; die arme Wittwe aber blieb in der Nähe des Grabes zurück und weinte bitterlich. Ishtakka nahte sich ihr, um sie zu trösten und in der Hoffnung seinigen Beistand von ihr zu erhalten, denn er fühlte schon wie sein Leben dahinschwand. Stumm und unbeweglich erwartete er, ob sie ihn anreden werde.

„Warum beobachtest Du mich? fragte ihn die indianische Frau; erscheint es Dir so seltsam, eine Wittwe am Grabe eines Kriegers weinen zu sehen?"

„Ich bin ein armer, vor Hunger und Müdigkeit sterbender Wanderer," antwortete Ishtakka, „die Sonne und der Mond sind mehrmals auf- und untergegangen, seitdem ich nichts gegessen habe. Ich sterbe vor Durst, und Du kannst mir vielleicht die Quelle zeigen, woraus die Frauen der „Schwarzfüßler" schöpfen, wann sie dieses Lager bewohnen."

„Die Quelle fließt weit von hier und ist von Felsen versteckt; ich bin nicht im Stande, Dich dorthin zu führen. Warum hast Du auch nicht die „Schwarzfüßler" darnach gefragt, welche mich auf dieses Grab geführt haben, wo ich sterben will, damit meine Gebeine neben denjenigen des „Menschenjägers" begraben werden, wann die Sonne sie gebleicht hat."

„Welchen Namen führest Du?" sagte Ishtakka betroffen.

„Bist Du ein „Plattkopf", weil dieser Name Dich beunruhigt?"

„Ja, ich bin einer," antwortete der junge Mann mit dem ganzen Stolz des indianischen Kriegers; niemals hat mir der Name eines „Schwarzfüßlers" Furcht eingeflößt, und ich habe an den Kriegsbaum mehr als einen Scalp von Deinen Leuten aufgehängt . . . aber jetzt, wo ich dem Tode mich nahe fühle, ist es mein Wunsch, daß meine Gebeine neben denen meiner Feinde ruhen mögen."

„Elender! Hund von einem „Plattkopf"!" schrie das Weib, Du willst Deine Gebeine neben die des „Menschenjägers" legen! Fürchtest Du nicht, daß der Geist des großen Häuptlings aus seinem Grabe kommen und Dich vernichten werde?"

„Wie kann ich denjenigen nach seinem Tode fürchten, welchen ich nicht einmal im Leben gefürchtet habe?" versetzte Ishtakka. „Ist der „Menschenjäger" nicht unter der Hand eines „Plattkopfes" gefallen?"

„Man kennt seinen Mörder nicht," antwortete zornig die Indianerin; „Räuber sind in unser Lager eingedrungen, haben das weiße Pferd der Prairien gestohlen und den Häuptling im Schlafe ermordet. Und früher schon haben mir die Elenden mein Kind geraubt, den einzigen Sohn des „Menschenjägers". Dieß geschah während des Vaters Abwesenheit, da dieser den Büffel jagte; die „Plattköpfe" überfielen unser Lager; ich vertheidigte mich und erschlug deren zwei mit einer Keule; die andern entflohen, als unsere Krieger zu meiner Hülfe herbeikamen. Mein Kind haben sie mir entrissen und es vielleicht getödtet, wie sie später den Vater tödteten. Aber wir haben ihnen doch wenigstens das weiße Pferd wieder abgenommen, welches die Krieger der „Schwarzfüßler" zur Ehre des Häuptlings opferten. Dieses Grab bedeckt die Knochen des weißen Pferdes und seines Reiters zusammen; bald werde auch ich hier ruhen und wir dann in den Gefilden des großen Geistes uns wiederfinden."

Ishtakka machten Staunen und Entsetzen unbeweglich. Seine Mutter stand vor ihm! Konnte er wagen, ihr das Schrecklichste zu entdecken? Längere Zeit zauderte er, aber zuletzt bewog ihn die Annäherung seines Todes, sich ihr zu entdecken.

„Ich kenne diese Geschichte, sagte er: Dein Kind ist nicht getödtet worden; es wurde verschont, aber zu seinem Unglück; denn mit der Milch der „Plattköpfe" hat es den Haß gegen die „Schwarzfüßler" eingesogen. Als er ein Mann geworden, wollte er sich unter den Kriegern einen Namen verdienen; er hat euch das weiße Pferd der Prairieen gestohlen, und hat euren Häuptling getödtet, den ihr beweinet. Der Herr des Lebens hatte ihn den bösen Manitous übergeben; diese sind es gewesen, welchen ihn sein Messer in das Herz seines Vaters stoßen ließen."

„Du lügst!" schrie das Weib. „Das ist unmöglich! Hund von einem „Plattkopf", warum vergiftest Du die letzten Augenblicke einer armen Frau? Wer hat Dir das gesagt? Wer hat Dich hierher in diese Einöde geführt? Bist Du nicht selbst ein unheilvoller Manitou?"

„Ich bin ein Plattkopfkrieger, aber geboren unter den „Schwarzfüßlern". Du mußt in mir das Zeichen meiner Abkunft wieder erkennen, welches ich seit meiner Geburt trage."

„Mein Sohn!" schrie die alte Indianerin entsetzt.

„Bevor Du mich Deinen Sohn nennest, erinnere Dich, daß die „Plattköpfe" mir den Beinamen: „Besieger des Menschenjägers" gegeben haben."

Dieses waren die letzten Worte Ishtakka's. Der Schrecken seines Schicksals hatte das Werk des Hungers vollendet; er gab seine Seele in einem letzten Gebet in die Hände des großen Manitou zurück.

Die alte Indianerin betrachtete den Leichnam ihres Sohnes mit einer Mischung von Entsetzen, Zorn und Zärtlichkeit. Aber zuletzt siegte die mütterliche Liebe. „Ist es denn seine Schuld gewesen?“ sagte sie. „Ich werde mit meinem Sohn in das Land der Geister gehen und seinen Vater für ihn um Verzeihung bitten.“

---

## [:] Eine Expedition nach der San-Saba in Texas.

(Fortsetzung.)

In diesen Kreis wurden Nachts die Pferde und Maulthiere so nahe an einander gebunden, als es mit Berücksichtigung des Futters geschehen konnte. Von zwei zu zwei Stunden hatten stets vier der Unsrigen Wacht, wovon niemand ausgenommen war. Leider waren schon beim Beginn der Reise alle mitgenommenen Uhren unbrauchbar geworden, so daß die Ablösung nach Gutdünken geschah, was zur Folge hatte, daß es in der Regel um zwei Stunden zu spät Tag wurde und die letzten Posten 4 statt 2 Stunden stehen mußten. So angreifend nach tagelangem Reiten die Wachen oft auch waren, so war es dennoch interessant, unser kleines Lager zu beobachten, wie dies Gemisch aller möglichen Nationen in den verschiedensten Trachten beim Schein der mächtigen Feuer auf dem dunkeln, meist bewaldeten Hintergrund abstach. In der Mitte hatten wir unser Feuer mit Herrn von Meusebach, der durch heitere Laune uns bis spät in die Nacht um seine Person fesselte. In unserer Nachbarschaft lagerten gewöhnlich die Mexikaner, die mit den geringsten Mitteln wahren Comfort sich schaffen. Wie alle ihre Landsleute dem Hazardspiele (monté) ergeben, fröhnten sie dieser Leidenschaft bis zur späten Nachtzeit. Mit ihrem lebhaften Wesen contrastirte der indianische Ernst unserer Thawnnen, die wortkarg um das Feuer gelagert waren, und aus ihren Tamahawks Sammach, das getrocknete Blatt eines in Texas häufig wachsenden Strauches, schmauchten. Nur um Mitternacht ließen sie bisweilen ihre melancholischen Gesänge ertönen. Eine vierte Gruppe bildeten die Amerikaner mit dem stark ausgeprägten Charakter ihres Volkes, denen sich unsere Vereinssoldaten anschlossen. Diese waren eine bunte Zusammenstellung von Menschen aus allen Ständen und Ländern, vorzugsweise waren es jedoch Deutsche.

Die erste Tagereise, jenseits des Llano führte uns über eine starke Granitader, die edles Erz enthalten mag. Denn wir fanden in der That, daß der Bach, an welchem wir Abends unser Lager aufschlugen, Goldsand führte. Am nächsten Tage passirten wir eine reiche Quarzregion, wo wir Bergkrystalle von außerordentlicher Größe und Schönheit fanden. Als wir am 15. unser Lager verlassen wollten, sahen wir eine weiße Fahne auf uns zutragen. Es waren 6 bis 7 Comanchen, denen wir unsern Signor Lorenzo entgegensandten, während wir Uebrigen, gewarnt durch frühere Verräthereı, unsere Waffen für jedes feindliche Ereigniß in Bereitschaft hielten. Der Anführer dieser Indianer, der sich Ke-de-mo-zi nannte, erkundigte sich sehr feierlich nach unserm Häuptling. Als ihnen Herr von Meusebach entgegentritt, erklärten sich die Ankömmlinge als Abgeordnete ihres Stammes. Sie sagten: „Seit Euerm Ueberschreiten des Llano haben wir Euch beobachtet. Anfänglich glaubten wir, Ihr wäret gekommen, um mit uns zu kämpfen, deßhalb hat unser Stamm, der sich eben an diesem Grenzflusse befindet, Weiber und Kinder weiter ins Innere gesendet, und unsere Krieger haben Euch bis hierher begleitet. Die weiter zurücklagernden Stämme, fügte der Redner hinzu, sind von Eurer Ankunft benachrichtigt; sie verlangen zu wissen, ob Ihr in feindlicher Absicht ihr Land betreten habt, und gesonnen seyd, mit ihnen zu kämpfen, was ihnen ganz willkommen wäre.

Hierauf wurde ihnen geantwortet: Nur friedliche und freundschaftliche Gesinnungen hätten uns hierher geführt. Wir seyen ein Volk, das weit von der andern Seite des Meeres herkomme, und nicht zu den Amerikanern gehöre. Wir hätten zwei Städte, eine an der Guadaloupe, die andere am Piedernales, wo wir ihnen die Gastfreundschaft, welche wir jetzt von ihnen erwarteten, später zu erwiedern gedächten. Jetzt seyen wir hier, sie als Nachbarn zu betrachten und die Sitten und Merkwürdigkeiten ihres Volkes und Landes kennen zu lernen. Um ihnen einen Beweis unserer Freundschaft zu geben, hätten wir Geschenke für ihre Häuptlinge mitgebracht. Von ihrer Seite verlangten wir, daß sie uns eben so freundschaftlich entgegenkämen, keinen Verrath an uns übten und unsere Pferde ungestohlen ließen; sie sähen wohl, daß wir gut bewaffnet seyen, und daß wir uns im Nothfalle rächen würden. Ke-de-mo-zi erwiederte: Wir gefielen ihm, denn wir schienen nicht so zurückhaltend wie die Amerikaner zu sein, und er halte unsern Anführer für einen eben so großen Häuptling als der seines Stammes. Deßhalb lade er uns ein, in das Dorf seines Stammes zu kommen, das einige Tagereise von hier entfernt sei. Auch werde er sogleich alle Häuptlinge der Comanchen von unsern Absichten benachrichten, und dieselben zu einer großen Versammlung berufen, um mit uns einen feierlichen Vertrag zu schließen.

Nach diesen Unterhandlungen, die mit großer Feierlichkeit und Würde gepflogen waren, stiegen unsere Gäste vom Pferde und zeigten eine kaum zu befriedigende Eßlust. Später begleiteten sie uns in das nächste Camp, worauf sie mit dem Versprechen Abschied nahmen, uns morgen entgegenzukommen, um uns in ihr Dorf zu führen. Dieses geschah auch in einer größern Anzahl, als uns für unsere Vorräthe lieb war. Denn ohne alle Umstände erklärten sie sich stets bei unsern Mahlzeiten als Gäste. Am 7. Februar näherten wir uns ihren Zelten und dem San-Saba-Flusse. Hier wurde uns ein feierlicher Empfang zu Theil. Schon von Weitem sahen wir auf der Spitze eines freistehenden Berges eine große weiße Fahne, und unter dieser in amphitheatralischer Gruppirung eine Menge Indianer in ihrer bunten, eigenthümlichen Tracht. Als wir uns diesem Punkte näherten, kamen alle in das Thal und stellten sich sehr gut beritten in langer Reihe auf. Im Mittelpunkte war die Fahne; den rechten Flügel nahmen die Krieger ein, formirt in Sectionen, von denen eine jede ihren Führer hatte. Den linken Flügel bildeten die Frauen (Squaws) mit den Kindern. Das Ganze war ein reiches, sehr buntes Bild, würdig eines Malers. Denn die Tracht der Comanchen ist bei feierlichen Gelegenheiten eine wirklich schöne und geschmackvolle. Hals und Ohren sind mit Perlen, Muscheln und Knochenstücken, die Arme mit dicken glänzenden Messingringen geschmückt. Die langen lichtschwarzen Haare sind bei den Männern in Zöpfe geflochten, die, durch dazu verwendete Büffelhaare, vom Scheitel bis zur Fußsohle reichen. Sie sind mit vielen Silberplatten behangen. An den Füßen tragen diese Kinder der Prairie Schuhe von Hirschleder, Mocassinen genannt, die, so wie ihre Loggias, eine Art Hosen, meistens von Leder, reich mit Perlen besetzt und mit eisernen Stiften behängt sind. Hierzu tragen sie meist auf eine anmuthige Art ein großes Stück roth und blaues Tuch, welches an die römische Toga erinnert, und auf das Beste mit der in der verschiedensten Weise, meist aber braunroth

eingeriebenen Haut contrastirt. Ihre Waffen bestehen vorzugsweise in Bogen und Pfeile, doch führen viele noch die lange amerikanische Büchse (riffle) mit Feuerschloß. Hierzu kommt eine lange Lanze mit Federn, rothen Tuchstreifen und Farben geziert, deren Spitze eine Toledoklinge aus der beste Zeit bildet, jedenfalls den ältern Spaniern entbeutet, nebst einem runden, weißen Schild, aus der Nackenhaut des Büffels geschnitten, reich mit Federn, Farben und hier und da mit Scalpen des Feindes geschmückt.

Bei den Kriegszügen, auf denen sich die Indianer in ihrem höchsten Schmucke zeigen, tragen die Häuptlinge und die größten Krieger als Hauptzier die zottige schwarzbraune Kopfhaut des Büffels mit den kurzen, glänzend schwarzen Hörnern dieses Thieres, was ihnen, mit der bei solchen Veranlassungen besonders gebräuchlichen Gesichtsmalerei, ein ebenso kriegerisches wie furchtbares Aussehen gibt.

Bevor wir uns dieser Aufstellung näherten, wurde gegen Herrn von Meusebach der Wunsch geäußert, nur mit einigen Begleitern an die Comanchen heranzureiten, was auch geschah. Als wir nun, vier oder fünf an der Zahl, den Indianern bis auf einige hundert Schritt nahe gekommen waren, meinte Lorenzo, man würde es uns sehr hoch anrechnen, wenn wir als Zeichen des Vertrauens unsere Gewehre in die Luft abfeuerten, was wir auch thaten und von den Comanchen erwiedern hörten. Wir wurden hierauf durch Händedrücke bewillkommnet und in das Dorf geführt. Dieses lag unmittelbar an der San-Saba, in einer fruchtbaren Mosquito-Prairie, die für Pferde und Maulthiere das schönste Futter bot.

Wir waren hier in einer eigenthümlichen Lage. Unser kleines Häuflein befand sich unter 500–600 Indianern und zwar unter einem Stamme, der wegen seiner Beutelust und Gier nach weißen Scalpen bekannt ist. Dennoch durften wir kein Mißtrauen zeigen, so daß von Wachen und Tragen der Waffen, außer solchen, die sich verbergen ließen, keine Rede sein konnte. Unter dem Vorwande der bessern Weide für unsere Pferde wichen wir der Einladung in dem Indianer-Dorfe zu bleiben, welches auf dem linken Ufer der San-Saba lag, aus, und blieben auf der rechten Seite des Flusses, konnten es jedoch nicht verhindern, daß ein anderer Comanche-Stamm, der hier auf einem Streifzuge begriffen war, mit uns lagerte.

Nach den uns früher gemachten Versprechungen glaubten wir hier wenigstens Wildfleisch, was uns ausgegangen war, in hinreichender Menge zu bekommen, doch wurde unser Verlangen mit dem Bemerken abgeschlagen, daß nichts vorhanden sei. Später sahen wir, daß dies eine Lüge gewesen. Alles was wir jetzt und jemals von den Indianern auf diesem Zuge erhielten, war eine ganz unbedeutende Quantität Bärenfett. Wenn wir dagegen unsre Mahlzeit bereiteten, drängte sich alles mit dem größten Heißhunger herbei, so daß es uns kaum möglich war uns zu sättigen, und wir ernstliche Besorgnisse für unsere Lebensmittel zu hegen anfingen. Wir richteten daher unsere Mahlzeiten von nun an sehr sparsam ein. Am Abend des ersten Tages kam fast das ganze Dorf herübergeströmt, was großen Wirrwar gab; denn Alles ritt, selbst kleine Kinder, zu drei und vier auf einem Pferde.

Die Pferde spielen überhaupt eine Hauptrolle im Leben der Comanchen. Jeder besitzt eine größere oder geringere Anzahl dieser Thiere, theils gestohlene (meistens aus Mexiko) theils selbst gezogene, die im äußersten Nothfalle auch als Nahrung dienen. Auf der Jagd, im Kriege und beim Wandern bedient man sich stets der Pferde, mit denen schon von Jugend auf beide Geschlechter ganz vertraut sind.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** Mainz, 21. August. Ehegestern wurde bei Freiweinheim auf dem Rheine ein schwarzer Schwan geschossen und durch die Güte des Herrn Kreisbaumeisters Wetter der hiesigen naturforschenden Gesellschaft zum Geschenk gemacht. Wenn es zwar nicht an Beispielen fehlt, daß seltene Vögel sehr fern von ihrer eigentlichen Heimath angetroffen wurden, z. B. Albatros, Tropikvögel, Fregatten ꝛc. an den nordeuropäischen Küsten, müssen wir doch glauben, daß jener Neuholländer irgend einem Park entronnen sein mag; übrigens muß hier bemerkt werden, daß derselbe ein altes Männchen im vollkommensten Gefieder ist, ohne alle Spur von Gefangenschaft und der Flügelverstümmelung, die man in der Regel an allen gezähmten Schwänen bemerkt. So schreibt die „Mainz. Zeitung". Obgleich die schwarzen Schwäne bekanntlich unter unserm Himmelsstrich sehr selten sind, so glauben wir doch versichern zu dürfen, daß der auf dem Rheine geschossene schwarze Schwan nicht weit her war. Vor wenigen Tagen ist nämlich auf die Wiedereinbringung eines von der Günthersburg (einer Besitzung des Herrn v. Rothschild) entwichenen schwarzen Schwans eine Belohnung von 6 Kronenthalern in hiesigen Blättern ausgesetzt worden. Es dürfte mithin aller Wahrscheinlichkeit nach das Geschenk des Herrn Kreisbaumeisters Wetter an die naturforschende Gesellschaft einer Bestätigung des rechtmäßigen Herrn Eigenthümers bedürfen, da doch wohl derjenige der Herr des schwarzen Schwans ist, dem er entflieht, und nicht wer ihn schießt.

*** Bekanntlich ist bei mehreren der in der neuesten Zeit in Frankreich angeregten Corruptionsscandale auch der Name des Marschalls Soult genannt worden. Das „Mag. f. d. Lit. d. Ausl." bemerkt bei dieser Gelegenheit: Wir kennen ein Städtchen im westlichen Deutschland, wo noch heute ein abschreckendes Denkmal von den Erpressungen eines jungen Obersten Soult zurückgeblieben ist. Es war in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts, wo der Oberst Soult ein Jahr in jenem Städtchen lag, und die Kosten seines Unterhaltes waren so stark, daß die Commune noch jetzt eine Schuldenlast von 30.000 fl. davon übrig hat. Unter Anderem mußte auch das Lieblingspferd des Obersten auf Kosten der Einwohner täglich mit Mandelmilch gewaschen werden.

*** Der Herzog von Gotha beschäftigt sich mit einer neuen Oper.

*** Ein Anti-Mäßigkeitsredner. „Der Mensch ward nicht geschaffen, Wasser zu trinken, sonst würd' ihn die Natur auf alle Viere gestellt haben, mit dem Munde nah an den Gewässern, gleich allen Thieren, die davon Gebrauch machen sollen. Aber der Mensch sollte vielmehr aufrecht auf seinen Fersen stehen, mit dem Munde so fern als möglich von kalten Quellen und Fischbächen, und dafür waren ihm Früchte, Zuckerrohr, Gerste u. s. w. verliehen, nebst gehörigem Verstand, aus selbigen eine gute Flüssigkeit zu destilliren; und er erhielt Hände, um diese Flüssigkeit zu seinen Lippen zu führen, und ein Halsgelenk, um den Kopf rückwärts zu beugen, damit die Gottesgabe hübsch leicht und anmuthig die Kehle hinuntergleiten möchte." (Sam Slik.)

# Korrespondenz-Nachrichten.

**Leipzig**, 16. August.

### Die Tonkünstler-Versammlung.

(Fortsetzung.)

C. Gollmick hatte seinen Antrag in einem längeren Briefe motivirt und in dem Mangel an Prüfungscommissionen einen Hauptgrund der traurigen Erscheinung, daß bedeutende Talente zuweilen ganz spurlos verschwinden (?) *), gefunden. Moscheles eröffnete die Debatte. Er machte auf das Bestehen eines Vereins zur Prüfung musikalischer Werke in den Niederlanden aufmerksam, welcher über die eingesandten Werke das Urtheil auswärtiger Richter einhole; dieses Institut sey in freier Weise auf Deutschland zu übertragen. Wintner sah in einer solchen Commission eine Censur, welche auf Unterdrückung der freien Bewegung des Talentes hinarbeite und fand sie auch aus dem Grunde, weil das Gute sich selbst Bahn breche, völlig entbehrlich. Brendel widerlegte den Vergleich mit der Censur, indem diese nicht über den Werth eines Werkes, sondern aus einem ganz andern Gesichtspunkte urtheile; eine Prüfungscommission hingegen fasse einzig und allein den künstlerischen Werth von Compositionen ins Auge. Nach mannichfaltigem Hin- und Herreden, wobei man sich öfters ganz von dem vorliegenden Gegenstande entfernte, beschloß die Versammlung die Prüfungscommission auf sich beruhen zu lassen, kehrte zu dem Antrage auf Herausgabe eines Manuscriptenkataloges zurück, fand die Verbindung einer Selbstkritik mit den Titelanzeigen wünschenswerth, und beschloß in der Versammlung nächsten Jahres das Unternehmen ins Leben zu rufen.

Musiklehrer Dörffel stellte hierauf den Antrag, die Versammlung möge sich gegen den Nachdruck, wie er vorzüglich bei Gesangfesten durch Autographie der Stimmen geübt werde, verwahren, da derselbe eine offenbare Ungerechtigkeit gegen die Verleger enthalte. Böhme bemerkte, daß bereits durch einen Bundesbeschluß von 1837 jede mechanische Nachbildung eines Druckwerkes verboten, folglich den Verlegern unbenommen bleibe, den gesetzlichen Weg zu betreten. R. Härtel wies auf das Unzureichende dieses Verbotes hin: Autographien, wie sie bei Gesangfesten üblich, werden einmal gebraucht, dann bei Seite gelegt, kommen folglich selten der Behörde zu Gesicht; geschehe dies ja einmal, so haben oder wollen die Richter keinen Begriff davon haben; er zweifle daher nicht, daß eine Verwahrung der Versammlung gegen diese Art des Nachdruckes einen günstigen Einfluß haben könne. Cantor Geißler aus Zschoppau machte auf die Ersparniß aufmerksam, welche den Gesangvereinen durch Selbstlithographie der Stimmen erwachse: die Gesänge, welche bei einem Gesangfeste zur Aufführung kommen, stehen oft in 20 verschiedenen Sammlungen zerstreut; bei der Masse von Stimmen, welche solche Aufführungen erfordern, würden die Ausgaben unverhältnißmäßig gesteigert werden. Brendel führte dagegen die Thatsache an, daß das Pyrmonter Gesangfest erst kürzlich das Gegentheil bewiesen habe: jeder Verein sey bereits im Besitz der aufgeführten Gesänge gewesen und man habe den unnöthigen Aufwand, welcher durch Autographie der Festlieder erwachsen, streng getadelt; übrigens würden sich auch die Verleger bei so starkem Absatze in ihren Forderungen billig finden lassen. Die Versammlung erklärte sich hierauf einstimmig gegen den Nachdruck durch Autographien und beschloß ihrerseits keinen Gebrauch davon zu machen.

Präsident Becker entwickelte hierauf einen Antrag über die Prüfung von Orgeln durch Organisten. Zwar habe er seine Theorie schon vor zwei Jahren in der „Neuen Zeitschrift für Musik" niedergelegt, auch mündlich manche Beistimmung erhalten, wünsche indeß bei der Wichtigkeit des Gegenstandes das Urtheil der Versammlung zu vernehmen. Die Uebernahme von Orgeln sey so einzurichten, daß der Organist zwar die Orgeldisposition entwerfe, sich aber eines Eingehens ins Detail, besonders in den rein technischen Theil, so weit derselbe nicht auf den Ton Bezug hat, enthalte; dagegen bestimme er das Metall, aus welchem die Register zu fertigen sind; er empfehle der Behörde nicht nur einen geschickten, sondern auch soliden Orgelbauer, mit dem er sich in Conferenzen über den Bau zu berathen habe; er prüfe bloß den Ton der Register, ihre Ansprache, die Manuale u. s. w. und dringe endlich darauf, daß der Orgelbauer zehn Jahre für sein Werk garantire. Das übrige untersuche ein unparteiischer Kenner des technischen Theils. Sattler verlangte dagegen vollständige Kenntniß des Orgelwerkes bis in das Detail von jedem Organisten. Becker erwiederte daß mancher Theil in der Orgel gar nicht sichtbar und zugänglich sey. Sattler erklärte es demnach für erforderlich, daß der Organist bei dem Bau zugegen sey. Da dies dem Organisten wegen Entfernung von dem Orgelbauer in der Regel unmöglich ist, so verlangte Organist Schellenberg aus Leipzig eine Beaufsichtigung des Orgelbaues durch wenigstens zwei Organisten. Becker wies dagegen auf die dadurch anwachsenden Kosten, Ritter auf den störenden Einfluß möglicher Meinungsverschiedenheit bei Beaufsichtigung eines Werkes durch Mehrere hin; ein Organist müsse demnach die Aufsicht des Orgelbaues übernehmen und damit derselbe nicht weit herzuholen sey, so wirke man auf größere Orgelkenntniß unter den Landschullehrern. Organist Langer aus Leipzig bemerkte, daß solcher Unterricht bereits in den Seminarien ertheilt werde.

Musikdirector Gentschel fand dies nicht zureichend: eine vollständige Kenntniß der Orgel könne nur durch Anschauung mehrerer Orgelwerke erworben werden. Ueber den letzten Punkt verbreitete sich noch besonders Wilke in einem sehr gründlichen Vortrage, er wies speciell auf die vielen, nur durch jahrelange und reiche Erfahrung zu erwerbenden Kenntnisse hin, welche die Abnahme von Orgelbauten erfordere; daher gebe es zwar manche tüchtige Orgelkenner unter den Organisten, aber häufig seyen sie nicht. — Die Versammlung trat hierauf mit Berücksichtigung des Ritter'schen Vorschlags der von Becker vorgetragenen Ansicht bei. — Der Präsident hob, da die Mittagsstunde schon vorüber, die Sitzung auf und bat die Versammlung, sich Nachmittags zu einer Musikaufführung im großen Gewandhaus einzufinden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Dieses ? macht der Herr Verfasser des Aufsatzes.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 23. August. (Zum Erstenmale wiederholt): Die rothe Schleife, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Deinhardstein.

Dienstag, den 24. August. Großjährig, Lustspiel in 2 Akten von Bauernfeld. — Hierauf: Herr Hampelmann im Eilwagen, eine Hampelmanniade in 6 Bildern.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 234.** Mittwoch, den 25. August **1847.**

## Die Schmandprinzessin von Briolen.

*Eine litthauische Dorfgeschichte.*

### 1. Die Nachtwandlerin.

Mondhelle Sommernacht. Der Himmel tiefdunkel, nur einzelne silberhelle Wölkchen wandeln an ihm hin. Man könnte jedes Sternchen auf der Dorfstraße zählen, so hell ist's. Auf dem Marktplatze des Dorfes liegt der lange dunkle Schatten der Kirche und schmucke Lindenbäume in voller duftiger Blüthe stehen ringsum. Die Häuser sehen bleich darein. In den blanken Fensterscheiben spielt der Mondschein. Kein Laut regt sich, kaum daß ein Blatt zittert. Eine heilige Stille liegt über der weiten Landschaft und es ist, als ob selber die Lüftchen schlafen gegangen wären. — Ich aber sitze auf der Steinbank vor dem Hause des Pfarrers von Piktupönen und lasse den Zauber solch' einer Nacht über mich ergehen.

Rings um das Dorf breitet sich heiterlachend, wie ein unabsehbarer Lustgarten, die Tilsiter Niederung vor mir aus. Wie ein schönes blühendes Kind liegt sie träumerisch hingeschmiegt in dem Arme des majestätischen Memelstromes, der in vielfachen Windungen das offene Gefild wie in Mutterliebe zu umarmen scheint. Im goldenen Fruchtkranze üppiger Getreidefelder, mit dem saftigen Grün hochhalmiger Wiesen geschmückt, wo das weidende Roß bis an die Brust im duftigen Grase watet, mit schnurgeraden Reihen krausköpfiger Weiden geziert und gekrönt mit einer Menge reichprangender Dörfer, aus denen so mancher Kirchthurm fromm zum Himmel emporweist, — wie sollte diese Landschaft den Blick des fernkommenden Wanderers nicht fesseln? Als malerische Einfassung des offenen Gemäldes erheben sich auf der einen Seite die stolzen Kirchthürme von Tilsit, auf der andern die waldigen Uferhöhen der Memel, die in Ragnits Mauern ihren Schlußpunkt finden. Ueberall Wohlstand und behagliche Fülle des Lebens.

Doch auch ein tiefromantischer Zauber liegt über dieser glücklichen Gegend ausgegossen. Rechts aus der Ferne herüber schaut der in Nebel gehüllte Geisterberg Rombinus mich an, der als früherer Göttersitz und heiliges Romove noch jetzt mit einer gewissen Ehrfurcht von den Litthauern verehrt wird. Sein Zaubergebiet umgeben (in einiger Entfernung von einander) noch acht sonderbar gestaltete Berge, von welchen einige noch sichtbare Spuren alter Befestigung an sich tragen, doch vielleicht weniger zu Wehrburgen als vielmehr zu heiligen Opferstätten gedient haben. Und ich verlor mich, also in schweigender Nacht einsam dasitzend, in allerlei historisch-poetische Träumereien.

Da wandeln drüben über der Dorfstraße, halb im Schatten der Häuser, halb im Mondlicht, zwei Mädchen hin, langsam wie im vertrauten Gespräch mit einander. Die eine ist Benina, Selmars Geliebte. Jetzt biegen sie um die Ecke. Ich sehe sie nicht mehr.

Einige Minuten und an der Kirche vorüber, quer über den Platz, wieder zwei Mädchen. In einiger Entfernung folgen ihnen drei andere; diese gehen schneller und holen die Vorausgehenden bald ein. Nun verschwinden sie alle zugleich unter den Bäumen; doch vernehme ich noch deutlich ihr Flüstern.

Mittlerweile ist eine Gestalt aus dem Schatten des benachbarten Hauses herausgetreten und setzt sich mit einem freundlichen „guten Abend" zu mir auf die Bank hin. Es ist Selmar, mein Nachbar, ein junger Litthauer absonderlicher Art, schlank, blondlockig, etliche 20 Jahre alt. Er hat nie etwas mehr von der Welt gesehen, als dies Dorf mit seinen nächsten Umgebungen und dies Stück Himmel, das allnächtlich mit seinem träumerischen Monde und seinen goldenen Sternen über den Strohdächern und Fruchtgärten des Dorfes hängt, aber dabei ist er gleichwohl ein grundgescheidter Kerl, denn er hatte in seiner Jugend vom seligen Pfarrer, dessen Liebling er gewesen, sogar etwas Latein gelernt. Und das will viel sagen! Eines Tages, als er die Bücherstube seines alten braven Lehrers so recht von Grund aus einmal aufräumen wollte, fand er ein dickbestäubtes Buch, in Schweinsleder gebunden, bedruckt mit rothen Lettern. Das zeigte er dem Pfarrer. Der aber hielt es keines Ansehens werth und ließ es ihn behalten. Es war altlitthauisch geschrieben. Und daraus hat Selmar sich eine Menge fabelhaften Wesens über die Sitten der alten Litthauer und über deren Götter und Helden erlesen. Das hat seinem ganzen Wesen etwas Seltsames und seinen Reden und Ansichten etwas sagenhaft Alterthümliches gegeben. Er spricht am liebsten litthauisch, oft in alten, ungewöhnlichen Ausdrücken. Zu jedem Vorfall weiß er eine Deutung und kennt alle historischen Erlebnisse des Dorfes, wie der Umgegend auf das Genaueste. Ueber alles Räthselhafte und Ungewisse in der Litthauer Chronik, über alle Burgen und Berge, über alle sagenhaften Oerter und Personen weiß er Auskunft und das ausführlich; er liest gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein und den Tag über; wenn er an seiner Drechselbank arbeitet, denn er ist von Profession ein Stellmacher, sitzt er dann immer in Gedanken.

In letzter Nacht hat er die Geschichte vom Opfersteine des Rombinus gelesen, der vor 12 Jahren noch als ein gewaltiger Granitblock die Kuppe des Berges bedeckte, und von den heidnischen Litthauern bei ihren Opfern gebraucht seyn soll; in seinem Innern hausten Berggeister, Laumen genannt, die nach Sonnenuntergang hervor-

kamen, und scherzend und auflachend in der Flut des heiligen Memelstromes herumplätscherten oder unter melodischen Gesängen ihre Wäsche klopften, denn es waren lauter Frauen. Diese Sage will er mir heute ausführlich erklären und ist deßhalb zu mir gekommen.

Doch horch! — was war das? — Von den Häusern herüber ertönt eine wundersame Melodie. Das sind Mädchenstimmen. Ich habe das Lied schon singen gehört; — es liegt mir unerklärlich tief im Gemüthe und stimmt auch jetzt mich eigen zur Wehmuth; es liegt so etwas unaussprechlich Geheimnißvolles, ich möchte sagen Geisterhaftes darin, das ich ahne und doch nicht zu ergründen vermag.

(Fortsetzung folgt.)

---

## [:] Eine Expedition nach der San-Saba in Texas.

(Fortsetzung.)

Wir sahen Kinder, die meistens sehr lange, oft bis zum dritten Jahre gesäugt werden, unmittelbar von der Mutterbrust aufs Pferd klettern und eine Papier-Cigarre anzünden. Im Kriege verstehen die Comanchen mit der größten Sicherheit in gestrecktem Galoppe ihren Feind mit dem Pfeile zu treffen. Oft reiten sie dabei dicht an jenen und jagen, wenn sie geschossen haben, vorüber, wobei sie sich durch den Leib des Pferdes decken und sich nur mit dem Fuße im Sattel festhalten, wodurch das Pferd ohne Reiter erscheint. Sie haben dabei immer den Lasso (Larietta) bei der Hand, den sie auch auf große Entfernungen sicher werfen und der daher im Kampfe zu einer furchtbaren Waffe wird. Die Weiber sitzen wie die Männer zu Pferde.

Als wir uns zur Ruhe begaben, umringten eine Menge junger Leute unsere Zelte und sangen oder brüllten uns ihre Lieder vor. Die Melodie dieser Kriegsgesänge ist eintönig und wild; sie schließt mit einem vielstimmigen Geheul, welches dem der Prairie-Wölfe nachgeahmt ist.

Am nächsten Morgen machten wir die Entdeckung, daß unsere 3 besten Pferde verschwunden waren. Die Mexikaner suchten vergebens, keine Spur war zu entdecken, obgleich dies hätte der Fall sein müssen, da unsere Pferde die einzigen beschlagenen der ganzen Gegend waren. Es war also klar, daß sie mit indianischer Schlauheit gestohlen worden. Dies ergab sich, als wir sehr bestimmt ihre Wiederherbeischaffung von unseren Wirthen verlangten. Sie wälzten zwar alle Schuld von sich, brachten sie aber doch wieder.

Der Tag verging mit Austausch von Geschenken und mit Tauschhandel. Nachmittags besuchten mehre von uns das Dorf. Hier erregten besonders die sehr praktischen Zelte unsere Aufmerksamkeit. Sie sind rund, haben einen Durchmesser von 15—20 Fuß und eine gleiche Höhe. Das Gerippe besteht aus Stangen und ist mit weißgegerbten Büffelfellen straff überzogen, die sehr rein gehalten werden. In der Spitze befindet sich eine Oeffnung zum Durchlassen des Rauches; unten ist eine etwas größere Oeffnung als eine Thüre, die durch eine vorgesetzte Löwen- oder Büffelhaut geschlossen wird. In der Mitte des Zeltes wird von hartem Holze ein Kohlenfeuer unterhalten, um das ringsum Büffelhäute gebreitet sind. Das Ganze gewährt einen äußerst gemüthlichen Aufenthalt, wo man selbst gegen die schärfsten Nordwinde mehr Schutz als in den meisten texanischen Blockhäusern findet.

Am Vormittage des 9. Februar erstaunten wir nicht wenig, mehre europäisch gekleidete Reiter, die uns begrüßten, in unser Lager kommen zu sehen. Die Comanchen, von unserm projectirten Zuge benachrichtiget, hatten nämlich die Regierung zu Austin durch Abgesandte aufgefordert, uns abzuhalten, widrigenfalls wir feindlich behandelt werden würden. In Folge dieser Benachrichtigung sandte das Gouvernement den Major Neighbour, Agent für alle texanische Indianerstämme und den Delawaren-Häuptling Jim-Shaw nach Friedrichsburg, um Herrn von Meusebach zu warnen. Da wir indessen schon abgereist waren, so folgten uns die Genannten. Diese mit den Sitten und Gebräuchen der Comanchen genau bekannt, schilderten unsere Lage als nicht wenig gefährlich, versprachen aber bei den bevorstehenden Verhandlungen uns behülflich zu seyn.

Es unterlag keinem Zweifel, daß bei Entsendung jener Agenten von Seiten des texanischen Gouvernements weniger an unsere „vielleicht gefährdete" persönliche Sicherheit gedacht worden war, als um den Einfluß der Regierung bei den etwa vorkommenden Unterhandlungen und Verträgen zwischen uns und den Indianern geltend zu machen

Unsere Weiterreise wurde auf den folgenden Tag festgesetzt. Wir traten sie, wie beschlossen, an, nach einer Unterredung mit den gegenwärtigen Häuptlingen, denen wir sagten, daß wir nach dem alten spanischen Fort wollten, wonach wir auf dem Rückwege zu dem verabredeten Vertrage ihr großes Dorf abermals zu berühren versprachen. Alle waren erfreut fortzukommen; denn die indianische Gesellschaft wird man sehr bald überdrüssig. Stets mußten wir unsere Zelte vor den alten Squaw's (Weibern), die grundsätzlich aufs Stehlen ausgingen, bewachen; keine Mahlzeit konnte ruhig gehalten werden, und dabei waren die Leute in vieler Hinsicht sehr unsauber. So war es ganz gewöhnlich, wenn wir mit ihnen zusammensaßen, daß einer dem andern den Kopf aufs Knie legte, um sich das Ungeziffer absuchen zu lassen, das dann sogleich eifrig verspeist wurde.

Wir machten noch einige kleine Tagereisen und hielten am 12. in einer sehr schönen Gegend an der San-Saba einen Ruhetag. Hier trafen uns zwei Abgesandte des mächtigsten Comanchenhäuptlings Santanas, der sich für seine Person nach unseren Absichten erkundigte. Hier überlegten wir, daß unsere nur noch geringen Lebensmittelvorräthe und die immer schwieriger werdende Gegend, die den Wagentransport beinahe unausführbar machte, die Unmöglichkeit eines erfolgreichen und ernstlichen Wiederstandes in so großer Entfernung von der letzten Niederlassung, eine bedeutende Verminderung unsers Zuges wünschenswerth, ja nothwendig machte. Demnach setzte Herr von Meusebach nur mit Major Neighbour, dem Delawaren Jim Shaw und einigen Begleitern die Reise weiter fort. Die drei Wagen mit der Escortkompagnie und den amerikanischen Vermessern wurden zurückgeschickt, um an dem Llano die Aufnahme des Landes fortzusetzen und nöthige Vorbereitungen zu einer baldigen Ansiedlung daselbst zu treffen. Wir, mit 2 Mexicanern und 3 Shawneen, in allem 14 Mann, zogen am 13. Februar weiter. Wir reisten jetzt zum Theile über eine steinige Hochebene, zum Theile hielten wir uns im San-Sabathale, welches durchgängig schön und fruchtbar ist.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** Von den „Göttinger Studien" wird in der Kürze der zweite Band erscheinen. Die Beiträge werden auch einzeln ausgegeben, und so liegen die meisten Abhandlungen dieses Jahrgangs schon vor: von K. Fr. Hermann über die Studien der alten Künstler, von Herm. Lotze über Bedingungen der Kunstschönheit; von Heinr. Ritter über Lessings philosophische und religiöse Grundsätze; von Sav. Cavallari zur historischen Entwicklung der Künste nach der Theilung des römischen Reichs.

*** Zur Erhaltung frischer Trauben schlägt ein Franzose, Herr Bouvery, folgendes einfache Verfahren vor. Man schneidet die reife Traube sammt ihrer Rebe ab und setzt sie am abgeschnittenen Theil in ein Gefäß mit Wasser. Letzteres braucht nicht mit frischem Wasser ersetzt zu werden. Man stellt die Trauben in ein unbewohntes Zimmer, und das Wasser kann selbst mehrmals frieren, bevor die Frucht Schaden leidet.

*** Halle. Die hier angekommene großherz. Hofballet-Gesellschaft aus Darmstadt, unter Leitung des Herrn Tescher, der seit beinahe zwanzig Jahren von Magdeburg aus auch hier als tüchtiger Balletmeister bekannt ist, hat im hiesigen Stadttheater seit dem 11. August mehrere Vorstellungen gegeben, die von Seiten des Publikums sehr beifällig aufgenommen worden sind, namentlich haben Herr Dornewaß und die kleine Solotänzerin, Fräulein C. Vogel, die Aufmerksamkeit des hiesigen Publikums in hohem Grade auf sich gezogen.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Paris, 21. August.**

**Der Herzog und die Herzogin von Choiseul-Praslin. Graf Sebastiani.**

»La France s'attriste!« „Frankreich betrübt sich", rief Lamartine in Macon mit kräftiger Stimme, und Frankreich hörte es und trauert. „Frankreich betrübt sich!" sprach der edle Vertreter eines Departements und alle Provinzen vernahmen die Gottesstimme in der Nähe, und eine Thräne blitzt im Auge des Volkes. Ja, beim Himmel, es ist so überaus niederschlagend, wenn man sieht, wie Männer, die da zuerst mit starkem Arm das Ruder ergreifen sollen, um das große Staatsschiff rasch nach vorwärts zu treiben, dem Laster huldigend, die üppig keimende Blüthe des Landes zu Grunde richten, Schande auf Schande häufen, und deßhalb weint das Volk. — Siebenzehn Jahre nach der glorreichen Julirevolution muß sich Frankreich schämen, und Leib und Seele in dichten schwarzen Flor hüllen.

Zwei Pairs von Frankreich — und die Pairie ist die höchste, ehrenvollste Würde! — haben wissentlich das Land beraubt, und ein dritter hat selbst seine Frau schlafend — welche Feigheit! — ermordet, und wie!

Er hat gerungen mit der Wehrlosen, wie Satan mit dem Engel, hat sie an Arm und Brust mit einer zweischneidigen Waffe tödtlich verwundet, und um dem teuflischen Werke die Krone aufzusetzen, ihr zuletzt — den Hals fast abgeschnitten.

Und dieser feige, elende Mörder heißt Herzog von Choiseul-Praslin, Chef des 3. herzoglichen Zweiges des uralten Hauses Choiseul, da der letzte Herzog von der zweiten Linie als Gouverneur des Louvre's gestorben ist, ohne männliche Erben zurückzulassen.

Herzog von Praslin ist im Jahre 1804 geboren, und vermählte sich mit Fanny, Tochter des Grafen Horace Sebastiani, gegenwärtig Marschalls von Frankreich und Antoine-Françoise-Jeanne de Coigny, welche noch jung, als Cousine der „jungen Gefangenen" gestorben ist, und deren Angedenken der treffliche André Chénier verewigt hat.

Sechs Töchter und drei Söhne sind die Früchte dieser Ehe, wovon eine Tochter heirathsfähig und die jüngste erst drei Jahre alt ist.

Sein Großvater war eines der Hauptmitglieder der General-Staaten, und sein Vater Kämmerer der Kaiserin und im Jahre 1814 Oberst der Nationalgarde, wo sein Name bei dem Widerstande gegen die Invasion der fremden Mächte und bei der heldenmüthigen Vertheidigung der Stadt Paris glorreich obenan steht. Die Familie trägt den Herzogs- und Pairstitel seit 85 Jahren.

Unser Held der letzten, großen Tragödie ist erster Ehrencavalier der Herzogin von Orleans und Besitzer des wunderschönen Schlosses Vaux (bei Melun), welches von der Seine aus einen höchst romantischen Anblick gewährt, und wo noch das frische Angedenken der Pracht eines Fouquet zu herrschen scheint. Dort hat auch die Edle wie eine Heilige gewirkt, und sich in den Herzen Tausender schon bei Lebzeiten ein großes unvergängliches Monument aufgerichtet. Das Vermögen des Herzogs ist ungemein groß, man will allgemein behaupten, daß jedes der neun Kinder bei gleicher Vertheilung, wenigstens 600,000 Frcs. erhalten wird. Seine drei Schwestern sind mit den bedeutendsten Notabilitäten des alten französischen Adels vermählt.

Die Frau Herzogin von Praslin hat, wenn Ref. nicht irrt, im Jahre 1807 das Licht der Welt erblickt, und zwar in demselben Augenblicke, wo ihr Vater, der damals einen Gesandtschaftsposten bekleidete, sich an die Spitze der Türken stellend, die englische Flotte zwang, die Dardanellen zu verlassen.

Nachdem die unglückliche Mutter der noch unglücklicheren Tochter das Leben geschenkt hatte, gab jene den Geist auf, während dießmal der eigene Vater sein Weib und die noch im Mutterschooße ruhende Frucht (nämlich sein zehntes Kind!) teuflisch gemordet hat.

Graf Sebastiani konnte unter so unseligen Umständen die arme Waise, welche wir einen weiblichen Orest nennen möchten, nicht zurückbehalten, sondern fand sich vielmehr genöthigt, sein geliebtes Töchterlein nach Frankreich zu senden.

Dem Meere konnte er sie nimmermehr anvertrauen, das russische Gebiet durfte sie nicht minder, zumal damals Frankreich mit Rußland Krieg führte, ohne Gefahr betreten. Demzufolge mußte das arme schwache Geschöpf, von einer Amme und wenigen Dienern begleitet, einen noch einmal so großen Umweg auf dem Continente machen, und so langte sie zur selben Zeit, als die Asche ihrer Mutter in Corsika ankam, in Frankreich an. Man glaubt, daß auch die Tochter in Olmeta, dem früheren Aufenthaltsorte Sebastiani's, mit der Mutter in der Familiengruft vereinigt werden wird.

Zu diesem Ende erwartet man nur den greisen, im Leben so oft und so hart geprüften Vater, welcher, um seine zerrüttete Gesundheit herzustellen, sich nach Ajaccio verfügen wollte, welches auch im verflossenen Jahre wohlthuend auf seinen Leib und Geist gewirkt hatte; aber allzuschwach, die projectirte Reise fortzusetzen, mußte er in Lyon zurückbleiben, von wo aus er auf Anrathen seines Leibarztes sich neuerdings nach dem nahen Genf hatte verfügen sollen. Durch eine vorgestern, gleich nach verübter That mitgetheilte telegraphische Depesche wird seine Umgebung natürlich alles Mögliche

ausgeboten haben, um den unglücklichen Greis an der Weiterreise, wenn sie selbst seine Kräfte erlaubt, zurückzuhalten. Der Adjutant seines Bruders ist gestern Morgen als Courier, um den Unglücklichen vorzubereiten, gegen Mittag hingegen die älteste Tochter der Gemordeten, so wie der überaus theilnehmende brave Bruder, General Graf Tiburce Sebastiani nach Lyon abgereist. Ob der Unglückliche, dessen eigener Schwiegersohn durch einen unerhörten Mord die Ehre, den guten Namen so vieler edlen hochgestellten und von allen Mitbürgern überaus geschätzten Familien vernichtet, Alle ohne Erbarmen, wie das in einem freien Staate nothwendige Folge ist, an den Pranger der Oeffentlichkeit hingestellt, über Nacht neun unschuldige Kinder zu unglücklichen Waisen gemacht und physisch vor der Hand zwei, und moralisch so viele Andere gemordet hat, ob nun der ehrwürdige kranke Alte dieses Schicksal überleben wird, bezweifeln wir sehr, hoffen es nicht einmal aus Liebe, aus Mitleid für ihn.

Etwa jetzt, wo ich diese Zeilen schreibe (eine Stunde vor Abgang der Post) dürfte der Arme hier angekommen seyn, aber das Publikum hat sie früher wie der Vater todt sehen können, denn seit gestern Morgen liegt sie in dessen Hôtel, unweit des verhängnißreichen Schlafzimmers, in dem Salon des Erdgeschosses, welches nun in ein erleuchtetes Trauergerüste umgewandelt ist, einbalsamirt auf dem Paradebette, schön und verklärt durch den Märtyrertod, so wie sie schön war und liebevoll im Leben.

Anfangs nächster Woche dürften ihr die zahlreichen Freunde, Verwandte und selbst theilnehmende Freunde die letzte Ehre erweisen. Der Zudrang wird jedenfalls, das dürfen wir im vornherein versichern, ungewöhnlich lebhaft seyn, wie wir es schon jetzt in der Faubourg St. Honoré und den elysäischen Feldern bemerken, wo sich Massen Volkes dicht durcheinander bewegen und drängen, um sie noch einmal zu sehen. — Den Menschen und sein vollbrachtes Werk kann man erst nach dessen Tode beurtheilen. Wie sie in und außerhalb des Palastes die Hände ringen, wie Alles weint und Aller Augen auf die Fenster jenes Gemaches gerichtet sind, wo der Mörder nun mit seinem erbittertsten Feinde: „dem bösen Gewissen" lebt, und wie es scheint, sich schon der wilde Wahnsinn seiner Seele bemächtigt hat, — das auszumalen ist heute keine Zeit.

Vor dritthalb Jahren, als der Herzog das erforderliche und gesetzmäßig vorgeschriebene Alter von 40 Jahren erlangt hatte, fungirte er öffentlich als Pair, wozu ihn auch sein Erbtitel bemächtiget. Aber als Pair von Frankreich ist er eine geheiligte, unverletzliche Person. Wenn er Schulden macht, hat wohl der Gläubiger das Recht, ihn vor Gericht zu laden, und öffentlich anzuklagen, wenn aber ein Pair von Frankreich mordet, darf sich dem § 29 der Charte zufolge, keine Seele seiner geheiligten Person bemächtigen, während im ähnlichen Falle ein Deputirter, der doch als Volksrepräsentant dasteht, von der Sitzung, von der Tribüne herab geholt und von dem Agenten der bewaffneten Macht vor die Assisen geführt wird. Und doch sagt gleich der erste Paragraph der Charte vom Jahr 1830: „Alle Franzosen sind vor dem Gesetze gleich." Ist das doch eine offenbare, gedruckte Lüge! Alle Advokaten und Rechtskundige vom Fache rügen auch diesen krankhaften Punkt der neuen doppelgängigen Legislation und diesen offenkundigen, lügenhaften Widerspruch auf das Schärfste und Erbittertste.

Um nun in irgend einer Beziehung diese „inviolabilité perpetuelle et absolue" zu schwächen, ist der oberste Stadtrath schnell nach Eu zum Könige gefahren, welcher auch alsbald den Befehl ertheilt hat, die Pairskammer zusammen-, und wenn dieselbe so einen förmlichen, feierlichen Gerichtshof gebildet hat, zur Zeit den Schuldigen vor sich zu berufen. Demzufolge sind auch jetzt alle in und bei Paris befindlichen Pairs in Folge eines Aufrufes des Großkanzlers und Kammerpräsidenten, Baron Pasquier, in Luxembourg seit 1 Uhr Nachmittags beisammen, wo sie nun nach dem Berichte des Generalprocurators entscheiden, ob sie Praslin schuldig oder frei erklären sollen. Im ersteren, sehr wahrscheinlichen Falle würde der Herzog schon Montag vor der Kammer, wie Teste, Cubières ꝛc., in Anklagestand versetzt, erscheinen, um sich der Form halber zu rechtfertigen, was jedoch nicht so leicht geschehen kann denn daß er selbst den Mord begangen hat, liegt nun klar am Tage, und zwar: 1) Hörte man schon Abends gegen 11 Uhr einen lebhaften Streit zwischen dem seit achtzehn Monaten in Zwietracht lebenden Ehepaare. Der Herzog wollte nämlich (darüber gehen absichtlich die meisten ministeriellen Blätter hinweg) seinen drei natürlichen Söhnen einen ebenso bedeutenden Jahrgehalt, wie seinen rechtmäßigen Kindern bestimmen, wozu aber die Einwilligung und Unterschrift seiner Gemahlin unbedingt erforderlich gewesen wäre. Natürlich weigerte sich die Herzogin, als liebende Mutter einer so zahlreichen Familie, gegen dieses Ansinnen, und dieser Streit war auch zweifelsohne Schuld an der nach fünf Stunden verübten Frevelthat. Vor der oben angegebenen Zeit lebten beide in vollster Harmonie, eins das andere anbetend und mit Leidenschaft liebend; wenigstens hat bis dorthin der Herzog alles Erkleckliche angewendet, um unter allen Wechselfällen für sich den Schein zu retten.

2) Zeigte eine Blutspur deutlich den Weg von dem Gemache der Herzogin zu dem seinen.

3) Hatte ein Bedienter im dem Garten, als er zur Rettung herbeieilte, eine fliehende Gestalt bemerkt, welche mit der des Herzogs auffallend übereinstimmte.

4) Wurde in dem Schlafzimmer der Entseelten eine noch geladene und mit einer Kapsel versehene Pistole des Herzogs entdeckt, welche nicht blos frische Blutflecken trug, sondern — o, entsetzlich! in die am Kopfe versetzten tiefen Wunden theilweise paßt, obgleich die eigentliche zweischneidige Mordwaffe (allem Anschein nach ein Jagdmesser) den emsigsten Forschungen zufolge, bisher nicht entdeckt werden konnte.

5) Fand man auf dem Herde die frisch gebrannte Asche und noch einige unversehrt gebliebenen Theile seines seidenen Schlafrockes, den er noch Abends zuvor trug. Eben so waren viele Papiere und Documente kurz zuvor den Flammen Preis gegeben worden.

6) Trugen die grauen, damastenen Vorhänge und die mit Gold- und Seidenstoffen reich verzierten Wände den Abdruck seiner Hand, so wie alle seine Kleider (welche er allem Anscheine nach zu wechseln vergessen) die deutlichsten Blutspuren zeigten, obzwar er Anfangs behauptet, er habe sie in Folge der Berührung mit der Leiche, welche er bekanntlich auf den ersten Hülferuf der Kammerfrau weinend und schluchzend umfaßt hatte, erhalten. Old.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 24. August. Großjährig, Lustspiel in 2 Akten, von Bauernfeld. — Hierauf: Herr Hampelmann im Eilwagen, eine Hampelmanniade in 6 Bildern.

Mittwoch den 25. August. Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang von G. Räder. Erste Abtheilung: „Das Bergmännchen." Zweite Abtheilung: „Abd-el-Kader." Dritte Abtheilung: „Die Fremdenlegion." Vierte Abtheilung: „Die Versöhnung am Nordpol." Musik von mehreren Componisten.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 235. Donnerstag, den 26. August 1847.

### Die Schmandprinzessin von Briolen.

(Fortsetzung.)

Jetzt treten die Mädchen in einer langen Schaar unter den Lauben hervor und gehen Arm in Arm längs der gegenüberstehenden Häuserreihe über den Markt hin; still, sie singen:

„Si tampf tampsu noctozele etc."
Finstre Nacht deckt Wald und Flur.
Fänd ich nur des Weges Spur,
Doch der Mond scheint bleich,
Geister huschen im Gesträuch'!
Wo nur finde ich den Weg,
Willmantina, —
Zu dir den Steg? —

Unter dem Singen verschwinden sie im Schatten der Bäume, die vor der Kirche stehen. Sie gehen um die Kirche herum und kommen nun an unserer Häuserreihe herauf und an uns vorüber. Wir sitzen im Schatten der Vorlaube. An Selmars Werkstätte blieben sie stehen; sie lauschen ins Fenster seiner Kammer hinein, klopfen lachend an die Scheiben und kommen, da sie ihn nicht zu Hause finden, gerade auf unser Pfarrhaus zu, Selmar hier vermuthend; sie pflegen ihn oft so aufzusuchen, wenn er Sommerabends in seiner Kammer sitzt und lassen sich gern alsdann von ihm noch vorerzählen.

Jetzt stehen sie vor uns; es sind ihrer sieben, Selma, Mila, Benina, Ina, Iduna, Else und Elma.

Am meisten jubelt Benina; denn sie hat ihren Selmar zuerst aufgefunden. Wahrhaftig, ein ächtes Litthauer Mädel ist's, ein Kernmädel, kräftige Hüften, starke Arme, das Gesicht frisch geröthet, Augen wie das Reh der Wälder, das glattgescheitelte kastanienbraune Haar halb unter dem Tuche versteckt, von schwarzem Tuch das knappe Mieder, weit der Rock aus Wolle mit breiten, rothen, gelben, blauen und grünen Streifen. Die ganze Gestalt aber durchstrahlt jene unangetastete, naturkräftige Reinheit, wie man sie vor allem bei diesem isolirten Naturvölkchen findet.

Endlich läßt das Gekicher der Mädchen nach und ich frage, ob sie denn auch wüßten, was sie gefunden? Und was sie sich dabei dächten?

Keine weiß recht Bescheid, aber Ina, ein liebliches Madonnenbild mit Vergißmeinnicht-Augen und Lippen, frisch wie die Kirschen, meint schalkhaft lächelnd, das müsse ja Beninas Selmar wissen, der Grundgelehrte, — und der weiß es auch wirklich.

Selmar schlägt vor, zusammen noch einen Gang um den Markt zu machen, reicht mir die Linke und Benina die Rechte und wir gehen von den andern Litthauermädchen umgeben, durch das in Schlummer versunkene Dorf. Tiefe Stille herrscht. Selmar beginnt.

### 2. Willmantina.

„Seht Ihr den in Nebel gehüllten Bergrücken dort längs der Tilzele, dem die drei gleichhohen Bergspitzen ein so symetrisches Ansehen geben? Von den drei Hügeln heißt der östliche „Glockenberg" und der westliche „Willmantis", nach dem einstigen Bewohner also genannt, von dem auch das Dorf zu seinen Füßen den Namen Willmantinen erhalten hat.

Drei Brüder nämlich, so lautet die Sage, Söhne des mächtigen Fürsten von Ragnit und jeder ein gewaltiger Riese, lebten hier eine Zeit lang traulich beisammen. Die Hügel dort waren ihre Rasenbänke und sie saßen auf ihnen oft, wenn die Sonne unterging, bis in die Nacht hinein, am lieblichen Gespiele der Wolkengebilde sich erfreuend. Das Zusammenleben jedoch wurde ihnen zu alltäglich und zu beengend, und so dachten sie daran, sich zu trennen. Zuvor aber wollten sie noch zusammen die weite Welt sich ansehen und zunächst dorthin gemeinsam wandern, von woher der warme Wind kommt. Nach vielen Monden kehrten sie, befriedigt vom Erlebten, alle drei glücklich zurück und brachten jeder vier Andenken mit: Willmantis eine Glocke, Tilpatis eine Zimmeraxt und Rombinus einen gewaltigen Granitstein. Und sie beschlossen nun sich Schlösser zu bauen. Damit sie aber beim Bau einander die Axt gehörig zureichen und beim Morgen- und Abendgruße sich gegenseitig die Hände geben konnten, sollten ihre Paläste nur eine halbe Meile weit aus einander liegen. Willmantis behielt seinen Dreihügelberg, Tilpatis wählte den hochgelegenen Theil des linken Memelufers und gründete Tilsit und Rombinus nahm den gegenüberliegenden steilen Berg in Besitz. Die Axt machte häufig die Runde und bald standen die Burgen da, weit ins Land lugend und jede schöner als die andere. Die Glocke aber brachte Willmantis unter den gen Sonnenaufgang liegenden Hügel, den Glockenberg, und aus weiter Ferne kam man hieher, um zu vernehmen, was der Berg verkünde, man durfte nämlich nur das Ohr an den Berg legen, so gab die Glocke drinnen durch einen hellen oder schauervollen Klang verhängnißreichen Bescheid an, ob der Kranke, um dessen Leben man besorgt, von seinem Leid genesen oder sterben werde. Oft fing letztere, zumal in der Mitternachtsstunde, wohl auch von selbst an, dumpf zu läuten. Dann war, — das stand fest, — in der Umgegend jemand gestorben.

Willmantis hatte nun auch eine Tochter, Willmantina, ebenfalls eine mächtige Riesin, aber wunderschön von Gestalt und seelengut von Gemüth, jedoch zumal in ihrer Jugend ausgelassen munter. Besonders übte sie ihren Muthwillen aus an den weit im Grase umherweidenden Pferden und Kühen der Litthauer. Ganze Heerden steckte sie in ihre Rocktasche, und Schafe und Ziegen barg sie in

ihre Fausthandschuhe und brachte sie als Spielzeug nach Hause. Als ihr aber der Vater bedeutete, daß dieses nicht, wie sie meinte, Spielpüppchen, sondern Thiere seyen, die dem Menschen, wenn er ihrer mit Sorge pflege, großen Nutzen gewährten, so fing sie nun aus Liebe zu den Menschen an, sich auch der Viehzucht zu befleißigen, besonders der Pferdezucht, durch welche Litthauen bis heute so berühmt geworden ist: Und bald waren zahlreiche Heerden, die sie sich hielt, ihr Stolz und ihre Freude und der größte Reichthum jener Gegend.

Auch bereitete sie, wie das Niemand weiter verstand, eine besondere Art viereckiger, großer Schmandkäse von vorzüglichem Geschmack. Diese vertheilte sie dann, bei besonders dazu veranstalteten Festen, als ein Zeichen ihrer Gunst. Doch so freigebig sie auch mit dem Fabrikate selbst war, so bewahrte sie doch die Kunst dieser Bereitung lange als ein Geheimniß auf. Nur eine Sterbliche besaß ihr Vertrauen. Birjohla, ein liebliches Mägdlein aus dem nahen Dorfe Briolen. Dieser Freundin vertraute sie auch später ihr Geheimniß an. — Von ihren Neidern aber wurde die Riesin „die eitle Schmandprinzessin" genannt, vorzüglich deßhalb, weil sie auf ihren Schmandkäse so stolz that. Dieß kam ihr zu Ohren und Willmantina sann nun auf eine gerechte Vergeltung des ihr zugefügten Spottes, wozu ihr das kommende Fest die schicklichste Gelegenheit bot.

(Schluß folgt.)

---

## [:] Eine Expedition nach der San-Saba in Texas.

(Fortsetzung.)

Unser Leben wurde nun in vieler Hinsicht angenehmer. Denn da die Kornvorräthe, womit wir unsere zum Theil großen amerikanischen Pferde, die an solches Futter gewöhnt sind, bei Kräften erhalten, zu Ende gingen, so mußten wir diese des Nachts frei herumlaufen lassen, um sich das nöthige Futter selbst zu suchen; somit fiel das lästige Wachen weg. Wir waren auch, Dank sei es dem gehaltenen Versprechen der Comanchen, so glücklich, daß uns kein Pferd gestohlen wurde

Am 17. Februar stießen wir auf ein im südlichen Texas nicht vorkommendes Thier, über dessen eigenthümliches Leben die wunderbarsten Sagen im Umlaufe sind. Es ist der sogenannte Prairiehund (prariedog) eine Art Murmelthier; der ungefähr die Gestalt unserer deutschen, wilden Kaninchen hat. Er lebt wie dieses in Höhlen, und zwar in großer Gemeinschaft. Der Prairiehund zeichnet sich überhaupt durch seine Geselligkeit aus, denn man sieht ihn oft lange auf dem Rande seiner Löcher sitzen, wobei er eine sehr eifrige Unterhaltung zu führen scheint. Trotz seiner Wachsamkeit (denn man behauptet, er stelle Wachen aus) gelang es uns dennoch einige dieser Thiere zu schießen. Später trafen wir sie noch öfter, und zwar in der Regel auf meilenlangen, mit einer besonderen moosigen Grasart bewachsenen Prairieen. Das Fell dieser harmlosen Thierchen ist mit einem äußerst zarten braungelben Pelze bedeckt; ihr Fleisch ist wohlschmeckend.

Am 18. Februar erreichten wir endlich das Ziel unserer Reise, das alte spanische Fort. Es liegt unmittelbar an der San-Saba in einem wunderschönen, etwa eine Meile breiten Thale, das hin und wieder mit Mosquittobäumen besetzt ist, und von einem Höhenzuge malerisch begränzt wird. Zwar zerstört stehn doch fast noch alle Mauern des Forts und erheben sich theilweise bis zu einer Höhe von 20 Fuß, so daß man die ursprüngliche Form noch vollkommen zu erkennen vermag. Das Ganze bildet ein Rechteck von 140 Schritt Länge und 130 Schritt Breite. Es ist von doppelten Mauern umschlossen, zwischen denen sich zellenartig kleine Räume, ahrscheinlich die Wohnungen der Besatzung, befinden. An der nordwestlichen Ecke stand das Hauptgebäude, mit selbstständiger Vertheidigung und doppeltem Stockwerke, in dessen Mitte wir die Kirche vermutheten. Der große geräumige Hof diente uns als Lagerplatz. Nachdem wir uns eingerichtet hatten, durchforschten wir die alten Mauern, die mitten in dieser Wildniß, soweit von den letzten Spuren der Cultur entfernt, uns sonderbar anregten. Wir fanden hier die Namen derjenigen, welche bis zu diesem Punkte vorgedrungen waren, in Stein eingegraben. Es waren die der mexicanischen Generale Cos und Padilla und deren Begleiter. Um Geräthschaften oder Documente der frühern Bewohner zu finden, veranstalteten wir eine mühevolle, doch vergebliche Nachgrabung. Wahrscheinlich diente dies Fort, wie auch die Sage geht, zum Schutze von Gold- und Silberminen, die jedoch, nach der Form der umliegenden Berge zu schließen, sich nur in größerer Entfernung befunden haben können. Es dürfte hier eine Hauptstation gewesen sein, mit der vielleicht eine Mission und eine landwirthschaftliche Niederlassung verbunden war. Auch zeugen die Spuren des Christenthums, die man hin und wieder unter den Comanchen findet, für den spanischen Bekehrungseifer.

Wir blieben hier einige Tage liegen. Nachdem Herr von Meusebach mit einigen Begleitern die San-Saba mehrere Meilen stromaufwärts durchzogen hatte, ohne außer herrlichen Thälern etwas von besonderem Interesse zu finden, traten wir am 20. unsern Rückweg an.

Unterwegs schoß einer der Schawnéen einen texanischen Panther, dessen Fleisch sich der Schütze und die Mexikaner trefflich schmecken ließen.

Den 24. kamen wir wieder zu dem Camp, wo wir uns von unsern Gefährten getrennt hatten. Bis jetzt hatten wir meist immer gut gelebt, hier trat jedoch unser culinarischer Culminationspunkt ein. Wir hatten nämlich eine sehr ergiebige Jagd gemacht, und um einigermaßen gegen die Gefräßigkeit der Kaninchen, denen wir uns wieder näherten, sowie gegen eigene Noth geschützt zu seyn, wurde hier auf indianische Art aus Holzstäben ein Apparat errichtet und das Fleisch im Rauche getrocknet, was uns auch den folgenden Tag beschäftigte. Den 26. ging es weiter und den folgenden Tag überschritten wir, um die Krümmungen der San-Saba abzuschneiden, eine Hochebene. So weit das Auge reichte, war auf dieser Alles mit Quarz und Kalksteingewölbe bedeckt. Nach einem langen Marsche waren unsere Thiere und wir selbst sehr erschöpft; dennoch war nirgends Gras und Wasser zu entdecken. Endlich erreichten wir wiederum die San-Saba. Dieser Uebergang war äußerst beschwerlich; um ihn zu bewerkstelligen, waren an Strapazen gewohnte Thiere, wie unsere texanischen, nöthig. Der Fluß hat hier gar kein Thal, sondern seine Ufer erheben sich unmittelbar als schroffe Felswände, in einer Höhe von 50—80 Fuß. Diese stiegen wir auf einer Art natürlichen Treppe hinunter und wieder hinauf; doch waren die Absätze manchmal so weit von einander, daß die Pferde von einem zum andern springen mußten. Nachdem wir einige Meilen auf der andern Seite zurückgelegt, erreichten wir ein schönes Thal von einem Creek bewässert, wo wir über Nacht blieben.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** Am 19. Juli ereignete sich, wie der „Oesterreichische Beobachter" meldet, auf der Rhede von Korfu ein schauerlicher Fall, der das Volk und die Besatzung dieser Stadt mit Bestürzung erfüllte. Gegen 9 Uhr Abends nämlich übte sich eine Abtheilung des dort garnisonirenden 36. englischen Linienregiments vor dem sogenannten Molo Mandrachio im Schwimmen, als man ein furchtbares Geschrei vernahm. Ein großer Haifisch war plötzlich in der Mitte von zwölf Soldaten erschienen und hatte einen derselben erfaßt, mit welchem er in die Tiefe sank, um ihn zu verschlingen. Nur wenige Blutspuren zeigten bei der vollkommenen Windstille, wo das Opfer entführt worden war.

*** Freiligrath soll mehr und mehr mit seiner Lage in England unzufrieden seyn. Sollte man nicht erwartet haben, daß selbst ein Kaufmann, wenn er einen bedeutenden Dichter Europas auf seinem Comptoire anstellte, denselben von einem gewöhnlichen Commis zu unterscheiden wissen würde? — Herr Huth scheint es nicht zu verstehen. —

† Man liest in einem Edimburger Blatt folgende mysteriöse Anzeige: „Eine stille ehrbare Familie erbietet sich, einen Trunkenbold erster Sorte bei sich aufzunehmen, und ihn durch Mittel, welche sich bis jetzt an verschiedenen dem Trunk äußerst ergebenen Personen als sehr heilsam bewährt haben, von seinem Laster zu curiren." Es fragt sich nur, ob sor oder?

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Paris**, 22. August.

**Neue Mordthaten. Der Herzog von Praslin im Gefängniß. Miß Lucy.**

Drei Mordthaten wurden in Einer Nacht verübt; ein Gauner, welcher auf den Dächern promenirte und sich beobachtet sah, stieg durch einen Rauchfang in eine sehr hochgelegene Wohnung und stürzte sich durchs Fenster auf die Straße hinab, was ihm auch sein Leben kostete. Aber eine That ist die kühnste, welche seit Menschengedenken hier vorgekommen ist.

Nahe am Börsenplatze, in der Rue Vivienne Nr. 26, tritt ein schöner, kräftiger und höchst elegant gekleideter Mann, der etwa 30 Jahre zählen mochte, um halb 2 Uhr Mittags, wo die Bewegung in und rings um die Börse die lebhafteste ist, zu dem Neffen des reichen Wechslers Meyer Spielmann, und erkundigt sich in einem spanisch-französischen Kauderwelsch um den Cours der Piaster und anderer türkischen Münzen.

Der arme, höchst dienstfertige, achtzehnjährige Commis verläßt seinen Sitz, welcher sich bei allen hiesigen Geldwechslern hinter einem hohen Gitter befindet, das bloß der Communication halber mit einer kleinen Oeffnung, einem Schieber oder Fensterchen versehen ist, um ein darüber Aufschluß ertheilendes Buch zu holen. Sobald er in den Vordergrund des Ladens tritt, faßt ihn Jener an der Kehle, und versetzt ihm rasch hinter einander mehrere Messerstiche. Während dieser mit ihm rang, wurde der Mörder selbst leicht verwundet, aber durch die letzten, in der Brust und im Unterleibe versetzten Wunden fiel der Unglückliche beim Fenster nieder und gab nach einer Stunde unter den fürchterlichsten Schmerzen den Geist auf. Auf den ersten Schrei des jungen Mannes sammelten sich überdieß gleich viele Neugierige, obgleich es dem Elenden gelungen, über den Börsenplatz zu entfliehen. Aber hier erhob ein Commissionär mit einer seltenen Geistesgegenwart seine hölzerne Tragbahre und schleuderte sie ihm im Fluge zwischen die Füße, so daß er auf den Rücken fiel. Man fand bei ihm noch ein zweites dolchartiges Messer und vier Goldstücke.

Das Volk ist über diese im Verlaufe weniger Stunden verübten Gräuelthaten in einer ungewöhnlich aufgeregten Stimmung. Insbesondere ist das Verbrechen des Herzogs für einen Theil des Volkes und alle Journale, welche sich der Ausfüllung der langen Druckspalten und der zahlreichen Abonnenten wegen in der gegenwärtigen Siesta nicht wenig darüber freuen (so wurden Freitag in Einer Stunde 100,000 Exemplare der zwei Abendblätter „Moniteur" und „Patrie" verkauft) Wasser auf ihre Mühle. — Als ein Garçon in einem Kaffehause der Porte St. Denis drei Arbeitern nicht gleich den verlangten Punsch brachte, erhob sich alsbald Einer unter ihnen und rief vernehmbar dem Kaffeeschenk zu: „Warum ist Ihre Bedienung so schlecht? Vielleicht, weil wir nur eine Blouse tragen? Wir haben wohl weder Titel noch Millionen, aber ein desto ehrlicheres Gewissen. Wir stehlen nicht und morden auch nicht." Und so hört man bei dem geringsten Anlasse gleich von den Proletariern handgreifliche Anspielungen auf die Heroen der Neuzeit. Aber das Interessanteste bietet der Anblick der Faubourg St. Honoré Nr. 55. Da steht rings um das berüchtigte Hotel eine dichte Phalanx von Arbeitern und Weibern, raucht, discutirt, ißt, kurz wohnt da. Auf meine Frage, ob sie sich da nicht langweilten, erwiederte mir ein junger Wachehabender Franzose ganz trocken: „Nein, ich bin nicht müde, überdies lösen mich meine Kameraden, wenn ich gegen Abend schläfrig werde, schon ab. Wir müssen sehen, ob man bei dem ein Auge zudrücken und den Seigneur wird durchgehen lassen. Wir stehen deßhalb hier, um dieß zu verhindern." Ich bin auch fest überzeugt, daß das Volk den Herzog, wenn er ihm zu Gesicht gekommen wäre, gesteinigt hätte.

Aber trotzdem wußte er gestern um 4 Uhr des Morgens durch eine Hinterpforte sich ihrem wachsamen Blicke zu entziehen, er fuhr gerade nach Luxembourg, um sich auf einen früher gegebenen zarten Wink des Präsidenten freiwillig als Gefangener der Pairskammer zu stellen. Die Sitzung dauerte von 1 Uhr bis spät in den Abend hinter Schloß und Riegel. Im Verlaufe der Woche dürfte mehr Publicität eintreten. Warum überhaupt die „unverletzlichen Herren" gerade, wenn es sich um Einen in ihrer Mitte handelt, Anfangs Thor und Thüre absperren, weiß der Franzose eigentlich selbst nicht, in dem Gesetzbuche steht auch keine Sylbe von einem ausschließlichen Privilegium ähnlicher Geheimnißkrämerei.

Heute ist er auch gefaßter, ruhiger, läßt aber noch immer kein Sterbenswörtchen hören. Jeden Augenblick läuft das Gerücht von einer andern Art der Entleibung, und der „Moniteur" ärgert sich jeden Abend nicht wenig beim Widerrufe. Das Volk hat jetzt wieder aus angeborner Vorsicht die Pairskammer umzingelt, und des Mörders Selbstmord oder gar seine geheime Flucht wäre für dasselbe die erste, laute Parole, um seiner nur halb unterdrückten Wuth Luft zu machen. Das weiß die Regierung recht wohl, weßwegen er auch jetzt noch strenger denn zuvor bewacht wird. Zwei Aerzte müssen zuerst jeden Bissen und jeden Trunk, den er zu sich

nimmt, untersuchen, man gibt ihm bloß eine hölzerne stumpfe Gabel. Er geht nicht allein einen Schritt, er schläft nicht allein, kurz er hat nolens volens immer Gesellschaft.

Zufolge langen fruchtlosen Nachsuchens hat man endlich nur den zerbrochenen, blutigen Griff, aber nicht den Dolch selbst entdecken können. Zweifelsohne ist er während der Schreckensthat zerbrochen, weßhalb Praslin dann zu dem Kolben der Pistole seine Zuflucht nahm. Darüber befragt, schüttelt er verneinend das Haupt, als ob er sagen wollte: „Das kümmert Sie nicht, meine Herren."

Miß Lucy, die Geliebte des Herzogs, protestirte gestern beim zweiten Verhöre lebendig gegen jedes Einvernehmen mit demselben, sie preis't vielmehr die edle Familie, welche sie so sehr mit Wohlthaten überhäuft hat, mit aller diesem Volke sonst minder eigenen Wärme und Herzlichkeit, weint, wenn sie den Namen ihrer guten Kinder und der „großmüthigen Mutter" nennen hört, und erklärt auch dadurch den Schmerz, welcher sich in einem an den Herzog gerichteten und in dessen Pulte vorgefundenen Schreiben ihrerseits über den plötzlichen, unverdienten Verlust ihrer so überaus ehrenvollen Stellung kund gibt.

Es ist noch nicht bekannt, ob Graf Sebastiani, welcher sich vorgestern nicht in Lyon, sondern in Genf aufhielt, schon auf die Todesnachricht seines einzigen, heißgeliebten Kindes vorbereitet ist. Man erwartete ihn verflossene Nacht in seinem Hotel.

Die verewigte Herzogin soll wegen Vermeidung des allzugroßen, öffentlichen Tumultes morgen oder übermorgen im Stillen in der Madeleine-Kirche eingesegnet und dann auf Korsika in der Familiengruft beigesetzt werden. Old.

---

Leipzig, 16. August.

## Die Tonkünstler-Versammlung.

(Fortsetzung.)

Während der Vormittag theoretischen Erörterungen gewidmet und deßhalb vorzüglich für die Musiker von Fach interessant war, erfreute der Nachmittag gleichmäßig Jünger wie Freunde der Musik mit dem goldenen Lebensbaum der Kunst, der Kunstübung. Zuerst wurde uns ein Concert von dem ehrwürdigen Altmeister Seb. Bach vorgeführt: eine wunderschöne Tondichtung, in welcher sowohl die kecke Kraft und Lebendigkeit, als der tiefe religiöse Ernst der Bach'schen Muse charakteristisch hervortritt. Die Klavierparthie hatte Moscheles übernommen; die Quartettbegleitung wurde durch unsern wackern Concertmeister David und durch die Herren Hunger, Gade und Wittmann ausgeführt. Wo solche Kräfte sich vereinen, da gibt es einen guten Klang! — Und was folgte auf Bach? Ein Liedercyclus in vier Gesängen: „Die Waldfrau", Gedicht von J. Mosen, componirt von Riccius, vorgetragen von Fräulein Vogel. So gelungen uns diese mit dem Zauber der Romantik geschnörkelte Composition besonders durch die Wahrheit des oft zu dramatischer Lebendigkeit sich erhebenden Ausdrucks, durch die glückliche Verschmelzung der Lieder zu einer Einheit, so wie durch treffliche Declamation des Textes und sinnige Begleitung erschien, so wenig war sie hier am Platz. Auf Bach konnte unserer Ansicht nach kein anderer Meister der Gegenwart — und das Concert hatte doch wohl die Aufgabe, hauptsächlich die Musik der Gegenwart zu vertreten — folgen, als der große Fortbildner klassischer Musik in unserer Zeit, Felix Mendelssohn-Bartholdy. Er war indeß in diesem Concerte mit keiner Note bedacht. Warum nicht? weil er sich bei dieser Tonkünstlerversammlung nicht betheiligt hatte? Dies wäre denn doch eine arge Verwechslung persönlicher Interessen mit den Interessen der Kunst. Oder machte sich hier vielleicht der Einfluß jener radicalen Partei geltend, welche, ihre Schwester auf dem politischen Gebiete an Einseitigkeit noch übertreffend, aus dem Grunde, weil nun sie gerade die neue Kunstoffenbarung von R. Schumann datirt, keine andern Richtungen neben dieser für möglich und berechtigt hält? Weit entfernt, das eben so edle als gewaltige Streben R. Schumann's, so wie seine Bedeutung für Gegenwart und Zukunft unserer Musik irgendwie verkennen zu wollen, möchten wir doch an Göthe's Wort erinnern: „Die Kunst hat nie ein Mann allein besessen." Wir wünschen dem jungen Verein der Tonsetzer nichts inniger, als daß er sich vor allem exclusiven Wesen bewahren möge! Ja, wir halten es vielmehr für eine seiner vorzüglichsten Aufgaben, die schöne Frucht moderner Geistesentwicklung, das universelle Kunstbewußtseyn zu bewahren, da dasselbe Geist und Gemüth für richtiges Verständniß und für den Genuß der Kunstschätze längst entflohener Jahrhunderte befähigt, so wie es andererseits den Blick frei erhält für eine vorurtheilsfreie Würdigung verschiedener, selbst weithin von einander abweichender Bestrebungen auf dem Kunstgebiete der Gegenwart. — Der erste Theil des Concertes schloß mit Beethoven's großem und großartigem Quartett aus B dur, Opus 139. Das sehr schwierige und wegen seines vorzugsweise subjectiven Charakters in manchen Parthien schwer zu enträthselnde Werk wurde von den oben erwähnten Herren mit bewunderungswürdiger Meisterschaft und sichtbarer Begeisterung vorgetragen. Der zweite Theil begann mit einer Sonate von G. Flügel, welche uns, den zweiten Satz ausgenommen, weniger befriedigte, als andere Compositionen dieses strebsamen Künstlers. Dazu kam, daß die Kräfte der sonst so trefflichen Pianistin Madame Brendel nicht hinreichten, um das Werk vollständig zur Anschauung zu bringen. Desto erquickender waren die folgenden Lieder von R. Schumann und eins von Fr. Schubert, von welchen die ersten beiden (aus Frauenliebe und Leben) von Fräulein Apthe, die letzten zwei („Du bist wie eine Blume" und „Die linden Lüfte sind erwacht") von Herrn Götz aus Weimar gesungen wurden. Zu bedauern war nur, daß die Pianofortebegleitung der Gesänge von dem gefühlvollen Vortrage der Sänger wenig an sich hatte. Wie ein inniger Segenswunsch ertönten zum Schlusse des Concerts die seelenvollen Klänge des zweiten Satzes aus dem D moll-Quartett von Fr. Schubert. Die zahlreiche, durch Einladungen an Privatpersonen vermehrte Zuhörerschaft schenkte der ganzen Aufführung die wärmste Theilnahme und dankte schließlich den Künstlern mit einem anhaltenden Applaus, worauf Prof. Moscheles als dankenswerthe Zugabe noch eine seiner Compositionen mit bekannter Meisterschaft vortrug.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch den 25. August. Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang von G. Räder. Erste Abtheilung: „Das Bergmännchen." Zweite Abtheilung: „Abd-el-Kader." Dritte Abtheilung: „Die Fremdenlegion." Vierte Abtheilung: „Die Versöhnung am Nordpol." Musik von mehreren Componisten.

Donnerstag, den 26. Aug. Die Belagerung von Corinth, große romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Rossini.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 236.** Freitag, den 27. August **1847.**

## Die Schmandprinzessin von Briolen.

(Schluß)

Als der Festtag da war und wie gewöhnlich die ganze Umgegend Einladungen erhalten hatte, waren von Willmantina überall am Berge Dienerinnen ausgestellt worden, welche die Kommenden fragen mußten, wer heute den Schmaus gebe. Jeder nun, der „Willmantina“ sagte, wurde ins Schloß der Riesin geboten, wer aber mit dem anzüglichen Namen, „Schmandprinzessin“ antwortete, höflichst nach dem nahen Garten beschieden.

Auf einem weiten Rasenplatze des Gartens bezeichneten die im Kreise geordneten silbernen Teller und goldnen Kannen und Becher den Gästen die Sitze, auf welchen man lagern und behaglich ausruhen sollte. Nicht lange währte es, so erschien die mächtige Wirthin mit hochbepackter Schürze und einem riesigen Fasse voll Meth unter dem Arme, welches sie, nach einem freundlich gebotenen Gruße, vor sich niedersetzte. Sie theilte wie herkömmlich der Reihe nach die zum Geschenk bestimmten Käse aus und bat die jubelnde Gesellschaft, recht wacker dem in der Tonne enthaltenen festlichen Getränke zuzusprechen; bald werde auch sie wieder hier seyn und die gemeinsame Freude theilen.

Kaum ist die Riesin ins Schloß zurückgeeilt, so macht Alles sofort sich an den gaumenreizenden Tonnencoloß, um nach genommenem pikantem Käseimbiß nun auch die Kehle zu netzen. Doch von unerreichbarer Höhe schaut der wohlversicherte Krahn auf die Durstigen hinab. Zwar versucht Einer nach dem Andern in vollem Anlauf die gewissermaßen eine Steige bildenden Faßbänder zu erklimmen, ja einige erlangen, nach schwungreichem Ansatz auch wirklich das erste Ziel und arbeiten sich mühsam ein Paar Reifen weiter, doch Alles umsonst! — über den mittleren Bauch der Tonne vermag keiner zu kommen, und ängstlich hier sich anklammernd, bleibt der Eine in schwebender Pein zwischen Himmel und Erde hangen, während Andre, denen die Hände den Dienst zum Weiterklettern versagen, sich zu einer nicht eben sanften Hinabfahrt genöthigt sehen.

Gleichzeitig hatte sich unter dem Krahnen selbst ein lustiger Wettkampf entwickelt, indem jeder den Platz zu behaupten suchte, auf welchem die spärlich herabfallenden Tropfen des köstlichen Getränkes aufgefangen werden konnten. Dieser Streit währte so lange, bis einer der Gäste, ein bekannter Prahlhans, aufgefordert worden war, seine Erfindungskraft und Kunst zu bewähren, und nun den weisen Rath gab, von den viereckigen Käsen, gleich wie von Ziegeln, eine Treppe bis zum Krahnen hinauf zu erbauen, was auch mit jubelndem Beifall aufgenommen wurde.

Sogleich wird Hand ans Werk gelegt und bald steht die mit Stufen versehene Käsetreppe fertig da, auf die nun Alles, was irgend dazu kommen kann, lärmend hinaufsteigt. Doch das Bauwerk war keineswegs ehrenfest und stürzte mit sammt der darauf befindlichen Menschenmasse über den Haufen.

„Wir fallen, wir fallen!“ ertönt's aus aller Mund und ein neuer gräßlicher Lärm bricht los. Während die Verunglückten aber mühevoll sich aus den, zum Glück nicht harten Trümmern der Treppe herauszuwinden streben, bringt die Riesin neue Speisen aller Art herbei und fragt mit angenommener Verwunderung, warum denn nicht getrunken werde.

„Scheint's doch wirklich so,“ erhielt sie zur Antwort, „als ob's recht darauf angelegt sey, daß wir mit trockener Kehle vom Feste heimkehren sollen. Wer kann noch daran denken, zum hohen Zapfen zu gelangen, da alle unsere Versuche fehlschlugen?“

„Will's Euch leicht machen,“ ruft Willmantina und tritt in den großen Kreis ihrer durstenden Gäste. „Ihr sollt vollauf zu trinken haben,“ und mit diesen schalkhaften Worten dreht die Riesin sich auf einem Fuße mit solcher Kraft herum, daß auf der Stelle ein tiefer Kessel gebildet wird, in welchem die Gäste sofort auf allen Vieren bis zum Boden hinab gleiten, und hier in unfreiwilliger Nähe, einem Ameisenhaufen gleich, dicht beisammengedrängt liegen bleiben. Noch sind sie nicht zur Besinnung gekommen, als Willmantina unter dem Ausruf: „Es lebe Eure Schmandprinzessin!“ den Krahn öffnet und im Lachen davoneilt.

Mit brausendem Schäumen ergießt sich der reiche Inhalt der Riesentonne gleich einem Sturzbache zur Tiefe der Grube, in welcher die staunenden Gäste des Guten bald so viel erhalten, daß sie mehr und mehr der drohenden Gefahr, in den köstlichen Fluten zu ertrinken, mit banger Gewißheit entgegensehen. Da aber kommt die Riesin schnell zurück, schließt den Krahn und bewirkt, mit dem Finger den Berg durchfurchend, daß die Stauung des Methes einen Abfluß erhält, und die über Durst Getränkten bald wieder auf dem Trocknen sitzen. Sie hatten genug für heute, und brachen so eilig wie sie konnten auf, nicht einmal die geschenkten Käse mit sich nehmend.

Erst als die Gäste schon eine weite Strecke zurückgelegt hatten, bemerkt Willmantina, daß ihr Geschenk noch unbenutzt daliege. Das schmerzt sie. Sogleich rafft sie den ganzen Haufen jener zertrümmerten Käsetreppe in einen ungeheuren Klumpen zusammen und sendet denselben mit den Worten: „Die Geschenke laßt nicht hier!“ in einem weiten Bogen nach, daß er sausend durch die Luft flog und beim Niederfallen zur Hälfte in die Erde drang. Erschreckt flohen die Gäste von dannen. Der Käseklumpen

liegt aber noch, als ein Denkzeichen jenes Festes, zu Stein geworden, auf derselben Stelle.

Das Gut Briolen, aus welchem Willmantinen's Freundin Birzohla herstammte, bewahrt bis heutigen Tages noch die geheime Kunst der Riesin, denn der Brioler Schmandkäse zeichnet sich so vortheilhaft vor allen andern litthauischen Käsearten aus, daß er selbst auf der königlichen Tafel zu Berlin nicht fehlen darf. Zur Seite der Landstraße, dicht neben dem genannten Gute, gewahrt man noch einen einzeln liegenden Granitblock. Dieses ist der jenen Klumpen bezeichnende Stein."

Selmar schwieg. Wir gingen eine Weile schweigend neben einander, dann aber fingen die Mädchen an zu lachen laut und immer lauter, bis dann Selmar meinte, es sey der schlafenden Nachbarn wegen denn doch besser, wenn auch wir uns trennten und zur Ruhe gingen. Als ich an das Pfarrhaus zurückgekommen war, verhallten in der Ferne die letzten Tritte der eilenden Mädchen; doch durch die Stille der Nacht klang noch leise der Ruf: „Benina" in mein Ohr. Es war Selmar's Abschiedsgruß. —

---

## [:] Eine Expedition nach der San-Saba in Texas.

(Fortsetzung.)

Hier war die Vegetation, wie überhaupt in den reizenden Sabathälern, weit vorgerückt. Unsere Pferde labten sich an dem saftigen Grase, und wir fanden schon blühende Blumen und Gesträuche. Bald, nachdem wir am folgenden Tage ziemlich hungrig aufgebrochen waren, stießen wir zu unserer Freude auf einen mächtigen Honigbaum. Der Honig war vortrefflich und in so großer Menge vorhanden, daß wir, nachdem unsere ganze Gesellschaft ihren Appetit gestillt hatte, noch einen großen Eimer voll mitnehmen konnten. Nachmittags durchzogen wir liebliche Thäler und sahen an den vielen frisch betretenen Pfaden, daß wir uns in der Nähe einer größern Indianer-Niederlassung befanden. Bald trafen wir auf mehrere Comanchen, die uns benachrichtigten, daß das große von uns gesuchte Dorf in der Nähe sey. In kurzer Zeit erreichten wir wirklich dasselbe. Es war ganz in derselben Art gebaut, wie das früher von uns berührte, doch war es bedeutend größer. Der hier lagernde Stamm wurde von einem berühmten Häuptlinge, Namens Mo-pet-zuco-pa, d. h. alte Eule, befehliget. Außerdem lag Santana mit einem Theile seines Stammes in der Nähe; wie sich überhaupt die bedeutendsten Comanchen-Häuptlinge zu dieser Zusammenkunft eingefunden hatten. Wir wurden freundlich aufgenommen, und uns die größte Sicherheit verhießen; und was mehr ist, auch gehalten.

Nur das wurde uns mitgetheilt: sie, die Comanchen, hätten wenig zu essen, und für ihre merikanischen Sclaven sei fast keine Nahrung vorhanden. Wenn diese könnten, würden sie also unsere bestgenährten Pferde stehlen und schlachten. Es blieb mithin denen, die etwas auf ihre Pferde hielten, nichts übrig, als sich zu ihnen zu legen. Gegen Abend sammelten sich die Häuptlinge bei unsern Feuern, und es wurde auf Morgen die große Berathung anberaumt. Als es schon dunkel geworden, hörten wir eine sonderbare Musik, wobei ein paukenartiger Ton, der den Takt angab, die Hauptrolle spielte. Auf unser Befragen sagte man uns, es werde ein Fest gefeiert, um eine Anzahl Krieger zu ehren, die morgen gegen Merifo ziehen würden. Die Grenzdistrikte, dieses unglücklichen Landes sind der gewöhnliche Schauplatz der kriegerischen Unternehmungen der Comanchen, wobei oft die furchtbarsten Gräuel verübt werden. Da diese Züge sehr einträglich sind, werden sie oft wiederholt, wobei die Pferde und Maulesel weggetrieben, die Männer getödtet, junge Mädchen, Frauen und Kinder in die Sclaverei geschleppt werden. Die Feigheit der Merikaner, wovon uns die Comanchen mit der größten Verachtung sprachen, lassen die kühnsten Unternehmungen dieser Art gelingen. Mehrere der geraubten Kinder wurden uns zu geringem Preis zum Kaufe angeboten.

Am nächsten Morgen sahen wir den ungefähr 20 Mann starken Kriegerzug an uns vorüberziehen. Es war ein schöner Anblick und die Schilder und Lanzen, nebst dem vorerwähnten eigenthümlichen Kopfputze, erinnerten lebhaft an die Zeiten des Ritterthums. Gegen Mittag versammelten sich die Häuptlinge, 10 bis 12 an der Zahl, zu einer Berathung. Es wurden in einem Kreise Büffelhäute ausgebreitet und in die Mitte ein Kohlenfeuer zum Anzünden der Friedenspfeife gestellt. Man begann damit, daß Major Neighbour eine Rede des General-Commissair's verlas. Tim-Shaw machte den Dollmetscher. Es würde ermüdend sein, wollten wir die langen Reden, die sich oft wiederholten, wörtlich mittheilen. Der Inhalt der Unterhandlung war folgender: Der General-Commissair des Vereins erklärte, wie schon früher, daß er nur in friedlichen Absichten gekommen und den ihm gewordenen freundlichen Empfang gern in der deutschen Niederlassung erwiedern wolle, weßhalb er nach Verlauf von zwei Monaten die Comanchen-Häuptlinge dorthin einlade.

Er wünsche aber auch für künftige Zeiten ein reges Freundschaftsbündniß mit dem Comanche-Volk zu knüpfen, und sey gesonnen mit einem Theile seiner Landsleute sich an dem Llano niederzulassen. Das werde für beide Theile vortheilhaft sein, indem dann durch Tauschhandel die beiderseitigen Bedürfnisse befriedigt werden könnten. Es würden daher folgende Vorschläge gestellt: 1) Die Comanchen sollten versprechen, der jungen Niederlassung kein Hinderniß in den Weg zu legen, vielmehr sie auf alle Art zu fördern sich bemühen. 2) Im Falle eines Angriffes von einem andern Stamme, sollten die Comanchen den Deutschen Hülfe leisten. 3) Um die Grenzen, bis zu denen sich Deutsche sicher begeben könnten, kennen zu lernen, wolle man Vermesser in das Thal der San-Saba und des Rio-Conchs senden, welche in ihrer Arbeit nicht gestört werden dürften. Würden diese Bestimmungen pünktlich erfüllt, so wolle man dagegen den Comanchen in Sachen oder Geld eine Summe von 1000 Dollars zahlen.

Die Häuptlinge hörten diese Reden ruhig an und versprachen uns am folgenden Tage zu antworten. So wollte es der Gebrauch, denn vor jeder Beschlußnahme müssen die Häuptlinge zuerst immer mit den Kriegern sich benehmen.

Am 2. März versammelten sich gegen Mittag dieselben Comanchen und hielten verschiedene Reden, wovon der Sinn der war, „daß sie mit unsern Vorschlägen einverstanden seien, weil sie glaubten, daß wir es ehrlich meinten, wovon man sich überzeugen würde, wenn die versprochenen Geschenke ankämen." Als eine Probe indianischer Beredtsamkeit und Sprechweise mag hier die Antwort des Häuptlings Mo-pet-zuco-pä, auf obige Vorschläge Platz finden. Sie ist genau so wiedergegeben, wie sie der Dollmetscher Sim Shaw in englischer Sprache niederschreiben ließ, und lautet wie folgt:

„Mein Freund und Vater ist einen weiten Weg gekommen, mich zu sehen. Ich habe seine Worte gehört und ich glaube und vertraue dem, was er gestern im Rathe der Häuptlinge sagte. Die Herzen meines Volks sind erfreut,

da sie den Worten meines Vaters gestern gelauscht haben. Ich sah wohl einen schwarzen Rand unter dem Nagel meines Fingers, aber heute sehe ich, daß er weiß ist. Mein Herz freut sich, das Volk zu sehen, das so weit herkam über das große Wasser; es freut sich, daß dies Volk kommt uns zu besuchen. Ich habe gesprochen zu meinem Volke; ich habe berathen mit den Kriegern und den alten Männern. Wir werden den Kriegspfad verlassen und den weißen Pfad des Friedens wandeln mit Eurem Volke, wie mein Vater gestern vorschlug, und ich werde Alles thun, was ich kann, daß wir immer auf diesem Pfade bleiben.

Indeß sehe ich etwas, das meinem Herzen nicht lieb ist, nämlich wenn Ihr die Wigwam (Hütten) jetzt aufschlagt an dem Wasser Llano; mein Volk hier hat zwar nichts dagegen; allein ich sehe nicht alle meine Krieger. Viele sind dem Büffel gefolgt und andere gingen auf dem rothen Pfade dorthin, wo die Sonne zur Erde sich neigt gegen Mexiko. Ich habe noch zu diesen zu reden im Rathe, dann werde ich entscheidende Antwort ertheilen. Ich weiß, daß das Volk, welches sich Texaner nennt, eine Gränze bestimmen will zwischen uns und den bleichen Gesichtern, und ich will zuvor reden mit allen übrigen entfernt wohnenden Stämmen der Comanchen; denn ich will nicht etwas versprechen und später mein Wort brechen. Eines weiß ich aber, die rothen Männer auf der andern Seite des rothen Flusses haben Unrecht gethan. Wenn die Comanchen zusammenkommen, sobald das Gras wieder aufsprießt, hoffe ich alle Schwierigkeiten besiegt zu haben. Meine Absicht ist, unter allen Umständen an dieser Seite des Wassers, welches die Amerikaner Brazos nennen, auf dem Friedenspfade zu wandeln. Unsere Männer am rothen Fluße verließen uns, als wir den Kriegspfad mit den Texanern auf dieser Seite betraten. So haben wir denn auch nichts damit zu schaffen, wenn sie Unrecht thun oder leiden. Und so werde ich denn kommen mit meinem Volke zu dem Platze, den Du Friedrichsburg nennst, sobald zweimal die Scheibe des Mondes sich gefüllt hat. Wenn Du bereit bist, uns zu empfangen, so sende uns den bekannten Boten, dem wir glauben können, daß er von Dir gesandt ist, und wir werden kommen und den Friedensvertrag schließen, wie Du gewünscht hast. — Ich habe gesprochen."

Ganz in demselben Sinne, nur kürzer, drückten sich die Häuptlinge Santana und Buffallohump aus.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten

† Dieser Tage verlor Jemand in Rouen ein Packet mit 30 Bankbillets, ein jedes von 1000 Frs. Dieses artige Kapital fand ein junger armer Mensch mit Namen Alexander Givert, Schreiber bei einem Notar. Der junge treffliche Mann unterließ sofort nichts, den Eigenthümer der gefundenen 30,000 Fr. zu erforschen, und als er bald darauf in den Journalen die Anzeige von dem großen Verlust las, eilte er sofort, dem Besitzer die dreißig verlorene Bankbillets zurückzugeben, welche glücklicherweise in so gute Hände gefallen waren. Wahrlich, eine solche Nachricht thut Einem in den Spalten französischer Journale, die Tag für Tag von den grassesten Unthaten wimmeln, doppelt wohl, soll aber darum nicht minder auch in deutschen Blättern ihre Veröffentlichung finden. Heißt's doch auch bei uns so häufig in den Annoncen: dem ehrlichen Finder u. s. w. wird eine gute Belohnung versprochen; klüger wäre es für alle Fälle, sie dem unehrlichen zu versprechen.

*** Auber, von einem längeren Leiden ganz hergestellt, hat endlich die komische Oper beendigt, mit der das Theater de l'Opéra comique diese Winter-Saison eröffnet werden soll. Ihm folgt Halevy, ebenfalls mit einer komischen Oper in drei Akten.

## Korrespondenz-Nachrichten.

Leipzig, 16. August.

### Die Tonkünstler-Versammlung.

(Fortsetzung.)

Auch der Vormittag des 14. August war der Besprechung und zwar vorzugsweise über den Musikunterricht gewidmet. Die Debatte war reich an interessanten Bemerkungen und wurde noch lebhafter als die gestrige geführt, freilich auf Unkosten der parlamentarischen Ordnung.

Der erste Antrag, von A. Dörffel gestellt, lautete auf Ausschließung anerkannt schlechter Compositionen bei dem Musikunterricht. Als solche bezeichnete Dörffel vorzüglich die leichtfertigen Bearbeitungen von Opernthemen, wie die von J. Schmidt und Diabelli. Obschon dieselben den nachtheiligsten Einfluß auf die Geschmacksbildung der Jugend üben, so werden sie doch mehr als gute Compositionen gesucht. Musikdirector Wöltje aus Liegnitz drang auf Unterscheidung zwischen Unterrichtscompositionen für Anfänger — hier komme bloß der methodische Werth in Betracht — und zwischen Compositionen von geistigem Gehalt, wie sie der weiter fortgeschrittene Schüler bedürfe. — Hierüber entspann sich eine lebhafte Discussion. Manche wollten schon in fünf Tönen eine große und sittliche Einwirkung auf das Kindesgemüth wahrgenommen haben; Andere bestanden auf ihrem Satze, der Gehalt bleibe für den ersten Unterricht gleichgültig und was die sittliche Einwirkung anlange, so bleibe diese eine Nebensache; zunächst handle es sich um Erlernung des Klavierspielens und später um Bildung des ästhetischen Geschmacks. Es fragte sich nun: wer soll entscheiden, welche Compositionen gut, welche schlecht sind? Becker appellirte an den Geschmack der Musiklehrer in der Mehrzahl; Brendel empfahl die Recensionen musikalischer Blätter als Kriterium; Andere meinten: zur Ausschließung habe kein Mensch ein Recht; Riccius rief dagegen: dann hört alle Kritik auf! — Endlich theilte Ritters Ruf nach parlamentarischem Takte das laute Durcheinander. Brendel glaubte die vollständige Lösung der Frage in der Annahme des von A. Rosenkranz eingesandten Antrages auf Bildung von Prüfungskommissionen für Musiklehrer zu finden. Dadurch werde dilettantischen Einflüssen auf den Musikunterricht entgegengearbeitet. Nur würden diese Prüfungscommissionen nicht durch den Staat, sondern durch freie Vereinigung der Musiklehrer zu organisiren seyn. Der Antrag hatte indeß dasselbe Schicksal, wie der am vorigen Tage verhandelte über Prüfungscommissionen für Musikalien: man beschloß, auch diese Commission auf sich beruhen zu lassen — und schritt zur Verhandlung über zwei Anträge Schefters, betreffend

1) die Abfassung eines Verzeichnisses von beim Unterricht brauchbarer Compositionen. 2) Die Herausgabe von geeigneten Compositionen. Beide Anträge motivirte Schefter auf humoristische Weise. Um die uns anvertrauten Kleinen auf das Leben vorzubereiten, machen wir sie vorläufig in Tönen mit den Harmonien, Dissonanzen und Durchgängen des Lebens bekannt; den weiter fortgeschrittenen Schülern geben wir arrangirte Opernsachen von Donizetti, damit sie die Jämmerlichkeit des Lebens kennen lernen; wir geben ihnen Sachen von Bellini und Halevy, um sie von dem Druck classischer Musik zu befreien u. s. w. Bei dem zweiten Antrag setzte Schefter noch einen Preis für denjenigen fest, welcher „die Pest von Florenz" für ein sechsjähriges Mädchen arrangirt. Brendel unterstützte den ersten Antrag aus zwei Gründen: 1) sey die junge Welt nicht so bekannt mit den classischen Werken der Vorzeit, könne sich daher nicht leicht in der musikalischen Literatur orientiren; 2) fehle es den Lehrern in kleinen Städten an Gelegenheit, sich selbst gediegene Werke auszuwählen. Allerdings sey die Anfertigung des beantragten Cataloges eine Arbeit, welche die Kräfte eines Einzelnen übersteige; allein deßhalb sey sie gemeinschaftlich zu unternehmen. Böhme forderte die Mitglieder der Versammlung auf, die ihnen bekannten Werke Herrn Brendel anzuzeigen, um dieselben zu einem der Versammlung im nächsten Jahre vorzulegenden Kataloge benutzen zu können. — Der zweite Antrag Schefters blieb unerörtert.

(Fortsetzung folgt.)

---

**Mainz**, 21. August.

**Theater. Die Mainzer Noahiden. Zapf- und Tranksteuer. Kunstausstellung.**

Sie wünschen Berichte aus Mainz; erlauben Sie mir, daß ich Ihnen heute zuerst Einiges über die Stadt und ihre Bewohner sage. Mainz ist zwar kein Badeort, hat aber nichts desto weniger seine Saisons oder Jahreszeiten, und zwar deren zwei, wie die tropischen Länder. Man kann, freilich nur mit einigem Verstoß gegen die physikalische Geographie, diesen Vergleich noch weiter ausdehnen und sagen, wie jene Länder, so hat Mainz eine nasse und eine trockne Saison, die sich nur darin von den tropischen Jahreszeiten unterscheiden, daß die Mainzer nicht gleiche Zeitdauer haben; denn die eine umfaßt acht die andre vier Monate; jene ist die Theater-Saison, diese die Theaterlose. Welche von beiden Jahreszeiten man die trockne, welche die nasse nennen soll, ist eine delikate Frage. Bezeichnet man die Theaterzeit als die trockene, so ist dieß keine Schmeichelei für die Leistungen unserer Bühne; will man sie die nasse, feuchte oder wässrige nennen, so verfällt man ebenfalls dem Verdacht, man halte das Theater für schlecht. Mit der theaterlosen Zeit geht es nicht besser, denn da man diese Jahreseintheilung doch eigentlich nur in geistiger Beziehung annimmt: so würden sich die Mainzer schön dafür bedanken, wenn man sie, während ihr Theater geschlossen ist, für trockne Menschen erklären wollte. Weit eher würden sie es sich gefallen lassen, für nasse Leute gehalten zu werden, denn sie setzen natürlich voraus, daß man unter diesem „Naß" nicht ein wässeriges, sondern ein sogenanntes „edles Naß" versteht, das nicht vom Himmel fällt, vielmehr aus Fässer und Schoppen hervorsprudelt. Dies angenommen als den einzigen Ausweg, um der theaterlosen Zeit, die ihrem Ende entgegengeht, den rechten Namen zu geben, nennen wir sie frischweg die nasse und überlassen es den künftigen Leistungen der Bühne, ob die Theaterzeit „trocken" oder „naß" ausfallen werde. — Ja, wir haben einen recht nassen Sommer erlebt, denn es ist viel getrunken worden, und es wird später, wenn die sogenannte „Federweiße" Epoche *) eintritt, noch weit mehr getrunken werden. Dies kann man mit großer Gewißheit voraussagen, da Leute, denen man es auf den ersten Blick ansieht, daß sie zu den durstigen Seelen gehören, sich jetzt schon in stiller Freude zuflüstern: man werde im Herbst den Schoppen für 4 kr. trinken; der Segen an Wein gehe in's Fabelhafte, und dabei werde der Siebenundvierziger noch den Sechsundvierziger übertreffen. Es liegt einmal in der Natur der lebenslustigen Mainzer, wie überhaupt der Rheinländer, in allen Dingen, die den Weinbau angehen, sich streng nach den Schriften des alten Bundes und dem Beispiele zu richten, das der Vater Noah gegeben, der bekanntlich den Wein ungemischt trank und deshalb kein Wasser dazu goß, weil darin, wie er selbst erfahren und wie es auch im Liede heißt, „all' sündhaft Vieh und Menschenkind ersäufet worden." In jenem Liede wird es ferner als ein Zeichen der großen Frömmigkeit Noah's gerühmt, daß er zu „Gottes Ehr'" ein Faß nach dem andern leerte, was man dem alten Herrn nicht übel nehmen kann, da zu seiner Zeit, gleich nach der Sündfluth, sich noch keine Geschäfte in Wein machen ließen und das Geschäft der „Weinreisenden", die schon zufolge ihres Berufs an der „Wasserscheu" leiden müssen, erst später entstand. Die Liebhaberei Noah's für den selbstgewonnenen Wein hat sich dann auch auf die Rheinländer vererbt, sie sind in dieser Beziehung sehr bibelfest und leben nach dem Spruche: „Der Wein erfreut des Menschen Herz", ein Spruch, der nicht erfüllt werden kann, wenn der Wein in Fässern und Flaschen bleibt. Sie sehen hieraus, daß fromme Leute, nach den Ansichten des alten Bundes, eigentlich Weintrinker sind, und daß man sich schwer versündigt, wenn man den Leuten wegen dieser ihrer Frömmigkeit einen Vorwurf machen wollte. Daher wird es auch Niemanden einfallen, den Mainzern wegen ihres in dieser Beziehung bibelfesten Charakters irgend etwas nachzureden, im Gegentheil, es verräth kindliches Gemüth, wenn man harmlos und mäßig sich den Genüssen hingibt, welche die Natur bietet. Das Wort „mäßig" leiten Adelung und andere Sprachforscher von Maß ab, was hier so viel wie ein Schoppen bedeutet. Der Mäßigkeit in dieser einfachen und verständlichen Bedeutung wird hier stark gehuldigt, und jeder gute Staatsbürger befleißigt sich dieser Tugend schon deßhalb, weil sonst die Zapf- und Mahlsteuer, eine Einrichtung, die jedem civilisirten Staate zur Ehre gereicht, zu einem Phantom herabsinken würde.

(Schluß folgt.)

*) Diese Epoche tritt gleich nach der Weinlese ein; der gekelterte Wein hat dann eine federweiße Farbe. Sie dauert 4 bis 6 Wochen, während welcher Alle, die nach Mitternacht nach Hause gehen, glauben, sie gehen früh nach Hause.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 26. Aug. **Die Belagerung von Corinth**, große romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Rossini.

Freitag, den 27. August. (Neu einstudirt) **Der Talisman**, Posse mit Gesang in 3 Abtheilungen von Nestroy. Musik von A. Müller. (Gastrolle) Feuerfuchs: Herr **Nestroy**, vom k. k. Theater an der Wien.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 237.** Samstag, den 28. August **1847.**

### Eine Haffahrt von Königsberg nach Pillau.

Von Max Rosenheyn.

Das schöne Dampfboot, der Falke aus Elbing, lag am Bollwerk des Pregel in Königsberg zur Abfahrt bereit. Die Reisenden eilten herbei mit Reisetaschen und Mantelsäcken. Droschkenfahrer und Packträger stießen und drängten sich durcheinander. Der Schornstein raucht, die Schiffsglocke wird geläutet, zum dritten Male. Hüte schwanken und erwiedern den Abschiedsgruß; es geht fort.

Mein Blick blieb der Stadt zugewendet, welche hinter einem Walde von Masten sich zu einem imponirenden Bilde ausdehnte. Wir hatten das alte Fort Friedrichsburg zurückgelassen, und die freundliche Sternwarte, des großen Bessel Ehrenmonument, winkte von seiner waldumkränzten Höhe uns noch einen letzten Scheideblick zu. Das Schiff beflügelt seinen Lauf und erreicht das am Ende des von Spaziergängern nie leerwerdenden Treideldammes gelegene Schloß Holstein, welches den Königsbergern zur Eisbahnzeit der liebste Lustort gilt. Die Fluthen des frischen Haffes blitzten uns in nicht allzuweiter Ferne entgegen. Mehr und mehr verschwindet das Gewirre der Häuser im Hintergrunde; nur das massenhafte Schloß mitten in der Stadt und die einzelnen Thürme ragen noch über dem Horizonte hervor, unter ihnen der Haberbergische als der höchste; — ich aber stand schweigend am Steuerruder des Schiffes und blickte träumerisch zurück nach der vor meinen Augen dahinschwindenden großartigen Stadt, deren historische Bedeutung in ihrer ganzen Größe mir klar geworden.

Ein gewaltiger Ruck und ein lautes Gelärm versetzte mich plötzlich aus meiner Träumerei in nicht geringen Schreck. Wir hatten an einer schmalen Stelle des Pregels ein kleines Abenteuer zu bestehen. Um einem Bagger, der zur Reinigung des Fahrwassers arbeitete, auszuweichen, gerieth unser Falke zu weit links und streifte ein am Pregelufer ankerndes Haffschiff. „Knack, knack, knack" gings und alsbald schwammen einige abgerissene Planken den Pregel hinab, so daß wir im Augenblick nicht wußten, ob unser Dampfer oder der Kahn Schaden gelitten. Da erhob sich nun ein Mischmasch von Fluchen. Unser Kapitän spie Feuer und Flamme, nicht minder der Haffschiffer, dem man überdies den Schaden zugefügt hatte. Doch wurde die Sache bald abgemacht und beide Partheien kamen ohne Schiffbruch davon.

Rasch ging die Fahrt nun weiter. Die Ufer wurden flacher. Die Mündung des Pregels wird von Steinmoolen eingefaßt, von zwei Landzungenspitzen, die aus Stein gemauert dazu dienen, durch Verengung des Strombettes eine größere Strömung zu veranlassen und dem Flusse mehr Tiefe zu geben.

„Das sind die Leuchtbaaken", rief mein Passagier zur Rechten, ein alter Steuerofficiant aus Pillau und zeigte auf ein paar Gestelle von Gußeisen, die auf den Moolen aufgestellt waren.

Auf meine Bemerkung, daß jener Ausdruck mir unbekannt sey, erwiederte er: „Baake nennt der Schiffer jeden in die Augen fallenden Gegenstand, wornach er sich auf seiner Fahrt richtet. So dient z. B. auf der Fahrt nach Königsberg der hohe Haberbergische Thurm und mehr seitwärts ab das alte Schloß von Balge als Baake. Eine Leuchtbaake ist nun so zu sagen ein Leuchtthurm im Kleinen. Diese hier besteht aus einer Laterne mit fünf Lampen, deren Licht, durch polirte Hohlspiegel verstärkt, mehrere Meilen aufs Haff geworfen wird. Doch ich sehe, daß Sie fremd hier sind. Darf ich fragen, wohin ihre Reise geht?"

„Ueber Pillau ins Samland," war meine Antwort.

„Ei, da thun Sie recht daran," fiel mein Nachbar zur Linken, ein Geistlicher, ein.

„Man ist im Allgemeinen in Betreff unserer Provinz noch arg in Vorurtheilen befangen, so daß z. B. die Versetzung eines Beamten nach Ostpreußen noch immer für eine Art von Verbannung gilt. Man gesteht uns zwar als eigenthümliche Vorzüge den Bernstein, die grauen Erbsen und das Elenthier zu, ja der alte Hübner in seiner preußischen Geographie ist sogar so gütig, unsre Forsten mit Waldeseln zu bevölkern, aber mit diesen Zugeständnissen glaubt man uns auch hinlänglich abgefunden zu haben, und wenn wir noch den landschaftlichen Reiz unserer preußischen Gegenden, namentlich die des Samlandes, rühmen, zuckt man mitleidig die Achseln und sieht darin nur die sehr verzeihliche Vorliebe für unser Geburtsland, welche Vorliebe der Erfahrung nach da um so inniger ist, je weniger sie durch die Dürftigkeit des Landes gerechtfertigt wird."

„Hat man doch Beispiele", meinte der Steuerbeamte lächelnd, daß selbst Lappländer und Eskimos in der Fremde am Heimweh gestorben."

„Und unser Preußen ist wahrhaftig nicht arm an schönen Gegenden", betheuerte ein dritter, der unser Gespräch mit angehört hatte, und ein Kaufmann aus Lyk in Masuren*) war. „Ich kenne unsere Provinz durch und durch, meine Herren; das malerische Memelthal bei Tilsit, das freundlich gelegne Heilsberg und Elbing, des stolzen Danzigs romantischen Karlsgarten und Olivas entzückenden Klostergarten am Ostseestrande; ich selbst lebe in einem

*) Masurien ist der südliche Strich Ostpreußens, die Gegend von Goldap und Oletzko bis Rastenburg und Neidenburg hin, der alte Sudauergau.

kleinen Kaukasien, in **Masuren**, das reich ist an überraschend schönen Bergpartieen; — aber nirgend, kann ich Sie versichern, nirgend drängt sich die Abwechselung des Schönen so auf einen verhältnißmäßig kleinen Raum zusammen, als in dem **Samlande**, welches überdies dadurch, daß es rings vom Meere umflossen ist, einen ganz **eigenthümlichen** Reiz gewinnt, der nur bei Danzig wiederkehrt."

„Besonders reich an Abwechselung sind die schroffen Uferhöhen, welche im Norden Samlands vorkommen" fuhr der Steuerofficiant fort; „die malerischen Schluchten von Warniken und Georgswalde".

„Das Innere des Landes schließt nicht minder einen Reichthum von Naturschönheiten in sich," versetzte der Pastor. „Sämmtliche Höhenzüge des Gaues werden von ihrem Mittelpunkte, dem **Galtgarben**, in allen Richtungen zerschnitten. Das wirft Leben in die Landschaft, und eben diese bunte Mannichfaltigkeit macht es, daß mancher Reisende, der mit Deutschlands Naturschönheiten vertraut ist, sich hier unwillkürlich bald an diese, bald an jene Gegend erinnert fühlt. Bald ist es die sächsische Schweiz, bald der Harz, bald wieder die Insel Rügen, mit dem verglichen zu werden das Samland die Ehre hat."

„Nur daß überall der verjüngte Maßstab angelegt werden muß," meinte der Zollbeamte.

„Versteht sich! Und darum wird denn auch unser Ostseestrand von Jahr zu Jahr mehr besucht."

„Besonders, seitdem die Plackereien um den Bernstein aufgehört haben," fiel jener wieder ein. „Sie verkümmerten, zur Zeit des Bernstein-Generalpachts, eben so sehr den Strandbesuch, als die Benutzung des Seebades."

„Gewiß, auch Sie, mein Herr!" hier wandte der biedere Geistliche sich wieder an mich, „auch Sie werden durch eigene Anschauung sich davon überzeugen, daß unser Samland zwar nicht paradiesisch ist, wie einst Professor **Hasse** mit großem Aufwande unnützer Gelehrsamkeit zu beweisen suchte, aber doch so anerkennenswerthe Reize besitzt, daß selbst der weitgereiste Tourist sich hier noch eine lohnende Ausbeute für sein Album versprechen darf."

Diese Aeußerung kam mir natürlich nicht wenig erfreulich.

(Fortsetzung folgt.)

## [:] Eine Expedition nach der San-Saba in Texas.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Berathungen beendet waren, wurden, zum Beweise, daß ein festes Freundschaftsbündniß geschlossen sei, innige Umarmungen gewechselt. Die Comanchen nehmen es sehr genau mit diesen Ceremonien. Anfangs wird nur ein Finger gereicht, bei näherer Bekanntschaft folgt die ganze Hand und erst für ein sehr vertrautes Verhältniß ist die Umarmung das Zeichen.

Wie nach der gestrigen, so folgte auch nach der heutigen Berathung eine große Mahlzeit. In der folgenden Nacht wurden wir durch entsetzlichen Lärm geweckt. Es sollte dies eine Höflichkeitsbezeugung von Seiten unserer Wirthe sein. Eine Menge junger Leute beiderlei Geschlechts hatte sich in aller Stille bei unsern Zelten gesammelt, um uns eine furchtbare Serenade zu bringen, indem sie ein gegerbtes Fell an den vier Ecken hielten und darauf unbarmherzig den Takt schlugen. Um den Lärm noch zu vermehren, war das Fell mit Schellen behangen.

Da der Zweck unserer Expedition jetzt erreicht war, welcher darin bestanden hatte, die Beschaffenheit des Granits kennen zu lernen und ein gütliches sicheres Uebereinkommen mit dessen **wilden** Bewohnern zu treffen, so traten wir am 3. März unsern Rückweg nach Friedrichsburg an. Wir hatten bei der letzten Zusammenkunft mit den Comanchen den Rest unserer Vorräthe geopfert und litten nun großen Mangel. Kaum waren wir eine Tagereise von dem Dorfe entfernt, so zogen uns mehrere Comanchen-Familien nach, die erklärten, uns bis Friedrichsburg das Geleite geben zu wollen. So wenig uns an dieser Ehre lag, mußten wir ihre Gesellschaft dennoch annehmen. Wir hatten dadurch wenigstens den Vortheil, daß sie unterwegs mehrere Mustang's (wilde Pferde) schossen, die wir in unserer Noth mitverzehren halfen.

Den 2. März erreichten wir den Llanofluß und den 6. den Sandy-Creek, wo wir in der Nähe der sogenannten Felsen (enchanterok's) lagerten. Letztere, aus Granit bestehend, scheinen ihren Namen von der sonderbaren Gestalt der übereinandergestürzten Felsenstücke erhalten zu haben, die sich bald als ungeheuere Riesen und wilde Thiere, bald in den lieblichen Formen bekannter Bergen des Rheinlandes darstellen. Der Sandy-Creek selbst fließt in einem schönen Granitbette. Sein kristallklares Wasser stürzt von einem Absatze zum andern, viele Becken bildend, zu denen natürliche Stufen hinab führen, und die zum Baden einladen. Am nächsten Tage waren wir froh, nach einem anstrengenden Ritte von 35 Meilen ($11\frac{2}{3}$ Wegstunden) Friedrichsburg zu erreichen. Dies emporblühende Städtchen schien uns um so freundlicher, da es gerade Sonntag war, und uns seine Bewohner in der bunten Tracht der verschiedensten Gauen des deutschen Vaterlandes herzlich begrüßten.

---

Rede und Antwort des General-Commissairs des Vereins zum Schutze der deutschen Einwanderer in Texas, gehalten bei Gelegenheit der Unterhandlung am 1. März 1847, gerichtet an die Comanchen-Häuptlinge, und Antwortreden der Häuptlinge Moyetzucopi, Santona, Buffalo-Hump (Pochan-a-quasnih.)

„Meine Brüder! Ich bin einen weiten Weg gekommen, um Euch zu sehen und die Friedenspfeife mit Euch zu rauchen. Ich hoffe, Ihr werdet auf die Worte hören, welche ich zu sagen habe, denn es sind Worte der Wahrheit und aufrichtig gemeint, wie wir Deutsche sie zu sprechen gewohnt sind. Das Volk meiner Väter, welches ein kriegerisches Volk ist, ist tapfer, und wie ihr gesehen habt, gut bewaffnet. Es sandte mich aus und ich kam mit einem Theile meines Volkes weit her von der andern Seite des großen Wassers. Wir verbanden uns mit den Amerikanern, Sie sind unsere Brüder, und wir alle leben jetzt unter demselben großen Vater, dem Präsidenten der vereinigten Staaten. Ihr habt letzthin Frieden geschlossen mit den Häuptlingen desselben großen Vaters. Damit Ihr nun mein Volk, meine Landsleute, Eure jetzigen Nachbarn kennen lernt, und mit Ihnen als Brüder lebet, wünsche ich mit Euch zu unterhandlen und einen besondern Friedensvertrag zu schließen. Viele meiner Landsleute leben an dem Fluße, den Ihr Guadolupe nennt, und wieder viele an einem andern Gewässer, nahe bei dem Fluße Piedernales. Dort wohnen sie dicht gedrängt in Zelten, Hütten und Häusern.

„Ich beabsichtige nun mit einem Theile meines Stammes zu den Wassern des Llano zu kommen und dort unsere be-

ständigen Wohnsitze zu nehmen. Auch Weiber und Kinder wollen wir mitbringen und Korn pflanzen; denn mein Volk versteht Korn und die zahmen Thiere mit Hörnern, wie Büffel und andere, trefflich zu ziehen. Das Volk meiner Väter ist arbeitsam und fleißig und weiß aus der Erde Vieles zu gewinnen, was Ihr gerne esset, und es wird immer vollauf zu essen haben, für sich und die Brüder. Aber wenige, wenn sie den Boden bearbeiten, haben Zeit, oder lieben es, den flüchtigen Hirsch zu verfolgen, oder den Büffel zu tödten.

„Wir fürchten den Krieg nicht, aber wir lieben den Frieden, und wenn Ihr willig seid, den weißen Friedenspfad mit unserem Volke zu wandeln, so wird es die Herzen unserer Weiber und Kinder vergnügt machen. Und wir wünschen daß Ihr den rothen Kriegspfad verlasset, und kommen möget auf dem Pfade, der weiß ist, und sehen unser Volk in unsern Städten, Dörfern und Wigwam's, und wenn wir Freunde sind, werden wir immer die Mahlzeit miteinander theilen, sobald Ihr hungrig zu uns kommt. Wenn Ihr mit uns den Friedenspfad wandelt, werdet Ihr immer Korn, weißes Mehl, süßen Zucker und das braune Wasser (to-huch pa) Kaffee, auch Fleisch von allerlei Sorten bekommen, und Ihr könnt Eure Felle, Pferde und Esel und andere Dinge dagegen vertauschen; und Eure Weiber und Kinder, wenn sie hungrig sind, wissen dann, wo sie etwas erhalten, was ihren Herzen Freude macht.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** Wie wenig Conrad Arnold Schmidt dieser offene und treuherzige Mann mit der Welt und ihren Verhältnissen bekannt war, schildert die nachfolgende Anekdote: Er war einst von Braunschweig in Gesellschaft Gärtner's nach Leipzig gereist. Beide logirten in einem Hotel neben einander. Eines Morgens kommt ein junges Mädchen zu Schmidt, die sogleich, ihre Noth klagend, von ihm reichlich beschenkt wird. Sie will eben sein Zimmer verlassen, als er auf dem Tisch eine Rolle mit 20 Thalern erblickt, die er für seinen Freund Gärtner gegen Gold hatte einwechseln lassen. In seiner Unbefangenheit bittet er das Mädchen, diese 20 Thaler Gärtner einzuhändigen und wundert sich nachher höchlich darüber, daß dieser das Geld nicht empfangen. Als Schmidt sich bei dem Herzog von Braunschweig für den ihm verliehenen Titel eines Consistorialrathes bedankte, ward er von jenem Fürsten mit vieler Güte und Herablassung behandelt, doch da der Herzog seine Verlegenheit bemerkte, bald entlassen. — Was führt Sie denn wieder zu mir? fragte der Fürst, als Schmidt in einigen Minuten sich wieder einstellte. — Ew. Durchlaucht, entgegnete Schmidt, muß ich mich auch noch bei Ihren Geheimen Räthen bedanken? — Nein, versetzte der Herzog lächelnd, das ist gar nicht nöthig; genug, daß Sie sich bei mir bedankt haben. Rh. Bl.

*** In Leipzig erregen Biedermanns „Vorlesungen über Socialismus und sociale Fragen“ Beifall. Der Verfasser hielt dieselben in Leipzig und Dresden und hat sie wenig verändert jetzt drucken lassen.

*** Die Berliner Brüt-Anstalt zur Erzeugung junger Hühner, in der auch eine besondere Methode der Fütterung der Thiere ist, wodurch eine größere Anzahl Eier erzielt wird, soll gute Geschäfte machen. In Berlin, wo man so sehr geneigt ist, sich um ungelegte Eier zu bekümmern, ist es recht erfreulich, zu sehen, wie etwas so praktisch Nützliches aufkommt.

## Nachdrückliche Bitte!

Wir ersuchen alle diejenigen verehrlichen Redactionen, welche dem „Konversationsblatt“ nachdrucken, um jedesmalige deutliche Quellenangabe. Ein F. C., womit wir gewöhnlich bedacht werden, genügt nicht. Das kann ebenso gut auch Fanny Cerrito, Fitz Clarence 2c. bedeuten. Im Vergleich zu dem pecuniären Vortheil, welchen der Nachdruck gewährt, ist die von uns erbetene Rücksicht so klein, daß man sich billig darüber wundern muß, warum sie so häufig außer Acht gelassen wird. Die Redaction.

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 28. August. Ueber die vortheilhafteste Bildung des Ammoniumamalgams auf magnet-elektrischem Wege. — Ueber die durch Magnet-Elektricität in Flüssigkeiten entstehenden Strömungen.

☞ Schluß der Vorlesungen und Versammlungen für das Sommersemester. Der Vorstand.

# Korrespondenz-Nachrichten.

**Leipzig, 16. August.**

Die Tonkünstler-Versammlung.

(Fortsetzung.)

Der folgende Antrag Dörffels ging auf Abfassung eines Leitfadens für Klavierlehrer. Es sey eine weit verbreitete aber verkehrte Ansicht, als könne jeder, der Klavier spiele, auch Klavierunterricht geben. Solche Klavierlehrer greifen dann stets nach dem, was den Unterricht am schnellsten und ohne Anstrengung der Kinder fördere, ohne nach der Güte der Methode zu fragen; daher die Bevorzugung der Brunner'schen Uebungsstücke. Zwar fehle es nicht an guten Klavierschulen, allein nur wenige handeln von dem Unterrichte selbst. Diesem Uebelstande könne durch Abfassung eines Leitfadens für Lehrer abgeholfen werden; zwar könne ein solches Werk nicht im Augenblick fertig seyn, deshalb möge jeder der anwesenden Klavierlehrer bis zur nächsten Versammlung eine Vorlage anfertigen, welche dann von der zu erwählenden Redaction des Leitfadens zu benützen seyn würde. — Nach einem langen, sehr unerquicklichen Intermezzo, welches der Angriff auf Brunner's Werke oder, wie die streitende Partei verstand, auf Brunner's Persönlichkeit hervorgerufen hatte und das endlich mit der Aussprache schloß, daß wie bei dem Unterricht überhaupt, so auch bei der Benutzung von Brunner's Werken die Kritik des Lehrers das Meiste thue, ergriff Moscheles das Wort. Er halte die Anfertigung des oben besprochenen Katalogs brauchbarer Unterrichtscompositionen für die beste Vorlage zur Ausarbeitung des Leitfadens. Wie solle aber dieser gebildet werden? etwa durch Zusammensetzung aller eingehenden Beiträge? Dies Verfahren gleiche dem Unternehmen, einen Codex aus allen vorhandenen Gesetzbüchern zu entwerfen. Nachdem sich Schefter, Brendel und Hent,

schel für Uebertragung der Redaction auf einen Einzelnen ausgesprochen hatten, empfahl Moscheles als Basis der Arbeit die von ihm und Fetis herausgegebene „Methode der Methoden“, eine Zusammenstellung verschiedener Methoden; die Auswahl darunter sey anregend zum Selbstdenken der Lehrer. Dörffel machte auf die nächstens erscheinende Klavierschule von Knorr als auf ein Werk aufmerksam, von welchem sich viel versprechen lasse. Knorr, aufgefordert von dem Plane seines Werkes einen Abriß zu geben, lehnte dies ab. Nach einer langen Episode zwischen Moscheles und Knorr über die Ausgabe Cramer'scher Etüden und andere zwar interessante aber nicht zur Debatte gehörige Sachen, beschloß endlich die Versammlung, von der Abfassung des beantragten Leitfadens abzusehen.

H. Damme hatte einen Antrag, betreffend die Einführung eines neuen Schlüsselsystems in der Musik, mit einer erläuternden Beilage zur Prüfung der Gesellschaft eingesandt. Die nähere Auseinandersetzung des Vorschlags dürfte indeß ohne specielles Eingehen auf theoretische Musik nicht möglich seyn, gehört folglich nicht hierher. Musiklehrer Wenzel aus Leipzig erkannte zwar das Bequeme des empfohlenen Schlüsselsystems für Anfänger an, fand aber darin keinen Grund, das ganze seither übliche Verfahren aufzugeben. Und was sollte aus den im alten System gedruckten Musikalien werden? (Sie müßten dem Vorschlage zu Liebe umgestochen werden!) — Die Versammlung trat der Wenzel'schen Ansicht bei.

Nach einem kraftvollen, von der Versammlung sehr beifällig aufgenommenen Vortrage G. Nauenburg's aus Halle über den einseitigen Gesangunterricht unserer Zeit, welcher nicht damit beginne, dem Kehlkopf den bestmöglichsten Klang abzugewinnen, sondern sogleich mit Treffübungen den Anfang mache und statt Sänger nur sogenannte Notenfresser erziehe — ein Uebel auf dessen Beseitigung Conservatorien nicht bloß praktisch, sondern auch theoretisch hinwirken sollten: beschloß man, da noch Zeit übrig, von den Tags zuvor unerörtert gebliebenen Gegenständen den Brendel'schen Antrag auf „Einführung alter klassischer Werke in die Gegenwart“ zu besprechen.

(Fortsetzung folgt.)

---

Mainz, 21. August.

(Schluß)

Daß man den Vater Noah mit der Zapf- und Tranksteuer in so enge Verbindung bringen kann, ohne gerade etwas Unsinniges zu sagen, könnte als Beweis dafür angesehen werden, daß der Wein mit jener Steuer nothwendig zusammenhängt, und wer weiß, ob nicht der alte Noah die erste Anregung zu dieser Maßregel gegeben, die, wie alle menschlichen Erfindungen, sich nur allmälig vervollkommnete und erst nach Jahrtausenden jenen Grad der Vollendung erreichte, den man jetzt an ihr bewundert. Daß es in dem gebildeten Mainz noch Leute gibt, die, wie über alle menschlichen Satzungen, so auch über die Zapf- und Tranksteuer geringschätzig sprechen, wohl gar ihre Naturnothwendigkeit bestreiten, darf nicht Verwunderung erregen; die geistigen Gaben sind nicht gleichmäßig vertheilt; unter den hochgepriesenen Griechen gab es auch dumme Böotier, warum soll es unter uns Mainzer nicht Leute geben, die für das Steuerwesen keinen Sinn haben? Der Unglaube Einzelner wird den Glauben der großen Mehrheit nicht erschüttern, und diese hält die Zapf- und Tranksteuer für eine Wahrheit und beweis't hiermit, daß sie den Satz des großen Hegel: „was ist, ist wahr“ — vollständig begriffen hat. Da nun, wie geschehen, durch die älteste Geschichte, durch andere unverdächtige Zeugnisse, so wie durch staatsökonomische Beweise sattsam dargethan ist, daß die Mainzer in ihrem guten Rechte sind, wenn sie den Wein, der ihnen überall vor der Nase wächst, sich schmecken lassen und, vom Standpunkte der Zapf- und Tranksteuer aus betrachtet, um so vortrefflichere Staatsbürger sind, je mehr Durst sie haben: so wollen wir hier erklären, daß sie bei aller ihrer Liebhaberei für den edlen Rebensaft auch sonst für das Edle Sinn haben, sich mit den Wissenschaften beschäftigen, die Kunst lieben, singen, springen, schwimmen und jagen, Handel und Wandel treiben, und an den Freuden und Genüssen des höheren und geselligen Lebens auch die Bewohner der Umgegend Theil nehmen lassen. Das Letztere geschah und zwar in großartigem Style, besonders im verflossenen Jahre und hat sich leider in diesem nicht wiederholt. So fand im letzten Jahre hier ein großer Wettgesang statt. Zwölf Gesangvereine aus Rheinhessen zogen in einfacher ländlicher Kleidung mit ihren Fahnen hier ein und in die Fruchthalle, wo sie schön und kräftig sangen und großes Lob erndteten, während man einige Monate später, als das Getraide immer höher stieg, in der Fruchthalle durchaus keine Gesänge, sondern allerlei zweideutige Redensarten vernahm. Dann begab es sich, daß einige Wochen nach dem Wettgesangfeste die Liedertafel nach dem Lenneberg zog, wo man wiederum mit den Landbewohnern der Umgegend zusammentraf und Wettkämpfe anstellte, bei denen zwar nicht gesungen, aber der Takt in vernehmlicher Weise geschlagen wurde. Solche Annäherungen an die Landbewohner haben ihre Folgen, sie erwecken gegenseitige Sympathien und erhöhen den Reiz des Lebens. Zu solchen, auf wahre Veredelung berechneten Zerstreuungen ist es in diesem Jahre nicht gekommen, dagegen hat man sich einem rühmlichen Kunststreben gewidmet und eine Lokalausstellung veranstaltet, die von Monat zu Monat stattfinden und die Mainzer mit den Schöpfungen der unter ihnen lebenden Künstler bekannt machen soll. Die erste dieser Ausstellungen fand vor mehreren Wochen statt; sie war reich an Portraits, und die Freunde der verschiedenen Künstler fanden diese besonders sehr gelungen. Unter den historischen Bildern befand sich die „Steinigung des heiligen Stephan“, ein Kunstwerk, das für den Alterthümler noch das besondere Interesse bietet, daß er aus der Form der Steine, welche die fanatische Rotte auf den Märtyrer schleudert, tiefe und gründliche Blicke in das System der Straßenpflasterung bei den Alten thun kann. Einige Steine schienen vierkantig behauen, und es wäre vielleicht keine zu gewagte Conjectur, wenn man hieraus schließen wollte, daß sich unter den verruchten Mördern des Glaubenshelden Straßenpflasterer befunden. Ganz gegen meinen Willen komme ich schon wieder auf das Alterthum, und um mich darin nicht weiter zu vertiefen, will ich heute abbrechen und Sie in meinem nächsten Briefe über unsere Messe unterhalten, die am 16. d. M. begonnen hat. F.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 27. August. Eine Familie. Schauspiel in 5 Abtheilungen nebst einem Nachspiel, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Sonntag, 29. August. Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzogl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 238.** Sonntag den 29. August **1847.**

## Eine Haffahrt von Königsberg nach Pillau.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile hatten wir das offene Haff erreicht, dessen rechtes bogenförmig ausgeschweiftes Ufer eine tiefe Torfst, die sogenannte Kapornsche Haide, umkränzte, während links das kleine Fischerstädtchen Brandenburg, hart am Haff gelegen, unsre Aufmerksamkeit beanspruchte. Noch war die Fernsicht wenig belohnend, bald aber gewann sie an Reiz und Reichthum.

Die Luft war rauh geworden, der Wind heftiger; man fühlte die Nähe der Ostsee. Die Wogen rauschten hoch auf und spritzten dann und wann ihren Schaum über das Verdeck hin. Die starke schaukelnde Bewegung bewirkte bei einigen Passagieren, besonders bei den Damen, einen Anflug von Seekrankheit. Doch ging alles noch erwünscht. Nur ein kleiner Lieutenant, der bisher siegestrunken bei einer der Damen ein willig Ohr für seine faden Süßigkeiten gefunden und deßhalb stets triumphirenden Blickes auf uns herabgesehen hatte, — nur der kleine Lieutenant erblaßte plötzlich, zog sich verwirrt zurück und zollte nicht lange darauf seinen Tribut den Fischen des mächtigen Poseidon. Er war der Erste aus der Gesellschaft, der erkrankte, und da sein anmaßendes Betragen uns Alle verdrossen hatte, so war die kleine Schadenfreude, welche sich bei dieser Gelegenheit äußerte, ihm und uns zu gönnen. Wenn später auch noch dieser und jener sich vom Verdeck nach einem stillen Leidensplätzchen umsah, so blieb die Mehrzahl der Gesellschaft doch gesund, und selbst die Leidenden wurden durch diese geringe Unpäßlichkeit meistens nicht in ihrem Frohsinn gestört.

Ein alter mitfahrender holländischer Schiffskapitän nannte das Haff ein Hackewasser, womit er sagen wollte, daß die Wellenströmung desselben leicht in eine quirlende Bewegung gerathe, weil seine Wellen wegen der Nähe der Küsten nicht gehörig auslaufen könnten, sondern durch das Zurückprallen in immer heftigere Bewegung kämen. Auch ich hatte die Launen dieses Gewässers, deretwegen es Berühmtheit erlangt hat, heute zu erfahren.

„Nur hübsch in der freien Luft auf dem Verdeck geblieben!" ermahnte uns der Führer des Dampfschiffes, den wir seines Falken wegen Falkonier nannten. „Die dumpfe Kajütenluft vermehrt nur das Uebel. Auch thut ein gutes Glas Porter oder Madeira gut und ein Beefsteak."

Und so blieb ich denn oben, selbst als ein gelinder Sonnenregenschauer, nach welchem der Himmel nur desto freundlicher blaute, über uns wegzog und ergötzte mich an dem großartigen Schauspiele. Die Wellen mochten wohl eine Höhe von 4 Fuß haben, und ein prächtiger Anblick war es, wenn sie in ihrem meergrünen Schmucke, die Häupter mit Schaum gekrönt, aus weiter Ferne her, eine die andere drängend, hervorrollten, und zischend an die zitternten Planken des Schiffs schlugen, oder wenn sie mit dem Strudel des schäumenden Kielwassers und der Schaufelräder zusammentrafen, so daß brausend der Gischt in die Luft flog.

Hier hatte ich auch Gelegenheit die Kühnheit des Schiffsvolkes zu bewundern. Als ein Segel vorn eingerefft werden sollte, welche Hülfe auch das Dampfboot bei günstigem Winde nicht verschmäht) mochte in dem Tauwerke etwas in Unordnung gerathen seyn. Ein Matrose mußte daher auf den über Bord hinausragenden Bugspriet hinaufklettern. Ueber den schäumenden Bogen schwebend saß er da auf seinem luftigen, schwankenden Throne, als wenn Unsereiner in guter Ruh auf weichem Canapee sitzt, wie ein Bacchus auf der Tonne. Wäre er hinabgefallen, das Dampfboot wäre über ihn hinweggegangen und die Schaufelräder hätten alle seine Gebeine zermalmt; — aber dergleichen Gedanken schienen unserm Neptun dort nicht im mindesten in den Sinn zu kommen; ruhig ritt er weiter auf seinem Mastbaum und pfiff zur Kurzweil ein Lied in den Wind.

Plötzlich legte sich dieser. Das Haff wurde stiller, die Luft klarer und durchsichtig, und in schöner Beleuchtung tauchten ringsum die Küsten des Haffes aus den Wellen auf. Ich war entzückt über die überraschende Ansicht, welche ich in der Art gar nicht erwartet hatte. Mein Nachbar zur Linken, der geistliche Herr, mußte den Vorgang in mir auf meinem Gesichte abgelesen haben, denn er begann lächelnd: „Ja, ja, ich weiß es aus eigener Erfahrung, wie so manchen lieben Landsmann in Deutschland bei dem Namen der preußischen Haffe oder bei deren Anblick auf der Karte eine gewisse nordische Kälte und Verlassenheit anzufrösteln pflegt. Um so schöner aber ist diese Enttäuschung, die jeder Fremde erfährt, der diesen abgelegenen Küstensee und seine Umgebungen näher in Augenschein nimmt, denn wer kann's leugnen, daß dieses frische Haff sowohl seiner Natur, wie seiner historischen Bedeutung nach zu Preußens schönstem Schmucke gehört? Wie eine Perle, eingefaßt am goldnen Reife, liegt der Spiegel dieses Haffes da! Vor uns im Westen umsäumt es der weißleuchtende Silberstreif der frischen Nehrung, jene lang hingestreckte kahle Dünenreihe, das Werk urweltlicher Fluthen, während im Norden ein grüner, 7 Meilen langer Wald, im Süden aber die Werder der Nogat-Niederung Marienburg und Elbings segensreiche Gefilde sich anschließen, ein Landstrich, der an Ueppigkeit mit dem Nil-Delta wetteifert. Doch den reizendsten Anblick gewährt die Ostseite, jenes malerisch gruppirte Hochufer, das vom Laubwald beschattet,

in sanften Abfällen sich zum Wasserspiegel des Haffes niedersenkt und mit alterthümlichen Städten *), Burgen, Klöstern und andern großartigen Ruinen des Mittelalters geschmückt, überall die entzückendsten Aussichten auf das wogende Bernsteinmeer drüben gewährt. Und drei mächtige große Handelsstädte, Königsberg, Danzig und Elbing, jede einst von europäischer Bedeutung, um dies eine schmale Haff gelagert! Auf welche Vergangenheit deutet das, von der heute keine Spur mehr erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

---

## [:] Eine Expedition nach der San-Saba in Texas.

(Fortsetzung.)

Ich mache nun folgenden Vorschlag:

1) Meine Landsleute haben die Erlaubniß zu gehen und zu reisen, wo es ihnen beliebt, und darf ihnen kein Leid gethan werden, sondern Ihr gewährt ihnen überall Schutz; dagegen kann Euer Volk kommen zu unsern Wigwam und Städten ohne Furcht, und kann gehen, wohin es ihm gefällt und soll beschützt seyn, so lange es auf dem weißen Pfade wandeln wird.

2) Ihr, die Häuptlinge und Euer Volk werdet uns beistehen und es uns anzeigen, wenn schlechtes Volk und rothe Gesichter von andern Stämmen Pferde stehlen und andere Uebelthaten beabsichtigen, und wir thun Euch ein Gleiches, wenn Ihr von Feinden angegriffen werdet.

3) Ich will Männer senden mit dem Dinge, das, wie die rothen Gesichter sagen, „das Land stiehlt" (Vermesser) und will vermessen diese ganze Gegend und die San-Saba und die ganze Gegend weiter hinauf an den Concho und andern Gewässer, so daß wir die Grenzen kennen lernen, bis zu der wir gehen können, um den Boden zu bearbeiten. Und wenn Ihr, nach reiflicher Ueberlegung mit Euerm Volke, gewillt seyd, den Abschluß des Vertrags zu bewerkstelligen, so will ich Euch und den Kriegern und Weibern eine Menge Geschenke machen, wie Ihr sie wünschen werdet, oder sie abmessen nach weißen Metallstücken, die wir Dollare (Thaler) nennen, und gebe ich Euch so viele, als tausend und einige werth sind.

Aber ich will den Vertrag nicht, um Euch aus dem Lande Eurer Väter zu vertreiben. Mein Volk wird seine Wohnsitze unter Euch aufschlagen, wo es den Boden geeignet finden wird, um Korn und andere Dinge zu pflanzen, und wir werden bei einander wohnen und leben, wie ein Brudervolk. Denn was wir nehmen von dem Lande, ist wenig, und vieles bleibt Euch übrig zu Euerm beständigen Wohnsitze. Ihr baut kein Korn und zieht keine zahmen genießbaren Thiere, sondern ihr lebet von der Jagd und setzt heute hier und morgen anderwärts Eure Zelte, gemacht aus den Häuten der Büffel. Wenn der Büffel nach Norden und der flüchtige Hirsch in den Wald zieht, wenn Ihr kein Wild mit dem Bogen erlegt, wenn das Gras verdorrt, oder vom Feuer verzehrt ist, wenn Eure Pferde vom Fleische gefallen, und der Nordwind Euch in den Zelten zurück hält, dann kommt zu meinem Volke und tauscht Euch zu Eurer Nahrung ein von dem, was es durch seinen Fleiß erzielt hat. Manche von Euch müssen jetzt tagelang hungern; dann werdet Ihr immer vollauf zu essen haben. Denn unser Volk wird auf geringem Raume mehr bauen, als es braucht zu seiner Mahlzeit.

Ich kann von hier aus den Punkt noch nicht bestimmt angeben, wo ich die Wigwam und Häuser mit einem Theile meines Stammes zunächst aufzuschlagen gedenke. Aber es wird zuerst irgendwo nahe an dem Wasser seyn, welches Ihr Llano nennt. Ich wünsche, Ihr möget nachdenken über alles, was ich Euch sage. Wenn unser Volk lange mit dem Euren zusammengelebt hat, und wir haben uns näher kennen gelernt, so mag es geschehen, daß Einige sich verheirathen wollen. Bald werden die jungen Krieger unsers Stammes Eure Sprache lernen, und es mag seyn, daß Eure Männer und Weiber unsere Sprache lernen; sind sie dann geneigt und kommen sie überein, sich zu heirathen, so weiß ich kein Hinderniß und unsere Völker werden nur um so bessere Freunde seyn.

Wenn wir mit dem Vertrage übereinkommen, so werde ich die Geschenke haben und bereit seyn mit Euch zu reden und den Vertrag feierlich zu unterzeichnen, spätestens, wenn zweimal nach heute die Scheibe des Mondes sich gefüllt hat. Ich hoffe, Ihr werdet mit uns übereinkommen, und ich rufe unsere gemeinsame Mutter zum Zeugen an, daß ich nicht mit gespaltener Zunge gesprochen. Ich habe meinen Brüdern nichts mehr zu sagen; ich höre, was meine Brüder mir antworten."

Johann von Meusebach.

Antwort des Häuptlings Mop-pe-zuco-pe (alte Eule) Friedens-Fürst.

„Mein Freund und Vater ist einen Weg gekommen mich zu sehen. Ich habe seine Worte gehört und ich glaube und vertraue dem was er gestern im Rathe der Häuptlinge sagte. Die Herzen meines Volkes sind erfreut, da sie den Worten meines Vaters gestern gelauscht haben. Ich sah zuvor einen schwarzen Rand unter dem Nagel meines Fingers, aber heute sehe ich daß er weiß ist. Mein Herz freut sich das Volk zu sehen, das so weit herkam über das große Wasser, freut sich, daß das Volk kommt uns zu besuchen.

Ich habe gesprochen zu meinem Volke, ich habe berathen mit den Kriegern und alten Männern. Wir werden den Kriegspfad verlassen und den weißen Pfad des Friedens wandeln mit Eurem Volke, wie mein Vater gestern vorschlug, und ich werde Alles thun, was ich kann; daß wir für immer auf diesem Pfade bleiben, wenn wir einmal den Vertrag geschlossen haben. Aber ich sehe etwas, das meinem Herzen nicht lieb ist, nämlich wenn Ihr die Wigwam's jetzt aufschlaget an dem Wasser Llano. Mein Volk hier, wir haben nichts dagegen, aber ich sehe nicht alle meine Krieger. Viele sind dem Büffel gefolgt und viele gingen auf dem rothen Pfade dorthin, wo die Sonne zur Erde sich neigt (gegen Mexiko, dessen Bewohner Urfeinde der Comanchen sind). Ich habe auch zu diesen zu reden im Rathe; dann erst werde ich feste Antwort ertheilen. Ich weiß daß das Volk, welches sich Texaner nennt, eine Grenze ziehen will zwischen uns und den bleichen Gesichtern. Ich will deßhalb zuvor reden mit allen übrigen weiter entfernten Stämme der Comanchen. Denn ich will nicht etwas versprechen und dann mein Wort brechen. Eines weiß ich, das Volk an der andern Seite des rothen Flusses hat Unrecht gethan. Wenn die Comanchen zusammenkommen, sobald das Gras wieder aufsprießt, hoffe ich alle diese Schwierigkeiten beseitigt zu haben. Meine Absicht ist, unter allen Umständen an dieser Seite des Wassers,

---

*) An dem östlichen Haffufer liegen die Städte Brandenburg, die Burgruine Balga, Heiligenbeil, Braunsberg, Frauenburg mit einem prächtigen Dome, umgeben von der bischöflichen Curie und stattlichen Domherrnwohnungen, ferner das reizend gelegene Städtchen Tolkemit, berühmt durch Drosselfang, mit dem Kloster Kadienen, endlich Elbing.

welches die Amerikaner Brazos nennen, im Friedenspfade zu wandeln. Unsere Männer am rothen Flusse verließen uns auch, als wir den Kriegspfad mit den Texanern auf dieser Seite betraten; so haben wir denn auf immer (soll heißen: nichts) damit zu schaffen, wenn sie jetzt Unrecht thun oder erleiden. Ich habe nichts mehr zu sagen."

(Schluß folgt.)

---

## Tabletten.

*** Die Büste Luther's welche Se. Maj. der König von Baiern in der Walhalla aufzustellen befohlen hat, ist von dem Prof. Rietschel in Dresden verfertigt.

† Die concessionirte Berliner Omnibus-Compagnie liefert aufs Neue den Beweis, wie weit es mit der Industrie des neunzehnten Jahrhunderts gekommen ist. „Zwar gibt es nichts billigeres und zweckmäßigeres in der Welt, als Omnibusfuhrwerk, dennoch ist die Fahrt in einem Omnibus langweilig. Man hat auf einer solchen Fahrt gar nichts anders zu thun, als die Westenknöpfe des Gegenübersitzenden zu zählen, der Geist bleibt dabei unbeschäftigt u. s. w. u. s. w." Wohin glaubt wohl nun der Leser, daß die concess. Berliner Omnibus-Compagnie mit derlei tiefsinnigen Betrachtungen ziele? Wenn er es nicht ausplaudert (denn die concess. Berl. Omnibus-Compagnie wird's gewiß keinem Menschen anvertrauen) so wollen wir es ihm erzählen. Die Omnibusse sollen von nun an an die Stelle von Anzeigeblätter und Journalen treten. Weint, ihr „Vossischen", weint ihr „Haude- und Spener'schen", ihr „Zeitungshallen" und „Publicisten", ihr „Wochenblätter", alle weint, denn eure goldenen Tage sind dahin, die mageren Omnibusklepper verzehren Euch von nun an die fetten Insertionsgebühren, und wo noch jüngst ganze Spalten von „Eingesandts" und „Um aufzuräumen", von „Kroll's Wintergarten", „Unerhört" und „Noch nie dagewesen" zu erblicken waren, da werden bald wieder die Dichter an der Spree, die Gemüthlichen und Zufriedlichen, von der jungen Liebe singen, auf daß sie ewig grünen bliebe, und von den wunderschönen Auen bei Köppenik und Moabit, von den Nachtigallen im Haine bei Groß-Avenue, vom Blümlein Wunderhold auf der Hasenhaide u. s. w. Die „Inserаten" aber prangen an der innern Decke der Omnibusse, die in 36 gleich große Fächer abgetheilt wird. Jedes Fach (hört! hört!) wird vermiethet und das Inserat in mindestens 30 Exemplaren in den verschiedenen Wagen vertheilt. Nimmt man nun an, daß die gelesenste Berliner Zeitung, die Vossische, eine Auflage von 18000 Exemplaren hat, und jedes ihrer Exemplaren im Durchschnitt viermal gelesen wird, so stellen sich zwar 72,000 Leser heraus; ein Omnibus aber, der täglich 18 Touren durch die frequentesten Stadttheile macht, auf jede Tour 10 Passagiere befördert, fährt pro Tag 180 Personen, pro Woche 1,260, pro Quartal 16,380 und also pro Jahr 65,520 Personen, welche als Leser der Anzeigen im Omnibus „gesichert" werden können. Da nun bis heute drei Linien à 6 Wagen existiren, so bieten nach obiger Berechnung drei Omnibusse (auf jeder Linie einer) 196,560 Leser! und zwar 196,560 Leser, welche eben nur, (wie wenigstens die concess. Berl. Omnibus-Compagnie ganz bestimmt angibt) auf diese Annoncen „ihre Aufmerksamkeit richten". Ein Placat, welches eine Woche hindurch im Omnibus aushängt und sehr oft „ausgefahren" wird, kostet nur 5 Sgr. Aus Allem dem erhellt, daß, wer bis jetzt „Inserate" in Berlin „einrücken" ließ, nun wohl daran thut, Inserate „ausrücken" zu lassen. **Kr.**

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Leipzig**, 16. August.

### Die Tonkünstler-Versammlung.

(Fortsetzung.)

Herr Brendel bemerkte, daß gerade unsere Zeit der Wiederbelebung alter klassischer Musik günstig sey, indem der Aufschwung, welchen die Geschichtsschreibung der Musik gewonnen, ein lebendiges Interesse an den Tondichtungen früherer Jahrhunderte entzündet habe; viele älteren Werke (er erinnere nur an Bach) seyen theils neu aufgelegt, theils aus Handschriften herausgegeben worden. Während aber die Poesie ihre Ausgaben, die Sculptur und Malerei ihre Gallerien für ihre Kunstwerke habe, so suche man vergeblich in den Gallerien der Tonkunst, den Concerten, nach den Tondichtungen der Vorzeit. Hier räume man der alten Kirchenmusik eine Stelle ein! Das Publikum liebe die Abwechslung und sein Interesse für ältere Musik könne durch Besprechung der aufzuführenden Werke in Localblättern gefördert werden. Wo stehende Concerte eingeführt sind, könne eine Aufführung oder wenigstens ein Theil derselben zu diesem Zwecke verwendet werden. Sattler fand die Pietät des Brendel'schen Antrags rühmenswerth, nur möge man sich keinen glänzenden Erfolg versprechen. Das Gemüthsleben, das sich in den Tondichtungen früherer Jahrhunderte offenbare, sey verschieden von dem unsrigen, und die Glaubensanschauung jener Zeit den freien Ideen unserer Zeit gewichen. Hierzu komme die große Zeitdauer, welche solche Werke, gleich den alten Predigten in Anspruch nehmen; unsere Zeit dringe auf Kürze, worauf schon die Eisenbahnen charakteristisch hindeuten. — Brendel erwiederte auf den ersten Einwurf, die frühere Religion sey nichts Unwahres, sondern nur eine Vorstufe des gegenwärtigen religiösen Bewußtseyns gewesen, habe demnach, wie jedes berechtigte Glied in der geschichtlichen Entwicklung, Anspruch auf Dauer. Die Sache selbst sey dieselbe geblieben, nur ihre Fassung verändert worden. Können wir uns auch nicht an jenen Werken erbauen, so genießen wir sie doch. Daher ihre Stelle in den Concerten. Uebrigens gebe es auch kürzere Compositionen aus der genannten Periode, deren Wirkung auf das Publikum bekannt sey; er erinnere nur an das Ecce quo modo moritur von Gallus, an viele Compositionen von Durante, Leo, an das Crucifixus von Lotti. — Becker wies auf die Kraft und Würde hin, welche den Tonwerken des 16. und 17. Jahrhunderts innewohne. Freilich haben sie für unsere Zeit etwas Fremdartiges an sich; dies müsse erlernt werden und damit gehe es langsam. Kiesewetter in Wien erhalte seit mehreren Jahren einen Verein für Aufführung solcher Musik, allein es sey ihm noch nicht gelungen, ein Publikum dafür zu gewinnen; daher erwarte man nur einen allmäligen Fortschritt. — Brendel bemerkte, daß allerdings ein ununterbrochenes Interesse, wie es ein solcher Verein erfordere, schwer zu gewinnen sey, leicht dagegen ein unterbrochenes Interesse durch einzelne, zeitweise zu veranstaltende Musikaufführungen. — Hoffmeister suchte die Ansicht der Laien zu vertreten. Die Versuche ältere Compositionen in die Gegenwart einzuführen, seyen oft mißglückt, weil Verständniß und Ausführung derselben Fleiß für Sänger und Hörer erfordere. Unter der Autorität eines Mendelssohn habe man in Leipzig öfters derartige Ver-

suche gemacht, allein nicht ohne geheimen Widerwillen der Sänger und mit getheiltem Interesse des Publikums*). Ferner tragen jene Werke bei aller Trefflichkeit einen Zopf aus ihrer Zeit an sich, der zwar den Verständigen nicht störe, wohl aber die Menge. Auch mit theilweisen Versuchen sey nichts gemacht; dann werde die Sache als Curiosum hingenommen. Werde daher das Unternehmen einmal ins Leben gerufen, so geschehe es mit anhaltendem Fleiße und mit tüchtigen und großen Kräften. — Becker stellte die Schwierigkeiten älterer Compositionen für den Sänger in Abrede, und was den Zopf anlange, so trage ihn unsere Zeit so gut wie die frühere. — Nachdem Wachsmann aus Magdeburg eine kurze Darstellung von dem glücklichen Erfolge der Bemühungen seines Vaters um Aufführung alter Gesangwerke gegeben hatte, trat die Versammlung dem Brendel'schen Antrag bei.

Hiermit endigten die Besprechungen. Man beschloß noch 1) die Verhandlungen und das Verzeichniß der Theilnehmer an der Versammlung in der „Neuen Zeitschrift für Musik" abdrucken zu lassen. 2) im nächsten Jahre und zwar innerhalb des Zeitraums vom 20. Juli bis Anfang August wieder eine Tonkünstler-Versammlung in Leipzig zu veranstalten; 3) einen Tonkünstlerverein, dessen Aufgabe es sey, in das praktische Musikleben einzugreifen, Tonwerke zu beurtheilen und aufzuführen, und zur größern Wirksamkeit des Vereins Zweigvereine in andern Städten zu begründen (dies geschah durch Namensunterschrift, als Ausdruck der vorläufigen Entschließung, dem Vereine beitreten zu wollen); 4) schritt man zur Wahl eines Comite's für diesen Verein. Die Wahl traf die Herren Brendel, Becker, Moscheles, Böhme und Riccius.

(Fortsetzung folgt.)

## Naumburg.

### Die Feier des zweiten Jahresfestes des Sängerbundes an der Saale.

Nachdem in Folge einer Anregung von Seiten des Musikdirectors und Domorganisten Aug. Gottfr. Ritter in Merseburg**) im Jahre 1846 mehrere Liedertafeln und Gesangvereine den Sängerbund an der Saale geschlossen hatten, fand die Feier des ersten Jahresfestes dieses Bundes am 6. September genannten Jahres im Schloßhofe zu Weißenfels statt. Es kamen dabei fünfzehn Gesänge zum Vortrag, die theils vom ganzen Bunde, theils von einzelnen Gesangvereinen mehr oder minder gelungen ausgeführt wurden.

War man im Hinblick auf die besondern Schwierigkeiten, welche das erste Zusammenwirken eines solchen Bundes vorzugsweise hat, im Allgemeinen mit dem Geleisteten zufrieden, so versprach man sich doch einen höhern Genuß beim zweiten Jahresfeste, dessen Feier in Naumburg, unter Oberleitung des dasigen rühmlich bekannten Musikdirectors D. Claudius zu Pfingsten d. J. stattfinden sollte.

Mit seltenem Eifer betrieb nun Claudius die Vorbereitungen zu diesem Feste, und seiner Umsicht und Beharrlichkeit gelang es, manche Hindernisse, die diesem Unternehmen und dem Gelingen desselben entgegenstanden, glücklich zu überwinden, so daß darüber nur eine Stimme seyn konnte, daß zur Lösung dieser Aufgabe Claudius eben der geeignetste Mann sey. Nur Eins vermochte er nicht: dem schändlichen Treiben herzloser Wucherer zu steuern und die durch deren Machinationen bewirkte drückende Theuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu beseitigen. Deshalb ward der Beschluß gefaßt im Hinblick auf die ungemein reiche diesjährige Ernte das Gesangfest mit dem jährlichen Hussiten- oder Kirschfest Naumburgs zu verbinden und ersteres auf den 27. und 28. Juli zu verlegen.

Anfangs Juli erschien das Festprogramm.

So schön der erste Kirschfesttag auch war, so regnerisch war vom frühen Morgen an der Dienstag, an welchem die meisten Sänger und Zuhörer auf verschiedene Weise nach der alten Stiftsstadt Naumburg reisten, wo manche Gäste schon früher eingetroffen waren.

Nachdem die hiesige Claudius-Liedertafel etwa um halb 5 Uhr Morgens den Choral „Ein' veste Burg ist unser Gott" auf dem Markte gesungen, wurden Deputationen auf den Bahnhof, an die Stadtthore und in die auf der Vogelwiese im Garten des Schützenhauses erbaute luftige Festhalle zum Empfange der Ankommenden gesandt. Nach der Begrüßung erhielten die Sänger ihre farbigen Erkennungsbänder, die auf der linken Seite des Rockes befestigt wurden, und mancher von den Sängerbrüdern dünkte sich ein Ordensritter zu seyn, wenn er mit stillem Behagen einen Blick auf den so decorirten Rock warf. Auch die Einhändigung der Festpapiere u. dgl. fand hier statt und die von den Liedertafeln u. s. w. mitgebrachten Fahnen wurden in der Festhalle aufgestellt. Die biedern Hallenser, unter Direction des rühmlich bekannten Organisten Lehr. Thieme, hatten in der Eile ihre Schärpen und ihr Banner im Halle'schen Bahnhofe gelassen, doch kam das Vergessene mit Hülfe des Dampfes gar bald an. Als das Nöthigste geordnet, stärkte man sich durch ein Frühstück, wobei von einzelnen Vereinen gar bittre Klagen über die zu hohen Preise geführt wurden. Namentlich haben die im Gasthofe „zum blauen Stern" einquartierten Hallenser dem Zimmermann'schen Echo geklagt, daß sie die Flasche Bier mit 4 Silbergroschen, ein wenig Butterbrod mit 3 Silbergroschen 9 Pfennigen und ein schlechtes Nachtlager, d. h. eine Streue ohne Kopfkissen mit 3 Silbergroschen haben bezahlen müssen. Manche Festgenossen fanden theils bei Freunden, theils in einigen Häusern der Bürger und Beamten Naumburgs gastliche Aufnahme. Letzteres würde noch weit mehr der Fall gewesen seyn, hätte nicht die bisher herrschende Theuerung auch viele der hiesigen Einwohner schwer belastet. Aus diesem Grunde besonders hatten mehrere hiesige Gesangsfreunde den Aufschub des Festes bis zum Monat September gewünscht und diesen Wunsch in den hiesigen Blättern auch ausgesprochen, jedoch ohne Erfolg.

Im vollen Regen zogen die Sänger nach den Stimmen geordnet unter Vortragung der vier Stimmfahnen nach 9 Uhr in die St. Wenzelskirche zur Hauptprobe, die bei der Fertigkeit der Sänger, deren Anzahl etwa 600 betrug, bald beendigt war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine sehr dankenswerthe Bemerkung zur richtigen Würdigung des Leipziger Musikgeschmacks, welcher nicht selten in öffentlichen Blättern zu hoch angeschlagen wird.

**) Ritter ist jetzt zum Domorganisten nach Magdeburg berufen.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 28. August. Egmont, Trauerspiel in 5 Abtheilungen von Göthe. Musik von Beethoven.

Sonntag, 29. August. Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzgl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 239.** Montag, den 30. August **1847.**



## Eine Hafffahrt von Königsberg nach Pillau.

(Fortsetzung.)

„Wie ganz anders sähe es auch hier noch aus," meinte der Steuerbeamte, „würden unsere deutschen Meereshoffnungen, der Traum von einer deutschen Flotte und die Eröffnung des Sundes, zur Wahrheit! wie leicht könnte unser Haff und die ganze Ostseeküste wieder ein Gestade werden, welches die Kauffahrer der entferntesten Häfen besuchten! Eine neu ins Leben gerufene Hansa würde von hier aus alsdann noch einmal ihre stolzen Wimpel und Flaggen über die Meere der Welt hinsenden. War's doch früher also!"

„Wenn's mit der lieben deutschen Einigkeit selbst nur erst besser aussähe!" bemerkte der Prediger. „Man nennt Oesterreich, Preußen und all' die buntfarbigen Staaten unseres Vaterlandes ein Deutschland, während uns doch jedes Zeitungsblatt belehrt, daß die beiden erstgenannten Mächte besondere Staaten für sich bilden.

„Und so liegt es denn, dieses große schöne Deutschland," fuhr der Kaufmann fort, „mit seinen 36 Millionen gebildeter, ausdauernder und beherzter Einwohner, streckt sich in seiner unbeholfenen Zerrissenheit hin vom Mittelmeer bis zur Ostsee, ohne zum Bewußtseyn seiner Kraft kommen zu können, verurtheilt, die Taglöhnerrolle vor den übrigen Staaten Europa's zu spielen!"

„Wohl ist es oft genug ausgesprochen worden" entgegnete der Offiziant, „wir wollen eine Nation seyn. So lange wir auf dem Meere unsern Namen und unsere Ehre nicht vertreten können, so lange können wir auch das gewünschte Ansehen in der Welt nicht erringen, denn wir vermögen nur bis an's Ufer zu gehen; darüber hinaus hört unsere Gewalt auf und man lacht uns von den Schiffen aus noch in's Gesicht."

„Ja, meine Herren," versicherte mit Nachdruck ein Danziger Handelsherr, „wir müssen eine Flotte haben, wenn unsere Industrie, unser Handel den gewünschten Aufschwung erhalten und wir nicht den Engländern ewig dienstbar bleiben sollen."

„Und den Russen," fiel der Kaufmann aus Masuren ein, „wo würde Rußland sonst wohl die Grenzsperre so hartnäckig behaupten und den Schlagbaum vor der Nase uns armen Ostpreußen zuschlagen, wenn es nicht wüßte, daß wir —"

„Sehr wahr, sehr richtig!" begann der Geistliche. „Deutschland, und vor allem Preußen, kann gegen die Gefahren, welche die Integrität seiner Grenzen von Osten her bedrohen, unmöglich erblindet seyn; denn die Wahrzeichen kommen zu oft und zu stark wieder. Von der Landseite mag vielleicht ein tapferes Heer eine Zeitlang Widerstand leisten, aber welche Macht soll es an seiner langen Küste schützen, die von Memel bis Stralsund wehrlos jedem Angriff ausgesetzt liegt?"

„Wir Danziger," bemerkte der Patricier jener Seestadt, „haben alle Jahr das friedliche Schauspiel, die russische Flotte in immer zunehmenderer Zahl und Kraft an unserm Hafen vorbeiziehen zu sehen; aber wer bürgt uns dafür, daß sich das friedliche Schauspiel nicht einmal in Ernst umkehrt und jene Linienschiffe und Dampffregatten ihre eigentliche Zweckbestimmung an uns zunächst zur Anwendung bringen?"

„Zu Stockholm nicht minder, wie zu Kopenhagen," fuhr der Erstere fort, „hat sich moskowitischer Einfluß unentbehrlich zu machen gewußt, und wie selbst der Sundzoll benutzt wird, um das Interesse des dänischen Cabinets an den russischen Schutz zu knüpfen und es in der Wahl seiner Bündnisse zu beschränken, haben wir vor einiger Zeit in einer preußischen Staatsschrift selbst zu lesen bekommen."

„Ob Preußen nicht wohl daran thäte, sein Augenmerk mehr auf Schweden zu richten," fragte der Masure, „und diesem Staate mit seiner Macht einen Stützpunkt anzubieten, womit derselbe dem wachsenden Andringen von der Newa begegnen könnte? Anderntheils müßten wir wieder von Schweden für uns selbst die Vortheile abzuleiten suchen, die es durch seine Marine, Seehäfen und Arsenale behufs einer Einschränkung der russischen Alleinherrschaft auf der Ostsee reichlich darbietet."

„Unmöglich scheint es mir," entgegnete der Prediger, „daß wir in Stockholm und Petersburg gleich angenehm seyn können und an beiden Orten Beifall ernten werden. Da oder dorthin muß entschieden werden und wir wollen nur bemerken, daß die russische Freundschaft sich niemals ohne Opfer hinzugeben pflegt und selbst dann noch schwer zu befriedigen ist, während Schweden den Beistand von uns verlangen und sein Bündniß nicht nur mit unsern Regierungen, sondern zugleich auch mit den Herzen des gesammten deutschen Volkes schließen wird, wie es stets der Fall gewesen. — Doch hinweg mit allen politischen Nebenbemerkungen, meine Herren! Das rauschende frische Haff und sein freier Falke kennt sie nicht, und so sehe ich wirklich nicht ein, warum wir uns die frühere gute Laune mit unfruchtbaren Betrachtungen der Art verderben sollen."

Das schien auch den übrigen einleuchtend, und der redselige Pastor sprach bald also weiter:

„Unser Haff ist kein todter Binnensee. Zahllose Fischerböte, plump gebaute Bordinge und fünf Dampfschiffe

durchkreuzen seine Wellen und mannigfache Spazier-, Sänger-, Turner- und Badefahrten beleben seine sonst abgelegene Einsamkeit, wie Sie sehen."

In der That herschte auf diesem herrlichen Wasserspiegel ein reges Leben. Ich hatte mir's bei meiner Abfahrt aus Königsberg vorgenommen, alle Fahrzeuge, welche mir begegnen würden, zu zählen, aber das mußte ich gar bald wieder aufgeben. Nicht nur wurde unser Dampfboot von einer Masse kleinerer Kähne umschwärmt, welche mit Fischen, Käsen oder andern Landesprodukten den Markt von Pillau oder Königsberg besuchen wollten oder besucht hatten, und dabei unserm schäumenden Kielwasser oft so nahe kamen, daß es aussah, als würden sie von dem Strudel verschlungen werden — sondern auch die Menge der größten Segelböte war so bedeutend, daß ich mit meinem Zählen bald in Unordnung gerieth. Sogar zwei Dampfsböte zogen an uns vorüber, der Delphin und die Schwalbe.

„Wie kommt dieß Gewässer aber zu dem Namen „frisches Haff?" fragte ich, als eine kleine Pause unter uns eingetreten war. — Darüber kann ich Ihnen Auskunft geben, begann von Neuem der Geistliche. Das frische Haff hieß in alter Zeit Halibo. Sein jetziger Name rührt wahrscheinlich vom Flusse Frisching her, der bei Brandenburg ins Haff mündet und zur Zeit des Ordens hier einen Ankerplatz bildete, welcher den Namen Frischingshafen erhielt, woher der Ausdruck „frisches Haff". Nach älteren Aussagen soll dasselbe früher sich unmittelbar bis Königsberg erstreckt und aus zwei abgesonderten Theilen bestanden haben, aus dem Königsberger und Elbinger Haffe."

(Fortsetzung folgt.)

## [:] Eine Expedition nach der San-Saba in Texas.

(Schluß)

Der General-Comissair des Vereins, Herr von Meusebach erwiederte nachstehendes:

„Mein Bruder hat gesprochen. Ich habe seine Rede gehört und erwogen. Die Herzen unserer Weiber und Kinder werden erfreut sein, sie werden den Worten des Friedens lauschen, welche mein Bruder gesagt hat. Mein Freund hat, im Verein mit seinem Stamme, nichts dagegen, wenn wir zunächst an dem Wasser Llano unsere Wigwams errichten, so wie das für uns taugliche Land abstecken; demnach wollen wir uns sofort an jenem Fluße niederlassen. Mein Bruder spricht von einer Grenze zwischen den rothen und bleichen Gesichtern. Meine Landsleute sehen keine Grenze zwischen beiden Nationen, verachten nicht die rothen Brüder, weil sie dunkler gefärbt sind, und stellen nicht die Weißen höher, weil diese heller sich ansehen. Wenn unser großer Vater, der Präsident, eine Grenze ziehen will, so mag er es thun. Wir aber werden die Grenze nicht sehen, weil wir Brüder sind und als solche nebeneinander wohnen wollen. Meine Landsleute haben nichts mit den rothen Männern an der andern Seite des Brazos zu thun; wir gehen nicht gegen Sonnenaufgang, wir gehen nach Westen. Unsere Krieger sind den Krieg gewohnt und ihre Waffen sind nicht eingerostet. Wir begehren also keinen Frieden mit andern Stämmen, als mit Euch, unsern Brüdern, den tapfern Comanchen des Westens. Wenn Ihr daher uns unterstützt, wie wir Euch unterstützen, und den Friedenpfad stets offen erhaltet, so ist es genügend."

Hierauf nahm Mop-pe-zuco-pä nochmals das Wort:

„Mein Herz ist erfreut zu hören, was mein Bruder mir sagte: Ich werde mit meinem Volke kommen nach dem Platze, den Du Friedrichsburg nennst, sobald zweimal die Scheibe des Mondes sich gefüllt hat. Wenn Du bereit bist uns zu empfangen, so sende einen Boten, den wir schon kennen, und dem wir glauben dürfen, daß er von Dir gesandt ist; und wir werden kommen und den Friedensvertrag abschließen wie Du gewünscht hast. Ich habe nichts weiter zu sagen."

Der Kriegs-Häuptling Santana nahm nun das Wort und sprach wie folgt:

„Mein Bruder! Wir haben Deinen Worten gelauscht. Was wir als oberste Häuptlinge beschließen und festsetzen, das wird unser Volk halten.

Wir glauben deinen Worten. Wenn es zur That kommt und zu den Geschenken, wird sich das zeigen. Ich glaube Du und Dein Volk, Ihr meint es ehrlich mit uns, wie Brüder immer sollten. Ich habe den Präsidenten, unsern großen Vater zu Whashington gesehen. Wir haben mit ihm einen guten Vertrag gemacht. Ich hoffe das Bündniß, welches wir mit Dir und Deinem Stamme zu schließen gedenken, wird ebenso fest und gut sein. Ich habe nicht vergessen unseres großen Vaters Rede; sie steht in meinem Herzen und ich sehe ihn jeden Morgen, wenn ich aufwache, wie er war zu Whashington, als er zu mir sprach. Ich hoffe mein Bruder, der Deutsche, ist gleich meinem großen Vater; ich hoffe er hat ein weites, weißes Herz wie mein großer Vater, der Präsident, für alle seine Kinder. Mein Bruder wird den weißen Pfad des Friedens wandeln und mit meinem Volke halten, wie der Friedenspfad mit meinem großen Vater bis jetzt erhalten ist. Der weiße Pfad wird breit seyn und weit, und leiten zu seiner Thür und zu seinem Herzen und zu den Herzen des deutschen Volkes, so daß mein Volk ihn betreten und darin bleiben kann, ohne Furcht und Verrath. Ich habe geredet."

Rede des Buffalo-Hump, Pochan-ä-quar-hip (Kriegshäuptling.)

„Mein Bruder! Denke nicht daß etwas mir Unrecht ist, weil ich nicht viel rede. Meine Freunde haben gesprochen. Meine Häuptlinge, meine Krieger haben berathen, mein Volk hat gehört. Ich bin einverstanden mit allem, was Mop-pe-zuco-pä und Santana gesagt haben. Ich habe gesprochen."

## Tabletten.

⁂ München, 25. August. Direktor Ritter v. Cornelius, Direktor v. Schnorr und Cavalier Luigi Canina, Architekt in Rom, wurden von Sr. Maj. dem König zu Ehrenmitgliedern der k. Akademie der bildenden Künste ernannt.

⁂ Der berühmte Geograph Karl Ritter hat in diesen Tagen eine Reise nach Asien angetreten. Er will namentlich auch den Sinai besuchen.

† Die Zeitung von Calcutta erzählt von einer ungeheuren Boa Constrictor, die in den Gärten von Sialdah dem Publikum zur Schau ausgestellt ist. Das riesige Reptil, wie man vorher noch kein zweites gesehen hat, wurde von Jägern an der Küste von Hougly, während es der Verdauung pflegte, getödtet. Was das höchste Erstaunen erregte, war ein großer Eber, den man noch vollkommen unverdaut im Bauch der Boa fand. Wenige Tage vorher war ein kleines

Kind verschwunden und man fürchtete, daß es von der Schlange aufgefressen sei. Erst die Oeffnung ihres Leibes zeigte statt des Kindes den erwähnten Eber. Die Schlange ist 6 Metres lang und ihr Umfang beträgt in der Mitte des Bauches einen halben Metre. **mr.**

† In einem neuen französischen Buch von A. Balleydier: Rom und Pius IX. lesen wir folgenden rührenden Zug von der schönen Menschlichkeit des erhabenen Kirchenfürsten. Eines Tags drängte sich ein kleiner Knabe durch die Schweizergarden bis zur Person des Pabstes und überreichte demselben eine von ihm selbst abgefaßte Bittschrift. Die in kindlichem Ton der Unschuld abgefaßte Petition lautete: „Heiliger Vater, ich habe eine arme liebe kranke Mutter; ich selbst bin noch zu jung, ihr Leben und das meinige zu erhalten. Unser harter Hausbesitzer will uns auf die Straße werfen, wenn wir ihm nicht die vier Thaler bezahlen, die wir ihm noch für die Miethe schuldig sind. Ach, wie glücklich würden uns vier Thaler machen! Heiliger Vater, leih mir nur die vier Thaler, und wenn ich einst groß bin, will ich sie dir wiedergeben." Diese Bittschrift rührte Pius sichtbar. Er ließ sofort dem Kinde zehn Thaler einhändigen. „Nein, ich brauche blos vier Thaler," rief der kleine Römer mit vor Freude strahlenden Augen. Pius neigte sich zu dem Kinde nieder, legte die Hand auf sein Haupt und sagte mit gerührter Stimme: Nimm nur; vier sind für dich, sechs für deine Mutter, und bis du groß bist, will ich eure Hausmiethe bezahlen." In demselben Buch lesen wir folgendes artige Bonmot, welches Pius eines Tags machte, als jemand zu ihm äußerte: Italien habe die Gestalt eines Stiefels: „So wollen wir ihm einen Sporn anschnallen." **mr.**

⁂ Die „Spenersche Zeitung" berichtet aus Berlin: Bei einem kürzlich auf dem Kreuzberge erhängt gefundenen Manne wurde ein Zettel vorgefunden, aus welchem folgende Ursache des Selbstmordes hervorging. Er schrieb darin, daß er nur, um seiner Frau, die ihm untreu wäre und deren erster Mann sich bereits deßwegen den Hals abgeschnitten hätte, einen Possen zu spielen, — sich erhänge. Denn da er sich selbst das Leben nähme, erhielte sie die 40 Thaler aus der Sterbekasse, in die er sich habe einkaufen müssen, nicht, und es wäre ihm daher ein Genuß, Diejenige, welche ihn im Leben so oft betrogen, doch wenigstens durch seinen Tod zu kränken.

⁂ Die „Jahreszeiten" bringen folgende Anecdote. Ein Benediktiner Namens Tanner, der von Prag nach Innsbruck reiste, um seine zerrüttete Gesundheit zu kräftigen, unterlag den Strapatzen dieser Uebersiedelung und starb unterwegs in einem kleinen österreichischen Dorfe. Die Dorfrichter und einige andere Dorfnotabilitäten begaben sich alsogleich in das Haus, wo er gestorben, um seine Habe gerichtlich aufzunehmen und fanden unter der Nachlassenschaft des guten Paters auch ein Behältniß von wunderlicher Structur, welches den guten Leuten verdächtig vorkam. Es bestand aus Holz und Glas und war total schwarz. Einer der Inspicirenden blickte neugierig in das Behältniß, aber entsetzt und mit dem Ausruf: „weiche von mir, Satanas!" lief er, was er laufen konnte, von dannen. Seine Genossen, welche nach ihm ebenfalls hineinschauten, erblickten zu ihrem Entsetzen in dem kleinen Behältniß ein lebendes Thier, schwarz, von riesenhafter Größe, mit drohenden Hörnern und funkelnden Augen. Das Ereigniß machte nicht geringes Aufsehen, und man wollte Anfangs die Hütte sammt dem Teufelsbeschwörer, denn dafür hielt man den guten Tanner, verbrennen. Während dem die Bauern in der Schenke allerlei Betrachtungen anstellten, handelte der weise Richter. Er befahl dem Pfarrer, dem Verstorbenen ein ehrliches Begräbniß zu versagen und in der Kirche den bösen Geist, den die Büchse einschloß, zu beschwören. Zu dieser Zeit kam nach dem Dorfe ein preußischer Gelehrte und auch ihm erzählte man die grausenhafte Wundermähr. Neugierig gemacht, begab er sich nach dem Ort, wo sich die gefürchtete Büchse befand und schlug ein lautes Gelächter an, als er ein Mikroscop fand, in welches der todte Pater einen jungen Maikäfer eingeschlossen hatte. Anfangs hatten die Bauern nicht wenig Lust, den preußischen Gelehrten ebenfalls für einen Zauberer zu halten, weil er bei dem ihnen so furchtbaren Anblick lachte, als er aber die Büchse zu ihrer Verwunderung öffnete, daraus einen kleinen Käfer schüttelte und ihnen die Wirkung des Vergrößerungsglases zeigte und erklärte, fingen sie ebenfalls herzlich zu lachen an und Bruder Tanner verdankte diesem zufälligen Dazwischenkommen des Preußen ein ehrliches Begräbniß.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Leipzig**, 16. August.

### Die Tonkünstler-Versammlung.

(Fortsetzung.)

Die Nachmittagsstunden von 4 bis 6 Uhr waren für Vorlesungen bestimmt. Zuerst sprach Tschirch, Musikdirector aus Liegnitz, „über die schlechte Kirchenmusik (womit nicht die Leistungen der Componisten, sondern die Aufführungen von Kirchenmusiken gemeint waren) in den protestantischen Kirchen." Um dem Uebel zu steuern, müsse die Kirchenmusik, jetzt der Willkür der Geistlichen anheimgegeben, eine feste Stelle im Gottesdienst gewinnen und einen untergeordneten Theil desselben, wie im katholischen Cultus bilden. Dies lasse sich dadurch erreichen, daß sie mit den Intonationen der Geistlichen in Verbindung gesetzt werde. In Preußen biete dazu die Liturgie einen guten Anknüpfungspunkt; es sey nur ein geeigneter firmer Text, welcher nach Art der Messen mannichfaltig componirt werden könne, festzustellen. — Gewiß ist dieser Vorschlag des Hrn. Tschirch sehr zu beherzigen; nur mit der Einführung eines feststehenden Textes für die Kirchenmusik kann sich Referent nicht einverstanden erklären. Es wäre dies der Weg zu einem stereotypen Einerlei, wie in der That die Aufführung der Liturgie in Preußen durch ihre gleichmäßige Wiederkehr an allen Sonn- und Festtagen zu einer Gewohnheitssache geworden ist, welche selbst dann keine sonderliche Wirkung erlangt, wenn mit verschiedenen Compositionen des stabilen Textes abgewechselt wird. Variatio delectat, heißt's auch hier. Durch Einführung eines feststehenden Textes würde ferner eine große Anzahl unserer trefflichsten Kirchenmusiken vom Gottesdienste ausgeschlossen werden. Vollkommen treten wir hiergegen folgendem Antrag des Herrn Tschirch bei: da die Kirche wenig für Orchester und Chor thue, die Liebe der Directoren und Gesangvereine für die Kirchenmusik keine sichere Bürgschaft gewähre, endlich auf dem Lande meist Sängerchor und Orchester fehle, so sey allenthalben ein vollständiger Kirchenchor zu organisiren, der zunächst einfache Gesänge aufführe. Herr Tschirch schloß mit dem Antrage: aus dem Tonkünstler-Verein, besonders aus den

Organisten und Cantoren, möge sich eine Section zur Realisirung dieser Ideen bilden. Zum Ziele führe Verbindung der Cantoren mit der Geistlichkeit; auch könne die Presse (nicht bloß die musikalischen Zeitungen, sondern auch andere Journale) diesen Zweck fördern.— Zu einer Besprechung über diesen hochwichtigen Gegenstand war leider keine Zeit übrig. Hierauf hielt Prof. Griepenkerl aus Braunschweig einen einstündigen Vortrag, worin er den Fortschritt von Idealen zur Wirklichkeit als Aufgabe der Musik darzuthun suchte. Das Resumé des sehr lebendigen Vortrags ist folgendes: Mit der Poesie, dem Reich der Vorstellungen, verschwistert, trat die Musik zuerst in der Kirche, der Religion dienend, auf; später verließ sie den Dom und trat in die Welt der Gegensätze, in die Geschichte, ein. Dieser Fortschritt zur Wirklichkeit des Lebens, in welchem die Tonkunst ihren religiösen Gehalt nicht verliert, vielmehr den Weg zur Kirche wiederfindet, vollzieht sich in der Oper, welche mit der Tragödie die höchste Kunstform ist. Die Kritik hat über den Inhalt des Werkes zu entscheiden. Anfangs entlehnte die Oper ihren Stoff aus der Mythenwelt Griechenlands; so Gluck, allein die Welt in seinen Opern ist vorüber und das Publikum bleibt bei den Aufführungen derselben kalt. Da bricht in Frankreich die Revolution aus: die Wirklichkeit klopft überall an — Spontini thut den ersten Fortschritt über Gluck: in seiner „Vestalin", welche die Römerwelt schildert, tritt er der Wirklichkeit näher: allein seinen Höhepunkt erreicht Spontini im „Ferdinand Cortez": er betritt den Boden der christlichen Welt. Wer leistete nach Spontini das Höchste? — — Meyerbeer in den Hugenotten!! Er erklomm die letzte Spitze der dramatischen Kunst! Die Kunst soll durchaus als Körper der Zeit dastehen. Was dieser Wirklichkeit nicht entspricht, geht unter! Es ist ein falscher Idealismus, welcher die höchste Schönheit im Alterthum sucht! Die Aufgabe der Kunst ist die Darstellung der Wirklichkeit.

(Schluß folgt.)

---

## Naumburg.

(Fortsetzung.)

Um 12 Uhr versammelte man sich im Saale des Schützenhauses zum gemeinsamen Mittagsessen, wobei es sehr lustig herging, wozu auch der alte Turnvater F. L. Jahn aus dem benachbarten Freiburg a. d. Unstrut das Seinige beitrug. Verschiedene Toaste ehrten Zelter, den Stifter der Liedertafeln, Thieme aus Halle, Claudius aus Naumburg, Jahn aus Freiburg und alle Liedertafeln und Gesangvereine.

Es waren erschienen der Gesangverein von Apolda, der aus Stadt Sulza, der aus Freiburg, der aus Laucha und Mücheln, der Sängerverein aus Halle, die Liedertafel aus Zeitz, die Liedertafel und der Bürgergesangverein aus Weißenfels, die Liedertafel, der Bürgergesangverein und der Bürgerschützen - Gesangverein aus Merseburg und aus Naumburg die Claudius-Liedertafel. Die ältere von Dr. Franz gestiftete Liedertafel und die unter Leitung des Cantors Albanus stehenden Gesangvereine Naumburgs hatten als Corporationen sich nicht betheiligt. Außerdem waren noch mehrere Gesangvereine aus der Ferne und Nähe, bald mehr bald minder zahlreich vertreten; so haben Sanggenossen aus Torgau, Eilenburg, Delitzsch, Dürnenberg, Lützen, Hohenmölsen, Camburg, Plotha, Wethau u. s. w. mitgewirkt.

Um halb 3 Uhr Nachmittags ordneten sich die Gesangvereine unter Vortritt eines Musikcorps und Vortragung ihrer Paniere zum Festzuge, der von Marschällen, mit Stäben und Schärpen, von der Vogelwiese nach der St. Wenzelskirche geleitet ward, woselbst um 3 Uhr das geistliche Concert begann, das bis halb 5 Uhr dauerte und trotz des üblen Wetters sehr besucht war. Der Eintrittspreis war 7½ Silbergroschen.

Die von Claudius dirigirte Aufführung bestand hier aus dem Chorale „Allein Gott in der Höh' sey Ehr'" von Spangenberg, worauf die Motette von Bernh. Klein „Wie lieblich ist deine Wohnung, o Herr!" und die Hymne von C. G. Reissiger „Ein König ist der Herr!" folgte. Hieran schloß sich der Vortrag zweier Strophen des selten gehörten Chorals von Melch. Frank „Jerusalem, du hochgebaute Stadt", dem der 23. Psalm von C. Löwe „Der Herr ist mein Hirte rc." folgte und die Motette von B. Klein „Herr, wer kann recht erheben deines Namens Ruhm?" machte den Beschluß.

Die Versammlung hatte sich in ihren Erwartungen durchaus nicht getäuscht und verließ wahrhaft erbaut die weiten Hallen des geschmackvoll decorirten Gotteshauses.

Die Sänger begaben sich hierauf im festlichen Zuge nach der Vogelwiese zurück, wo man theils in den Sälen des Schützenhauses, theils in der mit frischem Grün decorirten Festhalle, bis spät in die Nacht der Freude sich überließ. Für Nichtsänger wurden besondere Eintrittsbänder in die Festhalle für die Dauer des Festes zu 5 Silbergroschen verkauft, so daß jedem Anständigen der Zutritt im Festlocal gestattet war.

Rosig lächelte der Morgen des zweiten Festtages, als früh halb 5 Uhr die Fest-Reveille viele der Festgenossen weckte. Ein Theil der Fremden versammelte sich zum Frühstück in einem Gasthause des nahen Dorfes Altenburg an der Saale, ein anderer auf dem südlich von der Stadt auf einer schattigen Anhöhe gelegenen Bürgergarten, wo die Vorsteher der verschiedenen Vereine Conferenz hielten und unter anderem festsetzten, daß das nächste Jahresfest des Sängerbundes in Merseburg gehalten werden sollte.

Um 10 Uhr ward die Generalprobe zum zweiten Concert auf dem an den Bürgergarten grenzenden städtischen Turnplatze gehalten.

Nach 11 Uhr begaben sich die Sänger wieder in die Festhalle, wo um 12 Uhr ein gemeinschaftliches Frühstück eingenommen ward, wobei wieder allgemeine Heiterkeit herrschte, bis gegen 2 Uhr der Festzug sich ordnete. Derselbe bewegte sich mit Musik über die von Einheimischen und Fremden belebte Vogelwiese, durch die von vielen Zuschauern besetzten Straßen der Stadt durch das Wenzelsthor nach dem herrlichen Bürgergarten, wo die Zuhörer, gegen ein Eintrittsgeld von 2½ Sgr. in der schattigen Kastanienallee Sitzplätze erhielten und die Sänger auf dem Turnplatze sich aufstellten, wo sie leider gegen die brennenden Sonnenstrahlen nicht geschützt waren.

(Schluß folgt.)

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, 29. August. Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzogl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Montag, den 30. August. (Neu einstudirt) Der Talisman, Posse mit Gesang in 3 Abtheilungen von Nestroy. Musik von A. Müller. (Gastrolle) Feuerfuchs: Herr Nestroy, vom k. k. Theater an der Wien.

---

Druck von August Osterrieth.

// Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 240. Dienstag, den 31. August 1847.

## Eine Hafffahrt von Königsberg nach Pillau.

(Fortsetzung.)

Der Steuerofficiant erhob sich und wandte sich mit mir um, nach Osten zurück. „Sehen Sie dort an dem Hochufer des Haffs das Vorgebirge, das weit ins Wasser sich hineinzieht, die Sandbank bildend? Das Gemäuer oben sind die Ruinen der alten Comthureiburg Balga, die man jetzt restaurirt *). Und wenden wir uns wieder nach Westen, dort, jener Vorsprung der Pillauer Landzunge ist das Vorgebirg Kamstigal. Beide Caps stießen ehemals zusammen, so daß nur eine schmale Wasserstraße oder Rinne dazwischen lag. Damals setzte der Pregel sein Wasser nicht, wie jetzt, durch das Seetief von Pillau, sondern oberhalb Pilla durch das Tief bei Lochstädt in der Ostsee ab, während die Nogat und die Weichsel durch das Tief bei Vogelsang auf der frischen Nerung, das 1311 versandet seyn soll, ins Meer sich ergossen. So geschah's ferner, daß im Laufe der Zeit das Wasserbecken des Haffs, welches jetzt eine zusammenhängende meilenlange und schmale Wasserfläche bildet, durch Versandung und Verschlammung kleiner geworden ist, und die Ueberreste der durch Sturmfluthen abgespülten früheren Ufervorsprünge und Höhen bilden jetzt zahllose Untiefen und Sandbänke, welche der Haffschiffer Haken nennt."

„Durch diese Untiefen wird die Schifffahrt auf dem Haffe sehr beengt, fuhr der Handelsherr aus Masuren fort. Nur kleinere Fahrzeuge können sich überall dem Ufer nähern, für größere dagegen bleibt nur die Rönne oder Fahrbahn von sehr verschiedener Tiefe."

„Eben diese Haken," fiel der Zollbeamte ein, werden darum auch zur Sicherung der Schifffahrt durch besondere Signale bezeichnet. Es sind größtentheils schwimmende Tonnen, mittelst Ankerthauen befestigt, die die Bahn bezeichnen. Zwischen ihnen durch, wie Sie sehen können, geht jene Rönne nur für Bordinge und Dampfschiffe fahrbar. Größere Schiffe müssen vor Pillau ankern."

„Doch hörte ich auf einer meiner früheren Hafffahrten, versetzte der Geistliche, wie ein Schalk von Matrose einem vielfragenden und begriffsschweren Passagier den Zweck jener das Fahrwasser bezeichnenden Tonnen dahin erklärte, daß dieselben alle mit Rum gefüllt seyen, aus denen die Seeleute sich, wenn sie bei niedrigem Winde an dergleichen Stellen kreuzen müßten, zur Stärkung und Ermuthigung ihren Schiffsgrog abzapften, was der gute Städter treuherzig glaubte." — „Köstlich, köstlich!" hieß es von allen Passagieren.

Doch nun wenden Sie sich gefälligst noch einmal nach Norden hin, ehe wir vorbeifahren" redete der Steuerofficiant mich an. Mitten in der Haide, dort auf der samländischen Küste, erblicken Sie ein Häuschen. Das ist der Elenkrug, dessen Name Sie daran erinnert, daß Sie sich in demjenigen Theile von Samland befinden, der dem eigentlichen Elchgeschlechte seinen Aufenthaltsort gibt. Ehemals breitete sich dieses Thiergeschlecht nicht allein über ganz Preußen, sondern auch über andere Länder aus. Jetzt findet man es selbst in Preußen nur noch sehr selten*) in größter Menge aber in dieser Kapornischen Haide, wo mit Recht auf seine Erhaltung große Sorgfalt verwendet wird. Nur wenn Mitglieder des königlichen Hauses Samland ihren Besuch abstatten, findet gemeinhin ein solennes Treibjagen darauf Statt."

„Mehr rechts ab erblicken wir, auch noch mitten in der Kapornischen Haide gelegen, der Vierbrüderkrug," erinnerte der Pfarrherr. „Er hat seinen Namen von einer hölzernen Säule mit vier bärtigen Köpfen und vier Armen, welche zum Andenken an eine Begebenheit aus dem Jahr 1295 hier steht. In Folge öfterer Aufgebote zu den Kriegen gegen die Litthauer war in einzelnen Gauen des alten Preußen offener Aufstand gegen den deutschen Orden ausgebrochen, so auch im Samland. Da that ein den Rittern ergebener Freibeuter, Martin Golin, begleitet von vier seiner Genossen von seiner Burg Konnoweidet (am frischen Haffe) aus, einen Raubzug ins nördliche Samland (bei Kranz). Mit Beute beladen heimkehrend, lagern sie sich im Walde, um der Ruhe zu pflegen. Da bricht ein Haufe jener beraubten Preußen, sie verfolgend, aus dem Walde hervor und erschlägt die Ruhenden, bis auf Golin, der dem Todesstreiche entrinnt. Dieser nun soll den Gefallenen ein schwarzes Kreuz errichtet haben, wie es noch heute dasteht.

Jetzt änderte plötzlich der Falke seinen Flug, und stürzte in gerader Richtung auf Pillau zu, das zu erreichen wir erst eine weite Rundung nach der Nerung zu hatten beschreiben müssen. Ueberall war die Fahrbahn durch Tonnen markirt. Nun erst konnte ich mir's erklären, weßhalb unser Kapitän immer auf so hoher Warte über den Rädern des Dämpfers steht und dem Steuermanne stets Winke und Zeichen gab, was mir Anfangs wie eine reine Charlatanerie ausgesehen hatte. Die Fahrt kann ersichtlich

*) Bei dieser Gelegenheit fand man die Fundamente der Mauern 60 Fuß tief unter der Erde. So solid legten die deutschen Ordensritter ihre Baue an!

*) Das Elenthier war so häufig, daß auf einer Jagd 60 Stück geschossen wurden. In den samländischen Forsten zählt man etwa noch 100 Häupter. Außerdem hält es sich in Natangen in der waldigen Frischingsgegend auf, in dem Revier von Gutstadt und besonders in dem Revier von Ibenhorst bei Gumbinnen. Von seinem Standreviere wechselt es oft in andere.

nicht ohne die genaueste Haffkenntniß von Statten gehen. Ja, schon so mancher junge Steuermann und angehende Kapitän soll durch das Examen gefallen seyn, weil seine Kunst und Kenntniß auf diesem Dümpel von Meer bedeutende Haverie erlitt. Es sey leichter, sagte man mir, ein Schiff auf ödem und stürmischem Meere, als auf diesem Binnensee mit den zusammenklappenden steinigen Ufern und seichten Treibsandbänken sicher durchzuführen.

Das Haff bildete rechter Hand noch eine große Bucht, an deren Spitze das Städtchen Fischhausen liegt, dessen Name man fälschlich aus ihrer Lage und ihrem Reichthum an Fischen zu erklären versucht hat, während er aus der historischen Entwickelung der Stadt hervorging. Die Stadt verdankt nämlich dem ersten samländische Bischofe, Herr v. Strittberg, ihren Namen und hieß damals Bischoveshusen. Aus diesem entstand nach einer in Preußen beliebten Silbenausstoßung Bischhusen, woraus Fischhausen.

Näher noch liegt Lochstädt, eine alte Ordensburg, und das Dorf Alt-Pillau, bei welchem sich ein gothisches Gebäude mit drei Thurmspitzen, auf dem 92 Fuß über das Haff ragenden Schwalbenberge erbaut, bemerkbar macht. Es ist die Landmarke. Den weißen, schlanken Leuchtthurm von Pillau hatten wir schon früher begrüßt. Er warnt mit seinen rothen Fähnlein den Schiffer, auf seiner Hut zu seyn, und dieser orientirt sich nach ihm eben so leicht, als nach dem Thurme der Haberger Kirche zu Königsberg, wenn er dorthin steuert.

(Fortsetzung folgt.)

---

## *Literaturbericht.

**Die Jünger Börne's, Roman von Minna Wauer.*)**

Wahrscheinlichkeit ist selten die hervorstechendste Eigenschaft unsrer von Damen verfaßten Romane. Wo wir sie zu finden meinen, da ist es weniger die ideale Wahrheit, welche ihr Wesen ausmacht, als jenes Abschreiben der ordinären Wirklichkeit, das den Romanen der Friederike Bremer ein so zahlreiches Publikum gewonnen hat.

An Unwahrscheinlichkeit leiden denn auch diese „Jünger Börne's". Zuvörderst erscheint der vielversprechende Titel so gut, wie durch nichts motivirt. Wir erwarten, in jene Kreise geführt zu werden, welche sich um Börne, während seines Pariser Aufenthalts, gebildet hatten; wir hoffen dem politischen Reformator selbst zu begegnen, und auf der Folie einer von Principien und politischen Machinationen bewegten Zeit historisch wahre Charaktergemälde sich erheben zu sehen; statt dessen aber führt uns die Verfasserin nur zuweilen in Zimmer, wo Börne's Porträt in einem Kranze hängt und läßt ihre Helden und Heldinnen nur zuweilen den Namen Börne's oder seinen Geburts- und Sterbetag mit andächtiger Verehrung nennen. Darin aber, daß die Mehrzahl der in diesem Romane auftretenden Personen liberal ist, daß sie anbetungsvoll vor Börne's Porträt stehen bleiben, liegt doch noch kein genügender Grund, dem ganzen Roman den Titel: „die Jünger Börne's", vorzusetzen. Als ob Börne der einzige Apostel des politischen Liberalismus wäre! Kurz — der Roman hängt an seinem Titel, wie der Rock am Nagel.

*) Berlin, L. Hirschfeld.

Die Verfasserin scheint diesen Uebelstand empfunden zu haben, und ihn nun dadurch heben zu wollen, daß sie dem liberalen Theile ihrer Sentimentalitätsstaffagen eine forcirte, ja wahrhaft komische Verehrung Börne's vindicirt. Prinz Reinhardt, wegen volksthümlicher Tendenzen vom Hofe verwiesen, entzweit sich, bei Gelegenheit einer resultatlosen socialen Berathung, mit seinem alten Lehrer, dem ebenso volksfreundlichen Hofprediger, weil der Letztere ihn einen Aristokraten genannt hat. Ueber diese unschuldige Aeußerung nun geräth der Prinz in eine so unwahrscheinlich große Aufregung, daß Ely, sein Freund, Hauptfigur des Romans und abstracte Personification der Geistesgegenwart, ihn nur durch die Erinnerung zu beschwichtigen vermag: „Keine Heftigkeit, o Herr! Wissen Sie, welch' ein Tag heute ist! „Der 12. Februar."

„Der Prinz," heißt es darauf, „verhüllte sein Antlitz und murmelte tief ergriffen: „Börne's Sterbetag!"

Die Anlage des Romans erscheint schon dadurch verfehlt, daß ihn die Verfasserin in der allerneuesten Zeit, im vorigen Winter nämlich, spielen läßt. Die Katastrophe wird durch einen Volksaufstand herbeigeführt: nun können wir uns zwar auf dem Grunde des vergangenen Winters sehr wohl einen Volksaufstand denken, aber bei den Fesseln, die eine so naheliegende Wirklichkeit auch der kühnsten Phantasie anlegt, nur einen Proletarieraufstand, keinen durch politische Hebel, wie durch die schurkischen Intriguen eines solchen Ministers, wie er in unsrer Zeit und bei unsren Sitten nicht mehr möglich ist, veranlaßten. Minister Ehrhardt nämlich, ein matter Abklatsch des Schiller'schen Franz Moor, ist ein Minister, wie er nur in dem Kopfe einer Dame oder eines Dichters aus dem 18. Jahrhundert entspringen konnte. Er ist in moralischer und ästhetischer Beziehung das böse Princip des Romans. Sein wüthender Haß gegen den Prinzen Reinhardt ist nicht hinlänglich motivirt; sein Verhältniß zu Sara, Ely's Schwester, fast unmöglich, mindestens höchst unwahrscheinlich. Alle Figuren des Romans sind Formen von der trivialsten Stereotypität. Wir interessiren uns für keinen derselben und mithin auch für den ganzen Roman nicht.

Als wahres hors-d'oeuvre in einem politischen Roman und im höchsten Grade komisch erschien uns die bei jeder Gelegenheit hervortretende Lust der Verfasserin an Kreppflören, Spitzenkleidern, Alabasterhälsen, Marmorhänden, brillantem Ameublement und modernen Liebesaffairen. Sie treibt jedoch in letzterer Beziehung ihre malerische Anschaulichkeit oft bis in's Karrikirte und Frivole. So erzählt sie bei der Schilderung einer Liebesscene zwischen Josephe und Ely: „Ihr Kopf ruhte in der Nacht seines schwarzen Bartes."

Sie nennt u. a. Dronke einen „Brunnenvergifter" und schilt über Literaten seiner Gattung, weil sie meist schmuzige Wäsche und keine Glacés trügen. (Allenthalben erkennt man das Frauenzimmer!) Ueberhaupt scheint sie diesen Tendenzroman (denn ein solcher ist er doch wohl) dazu bestimmt zu haben, um eine Menge trivialer Urtheile und Maximen auszuplaudern. Auch darin zeigt sich die schriftstellerische Unreife der Verfasserin, daß sie ihre Personen bei jeder Gelegenheit recht geflissentlich in den breitesten und trivialsten Urtheilen über Literatur und politische Zustände sich ergehen läßt: alle ihre Personen gewinnen dadurch diesen unleidlich vorlauten Anstrich, aber es sind nicht einmal Personen, sondern Marionetten der Tendenz. Prinz Reinhardt besteigt am Ende noch den erledigten Fürstenthron. Ely wird Minister und geht natürlich bald darauf mit seiner Josephe eine Civilehe ein. Der frühere Minister Ehrhardt dagegen ver-

fällt, nachdem er eine Reihe der unmotivirtesten Gräuelthaten begangen, in Stumpfsinn und will sich, ein anderer Sardanapal, in seinem Palaste verbrennen. Zum Beschluß ein Volksfest und Enthüllung der Statue Börne's. „Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch."

So modern dieser Roman seyn soll, so unmodern ist darin auch die Stellung des Weibes aufgefaßt. „Mein hoher Herr!" redet Josephe Ely'n an, als sie noch seine bloße Freundin ist. Das ist die Sprache einer orientalischen Sklavin, der ein Despot das Schnupftuch zugeworfen, aber nicht die eines edlen, besonders nicht die eines modernen Mädchens.

K. D.

## Tabletten

⁂ Das Bettelwesen. Eine in England bestehende Gesellschaft zur Unterdrückung des Bettelns hatte ihrem Berichte zufolge während des letzten Jahres für ihren Zweck über 5500 Pfd. verwendet. Aus dem Berichte geht zugleich hervor, daß diejenige Menschenklasse, deren Sitten die Gesellschaft zu bessern bestrebt ist, sich systematisch bemüht hatte, jene Anstalt in ein Unterstützungsmittel des Bettelns zu verwandeln. Die innige Verwandschaft zwischen Bettelei und Lügenhaftigkeit stellte sich nur zu deutlich heraus. Im Laufe des Jahres hatte man im Ganzen 29,363 Fällen Aufmerksamkeit geschenkt, 5877 Bettelbrief-Fälle waren untersucht worden, Arbeit hatte man für 2944 Personen ausfindig gemacht und 778 Landstreicher waren ins Gefängniß geliefert worden. Besonders überhandgenommen hatte das Betteln durch sogenannte Bettelbriefe. Bl. a. d. Gw.

⁂ Anekdote. Die Frau eines berühmten Schriftstellers, welcher aber zu dem Geschlechte der Amphibien gehörte, indem er ganze Nächte eben sowohl in der Weinstube als auf trockenem Lande oder im Bette zubringen konnte, pflegte ein Tagebuch zu führen, in welches alle häuslichen Begebenheiten, besonders aber jene, welche auf die Lebensweise ihres Gemahls Bezug hatten, genau verzeichnet wurden. Im Monat Julius fand sich da folgende Bemerkung: „Den 6. Juli ist mein Mann den 7. Juli Morgens halb neun Uhr nach Hause gekommen.

⁂ Die neueste „Allgem. Zeitung" gibt nun die ganz zuverläsige Nachricht, daß die „Diogena", deren Verfasser die deutsche Kritik so lange vergebens nachgespürt hat, von Fanny Lewald herrührt. Die Quelle dieser Mittheilung soll so sicher und lauter seyn, daß die genannte Schriftstellerin nun nicht länger anstehen werde, sich selbst öffentlich zur Autorschaft der so gelungenen Production zu bekennen.

⁂ „Germanien's Völkerstimmen" von Firmenich sind mit dem zweiten Bande in Oberdeutschland eingetreten. Die erste Lieferung enthält u. A. die Mundarten Rheinbaierns, der Städte Darmstadt, Mainz, Frankfurt. Am stärksten sind die Henneberg'schen Mundarten in der 2. Lieferung vertreten; am Wissenschaftlichsten und Gründlichsten die Wetterauer Mundart von Dr. Weigand in Gießen behandelt, der sich übrigens nicht genannt hat und unsern Verrath verzeihen wird. Bis zum Schlusse von Bd. 2. Lief. 2. hat Firmenich Proben von 489 Mundarten mitgetheilt.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Paris**, 28. August.

Fräulein Lucy. Graf Sebastiani.

Sehr gesprächig erzählen die Zeitungen, daß Fräulein Lucy in dem Garten der Conciergerie in Sammt und Seide, mit Gold, Demanten und Perlenschnüren reich behangen, den ganzen Tag über spaziere, und schön und liebenswürdig und stets guter Dinge sey. Wir können aber versichern, daß Fräulein Lucy sehr einfach gekleidet und nur eine gewisse Resignation ihr größter Schmuck ist. Ein ziemlich grober Nankingrock, ein gewöhnlicher, breiter Strohhut, der das schön gelockte, kastanienbraune Haar zum Theil verbirgt, bilden ihre ganze Toilette. Die kleinen dunkelbraunen Augen sind etwas eingefallen, der Teint ist blaß und matt, die Arme gewöhnlich überkreuzt, und sie scheint auch großentheils in tiefes, ernstes Nachdenken versunken. Das ist die Situation, in welcher die übrig gebliebene Heldin der großen Katastrophe des Abends, höchstens eine Stunde lang, vor dem Blicke aller Neugierigen wohl geschützt, mit etwas herabhangendem Kopfe, sinnend über das Geschehene und ihre etwaige Zukunft, einsam in einer melancholischen Laube sitzt.

Die Richter wissen jetzt nach all' den vielfachen, zu verschiedener Tageszeit angestellten Verhören gerade so viel, wie im Anfange. In dem Briefpackete, welches sie in einer geheimen Lade des Herzogs gefunden, ist die Schrift ziemlich und zwar mit nicht zu verkennbarer Absicht, undeutlich, der Inhalt meist zweideutig, und eine Orientalin, wie Azyme, Ayme, Palmyra &c. die Verfasserin.

Fräulein Lucy leugnet jeden verbotenen Umgang mit dem Herzoge rund und glattweg, und obgleich aller Anschein gegen sie spricht, bleibt sie eisenfest und consequent, was zuletzt die listigen Frager alle in Harnisch bringt und nicht selten ganz verdutzt macht. Bekommt sie nun erst die Kunde, daß der Herzog, der einzige, der sie noch verrathen könnte, nicht mehr lebt, dann hat die Dame freies Spiel und kann frisch aufathmen, zumal weder das vielbesprochene, aber bisher nicht aufgefundene Jagdmesser als corpus delicti, noch sonst die geringste Aussage des vergifteten Herzogs gegen einen von Beiden zeugen.

Diese Lucy ist bei ihrer zweiten Corday-Natur von keiner Seite anzufassen. Denn so ein Weib, philosophisch in der Liebe und im Leben, gleicht einem Aale, glaubt man sie schon fest zu halten, siehe, da ist sie schon wieder entschlüpft. Ueberdies ist ihr von der Herzogin lebenslänglich eine Pension von 6000 Frcs. zugesichert. Man weiß noch nicht, ob sie sie nicht etwa im Zuchthause genießen werde. Dem Volke, welches sich aber damit durchwegs nicht zufrieden stellen wird, muß auch geschmeichelt werden. Jedenfalls fällt sie jetzt allem Anscheine nach, gleich Teste, ein Sühnopfer für Alle. Die kleinen Diebe hängt man, das ist der Lauf der Welt.

Auch soll übermorgen die Pairskammer zusammentreten, um zu entscheiden. Worüber? Eben darin liegt der Hacken. Sie kennen doch das Nürnberger Sprichwort? Aber genug, jetzt muß die Komödie feierlichst zu Ende gespielt werden. Wir hoffen auch dießmal alle Pairs von Frankreich in Paris beisammen zu sehen, was bei Praslin's Lebzeiten nicht so leicht der Fall gewesen wäre. Der Eine konnte wegen Leibschneiden, der Zweite wegen der Gicht, der

Dritte wegen einer heftigen Augenentzündung, ein Anderer wieder wegen der vom Arzte ihm angerathenen Schwefelbäder und der zu seiner Gesundheit unbedingt erforderlichen Luftveränderung, trotz des auf königlichen Befehl wiederholten Aufrufes des Präsidenten nicht nach der Residenz, oder wenn sie sich daselbst unseliger Weise befanden, aus anderen Gründen nicht in die Pairskammer kommen.

Und wen sollte dies wundern. War doch die halbe Kammer enger oder entfernter mit dem Verbrecher verwandt, luden sie sich doch gegenseitig zu Ball, Soiréen und Jagden ein. Und Brutusse, die das Todesurtheil ihres Sohnes ruhig aussprechen, gibt es leider! (Gottlob! wollte ich sagen) in unserer Zeit nicht mehr.

Besteht doch der Adel in dem Hause Choiseul seit mehr, als acht Jahrhunderten! Schon im Jahr 1182 heirathete Sire de Choiseul die Urenkelin von König Ludwig dem Dicken. So spielten sie auch während des ersten Kreuzzuges eine ungewöhnlich große Rolle. Cäsar, der letzte Marschall dieses Namens, verliert unter Ludwig XIV. in der Schlacht seine drei Söhne, achtundzwanzig Choiseul's von allen Zweigen starben den Tod für's Vaterland! Und das Angedenken dieser großen erlauchten Familie, welche stets dem Throne so nahe stand, wird nach so vielen Jahrhunderten durch einen feigen Mord befleckt! Die Nachkommen derselben waren Feld- und Großmarschälle, Generalissimi, Minister, Gesandte, Herzöge und Pairs von Frankreich. Aber alle haben mehr oder minder, obgleich stets in Ehren, Liebesabenteuer bestanden. „Mars und Cythere!" hieß ihre Parole, Dichter und Minnesänger haben ihre Siege auf offenem Schlachtfelde und in den stillen Frauengemächern, die Eroberungen von Festen, Städten und spröden Weiberherzen laut und glorreich besungen. — Zu ihren nächsten Verwandten zählt man Coigny, Breteuil, Sabran, Harcourt, Béarn, Calvière, kurz die ältesten und vornehmsten Häuser des Landes.

(Schluß folgt.)

---

**Leipzig, 16. August.**

### Die Tonkünstler-Versammlung.

(Schluß.)

Wir fühlen um so weniger Beruf uns auf eine Kritik der hier niedergelegten Ansichten einzulassen, auch abgesehen davon, daß die Rede nächstens in der „Neuen Zeitschrift für Musik" abgedruckt wird, als wir es lediglich mit Principienfragen zu thun haben würden. Für den gesunden Menschenverstand, der weder Zeit noch Lust zu speculativen Untersuchungen hat, werden hoffentlich folgende Bemerkungen genügen, um sich ein Urtheil über die Theorie Griepenkerls zu bilden. Dieser Theorie liegt aber folgender Schluß zu Grunde: nur der, welcher Operntexte geschichtlichen Inhalts componirt, ist ein guter Operncomponist: nur Spontini und Meyerbeer haben Operntexte geschichtlichen Inhalts componirt, folglich sind nur sie gute Operncomponisten. Ich aber baue auf dieser Theorie weiter fort und sage: Spontini und Meyerbeer haben den Stoff zu ihren Werken aus der Vergangenheit entlehnt: die wahre Wirklichkeit ist die Gegenwart — und Herr Griepenkerl wird doch die Gegenwart nicht von der Wirklichkeit ausschließen wollen? — folglich ist derjenige der größte Operncomponist, der z. B. unsere socialen Zustände (wir schlagen die Proletarier unmaßgeblich vor) wer unsere politischen Verhältnisse (etwa den preußischen Landtag) componirt. Das Wie der Composition ist ja bei Herrn Griepenkerl gleichgültig: auf den Inhalt des Textes kommt es allein an. Wir bitten Euch aber, Ihr Herren Operndichter, da sich nun einmal auf Euch der Werth oder Unwerth einer Oper reduciren soll, verschont uns mit solchen Wirklichkeits-Opern! Gebt uns statt der Wirklichkeit die ideale Schönheit! Wo ihr aber das Ideal antrefft, ob in der romantischen Zauberwelt des Mittelalters oder in der Wirklichkeit der Geschichte, dies ist uns sehr einerlei. — Schließlich bedarf es wohl kaum der Bemerkung, daß eine Theorie, nach welcher der König der dramatischen Musik, Mozart, — eines Weber, Spohr, Marschner nicht zu gedenken, keinen Platz in der Geschichte findet, nicht die wahre seyn kann.

Den dritten Vortrag hielt Wöltje. Das Thema lautete „über eine neue Theorie der Musik". Von einer speciellen Mittheilung des Inhalts dieses theils aus eigner Erfahrung, theils aus geschichtlichen Studien geschöpften und durch seine humoristische (?) Haltung sehr ergötzlichen Vortrags müssen wir hier um so mehr absehen, als dazu ein specielles Eingehen auf die Elemente der Musik erforderlich seyn würde. Auch konnte der Redner wegen der vorgerückten Zeit zu keinem Abschluß kommen. Die Versammlung begab sich nämlich in die Paulinenkirche, um mit Anhörung der Orgelvorträge der Herren Becker, Sattler, Tschirch, Schaab, Ritter und Schellenberg die festlichen Tage zu beschließen. Die Krone im Orgelspiel reichen wir unbedenklich den Organisten Becker und Ritter, von welchen der erste eine Fuge von Bach, der letzte eine freie Fantasie vortrug. Hier einte sich, wie selten, die größte Virtuosität mit dem entschiedensten Kunstverständniß und der reinsten Begeisterung für ihr Instrument. Es war ein Hochgenuß, welcher uns unvergeßlich bleiben wird. Würdig entsprach den Meistern das schöne, neue Orgelwerk der Paulinenkirche, welches, von dem Orgelbauer Mende erbaut, erst seit kurzem in allen Theilen vollendet worden ist. Schließlich sagen wir noch dem Comite unsern Dank, daß es diese Aufführung zu einer öffentlichen gemacht und öffentlich dazu eingeladen hatte. Die Folge war, daß ein sehr zahlreiches und zu unserer Freude aus allen Ständen gemischtes Publikum sich versammelte, welches der Aufführung große Theilnahme schenkte.

So scheiden wir von der ersten Versammlung mit dem herzlichen Wunsche, daß sich das junge Unternehmen einer schönen Zukunft erfreuen möge! Wir sind weit entfernt, die Mängel, welche dieser Anfang hatte, einzeln aufzuzählen, da sie den Theilnehmern hinlänglich bekannt sind, wir wissen nur zu gut, daß derartige Erscheinungen nicht, wie Pallas Athene, vom Haupt bis zum Fuß gerüstet, in die Welt eintreten und sogleich in das Getreibe der Wirklichkeit eingreifen; allein wir wissen auch, daß diese Versammlung nicht vergeblich war, auch wenn sie nur die Jünger der Tonkunst einander näherte, einen lebhaften Ideenaustausch herbeiführte und anregend, ja begeisternd für die heilige Sache der Tonkunst wirkte. H.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 30. August. (Neu einstudirt) Der Talisman, Posse mit Gesang in 3 Abtheilungen von Nestroy. Musik von A. Müller. (Gastrolle) Feuerfuchs: Herr Nestroy, vom k. k Theater an der Wien.

Dienstag, den 31. August. Der Schauspieldirector, komische Oper in 1 Akt von H. Schneider. Musik von W. A. Mozart. — Hierauf folgt: König René's Tochter, lyrisches Drama in 1 Akt, von H. Hertz.

Mittwoch, den 1. September. (Zum Erstenmal) Der Schützling, Posse mit Gesang in 4 Akten von J. Nestroy. (Gastrolle) Gottlieb Herb: Herr Nestroy. Vom k. k. Theater an der Wien.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 241.** Mittwoch, den 1. September **1847.**


### Eine Hafffahrt von Königsberg nach Pillau.

(Fortsetzung.)

#### Pillau.

Kennst Du die Stadt, umbraust von Sturm und Welle,
Umlagert von der Masten dichtem Wald,
Den Schiffern heißersehnte Zufluchtsstelle,
Dem müden Wandrer froher Aufenthalt?

Zwei Schüsse donnern unsern Mittagsgruß dem freundlichen Pillau zu. Das Städtchen lacht uns einladend entgegen. Der schlanke, blendend weiße Leuchtthurm mit seinen blitzenden Spiegelscheiben und der freien schwebenden Gallerie — die traulich neben einander gruppirten Häuser, geschmückt mit Balconen und niedrigen Linden davor — das alles sieht so einladend freundlich aus, als würde die ganze Stadt, selbst die Bäume nicht ausgenommen, täglich mit Seife gescheuert und geputzt. Selbst die Festung, die links von der Stadt abliegt und gleichsam in die See eintritt, theilt mit ihrem rothen Ziegelmauerwerk und den grünen Wällen den allgemeinen Charakter der Eleganz und Heiterkeit.

Die Ankunft der Dampfschiffe ist für das Städtchen ein regelmäßiges Tagesschauspiel geworden, das so leicht keiner versäumt. Die ganze Einwohnerschaft, die Consuln aller möglichen und unmöglichen Staaten (man dürfte dreist jeden Pillauer „Herr Consul" anreden, ohne einen Verstoß zu machen), die Offiziere der Garnison und was sonst noch zu den Honoratioren gehört, das alles ist am Bollwerke versammelt, als hätten wir, wer weiß wen, am Borde, der festgemäß empfangen werden soll. Auch die Damenwelt Pillau's steht harrend am Ufer, Mädchen mit so glühend erotischen Augen, aus denen zugleich so viel Romantik schmachtet, daß der Capitän unsers Falken dießmal nicht mit Unrecht seinen ans Land steigenden Passagieren dringend in's Gewissen ruft, daß der Falke präcise in 10 Minuten den Hafen verläßt, um auf Elbing loszusteuern. Grausame Despotie der Pünktlichkeit! Der „Königsberger Freimüthige" wollte eie Entdeckung gemacht haben, daß in Pillau nicht nur vor Zeiten das Paradies gewesen, sondern sich noch daselbst befände.

Ich stieg hier ab, um meine Wanderschaft ins Samland zu beginnen, und verweilte zuerst am Hafen, der durch den russischen Damm (den die Russen, als sie Pillau im 7jährigen Kriege inne hatten, zur Sicherheit der Schiffe geschüttet haben) gebildet wird. Dort ist auch der Leuchtthurm, der Ballastplatz und die Schiffswerfte Ein wahrer Mastenwald ragte aus dem Hafen empor von still ankernden, kommenden und abfahrenden Schiffen. Lustig flatterten im lichten Sonnenscheine die bunten Flaggen der verschiedensten Namen. Hier bläht ein frischer Wind die Segel des einen Dreimasters; dort reffen die Matrosen unter fröhlichem Gesange die Segel eines andern Schiffs ein, oder klettern wie die Marder in dem Takelwerke und auf den Mastbäumen umher. Auch auf dem Bollwerke des Seegattes herrscht der lebendigste Verkehr. Schiffe werden beladen und entladen, Pakete und Ballen fortgerollt; Reifschläger, Anker- und Kettenschmiede trieben ihre vulcanische Arbeit. Aber den überraschendsten Anblick gewährte mir das zu meinen Füßen anbrausende, unermeßliche, heilige Meer, das ich hier von meinem lustigen Standpunkte, (am Bollwerke) aus zum ersten Male in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit erblickte. — Wie einst Galilei von einem freudigen Staunen ergriffen ward, als er plötzlich in dämmernder Ferne den Feuerring des Saturn erspähte, so wird auf ähnliche Weise auch jeder Wanderer überrascht, der an das von ihm noch niemals gesehene Meer kommt und dem dann die strahlende Lichtscheibe der Sonne das ungeheure Wasserfeld weithin vor seinen Füßen erleuchtet: es ist eine neue Art von Lichtwelt, die er erblickt. Wohl ist der Himmelssaal mit seinen goldenen Ampeln auch eine erhabene Welt des Lichts; aber sie erscheint dem Auge zu fern und das Ohr vernimmt aus ihr keinen Jubelhymnus, wie ihn das Meer singt. Auch der Edelstein läßt uns in seine Tiefe blicken; aber er ist starr und ohne Bewegung. Nur allein der flüssige Krystall der Erde, das Meer, bewegt sich in ungebundener Freiheit, ja es ist, als ob alle starren Banden der Sichtbarkeit hier los geworden wären und frei durch einander wandelten: Hügel verschwimmen in Thäler, Gestirne, schimmernde Meeresblumen, bunte Muscheln und farbige Fische ziehen durch die heilige Tiefe dahin, und selbst des Menschen verklärtes Angesicht spiegelt die Fluth ab: es ist ihm doch, als sehe er in das aufgeschlagene, tiefe Auge der Schöpfung selbst hinein.

Nach einigen Minuten stummen Staunens nahm ich den merkwürdigen Hafenbau des Seegattes näher in Augenschein, dessen Dossirungen auf beiden Seiten ganz aus Stein angelegt sind. Auch läuft von der gegenüberliegenden Nerungsspitze ein colossaler Damm, aus Granitquadern gemauert, als Steinmole weit in die See hinein, um das dazwischen befindliche Fahrwasser vor Versandung zu schützen. Die Steine dazu wurden aus der verfallenen Balga-Burg herangefahren. Hart am Ufer befindet sich der schlanke Leuchthurm der 1805—1813 für 25,000 Thlr. erbaut worden. Seine Höhe beträgt 100'. Ihn schmückt eine leichte Kuppel, unter welcher die Leuchtfeuer brennen. Nicht weit davon stehen die drei Baaken, die den Einsegelnden die Richtung der Rönne bezeichnen, welche Vorrichtung der schwierigen Einfahrt wegen höchst

nothwendig seyn soll. In dem flachen, nur 1800 breiten Seetief befindet sich nämlich nur eine und noch dazu ungrade Fahrbahn. Obgleich diese durch die Lootsen stets abgepeilt (d. h. untersucht), und dann durch Tonnen bezeichnet wird, so ist es dennoch, namentlich bei hoher See nicht gerathen, allein die Einfahrt zu versuchen. Die Lootsen fahren dann hinaus auf die See, um die fremden Schiffe einzuführen. Die Baaken werden dann so gestellt, daß sie wie eine Linie aussehen; doch müssen die Lootsen sich noch besonders nach den Zeichen der vordersten Baake richten, deren Spitze rechts und links umgelegt werden kann; sie ist mit einer Flagge versehen und heißt deßhalb Flaggenbaake. Dieses Einholen der Schiffe, wie auch das Ausgehen ins Haff, gewährt ein interessantes Schauspiel.

(Schluß folgt.)

---

## * Enslen's Rundgemälde.

Perspectivische Darstellungen von Gegenden und Städten, in ganzen oder halben Umkreisen aufgefaßt, können, wenn sie mit Treue und künstlerischem Streben ausgeführt sind, dem Nichtgereisten einen deutlichen vollständigen Begriff von der dargestellten Örtlichkeit geben, wenn derselbe die Darstellung mit Aufmerksamkeit zu betrachten sich die Zeit nimmt. Dem Gereisten können sie die Rückerinnerung lebhaft auffrischen. Um jedoch eine solche Wirkung hervorzubringen, hat der Panoramen-Maler, außer einem mühevollen Studium, auch in technischer Beziehung mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen, welche nicht nur die gebogene Bildfläche (Perspective in Bogenlinien), sondern vorzüglich auch der Umstand bietet, daß bei einem Umkreis-Gemälde nicht alle Gegenstände in der vortheilhaftesten Beleuchtung stehen, sondern dabei auch die Stellen mitaufgenommen werden müßen, in welchen man Alle Flächen beleuchtet — oder (in der entgegengesetzten Richtung), Alle im Schattenton steht.

Soll die Anschauung möglichst täuschend an die dargestellten Orte versetzen, so muß das Gemälde die climatischen Farbenunterschiede der einzelnen Himmelsstriche versinnlichen, und durch treue Wiedergabe des Charakteristischen in dem mannigfachen Volksleben, (nicht nur die Kleidertrachten — sondern das, dem aufmerksamen Reisenden sich wohlbemerklich machende „Physiognomische" des Straßenlebens jeder Stadt), möglichst auch Blicke in innere und äußere Zustände der Länder und Völker werfen lassen. Eine schwere Aufgabe, welche die Bilder des Herrn Enslen zu erreichen sich bestreben. Daher ward schon bei der Wahl des Standpunkts vorzüglich auf diesen charakteristischen Ausdruck Rücksicht genommen. So zeigt sich:

Berlin von dem gewählten Standpunkt gleich beim ersten Ueberblick als Residenz-Stadt, durch großartige Staats-Bauten für Kunst und Wissenschaft, — mehr für ein Allgemeines, als für Privat- oder industrielle Interessen bestimmt. —

Auch das Straßenleben hat eine geregelte Haltung, die sich nur beim Herannahen des Königs in Grüßen unterbricht. Die imposanten Bauten des Königl. Schlosses, des Doms, Museums und Zeughauses, welche die Anlagen des Lustgartens umschließen, geben dem Gemüth unwillkürlich eine Stimmung von Erhabenheit, die uns den Mangel eines tiefblauen italienischen Himmels vergessen läßt. Sehr verschieden hiervon ist der Eindruck

Münchens. Obgleich auch wie Berlin in einförmiger Ebne erbaut, obgleich auch nur durch den Kunstsinn seiner Herrscher in neuester Zeit mit großartigen Bauten geschmückt, unterbrechen hier ältere Baudenkmale mannigfachen Styls die Regelmäßigkeit, und ein Kranz ferner Gebirge giebt dem Ganzen einen Ausdruck von Großartigkeit, wie dagegen der herrliche „englische Garten" mit den freundlichen Landhäuschen Schönfels und viele grüne Zwischenräume im Innern der Stadt, etwas Idyllisches oder Ländliches. Eben diesen Charakter des Ganzen erkennt man auch im Straßenleben Münchens. Zwischen Hofuniformen und dem Putz eleganter Städter die anmuthigen Trachten des Landvolks mit ihren grünen Hütchen und einfachen Westen, neben der behaglichen Selbstzufriedenheit der Bürger. Ungeachtet all' dieser Mannigfaltigkeit herrscht aber auch hier in Allem der deutsche Ausdruck, der Ausdruck der Biederkeit und Treue. Einen ganz andern Anblick gewährt

Florenz, in dem hier gegebenen Bilde des „großherzoglichen Platzes". Alterthümliche großartige Bauten einer längst entschwundenen stürmischen Zeit blicken ernst herab auf einen Platz, den das heiterste, sorgloseste italienische Volksleben täglich mit seinen unaufhörlichen drolligen Szenen und Gruppen durchwimmelt. Seltsam contrastirt mit diesem kleinen bunten Treiben (welches dem humoristischen Beschauer, wohl auch, wie einige Volksgruppen auf den Münchner Bildern, ein Lächeln abgewinnen wird), die ernste und erhabene Schönheit der diesen Platz umgebenden, hochberühmten kolossalen Bildhauerwerke: es ist Italien mit seinem Ernst und seiner Heiterkeit, welches sich auch in der ganz anders gestalteten majestätischen Meerstadt

Venedig beim ersten Anblick wieder ausspricht. Ein Werk thatkräftigen Gemeingeistes, beharrlichen Willens und gehorchender Eintracht, hat Venedig das ungestüme Meer überwunden und auf seinem unsicher scheinenden Boden sich kühn und fest angebaut, stolz und schön, und nachfolgenden Jahrhunderten staunende Bewunderung abgewinnend. Fehlt es Venedig auch an Raum, das italienische Straßenleben so zu entfalten, so gewährt es dem Reisenden doch durch unendlich viel Ungewöhnliches eine reiche Unterhaltung: von der zierlich und bequem eingerichteten schwarzen Gondel an (die Göthe so treffend mit Wiege und Sarg verglich), bis zum buntbemalten Bau mannigfacher Schiffe, welche hier, mit all' ihren tausendfachen Einzelnheiten zur Augenweide der Seeleute genau und treu dargestellt sind. Hat Venedig alle seine Reize der Kunst zu verdanken, so hat dagegen über

Neapel die Natur ihren Zauber verschwenderisch ausgegossen; die Schönheit dieser Gebirgsformen, dieses Golfes, dieses Himmels genügend auszusprechen, vermöchte die beredtste Lippe nicht, und der geübteste Farbensinn kann nur verzagend die Schönheit des Ganzen zu malen unternehmen. „Vedi Napoli, e poi mori!" (sieh' Neapel und dann stirb!) sagt dort ein Sprichwort, es sollte heißen, „sieh' Neapel, um dich für immer zu freuen!" Es ist die Stadt der Contraste, die überreichste Fruchtbarkeit der „Campagna felice" neben den ödesten starren Lavafeldern; steile, zackige Felsengebirge neben der unabsehbaren Spiegelfläche des Meeres; und damit diesem Neapel auch im Gebiet der Kunst nichts mangele: das interessanteste Museum, die reichhaltigste Aufbewahrung alter schöner Kunst- und Lebensweise, überraschend schön und vollständig geboten in dem wieder aufgefundenen Herkulanum und Pompeji. So hätte denn Neapel wahrlich des Zaubers genug, um den Fremden zu fesseln, wäre sein

tumultuarisches Straßenleben nicht für den längeren Aufenthalt, besonders dem nordischen Reisenden, zu geräuschvoll, weßhalb er sich in dem feierlich ernsten

**Rom**, trotz manches Fremdartigen, dem er auch dort zu begegnen Gelegenheit hat, dem deutschen Vaterlande bedeutend näher fühlt. In der hier gegebenen Halbkreis-Umsicht, erblicken wir einen Theil des modernen Roms; nämlich die unter Pius VII. begonnenen und unter Leo XII. vollendeten neuen Anlagen des sogenannten „Volksplatzes" welcher, am Thore gleichen Namens liegend, die aus dem Norden kommenden Reisenden zuerst empfängt und ihnen gleich beim ersten Blick ein ziemlich vollständiges Bild des römischen Straßenlebens gibt. Schwer bepackte Extra-Posten und Pilger ziehen links zum Thore ein, durch welches eben auch ein Paar Ordensgeistliche von ihrem Spaziergange zurückkehren. Gegenüber öffnet sich die Corso-Straße, und die elegante Welt Roms in ihren Equipagen eilt, um (in Fortsetzung der beliebten „Corso-Fahrt") noch vor Sonnenuntergang auf die aussichtsreiche Höhe des Monte pincio zu gelangen. Zwischen diesem lebhaften und glänzenden Treiben und den bunten Gruppen des römischen Landvolks zieht still und feierlich, paarweise geordnet, eine kleine Schaar schon geistlich gekleideter Zöglinge eines Seminars, mit einem Geistlichen, ihrem Aufseher an der Spitze, und aus der Mitte des Platzes erhebt sich der alte ägyptische Obelisk, welchen Augustus nach der Schlacht bei Actium zum Schmuck seiner Rennbahn nach Rom sandte und den Papst Sixtus V. auf diese Stelle versetzte.

## Tabletten

*** **Ein Hund- und Katzenmetzger in Paris.** Ein Holzhändler in Paris besaß in einer der Vorstädte einen großen Hofraum, der zwar bei Tage als Durchgang für das Publikum diente, bei Nacht aber sorgsam geschlossen war. Er hatte eine große Freude an Hunden und hielt sie in großer Zahl theils zu seinem Vergnügen, theils zur Bewachung seines Hofes. Seit einiger Zeit aber verschwand einer seiner Hunde nach dem andern, ohne daß man sich die Art und Weise erklären konnte, und es blieben ihm endlich nur zwei prächtige Bulldoggen, die er besonders liebte. Vor kurzem bemerkte einer seiner Diener, als er Abends den Hof schloß und die Runde machte, die beiden Hunde todt daliegen; es war leicht zu ersehen, daß sie vergiftet waren. Der Holzhändler beschloß am andern Morgen Wache zu halten, und er sah auch um sechs Uhr Morgens, als der Hof kaum geöffnet war, zwei junge Bursche von etwa 15 Jahren herein kommen, sich nach dem Orte schleichen wo die beiden Hunde lagen, sie auf die Schultern laden und forttragen. Der Holzhändler ließ sie ihren Weg fortsetzen, ging ihnen aber, begleitet von einem seiner Leute nach, und ließ sie nicht aus den Augen; er sah sie in eine Seitenstraße einbiegen, dann anhalten, und an der Thüre eines schlecht aussehenden Hauses pochen. Der Holzhändler eilt vorwärts, kommt an die Thüre, noch ehe man Zeit gehabt sie wieder zu schließen, stößt sie auf, und erblickt ein Schauspiel, das des Pinsels eines Callot würdig wäre. Die beiden Bursche luden ihre Beute in einem schauderhaften Schlachthause ab: da und dort lagen abgestreifte Hund- und Katzenleichen, eine Menge Felle waren an der Decke aufgehängt, was aber das Gemälde vollendete, war die seltsame Ausstaffirung des Herrn dieser seltsamen Wohnung: Die Kleidung dieses Mannes, Weste, Hosen, selbst die Mütze waren ganz aus Hunds- und Katzenfellen gefertigt, und so stand er da mit dem Messer in der Hand, und trieb sein Geschäft auf einem Schlächtertische. Der Holzhändler klagte bei dem Polizeigericht. Ausld.

*** Dr. R. Schmieder, Redacteur der „Abendzeitung" wird nach Hamburg übersiedeln.

*** Früher hat es auch Hofnärrinnen gegeben. Eine der bekanntesten war unter Heinrich IV. eine gewisse Mathurine; die Hofnärrin der Herzogin von Sachsen Weissenfels im Jahre 1722 hieß Kathrin Liese. Auch am Hofe zu Altenburg gab es eine Hofnärrin und die Kaiserin Katharina II. von Rußland hatte deren sogar zwei.

*** Die englische Aristokratie hat Herrn Lumley, Direktor des Queenstheaters, eine prachtvolle Vase aus ciselirtem Silber zum Andenken an seine Direktionsführung im letzten Jahre überreichen lassen.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Paris**, 28. August.

Fräulein Lucy. Graf Sebastiani.

**(Schluß.)**

Graf Sebastiani soll sich weder in Lyon, noch in Genf, noch in Nizza, sondern in Bevey (Schweiz) aufgehalten haben, als die Trauerkunde zu ihm gelangte. Vielleicht hat ihn die Todesbotschaft bei der Lesung einer hiesigen Zeitung, vielleicht durch einen Fremden getroffen. Genug, er soll sich auch hier, wo es sein einziges, vielgeliebtes Kind gilt, männlich wie ein Römer, würdig, Napoleon's Freund und Landsmann zu seyn, und des ihm verliehenen, wohlverdienten Marschallstabes gezeigt haben. Er ist gefaßt und ernst! Heute (den 28.) wird er von seiner Familie gewiß und unwiderruflich hier erwartet. Doch wenn er seine Tochter in der düster erleuchteten Magdalenen-Kapelle, gleich Cäsar, reich mit Wunden bedeckt (deren Anzahl von den Aerzten auf 33 angegeben wurde), sehen und den Namen des Mörders hören wird — wird Sebastiani seine alte Römernatur, seinen weltberühmten Heldenmuth, seinen sprüchwörtlich bekannten Gleichmuth und Soldateska-Ruhm bewahren? Zu seiner Ehre gesprochen, wir zweifeln daran.

Man war auch so grausam, die alte Mutter des Herzogs von der ganzen Thatsache zu benachrichtigen, aber die Alte leugnet es, sie weint und ringt die Hände, und will und kann es nicht glauben, denn „sie kennt ihren Sohn zu gut!"

Wie doch so eine Frevelthat einer langen Kette von Unglück und Elend gleicht, Glied an Glied, ohne Ende, unübersehbar!

Die Töchter der Ermordeten (ich spreche hier in der Mehrzahl) sind sehr krank, die Söhne sind moralisch verwundet, und jetzt wird die älteste, in Piemont an einen steinreichen Edelmann verheirathete Tochter die doppelte Todesbotschaft erfahren, die zweite achtzehnjährige, schön und keusch wie Diana, hat, ein zweiter Telemach, ihren Großvater in Frankreich und Italien gesucht, die Wunde in der Brust, den Pfeil im Herzen!

Und die neun Kinder haben, wie nun legal erwiesen ist, von väter- und mütterlicher Seite ein Vermögen von 15 Millionen und in Bälde von vielen Seiten, von wo aus ihnen das Doppelte zufallen muß, mindestens noch 30 Millionen zu erwarten. So reich und doch so arm, scheinbar so glücklich und doch so über alle Maßen elend!

Zum Schlusse wollen wir, statt den Verbrecher ganz zu verdammen, noch einen wichtigen Punkt, der gewissermaßen die That lindert und sie nicht so schwarz erscheinen läßt, gewissenhaft anführen.

Die Herzogin, eine edle und mit den trefflichsten Eigenschaften reich begabte, an Leib und Seele schöne Frau, hatte den unverzeihlichen Fehler: ihre Eifersucht an den Tag zu legen, ihren Gemahl immer und ewig mit Vorwürfen zu überhäufen, auf Schritt und Tritt zu verfolgen oder nachzuspüren zu lassen, und so wechselte sie in ihrer keine Grenze kennenden Leidenschaft beständig ihre weibliche Dienerschaft, und reizte daher den stolzen Gatten nicht wenig. Auch beging sie die kaum begreifliche Unklugheit, Fräulein Lucy, welche die ganze Familie, besonders die Kinder wegen des einschmeichelnden, sanften Charakters und des lebendigen, vielseitig gebildeten Geistes fast angebetet hatte, plötzlich aus dem Hause zu jagen. Ferner schmähte sie auf ihren untreuen Gemahl bei allen Verwandten und Bekannten, beklagte sich nicht selten bei ihrem Vater, den königlichen Prinzen, der Königin und selbst bei Louis Philipp. Demzufolge wollte sich auch der Herzog zweimal, nach der vollwichtigen Kraft des Gesetzes scheiden lassen, aber die liebende Gattin, die Mutter von vierzehn Kindern war (fünf sind bereits gestorben), konnte sich doch nicht zu diesem Schritte entschließen.

Auch hatte sie den 17. August, wo beide von ihrem Landgute hier ankamen, den Herzog von Neuem mit unerhörten Vorwürfen überhäuft, weil dieser in Begleitung zweier Kinder, welche ihre ehemalige Erzieherin noch immer herzlich lieben, diese besucht und ihr ein Blumenbouquet geschenkt hatte. Auch soll ein Mystère, welches sich nicht so leicht laut erzählen läßt, mit im Spiele gewesen seyn; dazu kam zweifelsohne noch die unbillige Forderung, einen Vertrag zu unterzeichnen, dessen wir bereits im vorletzten Briefe Erwähnung thaten, kurz, die Herzogin trägt gewissermaßen durch ihr nicht zu billigendes, gelinde aesprochen, höchst unkluges Benehmen sicherlich eine große, große Schuld und nicht wenig Verantwortlichkeit für das, was bisher geschehen ist und noch manchem Andern aus ihrer Familie demnächst bevorstehen mag. Old.

---

### Naumburg.

(Schluß)

Konnte das Auge an dem bunten Gemisch der Tausende, welche hier zusammengedrängt waren, sich weiden, so ging doch dem Ohre mancher ihm zugedachte Genuß verloren, da die Oertlichkeit zu einer solcher Aufführung sich weniger eignete und gar manche Anwesende (sogar Mitglieder des Festcomite's) in ihrer Feststimmung vergaßen, daß die Meisten hierher gekommen waren, um die Gesänge der Liedertafeln — und nicht Privatgespräche — zu hören.

Die Aufführung ward mit zwei Strophen des Luther-Chorals „Eine feste Burg ist unser Gott" von dem Chor des Sängerbundes eröffnet; hieran reihte sich ein Vortrag des Gesangvereins zu Apolda „In's Freie", componirt von Stunz, worauf der Sängerbund „Teutonia" von Jul. Otto vortrug. Die Liedertafel zu Weißenfels sang die „Weihe der Lieder" von C. Müller, und der Gesangverein zu Stadt Sulza „das treue Herz" von Rothe, worauf der Sängerbund „die deutsche Treue" von C. L. Böhm sang. Hierauf trug die Liedertafel zu Zeitz „D'rauf und d'ran" von Jul. Otto und der Gesangverein aus Freiburg „Herz will Muth" von Fr. Schneider vor. Hieran reihte sich der Gesang des Bundes „Treue Liebe bis zum Grabe" von F. Kunkel, dem das von den Hallensern meisterhaft vorgetragene „Halt" von C. Zöllner folgte, worauf der Bürgergesangverein aus Weißenfels „Marsch" und der Sängerbund „des Sängers Lied" von J. G. Müller sang. Der Bürgergesangverein aus Merseburg trug hierauf „Wanderlust" von Zöllner und der Bürgerschützen-Gesangverein aus Merseburg das „Trinklied" von F. Abt vor. Der Verein aus Laucha und Mücheln sang das „Waldlied" von Julius und der Sängerbund das „Tscherkessenlied" von Leop. Lenz. Nach dem mit vielem Beifall aufgenommenen „Reiterlied" von Adam, welches die Claudius-Liedertafel vortrug, folgte „Hör' uns Allmächtiger!" componirt von M. v. Weber, gesungen von der Liedertafel aus Merseburg. Den Beschluß machte das von Claudius gut componirte „Schleswig-Holstein" welches mit Instrumentalbegleitung vom ganzen Sängerbunde vorgetragen und mit allgemeinem Beifall aufgenommen ward.

Um 5 Uhr bewegte sich der Festzug (die Sänger je sechs in einem Glied und jeder mit frischem Eichenlaub an der Kopfbedeckung) mit Musik nach der Stadt und durch die wogende Menschenmenge auf den geräumigen Markt, wo „des Deutschen Vaterland" von Arndt gesungen und den gastfreien Naumburgern ein dreimaliges Hoch gebracht wurde. *)

Etwa um 6 Uhr begab sich der Festzug nach der Vogelwiese, wo die Festgenossen in der Festhalle und dem daranstoßenden Gartenlocale zu einem frohen Abschiedsmahle sich vereinigten, welches den Schlußstein des Festgebäudes bildete. Hier wechselten Reden und sinnige Trinksprüche mit Vorträgen einzelner Gesangvereine und manche Flasche Naumburger labte die Kehlen der durstigen Sänger und erfreute ihre Herzen. Viele alten Freunde und Bekannte trafen hier zusammen und manches neue Freundschaftsbündniß ward geschlossen.

Bis spät in die Nacht herrschte Frohsinn und Jubel und in der Festhalle sowohl wie auf einem Saale des Schützenhauses erklangen die Lieder einzelner Fähnlein des Sängerbundes bis die Scheidestunde — für das eine früher, für das andere später — schlug.

Der größte Theil der Festgenossen verließ am andern Tage die Stadt, während andere noch hier weilten, um der nun beginnenden Feier des Mädchenkirschfestes beizuwohnen und auch ohne die von hiesigen Künstlern gefertigte Künstlermedaille, die in den Knopflöchern vieler Festgenossen prangte, werden dieselben gewiß noch lange der schönen Stunden des Naumburger Sängerkrieges im Jahre 1847 froh sich erinnern. K. B.

*) Manche lispelten dabei das Wort „Ironie".

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 31. August. Der Schauspieldirector, komische Oper in 1 Akt von H. Schneider. Musik von W. A. Mozart. — Hierauf folgt: König René's Tochter, lyrisches Drama in 1 Akt, von H. Hertz.

Mittwoch, den 1. September. (Zum Erstenmal) Der Schützling, Posse mit Gesang in 4 Akten von J. Nestroy. (Gastrolle) Gottlieb Herb: Herr Nestroy. Vom k. k. Theater an der Wien.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 242.** Donnerstag, den 2. September **1847.**


## Eine Hafffahrt von Königsberg nach Pillau.

(Schluß.)

Obgleich Pillau einen ächt seemännischen Anstrich hat, zeigt es dennoch nur wenig den Charakter einer Handelsstadt. Es ist kein Stapelplatz und besitzt nicht jene seltsam öden Speicherreviere, wie Danzig, Königsberg und selbst Elbing; es ist nur der Schlüssel zum Hafen von Königsberg, nur dessen Abrechnungs- und Clairirungscomptoir. Doch enthält es eine tüchtige Navigationsschule mit einer kleinen Sternwarte und könnte von Bedeutung werden, bekäme Preußen eine Flotte. Auch ist die Stadt kaum 200 Jahre alt. Früher war hier nichts zu finden, als ein kleines hölzernes Lootsenhaus und die Pfundbude zur Erhebung des Seezolles. Als Gustav Adolph hier 1626 landete, ließ er ein neues Blockhaus bauen, umgab es mit Schanzen und Baracken für die Besatzung und legte so den Grund zu einer Festung. Die Fischer aber, welche neben dem Lager ihre Hütten aufschlugen, um ihre Fische leichter bei den Soldaten abzusetzen, wurden die Gründer der Stadt. Der große Kurfürst faßte den Plan zur Befestigung ernstlicher auf und machte Pillau in den 1670er Jahren sogar zum Mittelpunkt seiner großartigen Handlungsprojecte. Er ließ durch einen holländischen Kaufmann, Raula, eine Flotte von 3 Fregatten und 10 kleinen Kriegsschiffen daselbst zusammenbringen; es wurden Kauffahrteischiffe gekauft und man fing an, directe Verbindungen mit Indien anzuknüpfen; ja, man setzte sich in Besitz eines Landstrichs an der Küste von Guinea und ließ von dort Goldsand einführen und daraus Dukaten prägen. Indeß kam der Regierung jedes einzelne Stück auf 2 Dukaten zu stehen und Friedrich Wilhelm I. verkaufte deßhalb seine überseeischen Provinzen an Holland für 7200 Dukaten und 12 Neger.

Eine hübsche Zierde Pillaus ist die Plantage, die mittelst schattiger Laubgänge als ein kleiner Berliner Thiergarten das Dorf Alt-Pillau mit der Stadt verbindet. Während auf der einen Seite, als eine Oase in einer großen Sandwüste, blühende Gärten sich aneinander reihen, eröffnet sich nach der andern zu die lachende Aussicht über das Haff hin, welches durch seine reizenden Uferansichten interessant und durch die Masse der vorübersegelnden Schiffe stets neu belebt wird.

Auch der Gang längs dem Strande nach dem Badeplatze war noch vor Kurzem äußerst trostlos. Jetzt ist dieser öde Landstrich mit Gartenerde bedeckt, erfreulich grünend, und wird um so mehr von Badegästen benutzt, als Pillau ein recht geselliger und überdieß billiger Ort ist, und das Meerwasser hier den reinsten Salzgehalt hat.

Pillau hat seinen Namen von Pilot, und ist berühmt durch seinen Störfang, weßhalb sich auch eine Störbude daselbst befand, welche zu Zeiten 1000 Thlr., später jedoch nur 400 Thlr. einbrachte und gegenwärtig nicht mehr Statt findet. Dieses Störfangs wegen erhielt die Stadt auch einen gekrönten, schwimmenden Stör zum Stadtwappen. Aus dem Rogen des Fisches bereitet man hier den Pillauer Caviar, der dem russischen freilich nicht gleichkommt, mir jedoch ganz gut mundete. Desto delicater waren die Steinbutten und der geräucherte Lachs, den ich Mittags verspeiste. Eine Seestadt hat so manches Angenehme, Delicate und Apparte.

Vielen Spaß erregte während meiner Anwesenheit in Pillau die Ankunft eines neuen kleinen, und ich möchte sagen, Petitdampfschiffes, welches den bescheidenen Namen „das Gänschen" führt, und durch denselben schon anzudeuten schien, daß es in Betreff seiner Tragkraft und Schnelligkeit weder mit dem „Falken" noch mit der „Schwalbe" wetteifern wolle. Dasselbe gehörte einem Elbinger Kaufmanne, der es zu einer Wasserverbindung zwischen Elbing und Braunberg in Mehlgeschäften bestimmt hat. Das kleine Ding stammte aus Schweden her und hatte eben durch die von Stettin hierher zurückgelegte Seereise seine Schwimmtüchtigkeit genugsam bewährt, weßwegen es denn mit lautem Jubel begrüßt wurde.

In meinem Logis „zum englischen Hause" ging's ächt seemännisch zu. Eine Gruppe Schiffscapitäne hatte das Billard für den Tag über in Beschlag genommen, und parirte aus langer Weile, die Partie eine Flasche Porter und einen holländischen Ducaten rechnend. Es standen gewiß einige vierzig ausgetrunkene Flaschen auf dem Tische. Dabei sahen die freien Söhne des Meeres mit einer fast mitleidigen Geringschätzung auf uns Landkrabben herab. Ich begriff sie.

Interessant war für mich folgende Anecdote, die ich hier erfuhr. In Pillau lebt eine alte, hochgeachtete Frau, die ihr Leben in einem gebrechlichen Boote verbringt und die stürmischen Wogen der Ostsee und des Haffs nach allen Richtungen durchschneidet. Sie gilt als Schutzengel des Hafens. Die Fischerkinder küssen ihr den Saum des groben Kleides, wenn sie am Strande erscheint, und in der Stadt nehmen alle Seemänner vor ihr den Hut ab und drücken ihr freundlich die Hand. Wenn das Dunkel der Nacht sich auf die Fluthen senkt und alle Böte ans Gestade zurückkehren, dann gleitet noch ihre Barke über die nebeligen Wogen, auf welchen die Alte sich umschaut, ob nicht irgendwo ein Unglücklicher noch zu retten ist. Sie ist eine Frau von männlich kräftigem Aeußeren, in grober Kleidung, hat durchaus nichts Poetisches an sich, aber aus ihren graublauen Augen spricht eine tiefe Menschenliebe. Die ganze Strandgegend des Samlandes erzählt wettei-

fernd die zahllose Beispiele, in denen jenes Schifferweib mit unglaublichem Muthe Verunglückte den Wogen entrissen und gerettet hat. Sie selbst entzieht sich jedem Danke und scheint keine andere Freude zu kennen, als bei Sturm und Nacht in ihrem gebrechlichen Kahne über die schäumenden Wogen zu rudern und nach Verunglückten sich umzusehen.

Mit Sonnenuntergang bestieg ich die schwebende Gallerie des schlanken Leuchtthurmes und genoß eine Aussicht, wie sie mir so unvergleichlich schön auf der ganzen Reise nicht wieder vorgekommen. Unter mir lag das nette, freundliche Städtchen mit dem Hafen voll Masten, vom Strahle des Abends matt vergoldet, dahinter das offene, schäumende Meer, vom Abschiedskusse der sinkenden Sonne wie durchglüht, links der zwischen Haff und Meer hingeschüttete Landstreifen der Nerung, leicht wie ein Schneegebirge über das Wasser hingegossen, daneben die Steinmöle und das Fahrwasser und rechts von demselben die stattliche Festung mit der Kirche in der Mitte, mehr im Hintergrunde Samlands Höhenzüge mit dem Kapornischen Forst und Fischhausen am Haffufer, ganz in der Ferne Königsbergs Kirchthürme; vor mir im Osten aber zitterten die hüpfenden Wellen des Haffs in lichten Goldfunken und vom hohen Ufergestade drüben lachte in fast durchsichtigem Glanze Natargens üppiges Gelände entgegen: waldgekrönte Hügel, auf deren Höhe Balga und der Dom von Frauenburg und an deren Fuße zahlreiche Dörfer, Häuser und Hütten gelagert sind, dazwischen tiefgrüne Triften, dunkle Thalschluchten, goldene Getreidefelder, und darüber schwamm ein rothes Gewölk wunderlieblich sich im Wasserspiegel abmalend; je weiter ich zur fernen Küste hinüberblickte, desto tiefer rollte sich, wie ein großes, offenes Panorama, die bunte Uferlandschaft immer neu vor meinen Blicken auf, bis sie zuletzt in violettem Nebel der Elbinger Höhen verschwamm. Sah ich dann zurück nach der öden sandigen Nerung und wieder hin auf das liebliche Haffufer im Osten, so schien mir etwas wahrhaft Uebermüthiges in dieser üppigen Uferlandschaft zu liegen, wie triumphirend schaute sie von jenseit herüber zu der dürren Sandsteppe, dem trüben Bilde gedrückter Dürftigkeit.

Wenn diese Aussicht vom Pillauer Leuchtthurme und die Uferlandschaft des frischen Haffes noch nie von Dichtern besungen, ja kaum noch in öffentlichen Blättern erwähnt worden, so fühlt man sich beinahe versucht, den Grundsatz hier anzuwenden, daß diejenige Frau die beste ist, von welcher am wenigsten gesprochen wird; denn Pillau mit seiner malerischen Einfassung dürfte wohl mancher gepriesenen Schwester den Rang ablaufen.

---

## [†] Das große Liederfest des Thüringer Sängerbundes zu Eisenach.

**Von Adolf Bube.**

### Erster Abschnitt.

Der Thüringer Sängerbund, der im Jahre 1842 durch die Bemühungen des Regierungssecretairs Breidenstein und des Musikdirectors Ketschau zu Erfurt in's Leben trat, seine festere Begründung aber am 14 Januar 1843 zu Gotha erhielt, hat seitdem jährlich ein großartiges Liederfest gefeiert, 1843 zu Molsdorf, 1844 und 1845 zu Gotha, 1846 zu Arnstadt und nun am 23. und 24. August zu Eisenach. Letzteres hat alle diese frühern Liederfeste, wie begeisterungsvoll sie auch gewesen seyn mögen, übertroffen. Da eine vollständige Schilderung desselben aus gewandter Feder in Aussicht steht, so beschränken wir uns hier darauf, nur einige Züge davon zu entwerfen.

Es ist Sonntag, der 22. August d. J. Wir langen zu Mittag mit den Mitgliedern der Liedertafeln von Gotha, Erfurt, Weimar, Jena und vielen andern Festbesuchern in einem langen Wagenzuge auf dem Bahnhofe vor dem Nicolaithore Eisenachs an. Kanonendonner, Musik und Festmarschälle in stattlichem Schmucke empfangen uns. Auf dem Bahnhofe umdrängt uns dichtes Menschengewühl. Die Mitglieder der Liedertafeln ordnen sich zum Zuge und werden von Festmarschällen geleitet. Ihre Fahnen flattern und rauschen in der Luft. Sie ziehen durch das festlich geschmückte, alte Nicolaithor in die Stadt hinein. Hier wiegen sich Blumenschnüre und Blättergehänge über den Straßen, Kränze und Guirlanden, Draperien von Tuch prangen an den Häusern. Besonders schön ist das städtische Rathhaus geschmückt. Dort werden die Ankommenden von dem versammelten Festausschuß auf's neue begrüßt, während das Musikchor des Stadtmusikdirectors Rose in den Jubel des Volkes einstimmt. Alle erhalten Wohnungsanweisungen, die den überaus gastfreundlichen Bewohnern Eisenachs ihre Gäste zuführen.

Gegen Abend begeben wir uns in die Clemda, einem Gesellschaftslokale, das mit seinem geräumigen und freundlichen Garten auch einer größern Stadt zur Ehre gereichen würde. Eine herrliche Concertmusik, von dem Musikchore des achten Kürassierregiments aus Langensalza ausgeführt, tönt uns entgegen. Eine bunte Menschenmenge hat die Sitze vor dem Gesellschaftshause eingenommen und bewegt sich auf den Pfaden des Gartens. Einzelne Liedertafeln stimmen Gesänge an. Beim Einbruch der Nacht wird der Garten durch Lampen und Pechpfannen erleuchtet. Sie flammen bis nach Mitternacht, wo sich die Menge allmählig zur Ruhe begiebt.

Der Morgen des 23. Augusts, des ersten Festtags, ist angebrochen. Fortwährend ziehen Sangesbrüder, bisweilen auf Wagen, mit flatternden Fahnen in die Stadt ein, den harrenden Genossen zu. Zwischen 7 und 8 Uhr versammelt Trompetenruf die Sänger im Clemdagarten. Sie empfangen ihre Decorationen und ordnen sich zu vier und vier Mann mit ihren Fahnen und Feldmarschällen in derjenigen Reihenfolge, die das Loos bestimmt hat. Jetzt erscheint die prächtige Bundesfahne mit dem Thüringer Löwen und wird mit tausendstimmigem Jubel begrüßt. Sie flattert dem Zuge voran, während das kunstgeübte Musikchor des 32ten Infanterieregiments zu Erfurt unter Leitung des Musikdirectors Golde aufspielt. Die übrigen Musikchöre sind in die Reihen des Zugs vertheilt. Der Bundesfahne zunächst folgen die Festordner, darunter der Pfarrer Heinrich Schwerdt von Neukirchen, ferner die Ehrengäste, Ehrenmitglieder und Sprecher des Sängerbundes, unter ihnen die gefeierten Dichter und Componisten: Ludwig Bechstein, Dr. Dennhardt, Ludwig Köhler, Ludwig Storch, von Chelard, A. Methfessel, Spohr, K. G. Reissiger, Friedrich Schneider, A. Zöllner u. a. Der unübersehbare Zug mit seinen flatternden Fahnen besteht aus 28 Männergesang-Vereinen und 1400 Mitgliedern.

Von dichter Menschenmenge jubelnd umdrängt langt er auf dem Marktplatze an und ordnet sich dort in einem weiten Halbkreise nach dem Fürstenhause zu, an dessen Fenstern die hohen Häupter des Großherzoglich-Weimarischen Fürstenhauses mit ihren fürstlichen Gästen sich zeigen. Von allen Lippen ertönt der Morgengruß von Heinrich Schwerdt,

den Friedrich Mendelssohn-Bartholdy meisterhaft componirt hat. Sodann besteigt Professor Dr. Dennhardt aus Erfurt die Rednerbühne und weiht dem Großherzoglichen Hause und der Gastfreundlichkeit der Eisenacher Bürger Worte der Verehrung, des Dankes und der Anerkennung. Als er geendet, schreitet aus dem Rathhause eine Schaar weißgekleideter Jungfrauen heraus und vertheilt frischgrüne Eichenzweige unter die jauchzenden Sänger, die ihre Hüte damit schmücken. Unter Absingung des Liedes von Stunz: „Auf, ihr Brüder, laßt uns wallen" setzt sich der Sängerzug in Bewegung. Vor dem Frauenthore, da, wo die Wartburg zuerst auf ihn herniederblickt, begrüßt er unter tausendstimmigem Jubelruf die ehrwürdige Veste mit Schwenken der Fahnen und Hüte. Der Weg in's Marienthal, dem die Natur ihre schönsten Reize verliehen hat, ist bald zurückgelegt. Die Berge mit ihren prächtigen Waldpartien und mächtigen Felsenzacken sind mit Wimpeln, Zelten und Menschengruppen geschmückt. Auf dem höchsten Felsenhaupte flattert eine Riesenflagge. Alle im Thale für das Fest getroffene Einrichtungen und Anordnungen sind eben so geschmackvoll, als zweckmäßig. Die großartige Sängertribune steht unmittelbar vor dem kleinen Bache, welcher das Thal durchrieselt. Zu beiden Seiten der Sperrsitze erheben sich Pavillons, in deren einem die Großherzoglich-Weimarische Fürstenfamilie mit dem Herzoge von Meiningen und andern hohen Gästen Platz nimmt.

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

✝ Frankfurt, 31. August. Einer der vorzüglichsten Magiker unserer Zeit ist hier eingetroffen. Herr Robin von Paris befindet sich an der Spitze der Künstler, welche durch ihre erstaunliche Fingergewandtheit alle Zaubereien des Alterthums und der spätern Jahrhunderte weit übertreffen. Ihn einen Nebenbuhler Döhler's, Winter's und anderer diesen gleichstehenden Prestidigitatoren zu nennen, wäre ungeeignet, denn er übertrifft nicht allein ihre seltensten Stücke in Gewandtheit und Grazie, er ist auch neu in dem meisten, was er bietet, er ist Erfinder in seinem Fach, und das Bekannte erwächst unter seinen Händen zu einer Vollkommenheit, die man unübertrefflich nennen kann. Die Vorstellungen des Herrn Robin werden demnächst beginnen; es soll Bericht darüber abgestattet werden.

*** Stockholm, 20. Aug. (A. Z.) Einer der größten und wohl der liebenswürdigste unter den schwedischen Dichtern, Franz Michael Franzén, ist am 15. d. zu Hernösand gestorben. Er war im Jahr 1772 zu Uleaborg in Finnland geboren, wurde schon 1789 bei der Universität von Abo zum Doctor der Philosophie promovirt, 1798 Professor der Literärgeschichte, 1808 Mitglied der schwedischen Akademie, seit 1794 Herausgeber der einst sehr berühmten Abo-Zeitung. Bei der Abtretung Finnlands zog er (im Jahr 1810) nach Schweden und erhielt hier sogleich die einträgliche Pfarrei von Kumla. Von da an widmete er sich mit unermüdetem Eifer dem Dienst der Kirche, vernachlässigte aber nicht seine literarische Wirksamkeit und schrieb seit 32 Jahren alle die Ehrengedächtnisse berühmter schwedischer Männer, welche an den jährlichen Festtagen der schwedischen Akademie öffentlich verlesen wurden. Die Dichtkunst liebte und trieb er sein ganzes Leben hindurch; noch in seinem hohen Alter verfaßte er die schönsten lieblichsten Gedichte. Im Jahr 1831 wurde er zum Bischof von Hernösand ernannt, welchem ausgedehnten, von religiösen Streitigkeiten erschütterten Stifte er bis zu seinem Tode vorstand. Seine Predigten waren, wie er selbst, von ächt christlicher Milde und Frömmigkeit, und Tegnér sagte einmal, daß die Engel, falls sie zur Erde niederstiegen, um zu predigen, es gleich Franzén thun würden.

*** Die Statue Byron's von Thorwaldsen, die so lange in den Gewölben eines Londoner Zollhauses lag, ist nun endlich in der Bibliothek des Trinity-Kollegiums in Cambridge aufgestellt worden. Byron ist in kontemplativer Haltung dargestellt. Sein Blick scheint sich in die Zukunft zu versenken oder den poetischen Launen seiner Phantasie zu folgen.

*** Stipendien für Schauspieler. Solche soll der König von Preußen in Folge einer Unterredung Alexander von Humbold's mit Professor Böttcher für junge hoffnungsvolle Schauspieler und Schauspielerinnen bestimmt haben. Auf die Wanderbühnen wird hier vorzüglich Rücksicht genommen werden, indem eine Commission, zu deren Mitglied der königl. Hofschauspieler Ludwig Schneider bereits vorgeschlagen ist, jährlich eine Reise zur Prüfung derselben unternehmen wird. Manches Talent, das im Schlamme des Dorfkomödiantenlebens hätte verkümmern müssen, wird auf diese Art der Kunst geschenkt, Mancher, der diese nur für reinen Broderwerb gehalten, durch Ehrgeiz zum Studium und Fleiß angespornt werden.

## Korrespondenz-Nachrichten.

Zürich, im August.

Politisches. Fremdenzug. Eisenbahn. Der Mnemotechniker Pick.

Die Augen von halb Europa sind im Momente auf die Schweiz gerichtet, wo die langgenährte Zwietracht zwischen den großen Kantonen und der Urschweiz, zwischen der liberalen und der ultramontanen Partei in lober Gluth auszubrechen droht. Von der Ferne betrachtet, erscheinen diese unglückseligen Verhältnisse natürlich in noch grellerem Lichte und in vergrößerter Gestalt. Man lies't in den öffentlichen Blättern von den mächtigen Rüstungen, welche hüben und drüben unternommen würden und g'aubt hier schon Alles in offener Fehde. Der Fremde wird indeß bei einem kürzeren Aufenthalt nur wenig hiervon verspüren, nimmt er nicht etwa eines jener fünfundsiebenzig löschpapiernen Tageblätter und Blättchen zur Hand, welche der Schauplatz der gegenseitigen Intriguen und der oft gar unbehülflich rohen Klopffechtereien sind. Im Uebrigen sieht der Reisende, wie gesagt, wenig von jenen Wirren, welche Europa's letzte Republik zerreißen, zumal in den Hotels, und so kehren die Meisten aus der Schweiz heim, ohne einen Begriff von dem politischen Zustande des Landes mitzunehmen. Trotzdem haben diese Wirren einigen Einfluß auf den Fremdenzug, namentlich klagen die Gasthofbesitzer, daß die Söhne Old-Englands mit ihren blauverschleierten Ladies und gespickten Börsen diesen Sommer in weit kleinerer Anzahl als gewöhnlich nach den Alpen ziehen. Desto mehr wird jedoch die Schweiz seit Herstellung der badischen Eisenbahn von deutschen Touristen besucht; besonders seit einigen Wochen, seitdem die Witterung sich etwas günstiger gestaltet, sehen wir unsere Landsleute häufiger hier durchkommen, um in das Fremden-

buch des Rigi ihre Namen einzuschreiben, mit blauen Brillen und langen Stöcken bewaffnet die Berner Alpen zu besteigen oder zu Interlacken und in dem Leucker Bade sich auf einige Wochen von den Winterstrapatzen zu erholen. Da kommen die Heidelberger Studenten, die sächsischen und preußischen Hofräthe u. a. mit ihren Frauen und Töchtern rc.

Im Allgemeinen ist die politische Stimmung hier in Zürich ziemlich gemäßigt. Wie drohend und ernst sich auch die Verhältnisse gestalten, wie sehr die Kluft zwischen den Parteien sich vergrößert, so daß eine friedliche Ausgleichung kaum denkbar, scheint man doch einen Bürgerkrieg nicht zu erwarten. Wenigstens glaubt man, die Sonderbundskantone würden nachgeben, dem Tagsatzungsbeschlusse sich unterwerfend, sobald Truppen der übrigen Eidgenossenschaft an ihre Grenze rücken und zählt auf die allerdings bedeutende Uebermacht der antisonderbündischen Partei, sowie auf den Umstand, daß sich auch eine nicht unerhebliche Zahl „Schwarzer" in den Mauern von Luzern, ja selbst in einigen der kleinen Kantone befindet, im Stillen der Erlösung von einem drückenden Joch harrend. Und sollte es zu einem Zusammenstoße kommen, so wird dieser schwerlich stattfinden, bevor die Ernte eingethan ist; dann wird man eben die Urschweizer in ihren Bergen aushungern, indem man sich damit begnügt, Luzern zu nehmen. So ungefähr lautet die politische Ansicht der hiesigen Bevölkerung; ob dieselbe eine kurzsichtige genannt werden muß, wage ich nicht zu beurtheilen. Jedenfalls ist es nicht zu leugnen, daß die Sonderbundskantone sich ernstlich rüsten. Nicht nur, daß die „Zeitung für die katholische Schweiz" in jeder ihrer Nummern zum „Wachen und Beten" ermahnt; man wirft allenthalben Schanzen auf, übt die Truppen ein und ich selbst hörte bei meiner Anwesenheit in Luzern den ganzen Tag Böller und Büchsen knallen.

In Bern, wo es Augenblicks in allen Köpfen gährt, mag die Stimmung freilich aufgeregter und mehr erbittert seyn, als in dem bedächtigen Zürich, allein ich möchte hier an einen sehr treffenden Ausspruch erinnern, welchen man in den „Politischen Briefen über die Schweiz von C. Junius" — ein Pseudonym, unter dem Julius Fröbel schreibt — findet. Dieser lautet: „Der Schweizer Liberale thut grimmiger als er ist; man erschöpft alle Mittel, auf unschädliche Weise zu imponiren."

Die seit Kurzem eröffnete Eisenbahn von hier nach dem nahen Kurorte Baden wird ziemlich stark befahren. Sie hat bereits ihr Opfer gefordert; gleich am zweiten Tage verunglückte ein Conducteur durch Unvorsicht. Keinenfalls wird sich die Bahn rentiren können, bevor man die Strecke von Basel nach Zürich befährt. Die Vollendung dieser Bahn, welche für Zürich gewiß von unabsehbarer Wichtigkeit ist, soll jedoch noch ziemlich ferne stehen.

Einiges Aufsehen erregt hier der Mnemotechniker Pick, der vor einem zahlreichen Auditorium, aus Herren und Damen bestehend, Vorlesungen über Gedächtnißkunst hält. Herr Pick, ein Slawe, hat in den Städten, wo er bis jetzt seinen Cursus eröffnet, besonders in den Nachbarstädten Basel und Bern Beifall gefunden; viele Stimmen haben sich über die praktische Anwendbarkeit seines Verfahrens und über den pädagogischen Nutzen desselben günstig vernehmen lassen. In der That sind die Proben seiner eigenen Gedächtnißfertigkeit, welche er bis jetzt abgelegt, staunenswerth. Sobald die Vorlesungen beendigt, werde ich Ihnen ein Näheres über diese interessante „Kunst" oder wie wir es nennen sollen — berichten.

J. W. A—r.

---

München, 28. August.

Wenn auch durchschnittlich der Sommer uns eines Theils unserer Einwohnerschaft durch Badereisen und Landaufenthalte, durch Ferien der Studierenden und Ausflüge der Künstler beraubt, so werden wir andern Theils durch die Massen von Fremden entschädigt, die derzeit unsere Straßen, Museen, Gallerien und öffentlichen Plätze durchziehen — an Sprache und Kleidung, Benehmen und der unverholen ausgesprochenen Verwunderung jedem Einheimischen auf den ersten Blick kenntlich. — An Gerüchten fehlt es, wo so viel Neues in so kurzer Zeit entkeimt und gewurzelt, auch nicht, zudem da wir für den Monat September die Einberufung eines wenn auch kurzen Landtages zu gewärtigen haben. So hat das Interesse an der Politik das an der Kunst in Etwas verdrängt, und unsers Schwanthaler's Aufenthalt in Gräfenberg, Kaulbach's Verweilen in Berlin machen sich hier merklich fühlbar.

Die Stelle eines Directors unserer Akademie ist zur Zeit noch unbesetzt, und man spricht viel von Schwanthaler's Ernennung dazu. — Mit unserm neuen Bahnhof geht's rasch vorwärts und man hört viel Rühmens davon. — Auch unser Hoftheater hat ein ziemlich reges Leben in letzter Zeit entwickelt, wozu Grunert's Gastspiel und das dadurch herbeigeführte gewähltere Repertoir viel beitrug. Wenn dieser ausgezeichnete Künstler auch nicht unbedingt, wie etwa Eßlair und Seydelmann, Jedermann ansprach, so erfreute er sich doch der ungewöhnlichsten Theilnahme und fand den vollsten Beifall für seine meisterhaften Gebilde. Seine Triumphe theilte unsere erste Schauspielerin par excellence, die Jahn, die jedesmal mit dem geehrten Gaste unzählige Male gerufen, erschien, und mit ungeschwächter Kraft, voll Fantasie und edler Grazie die schwersten Aufgaben ihres Faches mit höchster Vollendung löste. Auch an Completirung wird bei unserm Schauspiel gedacht, und ein jugendlicher Liebhaber, der nach beifällig aufgenommenem Gastspiel acquirirt worden, fiel vor einigen Tagen bei seiner Antrittsrolle in den „Memoiren des Satans" als Robin so halb und halb durch. Da er ein Schützling der hiesigen Kritik ist, so wird sie schon nächstens besser dafür sorgen, daß dergleichen nimmer passirt. Braucht man sich hier doch blos ihr, der feilen Vertreterin der Mittelmäßigkeit, der unbedingten Lobrednerin Aller, die es nicht verschmähen, sich mit ihr gemein zu machen, in die Arme zu werfen, um von ihr und einer wohlorganisirten Clique, die am Busen einer seit etwa sechs Jahren hier anwesenden Schauspielerin genährt und großgezogen worden, gehätschelt und geschützt zu werden. Die Oper brachte uns hintereinander drei Opern von Halevy, die nächstfolgende wird „Linda" von Donizetti seyn. — Arme deutsche Musik! — Armer Lachner! — Nächstens mehr.

Dr. M.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 1. September. (Zum Erstenmal) Der Schützling, Posse mit Gesang in 4 Akten von J. Nestroy. (Gastrolle) Gottlieb Herb: Herr Nestroy, vom k. k. Theater an der Wien. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, 2. September. Undine, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzgl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 243.** Freitag, den 3. September **1847.**

### [:] Ein edler Zug.

Mitgetheilt von Dr. Old.

Ein Diener tritt ein, und übergibt einem Manne mit tiefernster Miene, der an seinem Schreibtische seit 5 Uhr des Morgens ununterbrochen fortarbeitet, einen Brief folgenden Inhalts:

„Gleich dem lieben Gotte, dessen würdigster Diener Sie sind, besitzen Sie ein Herz, das für die Unglücklichen stets ein unerschöpflicher Born der Mildthätigkeit ist. Und deßhalb wendet sich an Sie ein armes, bedauernswerthes Geschöpf. Jung und ohne Erfahrung, wie ich bin, gab ich vor fünf Monaten Worten Gehör, denen ich nie hätte Glauben schenken sollen, aber der Mund, der sie ausgesprochen, war so schön, die Stimme so süß und verführerisch. Eines Abends verließ ich Neapel, meine Vaterstadt, welche ich leider nie mehr wiedersehen werde. Meine Mutter hat mir sicherlich geflucht, als sie des Morgens ihres einzigen Kindes Schlafstätte leer fand. Ich komme, den lieben Gott und dessen würdigsten Vertreter auf Erden um Gnade anzuflehen. Ich wünschte, mein schuldvolles Leben in einem Kloster in Buße enden zu dürfen. Wie die reuige Magdalena, will ich weinen und das Geschehene tief bereuen." „Giulietta."

Der Brief trug sichtbare Spuren der Thränen, welche während des Schreibens auf denselben gefallen waren. Der Priester winkte dem Diener, und bald hierauf trat, in einen dichten Schleier gehüllt, die Neapolitanerin zitternd vor ihn hin.

„Fürchtet nichts, meine Tochter," sprach mit wohlwollendem Tone der Diener des Herrn, „nicht ein Richter, Euer zweiter Vater vielmehr hat Euch rufen lassen; wenn Ihr ernstlich Reue über das Geschehene empfindet, will er Euch freudig vergeben. Lüftet den Schleier!"

Die Neapolitanerin gehorchte. Troß der Thränen und des auf dem Antlitze klar ausgeprägten Seelenschmerzes erschien sie schön und durch die Reue verklärt.

Sie erzählte nun bebend ihre Geschichte: es war die aller jungen Mädchen, welche auf Kosten der Pflicht und der Vernunft blos der Stimme des Herzens horchen, und ihr ganzes Daseyn der Laune eines vergänglichen Wunsches, dem Traume einer allzulebendigen, leidenschaftlichen Einbildungskraft opfern.

Die Sünde, die sie begangen, war groß und unverbesserlich, aber ernste Reue lindert sie. Der Mann mit dem geprüften Scharfblick erkannte, sobald ihm das Uebel im wahren Lichte erschienen war, auch die ganze Tiefe desselben. Der Jüngling, welcher das unglückliche Mädchen entführt hatte, war, obgleich nicht unschuldig, doch auch nicht so verdammenswerth, denn er gehörte einer armen vornehmen Familie an, welche, wie überhaupt der ganze neapolitanische Adel, sich des Vorurtheiles einer Messaliance nicht entäußern konnte und daher die Verbindung eines Edelmannes mit einer schlichten Bürgerstochter, welche wohl Tugend und ein bedeutendes Vermögen, aber leider! keinen Titel und kein Prädicat aufzuweisen hatte, nimmermehr zugeben wollte.

„Wo wohnet Ihr, meine Tochter?" fragte mit lebhafter Theilnahme der Priester.

„Hier in der Nähe, auf dem Corso."

„Allein?"

„Nein, ich bin nicht allein," erwiederte das Mädchen verschämt.

Da fügte der Kluge, welcher das „Nein" wohl begriffen hatte, rasch hinzu: „Ihr liebt ihn?"

„Vielleicht weniger wie Gott, aber gewiß mehr wie mich selber."

„Und Ihr habt Vertrauen zu mir?"

„So viel als zu meiner eignen Mutter."

„Wohlan, Ihr werdet nicht auf den Corso zurückkehren, man wird Euch jetzt in ein Kloster führen, weinet und betet zu Gott, daß er Euch Eure Sünde vergebe, denn Gott ist allgnädig und verzeiht allen, die es da aufrichtig mit sich und ihm meinen."

„Und Sie, mein Vater?"

„Ich bin nur ein Mensch, und beurtheile Euch auch als solcher. Ich habe Euch vergeben."

Des Abends trat das Mädchen ruhig und sich dem obern Willen gehorsam ergebend, in ein Kloster.

Noch spät in der Nacht pochte Jemand an ein kleines Thor eines Eckhauses, welches auf dem großen, um diese Zeit ganz geräuschlosen Corso stand. Derselbe, dicht in einen alten, tuchenen Mantel gehüllt, trat ein und fragte, ob hier Signor Giuseppe wohne.

Ein schöner, hochgewachsener junger Mann, mit einem würdevollen, interessanten Aeußern, der sein Wappenschild in Antlitz, Sprache und Haltung ausgeprägt trug, kam dem Priester voll Achtung entgegen.

„Ihr nennt Euch Giuseppe?" fragte dieser in einem halbbefremdenden Tone.

„Ja, mein Vater."

„Liebet Ihr Giuletten?"

„Sie ist mein Abgott."

„Ihr glaubt doch nicht an mehrere Götter?" meinte in einem ernst-verweisenden Tone der Priester.

„Ich schwöre es Euch, ich liebe sie für alle Ewigkeiten!"

„Und Ihr fühlet in Euch die Kraft, sie glücklich zu machen?"

„Ja, und wenn es mein Leben kosten sollte."

„Kommen diese Worte aus dem Grunde des Herzens?"

Und der Jüngling erhob dabei feierlich die beiden Finger der Rechten, bereit zum Schwure.

„Bedenket zuvor reiflich, was Ihr sprechet. Du sollst nicht den Namen des Herrn eitel nennen."

„Bei meiner Ehre gelobe ich es," rief begeistert, mit festem, männlichem Tone der Jüngling, und ergriff dabei das große, goldne Crucifix, welches an des Priesters Brust hing, „beim Blute des Gekreuzigten, ich lüge nicht!"

Und der Priester überreichte ihm dasselbe mit gnädigem, Versöhnung kündenden Blicke, und der bleiche Italiener ließ sich in Ehrfurcht nieder, neigte sich tief und küßte es.

„Giuseppe, Ihr seyd ein Mann, will ich hoffen. Euer Mädchen war bei mir und bat um den Schleier. Das Kloster della Santa Madonna hat die Büßende in Gnaden in seinen Schooß aufgenommen. Sie ist jetzt mit dem Himmel getraut."

Und der Arme rang die Hände und ließ vor Schmerz sein Haupt tief sinken.

„Ihr habt sie verführt, jetzt müßt Ihr's büßen. Nicht um Euch mit Vorwürfen zu überhäufen, vielmehr um Euch mit dem Schicksal zu versöhnen und Euch vorzubereiten, kam ich hierher. Ihr seyd ein Mann und müsset Euch in das Unabänderliche gelassen fügen."

„Seyd Ihr mir etwa böse, weil ich Euch Euer Mädchen entzogen habe?" fragte mit klangvoller, zur Seele gehender Stimme der Priester.

Da reichte der Jüngling, wie aus einer Ohnmacht sich erhebend, dem Frager die Hand, welcher sie fest drückte.

„Seht, das gefällt mir, nie soll ein Mensch dem andern einen geheimen Groll nachtragen. So bleiben wir stets gute Freunde. Ueberdies that ich nur, was mein heiliges Amt, meine ernste Pflicht erheischte."

„Darf ich sie noch einmal sehen?" frug mit bebendem scheuem Tone der liebende Giuseppe.

„Ich kann und will Euch nichts versprechen, ich weiß es kaum selbst."

Und dabei schlug er ihm treuherzig auf die Schulter, schenkte ihm noch einen letzten, freundlichen Blick und schied eben so ruhig und prunklos, wie er gekommen war.

Es mochte etwa ein Monat verflossen seyn, als ein Wagen vor dem Hause Giuseppe's hielt. Ein betagter Geistlicher trat ein, und forderte ihn auf, zu einem bekannten und ihm wohlgewogenen Herrn zu fahren. Der Geistliche hatte ein ehrliches Gesicht, die Züge schienen ihm nicht ganz unbekannt, und so nahm er stillschweigend die Einladung an.

Nachdem Beide eine kurze Strecke gefahren, befanden sie sich mitten in einem breiten Hofe, ein Bedienter öffnete rasch die Kutschenthüre, und Giuseppe ging über eine mit feinen Teppichen reich belegte, prachtvolle Treppe und trat in ein hohes, einfach aber edel und geschmackvoll geziertes Gemach. Es öffnete sich eine Seitenthüre, und ein Mann mit der Tiara auf dem Haupte, im Purpurmantel, erschien, und der Jüngling warf sich, nachdem er seinen einstmaligen Besucher erkannt hatte, mit dem Rufe: „Santissimo Padre!" zu dessen Füßen.

„Steht auf," meinte verweisend der Edle, „sinket vor Gott und nicht vor Menschen auf Euer Angesicht. Hört! Das Hinderniß, welches sich Euerer Verbindung mit Giuletten bisher entgegenstellt, besteht nicht mehr, vor Gott ist alles möglich, er kennt nur einen Adel: den des Herzens. Eure Eltern haben Euch vergeben, in vierzehn Tagen seyd Ihr mit Eurer Geliebten getraut, bis dorthin bleibt sie im Kloster. — Aber um des Herrn willen, erhebt Euch, sprach halb wohlwollend, halb erzürnt der Priester. Wisset, daß Eure Mutter vor Schmerz über Eure Flucht dem Grabe nahe war, aber dem Heiland sey Dank! sie befindet sich jetzt wohler. Ich habe mein Möglichstes gethan, um mit dem göttlichen Beistande der Mutter einen dankbaren Sohn, dem Geliebten eine brave Frau wieder zu geben. Aber," fügte er lächelnd hinzu, „nicht wahr, Giuseppe, jetzt werdet Ihr nicht mehr entfliehen?"

Zur bestimmten Zeit fand in der Chiesa di Santa Maria degli Angeli in Rom die feierliche Trauung statt, alle Verwandten von nahe und ferne, und natürlich auch die hocherfreuten Eltern, welche der Priester eigens von Neapel hierher geladen hatte, fehlten heute nicht, zumal er sich zur ausschließlichen Bedingung gemacht hatte, sie selbst einzusegnen.

Und dieser geheimnißvolle Priester war kein Anderer als **Papst Pius IX.** *)

---

## [†] Das große Liederfest des Thüringer Sängerbundes zu Eisenach.

(Schluß)

Die Sänger haben sich auf der Tribune niedergelassen. Da besteigt der Verfasser dieses Aufsatzes die Rednerbühne und widmet ihnen einige Strophen des Dankes für die ihm zu Theil gewordene Ehre, die Bundesfahne zu tragen. Sodann beginnt die Hauptprobe und dauert bis über Mittag. Nach ihrer Beendigung kehren die Sänger theils mit ihren gastfreundlichen Wirthen in die Stadt zurück, theils speisen sie auf dem Festplatze. Gegen 2 Uhr beginnt nach drei Kanonenschüssen das eigentliche Fest. Die Sänger ordnen sich und ziehen unter den rauschenden Tönen eines von Golde componirten Festmarsches auf die Tribune. Als sie gefüllt ist, stellt sie ein äußerst anziehendes Bild dar. Die drei vereinigten Musikchöre tragen auf den Wunsch des Stadtmusikdirectors Rose als Einleitung die Ouverture zur Iphigenia von Gluck mit Meisterschaft vor. Die erste Abtheilung beginnt mit einem feierlichen, von Heinrich Schwerdt gedichteten und von dem genialen Kapellmeister Kühmstadt componirten Gebete. Sodann spricht Heinrich Schwerdt anstatt des im Festprogramm hierzu bezeichneten Oberkonsistorialraths Trautwetter in Eisenach einen begeistrungsvollen Gruß an die Sänger. An ihn reiht sich das von Th. A. Schröder gedichtete Festlied, welches sein Componist, der gefeierte Kapellmeister A. Methfessel, dem Thüringer Sängerbunde gewidmet hat. Als Methfessel, um seine Composition selbst zu dirigiren, auf der Dirigententribune erscheint, wird er von der Sängerschaar wie vom Volke mit ungemessenem Jubel begrüßt. Jubel ertönt auch, als er die Tribune verläßt. Nun folgen „Zuruf ans Vaterland" von J. Mühling und „Auf die Höhen" von J. Otto. Beim Verhallen dieses Liedes betritt Ludwig Storch, der gefeierte Dichter, tausendstimmig begrüßt, die Rednerbühne und spricht zum Preise seines lieben Thüringer Landes begeistrungsvolle Worte, die lauten Beifall hervorrufen. In diesen Beifall hinein erschallt Storch's kräftiges „Thüringerlied" nach der

---

*) Wir entnehmen diese wahre Erzählung seinem Berichte eines Freundes aus Rom, welcher Giuseppe's Familie persönlich kennt.

alten, neuerdings im Augustinerkloster zu Erfurt aufgefundenen Originalmelodie des evangelischen Thriumphliedes: „Eine feste Burg ist unser Gott!“ Dadurch ist gleichsam die Rede eingeleitet, welche nun Herr von Wydenbrugh, der bekannte Vertreter der Stadt Eisenach bei dem letzten Landtag in Weimar, hält. Auch in dieser Rede bewährt er, wie in seinen Landtagsreden, eine innige Begeistrung für die Rechte des deutschen Volkes, eine tiefe Welt- und Zeitanschauung, eine außerordentliche Schärfe und Klarheit des Verstandes, eine Wärme und Tiefe des Gefühls, dessen offne Sprache anfangs überraschend wirkt, allmählig aber wie ein frischer, poetischer Hauch der Wahrheit erquickt, sich Herzen gewinnt und jubelnden Beifall erweckt. Hiermit schließt sich die erste Abtheilung des eigentlichen Liederfestes. Während der nun folgenden Pause werden ausgezeichnete Musikstücke von den drei Musikchören theils einzeln, theils vereint meisterhaft vorgetragen. Das Vater Unser von Friedrich Schneider welches nach dem gedruckten Programme die zweite Abtheilung des Festes bilden sollte, muß auf besonderen Wunsch des berühmten Tonsetzers weggelassen werden, und soll erst bei dem nächsten Liederfeste des Thüringer Sängerbundes zum Vortrag kommen. Es beginnt also sogleich die dritte Abtheilung der Festgesänge und Festsprüche. Zuerst ertönen „Sangesweisen“ von den beiden Eisenacher Festordnern, dem Dichter und Maler H. Müller und dem Componisten und Lehrer F. Schönewald. Hierauf widmet der Professor Dr. Ameis aus Mühlhausen den Frauen einen Spruch der Huldigung mit so kräftiger Stimme, daß er weithin vernommen werden konnte. Donnernder Beifall lohnte ihm. Hieran schließt sich H. Schwerdts Lied „Die Frauen sollen leben“ in Fr. Kühmstedt's Composition, sodann ein überaus zartes Liedchen „Sehnsucht“ von Dr. M. Wittich in Eisenach und „das Lied der Gegenwart“, gedichtet von Heinrich Jäger in Eisenach und componirt von A. Wandersleb in Gotha. Statt des Ernte- und Abendgrußes, den wir nach dem Festprogramme von Heinrich Schwerdt zu vernehmen erwarten, folgte nun ein ähnlicher Gruß von Ludwig Köhler. Der Dichter spricht reiche Gedanken und tiefe Gefühle in schöner metrischer Form aus und gewinnt sich vielfachen Beifall. Ein „Schlußchor“ von J. Otto endigt würdig die Feier des eigentlichen Festes, als schon der Abend zu schatten beginnt. Nun winken die langen, schön geschmückten Tafeln der Festhalle zum gemeinsamen Abendmahle. Die Gäste setzen sich an ihnen nieder, Gläser erklingen, Lieder ertönen, darunter ein von dem ehrwürdigen Dichter Dr. Christian Schreiber in Lengsfeld dem Feste besonders gewidmetes. Zahlreiche Toaste, Denksprüchen u. s. w. werden von einer dazu bestimmten Tribune gesprochen. L. Bechstein, Dennhardt, L. Köhler, L. Storch, H. Schwerdt und andere reden hier unter dem Beifallsjubel der Speisenden, unter denen wir noch besonders den gefeierten Dichter und Uebersetzer Dr. Adolf Böttger aus Leipzig und den Dichter und Herausgeber des Weihnachtsbaums Friedrich Hofmann aus Hildburghausen begrüßen. Die an verschiedenen Stellen des Festplatzes aufgestellten Musikchöre spielen fortwährend frohe Weisen auf. Allmählig verstummen die Töne, zerstreut sich die Versammlung der Gäste, lagert sich Nacht ringsum. Nur von den Bergen herab flammen noch Lampen und Pechpfannen und weben zauberischen Glanz um die Felsenzacken. Das in der Höhe an der einen Felswand eingehauene kolossale M, welches aus dem Jahre 1805 herrührt, in welchem die jetzige Großherzogin von Weimar Maria Paulowna dieses Thal zum ersten Mal besuchte, leuchtet in geisterbleichem Phosphorlichte. Der tiefe Eindruck, den diese Erscheinung auf die Beschauer macht, wird noch lange in ihren Herzen verbleiben. Mit den letzten bengalischen Flammen erlöscht die Feier des ersten Festtags. Thal und Stadt liegen bald in tiefer Ruhe und träumen dem kommenden Morgen, der Sängerfahrt zur Wartburg, entgegen.

---

## Tabletten.

□ Frankfurt. Heilkursus für Stotternde. Seit einigen Wochen besteht hier ein Heilkursus für Stotternde, Stammelnde rc., um sowohl erwachsene Personen bis zum Alter von 50 Jahren als auch Kinder, welche an einem Sprechübel leiden, nach einer einfachen, schmerzlosen und gründlichen Heilmethode zu curiren. Dieser Kursus ist von Hohem Senate autorisirt worden, nachdem hochpr. Sanitätsamt sich für dieses Unternehmen ausgesprochen hatte. Er wird von einem Professor gehalten, welcher in Heidelberg wohnt und sich auch dort seit längerer Zeit mit der Stotterheilkunst beschäftigt und welcher nun während kurzer Zeit wöchentlich zweimal hierher kömmt. Bereits nimmt eine Anzahl Patienten an diesem Kursus mit erfreulichem Erfolg Theil, wovon sich Jedermann im Locale des Kursus, Fahrgasse Nr. 16, überzeugen kann. Ein solches Unternehmen muß jedem, der ein Sprechleiden hat, um so mehr willkommen seyn, als bisher meistens Unberufene das Vertrauen zur Stotterheilkunst schwächten.

*** Lißt in Odessa. Die ungeheuren Erfolge, die Lißt überall zu erringen versteht, bilden eine fortgesetzte Kette und Glied an Glied reiht sich fortwährend, je weiter seine Reise geht. So hat er auch in Odessa eclatantes Furore gemacht, und eine Auszeichnung folgt der andern. Nach seinem ersten Concerte brachte ihm das Theaterorchester unter seinen Fenstern eine Nachtmusik, das Hotel Richelieu war aufs Brillanteste erleuchtet, und die ganze schöne Welt von Odessa auf der Straße. Lißt, von zwei Damen begleitet, kam zwei Mal herab, seinen Dank auszusprechen. Nach dem Concerte gab er ein Souper, bei welchem der öster. Generalconsul, Hr. Gutmannsthal, erschien. Am andern Tage gab man ihm ein Diner, das an 3000 Rubel gekostet haben soll, wobei viele Reden gehalten und viele Toaste ausgebracht wurden. Sein Stuhl und sein Pult waren im zweiten Concerte mit Blumen bekränzt, im dritten Concerte stand an seinem Stuhle eine Urne, auf welcher in Blumen die Buchstaben F. L. prangten, endlich wurde er mit Blumen überschüttet. Besonders viel Protection genießt er dort von den Damen. Er spielte im ersten Concert ein Clavier von Erard, und im zweiten ein Clavier von Streicher. Bei einem Entrée von 503 Silberrubel hat er in beiden Concerten ungefähr 7000 fl. C. M. eingenommen. Zwei Concerte wird er zu wohlthätigen Zwecken geben; das nächste im Theater, worin Dem. Scalese singen wird. A. Thz.

*** Am 16. August trafen in Tilsit auf einem preußischen Kahn zwei Auerochsen ein, die am folgenden Tage nach Memel abgingen, um dort als Geschenk Ihrer Maj. der Kaiserin von Rußland an Ihre Maj. die Königin Victoria eingeschifft zu werden. Es ist ein Pärchen, erst 1 Jahr und einige Wochen alt, ungeachtet der Stier bereits 1 Fuß lange, Hörner hat. Beide sind von einem Förster des Gouvernements Grodno sehr jung eingefangen und erzogen worden. Der Förster begleitete sie auch und ging mit ihnen sehr vertraulich um. Ein russischer Oberförster leitete den ganzen Transport. Man erwartet noch zwei dieser Thiere, die nach St. Petersburg bestimmt sind.

*** Ein ditmarscher Tell. Heinrich Smidt erzählt in dem eben erschienenen ersten Bande seines „Schleswig-Holstein, Romantische Skizzen und Sagen" auch die Geschichte von einem Tell, die mit der schweizerischen Sage im Ganzen große Aehnlichkeit hat und nur einen andern Ausgang nimmt. Im Kampfe des Dänenkönigs Christian I. mit den kräftigen Bauern im Ditmarschen zeichnete sich nämlich ein gewisser Henning Wulf aus, der beste Armbrustschütze weit und breit, den der König selbst höhnend den ditmarsischen Bauernkönig nannte. Das Gehöfte des Wulfs wurde von den Dänen besetzt. Da führte die Frau des stolzen Bauern ihre Mägde und Töchter in die Scheunen; sie häuften Stroh um sich her, zündeten es mit einem Kienspane an und fanden sämmtlich ihren Tod in den Flammen. Henning Wulf selbst mit seinem Sohne Eckard fiel dem Könige in die Hände, der ihn zum Tod durch den Strick verurtheilte. Als aber Christian von der Schießfertigkeit des Alten hörte, versprach er ihm das Leben zu schenken, wenn er einen Apfel von des Sohnes Haupte schieße. Henning Wulf schoß und traf den Apfel, aber ehe Eckard zum Vater zurücklief, hatte dieser den zweiten Pfeil aufgelegt; er drückte ab und Eckard stürzte, zum Tode getroffen ohne einen Laut zu Boden. „Ruhe neben Mutter und Schwestern!" rief Henning Wulf. Der König schrack heftig zusammen und sagte: „Das wagtest Du in unserer Gegenwart?" „Ich habe gezeigt, daß ich schießen kann," sprach der Bauer. „Du hättest meinen Sohn hingeschlachtet wie mich, denn Du darfst keinen vom Stamm des Henning Wulf leben lassen, willst Du ruhig schlafen und Deine Knechte sollen mein Fleisch und Blut nicht martern. Jetzt ist er schmerzlos von Vaters Hand gestorben." König Christian setzte dem Pferde die Sporen ein und sagte: „meines Rosses Hufe sollen den Kindesmörder zertreten." Aber Henning Wulf entriß dem ihm zunächststehenden Knappen das Gürtelmesser und stieß es sich in das Herz. „Reite zu, König! Ich sterbe der Freiheit!" „Auch aus dem Wahne will ich Dich reißen," sprach der König mit Donnerstimme, „Dein Land sei das erste, das sich der Knechtschaft beugt. Mit harten Frohnden und schwerem Zins will ich es belegen und Königsland soll es heißen für ewige Zeiten." Und Königsland hießen jene Aecker bis zur heutigen Stunde.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Vom Taunus.

**Das vierte Feldbergsfest am 8. August.**

Auch dieses Fest der Sänger und Turner ist schön und glücklich vorübergegangen und trotz der Einweihung der Turnhalle zu Frankfurt, trotz des Musikfestes zu Butzbach und des großen Sängerfestes des Lahnbundes zu Weilburg am Sonntage vorher und ungeachtet des niedrigen Barometerstandes am Tage vor der Feier waren wohl 4–5000 Menschen versammelt. Die ganze Mühe der Anordnung, der Reden und alles dessen, was ein so großartiges Fest mit sich bringt, lastete auf Herrn Ravenstein, und die Ehre des Tages gebührt dem rastlosen kaum zu ermüdenden Fleiße und der Umsicht dieses Mannes und seinem seltenen Talente, mit der Jugend, dem Volke, den Vornehmen mit gleicher Gewandtheit zu verkehren.

Nachdem von Frankfurt und Mainz etwa 60 Turner und allmälig die Turngemeinden von Homburg, Idstein, Usingen mit wehenden Bannern und klingendem Spiele in den Kreis gezogen waren, hielt Herr Ravenstein eine Rede an das versammelte Volk von der Bühne herab, an deren Geländer die Preise angeheftet waren. Er erklärte das hohe Ziel der Feldbergfeste, erinnerte das Volk, daß sich in eben dieser schönen Taunusgegend vor 2000 Jahren die Kraft der Römer an der Kraft der Germanen gebrochen habe, daß es der Zweck dieser Feste sey, den endlichen Bau des Feldberghauses zu bewerkstelligen und dadurch, daß das Turnen durch die Wettkämpfe zur Volkssache gemacht werde, die alte Kraft wiederum neu zu beleben und die deutsche Gesinnung zu fördern.

Sodann begann in der 300 Schritte langen Bahn das Wettlaufen und späterhin das Steinstoßen, Pyramiden wurden gebildet und mit erstaunender Kraft und Gewandtheit von noch jungen Turnern die schwierigsten Meisterkünste ausgeführt. Leider gelang es nicht, die Würfelspieler und Seiltänzer ferne zu halten und ein alter Invalide aus der Zeit, da Deutschland gegen sich selbst stritt und die Spanier, welche doch unsere natürlichen Bundesgenossen gegen Frankreich waren, bekämpfte, kratzte auf einer alten Geige spanische Melodien und sang spanische Liedchen dazu. Wie die Schalksnarren in den Dramen Shakespeare's dazu dienen, die Helden und hohen Charaktere durch den Contrast noch mehr hervorzuheben, so dienten diese gemeinen Volksbelustigungen dazu, die Schönheit des Sänger- und Turnerlebens dem Volke noch in hellerem Lichte zu zeigen und so kam es, daß der alte Fiedler verstummte und allmälig die Seiltänzer und Würfelspieler verschwanden.

Dieser schöne Tag ist darum für unser Volksleben besonders wichtig, weil an ihm beschlossen wurde, daß die künftigen Feldbergfeste immer am ersten Sonntag im Juli stattfinden sollen, weil dadurch, daß auch Landleute zum erstenmal an den Wettkämpfen theilnahmen und Preise gewannen, das Fest zum ächten Volksfest wurde und weil durch die Vertheilung der Preise dem Wetteifer ein neuer Sporn verliehen ward.

Die ersten Sieger waren Herr Lindenschmitt aus Mainz und Herr Jung aus Usingen, letzterer gewann den Krystallbecher, welcher die Inschrift führt: „Ehrengabe der Homburger Turngemeinde für das vierte Feldbergfest 1847." — Keine Rohheit, kein Verstoß gegen die Sitte oder gegen die Gesetze des Staates störte das Fest; der Genius des Vaterlandes schien freundlich herabzuschauen auf die Freude seines guten deutschen Volks! —

F. Emminghaus.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 2. September. Undine, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzgl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

Freitag, den 3. September. (Neu einstudirt) Die falsche Catalani, Posse mit Gesang in 1 Akt, von Bäuerle. (Dritte Gastrolle) Lustig: Herr Nestroy. — Hierauf folgt: (Neu einstudirt) Sieben Mädchen in Uniform, Vaudeville-Posse in 1 Akt, von Angely. (Gastrolle) Sansquartier: Herr Nestroy.

Sonntag, den 5. September. Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Abtheilungen von Gustav Schmidt.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 244.** Samstag, den 4. September **1847.**

### *†* Fips.

*Ein Rügen-Märchen von M. Rosenheyn.*

Auf der Insel Rügen in der Ostsee steht jetzt das herrliche Puttbus, wo ein Fürst in prächtigem Schlosse wohnt. Hell und freundlich sind die Häuser der Stadt und in dem großen stattlichen Thiergarten stolziren braune und weiße Hirsche und viele Rehe umher, und alles sieht so geschmückt aus, als wenn täglich Festtag wäre. Alle Tage bringen anbrausende Dampfschiffe viele Gäste, die die Seltenheiten der Insel sehen, und an ihren Naturschönheiten sich erfreuen wollen. Vor mehreren Jahrhunderten war's nicht so, da stand das prächtige Puttbus noch nicht so glänzend da, da kam noch kein Dämpfer angebraust, da schnitt höchstens ein schwerfälliges Schiff durch die Wogen der bläulich grünen See. Am Strande standen einige Hütten, und unter dem Dache derselben hingen viele Fische, welche getrocknet wurden, denn die Bewohner der Hütten waren Fischer. Unter diesen Fischern war einer mit Namen Fips, dem kam Niemand zu nahe, weil er sehr zornig war, und in seiner Wuth oft nicht wußte, was er that. Einst fuhr Fips auf der See umher, um zu fischen, er fing aber nichts, und lenkte den Kahn nach dem Ufer zu. Da erhob sich ein starker Wind, und das Fahrzeug des Fips wurde wieder tiefer in die See getrieben. Fips fluchte, aber es half nichts, er ruderte, daß ihm der Schweiß vom Gesicht floß und doch konnte er das Ufer nicht erreichen. Nach drei Stunden, es wollte schon dunkel werden, legte sich der Wind und Fips fuhr ärgerlich ans Land und schritt seiner Hütte zu.

Während Fips sich mit seinem Kahne auf der See herumplagte, war in die Nähe seiner Hütte ein weißer Zwerg gekommen, den Niemand sehen konnte, denn er hatte sein Mützchen mit silbernen Glöckchen auf dem Kopfe und solche Mützchen machen unsichtbar. Weil nun der Wind so stark ging, trat das Zwerglein einstweilen in die Hütte des Fips, um da geschützt zu sitzen, machte sich aber schnell fort, als der Fischer sich näherte. Als nun der Zwerg aus der Thüre treten wollte, kam ein Windstoß und riß ihm sein Mützchen vom Kopfe. — In demselben Augenblick schritt Fips näher; er sah den Zwerg, hielt ihn für einen Fischerknaben und schrie: „Heda, Bube, wohin?" — Der Zwerg sah das zornige Gesicht des mürrischen Mannes und wollte fliehen; aber Fips machte große Schritte, holte den Flüchtling ein, nahm einen Strick von einem Netze, und prügelte das kleine Wesen unbarmherzig, ohne die inständigen Bitten des Zwerges anzuhören, der flehend vor dem Fischer auf den Knieen lag. — Fips gab dem Zwerge noch einen Fußtritt und ging dann in seine Hütte. Nach einer Stunde kam seine Frau, welcher er Vorwürfe machte, weil er glaubte, daß sie die Thüre nicht fest verriegelt habe, und erzählte dann, wie er den Knaben hätte ins Haus hineinziehen wollen, um zu sehen ob nichts gestohlen worden sey, und wie der Knabe inständig gebeten habe, ihn fortzulassen.

Die Frau hörte Alles aufmerksam an und rief dann: „Ei, Mann, Du hast Dein Glück mit Füßen getreten! — Der Knabe ist ein Zwerg gewesen und er hat nicht in die Hütte gewollt, weil er wie alle Zwerge sich vor unserm Lichte gescheut hat. Und warum hast Du ihn denn nicht aufheben können? Warum ist er schwer gewesen wie ein Bleisack? Kannst Du doch leicht einen Mann auf die Schultern heben, warum hast Du's mit dem Knaben nicht gekonnt? Es kommt Unglück! Paß auf, es kommt Unglück!"

Fips wurde zwar etwas nachdenklich, aber er faßte sich schnell und sprach hitzig: „Halt den Mund, Frau, Du schwatzest wieder!"

Die Frau schwieg, denn sie fürchtete sich vor dem Zorne des Mannes.

Der kleine Zwerg war tüchtig geschlagen worden; alle Glieder thaten ihm weh. Er fand glücklich sein Mützchen, setzte es auf und trippelte unsichtbar der Höhle zu, wo viele seiner kleinen Brüder im funkelnden Saale versammelt saßen und klagte ihnen sein Leid. Alle wurden höchst aufgebracht auf den schlechten Fips und beschlossen einstimmig, sich an ihm zu rächen. Kein Geschäft sollte ihm mehr glücken, keine Freude sollte er mehr im Hause haben.

Fips stand am andern Morgen vom Lager auf, um in die See zu fahren; er aß die warme Suppe, die seine Frau bereitet hatte, und trat hinaus vor die Thüre. Da lagen alle getrockneten Fische, die Tags vorher unter dem Dache an Stangen gehangen, auf einem Haufen und waren mit Asche und Sand tüchtig durchknetet, so daß sie nicht mehr zum Verkaufe taugten. — Das hatten die Zwerge gethan; auch waren sie nach dem Ufer gelaufen, hatten des Fischers Kahn losgebunden und eine kleine Fahrt auf der See unternommen. Der Kahn wimmelte von Zwergen, als Fips unwillig ans Ufer trat und sein Fahrzeug auf der See schwimmen sah, er konnte aber die kleinen Wesen nicht sehen: denn sie hatten ihre Käppchen und Mützchen auf, und um ihre kleinen Kittel sich glänzende Silbergürtel geschlossen, die die Augen der Menschen blenden.

„Den Kahn muß ich haben!" brummte Fips und sofort warf er sich in die See, schwamm dem Fahrzeuge zu und wollte hineinsteigen, aber es gelang ihm nicht, denn kaum setzte er den Fuß auf den Rand des Kahnes, so purzelte er rücklings wieder ins Wasser. Und so sah er sich endlich genöthigt zu schwimmen, und dabei den Kahn mit ans Wasser zu ziehen. — Dies hatte er schon manchmal

gethan; aber so schwer war ihm die Last noch nicht vorgekommen als gerade heute. Er setzte sich nun an den Strand und ruhte aus, während die lustigen Zwerge den Kahn verließen und dem Buchenwalde zuwanderten; nur einige blieben zurück.

Fips hatte ausgeruht und bestieg den Kahn, konnte aber nicht bemerken, daß neben ihm noch fünf Zwerge mit hineinhüpften. Der Fischer fuhr weit in die See, warf sein Netz aus und fing eine Menge Fische, die er in große Bütten warf. Froh seines Fanges ruderte er dem Ufer zu, ahnte aber nicht, daß sich die Zwerge hinter ihm einen Spaß machten und alle die schönen Fische, einen nach dem andern wieder ins Wasser spazieren ließen. — Bald war Fips an's Land gestiegen, und während er den Kahn befestigte, hüpften seine neckischen Gefährten auch heraus und stellten sich in einiger Entfernung an's Ufer, um den zornigen Fischer zu beobachten. Dieser lief nach den Bütten, guckte hinein und — o Schrecken! — nicht ein Fischchen war mehr darin. — Fips wurde wüthend, stieß die Bütten um und fluchte fürchterlich; dann schaute er sich wild um, und sah auf einmal drüben die fünf Zwerge stehen, die ihre Mützchen abgenommen hatten und lachend ihn grüßten, darauf aber schnell die Mützen wieder auf den Kopf schwangen und plötzlich verschwanden.

Jetzt sah der Fischer ein, wie wahr seine Frau gesprochen hatte und schlich traurig der Hütte zu, um derselben sein Leid zu klagen. Sie winkte ihm schon von Weitem und rief: „Fips, Fips, komm' schnell, der liebe Gott hat uns ein Söhnlein bescheert!" — Der Fischer wollte es nicht glauben; aber als er in die Hütte eintrat und nun den muntern rothbackigen Buben sah, wurde er froh und vergaß seinen Kummer auf kurze Zeit; doch bald nahm die Sorge in seinem Herzen wieder Platz, und er erzählte seiner Frau, was ihm begegnet war. Das heitere Gesicht der frohen Mutter wurde dabei sehr ernst und sprach: „Ach, lieber Fips, Deine Hitze wird uns gewiß noch manches Leid bringen!" — Dann sah sie aber ihren Sohn wieder an, drückte und küßte ihn — und die trüben Gedanken waren weg.

(Schluß folgt.)

## † Die neue Erde und der Pascha von Aegypten.

Von Dr. L. Diefenbach.

Trotz so mancher feuriger Meteore am Himmel und auf Erden hoffen wir einer Zukunft entgegen, welche die Erde zum Himmelreich des Friedens in Gestalt eines allumfassenden Staatenbundes umwandeln wird. Das Wort des großen Königsberger Philosophen: Der Mensch will Frieden, aber die Natur weiß, was besser für ihn ist, und gibt ihm Krieg — wird dann nur noch als eine relative Wahrheit für die Menschheit seiner Periode gelten, nicht als ein Naturgesetz für die Menschheit aller Weltalter, deren Metamorphosen vielmehr auf der ganzen Jakobsleiter von dem animalischen Paradiesbewohner bis zu dem Engel und dem Gottmenschen hinauf durch die Aussprüche aller Testamente ahnungsvoll geweissagt sind. In welchem Grade der Descendenz die Bewohner jener neuen Erde mit uns heutigen Menschen verwandt seyn werden: das läßt sich freilich noch nicht bestimmen, weder von den fürstlichen und diplomatischen Friedensconservatoren unserer Tage, noch von unsern Socialisten und Chiliasten. Indessen wächst die Basis des künftigen Weltfriedens immer mehr an Breite und Tiefe. Wenn das Motiv seiner Begründer jetzt noch häufig als Egoismus des Einzelnen erscheint, so wird es nicht sowohl verschwinden, als seine anstößige Natur verlieren, wenn es sich einst zum Egoismus aller Menschen, zum Selbsterhaltungstriebe der verbündeten Gesammtheit, somit zum Gemeingeiste der Menschheit verklären wird. Derselbe Trieb, der auf der einen Seite zum Kriege Aller gegen Alle zu führen scheint, leitet auf der andern zum friedlichen Bündnisse Aller für Alle, in welchem Kraft, Muth und Umsicht, weitentfernt, in sybaritischer Verweichlichung unterzugehen, vielmehr erst das würdigste und glorreichste Feld ihrer Entfaltung finden werden. Die exclusive Liebe der patriarchalischen Familienkreise, deren Revers die Kälte und der Haß gegen die Draußenstehenden bilden; der engherzige Patriotismus, welcher den Fremdenhaß gebiert; der Esprit de Corps, welcher die vielen und großen Lebenskreise außer seinem einen und kleinen höchstens als Beisaßen duldet: alle diese Geister werden sich dann ebenfalls verwandeln und verklären in dem Maße, in welchem ihre Wohnung, das Menschenherz, sich erweitert, ohne an Fülle des Blutes und an Kraft des Schlages zu verlieren. Aber diese große Verwandelung der Menschheit kann nicht eines schönen Morgens von begeisterten Sehern, noch weniger von vacirenden Missionären, dekretirt werden; sondern sie muß von selbst, d. h. in natürlicher, allmälig immer stärker wirkender Triebkraft von innen heraus erwachsen. Darum wollen wir uns auch für jetzt noch genügsam freuen, wenn wir eben jene kleinen Geister, jenen mehr oder minder potenzirten Egoismus einzelner Menschen und Corporationen, als thätige Locomotoren auf der Bahn erblicken, welche von Station zu Station, und nur auf Brücken die Abgründe überschreitend, zum großen Ziele führt.

Es sei uns hier gestattet, besonders zum Belege für unsern letzten Satz ein neues Werk eines orientalischen Autors zu citiren, dessen Thätigkeit von occidentalischen Kritikern oft allzuparteiisch, für und wieder, dargestellt wurde. Dieser Autor heißt Mehmet Ali und ist zur Zeit noch wohlregierender Pascha in Aegyptenland; jenes Werk ist der große Nildamm, über welchen Clot Bei durch das Maiheft des Bulletin de la Société de Geographie interessante Mittheilung macht. Der noch im Baue begriffene Damm liegt einige Lieues nordwärts von Kairo und soll in den acht Monaten, in welchen die natürliche Befruchtung Unterägyptens durch die Nilflut unterbleibt, letztere durch künstliche Anschwellung in weit vortheilhafterer und großartiger Weise ersetzen, als dieß bisher durch die bekannten Ziehbrunnen (Sakiehs) geschah, deren Betrieb eine Unzahl von Menschen und Ochsen erfordert. Der Gewinnst an fruchtbarem Lande wird so groß seyn, daß nach dem jetzigen Stande der ägyptischen Bevölkerung nur ein Drittheil desselben angebaut werden kann. Ohne Zweifel wird dieser Mangel an Anbauern bald beseitigt werden, theils durch die Fruchtbarkeit der Fellahfrauen, theils durch Einwanderung und Kolonisation, vielleicht zunächst aus den menschenreichsten Theilen Südeuropas. Clot Bei nennt unter den nächsten Wirkungen dieses großartigen Baues für's Erste eine financielle, deren Schimmer Mehmet Ali's unternehmenden Geist vorzüglich — nicht eben von oben her — erleuchtet haben mag; nämlich den Mehrertrag Unterägyptens von 125 Millionen Francs, wenn auch nur das erwähnte Drittheil des gewonnenen Baulandes mit dem jetzigen Bestande verglichen wird. Schon läßt sich voraussagen, daß die Vollendung des Nildamms die Deltaspitze zum Hauptpunkte der Schifffahrt und des Handels für Aegypten machen wird; und bereits ist der Bauplan für ein großes Emporium da-

selbst entworfen. Eine weitere Frucht des Dammes wird die leichtere Wiederherstellung des Omarkanales seyn, welcher den Nil dem rothen Meere verbindet und somit hauptsächlich den indischen Handel vermitteln wird.

---

## Tabletten.

⁂ Dr. C. Töpfer in Hamburg kündigt eine neue dramatische Arbeit an: „Böttcher, der Goldmacher", historisches Lustspiel in 4 Akten mit einem Vorspiel; bei der beunruhigenden Dürre auf dem dramatischen Felde wenigstens ein Hoffnungsschein.

⁂ Wien. Man spricht davon, daß Graf Moritz von Dietrichstein sich von der Leitung des Burgtheaters zurückziehen wolle und daß Herrn Holbein, welcher im Range höher steigen würde, neuerdings der Geschäftskreis in seinem ganzen Umfange übertragen werden würde.

⁂ Wer sein Zimmer gut heizen und dennoch dabei sparen will, der lege auf die oben geschütteten Steinkohlen jedesmal einen kleinen eisernen Deckel, dessen Durchmesser etwa 2—4 Zoll weniger beträgt, als der innere Durchmesser des Ofens; hierdurch werden die sämmtlichen flüchtigen Theile der Kohlen gezwungen durchs Feuer zu gehen und am Ende des Deckels mit Flamme zu verbrennen, die die Wände des Ofens glühend macht, während bei anderem Verfahren der große Theil der strahlenden Wärme in der Mitte des Ofens verloren geht.

⁂ Die römische Volkshymne. Gewiß wird es vielen Lesern angenehm seyn, die Hymne kennen zu lernen, mit welcher am Morgen des Neujahrstages 1847 das römische Volk seinen Herrscher begrüßt hat und die seitdem zum römischen Nationalliede geworden ist. Wir theilen den Originaltext dieses Liedes nebst dem Versuche einer deutschen Uebersetzung mit. Verfaßt ist dasselbe von Phil. Menucci in Rom; componirt von Gaetano Magazzari in Bologna; man kann also sagen, daß die beiden Hauptstädte des Landes sich zur Schöpfung des neuen Nationalliedes verbündet haben:

Del nuov' anno già l'alba primiera
Di Quirino la stirpe ridesta
E l'invita alla santa bandiera
Che il Vicario di Cristo inalzò.

Esultato, o fratelli, accorrete;
Nuova gioja a noi tutti s'appresta:
All' Eterno preghiere porgete
Per quel Grande che pace donò.

Sù, rompete le vane dimore,
Tutti al trono accorrete di Pio;
Di ciascuno Egli regna nel cuore;
Ei d'amore lo scettro impugnò.

Benedetto chi mai non dispera
Dell' aita suprema di Dio;
Benedetta la santa bandiera,
Che il Vicario di Christo inalzò!

Seht Aurorens Strahlen sich ergießen,
Die des Jahres ersten Tag uns bringt!
Römer auf! das Banner zu begrüßen,
Welches Christi Stellvertreter schwingt.

Jauchzt, ihr Brüder! Auch Quirinus' Söhnen
Lächelt neu der Freude Morgenroth;
Heißes Flehen laßt zum Himmel tönen
Für den Edeln, der uns Frieden bot.

Um den Thron, beflügelnd eure Schritte,
Schaart euch, den der Fürsten Bester ziert;
Herrscht nicht Er in jedes Herzens Mitte,
Der der Liebe mildes Scepter führt?

Segen Dem, der bei des Schicksals Schlägen
Hoffend noch zum Himmelsthrone dringt;
Dir auch, heil'ges Banner! unsern Segen,
Welches Christi Stellvertreter schwingt.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Stuttgart.

#### Das Schauspiel.

Daß wir in der Schilderung der hiesigen Bühnenzustände mit der Charakteristik der Opernkräfte begonnen haben, geschah nicht etwa deshalb, weil wir die Oper für den wichtigeren Bestandtheil des Theaters halten, sondern weil sie der Qualität ihrer Mitglieder nach im Allgemeinen eine höhere Stufe einnimmt, als das Schauspiel. Denn wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß hier einzelne vorzüglich befähigte Talente sich darunter befinden, so sind doch andererseits der Lücken gar zu viele und zwar in Fächern von großer Bedeutung, Lücken und Mängel, die dem Vorhandenseyn eines guten Ensembles, der ersten Stütze des Schauspiels, geradezu entgegentreten. Wie und wo es fehlt, wird sich im Verlaufe dieser Zeilen herausstellen. Betrachten wir nun zuerst das Drama, so sind als dessen Stützen zu nennen die Herren Grunert und Löwe. Herrn Grunert's vortreffliche Charakterdarstellungen haben sich bereits überall in Deutschland einen solchen Grad der Anerkennung verschafft, daß es wahrlich nicht erst der Worte bedarf, um ihre Vorzüge näher zu analysiren. Durch äußere Mittel, wohin namentlich ein kraftvolles, sonores Organ und eine vollkommene Herrschaft der Mimik gehört, auf's Beste unterstützt, versteht es Herr Grunert, seinen Rollen außer diesen Mitteln auch noch das gehörige künstlerische Studium zuzuwenden, die nöthige geistige Weihe zu verleihen, so daß sich stets eine gediegene Kunstleistung herausstellt. Man kann wohl manchmal mit der Art und Weise, wie Herr Grunert seine Rollen auffaßt, nicht ganz einverstanden seyn, aber man kann nie in Abrede stellen, daß seine Charakterzeichnungen tief durchdacht und consequent durchgeführt sind. Durch die lebenslängliche Anstellung des Herrn Grunert an der hiesigen Bühne ist dem Schauspiel eine feste Stütze gegeben worden. Herrn Grunert zunächst nannte ich Herrn Löwe, in dessen Händen das Fach der gesetzten Liebhaber und Helden sich befindet. Es gab einmal eine Zeit, in welcher der Darsteller dieses Rollenfachs nichts weiter nöthig hatte, als eine empfehlende Persönlichkeit, ein günstiges Organ und eine gehörige Portion Bühnengewandtheit, um sich das Prädikat „Künstler" zu erwerben und den Beifall der Menge zu erhalten. Diese Zeit ist jetzt vorbei; Aeußerlichkeiten

reichen nicht mehr hin, die weiter gehenden Ansprüche des Publikums zu befriedigen, die hohlen Deklamationskünste, die beliebten Coulissenstückchen sind verbraucht und bleiben ohne Wirkung oder bringen gar eine der beabsichtigten entgegengesetzte hervor; mit einem Worte, das gewöhnliche leere Theaterspiel hat aufgehört. Statt dessen nun wird jetzt eine geistvolle Darstellung verlangt, eine Darstellung, welche zeigen soll, daß das, was gesprochen wird, auch wahrhaft gefühlt ist, daß das Herz und der Geist die Hauptrollen spielen, nicht wie früher der Mund und einige stereotype Körperbewegungen. Herr Löwe ist ein Künstler, der diesen Anforderungen der Gegenwart, wie ich sie eben näher auseinandergesetzt habe, vollständig Genüge leistet; jede seiner Darstellungen zeigt den Künstler, welcher tief in den Geist seiner erhabenen Kunst eingedrungen ist und der nun in dem Geiste dieser Kunst seinen hohen Beruf, ihr ein wahrer, ein echter Priester zu seyn, zu erfüllen bestrebt ist.

Von den andern Mitgliedern des Schauspiels ist in Bezug auf ihre Verwendbarkeit im Drama nur noch Fräulein Schäfer zu erwähnen, ein junges Talent, welches, von der Natur mit günstigen Mitteln ausgestattet, für die Zukunft zu schönen Hoffnungen berechtigt, gegenwärtig aber in munteren Rollen mehr ihren Wirkungskreis findet, als in der Tragödie. Die Leistungen der Uebrigen lassen so Manches zu wünschen übrig, eine bequeme und gewöhnlich gebrauchte Andeutung zwar, aber eine ganz befriedigende. Was und warum sie zu wünschen übrig lassen — dies näher auseinanderzusetzen, würde hier zu weit führen und paßt auch nur für den Rahmen der Localkritik. Am ungenügendsten besetzt ist das Fach der Mütter, der Heldenväter und der jugendlichen Liebhaber im Drama, ganz vacant das der ersten tragischen Liebhaberinnen. Zur Ergänzung des letztern haben in der vergangenen Wintersaison mehrere Schauspielerinnen gastirt, von denen aber die meisten den Ansprüchen, welche hier an die Inhaberin dieses Fachs, das früher in den Händen einer so ausgezeichneten Künstlerin sich befand, gemacht werden, nicht genügten. Nur eine vermochte es vollständig: dies war Fräulein Bayer von Dresden. Gelänge es der Verwaltung, diese vortreffliche Darstellerin zu gewinnen, so könnte sich die hiesige Bühne wahrhaft Glück wünschen. Wenn aber, wie gesagt, das Drama die schwächste Seite des hiesigen Schauspiels ist, so rührt dies wohl zumeist daher, daß die Darsteller durch eine Reihe von Jahren, indem ihre Kräfte an faden Uebersetzungen, an nüchternen dramatischen Produkten sich zersplitterten, der Tragödie ganz entfremdet wurden, eine Erscheinung, die indeß nicht nur hier, sondern an den meisten deutschen Bühnen wahrzunehmen ist. Ein Birchpfeiffer'sches Stück, eine Scribe'sche Comödie, ein Weib aus dem Volke, das geht wohl so ziemlich überall, — aber Schiller, aber Göthe, aber Shakespeare?! So viel sich jedoch jetzt für die Zukunft vermuthen läßt, wird die Richtung des Repertoirs eine andere und dadurch alsdann die Beschaffenheit der Vorstellungen im höhern Drama eine bessere seyn. Dies dürfte meiner Meinung nach hauptsächlich durch die Regien der Herren Löwe und Grunert, deren beider Streben auf die Erreichung eines würdigeren Zieles gerichtet ist, bewerkstelligt werden.

(Schluß folgt.)

---

**Darmstadt**, 29. August.

Die Wahlen für den bevorstehenden Landtag geben den hiesigen Einwohnern viel zu schaffen. Von verschiedenen Seiten tauchen sogenannte „wohlgemeinte Rathschläge" auf, um die Wahlen auf solche Personen zu lenken, von denen man glaubt, daß sie im gewünschten Sinne abstimmen werden. Es geht dabei etwas bunt zu, die Unterschriften dieser Circulare werden gleichsam über Bausch und Bogen zusammengerafft, wobei es sich mitunter trifft, daß Leute sich unterzeichnet finden, die nicht das mindeste davon wissen. Da setzt es denn öffentliche Remonstrationen ab, man stellt die Unterschriften förmlich in Abrede und verwahrt sich gegen jeden Namensmißbrauch in dieser Angelegenheit. Die Gegenerklärungen laufen auf Irrthümer und Mißverständnisse hinaus, wer kann sie in Abrede stellen? Das ganze Leben ist ja ein Mißverständniß; wir alle, nur mit wenigen Ausnahmen, finden uns da, wohin wir nicht zu gehören glauben. Es ist eben das kauderwelsche Schicksal, das sich solche unverantwortlichen Verwechslungen zu schulden kommen läßt, und uns, ohne uns zu fragen, hinstellt, wohin es ihm beliebt. — Im Uebrigen ist bei aller Regenfülle der jüngsten Tage hindurch eine hölzerne Dürre des öffentlichen Lebens vorherrschend; die Tage haspeln sich von der Spule der Zeit herunter, ohne daß man ihrer froh wird. Wir gleichen den gerösteten Fischen in Wieland's Wintermärchen. Wenn uns die strenge Lenkerin der irdischen Verhältnisse mit ihrer Zauberruthe berührt und fragt: „Ihr Fische, thut ihr eure Pflicht?" so recken wir unsere Köpfe aus der großen Röstpfanne der Geduld ein wenig empor und geben zur Antwort: „Der Pflicht vergessen wir Fische nie; haben viel Müh, rechnen und messen, essen und vergessen, und bauen Schlösser und malen sie; hätten's gern besser! Zählen die Sterne und rathen gerne, und treffen's nie." Wir sind eben so versumpft in „der schönen Gewohnheit des Daseyns", daß wir nicht davon ablassen, wenn wir es auch besser haben könnten. Die besten Vorschläge verhallen, wie wenn man tauben Steinen predigte; ja, die Steine sind oft nicht so taub als die Menschen, wußte sie ja doch einst Amphion zur thebanischen Mauer zu vereinigen; der Amphion soll aber noch geboren werden, der uns zu gemeinnützigen Zwecken zu vereinigen vermöchte. Darum bleiben wir dem Zufall preisgegeben, helfen uns so gut es geht, und warten es ab, bis es besser wird. — Das ist das stereotype Einerlei, „der ruhig beharrende Geist im ewigen Wechsel der Zeiten." — Rechten Sie darum nicht mit mir, daß mein heutiger Bericht so unfruchtbar an interessanten Mittheilungen ist. So bald die Zeit fruchtbarer an interessanten Erscheinungen wird, will ich darüber herfallen, wie die Höcker über Pomonens köstliche Gaben, und sie billiger auf dem Markt der Oeffentlichkeit zum Besten geben, als jene die Fülle des Obstes, das sie vertheuern, und uns zu keinem fröhlichen Genusse desselben gelangen lassen.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 3. September. (Neu einstudirt) Die falsche Catalani, Posse mit Gesang in 1 Akt, von Bäuerle. (Dritte Gastrolle) Lustig: Herr Nestroy. — Hierauf folgt: (Neu einstudirt) Sieben Mädchen in Uniform, Vaudeville-Posse in 1 Akt, von Angely. (Gastrolle) Sansquartier: Herr Nestroy.

Samstag, den 4. September. (Neu einstudirt) Eulenspiegel, oder: Schabernack über Schabernack, Posse mit Gesang in 4 Abtheilungen, von Nestroy. Musik von A. Müller. Natzi: Herr Nestroy.

Sonntag, den 5. September. Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Abtheilungen von Gustav Schmidt.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 245. Sonntag, den 5. September 1847.


## Den jungen Dichtern.

Oft fühlest du die Seele voll
Von Liedern und von Klängen,
Wie sich im Lenz die Blüthen wohl
Im Schooß der Erde drängen.

Es ist der Sonne warmer Strahl,
Des Lenzes milde Lüfte,
Was diesem jungen Blüthenall
Gestalten gibt und Düfte.

Wo aber ist der Sonnenschein,
Wo ist das Frühlingsweben,
Die aus dem tiefen Herzensschrein
Die Liederblüthen heben?

Die Zeit ist nicht der Liebe hold,
Die Zeit ist rauh und trocken,
Und Lieb' ist Lenz und Sonnengold,
Die Lieder aus dir locken.

Es macht der Ruhm die Seele warm,
Daß laut es Lieder melden;
Die Zeit ist an der Liebe arm,
Sie hat auch keine Helden.

Wenn irgend noch Gesang ertönt,
So ist's ein wildes Toben,
So ist's ein Spottlied, das verhöhnt,
Was sonst das Herz erhoben.

Um ihren Schmuck in blödem Wahn
Hat sich die Welt betrogen,
Sie betet falsche Götzen an,
D'rum ist die Lust entflogen.

Und wenn ein Herz es stolz verschmäht,
In ihren Chor zu stimmen,
Wenn es den Weg, der einsam geht,
Allein sucht zu erklimmen:

Dann quillt aus tiefem Liederborn
Nur manchmal bange Klage,
Dann schwillt der Sang zu edlem Zorn
Im Trübsal dieser Tage.

Du, der die Gluten in sich nährt,
Die heil'gen, der Gesänge, —
Es ist nicht deiner Lieder werth
Des Marktes bunt Gedränge.

Die Welt hört deine Worte nicht,
Fühlt nicht den Reiz der Töne;
So sey dein Leben ein Gedicht,
Ein hohes Lied voll Schöne.

Gesänge hat das Volk genug,
Es braucht den Ernst der Thaten,
Es braucht ein Vorbild ohne Trug,
Um seinem Wahn zu rathen.

D'rum führ' dein Herz auf Gottes Spur,
Daß es nicht auch erkranke,
Daß nicht der Fluch der Kreatur,
Der Stolz es nicht umranke.

Zeig' was der Welt am meisten noth,
Des Glaubens feste Treue,
Zeig' ihr ein Hoffen über'm Tod,
Und Liebe ohne Reue.

Laß' nicht die Flammen deiner Brust
An niederm Tande nagen, —
O, lasse sie in brünst'ger Lust
Aufwärts gen Himmel schlagen! —

Und wenn dann Viele so vereint
Stark nach dem Höchsten ringen
So wird der Trost, der euch erscheint,
Auch in die Menge dringen.

Es wird das Volk dem Joch entwöhnt,
An das es festgebunden,
Und wird mit seinem Gott versöhnt
An Geist und Leib gesunden.

Dann kehrt der Friede wieder ein,
Dann, auf befreiten Schwingen,
Wird in der Freude Widerschein
Das Lied auch freudig klingen.

J. M.

## Fips.

### Ein Rügen-Märchen von M. Rosenheyn.

(Schluß.)

Tags darauf ging Fips aus, um zu fischen; aber er fing nichts, obgleich die Fische in Menge um seinen Kahn herumschwammen. Und so ging's ihm auch am zweiten und dritten Tag. — Mißmuthig betrat er sein Haus und meinte, er wolle nicht mehr fischen, er sey behext; unruhig schlief er ein. Im Traume erschien ihm der Zwerg, den er geschlagen hatte, zeigte ihm die Wunde seiner Seite, welche vom Fußtritte herrührte, erhob dann drohend den Zeigefinger und verschwand. Darauf war's dem Fips, als wenn er an der See stände und eine Frau aus dem Wasser aufsteigen sähe, die den Strick von seinem Netze in der Hand hielt und sang:

Du hast verscheuchet,
Fischer, dein Glück,
Gib es zurück —
Dein Sternlein erbleichet!

Fips erwachte. Es war Morgen. Die Träume waren ihm so deutlich erschienen wie Wirklichkeit und immer noch klangen in seinem Ohre die Worte des Gesanges vom Meerweibe.

Mit ihm fast zugleich erwachte auch seine Frau. Ihr erster Blick fiel auf den geliebten Sohn und ein Schrei des Entsetzens fuhr aus ihrem Munde. Stier sah sie nach dem Bettchen hin, wo der Sohn lag, aber sie wagte nicht näher zu gehen; sie schauderte zurück. In dem Bettchen lag nicht mehr das freundliche Kind, sondern ein krüppelhaftes Wesen, welches fürchterlich aussah, einem Menschen nicht ähnlich. Der guten Mutter grausete es; sie weinte, rang die Hände, wünschte sich den Tod — aber Alles umsonst, das liebliche Gesicht des Söhnchens lächelte ihr nicht mehr. Die erzürnten Zwerge hatten es geholt und statt dessen ein so schreckliches Wesen zurückgelassen.

Fips war zerknirscht vor Schmerz; er rannte fort und seine Frau ihm nach. Der Mann lief händeringend am Seeufer hin und flehte die Zwerge um Erbarmen an. Sein Gesicht war bleich geworden und sein kräftiger Körper schrumpfte zusammen. Drei Tage irrte er umher, und da er keinen Trost fand, da ihm das Leben so ganz und gar zur Last wurde, nahm er seinen Kahn, fuhr weit hinein ins Meer, sprang in die Wogen hinab und — Niemand sah ihn wieder.

Fips' Frau war auf der Insel umhergeirrt und hatte an allen Felsen geklopft, um den Eingang zum Schlosse der Zwerge zu finden, aber umsonst. Mühsam schleppte sie sich bis an den Rugard. Da fiel sie nieder und lag lange in ohnmächtiger Betäubung. Um Mitternacht erwachte sie und sah neben sich einen Zwerg mit einem Fischernetze stehen, der sprach:

Mütterlein!
Kindlein dein,
Ist allein
Wartet dein!

Der Zwerg ließ das Netz fallen und verschwand. Die Mutter fühlte eine innige Sehnsucht nach ihrer Hütte, ergriff das Netz und wanderte hastig weiter. Ehe der Morgen anbrach, stand sie am heimathlichen Häuschen, und hörte drinnen ein klägliches Weinen. Der Klageton drang ihr durchs Herz. Zwar graute es ihr vor dem furchtbaren Anblicke, den sie wieder haben sollte, aber das Barmherzigkeitsgefühl überwand in ihr die Furcht — sie trat ein und, o Himmel! — sie sah im Bettchen ihr schönes Söhnlein liegen, dem die hellen Thränen über die Wangen liefen. Es streckte die Händchen nach der Mutter aus und beruhigte sich bald.

Die Thränen, welche der Wiedergefundene geweint hatte, waren zu köstlichen Perlen geworden. Die Mutter verkaufte dieselben und wurde dadurch eine reiche Frau. Sie hing das Fischernetz in ihrer Hütte auf und überließ die Hütte einer armen Familie. Und so lange das Netz im Hause hing, ist nie der Segen von demselben gewichen. Als aber nach vielen Jahrzehnten ein alter Matrose das morsch gewordene Netz herunter riß und mit Füßen trat, da knackte die Hütte, und nach drei Tagen stürzte sie zusammen.

Die Frau Fips blieb nicht auf der Insel; sie ging mit dem ersten großen Schiffe, was auf Rügen landete, nach Pommern hinüber und zog dort ihren Sohn groß, welcher ihr bis ins hohe Alter ein Trost und eine Freude war.

Der junge Fips wurde Seekapitän. Er hatte auf seinen Seereisen großes Glück und seine Matrosen liebten ihn wie einen Vater.

War die See auch noch so stürmisch und der Kapitän kam mit seinem Schiffe an die Stelle, wo sein Vater den Tod in den Wellen gesucht, so wurde es plötzlich still; die Wogen brausten nicht mehr, und ihr Schlag war eher einem geisterhaften, geheimnißvollen Flüstern zu vergleichen.

Wie die Wuth der schäumenden Wogen, also legt sich auch des Menschen Zorn.

## *Literaturbericht.

### Von Dr. L. Diefenbach.

Miß H. Martineau, Rolf und Erika, Aberglaube des Nordens. Herausgegeben von Dr. W. Häring (W. Alexis). Berlin, W. Adolf und Comp. 1847.

Die lebendigen Schilderungen norweglischer Landschaften und Sitten in dieser neuen Erzählung der liebenswürdigen Verfasserin lassen den erwachsenen Leser bald vergessen, daß sie zunächst für erwachsende bestimmt ist. Die Heldin, Erika ist im skandinavischen Geisterglauben, dem Erbtheile uralter Religion, erwachsen. Ihre allmählige Befreiung von demselben durch die eigene Lebenserfahrungen, vorher vergeblich durch theoretische Belehrung versucht, geht als Faden durch die Geschichte. Der mit der Kinderwelt sympathisierende Geschmack der Verfasserin flicht auch eine Robinsonade ein (Rolfs Aufenthalt in der Höhle der Vogelinsel) und spannt die Seelen der Leser durch schwere Gefahren der Personen nur, um sie durch die unfehlbar folgende Errettung um so mehr zu erfreuen. Ihre milde Frauenseele läßt auch keine ganz böse Menschen auftreten. Ihr und unser Liebling ist der ebenso muthwillige, als mannhafte und edelmüthige Hirtenknabe Oddo, der gute Genius aller Bedrängten. Sein Gegner, der Knecht Hond, unterliegt im Kampfe zunächst durch seine eigene Schwäche, Halbheit und Abhängigkeit von dem „Aberglauben des Nordens". Wir hoffen seine künftige, am Ende des Buches nicht näher angedeutete Versöhnung mit dem Schicksal, schon weil sein Untergang zugleich das einzige für ihn schlagende Herz zernichten würde, das der armen, etwas farblos gehaltenen Magd Stiorna.

## Tabletten.

+ Frankfurt. Im Fresco-Saal des Städel'schen Kunstinstituts hat Karl Ballenberger die Gemälde ausgestellt, welche er für ein Zimmer eines Privatmannes in Augsburg gefertigt. Eine beigefügte colorirte Zeichnung, die Anordnung der ganzen Wandfläche veranschaulichend, zeigt uns in reich verzierter gothischer Architektur vier Gemälde. Zwei davon beziehen sich auf zwei für die Stadt Augsburg wichtige Ereignisse, nämlich wie Friedrich Barbarossa Augsburg zu einer kaiserlichen Stadt erhebt, sodann wie Rudolph von Habsburg das Augsburger Stadtrecht bestätigt. Die Seitenbilder zeigen eines Theils: die Schutzheiligen der Stadt, Sanct Ulrich und Sanct Afra; anderen Theils: Dr. Martin Luther und Philipp Melanchton. Vier Statuetten in gothischen Nischen stellen ausgezeichnete Männer vor, welche zu Augsburgs Ruhm beigetragen, als H. Holbein, G. Fugger, Schertlin und G. Peitinger. Diese tüchtige Arbeit eines anspruchlosen Künstlers, der, was in unserer Zeit so selten, ganz in seiner ihm eigenthümlichen Kunst lebt und wirkt, ist eine um so erfreulichere Erscheinung, als sie ein schönes Beispiel gibt, wie selbst Privaten die Räume ihrer Häuser auf würdige und sinnreiche Weise ausschmücken können. Da diese Bilder baldigst nach ihrem Bestimmungsort sollen versendet werden, so dürften sie nur wenige Tage ausgestellt bleiben.

⁂ König Oskar hat zur Belohnung für „ausgezeichnete Verdienste um König und Vaterland, um die Menschheit oder um Kunst und Wissenschaft“ einen neuen norwegischen Ritterorden (St. Olavs-Orden) in drei verschiedenen Graden gestiftet. Zum Kanzler des Ordens ist der Staatsminister Dun ernannt; von Auswärtigen sind A. v. Humboldt, der dänische Minister Oersted und der Dichter Oehlenschläger zu Großkreuzen, der Geologe L. v. Buch zum Commandeur ernannt worden. Brem. Z.

⁂ In Havre ist für den Jardin des Plantes in Paris eine Giraffe angekommen, deren Hals so lang ist, daß sie nicht unter den Eisenbahntunnels durch kann; es sollen dem Thiere deshalb Stricke angelegt werden, um es zu zwingen, den Hals zu krümmen, so oft der Bahnzug durch einen Tunnel geht.

⁂ Die Fabrik für Möbel aus Papiermaché in Birmingham, von der wir schon vor einiger Zeit berichteten, beschäftigt bereits 500 Arbeiter. Die kostbarsten Holzarten werden bis zur Täuschung nachgeahmt, dabei übt Hitze oder Kälte keinen Einfluß auf dergleichen Möbel aus, die sogar noch dauerhafter seyn sollen, als die aus gewöhnlichem Holze. Auf Rechnung der Königin von Spanien ist kürzlich in dieser Fabrik ein ganzes Ameublement, die einzelnen Stücke mit Gold und Perlmutter ausgelegt, im Preise von 14,000 Thalern angefertigt worden.

⁂ Ein neues englisches Werk über Sclavenwesen in Nordamerika gibt folgende Schilderung von der Versteigerung eines Schooners und seiner schwarzen Bemannung in Charleston: Der Auctionator begann die Versteigerung mit dem Ausrufen des Fahrzeugs selbst, welches 65 Tonnen hielt, drei Jahre alt und ein gewöhnlicher Kauffahrer war, der zwischen Charleston und Georgetown segelte. Es ward für 2250 Dollars erstanden. Hierauf schritt die Versteigerung weiter fort. „Pompejus,“ rief der Versteigerer aus, „der Schiffspatron, ein Schwarzer, 28 Jahre alt, ein Capitalneger —“ hier unterbrach ihn der Ausgebotene, der auf dem Hinterdeck in seinen besten Kleidern stand, indem er sich zu ihm hinbog und zu ihm sagte: „Herr Naylor, sobald es Ihren Ansichten vollkommen genehm ist, werde ich Ihnen Dank wissen, wenn Sie mich Capitän nennen; besonders da Sie bemerken, daß meine Mannschaft anwesend ist. Ich wünsche vor meiner Mannschaft stets mit möglichster Würde dazustehen.“ Und bei diesen Worten warf sich Pompejus, der wirklich ein schmucker Bursche war, mit viel Ernst und Anstand in die Brust, indem er die Arme in einander schlug. Herr Naylor, stets ein umgänglicher und milder Mann, lächelte und antwortete: „Oh freilich; jedenfalls Capitän Pompejus; ich war im Irrthum. Nun, ein Capitalneger Namens Pompejus, Capitän des besagten Schooners Susannah, 28 Jahre alt, gesund, nüchtern und ehrlich, wohlbekannt mit dem Handel Georgetowns und der Savannah, so wie mit dem Schildkrötenfang an der Küste Florida's. Wer bietet auf Capitän Pompejus? Er wird für Jeden, namentlich aber für den Besitzer des Schooners eine schöne Erwerbung seyn. Sind 500 Dollars geboten?“ — „Ja“, antwortete ein Kauflustiger. „600 Dollars, ich höre — 700 Dollars, schönen Dank, Herr Turner; 800 Dollars — 900 Dollars — 1000 Dollars für Capitän Pompejus. Immer höher, ihr Herren, ihr seid noch nicht halbwegs hinauf. Capitän Pompejus ist 2000 Dollars werth, wenn er einen Cent werth ist.“ Als 1000 Dollars geboten waren, hob Pompejus sein Kinn wenigstens 3 Zoll höher, und aus seinen schwarzen Augen funkelte der Stolz. 1100 Dollars, wurden nun geboten — „1200 Dollars, habe ich recht gehört?“ fragte Herr Naylor; „1300 Dollars, ist das alles, was auf Capitän Pompejus, die trefflichste Hand im ganzen Küstenhandel, geboten wird? Das heißt ihn wahrlich verschleudern.“ — „Nicht so rasch, Herr Naylor, ich bitte!“ unterbrach ihn Pompejus von Neuem, „ob Ihr mich wegwerft oder nicht, Ihr wißt wenigstens, Herr, daß ich weder die Susannah, noch mich selbst je wegwerfe, so weit es an mir liegt.“ — „Gut gesagt, Capitän Pompejus!“ sagte Einer der Bietenden; „50 Dollars mehr dafür, mein Bursche.“ Herr Lawson, welcher das Fahrzeug erstanden, sah nun ziemlich unwirsch drein. „Einmal für allemal 1500 Dollars, Herr Naylor!“ rief er endlich, „das ist mein letztes Gebot.“ — „1500 — 1500; bietet Niemand mehr? Also 1500 — 1500 Dollars — Niemand mehr? Zugeschlagen! Es ist ein hoher Preis, Herr Lawson; aber Ihr habt einen guten Handel gemacht, wenn Ihr Capitän Pompejus' Charakter und Geschicklichkeit erwägt. Nun kamen der Steuermann, der Proviantmeister und der Schiffskoch, drei Schwarze von 30, 25 und 16 Jahren, unter Einem Loose zur Versteigerung; auch diese wurden dem nunmehrigen Eigner der Susannah für 2000 Dollars zugeschlagen.

⁂ Wie während der letzten Jahre der Restauration unter dem Volke die Ueberzeugung verbreitet war, Napoleon lebe noch, so heißt es auch jetzt unter dem Volke in Irland, selbst in Dublin, O'Connell sei nicht todt, der nach Irland gebrachte Sarg sei leer gewesen, der berühmte Agitator lebe ruhig in Italien, am Ufer des Comer-Sees. Man will ihn dort in der Nachbarschaft der Villa Este gesehen haben, durch einen starken Bart entstellt und sein Incognito unter dem Namen Don Diego de Formes, spanischer Hidalgo, bergend! O'Connell ist durch solchen Volksglauben neben die größten Helden aller Zeiten gestellt, neben Barbarossa, Kaiser Friedrich II. u. s. w.

# Korrespondenz-Nachrichten.

**Wiesbaden**, im August.

## Die erste Waarenverloosung des nassauischen Gewerbvereins.

Der hier unter Redaction des Herrn Dräxler-Manfred erscheinende „Cursaal" spricht sich über den großen Nutzen der nassauischen Industriehalle und die jetzt in vollem Schwunge begriffene Verloosung von Waaren aus derselben in folgender Weise aus: „Wie groß ist England, wie groß ist Frankreich, wenn es sich darum handelt, die Interessen ihrer Gewerbe zu fördern! Wie klein sind wir! Jeder der den Bewegungen des öffentlichen und gewerblichen Lebens in jenen Ländern folgt, jeder dem die Klagen und Angstrufe der deutschen Gewerbtreibenden zu Herzen gehen, weiß dieß nur zu gut. Wie Napoleon seine Feinde gelehrt hat, Krieg zu führen, so haben die Ueberlistungen des schlauen und durch Einigkeit starken Auslands, den plumpen und dummehrlichen deutschen Michel etwas klüger gemacht und ihn gelehrt, daß ihm eine kräftige Forderung seiner heimischen Gewerbe nützlicher und ehrenvoller ist, als die thörigte Schwärmerei für das Wohl der ganzen Welt; sie haben, wenn auch noch nicht das ganze deutsche Volk, so doch den aufgeklärten Theil desselben belehrt, daß ein Land ohne blühende Gewerbe ein Vogel ist ohne Flügel, ein Hirsch ohne Geweih, ein Pferd ohne Huf. „Almosen sind keine Wohlthat." Ehrenvoller, nützlicher, wirksamer als alle Almosen ist Förderung der deutschen Arbeit und Unterstützung der allmälig in allen größeren, deutschen Städten entstehenden Industriehallen, als der sicherste Hort und Haltpunkt der deutschen Arbeit. Nichts kann solchen Anstalten förderlicher seyn, als jährliche großartige Verloosungen ausgesuchter Tischler-, Tapezierer- ꝛc. Waaren. Eine solche großartige Verloosung von Waaren aus der Industriehalle zu Wiesbaden, deren Ziehung auf Montag den 4. October festgesetzt ist, ist jetzt in vollem Gang und da das Loos nur Einen Gulden kostet, so fordern wir alle Freunde der deutschen Arbeit, alle Feinde der Faulheit und Bettelei, Alle, die es mit dem Wohl der arbeitenden Klassen ehrlich meinen, auf, das segensreiche Unternehmen durch Betheiligung bei der Verloosung zu unterstützen. F. E.

---

**Stuttgart.**

## Das Schauspiel.

(Schluß)

Mehr Kräfte als für das Drama besitzt die hiesige Bühne für das Conversationsstück und das Lustspiel. Hier sind es außer den beiden genannten — denn das Wirken der Herren Löwe und Grunert ist auch in diesen Sphären ein verdienstvolles — auch noch die Herren **Moritz**, **Maurer** und **Meixner**, welche mit besonderer Auszeichnung zu nennen sind. An Hrn. Maurer besitzt die hiesige Bühne für Anstandsrollen und humoristische Väter, zu welcher Gattung von Rollen ihm seine Persönlichkeit vortrefflich zu Statten kommt, ein höchst schätzenswerthes Mitglied. Die Virtuosität, mit welcher sich Hr. Moritz im Fache der Bonvivants bewegt, ist hinlänglich anerkannt; in der Leichtigkeit der Bewegungen, in der Kenntniß des Salontones und der Formen der feineren Gesellschaft dürfte ihm nicht leicht Jemand gleichkommen. Hr. Meixner endlich ist in der Theaterwelt so vortheilhaft accreditirt, daß sein Engagement, welches jetzt seinen Anfang nimmt, zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Neben diesen Genannten sind es noch die Herren **August**, für jugendliche Liebhaber und Naturburschen engagirt, die Komiker **Gnauth** und **Pezold**, **Gerstel**, dessen Wirken bei Gelegenheit der Schilderung der Opernkräfte bereits besprochen wurde, und **Arndt**, die beiden letztern im Besitze komischer und Charakterrollen, welche ihre Plätze zur vollkommenen Zufriedenheit des Publikums ausfüllen und zu einem guten Ganzen das Ihrige beitragen. Bei der Erwähnung des Hrn. Gerstel muß ich noch die Bemerkung hinzufügen, daß er, in der Oper wie im Schauspiel gleich verwendbar, seinen Rollen stets die größte Sorgfalt zuwendet. Eine seiner besten Leistungen, in denen er seine Künstlerschaft im schönsten Lichte zeigte, war der Hofnarr Archias in Wangenheim's „Strafford", dem Stücke, welches den Schluß der Vorstellungen machte.

Was nun die weiblichen Mitglieder des Schauspiels anbelangt, so macht sich hier vor Allem der Mangel einer ersten Liebhaberin so wie der einer tüchtigen Darstellerin für alte Rollen auf das Empfindlichste bemerkbar. Salondamen spielt Mad. **Dessoir**, eine Künstlerin von bewährtem Rufe, der es indeß bisher noch nicht gelungen ist, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu vermitteln, das heißt sich jetzt dieselbe Anerkennung zu verschaffen, wie sie ihr in ihren früheren Wirkungskreisen zu Theil wurde. Es scheint, als ob der Uebergang aus dem Fache der Liebhaberinnen, in welchem sie in Leipzig zumal so glücklich sich bewegt hat, und das der Anstandsdamen und Heldenmütter für sie von großen Schwierigkeiten begleitet sey. Fräulein **Schäfer** ist als jugendliche Liebhaberin bereits genannt und von ihr gesagt worden, daß das Lustspiel ihr eigentlichstes Terrain sey. Sonst sind noch zu nennen Fräulein **Schütz**, für Soubrettenrollen recht verwendbar und eine Novize der Schauspielkunst, Fräulein **Siber**, ein junges, vielversprechendes Talent.

In welchem Verhältniß das Publikum der hiesigen Stadt zum Theater steht, darauf werde ich in meinen späteren Berichten zurückzukommen Gelegenheit nehmen. Ich glaube, daß es mir gelungen seyn wird, durch meine Schilderung der hiesigen Bühnenzustände dem Leser ein ziemlich anschauliches Bild vor Augen geführt zu haben, ein Bild, das ich wohl als Grundlage meiner weiteren Referate, sofern sich diese auf die Ausübung der dramatischen Kunst am hiesigen Orte beziehen, betrachten kann.

**Wilhelm Koffka.**

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 4. September. (Neu einstudirt) **Eulenspiegel**, oder: **Schabernack über Schabernack**, Posse mit Gesang in 4 Abtheilungen, von Nestroy. Musik von A. Müller. Natzi: Herr **Nestroy**.

Sonntag, den 5. September. **Prinz Eugen, der edle Ritter**, Oper in 3 Abtheilungen von Gustav Schmidt.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 246.** Montag, den 6. September **1847.**

## Brieffragmente rc. der Herzogin v. Praslin-Choiseul.*)

Genau nach den Originalien mitgetheilt von Dr. Old.

1.

Anfangs Mai 1841.

Mein Theuerster!

— — — und warum willst Du nicht Dein Herz vor mir aufdecken, warum nicht Deinen Seelenschmerz mir nennen? Was wäre sonst Liebe? Wähnst Du etwa, daß die Unabhängigkeit in Trennung und Vereinzelung bestehe? Und fordere ich zu viel, wenn ich Deine Freuden und Deinen Kummer endlich mit Dir theilen will? Wie ein Fremdling willst Du mir gegenüberstehen, und sollte ich Dir zuletzt nicht auch fremd werden? Aber Jahrhunderte könnten verfließen, mein Herz bleibt unverändert. Es wird weit, weit eher brechen, als meine Liebe zu Dir schwinden.

— Du betrübst Dich, so Du mich betrübt siehst, und wer trägt die Schuld? Du allein könntest mir Trost gewähren, und warum ziehst Du Dich so ängstlich zurück? Ich sehe augenscheinlich, wie Du leidest, und mein Herz schließt Schätze von Liebe ein, und Du, Du stößest mich erbarmungslos von Dir? Ich will Dich beruhigen, trösten, will Dir den Weg zum Himmel öffnen, mein Herz, mein Leben, meine Liebe gehören Dir allein, und Du, ach, Du versagst mir den einzigen, süßen Trost! Bin ich nicht mehr die Gefährtin Deines Lebens, die zweite Hälfte Deines Ich's?

Wer würde Dich pflegen, wenn Du krank wärst? Würdest Du die heilende Arznei aus einer andern Hand als der meinen annehmen? Nun wohl! Der nagende Kummer, das ist das tiefe Wehe meiner Seele, meines Geistes, warum kommst Du nicht, ihn zu mildern mit hülfereicher Hand?

O, Dein Herz kennt wohl die Geschichte meines Herzens, weiß, was es erhebt und wie sich stilles Leiden in freudiges Entzücken auflöset, bloß meine Heftigkeit, meine Gereiztheit hat Dir einen fast unerklärlichen Widerwillen gegen mich eingeflößt. — O, Du kennst das **wahrhafte** Glück, Du fühlst sein Bedürfniß, aber Du fürchtest meinen **Verdacht**, meine herrschende **Eifersucht**. Glaub' mir, mein Theobald, vier Monate voll Schmerz und Reue haben mich gebessert, um Dich tröstend wieder an mich zu fesseln, und wir wieder so glückliche Tage miteinander verleben, wie einst, um Dir einen Himmel voll Seligkeiten zu eröffnen, die ich Dir, mein Heißgeliebter, aufbewahrt habe, um mit Dir, um für Dich zu sterben! — Kenne ich doch keine größere Wollust! — Nicht um Dich zu warnen oder Dich zu verfolgen und wie ein Kind am Gängelbande zu führen, verlange ich Dein Vertrauen, Deine Liebe von einst — Dein Herz.

Ich schwöre es Dir heute ernst und feierlich, **nie mehr** die Oberherrschaft, in welcher Bedeutung es immer sey, über Dich gewinnen zu wollen, ich kenne nur allzuwohl die überwiegende Kraft Deines Charakters, Deines klaren Verstandes, ich will mein Daseyn mit Dir theilen, um Deines zu verschönern, Balsam streuen — — ach, ich will ewig seyn

Deine **Fanny**.

2.

Mitte Mai 1841.

— — ja ich bin ernster geworden, das ist die Wirkung des langen Unglückes, das zuletzt Gewohnheit wird. Ach, wie schwer für mein liebendes Herz, sich daran zu gewöhnen! Und was ich da Alles that, um ihn zu fesseln, wieder mit freudigem Jubel, mit lautpochendem Herzen **mein** nennen zu können! Wie, sollte mein Bemühen, der geheimste und doch offenbarste Wunsch meiner Seele, **nie** in Erfüllung gehen?

„Du hast mein Zimmer verlassen, weil Du mich und meinen Zorn fürchtest? Bei meiner Liebe, bei der Deinen, bei Allem, was dem Menschen am Theuersten und Heiligsten ist, schwöre ich Dir, was ich bisher that, war Grund und Wirkung meines heißesten Strebens, Dein altes Vertrauen wieder zu gewinnen; ich will mich von nun an von Dir leiten lassen, ich will Dich, beim Himmel! nicht mehr mit Vorwürfen beladen, nicht mehr mit meiner Eifersucht quälen und nie mehr wagen, Dir, als treugehorsames Weib, irgend einen Rathschlag ertheilen zu wollen. O, ich bereue zu sehr, ich dulde zu viel, um je wieder in meinen vorigen Fehler zurückzufallen. Wir sind noch jung, Theobald, warum sollen wir Beide vereinzelt von einander leben? Wir, wir lieben uns, sind Beide vor Gott und den Menschen rein, und doch sollte unser Geist und Herz so weit getrennt seyn. Ach, es möge nur keine Eigenliebe, nicht kleinliche Eitelkeit Dein großes, edles Herz beherrschen, ich mache ohnehin nur auf Deine Zärtlichkeit und Dein inniges Vertrauen bescheidenen Anspruch. Denn sieh, mein Freund, das ist die Verbindung zweier Seelen, die Herzensergüsse sind zärtliche, süße Liebkosungen, und Einheit, Glück und Tugend sind dessen neidenswerthe Früchte.

*) Die französischen Journale sind gegenwärtig mit der Correspondenz des Herzogs von Praslin mit seiner unglücklichen Gemahlin angefüllt; dem Leser diene jedoch zur Nachricht, daß die hier mitgetheilte Briefe rc. einer früheren Periode angehören, als die, welche jetzt von den Pariser Zeitungen gebracht werden.

**Anmerk. d. Red.**

„Und nie, nie will ich Deine Güte, Dein freundlich Wohlwollen mißbrauchen, ich will es wie ein heilig Geheimniß in meiner Seele tragen, und wie ein Heiligthum ewig bewahren. So komme, fliege in die offenen Arme Deiner Fanny, versuche es mit Vertrauen und Gelassenheit, und Du sollst sehen, daß Du glücklicher seyn wirst, wie jetzt, ganz auf Dich allein und Deinen Trübsinn hingewiesen.

„Du suchst, jagst vielmehr wild nach stets neuen Zerstreuungen, und machen diese Dich wahrhaft glücklich? Nein, nein, Guter, man ist es nicht mit einem Herzen, wie jetzt das Deine, und einem Leben, wie wir es unseliger Weise seit einiger Zeit führen. Deine Gattin kennt kein anderes Glück, keine Lebensfreude, sie hat keine andere Familie, keine Stütze, als Dich. O, so verschließe nicht Dein Ohr ihrem Flehen, sey nicht blind, wenn sie weint und im Schmerz die Hände ringt. — Theobald, was Du einst warst, das warst, bist und bleibst Du mir ewig? Bei den ewig jungen Tagen unserer heiligen Liebe, bei Deinem Namen, bei dem meinen, höre mich, nimm die Arme, Verstoßene wieder auf, mein ganzes Leben bestehe fortan in Liebe und Dankbarkeit. Aber Du weisest mich grausam von Dir, als ob ich allein die schwere Schuld trüge? Die Freundin wagt nicht mehr vor Deinen Augen zu erscheinen, Dein Dir Herz zu öffnen, Dich zu liebkosen, Dich um Gnade anzuflehen, von Deinem Bett, aus Deiner Brust hast Du Dein Weib verstoßen, konntest Du mehr thun, wenn sie — und vor dem bloßen Gedanken möge mich Gott im Himmel bewahren! — Dir untreu geworden wäre? — Da weint sie Tag und Nacht, sucht wie ein bestraftes Kind vor Deiner Thüre, und wagt nicht zu ihrem Gatten, dem Vater ihrer Kinder einzutreten, Du könntest ihr doch morgen auch dieß zum Vorwurfe machen. — — Mein Theobald, schenk' mir wieder Dein Vertrauen, Deine Liebe! Darf ich mich wieder Dir nähern, Dir treulich beistehen im Leben, Dich an meine liebende Brust drücken und trösten, der Du des Trostes so sehr bedürftig, darf Dein Weib, das nur lebt, um Dich zu lieben, Dich wieder — Ihren Theobald nennen?

„Ach, wenn sich nur nicht von Neuem Deine Gereiztheit, Deine Aufwallung, Dein Stolz und finsteres Wesen, welches sich leider! in letzter Zeit Deines Geistes so sehr bemächtigt, zwischen uns wie eine hohe Scheidewand, eine tiefe, trennende Kluft, feindlich-dämonisch stellen."

„Hab' Erbarmen! Mein Herz bricht. Mitleid, Mitleid mit der liebevollen Gattin!"

„Baue Dein Glück auf meine schwachen Schultern, sie sollen eisenstark werden, um es zu tragen, daß es von nun an fest und unerschütterlich dastehe. Schenke mir in demselben Maße Dein Vertrauen, wie ich es stets Dir gegenüber gethan. Ich will Deinen Kummer kennen, will Dein Herz erleichtern, wir wollen wieder ein Leib, eine Seele seyn, ja, wir wollen stolz der Welt zeigen, daß sie mir und Dir Unrecht gethan, und ich will es laut verkünden, daß es eine Welt hört von einem Ende zum andern, daß Deine Feinde zusammensinken, die elenden Verleumder — mich liebt, ja, beim Himmel, Theobald liebt seine Fanny!

(Fortsetzung folgt.)

## ):( Der Kampf der Niederländer gegen den Sultan von Bali.

Surabaya auf Java, 24. Januar 1847. Die Insel Bali, welche zu der kleinen Sunda-Insel gehört, ist 94 Quadratmeilen groß, und durch eine schmale Meerenge, die Bali-Straße, von Java getrennt. Hohe Berge thürmen sich an den Küsten empor, und auch das Innere ist sehr gebirgig; auch ist die Insel äußerst fruchtbar und liefert Reis, Indigo, Kaffee, Oel, Tabak, Salz u. s. w. zur Ausfuhr. Die Einwohner, deren Zahl auf eine Million angegeben wird, sind Malayer und stehen unter unabhängigen Fürsten. Obwohl bei diesem Volke die Industrie ziemliche Fortschritte gemacht hat, so sind die Balinesen dennoch ein wildes, rohes und grausames Volk; mit den Hindu haben sie es gemein, daß bei dem Todesfalle eines Fürsten dessen Frauen und Bedienten mit der Leiche verbrannt werden; übrigens bekennen sie sich weder zur mohamedanischen, noch zur braminischen oder funoa'schen Religion, sondern sie sind Stockheiden. Als im Jahre 1815 die Engländer Java und die übrigen holländischen ostindischen Besitzungen den Holländern zurückgaben, wurde diesen auch Bali zugetheilt, von denselben aber nicht besetzt, wohl hauptsächlich des mörderischen Klimas halber. Die Bali-Straße ist seit langer Zeit allen Seefahrern ein Gräuel, durch die furchtbaren und grausamen Seeräuber, die hier stets mit beispielloser Frechheit ihr' Wesen treiben, selbst große Schiffe entern und die Bemannung ohne Schonung ermorden oder ihren Götzen opfern. Da nun neuerdings ein holländisches Schiff durch die Balinesen angefallen worden war, sandte der General-Gouverneur von Niederländisch-Indien eine Depesche an die Radjas von Beliling und Korang-Assem, sie ernstlich auffordernd, dem Seeräuberunwesen auf's Kräftigste zu steuern, widrigenfalls er sich genöthigt sähe, selbst Maßregeln zu ergreifen; diese Fürsten aber, welche selbst am meisten bei der Seeräuberei betheiligt sind, empfingen den Ueberbringer der Depesche, einen arabischen Fürsten im Dienste des Gouvernement's, auf die unverschämteste Weise, spieen gekauten Betel in die Depesche und sandten sie so zurück. Noch einmal ging eine Gesandtschaft nach Beliling, die beiden Radja's mit einer Expedition bedrohend, wenn sie sich nicht unbedingt fügen würden; allein die Gesandtschaft kam mit der Antwort zurück: „daß, wenn eine Expedition auf Bali landen würde, man bereit sey, sie zu empfangen," und somit sah sich das niederländische Gouvernement zur Aufrechthaltung seines Ansehens genöthigt, energische Maßregeln zu ergreifen, um seinen ausgesprochenen Willen zur Geltung zu bringen.

Die Expedition wurde nun ausgerüstet, und am 25. Mai gingen die zu derselben bestimmten Schiffe von Batavia und Surabaya ab, ihre Richtung nach Bezoeki nehmend, welche Stadt, nahe bei der Bali-Straße gelegen, als Sammelplatz war bezeichnet worden. Nach vier Tagen war die ganze Flotte vereinigt und richtete nun ihren Lauf nach Beliling, um die übermüthigen Barbaren für ihre Frechheit zu züchtigen.

Die Expedition bestand aus der Fregatte Ceres, der Kriegsdampfboote Merapi, Vesuvius und Bromo, der Barke Boedo, 20 andern Kriegsbarken, Briggs und Schoners, 12 Kreuzpraamen, 20 großen Transportschiffen, worauf sich die Expeditionstruppen befanden, der Barke Solo, welche als Hospital eingerichtet war, und dem Dreimaster Koophandel, welcher als Proviantschiff diente. Der Marineoberst Ten Smit van der Broeke befehligte die Flotte, und der Oberstlieutenant Bakker die Landungstruppen; beide befanden sich auf dem

Kriegsdampfboote Bromo, mit dem Residenten von Bezoeki, der der Expedition als Kommissär beigegeben war. Diese Herren fuhren mit dem Bromo voraus, und fanden bei ihrer Ankunft auf der Rhede von Beliling sämmtliche Balinesischen Schiffe in einen Binnenhafen gebracht, mit Ausnahme einer einzigen Tjonke, welche auf der Rhede zurückgeblieben war. Sogleich lös'te der Bromo eine Kanone und bißte die holländische Flagge, aber auf den Wällen von Beliling kam die Landesflagge, weiß mit rothem Bande, zum Vorschein; an der Befestigung des Platzes wurde noch fleißig gearbeitet, was man deutlich sehen konnte, da die Rhede hier so tief ist, daß die Schiffe fast bis ans Land fahren können. Der Kapitän der Tjonke kam sofort an Bord des Bromo, und empfing vom Kommissär eine Depesche für den Radja, worin nochmals Vergleichsvorschläge gemacht wurden. Der Radja bat sich drei Tage Bedenkzeit aus, welche ihm zugestanden wurden, und in der Zwischenzeit langte die ganze Flotte vor Beliling an. So wie die Schiffe sich näherten, wurde an jedes ein Seeoffizier gesandt, um sie an den ihnen bezeichneten Platz zu bringen. Vorn dicht ans Ufer legten sich die zwölf Kreuzpraawen en tirailleurs, dahinten kamen die Barken, Briggs und Schoners; die Fregatte Ceres und die Kriegsbarke Boedo wurden zwischen die Festung Beliling, welche hart am Strande liegt, und zwei andere kleine Forts placirt um zu verhindern, daß von dieser Seite her Beliling Hülfe gebracht werden könne; die Dampfboote legten sich an die Flanken. Hinter die Kriegsschiffe kamen die Transportschiffe mit den Truppen zu liegen, bestehend aus 4000 Mann Infanterie, einer Batterie 6Pfünder Artillerie, und einer Batterie 3Pfünder Bergartillerie, welche in diesem gebirgigen Lande besonders zweckmäßig erschien, eine Compagnie Saveurs und 800 Lastträgern. Die Pferde bei der Artillerie werden nicht neben einander wie in Europa, sondern hinter einander gespannt, worauf man die Stücke auf den schmalen Bergpfaden überall hinbringen kann; die Munition wird von Pferden getragen.

Den 27. Juni lief die dem Radja gesetzte Frist von drei Tagen ab, und da derselbe nun weitere 10 Tage Bedenkzeit begehrte, so mußte man muthmaßen, daß es lediglich darauf abgesehen sey, Zeit zu gewinnen, um noch Verstärkungen von Korang-Assem heranzuziehen, und es wurde daher beschlossen den Vorschlag zu verwerfen und mit dem folgenden Tage den Angriff zu beginnen. Es wurden nun an jeden Soldaten 50 Patronen vertheilt, und die Brodsäcke, so wie Feldflaschen gefüllt, letztere nicht, wie in Europa, mit Branntwein, sondern mit Essig und Wasser, was hier die beste Erholung gewährt. Tornister kann man hier zu Lande nicht tragen, obwohl die Truppen solche besitzen; sie wurden durch Brodsäcke ersetzt, die Gewehre aufs Verdeck gebracht und geladen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** Wien. Der Componist Walther v. Göthe, der Enkel des großen Dichters, aus Meran hieher zurückgekehrt, wird in seinem ländlichen Aufenhalt zu Penzing seine neue Oper vollenden.

*** Eine deutsche Jenny Lind! Die Kölnische Zeitung berichtet in No. 242 v. 30. Aug. von einer neuen ausgezeichneten Sängerin, die, wenn sie wirklich nicht überschätzt ist, den deutschen Direktoren willkommen seyn wird. Es heißt in der Kölnischen Zeitung: „Für die Leser dieser Blätter ist Sophie Crüwell ein unbekannter Name, und doch haben schon viele begeisterte Stimmen ihn jubelnd ausgerufen, doch sind der Sängerin dieses Namens Blumen und Kränze geworfen, Serenaden gebracht und Auszeichnungen aller Art zu Theil geworden. Sophie Crüwell ist eine junge Sängerin, die in diesem Augenblicke in Italien ein Aufsehen macht, wie es selten der Fall ist. Und diese Sängerin ist eine Deutsche, wenn die Italiener sie auch Signora Crüwelli nennen. Sophie Crüwell ist zu Bielefeld geboren und zeigte von früher Jugend an bedeutendes musikalisches Talent, verbunden mit einer herrlichen, klangvollen Stimme. Mehrere unsere ersten deutschen Meister munterten Sophie auf, ihr Talent künstlerisch auszubilden, und sie ging mit ihrer Mutter auf einige Jahre nach Paris, wo sie den Unterricht des berühmten Bordogni genoß. Schon in Paris fand ihre Stimme allgemeine Anerkennung. Nach vollendeter Ausbildung war der Wunsch in ihr natürlich, mit ihrem Talente zu wirken — und sie beschloß, sich dem Theater zu widmen. In Mailand vervollkommnete sie sich in der italienischen Sprache und trat dann in Venedig zuerst als Elvira in Ernani von Verdi auf. Der Erfolg war der glänzendste. Das Publikum überschüttete sie mit Beifallsbezeugungen, die öffentlichen Blätter waren einstimmig in ihrem Lobe. Sie mußte in dieser Rolle achtzehn Mal nach einander auftreten. Ihre zweite Partie war die Norma. Seit der berühmten Pasta war diese Oper in Venedig nicht mehr auf dem Repertoire, denn jede Sängerin, die nach der Pasta es versuchte, sie zu singen, war durchgefallen. Unserer Landsmännin war es vorbehalten, die Pasta vergessen zu machen. Die Gazeta privilegiata di Venezia ist unerschöpflich im Lobe der Signora Crüwelli. „Sie hat die alten Sensationen wieder erweckt." „Man findet in ihr ganz die Pasta wieder, nur mit einer schöneren, jüngeren Stimme." Unter allen jetzt lebenden Sängerinnen ist keine da, die das göttliche Ensemble von Bellini so schön wiedergeben kann, wie sie. Wir sagen: das Ensemble, weil in der Norma Spiel, Sprache, Musik so eng mit einander verbunden sind, daß, wenn Eins von diesen Dreien nur etwas schwächer wäre, gleich das Ganze total verlieren würde. Ueber die ausschweifenden Beifallsbezeugungen des Publikums wollen wir schweigen; wir wollen nicht zählen und berichten, wie viel Mal Sophie Crüwell nach jeder Nummer gerufen worden, wie viel Serenaden man ihr gebracht; wir begnügen uns, den Namen der deutschen Sängerin auch bei uns zu nennen und ihren Ruhm zu verbreiten. Hoffentlich wird die junge Deutsche bald zurückkehren und auch ihren Landsleuten den Genuß ihrer Talente und ihrer Kunstfertigkeit gönnen."

*** Sonnabend den 21. August hat Jenny Lind den Londonern zum letzten Mal etwas vorgesungen; sie beschloß eine der erfolg- und ertragreichsten Saisons, welche das königliche Theater jemals erlebte, vor einem bis zum Ersticken gefüllten Hause als „Amine". Die Versammlung empfing sie mit dem lautesten Applaus, welcher Anfangs nach jeder Scene losbrechen zu wollen schien, bis er allmählig von dem tieferen Entzücken der lautlosen Zuhörer zurückgedrängt wurde. Als der Vorhang fiel, schien die Versammlung wie von einem Zauber gelöst; nachdem die Arie „Ah non giunge umano pensiero" von der Sängerin zweimal wiederholt worden war, erhob sich das ganze Haus ihr zu Ehren, und nun ging ein Beifallsdonner, ein Blumenregen und ein Tücherschwenken los, daß Jenny Lind, obwohl doch einigermaßen an Dergleichen gewöhnt, völlig überwältigt schien. Nach dem Abschiede sang die ganze Versammlung das „God save the Queen" in dessen letzten Vers Jenny Lind einstimmte. Die gefeierte Sängerin wird nun noch einige bedeutende Provinzialstädte besuchen.

# Korrespondenz-Nachrichten.

## Karlsruhe.

Vor Kurzem hatten wir dahier Gelegenheit, den von Stödle bei Constanz construirten Polymeter zu sehen. Dies ist ein Instrument, womit die verschiedenartigsten Rechnungsaufgaben, reducirt auf ihre einfachsten mathematischen Elemente, gelöst werden können. Es ist ein Maßstab aus Messing oder Holz, in Taschenformat, mit einem messingenen, in verschiedene Abschnitte getheilten und bezifferten Schieber. Durch das Hin- und Herrücken des letztern entsteht eine verschiedenartige Zusammenstellung seiner Abschnitte oder Zahlen mit jenen des Maßstabes selbst, und hieraus läßt sich die jeweilige Lösung der gegebenen Rechnungsaufgaben ablesen. Die Erfindung und Construction macht dem Verfasser Ehre, und das Instrument ist in der That sehr empfehlenswerth. Wenn wir auch nicht, wie der Verfasser meint, damit einverstanden sind, dasselbe schon in Schulen zu empfehlen — denn dort ist der Ort, die Sache wirklich gründlich zu lernen und nicht empirisch am Maßstab abzugreifen, da letzterer eigentlich nur eine Art mathematischen Faulenzers ist — so dürfte der neu erfundene Polymeter, als ein Instrument mit Sicherheit und Zeitersparniß Rechnungsaufgaben zu lösen, Künstlern und Handwerkern, dem Kaufmann und Geschäftsleuten aller Art sehr nützlich seyn. Man wendet ihn an zu Aufgaben der vier Species, Regel de Tri, Quadratwurzeln, Flächen- und Körperberechnungen; Verwandlung aller Maße und Gewichte aller Länder, Berechnung der Klang- und Stimmweiten von Instrumenten u. s. f.

Männer von anerkanntem Urtheil haben sich sehr günstig dafür ausgesprochen, und die Unternehmer haben in hiesiger Gegend sehr viele Abnahme gefunden. Der Maßstab ist solid und genau gearbeitet, mithin der Preis für denselben von etwa 3 fl. nebst einer genauen Beschreibung gewiß billig und es ist zu wünschen, daß derselbe immer mehr Verbreitung gewinne.

---

## Von der Dill, Herzogthum Nassau.

Es ist ein bedeutungsvolles Zeichen unsrer Zeit, daß die Ideen der Einigung und des Zusammenwirkens allüberall im deutschen Vaterlande ihre Wurzeln treiben und hin und wieder bereits zu frischen Blüthen sich zu entfalten beginnen. Neben andern treibenden Kräften und Säften scheint aber vorzugsweise der deutsche Männergesang dazu berufen, durch Milderung der Sitten eine erziehende, durch harmonische Ausgleichung des im Leben so oft noch Geschiedenen, eine echt patriotische Wirksamkeit zu entfalten. So sind namentlich die Sängerbünde, die großen wie die kleinen, dem aufmerksamen Beobachter eine überaus erfreuliche Erscheinung und ihr Streben verdient, an welchem noch so bedeutenden oder so unbedeutenden Orte es sich auch kund thut, auch in weiteren Kreisen die offene Theilnahme, die volle Anerkennung der Mitlebenden. — Diese Anerkennung eines löblichen Strebens haben wir nicht zurückhalten wollen in Beziehung auf einen Verein, der, obgleich von kaum dreijährigem Bestande, obgleich in einem entlegenen Seitenthale jenseits der Berge und an einem Orte wirksam, der noch vor nicht langer Zeit fast nur durch die mit einer eigenthümlichen Abgeschlossenheit verbundene gewerbliche Thätigkeit seiner Bewohner von sich reden machte, nunmehr durch sein am 16. August abgehaltenes Sängerfest von einem neuen Geiste, von einem ehrenwerthen Streben für die gute Sache offenkundiges Zeugniß abgelegt hat. Die Liedertafel von Haiger hatte theils zur Erhöhung der Festfeier, theils zur Bethätigung freundnachbarlicher Gesinnungen den Gesangverein „Orpheus" zu Dillenburg zur Mitwirkung eingeladen. Von einer Deputation vor der Stadt empfangen und begrüßt zogen die Dillenburger Sänger mit Musik nach dem Marktplatze, wo ein Gesang der Liedertafel und eine freundliche Anrede ihres Vorstehers, Lehrer Hermani, sie willkommen hieß. Nach einem herzlichen Gegengruß des Dirigenten der Dillenburger Sänger, Dr. Rossel, setzte sich unter Musikbegleitung der Festzug in Bewegung. Den beiden voranwehenden Fahnen folgten die Jungfrauen der Stadt, in weißen Kleidern, diesen die Ehrengäste und die Mitglieder der beiden Gesangvereine schlossen den Zug. Zahlreiche Festtheilnehmer von nah und fern folgten in munteren Schaaren oder waren auf anderen Wegen bereits dem Festplatze zugeeilt, der, auf einem freundlichen Waldeshügel unfern der Stadt gelegen, zum ersten Male solche zahlreiche Schaaren singender und nichtsingender Gäste versammelt sah. Auf einer mit Laub- und Blumengewinden verzierten Erhöhung, inmitten des Sing- und Tanzplatzes, wurden die Fahnen aufgepflanzt und alsbald vereinigte Mozart's Bundeslied sämmtliche Sänger in traulichem Kreise. Am Schlusse des Liedes hielt Hr. Schulinspector Haas die Festrede und seine erhebenden Betrachtungen über die segensreiche Bedeutung der deutschen Gesangvereine gaben dem festlichen Tage die geziemende Weihe. Hierauf folgten, von Tänzen unterbrochen und in Zwischenräumen, die der Erholung und geselligen Unterhaltung beim Becherklang gewidmet waren, abwechselnd Liedervorträge der beiden Vereine, von der lauschenden Volksmenge nicht selten mit jubelndem Zuruf begleitet. Erst die sinkende Nacht vermochte dem fröhlichen Treiben Einhalt zu thun; in geschlossenen Reihen traten die Sangesbrüder ihren Heimzug an und die gastfreundlichste Bewirthung der Dillenburger Gäste so wie ein heiterer Festball auf dem Rathhaussaale beschloß würdig und schön einen Festtag, der nicht nur den Anordnern des Festes so wie allen Bürgern von Haiger zur Ehre gereicht, sondern auch dem schönen Kranze der nassauischen Sängervereine einen jungen grünen Zweig hinzugefügt hat. Möge derselbe immer mehr erstarken; möge auf einem der nächstjährigen grösseren Sängerfeste auch die Liedertafel von Haiger ihren Platz ausfüllen!

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 5. September. Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Abtheilungen von Gustav Schmidt.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Montag, den 6. September. (Auf vielfältiges Verlangen) Eulenspiegel, oder: Schabernack über Schabernack. Posse mit Gesang in 4 Abtheilungen, von Nestroy. Natzi: Herr Nestroy. — Hierauf folgt: Sieben Mädchen in Uniform, Vaudeville-Posse in 1 Akt, von Angely. Sansquartier: Herr Nestroy.

Mittwoch, den 8. Septemper. (Zum Erstenmale) Der Zerrissene, Posse mit Gesang in 3 Akten von Nestroy. Musik von A. Müller. (Gastrolle) Herr von Lips: Herr Nestroy.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 247.** Dienstag, den 7. September **1847.**

## Brieffragmente rc. der Herzogin v. Praslin-Choiseul.

Genau nach den Originalien mitgetheilt.

(Fortsetzung.)

3.

Im Mai 1841.

Mein Guter! Wüßtest Du, wie glücklich ich war, als Dein Vater heute Dich so herzlich pries und Dich mit gerechtem Stolze seinen Sohn nannte. Ja, es ist wahr, Du kannst alles, wenn Du willst. Aber mir waren seine Worte nicht fremd, denn ich kenne schon lange, gar lange Deinen wahren, unbestreitbaren innern Werth! Dein Weib ist zu stolz, zu glücklich und liebt Dich zu sehr, als daß sie daran hätte zweifeln können, und sollte sie nicht einmal verdienen, Deinen Kummer mit Dir zu theilen? Theobald, ich lebe nur in Dir, durch Dich, o, so strebe, daß ich auch einzig und allein für Dich leben kann. Je größer mein Unrecht war, desto großmüthiger wird Dein Herz seyn und vergeben. Ja, meine ewig treue Ergebenheit, meine unwandelbare Liebe, meine aufrichtige Reue sind Deiner Großmuth würdig. Mein einziger, bester Freund in diesem Leben, der mir doch einst meine Liebe so schön vergolten, vergib, vergib mir! Du sollst Deine Großmuth sicherlich nicht bereuen, glaube mir, meine Seele, wenn Du mich in Dein Inneres blicken läßt, Dein Haupt gestützt an meinen Busen, Deinen Arm in dem meinen enge verschlungen, und wenn meine bebende Lippe Deine von Schmerz gebleichte Stirne leise berührt, dann wird Dein ganzes Seyn minder hart und drückend erscheinen, wie bisher. Wenn ich Dein Sehnen nach Liebe durch ein sanftes, trautes Wort stille, wenn die breiten Fittige des Mitgefühls und des Mitleids über Dein kummervolles Gemüth sich schattig breiten und Linderung gewähren, wirst Du dann nicht glücklicher seyn als Du es warst?

„O, Theobald, opfre nicht Dein und mein Glück der eiteln Furcht, daß ich Dich nicht ganz erkannt habe, ich will vielmehr von nun an Dein Fühlen, Denken und Trachten in meines verschmelzen, und bist Du deßhalb weniger Mann, wenn Deine Freundin Dir hülfreich zur Seite steht, und das schwere Leben tragen hilft, wenn sie die Hefe desselben nicht minder wie die schäumende Oberfläche redlich mit Dir theilt? Und was verlange ich von Dir? Wenig und doch so viel, Alles und doch Nichts, eine Welt, und Dir ist es doch so leicht, sie zu verschenken. Ich verlange Mitleid von meinem Gatten, verlange Gegenliebe, da wo ich schwärmen will, wie im Rausche erster, kindlicher Liebe, wo ich hinsinke, wie vor meinem Gott, hinsinke in Staub und Demuth, zitternd seine Kniee umfasse, da wo ich anbete — und ich verlange für dieß Alles ein Herz voll Mitleid und kann dieß ein Menschenherz, kann dieß der liebende Gatte, der Vater so vieler treuen, unschuldigen Wesen versagen? Deine geheimsten Wünsche sollen von heute an mein Wille seyn, Du bist mir Wille, Gesetz, der Leiter und der Geist meines Glückes, und meiner so lange glücklichen Ehe, Du sollst es auch ferner bleiben. Darum flehe ich Dich weinend an! Und ich will ganz Hingebung, Trost, ganz Mutter und Gattin seyn. — Diese feste Verkettung unserer liebenden Herzen möge das ganze Geheimniß unserer Liebe ausmachen. Ach, wir könnten so glücklich seyn, wenn mein Theobald wollte! Ja, Du wirst sehen, welche engelsmilde, heilige Sanftmuth den nagenden Kummer meiner Seele verscheuchen wird und ewig Dein Glück vertreten soll.

Dann wärest Du sicher, neben Dir ein heiteres Antlitz und ein freudig Gemüth zu finden, das die ganze Geschichte Deines Gemüthes treu und ewig bewahrt, und wo Du hingingest, müßte Dich auf jedem Schritt die Gefährtin Deines Lebens geleiten, glücklich, Dir folgen zu dürfen.

Hast Du je gesehen, daß ich irgend eine Freude, ein Fest im Leben, welchen Namen sie auch immer führen mögen, der Seligkeit, bei Dir und um Dich zu seyn, vorgezogen hätte? Und zuletzt, wenn ich nicht irre, bist Du eifersüchtiger als ich es vielleicht mit größerem Rechte seyn dürfte. Gott allein weiß es vielleicht, wie weit Dein Verdacht in diesem Punkte gehe und ob er gegründet sey, ich weiß wahrhaftig nicht, welchem Beweggrund ich Deinen geheimen Kummer zuschreiben soll. — Und in welcher höllischen Angst ich lebe!

Ach, mein Heißgeliebter, wir können noch mit einander glücklich seyn, könnte Dich ein rührendes Wort wieder auf die rechte Bahn — und das ist einzig und allein die Liebe — leiten! So sey nun wieder vertrauungsvoll, wie Du es stets gewesen, versuche es nur Ein- und das letzte Mal! Sanftmuth, Trost sollst Du bei mir finden, und nie, nie, ich wiederhole es heute feierlich, werde ich mehr verlangen, mein Denken und Wollen zu dem Deinen zu machen. Ja, Du wirst noch Einen Versuch machen, ich kann, darf und will nicht glauben, daß Du mich also auf ewig verlassen und mir die süßeste und trostreichste Empfindung hartherzig rauben wirst. — Ist das Leben doch so kurz, und wir leben schon lange, für mich viel zu lange — ein Tag ist Deiner Fanny eine unnennbare, grenzenlose Ewigkeit! — geistig getrennt, in klagender Disharmonie!

O, bald, ja, ich sehe lang schon in die Zukunft, bald wird es selbst dahin kommen, daß ich nicht mehr wagen werde, Dir zuerst mit meinem Herzen in Liebe und seliger Erwartung entgegenzutreten, ward ich doch schon so oft von Dir verstoßen — zieht sich doch Dein stolzer Sinn von dem Weibe zurück — auch Du willst nicht zuerst ent-

gegenkommen — Du bist Mann — aber ich bin schwach, bin Deine Gattin, ich bin Mutter, und ein Choiseul ist mein Gatte! — Ha, welcher Stolz, wenn ich den Namen nenne, der Jahrhunderte lang erprobte Tugend, Edel- und Biedersinn, Großherzigkeit in sich schließt; und sollte nun das Weib eines so edeln, großen Mannes, der den weltberühmten Namen führt und das auf ihre Kinder, wie jene große Römerin als auf den schönsten Schmuck, den edelsten Edelstein in ihrem ganzen Geschmeide, mit Würde hindeutet, sollte Choiseul's Gattin, die Mutter so vieler Herzöge und Fürstinnen, die Tochter eines Sebastiani, sollte Deine Fanny zuletzt zittern, sich fürchten, schämen, wenn sie, — ja, mein Gott, mein Gott, das Weib ist Weib — wird nicht mehr wagen, das zu fordern, was ihr von Natur, vom Himmel aus zu verlangen gegönnt ist, — das Leben wird düster und trübe hinschwinden, liebeleer und thränenschwer, — Du, mein Theobald, wirst nicht glücklich und ich werde unglücklich seyn, Deine Fanny wird vor Gram sterben — ihr Herz wird brechen — ich fühl' es — o komm', o komm' zu mir, Theobald!

(Fortsetzung folgt.)

---

## ):( Der Kampf der Niederländer gegen den Sultan von Bali.

(Fortsetzung.)

Den andern Morgen bei Anbruch des Tages — die Sonne geht hier jeden Tag um 6 Uhr auf und Abends um 6 Uhr unter; Dämmerung gibt es nicht, dem Tage folgt plötzlich die Nacht und umgekehrt — geschah die Ausschiffung, und man kann sich wohl leicht einen Begriff machen, wie mühsam dies für die Artillerie war, wenn man bedenkt, daß aus dem einen Schiffe, „König Wilhelm II., einem großen Dreimaster, nahe an 100 schwere Artilleriepferde, 16 Kanonen und 4 Mörser mit allem Zubehör, Lavetten rc. ausgeschifft, und auf kleine Fahrzeuge übergebracht werden mußten. Endlich waren alle Truppen, Pferde, Geschütze rc. in die große Masse kleiner Fahrzeuge placirt, die man von Bezoeki mitgebracht hatte, und man bewegte sich nun nach dem Lande. In demselben Augenblicke, als die Truppen in der Linie der Kriegsschiffe waren, begann Seitens der ganzen Flotte das Bombardement gegen die Stadt Beliling, während die Schiffe Boedo und Ceres volle Lagen nach der Gegend hin gaben, wo die Ausschiffung stattfinden sollte. Am Ufer angekommen, sah man nichts als eine ungeheuere Fläche nasser Reisfelder, aber keinen Feind, und konnten daher die Truppen ungehindert ihre Ausschiffung bewerkstelligen, während das Bombardement auf Beliling mit Nachdruck fortgesetzt wurde. Da die Eingebornen in der Regel ihre Festungen durch Reihen von Borangs unzugänglich zu machen trachten, so trugen die Truppen unter den Schuhen Sandalen von starkem Eisenblech, die gleich Schlittschuhen angeschnallt wurden, aber in den kothigen Reisfeldern größtentheils verloren gingen. Die Borangs sind spitzig zugeschnittene und gebrannte Stücke Bambus, welche einen Fuß tief in der Erde stecken und eine kleine Hand hoch hervorragen, durch hohes Gras aber dem Auge nicht sichtbar sind; besonders gefährlich sind sie für die Malayen, welche keine Fußbekleidung haben, sie sind aber auch für die Europäer gefährlich, da sie durch das dickste Sohlenleder gehen, und eine Verwundung durch diese oft vergifteten Pfähle sehr schwer zu heilen ist, nicht selten sogar Amputationen nöthig macht. Glücklicher Weise waren an der Seite, wo die Landung bewerkstelligt wurde, keine Borangs eingerammt, desto mehr befanden sich dagegen auf der Seite, wo man die Landung erwartet hatte, und wo bei 80 Stück Geschütz aufgepflanzt waren; die Balinesen konnten gar nicht begreifen, wie es den Holländern in den Sinn kommen könne, den Angriff über die nassen schlammigen Reisfelder zu beginnen, und die Einnahme von Beliling dünkte ihnen eine Unmöglichkeit. Die kleine Armee der Holländer war in 3 Kolonnen eingetheilt worden. Eine Abtheilung der ersten Kolonne hatte die Aufgabe, die dem Angriffe entgegengesetzte Seite zu besetzen, um die Flucht zu verhindern oder möglichst zu erschweren, während das Gros der ersten Kolonne grade gegen Beliling stand; die zweite Kolonne war gegen Singo Radja postirt, die naheliegende Residenz des Beherrschers von Beliling, von wo die Balinesen in hellen Haufen anrückten, um der Hauptstadt zu Hülfe zu kommen, während die dritte Kolonne in Reserve gehalten wurde. Die kleine Abtheilung der ersten Kolonne befand sich vor einem kleinen Flusse mit sehr steilem Ufer, der überschritten werden mußte, woran indessen die Truppen durch ein gegenüberstehendes starkes Corps Balinesen verhindert wurden. Es wurde nun Artillerie herangeführt, was nur mit unendlicher Mühe ausgeführt werden konnte und wobei die Pferde außerordentlich litten; überall mußte der Weg erst gebahnt werden, und häufig sanken die Pferde bis an die Gurte in den weichen Boden, so daß sie ausgegraben werden mußten. Endlich gelang es, die Artillerie gehörig aufstellen zu können, welche denn auch bald eine solche Verwüstung unter dem gegenüberstehenden Feinde anrichtete, daß die Holländer über den Fluß setzen und den Feind vollends in die Flucht jagen konnten. Der Kampf war indessen allgemein geworden, und während man den Fluß passirt hatte, war das Gros der ersten Kolonne bereits in die Stadt Beliling eingedrungen, wogegen die zweite Kolonne vollauf zu thun hatte, um die Balinesen zurückzutreiben, welche von Singo Radja anstürmten, um der Stadt zu Hülfe zu kommen. Auch längs des Ufers wurde ein Corps von etwa 10,000 Balinesen sichtbar, welche von dieser Seite Beliling zu Hülfe kommen wollten, doch so wie diese Truppen in den Reisfeldern angekommen waren, wo man ohnedem nur äußerst langsam vorrücken kann, und fast bei jedem Schritte einsinkt, wurde dieses Corps dem Feuer der ganzen Flotte preisgegeben, der Art beschossen, daß ganze Reihen niedergeworfen wurden und man die blutigen Linien deutlich sehen konnte; das ganze Corps zog sich in der größten Verwirrung zurück, nachdem es einen beträchtlichen Verlust erlitten hatte. Die erste Kolonne, welche, wie bemerkt, bereits in die Stadt eingedrungen war, fand daselbst, da jedes einzelne Haus zu einer Festung umgeschaffen und auf das lebhafteste vertheidigt wurde, einen solchen Widerstand, daß sie die Stadt wieder zu räumen genöthigt ward. Jetzt wurden Kanonen herangeführt und am Eingange der Hauptstraße aufgestellt, welche von Beliling nach Singo Radja führt; die Straße wurde der ganzen Länge nach mit Kartätschen beschossen, und als sie dadurch gesäubert, drang die erste Kolonne abermals in die Stadt hinein, und diesmal mit glücklicherem Erfolge, obwohl der Widerstand noch immer sehr hartnäckig war. Der erste Officier, welcher hier fiel, war Kapitän Hautbourg, ein Schweizer von Geburt, der von einer Doppelkugel und drei Lanzenstichen getroffen, niedersank; rasch sprang ein Soldat seiner Kompagnie vor, um seinen Kapitän zu retten, was ihm auch gelang, nachdem er drei Feinde getödtet, und selbst einen Streifschuß erhalten hatte. Der Soldat wurde auf der Stelle Korporal und um das Ritterkreuz des niederländischen Löwen für ihn angefragt wegen

dieser schönen That. Auch Lieutenant Bourcourd, ein geborner Mainzer, Sohn des frühern Niederländischen Bevollmächtigten bei der Rheinschifffahrtscommission, wurde hier durch den Schuß einer Doppelkugel schwer verwundet. Die Balinesen schießen fast durchgehends mit einer Art Kettenkugel; sowohl aus dem Gewehre als aus grobem Geschütze, und die dadurch erzeugten Wunden sind sehr gefährlich; die Kugeln sind statt durch eine Kette, mit einer eisernen Stange verbunden: O—O Als weitere Vertheidigungswaffe führt der Balinese noch das Schwert (Klewang), den Dolch (Kriß) und eine Art Lanze; fürchtet er gefangen zu werden, so stößt er sich den Dolch durch den Leib, da er selbst grausam im höchsten Grade, von seinem Feinde nie Schonung erwartet. Als nach beendigtem Feldzuge die Holländer die gemachten Gefangenen freiwillig losgaben, schienen die Balinesen darüber im höchsten Grade erstaunt; dagegen gaben sie keinen Holländer los, obwohl 21 Mann vermißt wurden, die jedenfalls ermordet worden waren, indem sie behaupteten, keine Gefangenen zu besitzen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

⁂ Im Mai v. J. verließ ein Zug amerikanischer Ansiedler, 60 bis 80 Personen mit 23 Wagen, Missouri, um nach Kalifornien auszuwandern. Im October verirrten sie sich in dem hohen Schnee; die Lebensmittel wurden ihnen knapp und sie schickten zwei Leute von ihrer Gesellschaft aus, die aus Sutter's Fort endlich einiges Mehl und Fleisch herbeischafften. Seitdem hatte man nichts von ihnen gehört, bis im Februar d. J. von Kapitän W. Johnson, dem ersten Hause der kalifornischen Niederlassung, ein Bote nach Fort Sacramento die überraschende Nachricht brachte, daß dort fünf Frauen und zwei Männer, beinahe völlig von Kleidern entblößt und mit erfrornen Füßen, angekommen seien. Sie berichteten, daß die Gesellschaft ein kleines Blockhaus 100 Miles von Johnsons Wohnung erreicht hätte, wo man den Schnee so hoch gefunden; daß die Reise zu Wagen nicht fortgesetzt werden konnte. Aus Furcht verhungern zu müssen, entschlossen sich sechszehn der Kräftigsten, eilf Männer und fünf Frauen, die Niederlassung zu Fuß aufzusuchen. In dürftiger Kleidung und mit kärglichem Lebensmittelvorrath begannen sie ihre Reise über die Gebirge, gegen welche Napoleons berühmter Zug über die Alpen eine wahre Lustfahrt war. Nach langer Wanderung waren sie in dem spurlosen Schnee zuletzt völlig in die Irre gerathen, die Lebensmittel gingen aus, der Hunger stellte sich ein, er ward immer fürchterlicher, und endlich, so erzählen Newyorker Blätter, kamen sie zu dem entsetzlichen Beschluß, das Loos zu werfen, wer den Andern zur Speise dienen sollte. Die Schwächeren starben jedoch von selbst, unter der Qual der Entbehrung, so daß nicht nöthig war, ihnen das Leben zu nehmen. Nach einander starben neun Männer und ihre Leichen wurden von den Uebrigen verzehrt. Ein junger Mann aus Syracus (Newyork), C. S. Staunton, war der erste, welcher starb. Nach einer Wanderung von dreißig Tagen erreichten endlich die sieben Ueberlebenden Kapitän Johnson's Niederlassung. Merkwürdiger Weise hatten alle 5 Frauen die Schauder der Reise überstanden, während von den eilf Männern nur zwei übrig blieben und einer von ihnen so erschöpft war, daß er von einem Indianer auf den Schultern getragen werden mußte. Einmal hatten die Unglücklichen anderthalb Tage in einem Schneesturm ohne Feuer zugebracht, obgleich sie nur drei Betten hatten. Eine Frau hatte an dem Fleisch ihres Bruders und ihres Vaters den Hunger stillen müssen; manches, was die Leute von ihren Leiden berichteten, ist zu fürchterlich, um es zu wiederholen. Später versuchten 24 Andere von der Gesellschaft die Reise über die Gebirge; sie gelangten glücklich hinüber, wurden aber wenige Tage später von einem Schneesturm überfallen, in dem sie Alle umkamen. Die Zurückgebliebenen, etwa 40 an der Zahl, waren fast sämmtlich Frauen und Kinder, sie hatten Lebensmittel genug bis zu Ende Februar. Aus Fort Sacramento und Yerba Buena ist ihnen seitdem Hülfe geschickt. — Die Geschichte leidet an einigen Unwahrscheinlichkeiten — vielleicht ist sie nur einer der vielen amerikanischen Hoaxe, wenigstens möchte man es wünschen.

⁂ Haag, 22. August. Eine scandalöse Geschichte beschäftigte hier einige Tage die Unterhaltung. Ein Steuerempfänger sollte voriges Jahr plötzlich gestorben sein: man erzählte nämlich, er habe sich ums Leben gebracht, weil er bei einem Münzenbeschneidungs-Processe betheiligt gewesen, indem er gute Geldstücke gegen beschnittene umgetauscht habe. Sein Begräbniß hatte zur Zeit stattgefunden — seine Familie trug Trauer um ihn, als plötzlich ein Reisender, der aus England gekommen, versicherte, er hätte den angeblichen Todten in London wohlbehalten umhergehen sehen. Als die Polizei darauf den Sarg öffnen ließ, fanden sich Steine in demselben!

⁂ Am 7. Aug. wurde ein Schwarm Wallfische in die untiefe Bai von Louch Foyle an der irischen Küste gedrängt, und von den Arbeitern, welche mit Uferarbeiten für die Londonderry-Coleraine-Eisenbahn beschäftigt waren, bemerkt. Zwei am Ufer liegende Boote fuhren alsbald mit einigen der Kühnsten ab, denen es auch gelang, die Wallfische noch weiter nach der Untiefe zu treiben. Jetzt aber begann der Kampf. Die Arbeiter, der Wallfischjägerei, wie sich denken läßt, wenig kundig und mit Dingen, wie Hebebäume, Eisenbahnschienen, Stangen ꝛc. bewaffnet, wären sicher ihren Feinden unterlegen, wenn nicht die Dampfmaschine ihnen immer neue Kampfgenossen zugeführt hätte. Inzwischen füllten sich alle umliegenden Hügel mit Zuschauern, um dieses ungewohnte Turnier zwischen Wallfischen und Eisenbahnarbeitern zu betrachten — von trockenem und gesichertem Standpunkte aus. Nach 5 Stunden endlich trug die Ueberzahl der Arbeiter den Sieg davon. Vier Wallfische wurden gefangen und werden diese mit ihrem Thran Schweiß und Mühe der Sieger glänzend belohnen. Da, wo jetzt die Wallfische kämpften, wird in 4 bis 5 Jahren in Folge der von der Eisenbahnkompagnie angefangenen und weiter projektirten Arbeiten Getraide wachsen.

⁂ In der königl. Porzellanmanufaktur zu Nymphenburg wird gegenwärtig, wie die „Augsb. Abdztg." meldet, im Auftrag Sr. königl. Hoheit des Prinzen Luitpold, ein prachtvolles Service verfertigt, welches für Mehemed Ali als Geschenk bestimmt ist, in Betracht der hohen Aufmerksamkeit, welche dieser dem Prinzen bei seinem vorjährigen Aufenthalte in Aegypten erwiesen hat. Das reich mit Gold dekorirte Service, aus 62 Tellern bestehend, enthält Gemälde, Prospekte und Gegenden aus Bayern, und muß bis Mitte Oktober vollendet seyn.

⁂ Der Erzbischof Pyrker hat seine Selbstbiographie vollendet und seinem Freunde Cotta zugeschickt. Dieselbe soll zwei Bände umfassen, aber erst nach dem Tode des Verfassers im Druck erscheinen.

# Korrespondenz-Nachrichten.

## München.

### Der Münchener Menschlichkeits-Verein gegen unnütze Thierquälerei.

Der durch den in München veranlaßte Wiener-Verein gegen Thierquälerei zählt bereits über 2000 Mitglieder, er ernannte kürzlich nach öffentl. Ankündigung in Wiener Blättern den Hofrath Perner und noch einige Personen zu Ehrenmitgliedern, namentlich auch den Hrn. Fürsten v. Metternich, den Hrn. Staats- und Conferenzminister Grafen Collowrat, Hrn. Bar. v. Rothschild, Hrn. Grafen v. Barth-Barthenheim in Linz (den Gründer des Linzer-Vereins) u. A. Der erzbischöfl. Domherr und Schulen-Oberaufseher Stanig in Görz, der Gründer des illyrischen Vereines, ist kürzlich gestorben, hat aber, durch Hofrath Perner veranlaßt, dem Vereine zur besseren Sicherung seiner Fortdauer 1100 fl. C. M. vermacht.

Dem Münchener-Vereine, der an 5000 Mitgliedern zählt, sind in der neuesten Zeit der Herzog Maximilian in Bayern, die Frau Erbprinzessin von Hohenzollern-Sigmaringen, der Hr. Finanzminister Bar. v. Zu-Rhein, Hr. Bar. v. Reischach, Hr. Reggs.-Rath Obermayer, und andere angesehene Personen als ordentliche Mitglieder beigetreten, und Hofr. Thiersch trat in den Ausschuß. Der kaiserlich russische Staatsrath v. Faber gab dem Verein schon zum dritten Male einen Beitrag von 100 Fr. — Der thierärztliche Verein für Schwaben und Neuburg hielt am 20. d. M. seine Generalversammlung öffentlich in Dillingen. So viele Zuhörer der Saal fassen konnte, waren anwesend, insbesondere eine Menge von Offizieren, Beamten aus der Umgegend, Bürger 2c. Große Theilnahme erregten besonders 2 Operationen gleicher Art, an 2 Pferden öffentlich, die eine mit Anwendung des Schwefeläthers, ohne allen Schmerz, die andere ohne Schwefeläther sichtbar unter fürchterlichen Schmerzen des armen Thieres, vollzogen. Das ganze anwesende Publikum war zur größten Freude bei der ersten und zum größten Mitleide bei der zweiten hingerissen, und unmittelbar darauf wurde ein Vortrag über den nothwendigen, in der Natur der Sache liegenden Zusammenhang der thierärztlichen Vereine und der Vereine gegen Thierquälerei gehalten, und mit lautem Beifalle aufgenommen. Der ganze thierärztl. Verein trat in corpore in den Münchener Verein gegen Thierquälerei ein. Auch wurde eine Anzahl Exemplare von des Hofraths Perner in der letzten General-Versammlung dieses letztern Vereins gehaltenem Vortrage „über das Mitleid, seinen Ursprung und seinen bisher viel zu wenig beachteten Einfluß auf das Glück der ganzen menschlichen Gesellschaft" vertheilt. Auch aus Belgien und Kurland wurde kürzlich Hofrath Perner um Vereinsschriften zur Bildung gleicher Vereine angegangen, in Kurland bildet einen solchen der Gutsbesitzer Baron v. Fölkersahn. Dem durch den Münchener Verein hervorgerufenen badischen Vereine in Freiburg trat kürzlich der Erzbischof v. Vicari bei. Die meisten auswärtigen Vereine schicken Beiträge nach München. Der Prinz Eduard von Sachsen-Altenburg erhält als Vorstand des Münchener Vereins fortwährend aus den verschiedensten Ländern von Europa Zusicherungen eifriger Mitwirkung, Gesuche um Protection, um Annahme der Wahl zum Ehrenmitgliede 2c.

Eduard, Prinz v. Sachs.-Altenb., Herzog zu Sachsen 2c.
als Vorstand.

---

## Wiesbaden.

Es brauchte diesmal längere Zeit, um die Cur zur gewünschten Höhe zu bringen, aber da kam es auch mit Macht und in Ueberzahl, und nach den Prämissen des Winters hat man alle Ursache zufrieden zu seyn. Diese Zufriedenheit in Wiesbaden ist indessen etwas schwer zu Erringendes, und es gibt immer klagende Leute. Zuerst die Privatvermiether, welche seit Jahren gewöhnt sind Fremde bei sich zu beherbergen; dann die Leute, die an den fernsten Enden der Stadt wohnen und doch auch Curgäste bei sich einlogiren sehen möchten; endlich die Kaufleute in der Stadt, und zum Schluß die fremden Kaufleute in den Colonnaden; erstere jammern, daß sie wenig absetzen, und letztere, daß sie den Wiesbadenern das Fell nicht ganz über die Ohren ziehen können. Von diesem Handelsjammer muß man ganz absehen, denn es ist nicht mehr wie vor 20 Jahren, wo die Fremden mit Wagen und Pferden kamen, an eine weitere Reise nicht mehr dachten und bei dieser Gelegenheit daher gleich für sich und die Ihrigen Vorräthe und Andenken einkauften. Die leichten Transportmittel haben das verändert, man passirt oder besucht noch zwei bis drei wirkliche Handelsstädte und empfängt selbst daheim die Commis voyageurs aller Branchen, warum also in Wiesbaden einkaufen, wo die Auswahl nicht groß und die Preise höher sind? — Halten wir daher lieber an dem Wesentlichen, an der Cur. Daß für diese, d. h. für die Annehmlichkeit des Aufenthalts der Fremden irgend etwas geschehen müsse, daß Unentbehrliches, wie z. B. eine solide Trinkhalle, in's Leben gerufen und zugleich etwas neu Anziehendes geschaffen werden müsse, darüber ist wohl Alles einig. Leider aber herrscht über das Wie eine große Uneinigkeit unter Stadt, Kochbrunnhäuser, Curhaus-Aktienverein, Domäne und Spielpächter schieben die Sache von sich weg und einander zu, statt mit vereinten Kräften etwas Tüchtiges und gemeinsam Entsprechendes zu Tage zu bringen. Dazu der leidige Parteigeist und die böse Vortheilsucht. Taucht ein Project auf, welches angegriffen werden sollte, so schreit die Hälfte der Betheiligten, daß man sie ruiniren wolle, weil nach dem neuen Plane die Fremden künftighin das Wasser 100 Schritt entfernter von dem bisherigen Raume trinken würden. Und unter solchem babylonischen Wirrwarr wird das Unabweisliche hinausgezögert, und Jahr um Jahr vergeht, und so Mancher verspürt den Ausfall. Wir nennen es das Unabweisliche, denn Unentbehrliches, was in allen andern Bädern von Ruf vorhanden ist, muß endlich doch herbeigeschafft werden, und unabweislich ist ferner, daß für einen Curort, selbst für den berühmteste und besuchtesten, von Zeit zu Zeit etwas Neues geschehe, das zur öffentlichen Kunde gelange und wieder neue Anziehungskraft ausübe. Unumgänglich nothwendig ist daher, daß Etwas geschehe, gleichviel von wem? und wo? aber damit die Fremdenwelt einsehe, daß man ihr hier auf entsprechende Weise entgegen zu kommen bemüht ist. Irgendwo wird doch die Macht seyn, einen guten Plan zur Ausführung durchzuzwingen, und ist man um diesen selbst verlegen, so berücksichtige man des erfahrenen Dr. Peez „Abschiedsworte," die aus der vollen Ueberzeugung eines tüchtigen Arztes und warmen Patrioten kommen, und deren Hauptzweck: die Etablirung einer Winterkur, unseres Erachtens eine dringende Aufgabe für Wiesbaden ist, um welche sich alles Uebrige zweckdienlich gruppiren läßt. Cur

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 7. Sept. Der Wildschütz, oder „Die Stimme der Natur," komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Lortzing.

Mittwoch, den 8. September. (Zum Erstenmale) Der Zerrissene, Posse mit Gesang in 3 Akten von Nestroy. Musik von Müller. (Gastrolle) Herr von Lips: Herr Nestroy.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 248.** Mittwoch, den 8 September **1847.**

Brieffragmente rc. der Herzogin v. Praslin-Choiseul.

Genau nach den Originalien mitgetheilt.

(Fortsetzung.)

4.

Anfangs Mai 1841.

Mein theurer Theobald!

Wir sind für immer getrennt, Du hast es selbst gesagt! — Der gestrige Tag hat ein schmerzvolles Angedenken z rückgelassen, und doch war mein Betragen dergestalt, daß es sicherlich hätte gebilligt werden müssen, wenn wir beide noch in alter, ungetrübter Harmonie leben möchten. Ja, ich schwöre es Dir, in Gegenwart Anderer sollst Du mit mir ganz zufrieden seyn, der Kampf, den mich nach jenem gräßlichen Tage das Spiel meiner furchtbaren Rolle gekostet hat, dürfte der beste Beleg dafür seyn. So lange ich noch an eine Annäherung, eine Versöhnung glauben konnte, (und ich that es noch vor Kurzem), schwebte ich beständig zwischen Angst und Hoffnung, was mich nicht selten zu heftigen, bitteren Aeußerungen trieb. Nun aber, da das Opfer vollbracht ist, kannst Du Dich beruhigen.

Vor den Kindern, Fremden, nahen und fernen Verwandten soll weder der geringste Laut, noch der leiseste Schein Dich als den Mörder meines Glückes anklagen. O, mein Herz klagt Dich nicht an; aber mit Dir allein seyn — nein, das übersteigt weit meine schwache Kraft: ich will in der Einsamkeit weinen, will dort meine Geister sammeln, will dort ruhen, wenn ich je werde ruhen können, um wieder die alte Kraft zu gewinnen, deren ich nur allzusehr benöthigt bin, um vor den Augen der Welt mein Unglück zu bergen; meine Täuschung ist noch zu jung, mein Unglück noch zu neu, um jene freundlich-kalte Haltung, jenen affectirten Gleichmuth Dir gegenüber zu bewahren, welchen mir unsre Stellung zur Welt auferlegt.

Ach, mein Herz will überfließen — die Zeit wird jedoch den wilden Schmerz dämpfen und ihm die Kraft der Gewohnheit verleihen. Dann, anstatt Dich zu fliehen, mein Freund, werde ich im Gegentheile Deine Gesellschaft noch immer, wie in den glücklichen Tagen meines Lebens aufsuchen und sie billig jeder andern vorziehen. Aber heute blutet die frische Wunde noch zu heftig in meinem Herzen, mein inneres Leben ist wüste und trübe, meine Seele licht umflort. Die Gefühle werden wohl immer dieselben seyn, aber die Zeit wird die Gestalt derselben — ach, zu wessen Gunsten, und ich wage es mir nicht einzugestehen — vielleicht verlieren wir beide bei dem Spiele — ändern und hoffentlich lindern.

Sey mir nicht böse, wenn ich Dich fliehe — ich sehe es für meine Schuldigkeit an, thue ich es doch aus Achtung, aus Wohlwollen — ich vergelte Dir nur das, was Du dringend verlangst — unter heißen Thränen bezahle ich den verlangten Tribut — nicht länger will ich Dir mehr lästig fallen. Aber vor einem Dritten (denn wer wird es wagen, sich fremd und unberufen in unsere heiligen, obgleich nun gewaltig gestörten Familienverhältnisse einzumischen?) wird mir leichter ums Herz seyn, da werde ich doch freier handeln, da ist es ziemlicher, Dir gegenüber gesprächig, freundlich, liebevoll zu seyn. Jene Augenblicke will ich am Höchsten schätzen, jedes Wort wird mir dann unvergeßlich, jeder Wink, jede Bewegung kostbarer als die ganze Vergangenheit erscheinen, das werden die Stunden meiner Erholung, die Stunden des Glückes und ächter, ungetrübter Freude seyn, o, wenn sie mir nur oft, recht oft beschieden würden, wie dankbar wäre Dir Deine Fanny! Der täuschende Wahn solch' himmlischer Augenblicke wird mir wie ein Himmelsblitz durch die Seele fahren und die trübe, finstre Nacht erhellen, verscheuchen!

Wahrlich, nach dem Vorfalle von gestern Morgen bot mir die Abendgesellschaft keine Zerstreuung, sie lag mir vielmehr wie ein Alp auf der Brust. Und doch, ja doch, Du hast es gesehen, war ich nicht glücklich, schien ich es nicht? Ich sagte zu mir im Stillen also: Wenn wir uns so einig und freundlich und liebevoll, wie einst, gegenüberständen, müßte ich das thun, jenes meiden; und ich that als ob ich jünger und glücklicher wäre, und die Täuschung that mir wohl. Allein mit Dir, muß ich stets sorgfältig auf meiner Hut seyn, um die traurige Wirklichkeit aus meinem Gedächtnisse, meinem Auge zu verbannen. Wir sind getrennt, ach, wir bleiben es! — Obgleich wir schon drei Jahre so leben, als ob wir schon eben so lange von einander geschieden wären, blieb noch ein süßer Hoffnungsstrahl in der Brust zurück, und gestern ist der letzte — und durch wessen Hand? — für immer verlöscht.

Glaube mir, mein Freund, ich will vergessen, was ich war und was ich noch bin. Zeit und Gewohnheit werden „nach und nach" die beiden Begriffe, welche sich an den Namen Theobald von Praslin knüpfen, von einander lösen. Der erstere wird, wie ein Gottesgeheimniß, als Erinnerung der wolkenlosesten Vergangenheit meiner rosigen Jugend in meinem Innern für immer zurückbleiben, und mir in der traurigen Zukunft, wie ich hoffe, Kraft verleihen, neue, gewaltige Stürme ruhiger über meinem Haupt dahin fahren zu lassen — aber allein mit Dir, Deinem Geiste, Deinen Worten, Deinem Benehmen stehe ich, meine Hand zittert, indem sie das wahre, verhängnißreiche Wort niederschreibt, gegenüber dem Herzoge und Fürsten von Praslin — —

O Gott, wenn ich nur wüßte, daß Du auf Kosten meines Glückes, auf Kosten dessen, was ich bereits gelitten,

und was ich noch leiden werde] glücklicher seyn könntest. — Ja, mein Gemahl, gehen Sie nur ohne Furcht nach Vaudreuil, bleiben Sie dort mit Ihren Kindern, so lange Sie es für nothwendig und zweckdienlich erachten, mir werden Sie gewiß (Ihr Wille ist mir Befehl!) nie daselbst begegnen.

Schon lange wünschte ich eine Gelegenheit, meinen hingeschwundenen Hoffnungen neue Nahrung zu geben, von nun an will ich auch jede Gelegenheit meiden, aber werde ich je meinen Gatten, den Vater meiner unglücklichen Kinder, vergessen können!

„Lebe wohl! O welch' eine Welt von Schmerz schließen diese beiden Worte ein! Ach, wann habe ich ihn nicht vorhergesehen? Doch nein, nein! — Wohl mir, wär' ich mit ewiger Blindheit geschlagen! Lebe wohl, mein Theobald, der Du mir einst meine Liebe so schön, so rein vergolten! Lebe wohl, da drüben sehen wir uns wieder, dort wirst Du wohl Deine Fanny erkennen, ach, Du hast ihr großes, großes Unrecht gethan, sie hat Dir viel zu vergeben. Wir sehen uns, umfassen uns dort wieder, wir leben dort wieder, wie einst auf Erden, zufrieden, glücklich, selig! Du wirst mir doch diesen einzigen Gedanken, der mich aufrecht erhält, nicht rauben wollen, der mich noch kurze Zeit leben, aber standhafter dulden läßt, der Gedanke, der mir so wohl thut und meine Seele vor Verzweiflung bewahrt: „Theobald, ich liebe Dich, wir sehen uns wieder in einer bessern Welt!"

(Fortsetzung folgt.)

## ):( Der Kampf der Niederländer gegen den Sultan von Bali.

(Fortsetzung und Schluß.)

Inzwischen war die erste Kolonne der Stadt glücklich Meister geworden, und die Balinesen eilten in Masse die Stadt nach der Seite zu verlassen, wo die kleine Abtheilung der ersten Kolonne zur Verhinderung ihrer Flucht aufgestellt war, und wo sie mit einem tüchtigen Pelotonfeuer empfangen wurden; als sie aber die kleine Anzahl gewahr wurden, welche ihnen gegenüberstand, drangen sie, wohl einsehend, daß hinter ihnen keine Rettung möglich war, mit aller Macht auf dieselbe ein, um sich durch deren Mitte einen Weg zu bahnen. Die Holländer retirirten langsam, sich enggeschlossen haltend, als plötzlich eine Fanfare der Artillerie ertönte. Vier Stücke leichter Bergartillerie kamen im Galopp über die gepflügten Aecker dahergesaust und stellten sich in Batterie, die Holländer öffneten ihre Glieder und nun wurde der Feind der Art mit Kartätschen begrüßt, daß er nach allen Seiten das Weite suchte; ihre Flucht aufzuhalten, war bei der Schwäche der kleinen Abtheilung eine reine Unmöglichkeit. Jetzt zogen sich die sämmtlichen sehr ermüdeten Truppen zusammen, um auf dem Felde zwischen Belling und Singo-Radja zu campiren, mußten aber bald wieder auf die Ruhe verzichten, da die Kriegsschiffe fortwährend feuerten und die Kugeln oft bis auf 20 Schritte vor uns niederfielen. Da befahl der Oberst einige Häuser der Stadt in Brand zu stecken, um den Schiffen als Signal zu dienen, damit sie das Feuer einstellten. Dies geschah, da sich aber immer noch Balinesen in der Stadt aufhielten, so wurde der Befehl gegeben, die ganze Stadt in Brand zu stecken, um den Feind daraus zu vertreiben. Einige Mörser wurden herangebracht, und nachdem eine Anzahl Granaten in die Stadt geworfen worden waren, rückte eine Abtheilung Truppen mit den Sapeurs ein, um die Brandstiftung vollends zur Ausführung zu bringen; bald stand die Stadt an vielen Punkten in Flammen, und die Balinesen, welche noch darin zurückgeblieben waren, suchten eilends das Weite, während die Plünderung der Stadt in Ausführung gebracht wurde. Außer 60 metallenen und einer weit größeren Anzahl eisernen Kanonen, welche von den Wällen und Batterien genommen und sogleich nach Surabaya abgesandt wurden, war auch die übrige gemachte Beute unermeßlich; sie bestand aus Ochsen, Kühen, Kälbern, Geisen, Schafen, Pferden, Opium, Arrac, seidenen Stoffen aller Art, und aus einer Masse goldner und silberner Arm- und Fußringe, ½ bis 1 Pfund schwer, welche Ringe von allen Balinesen, die aus gesetzlicher Ehe stammen, getragen werden.

Inzwischen war die holländische Flagge auf dem Thurme eines balinesischen Tempels aufgepflanzt worden, und es wurden nun von den Schiffen, da man sah, daß die Stadt vollständig in unserer Gewalt war, gekochte Speisen und Genever für die Truppen herbeigebracht, welche es sich nach dem mühevollen Tagewerke herrlich schmecken ließen, und dann zur Ruhe commandirt wurden, wenn man dies anders so nennen kann; die Truppen saßen nämlich in Reihe und Glied, das Gewehr in der Hand und die Offiziere dabei. Da aber fortwährend aus der brennenden Stadt geschossen wurde, und man bei dem Lichte der Flammen deutlich wahrnehmen konnte, daß sich wieder viele Balinesen in die Stadt hineingeschlichen hatten, so wurde gegen 1 Uhr Morgens eine Compagnie beordert, die Stadt vom Feinde gänzlich zu säubern, und wurde derselben noch eine Compagnie Neger zur Verstärkung mitgegeben.

Diese Neger wurden früher auf der Goldküste als Rekruten angeworben, was man aber neuerlich aufgegeben hat, da sie im Kriege wenig taugen; nicht etwa, daß sie nicht tapfer wären, im Gegentheile, kein Mann kann tapferer seyn als der Negersoldat; sind sie aber einmal im Kampfe begriffen, so ist es allerdings unmöglich, ihrer Wuth Einhalt zu thun, und keinerlei Kommando oder Signal wird mehr von ihnen beachtet. Da dies aber im Kampfe äußerst gefährlich werden kann, so hat man beschlossen, keinen Neger weiter anwerben zu lassen, obwohl sie sonst sehr gute Dienste leisten könnten. Die Neger sind wohl einen Kopf größer als die Holländer, und stehen bei allen Bewohnern des ostindischen Archipels in einem ganz besonderen Respecte, da sie förmlich für eine Sorte Teufel gehalten werden, wozu ihre teuflische Manieren beim Gefechte das meiste beitragen mögen. Sobald sie den Feind erblicken, eilen sie, keines Kommando's weiter achtend, unter fortwährendem leidenschaftlichem Tanze und einem Schauder erregenden Geheule auf ihn zu, halten sich nicht viel mit Schießen auf, sondern suchen sogleich handgemein zu werden, und dann beginnt ein Morden, von dem man sich keinen Begriff machen kann, und welches nur mit der gänzlichen Vernichtung des einen oder andern Theils sein Ende nimmt.

Bei der nächtlichen Runde durch die brennende Stadt, wo noch viele Feinde verborgen waren, thaten die Neger treffliche Dienste, und man konnte versichert seyn, daß sie die Balinesen besser aufstöbern würden, als die Holländer; diese Neger haben eine Art Instinkt, ihre Feinde aufzufinden, ich glaube, sie gehen ihrem Geruche nach wie die Hunde. Man fand auch wirklich wieder eine große Anzahl Balinesen in der Stadt, konnte aber keine Gefangenen machen, da die Schwarzen alles niedermetzelten, was in ihre Hände fiel; bald trat nun die langersehnte Ruhe ein, welche indessen nicht lange dauern sollte, da wir schon um 9 Uhr des Morgens gegen Singo-Radja, die Residenz des Sultans von Belling, aufbrachen. Nachdem einige Bomben in die Stadt ge-

worfen, brach bald Feuer aus, welches sich bei einem starken Winde so schnell verbreitete, daß in kurzer Zeit die ganze Stadt einem Feuermeere glich. Fast ohne gekämpft zu haben, suchten nun Besatzung und Bewohner die Stadt so rasch als möglich zu verlassen, wurden indessen stets wieder in dieselbe zurückgetrieben, bis es ihnen gelang, an einer offenen Seite in das nahe liegende Gebirge zu entfliehen. Die Reserve-Kolonne rückte nun in Singo-Radja ein, mußte aber, da die ganze Stadt in Feuer stand, rasch wieder heraus; kaum hatten sich die Truppen auf eine viertelstündige Entfernung zurückgezogen, als auch der Jlatron (Palast des Radja) mit furchtbarem Lärm in die Luft flog und einen großen Theil der Stadt verwüstete.

Die Truppen campirten nun zwischen den Städten Beliling und Singo-Radja, wobei es lustig zuging; man spielte, lachte, sang und tanzte, und grub sogar nach Schätzen, und zwar häufig mit Erfolg. Nach 3 Tagen meldeten die Vorposten eine balinesische Gesandtschaft, welche sogleich nach dem Hauptquartier gebracht wurde; es war der Capella Kompong (Bürgermeister) von Beliling mit Gefolge. Er knüpfte Unterhandlungen an mit unserm Commissär, dem Residenten von Bezoeki, welche auch einen guten Fortgang nahmen, und brachte jeden Tag Geschenke mit, welche hauptsächlich aus mit Edelsteinen reichbesetzten Waffen bestanden; wir wurden durch ihn mit Lebensmitteln aller Art reichlich versehen, und von dem Augenblick seiner Ankunft hörten alle Feindseligkeiten auf. Wenige Tage später langte der General-Gouverneur von Niederländisch-Indien auf einem Dampfboote von Surabaya in Beliling an, und besichtigte alle von uns besetzten Punkte. Bei Singo-Radja kam ihm der Rykebestierder (Minister) von Beliling mit großem Gefolge entgegen; da derselbe aber die Ursache der ganzen Expedition gewesen, — die hierländischen Fürsten mischen sich durchaus nicht in Regierungsangelegenheiten, sondern leben blos in ihren Harems, — so wollte ihn der General-Gouverneur selbst nicht sprechen, sondern kehrte an Bord seines Dampfschiffes zurück, während er den ersten Staatssecretär zurückließ, um seine Bedingungen zu dictiren. Nachdem man sich über alle Punkte geeinigt hatte, kehrte der General-Gouverneur nach Batavia zurück, und am 10. August folgten auch die Truppen, um nach ihren resp. Garnisonen zurückzukehren, bis auf ein Bataillon Infanterie, Sapeurs- und Artillerie-Abtheilungen, die Fregatte „Ceres", ein Kriegsdampfboot, zwei Kriegs-Schoner und die zwölf Kriegs-Kreuzpraawen, welche bis auf weiteres zurückzubleiben beordert wurden.

Inzwischen wirkte das so schädliche Klima von Bali um so nachtheiliger auf den Gesundheitszustand der Truppen, als dieselben bis zur Vollendung der im Bau begriffenen Festungswerke auf der bloßen Erde campiren mußten. Die Forts wurden hauptsächlich an einem Punkte angelegt, welcher, der höchste der ganzen Umgegend, früher ein Kirchhof gewesen war, und trug nun die Aufwühlung dieser Erde noch wesentlich dazu bei, das Klima noch mörderischer zu machen, als es zuvor der Fall gewesen war. Schon vor der Rückkehr des Gros der Expedition war das Hospitalschiff mit Kranken und Verwundeten nach Surabaya abgegangen, und am 29. September ging ein zweiter Transport dahin ab, und bis heute hat die Garnison auf Bali, krankheitshalber, schon dreimal gewechselt werden müssen; von einer einzigen Compagnie kamen der Capitän, der erste Lieutenant, ein zweiter Lieutenant, der Sergeant-Major, drei Sergeants, vierzehn Voltigeurs und siebenundfünfzig Musketiere krank in's Hospital, und kann man sich hieraus wohl am besten einen Begriff von der Ungesundheit des Balinesischen Klimas machen.

Bald wird eine neue Expedition nach Bali ausgerüstet werden müssen, da die Balinesen die Friedensbedingungen nicht halten, und bereits mehrere Stipulationen gebrochen haben, während sie im Innern Verschanzungen aufwerfen. Die neue Expedition wird, wie man vernimmt, von dem Obersten von Lützow, einem Preußen, kommandirt werden, und hauptsächlich gegen den Sultan von Koloen-Koug, den Hohenpriester von Bali, gerichtet seyn, der am Friedensbruche die meiste Schuld tragen soll.

---

## T a b l e t t e n.

† Auf der Rhede von Newyork hat es eine merkwürdige Begegnung gegeben. Die chinesische Junke Loo Ching Wam Feong und die preußische Korvette „Amazone" haben dort beisammen vor Anker gelegen. Nach der „Wes. Zeitung" erregte der preußische Adler fast noch mehr Sensation als die chinesischen Raritäten.

† Zu Eton in England lebt gegenwärtig eine Frau, welche 107 Jahre alt ist. Maria Benton, so heißt die merkwürdige Greisin, wurde 1740 geboren. Bei der Expedition des Prinzen Karl Eduard war sie fünf Jahre alt. Sie überlebte die Regierungen von Georg II., Georg III., Georg IV., Wilhelm IV. Vergangenen Monat leistete sie noch bei der Heuernte thätige Hülfe.

*** Die Stadt Ferrara, welche durch die diplomatischen Noten, die in Bezug auf ihre Besetzung durch die Österreicher gewechselt worden, wieder zu bedeutungsvollem Namen gekommen, glänzte unter den Fürsten des Hauses Este als Sitz der schönen Künste und Wissenschaften während der ersten Jahrhunderte der neueren Geschichte. Ariost, Tasso, Guarini und viele andere minder weltbekannte und dennoch große Männer wirkten hier unsterblich, und man war so gewohnt, diese Stadt als den Sammelplatz des Erhabenen und Schönen zu betrachten, daß man Städte anderer Länder, wo sich mehrere hochgebildete Geister zusammenfanden und sich den schönen Künsten widmeten, gern das „Ferrara" jener Länder nannte, wie z. B. Weimar eine Zeit lang das deutsche Ferrara hieß. Seit Ferrara, um 1600, in die Hände der Päbste gefallen, hörte es auf, ein solches Sinnbild der Kultur zu seyn, und erst unter dem politisch-liberalen Pabst unserer Tage sollte es seinen Namen wieder an große Ereignisse, wenn auch nicht an die friedlichen der Literatur und Kunst, knüpfen.

*** Selbst die Hammelkeulen spielen bei den englischen Parlamentswahlen eine Rolle. Man hört, wie die „Grenzboten" berichten, daß an verschiedenen Orten Hammelkeulen für den Preis von 10 Pf. St. ausgeboten worden, so daß endlich der ärmere Candidat verzweifelnd ausgerufen: diese verdammten Hammelkeulen würden ihn um seinen Sitz im Parlamente bringen, weil er kein Geld mehr habe, dieselben zu erstehen. An andern Orten kaufte man die Katzen, und Herrn Meyer Rothschild wurde solch' ein Thier für 20 Pf. St. angeboten. Mitunter sogar, wenn so ein Votumbesitzer gar nichts zu verkaufen hatte, suchte man in seinem Stalle nach, ob kein Esel oder kein Schwein da sei, oder auch ein Hund, nur irgend ein käuflicher Gegenstand; denn die armen Leute besitzen der transportablen Sachen nicht überviele, wie man weiß, und man muß schon darnach suchen. Eines Tages begegnete so ein Wahlcandidat einem Eselkarren. „Wie viel wollt Ihr für das Thier?" fragte er den Mann. — „Ich verkauf' es nicht." — „Nicht? auch nicht

für 10 Pf. St." — Er schüttelte den Kopf mit einer Art wehmüthigen Bedauerns. — „Nun, wenn Ihr denn durchaus nicht wollt, so könnt' ich doch wenigstens den Karren haben. Hier sind 10 Pf. St. für diesen. — Der Mann nahm das Geld und sagte dann in seiner langsamen Weise: „Das Factum ist, Herr, daß ich gestern den Esel schon an einen andern Gentlemen verkauft habe, den Karren aber, den können Sie gerne bekommen."

*** Vor einigen Tagen starb zu Hamburg, in dem sogenannten tiefen Keller (Bracherherberge), in der Nikolaistraße, die Enkelin des Freiherrn v. Knigge, der durch sein Werk über den Umgang mit Menschen berühmt geworden ist. Der Ort dieses Todes zeigt genugsam, wie tief die Verstorbene gesunken war und in welchem Elend sie seit Jahren lebte. Sie war in Frankreich geboren, kam nach dem Tode ihres Vaters mit ihrer Mutter nach Hamburg und ward nach einander die Geliebte Mortier's, Davoust's und anderer französischer Offiziere, lebte verschwenderisch und genußsüchtig und feierte Orgien, wie sie zur Zeit des fünfzehnten Ludwig gefeiert wurden. Mit den Jahren wurden ihre Bekanntschaften anderer Art, sie sank von Stufe zu Stufe und trieb nebenbei das Gewerbe einer Straßenbettlerin und Straßenfegerin — und so starb sie in voriger Woche.

*** Göthe's und Schiller's Briefwechsel. Es war längst Bedürfniß, zur Charakteristik von Göthe's und Schiller's Leben und Wirken, wie zur tieferen Einsicht in die Werke der Weimar'schen Literaturgrößen und der klassischen Literaturepoche überhaupt in einer gedrängten, doch möglichst vollständigen Zusammenstellung den Kern der wirklich wichtigen Briefdokumente aus dem Wuste der Briefwechsel auszuscheiden. Der als Biograph Schiller's, Wieland's u. s. w. bekannte Dr. Heinrich Döring hat eine solche Arbeit jetzt herausgegeben (bei Pierer in Altenburg), nämlich „Göthe's Selbstcharakteristik, nach des Dichters Briefen" und „Schiller's Briefe mit erläuternden Anmerkungen"; jenes erste Werk besteht aus einem Bande (1 fl. 48 kr.), das zweite aus zwei Bänden, die Briefe von 1780—1796 enthaldend, wozu die späteren in einem dritten Bande folgen sollen.

*** Den Wald- und Wiesenwächtern bei Leipzig wurde strenger Befehl gegeben, ein höchst wachsames Auge auf den Naturdichter Dr. Haltaus zu haben. Eine Strophe in seinen Gedichten:

„Wird mir's daheim zu eng im Haus,
So geh' ich in den Wald hinaus,
Und lege mich, so lang ich bin,
In's schöne grüne Gras dahin"

soll zu dieser Maßregel Veranlassung gegeben haben, indem bei der Niederlage eines großen Dichters in's grüne Gras Futtermangel zu befürchten steht.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Frankfurt**, 6. September.

Herr Nestroy.

Der Wiener Komiker, Hr. Nestroy, ist zu verschiedenen Malen auf der hiesigen Bühne aufgetreten und hat sich im Allgemeinen der Gunst unseres Publikums zu erfreuen gehabt. Es liegt in der Natur der Localposse wie in der des Localkomikers, daß beide auf auswärtigem Boden nicht denjenigen Grad von Empfänglichkeit bei dem Publikum finden, wie zu Hause. Nichts ist schwerer, als „lachen machen in der Fremde." Worüber sich unser Nachbar vor Heiterkeit ausschütten möchte, das läßt den Fremden kalt, und das Lachenmachen par excellence gar — das Lachenmachen auf eine Autorität hin, ist immer nur da an seinem Platze, wo man grade Lust und Laune hat, sich so und nicht anders zu vergnügen. In der Lachlust gleicht keine Stadt der andern, der Berliner lacht anders als der Hamburger, der Wiener anders als der Frankfurter. Im Lachen will jeder Mensch seinen eignen Willen haben, wie es ja häufig genug vorkommt, daß der Eine sich schwer darüber ärgert, worüber der Andere laut auflacht! Doch das Lachen steckt auch an; und wenn der Wiener einmal recht herzlich lacht, so lacht ihm zuletzt auch wohl der Berliner und der Hamburger und der Frankfurter nach. Aber das rechte Lachen ist das doch nicht, und so will es uns denn auch bedünken, daß wir bei Herrn Nestroy mehr um seines Namens als um seiner Späße willen gelacht haben. Zum Witz fehlt ihm fast durchgängig das Beste, die vis comica. Die Darstellung entbehrt der charakteristischen Komik, denn den Witz, den Herr Nestroy als vacirender Barbiergesell macht, könnte eben so gut auch der Erste Beste machen. Ein Jocus, zu deutsch ein Jux, mag Herrn Nestroy glücken — Witz glückt ihm selten. Denn der Witz kommt wie der Blitz, bei Herrn Nestroy aber sieht man ihn langsam heranspazieren, ist darauf vorbereitet, und langt der Effekt endlich an — so „frappirt" er nicht mehr. Leute, die unsern alten Leißering in seiner Blüthe gesehen haben, wollen zwischen diesem ausgezeichneten Komiker und dem Wiener Gast keine Parallele ziehen.

**Baden-Baden**, 3. September.

Gestern fand hier das große Concert statt, was der Unternehmer der hiesigen Spielbank, Benazet, alljährlich am Schluß der Haupt-Saison zu geben pflegt. Die zweite Abtheilung bildete die Aufführung des „Columbus" von Felicien David und erregte mannigfachen Beifall. Außerdem war noch die Geheime Legationsräthin Dingelstedt aus Stuttgart von Herrn Benazet hierher berufen und freigebig mit 1000 Fr. bezahlt worden, um in dem Concert mitzuwirken.

Charakteristisch ist es, daß von der ganzen großherzoglichen Familie und deren Gefolge nie irgend jemand derartige von Herrn Benazet veranstaltete Arrangements besucht oder auch nur die Spielsäle betritt, wie denn überhaupt der Großherzog seine innere Verachtung gegen das ganze Treiben offen an den Tag legt.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 7. Sept. Der Wildschütz, oder „Die Stimme der Natur," komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Lortzing. Graf v. Eberbach: Herr Herger, vom Theater zu Magdeburg.

Mittwoch, den 8. September. (Zum Erstenmale) Der Zerrissene, Posse mit Gesang in 3 Akten von Nestroy. Musik von A. Müller. (Gastrolle) Herr von Lips: Herr Nestroy.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 249. Donnerstag, den 9. September 1847.

Brieffragmente rc. der Herzogin v. Praslin-Choiseul.
Genau nach den Originalien mitgetheilt.

## Aus dem Tagebuch der Herzogin.
(Fortsetzung.)

5.

Im Juli 1841.

Mein Gott! Mein Gott! Schick' mir herab Deine holden Genien, die dem Menschen Trost in der bangen Stunde des Daseyns verleihen, die ihn aufrichten, wenn er zusammensinkt, die ihn erheben, wenn ihm der Abgrund droht, die ihn versöhnen, wenn er der Verzweiflung nahe ist. Mein Gott und Heiland, der Du Dich geopfert hast für die Menschheit, erscheine mir in dieser trüben Stunde, richte auf meine gebeugte Seele, erhebe mein zerknirschtes Gemüth und versöhne mich mit dem ewigen Schmerz, den ich nicht mehr aus meiner Seele bannen kann.

Ja, ich fühl' es, ein Menschenwort verhallt und dringt nicht in die verborgene Zelle des Herzens, ein Menschenwort ist schwach, wie der Mensch selbst, und findet nicht in der schmerzzerrissenen Brust ein trostreiches Echo, — der Mensch ist Staub und sein Werk ist nichtig. Aber Du, mein Gott, Du bist groß und gewaltig, Dein Wort gewährt ewigen Trost, verscheucht das Elend und die Nacht. Du sprichst und es wird Licht, ewiges, freudiges Licht in und um uns. Also, mein Heiland, mein Retter! Sprich aus dieses Wort, Du weißt es allein, ich bin so sehr, ach, so unendlich unglücklich! Mein ganzes Glück, meine Zukunft, meinen Himmel auf Erden habe ich auf Einen gebaut, und dieser Eine hat mich treulos verlassen! Ich habe ihm mein ganzes Herz aufgedeckt, meinen Schmerz, meine Wonne, mein Elend, meine Seligkeit, ich habe mit ihm gejubelt und geweint, und habe ihn umfaßt im Liebeswahnsinn — der Grausame, er hat mich verstoßen! Sein Herz, ach, das gehört nicht mir, seinen Sinn, seine Worte und Wünsche wendet er mir nicht mehr zu, ich bin ihm gleichgültig, o mehr wie fremd, ein Heide hätte Mitleid mit dem elenden, kranken, tief, tiefbetrübten Weibe, ein Stein wäre gerührt, aber ein Menschenherz, eine Christenseele bleibt kalt wie der frostige Nord — unbewegt!

Aber mein Gott, täusche ich mich, thue ich ihm etwa Unrecht? Vergib, wenn Du mir dieß vergeben kannst! Schicke mir einen Engel vom Himmel herab, Deine treue Magd fleht Dich darum an, der mir Trost gewähre, indem er mein Auge öffnet!

Doch ich möchte meine ganze Seligkeit verpfänden, daß ich die Wahrheit sehe, klar ist mein Blick und ungetrübt, warum sollte ich gegen mich selber ungerecht seyn? Aber wo finde ich einen rettenden Ausweg? Wer gibt mir die Fackel in die Hand, daß ich durch das trübe Labyrinth des Lebens sicher durchschreite. Ach, wenn keine Rettung mehr möglich, rufe mich zu Dir, mein Gott, ich liebe zu innig, liebe zu feurig, meine Leidenschaft tödtet mich. Ich habe mir Gewalt angethan, — unmöglich! Die Gluth verzehrt mich und mein Leben schwindet hin.

Nimm mich auf, bald, nur bald und vergib ihm; er ist blind mit offenen Augen, er will nicht sehen! Ja, ich fühl' es, indem ich unter heißen Thränen diese Worte niederschreibe: Es lebt Ein Gott, der mich bloß auf eine harte Probe gestellt hat, ich will sie bestehen, aber dann, ach dann — wird sich das Geschehene ändern? Werden meine Wunden heilen? Wird er sich bekehren und reuig in meine Arme sinken? Ja, er wird's, er wird's, ich kenne ihn und sein Herz! Er war geblendet, aber Du, mein Gott, wirst mir ihn wieder zuwenden! Ich habe ihm nichts zu vergeben, weil ich gegen ihn, den ich nach Dir am meisten liebte und dem ich Alles in meinem Leben verdanke, nie einen Groll hegte.

Nimm mich wieder in Deinen treuen Schooß auf, Heilige! — Sie winkt, sie will mich die Vergangenheit vergessen machen, Dank, tausendfachen Dank Dir, alte Trösterin, wir kennen uns, ich komme, fliege zu Dir, heilige Religion.

6.

Mitte Januar 1842.

An meinen Gatten, den Herzog von Praslin.
Zur eigenhändigen Uebergabe.

Schon hatte ich meinen Brief geschrieben, in welchem ich mein beschwertes Herz vor Dir ausschütte, aber ich glaubte neue Hoffnung einer baldigen Versöhnung nähren zu dürfen, jede Erinnerung meiner Leiden aus meinem Gedächtnisse verlöschen und Dir blos die Glückwünsche zur Erinnerung unseres ewigen Bundes voll Begeisterung und süßen Entzückens darbringen zu können; in der edlern Aufwallung meines Herzens gab ich den Brief, der nun die reichlich entschädigende Zukunft laut Lügen strafen sollte, den Flammen Preis, schon — —

So sind zwei Jahre verflossen, meine Hoffnung ist in diesem Leben an dem Fels der Unmöglichkeit gescheitert, und ich fühle endlich das Bedürfniß, mein Herz, welches Dir einst ganz angehörte, zu öffnen.

O, nicht nur ein unverzeihlicher, kalter Gleichmuth hat Deine Schritte geleitet, Du hast ein zu gutes Herz, um ein Wesen, das Dich ganz allein so offenbar und innig liebt, so schnöde zu behandeln; um mich aller Frauenrechte ganz zu entäußern, bedurfte es mehr als Abneigung, ich möchte sagen, eines gewissen Abscheus, ja noch mehr, es setzt einen hohen Grad von Verachtung voraus, um die Mutter von ihren Kindern zu trennen. — Meine Kinder, die ich ihres Vaters wegen und die ich im Vater liebe, wähn'st

Du, könnte ich verderben? Und Du weißt nur allzugut, daß mein Herz und mein Leben rein sind und daß es wenige Mütter gibt, so schuldig sie auch ihren Gatten und im Leben erscheinen mögen, die eines ähnlichen Verbrechens fähig wären. Wie, Du kannst glauben, ich liebte sie nicht!

Großer Gott, habe ich kein Herz? Bin ich nicht ein Weib? Ein Waldthier beschützt treu seine Jungen, und die Mutter sollte nicht ihre eigenen Kinder lieben? Ich wiederhole es Dir nochmals. Ich bin noch immer Deine Fanny, und dieser eine, triftige Grund beweist Dir mehr, denn hinreichend, wie theuer sie mir waren und bleiben.

Ich war lange unthätig und durch meine vorgerückte Schwangerschaft jeder ernsten Verrichtung unfähig. Und nun, wo ich wieder Alles vergessen, von Neuem Hand an's große Werk legen will, jetzt weiß ich's nur allzuwohl und Alles beweist es klar, Du hast für mich keine Neigung mehr, Du entziehst mir selber meine Kinder, um sie ohne Bedenken einer leichtsinnigen Person zu übergeben, welche jeder religiösen Empfindung fremd ist, welche Du überdieß seit acht Monaten hinreichend kennen solltest.

(Fortsetzung folgt.)

## [†] Das große Liederfest des Thüringer Sängerbundes zu Eisenach.

(Zweiter Abschnitt).

Noch lag Dämmerung über Eisenach, die Sonne des 24. August röthete noch nicht die Mauern der Wartburg, da ward es schon wieder lebendig in den Straßen der Stadt. Sänger und Gäste durcheilten dieselben und labten sich an der erfrischenden Kühle des Morgens, die keine drückende Tageshitze befürchten ließ. Die Musikchöre und eine große Anzahl Sangesbrüder brachten den drei gefeierten Componisten Schneider, Reissiger und Methfessel den Tribut ihrer Verehrung in harmonischen Tönen und weithin schallenden Lebehoch's dar. Auf dem Marktplatze erbrauste der Choral: „Wachet auf, ruft uns die Stimme." Die Sänger vereinigten sich in Reih' und Glied. Als sie geordnet waren, wurde die Bundesfahne aus dem Rathhause geholt und unter Musik und Jubelruf an die Spitze des Zuges getragen. In feierlicher Prozession bewegte sich derselbe mit seinen buntfarbigen, flatternden Fahnen, von Marschällen geleitet, von Musikchören umrauscht, dem Predigerthore zu. Unfern demselben steht das Haus, in welchem einst die Minnesänger ihre Harfen ertönen ließen. Dasselbe war mit frischen Kränzen behangen und durch eine über der Thüre befestigte Tafel, auf welcher einige sinnige Verse geschrieben waren, bezeichnet. Das Haus wurde unter Schwenken der Fahnen mit Ehrerbietung laut begrüßt. Kanonen donnerten, als der Zug den steilen Schloßberg hinanging. Das alte Burgthor war zum Besten der Armen in Eisenach geöffnet. Mit Ehrfurcht wurden die Einziehenden erfüllt, denn sie gedachten, daß die Minnesänger, der starke, eiserne Landgraf, die heilige Elisabeth und der glaubensmuthige Held Luther über diese Schwelle geschritten sind. Im Innern der Burg war nirgends ein Kranz, ein Festschmuck zu sehen. Nur eine Riesenflagge flatterte auf dem hohen Thurme. Diese Mauern, die Geschichte und Sage so reich mit unverwelklichen Blüthen umwunden haben, mit welkenden Blumen bekränzen zu wollen, würde Frevel gewesen seyn. Als die Sänger sich auf dem Burghof geordnet hatten, ertönte Luther's erhebendes Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott!" und zwar in Luther's eignen Worten und nach Luther's Originalmelodie, die von der bisher gebräuchlichen Melodie dieses Liedes, namentlich im Rhythmus abweicht. Die darauf folgende Pause wurde durch den schönen Symphoniesatz von Spohr: „Die Weihe der Töne" ausgefüllt, bis Thüringens hochgefeierter Dichter Ludwig Bechstein die steinerne Treppe zu dem sogenannten hohen Haus hinanstieg und droben vor der Thüre mit volltönender, überall vernehmbarer Stimme Worte poetischer Weihe und Kraft herabsprach, die noch lange in tausend und abertausend Herzen widerhallen werden. Zum Schluße brachte er S. K. H. dem anwesenden Erbgroßherzog von S. Weimar, dem kunstsinnigen Erneuerer der Wartburg, eine Lebehoch, in welches die Menge einstimmte. Endloser Jubel begrüßte den Sprecher, als er wieder in den Burghof hinabstieg. Aller Lippen öffneten sich nun zu neuem Gesang und Bechstein's „Sängergruß an die Wartburg" in A. Zöllner's Composition ertönte. Dem Componisten, wie dem Dichter, wurde reicher Beifall gezollt. Sodann trug Dr. Wittich aus Eisenach ein Rhapsodie des sinnigen Dichters Christian Schreiber vor, der durch Krankheit abgehalten worden war, dem Feste beizuwohnen. Nach Beendigung dieses Vortrags: buntes Gewühl, wechselseitige Begrüßung, gemüthlicher Verkehr der Menge. Speisen und Getränke wurden aufgesucht, alle Räume und Hallen der Burg durchwandelt. Besonders groß war der Zudrang zu dem Ritterhause, zu dem Zimmer, in welchem Dr. Luther 10 Monate lang vor seinen Feinden verborgen lebte und das Neue Testament übersetzte. Ein von L. Zwez gedichtetes und von C. F. Weisheit componirtes Lied endete die Wartburgsfeier, deren Töne noch lange in tausend Seelen nachklingen werden.

Gegen 1 Uhr bewegten sich die Sänger in zwei Abtheilungen auf romantischen Wald- und Felsenpfaden dem Marienthale zu. Die eine Abtheilung weihte auf ihrem Zuge durch Gesang und Sprüche ein Denkmal ein, das der um die Verschönerung der Umgegend Eisenach's hochverdiente Oberforstrath König errichtet und mit einer Inschrift „dem Thüringer Sängerbunde" gewidmet hat. Es ist dies ein großer, zu einer Ruhebank hergerichteter Stein, welcher auf eine Felsenkuppe niedergelegt worden ist, von der man das reizende Marienthal überblickt. Die andere Abtheilung rastete auf dem Amphitheater eines idyllischen Wiesengrundes und sang das schöne Echochor aus Weber's Preciosa: „Im Wald, im Wald," so daß alle Zuhörer, nah und fern, davon entzückt waren. Im Marienthale vereinigten sich beide Abtheilungen und zogen unter den Tönen des Festmarsches, der dem Sommernachtstraum von Fr. Mendelssohn-Bartholdy entlehnt war, auf die Tribüne, wo nun wieder Gesänge und Reden wechselten.

Unter den Liedern sprachen besonders an: Ph. Welcker's „Schalle du, Liederstrom" in der herzerhebenden Melodie der alten katholischen Hymne: O sanctissima etc. und das von L. Dreves gedichtete, von W. Stade componirte „Vor Jena", das von der größtentheils aus Studenten bestehenden Liedertafel von Jena trefflich vorgetragen wurde. Den Schlußgesang, in welchen die gesammte Volksmenge einstimmte, bildete ein Abschiedslied von H. Schwerdt nach der Weise: Gaudeamus igitur. Nachdem noch mehrere Lebehoch's dem Festcomite, den Festordnern, den Sprechern, den Thüringer Dichtern u. s. w. ausgebracht worden waren, zogen die Sänger dem Garten der Erholungsgesellschaft zu. Dort sprach Dr. Wittich von Eisenach in wenigen Worten die Gefühle aus, die in diesem Augenblick Aller Herzen bewegten. Als es zu dunkeln begann, wurde der geräumige Garten erleuchtet.

Während hier Viele an den Tischen zu traulichem Verkehr sich niederließen, begaben sich Andere in den schönen, geschmackvoll geschmückten Saal, wo ein festlicher Freiball begann. Der gegen 800 Paare fassende Raum des Saals war endlich zum Erdrücken angefüllt, so daß der Tanz in's Stocken gerieth und erst später sich freier bewegen konnte, als schon Viele sich hinwegbegeben hatten. Erst lange nach Mitternacht verstummte die Tanzmusik.

So hatte sich denn das großartige Fest ohne die mindeste Störung schön zu Ende gesponnen. Alle Sänger und Gäste verließen Eisenach unter freudiger und dankbarer Anerkennung der von dem Festcomité getroffenen Anordnungen. Insbesondere aber wird ihnen die außerordentliche Gastfreundschaft der dortigen Bewohner, die sämmtliche Sänger unentgeltlich in ihre Wohnungen aufnahmen, sie freundlich bewirtheten, ihnen alle mögliche Bequemlichkeit zu gewähren suchten und sie baten, noch länger zu verweilen, unvergeßlich bleiben. Adolf Buhr.

## Tod im Leben.

Der Vorfall, den ich hier erzähle, ist von so ungewöhnlicher und seltsamer Natur, daß ich damit anfangen muß, die Wahrheit desselben auf das bestimmteste zu versichern. Die Personen, die dabei betheiligt waren, sind noch am Leben, und ich habe es daher aus nahe liegenden Gründen für rathsam gehalten, einige Umstände zu verschweigen; aber die Begebenheit selbst hat sich genau so ereignet, wie sie hier mitgetheilt wird.

In einer freundlichen Gesellschaft, bei der ich gegenwärtig war, kam im Laufe des Gesprächs auch der Magnetismus auf's Tapet. „Dieses Thema", begann der Capitän H., „ruft mir einen Vorfall ins Gedächtniß zurück, den ich selbst erlebt habe und der so grausenerregend war, daß ich mich noch immer nicht ohne Schrecken daran erinnern kann. Im magnetischen Zustande, wie in dem durch Einathmung der Aetherdämpfe hervorgebrachten, wird das Gefühl des Schmerzes völlig betäubt: bei mir trat jedoch einst das Gegentheil ein. Die Bewegungskraft allein wurde paralysirt; die Gefühlsnerven blieben unberührt, aber alle Muskelthätigkeit hörte vollkommen auf.

„Ich befand mich damals gerade bei meinem Regiment. Der Anfall geschah so plötzlich, daß ich wie ein Schlafender auf dem Sopha zurücksank. Ich versuchte, nach Hülfe zu rufen, aber es war mir unmöglich. Ich konnte mich nicht rühren — ich konnte meinen Arm nicht bewegen und nicht einmal die Augen öffnen. Ich vernahm deutlich alle Töne um mich her — ich hörte jeden Fußtritt auf der Treppe, aber allem Anschein nach war ich völlig leblos.

„Wie lange ich in diesem Zustande lag, weiß ich nicht anzugeben. Die Augenblicke wurden mir zu Stunden. Jeder Fußtritt, den ich hörte, ward als Omen baldiger Erlösung begrüßt; aber nicht eine Seele kam in mein Zimmer — die Fußtritte gingen alle mit grausamer Gleichgültigkeit an meiner Thür vorbei. Endlich, nach so vielen getäuschten Hoffnungen, vernahm ich zu meiner unaussprechlichen Freude die Stimme meines Vetters Karl und eines anderen Officiers; ich hörte sie an die Klinke greifen und lärmend ins Zimmer hineinstürzen.

„Sie glaubten zuerst, daß ich schliefe oder mich schlafend stelle, und schüttelten mich derb — natürlich ohne mich aufwecken zu können. Sie zogen mich bei den Haaren — ich blieb unbeweglich. Sie stachen mich mit Nadeln; ich hätte zucken mögen, war jedoch in lebloser Erstarrung festgebannt. Endlich fingen sie an zu argwöhnen, daß mir etwas zugestoßen sey. Aber ich war ja noch warm! Nach wiederholten fruchtlosen Bemühungen, mich ins Leben zurückzurufen, schickten sie zuletzt zum Regimentschirurgen. Er kam, untersuchte mich, und ich hörte ihn zu meinem Schrecken ausrufen: „Ich fürchte, daß er nicht mehr ist!"

„So würde ich also lebendig begraben werden! Man wird begreifen, was ich bei einem solchen Gedanken empfand — welche Anstrengungen ich machte, um ihnen zu sagen, daß ich nicht todt sey, daß ich Alles höre, was vorgehe; aber alle meine Anstrengungen waren vergeblich, da ich keine Muskel rühren konnte. Jedes erdenkliche Mittel wurde angewendet — ich blieb regungslos. Ein zweiter Wundarzt wurde gerufen, der der Meinung war, daß es doch vielleicht nur ein paralytischer Anfall sey. Ich schöpfte wieder Hoffnung!

„Es ist unmöglich, die geistigen und physischen Qualen zu beschreiben, die ich erdulden mußte. Die Aerzte hielten es für nöthig, meine Nerven zu reizen, um ihre Thätigkeit wieder herzustellen; aber ihre Reizbarkeit war schon übergroß, und der Schmerz, den ich bei ihren Versuchen litt, war furchtbar. Und ihre Consultationen! Der Eine schlug ein Senfbad vor; der Andere fand, daß dieses bei weitem nicht stark genug sey; und ich konnte ihnen auch nicht durch die leiseste Bewegung zu verstehen geben, daß ihre Mittel schon zu gewaltsam seyen, und daß sie mit einem eingebildeten Uebel kämpften. Es war nicht das Gefühl, sondern die Muskelkraft, die der Stimulation bedurfte, was sie aber nicht wissen konnten.

„Zwei ganze Tage — es schienen mir Jahre zu seyn — blieb ich in diesem leblosen, aber bewußten Zustande. Ich verzweifelte daran, mich je aus demselben erlöst zu sehen. Außer Stande, meine Aerzte ihres Irrthums zu überführen und meine eigentliche Krankheit zu offenbaren, war ich von der Furcht geängstigt, von ihnen aufgegeben und lebendig begraben zu werden. Eine noch grauenhaftere Idee verfolgte mich. „Ist dies vielleicht der Tod?" begann ich mich selbst zu fragen. „Lebe ich denn wirklich? Ist es möglich, daß die Todten hören und fühlen?"

„Solcher Art waren die Gedanken, die mich quälten. Die schlaflosen Stunden rollten langsam vorüber, ohne mir Ruhe zu bringen; die schrecklichsten Bilder stellten sich meiner Einbildungskraft vor, wenn mein Körper nicht durch die Versuche gemartert wurde, mich ins Leben zurückzurufen.

„Plötzlich öffnete ich die Augen. Mein Erstaunen und meine Freude waren so groß, daß ich es zuerst für einen Traum hielt und eine Zeit lang regungslos blieb, um nicht daraus zu erwachen. Dann bewegte ich die Hand — dann den Kopf — ich öffnete die Lippen — ich sprach! Die Verwunderung Aller, mit Ausnahme des Arztes, der meine Wiederherstellung als ein ganz natürliches, von ihm vorhergesehenes Ereigniß behandelte, war grenzenlos; und sogar der Herr Doktor geruhten etwas Ueberraschung zu zeigen, als ich ihn an einige Aeußerungen erinnerte, die er gegen seinen Kollegen über meinen Zustand gethan hatte.

„Ich genas. Mein Krankheitsfall erregte bei den Mitgliedern der medicinischen Fakultät außerordentliches Interesse, weil er ihnen eine neue Erscheinung war. Wie gewöhnlich aber hatten sie eine Erklärung dafür bereit; er rühre davon her, behaupteten sie, daß die Nerven der Bewegung paralysirt worden, während die des Gefühls unangetastet geblieben seyen. Aber dieses war ja keine Erklärung des Faktums; es war nichts als eine technische Definition desselben. So ist es

jedoch mit den Menschen; sie glauben eine Sache erklärt zu haben, sobald sie ihr einen Namen gegeben, ohne daß sie daran denken, ihr eigentliches Wesen zu ergründen."

Der Erzähler schloß mit einer Anekdote, die uns lachen machte; dann aber trat eine ernste Pause ein, die einige Minuten dauerte. Endlich unterbrach ich das allgemeine Schweigen: „Ohne Zweifel sind viele Personen, die lebendig begraben wurden, in ähnlicher Weise afficirt worden, wie unser Freund, der Capitän. Die Gefühle dieser Unglücklichen, die ihres kommenden Schicksals bewußt sind, müssen entsetzlich seyn. Man denke sich auch, mit welchen Empfindungen ein Mensch, der sich in diesem Zustande befindet, die wahren Gesinnungen von Leuten erfährt, die ihn bei seinen Lebzeiten mit heuchlerischer Zärtlichkeit behandelten! Wie muß er seine Unfähigkeit verwünschen, sich aus dem Sarge zu erheben und sie durch seine Erscheinung niederzuschmettern!"

„Solche Fälle scheinen mir nicht recht glaublich", bemerkte mein Nachbar. „Man hat allerdings Beispiele, daß Personen lebendig begraben wurden, aber von den Berichten, die darüber gegeben wurden, sind nur wenige authentisch."

„Sie müssen bedenken", erwiederte ich, „daß von allen denen, welche dieses Schicksal trifft, Keiner zurückkehrt, um uns darüber Bericht abzustatten."

„Doch! Es sind Einige zurückgekehrt. In dem „Osservatore Fiorentino" findet sich eine Geschichte von einer Dame, welche begraben wurde und in dem Todtengewölbe aufwachte. Leigh Hunt hat diese Erzählung dramatisch behandelt." *)

„Tallemant des Réaux", sagte der Capitän, „erzählt eine hübsche Anekdote von einem Mann, dessen Frau für todt gehalten wurde und die von einem Stoß erwachte, den die Bahre erhielt, als die Träger um eine Straßenecke bogen. Einige Zeit nachher starb sie wirklich. Während des Leichenbegängnisses näherte der trostlose Gatte sich dem Priester und flüsterte ihm schluchzend zu: „Nehmen Sie sich in Acht, wenn Sie um die Ecke biegen!"

„Wie dem auch sey, Capitän — der Vorfall, der Ihnen selbst zustieß, gibt zu unangenehmen Betrachtungen Anlaß. Ein Punkt wird dadurch zweifelhaft, der bisher für unbestreitbar galt: daß nämlich die Todten keinen Schmerz empfinden. Ist dies wirklich der Fall, ich halte es für nicht ganz sicher. Wie wollen wir es beweisen? Die bloße Abwesenheit der Merkmale, die im Normalzustande des Körpers den Schmerz anzeigen, ist noch kein Beweis, denn der Tod selbst ist abnorm. Bei Ihnen fand die geschärfteste Empfindlichkeit gegen den Schmerz neben völliger Abwesenheit ihrer äußeren Anzeichen statt. Wer steht mir dafür, daß der Todte, den ich secire, nicht jeden Einschnitt des anatomischen Messers empfindet, obwohl er außer Stande ist, seine Gefühle kundzugeben? Und wie schrecklich ist nicht schon die bloße Voraussetzung einer solchen Möglichkeit!"

„Sie erinnern sich vielleicht der Experimente, die vor einigen Jahren mit dem Leichnam des Mörders Clydesdale vorgenommen wurden. Er war hingerichtet worden und blieb eine Stunde hängen, worauf man ihn nach dem anatomischen Theater brachte, um hier secirt zu werden. Ein großer Einschnitt ward zuerst im Genick unterhalb des Hinterhauptes gemacht. Das Wirbelbein wurde blosgelegt, und das Rückenmark war jetzt sichtbar. Zu gleicher Zeit machte man eine Incision in der linken Hüfte und setzte dann die Stange, die an dem einen Ende der Elektrisirmaschine angebracht ist, mit dem Rückenmark in Verbindung, während die andere Stange an den Hüftnerv gelegt wurde. Sogleich ward jede Muskel des Körpers durch furchtbare Konvulsionen erschüttert. Hierauf versuchte man, das Zwerchfell in Bewegung zu setzen, was gleichfalls vollkommen gelang und ein schweres Athemholen oder Röcheln verursachte. Man denke sich eine athmende Leiche! — Aber eine noch schrecklichere Erscheinung trat ein, als man den Augennerv bloßlegte. Die seltsamsten Grimassen wurden hierdurch hervorgebracht; jede Muskel des Gesichts arbeitete zugleich mit furchtbarer Heftigkeit; Wuth, Entsetzen, Verzweiflung, Schmerz und grausiges Lächeln wechselten auf dem Antlitz des Mörders. Die Zuschauer geriethen in die peinlichste Aufregung — Einige wurden ohnmächtig — Andere verließen das Zimmer.

„Nehmen wir einen Augenblick an — und die Voraussetzung ist nicht so ganz ungereimt — daß der Mörder wirklich jeden Messerschnitt, jeden elektrischen Schlag fühlte, und daß diese furchtbaren Zuckungen nur die schwachen Aeußerungen der von ihm ausgestandenen Qualen waren — Aeußerungen, wozu ihn die augenblickliche Macht befähigte, welche der Galvanismus auf die Muskelthätigkeit ausübte — ich weiß mir nichts Entsetzlicheres zu denken."

Es erfolgte eine lange Pause. „Haben Sie diese Schrecknisse erfunden, um uns in unserem Schlafe zu stören?" fragte endlich mein Nachbar.

„Keineswegs," erwiederte der Capitän. „Ich habe Ihnen nur eine Thatsache aus meinem eignen Leben erzählt."

M. f. d. L. d. A.

*) In seiner Legend of Florence.

## Tabletten

*** Berlin. Von dem hiesigen Prof. von der Hagen wird in diesem Jahr ein Werk in 3 Bänden erscheinen, welches das Interesse aller Freunde der deutschen Nationalliteratur in Anspruch nehmen wird. Dieser bekannte Gelehrte und Kenner des deutschen Alterthums hat eine Sammlung von bisher meist ungedruckten Erzählungen, Mähren, Stadt- und Dorfgeschichten, Schwänken und Legenden aus alten Handschriften veranstaltet, so daß die deutsche Nationalliteratur in dieser Beziehung sich einer Bereicherung zu erfreuen hat. Die Mähren und Erzählungen sind aus dem 12. bis 14. Jahrhundert, und sämmtlich in dichterischer Form. (Karlsr. Z.)

*** Vor dem Pariser Correctionsgericht fragte der Präsident kürzlich einen Angeklagten: Warum haben sie 77 Fr. gestohlen? — Antwort: Für meine Kinder. — Sind Sie denn verheirathet? — Antw. Nein, aber ich hoffe bald in den Ehestand zu treten und dann auch Kinder zu bekommen.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 8. September. (Zum Erstenmale) Der Zerrissene, Posse mit Gesang in 3 Akten von Nestroy. Musik von A. Müller. (Gastrolle) Herr von Lips: Herr Nestroy.
(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 9. September. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abtheil., von Heinrich Laube.

Freitag, 10. September. Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3 und 4. Aktes von dem großherzgl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 250.** Freitag, den 10. September **1847.**

## Brieffragmente rc. der Herzogin v. Praslin-Choiseul.

Genau nach den Originalien mitgetheilt.

(Fortsetzung.)

7.

Mitte Januar 1842.

Wie thöricht war ich doch! Ich glaubte einst, in Deinem Herzen die erste Stelle einzunehmen. Ich täuschte mich, und gelassen fügte ich mich in das Unabänderliche. Und da ich bemerke, daß Du die Unabhängigkeit allem andern, selbst meiner Liebe, vorziehest, habe ich mich auch nach langen und harten Kämpfen, die es, ich gestehe es Dir offen, mir gekostet, endlich ergeben, und nach dem Tode Deines edeln Vaters hielt ich mich versichert, ich käme gleich nach ihm. — Ich beweine den guten Alten nur allzusehr, um dieses schöne Gefühl nicht ganz seiner Bedeutung nach zu würdigen.

O, wie glücklich wäre ich selbst in der Täuschung, diese vierte, so neidenswerthe Stelle in Deinem Herzen einnehmen zu dürfen!

Als Du mir nach diesem Verluste noch Ein Mal von einem neuen Leben, einer neuen Welt, die uns von nun an offen stehe, sprachst, o, wie war mir da jedes Wort heilig, wie wahr erschien es mir! Ach, wie weit war ich entfernt, an diese gänzliche Trennung von Dir und meinen Kindern zu glauben!

Obgleich ich nur allzuwohl weiß, daß ich Deinerseits auf keine Neigung Anspruch machen kann, weil mein Betragen stets in den engsten Schranken der Sitte und des Anstandes blieb, wie es meine erste und heiligste Pflicht erheischte, die ich auch erfüllt hätte, wenn Du mir selbst hassenswerth erschienen wärest, halte ich mich andrerseits nur zu sehr versichert, daß die strenge Erfüllung meiner Pflicht Dir volles Zutrauen und Sicherheit gewähren müsse, um meine Gesellschaft und meinen Einfluß auf die Kinder nicht für gefährlich zu erachten.

Theobald, mein Theobald! War Deine Rache noch nicht befriedigt, war die Strafe für meine Aufwallung, meine Eifersucht, wozu das Hintansetzen aller bestehenden Lebensregeln nur allzuleicht Anlaß geben mußte, noch nicht groß genug, indem Du mich verließest und ein Leben führtest, das mir das Herz zerriß und Deine Untreue klar an den Tag legte? Mußtest Du mir noch, um das Maß des Elends ganz zu füllen, die Achtung, das Vertrauen, das Herz meiner Kinder grausam entziehen? Doch nein, nein, ich will Dich nicht anklagen, denn was bliebe mir noch auf dieser Welt, wenn ich mir das Eine: die Liebe zu Dir, entzöge? Nicht wahr, mein Theobald, Du hast es nicht gethan, Du bist einer solchen That nicht fähig, Du gibst vielmehr, ohne es selbst zu ahnen, fremdem Einflusse Gehör, der Deinen Geist fesselt und bannt. Das ist kein Hirngespinnst, keine kindische Drohung, wenn ich Dir leise zuflüstere: „Ich sterbe vor Kummer"; denn bei dem gewaltigen moralischen Kampfe, dem ich doch unaufhörlich unterworfen bin, schwindet auffallend meine Gesundheit. Die Aerzte haben mich es einstimmig so oft versichert, hier bleibt nicht der mindeste Zweifel mehr. Beinahe seit fünf Jahren habe ich Nacht für Nacht geweint und die Hände gerungen. Gegen Morgen war ich glücklich, wenn der Genius: Schlaf sich auf die müden Augenlieder voll Erbarmen gesenkt hat, eine Stunde lang mein Leben zu vergessen, und wie schlief ich, wie träumte ich? Ich erwachte wieder und schluchzte wieder von Neuem, das Kissen warf ich auf mein Antlitz, um die laute Stimme des Schmerzes, die doch zuletzt Dich allein angeklagt hätte, zu ersticken — vergebens! Meine Nerven waren angegriffen, die heftigen Zuckungen, denen ich in Deiner Gegenwart erlag, sprechen nur allzudeutlich dafür, und nun kam noch eine langwierige, peinliche Entzündung hinzu. Was wirken alle erdenklichen Mittel der Kunst, so lange das moralische Wehe nicht aufgehoben, nicht durch Deine lindernde Hand beseitigt wird.

Ich fühl' es schmerzvoll, daß ich dadurch jeglichen Vortheil verliere, den ich nöthig habe, um Dich wieder auf die rechte Bahn zu leiten. Meine Züge verändern sich nicht zu meinem Vortheile, meine Kraft schwindet, meine Worte und Handlungen zeugen deutlich von innerster Erbitterung, mein Frohsinn wird schwarz wie meine Galle, meine Geistesbeweglichkeit erlahmt, meine gewohnte Energie wird zum Kinderspotte.

Erinnerst Du Dich noch an den ersten Moment, wo Dir die Todesnachricht Deines Vaters überbracht wurde? Du warst damals wie aufgelöst, und hättest nicht ein zweites Mal wieder eine derartige Stunde erleben mögen. Solchen Momenten gleichen fünf, — hörst Du? — fünf lange, lange Jahre meines Daseyns! Ich habe keinen Vater, aber dagegen einen Gatten, habe neun Kinder verloren — was ist Niobe's Schmerz gegen den meinen? — Ich stehe bei ihnen, und ihre Herzen sind weit, ach so weit von mir entfernt, sie leben für dir ganze Welt, für die Mutter sind sie alle todt, sie sind mein Alles, mein Höchstes, und ich — o ich bin ihnen nur eine unerträgliche Last, deren sie sich sobald denn möglich loszumachen wünschen. Und mit diesem tödtenden Bewußtseyn, dem Pfeil im Herzen, sollt' ich noch Comödie spielen, lachen und guter Dinge seyn?

Und wenn ich mich beruhige, habe ich es nur dem Opium und dem gewaltigen Kampfe zu verdanken, den ich im Angesichte der Welt bestehe, und den ich mit Nervenanfällen, Herzensbeklemmungen büße, so bald ich mich zurückziehe. Wie oft mußte ich während dieser verhängniß-

reichen fünf Jahre von einem Saale in den andern, von da in den Garten, in eine Laube, in die stille Nacht fliehen, um meinen Thränen freien Lauf zu gönnen! Und wie oft habe ich zuvor Monate lange Kopf und Brust im Geheimen mit Laudanum gerieben, um einige Stunden Ruhe zu genießen.

Vor drei Monaten glaubte ich, da ich mich schon so lange und immer so gerne mit der täuschenden Zukunft zu versöhnen suchte, noch an Deine Liebe, und daß Du reuig mir wieder in die Arme sinken würdest. Aber ich habe nach und nach klarer gesehen, daß man nicht Jahre lang den heißen Wünschen, dem inständigsten Flehen, den Thränen einer Frau kalt und trotzig widerstehen könne, wenn sie dem Manne nicht gleichgültig, doch was sage ich? — wenn sie ihm nicht unerträglich erscheint. Und so komme ich nun endlich zu dem tief betrübenden Bewußtseyn, daß, wo alles Vertrauen schwindet, von Neigung nicht mehr die Rede, und wenn man der Mutter ihre Kinder entreißt, Frost, Herzlosigkeit, ja selbst tiefe Verachtung der einzige Beweggrund seyn könne.

Aber einmal wird sich doch Dein Sinn, Dein Herz erweichen, Du wirst an Deine Fanny, die Dich so innig und wahr geliebt, Du wirst an die Mutter von neun lebenden Kindern denken, von welchen jedes ihr Abgott war, die Nichts auf dieser Welt besaß — Alles ist vergänglich, nur die Liebe ist ewig! — was ihr theurer gewesen — — was sie zu besitzen wähnte, war nicht ihr eigen, war ihr entfremdet — — und dann, mein Theobald, glaube, daß ich Dich und Deine Kinder ewig liebte, und daß eine ganz andre Scheidewand das, was Gott vereinigt, getrennt — daß sie Dir nie im Grund der Seele zürnte, Dich nur betrauerte. Du warst von „fremder" Hand falsch geleitet, verblendet. Denke dann an Deine arme Fanny, die aus dem Leben schied, wie sie im Leben zu viel litt, und warum hätte sie es länger erhalten sollen, schien es doch Jenen, für welche sie es, ach, so freudig erhalten und geopfert hätte, unnütz? Es ist eine Schmach, die ich nicht ertragen kann, einem Gatten und all' seinen Kindern, wie ein Nichts, wie ein zweckwidriges Wesen, ein leerer Schatten gegenüber, zu stehen. Beherzige vielmehr, daß Deine Gattin zu Gott gebetet, und ihm oft, nur ihm allein, ihre Leiden geklagt hat, auf daß er ihr die Gnade ertheile, sich mit Euch Allen in einer besseren Welt, wo die Binde vom Auge sinkt, vereint zu sehen, sie ging getröstet, sie hofft mit Euch bald zusammen zu leben. Du kommst doch zu diesem ewigen Stelldichein? Im Himmel sehen wir uns wieder, wie — einst, mein Theobald! *)

(Schluß folgt.)

---

## Der König aus der Lüneburger Haide. **)

Vor einigen Jahren kam in das Städtchen B. in der Lüneburger Haide ein Mann aus fernen Landen. Eine prunkvolle, reichgestickte Uniform und dicke Epauletten gaben ihm in den Augen der Kinder und Erwachsenen hohen Rang und Reiz. Er fand bald Zutritt in dem Hause einer älteren Dame, und seine glänzenden Schilderungen der fremden Länder und Städte, die er gesehen hatte, öffneten Ohr und Herz aller Familienmitglieder. Seinem Scharfblicke gelang es daher leicht, in dem Herzen der Mutter einen dunklen Winkel zu entdecken, in dem die schwarze Sorge um einen ihrer Söhne sich barg. Fleißig und strebsam hatten vier sich theils schon ihre Lebensbahn geöffnet, theils schickten sie sich noch dazu an. Nur einer pflegte lieber seines Körpers als seines Geistes, und die Blätter der Bäume und Blumen der Flur boten ihm lieblichere Bilder dar, als die blassen Seiten der Schulbücher mit ihrem einförmigeren Gewirre todter Buchstaben. Daher hatte sich denn die Mutter schon lange den letzten Trost vermögender Eltern gegeben: er muß Lieutenant werden! Und jetzt stand vor ihr ein hoher Officier mit jener blitzenden Pracht, die Kinder und Frauen so reizvoll finden. Sprach er nun gar von dem gold- und diamantenreichen Brasilien, in dessen Armee er einen hohen Posten bekleidete, und von den weiten Besitzungen, die er für treugeleistete Dienste erhalten hatte, und von den Schaaren schwarzer Sklaven, die seine Pflanzungen bearbeiten mußten; da schwebte der freudig erregten Mutter jedesmal die Bitte auf der Zunge, er möge ihren Sohn mit sich nehmen. Als er nun noch erzählte, daß er für den Kaiser junge Deutsche anwerbe und die Officierstellen selbst zu vergeben habe, und er ihr eine solche für ihren Sohn anbot — da warf sie einen hastigen fragenden Blick auf den fünfzehnjährigen Knaben, der seine Einwilligung zu fordern schien, und nahm mit dem wärmsten Danke das Anerbieten an. Bedingungen wurden nun gemacht, bewilligt und schriftlich aufgesetzt; genäht und gestrickt, gewaschen und gepackt. Und dann gings nach Hamburg, wo die andern Geworbenen sich bald einfanden. Ohne Zögern wurden die Anker gelichtet und man steuerte nach Brasilien. Sehnsucht nach dem Goldlande der Zukunft, Wehmuth um das verlassene Sandland der Kindheit und Schwermuth der Seekrankheit erdrückten in stetem Wechsel alle anderen Gedanken seiner Seele.

Endlich ist die weite See durchmessen: ein dunkler Streifen liegt tief am Rande des Horizonts. Er erhebt sich aus des Meeres dunkler Tiefe: höher stieg die Hoffnung aus dem Grunde seiner Seele. Sonnbeglänzte Bergesspitzen reißen sich los von den Rücken der Sierras und ragen hoch hinauf, Inseln gleich, über das Gewoge der Berge. Und das Schifflein seiner Wünsche segelt ruhig fort, Phantasie schwellt seines Segels Busen, und die Hoffnung sucht des Glückes Port. Endlich landeten sie; mit wankendem Fuß betritt er den neuen Boden. Verwundert sieht er sich um. Dort die glatten Schäfte riesiger Palmen, deren Blätter so wunderlich in die Höhe standen und ihn an den Kopfschmuck der Wilden erinnerten, die er in seiner Kindheit auf bunten Bilderbogen so oft gesehen hatte; hier die weißbaumwollenen Menschen; ja selbst die Kiesel des Strandes zogen seine Blicke an, vielleicht lag ein Diamant unerkannt unter ihnen. Doch bald heißt es vorwärts. Die deutsche Schaar wird geordnet und rückt ein in die Listen des kaiserlichen Heeres. Eine bunte Rotte von Officieren aus Italien, Frankreich und Spanien befehligt sie; die Kassen werden leer, ohne daß die Taschen der Mannschaft beschwert werden. Solche Häupter ekeln die deutsche Redlichkeit an. Es lösen sich die Bande der Ordnung und Manneszucht, und unser St. zieht mit seinem Oberst fort nach dessen Besitzungen. Unzufrieden über das mißlungene Unternehmen und getäuscht in seinen goldenen Erwartungen betrachtete der Oberst den Jüngling, den er seiner Heimath entlockt hatte, und der ihn dafür haßte, als eine Last, der er sich gern entledigt hätte. Der Oberaufseher

---

*) Dieser Brief scheint, in Uebereinstimmung mit andern Documenten, auf einen beabsichtigten Selbstmord der Herzogin hinzudeuten.

**) Diese Geschichte klingt zwar wie ein Roman, sie ist aber vollkommen wahr.

seiner Güter bemerkte bald die Kälte und Abneigung seines Herrn gegen den jungen Deutschen, dessen störriger, hochfahrender Sinn ihm selbst schon trotzig entgegengetreten war. Ohne Verabredung suchten Beide daher ihn so lange zu drücken und zu verletzen, bis er von selbst seine Freiheit in der Weite suchen würde.

So sehen wir ihn denn stehen in der Pflanzung, weißgekleidet vom Kopf bis zu den Füßen; ein breitgekrämpter Strohhut schützt den Scheitel vor der Sonne Brand, über seine linke Schulter hängt eine Doppelbüchse und darunter noch ein Säbel. Träge ruhen der Sklavenpeitsche Windungen auf dem Boden. Hier und da sieht man zwischen den beladenen Baumwollstauden krause Negerköpfe, Sklaven sammeln die mit weißer Wolle gefüllten Kapseln. Mit dem Rücken an eine mächtige Magnolie gelehnt, ließ er seine Gedanken wandern gehen nach den Fluren, die die frohen Spiele seiner Kindheit gesehen hatten, und das Auge der Erinnerung suchte das treuherzige Gesicht seines Nachbars, des Immkers unter der pelzverbrämten Mütze mit der goldnen Troddel, mit dem er Sonntags Morgens so oft in weißen Hemdsärmeln vor den summenden Bienenstöcken gesessen und die emsigen Thierlein hatte ausfliegen und honigbeladen wiederkommen sehen. Jetzt saß er wieder auf dem Bläßen und fuhr mit dem alten Heinrich hinaus, um Torf zu holen. Da suchte er sich denn das braunste festeste Stück aus, schnitzelte einen Napoleon daraus, lief damit zum Maurer und weißte seinem Helden das Gesicht, malte ihm mit Rothstein knallrothe Backen, stahl seiner Schwester eine große Puppenmütze und setzte sie dem Welterschütterer auf. Von der Fußbank unter der Linde entflammte er dann seine Schaaren und stürzte fort zum Angriff, daß Hühner und Gänse erschreckt nach allen Seiten gackernd und schnatternd auseinanderstoben. In seinem Siegesjubel scholl plötzlich sein Name; er fuhr auf. Der Oberst und sein Hauptverwalter blickten nach ihm hin: sie winken. Einige Schritte thut er vorwärts — da bleibt er sinnend stehen und krampfhaft greift die Hand nach der geladenen Büchse. „Haben jene Schurken eine neue Qual für mich ersonnen?“ Sie kommen näher. „Noch einen Schritt und Ihr seyd des Todes!“ Sie stutzen, kehren um und eilen nach dem Hause. „Ja, geh nur, wortbrüchiger Verräther, und hole Deine Sklaven, mich zu peitschen!“ Und damit warf er die Büchse wieder über die Schulter und schritt rasch durch die Pflanzung nach dem nahen Walde, der ihn in seinen schützenden Schatten nahm.

Daheim trauerte die bekümmerte Mutter um den Sohn: denn lange, lange hatte sie nichts von ihm gehört; nur seine glückliche Ankunft hatte sie von ihm erfahren. Ihre Liebe schmückte ihn so gerne in stillen Stunden mit dem Schimmer des Obersten. Hinter jedem Don, dessen Namen die Zeitungen aus Brasilien herüberbrachten, vermuthete sie ihren Sohn, der die Feinde seines Kaisers geschlagen hätte und nun geadelt und mit einem Fürstenthum beschenkt wäre. Wenn des Posthorns lustiger Klang erscholl, ach, wenn er käme! und sie eilte vor die Hausthür und sah allen Reisenden, die da ausstiegen, schärfer in's Gesicht, ob er unter ihnen wäre. Doch er kam nicht. So war denn allmälig ihre Hoffnung schlafen gegangen, und die Posthornklänge waren immer matter und klangloser in ihrem Herzen geworden. Doch Mutterliebe stirbt nie, wenn auch tausend Täuschungen sie treffen. Da trat einst ein Mann in ihr Haus, der aus fernen Landen zu kommen schien; denn sein Gesicht war gebräunt, aber anders als das des Landmanns in der Sommerhitze. Ihr Herz hüpfte vor Freude. „Der ist aus Brasilien!“ rief eine Stimme laut in ihrer Brust. Er war aus Brasilien, aus Leopoldina und war nach Deutschland gekommen, um das Haus seiner Eltern wieder zu besuchen. Nun ging's an ein Fragen ohne Ende; aber nichts wußte er von dem verlornen Sohne, hatte nicht einmal seinen Namen gehört. Darum band sie es ihm denn recht auf die Seele, so dringend sie nur konnte, ja nach ihm zu forschen, und ihr zu schreiben, wenn er ihn gefunden habe. Sie beschrieb ihm genau, wie der Knabe ausgesehen hatte, als er wegzog, und legte zitternd ihm einen Brief in die Hand, den sollte er dem Sohne geben. Alle Liebe hatte sie darin ausgegossen; aber ihr Herz war nicht ärmer davon geworden. So schied er mit ihrem Segen; sie aber stand vor ihrer Thür und blickte ihm nach, und ihre Hände falteten sich zu einem Gebet, das, von Menschen ungehört, aus ihrem beklommenen Herzen zu Gott emporstieg. Tage, Wochen, Monde vergingen. Endlich kam nach Jahresfrist ein Brief. Wie hastig erbrach sie ihn! Doch kraftlos sanken die Hände ihr in den Schoß, das Haupt auf die Brust; er war ja nicht gefunden.

(Schluß folgt.)

---

## Tabletten.

* Literatur. Die letzte Novitätenpost führte uns neben mehreren dicken Bänden, deren gewichtiger Werth erst in ihrer letzten Lebensperiode — der der Macalatur — recht geschätzt werden wird, einige kleine Brochuren in die Hand, welche besonders Erwähnung verdienen. David Strauß zeigt nach langem Schweigen, daß er darum sein Interesse der religiösen Bewegung nicht entzogen hat, zu deren ersten und bedeutendsten Begründern er gehört. In einem Vortrag über Julian den Abtrünnigen, den „Romantiker auf dem Throne der Cäsaren“ (Mannheim, Bassermann) hält er den Parteien und sogar sichtlich einzelnen bedeutenden Menschen der Gegenwart eine längst vergangne, aber der unsrigen verwandte Zeit als Spiegel vor. Leser der verschiedensten Farben werden sich durch das merkwürdige Büchlein lebendig angeregt finden. — Eine Brochüre „Ueber die Erziehung in unserer Zeit, von Theobald Morat“ (Leipzig, Verlagsbureau) würde auch ohne ihren wirklich interessanten Inhalt einige Aufmerksamkeit durch den Namen ihres Verfassers erwecken, welcher bekanntlich vor Kurzem der vereinigten Polizeigewalt mehrerer deutschen Staaten durch einen Geniesprung in den Rhein entging. — Sodann ist dem Schluße der bei André in Offenbach erschienenen Uebersetzung von Louis Blanc's Geschichte der Jahre 1830—1840 eine höchst lesenswerthe und geistreiche Originalarbeit als Vorwort zu dem ganzen Werke beigegeben, durch welche dieser Ausgabe ein eigenthümlicher Werth erwächst. L. D.

*** In Brüssel ist die Bildung eines Schriftstellervereins im Werke, wie in Paris ein ähnlicher besteht. Der Verein will sich nennen: „Die vereinigten belgischen Publizisten“ und soll erstens den Zweck haben, eine Vereinigung der beiden literarischen Elemente des Landes, des französischen und flämischen, herbeizuführen, und zweitens den Schriftstellern die Mittel zu verschaffen, sich von der Abhängigkeit der Buchhändler zu befreien und ihre Werke mit Hülfe der Gesellschaft herauszugeben. M. Urthbl.

*** Es erscheint jetzt eine Geschichte von Paris, die ihr Eigenthümliches hat. Sie ist nämlich zugleich eine Geschichte der einzelnen Straßen, Gassen und Plätze, und zwar mit Details der in und auf denselben stattgehabten Ereignisse.

*** Die Jahreszahl 47 habe schon seit acht Jahrhunderten ein „bedeutsames politisches Ereigniß, einen wichtigen staatlichen Entwicklungsmoment" bezeichnet, ward unlängst im Dresdener Tageblatt bemerkt. Merkwürdige Ereignisse wies das Tageblatt zwar nach, wie die „Deutsche Allg. Ztg." sehr richtig sagt, „fast lauter sogleich oder in ihren Folgen gescheiterte." Hören wir! 1047 Robert Guiscard in Unteritalien. Wo sind jetzt diese Normannen, was ist aus ihrem Herrscherstamm in Italien und aus ihren Erben, den Hohenstaufen, geworden? Doch dieser Anfangspunkt ist noch das Beste. Aber 1147 kommt ein fruchtloser Kreuzzug, 1247 das Gegenkönigthum Heinrich Raspe's, 1347 die Revolution des Cola Rienzi in Rom, deren Anfang so vielversprechend, deren Ausgang so kläglich war, 1447 das Aufkommen der Sforza's in Mailand, 1547 Fiesco's kurze Revolution in Genua, 1647 Masaniello's nicht glücklicherer Aufstand in Neapel, 1747 endlich ein Aufstand in Seeland und Holland, dessen Ende der Sieg der Erbstatthalter war. Und 1848? Der preußische Landtag, auf den das D. Tblt. hindeutet, schien weniger zu passen, als etwa die jetzigen Bewegungen in Rom und Italien überhaupt.

*** Leipzig. In diesen Tagen ereignete sich der gewiß seltene Fall, daß sich zwei Liebende, er in dem Alter von 18 Jahren, sie in dem von 16 Jahren, Beide aus den untern Schichten der Gesellschaft, in einem üppigen Kohlfelde hinter der „grünen Schenke" nach einer wild durchtanzten Nacht aus Liebe erschossen. — Romantik oder Sonnenstich?

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Mainz**, 6 September.

Unsere Messe hat mit dem verflossenen Donnerstag ihr Ende erreicht zum größten Leidwesen der Kinderwelt, die nicht ohne Betrübniß das Zelt abbrechen sah, unter welchem sich das Carroussel befand. Auch die wandernden Puppentheater, die Bänkelsänger, welche Mord- und Räubergeschichten mit heiserer Stimme absingen, die Taschenspieler und andere frei und lustig lebenden Künstler sind verschwunden, und gleich den Zugvögeln anderen Gegenden, wenn auch nicht gerade wärmeren, zugewandert. Die acrobatische Gesellschaft des Hrn. Knie, von der man so recht eigentlich lernen kann, wie gut es ist, wenn man sich bei gefährlichen Unternehmungen durch geschicktes Drehen und Wenden im Gleichgewicht zu erhalten vermag, hat vielleicht von allen Meßfremden die besten Geschäfte gemacht, einmal, weil diese Gesellschaft wirklich in ihrer Art Vortreffliches leistet, und dann, weil es in den Zeitverhältnissen liegt, daß man gern Sprünge macht und auf dem Seile tanzt, nur nicht mit solcher Sicherheit, wie die Mitglieder jener Gesellschaft. Den Freunden, die sich in der Naturgeschichte gerne praktisch unterrichten, wurde auf der Messe diesmal dazu Gelegenheit gegeben, denn es war ein Rhinoceros von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und es läßt sich auf dieses Thier ganz dasselbe anwenden, was Glaßbrenner in einem seiner Berliner Hefte einen Guckkastenmann vom „Barribal" sagen läßt. „Dieses, meine Herrschaften" — sagt der Guckkastenmann — „ist ein scheußliches Thier; wenn es fressen will, macht es das Maul auf." Wir trafen das Rhinoceros übrigens grade beim Souper, das in Heu und Wasser bestand, und wir gestehen, daß dies widerlich aussehende Thier einen sehr guten Appetit hat und in einigen Zügen mehr Wasser zu sich nimmt, als mancher Mäßigkeitsverein in einer ganzen Woche. Das Horn, womit die Nase oder die Schnauze des Rhinoceros im wilden Zustande geschmückt ist, ist bei dem in der Gefangenschaft befindlichen abgesägt worden, so daß man dasselbe jetzt mit mehr Ruhe ansehen und befühlen kann, als wenn es dem Rhinoceros noch auf der Nase säße. Das Rhinoceros soll in der Wildniß menschenscheu seyn, und auch das, welches hier in Mainz war, zeigte keine besondere Zuvorkommenheit gegen die Zuschauer; im Ganzen ist das Thier sehr unliebenswürdig und hat eine so dicke Haut, daß es gegen Sticheleien aller Art unempfindlich ist. Der eben skizzirte Vierfüßler und einige Affen, die aber, seitdem die Selbstständigkeit in Deutschland immer größere Fortschritte macht, nicht mehr die frühere Bedeutung haben, waren die einzigen Gegenstände auf unserer Messe, die wirklich weit her waren, und da nun einmal die Mainzer Messe ohne die Anwesenheit wilder Thiere nicht gedacht werden kann und diese sich diesmal auf eine kleine Anzahl beschränkten, so kann man, ohne dadurch die materiellen Interessen von Mainz absichtlich verletzen oder den Speculationsgeist seiner Bewohner verkleinern zu wollen, mit gutem Gewissen behaupten, daß es hinsichtlich der Naturgeschichte auf der letzten Messe flau stand. Ueber die sonstigen Meßartikel läßt sich nicht viel sagen, und nur nach irdenem Geschirr war lebhafte Nachfrage, woraus sich schließen läßt, daß seit der Ostermesse viel zerbrochen und viel zerschlagen wurde. Der größere Verbrauch an irdenem Geschirr ist nicht immer Folge der Ungeschicklichkeit; wie oft muß ein Topf oder eine Schüssel daran glauben, wie man zu sagen pflegt, wenn der Hausfriede gestört ist, und hieraus läßt sich der Schluß ziehen, daß starker Absatz in irdenen Waaren mit häuslichen Zwistigkeiten im engsten Zusammenhange steht. Befürchten Sie nicht, daß Sie jetzt eine Reihe verdrießlicher Familienauftritte zu hören bekommen; behüte der Himmel, wir sind discret. Kehren noch einmal zur Messe zurück und bemerken ganz kurz, daß sowohl während als auch nach derselben viel gestohlen worden ist. Das Eigenthum wird sonst in Mainz außerordentlich respectirt, indeß während der Messe kommen hier allerlei Leute zusammen, die über Mein und Dein falsche Begriffe haben und darnach handeln. Die man beim Stehlen ertappt, werden natürlich ohne Rücksicht auf ihre Grundsätze eingesperrt und sehr sorgfältig mit den hier bestehenden Gesetzen bekannt gemacht. Später lernen sie vor den Assisen die übergroßen Vortheile des öffentlichen und mündlichen Verfahrens kennen, werden durch richterlichen Spruch Mitglieder geschlossener Gesellschaften und erhalten Gelegenheit, über das Recht des Besitzes Betrachtungen anzustellen.

X

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 9. September. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abtheil., von Heinrich Laube.

Freitag, 10. September. Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3 und 4. Aktes von dem großherzgl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

Samstag, den 11. September. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Zerrissene, Posse mit Gesang in 3 Akten von Nestroy. Musik von A. Müller. Herr von Lips: Herr Nestroy.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 251.** Samstag, den 11. September **1847.**


## Brieffragmente ꝛc. der Herzogin v. Praslin-Choiseul.

Genau nach den Originalien mitgetheilt.

(Schluß.)

8.

Mitte Januar 1842.

Man hat mich nur verleumdet, und Du kannst mich für schuldig halten? Sonst hättest Du, wenn Du Dich an meinem Zorne und meiner Eifersucht hättest rächen wollen, mir nicht meine Kinder entrissen. Spotte über meine Leichtgläubigkeit, ich glaubte noch immer an Deine Zärtlichkeit, Deine Treue. Aber jetzt, wo Du mir den Weg zu dem Herzen meiner Kinder abgeschnitten, um diese einer leichtsinnigen Person anzuvertrauen, die Du doch selbst nicht kennst, und der Du nun alle Mutterpflichten und Mutterfreuden, das mütterliche Ansehen ganz anvertraut hast, da sie doch jetzt ausschließlich das Recht besitzt, über meine theuren Kinder ganz nach Willkür zu verfügen, sie, die jetzt die stete Gefährtin meines Mannes ist, die sich das Recht erschlichen, zu jeder Stunde und unter allen Umständen in dasselbe Gemach einzutreten, welches der eigenen Gattin, der Mutter ihrer Kinder, selbst, wenn ihr Theobald krank ist, zu bet eten verboten — jetzt bin ich enttäuscht!

O, unter dieser Maske ist viel Heuchelei, Pflichtvergessenheit und Schamlosigkeit verborgen, und offenkundig ist es, sie hat keine Religion, ohne welche der Mensch, besonders das schwache Weib, dem beweglichen und von jedem noch so leisen Luftzuge leicht aufgeregten Staube gleicht. O, sie hätte mit dem (scheinbar) moralischen Einflusse und der anfangs so ernsten Haltung eine vortreffliche Erzieherin seyn können, aber nie Mutter fremder Kinder! Ich lebe und habe Gottlob! noch meine fünf Sinne und bin schon bei Lebzeiten Aller — Wittwe und kinderlos! Daß Dir diese Sünde der Himmel vergebe, als Christin verzeihe ich Dir, aber Du läßt mich zu viel, schon zu lange leiden. Mit frevelnder Hand hast Du die heiligsten Bande zerrissen. Du hassest und verachtest mich.

Doch, was gilt Dir mein Klageruf, mein ganzes Leben? In demselben Augenblick, als ich um den Tod meines so edeln, großherzigen Schwiegervaters mit Dir trauerte, mit Dir weinte, da stießest Du mich erbarmungslos von Dir, miedest sorgfältig jeden meiner Schritte — ach, da sah ich meinen Abgrund und erkannte meinen alten, trügerischen Wahn! Man liebt nicht, wenn man nicht mit dem geliebten Gegenstande weinen darf.

Ach, wenn ich noch die alte Freundin und Erzieherin meiner Kinder hätte! Aber die kühle Erde deckt sie, nur in meinem Angedenken lebt sie ewig fort — fliehe mich, Theobald, fliehe mich nun, Du hast für mich kein Wort des Trostes und der Hoffnung mehr.

Und Du, Du bist so traurig, Du leidest auch, ich sehe Dich nicht glücklich, nur ewig mit Dir und Deinem finstern Geiste beschäftigt, und ich darf nicht hin zu Dir eilen, Dir mit dem leisen Gotteswort der Liebe Trost zufächeln; meine Zärtlichkeit, mein regstes Mitgefühl muß ich ersticken, während Andere auch die heiligsten Rechte der Gattin geltend machen. Wehe, tausendfach Wehe der unberufenen Stellvertreterin!

Mein Himmel! Welch' ein Leben! Welch' eine Zukunft! Mit meinem Manne und meinen Kindern muß ich allein seyn, allein sterben! Nur Gott kann mich durch ein Wunder retten, — Du selbst kannst es nicht mehr. Dein stolzer Sinn strebt trotzig jeder großmüthigen, christlichen Versöhnung entgegen, Du willst mir Deine Schuld nicht eingestehen, nicht durch eine bessere Zukunft das Geschehene vergessen machen. O, Du wagst nicht mehr — und sie nennen Dich Herzog und Vater? — die der Demoiselle*) verliehene Obermacht über das ganze Haus und meine armen Kinder zu entziehen, und ohne diese eine Bedingung fühl' ich es, ist all' mein Versprechen, mit Dir glücklich und zufrieden zu seyn, eine eitle, thörigte Lüge.

Aber Du hast von meinem Kummer und der Tiefe meines Seelenleidens keine Vorstellung, denn der wildeste Haß hätte Mitleid, und Du, nur Du allein könntest Alles ändern, und warum — —?

Ja, Du trägst mir schon lange einen geheimen Groll nach, weil ich so lebhaft und so erbittert von allen denen spreche, die Schuld an meinem Unglücke tragen. Ich mache mir darüber beständig Vorwürfe, aber was ich zu Zeiten sage, ist nur ein lauter Ruf meines verwundeten, blutenden Herzens. Und wenn ich nicht klar sähe, wie erfolgreich ihr Bemühen ist, käme mir es gewiß nie in den Sinn zu grollen und meinem Schmerze Worte zu verleihen. — Und so wird der Tag kommen, der uns ernstlich trennen wird, und unsere letzten Jahre sind in düsterer Einsamkeit, in steter Aufregung, ewigen Vorwürfen, nicht in Liebe, nein, in Unversöhnlichkeit und grausamer Rache dahin geflossen.

„O, fluche nicht auch meinem Angedenken, Theobald, ich habe Dich ewig geliebt, ich liebe Dich, und das ist mein einzig Verbrechen — ich werde Dich ewig lieben! Als ich mit Dir zum Traualtare trat — wie viele glückliche Tage habe ich seit damals an Deiner Seite verlebt! — Da war mein einziger Gedanke, Dich treu durch's Leben zu geleiten, Freuden und Schmerzen mit Dir redlich zu theilen, Dein Wollen, Deine Wünsche, Deine Lust, Amt und Beruf, kurz Dein ganzes Schaffen und Wirken,

*) Lucy Desportes.

Dein Leben mit dem meinen enge in Eins zu verschmelzen. Mein Gatte und meine Kinder waren seit siebenzehn Jahren der Ruf meines Gewissens, der freundlichste Besitz meiner Seele, nur sie wollte ich glücklich, froh und zufrieden wissen. So verstand ich die Ehe, so Liebe und ewige Freundschaft! Und wie — o, ich glaube es nicht — verlangst Du nun, daß Deine **Fanny** das freudenleere Leben durch den gehaltlosen Schein und nichtigen Flitter der Außenwelt und einer theilnahmlosen Gesellschaft verdecke? Nur keinen Betrug, er ist unmöglich! Ich habe es lange versucht und mich in den Strudel der Zerstreuung geworfen, umsonst, ich schwamm stets obenauf, und wurde wieder allein, **mutterseelenallein** ohne Erbarmen, an's Ufer geworfen!

So hast Du die scheinbare Freiheit, die selbstgeschaffene Willkühr, das in ein schweres, nicht zu enträthselndes Geheimniß gehüllte Leben des „Unverheiratheten" Deinem Weibe, dem ächten, ungetrübtem Glück des Vaters und Gatten vorgezogen? Hast Du mich doch überzeugen wollen, daß ich nicht rechtmäßige Mutter bin, hast mich im Hause für null und nichtig erklärt, kümmern doch Dich und — mich (!) nicht Deine Kinder, jetzt bist Du wieder frei und heirathsfähig!

Ich verlangte von Dir ein Leben voll innerer Häuslichkeit und Ruhe, Du hast es mir versagt, ich wähnte, Du zögest ein wechselvolleres Leben, in steter, froher Gesellschaft Deiner Freunde vor, und ich gehorchte meinem Herzen, Du versagtest mir's, ich empfahl Dir das Land und die frische Gottesluft, Du versagtest mir's, und so versagtest Du mir Alles, was ich und was Du einst selbst verlangtest. — Theobald, gestehe Dir ein, Du bist nicht glücklich. Trotz meiner Bitten und heißen Thränen hast Du Dir ein trügerisches, elendes Leben geschaffen, das Dir keinen anhaltenden Genuß, keine reine Freude (welche Dir nur bei Weib und Kindern, am häuslichen Herde offen stehen) gewähren. Was wolltest Du? Beim Himmel, Du weißt es selbst nicht. Ich verliere mich in peinigenden Zweifeln, dunklen Vermuthungen. Du bist nicht zufrieden. Und doch sollte ich immer fröhlich seyn und sorglos lächeln? Glaube mir's, ich wäre verächtlich, nicht würdig, den Namen von **Sebastiani-Praslin** zu tragen.

So möge Gott die Nacht zu Licht werden lassen, er möge Dich segnen und heilen! Alles Glück, das ich bisher genoß, strömte von Dir aus, Du warst mein leitender Stern, Du warst und bleibst mein Ruhm, mein Stolz!

## *†* Wilhelm Smets.

Derselbe hat in diesen Tagen seine neuesten Gedichte gesammelt, bei Sauerländer in Frankfurt herausgegeben. Gerne ergreifen wir diese Gelegenheit, dem Publikum die interessante Lebensskizze eines Dichters mitzutheilen, dessen Bekanntschaft es bereits durch die ältere Ausgabe seiner Gedichte (Cotta, 1840) gemacht hat.

W. Smets wurde am 15. September 1796 zu Reval im Esthlande geboren. Sein Vater, aus Eynatten bei Aachen, in der juristischen Welt durch die Schrift: „die Straf- und Polizeigesetze des 18ten Jahrhunderts, philosophisch, juristisch und historisch betrachtet" (Leipzig, bei Breitkopf und Härtel 1795) vortheilhaft bekannt, war Kriminalrichter am hohen Churkölnischen Gerichtshofe in Bonn, welche Stelle er verließ, indem er, seinem Herzenszuge folgend, ein Ehebündniß einging, das der Intention seines Fürsten entgegen war. Da er selbst ein leidenschaftlicher Kunstredner, und seine junge Gattin mit einer schönen Stimme begabt war, so betrat er die Bühne unter dem angenommenen Namen Stollmers, in welchem seine Antrittsrolle Ollmers in den deutschen Kleinstädtern, und anagrammatisch sein Familiennamen Smets enthalten ist. Er zog im Jahr 1794 nach Reval, wo er, nachdem seine Gattin in Petersburg gestorben war, unter der Intendantur des Regierungspräsidenten A. v. Kotzebue, Director des deutschen Theaters wurde. Hier heirathete er im darauf folgenden Jahre die damals erst 14jährige, in Paderborn geborne Schauspielerin Antoinette Sophie Bürger. Diese ist die Mutter unsers Dichters, die nachherige k. k. Hofschauspielerin Sophie Schröder, die gegenwärtig mit Pension in Augsburg lebt, und deren gefeierter Name in den Annalen der deutschen Schauspielkunst unsterblich fortleben wird. Der große Unterschied von Alter und Charakter löste diese Ehe, als unser Dichter kaum vier Jahre alt war. Der Vater, dem er anheim fiel, trat nun in seine frühere Laufbahn zurück, und wurde Hofrath des damals regierenden Reichsgrafen von Plettenberg-Miething-Ratibor, für welchen er den Austausch der letztern Herrschaft gegen die von Cosel bewirkte. Vom Sirenengesange des französischen Freistaates angelockt, verließ er auch diese Stelle und wandte sich nach Aachen, wo er, nach vieljähriger Trennung von den Seinigen, als praktischer Rechtsgelehrter und Ergänzungsrichter am dortigen Friedensgericht fungirte, und, eben zu einem ansehnlichen juristischen Amte berufen, im Jahre 1812 starb. Sein Sohn, unser damals kaum 16jähriger Dichter, der sich aus früheren Aeußerungen seines Vaters die Meinung combinirte, daß seine Mutter todt sey, trat nun, nachdem er das Gymnasium in Aachen besucht hatte, und seine Großmutter seine vorherrschende Neigung zur Malerei nicht berücksichtigte, als Staatszögling in das kaiserl. französische Lyceum zu Bonn. Die Erstlinge seiner Muse waren bereits in Aachen entstanden; aber in Bonn wirkten die herrliche landschaftliche Umgebung, der Rheinstrom und das Siebengebirge mächtig auf ihn, reiften seine Entwicklung und erweiterten seine Phantasie. Die Franzosen haben Unrecht, wenn sie uns immer vorwerfen, zum Brennpunkt für nationale Wissenschaft, Kunst und Politik fehle es uns an einer Hauptstadt; der Oesterreicher fühle sich in Berlin, der Preuße in Wien als Ausländer. Unsere Hauptstadt ist größer noch als Paris; denn es ist der Rhein, der sich durch die herrlichsten Gaue des Vaterlandes drängt, der der älteste Zeuge unsrer Geschichte ist, der uns nach Niederlagen aufrichtete, uns im Glücke Triumphbogen baute, an dessen Ufer wir uns alle als ein einiges Volk fühlen.

*Karl Simrock*, der damals jüngere Knabe, besuchte die untern Klassen derselben Anstalt, ohne daß die beiden jungen Dichter sich näher gekommen wären. In den Elegieen seiner bei Cotta erschienenen Gedichte erzählt er sehr naiv, wie ihm der Oberdirector des Lyceums deutsche Gedichte zu schreiben verboten, und die deutschen Klassiker (Klopstock, Hölty, Kleist, Schiller, Bürger und Gleim) confiscirt habe, weil sie gegen Corneille, Racine und Boileau doch nur Bänkelsänger seyen. Dieser Widerstand regte sein Deutschthum nur noch mehr auf, und beim Herannahen der verbündeten Heere gründete er im Vereine mit mehreren Gleichgesinnten eine Genossenschaft, die als eine Vorschule der spätern Burschenschaft angesehen werden kann. Sein Streben wurde verrathen, er entfloh aus der Anstalt und hielt sich bei Aachen auf dem Lande verborgen, bis die Gegend von der Fremdherrschaft befreit war. Im Herbste 1841 wurde er Hauslehrer in der Nähe

von Köln, schloß sich aber im darauf folgenden Jahre der Schaar der Freiwilligen des Niederrheins an, wurde in Gneisenaus Hauptquartier angestellt, und verließ dann Anfangs des Jahres 1816 den Kriegsdienst als Lieutenant des 3ten Rhein. Landwehr-Infanterieregiments. Bald darnach erschien seine erste Gedichtesammlung, worauf er sich als Informator eines jungen Adligen nach Wien begab, wo er bei einer theatralischen Vorstellung in der k. k. Hofschauspielerin Sophie Schröder seine todtgeglaubte Mutter wiederfand. Die Art und Weise dieser merkwürdigen Begegnung mag er selbst erzählen:

„Salomon's Urtheil“ war's; es standen die Mütter, die beiden,
Schon vor dem Throne, das Schwert zuckte schon über dem Kind.
Aber in schrecklicher Qual stürzt nieder die eine der Mütter:
„König, verschone mein Kind! Gib es der Anderen hin!“ —
Gott, wie wurde mir da! Ganz deutlich vernahm ich die eigne
Stimme, so wie sie mir selbst tönt aus der volleren Brust,
Thränenden Blickes entdeckt' ich im Antlitz die eigenen Züge:
Stirn' und Augen und Mund, selbst auch das Grübchen im Kinn.
— „Mutter, du bist's! Ich zweifle nicht mehr, es lebet dein Kind noch!“
„„Wilhelm! mein ältester Sohn!““ rief sie, und sank mir an's Herz.“

Da ihm die hochadelige Mutter seines Zöglings die Alternative stellte, entweder seine Mutter zu verleugnen, und in der bisherigen Stellung zu bleiben, oder diese zu verlassen und seine Mutter anzuerkennen, so wählte er das Letztere und betrat die Bühne in Blümicke's Lanassa als der junge Brahmine, der gegen die Mißbräuche seiner Priesterkaste eifert. Bald aber widerstand ihm das Leben und Treiben in der Bühnenwelt, und er kehrte an den Rhein zurück. Kurz darauf wurde er Lehrer an der Kriegsschule und späterhin auch am Gymnasium zu Koblenz, wo von ihm „Poetische Fragmente aus Theobald's Tagebuche“, ein Trauerspiel: „Tasso's Tod“, das H. Heine in Symansky's „Beobachter“ sehr hoch stellte, und ein „Taschenbuch für Rheinreisende“, dessen v. Gerning in seinem „Rhein und Main“ sehr rühmliche Erwähnung thut, erschienen sind. Religiöse Begeisterung, die schon während seines Aufenthaltes in Frankreich Wurzel geschlagen hatte, und mehr noch, wie's scheint, eine früh zu Grabe getragene Hoffnung trieben ihn nun im Herbste 1819 nach Münster, um unter dem gefeierten Professor Georg Hermes Theologie zu studiren. Später besuchte er das Kölner Priesterseminar und ward, nachdem er von der Universität Jena den philosophischen Doktortitel erhalten hatte, am 8. Mai 1822 in der Kölner Domkirche zum Priester geweiht. Bald darauf erhielt er die Stelle eines ersten Religionslehrers und Pensionatinspectors am katholischen Gymnasium in Köln, wurde zugleich Kaplan und Sonntagsprediger an der Domkirche und Seelsorger der Baugefangnen. Um diese Zeit erschien von ihm eine zweite Gedichtesammlung, so wie außer mehreren andern unbedeutenden Schriften, die sehr geschätzte Biographie des kölnischen Erzbürgers Wallraf. Anhaltende körperliche Leiden machten ihm den Aufenthalt auf dem Land wünschenswerth und so trat er um Ostern 1828 die Pfarre Hersel bei Bonn an. Im Jahre 1832 wurde er nach Münstereifel als erster Oberpfarrer, Schulinspector über 26 Dorfschaften und erzbischöflicher Commissarius befördert. Das dortige rauhe Klima, die übermäßig anstrengende Amtsthätigkeit, verbunden mit schriftstellerischen Arbeiten, steigerten sein Körperleiden, so daß er selbst die darauf angetretene leichtere amtliche Stellung im schönen Nideggen an der Roer verlassen mußte, und im Jahre 1837 sich als Weltgeistlicher mit einer kleinen Pension und fortwährend thätig als Schriftsteller nach Köln zurückzog, wo er unter andern auch bis zum Jahr 1842 das Feuilleton der „Kölnischen Zeitung“ redigirte. Es waren unterdessen von ihm noch zwei Gedichtesammlungen, ein romantisches Gedicht in drei Gesängen: „des Kronprinzen von Preußen Jubelfahrt auf dem Rhein“, „Sprüchlieder“, eine „Kurze Geschichte der Päpste„ und mehrere andere theologische Schriften erschienen. Im Jahr 1840 endlich gab er die mehrerwähnte vollständige (aber sehr ausgewählte) Sammlung seiner Gedichte heraus. Im darauf folgenden Jahre machte er eine Reise nach Italien, und wurde von dem Oberhaupt seiner Kirche, Papst Gregor XIV. und von dem Kardinal Mezzofanti mit Auszeichnung empfangen. Im Frühjahre 1844 erhielt er seine Ernennung als Stiftsherr an der Münsterkirche in Aachen, wo er, wenn auch immer noch mit körperlichen Leiden kämpfend, besonders als Kanzelredner und theologischer Schriftsteller sehr thätig ist.

(Schluß folgt.)

## Der König aus der Lüneburger Haide.

(Schluß.)

So oft der Mann in Leopoldina, wir nennen ihn Kruse, zu andern Menschen kam in die Städte und Pflanzungen, fragte er nach dem Verlornen; aber Niemand hatte ihn gekannt. Einst war er auch mit mehreren Diener hinabgewesen an die Küste und hatte eine große Menge getrockneter Häute von Ochsen und Kühen nach dem Hafen gebracht, die mit einem Schiffe nach Europa gebracht werden sollten. Es war schon spät geworden, als sie auf ihren Pferden ihrer Heimat wieder zuritten. Plötzlich brach die Nacht herein, ehe sie es meinten; denn eine Dämmerung gibt es in Brasilien nicht. In dem dichten Walde, durch den ihr Weg sie führte, war die Nacht noch finsterer, also daß sie nicht mehr wußten, wo sie waren. Darum ließen sie den Pferden die Zügel und hofften, die scharfsinnigen Thiere würden sie schon den rechten Pfad führen. Plötzlich bricht ein Feuerschein roth durch die Riesenstämme der Waldbäume; bald schlägt auch dumpfes Getöse an ihr lauschendes Ohr. Vorsichtig ritten sie näher. Da erblickten sie Haufen wilder Männer, die mit langen Lanzen bewaffnet um lodernde Feuer standen. Aus großen Kesseln stiegen graue Dämpfe auf und zogen vom Feuerschein röthlich gefärbt zwischen den dunkeln Stämmen hinauf dem Nachthimmel zu. Zusammengekoppelte Pferde standen oder lagen hinter den Baumstämmen. „Reiten wir näher, oder suchen wir einen andern Weg?“ „Herr,“ meinte ein Diener, „sie haben uns schon längst gewittert; laßt uns zu ihnen gehen, entfliehen können wir doch nicht; sie würden uns für Spione halten!“ „Du hast recht!“ Sie stiegen also von den Pferden und schritten auf den Kreis zu. Aller Blicke waren auf sie gerichtet. Bald hatte Kruse sich mit ihnen auf portugiesisch verständigt. Einige Jünglinge traten mit Schalen zu den Kesseln, füllten sie und reichten sie den Gästen zum Trinken. Es war ein Gebräu aus Arrack. Während Kruse trank, fiel sein Blick plötzlich auf einen Mann, der gleich Allen nur mit einem Schurz bekleidet durch einen Kopfputz aus bunten Federn ausgezeichnet war. Er stand von den Uebrigen gesondert an einen Baum gelehnt. Ein langer Bart floß ihm von dem Kinn herab und reichte bis auf die breite Brust, über welche der Riemen eines Hifthorns lief, das an seiner linken Seite hing. Die Rechte hielt den Schaft einer

langen Lanze. Seine ins Weiße spielende Hautfarbe schied ihn deutlich von den kupferbraunen Genossen. Unbemerkt suchte Kruse sich ihm zu nähern. Als er so neben dem Unbekannten stand, blickte er ihn scharf an und sprach leise auf portugiesisch zu ihm: „Ich irre mich nicht, Sie gehören nicht zu diesen Männern.“ „Was geht Sie das an!“ war die barsche Antwort. Ungeschreckt fuhr Kruse fort: „Sie sind auch kein Brasilianer; Sie sind ein Europäer!“ „Herr, ich sage Ihnen noch einmal, das kümmert Sie nicht!“ „Ja noch mehr, Sie sind ein Deutscher aus Hannover, St. ist Ihr Name, und Ihre Mutter sendet Ihnen aus B. einen Brief durch mich!“ Mit diesen Worten zog er den Brief aus seiner Tasche und reichte ihm denselben. „Ja, Sie haben es errathen, der bin ich!“ Und hastig erbrach er das Siegel und gierig verschlangen seine Auge die lieben Züge aus der Heimath von der Mutterhand. „O Mutter, du gedenkest meiner noch?“ floß kaum hörbar über seine Lippen aus der wildbewegten Brust, gleich dem sanften Murmeln des Bächleins, das leise hervorklingt, wenn das Tosen des Sturmwindes den Wald durchbrauset. Kruse störte das Erwachen der schlummernden Liebe nicht. Als der Wiedergefundene ihm aber die Rechte bot, da schlug er fröhlich ein und sprach: „Sie gehen mit mir und verlassen diese Männer!“ „Nein, ich kann es nicht! die Heimath hat mich ausgestoßen, und hier bin ich König geworden!“ Und damit hob er sein Horn an den Mund und stieß hinein. Da eilten die wilden Gestalten zu ihren Pferden, schwangen sich hinauf und harrten seiner Befehle. Ein Wink rief sie wieder zurück an die dampfenden Kessel. „Und das soll ich Ihrer trauernden Mutter melden? Soll den Tod ihr ins Herz hineinschreiben? Sie härmt sich um ihren Sohn, wenn sie aufsteht, und ist bekümmert um den Verlornen, wenn sie das Lager sucht. Ihre Hände greifen in die Nacht nach Deiner Gestalt, die vor ihrer Seele steht, und sie fassen Dich nicht. Ihr Fuß trägt sie auf des Hügels Spitze, und ihr Auge erblickt Dich nicht. Und ihre Stimme ruft zitternd: mein Sohn, mein Sohn! und Du hörst sie nicht. O kehre wieder zu der, die Dich geboren, die Dich geliebt hat, ehe Du sie kanntest, und Dich noch liebt, ob Du gleich fern bist; kehre wieder dahin, wo Deine Kindheit so glücklich, so selig war!“ Er schwieg. Schwer und hörbar athmete die Brust. „Ich gehe mit!“ preßte er endlich hervor. Raschen Tritts ging er zu den braunen Männern und sprach: „Meine Brüder! Dieser Weiße kommt aus meines Vaters und meiner Mutter Hütte. Sie haben ihm befohlen, Euerm König zu sagen, daß er wiederkommen soll ins Land der weißen Männer. Euer König soll wieder dienen seinen Eltern und jagen in den Wäldern und ihnen Speise bereiten, denn sie sind alt und schwach. Uns hat aber der große Geist geboten, gehorsam zu sein Vater und Mutter und ihren Willen zu thun. Darum muß Euer König ihren Willen thun und wieder zu ihnen kehren. Tritt her, Xingu und nimm von mir die Lanze und das Horn und führe meine braunen Brüder auf der Bahn des Sieges!“ Xingu nahm die Lanze und das Horn und sprach: „Suche wieder den Weg zu Deines Vaters Hütte; denn der große Geist ist stark, und seine Lanze trifft sicher den, der nicht auf seine Stimme hört. Haben aber die Feinde unsers Adlers Horst mit Feuer verbrannt und den Brunnen unter dem Baume verschüttet, daraus er trank, als er jung war, und lauern sie auf ihn mit vergifteten Pfeilspitzen: dann kehre wieder in unsere Wälder zu deinen braunen Brüdern!“ Dumpfes Gemurmel durchlief den Kreis; schweigend gingen sie zu ihren Pferden. Die Feuer erloschen; die Männer verschwanden unter den Bäumen. Eingehüllt in Mäntel streckten unsre Beiden mit den Dienern sich unter dem Dache der Bäume nieder. Nach kurzer Rast brachen sie mit dem Nahen des Tages wieder auf und zogen fort nach Leopoldina. Mit dem ersten Schiffe, das nach Hamburg die Anker lichtete, ging ein Brief von des Sohnes Hand an die bekümmerte Mutter. Sie hat ihn erhalten und erwartet jetzt sehnsuchtsvoll die Wiederkehr des geliebten Sohnes. Wes. Zeit.

## Tabletten.

*** Die Königin Isabella soll bei einem der letzten Stiergefechte, hingerissen von der romantischen Wildheit eines Stieres, dem sich keiner der Majo's zu nähern wagte, ausgerufen haben: „Ha, ich wollte, er hätte meine Krone an seinen Hörnern!“

*** Nach dem Ausspruche des Bauinspectors von Lassaulx in Koblenz, eines geschickten Kenners der Bauwerke am Rhein, ist die so eben durch den Hofbaumeister Görz in Wiesbaden in Abbildungen herausgegebene Peterskirche zu Mainz eine Fundgrube für Architecten, welche diese eigenthümliche Gewölbeconstruction des Mittelalters in ihrer Vollendung kennen lernen wollen. — v. Lassaulx sagt: es sey diese Kirche das letzte Bauwerk, worin diese Art zu wölben, und zwar in ausgezeichneter Weise, angewandt worden sey. Es ist dieses Werk in Folio elegant ausgestattet bei Kunze in Mainz erschienen.

*** Ein Mainzer, Herr Damian Knußmann, Broncefabrikant, hat ein medicinisch wichtiges Instrument erfunden, welches zufolge Pariser Journalen daselbst Aufsehen unter den Aerzten erregt, und worauf derselbe von der französischen Regierung ein Patent erhalten hat. Ein Pariser Arzt, Dr. Boudin, Director eines Hospitals, hat nach vorherigen öftern Versuchen sich von dessen Vorzügen vor dem Gebrauch der Blutegel überzeugt und sofort in allen Vorfällen des Blutentziehens seine ausschließliche Anwendung anbefohlen, weil das Maß des zu nehmenden Blutes mit Genauigkeit bestimmt werden kann, der Gebrauch dieses Instrumentes leicht, einfach und sicher ist, und nicht die geringsten Nachtheile für den Körper hat. Es ist demnach eine wirklich wichtige Erfindung für die Heilkunde. Hess. Zeit.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 10. September. Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Abtheilungen von Gustav Schmidt.

Samstag, den 11. September. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Zerrissene, Posse mit Gesang in 3 Akten von Nestroy. Musik von A. Müller. Herr von Lips: Herr Nestroy. — Hierauf folgt: Sieben Mädchen in Uniform, Vaudeville-Posse in 1 Akt, von Angely. (Gastrolle) Sansquartier: Herr Nestroy.

Sonntag, den 12. September. Lumpacivagabundus, oder: Das liederliche Kleeblatt, Zauberposse in 3 Abtheilungen von Nestroy. Musik von Müller. (Vorletzte Gastrolle) Knieriem: Herr Nestroy.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 252.** Sonntag, den 12. September **1847.**

## Eine Heldenthat Mina's.

Nachdem Napoleon beschlossen, den Krieg ins Innere Rußlands zu tragen, wozu er erprobte Truppen nöthig hatte, ließ er viele der deutschen Rheinlandskrieger nach Frankreich kommen und mit jüngeren Streitern ersetzen, um die Sieggewohnten dann in den Norden zu senden. Ich, unter der bergischen Artillerie als Lieutenant dienend, war der theils aus Franzosen, theils aus Deutschen bestehenden Abtheilung zugetheilt, welche der General Melas im spanischen Feldzuge geleitet hatte, und die er nun der Heimat zuführte. Die Wachsamkeit und Vorsicht vor Ueberfällen der Guerillas, die uns so manchen Kameraden betrauern ließen, hatte uns alle ziemlich angegriffen; doch ließ uns die Hoffnung, daß wir Deutschen, die wir hier für eine fremde Sache fechten mußten, uns dem lieben Vaterlande wieder nähern konnten, daß wir Spanien, in welchem wir seit Jahren Entbehrungen, Drangsale und Gefahren aller Art ertragen hatten, nun für immer verlassen dürften, mit dem Muth auch unsere Kräfte wiederfinden. Von Portugals Grenze waren wir jetzt schon in die Baskenländer gezogen. Die Heerstraße, welche sich von Vittoria bis zu den Pyrenäen zieht, wand sich fortwährend durch liebliche Thäler, deren Reize uns unter andern Umständen entzückt haben würden, die uns aber jetzt um so mehr ängstigten, als wir, fortwährend zwischen Bergen hinziehend, selten einen Ueberblick über unsere gesammten Streitkräfte gewinnen konnten, deren Nachhut wir bildeten. Vor uns zogen neben den streitfähigen Kriegschaaren noch zweihundert Wagen mit den Verwundeten der letzten Schlachten und Gefechte, sowie mit den Kranken beladen, welche in Frankreich vor dem Andringen und den Ueberfällen der Spanier und Britten gesichert werden und bei besserer Pflege eher wieder hergestellt werden konnten. Ebenso zogen noch an viertausend gefangener Spanier, welche in früheren Gefechten in unsere Hände gefallen waren, die man über den Pyrenäen besser zu hüten dachte, mit uns. Wir näherten uns bereits Mondragan, als wir an einigen Hütten, die größtentheils zerstört waren, Halt machten, um uns für die Nacht, so gut als eben möglich war, einzurichten, und für den künftigen Tag zu laben und zu stärken. Kurz vordem hatten wir die Mittelmacht unseres Heerhaufens in eine engere, sich windende Thalschlucht ziehen sehen, und zugleich bemerkt, wie die spanischen Gefangenen, deren viele wie übermüdet nachgehinkt waren, uns stechende Blicke zugeworfen und dann sich in die Schlucht verloren hatten. Wir konnten eben keine freundlichen Blicke von unsern Feinden verlangen, denen wir freilich im Herzen nicht grollten, wenn sie nur menschlicher gegen uns gefochten hätten, dachten also über deren Bedeutung nicht weiter nach und streckten uns, nachdem wir das, was gerade zu ergattern war, genossen hatten, auf das wenige Stroh nieder, das wir vorfanden. Der Schlaf von Wanderern unserer Art, welche nur von Guerillas träumen, war nicht fest, nicht lang, zumal da wir die Nachhut bildeten. Noch vor dem ersten Morgengrauen waren wir munter, obgleich wir durch keinen Ueberfall, durch keinen blinden Lärmen beunruhigt wurden. Einzelne Schüsse nach der Vorhut zu wollten zwar unsere Wachen die Nacht über vernommen haben, doch das konnte ihre Besorgniß wenig erregen, da sie alle Gefahr nur auf unsern Fersen wähnten. Vor Sonnenaufgang war unsere kleine Schaar wieder unter den Waffen, welche die ganze Nacht über nicht weit von der Hand weggelegen hatten. Nachdem die Bedienstleten alles nachgesehen, alles schlagfertig gefunden, setzte sich der Zug wieder in Bewegung Mondragan zu, welches wir am Abend zu erreichen gedachten. Die Schaaren bewegten sich so leise als möglich durch das todtesstille Thal, als ob sie befürchtet hätten, die Felsen und das Buschwerk zu erwecken, welches hoch über dem Wege hing; und wirklich war auch mancher im Zuge, der es aus der jüngsten Erfahrung kannte, wie sich solche Felsen, solche Büsche wecken ließen, wie oft Kugeln von dorther zu pfeifen pflegten, die sicher ihre Opfer wegrafften, ohne daß man die verborgenen Angreifer hätte züchtigen oder nur verscheuchen können. Ueber unseren stillen, aber nichts desto weniger raschen Zug war aber diesmal keine solche Unterbrechung verhängt. Glücklich kamen wir durch den ersten Felsenpaß und über eine kleine Thalbreite weg, als wir aber an der zweiten Felsenenge anlangten, beleuchtete die aufgehende Sonne ein Jammerbild, welches mir noch die Seele durchbebt, und welches mich schaudern macht, so oft es in meiner Erinnerung auftaucht, welches mir aber auftaucht, so oft ich den Namen Spanien nennen höre. Ich war damals an vieles Schreckliche gewöhnt, hatte manches kleine, manches große Schlachtfeld gesehen, war durch Städte und Dörfer gezogen, welche von der Fackel des Krieges niedergebrannt waren, hatte manchen meiner Kriegsgenossen von der feindlichen Hinterlist gemeuchelt gefunden und gesehen, wie ihm von der wüthenden Kameradschaft die ersten besten Racheopfer nachgesandt wurden, aber alle diese blutigen Bilder blieben weit hinter dem zurück, auf welches ich jetzt stoßen mußte, und mein letzter Zug, mein Austritt aus Spanien, sollte ein solcher seyn, daß mir die Erinnerung das Herz empören muß, so lange ich den sonst so wohltönenden Namen höre.

Die bedeutende Anzahl von Kriegsgefangenen, welche, wie schon bemerkt, über viertausend seyn mochte, mußte mit den Ihrigen fortwährend im Einverständnisse gelebt und irgend einen Weg zur Mittheilung gefunden haben, wodurch sie angefeuert wurden, ihre Befreiung

zu versuchen. Der Umstand, daß sie die sie begleitende Heerschaar im engen Thalzuge getheilt sahen, dadurch daß wir zurückgeblieben, mag das Unternehmen noch mehr begünstigt haben. Die geflüchteten Guerillas waren durch die Landleute der Umgegend verstärkt, von entschlossenen und ortskundigen Anführern geleitet, unversehens in der Stille der Nacht über die Wachen hergefallen, hatten, bevor die ermüdeten Kämpfer sich zur Wehre setzen konnten, sogleich die schwächste Seite erforscht und angegriffen, waren bis zu den Kriegsgefangenen durchgedrungen, die nun sich rasch mit dem bewaffneten, was eben in ihre Hände fiel, und so die Haufen der muthigen Spanier bis zur bedeutenden Uebermacht anwachsen machten. Kein Wunder, daß sie nun von Dunkelheit und Ortskenntniß begünstigt, über die unversehens angefallenen, erschöpften, rathlosen Haufen Sieger blieben.

So weit unsere Blicke reichten, sahen wir das Feld mit Leichen von Franzosen bedeckt, die den äußersten Posten wie gewöhnlich den deutschen Hülfsvölkern zugeschoben hatten, aber dennoch dem Tode nicht entgangen waren. Eine große Menge Andrer, die wahrscheinlich die Höhe gesucht hatten, waren auf der Flucht ereilt worden und hingen jetzt an den Bäumen aufgeknüpft, blutig und verstümmelt durch die Wuth und den rohen Scherz der unbarmherzigen Feinde. An solche Rohheiten waren wir leider schon gewöhnt. Das gräßlichste Loos aber hatte die Verwundeten, die Kranken getroffen, der Wagenpark, auf welchem sie fortgeschafft wurden, hatte auf einer kleinen bebauten Anhöhe, dem günstigsten und sichersten Flecke des Lagers gehalten, der aber grade durch die Befreiung der Kriegsgefangenen am ersten in die Hände der Sieger gefallen war. Die Sieger hatten keine Achtung vor den Leidenden gehabt, die allen gesitteten, besonders den christlichen Völkerschaften Pflicht ist, und hatten diese Unglücklichen, welche meistens unfähig waren, ihnen auch in der Zukunft den geringsten Schaden zuzufügen, alle sammt und sonders umgebracht. Selbst dieser hundertfache Mord könnte noch mit dem südlichen Rachegefühl entschuldigt werden, das in der Hitze des Gefechtes sich so leicht nicht zügeln läßt, und in der Finsterniß der Nacht leicht den wehrlosen mit dem kämpfenden Feinde verwechselt, wenn die Umstände nicht so grausam, so kalt überlegt erschienen wären, daß er einer Irokesentruppe, ja dem wildesten Menschenfresserhaufen kaum zu verzeihen gewesen wäre. Die Sieger hatten die Verwundeten und Kranken, deren Anzahl sich auf tausend belaufen mochten, auf eine höchst qualvolle langsame Weise hingeopfert. Sie hatten das Stroh, welches sich noch im Felde umher fand, ausgerauft, hatten es unter die Wagen getragen und dann angezündet. Es war jedoch dieses Brennstoffes so wenig gewesen, daß die Unglücklichen davon nicht rasch ersticken und verbrennen konnten, und so waren denn alle auf eine scheußliche Weise bloß angebraten, und langsam an den Brandwunden auf den halb verkohlten Karren hingestorben, oder herunter gestürzt, um unten im Feuer rascher ihre Qualen enden zu können. Viele dieser bedauernswerthen Opfer zuckten noch. Nach dem Befunde unserer Aerzte war aber keiner mehr von ihnen zu retten.

(Schluß folgt.)

---

## *†* Wilhelm Smets.

(Schluß.)

Dies die kurze Lebensskizze eines nunmehr 51jährigen Mannes, an dessen poetische Sendung im Allgemeinen, und dessen neueste Gedichte im Besondern wir noch einige Betrachtungen knüpfen.

Unsre lyrische Poesie hatte ein Decennium lang eine entschiedene Richtung angenommen, indem sie sich der Tagespolitik völlig in die Arme warf, sich als ein Monopol der Jugend gebärdete, und, was ihr den Beifall des Publikums vorzugsweise sicherte, eine überraschend neue Sprache führte. Indessen ist es nur eine Uebergangsphase gewesen, die vielleicht mehr unsrer politischen Entwicklung, als der Kunst erheblichen Vorschub leistete. Die Matadoren derselben sind zumeist literärisch verschollen. Der Graf von Auersperg wurde durch eine politische Messaillance von der Partei excludirt. Der treffliche Freiligrath hat sich, Weib und Kind zu Liebe, dem reichen England verdingt, und was er an das Vaterland schreibt, das sind Handlungsbriefe für Huth und Comp., oder hie und da Poesien, die nicht mehr den raschen Zorn des Freiheitsdichters athmen, sondern den versteckten Schmerz eines Geistes, der in seinem Jahrhundert nirgends den richtigen Platz findet, der irrthümlich Großbritannien für die gastliche Insel Delos hielt, auf der er, sicher vor der Here der herrschenden Gemeinheit, seinen Apollo gebären könne. G. Herwegh, der selbst die Kreuze von den Gräbern raubte, Schwerter draus zu schmieden, ist nun, scheint's, fertig geworden. Den unglücklichen Lenau hat in der Blüthe seiner Jahre ein so gräßliches Schicksal betroffen, wie die Annalen unsrer Literatur, außer Hölderlin, kein zweites aufzuweisen haben. Der liebenswürdige Bänkelsänger Hoffmann v. Fallersleben irrt in der Fremde umher, wo er entweder nicht verstanden, oder als Fahnenjunker fremder Leidenschaften mißbraucht wird. Ein solches Ende war vorauszusehen, da die Titanen, die den Himmel stürmen wollen, sich unter ihren eigenen Bergen begraben werden. Diese ganze Epoche ist nunmehr in die Geschichte übergegangen, und der historisch geläuterte Geschmack mag seiner Zeit sehen, was er davon zu halten hat. Das deutsche Volk aber, das immer den besten Willen hat, das Haupt der Lebenden mit verdienten Kränzen zu schmücken, wird nachgerade Zeit haben, sich nach dem Horizont der älteren Poeten umzusehen, der seither lichter geworden ist, an dem aber immer noch zwei Sonnen glänzen, Fr. Rückert und L. Uhland. Ein Zeitgenosse derselben ist auch W. Smets, der im Eingang seiner neuen Gedichte sagt:

„Es sind der Jahre sieben,
Seit ich ein Liederbuch
Hab' emsig vollgeschrieben,
Und dacht', es sey genug.
Doch sieh, da ist schon wieder
Ein neues hier zur Hand:
Gesänge, Sprüche, Lieder,
Bekannt und nicht bekannt.
Da gilt kein freies Wollen, &c.

— — — — — — — —

Wie aber sind gelichtet
Längst schon der Sänger Reih'n,
Mit denen ich gedichtet
Im Frühlingssonnenschein!

Und sieh, es ist entsprungen
Ein jugendlich Geschlecht,
Die Locken früh durchschlungen
Von lohnendem Geflecht.
Es fährt mit vollem Segel, rc.

— — — — — — — — —

Mit Gott! ihr jungen Sänger!
Doch nehmt es mir nicht krumm:
Wir alten Grillenfänger,
Wir waren auch nicht stumm.
Auch zogen Freiheitsbäume
Wir hoch, den Wolken gleich,
Und nährten kühne Träume
Von Kaiser und von Reich.
Ihr fragt, was wir errangen?
Einst fragt man anders kaum!
Wir fingen, wie wir sangen:
Schön ist der Jugend Traum!"

Die Sammlung zerfällt überhaupt in folgende Abtheilungen: 1) Lieder und Oden, 2) Romanzen, Balladen, Erzählungen und Legenden, 3) Vermischte Gedichte und Zeitklänge, 4) Gedenkblätter und Epigramme. Aus der ersten Abtheilung heben wir hauptsächlich „Primulae veris" und „Rheininsel Nonnenwerth" hervor. Beide Ueberschriften begreifen einen Cyclus von kleinen Liedern in sich, die wahre Goldperlen von Poesie enthalten. — Aus der zweiten Abtheilung ist in verschiedenen Zeitschriften Verschiedenes bereits mitgetheilt worden. Wir erinnern deßhalb nur an: „Die drei Rosen", „Junker Götz", „Wie Schillern erlaubt wurde, sich zu pudern", und „des Königs letzte Labung". — Die dritte Abtheilung bringt unter der Ueberschrift: „Die acht Seligkeiten" eine poetische Bearbeitung von Matth. 5, 3 – 10. Es dürfte gegen diesen Stoff von Seiten der Kritik manches eingewandt werden; aber die Religion ist so sehr mit unserm ganzen Leben verwachsen, und die Bibel hinwiederum ist durch Luther's Uebersetzung so sehr in das Gewand der Nationalpoesie gekleidet worden, daß das Gefühl (und das ist doch wohl das beste Richtscheid) nichts dagegen einzuwenden hat, auch wo es heißt:

Heiter selbst bei Würd' und Ruhe,
Wie sie nie vom Meister wich,
Der gesprochen: Lüg' ich, zeig es,
Sprach ich wahr, was schlägst du mich?"

Die 3. Abtheilung endlich ist im Feuilleton der „Aachener Zeitung" dem Publikum in vielen Proben, und zwar unter einer erstaunlichen Menge von Druckfehlern, mitgetheilt worden.

Smets ist nunmehr 51 Jahre alt, und einer seiner jüngsten Verse, der den Schnee im Mai besingt, gilt uns als Bild seiner Poesie:

„Ei, sieh da, die weißen Flocken! —
Kirschenblüthen sind's wohl nicht?
Nein, es weh'n des Winters Locken
Um des Lenzes Angesicht!"

Versetzt man die beiden Ziffern, die die Zahl seiner Jahre bezeichnen, so haben wir von dem 15jährigen Knaben bereits ein Distichon auf Klopstock und dessen Messiade, das wir schließlich mittheilen:

„Heilig war Dein Gesang, und heilig, den Du besungen:
Heilig auch nenn' ich den Preis, den Du Dir rühmlich ersangst."

---

## Die erste Aufführung von Figaro's Hochzeit.

Wer kennt nicht Beaumarchais, diesen geistvollen Abenteurer der Literatur und der Industrie, diesen Typus des französischen esprit und honneur, den bedeutungsvollen Vorläufer der den Unterschied der Stände verwischenden Revolution, der, von bürgerlichem Herkommen, vom höchsten Adel begünstigt und geliebkost wurde? Er fiel in jene seltsame Zeit, als Alles, was die allgemein gefühlten Widersprüche und Unangemessenheiten einer ihrer Auflösung nahen Gesellschaft in komischen Theaterstücken mit Geist und schneidender Schärfe zur Anschauung brachte, des stürmischen Beifalls der Pariser und selbst der Minister und Hofleute gewiß seyn konnte, die nicht ahneten, welche schauerliche Wirklichkeit aus diesen Theatereffekten für sie hervorgehen sollte. In dieser Zeit, gegen das Ende des Jahres 1782, hörte man in den Pariser Kreisen viel von einem neuen Lustspiele, welches Beaumarchais unter dem Titel: la folle journée ou le mariage de Figaro (der tolle Tag oder Figaro's Hochzeit) verfaßt habe. Er selbst pflegte in geselligen Vereinen sein Stück vorzulesen, und das Glück, ihm zuzuhören, wurde so eifrig gesucht, die Zimmer waren stets so gedrängt voll Menschen, daß es nur der kleinsten Anzahl gelang, Alles zu verstehen. Indessen wußte man doch so viel, daß der Sieg des Talents über Rang und Geburt, die Herabwürdigung der Großen unter das glänzendere Genie der Geringeren, die bittere Schilderung der Gesellschaft, wie sie damals war, die Mängel in der Verwaltung den Hauptinhalt ausmachten und daß Dieses mit eben so großer Geschicklichkeit als mit beißendem Witze und unerhörter Kühnheit in Beziehung auf die Bastille, die Polizei, die Preßgesetze und die Zensur ausgeführt sei. Die Aufführung ward allgemein gewünscht, und die vornehmsten Personen wandten ihren Einfluß an, um die Erlaubniß zur Vorstellung auf dem Theatre-français zu erhalten. Ludwig XVI. ließ sich das Manuskript in Gegenwart seiner Gemahlin von Frau von Campan vorlesen. Er fand das Stück keineswegs vorzüglich und erklärte sich, als er den berüchtigten Monolog (Akt 5 Scene 3), in welchem verschiedene Theile der Verwaltung hart angegriffen werden, hörte, sehr bestimmt gegen den Verfasser, der ja mit Allem seinen Spott treibe, was in einem geordneten Staat heilig seyn müsse; das Stück dürfe auf keinen Fall aufgeführt werden. Beaumarchais ließ sich dadurch nicht abschrecken, ja im Gegentheil, er sagte: „er wünsche sich noch immer mehr Schwierigkeiten und Feinde, er wolle sie dann schon besiegen." Er ließ das Stück ohne Weiteres von den ausgezeichnetsten Schauspielern des Theatre-français einstudiren, die Vorstellung wurde angesetzt und mit Ungeduld erwartet, und als dieselbe, da der Saal schon angefüllt war und Wagen auf Wagen zum Theater sich drängten, untersagt wurde, hatte Beaumarchais seinen Zweck trefflich erreicht, nämlich die Ungeduld der schlaulustigen Pariser bis zum höchsten Unwillen gesteigert. Er wußte, daß der Widerwille Ludwigs XVI. nun ohne sein weiteres Zuthun schon besiegt werden würde. Und wirklich wurde nach einigen Monaten die Aufführung des Stückes gestattet. Zehn Stunden vor Eröffnung der Kasse war die ganze Hauptstadt an den Thüren des Theaters. Beaumarchais hatte in Einer Stunde an 50 Briefe mit Billetgesuchen erhalten; am Tage der Aufführung schickte schon um 10 Uhr des Morgens die Herzogin von Bourbon ihre Bedienten an die Kasse, um die Austheilung der Billets zu erwarten, die erst um 4 Uhr beginnen sollte; bereits um 2 Uhr suchte sich die Gräfin von Ossun mit einer ihr sonst

ungewöhnlichen Höflichkeit durch die Menge zu drängen, während Frau von Talleyrand trotz ihres angeborenen Geizes den dreifachen Preis für eine Loge bezahlte. In der ungeheuren Volksmenge sah man die Ludwigsritter mit den Savoyarden sich drängen und stoßen, die Wache ward von ihren Posten vertrieben, die Thüren wurden eingesprengt, die eisernen Gitter zerbrochen, man erstickte fast in dem Haufen, und doch war man glücklich, wenn man nur einen Schritt vorwärts thun konnte. Viele hatten keine Billets und warfen ihr Geld auf den Kassentisch. Dreihundert der angesehensten Männer und Frauen hatten sich schon am Morgen in das Theater begeben, um gleich bei der Eröffnung der Kasse zugegen zu seyn, und dort zu Mittag gegessen. Unser Heiligthum, sagt Fleury, ein mitwirkender Schauspieler, war zum Schenkhause geworden. Man hätte taub werden können bei dem Geklirr der Teller, dem Klappern der Gabeln, dem Knallen der entkorkten Flaschen. Im Hause selbst war das Glänzendste versammelt, was nur immer Paris in seinen Mauern hatte, alle Prinzen des königlichen Hauses, unter ihnen der Graf von Provence in der großen Loge, ferner die ersten Herren des Hofes, die ausgezeichnetsten Künstler, die berühmtesten Schriftsteller, die reichsten Capitalisten und ein funkelnder Kranz der schönsten und elegantesten Damen in der ersten Logenreihe. Alles zitterte vor Erwartung, das lauteste Gespräch erfüllte das Haus und alles Das geschah für Beaumarchais und sein Stück. Und alle diese Zuschauerinnen wollten nicht wissen, daß sie seine Opfer waren, daß er sich nicht scheute, den blendenden Glanz, der die höhere Gesellschaft umgab, kühn anzugreifen, mit bitterem Hohn über die letztere herzufallen und endlich ihr langes Prachtgewand von oben bis unten in Stücke zu reißen! Nach dem Urtheil der Kunstverständigen übertraf die erste Vorstellung des Figaro an Zusammenspiel Alles, was man seit längerer Zeit auf dem Theater français gesehen hatte. Rasch folgten nun zwanzig Vorstellungen auf einander, die dem Theater 100,000 Francs einbrachten; aber auch bei allen folgenden Vorstellungen war noch derselbe Andrang von Einheimischen, von Leuten aus der Provinz und dem Auslande. Im Ganzen erlebte die Hochzeit des Figaro 75 Vorstellungen, ein so unerhörtes Ereigniß, daß Beaumarchais sagte: Je sais quelque chose de plus fou que ma pièce, c'est les succès — der Erfolg ist noch toller als mein Stück. Die Auflagen des Originals verdoppelten sich, die ausländischen Theater beeilten sich, ein so hervorstechendes Stück übersetzen zu lassen, und der Putz der Damen erhielt eine wesentliche Veränderung durch die Kopfzeuge à la Figaro und à la Susanne." So leitete sich die Revolution ein. N. Kor.

## Tabletten.

*** Dräxler-Manfred. Von den Gedichten dieses Lyrikers liegt uns die soeben im Verlage von J. D. Sauerländer dahier in eleganter Ausstattung erschienene dritte Auflage vor, eine Erscheinung, die gewiß heutzutage, zumal im Bereich der deutschen Lyrik, zu den seltenen Ausnahmsfällen zählt. Den Lesern des „Konversationsblattes", ist Herr Dräxler-Manfred längst bekannt und seine Poesieen bedürfen bei ihnen keiner weiteren Empfehlung. Unser Dichter gehört nicht zu den Weltstürmern, noch zu den Zerrissenen. Heitere Anschauung des Lebens, inniges Vertrautseyn mit den Stimmen in Natur und Menschenbrust, dabei die echte Begeisterung, die aus dem Herzen quillt und darum auch zum Herzen bringt, sowie eine hohe Formvollendung, — das sind die Vorzüge, die die Gedichte Dräxler-Manfred's characterisiren. Die Mache, in der die meisten heutigen Dichter arbeiten, und darum auch ihr Gemachtes so wenig an Mann bringen, ist hier nirgends zu finden, dahingegen unmittelbares Gefühl und eine reiche, lebendige Fülle von Fantasie und Anschauung uns fast aus jedem Gedicht erquickend und anregend entgegentreten. Wir können dieser Sammlung in der Wahrheit das beste Lob ertheilen, das man einem Buch überhaupt spenden kann: Es tritt uns der Mann daraus entgegen, der's gemacht hat, und wer sein Buch kennt, kennt ihn.

Soeben hören wir, daß Se. Maj. der König von Würtemberg Sich bewogen gefunden habe, Herrn Dräxler-Manfred, um ihm ein Merkmal des besondern Wohlgefallens zu ertheilen, womit Höchstdieselben die neueste Gesammtausgabe seiner Dichtungen aufgenommen, die große goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft zu verleihen. m.

*** Berlin. Spontini soll in der letzten Zeit gewaltsame Anstrengungen gemacht haben, seine Berliner Verhältnisse in integrum zu restituiren und von neuem in seiner Eigenschaft als hiesiger Generalmusikdirector thätig zu werden, als welcher er zwar noch officiell aufgeführt wird, aber ohne eigentlichen Wirkungskreis nur den Gehalt bezieht. Es sollen sich übrigens von der Hand einer höchsten Person 60 Briefe voll merkwürdiger Aeußerungen und Beziehungen in seinem Besitze befinden, in denen viele politische Zeitansichten des hohen Verfassers dieser Briefe und auch mehre charakteristische Bemerkungen über die französische Julíregierung niedergelegt seyn sollen. Spontini sendete Abschriften von zweien dieser Briefe hierher, soll aber so bestimmte Erklärungen dafür zurückerhalten haben, daß er an eine Publication seiner Schätze wahrscheinlich nicht denken wird.

*** Ein Curiositätenjäger in Rom hat eine seltsame Berechnung aufgestellt, um das Todesjahr des Papstes zu finden. Man muß nämlich die dem päpstlichen Namen nachgefügte Zahl mit der Zahl seines Vorgängers addiren und dazu noch 10 hinzurechnen, so gibt die Summe das gesuchte Jahr. z. B. Pius VII. folgte auf Pius VI.; gut, 7 und 6 und 10 macht 23; Pius VII. starb im Jahr 1823. Ihm folgte Leo XII.; 7 und 12 und 10 macht 29; Leo XII. starb 1829. Der nächste Papst war Pius VIII. 12 und 8 und 10 macht 30; Pius VIII. starb 1830. Bei Gregor XVI. trifft die Rechnung nicht zu; er hätte 1834 sterben müssen, lebte aber bis 1846; wenn man ihm aber zwei Vorgänger anrechnet, so ist alles wieder in Ordnung, nämlich 12, 8, 16 und 10 macht 46. Für den jetzigen Papst sind beide Methoden nicht anwendbar; denn das in beiden Fällen gegebene Jahr (1824 und 1842) ist schon verflossen; angenommen aber, wir gäben ihm drei Vorgänger (Leo XII., Pius VIII. und Gregor XVI.) so müßte er bis zum Jahr 1855 leben, und Pius IX. hätte somit noch acht Jahre vor sich, um seinen hohen Beruf zu erfüllen und die Uhr des Vatican nach dem 19. Jahrhundert zu stellen.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 12. September. Lumpacivagabundus, oder: Das liederliche Kleeblatt, Zauberposse in 3 Abtheilungen von Nestroy. Musik von Müller. (Vorletzte Gastrolle) Knieriem: Herr Nestroy.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 253.** Montag, den 13. September **1847.**

## O pflanzet Bäume!

O pflanzet Bäume! — Jedes Reis,
Das klein ihr jetzt habt eingegraben,
Es wird dereinst des Wartens Fleiß
Mit süßer Frucht und Schatten laben.

Es wird zum grünen Baldachin
Herangedeih'n und festem Stamme,
Derweil wird älter euer Sinn
Und ihr bedürft des Holzes Flamme.

O pflanzet Bäume! — Wenn nicht euch,
So thut es doch dem eignen Sohne,
Der werde stark, dem Baume gleich,
Und trage stolz sein Haupt, die Krone.

Ihm sey ein Monument der Baum
Aus seines Vaters stillem Leben,
Der noch zu reden wagte kaum
Und ihm dies Zeichen hat gegeben.

O pflanzet Bäume! — Gottes Huld
Wird endlich groß und stark sie machen;
Ihr übt dabei euch in Geduld
Und lernt ob einem Kleinod wachen.

Ein Baum, den ihr nicht habt gesetzt,
Ein freies Wort, nicht ausgesprochen,
Ein Diebstahl ist's, den ihr schon jetzt
An euren Kindern habt verbrochen.

Dräxler-Manfred.

## * Eine Heldenthat Mina's.

(Schluß.)

Die Gattin des Feldherrn Melas hatte ihren Gemahl nach Spanien, dem Lande der goldnen Früchte und süßer Lieder begleitet, sie sollte leider nicht das eine, nicht das andere finden, sondern war mit ihrer weiblichen Dienerschaft in dieser Schreckensnacht in die Hände der Sieger gefallen, und hatte noch ein schrecklicheres Ende gefunden als die Kranken. Von der viehischen Wuth der Sieger war ihr zuerst, wie unsere Aerzte berichteten, schnöde Gewalt angethan, und sie dann langsam hingemordet worden.

Wir Deutsche hätten als gezwungene Kämpfer, den Spaniern eher im Stillen Glück und Heil als Unterjochung gewünscht. Jetzt aber erbitterte uns der Anblick dergestalt, daß wir schonungslos Alles niedergemacht haben würden, was uns in Weg gekommen wäre, knirschend schauten wir auf die benachbarten Höhen, um irgendwo einen Feind zu erblicken. Die Höhen waren aber unbesetzt, todte Stille herrschte weit und breit um das Blutfeld.

Indessen erinnerten wir, die übriggebliebenen Führer der Nachhut uns an unsere Pflicht, um wo möglich das Leben so vieler Menschen vor ähnlichem Unfalle zu retten. Wir waren überzeugt, daß Mina, der gefürchtete Guerillaführer uns den Rang abgelaufen, in der Vorhut sey, und weiter gegen Mondragan zu uns gleichfalls mit vernichtendem Schlage erwarte. Wir fühlten uns nicht stark genug, dem durch die befreiten Gefangenen gewachsenen Heere zu trotzen, beschlossen also, uns rasch auf einen festen, haltbaren Punkt zurückzuziehen und die anderen Heerhaufen zu erwarten, welche uns unfehlbar in wenig Tagen folgen mußten. Mit Blitzesschnelle ordneten wir uns und begannen den Marsch mit solcher Stille, mit solcher Vorsicht, daß es der Feind nicht wagte uns zu überfallen, wenn er nicht vielleicht gar durch die Bewegungen anderer Schaaren oder durch leichtere Blut- und Schandarbeit bestimmt wurde, uns verschont zu lassen.

Am Abend desselben Tages hatten wir ein Dörfchen auf der Höhe gefunden, wo wir uns so verschanzten, daß wir für's Erste nichts besorgen durften und woselbst wir so viel Vorrath vorfanden, daß wir unseren dringendsten Bedürfnissen abhelfen und der Ruhe, welche uns vor allem Noth that, pflegen konnten. Am folgenden Tage wurde unser Haufe schon durch einzelne Flüchtlinge verstärkt, welche sich aus der Blutnacht gerettet hatten. Sie berichteten uns, daß sich General Melas mit einem Theil der Eingeschlossenen durchgeschlagen und wahrscheinlich glücklich nach Mondragan gerettet habe, was wir später auch bestätigt fanden. Am Abend desselben Tages wurde unsere Anzahl noch durch Zuzüge des unter Junot stehenden Heerhaufens vermehrt, welcher am zweiten Tage selbst in unserer Stellung eintraf. Junot wurde durch das Unglück seines Genossen Melas um so vorsichtiger, nahm uns in seinen Heerhaufen auf, und so rückten wir denn wieder auf Mondragan los, gelangten über das Blutfeld, auf dem aber jetzt keines Bleibens für uns war, da sich wieder mehr Guerillas auf unserer Fährte zeigten, als uns lieb, und hier kein Ort war, ihnen Trotz zu bieten. Hierzu kam, daß die halbverbrannten Leichen, welche noch unberührt so da lagen, wie wir sie gefunden hatten, bereits in Fäulniß überzugehen begannen und die ganze weite Flur mit verpestendem Geruche erfüllten. Die grausamen Urheber dieses gräßlichen Bildes werden gewiß durch die Verderblichkeit der Ausdünstungen genöthigt worden seyn, die Leichen nach unserem Abzug zu entfernen.

Wir kamen unter Junot's Fahnen glücklich und unangefochten nach Mondragan, wo wir unsern Führer Melas noch mit dem Reste derer, welche er von den Seinigen gerettet hatte, antrafen. Er hatte von dem traurigen Tode seiner Gattin noch keine Kunde erhalten, die ihm aber nun, bei so vielen Zeugen, nicht länger verhehlt werden konnte. Jetzt in größern Haufen ziehend, gelangten wir bald an die Bidasoa, und glücklich über die französische Grenze, über welcher bald heiterere Bilder und bessere Ruheplätze die müden und erschöpften Heerhaufen die ausgestandenen Schrecken und Mühsalen vergessen machten. W.

---

## *‡* Ueber Volksliteratur.

### Die Spinnstube von W. O. v. Horn.

Die Volksliteratur verdient durch ihre in der literarischen Welt kräftig vertretene Stellung, so wie durch die tagtäglich in Stadt und Land sich mehrenden Volksbibliotheken eine wohlwollende Beachtung. Was wir seiner Zeit an Matthias Claudius und seinem Wandsbecker Boten, an Hebel und seinem Rheinländischen Hausfreund und Schatzkästlein verloren haben, ist nicht zu sagen; auch ist uns ihr Verlust um so schmerzlicher geworden, als sich längere Zeit Niemand fand, der nur wenigstens in ihre Fußstapfen getreten wäre, und dadurch diese uns ausschließlich angehörende Literaturbranche verwaist blieb. Indessen war uns doch als Vermittlungsweg das Organ des Volkskalenders vorgezeichnet, und es bleibt eine interessante Thatsache, daß der Erste, der die Hand dazu bot, kein Literat von Fach, sondern ein Holzschneider war, dem die Literatur nur zum Steckenpferde diente. Die große Verbreitung, die der Gubitz'sche Kalender fand, und die er ebenmäßig seinem Inhalt, wie den beigegebenen Holzschnitten verdankte, rief eine gleich große Concurrenz in's Leben, unter der sich hauptsächlich Nieritz und Auerbach auszeichneten. So entstand auch die „Spinnstube", herausgegeben von W. O. von Horn, deren dritter Jahrgang so eben ausgegeben wurde, und die in diesen Blättern einer ausführlicheren Beachtung gewürdigt wird, da sie vorzugsweise für die Rheinlande und deren Grenzgebiete geschrieben ist. Ueber den glücklich gewählten Titel und Zweck dieses Volksbuches sagt der Verfasser Eingangs des ersten Jahrgangs folgendes, was zugleich den freundlichen Lesern als Stylprobe gelten mag:

„Kommt nach langer Arbeitszeit im Freien endlich der Winter, und ist Hanf und Flachs bereitet und gehechelt, so kommen Nachbarn und gute Freunde in einem Hause zusammen, um in den langen Winterabenden mit Arbeit und Geselligkeit die Zeit sich zu kürzen. Von der Decke der warmen Stube hängt der Lichtstock herab mit der Oellampe, zu welcher, jedabendlich wechselnd, eine Familie das Oel liefert. Um diesen Lichtstock sitzen die Frauen und Jungfrauen mit ihren Rädern und ziehen fleißig aus dem vollen Rocken die feinen, gleichmäßigen Fäden zum Gespinnste — denn Haumannstuch bleibt Herr! Auf den Bänken an der Wand umher sitzen die Männer und Jünglinge, arbeitend (am Rheine stricken sie die Strümpfe für die Haushaltung und das ist vortrefflich!) oder müßig, je nachdem — und ein freundlich Geplauder von Diesem und Jenem, Krieg und Frieden, — ein frischer Gesang, eine Geschichte oder ein Mährchen scheucht den Schlaf von den Augen.

„Wenn ich mir nun so eine freundliche, sittige Spinnstube denke, so mag's wohl kommen, daß man sich einmal ausplaudert, und es lange Zeit ganz stille ist, und der Gevatter sagt: Heut' ist gut Hafer säen! Item, da werden leicht die Augen schwer und die Hände laß. Darum aber dacht' ich daran, Euch hier ein Büchlein in die Hand zu geben, das Euch die Abende in der Spinnstube kürze und Euch noch etwas drein gebe, nämlich ein Saatkorn des Guten in die Seele. Ich hab's darum auch eben „Spinnstube" genannt. Schöne Geschichten will ich Euch erzählen; auch einmal ein Mährchen; altes Gold will ich Euch bringen in köstlichen Sprichwörtern; Räthsel Euch vorlegen, die Ihr rathen sollt und deren Auflösung immer im folgenden Jahrgang steht; lustige Stückchen will ich Euch vorbringen, daß Ihr auch einmal aus dem Fundamente lacht, und schöne Bilder sollt Ihr dazu haben, die Euch die Sache recht anschaulich machen.

„Da gehen Euch die Abende herrlich herum und Ihr habt frisch dabei gearbeitet. — So möcht' ich's haben, liebe Leser, und ich denke, wenn Ihr das Büchlein ausgelesen habet, wißt Ihr mir's Alle Dank. Wohlan, macht's einmal so! Und wenn das Neujahr kommt, fragt Ihr sicherlich: Kommt auch die Spinnstube wieder? Darauf antworte ich Euch: So Gott will, ja! Geht nur zum Buchhändler oder Buchbinder im Städtchen, und Ihr sollt sie wieder finden, ausgestattet mit schönen Geschichten und Bildern, und für wenig Geld."

Der Verfasser ist unterdessen durch mehrere größere Novellen, hauptsächlich durch „Friedel, eine Geschichte aus dem Volksleben (Darmstadt bei Lange)" dem Publikum lieb und werth geworden. Was aber seiner Spinnstube einen dauernden Vorzug gewährt, ist der Umstand, daß sie aus einer Feder geflossen ist, wodurch sämmtliche, in bunter Reihenfolge durcheinander gewürfelte Kapitel, so wie die verschiedenen Jahrgänge alle zu einem, wenn auch nicht systematischen, Ganzen verbunden sind, und für die Folge unzertrennlich werden. Man hat es von gewisser Seite versucht, die Meinung zu verbreiten, als habe die Spinnstube eine frömmelnde Tendenz, und als Beleg dafür ist angeführt worden, daß der Verfasser mit einem „Gott zum Gruß!" beginne, und einem „Gott behüte Euch!" schließe. Die Vagheit dieser Behauptung fällt zu sehr in die Augen, als daß sie noch irgend einer Widerlegung bedürfte. Der heurige Jahrgang enthält außer einem Vor- und Schlußwort 15 größere Erzählungen, 8 Anekdoten, 6 Räthsel, 5 Altes Gold und 2 Gedichte; das eine, „Dorfkirchgang", von Friedr. Rückert, das andere, „der reichste Fürst", von Just. Kerner.

Leider befinden sich auch bei den Erzählungen, die nicht grade auf historischem Boden stehen, einige, deren Stoff schon bekannt ist, was aber der Sache weniger Eintrag thut, da sie mit so viel Frische neuerdings vorgeführt werden; außerdem sind zwei derselben („der Schmiedjacob erzählt von seinen Fahrten" und „der Schmiedjacob hält einmal einen Spiegel vor") wieder an die Person des alten Schmiedjacobs angeknüpft, der ein sehr glücklich gewählter Stereotypcharakter ist, da er mit den Dorfleuten die Anschauungsweise theilt, doch aber durch die reichen Erlebnisse seiner ehemaligen Soldatenfahrten mit der Welt und fremden Ideen bekannt geworden ist, und in seiner biederben Natur ein usurpatorisches Recht begründet, den Leuten in's Gesicht die Wahrheit zu sagen. Unter der Rubrik „Altes Gold" werden körnige Betrachtungen an volksthümliche Sprüchwörter geknüpft, und ist diese Idee schon als eine sehr glückliche zu bezeichnen, so darf mit noch größerem Rechte die Ausführung derselben meisterhaft geheißen werden. Der Jahrgang 1848 interpretirt: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen", „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht", „Willst du lang leben, und bleiben gesund — Iß wie eine Katze, und trink' wie ein Hund", „Ein Heute ist besser als drei Morgen", „Wenn

das Zünglein schnell fährt darein, — Mag's zusehn, wie's heraus kommt fein".

Was schließlich die künstlerische Ausstattung dieses Volksbuches anbelangt, so ist erstlich anzuerkennen, daß sich dieselbe von Jahr zu Jahr bedeutend vervollkommnete und nunmehr allen gerechten Erwartungen entspricht, zum andern aber bleibt die jedesmalige Zugabe eines feinen, auf den Inhalt bezüglichen Stahlstiches höchst dankenswerth.

## Tabletten.

*†* Herr Robin befindet sich unstreitig an der Spitze der Merkwürdigkeiten unserer Herbstmesse. Seine Leistungen im Gebiete der Mechanik und Physik sind bewundernswerth und erregen Erstaunen; weniger wollen die eigentlichen Taschenspielerkünste das größere Publikum ansprechen, indem hier Herr Robin mit einem schwer zu beseitigenden Mißstand, daß er nämlich nur französisch spricht, zu kämpfen hat. Ein großer Theil seiner Zuschauer kann die Kunststücke nur mit dem Auge verfolgen, denn es fehlt ihm das erklärende Wort dazu. So erscheint das Geheimnißvolle häufig ohne Namen, und den Zuschauer trifft das Endresultat ohne vorhergegangene Spannung und Neugierde. Auch möchte manche Leistung, mit etwas mehr Aufwand von Effekt vorgetragen, auf die größere Menge schlagender wirken. Denn in der That ist Herr Robin in seiner Darstellungsweise so höchst einfach, so ohne alle Marktschreierei, daß man eher einen demonstrirenden als einen selbstthätigen Künstler der Fingerfertigkeit zu sehen glaubt. Aber gerade deßhalb gehört Herr Robin zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen im Gebiete der Prestigiation, und wäre er vielleicht weniger Künstler, als er ist, so würde er gewiß in den Augen des größeren Publikums ein besserer Taschenspieler seyn. Wie häufig kann man diesen Satz bei wirklichen Künstlern umgekehrt in Anwendung bringen und hat ebenso recht! m.

† Die neueste Nummer der „Wes. Zeit." bringt eine auch uns angehende Erklärung des Freiherrn Claus von Reden, eines Enkels des Freiherrn von Knigge, die von uns nach vielen andern Zeitschriften (in N. 248) mitgetheilte Nachricht von dem Tod einer angeblichen Enkelin Knigge's zu Hamburg betreffend. Da diese Nachricht selbst von Hamburger Blättern (Hamb. Beobachter N. 36) bestätigt wurde, so glaubten wir derselben um so weniger mißtrauen zu dürfen. Die Erklärung von Knigge's Enkel lautet: Die Weser-Zeitung vom 4. September d. J. bringt, angeblich dem „Frankfurter Journal" entlehnt, unter den vermischten Nachrichten die Anzeige: „daß in diesen Tagen die Enkelin des Frhrn. v. Knigge in der s. g. Pracherherberge zu Hamburg verstorben sey." Der Frhr. Adolph Knigge, der Verfasser des „Umgangs mit Menschen," der „Reise nach Braunschweig" ꝛc., hatte nur ein Kind, eine Tochter, welche am 24. November 1775, Morgens 10 Uhr, in Cassel geboren und am 5. Dezember desselben Jahrs in der Schloßkirche daselbst von der Frau Landgräfin v. Hessen, geb. Prinzeß von Preußen, aus der Taufe gehoben wurde. Dieses einzige Kind des Frhrn. von Knigge, Philippine Auguste Amalie, verheirathete sich im April 1798 zu Bremen mit dem Freiherrn von Reden, damals Hauptmann in kurfürstl. hannover'schen Diensten, und gebar demselben auf dessen Gute Wendlinghausen im Fürstenthum Lippe-Detmold vier Söhne und vier Töchter. Von diesen vier Töchtern, den einzigen Enkelinnen des Freiherrn Knigge, starb die älteste am Tage ihrer Taufe in Gegenwart der Pathin, Frau Fürstin Pauline von Detmold, die jüngste, an den Grafen Deynhausen verheirathet, vor nun 13 Jahren in Hameln; die dritte Enkelin ist Stiftsdame zu Börstel und lebt in diesem Augenblick in Hameln; die vierte und letzte Enkelin des Freiherrn Knigge, an den Regierungsrath v. Ompteda verheirathet, wohnt auf dem königl. hannöver'schen Amte Ruthe. Jedes ehrliebende Blatt, in welches jene Nachricht übergegangen, wird zur Aufnahme dieser Berichtigung aufgefordert von einem der Enkel des Freiherrn Knigge. Freiherr Claus von Reden, Amts-Assessor am königl. hannov. Amte Uslar.

*†* Die „Allgem. Zeit." bringt einen mit vieler Schärfe geschriebenen Bericht über Badener Zu- und Mißstände, der besonders die dortige Manie rügt, welche die französische Sprache auf Kosten der deutschen verdrängt. Vornehmlich sey die nationale Charakterlosigkeit der Musiker und Virtuosen daran schuld, die in deutschen Landen deutsche Musik, von deutschen Künstlern ausgeführt, in französischer Zunge feil böten. Kutscher-Englisch und Fiacre-Französisch auf jedem Gasthofs-Schilde, über jedem Handwerker- und Krämerladen! Daß am Spieltisch, im Conversationssaale die französische Sprache dominirt, darf uns Deutsche nicht verdrießen, es wäre im Gegentheil eine Schande, wenn unser ehrliches Deutsch zu solchem Handwerk die Stichwörter liefern müßte. Wenn man aber die amtliche Fremdenliste in französischer Sprache allein erscheinen läßt, so ist das eine Unschicklichkeit, eine Verletzung alles Anstandes, für welche leider! der speculirende Drucker nicht bloß verantwortlich gemacht werden muß. Von einem gewissen Standpunkt aus, meint die „Allgemeine Zeitung", mag es ganz natürlich scheinen, daß ein Völkchen von Krämern und Schacherern vor jedem Geldsack den Katzenbuckel macht, — wenn es nur nicht auf Kosten der Herren vom Hause geschähe! Daß sich diese das Alles gefallen lassen, ist es, was empört.

† Man schreibt aus New Orleans (Verein. Staaten). Der Sclavenmarkt, welcher sich in unserer Stadt befindet, steht gegenwärtig in vollem Flor. Die Baracken, in denen die Schwarzen und die Mulatten untergebracht sind, bilden lange Gassen, und während des Tages sind die elenden Geschöpfe beider Geschlechter hier nackt ausgestellt, um Käufer herbeizulocken. Ein junger Sclave kostet 6—800 Dollars (3 bis 4,000 Fr.) Negerinnen und Mulatinnen, wenn sie jung sind, bezahlt man noch besser, mit 1000—1400 Dollars. m

† Dieser Tage haben Erdarbeiter in Jouy-en-Argonne (Departem. Meuse) auf dem Gemeinde-Friedhof in einer Tiefe von 50 Centimetres, zwei alte Statuen von unvergleichlicher Schönheit aufgefunden, welche die Verkündigung Mariä darstellen. Zu bedauern ist nur, daß dieses Kunstwerk durch die Werkzeuge der Arbeiter einige starke Beschädigungen erhalten hat. Man vermuthet, daß diese Bildwerke aus der Kapelle herrühren, welche sich ehemals auf dem Kalvarienberge, (heutzutage Kreuzberg genannt) befunden hat, und wohin alljährlich am Tage St. Mariä die Geistlichkeit von Metz, Toul, Verdun, Montfaucon und Beaulieu große Wallfahrten anstellte. m.

*.* Der bekannte Bu Masa soll in eine hübsche Pariserin verliebt und entschlossen seyn, dem Islam zu entsagen. Er erscheint im französischen Frack. Aus Allem erhellt, daß der Mensch keineswegs geeignet ist, Abdel-Kaders „Rivalen" zu machen.

*** Königin Victoria in Schottland. Königin Victoria hat sich in ihrer hochländischen Behausung Ardverekie unter den Macphersons niedergelassen, schreibt der „Spectator". Cluny Macpherson und seine bekilteten Clansleute, ein Schwarm Bergbewohner und ein schottischer Nebel haben sie willkommen geheißen. Die Gegend ist nicht blos abgelegen, sondern auch wild; die Behausung selbst, in der sie weilt, scheint sogar in einem an spartanische Strenge grenzenden Grad einfach zu seyn. Es ist, als habe sie den abgelegensten und ödesten Fleck aufgesucht, um nicht blos für den Prinzen Albert die tüchtigste Jagdgelegenheit, sondern auch für Ihre Majestät absolute Abgeschlossenheit außer dem Bereiche von Touristen und den „mit der Presse in Verbindung stehenden Gentlemen" zu erlangen, dazu ist aber keine Hoffnung. Die Berichterstatter der Zeitungen sind da. Wie es scheint, haben die Eingebornen noch keinen Ausdruck für „Königin" gemünzt, die sie nur in der ungeeigneten Umschreibung „des Königs Frau" bezeichnen können. Wie nun sollen sie erst mit „der Königin Gemahl" zurecht kommen? Sollen sie ihn „den Mann von des Königs Frau" nennen? Sie sind indessen doch schon modernen Gefühlen zugänglich geworden. Obgleich in dieser Gegend gerade stärkere Spuren jakobitischer Loyalität sich erhalten haben als irgendwo in den Hochlanden, gibt doch die Hochlandsstrenge vor der jugendlichen Souverainin nach und hält es für nothwendig, anzudeuten, daß sie von den ausschließlichen Ansprüchen der Prätendenten abgehe. Die Hochländer haben Das mit einer Inschrift: „Zwei in Eins", gethan, die bedeutet, daß sie in Königin Victoria das Haus der Stuarts wie das von Braunschweig huldigend anerkennen. Ein anderes Zeichen der Zeit war eine Beimischung von baumwollenen Regenschirmen als gleichzeitiger Tracht zu Tartsche und Schwert. Die weichliche Sitte ist unter den rauhen Männern von Lochaber eingerissen, während sie in London in Abnahme kommt. (Bei der Landung in Fort William trug Königin Victoria selbst einen Regenschirm, und die mit Plaid, Kilt und Schild und baumwollenem Regenschirm ausgerückten Mannen von Lochaber riefen „der Frau des Königs" [Bhan Rhig wird als der altschottische Ausdruck dafür angegeben] Grüße in voralterlicher Mundart zu und schwangen blinkende Klingen und triefende Baumwollschirme.) Nürnb. Korresp.

*** Ein Ehrendegen von Rubens. Der Fürst von Ligne hat kürzlich, wie die von J. W. Wolf und L. Bleeschouwer herausgegebene „Broederhand" berichtet, einen für die Kunstgeschichte Belgiens überaus interessanten Gegenstand durch Ankauf erworben: nämlich den Degen, den der Erzherzog Albrecht im Jahre 1615 an Rubens geschenkt. Dieses Schwert, das ein Meisterstück seiner Art ist, gehörte dem Herzog Albrecht von Sachsen-Teschen — welcher unter Kaiser Joseph II. eine hohe Stellung in Belgien hatte — ging jedoch während der stürmischen Ereignisse von 1702 verloren, ohne daß eine Spur davon aufzufinden war. Der Fürst von Ligne, der das Schwert in Paris bei einem Antiquitätenhändler zufällig entdeckte, hat es angekauft, um es in seinem Vaterlande als ein Denkmal des berühmtesten belgischen Künstlers aufzubewahren. Der Apfel auf dem Griff des Degens ist in Elfenbein auf das zierlichste geschnitzt und trägt zwei allegorische Figuren, deren Köpfe mit Eichen- und Lorbeerkränzen geschmückt sind. In der Mitte des Griffes befindet sich ein ovales Medaillon mit dem von einem Bildhauer gearbeiteten Porträt des Künstlers und der Umschrift: A. P. P. Rubens. Arc. Albert. Bruxelles, 1615. Darüber erblickt man den Genius der Malerei mit Palette und Pinsel in der Hand. An der anderen Seite des Wappens befindet sich das Wappen des Malers, über welchem der Genius des Ruhmes schwebt. Unten und oben am Griffe sind die Köpfe eines Löwen und eines Satyr angebracht. Die Klinge selbst ist mit vielen Ornamenten bedeckt: mit Engelgruppen, Blumenkränzen u. s. w. Die Scheide hat auf beiden Seiten Elfenbein-Platten, in deren Mitte sich der Namenszug des Erzherzogs Albrecht befindet.

*** Eine eigenthümliche Gabe, mit welcher die jetzt in Kiel versammelten deutschen Land- und Forstwirthe bewillkommt worden sind, besteht in einer in Form eines Programms herausgekommenen Schrift des Professors Dr. Forchhammer, welche den Titel führt: „über die kyklopischen Mauern Griechenlands und die schleswig-holsteinischen Felsmauern. Der elften Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe ein Gruß des Willkommens, im Namen der Christian-Albrechts-Universität, von Dr. P. W. Forchhammer. Mit zwei lithographirten Tafeln." — In dieser kleinen, mit classischem Geist verfaßten Schrift, der acht Abbildungen alter Mauerwerke Griechenlands und Italiens zur Erläuterung dienen, empfiehlt uns der Verfasser alles Ernstes die Anwendung jener uralter Bauart, deren durch die Natur des rohen Stoffs gegebene Construction er in manchen noch erhaltenen alten Baulichkeiten der Herzogthümer, wenn auch unvollkommen, wieder erkennt, nicht nur als einer außerordentlich dauerhaften und verhältnißmäßig wohlfeilen, sondern auch als einer eigenthümlich schönen, indem er eine technische Anleitung dazu gibt. Bei dieser Empfehlung schreckt ihn, den Archäologen der Gegenwart, nicht der Vorwurf, daß nicht zufrieden damit, daß „Griechenland und Rom unser Recht, unsere Poesie, unsere Sculptur und schöne Architectur, unsere geistige Bildung verdorben", man uns jetzt sogar zumuthen wolle, „zum Hohn der modernen Realisten und der Practiker der Zukunft von jenen zu lernen, das realste Werk, die roheste Mauer aufzuführen, und das nicht etwa von den gebildetsten Griechen, sondern von den Kyklopen, die Homer als gesetzlose Menschen schildert, oder von den Pelasgern, welche aus der Erde geboren waren und von Eicheln lebten, man vermuthet sogar von ungekochten"

*** Der französische Dichter Delille hatte vor seiner Verheirathung eine Haushälterin, die zuweilen ungemein heftig war. Er zeigte bei diesen Stürmen die größte Gelassenheit, und wußte den Spuk nicht selten durch Scherzhaftigkeit zu beschwören. Eines Tages entstand ein Zwist, und die Haushälterin, gereizt durch des Dichters Gleichmuth, bestürmte ihn mit Büchern, die sie eins nach dem andern von den Brettern herabholte. Als Delille sah, daß sie immer die größten Bände nahm, und ihm an den Kopf warf, sprach er ganz ruhig: „Aber können Sie Ihre Einwendungen nicht in kleinerem Format geben?

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 13. Sept. (Zum Erstenmale): Tritschtratsch, Posse mit Gesang in 1 Akt, von Nestroy. Musik von A. Müller. (Letzte Gastrolle) Tratschmiedl: Herr Nestroy. — Hierauf folgt: Eulenspiegel, oder: Schabernack über Schabernack. Posse mit Gesang in 4 Abtheilungen, von Nestroy. (Letzte Gastrolle) Natzi: Herr Nestroy.

Druck von August Osterrieth.

// Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 256. Donnerstag, den 16. September 1847.

* Ein Alchymist des neunzehnten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

„Nun, Charlotte, was hast Du denn? Warum haderst Du mit dem armen Mann?" fragte er seine Frau, indem er den Alten mitleidig anschaute.

„Mein Freund," sagte Robert, der nichts sah und nichts hörte und nur an seine Entdeckung dachte, „wir wollen in Ihr Cabinet gehen, ich habe Ihnen eine wichtige Entdeckung zu machen."

„Sie können getrost vor meiner Frau sprechen," entgegnete der Juwelier mit einem leichten Lächeln.

„O, wenn Sie wüßten —!"

„Ich wette, Ihr habt wieder ein Mittel entdeckt, Diamanten zu machen," sagte die Frau spöttisch.

Ihr Gatte warf ihr einen mißbilligenden Blick zu.

„Ja wirklich," erwiederte der Alte, hitzig werdend; „dießmal hab' ich ächte Diamanten, keine Pierres de Strass, wie früher, noch sonst eine glasartige Steinart; ächte, ganz reine Diamanten, so ächt, als die von Indien oder Brasilien."

„Ganz gut, sprach Chaurie ruhig, „aber ich bin ein wenig pressirt, Vater Robert. Ich habe noch zwei Rubinenkreuze für einen fremden Minister zu beendigen und werde das Resultat Ihrer Forschungen ein andermal sehen. Charlotte gib dem armen Herrn Robert etwas, er wird ohne Zweifel Geld nöthig haben, um sich die Bedürfnisse zu seinen Versuchen und" — setzte er leise hinzu, — „Brod für sich und seine Tochter zu kaufen. Man soll nicht sagen, daß ich einen hülfsbedürftigen Gewerbsgenossen nicht unterstütze."

„Ja, so bist Du," rief die Frau zornig, „Du würdest das Hemd ausziehen, um es zu verschenken, und wem dazu? Solch' einem alten Narren, diesem Taugenichts, diesem Lügner. . .!"

Eine wüthende Bewegung Roberts machte sie verstummen.

„Ich bin weder ein Narr, noch ein Lügner, Madame, und von Almosengeben ist hier gar keine Rede. Ich komme zu Herrn Chaurie, um ihm mein Geheimniß anzubieten, weil ich ihn nicht ruiniren, sondern bereichern will. Seht diese beiden Diamanten, und dann sagt, ob ich ein Almosen nöthig habe."

„Seyn Sie ruhig, mein Freund, sagte Chaurie in freundlichem Tone, indem er die dargebotenen Diamanten gleichgültig betrachtete. „Meine Frau ist etwas lebhaft, meint es aber nicht so böse. Gehn Sie und kommen Sie ein andermal, wenn ich mehr Zeit habe, Ihre Steine zu prüfen. Meine Frau wird Ihnen ein Fünffrankenstück geben. Adieu, auf Wiedersehen!"

Damit trat er zu der Thüre, um in seine nebenliegende Werkstätte zu gehen.

„Aber wenn ich Sie versichere, daß dieß ächte Diamanten sind; betrachten Sie sie doch nur einmal genau, ich bitte Sie darum; sie sind noch roh und unbearbeitet und das Feuer auf der einen Oberfläche ist etwas dunkel; nie aber werden Sie reinere Diamanten gesehen haben. Ich habe alle Proben damit gemacht und mich ihres Werths vergewissert; und ich kenne sie genau, denn ich war ja selbst zwanzig Jahre Juwelier. Jeder ist tausend Thaler werth, ganz roh wie sind, und ich gebe sie Ihnen für tausend Franken das Stück, denn ich werde noch so viele machen, daß man mich gar nicht dafür bezahlen kann."

Diese Worte sprach Robert so laut, daß die Vorübergehenden an den Schaufenstern stehen blieben. Chaurie verlor die Geduld gänzlich.

„Hören Sie Vater Robert, seyn Sie so gut, und nehmen Sie diese fünf Franken und lassen Sie mich an mein Geschäft gehen; ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich Eile habe, und..."

„Der Mensch wird unerträglich!" rief die Frau, „Du wirst sehen, daß seine Tollheit immer mehr zunimmt. Man sollte ihn nach Charenton schicken."

„Sie sind wahrhaftig verrückt!" schrie Robert, „ich komme und biete Ihnen einen Vortheil an und Sie weisen ihn zurück. Ich komme, Ihnen meine Entdeckung anzubieten, die Ihr Glück machen kann, und Sie beschimpfen mich!"

„Herr Robert!" sprach Chaurie ernst, und zeigte auf die Menge Leute, die vor dem Laden standen; „ich habe nicht Lust, eine Emeute bei mir zu sehen, und bitte Sie daher, mich in Ruhe zu lassen und sich zu entfernen."

„Ja!" rief die Frau wüthend, indem sie ihre Scheere emporhob, „entfernen Sie sich oder ich rufe die Arbeiter und lasse Sie zur Thüre hinauswerfen!"

Bei dieser Drohung ergriff der Greis seinen Hut, steckte seine Diamanten in die Tasche und sagte mit Würde:

„Ich habe Ihnen wohlgewollt, weil Sie sich immer freundlich gegen mich benommen haben; später werden Sie Ihren Fehler einsehen lernen, aber zu Ihrem Schaden."

Damit entfernte er sich und durchschritt stolz die Menge, welche gaffend vor dem Laden stand.

Ohne den Muth zu verlieren, trat Robert bei einem andern Juwelier ein, der ihn nicht kannte. Dieser warf einen mitleidigen Blick auf des Alten Kleidung und wollte wie Chaurie nicht einmal die kostbaren Steine sehen.

„Geht, mein Lieber," sagte er, „geht. Arme Leute wie Ihr besitzen keine Diamanten von dieser Größe. Ihr habt da zwei Rheinkiesel, welche keinen Thaler werth sind."

„Aber ich versichere Sie, daß es ächte reine Diamanten sind, welche ich selbst gemacht habe."

Der Juwelier lachte dem armen Robert ins Gesicht und sagte:

„Geht, Herr Diamantenmacher und sucht Euch anderswo einen Dummkopf, der Euch glaubt."

„Aber," wiederholte der Greis aufgebracht, „jedes Kind kann Ihnen den Werth dieser Steine sagen. Betrachten Sie diese Farbe, diesen Glanz, diese Reinheit!"

„Ich habe Euch schon gesagt," entgegnete der Juwelier, welcher glaubte, der Alte setze Zweifel in seine Kenntniß der Steine, „ich habe Euch schon gesagt, daß es Rheinkiesel sind, welche drei Franken werth sind. Wollt Ihr drei Franken dafür haben?"

Der unglückliche Robert wandte ihm den Rücken und entfernte sich.

Er ging zu einem dritten Goldarbeiter, welcher nun die Steine mit Genauigkeit prüfte und sie für sehr werthvoll hielt, aber einigen Zweifel über die Rechtmäßigkeit des Besitzes hegte. Er fragte ihn deßhalb sehr mißtrauisch:

„Mein Herr! woher haben Sie diese Diamanten?"

Robert zitterte vor Freude.

O!' rief er aus, „nicht wahr, es sind ächte Diamanten? Ich habe sie selbst gemacht, schon zwanzig Jahre arbeite ich daran und vergangene Nacht ist es mir endlich gelungen, ich habe diese Steine in meinem Tiegel gefunden. Nicht wahr, sie sind ächt?"

Der Goldarbeiter machte große Augen und erwiederte im Augenblick nichts. Endlich sagte er in barschem Tone:

„Erlauben Sie mir, Ihnen rein herauszusagen, entweder sind Sie ein Narr oder ein Dieb. Ich glaube nicht an die Möglichkeit, Diamanten machen zu können; wenn aber dies der Fall ist und Sie dessen fähig sind, so will ich nichts mit einem solchen Schwarzkünstler zu thun haben, denn ich bin ein guter Christ. Wenn Sie die Steine gestohlen haben, wie mich der niedrige Preis glauben macht, den sie dafür verlangen, so kann ich Ihnen nur sagen, daß ich ein ehrlicher Bürger bin und mit der Polizei in keinerlei Berührung zu kommen wünsche. Daher entfernen Sie sich; ich will die Diamanten nicht behalten, wozu ich das Recht hätte, bis sich ihr rechtmäßiger Eigenthümer zeigt. Noch einmal, machen Sie, daß Sie fortkommen; ich ändere meine Ansicht nie."

Robert antwortete dem ehrlichen Bürger keine Sylbe, sondern entfernte sich unwillig.

„So ist die Welt," sprach er für sich hin, „der Eine hält mich für einen Narren, der Andere für einen Dummkopf, der Dritte für einen Spitzbuben. Doch... was frag' ich darnach? Ueber kurz oder lang muß man mir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich werde der Akademie der Wissenschaften mein Geheimniß entdecken und dort wird man die Wahrheit erkennen, dann wird mein Name berühmt werden, dann..."

Während dieses Selbstgesprächs war er vor seiner Wohnung angekommen.

(Schluß folgt.)

---

## Ernst Mahner's Evangelium medicum,*)

das ist

**Die wiederhergestellte Ur-Heilkunde, gegründet auf die „angeborne Hygieine", die urälteste und neueste, ewig und einzig wahre Heildoctrin.**

(Mitgetheilt aus dem „Goldnen Buche der Panacee", einem im Laufe langjähriger Pilgerfahrt entstandenen, theilweise in antiker Gold- und Farbenschrift geschriebenen Buche, welches das Evangelium medicum, d. i. die „Heilbringende Urgesundheitskunde" in Denksprüchen, Aphorismen, Rhapsodien enthält, wie sie in den Stunden hellsehender Begeisterung aus innerem Drange geboren wurden. — SOLI. DEO. GLORIA.)

Die keineswegs dem Einzelgeiste ihres Wiederherstellers, sondern dem allgemeinen Menschengeiste, ja der ganzen lebendigen Schöpfung angehörende, leider nur den civilisirten Erdbewohnern — dem verirrten Geschlecht — entschwundene „angeborne Hygieine" (nicht zu verwechseln mit der Naturheilkraft), die echte Panacee, tritt als eine ganz neue, außerordentliche, aus der Vergessenheit des grauesten Alterthumes emporsteigende Lebens- und Gesundheitsdoctrin in die Welt, die, alle ihre Lehrsätze nicht auf das Wissensstückwerk der Schulen, sondern auf der Natur truglose Urweisheit gründend, sämmtliche ohne Ausnahme falschen Heiltheorien dieser Tage radical reformiren, die divergirenden Meinungen einigen, ja die Sache der Gesundmachung der Menschen zur mathematischen Gewißheit erheben will, und also eine große, heilvolle Regeneration der großen krankthumbeladenen Völker unserer Zeit und Weltgegend, nebst Aufhebung aller medicinischen Laienschaft, die mit der „angebornen" das ist einer „lebendigen Hygieine" im Menschen gar nicht bestehen kann, in die allergewisseste Aussicht stellt. — Das ist die Weisheit, die das Geschlecht retten soll! — Das entartete, verhäßlichte, krankthumbeladene, branntweinvergiftete, kaffee-erschlaffte, schnürbrustverkrüppelte, sieche und hypochondrische, entmergelte und lasterzerfressene Geschlecht dieser Tage! Obgleich diese aus göttlicher Weisheit selber geborne Urheilkunde, welche (im feindlichen Gegensatze zum heutigen, den Menschen sich unentbehrlich zu machen suchenden Arzt- und Apothekerthum) eine einmalige, für's ganze Leben ausdauernde Heilung des Menschen als Ziel sich vorsetzt, die einzig wahre, über allen Irrthum der Schulen erhabene Heiltheorie ist, so bedarf es doch, was der Bestimmung dieser Lehre, wieder ein Gemeingut der ganzen Menschheit zu werden, wie sie es vor Zeiten war, so sehr zu Statten kommt, — zu deren Verständniß durchaus keiner medicinischen Vorkenntnisse, weil sie, gewitzigt durch das mehrtausendjährige Bemühen der Schulen, auf das Wesen der Krankheiten durchaus sich nicht einläßt, sondern einen ganz andern, von den heut zu Tage eingehaltenen medicinischen Bahnen weit abliegenden, aber geradezu zum Ziele führenden Weg einschlägt, — den Weg der instinktlichen Erneuerung des Menschen — der Inthronisation des innern Lebensregenten, d. i. der den Gang der Maschine ohne unser Bewußtseyn mit der überschwenglichsten Weisheit leitenden, alle Störungen fernhaltenden „angebornen Hygieine". — Eine die kühnsten Hoffnungen auf dem medicinischen Gebiete weit hinter sich lassende, über alle Maßen wichtige Heilsentdeckung

---

*) Dem Wunsche des Herrn Verfassers gemäß, übergeben wir diesen Aufsatz unsern Lesern mit der Bitte, seinen Inhalt einer gründlichen und unbefangenen Prüfung zu unterwerfen. Die Propheten des Alterthums predigten in der Wüste, da aber bei uns alles Land angebaut ist, so bleibt ihnen nur noch die deutsche Journalistik, um sich mit der Menschheit zu verständigen.

Die Red.

für die gesammte Menschheit — Simplex sigillum veri.— Die aus der Urweisheit der Natur, d. i. aus göttlicher Intelligenz geborne, und darum eben überaus segenbringende „Urheilkunde" besitzt wirklich bei der allergrößten Einfachheit die für die ohnmächtigen Schulen unglaubliche Heilmacht, den ur-regelrechten Lebensgang im menschlichen Organismus einmal und für immer wiederherzustellen, und zu gleicher Zeit die lebendige Gesundheitskunst in den Menschen wieder einzusetzen, unter deren weiser Regierung alsdann im Menschenleibe keine Störungen mehr vorfallen. Sie lehrt: Gesundheit, d. i. regelrechter Lebensgang, ist nur möglich bei einer Lebensführung, angeordnet vom weise waltenden Ur-Instinkt im Menschen. Alles kommt ihr daher darauf an, diesen beim Urmenschen untrüglichen Lebens- und Gesundheitsführer in den Menschen der Neuzeit wieder einzusetzen, diese Stimme der Natur in ihm wieder zu erwecken. „Instinktliche Erneuerung der Menschen!" ist ihr großes welthistorisches Losungswort, das von einem Ende der Erde bis zum andern unter allen Völkern ertönen soll, die jene Stimme der Urweisheit der Natur, jenes Urwort Gottes, durch die große Natursünde und Lebensfalschheit in sich ertödtet haben. Mit dem Rufe dieses erhabensten, hochfreudigen Losungswortes, welches ist das wahrhaftige Evangelium medicum, soll eine neue Aera beginnen für die Menschheit und für die Wissenschaft! — — Die hohe Heilkunde der Vorzeit, obgleich nur sie allein das eingewurzeltste Krankthum radical zu heilen vermag, hat doch vor Allem die heut zu Tage mit so großem Unrecht genannten Gesunden im Auge, die nicht (womit man heut zu Tage ganz vergeblich sich abmüht) vor Krankthum, das sie alle dem Keime nach schon in sich tragen, beschützt werden können, sondern die echt geheilt werden müssen, durch welche Urheilmachung, verbunden mit der Wiedereinsetzung der angebornen Hygieine, die Möglichkeit aller innern Störungen (fast ganz) aufgehoben wird. — Denn also hat der allgütige Schöpfer die wundersam zusammengesetzte Leibesmaschine eingerichtet, daß, wenn sie mit diätetischer Virtuosität, welche nur durch die instinktliche Wiedergeburt erlangt wird, behandelt wird, in ihr durchaus keine Störungen vorfallen. Die Menschen der Vorzeit, im Besitze der angebornen Hygieine, wurden innerlich nicht krank. — — Die heilbringende Urgesundheitskunde ist dreitheilig: Sie ist erstens Ur-Instinktlehre, d. i. die den Menschen wiedergebrachte Kunde von einem in ihren Vorvätern lebendig gewesenen Urwort Gottes für des Menschen Leiblichkeit, und handelt, klar und ausführlich beschreibend, von den einzelnen Naturtrieben, Vermögen, Gefühlen, Zu- und Abneigungen, Lust und Schmerz, Sättigung und Eckel, Sucht und Abscheu, mittelst welcher die Natur den Lebensgang leitet und in Ordnung erhält. — Diese Lehre von dem Urwort Gottes für des Menschen Leibesnatur ist die Felsengrundlage der heilbringenden Urgesundheitskunde und von der allerhöchsten Wichtigkeit! — Die heilbringende Urgesundheitskunde ist zweitens Urdiätetik, d. i. die Lehre von der Leibesbehandlung, angeordnet vom weise waltenden Ur-Instinkt im Menschen, deren Grundsätze die goldenen Gesetztafeln der Ur-Hygieine den Menschen vorhalten. Die heilbringende Urgesundheitskunde ist zum Dritten und Letzten die heilmächtige Urpanacee, d. i. die Freudenkunde von der Regeneration des Menschen durch die Wiedereinsetzung der lebendigen Gesundheitskunst, durch das beglückende, hochgenußreiche Leben nach der Urdiätetik (Haltung des goldenen Gesetzes) und durch die hohe therapeutische Trias: Fasten, Wasser und Geist!! — — „Ich habe den Krondiamanten einer hohen Wissenschaft wiedergefunden! Kommet, ich will Euch beweisen, daß er ächt ist." (Orakelsp. der Panacee.) — Denn diese hohe Urgesundheitskunde ist die einzig mögliche, für Jedermann verständliche, auf die Ureinfachheit zurückgeführte, und darum über alle Maßen leicht anwendbare, und dennoch überaus mächtige Heildoctrin, eine aus der truglosen Weisheit der Natur geborne Welt-Heilslehre leiblich-geistiger Völkerregeneration, und bestimmt, wieder ein Gemeingut aller Menschen zu werden, und Frieden zu machen auf dem medicinischen Gebiete. Und da einzig nur die Urgesundheitswissenschaft, die anderswo überall vergeblich gesuchten hohen Geheimnisse der Schönheits-, Verjüngungs- und Lebensverlängerungs-Lehre in sich birgt, ferner nur sie allein die hochfreudige Aufgabe löset, den Lebensgenuß ungemein zu erhöhen, und zu gleicher Zeit die Gesundheitskraft und die genießenden Organe auf ein verlängertes Leben hinaus wundersam zu stärken, so wird jeder gesundheitlich nicht schon ganz zerrüttete Mensch, vor Allem auch das schwächere Geschlecht, aus dieser göttlichen Freudenlehre, die aus der Urzeit jugendlicher Völkerfrische wie eine frühlinglockende Sonne nach langer Winternacht, den elendbeladenen Völkern der Gegenwart als Retterin erscheint, ganz überschwengliche Vortheile ziehen! — So herrlicher, großmächtiger Königsnatur ist die hohe Heilkunde der Vorzeit, weil keines Menschen Hirnwahn, sondern geboren aus dem Urquell der Weisheit mit dem goldig strahlenden Sieges- und Hoheitsspruch auf der Stirn:

„Ich bin göttlichen Ursprungs!" —

SOLI. DEO. GLORIA.

---

## * An Italien.

Auf Italien und zeige
Dich des großen Namens werth,
Vor der Welt im Myrthenzweige
Strahle wieder Roma's Schwert.

Von dem Capitol ergangen,
Einst des Weltreichs Herrschersitz,
Ueber den jahrhundertlangen
Schlummer ist ein Sonnenblitz.

Wache, daß er nicht versinke,
Da noch kaum das Aug' ihn sah,
Keinen neuen Lethe trinke,
Bleibe wach Italia!

Sieh', herrliche Berather
Wandeln vor dem neuen Tag,
Scipio und sein großer Vater,
Cato, der sich selbst erlag.

Du auch bist dir selbst erlegen;
Denn dir wandelte zum Fluch
Sich der überreiche Segen,
Schöner, blüh'nder Aschenkrug!

Hörst Du jene Namen nennen
Muß vor gegenwärt'ger Schmach
Purpurn Dir die Wange brennen
Unter deiner Feinde Schlag.

Aber wenn das große Mahnen
Herrlich in Erfüllung geht,
Das vom Bild der mächt'gen Ahnen,
Noch der Enkel Stamm umweht:

O dann sey's im höchsten Geiste,
Und das Größte werde wahr,
Gleich als ob dich noch umkreiste
Jener scharfbeklaute Aar

Zepter zwar und Kette schmieden
Sollst du nicht mehr wie der Ahn,
Nein, denn Gottes ist der Frieden,
Sein Gesalbter führt dich an.

Und ein Friedensfürst begründet
Dir das neue Capitol,
Drin er deine Freiheit kündet
Unter'm Kreuz, dem Weltsymbol.

Freiheit, Schönheit, Liebe, Glaube
Sitze dort auf gold'nem Thron,
Und des heil'gen Geistes Taube
Schwebe um dies Pantheon.

Auf Italia denn und zeige
Dich des großen Namens werth,
Und vor'm Friedensfürsten neige
Deiner jungen Freiheit Schwert!

## Tabletten.

*** Die neue römische Bürgergarde macht viel Aufsehen, überall in der Stadt sind ihre Posten vertheilt, an allen Hauptpunkten ist eine Hauptwache, mit klingendem Spiel zieht sie unter Volksjubel durch die Straßen. Ich war gestern im Vatikan, als ich den Lärm der Trommel unten in einem der Höfe hörte: es war eine Uebung einer Abtheilung der Bürgerwache. Gerne verließ ich die Schätze des Museums, um der Waffenführung der jetzigen Römer zuzusehen. Die Nationalgarde ist gar gemischt, Jung und Alt trägt die Flinte; dort hat sich Einer mit dem Sonntagsfrack und schwarzen Hosen zu dem edlen Dienste herausgeputzt, daneben geht Einer in hellem Sommergewande und dem grauen Künstlerhut, auch mehrere der deutschen in Rom seit bereits zehn Jahren ansäßigen Künstler sind eingereiht, die Auszeichnung Aller besteht aus einer Kokarde am Hut und den weißen Bändern, welche den Säbel und die Patrontasche tragen. Die Officiere haben Säbel, krumme und grade, Degen, was eben zur Hand ist. So bunt gemischt diese Waffenschaar sich ausnimmt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß der Eindruck ein guter ist; pedantische Gleichheit kann man beim Bürgerdienst nicht verlangen, und die männliche, würdige Haltung läßt den Mangel der Uniform so schnell vergessen, als den dann und wann noch fühlbaren Mangel der Einübung. Denn manchmal geht eine Schwenkung nicht sehr regelmäßig vor sich, oder die gerade Linie erscheint sehr gebrochen, die Mannschaft aber thut ihr Mögliches. Officiere und Unterofficiere des regelmäßigen Militärs waren anwesend als Lehrmeister. Ein trefflicherer Lehrmeister ist vielleicht noch die Theilnahme des Volks. Eine unübersehbare Menge Volks sah zu, und wenn ein Marsch oder eine Schwenkung gelang, so erfolgte allgemeiner Beifall, und in diesem waren nicht die Letzten die zahlreich anwesenden Frauen und Töchter der Soldaten, die schönen Römerinnen, welche auch ihren ermunternden Antheil nehmen. Dem Exercitium folgte eine Pause der Erfrischung, und jetzt kamen die Vivas für Pius IX. u. s. f., von unendlichem Jubel begleitet, einige Geistliche gingen durch die Reihen, auch ihnen wurde ein Hoch gebracht. Die seit Kurzem populären Lieder: Scuoti o Roma la polvere indegna und del nuov' anno gia l'alba primiera wurden angestimmt. Die Musik dieser beiden Lieder kann man überhaupt an allen Orten hören; sie bilden stets den Beginn zur Vereinigung, zu gemeinsamer Bestrebung, sie sind Zeichen der Demonstration und des Jubels. Schw. Merk.

*** Ein englisches Blatt erzählt: „Ein Mechanikus-Ingenieur bei Newcastle hat eine kleine Dampfmaschine zum Wiegen seines Kindes angefertigt. Die Länge der Maschine und des Kessels beträgt 16½ Zoll."

## Literatur- und Kunstnotizen.

†. Die Lichtwirkung der künstlichen Abendbeleuchtung auf Prof. Enslen's Rundgemälde. Seit einigen Tagen sind die Rundgemälde des Herrn Enslen, im sächsischen Hof, auch des Abends, und zwar bei künstlicher Beleuchtung, zu sehen. Hierzu folgende kurze Erläuterung: Aquarel- und Oelmalereien machen bei Licht keine Wirkung, so warm und kräftig auch (bei Tage) ihr Farbenton ist, weil sie nicht viel Licht zurückwerfen; Fresco- und Tempera-Gemälde dagegen erhalten durch Lampenlicht, da sie nicht glänzen, einen brillanteren wärmeren Ton; dasselbe gilt wie bekannt auch im Gebiet der Decorationsmalerei, vorzüglich für nicht zu große Fernen, daher Architectonisches, Straßen, Plätze, nahe Häusermassen, durch Beleuchtung gewinnen, und der Mehrzahl (die Sinn oder Auge für die zarten duftigen Tinten der Fernen nicht künstlerisch ausgebildet hat,) vorzugsweise gefallen. — Um die bläulichen Tinten nicht durch das Lampenlicht ganz zu verlieren, sind bei den Tempera-Bildern des Professor Enslen Farben angewendet, die demselben mehr widerstehen (z. B. statt Ultramarin Bergblau, statt Chromgelb Ocker), welches um so nöthiger wurde, da diese Gemälde in großen Städten meist in Wintermonaten aufgestellt und leider grade dann am häufigsten besucht waren, weil Abends der Geschäftsmann freiere Zeit hat.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 16. September. (Neu einstudirt) Die Schule des Lebens, dramatisirtes Mährchen in 5 Abtheilungen, von Dr. E. Raupach.

Sonntag, den 19. September. (Neu einstudirt und neu in Scene gesetzt) Oberon, König der Elfen, große romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Actes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherz. Hoftheaters zu Mannheim. Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.)

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 257.** Freitag, den 17. September **1847.**


### * Ein Alchymist des neunzehnten Jahrhunderts.

(Schluß.)

Fanny flog ihrem Vater entgegen und rief:

„Nun lieber Vater, wie ist Dir's gegangen?"

„Liebes Kind," antwortete der Greis mit Ruhe. „Ich habe meine Diamanten noch nicht verkaufen können, aber diesen Abend . . . morgen . . ."

Fanny antwortete nichts, sie trat mit ihrem Vater in's Laboratorium und machte ein Feuer an, damit der Greis seine erstarrten Glieder wärmen könne. Als sich Robert ein wenig erwärmt hatte, sprach er:

„Mein Kind," ich habe noch nichts zu mir genommen, „ich bin ganz ermattet von Hunger. Hast Du mir etwas zu essen?"

Thränen stahlen sich aus den Augen des armen Mädchens.

„Lieber Vater," antwortete sie schluchzend, „Du weißt, ich habe gestern das letzte Geld ausgegeben, um Dir Kohlen zu kaufen; und ich schulde der Dame, für die ich arbeite, schon mehr, als ich in vierzehn Tagen und Nächten verdienen kann. Diesen Morgen wollte ich Dir ein Frühstück bereiten, aber der Bäcker und die Gemüsehändlerin haben mir Beide weitern Credit verweigert."

„Aber Du, Fanny, gute Tochter, Du hast auch noch nichts gegessen!" rief Robert verzweifelnd aus: „Und gestern hab' ich unser kleines Mahl beinahe allein verzehrt! Du bist auch so bleich, Fanny, bist Du vielleicht krank?"

„Oh! mein Vater!" antwortete das arme Mädchen lächelnd. Aber ihr Muth war größer als ihre Kräfte; sie fiel ihm halb ohnmächtig in die Arme.

„Ach Gott! was soll ich anfangen!" rief der Alte, „jetzt bin ich reich und mein Kind stirbt Hungers!"

Er trug sie auf's Bett und fand nichts als etwas Wein, den das gute Kind nicht berührt hatte, da sie ihn für ihren Vater bestimmte. Er reichte ihr den Trank, mußte sie aber fast dazu zwingen, bis sie ihn annahm. Als sie sich etwas erholt hatte, stürzte er aus dem Hause, um Hülfe zu suchen.

Die Sonne war schon gesunken; dichter Nebel lag über der Stadt ausgebreitet, die Laternen wurden angezündet und man sah nur noch wenige Menschen auf der Straße. Robert irrte verzweiflungsvoll umher. Sollte er zu Chaurie gehen, um das angebotene Almosen zu holen oder zu dem andern Goldschmied, um diesem seine Steine für drei Franken zu geben?

Aber der Weg dorthin war zu weit und mittlerweile konnte seine Tochter sterben. Zudem war er selbst auch zu schwach, diesen Weg noch zu machen.

Es blieb ihm also kein anderes Mittel übrig, als seine Diamanten zum niedersten Preis zu verkaufen. Er konnte ja wieder neue machen, dachte der Arme.

Im Paroxismus des Fiebers trat er in die nächste Hausthüre, und bot die Steine an. Die Bewohner lachten ihm ins Gesicht und jagten ihn zur Thür hinaus.

Endlich sprach der arme Robert in immer steigender Angst und Verzweiflung die Vorübergehenden auf der Straße an.

„Seht!" rief er, „hier hab ich Diamanten, das Elend nöthigt mich sie zu verkaufen. Bei meiner Seligkeit schwör' ich Euch, sie sind ächt. Sie sind zweitausend Thaler werth, ich gebe sie für hundert Franken. Kauft mir sie doch ab, sonst sterbe ich und mein Kind vor Hunger und Kälte!"

Aber die meisten Vorübergehenden blieben nicht einmal stehen; sie hüllten sich in ihre Mäntel und gingen rasch weiter, ohne den verzweifelnden Greis nur eines Blicks zu würdigen. Er lief immer weiter, nach und nach sammelten sich doch Neugierige um ihn; endlich blieb er wieder stehen und rief: „Seht! ich gebe sie für zehn Franken, und der sie kauft, kann sich damit ein kleines Vermögen erwerben und sich noch rühmen, ein gutes Werk gethan zu haben; denn mit diesem Geld kann ich meine Tochter retten, welche Hungers stirbt."

Aber Gelächter und Gespötte waren die einzige Antwort, die er auf seine Thränen und Bitten erhielt.

„Er ist ein Narr!" rief der Eine.

„Ein Betrüger!" der Andere.

„Nun, wenn mir niemand meine Diamanten abkaufen will, so schenkt mir wenigstens ein Almosen, habt Mitleid mit mir und meiner Tochter!"

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als sich die Menge zertheilte, um zwei Gendarmen Platz zu machen, welche ihn als Bettler oder Dieb verhafteten.

Sein Flehen war vergebens. Er wurde auf die nächste Wache geführt, wo er die ganze Nacht in einem großen Zimmer zubringen mußte, das von Verbrechern aller Art angefüllt war.

Des andern Morgens, sobald der Tag graute, öffnete sich die Thüre und Fanny stürzte herein.

„Vater, mein Vater!" rief eine ihm wohlbekannte Stimme.

Der Greis erhob sich langsam von seinem Strohlager und sprach mit mattem Tone:

„Fanny, bist Du's, mein Kind? Kommst Du, um Deinen alten, armen Vater noch einmal zu sehen? Welcher wohlthätige Engel hat Dich errettet?"

„Ach, mein Vater!" erwiederte ihm das Mädchen, „warum hast Du mich gestern Abend verlassen? Paul ist mir zu Hülfe gekommen, gleich nachdem Du fort warst. Wir haben Dich die ganze Nacht gesucht."

„Sie sind frei, lieber Onkel," sagte ein junger, wohlgekleideter Mann, und bot dem Greis die Hand.

„Noch nicht, mein Herr, fiel ein Polizeibeamter ein, der gerade gegenwärtig war. „Man hat bei dem Unglücklichen zwei rohe Diamanten gefunden, über deren Besitz er sich nicht ausweisen kann und man muß vorher wissen..."

„Das ist sehr einfach, mein Herr," sagte Paul, „mein Onkel ist sehr arm, aber zu stolz, um Wohlthaten von seinen Verwandten anzunehmen. Ich bin in sein Laboratorium gedrungen und habe zwei Diamanten in seinen Tiegel geworfen, damit er glaube, sie seyen das Resultat seiner chemischen Versuche, und daß er nicht mehr nöthig habe zu hungern."

Ein schmerzlicher Schrei unterbrach Pauls Rede.

„Paul! Paul!" rief der Greis, „Du gibst mir den letzten Stoß! Sterbend hatte ich noch die Hoffnung, mich an dieser elenden Menschheit rächen zu können, indem ich ein kostbares Geheimniß mit mir nehme. Warum hast Du mir die Täuschung nicht gelassen!"

Leblos sank er auf sein Lager zurück.

Fanny fiel ohnmächtig neben ihm nieder, und nachdem sie sich wieder erholt hatte, mußte Paul viele Mühe anwenden, sie von der Leiche ihres Vaters fortzubringen.

* * *

Einige Monate darauf heiratheten sich die beiden Liebenden.

Das Mittel, Diamanten zu machen, wird noch heute vergeblich gesucht.

---

## Jenny Lind.

Wenn die Engländer Recht haben, so wird Jenny Lind bald nicht mehr schlechtweg die „schwedische Nachtigall", sondern entweder die schwedisch schottische oder die schwedisch-chinesische zu nennen seyn. Ein glasgower Blatt hat herausgebracht, daß die Vorfahren der Sängerin Schotten waren, nämlich die Familie Lynne, Linne oder Lyn, deren Mitglieder Lairds von Hunterstone waren und die 1688 nach Schweden auswanderten. Die Londoner M. Post geht noch weiter: sie hat ein Certifikat mit dem Siegel des chinesischen Wappenherolds, genannt X ta se (Ekstase) gesehen, worin klar nachgewiesen wird, daß Jenny Lind von einer Seitenlinie der Familie des berühmten kaiserlichen Kommissars Lin abstammt und ihre Vorfahren zu den Vornehmsten in der chinesischen Provinz Sing-Sang gehörten! — Jenny Lind ist auch für die nächste Saison wieder in London engagirt. Nach Paris geht sie nicht. Warum? Darüber läßt sie der pariser Corsaire folgenden Brief an eine Freundin schreiben.

„Theure Minna. Du fragst mich, ob ich noch entschlossen bin, nicht nach Paris zu kommen? Du weißt doch, daß ich Wort halte. Ich bin die erste Künstlerin, welche einen europäischen Ruf ohne Paris erworben hat; ich hasse Paris und räche mich an ihm. Du weißt, aber die Pariser wissen es nicht, daß ich 2 Jahre in der Hauptstadt war. Eines Tages, ich war damals bereits in meinen ersten Rollen in Kopenhagen mit Beifall belohnt worden, sagte mein alter Professor zu mir: Jenny, Du hast Talent, Herz und Naivetät; Kopenhagen ist keine Stadt für Dich, Du mußt nach Paris. Das ist der Mittelpunkt des Ruhmes und der Kunst. Ich werde Dich Meyerbeer, Donizetti, einigen anderen meiner Freunde empfehlen; Dein Name wird berühmt werden, denn ich bin sicher für Deine Zukunft und — ich reiste ab. In Paris nahm ich bei Bordoni Gesangstunden, der es übel fand, daß ich nicht die Stimmen der Mad. Dorus Gras oder der Grisi habe. Ich präsentirte mich bei andern Meistern, aber ich hatte kein Geld und wollte nichts mit meiner Person bezahlen, indem ich mich stets an die letzten Worte meines Professors erinnerte: „Liebe Tochter, opfere deine Ehre niemals dem Ruhm. Der Ruhm, um diesen Preis erworben, wird zum bösen Gewissen und zum Schatten. Das Talent einer Frau verschwindet mit der Scham, wie der Geschmack der Frucht mit der Schale." Endlich hatte ich das Glück, Meyerbeer zu begegnen, der mich zu einer seiner Soireen einlud. Kaum war ich eine Stunde in dem Saal, als er mich bat, ihm zum Direktor der Oper zu folgen. — Was wollen Sie? fragte ich. — Sie als Prima Donna engagiren lassen. Ich war außer mir vor Freude, fiel dem berühmten Maestro um den Hals, und trotz seiner Weigerung umarmte ich ihn wie einen Vater. Der Direktor versicherte mich, daß er entzückt sei, mich gefunden zu haben und mich aus Meyerbeers Hand zu empfangen. In 14 Tagen sollte ich debutiren, aber am folgenden Tage ließ man mir sagen, daß dies unmöglich sei, und wirklich, es war nicht mehr davon die Rede, obwohl mich der Herr nie hatte singen hören. Meyerbeer verließ aus Aerger Paris. Vierzehn Tage darauf stellte ich mich dem Direktor der Italiener vor. Er empfing mich sehr lau, und sandte mich an seinen Sekretär. Ich könnte nicht, so sagte er mir, weil ich keinen Namen habe, auf der ersten Bühne der Welt debutiren. Der Sekretär bot mir einen Platz im Chor an. Ich betrachtete den Mann von oben bis unten und ging. Auf dem Boulevard konnte ich meine Thränen nicht mehr zurückhalten, und einen Augenblick darauf schwor ich, mich an Paris zu rächen, so viel dies einem Künstler möglich ist. Wird man es glauben? Ich konnte nicht einmal dazu gelangen, in Concerten zu singen. An demselben Tage, wo ich mir vornahm, nie in Paris zu singen, engagirte mich Meyerbeer für die Oper in Berlin, und das Uebrige weißt Du. Ich wiederhole Dir, ich bin die erste Künstlerin, welche einen europäischen Ruf erlangte, ohne durch das Urtheil der Pariser dazu geweiht worden zu seyn. Paris ist zum Glück nicht mehr das Centrum der Talente und Künste, es ist die Hauptstadt der Intriguen und der Mittelmäßigkeit. Wenn in einem Lande die Künste im Verfall sind, so ist es die Politik mit ihnen. Der Direktor der Italiener wollte mich für den Chor engagiren. Das Ministerium macht es eben so mit Herrn von Lamartine und Lamennais. Ich habe das nicht gesagt, sondern ein Engländer, dem ich meine Geschichte erzählte. Deine Jenny Lind." Brem. Zeit.

---

## Tabletten.

*** „Immer blühend immer neu." Unter dieser Ueberschrift gibt „Gardener's and Farmer's Journal" nach dem „Native American" folgende Notiz. Von einem glaubwürdigen Augenzeugen wird uns eine praktische Anwendung der Temperatur-Theorie auf Erhaltung von Früchten, Blumen und andern Vegetabilien mitgetheilt, auf welche vor kurzem ein Einwohner von Philadelphia ein Patent erhalten hat und deren Ausführung ins Werk gesetzt wird. — Unter der Erde wird ein großer Keller mit doppelten Wänden angelegt, welche mit Sägespänen ausgefüllt werden. Ueber der Decke wird ein Raum angebracht, der mit Eis gefüllt wird, welches, nach und nach schmelzend, durch die Späne sickert und die Temperatur des Kellers fortwährend auf 34° Fah-

renheit, also eben auf 2° über den Gefrierpunkt hält. In diesem Keller halten sich Citronen, Aepfel, Orangen, Blumen, Erdbeeren ꝛc. während jeder gewünschten Zeit vollständig frisch. Ein mit dem Patentinhaber bekannter Herr sah Aepfel, eben so frisch und duftend, als wären sie eben gereift, welche seit dem Oktober vergangenen Jahres so aufbewahrt worden waren. Citronen blieben so frisch darin, wie immer und kosteten beim Einkauf so viel Cents, als sie jetzt Dollars werth sind. Blumen, Beeren und die vergänglichsten aller Früchte sind auf gleiche Weise so lange aufbewahrt worden, um zu zeigen, daß die Erhaltungsfähigkeit solcher Räume über alle Beschreibung geht, und daß es in Zukunft kein Hinderniß geben wird, sich mitten im Winter aller Genüsse des Sommers erfreuen zu können. — Die Mittheilung schließt mit der Bemerkung, daß dies so viel werth sey, als die Einnahme einer Stadt.

*** Eine Erwiederung Prießnitz's. Einige Journale haben neulich die Nachricht mitgetheilt, daß sich der Wasserheilkünstler Prießnitz in Gräfenberg seit dem Jahre 1825, also seit 22 Jahren, ein Vermögen von drei Million Gulden in Zwanzigern durch seine Wasserkur erworben. Briefe, die aus Gräfenberg vor einigen Tagen hier eingetroffen, erklären dies nur für einen Puff und bemerken, daß Prießnitz hierüber bemerkt hätte: „Drei Millionen! wissen denn die Leute nicht, was zu einer Million gehört? Wüßt' ich den Schreiber jener Notiz unter meinen Patienten, ich würde ihn für unheilbar erklären!"

*** Mittel gegen Waldbrände. In der „Spener'schen Zeitung" gibt ein Oekonom folgendes, von ihm selbst erprobtes Mittel zur Unterdrückung von Waldbränden an: „Man schlägt in einiger Entfernung von dem Feuer (nach Umständen und der Waldfigur etwas näher oder weiter), da wo es seinen Weg hinnimmt, einen nur schmalen Flügel durch den Wald, und zündet nun das Holz auf der Seite des Feuers selbst an. Ist vielleicht schon ein Weg in der gewünschten Richtung vorhanden, so benutzt man diesen. Die wunderbare Wahlverwandtschaft in der Natur zwingt nun das kleine Feuer, dem mächtigeren trotz der Richtung des Windes, entgegen zu brennen. Immer heftiger wird es von diesem angezogen, bis sich beide erreichen und in der glühenden Umarmung zuletzt kraftlos erlöschen."

*** Dem „Würzburger Abendblatt" vom 9. Sept. wird aus Bergtheim folgendes Beispiel moderner Bußfertigkeit geschrieben: „Ein anständig gekleidetes Frauenzimmer, welches zur Sühne seiner Sünden eine Reise nach dem Kreuzberg gemacht und von dort in einem Wagen zurückkehrend, in den gestrigen Abendstunden in Bergtheim angelangt war, glaubte diese Bußfahrt nicht würdiger beenden zu können, als wenn sie vor dem in der dortigen Kirche aufgestellten Marienbilde nochmals die Andacht verrichten würde. Dieser löbliche Entschluß ward, während der Kutscher im Dorfe hielt, auch zur Ausführung gebracht. Wie es schien, sehr erleichtert, setzte die Büßende nach einer Weile ihre Reise fort; noch mehr erleichtert aber fand man kurze Zeit darauf die reich gezierte Statue, welche sich eines Theils ihres Silberschmucks beraubt sah. Der industriellen Wallfahrerin Spur wird emsig gesucht."

*** Dem Theaterdirector Lumley in London sollen zehn hinter einander folgende Vorstellungen der Fräul. Jenny Lind angeblich 24,000 Pf. St. (168,000 Thlr.) circa eingebracht haben. Das ist, sagt die „Teutonia", ungefähr so viel, wie die jährliche Gesammteinnahme von anderthalbtausend deutschen Volksschullehrern!

*** Vivat Tokaier! Bei der Gewerbausstellung in Oedenburg kam auch der berühmte Tokaier zur Sprache und es wurde dargethan, daß gegenwärtig von den in Oedenburgs Umgegend gewonnenen 25,000 Eimern Weins jährlich über 5000 mit Smyrnaer Rosinen versüßt und dann als Tokaier nach Schlesien und Polen verkauft werden. Man hat sogar von Oedenburg aus in Pesth Tokaier bestellt und das Oedenburger Fabrikat zurückerhalten.

*** Seitdem Herr Benazet in Baden weilt, sind 7 Selbstmorde in Folge des Spiels vorgefallen; während er den Pacht der Pariser Spiele hatte, haben sich an 300 verzweifelnde Spieler getödtet, wie amtlich constatirt ist. Und wie viele haben sich nicht ermordet und sind doch todt!

*** In der Berliner „Spener'schen Zeitung" liest man folgendes Inserat: „Bären-Schinken im dusteren Keller. Der Bär ist doch ein gemüthliches Thier, wenn er nicht gereizt wird. Deßhalb auch habe ich zwei Bären-Schinken (kein Pferdefleisch) direkt kommen lassen, von deren Aechtheit sich meine geehrten Herren Gäste und die mich mit ihrem Besuch beehrenden Naturforscher überzeugen können. Diese Schinken beabsichtige ich eines Sonntags Vormittags zum Frühstück zuzubereiten, und werden die öffentlichen Blätter das Nähere anzeigen. Brauns."

*** Ein Herr Wokurkaczek brachte einem Buchbinder in Prag ein neues Kochbuch. „Wie soll ich's binden? fragte dieser, „halb oder ganz Franz?" — „I bitte Ihne," antwortete der Böhme, „binden's halb Franz und halb Peppi, is selbiges meines und meiniges Liebstes Name"

---

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Die „Allgemeine Modenzeitung" sagt: In England haben ausgezeichnete Schauspieler ein eigenes Verfahren aufgebracht, das gewiß auch sehr bald von den Koryphäen unserer Bühnen benutzt werden wird, sobald sie Kenntniß davon erhalten. Sie erwerben nämlich das Eigenthum neuer Dramen, so daß sie wenigstens eine bestimmte Zeit hindurch allein im Besitze neuer und Beifall erregender Rollen bleiben, in denen sie auf den verschiedenen Bühnen auftreten. So hat z. B. Macready ein neues Stück von Bulwer für sich erworben; Charles Kean besitzt eines von Lacy u. s. w. Wir würden uns gar nicht wundern, wenn z. B. Emil Devrient ein neues Stück von Gutzkow erwürbe und mit demselben in Deutschland umherreis'te.

— Der kühne Reisende in Westafrika, Duncan, der bis jenseits des, bisher noch von keinem Europäer überschrittenen Königsgebirges gedrungen und jüngst glücklich (mit Geschenken des Königs von Dahomey an die Königin von England) heimgekehrt ist, wird nächstens sein Reisetagebuch veröffentlichen; vielleicht die interessanteste Reisebeschreibung, die seit Mungo Park's erster Reise erschienen. Auch Dr. Ludwig Leichhardt wird nächstens eine Beschreibung seiner Landreise von Moreton Bay nach Port Essington herausgeben.

— Heute wird in Mainz die lyrische Tragödie Nebucadnezar von Verdi zum ersten Male gegeben.

# Korrespondenz-Nachrichten.

## Darmstadt.

**Das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Liedertafel und sonstige musikalische Vereine.**

„Wo man singt, da laßt euch fröhlich nieder,
„Böse Menschen haben keine Lieder."

Dieses ist das Motto eines hiesigen Singvereins, der „Darmstädter Liedertafel", welcher gestern, am 13. September, das Jubiläum seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens feierte. Musik und Gesang spielen eine so große Rolle in dem öffentlichen Leben, daß es vielleicht vielen geschätzten Lesern des „Konversationsblatts" nicht unangenehm seyn dürfte, etwas Näheres über diese Festlichkeit, so wie überhaupt über die hier bestehenden Musik- und Gesangvereine zu vernehmen. Zur Feier dieses Jubiläums war der große Saal des „Darmstädter Hofs" festlich hergerichtet. In der Tiefe des Saales erhob sich ein Altar mit der Büste der Schutzpatronin des Vereins, der heiligen Cäcilia, umgeben von den Emblemen der Musik und der Declamation. Man wollte zwar behaupten, es sey ein trauerndes Niobehaupt, allein bei feierlichen Gelegenheiten, wo es oft an den nöthigen Requisiten gebricht, kommt es so genau auf Nebendinge nicht an. Ueberdem möchte wohl nicht selten der Fall vorkommen, daß eine heilige Cäcilia zur versteinerten Niobe würde, wenn sie hören könnte, wie ihre Kinder, die melodischen Töne, von einer grausamen Vocal-Artemis oder einem barbarischen Instrumental-Apollo jämmerlich zu Grunde gerichtet werden. Eine mit Eichenlaub und Lorbeer geschmückte transparente Lyra zierte die Vorderseite des Altars; der ganze mit Blumen und Gewächsen decorirte Hintergrund gewährte einen höchst freundlichen Anblick. Die Festlichkeit begann mit der Einführung der beiden noch einzig vorhandenen Gründer der Liedertafel. Ein herzliches Lebehoch unter Pauken und Trompetenschall empfing sie. Als sie die für sie bestimmten Ehrensitze eingenommen hatten, wurden sie mit einem eigens zu dieser Feier gedichteten und componirten Festgesang begrüßt. Hierauf trug einer der Vorsteher, Hr. J. D. An on, eine humoristische Festrede vor, in welcher die Zeit mit einer Riesenlocomotive verglichen wird, die mit unaufhaltsamer Schnelligkeit über die Eisenschienen des Lebens dahin rollt; sie ist so flüchtig und in ihrer Flüchtigkeit so durchsichtig und unsichtbar, daß man von ihrem Dahingleiten gar nichts gewahren würde, wenn sie nicht ein strenger Controlleur begleitete, der alle ihre Erscheinungen in die ehernen Tafeln der Weltgeschichte einprägt. Dieser Controlleur ist der Herr Datum. Durch ihn erfahren wir denn auch, daß seit dem Bestehen der Liedertafel ein Zeitabschnitt von 25 Jahren dahin geeilt ist. Nach dieser drastischen Festrede wurde dem eigentlichen Stifter der Liedertafel, Herrn Kriegskanzleiregistrator und ehemaligen Hofkapellsecretär Wagner ein silberner Ehrenbecher von drei Jungfrauen überreicht, begleitet von einer Anrede seines Mitjubilars, des Herrn Vocalmusikdirectors Markwart. Der Redner wie der Angeredete waren sichtlich ergriffen, eine Stimmung, die sich wohl allen Anwesenden mitgetheilt haben mochte, denn es erweckt ein eigenthümliches Gefühl im Menschenherzen, silberhaarige Greise am Abend ihres Lebens mit dem Danke und der Anerkennung des nachreifenden Lebens für ein verdienstliches Wirken belohnt zu sehen. Auf diesen feierlichen Act folgten einige musikalische und declamatorische Vorträge von Herrn Operregisseur Birnstill und den Damen Eppert und Neukäufler. Erstere trug als Repräsentantin der Declamation „Bärbel das Trompetermädchen" von Uffo Horn mit all jener gemüthlichen Laune vor, womit sie im Lustspiele so lebendig anzuregen weiß, und letztere eine Romanze aus Maria Stuart, von Niedermeyer, mit jener Lieblichkeit und Kehlgewandtheit, die ihr die lauteste Bewunderung in allen ihren Gesangspartien erwirbt, und sie zum Liebling des Publikums erhoben hat. Den Schluß des Festes machte jener bunte Zauberwirbel, der das Mädchen dem Jüngling willig in die Arme führt und sie in reizender Bewegung an unserm Blicke vorübergleiten läßt. Für denjenigen, welchen die Flucht der Jahre aus dieser Menschenstrom e glücklich gerettet hat, gewähren unsere heutigen Bälle kein sonderliches Vergnügen mehr. Jener geregelte Rhythmus, der ehemals Musik und Bewegung in harmonischen Einklang brachte, ist in den neueren Tänzen fast gänzlich verschwunden; man sieht jetzt eine Art des Tanzes, ein Gezappel der Bewegung, das durchaus kein anmuthiges Bild gewährt. Noch weniger kann die Rede davon seyn, selbst ein Ehrentänzchen zu wagen, man würde im tactlosen Wirbel jenes Gwieners und wie die neueren Tanzarten alle heißen mögen, untergehen. Die Zeit ist nun einmal die Mutter so vieler Mißgeburten, die man Mode nennt, daß eine ruhig gealterte Philisterseele ordentlich froh seyn muß, sich auf dem schleiergeebneten Eiland der guten alten Zeit vor all den neueren Phantastereien geborgen zu sehen. — Mag sich indessen die Heiterkeit kundgeben wie sie wolle, die Hauptsache ist, daß sie sich kund gibt, und die Heiterkeit ist und war von jeher das Element der Liedertafel. Sie macht keinen Anspruch auf streng geregelte Kunstproduction; ihre Hauptaufgabe ist eine angenehme Unterhaltung ohne Prätension, und diese Aufgabe löst sie auf das vollständigste. Ernste und scherzhafte Vorträge, instrumentale, vocale und declamatorische, wechseln unter genußreichen Tafelfreuden in bunter Manigfaltigkeit mit einander ab; sie bietet manchem jungen Talent Gelegenheit zu ersten Versuchen dar. Doch hört man auch nicht selten die gediegensten Vorträge, und unsere ersten Kunstnotabilitäten verschmähen es nicht, sich hier zuweilen hören zu lassen. Nur eine Ausstellung wäre bei diesen musikalischen Unterhaltungen, welche in der Regel alle vierzehn Tage stat finden, zu machen: es fehlt häufig bei den Vorträgen die nöthige Ruhe und Aufmerksamkeit der Zuhörer. Nicht selten mischt sich ein störendes Teller- und Gläsergeklingel darein. Man sucht zwar diesen Mißstand so viel als möglich zu beseitigen; so lange aber die Tafelangelegenheiten nicht strenge von den Vorträgen geschieden werden, wird es schwerlich ganz gelingen. (Fortsetzung folgt.)

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 16. September. (Neu einstudirt) **Die Schule des Lebens**, dramatisirtes Mährchen in 5 Abtheilungen, von Dr. E. Raupach.

Sonntag, den 19. September. (Neu einstudirt und neu in Scene gesetzt) **Oberon, König der Elfen**, große romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherz. Hoftheaters zu Mannheim. Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.)

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 258.** Samstag, den 18. September **1847.**

## *Der Geist der Quelle.

Eine Sage der Comanche-Indianer.

In einem der vielen düsteren und tiefschattigen Schlünde jener romantischen und wild zerklüfteten Bergkette, die sich zwischen dem Colorado und dem Ursprung des San Antonio, einem Zusammenfluß unzähliger, ihre Strömungen wenige Schritte von ihren Quellen vereinigender und von da an plötzlich als ein Strom erscheinender Bäche, etwa in der Mitte zwischen dem erstern Fluß und dem schönen durchsichtigen Guadelupe finden, trennt sich plötzlich die hohe Bergkette San Marcos von einer Felsenschichte ab, von der aus eiskalte Gewässer nach allen Seiten hin ablaufen, die sich endlich in einem tiefen Becken vereinigen und von da an als ein brausender Fluß ihren Weg fortsetzen, aus dessen Krystallbett tausend prismatische Strahlen niederscheinen, während sich auf seiner flachen, spiegelglatten Oberfläche die rings umher sich erhebende wilde und belebte Scenerie klar und hell abspiegelt. Dazwischen sehen ungeheure Quarz- und Granitblöcke ernsthaft heraus zwischen den niedrigen Cedern und zwergigen Cypressen, den gelben Fichten und Espen, dem Engelwurz, Hollunder und der Birke, im Verein mit einer Masse des schönen blauen Bergflachses, der edlen Pinie, dem doppelgeblätterten Schierling und der Pechtanne, welch letztere auf dem Kamm der Höhe einen dichten Wald bilden, da hingegen die Erstern den Fuß einfassen, das Ganze aber dräuend in die vorliegende Landschaft hineinzuschauen scheint und die Baumwoll- und Dornbirnwäldchen, als Leiter gen Süden träge an den Ufern des Flusses sich hinziehen. Einen ganz eigenthümlich lieblichen Anblick gewährt diese Scene, wenn das Auge in der tief grünen Jahreszeit einen Fleck weichen Rasens,, mit Eichenhainen und leichterem Staudengewächs untermengt, erblickt, und man das letztere an den Berghängen hinan sich allmälig zu üppigem Holzwuchs entfalten, und die von der Sonne vergoldeten Spitzen der aus weiter Ferne sich darstellenden Berggipfel erreichen sieht, wenn gegen Osten die reizend sich hinziehende Prairie den Blick fast durch kein einziges kleines Gebüsch zu fesseln vermag und nur am fernen Horizont ein Fluß schützend von Bäumen umgeben ist, während im Westen die schwachen Umrisse einer luftigen Bergreihe über die ganze Scene eine Art höherer Weihe verbreiten. An den freundlichen Abhängen des San Marco wachsen mannigfache Pflanzen und in üppiger Fülle wuchern nicht nur die verschiedenen Arten des Geisblattes und der Convolvule nebst wildem Hopfen, sondern eben so auch Früchte, wilde Blumen und gelbe wie schwarze Johannisbeeren.

Mag nun der Beschauer auf den luftigen Spitzen der Berge oder auf den weiten Ebenen stehen, überall hat die vor ihm sich ausbreitende Landschaft den Charakter äußerster Lieblichkeit und seltener Schönheit. Die Natur nennt hier alles das ihrige und schwelgt in üppigem Ueberfluß, eine wilde Großartigkeit, wie man sie blos in der neuen Welt findet, wo noch Millionen Acker Landes von der Hand des Menschen unberührt daliegen.

Die besondre Lieblichkeit dieses Ortes besteht in der großen Mannigfaltigkeit der Ansichten, lauter belebte Gemälde und schöne Bilder, welche die Natur hier so zusammengestellt hat, daß dadurch ein überaus reizendes, harmonisches, wildes und durchaus anziehendes Ganze entstand, in dessen Anblick das Auge nie ermüdet, und das seinen Einfluß auf das Gemüth fortwährend aueübt. Dräuende Berge, grasreiche Thäler, finstere Klüfte, Grabhügel, gleichende Erhöhungen, sprudelnde Quellen, murmelnde Ströme, die weithin sich dehnende Prairie, Gehölz und Gebüsch, zarte Blumen und saftige Gräser, der wilde Weinstock und wohlriechende Rosen — Alles zerstreut und wie mit Absicht so zusammengestellt: das sind die Bestandtheile dieser wundervollen Landschaft, welche einst, wenn sich die Civilisation ihren Gränzen genaht, der fashionable Sammelplatz für Alles, was schön und reich ist, werden wird, aber ohne daß selbst dann der Geist der Quelle in Vergessenheit geriethe.

Eine bemerkenswerthe Gestaltung der Scenerie dieses Ortes ist die, daß die Flußufer, ausgenommen Wälder, Gehölze und einzeln gruppirten Bäume, völlig frei von Unterholz und Gebüsch sind, was von den alljährlich sich wiederholenden Feuern herrührt, welche im Fruhjahr und Herbst über die weite Ebene hinleckend, die über die Prairie hin zerstreuten Weinstücke und grünen Hecken verschonen, und dennoch das Wuchern des Buschwerks unter dem schattigen Einflusse der Wälder verhindern.

Hier wohnten vordem die Comanche-Indianer. Diese Gegend war früher ihre Lieblingslagerstätte, und hier lebten sie unter den oben beschriebenen Scenen ein Leben des Glücks und der Zufriedenheit. Ueber der Quelle hatten schon tausende von glutäugigen braunen Mädchen gestanden; unter dem sich wölbenden Dache der Wälder, unter dem Einfluß der duftenden Blüthe der Bäume war schon manche Sage von Liebe, Hoffnung und feurigem Begehren mit Leidenschaft erzählt, und mit niedergeschlagenen, aber doch vor freudiger Erregung blitzenden Augen angehört worden. Dieser Boden war der Schauplatz schon mancher tapfern That der kühnen Indianer, ihrer Hoffnungen, ihrer Freuden und ihrer Bekümmernisse gewesen. Hier waren schon ganze Stämme an dem traurigen Abend vor dem Schlachttag niedergekniet und hatten Gelübde und Opfer dem großen Geiste dargebracht, der ihre Väter schützte vor den

Winterstürmen der nördlichen Berge und sie, wenn sie den Heldentod starben, zu den Inseln des Lichts unter der Sonne, den glücklichen Jagdgefilden der todten Krieger führte.

Aber nicht mehr wohnen jetzt die Comanches an diesem Ort, und nur manchmal wagen sie es noch, obwohl von abergläubischer Furcht geschreckt, sich mit verstohlenen und leisen Schritten ihrem frühern Lagerplatze zu nähern, wo der wilde Kriegsruf, das laute Gejauchze der Freude und der fröhliche Tanz für immer verstummt sind, und nur noch die süßen lockenden Töne der munteren Sommervögel von dem frischen Morgenwinde in die Lüfte getragen werden, während allein das Gekrächze der ominösen Eule, das schwermüthige Bellen des Prairie-Wolfes und das schrille Krächzen des auf Beute ausfliegenden Geiers die Ruhe und feierliche Stille der Nacht unterbrechen.

Die lange Abwesenheit der Comanches hat die Thiere in jenem Distrikt an eine ruhige Sicherheit gewöhnt, die mit dem Vordringen der Weißen schnell verschwinden wird. Gegenwärtig tummeln sich das flüchtige Mustang und das wilde Pferd mit sorgloser Freiheit auf den weiten Ebenen und viele tief eingetretene Pfade an dem Rand des San Marcos bezeichnen den Weg, den diese Thiere nehmen, um zu dem Wasser zu gelangen. Der große scheckige Büffel weidet in den fruchtbaren Thälern, liegt unter den schattigen Bäumen oder wälzt sich im Schlamme. Der Dammhirsch ist selten weit und das kleinere Reh und die zierliche Antilope springen in weiten Sätzen an den Abhängen und Schluchten hin, die weißbrüstigen Fischreiher und den blaßrothgeflügelten Flamingo von dem steinigen Ufer eines abgelegenen Sumpfes oder Sees aufscheuchend. Die wilde Ente, welche man in Texas oft in Ketten von zehntausend Stück antrifft und der ebenfalls sehr gewöhnliche weiße Schwan schwimmen beständig auf den Gewässern, während der Fasan und der Truthahn gravitätisch durch die binsenreichen Gehölze schreiten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## ** Junge Virtuosen und Komponisten-Wunderkinder und ihre Erzieher.

(Ein Beitrag zu den musikalischen Zuständen Wien's.)

Unsere junge Pianistengarde fängt an, den Tummelplatz mechanischer Fingerexercitien zu verlassen und tritt allmälig aus dem Kreise geisttödtender Mechanik mit selbstschöpferischer Kraft vor die Schranken der Oeffentlichkeit; die Virtuosen werden Komponisten. Es ist dies die Entpuppungsperiode jugendlicher Talente, welche die bunten Schmetterlingsschwingen der Phantasie freudig aus der beengenden Hülse eingelernter Fertigkeiten losringen und den ersten Flug in die freien sonnigen Lüfte wagen. Wir freuen uns dieser geistigen Metamorphose des modernen Virtuosenthums, denn sie hat uns schon mit mancher gelungenen Probe einer frischen Ursprünglichkeit überrascht, die früher nicht selten von dem Mechanismus des Schulexercitiums erdrückt oder doch wenigstens nieder gehalten wurde. So scheint gerade in unserer musiküberfütterten, aber auch schon musikübersättigten Stadt das Virtuosenthum sich auf eine Weise Bahn brechen zu wollen, welche die lang gestörte Harmonie zwischen Geist und Körper in der Musik wieder herstellen wird. Daß eine solche Vereinigung nicht in vollständiger Reinheit und ohne Dissonanzen stattfinde, versteht sich von selbst, und es sorgen dafür auch schon unsere Verleger, die Freunde jedes industriellen aber keines wahren Kunstfortschritts, welche die geflügelte Schwungkraft des Genius an den Wagen ihrer spekulativen Unternehmungen spannen und sie nur für das Bedürfniß des Tages auszubeuten suchen. Es ist dies die alte Geschichte vom „Pegasus im Joche", ein Thema, das bei uns in allen Variationen abgespielt werden kann. Sonderbar scheint indessen die selbstgewählte Richtung, welche unsere jungen Virtuosen in der Komposition eingeschlagen haben, denn sie bewegen sich fast durchgehends im Geiste französischer Musik, in den Rhythmen gefälliger Grazie, in den Formen zierlicher Saloneleganz. Ob diese Richtung übrigens, die gerade jetzt einen Anklang findet, auch für die Zukunft festgehalten werden wird, wissen wir nicht; wir wollen es aber auch nicht hoffen. Denn, wenn wir unsern jungen Virtuosen auch jetzt über der Freude, ihnen auf selbstschöpferischer Bahn zu begegnen, auch viel unbedeutendes und leichtsinniges Zeug, das sie in die Welt hinausschicken, nachsehen und recht gerne berücksichtigen, daß Modeartikel besser honorirt werden, als tüchtige Kunststudien, so wollen wir denn doch hoffen, daß unsere jungen Virtuosenkomponisten nicht immer das goldene Kalb abfüttern werden, damit es trächtig werde, sondern daß sie auch den Pegasus besteigen und ihn frei ausgreifen lassen werden, wenn bei seinen Flügelritten auch weniger Klingendes zu erwarten steht.

Wir wollen nun die strebendsten und talentvollsten unserer jungen Kunstzöglinge die Revue passiren lassen und Jeden mit ein paar flüchtigen Worten zu charakterisiren versuchen. Karl Lewy ist eines der genanntesten von diesen jungen komponistischen Talenten, voll französischen Esprits, gefälliger Anmuth und feuriger Beweglichkeit. Gleiche Eigenschaften zeichnen ihn auch als Virtuosen aus, und er zählt, was lebhaftes und elegantes Spiel anbelangt, zu den Besten unter den Jüngeren. Noch beweglicher, elastischer, erfinderischer ist Karl Fradel; dem Vorigen in vieler Beziehung geistesverwandt, wenn auch als Pianist noch ohne Ruf und Bedeutung. Seine Klavierkompositionen sind meist in Paris, wo er sich ausbildete, seine Lieder in Hamburg aufgelegt, daher sie bei uns weniger bekannt und verbreitet sind, als sie verdienen. Auch Anton Rubinstein, das weiland Wunderkind par excellence, nun wohl ein großer Junge, aber keineswegs ein größerer Virtuose geworden, versucht sich in Klavierkompositionen, die wohl in brillanten Formen sich bewegen, aber keineswegs ein brillantes Talent bekunden. Genialer und ursprünglicher erscheint der, nun ebenfalls zum Jüngling herangewachsene Franz Leschetitzky, welcher erst neuerlich wieder mit den Erstlingen seiner Tonmuse vor das Forum der Oeffentlichkeit getreten ist. Technisch vollendeter und in den elegantesten Salonformen bewegt sich Johann Pacher als Klaviervirtuose und Komponist. Diesen Allen aber ist an künstlerischer Reife und Vielseitigkeit, an schöpferischer Kraft und Formgewandtheit Ferdinand Waldmüller vorzuziehen, dessen Klavierkompositionen in der großen Musikmetropole Oesterreichs sich des verbreitetsten Rufes erfreuen und zu den beliebtesten und gesuchtesten Salonpiecen gehören. Waldmüller hat, trotz seiner Jugend, schon eine große Reihe von Fantaisies, Caprices, Nocturnes und Transcriptions jeder Art geschrieben, so daß wir ihn unbedingt als einen der begabtesten und gewandtesten unter unsern jüngern Kompositionstalenten anerkennen müssen. Seine meisten musikalischen Nachbildungen erheben sich durch die eigenthümliche Anmuth und lebendige Frische des Gedankens, so wie durch die Mannichfaltigkeit und Sinnigkeit der Form immer

über das Gewöhnliche, und manche von seinen Originalkompositionen dürften einen dauernden Werth ansprechen. Unsere Verleger wissen dieses reizende Talent aber auch gehörig auszubeuten und in allen Musikalienkatalogen steht obenan der Name Waldmüller. Gegenwärtig ist er auch mit einer Oper und mehreren größeren Kompositionen beschäftigt, bei denen kein pekuniäres, sondern ein rein künstlerisches Interesse vorwaltet, und daher der Reichthum seines Talentes sich in seiner ganzen Fülle entfalten wird.

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** Das Dresdener Tagblatt erzählt: Der alte, treuherzige Schicht, ehemaliger Musikdirektor in den beiden Hauptkirchen Leipzigs, war Anfangs gegen Beethoven eingenommen, und bezweifelte besonders dessen Befähigung für dramatische Musik. „Beethoven ist ein Esel mit seiner Opernmusik." pflegte er zu sagen. Nur mit Mühe brachte man ihn endlich dahin, einer Aufführung des Fidelio beizuwohnen. Nach der Vorstellung war kein Wort aus ihm heraus zu bringen, aber bei einer zweiten und dritten Aufführung sah man ihn abermals im Theater. Zuletzt dringt man in ihn, sein Urtheil zu sagen. „Ja", antwortet er einfach, „die Sache ist umgekehrt, — ich war der Esel!"

*** Wie ein Pferd in kürzester Zeit ohne Heu und Hafer zehn Thaler mehr werth wird, hat neulich ein Gutsbesitzer zu Brieg auf das Erfolgreichste bewiesen, und wir glauben dieses ebenso einfache als empfehlungswerthe Mittel unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Dieser Gutsbesitzer verkaufte vor einiger Zeit einem andern ein Pferd mit zwei Blässen, das dadurch leicht kenntlich war. Später kauft er von einem Pferdehändler ein anderes mit einer Bläße, und zwar um 10 Thaler theurer, als er das Erste losgeschlagen hatte. Der Knecht wundert sich, daß der fremde Fuchs daheim den Stall so gut findet. Doch das Räthsel löst schon am folgenden Tag ein wohlthätiger Landregen. Denn just da, wo der verkaufte Fuchs die eine von den beiden Blässen gehabt hatte, kommt nun auch bei dem Neuangekauften neben der ersten Bläße noch eine zweite zum Vorschein, und so war der alte Fuchs, ohne daß es seinen Besitzer das mindeste Opfer gekostet hatte, um 10 Thaler im Werthe gestiegen. m.

*** Dr. Datmann in Washington wollte bei einer dort lebenden, vielbesprochenen Somnambülen sich überzeugen, ob sie während des magnetischen Schlafes wirklich vollkommen unempfindlich sey, und brachte ihr eine Schale mit Cayennepfeffer unter die Nase. Kaum hatte er dies versucht, als die Künstlerin unter heftigen konvulsivischen Bewegungen über ihn herfuhr und ihn im Gesicht arg zerkratzte. Nicht zufrieden damit, klagte sie noch auf Schadloshaltung wegen der Beeinträchtigung ihres Rufes und wegen Gewerbsstörung. (!) In der That sprach auch die Jury ihr „Schuldig" gegen den Experimentator aus, der hierauf zu 6¼ Cents (ungefähr 10 kr.) Schadenersatz und zu eben so viel an Unkosten verurtheilt wurde.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— In Paris erscheint bekanntlich in neuerer Zeit die Literatur häufig in Processen ärgerlichster Art verwickelt, voran Victor Hugo, Alex. Dumas, Girardin, genannt l'incombustible, und spielt nicht selten eine sehr lächerlich-traurige Figur. „Potz tausend, meine Herren," sagte jüngst der National, „wir andere Literaten glaubten nicht so zahlreiche Collegenschaft zu besitzen, als es sich jetzt vor den Criminalgerichtshöfen ausweist."

— Am 8. d. M. starb auf dem Schloß Bellevue bei Berlin der englische Schriftsteller Jonathan Birch, 64 Jahre alt; er ist Uebersetzer des Göthe'schen Faust und hat kurz vor seinem Hintritt die Uebertragung der Nibelungen in's Englische vollendet. Noch am Morgen seines Todestags dictirte er seiner Tochter die Dedication dieses Buches an den König von Preußen in die Feder.

— Adalbert Stifter, schreibt gegenwärtig „Kunst- und Literatur-Briefe aus Wien" an die „Augsburger Allgemeine Zeitung."

# Korrespondenz-Nachrichten.

## Darmstadt.

### Der Musikverein für Dilettanten.

(Fortsetzung.)

Neben der Liedertafel bestehen hier noch verschiedene Musik- und Gesangvereine, ja man wird nicht leicht eine Stadt finden, wo mehr für Sing'ang und Klingklang gesorgt wäre als in Darmstadt. Die Bewohner Darmstadts sind auch hierin echte Lutheraner, daß sie den alten Kernspruch: „Wer nicht liebt Weib, Wein und Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang", zu ihrem Hauptwahlspruch genommen haben. Wenn man annehmen wollte, daß dieser Kernspruch Luther's eine Kehrseite wäre, so würden in Darmstadt wenig Narren zu finden seyn. Die hiesigen Frauen können sich über Mangel an Liebe und Verehrung durchaus nicht beklagen, wenn auch gerade nicht jeder liebt was er soll, so hält man doch am Grundsatz fest, und mehr können unsre Schönen billigerweise nicht verlangen. Dem Weincultus sind überall die freundlichsten Tempel eröffnet, und so umfassend auch die Darmstädter Schoppen sind, so sind sie doch vielen noch nicht groß genug; irgend ein Pfiffikus ist daher auf die Einführung der sogenannten Pfiffe gefallen, womit jedoch die Wirthe eben so unzufrieden sind, als mit der halben Portionen-Gewohnheit. Dicht an den Wein reiht sich der Gesang. Die Deutschen haben es ohnehin in der Gewohnheit, lieber zu singen als zu sprechen. Es ist auch das beste Mittel eine allgemeine Mundbewegung hervorzubringen; wenn man nichts zu sprechen weiß, so hilft man sich damit, daß man singt, das reißt Dumme wie Gescheidte aus jeder Unterhaltungsverlegenheit und bringt keinen Menschen in Ungelegenheit.

Um jedoch wieder von dem Gesang überhaupt auf die einzelnen hiesigen Gesang- und Musikvereine zurückzukommen, so muß vor allem des Musikvereins für Dilettanten gedacht werden. Dieser Verein, früher selbstständig dastehend, jetzt der Vereinigten Gesellschaft verbunden und in ökonomischer und gesellschaftlicher Beziehung von dem Ausschuß dieser Gesellschaft geleitet, steht dermalen unter C. A. Mangold's Directorium. Der Zeit seiner Gründung nach älter, seinem Zweck nach umfassender, seinen Leistungen nach

großartiger und mannigfaltiger, seinen Mitgliedern nach stattlicher als die übrigen Vereine, kann er unbedingt als der erste Verein Darmstadts angesehen und ohne Scheu den besseren und besten auswärtigen Gesangvereinen an die Seite gestellt werden. Ohne irgend einen Theil der Musik von der Aufführung gänzlich auszuschließen, war es hauptsächlich die Pflege der getragenen Musik und das Streben, nur die gediegensten älteren und neueren Werke zur Aufführung zu bringen, wodurch sich dieser Verein von jeher, zumal unter seiner jetzigen Leitung, auszeichnete. C. A. Mangold besitzt in musikalisch-technischer Hinsicht alle Eigenschaften, einen Verein auf das vortrefflichste zu leiten. Die Auswahl der Tonstücke, die Sorgfalt des Einstudirens, die Präcision der Aufführung, besonders der Vortrag der Chöre und die vielleicht unübertroffenen Forte's und Piano's lassen nichts zu wünschen übrig, und es ist nicht zu leugnen, daß dieser Verein zur Förderung musikalischen Sinnes und zur Bildung des feineren Geschmacks unseres hiesigen Publikums nicht wenig beigetragen hat. Wir haben deßhalb alle Ursache, auf diesen Verein, der in seiner jetzigen Form zwar nur einen Theil — und zwar den edelsten Theil der gesellschaftlichen Unterhaltung der Vereinigten Gesellschaft bildet, stolz zu seyn, da sein bildender Einfluß auf das hiesige Publikum bei der außerordentlichen Anzahl der Mitglieder der Vereinigten Gesellschaft in sehr weiten Kreisen sich geltend macht. Uebrigens leidet dieser Verein dermalen an verschiedenen Mängeln, deren Abhülfe eben so nöthig als leicht seyn möchte. Diese Mängel bestehen in einer etwas stiefmütterlichen Behandlung des Quartettgesangs, in den schwachen Leistungen des Sologesangs und in der Isolirung des Vereins von hiesigen und fremden Vereinen. Der Quartettgesang, diese Perle der Musik, findet keineswegs die Pflege, welche ihm bei einer weniger einseitigen Auffassung des Vereinszweckes gebührt Eine Aenderung hierin wurde schon vielseitig, sowohl von Mitwirkenden als von Zuhörenden verlangt, aber bis jetzt mit wenig Erfolg, weshalb die kleineren Concerte noch Manches zu wünschen übrig lassen. Der Mozartverein, auf den wir später zurückkommen werden, sollte doch lehren, was in diesem Zweige mit geringer Anstrengung Erfreuliches geleistet werden kann. Während die Chöre mit der vollendetsten Meisterschaft vorgetragen werden, kann man von den Solis in den meisten Fällen nicht dasselbe sagen. In einzelnen Fällen wird wohl auch hierin Ausgezeichnetes geleistet, aber im Allgemeinen ist die Zahl der guten Solosänger und Sängerinnen sehr gering und namentlich in neuerer Zeit weit geringer als früher, wo eine Betty Fischer als erster Stern des Sologesangs in den Concerten des Dilettantenvereins glänzte. Es fällt überhaupt auf, daß dieses ehemals so überaus stattliche Personal des Vereins, welches die besten musikalischen Kräfte aus der hiesigen Stadt und zwar nicht bloß Dilettanten, sondern Künstler von ausgezeichnetem Rufe, und namentlich unter den Herren fast nur Personen von Distinction zu seinen Mitgliedern zählte, nicht mehr in seinem frühern Glanze dasteht, daß das Sängerpersonal, dessen Steriotypität für das Einstudiren und die Aufführung so wünschenswerth wäre, fast mit jedem Jahre ein anderes ist. Sind die guten musikalischen Kräfte seltener geworden? Ist der musikalische Sinn und der Dilettantismus in hiesiger Stadt nur noch Privileg der Jugend? Aus welchem Grunde diese periodische Sängerwanderung und wohin? Die Antwort auf diese Fragen gibt die Persönlichkeit des Musikdirectors. C. A. Mangold, so ausgezeichnet in musikalisch-technischer Beziehung, besitzt die Eigenschaften eines Präsidenten — denn diese fällt in seiner Person zusammen — nicht in dem erforderlichen Grade, oder zeigt sie wenigstens nicht. In der Leitung des Vereins macht er so vielfältige Verstöße, verfährt er so eigenmächtig und sogar eigensinnig, daß, zumal ältere Personen, in die üble Lage gerathen, entweder fruchtlos zu remonstriren, oder zuzusehen, oder — auszutreten. In der Regel geschieht das Letztere. Daher das fast nur aus jungen Leuten bestehende Personal, welches kommt und wandert. Uebrigens hat selbst das Schlimmste seine gute Seite. Die Emigranten der französischen Revolution verpflanzten in fremde Länder Industrie und Gewerbfleiß, die Emigranten des hiesigen Dilettantenvereins verpflanzen in kleinere Zirkel Gesang und Spiel. Daher diese, neben den vielen größeren Gesangvereinen, nicht unbedeutende Zahl von musikalischen Kränzchen in unserer Stadt, welche mitunter die ausgezeichnetsten Kräfte besitzen, des unendlichen musikalischen Familiendilettantismus gar nicht einmal zu gedenken. Jedes einzelne Haus scheint ein musikalisches Instrument zu seyn, aus welchem die Töne zu allen Schalllöchern unaufhörlich herausströmen. Die Persönlichkeit des Musikdirectors trägt zu gleicher Zeit die Schuld der Isolirung des Dilettantenvereins Den Verein als sein Eigenthum betrachtend, beherrscht er ihn nach seinem Sinne und duldet keine andere musikalische Autorität neben sich, wie sich denn überhaupt der Name Mangold von jeher die Dominante unter allen Grundtönen der Musik als ausschließendes Familien-Privileg anzueignen suchte. Nur das Gold dieses Namens soll glänzen. Daher widerstrebt es denn auch der Natur des Musikdirectors, sich mit hiesigen oder fremden Vereinen zu gemeinschaftlichen Productionen zu vereinen. Hier wie auswärts müßte der Verein die Ehre des Tages mit fremden Vereinen theilen; auswärts müßte der Director sogar auf die Ehre des Directoriums verzichten, eine Zumuthung, die sich mit dem Mangoldischen Ehrgeize nimmermehr verträgt. So kommt es, daß der Verein, der früher wohl einmal bei auswärtigen Gesangsproductionen betheiligt war, in Gemeinschaft mit hiesigen Vereinen aber so gut wie nie gewirkt hat, in neuester Zeit sich gänzlich isolirte. So gern ihn die vereinigte Gesellschaft früher als ein schönes Hoffnungsküchlein der geselligen Unterhaltung unter ihre Flügel nahm, so ist dieses Küchlein doch zu einem solch anmaßenden Kukuk herangewachsen, der sie so viel zu unterhalten kostet und schon so mancherlei verdrießliche Conflicte veranlaßte, daß sie froh wäre, wenn sie sich seiner auf eine passende Weise entledigen könnte. Da nun diesem Verein das eigentliche Element des Bestehens, die innere Harmonie gebricht, so könnte leicht das Mangold'sche Directorium ein Ende nehmen und ein Verein durch seine Schuld zu Grunde gehen, den man mit Recht als einen der schönsten musikalischen Zierden Darmstadts ansehen muß.

(Schluß folgt.)

## Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 17. September. Nehmt ein Exempel dran, Lustspiel in 1 Akt. — Hierauf: Der Vetter, Lustspiel in 3 Abthl. von Benedix.

Sonntag, den 19. September. (Neu einstudirt und neu in Scene gesetzt) Oberon, König der Elfen, große romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherz. Hoftheaters zu Mannheim. Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.)

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 259.** Sonntag, den 19. September **1847.**

## * Der Geist der Quelle.

Eine Sage der Comanche-Indianer.

(Fortsetzung.)

Der Ort spricht gleichsam von dem Paradies zur Seele, wo die erst geschaffenen Thiere weder Furcht noch Gefahr kannten. Alle sind sie hier so frei und ungefährdet von ihren rothhäutigen Feinden, wie der scharfblickende Aar, welcher stolz in einer Wolkenschichte sein Gekrächze erschallen läßt, denn die ganze Erhabenheit der Einsamkeit liegt über diesem stillen und wilden Orte, als ob das Wort eines mächtigen Zauberers auf der ganzen Landschaft ringsum mit gewaltiger Wucht läge. Hier haust der Geist der Quelle; und wehe dem Indianer, der es wagt, innerhalb ihres Bereiches seine Lanze zu schleudern, seinen Bogen zu spannen, oder der gar so vermessen wäre, einen Tropfen Wasser aus ihr zu schöpfen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß der merkwürdige und kriegerische Stamm der Comanches das Land mehrere hundert Meilen in der Runde im Besitz hat, diese aber so abergläubisch sind und der berüchtigte, unheildrohende Ort einen solchen Einfluß auf ihre wilden Gemüther ausübt, daß sie hier niemals weder jagen, noch essen, noch schlafen. Von Geschlecht zu Geschlecht haben die greisen Krieger ihre jüngern Gefährten vor dem Orte gewarnt, und wenn Neugierde nach einem Grund fragte, so wurde die Geschichte von dem Geiste der Quelle mit einem Ernste erzählt, der seinen Eindruck auf die Jünglinge und Mädchen niemals verfehlte.

Nahe am Ufer des San Antonio-Flusses, ungefähr 10 Meilen abwärts der halbmexicanischen Stadt Bexar stehen die Ruinen der einstigen Mission San Juan oder St. John auf einem der reizendsten Punkte im ganzen Thale dieses schönen Stromes. Ihre hohen steinernen Mauern sind verfallen, ihre zahlreichen Gemächer sind zerstört und mit Unkraut überwachsen, und nicht eine Spur von menschlicher Pflege ist mehr sichtbar. Noch erhebt übrigens die alte Kathedrale ihre alterthümlichen Kuppeln und spitzen Thürme aus den traurigen Ueberresten der militärischen Befestigungen, aber nur noch wenige von den Tausenden, welche einst unter den luftigen Bogengewölben knieten, sind übrig, um ihre Andacht vor dem entweihten und vermodernden Altare zu verrichten. Dieß ist eine eigenthümliche aber nicht seltene Erscheinung in Spanisch-Amerika. Ueber den verfallenen Tempeln, Pyramiden und Palästen der gerichteten und überwundenen Indianer kann man die verfallene Kathedrale und Kirche der Sieger allein und verlassen mitten in einer öden Wildniß stehen sehen, ein treffendes Bild der Vergeltung für ungerechte Eroberung.

Vor etwa hundert Jahren kam ein junger Engländer, der Sohn eines englischen Gesandten am Madrider Hofe, der während seines Aufenthalts in Spanien eine Dame von Rang geheirathet hatte, nach Mexiko, um eine durch seines Vates Heirath mit ihm verwandt gewordene Person zu besuchen.

Eduard Malmesbury, ein schöner und stattlich junger Mann, besaß in hohem Grade jenen kühnen und abenteuerlichen Geist, der die Britten so auffallend charakterisirt. Als er daher erfuhr, daß sein Verwandter, ein hoher Würdenträger der Kirche, weit im Innern, mitten in den Wildnissen von Texas wohne, so verließ er, obgleich eine Reise von mehreren tausend Meilen vor ihm lag, in Begleitung eines einzigen Dieners die Stadt Mexiko, und machte sich nach der grade damals in ihrer höchsten Blüthe stehenden Mission San Juan auf den Weg. Da sie wohl befestigt war, und außer den Conventen und Klöstern die besten Erziehungsanstalten für beide Geschlechter innerhalb der Grenzen Neu-Spaniens und dabei eine äußerst gesunde Lage hatte, so wurde sie zu einer gewissen Zeit im Jahre der Sammelplatz aller Großen des Landes und des castilianischen Adels, welche von der Krone mit öffentlichen Aemtern betraut waren. Man sah hier dann sowohl Männer, die durch Kenntnisse in der Literatur und Wissenschaft, als auch solche, die blos ihres hohen Ranges wegen berühmt waren, während viele von des Königs Gnade unabhängige, und mit dem Ertrage ihrer Ländereien sich begnügende Hildalgos hier ihren beständigen Wohnsitz aufschlugen. Bischöfe, Priester, graue Matronen und fröhliche leicht entzündbare Schönen gab es in San Juan in Menge, so daß die alte Mission auf diese Weise der anziehendste Sammelplatz der vornehmen Gesellschaft in ganz Mexico war.

Dahin kam nun auch Eduard Malmesbury nach einer äußerst beschwerlichen Reise, auf welcher er seinen, von einem typhösen Fieber ergriffenen Diener der Sorge einiger gastfreundlichen Mönche hatte überlassen müssen Sein Oheim, ein ehrwürdiger castilianischer Priester, das Oberhaupt der Mission von San Juan, bewillkommte seinen schönen und hochgebornen Verwandten äußerst freundlich und beschloß, weder Kosten noch Mühe zu scheuen, um seinem Neffen den Aufenthalt an diesem einsamen Orte so angenehm und unterhaltend als möglich zu machen. Obgleich nie eine Messe versäumt wurde und der religiöse Pomp in all' seiner Pracht in der weiten Halle der alten Kirche zur Schau gestellt wurde, so bildeten doch Tanzbelustigungen, Maskeraden oder Gastmahle einige Zeit lang die Hauptbeschäftigung der Bewohner der Mission, und häufig zogen glänzende Cavalcaden nach Bexar

und anderen Orten zu Vergnügungsparthieen oder Jagdausflügen, welch' letztere namentlich dem jungen Engländer ganz besondere Freude machten.

Eduard Malmesbury war bezaubert von diesem neuen Leben; aber mehr Befriedigung als jede innere Aufregung gewährte ihm der außerordentliche Liebreiz fast aller der jungen Damen, welche er in dieser glänzenden Gesellschaft traf. Nie noch war das Herz des jungen Engländers von so zauberischen Reizen gefesselt worden: große schwarze Augen, Rabenhaar, ausgesucht fein geformte Lippen und Gesichter, welche, obwohl meist dunkel, doch von ungewöhnlicher Schönheit waren. Eduard liebte die Brunetten wie sein Vater. Er selbst halb Spanier und von sonngebräunter Haut, war an die rosige Färbung gewöhnt, welche unter der dunklen Farbe des Südens verdeckt hervorschimmert und nicht lange stand es an, so hatte sich das Herz des jungen Mannes unter den zahlreichen Schönen eine ausgesucht, die an Liebreiz noch alle ihre Gefährtinnen übertraf.

Guadalupe war ein junges, halb spanisches, halb mexicanisches Mädchen, welches von Eduards Oheim an Kindesstatt angenommen worden, und nicht blos die Erbin aller seiner Besitzungen war, sondern auch noch an und für sich ausgedehnte Ländereien besaß. Guadalupe zählte bereits achtzehn Jahre, für Mexico, wo sich die Mädchen sehr früh verheirathen, ein ganz außergewöhnlicher Fall. Sie hatte zwar Anbeter genug, aber unter diesen war auch nicht einer, der Guadalupen gefallen hatte. Von ihrem Beschützer in einer ganz andern Weise erzogen als alle ihre Gespielinnen, hatte ihr Geist sich ausgebildet und mit vielen Kenntnissen bereichert; daraus entstand eine Verachtung der apathetischen und abergläubischen Köpfe, welche sie umgaben, und die, nicht weiter als an den Ausflug für den kommenden Tag, die Siesta, den abendlichen Ball und die ewige Cigarre denkend, ihr Leben in einer Einförmigkeit hinbrachten, welche nur der spanische Ernst auszuhalten vermag. Jeder Jüngling, dessen Herz noch frei war, jeder Hidalgo, jeder ausgezeichnete Offizier und Edelmann hatte schon zu den Füßen Guadalupens geseufzt, und als unser Engländer in San Juan ankam, war die Zahl dieser Verehrer noch durch einen jungen Comanche-Häuptling, Namens Carmen vermehrt worden, der gleich allen übrigen hoffnungslos liebend, wie ein an den Ort gebannter Geist um ihre Wohnung wandelte und nur von Zeit zu Zeit wie nach einer Heiligen zu ihr aufschaute.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Des Moselliedes Preis-Zuerkennung.

Der Secretär des von der Casino-Gesellschaft zu Trarbach an der Mosel zur Leitung der Angelegenheiten der Preisaufgabe für das beste Mosellied erwählten Comités, Herr Dr. Graff, bringt im Auftrag desselben unter'm 14. Sept. folgendes Ergebniß der Preiszuerkennung zur öffentlichen Kunde.

Nachdem wir die uns eingesandten, mit Compositionen versehenen Lieder in correcten Abschriften, mit Hinweglassung aller Namen der Dichter und Componisten und bloß mit ihrer Registernummer bezeichnet, nach Verlangen der zum Kunstrichteramte erbetenen königlichen Hofkapellmeister, der Herren Dr. Marschner in Hannover, Reissiger in Dresden und Lachner in München, in Partitur, und wo solche nicht gegeben war, in der ursprünglichen Form zur Prüfung und Entscheidung eingeschickt hatten, erfolgte von Seiten dieser aus dreien der gefeiertsten Liederkomponisten Deutschlands bestehenden competenten Corporation, welche das Richteramt mit einer höchst anerkennungswerthen Bereitwilligkeit und Sorgfalt übernommen und verwaltet hatte, folgender Ausspruch:

Indem sie einstimmig ein in jedem Betracht originelles, kräftiges, rein volksthümliches und zugleich melodisches und vollendetes Lied vermißten, bezeichneten sie jedoch eine bedeutende Anzahl derselben als „recht gut" und „gut," und unter der Gesammtzahl von 167 Nummern folgende als „die besten":

| Dr. Marschner, | Reissiger, | Lachner, |
|---|---|---|
| **104** | **159** | **101** |
| Es folgen nun ferner: | | |
| 51 | 135 | **119** |
| 82 | 92 b | 106 |
| **119** | 125 | 36 |
| 125 | 163 | 141 |
| 90 | 49 | 131 |
| 118 | **119** | 40 b |
| 102 | 94 a | 105 |
| 143 | 134 | 136 |
| 155 | 6 | 118 |
| 163 | 98 | 116 |
| 169 | 102 | 159 a |
| | | 94 a |

Da nun nach den individuellen Ansichten eines jeden der Herren Preisrichter die Bezeichnung des besten Liedes auf eine verschiedene Nummer, ja selbst in der Art gefallen ist, daß z. B. 104 und 101 nur eine Stimme, viele andere aber zwei Stimmen erhielten, wie 94a, 102, 118, 125, 159, 163, und unter allen 119 ganz allein alle drei Stimmen bekam, so erkennen wir nach vorstehendem Ergebnisse um so lieber dem Verfasser des mit dieser Zahl versehenen Liedes den Preis zu, als nach sorgfältiger Vergleichung und Beurtheilung seines Textes diesem bei weitem der Vorrang unter seinen Rivalen zugestanden werden mußte, und wir den von Seiten eines Kunstrichters gegebenen Rath, eine neue Preisbewerbung auszuschreiben, wegen der von vielen Seiten, nicht selten in einer sehr unwürdigen, von uns jedoch bei solcher Fassung kaum beachteten Weise sich kundgebenden Ungeduld des mit den weitläufigen Schwierigkeiten einer mit strengster Parteilosigkeit durchzuführenden Angelegenheit dieser Art weniger vertrauten Publikums, nicht zu befolgen, um so mehr geneigt sind, als wir unseren Plan, die herrliche Mosel und deren edles Produkt in vielen, mannigfaltigen und schönen Liederweisen besungen zu sehen, weit über unsere Wünsche gelungen und den Anstoß zu allen ferneren sich daran knüpfenden Erfolgen ähnlicher und selbst besserer Art, sowie dem Volke die Gelegenheit gegeben finden, sich seine Weisen nach Wohlgefallen auszuwählen, indem sich kein Volkslied von vornherein bestimmen, vielweniger gar erzwingen läßt.

Das in unserem Repertorium unter der Nummer 119 eingetragene und mit dem Motto: „Frisch in den Kampf," bezeichnete Lied führt die Ueberschrift: „Des deutschen Rheines Braut", und hat zum Verfasser, als Dichter und Componist zugleich, den Herrn Julius Otto, Cantor und Musikdirektor an den drei evangelischen Hauptkirchen zu Dresden.

Wir haben den verehrten Herrn Verfasser des gekrönten Liedes eingeladen, das den Charakter des Moselweines vollständig repräsentirende Preisfuder, einen ausgezeichneten, würzigen Rießling vom Jahre 1846, im Werthe von 500 Thalern, sofort als dankbare Anerkennung seines ihm zuerkannten Verdienstes von uns in Empfang zu nehmen.

---

## Des deutschen Rheines Braut.

Wohl ist im deutschen Vaterland
Manch' schöner Strom zu schau'n,
Wohl zieht manch' blaues Wogenband
Durch Deutschland's freie Gau'n,
Wohl blüht in lichtem Sonnenstrahl
Manch edlen Weines Gluth
Auf Bergeshöh'n, in grünem Thal,
An deutscher Ströme Fluth!
Doch einem Strom soll jetzt allein
Erklingen unser Lied;
Doch preisen laßt uns einen Wein
Begeistert, heißerglüht.
Kennt ihr den Strom? Kennt ihr den Wein?
Gepriesen sey'n sie laut!
Die Mosel ist's, der deutsche Strom,
Des deutschen Rheines Braut!

Auf der Vogesen blauen Höh'n,
Aus wildem Felsgestein,
Entspringt crystallenhell und schön,
Sein Quell, jungfräulich rein.
Er fließt zu Thal in schnellem Lauf,
Strömt rasch durch Welschland's Au'n,
Kein Fels, kein Strudel hält ihn auf,
Sein Deutschland muß er schau'n.
Willkommen denn, du deutscher Fluß,
Du blaues Wogenband;
Sey mir gegrüßt mit deutschem Gruß,
Im deutschen Vaterland!
Sey mir gegrüßt viel Tausend Mal,
Gepriesen hell und laut,
Du schöner deutscher Moselstrom,
Du deutschen Rheines Braut!

Wie fließest du so frisch und frei,
In vollem Wogendrang,
An grünen Rebenhöh'n vorbei,
Das blüh'nde Thal entlang!
Manch' alte Stadt, manch' hoher Dom,
In dir sich spiegelt hell;
Manch' stolzes Schiff auf deinem Strom
Dahinrauscht windesschnell.
So lenkst zum Rhein du deinen Lauf,
Erfüllst dein schönes Loos;
Süßkosend nimmt die Braut er auf
In seinem kühlen Schooß.
Beglückt strömst du mit ihm dahin;
O sey gepriesen laut,
Du schöner deutscher Moselstrom,
Du deutschen Rheines Braut!

Als Morgengabe, süß und hold,
Bringst deinem lieben Rhein,
Du wohl das schönste, beste Gold,
Du bringst ihm deinen Wein.
Und wie des Bräut'gams trotz'ger Muth
Sich seine Reben schafft,
Voll heißer, wilder Feuersgluth,
Voll kühner Manneskraft;
Du bringst ihm Trauben and'rer Art,
Du bringst ihm würz'gen Wein,
Voll Feuer auch, doch lieblich zart,
Jungfräulich, mild und rein.
O süßer Wein, o edles Gold,
Gepriesen sey'st du laut!
So lieblich bist du, weil dich pflegt
Des deutschen Rheines Braut.

Und ob auch deine Wiege jetzt
Seufzt unter fremdem Joch,
Ob welsche Gau'n dein Strom auch netzt,
Deutsch bleib'st du, Mosel, doch!
Deutsch ist ja deines Namens Laut,
Deutsch ist dein gold'ner Wein,
Dem deutschen Rhein bist du getraut,
Deutsch wirst du ewig seyn!
Und wenn einst unser Schlachtschwerdt klirrt
Im letzten heil'gen Streit,
Dann, deutsche Felsenjungfrau, wird
Auch deine Wieg' befreit!
Ein donnernd Hoch aus voller Brust
Erkling' zum Himmel laut
Dir schönem, deutschen Moselstrom,
Dir, deutschen Rheines Braut!

---

Da die öffentlichen Blätter keinen umfänglicheren Notendruck aufnehmen können, so werden wir unverzüglich für eine zweckmäßige musikalische Ausgabe des vorstehenden Preisliedes Sorge tragen.

---

## Tabletten.

*** Die Stadt Pesth hat bei dem Haus Rothschild ein Anlehn von 2 Million Gulden gemacht, deren Zinsen ausschließlich zur Gründung von Schulen und andern öffentlichen Unterrichtsanstalten verwendet werden sollen.

*** Das Wochenblatt der „Deutschen Schnellpost" vom 5. Aug. enthält, aus dem Briefe eines kürzlich für die Armee der Ver. Staaten angeworbenen Deutschen einen längeren Klagebericht über die harte, ungerechte, empörende Behandlung, welche die zum Kriegsdienst angeworbenen Deutschen theils vor der Abreise in Governors Island, wo die Angeworbenen kasernirt werden, theils auch an Bord der Transportschiffe zu erleiden haben. Es werden eine Reihe von Thatsachen angeführt, die genugsam beweisen, daß der deutsche Soldat nicht selten in dem freiesten Lande der Welt solchen Druck und solche Willkür zu erleiden hat, wie nur unter dem despotischesten Regimente in der alten Welt. Schimpfworte, die empörendsten Mißhandlungen, wie z. B. das barbarische, stundenlang fortgesetzte in den Bock=Spannen, wodurch die Menschen zu unheilbaren Krüppeln gemacht werden,

sind an der Tagesordnung. Diese Strafe wird folgendermaßen beschrieben: dem Delinquenten wird ein Holzspahn in den Mund gesteckt, die Hände werden ihm gebunden und über die Kniee gebogen, alsdann ein Stück zwischen dieselben durchgesteckt, und so läßt man sie stundenlang liegen, bis ihnen oft das Blut aus dem Munde läuft. Die Warnung vor den betrügerischen Versprechungen der Werber zu deren sauberm Handwerk sich sogar Deutsche hergeben, scheint durchaus an der Stelle zu seyn. Wes. Zeit.

*** Unter den Schweizertruppen in Neapel herrscht, wie die „Gazette des Tribunaux" schreibt, eine förmliche Selbstmordseuche. In einer Nacht erschossen sich drei Schweizer Schildwachen, indem sie die Läufe ihrer Flinten in den Mund hielten, und die Untersuchung ergab, daß sie sich verabredet hatten, sich gleichzeitig das Leben zu nehmen. Unlängst wurden fünf Schweizer zum Erschießen verurtheilt und alle zeigten die größte Ruhe bei der Hinrichtung; sie freuten sich förmlich, daß sie sterben konnten. Andere begingen absichtlich Subordinationsfehler, um zum Tode verurtheilt zu werden. Da ihre Absicht bekannt wurde, so wurden sie zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, worüber sie trostlos waren. Der allgemeine Haß, in dem die Schweizer Soldaten in Neapel stehen, soll besonders dazu beitragen, ihnen das Leben zur Last zu machen. Uebrigens muß man wissen, wie diese sogenannten Schweizer — Schweizer werden. Meist sind es arme deutsche Handwerksburschen, die in die Schweiz kommen und Arbeit suchen. Man wählt sich die schönsten und gesündesten darunter aus, und bringt sie durch alle Künste der Verführung dahin, daß sie sich einem lüderlichen Lebenswandel ergeben. Sind sie zuletzt von allen Mitteln entblößt, so ist es leicht, sie zur Werbung zu bestimmen. Nur die Officiere sind in den sogenannten Schweizerregimentern wirkliche Schweizer, die gemeinen Soldaten hingegen bestehen, wie bemerkt, aus jenen unglücklichen Deutschen, die man methodisch ruinirt, bevor sie zu dem verzweifelten Mittel greifen und sich anwerben lassen. m.

*** In dem holländischen Badeorte Scheveningen gibt es ganz wunderniedliche kleine Landhäuschen, welche mit der dort zu Lande gebräuchlichen, sprichwörtlichen Reinlichkeit und Sorgfalt im Stande erhalten werden. Es fehlt nichts, als daß diese Häuschen unter Glasglocken gestellt werden, wie Tulpen und Hyacinthen, so nett und sauber sehen sie aus. Ein Engländer, der in diesem Sommer die Seebäder gebrauchte, kam auf den wunderlichen Gedanken, ein solches Haus zu kaufen und — mitzunehmen. Ein Curiositäten-Liebhaber, dem es auf einige Tausend Pfund Sterling nicht ankommt, kann Alles möglich machen. Der Gentleman gehörte zu jenen Engländern, deren Fragen und Antworten meistens nur in dem Worte „Wieviel? bestehen, und welche die brittische Freigebigkeit gewissermaßen sprichwörtlich gemacht haben. Das Zauberwort „Wieviel? überwindet alle Bedenklichkeiten, und bietet allen Schwierigkeiten Trotz. Diese lakonische Frage richtete er an den Eigenthümer des hübschen Landhäuschen. — „Vierhundert Gulden monatlich," erwiederte der Holländer. — „Sie verstehen mich nicht; ich will das Haus nicht miethen, sondern kaufen. Wieviel?" — „Wenn es zu kaufen wäre, so würde es zwanzigtausend Gulden werth seyn; aber es ist nicht feil, und ich gebe es nicht unter dreißigtausend." — „Sehr wohl, aber ich will auch die Meubles, die darin sind." — „Dann werden dreitausend Gulden mehr gerechnet." — „Um das Haus in dem jetzigen saubern Zustande zu erhalten," fuhr der Engländer fort, „will ich auch das Frauenzimmer kaufen, das eben die Fenster putzt." — „Das geht nicht an," erwiederte der Holländer gelassen, „es ist meine Frau." — „Thut nichts. Wieviel?" Bei diesen Worten zog der Kaufliebhaber seine Brieftasche hervor, und nahm ein Päckchen Banknoten heraus. Der Holländer sah die Banknoten mit schmachtenden Blicken an, und erwiederte seufzend: „Wir sind nicht in der Türkei, die Frauen werden hier nicht verschachert; übrigens habe ich die meinige lieb, und will sie behalten." — „Nun, so kaufe ich eine andere," versetzte der Engländer etwas verblüfft durch den Widerstand, den das sonst unwiderstehliche Wort fand. Er hoffte jedoch, bald eine andere passende Haushälterin zu finden, und ließ unterdessen einen Maurer und einen Zimmermann kommen. — „Dieses Haus hier möchte ich mit nach England nehmen," sagte er zu den beiden Meistern: „es handelt sich also darum, daß Sie es von der Stelle bringen, ohne es zu beschädigen, und sorgfältig einpacken." — „Das wird schwer halten," sagten die Meister. — „Wieviel?" fragte der Gentleman. — Dieses Zauberwort hob plötzlich alle Schwierigkeiten; das hölzerne Häuschen wurde in einem halben Tage vom Boden aufgehoben, auf Räder gestellt, und an Bord eines zur Abfahrt nach England bereit liegenden Dampfschiffes gebracht. Der Gentleman bezog das Haus schon während der Ueberfahrt nebst seiner Haushälterin, denn er hatte durch das Zauberwort „Wieviel?" und durch ausdrucksvolle Pantomimen mit Börse und Brieftasche eine zur Besorgung eines Hauses und eines Hausherrn ganz geeignete schmucke Holländerin leicht zur Auswanderung bewogen. — Die Besitzer von Landhäusern in Scheveningen geben sich der Hoffnung hin, daß die Holländer-Häuschen in England Mode werden, und daß von dorther recht viele Bestellungen eingehen werden. Dieser neue Handelszweig wäre wirklich eben so lucrativ, als bequem: die im Sommer versendeten Landhäuser könnte man im Winter leicht wieder durch neue ersetzen, und es könnte auf diese Weise immer ein vollständiges Sortiment zur Disposition der Kaufliebhaber gehalten werden. A. Thz.

Nachahmenswerth! Es ist gewiß für Stadt und Bürgerschaft gleich wichtig, daß die Polizeimannschaft sich kultivire und mit der Zeit fortschreite. Ein treffliches Mittel dazu hat die praktische englische Polizei ersonnen. In den Polizei-Wachthäusern bestehen Bibliotheken allgemein nützlicher Werke zur Benutzung der wachhabenden Polizeimannschaften. Jeder Polizeibeamte trägt wöchentlich einen halben Penny (1½ Kreuzer) zur Erhaltung und Vergrößerung der Büchersammlung bei. Der Minister des Innern hat neulich jeder Abtheilung der Londoner Polizei 20 Pfd. St. (240 Gulden) zur Anschaffung von Büchern überwiesen. M.Uthb.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 18. September. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abtheilungen, von C. Gutzkow.

Sonntag, den 19. September. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abtheilungen von Schikaneder. Musik von Mozart.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 260.** Montag, den 20. September **1847.**

## * Der Geist der Quelle.

Eine Sage der Comanche-Indianer.

(Fortsetzung.)

Carmen liebte die Guadalupe mit einer solchen Ergebenheit und Stärke, daß er, unempfindlich und gleichgültig gegen den Hohn seiner alten Gefährten, seinen Stamm verließ, nur um dem Orte nahe zu seyn, wo sein weißes Idol wohnte. Verwundet und in Gefangenschaft gerathen, hatte ihm der alte Priester das Leben gerettet, und während seines Aufenthalts in der Mission unter einem Dache mit Guadalupe, welche sich äußerst freundlich gegen ihn erwies, lernte er diese lieben.

Was so Mancher schon mit unermüdeter Ausdauer und der aufopferndsten Geduld vergebens erstrebt, das gewann Eduard Malmesbury in einer Woche. Er war ein wilder und enthusiastischer Geist, voll Feuer und Thatkraft. Er hatte große Reisen gemacht, viel gesehen und noch mehr gelesen; und so zollte ihm Guadalupe, die in ihm mit einem Male einen Mann fand, der ihr in jedem Zweige des Wissens überlegen war, schnell Achtung und Liebe. Die gegenseitige Neigung, welche zwischen Beiden allmählig entstund, ärgerte zwar die meisten jungen Männer, welche sich vergebens um sie bewarben, ungemein; macht dagegen aber dem alten Priester ungetheiltes Vergnügen, und selbst Carmen fühlte eine schwermüthige Befriedigung, als er das von ihm so heiß und innig geliebte Mädchen glücklich sah. So weihte also Guadalupe dem reichen und hochgebornen Engländer ihr Herz unter den glücklichsten Aussichten.

Wenige Tage, nachdem diese wichtige Veränderung in den Verhältnissen von San Juan stattgefunden hatte, verließ eines Morgens früh die ganze Gesellschaft in festlichem Aufzuge zu Pferd die Mission, indem sie durch die weite maurische Thorwölbung aus dem innern Hofraum in die freie Ebene hinausritt.

Es war eine glänzende Cavalcade von reizenden Frauen und wohlbewaffneten Reitern, unter denen Guadalupe und der vielbeneidete Eduard Malmesbury eines der schönsten Paare bildeten, und so recht vergnügt und freudig war das Lächeln, welches um den Mund des frommen alten Priesters spielte, als der junge Engländer und seine Braut dahin eilten, und ihm in toller und fröhlicher Lust zum Abschied noch Kußhände zuwarfen. Plötzlich trat der alte Mann noch einmal vor, worauf Eduard sein Pferd anhielt.

„Gott behüte euch, meine Kinder! Gott behüte euch! Seyd [illegible]sichtig. Die Pferde sind feurig und die Wege schlecht. Sir Eduard, seyd achtsam auf Eure Schutzbefohlene, und bringt mir meine Tochter wohlbehalten zurück."

Malmesbury verbeugte sich stillschweigend, drückte seinem Pferde die Sporen ein, und hatte, seinem Diener, der von seiner Krankheit hergestellt und seit wenigen Tagen wieder bei ihm war, ein Zeichen zum Nachfolgen gebend, die übrige Gesellschaft bald wieder eingeholt.

Eine Zeit lang sprengte die ganze Cavalcade vereinigt über die Prairie hin, wobei die Herren gegenseitig in kühnen Reiterstücken wetteiferten, löste sich aber, als späterhin verschiedene Wege sich zeigten, allmälig in kleine Trupps auf, die sich ganz ihrer augenblicklichen Laune und Phantasie überließen. In glücklichen Träumereien versunken, seine betagte Gestalt an die äußere Mauer lehnend und in Gedanken sich bereits über die baldige Verbindung seines Kindes mit dem edlen jungen Engländer freuend, blickte der alte Priester unverwandt nach Osten, die allmälig verschwindenden Gestalten des geliebten Paares mit zärtlich ängstlichen Blicken verfolgend, als sich plötzlich das fürchterliche und wohlbekannte Kriegsgeheul der Comanches hören ließ und die ganze Ebene in einem Nu von schreienden Wilden bedeckt war, die in brausendem Ritt aus einem nahen Wäldchen hervorstürzten und die Weißen umringten.

Der alte Priester war übrigens nicht der Einzige, welcher diese Scene mit ansah. Carmen stand unbewaffnet in der Nähe und blickte der Cavalcade traurig nach. Im Augenblick aber, wo der Comanche die Absicht seiner Landsleute bemerkte, stürzte er in das Innere der Mission, wo er sein Pferd und seine Waffen fand, und jagte wie toll über die weite Ebene nach dem Kampfplatz hin.

Die Spanier und der junge Engländer fochten mit jener rasenden Verzweiflung und Tapferkeit, welche Männer im Kampfe mit einem erbarmungslosen Feinde und bei der Vertheidigung des Lebens und der Ehre derjenigen zeigen, welche ihnen theurer sind als ihr eigenes Leben. Allein trotz des furchtbaren Ungestüms Eduards, seines Dieners und Carmen's, im Verein mit der bedächtigeren Tapferkeit der Hidalgos, waren alle ihre Anstrengungen vergeblich. Pfeil und Tomahawk thaten ihre tödtliche Wirkung, und die meisten Mädchen fielen zu gleicher Zeit mit ihren tapfern Vertheidigern, während Hunderte von Indianerleichen zeigten, wie fürchterlich der Widerstand gewesen war. Nur Guadalupe und ihr Bräutigam, sowie dessen Diener und Carmen, welch' Letzterer nur darum geschont worden war, damit alle Qualen und Martern der ausgesuchtesten Grausamkeit ihn für die Abtrünnigkeit an seinem Stamme bestrafen sollten, — sowie einige weinende Mädchen waren lebendig in die Hände der unbarmherzigen Comanches gefallen.

Während der ganzen Dauer dieser blutigen Scene, und sie war lang und tragisch, lehnte der alte Priester an der Mauer, indem sein Auge fortwährend in tiefster Herzens-

angst auf das weiße Pferd des Engländers und den scheckigen Zelter Guadalupen's gerichtet war. Bis zum letzten Augenblick hatte ihn die Hoffnung nicht verlassen, und so stand er da auf der sanften, die rings umher sich ausdehnende weite Ebene beherrschenden Anhöhe, sein Crucifix hoch erhoben haltend, seine Lippen in brünstigem Gebete bewegend und seine Augen angstvoll auf den schrecklichen Kampf heftend. Jetzt entschied sich der Sieg für die Indianer, und der alte Mann sah das letzte Band, welches ihn an diese Erde fesselte, gefangen in die wilden Verstecke der Comanches wegführen. Dieß war zu viel für seinen gebrechlichen und siechen Körper; sein Crucifix fest an die Lippen drückend, sank er zu Boden, um nicht mehr aufzustehen, ein Bild des Unglücks und der Zerstörung, welche von da an über die Mission von San Juan hereinbrachen.

(Schluß folgt.)

---

## ** Junge Virtuosen und Komponisten-Wunderkinder und ihre Erzieher.

(Ein Beitrag zu den musikalischen Zuständen Wien's.)

(Schluß.)

Hiermit hätten wir die Revue unserer jungen Komponistengarde, insoferne diese zum großen Pianistenheere zu zählen sind, ziemlich vollständig abgeschlossen. Ein bedeutendes Kompositionstalent entwickelt sich außerdem in Georg Helmesberger, dem jüngern der beiden Brüder, welche letzterer Zeit mit dem eben so jugendlichen Joachim in England durch ihr virtuoses Geigentrio so viel Aufsehen gemacht haben. Georg ist erst 18 Jahre alt und hat schon zwei Opern geschrieben, wovon eine in nächster Zeit auf der Grätzer Bühne zur Aufführung kommen wird. Auch der dreizehnjährige Julius Benoni hat bekanntlich schon eine Oper componirt, welche im Hause seiner gräflichen Beschützerin aufgeführt wurde, und für die Zukunft zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Endlich hat auch Konstanze Geiger, das neunjährige Töchterlein des als Opern- und Messenkomponisteur bekannten, Ehrenlegion-dekorirten Tonmeisters Geiger in ihrer kindlichen Unschuld schon ein Ave Maria und einen — Walzer komponirt!! — O mit unsern Wunderkindern ist es noch lange nicht aus, denn auch der siebenjährige Eduard Poldini komponirt schon für Violine und Klavier und spielt seine Kompositionen gleich selbst auf beiden Instrumenten.

Wir haben hier drei musikalische Talente, die im zartesten Kindesalter stehen, genannt, deren geniale Anlagen, verbunden mit einer für solche Jugend unbegreiflichen Geistesreife und einem ausgebildeten Musiksinne, den in Verruf gekommenen Namen musikalischer Wunderkinder wohl wieder zu Ehren bringen könnten. Wenn man bedenkt, daß die beiden Knaben Benoni und Poldini gerade in der schwierigsten Gattung musikalischer Schöpfungen Versuche gemacht haben, die als solche bewundernswerth zu nennen sind, so muß man wohl erstaunt die Frage stellen: Liegt dieser außerordentliche Musiksinn und Geist wirklich in der Atmosphäre der Kaiserstadt oder treibt eine geheime Naturkraft gerade auf diesem Boden so viele wundersame Keime und Blüthen hervor, bis sie hervorschießen zu einem rauschenden Wald voll Sang und Klang?

Wenn diese kindlichen Genies mit den Jahren auch in Reife und Vollendung ihrer Schöpfungen vorwärts schreiten und jene, denen ihre Leitung und Pflege anvertraut ist, sich derselben auch mit der zartesten und unermüdetsten Aufmerksamkeit unterziehen, so hätten wir vielleicht schon in nächster Zukunft Werke von diesen genialen Kindern zu erwarten, die die musikalische Welt in Staunen und Bewunderung versetzen und ihre Name denen tonkünstlerischer Heroen aus der glänzendsten Epoche dieser Kunst beigesellen müßten. Es ist daher nicht mehr als billig, daß wir auch die Erzieher dieser Wunderkinder, in deren Hände die Entfaltung dieser prachtvollen Blüthen zur Blume oder Frucht gelegt ist, der Oeffentlichkeit nennen, damit auch ihre Namen nicht vergessen werden, wenn der ihrer Zöglinge die Regionen der Kunst vom Aufgang bis zum Niedergange stolz durchfliegt. — Den dreizehnjährigen Benoni leitet der hiesige Hoforganist Simon Sechter auf der kontrapunktistischen Bahn. Sechter ist ein durchgebildeter, strenger Theoretiker, der, was die Form betrifft, seines Gleichen sucht. Er ist als Kirchenkomponisteur nicht ohne Verdienst und hat einmal die sonderbare Marotte gehabt, neben seinen fugirten Sätzen und Präludien auch eine komische Oper zu komponiren, die zum Ueberflusse auch noch aufgeführt wurde. — Ein Kato mit einem lächelnden Munde, kann es etwas Sonderbareres noch geben! Ich sage nichts weiter über diese Oper, als daß das Unternehmen selbst das Komischste davon war. — Constanze Geiger genießt vorzugsweise den väterlichen Unterricht. Der siebenjährige Poldini ist einem der tüchtigsten hiesigen Musiklehrer, Namens Dolleschall übergeben, über dessen Anstalt ich schließlich noch einige Worte beifüge, da sie zu den renommirtesten und größten Musikschulen unserer musikalischen Residenz gehört und durch die Persönlichkeit des Meisters, der die Bildung einer großen Schülerzahl ohne alle Beihülfe selbst und allein leitet, interessant wird. Dolleschalls Musikschule zählt über hundert Zöglinge beiderlei Geschlechts in dem Alter von ungefähr 7 bis 25 Jahren, die von ihm im Gesange, dem Violin-Klavier- und Guitarre-Spiel und theilweise auch in der Komposition Unterricht erhalten. Nach den Fähigkeiten und dem bereits erreichten Bildungsgrade hat Dolleschall seine Schüler in drei Klassen eingetheilt, mit denen er abwechslungsweise seinen Unterricht und seine Uebungen vornimmt. Er hat sich bei seinen überhäuften Lehrstunden eine originelle Schnelllehrmethode eigen gemacht, die auf eine unmittelbare Vereinigung der Theorie mit der Praxis basirt ist, so daß er, z. B. seine Klavierspielenden Zöglinge gleich in der ersten Lektion Note und Taste zugleich kennen lehrt und sie, wenn Talent vorhanden ist, schon nach 10 oder 12 Lehrstunden mit kleinen Etüden debütiren läßt. Dolleschall ist jedenfalls ein Musikmeister, der in seinem Fache auch mit dem Geiste der Zeit fort zu schreiten bestrebt ist; er ist ein gutmüthig rascher, lebhafter und aufgeregter Charakter, der Alles mit Feuer und Rapidität ergreift und dadurch auch den Bedächtigen mit sich fort reißt, — ein Charakter, der für das beschwerliche Geschäft eines Lehrers ganz vorzüglich paßt, weil er durch das Eintönige und Ermüdende seines Faches nicht so leicht abgenützt wird. Als ein Zug seines guten Herzens muß auch erwähnt werden, daß mehr als die Hälfte seiner Zöglinge unentgeltlichen Unterricht genießt. — Dolleschall ist auch als Komponisteur nicht ohne Talent, und läßt seine Messen, natürlich für geringere Kräfte berechnet, gleich vor seinem selbst gebildeten Orchester ausführen. Er hat sich auch mit einer Oper versucht — „die Wahlbrüder“ ist ihr Titel, deren Partitur bereits vollendet ist. Ob und wo sie aufgeführt wird, wissen die Götter!

x—y.

---

## Tabletten.

*** „Sa très capricieuse Majesté," wie die französischen Zeitungen die Königin Pomaré tituliren, ist gegenwärtig eine Frau von drei- bis vierundvierzig Jahren, groß und äußerst corpulent gebaut. Bei all ihrer körperlichen Schwerfälligkeit besitzt sie jedoch einen scharfsinnigen und durchdringenden Verstand. In der Politik kann sie es mit jedem europäischen Diplomaten aufnehmen. Noch hat kein Franzose dahinter kommen können, was sie eigentlich denkt und beabsichtigt. Sie herrscht völlig unumschränkt und ihre Unterthanen verehren sie wie eine Gottheit. Sie spricht, und alles gehorcht ihr. Sie ist im Grunde eine vortreffliche Frau. Ueber alle Maßen liebt sie Champagner, und oft setzt sie die Flasche an den Hals, unbekümmert darum, ob es an der Tafel des Gouverneurs geschieht oder anderswo. Dabei blickt sie, während sie ein großes Glas von diesem Getränke leert, ihren Gemahl an, der ihr gewöhnlich bei Tisch gegenübersitzt, und winkt ihm lächelnd zu, als wolle sie sagen: Wenn wir auch unsere Unabhängigkeit verloren haben, was thut's! Der Wein ist gut und schmeckt nicht darnach! m.

*** Der König hat bekanntlich befohlen, daß alle fünf Jahre eine Volkszählung in ganz Frankreich stattfinden soll. Wir theilen einstweilen hier nur mit, was sich auf das Seine-Departement und Paris bezieht. 1841 hatte das erste 1,194,603 Einwohner. Davon kamen auf Paris 935,261, auf den Bezirk St. Denis 152,094 und auf den Bezirk Sceaux 107,248. Gegenwärtig hat das Seine-Departement eine Bevölkerung von 1,364,933 Seelen, also 170,330 mehr als 1841. Die Vermehrung hat Betrag für Paris 118,636, für St Denis 35,419, für Sceaux 16,275. Paris selbst zählt gegenwärtig 1 Million 53,897 Einwohner, und zwar gibt es 315,194 unverheirathete und 211,235 verheirathete Männer, 17,067 sind Wittwer. Im Ganzen zählt man 543,496 Männer, 510,401 Frauen, darunter Mädchen 240,251, verheirathete Frauen 212,409, verwittwete 57,741. m.

*** Königsberg, 10. Sept. Ein merkwürdiges Beispiel von Auffassung einer strengen Sonntagsfeier hat unser Polizeipräsident v. Lauterbach am vergangenen Sonntage gegeben. Die Nacht vorher war eine nicht unbedeutende Feuersbrunst in einem der belebtesten Stadttheile gewesen; noch brannten die Flammen im Innern der ausgebrannten Mauern; er verbot der Löschmannschaft, während des Gottesdienstes ihre Thätigkeit fortzusetzen! Der Chef der Mannschaft nahm es jedoch nicht auf sich, diesem Befehle Folge zu leisten, weil er mit Recht zu schwere Verantwortlichkeit fürchtete. Dies erinnert an ein Bild in einer der frühern Nummern der „Fliegenden Blätter." In einem Landstädtchen ist Feuer ausgebrochen. Aus der benachbarten Stadt eilt die Spritze zur Hülfe herbei. Aber die Thore sind geschlossen, und der Thorschreiber verlangt, bevor er öffnet, die Entrichtung der Thorsperre! Der Königsberger Fall belehrt uns, daß man über vieles in der Welt als über eine lustige Erfindung lachen kann und eines schönen Morgens wird der Schwank — zur Wahrheit! m.

*** Ueberreste einer uralten Bevölkerung sind nach dem „Lower Sandusky Demokrat" in Ohio in einem Hügel im sogenannten Kerrtract, ungefähr 2 Meilen von Lower Sandusky, etwa 39 Fuß tief unter der Oberfläche entdeckt worden. Knochen, Waffen, Pfeifen fanden sich, wie auch anderer Orten, doch angeblich von abweichender Gestaltung. Merkwürdig waren eine Zahl von Steinplatten von Talkstein, der Angabe nach Marienglas, mit sonderbarer Zeichenschrift beschrieben; dazu ein Pfeifenkopf mit Zeichen, welche der Jahreszahl 1461 sehr ähnlich sehen. Dieser vorläufigen Mittheilung wird die Versicherung hinzugefügt, daß Anstalten zu weiterer sorgfältiger Nachforschung getroffen worden sind.

*** Paris. Bekanntlich war die Ausführung der großen Bronzestatue für den Kaiser dem Herrn Soyer anvertraut worden, dessen Gießerei schon dreißig Jahre besteht und der während dieser Zeit das allgemeinste Zutrauen, sowohl in seinen Charakter, wie in seine Meisterschaft genoß. Die Regierung hatte befohlen, daß die zum Guß nöthige Bronze von den Kanonen genommen werde, welche die kaiserlichen Waffen in fremden Ländern erobert hätten, und der Kriegsminister gab also Befehl, aus den verschiedenen Arsenalen das nöthige Geschütz in die Ateliers des Herrn Soyer zu schaffen. Denkt man an die Heiligkeit des Gutes, das diesem Mann anvertraut wurde, sowohl was dessen Ursprung als dessen Bestimmung anbelangt, so muß man über die Gemeinheit der Gesinnung erstaunen, daß dieser sogenannte ehrliche und jedenfalls wohlhabende Mann sich nicht entblödete, von Zeit zu Zeit heimliche Verkäufe von der ihm anvertrauten Bronze zu veranstalten. Aber es verhält sich so! Die Sache wurde verrathen, und als die Behörde sich in die Ateliers verfügte, um ein Inventar über das Vorhandene aufzunehmen, fand sich ein Deficit von 280,000 Fr. Herr Soyer ist sogleich festgesetzt worden und hat am 4. d. M. vor dem Correctionsgericht der Polizei die erste Untersuchung zu bestehen gehabt. Wie er seinen Raub am Nationaleigenthum Frankreichs verantworten will, muß ihm überlassen bleiben. m.

*** Ein politisches Zerrbild. Man veröffentlicht in Mexiko eine Carrikatur, welche einen amerikanischen Wundarzt darstellt, der dem General Santa Anna ein Bein abnimmt; letzterer schluckt durch einen von Herrn Polk gehaltenen Apparat Schwefeläther ein, allein statt der Schwämme, welche den Aether enthalten, erblickt man mehrere Gold- und Silberbarren, bezeichnet mit 3,000,000 Dollars.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

### Darmstadt.

### Der Mozartverein. Harmonie. Sängerkranz. Melomanenverein.

(Schluß.)

Zunächst an den Musikverein für Dilettanten reiht sich der Mozartverein. Schon der Name dieses unsterblichen Tonmeisters erweckt eine günstige Meinung von ihm, die er denn auch zu rechtfertigen sucht. Er besteht erst kurze Zeit, hat aber schon eine bedeutende Celebrität erlangt. Seine Hauptbestrebungen sind auf die Ausbildung des mehrstimmigen Männergesanges und die Pflege gediegener mehrstimmiger Instrumentalmusik gerichtet. Selbstständige Solovorträge sind, mit Ausnahme fremder Künstler, ausgeschlossen. Warum bei allen hiesigen Gesangvereinen, mit einziger Ausnahme des Dilettantenvereins, keine weibliche Mitwirkung stattfindet, ist schwer zu begreifen, da man doch weiß, daß bei dem weiblichen Theil der Gesellschaft die Liebe zu Gesang und Musik nicht minder vorherrschend ist als bei dem männlichen. Ist es die angeborne Scheu des Weibes, in öffentlichen musikalischen Vorträgen mitzuwirken, oder halten sie häusliche Rücksichten davon zurück,

da die Proben und Aufführungen immer einen großen Theil der Zeit für sich in Anspruch nehmen? Man weiß es nicht. In beiden Beziehungen wäre diese Zurückgezogenheit nur lobenswerth, wenn die Gesangsvorträge dadurch nicht so viel von ihrer eigenthümlichen Wirkung verlören. Es liegt ein süßer Zauber in der weiblichen Kehle und ihr Gesang hat einen so großen Vorzug vor dem männlichen, daß allen Gesangvereinen ein Hauptbestandtheil des musikalischen Wirkens fehlt, wo sich die zarteren weiblichen Töne nicht mit den kräftigeren des Männergesangs harmonisch einen. Schon deßhalb hat der Dilettantenverein einen großen Vorzug vor all den übrigen hiesigen Gesangvereinen, weil ihm die höhere Klangfülle des weiblichen Gesanges nicht gebricht. Die Gründer des Mozartvereins sind größtentheils frühere Mitglieder des Dilettantenvereins und zwar meistens die gereifteren, die der Mangold'schen Dominante müde waren und sich deßhalb ausschieden. Musikdirector des Vereins ist ein für die Kunst enthusiastisch eingenommenes Mitglied der hiesigen Hofkapelle, W. Niederhof. Seine ganze Persönlichkeit, seine rastlose Thätigkeit für den Verein sind ganz dazu geeignet, das begonnene Werk zu immer schönerer Blüthe empor zu bringen. Die Zahl der activen wie zuhörenden Mitglieder ist bedeutend. Zu seinen öffentlichen Vorträgen steht dem Verein zwar kein Local wie dem Dilettantenverein zu Gebot, allein die Säle des „Trauben" und „Darmstädter Hofs", namentlich des letzteren, sind so gut für größere musikalische Vorträge geeignet, daß ihm dieser Mangel keinen Eintrag thut. Von der Liedertafel unterscheidet sich der Mozartverein dadurch, daß seine musikalischen Aufführungen in zwei Abtheilungen zerfallen, wovon die erste allein zu musikalischen Vorträgen bestimmt ist. Die zweite ist zugleich dem geselligen Vergnügen gewidmet, wobei der Genuß der Speisen und Getränke gestattet ist. In dieser Abtheilung werden vorzugsweise heitere Gesänge vorgetragen. Zuweilen sind größere Festlichkeiten damit verbunden, was den Reiz des Vereins erhöht und dem Mitglied eine heitere allseitige Befriedigung gewährt. — Treten wir eine Stufe tiefer herunter, so begegnen wir drei bürgerlichen Gesangvereinen, die in ihrer Sphäre nicht minder Erfreuliches und Angenehmes leisten. Der erste ist der Gesangverein Harmonia, der aber gleich von vornherein seinem Namen durchaus nicht entsprach, denn die eigentliche zusammenwirkende Harmonie fehlte ihm gänzlich; er löste sich daher in eine Dissonanz auf, aus welcher der jüngere blühende Sängerkranz hervorging. Mag es nun seyn, daß die widerstrebenden Elemente keine innere Harmonie aufkommen ließen oder zwei verschiedene Harmonien nicht in Einklang miteinander zu bringen waren, genug, nach der geschehenen Trennung bestehen die beiden Vereine ohne alle Störung neben einander und ihre Gesänge erschallen so frisch und kräftig, daß sich wahrhaft das Herz daran erfreuen mag. Die Namen Spamer und Watzinger glänzen als Gesangsdirectoren voran, und beide streben in regem Wetteifer nach dem schönen Ziele der Gesangsveredlung unter dem hiesigen sonst eben nicht für die Kunst eingenommenen Bürgerstande. Der dritte im Bunde dieser bürgerlichen Gesangsvereine ist der Melomanenverein, der sogar schon in Volksscenen zu Gesangsleistungen auf dem hiesigen Hoftheater benutzt wurde. Der Name Libel ist ihm Leitstern auf der Gesangsbahn, und wie sehr auch die andern voran zu streben suchen, der Melomanenverein bleibt in seinen Leistungen hinter keinem zurück. Wenn am Feierabend der fleißige Meister und Geselle das Werkzeug seines Gewerbes aus der Hand legt, dann versammelt er sich zu den Proben, um sich zu öffentlichen Productionen vor den Mitgliedern und eingeladenen Gästen hören zu lassen. Zu den letzteren gehören nicht selten unsere ersten Opernotabilitäten, die sich ein Vergnügen daraus machen, durch ihre Mitwirkung den Reiz ihrer öffentlichen Aufführungen zu erhöhen. — Nicht minder wird bei dem hiesigen Militär die Kunst des Männergesangs gepflegt. Der Sängerchor der Unteroffiziere unter Leitung des Chordirector Neukäufler ist vortrefflich eingeübt und genoß schon mehrmals die Auszeichnung, in großen militärischen Hofconcerten seine Gesangskunst zu produciren. Selbst auf den gemeinen Mann pflanzt sich die Lust des veredelten Gesangs über. Bei den Reisemärschen des Militärs hört man nicht selten die trefflichsten Kriegslieder erschallen. Wenn man diese männliche Jugend mit kräftiger Stimme singen hört: „Du Vaterland kannst ruhig seyn, fest steht die deutsche Wacht am Rhein!" möchte man alle Besorgniß vor dem Ableben Louis Philipps vergessen, wenn nicht so manches gesungen und gesagt würde, was so selten zur That übergeht, daß ein mißtrauisches Gemüth kein rechtes Vertrauen mehr zu dergleichen Exclamationen fassen kann. — Auch in den Schulen aller Volksklassen wird für die Pflege des Gesangs bestens gesorgt. Doch wunderbar, so viel auch für die Veredlung des Gesanges gethan wird, im Kirchengesang gewahrt man von dieser Veredlung nichts; da herrscht noch immer ein Gesang, der das Herz nicht zur Andacht erheben kann. Wenn irgend eine gottesdienstliche Reform Noth thäte, so wäre es die Reform des Kirchengesangs. — Sogar auf die Rhetorik sucht man die Gesangskunst überzutragen. Der großherzogl. Vocalmusikdirector Markwart, der sich schon vielfach mit Sprach- und Gesangveredlung beschäftigte, hielt vor Kurzem in den beiden ersten hiesigen Lehranstalten, dem Gymnasium und der Realschule, Vorträge über Redemelodie, worin er ein neues System aufstellte, nach welchem gewisse Zeichen die verschiedenen Redemodulationen eben so sicher bezeichnen als die Noten die Gesangsweisen. Seine Vorträge wurden mit Beifall aufgenommen und das Praktische seines Systems anerkannt. Im Interesse der Wohlredenheit wäre zu wünschen, daß es eine weitere Verbreitung finden möchte. — So wird überall die Kunst des Gesangs und der Declamation bei uns gepflegt und die Gesangvereine schießen auf wie Pilse in einer herbstlichen Regennacht. Es ist schön; aber über dem Schönen soll man das Gute nicht vergessen. Tauchte nur ein Verein für die materiellen Bedürfnisse des Lebens auf, ein Verein, gleich nützlich für sich selbst und wohlthätig für die Gesammtheit, der so leicht ins Leben zu rufen wäre, dann würde der Gesang noch einmal so schön lauten, als wenn man ihm mit hungrigem Magen zuhören oder gar in diesem fatalen Zustande mitsingen muß. Es ist immer der alte Refrain, wohl dem, der nicht mit einstimmen muß; allein der Chorus der Brodschreier wächst überall so furchtbar an, daß er bald jeden andern zu überstimmen droht.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 20. September. (Neu einstudirt) Erziehungsresultate, oder: Guter und schlechter Ton. Lustspiel in 2 Abtheilungen von Blum — Hierauf: Der Sohn auf Reisen. Lustspiel in 2 Abtheilungen von Feldmann.

Mittwoch, den 22. September. (Neu einstudirt und neu in Scene gesetzt) Oberon, König der Elfen, große romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherz. Hoftheaters zu Mannheim. Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.)

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 261. Dienstag, den 21. September 1847.

## An Rückert.

Wenn lichte Blumen aus der Erde sprießen,
Mainachtigall'n anfangen sich zu härmen,
Und statt der Flocken, die sich sehen ließen,
Lenzsonne nun mit einmal will uns wärmen,
Und süßer Duft und Strahl, reich im Ergießen,
Beginnt erdauf und himmelab zu schwärmen:
Das ist ein Bild von Lenzesparadiesen,
Wie sie alljährlich sich dem Blick erwiesen.

Die Dichter aber gelten für Herolde,
Die nun hinaus in alle Lüfte liedern;
Es hat Natur die herrlichen im Solde,
Und will sich gern zu ihren Söhnen niedern:
Aus Blumenglanz, Maiduft und Morgengolde,
Und allen Wundern, die sich jetzt vergliedern,
Sollen die kühnen süße Sprüche lernen,
Und Menschen künden, was erglänzt in Sternen.

Und unter allen, die so ausgestattet
Mit reichem Glanz und hoher Liebenswürde,
Bist du allein es, an dem die ermattet
Mein Herz in glühender Begierde,
Bist du's, in dem sich Lust und Leben gattet,
Und dem zum Lorbeer wird die Schmerzensbürde:
Gleich einem Baum, an dessen Riesenstamme
Ein heilig Bild abwehrt des Blitzes Flamme.

Der deutsche Stamm hat schöne Frucht getragen,
Des Liedes Frucht, der Wahrheit und der Lehre:
Begeistert denk' ich sein aus Jünglingstagen,
Zu dem begeistert ich als Mann mich kehre.
Sie werden noch in späten Zeiten sagen
Von seiner Kraft und deutschen Dichterehre:
Vielleicht von einem auch, der ihm sich neigte,
Und vor der Welt die Liebe ihm bezeigte.

Dräxler-Manfred.

---

## * Der Geist der Quelle.

Eine Sage der Comanche-Indianer.

(Schluß.)

Ein langer und beschwerlicher Ritt von sechzig Meilen über die wilden Prairien hin brachte die Gefangenen nach dem Lager der Comanches. Carmen hatte indeß, obgleich verwundet, zu entfliehen gewußt. Die Wigwams (Zelte) waren nahe bei der Quelle von San Marco errichtet und Tausende von schreienden Indianern hier in doppelter Absicht versammelt, namentlich die gefallenen Tapfern zu betrauern und sich zugleich über den glänzenden Erfolg, der ihren Waffen geworden, zu freuen.

Nachdem die Comanches ihre zum Tod müden und halb verhungerten Gefangenen auf einen hohen, die Quelle überragenden Felsriff gebracht und ihnen einige Erfrischungen gereicht hatten, um sie für die spätere Marter und Hinrichtung zu erhalten, begannen sie ihre drei Tage lang andauernden Freudentänze bei den Gesängen und der Musik ihrer Zauberer und dem Beifall zollenden Geheul jener Hexen in Gestalt alter Weiber, welche unsere Bewunderung des schönen Geschlechts manchmal so sehr in Frage stellen. Bei den Indianern bildet das Alter der Weibern, so ehrwürdig und achtunggebietend, ja selbst bewundernswerth dasselbe anderswo seyn mag, einen wirklich furchtbaren Lebensabschnitt.

Auf Eduard's Diener äußerten die ausgestandenen Strapatzen und Entbehrungen einen so unglücklichen Einfluß, daß derselbe am Rückfall seiner Krankheit starb, indem sich zu gleicher Zeit das Fieber ansteckend durch das ganze Comanche-Lager verbreitete und fürchterlich hauste. Allgemein war der Schrecken und die Bestürzung.

Die vom Fieberbrand innerlich verzehrten Indianer stürzten sich in die kühlende Fluth, wodurch sie ihr Verhängniß nur noch beschleunigten und in wenigen Tagen war die Erde mit Leichen bedeckt. Die Comanches wußten es sich Anfangs nicht zu erklären, wie diese Pestilenz über sie gekommen sey, aber zuletzt brachten sie den Tod ihrer Bruder mit der Gegenwart der Gefangenen in Verbindung und beschlossen die Gegend zu verlassen, vorher aber noch ihre Waffen in das Herzblut ihrer Feinde zu tauchen. Die zu deren Bewachung aufgestellt gewesenen Krieger war alle gestorben und ihre Waffen lagen haufenweise herum; die Gefangenen beschlossen daher ihr Leben so theuer wie möglich zu verkaufen.

Eduard stellte Guadalupe hinter sich und verbreitete mit einem Tomahawk in der Hand Tod und Verderben rings um sich. Endlich fiel er von hundert Wunden durchbohrt, und Guadalupe stand vertheidigungslos vor den Comanch's, welche sie indeß nicht tödten wollten. Einen Bogen und Pfeil ergreifen und dem ersten sich Nahenden das Herz durchbohren, war für sie das Werk eines Augenblicks; dann floh das Mädchen mit eilendem Fuße und stürzte sich, ihren Verfolgern noch einen letzten Pfeil entgegensendend, kopfuber in die Quelle San Marcos. Die Comanches aber flohen von Schrecken ergriffen über das gräßliche Geschick, welches seit dem Kampfe bei der Mission über ihren Stamm gekommen, eiligst aus ihrem Lager nach den Dörfern in den fernen Bergen.

Am folgenden Morgen mit der frühesten Dämmerung schleppte sich ein verwundeter und müder Indianer nach der Quelle und blickte aufmerksam hinein, nachdem er seine Augen forschend in der nächsten Umgebung hatte herumschweifen lassen. Mit den glitzernden Juwelen und ihren reichsten Gewändern geschmückt, sah man den reizenden Körper der unglücklichen Guadalupe auf dem Grund der kühlen Quelle liegen, wo sie sich noch viele Jahre eben so frisch, eben so schön und unversehrt erhalten haben soll, wie sie damals war, als sie voll Glück und Lust die Mission von San Juan verließ.

Der Indianer kniete nieder und weinte. Es war Carmen. Nach einer Weile stand er auf und sammelte die im Lager zerstreut umherliegenden Pfeile. Diese, nebst einigen Bogen trug er in ein dichtes Gehölz über der Quelle, wo er hinfort blieb, sein Versteck nie mehr verlassend, außer um Nahrung zu suchen.

Manche Tage vergingen bis ein menschliches Wesen wieder den Ort betrat. Eines Tags aber eilte ein Trupp junger Comanche-Indianer, von Neugierde getrieben und gereizt durch die Erzählung derer, welche in diesem Trauerspiele noch selbst thätig gewesen waren, scheuen Schritts über die Ebene und blieben am Rand der Quelle stehen. Kaum hatten sie aber in dieselbe hineingeschaut und Guadalupens Körper erblickt, als ein Pfeil einen aus ihrer Mitte niederstreckte, worauf die Krieger, von tiefem Grauen erfaßt, eiligst flohen.

Von diesem Tage an bis zu seiner Todesstunde setzte Carmen sein Werk fort, und sobald ein Indianer sich an dem Orte blicken ließ, bezahlte er seine Verwegenheit mit dem Leben, und so viele traf auf diese Weise der rächende Tod, daß die Nachricht davon sich über alle Prairien jener Gegenden verbreitete und mit ihr die Sage, es sey dieß die That von Guadalupens Geist, woran die Comanches noch bis auf den heutigen Tag glauben.

---

## * Amerika.

---

**Marthasville,** Warren Co. Missouri, 9. Juli.

Texas. Texas enthält 318,000 engl. Quadratmeilen, völlig so viel als die Staaten Virginien, Südkarolina, Georgien, Alabama, Mississippi und Louisiana zusammen. Diese Staaten haben bisjetzt eine Bevölkerung von mehr als 4 Millionen, welche Texas in weniger als 10 Jahren haben wird.

Eisenberge in Missouri. Professor Silliman machte vor einiger Zeit eine sogenannte mineralogische Reise durch Missouri und gibt an, daß in diesem Staate nicht weit von einander entfernt und etwa 40—50 Meilen westlich von Mississippi (südlich von Missouri) zwei Eisenberge gefunden worden, der eine 700, der andere 300 Fuß über die sie umgebende Ebene erhaben. Das Eisenerz, woraus sie bestehen, ist sehr reich. Kleinere und größere Klumpen dieses Erzes liegen zerstreut, ehe man den Fuß der Berge erreicht; darauf mehrt sich die Masse beträchtlich, — die Gipfel sind mit einer ungeheuren Krone von Eisenfelsen bedeckt, deren Tiefe niemals ergründet wurde. Die Menge des darin enthaltenen Eisens scheint unberechenbar, vielleicht hinreichend, den ganzen Erdball für Jahrhunderte zu versehen. Dabei sind die Berge am Fuße und den Seiten prachtvoll bewaldet, und selbst zwischen den Spalten der geachten Eisenkrone findet man überall Bäume aufgeschossen, obgleich keine Spur von Erde daran zu entdecken ist.

Kirchen in Philadelphia. Baptisten 16, Katholiken 11 (2 davon im letzten Aufruhr zerstört); Christen 1, Schüler Christi 1, holländisch Reformirte 2, Bischöfliche 21, Freunde (Quäker) 8, deutsch Reformirte 3, unabhängige Presbyterianer 1, Lutheraner 5, bischöfliche Methodisten 20, protestantische Methodisten 5, Mährische Brüder 1, Presbyterianer 31, Unitarier 1, Universalisten 3, jüdische Synagogen 2, zusammen 132. Dazu kommen Kirchen der Farbigen: Methodisten 6, Baptisten 3, Bischöfliche 2, Presbyterianer 2, Lutheraner 1, zusammen 14, alle zusammen 146. — Ist Philadelphia nicht eine fromme Stadt? — Cincinnati hat bereits über 70 Kirchen; Saint Louis über 20, worunter 6 deutsche. Die zur Besoldung der Geistlichkeit der Vereinigten Staaten blos durch freiwillige Subscriptionen der Kirchenmitglieder aufgebrachten Summen sollen jährlich etwa der Summe unserer sämmtlichen Bundesstaatausgaben (gegen 30 Mill.) gleichkommen.

Schiffsfieber. In den Hafenstädten richtet neuerdings das Schiffsfieber, entstanden durch beengten Raum und schlechte Verpflegung auf den Seeschiffen, mitunter große Verwüstungen an. Doch scheint die Krankheit nur bei nahem Zusammenseyn mit den Kranken ansteckend. Nirgends wird menschenfreundlicher für die Unglücklichen gesorgt als in Saint Louis, wo sie auf öffentliche Kosten auf's Beste verpflegt werden.

In Pennsylvanien brachten die öffentlichen Werke (Kanäle und Eisenbahnen) im letzten Jahre 1,295,495 Dollars ein. Im laufenden Jahr wird die Einnahme um 300,000 Dollars höher seyn. Nach Abzug aller Kosten wird dem Staate eine Million reiner Gewinn bleiben.

Feldzug des Obristen Doniphan. Zu den merkwürdigsten Feldzügen, deren die Geschichte erwähnt, gehört der Zug der Freiwilligen von Missouri unter Obrist Doniphan (vorher Advokat in einem unserer westlichen Counties). Gegen 900 Mann stark ging dieses Corps, bei Ausbruch des Krieges mit Mexiko, aus diesem Staate ab, zunächst mit der kleinen Armee unter Kearney nach Santa Fee und half Neumexiko erobern, wandte sich dann, als ein detachirtes Corps, mitten im Winter über Wüsten und oft durch tiefen Schnee wandernd, gegen Süden, schlug ein doppelt so starkes mexikanisches Heer bei Bracito ohne einen Mann zu verlieren, nahm vom El Paso Besitz und rückte dann weiter zur Eroberung der stark bevölkerten und wichtigen Stadt Chihuawa vor. Ein viermal stärkeres mexikanisches Heer, wohl verschanzt bei Sacramento, wartete der kühnen Missourier. Nach wenigen Stunden waren die Verschanzungen erstürmt und der Feind zerstreut, ohne anderen Verlust für die Sieger, als den von ein paar Lastthieren, und Chihuawa wurde gewonnen und besetzt. Nach einiger Zeit der Ruhe brachen die Tapferen von Neuem auf, nahmen noch Parral, schlugen eine Indianerhorde in einem Vorpostengefecht, und vereinigten sich glücklich mit General Taylor's Armee bei Saltillo. Da die einjährige Dienstzeit, für welche sie angeworben waren, zu Ende ging, kehrte die tapfere Schaar nunmehr über Matamoras und Neworleans nach Saint Louis zurück. Während eines Jahres hat dieses Corps eine Strecke von beiläufig 6000 Meilen, fast ganz in Feindes Land, durchzogen, ohne während dieser Zeit irgend eine Mittheilung von ihren Oberbehörden zu empfangen, ohne Sold und Verpflegung zu erhalten, und hat dagegen 11 Stück erbeutete Kanonen nach Missouri gebracht. — Bei ihrer Ankunft in Neworleans erregte der Anblick dieser Krieger mit ihren langen Bärten, in Ziegen- und Hirschfelle gekleidet, nicht wenig Auf-

sehen. Dort erhielten sie aber ihre Zahlung (etwa 360 Dollar auf den Mann nebst Anweisung auf 160 Acker Congreßland) und gelangten in anständigster Kleidung nach Saint Louis, wo der Jubel der Bewohner sie begrüßte.

Kriegerische Advokaten. Gegen zwei Drittheil der amerikanischen Officiere, welche in den beiden Schlachten bei Buena Vista und Cerro Gordo den Befehl führten, sind ihrem Berufe nach Juristen. Tapfere Leute, die Advokaten Nordamerika's!

Geld- und Münzwesen. Seit dem Bestehen der Vereinigten Staaten-Münze (55 Jahren) sind geprägt worden: in Gold 52 Millionen, in Silber 69 Millionen, in Kupfer 1,100,000: zusammen 122,100,000.

Anzahl der Deutschen in Missouri. Eine englische Zeitung dieses Staates sagt: „Die Zahl der Deutschen in Missouri mag gerne auf 100,000 geschätzt werden. Sie sind fast sämmtlich in den letzten 15 Jahren eingewandert, meistens aus Norddeutschland, doch sind auch alle inneren Provinzen repräsentirt. Ihre Zahl mehrt sich rasch unter uns, und in kurzer Zeit werden alle Counties, die an den Missourifluß anstoßen, deutsche Niederlassungen haben. In den Counties St. Louis, St. Charles, Warren, Franklin, Gasconade, Osage, Cole, Cooper, Shelby und Benton werden die Deutschen wahrscheinlich die Mehrheit bilden. Die Amerikaner warten zum Theil darauf, daß die Deutschen kommen und ihre Farmen kaufen. Zwischen ersteren und letzteren herrscht das beste Einverständniß. Die Deutschen lieben die amerikanischen Instructionen und sind stolz auf das „freie Land." — Viele, die vor wenig Jahren ein kleines Stückchen Land etwa in Erbpacht hatten, besitzen jetzt hier 80 bis 160 Acker als freies Eigenthum und im besten Stande des Anbaus. Dies gibt ihnen ein Heimathsgefühl hier und macht sie anhänglich an das neue Vaterland. Alle ihre Interessen sind mit den unsrigen vereinigt. Sie tragen wesentlich zur Vermehrung von Missouri's Macht und Größe bei.

Der in der That großartige Marmonentempel in Nauvoo (Illinois) ist von einer katholischen Comité für 75,000 Dollars (ein Spottgeld), vielleicht zum Zweck der Errichtung eines Jesuitencollegs, gekauft worden. — Die meisten Marmonen sind auf der Wanderung nach Californien begriffen.

Eine Naturseltenheit. Auf einer Farm, genannt West Hill, 2 Meilen von Burlington in New-Jersey, befindet sich die wahrscheinlich größte Rebe der ganzen Erde. Der Umfang des Stammes, 3 Fuß vom Boden, beträgt 6 Fuß 1 Zoll; der Stamm selbst, der also die Dicke einer Waschbütte hat, ist 10 Fuß hoch. Die Rebe ist eine einheimische und war so lange her, als die Erinnerung reicht, das Wunder der Nachbarschaft. Sie ist noch vollkommen gesund und bedeckt mit ihren Ranken vier mächtige Bäume, wovon einer eine ausgewachsene Weißeiche ist. Eine Quelle ist nicht fern und wahrscheinlich reichen ihre Wurzeln zu derselben.

---

## Tabletten.

⁂ Die im reinsten Hebräisch und zwar im Rhythmus der Davidischen Psalmen gedichtete Hymne, welche der Oberrabbiner des Ghetto bei seinem Amtsantritt an Papst Pius gerichtet hat, lautet: „Du bist der Herr der Heerschaaren, o Gott! Dir gehört die Ruthe der Gewalt. Du hast den Urheber guter Werke erhöht, Du hast uns einen König gegeben, der Dir gleicht. Wer ist der da nicht siehet, daß das Licht gekommen ist, und daß die Freiheit erglänzt für die so in der Knechtschaft waren? In Rom, der Hauptstadt der Helden, wird der Herr öffentlich gepriesen; das Lob des Herrn schallt an den Thoren Roms. Die Hoffnung Israels ist nicht auf die Lanze, noch den Schild, sie ist in den Willen Jedova's. Noch vor kurzem war Israel wie ein Vogel der nicht wußte, wo er den Fuß hinsetzen sollte, und siehe, ein Zweig hat sich gefunden für seine Ruhe. O ihr Hügel Italiens, freuet euch! Die Frömmigkeit und die Gerechtigkeit haben sich geküßt. Die Kinder Israels werden in Deinen Reihen kämpfen, o Italien! sie werden als Wache stehen auf Deinen Wällen. Man erzähle es auf den fernen Inseln, damit die Werke des gerechten Königs bekannt werden. Er hat die Thüre des Gefängnisses geöffnet; seine Hand erstreckt sich bis zum niedrigen Volke. Er hat die Wage gehalten im Gleichgewicht; möge sein Land haben Gold und Korn! Denn die Vernunft kommt von Dir, o Herr! und Du allein kannst den Irrthum zerstreuen."

Leipzig. Joseph Faber, ein Wiener, zeigt seit einigen Tagen in Leipzig seinen interessanten Automaten, ein Instrument, das jedes Wort, jeden beliebigen Satz in jeder Sprache ziemlich deutlich und mit vollkommen menschenähnlicher Stimme nachspricht. Wenn man bedenkt, daß die Sprechorgane von Gummi elasticum gebildet sind und ein Blasebalg die aus- und einathmende Lunge ersetzen muß, so sind die Leistungen dieses Instrumentes erstaunlich. Die Stimme klingt selten rauh oder holperig, nur etwas gedehnt und so kalt und seelenlos, wie bei einem Taubstummen. Unangenehmer klingt der Gesang des Automaten, und wenn er gar zu lachen wagt, so hört man bloß noch das Geräusch des Mechanismus, keine dem Menschen nachgeahmte Stimme.

⁂ Die „Zeitungs-Ente" „Alexander v. Humboldt habe in Folge einer Unterredung mit dem Prof. Rötscher den König von Preußen bestimmt, ein Stipendium für hoffnungsvolle, junge Schauspieler und Schauspielerinnen auszusetzen und der königliche Hofschauspieler Ludwig Schneider solle bereits zum Mitglied dieser Kommission vorgeschlagen worden seyn," ist eine Erdichtung und die Blätter, welche sich den Puff aufbinden ließen, sind mystifizirt.

⁂ Aus dem Leben Friedrich Wilhelm III. Ein Freund des Königs von Preußen Friedrich Wilhelms III., Namens von Kockeritz war ein regelmäßiger Gast an der königlichen Tafel und wurde fast als ein Familienglied betrachtet. Die Königin bemerkte, daß der gute Mann nach aufgehobener Tafel sich regelmäßig entfernte und zwar früher als es dem König angenehm war, der, wie gesagt, des alten Freundes Umgang ungern entbehrte. Die Königin, der dies aufgefallen, fragte nach dem Grund, allein der König entgegnete: „Laß den alten Mann gewähren, vielleicht ist er gewohnt, ein Mittagsschläfchen zu machen." Die Königin brachte in Erfahrung, daß es dem alten Graukopf Bedürfniß geworden, nach dem Essen ein Pfeifchen zu schmauchen, und daß er, um dies ungestört zu können, sich bald nach Tisch empfahl. Am folgenden Tag, als er sich dem König wie gewöhnlich empfehlen wollte, nahte sich ihm die Königin, in der einen Hand eine prächtige Meerschaumpfeife voll des besten Tabaks, in der andern einen brennenden Fidibus und ihm dieselbe überreichend, bat sie ihn freundlich, sein Pfeifchen bei ihnen zu rauchen, eine Aufforderung, welcher der Greis freudig Folge leistete.

⁂ Die Vorstellungen des Professor Becker aus Berlin sind immer stark besucht. Der gewandte Künstler versteht es

aus dem Grunde, sein Publikum in beständiger Spannung zu erhalten. Seine Zaubereien sind eine ununterbrochene Kette von Schlag-Effekten und Ueberraschungen, durchwebt mit Monologen und Zwiegesprächen, denen es nie an Interesse, manchmal selbst an attischem Salze nicht gebricht. Dazu gesellt sich noch der Umstand, daß Herr Becker als Deutscher von dem hiesigen Publikum vollkommen verstanden wird. Unerklärlich bleiben dagegen die meisten seiner an das Wunderbare grenzenden Produktionen, obgleich der Künstler mehrmals versichert, daß in Allem, was er thut, nicht die mindeste Spur von Hexerei sei, sondern daß Geschwindigkeit, lange Uebung und wohlangewandte Hülfe der Mechanik allein hinreichend seien, das Unbegreiflichste in Ausführung zu bringen. Der junge Rudolph, Sohn des Herrn Becker, erregt ebenfalls Erstaunen durch den Aplomb, mit dem er sich an den glatten Seiten einer gewöhnlichen großen Wasserflasche mit den Füßen festhält, und in solcher fast schwebenden Stellung einige der zierlichsten Tellerspiele der Chinesen und andere überraschende Uebungen in Ausführung bringt.

⁂ Ein dieser Tage in Frankreich erlassenes Theatergesetz enthält eine den Pariser Bühnen, mit Ausnahme des Theater français, sehr lästige Bestimmung: Damit das Letztere (bekanntlich die vom Staat unterstützte Bühne für das recitirende Schauspiel) niemals an guten Schauspielern Mangel leide, soll es das Recht erhalten, von allen übrigen Bühnen die Schauspieler für sich in Beschlag zu nehmen, die ihm zusagen und die natürlich ihrerseits auch gegen einen Bühnenwechsel nicht abgeneigt sind. Damit hofft man dem an einiger Altersschwäche leidenden Theater wieder aufzuhelfen. Ohne jene Bedingung wird hinfort kein Bühnenprivilegium ertheilt oder erneuert. Auch die Zöglinge am Conservatorium müssen nach der Vollendung ihre Studien sich fünf Jahre dem Theater français zur Verfügung stellen.

⁂ Hamburg im Sept. (L. Z.) Ein Trauerspiel lockt in diesen Tagen die neugierige Menge, und unter ihr auffallender Weise viele wohlgekleidete den gebildeteren Ständen angehörige Personen, an. Es ist dies eine aus der Ermordung der Herzogin von Praslin und der Vergiftung ihres Gemahls dramatisch zusammengesetzte Tragödie, die an einem Tage wohl 8 — 10 Mal über die Bretter eines Vorstadttheaters auf dem Hamburger Berge geht. Nicht ohne künstlerische Berechnung, aber mit aller Gemeinheit einer kranksinnlichen Phantasie ist das Stück zusammengefügt; eine Bande von Schauspielern aus der untersten Sphäre spielt es; Leute aus den gebildeten Kreisen wie aus der Hefe des Volks sehen es, beklatschen es. Die Boutike macht glänzende Geschäfte mit dem Stück. Wie aber die sonst so scrupulöse Theatercensur, wie die sonst so scharf vigilirende Behörde diesen demoralisirenden und gefährlichen Skandal dulden kann — das ist schwer zu begreifen.

⁂ In dem Hospitalleichenwagen wurde dieser Tage in Paris ein Mann nach dem Armenkirchhof gebracht, der vor dreißig Jahren ein Vermögen von 9 Mill. Franks besessen hatte. Herr L., ehemaliger Generaleinnehmer, hatte 1807 in Antwerpen ein Bankhaus gegründet und so glänzende Geschäfte gemacht, daß er sich schon 1810 mit jener Summe nach Paris zurückziehen konnte, wo der reiche Finanzmann eines der ersten Häuser machte und mit einem der Mitglieder des gegenwärtigen Ministeriums auf vertrautem Fuß stand. Waghälsige Spekulationen richteten ihn aber völlig zu Grunde. Schon 1820 lebte er von der Unterstützung seiner Freunde. Vor zwei Jahren waren ihm unvermuthet von einem Geschäftsfreunde, der sich einer alten Schuld erinnerte, 12,000 Fr. zugegangen. Er war im Begriff, dafür eine Lebensrente zu kaufen, als er auf den unglücklichen Gedanken kam, Eisenbahnspekulationen zu wagen. Drei Besuche auf der Börse und das Geld war fort. Der Portier eines Hotels in der Vorstadt St. Germain, sein ehemaliger Kutscher, nahm den von der Welt Verlassenen bei sich auf, bis er schwer erkrankte und nach dem Hospital gebracht ward. Dort starb er. Nur ein Leidtragender folgte der Leiche; es war der treue Kutscher.

⁂ Eine französische Zeitschrift, „les Archives Israelites“, berechnet die Gesammtzahl aller über den Erdball verbreiteten Juden auf 6 Mill. Von diesen befinden sich nur 180,000 (wahrscheinlich sind bloß die erwachsenen Männer gemeint) im Genusse voller bürgerlichen Rechte, nämlich 30,000 in den Ver. Staaten, 50,000 in Holland, 10,000 in Belgien und 90,000 in Frankreich. In England sind 20,000 bis jetzt nur unvollständig emancipirt, (d. h. sie sind vom Oberhause ausgeschlossen und ihr Recht im Unterhause zu sitzen ist zweifelhaft.)

⁂ Aus Paris klagt man über auffallenden Mangel an Theaterbesuch. Auch in Berlin ist das Theater in der letzten Zeit mitunter entsetzlich leer gewesen. Bei der Darstellung von Iffland's „Advokaten“, schreibt ein Berichterstatter, war das Haus so entblößt von Zuschauern, daß man zwölf Stunden mit Kartätschen hätte hineinschießen können, ohne einen Menschen zu treffen.

---

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Die „sieben Todsünden“, womit Herr Eugen Sue seit zwei Jahren das Publikum bedroht, werden nun wirklich von Ende Oktobers an im Constitutionnel erscheinen, und zwar nicht als ein, sondern als sieben völlig für sich bestehende Romane. Jede Todsünde ist ein Roman; wir fürchten, es möchte jeder Roman auch eine Todsünde gegen den guten Geschmack seyn. Die Namen der Todsünden, beziehungsweise der Romane, sind: l'Orgueil (der Hochmuth), la Luxure (die Unkeuschheit), la Paresse (die Faulheit), la Gourmandise (die Schwelgerei), l'Envie (der Neid), l'Avarice (der Geiz), und la Colère (der Zorn). Der erste dieser Romane, der Hochmuth oder die Herzogin, wird in drei Bänden erscheinen.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 20. September. (Neu einstudirt) Erziehungsresultate, oder: Guter und schlechter Ton, Lustspiel in 2 Abtheilungen von Blum — Hierauf: Der Sohn auf Reisen, Lustspiel in 2 Abtheilungen von Feldmann.

Mittwoch, den 22. September. (Neu einstudirt und neu in Scene gesetzt) Oberon, König der Elfen, große romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Akts sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherz. Hoftheaters zu Mannheim. Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.)

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 262.** Mittwoch, den 22. September **1847.**

### * Erinnerungen aus Offenbach am Main.

Von J. W. Appell.

1.

In nächster Nähe von Frankfurt liegt das freundliche Offenbach, das, wie ich hier in der Schweiz aus den Zeitungen ersehe, seit Kurzem sogar durch eine Eisenbahn mit der reichen Nachbarstadt verbunden ist. (?) Es ist weit und breit bekannt durch seine Industrie. Wenige ahnen aber wohl, daß sich auch ein Stückchen deutscher Literaturgeschichte an dasselbe knüpft, daß Einem hier mancher altvertraute und wohlbekannte Name aus der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, in der Offenbach noch Residenz eines kleineren deutschen Fürstenthumes war, entgegentritt. Sind ja doch diese Erinnerungen so mit Gras überwachsen, daß die jetzige Generation des Städtchens, zum großen Theile aus neu angesiedelten Handelsleuten und Arbeitern bestehend, selbst kaum etwas davon weiß.

Wenn man, von Frankfurt kommend und den das freundlichstille Offenbach durchziehenden Baumgängen folgend, in die „Domstraße" einbiegt, so betrachte man sich das dritte bescheidene Haus auf der linken Flanke. Es wurde einst von Sophien von la Roche, der ersten deutschen Romanschreiberin und Jugendgeliebten Wielands bewohnt. Diese seltne und denkwürdige Frau verlebte ihre letzten Jahre in Offenbach. Sie ist genugsam bekannt durch ihre Jugendliebe zu dem Dichter des Oberon, dem sie bis zu ihrem Tode eine reine innige Neigung bewahrt hat und der noch als dreiundsiebzigjähriger Greis an sie schrieb: „Nichts ist wohl gewisser, als daß ich, wofern uns das Schicksal nicht im Jahre 1750 zusammengebracht hätte, kein Dichter geworden wäre." Ebenso hat wohl ein Jeder von ihren „häuslichen Gemälden" à la Hermes gehört, von welchen die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" einst auf jedem Nähtische zu finden war und ins Englische, Französische und Holländische übersetzt worden ist, von ihren Erziehungsschriften für „Frauenzimmer, die ihr Herz und ihren Verstand bilden wollen" u. s. w. Sie war ja nicht allein die erste Frau in Deutschland, welche überhaupt Romane schrieb, einige Versuche im siebzehnten Jahrhundert abgerechnet, sondern steht mit in der Reihe unter den Verfassern jener durch Richardson angeregten didactischen Familienromane aus der guten alten Zeit, worin so viel Gemüth und so wenig Fleisch und Blut zu finden ist, und worin der Held fromme Kinder erzieht, das eine küßt und dem anderen die Nase wischt.

Nach mannichfachen Schicksalen, denen Sophie von la Roche jedoch stets jene ruhige Sicherheit entgegensetzte, welche die Frauen oft in Zeiten der Trübsal so bewundernswerth macht, nach einem Lebenslaufe in auf- und absteigender Linie, über welchen wir unsere Leser auf Dr. Wilh. Hamm's Abhandlung über die deutschen Schriftstellerinnen bis 1830 (siehe Conversationsblatt Nro. 113 und 114 d. J.) verweisen müssen, zog sie sich hierher nach Offenbach zurück. Hier hat sie in den Gemächern des zweiten Stockwerkes gesessen, das geistreiche sinnige Antlitz von einer breitgeflügelten weißen Spitzenhaube umschattet, unter der sich spärliche silbergraue Löckchen hervordrängten. So in all' ihrem Thun und Lassen das edle beruhigende Bild einer durch die Kämpfe der Welt glücklich hindurchgeführten Seele gewährend, hat mir ein Freund die ehrwürdige Frau aus eigner Anschauung geschildert. Dieses ruhige, in sich befriedigte Wesen spiegelt sich auch in den Zügen eines vor mir liegenden Porträts; sie bekunden zudem eine frühere hohe Schönheit, wie denn Wieland in seinen alten Tagen noch bekannte, daß Sophie unwiderstehlich schön gewesen sey. Auch Bettina spricht in den Briefen an ihren Bruder Clemens einmal von dem „wunderschönen Blitz ihres Auges," sowie von dem stillreinen Walten, von dem eignen poetischen Schimmer und der Heimlichkeit im Hause der Großmutter.

Außer ihrer eignen literarischen Wirksamkeit und ihrem schönen Verhältnisse zu dem Oberon-Dichter, wodurch Frau von la Roche für immer eine Stelle in unserer Frauenliteratur behaupten wird, knüpfen sich an sie noch interessante Beziehungen zu der in der deutschen Geisteswelt so einzig dastehenden Familie Brentano, welcher sie durch Verschwägerung angehörte. Sie war die Großmutter Bettinens und Clemens Brentano's, und Bettina, dieser duftig beflügelte, sonnentrunkne Schmetterling unsrer Poesie, ist hier in Offenbach aus den Kinderschuhen in's „Blüthenalter der Empfindung" hinübergegaukelt. Nachdem man sie aus dem Kloster entlassen, wo sie bei dem frühen Tode ihrer Mutter, der von Goethe im Stillen geliebten Maximiliane Euphrosyne*), erzogen wurde, lebte sie hier mit ihren Schwestern Lolo und Meline unter der Aufsicht der alten Dame. In dem Briefwechsel des Kindes mit Goethe, sowie in den Briefen an ihren Bruder Clemens finden wir eine Menge Stellen, die sich auf jenen Offenbacher Aufenthalt beziehen. Mit ihrer prächtigen Vorstellungsgabe und jener wunderbar poetischen Auffassung der kleinsten Ereignisse schildert sie uns ihr Leben in dem kleinen Stadtparadiese „mit seinen „reinlichen Straßen und ringsum blühenden Gärten". Namentlich möchten wir hier an die Geschichte ihrer drei ersten Küsse in dem Tagebuche erinnern; sie geben das anschaulichste Bild der damaligen Offenbacher Kreise.

Dieser leidliche Aufenthalt mußte natürlich anregender auf das poetische Elfenkind wirken, als das Leben in der

*) Diese Liebe des Dichters zu der jungen Gattin Brentano's übte wohl mit den hauptsächlichsten Einfluß auf den „Werther."
Anmerk. des Verf.

reichsbürgerlichen Vaterstadt. Bettina sehnte sich auch gar bald in dem Hause ihres Bruders Franz nach den Straßen zurück, „die so sauber Morgens in der Frühsonne dalagen und den rothen dunkeln Granithäusern, mit Spiegelfenstern und grünen Gittern," nach dem stillen Gärtchen, wo sie, im Grase liegend, den Klängen der in dem angrenzenden Garten musicirenden Kapelle des kunstsinnigen Bernard lauschte und die ersten poetischen Ahnungen in ihr ausdämmerten, nach der lieben Domstraße, wo sie den Gassenbuben ihre Zeichnungen zum Fenster hinaushielt und sich von ihnen bewundern ließ. Uebrigens wurden die Ueberschwänglichkeiten und genialen Ausbrüche des nach höherer Befriedigung dürstenden Kindes keineswegs gerne gesehen von der Großmutter. Bettina, die dem englischen Lordssohn das Bein mit ihrem Strumpfbande an den Tisch festband und Herdern so schön eine Ohrfeige gab, als er, in's großmütterliche Haus tretend, sie mir nichts dir nichts küssen wollte, war freilich kein Mädchen nach den moralisch blassen Mustern in den Romanen der guten Dame; sie hatte auch in Pensionsanstalten und weiblichen Stiftern nicht als Vorbild aufgeführt werden können, und so wurden ihr die Schwestern meist vorgezogen.

Zu dem kleinen Haushalte, dessen stille Abgeschiedenheit indeß durch Besuche der ausgezeichnetsten Menschen damaliger Zeit belebt wurde, gehörte ferner Bettinen's Tante, Luise von La Roche, verwittwete Hofräthin von Möhn, die in dem Tagebuch und in den Briefen an Clemens öfters als eine strenge krittelige Hofmeisterin der drei jungen Springinsfelde erscheint. Besonders tritt sie bei der so rührend erzählten Geschichte mit dem Offenbacher Judenmädchen Veilchen störend dazwischen. *) Sie war in ihrer Ehe sehr unglücklich gewesen und von den Schlägen des Schicksals hart getroffen worden. Ihr Gemahl, „ein grobes Ungeheuer", trieb sich im Pfuhle der Gemeinheit herum; von Morgens bis Abends lag er mit Postillionen und dergleichen Leuten in der Schenke und verpraßte so, ohne der Frau je zu gedenken, ein Vermögen von vielen Tausenden. Luise aber hatte sich damals so „ernst zusammengenommen", wie Clemens an Bettina schreibt, daß Jeder in Coblenz die größte Ehrfurcht vor ihr hegte. Nach dem Tode ihres Gemahls lebte sie bei ihrer Mutter in Offenbach; ihr trauriges Schicksal mußte aber natürlich einen Stachel in ihrem Herzen zurücklassen und sie oft bitter genug stimmen. Später soll sie ihren Wittwenschleier abgelegt und einen russischen General geheirathet haben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe „Clemens Brentano's Frühlingskranz" zc. 12 ff. A. d. V.

---

## * S e r r a n o.

Es dürfte nicht uninteressant seyn, einige biographische Nachrichten über die Vergangenheit des Mannes zu erhalten, welcher gegenwärtig nicht nur in Spanien eine so große Rolle spielt, sondern auch die Aufmerksamkeit des ganzen Europa in hohem Grade auf sich gelenkt hat.

Im Jahre 1833 trat Serrano als Officier in die königliche Garde und machte von da an seine militärische Laufbahn zwar ohne großen Lärm, aber doch ebenso glücklich als schnell. Bei den Vorfällen zu Barcelona, im November 1842, versah er mehrere Tage hindurch den Dienst eines Chefs des Generalstabs der in Catalonien organisirten Armee. Acht Monate später, am 10. Mai 1843, erschien Serrano, damals Generalmajor und Mitglied der Cortes, als Minister des Kriegs im Kabinet Lopez. Als acht Tage nachher dieses Kabinet vom Regenten Espartero die Absetzung seiner beiden vertrautesten Freunde, der Generäle Linage und Ferray forderte, und dieselbe verweigert wurde, nahm er seine Entlassung. Am 28. Juni desselben Jahres reiste er in Begleitung Gonzalez Bravo's nach Barcelona ab. Fast ganz Catalonien hatte sich bereits gegen den Regenten erklärt. Die Deputirten Prim und Milans del Bosch standen an der Spitze einer Streitmacht von ungefähr 16,000 Mann. Nur das Fort Monjuich zu Barcelona, und der Platz Lerida hielten es noch mit Espartero. General Serrano wurde von den Einwohnern Barcelona's mit begeistertem Jubel empfangen; er erließ einen Aufruf an das Volk und die tausendstimmige Antwort auf denselben lautete: „Nieder mit Espartero! Tod dem Tyrannen!" Noch an demselben Tage richtete General Serrano, das einzige anwesende Mitglied des Cabinets Lopez, welches den ersten Anstoß zur Revolution gegeben hatte, zu Barcelona eine provisorische Regierung ein und erklärte Angesichts von ganz Spanien in einem Manifest den ehrgeizigen Regenten für das alleinige Hinderniß an der Wohlfahrt des Königreichs. Nach einigen zwecklosen Märschen durch Catalonien nahm er seinen Weg schnurstracks nach Madrid und trat als Kriegsminister in das neue Cabinet Lopez. Am 20. Nov. 1843 wurde dieses Ministerium durch das von Olozaga ersetzt und von sechs seiner Kollegen behauptete sich nur Serrano auf seinem Posten. Der Sturz dieses ephemeren Cabinets nach einem kurzen Regiment von wenigen Tagen ist bekannt. Das Haupt desselben schätzte sich überglücklich, in einer Verkleidung die Grenze Portugals zu erreichen und ein rettendes Asyl in diesem Lande zu finden. In dieselbe Periode fällt ein Umstand, der vielleicht weniger bekannt geworden ist und dennoch, unsers Bedünkens, wesentliche Beachtung verdient: Zwei Tage vor seinem Fall hatte Olozaga mit dem General Serrano einen heftigen Wortwechsel, in Folge dessen der letztere in sehr gereiztem Tone seine Entlassung zu nehmen drohte. Olozaga erwiederte in demselben Tone, Serrano möge gehen; und zwei Tage nachher ging Serrano n i c h t, aber Olozaga — l i e f.

Am 6. September 1843 nahm General Mazzaredo seine Stelle im Cabinet ein. Damals herrschte das Ministerium Gonzalez Bravo, derselbe, den wir in Barcelona zur Zeit des „Pronunciamento" gegen Espartero, als vertrautesten Freund Serrano's kennen gelernt haben. Bis zum März 1847 blieb der Name Serrano von dem politischen Schauplatz verschwunden. In diesem Monat ernannte ihn das Cabinet Sotomajor zum General-Inspector der Truppen der baskischen Provinzen und in Navarra. Serrano lehnte jedoch diese Ehre ab. Da glaubte der Herzog Sotomayor bei dem Senat, dessen Mitglied Serrano war, gegen letztern Klage wegen solcher Widerspenstigkeit erheben zu müssen. Die Anklage wurde von den Generalen Narvaez, Concha, Baron van Meer und vor allen durch den Herzog von Frias sehr lebhaft unterstützt und es fehlte bloß eine Stimme, die Luzuriaga's, des vertrauten Freundes Serrano's; dieser allein wagte seine Vertheidigung.

Wenige Tage nachher war das Cabinet Sotomayor nicht mehr.

Serrano ist zweiunddreißig Jahre alt. Er ist ein schöner Mann von mittelgroßer Figur und ausdrucksvollen Zügen. Zu Jaen geboren, besitzt er in hohem Grade, was man in Spanien „andalusisches Wesen" nennt. Sein politisches Glaubensbekenntniß ist das der progressistischen Moderados. m.

## Schiller's erste Begegnung mit seiner spätern Gattin.

(Aus Schillers Briefwechsel mit Körner.)

In Rudolstadt sieht er sie zuerst und schreibt über diese neue Bekanntschaft in einem Briefe vom 8ten December 1787, also nicht allzulange nach seiner Passion für Fräulein Wieland: „Eine Frau v. Lengenfeld lebt dort mit einer verheiratheten und einer noch ledigen Tochter (Schillers nachherige Frau.) Beide Geschöpfe sind (ohne schön zu seyn) anziehend und gefallen mir sehr. Man findet hier viel Bekanntschaft mit der neuen Literatur, Freiheit, Empfindung und Geist. Das Clavier spielen sie gut, welches mir einen recht schönen Abend machte." Im Anfang des folgenden Jahres kommt er wieder auf seine Heirathspläne zu sprechen: er müsse sich so stellen, „daß er eine Frau ernähren könne; „denn dabei bleibt es, daß ich heirathe. Könntest du in meiner Seele so lesen, wie ich selbst, du würdest keine Minute darüber unentschieden seyn. Alle meine Triebe zu Leben und Thätigkeit sind in mir abgenutzt; diesen einzigen habe ich noch nicht versucht. Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Du weißt nicht, wie verwüstet mein Gemüth, wie verfinstert mein Kopf ist — und alles dieses nicht durch äußeres Schicksal, denn ich befinde mich hier von der Seite wirklich gut, sondern durch inneres Abarbeiten meiner Empfindungen. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, Hoffnung, die fast ganz aus mir verschwunden ist; wenn ich die abgelaufenen Räder meines Denkens und Empfindens nicht von Neuem aufwinden kann, so ist es um mich geschehen. „Eine philosophische Hypochondrie verzehrt meine Seele, alle ihre Blüthen drohen abzufallen". Dennoch sagt er kurz nachher, als er zum zweiten Mal nach Rudolstadt kommt, er werde eine sehr nahe Anhänglichkeit an das Lengenfeldsche Haus und eine ausschließende an irgend eine einzelne Person aus demselben sehr ernstlich zu vermeiden suchen. Das glückt ihm seiner Meinung nach auch, aber doch wird ihm der Abschied nachher sehr schwer; Mutter und Töchter sind ihm gleich lieb und werth geworden und er ihnen auch. „Beide Schwestern haben etwas Schwärmerei, doch sie ist bei beiden dem Verstande subordinirt und durch Geisteskultur gemildert. Die jüngere ist nicht ganz frei von einer gewissen Coquetterie d'esprit, die aber durch Bescheidenheit und immer gleiche Lebhaftigkeit mehr Vergnügen gibt, als drückt. Ich rede gern von ernsthaften Dingen, von Geisteswerken, von Empfindungen — hier kann ich es nach Herzenslust und ebenso leicht wieder auf Possen überspringen." — In einem andern Briefe knüpft Schiller große Hoffnungen an das „innige Verhältniß", das sich zwischen ihm und Wieland zu bilden schien. Aber einen Monat später fürchtet er, daß Wieland in seiner Idee sinken wird; er ist in Ansehung seiner von jedermann der ihn kennt, auf eine erstaunliche Inconsequenz vorbereitet und die wird es zu keiner Freundschaft kommen lassen ꝛc. In die meist ernste briefliche Unterhaltung mischen sich zuweilen Erzählungen, wie sie das kindlichste Gemüth nicht artiger in seinen Jugendbriefen geben könnte. Schiller wird zur Herzogin (in Weimar) geführt: „Hier that man nun (auf Hofmanier) sehr gnädig gegen mich, ich mußte Kaffee trinken und zwei Stück Kirschkuchen essen (der nebenher gesagt, ganz vortrefflich schmeckte und keinen Stein hatte)" u. s. w. Noch wenige Tage weiter, so sind ihm über Wieland die Augen vollends geöffnet. Niemand als seine Frau, die alle Ungewitter seiner Launen abwartet, kann in seiner Atmosphäre dauern; wer noch mit ihm zusammengekommen, hat ihn gleich weggehabt. „Dabei hat er eine gar sonderbare Neigung um Fürsten zu wohnen. Seine Tochter und Reinhold versichern mich, daß sie vorzüglich der Pracht der Möblirung zuzuschreiben sei, die er in ihrem Zimmer finde. Für dieses hat er eine ganz besondere Schwäche. Etwas natürlich thut doch die Eigenliebe. — Was ihn z. B. an die alte Herzogin attachirt, ist die Freiheit, die er sich bei ihr erlauben darf — neben ihr auf dem Sopha zu schlafen. Man sagt, er soll ihr schon auf das Heftigste widersprochen und einmal das Buch an den Kopf geworfen haben. Ich kann nicht bezeugen, ob das letztere wahr ist; wenigstens sieht man die Beule nicht mehr."

---

## * Nekrolog.

(Frankfurt, 19. Sept.)

Die hiesige Bundesmilitär-Commission verlor in der vergangenen Woche ihr ältestes Mitglied durch den Tod. Der großherzoglich hessische Generallieutenant und Generaladjutant Freiherr Gustav Alexander von Ebersberg genannt von Weyhers, der schon seit 1818 als Abgeordneter des Großherzogthums Hessen oder der dritten Division des achten Armeecorps, an deren Arbeiten Theil nahm, endete nämlich am 13. d. M. zu Gersfeld, dem späteren Sitz seiner Ahnen, seine irdische Laufbahn in Folge eines tödtlichen Schlaganfalls. Geboren den 25. September 1769, trat v. Ebersberg 1790 als Lieutenant in landgräflich hessen-darmstädtische Dienste, in denen er sehr rasch vorrückte. Nachdem sodann Hessen-Darmstadt zum Großherzogthum erhoben worden war, leitete er längere Jahre das Kriegsministerium als dessen Chef. Sowohl in seinen dienstlichen als Privatverhältnissen zeigte v. Ebersberg große Geschäftsgewandtheit und eine sich nie verleugnende Uneigennützigkeit. Er verband hiermit einen ritterlichen Sinn und eine unbeugsame Rechtlichkeit in allen seinen Handlungen und Gesinnungen. Obwohl er keine Ausgaben sparte, die er glaubte seiner Stellung schuldig zu seyn, so fand er doch keinen Gefallen daran, ein s. g. Haus zu machen, wozu ihn seine Vermögensverhältnisse in den Stand gesetzt haben würden. Er zog es vielmehr vor, die Kosten eines solchen auf geheime Wohlthaten zu verwenden, die seinen Verlust noch lange von so manchen Bedürftigen sowohl in Frankfurt als Gersfeld werden bedauern lassen. Der verstorbene Freiherr von Ebersberg war der letzte männliche Sprößling des uralten reichsritterschaftlichen Geschlechts dieses Namens, welches zur Zeit des deutschen Reichsverbandes zum fränkischen Ritterkanton Rhön-Werra zählte. Dasselbe, dessen Stammsitz der Ebersberg bei Fulda war, spielte in der Vorzeit dieses Stifts stets eine bedeutende Rolle und ein Hermann von Ebersberg genannt von Weyhers kommt mit seiner Gattin Gulla, einer gebornen Voigt v. Salzburg schon 1364—1385 vor. Von der Linie des genannten Geschlechts, welcher der Verstorbene angehörte, leben noch drei weibliche Glieder, die in den ehelichen Stand getreten und Enkelinnen dessen Vaters Bruders sind. Eine jüngere Linie, welche durch die in solche erfolgte Vermählung einer von Leyen'schen Erbtochter den Beinamen von Leyen dem ihrigen beigefügt hatte, war bereits 1803 im Mannsstamm mit Amand Philipp Ernst v. Ebersberg genannt von Weyhers und Leyen erloschen, dessen einzige Tochter sich an den Grafen von Frohberg und La Roche und nach dessen Ableben an einen Herrn Bader vermählt hat. X.

## Tabletten.

⁂ Der Marschall Oudinot, Herzog von Reggio, welcher dieser Tage mit Tod abgegangen, ist zu Bar-le-Duc geboren. Seit 1783 diente er dem französischen Heere. Bei der berühmten Bataille von Zürich war er Divisionsgeneral und wurde nach dem Siege von Genua zum Chef des Generalstab Massenas ernannt. Bei Austerlitz, Jena, Friedland und Wagram commandirte er jenen Theil der großen Armee, der sich unter dem Namen der Vereinigten Grenadieren seinen Feinden so furchtbar gemacht hat. Auf dem Rückzug von Moskau schlug Marschall Oudinot die Russen bei Borizof, besetzte die Ufer der Beresina und deckte den Uebergang der großen Armee. Bis zum Sturze des Kaisers bewährte er sich jederzeit als ein tapfrer und treuer Held. Er war mit Wunden bedeckt. Die von ihm hinterlassenen, höchst interessanten militärischen Memoiren wird der des Vaters würdige Sohn, der Generallieutenant Oudinot veröffentlichen. m.

⁂ Man schreibt aus Berlin: Ein junger, noch nicht gewandter Verleger hat mit einem Romanfabrikanten einen Kontrakt auf einen neuen Roman abgeschlossen. Das Honorar ist bogenweise bestimmt, in dem Kontrakte aber die Angabe vergessen worden, wie viele Bände der Roman haben solle. Der Romanfabrikant, der zu den seligen Schriftstellern gehört, die Bücher fertig machen, ohne Geistesanstrengung, was eben sowohl aus Unlust zur Anstrengung, wie aus Mangel an Geist geschieht, liefert nun dem bedauernswerthen Verleger Bogen auf Bogen, Band auf Band. Es ist gar kein Ende des Romans abzusehen, drei Generationen haben darin bereits ausgeliebt, ausgelebt und ausgelitten. Da hat denn endlich der Verleger aufgehört, dem Schriftsteller das Honorar zu zahlen, weil er sonst alle seine Zahlungen einstellen müßte, und der Schriftsteller hat ihn nach dem Buchstaben des Kontraktes verklagt.

⁂ Man hat bei uns kaum eine Vorstellung, welche Verehrung und Theilnahme der Engländer für Personen von hohem Range hegt. Die geringste ihrer Handlungen, und wenn sie auch nur eine kleine Mittagsgesellschaft geben, oder von einem Landhause zum andern reisen, wird öffentlich bekannt gemacht. Bei der königlichen Familie geht diese Theilnahme vollends in das Lächerliche über. Wir wollen eine Probe geben. Ueber den Aufenthalt Ihrer Majestät in Schottland wird jetzt von den Zeitungen das genaueste Tagebuch geführt, und es kommen darin Nachrichten vor wie folgende im letzten „Globe": „Clary Macpherson mit seinem jungen Sohne Gardon machten ihre Aufwartung. Letzterer wurde vom Prinzen Wales und der Prinzessin Alice mit der größten Freundschaft empfangen. Nachdem die drei Kinder einige Zeit ihr Vergnügen daran gehabt, im Hause herumzulaufen, gingen sie aus, um den Hügel zu ersteigen, und da das Wetter schlecht zu werden drohte, so begleitete sie einer der königlichen Bedienten mit Regenschirmen. Die jungen Freunde waren auf diesem Spaziergange ungefähr eine halbe Stunde abwesend."

⁂ Die würtembergische Staatseisenbahncommission hat sich den lautesten Dank der Damen dadurch erworben, daß sie denselben gestattet, ihre Lieblingshündchen mit sich in die Wagen erster und zweiter Klasse zu nehmen und sie auf dem Schooß zu behalten, was für sehr viele eine große Beruhigung ist, indem sie traurige Schicksale für jene Carissimi in dem Hundekasten zu befürchten hatten.

⁂ Am 3. November d. J. wird Voltaire's ehemalige Besitzung Ferney am Orte selbst in vier Parzellen, oder auch im Ganzen, öffentlich versteigert. Das Ganze, aus dem Schloß, Waldungen und Gründen mit einem Gesammtflächenraum von 163 Hektaren bestehend, ist zu 350,000 Francs veranschlagt.

⁂ Im Dorfe Lapsch (Ungarn) ist ein 13jähriges Mädchen lebendig begraben worden; es lag vom 5. bis 8. August im Grabe, also 3 Tage, wornach erst der Todtengräber, der nebenan sein trauriges Geschäft verrichtete, durch Winseln aufmerksam gemacht, Leute herbeiholte. — Das Mädchen befindet sich beim Ortspfarrer.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Seit Jahren hat für keinen Winter eine solche Armuth an neuen Bühnenstücken geherrscht, wie für den Winter, welchen wir vor der Thür haben. Es ist eine furchtbare Dürre nach der reichen Ernte an dramatischen Zugmitteln des vorigen Winters. Von den Beherrschern der Bühne steht nur von Gutzkow ein neues Drama: „Wullenweber", zu Neujahr zu erwarten. Es spielt in Lübeck, zur Zeit der Auflösung der Hansa. — Madame Birch-Pfeiffer hat auf ihrer dramatischen Verarbeitungsmaschine Auerbach's Novelle: die Frau Professorin, für die Bühne zurecht gemacht. Für die Marquise von Villette hat diese Schriftstellerin von der Berliner Hofbühne bereits 3000 Thlr. Tantieme erhalten.

— Die Musik der Alten, bis jetzt noch wenig bekannt, ist jetzt uns näher gerückt durch Auszüge aus einem griechischen Originalmanuscript im 2ten Theil des 16ten Bandes der Notices et Extraits de la Bibl. roy.

— Vor einiger Zeit wurden in einer Pariser Versteigerung etwa fünfzehn deutsche Originaldramen, welche fast alle das Jahr „1684" und den Autornamen „Zwengsahn" tragen, öffentlich versteigert. Sachverständige, welche diese Dichtungen theilweise geprüft, sind von ihrer dichterischen Schönheit entzückt und bezeichneten den Verfasser als einen deutschen Shakespeare. Die „Allgem. Theaterchronik", welche eine Mittheilung darüber macht, verspricht für später weitere Aufklärungen über diesen für die deutsche dramatische Literatur vielleicht sehr wichtigen Fund.

— Jenny Lind hat dem Shakspeare Haus-Comité ihre Bereitwilligkeit angezeigt, in irgend einer Stadt, wo sie noch nicht aufgetreten, ein Concert für diesen Zweck zu geben.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 21. September. Fritz, Ziethen und Schwerin, dramatische Kleinigkeit in 1 Akt. Hierauf folgt: Der Vetter, Lustspiel in 3 Akten, von Roderich Benedix.

Mittwoch, den 22. September. (Neu einstudirt und neu in Scene gesetzt) Oberon, König der Elfen, große romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherz. Hoftheaters zu Mannheim. Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 263.** Donnerstag, den 23. September **1847.**

### * Erinnerungen aus Offenbach am Main.

(Fortsetzung.)

Nach dem Eintritte ihrer Enkelinnen in die Welt mag es ziemlich stille in dem Haus der alten Dame geworden seyn. Sie hatte ihre liebenswürdige Tochter, ihren Gatten, ihren Sohn vor sich in's Grab sinken sehen und führte nun in ihrer „Grillenhütte“ ein abgeschiedenes einsames Leben. Sie empfing zwar mitunter Besuche von Göthe, Herder u. A. und stand mit dem Freunde ihrer Jugend in stetem brieflichen Verkehr. Außerdem beschränkte sich aber ihr persönlicher Umgang fast gänzlich auf Buri, mit dem sie während der schönen Jahreszeit fast jeden Abend in dem stillen Gärtchen auf und niederwandelte, ihre Gedanken über die Erscheinungen in Wissenschaft und Kunst austauschend mit dem „edelgesinnten gefühlvollen“ Bury, wie sie ihn nennt. Er kann denjenigen, welche näher mit der Literatur des vorigen Jahrhunderts vertraut sind, nicht unbekannt seyn. Seine lyrischen Dichtungen, die an den Tiedge'schen Urania-Ton erinnern, ganz die Gemüthseligkeit und die didactische Schwärmerei von Anno 1780 athmend, waren ihrer Zeit beliebt und geschätzt. Im Jahre 1758 zu Offenbach geboren, lebte er zuletzt als landgräflich hessen-homburgischer Regierungsrath in Homburg v. d. H., wo er auch gestorben ist.

Noch einmal besuchte Sophie von la Roche den Oberon-Dichter in seinem Osmanstedt und verlebte einige glückliche Tage an dem Musenhofe zu Weimar, die sie in ihren „Schattenrissen abgeschiedener Stunden“ geschildert hat und über welche auch Böttiger in den „literarischen Zuständen und Zeitgenossen“ klatschhafte Mittheilungen gibt. Sie starb in ihrem sechsundsiebzigsten Jahre, im Februar 1707. Eine Viertelstunde von Offenbach, hart an dem Main, liegt das kleine schmutzige Dörfchen Bürgel; hier ist die edle Frau auf dem ländlichen Gottesacker neben ihrem 1789 gestorbenen Gemahl und ihrem Sohne Franz Wilhelm, dicht an der halbverfallenen Kirchenmauer begraben.

2.

Grade neben der Behausung der Frau von la Roche wohnte der am 6. April 1842 gestorbene Hofrath Anton André; sein Name hat als Theoretiker und einer der ersten Verleger in der musikalischen Welt einen großen Klang. Die Söhne, unter welchen der Eigenthümer des Hauses „Mozart“ in Frankfurt, besitzen sämmtliche hinterlassene Manuscripte Mozart's, die André von der Wittwe angekauft hat. Dieselben bilden eine Reihenfolge von zweihundert achtzig Nummern und werden noch in Offenbach aufbewahrt.

Gründer der Handlung André war der 1799 gestorbene und seiner Zeit überaus geschätzte Johann André, der Componist eines Liedes, das in fröhlichen Kreisen, wenn die gefüllten Becher läuten, noch oft genug ertönt, — des alten Wein- und Rheinliedes vom Wandsbecker Boten. Johann André, ein Mann von „angebornem lebhaftem Talente,“ hatte anfangs bei einem Jugendkameraden Klavier- und Violinspiel gelernt, dann nach Königs Choralbuch die Harmonie studirt. Im zwanzigsten Jahre kam er nach Frankfurt, wo er den „Töpfer“ komponirte, ein Singspiel, dessen Text er selber verfaßte, und Göthe's „Erwin und Elmire.“ Hierauf gründete er in Offenbach eine Seidenfabrik, verkaufte sie indeß bald wieder, und ging im Jahre 1777 als Musikdirector nach Berlin, von wo er nachmals nach Offenbach zurückkehrte. Er war ein ungemein fruchtbarer und „allzeit feuriger“ Componist; seine Familie bewahrt noch eine Menge kleiner Opern und Singspiele, zu welchen er sich fast immer den Text selbst dichtete.

Durch die Composition von Göthe's „Erwin und Elmire“ ist André mit dem damals noch in der Vaterstadt lebenden Dichter in freundliche Berührung gekommen. Jener weilte später oft Tage und Wochen bei ihm. Besonders im Frühling des Jahres 1777 besuchte Göthe das eben sich zur Stadt heranbildende heitere Offenbach, das Anziehendes genug für ihn haben mußte. Der Dichterjüngling war nämlich damals in den goldnen Fesseln des ebenso süßen als schmerzlichen Verhältnisses zu seiner Lili, die er bekanntlich zuerst im Winter 1774 in dem Hause ihres Vaters, Herrn Schönemann, am Klavier gesehen und Lili hielt sich im Frühling des Jahres 1775 zu Zeiten in dem Landhause ihres Oheims Bernard zu Offenbach auf, demselben, welches jetzt von dem bekannten Philologen Karl Ferdinand Becker bewohnt wird. André, unerschöpflich in Gesängen und Schwänken zum Clavier, ließ sich dann oft bis der Nachtwächter die zwölfte Stunde abrief, von den Liebesleutchen an's Clavier fesseln, wodurch sie sich eines längeren Beisammenseyns erfreuen konnten. Ueberhaupt wird noch mancher harmlose Zug aus dieser Periode von dem Dichter erzählt, der damals noch an der ganzen lyrischen Zerfahrenheit der Jugend litt. *)

Bei einer dämmernden Mondnacht hat er sich einst in weiße Lacken gehüllt und so auf hohen Stelzen in dem Städtchen herumschreitend — Göthe war nämlich in seiner Jugend ein sehr geübter Stelzengänger — vielen Leuten zu den Fenstern des ersten Stockwerkes hereingeschaut, daß Jene ein panischer Schreck befiel ob der lan-

*) Uebrigens erschien im Jahre 1775 bereits die zweite Ausgabe von Werther's Leiden und Egmont, so wie auch ein gutes Stück vom Faust bereits gedichtet war. Anmerk. d. Verf.

gen, weißen, geisterhaften Gestalt. Ein anderes Mal, bei der Taufe des vorerwähnten Hofraths Anton André, saß die ganze Gesellschaft bei dem Kindtaufschmause. Da tritt Göthe nach kurzer Entfernung mit einem verdeckten Gerichte herein, das er schweigend auf den Tisch setzt. Und als man später die Serviette von der Platte hob, lag der kleine Täufling, sorgsam eingewickelt, darin.

Am besten lernt man dieses Leben und Treiben des 27jährigen Goethe kennen in den Briefen an die Schwester der Stolberge, spätere Gräfin von Bernstorf (gestorben den 30. Juni 1835 in Kiel), deren Mittheilung wir Herrn von Binzer und seiner Gattin verdanken, welche sich unter dem Pseudonym T. A. Beer und Ernst Ritter in der neuesten Novellistik hervorgethan haben. Diese Kleinodien aus der schönen Frühlingszeit des Dichters sind außer jenen durch den Verfasser der „hohen Braut" früher in Lewalds „Europa" veröffentlichten drei Studentenbriefen Goethe's aus Leipzig (von 1765 und 1766) gewiß die ältesten und individuellsten Briefe, welche wir von ihm besitzen. Sie halten uns die Züge des Dichterjünglings, des Werther-Göthe fest und sind somit von größerem Werthe als alle jene Herrn Kräuter in die Feder dictirten kühlen Mittheilungen aus den „Nebenstunden des Greises Göthe", als alle jene Papierschnitzel, welche man dem Andenken unsers verehrten Dichters nachschleppt, indem man sich bis zur Veröffentlichung seiner Amtsbriefe als Theaterintendant und dergleichen mehr vergißt. Als ob Mittheilungen der Art irgend einen Werth hätten, wenn sie nicht zur Vervollständigung des Bildes einer bedeutenden Persönlichkeit wesentlich beitragen, so daß es leicht wird, dieses klar in unsre Seele aufzunehmen und unser Herz dadurch zu erweitern und zu erquicken! Da sprudelt uns die liebenswürdig-naive Schwärmerei, der unruhige Drang und Rausch jener Zeit noch frisch und ganz anders entgegen, als in den zu Weimar aufgezeichneten Erinnerungen, wo so Manches aus späterer Lebenserfahrung mit eingeschenkt wird. Diesen Abstand der späteren Schilderung mit der damaligen Wirklichkeit scheint der Alte selbst sehr wohl zu fühlen, wenn er im achtzehnten Buche sagt: „Ueberhaupt fehlt dieser Darstellung im Ganzen die weitläufige Redseligkeit und Fülle einer Jugend, die sich fühlt und nicht weiß, wo sie mit Kraft und Vermögen hinaus soll," wenn er an einer andern Stelle, um die Erzählung „einer lebendigen Anschauung, einem jugendlichen Mitgefühl anzunähern", die in jener Zeit gedichteten schönen Lieder einwebt.

(Schluß folgt.)

---

## Ein Scharfrichter in Griechenland.

In Griechenland ist es während der letzten Jahre fast unmöglich gewesen, jemand zu finden, der sich bereit gezeigt hätte, das Amt eines Scharfrichters zu übernehmen, weil das Leben eines solchen stets zum wenigsten in gleichem Grade gefährdet war, als das seines Opfers. Die folgende Schilderung, die wir den Reisebemerkungen einer Dame entlehnen *), mag als Beispiel dienen.

*) Wayfaring Sketches among the Greeks and Turks, and on the Shores of the Danube. By a Seven Years' Resident in Greece. London.

Bei einer Gelegenheit (sagt die Erzählerin), als zwei unglückliche Männer die Todesstrafe erleiden sollten, war ein großer, wild aussehender Neger die einzige Person, die man finden konnte, um das schreckliche Werk (bei der Guillotine) zu verrichten, und auch dieser Mensch willigte nur unter der Bedingung darin, daß man ihn Tag und Nacht durch eine Militärwache schützen würde. Denn es war unter den Griechen Sitte geworden, den Scharfrichter am Tage vor seinem Werke zu ermorden. Im gegenwärtigen Falle fanden sich die Stränge der Guillotine in so unauflösbare Verwirrung gebracht, daß es dem Neger unmöglich war, sein Werk zu vollbringen. Der Verurtheilte mußte wieder abgeführt werden und man war genöthigt, einen andern Scharfrichter zu suchen und aus der Ferne herbeizuschaffen. Von einem solchen berichtet nun unsre Reisende:

Er war ein Franzose, Namens Carripèze, welcher durch Unfälle, deren einzelne Umstände mir entfallen sind, von einer ansehnlichen Stellung in der Gesellschaft zur größten Armuth herabgekommen war, welche er zu seinem Schmerz mit seiner schönen Gattin und zwei jungen Töchtern zu theilen hatte. Er willigte ein, sich in der entsetzlichen Kunst zu üben und in den Dienst der griechischen Regierung zu treten, jedoch unter der Bedingung, daß sein wahrer Beruf nicht nur vor denjenigen geheimgehalten werden sollte, die ihn mit ihrer Rache verfolgen könnten, sondern daß derselbe auch für seine Familie ein strenges Geheimniß bleiben müßte. Man kam dahin überein, daß er seinen Wohnsitz zu Egina nehmen und sich als ein gewöhnlicher Gewerbtreibender beschäftigen sollte, damit niemand sein wahres Gewerbe ahnen möchte. Egina war früher ein beliebter Sommeraufenthalt der Einwohner Athens, bis sie genöthigt wurden, denselben zu meiden, weil man ein Hospital für Aussätzige daselbst errichtet hatte. Indeß befindet sich noch unter den Bewohnern der Insel selbst eine gewisse Gesellschaft, in deren Kreisen der Henker und seine Familie mit der schmeichelhaftesten Hochachtung empfangen wurde. Fremde sind stets willkommen in Griechenland, und in diesem Falle war die Frau zu schön, die Töchter zu anmuthig, um nicht die beste Aufnahme zu finden. Bald wurden sie wohlbekannt und äußerst beliebt auf der Insel und eins der jungen Mädchen wurde mit dem Sohne eines der vornehmsten Grundbesitzer am Orte vermählt.

Eine beträchtliche Zeit hindurch wurden seine Dienste nicht in Anspruch genommen; allein das unerbittliche Schicksal ereilte ihn am Ende doch.

Es war ein Verbrechen begangen worden, zu empörend, um ungestraft hinzugehen. Ein Mann war von seinem Weibe vergiftet worden; die Untersuchung und Verurtheilung der Frau war erfolgt und man hatte ein Kriegsschiff mit den Gerichtsbeamten nach Egina abgesendet, um Carripèze nach der Insel Santarin zu führen, wo die Todesstrafe vollzogen werden sollte. Als sie zu Egina anlangten, eilte die ganze Bevölkerung nach dem Strande hinab, um die Ursache eines so ungewöhnlichen Besuches, wie der eines Regierungsschiffes, zu erfahren. Nachdem die Beamten ans Land gestiegen, erkundigten sie sich nach dem Hause des Scharfrichters. Die Einwohner antworteten durch Hohngelächter und erklärten, daß sie in ihrer Mitte keinen solchen Menschen beherbergten. Der kommandirende Officier fragte sie lächelnd, ob ihnen nicht ein gewisser Carripèze bekannt sey, und mit vieler Schwierigkeit vermochte er sie endlich zu überzeugen, daß der Mann, den sie geliebt und geachtet hatten, in der That kein anderer als der gemeine Henker war.

Sobald sich ihnen diese Ueberzeugung aufgedrungen hatte, erhoben sie ein langes lautes Geschrei voll heftiger Verwün-

schungen, die den Namen Carripèze begleiteten; ihr Abscheu, mit einem solchen auf so freundschaftlichem Fuße gelebt zu haben, ist unbeschreiblich. „Ich schüttelte seine Hand, seine blutbefleckte Hand, noch heute Morgen, wie wenn er mein Bruder gewesen wäre!" rief Einer. „Er hat mein armes Kind auf den Arm genommen und geküßt!" schrie ein Weib. „Aber ich," rief ein junger Mann, während er sein Haar zerraufte, „ich habe seine Tochter zum Weibe meines Herzens genommen, und das Blut des Henkers fließt in den Adern meiner Kinder!"

So klagend und fluchend folgten die Einwohner den Beamten nach dem Hause des Scharfrichters. Er befand sich in dem Augenblick nicht daselbst und als man unter jenem Titel nach ihm fragte, leugnete seine Gattin, mit Entsetzen im Blick, so eifrig und heftig, daß ihr geliebter Mann einen Anspruch darauf haben könnte, daß die Bevölkerung Eginas abermals zu zweifeln begann.

Gerade in diesem Moment erschien Carripèze selbst. Ein einziger Blick belehrte ihn, was vorging; er kannte sein Schicksal und gab ohne Widerstreben den Beamten zu erkennen, daß er bereit sey, ihnen zu folgen. Sie umgaben ihn mit einer starken Bedeckung, weil ihn die Bevölkerung sonst in Stücke gerissen haben würde. Sie führten ihn hinweg — diesen unglücklichen Diener der öffentlichen Gerechtigkeit.

Sein Geschäft war bald vollbracht.

Carripèze kehrte darauf nach Egina, nach seiner Wohnung zurück. Dieselbe starke Schutzwache war bestellt, um ihn nach seinem Hause zu geleiten, und der größern Sicherheit wegen landeten sie bei Nacht, denn sie wußten, daß fortan Carripèzes Leben an einem Haar hängen würde, wenn er sich nicht vor der gewissen Rache der Bevölkerung Eginas zu sichern verstände. Als er die Thür seines Hauses — seiner einzigen Zufluchtsstätte — erreichte, fand sie der unglückliche Mann gesperrt. Im Innern hörte man Weinen und Beten; aber die Gattin, die er so lange getäuscht hatte, deren Liebe sich in Haß verwandelt zu haben schien, beharrte dabei, ihn eben so streng von ihrem Hause auszuschließen, wie sie ihn aus ihrem Herzen verbannt hatte. Vergebens machte er Vorstellungen. Allein schon hatte sich die Kunde seiner Ankunft verbreitet und bereits konnte man die wüthenden Einwohner in Schaaren herzueilen sehen. Er rief seinem Weibe zu, daß sein Blut ihre eigene Schwelle beflecken werde, und nun erweichte sich ihr Herz wieder für den Vater ihrer Kinder. Sie öffnete die Thür und er stürzte hinein, während die Menge um das feste Asyl tobte, welches man nur aus dem Grunde nicht niederbrannte, weil man seine unglückliche Familie schonen wollte.

In einer Nacht ohne Mondschein, als es dunkler wie gewöhnlich war, schlich er sich aus seiner einst theuern Behausung, wo seine Gegenwart ein Fluch war, und ging, um die frische Luft am Strande zu athmen. Nicht hundert Schritte weit war er gegangen, als er, mitten durch's Herz geschossen, zu Boden stürzte; man hatte so sicher gezielt, daß er todt war, bevor noch das Jubelgeschrei, welches seinem plötzlichen Falle folgte, von den Lippen der Rächer erscholl. Die Einwohner hatten abwechselnd hinter einem großen Cypressenbaum dicht bei seinem Hause auf ihn gelauert, und die beiden jungen Männer, unter deren Kugeln er fiel, schätzten sich sehr glücklich, die erlesenen Werkzeuge zu Erreichung des Zweckes geworden zu seyn. Das war das Schicksal des letzten Henkers in Griechenland, denn meines Wissens ist jetzt kein solcher Beamter dort vorhanden. Bl. a. d. Gw.

## * Turnangelegenheiten.

(Frankfurt, im Sept.)

Der Sommer ist vorüber; früh stellt sich diesmal der Herbst ein. Wie glücklich unsere jungen und alten Turner (auch die Turnerinnen nicht zu vergessen), daß ihnen eine so räumliche und wohlhäbige Halle Schutz gegen die Unbilden der Witterung bietet. Die Sorgfalt unseres Turnvereins ist in dieser Beziehung sogar so weit gegangen, daß er die kleineren Säle des Gebäudes hat heizbar machen lassen. Es mag ihn dabei die Ansicht geleitet haben, daß mit erstarrten Gliedern nicht wohl zu turnen sey. Daß diesen trefflichen Vorbereitungen die Theilnahme des Publikums entsprechen möge, ist der Wunsch Aller, die es mit dem Turnverein und der edlen Turnkunst wohl meinen.

Bisher wurde die Anstalt nur von Knaben, Mädchen und jungen Leuten besucht. Nach der letzten Bekanntmachung des Vereins aber soll fortan auch für dessen Mitglieder, Actionäre und andere selbstständige Leute am Mittwoch und Samstag Abend von 7—8 Uhr ein Cursus für Leibesübungen eröffnet werden. Aelteren Personen, besonders solchen, die eine mehr sitzende Lebensweise führen, sind die Leibesübungen außerordentlich zuträglich. Sollte die Sache Einem oder dem Andern vielleicht bedenklich oder gar komisch vorkommen, so weisen wir auf das Beispiel von Dresden hin, wo die Zahl derjenigen Männer, die nach des Tages Last und Mühe die Glieder beim Turnen recken und dehnen, gar nicht gering ist. Dort ist man sogar schon dahin gelangt, die Jungfrauen und „Frauen" zur Vornahme solcher Uebungen, Spiele und Tänze, welche für das zartere Geschlecht geeignet sind, einzuladen. Wir sind weit entfernt, damit auf ähnliche Einrichtungen für unser nüchternes Frankfurt anspielen zu wollen. Aber was wir von der gegenwärtigen Anregung der Turnsache hoffen und billig erwarten, ist eine recht vielfältige Benützung desjenigen, was Frankfurts Turnverein für Jung und Alt jetzt bietet.

## Tabletten.

*** Rapp †. Am 7. August ist der bekannte Sektirer Rapp aus Würtemberg, fast neunzig Jahre alt, in der von ihm gestifteten seltsamen Colonie Economy bei Pittsburg, in welcher Gütergemeinschaft und die wunderlichsten Beschränkungen des ehelichen Zusammenlebens Geltung hatten, gestorben. Das patriarchalische Ansehen Rapps hat bisher diese wunderlichen Heiligen zusammengehalten, deren gemeinschaftliches Vermögen sehr bedeutend sein soll, es fragt sich jedoch sehr, ob ein Gleiches seinem Nachfolger, einem gewissen Becker, welcher ein gewandter Geschäftsmann, aber nichts weniger als ein Patriarch ist, gelingen wird. Höchst wahrscheinlich wird die Gemeinde, von welcher sich gleich nach Rapps Tode sieben Mitglieder lossagten, entweder auseinander laufen oder doch allmählich aussterben und zerbröckeln. Schon jetzt zählt die Kolonie kaum noch 400 Seelen, die Wohnungen stehen zum Theil öde, Kinder gibt es in Economy nicht, und die Alten werden nur durch die Gewohnheit an diese trübselige Ansiedelung gefesselt.

*** Wirkung des magnetischen Telegraphen. Das „Athenäum" vom 4. Sept. berichtet nach einem amerikanischen Blatt, daß die in vielen Theilen des Landes sich durchschneidenden Telegraphendrähte einen entschiedenen Einfluß auf die Elektricität zu äußern beginnen; Prof. Olmstead im Yale-Collegium bemerkt, daß wenn ein Gewitter aufzieht,

der Blitz auf 50 bis 100 (engl.) Meilen weit durch die Drähte angezogen wird, was jeder bemerken kann, der in dem Telegraphenamt eine halbe Stunde bleiben will. Man glaubt, daß wo diese Telegraphendrähte mehrfach über den Boden hin zerstreut sind, keine heftigen Gewitter, kein Einschlagen des Blitzes mehr erfolgen könne. Ausl.

⁂ Am Niederrhein ist, wie die „Mainzer Zeitung" meldet, ein **Riesensturmvogel** (Procellaria gigantea) geschossen worden. Derselbe, ein Sohn des äußersten Südens, bildet ein interessantes Gegenstück zu dem Eisvogel von Grönland, der vor einigen Jahren auf dem St. Gotthard erlegt wurde, in dessen Schneegefilden er eine neue Heimath gefunden zu haben schien.

⁂ Die „Wes. Zeit." berichtet ein furchtbares Unglück, das die schwedische Barke Jduna mit 206 **deutschen Auswanderern**, die nach Newyork bestimmt waren, betroffen hat. Das unglückliche Schiff wurde am 9. August Nachts 1 Uhr auf 44,24° Br. und 58,31° Länge im vollen Segeln von dem amerikanischen Schiffe „Shanunga", von Liverpool nach Boston bestimmt, in den Grund gebohrt. Nach den Aussagen der Geretteten hätte der Amerikaner, obschon es nebelig war, den Zusammenstoß vermeiden können. Die „Jduna" war mit vollen Segeln in ihrem geraden Laufe, während der Amerikaner kreuzte und grade mitten auf die „Jduna" zufuhr, bei dem ersten Stoße schon eine Lücke von zwei Fuß unter dem Wasserspiegel und von drei Fuß in das Zwischendeck stieß; bei dem zweiten Stoß einen ganzen Faden lang von der Seitenwand des Schiffes mit sich fortnahm und nach dem dritten Stoß erst wieder frei wurde. Das Wasser schoß mit einer solchen Gewalt in das Zwischendeck und in die Cajüte, daß es nur Wenigen gelingen konnte, in ihren Nachtkleidern noch auf das Verdeck zu kommen, von wo sie theils über Bord gespült wurden oder durch Hinabstürzen in das brausende Meer durch Schwimmen sich zu retten suchten. Die größte Anzahl der Passagiere aber ertrank im Zwischendecke, indem sie kaum aus ihrem Schlaf erwacht, sich auch schon außer Stande sahen, das Deck zu erreichen, indem das Wasser durch den Eingang hinabstürzte und so selbst die Muthigsten von einem Versuch, sich zu retten, zurückwarf. Nach 15 Minuten sank das Schiff mit seiner kostbaren Ladung an Menschen und Gütern. Der Kapitän der „Jduna" war ein Feigling und starb den Tod eines Feiglings; kaum ersah er die Gefahr seines Schiffes, als er sich mit einigen seiner Matrosen durch Flucht mit einem Boote zu retten suchte; aber, sonderbar genug, man vergaß, oder konnte in der Verwirrung und Angst das eine Ende des Bootes nicht losmachen, so daß es mit den darin Sitzenden umwarf und in der Luft schwebte, der Kapitän verwickelte sich in den Stricken, so daß er mit den Füßen in der Luft schwebte und mit dem Kopf die Wellen berührte, mit den Schwankungen des Schiffes auf- und abgezogen wurde, bis er mit demselben in der Tiefe sein Grab fand. Gleich bei dem ersten Anstoß der Schiffe sprang der Untersteuermann der „Jduna" auf das Deck der „Shanunga", und dem Einflusse dieses Mannes schreiben es die Geretteten zu, daß sie nicht das Schicksal ihrer Gefährten traf. Die „Shanunga" war unmittelbar nach dem Zusammenstoß wieder außer Gesicht und erst eine Stunde darauf konnten die nach Hülfe und Rettung schreienden, in den Wellen sich bewegenden Unglücklichen ihre Boote sich nähren sehen; und erst viel später wurde die Laterne an der „Shanunga" ausgehangen; über 2 Stunden waren die Ueberlebenden ein Spiel der Wellen, denn erst gegen 4 Uhr erreichten sie die „Shanunga."

⁂ Graf Dundonald soll die Erfindung gemacht haben, Kugeln mittelst fortgesetzter Gasströmungen zu werfen, so zwar, daß bei den Versuchen 25pfündige Kugeln 7000 Yards weit geschleudert wurden.

⁂ In **Yucatan** ist ein **blutiges Complott**, welches, wie es scheint, von den Indianern ausging, und auf eine allgemeine Metzelei gerichtet war, zum Ausbruch gekommen. In mehreren Dörfern begann gleichzeitig das Blutvergießen; in Tepic wurden alle Weißen und Mulatten ermordet, und selbst Frauen und Kinder nicht verschont. Vor diesem Schrecknisse waren alle Parteistreitigkeiten verschwunden, und die Yucatecos vereinigten sich zur Bekämpfung der Meuterer.

⁂ In Mazieres hat sich ein junger Mann sammt seiner Geliebten den Tod gegeben, aus dem einfachen Grunde, weil er bereits verheirathet war.

⁂ In Bourg ist ein Mann, Namens Piffado, zwar zum Erstenmal gestorben, aber zum Zweitenmal beerdigt worden. Bei seinem ersten Begräbniß zu Lille, wo er in Garnison stand, erweckten ihn die Flintenschüsse, womit ihn seine Compagnie in das Grab salutiren wollte. Er stieß den Sargdeckel auf, rief: „Holla!" und sprang heil und gesund auf seine beiden Füße. Als er zum Zweitenmal beerdigt wurde, blieb alles ruhig, und nach der letzten Salve wurde der Sarg ohne Störung ins Grab gesenkt.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— **München**, 17. Sept. Die Bürger Stockholms haben unserm Meister Schwanthaler einen 3 Schuh hohen Abguß, in gediegenem Silber, von der Statue des höchstseligen Königs Karl XIV. Johann, welche nach Schwanthalers Modell in der k. Erzgießerei hieselbst gegossen wurde, zum Geschenk gemacht. Die kleine Silberstatue soll beiläufig 30 Pfund schwer seyn.

— **Berlin**, 15. Septbr. Die gefeierte Madame **Schröder-Devrient**, jetzige Frau v. Döring, verweilt gegenwärtig auf einige Wochen in unsern Mauern. Sie befindet sich auf der Durchreise nach Petersburg, woselbst sie an der italienischen Oper ein Engagement antritt.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 22. September. (Neu einstudirt und neu in Scene gesetzt) **Oberon, König der Elfen**, große romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherz. Hoftheaters zu Mannheim. Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 23. September. (Neu einstudirt): **Dienstpflicht**, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Iffland.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 264.** Freitag, den 24. September **1847.**

## * Erinnerungen aus Offenbach am Main.

(Schluß.)

Abgesehen davon, daß der erwähnte Briefwechsel gewissermaßen ein kleines Ganze bildet, durch den späteren Ausgang des Verhältnisses zu Auguste Stolberg, die Göthe übrigens nie gesehen, sich fast novellistisch abrundend, ist er uns hier unendlich werthvoll, weil eben die Liebe zu Lili den hauptsächlichsten Hintergrund der tagebuchähnlich-salopp hingeworfenen Briefe bildet; die älteren wurden auch zum großen Theile in Offenbach geschrieben. Mit der löblichen Naiveität jener siebziger Jahre, in welchen die Menschen noch mehr aneinanderrückten, „duldsamer sich tragend und traulicher sich genießend," plaudert er „Gustchen" seine Herzensgeheimnisse vor und so können wir alle Entwicklungen, Freuden und Schmerzen dieser Liebe, bis er sich gänzlich von ihr losriß und nach Weimar ging, verfolgen. So sehen wir ihn, ewig schwankend zwischen Liebe und freiwilliger unmotivirter Entsagung, magnetisch angezogen, immer wieder zu der Geliebten zurückkehrend, und haben ihn lebendig vor uns, wie er bald in dem freundlichen André'schen Hause eine Scene am Faust dichtet, dann wieder, nach einer mit den Brüdern Stolberg unternommenen Reise in die Schweiz, die wie eine vergebliche Flucht vor seiner Liebe erscheint, auf dem Wasser fahren lernt und sich auf den Wellen des Maines schaukelt.

Am Schönsten und Charakteristischsten aber ist gewiß der siebente Brief, der in dem Dorvill'schen Hause, in dem die Aussicht auf den Main gewährenden Zimmer Lili's geschrieben ist. Er schildert uns unter Anderem diese Aussicht und auch die ganze Stube: „Hier fließt der Main, g'rad drüben liegt Bergen auf einem Hügel hinter Kornfeldern. — Da links unten liegt das graue Frankfurt mit dem ungeschickten Thurm, das jetzt für mich so leer ist als wie mit Besen gekehrt, da rechts auf artige Dörfchen, der Garten da unten, die Terrasse auf den Main hinunter. — Und auf dem Tische hier ein Schnupftuch, ein Panier, ein Halstuch drüber, dort hängen des lieben Mädchens Stiefel. Notabene. Heut reiten wir aus. — Hier liegt ein Kleid, eine Uhr hängt da, viele Schachteln und Pappdeckel zu Hauben und Hüten. — Ich hör' ihre Stimme. — Ich darf bleiben, sie will sich drinnen anziehen. *)

Auch Börne hat sich eine Zeit lang (ungefähr ein halbes Jahr) in dem stillen und freundlichen Städtchen aufgehalten; späterhin hat er sogar einmal den „Klingelbeutel" für die Armen desselben gemacht, indem er im Juni 1834 von Montmorency aus eine Vorrede zu dem Buche eines in Offenbach lebenden Freundes schrieb, einer Sammlung von Aphorismen, die unter dem Titel: „Die Spende. Eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen u. s. w. herausgegeben von Bernhard Reinwald" zum Besten der Armen erschien; im zweiten Bande von Börne's gesammelten Schriften ist diese Vorrede, welche tiefeinschneidende Bemerkungen über unsere socialen Verhältnisse und den Pauperismus enthält, wieder abgedruckt.

Unter den früheren Pastoren des Städtchens sind die Namen Ewald, Tobler und Stolz in der theologischen Literatur bekannt. Tobler zumal, der als „wahrer Knecht Gottes und Jesu Christi, ein Licht der evangelischen Kirche und eine Zierde der gelehrten Welt" geheißen wurde und später einem Ruf in die Schweiz folgte, ist merkwürdig dadurch, daß man ihm die Autorschaft der „Wiederlegung der Wolfenbüttel'schen Fragmente" (Zürich 1788) zuschreibt. Pfarrer Ewald, „geistreich heiter in Gesellschaft", wie Göthe sagt, gehörte dagegen jenem Offenbacher Kreise an, in welchem sich der Dichter bewegte; er war ein sehr wesentliches und belebendes Mitglied desselben. Zu seinem Geburtstag ward das Lied:

„In allen guten Stunden
Erhöht von Lieb und Wein" u. s. w.

gedichtet. (Siehe Göthe's: „Aus meinem Leben" 4. Theil 17. Buch.)

Ich könnte auch noch von dem als ornithologischen Schriftsteller bekannten Dr. Meyer und dem Besuche seines Freundes Seume erzählen.*) Aber statt dessen will ich Euch nun zu der gleichfalls in der „Domstraße" gelegenen „Rose" führen. Dies ist nämlich eine — Schuhmacherherberge, wo die Gesellen des ehrsamen Handwerks an blauen Montagen an den aus Eichenholz plump gefertigten Tischen beisammen hocken, Schaafskopf spielen und Aepfelwein trinken. Hier, in der „Rose", soll nach mündlichen und gedruckten Angaben, Göthes erste, reichsstädti-

---

*) Dieser Gedankenstrich, bemerkt von Binzer in seinen Noten zu den Briefen, hat beim Anblick des Originals wirklich etwas Tiefergreifendes; es ist als sähe man durch die offne Lücke in das Herz des Schreibenden, wie es beim Laut ihrer Stimme vom Gefühl des leidenschaftlichen Entzückens erzitterte: es erinnert an Othello's „there she comes". Man meint, das nun folgende Gespräch im gebildeten und doch starken Frankfurter Dialekt mit leiblichen Ohren zu hören; ihre verlegene Erlaubniß, er möge nur da bleiben, sie wolle ihre Sachen nehmen und sich im andern Zimmer ankleiden."

*) Siehe Göthe's „Kunst und Alterthum am Rhein und Main". — Die daselbst erwähnte, aus 6000 Stücken bestehende Vögelsammlung Meyer's ist dem Senckenberg'schen Museum einverleibt worden. A. d. V.

sche, innigliche Liebe aufgeblüht seyn — sein Gretchen, dasselbe Gretchen, welches ihm bei der Gestaltung des Klärchen vorschwebte, das er im Faust bis auf den Namen verewigt hat und das wir alle aus der im Spätalter gegebenen, aber demungeachtet noch so liebewarmen Schilderung kennen. So behauptet unter Anderm Vilmar in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur" (S. 658), Gretchen sey die Tochter des Wirths zur Rose in Offenbach gewesen. In dem zweiten Bande von „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde" findet sich jedoch eine Stelle, die ein ganz neues Licht auf dieses jugendliche Liebesverhältniß wirft. Bettina läßt nämlich die Frau Rath Folgendes von dem jungen Wolfgang erzählen: „In seiner Kleidung war er nun ganz entsetzlich eigen, ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen, auf einen Stuhl hing ich einen Ueberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu, auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe die er schon angehabt hatte, Schuhe, u. s. w., auf den dritten kam alles vom feinsten, nebst Degen und Haarbeutel, das erste zog er im Hause an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zur Galla; kam ich nun am andern Tag hinein, da hatte ich Ordnung zu stiften, da standen die Stiefeln auf den feinen Manschetten und Halskrausen, die Schuhe standen gegen Osten und Westen, ein Stück lag da, das andre dort; da schüttelte ich den Staub aus den Kleidern, legte frische Wäsche hin, brachte alles in Geleis; wie ich nun so eine Weste nehme und sie am offenen Fenster recht herzhaft in die Luft schwinge, fahren mir plötzlich eine Menge kleiner Steine ins Gesicht, darüber fing ich an zu fluchen, er kam hinzu, ich zanke ihn aus, die Steine hätten mir ja ein Auge aus dem Kopf schlagen können; — „nun es hat Ihr ja kein Auge ausgeschlagen, wo sind denn die Steine, ich muß sie wieder haben, hilf' sie mir wieder suchen", sagte er; nun muß er sie wohl von seinem Schatz bekommen haben, denn er bekümmerte sich nur um die Steine, es waren ordinäre Kieselsteinchen und Sand, daß er den nicht mehr zusammenlesen konnte, war ihm ärgerlich, alles was noch da war, wickelte er sorgfältig in ein Papier und trug's fort, den Tag vorher war er in Offenbach gewesen, da war ein Wirthshaus zur Rose, die Tochter hieß das schöne Gretchen, er hatte sie sehr gerne, das war die erste, von der ich weiß, daß er sie lieb hatte." u. s. w. —

Diese Geschichte der Frau Rath setzt jene Angabe, das Wirthstöchterlein in der Rose sey dasselbe uns aus „Dichtung und Wahrheit" bekannte Gretchen gewesen, doch etwas in Zweifel. Sie läßt viel eher eine in dem Buche, wo der Stoff ja meist künstlerisch verarbeitet ist, verschwiegene, idyllische, veilchenduftige Knabenliebe Göthe's vermuthen; eine Annahme, der man sich auch am Liebsten hingibt.

Die Liebe eines Dichters ist heilig und in der Reihe schöner und anmuthiger Mädchenbilder, die sternengleich aus dem tiefblauen Grunde des Göthe'schen Lebens entgegenstrahlen, nimmt Gretchen gewiß nicht die letzte Stelle ein. Aber so sorgsam man darum auch nach einer näheren Kunde über sie forscht — die Zeit vergeht. Die alten Wirthsleute sind verdorben und gestorben und die jetzigen wissen kaum noch, daß ein Töchterlein ihres Vorfahren Gretchen hieß.

---

## * Ein Somnambüle.

Von Alex. Dumas.

Paris, 5. September.

Sie erhalten unterm Heutigen einen langen, Ihnen hoffentlich interessanten Brief über ein Ereigniß in meiner Behausung; nämlich die Schilderung einer magnetischen Sitzung.

Ich bat Herrn Marcillet, mit seinem Somnambülen Alexis den Tag auf dem Christusberge zuzubringen. Es war, wenn ich nicht irre, am vergangenen Donnerstag, als ich die Einladung an ihn schickte. Seitdem hat sich in meinem Hause ein Zufall ereignet, der mich wünschen ließ, die Sitzung auf den andern Tag zu verschieben.

Mein armer Araber Paul war nämlich Donnerstags Abend krank geworden, und die Krankheit hatte in dem Grade zugenommen, daß er heute ohne Bewußtseyn dalag. Daher hätte ich, wie gesagt, gewünscht, die Sitzung auf einen andern Tag verlegen zu können. Unglücklicherweise aber waren einige Freunde gekommen, welche ich, aus Mangel an Zeit, von dem Aufschub nicht hatte benachrichtigen können, und die somit vergeblich nach Saint-Germain gekommen wären.

Nach zwei Stunden war Alles vereinigt. Die Sitzung fand in einem großen Saale statt. Man holte eine Tafel; über diese breitete man einen Teppich aus, und auf diesen legte man zwei noch in den Umschlag eingehüllte Spiele Karten, sowie Papier, Bleistift, Bücher u. s. w.

Herr Marcillet schläferte Alexis, ohne eine einzige Bewegung zu machen, ein, — nur durch die Macht seines Willens. Der Schlaf erfolgte nach 5—6 Minuten. Einige nervöse Schauer und eine leichte Beklemmung der Brust gingen voran. Es war ein Ueberfluß von Fluidum vorhanden. Marcillet entfernte denselben durch mehrmaliges Streichen und der Schlaf wurde ruhiger; nach kurzer Zeit war er vollkommen fest.

Es wurden zwei Pfropfen von Watten gemacht und auf Alexis' Augen durch ein Schnupftuch gebunden.

Der Lehnstuhl, worin der Somnambule schlief, wurde gegen eine Tafel geschoben; auf die andere Seite setzte sich Herr Bernhard, welcher ein Kartenspiel anfing. Als er die Karten berührte, erklärte Alexis, daß er sich vollkommen hell fühle, und man ihn daher fragen möge, was man wolle. Er befand sich in der That im vollkommenen Schlafzustand, jedoch in einer lebhaften, nervösen Stimmung.

Drei Partien wurden gemacht, ohne daß Alexis ein einziges Mal seine Karten aufhob; beständig sah er sie auf dem Tische liegen, und zeigte zum Voraus an, welche Karte er spielen werde.

Mehrere Personen äußerten den Wunsch, daß Bernhard seinen Platz abtrete. Derselbe zog sich also zurück, und Carl Ledru setzte sich zu Alexis. Die Heiterkeit und Helle des Geistes nahmen zu. Alexis zeigte die Karten an, wie sie Ledru gab. Endlich warf er das Spiel hinweg und sagte: „Das ist zu leicht! Etwas anderes!" Man nahm von den auf der Tafel liegenden Büchern eines, dessen Inhalt dem Somnambulen völlig unbekannt war. Es war der durch Louis Vivien übersetzte Walter Scott, die Gewässer von Saint-Ronan.

Der Sonambule schlug zufällig 229 auf. „Auf welcher Seite soll ich lesen? fragte er. Auf Seite 249, antwortete Maquet. Vielleicht wird dieses etwas schwer seyn. „Das thut nichts, ich will es versuchen."

„Leset", sagte Marcillet. Und er las ohne Anstoß. Aber aus Ungeduld ließ man ihn nicht lange lesen; man nahm ihm das Buch aus den Händen.

Maquet wurde aufgefordert, den Bleistift zu nehmen und auf Papier ein Wort zu schreiben, und dieses Papier mit einem doppelten Umschlag zu versehen.

Er ging bei Seite, ohne daß Jemand wußte, was er schreiben werde; als das Wort geschrieben und wohl eingeschlossen war, brachte er es dem Schlummernden.

Alexis betastete den Umschlag. „Das ist leicht zu lesen", sagte er, „denn die Schrift ist schön." Er nahm den Stift und schrieb in denselben Zügen wie gestochen das Wort „Orgue" auf den zweiten Umschlag.

Man zog das Papier aus seinem Futteral. Nicht allein das Wort „Orgue" war darauf geschrieben, sondern es war auch die täuschend ähnlich nachgemachte Schrift Maquet's.

Da kam mir der Einfall, mit dem Somnambulen über den kranken Paul zu sprechen, und ich fragte ihn also, ob er auch in die Entfernung sehen könne? Er antwortete nur, daß er alles thun werde, was ich von ihm verlangen würde. Ich faßte ihn an der Hand und befahl ihm, in Paul's Zimmer zu sehen.

(Schluß folgt.)

## * Die jugendlichen Liebhaberinnen unserer Bühne.

Unsere Bühne ist sicherlich vor allen anderen mit Unpäßlichkeiten und Krankheiten aller Art gesegnet, sie ist gleichsam ein dramatisches Hôtel-Dieu, denn wenn wir heute von einem neuen Engagement vernehmen, so steht die Acquisition morgen bereits als unpäßlich auf dem Zettel. Da nun auch noch verschiedene Künstler und Künstlerinnen, statt die Wasserkur in Gräfenberg zu gebrauchen, sich hier damit, neben der Kunst, beschäftigen, so kann es nicht fehlen, daß die Frankfurter Bühne täglich mehr den wohlthätigen Charakter einer Heilanstalt annimmt, womit sich recht sinnig und passend die Bequemlichkeit eines Invalidenhôtels verbindet.

Wollen wir nicht ungerecht seyn, so müssen wir eingestehen, daß diese Entwicklung nicht an der Direction liegt, sondern an den Verhältnissen. Wie wäre es früher einem dramatischen Künstler eingefallen, Tage und Wochen lang nichts als Wasser zu trinken. Dazu kömmt, daß sich nicht nur die Sitten geändert haben, sondern auch die Kontrakte und die Gagen, die durch keine Zwischenfälle unterbrochen werden können und mit der größten Pünktlichkeit am Zahltage geleistet werden müssen.

Gegen die Krankheiten der Künstler wird man also kein durchgreifendes Mittel besitzen, man muß sie ihnen vielmehr als eine passende Erholung von ihrem schweren Berufe gönnen. Wo sie, wie namentlich bei den Herren Breuer und Chrudimsky, mehr als Erholung, wo sie Wahrheit sind, müssen wir, neben uns, die Kranken bedauern.

Etwas Anderes sind die Krankheiten; etwas Anderes die jugendlichen Liebhaberinnen. Jene müssen wir uns gefallen lassen. Diese würden wir uns gefallen lassen; allein leider haben wir keine jugendlichen Liebhaberinnen. Madame Thomas hat bei großer Wärme einen zu besonnenen und gesetzten Ausdruck für den Begriff der Jugend, und Fräulein Hausmann hat eine zu bewegliche und unsichere Manier für den Begriff der Liebhaberin. Sie muß noch lernen „was Liebe ist", wir meinen Liebe in der Kunst, zu welcher vor Allem Ruhe in der Kunst gehört; sie muß noch lernen sich bewegen, gehen, sich setzen; sie muß selbst noch lernen in gefälliger Abstufung Prosa reden; denn wo ihre Rede nicht durch den Rhythmus des Verses belebt und nüancirt wird, da leidet sie häufig an Eintönigkeit. Fräulein Hausmann wird eine jugendliche Liebhaberin werden, wenn sie uns den Beweis liefert, daß wir nicht allein die hastige Jugend in ihr feiern, sondern daß sie, selbst wenn jene Blüthe, die ihrer ohnedieß angenehmen Individualität zum Relief dient, geschwunden seyn sollte, durch die innere Anmuth die äußere ersetzen kann. Die Direction wird sich ein Verdienst erwerben, wenn sie solchen und ähnlichen Talenten einen Wirkungskreis eröffnet; allein als Kunstgenuß darf sie uns diese Talente nicht vorführen wollen, da wir in Allem, was sie uns bieten, die Schule und die Lehrjahre erkennen.

Sollte man wirklich daran denken, auf sie die Tragödie zu stützen?! Wir glauben, daß sie selbst im Lustspiel nur eben durch die Effekte des Dichters zu den Erfolgen geführt werden, die wir ihnen freigebig spenden, und zu welchen sie selbst meist nicht viel mehr als ihre Persönlichkeit und ihre Individualität hergeben. So etwas ist selbst noch von der Routine entfernt, geschweige denn von der Kunst. Daß wir bei diesem Urtheil ganz von jenen Erfolgen absehen und uns nur an die Sache halten, wird man uns um so weniger zum Vorwurf machen können, als wir namentlich bei der Aufführung der „Erziehungsresultate" sehr unzweideutig wahrgenommen haben, daß der Beifall, den man spendete, nur einer liebenswürdigen Persönlichkeit galt: man berieth sich beinahe einige Minuten über den Hervorruf, bevor man dazu schritt. Ist solches nicht sich selbst täuschen? Und wenn die Direction fortfährt, uns, die wir seit der Lindner an Künstlerinnen gewöhnt waren, durch Anfängerinnen zu unterhalten, verdienen wir es besser? Wenn die Kritik irgend welche Verpflichtung hat, den rechten Gesichtspunkt hervorzuheben, so hat sie dieselbe sicherlich in jedem Falle, wo es sich darum handelt, offenbarer Verwirrung der Kunstinteressen entgegenzuwirken, die, wir wiederholen es, nie auf schwache Schultern geladen werden sollen.

## Tabletten.

*** Die englischen Zeitungen erzählen von einem neuen, riesenartigen Teleskop, das in Cambridge (Vereinigten Staaten) auf der dortigen neuen Sternwarte aufgestellt ist. Der Pfeiler, auf welchem es steht, besteht aus Granitblöcken, welche aufeinandergesetzt sind. Es ist ein Kegelstück, das an der Basis 20 Fuß und am oberen Theile 10 Fuß im Durchmesser hat, und ungefähr 20 Fuß hoch ist: die Basis liegt indeß 20 Fuß tief unter der Erde. Auf der flachen Oberfläche ist das Fußgestell angebracht, auf welchem das Telescop ruht, und dieß Fußgestell ist ein gewaltiger Granitblock von 13 Tonnen Gewicht. Der ganze Aequatorial-Apparat wiegt, mit dem Messing, dem Fernrohr selbst u. s. w., wenigstens 4 Tonnen, und doch ist die Friction so leicht, daß ein Kind das Ganze in Bewegung setzen kann. Das Objectiv-Glas des Fernrohrs hat fünfzehn Zoll Durchmesser im Lichten, die Focal-Länge ist 23 Fuß und das ganze Instrument mit dem Schieberohr ungefähr 24 Fuß lang. Das Instrument hat dieselbe Größe, wie das in Pulkowa, und ist ebenfalls aus Frauenhofer's Werkstatt hervorgegangen; doch will man dem amerikanischen den Vorzug geben, ein Vorzug, der durch das Zeugniß des berühmten englischen Optikers Simms bestätigt wird, der beide Gläser verglich. Das Verdienst der Aufstellung gebührt dem Director der Sternwarte, Herrn Band. Der Verfasser des Artikels, dem wir diese Notizen entnehmen, giebt verschiedene Data an, die Stärke des Instruments zu

beweisen. Bei der Betrachtung des Mondes bemerkte der Beobachter dasselbe graue Licht, bei dem Untergange des Planeten, das schon Schröter wahrnahm. Das Instrument wurde zunächst auf den ringförmigen Nebelfleck zwischen $\beta$ und $\gamma$ der Leyer gerichtet. Mit gewöhnlichen Instrumenten erscheint dieser Fleck als ein Kranz von Sternen, mit einem leeren Raum in der Mitte: durch das Telescop von Cambridge gesehen, ist das Ganze aber nicht mehr ein Ring, und der Mittelraum nicht mehr dunkel, sondern mit einer Menge kleiner schwacher Sterne angefüllt. Durch Ld. Rosse's Instrument gesehen, erschien das Innere als nebelartig. Die Sterngruppe im Herkules und der schöne Stern $\alpha$ der Leyer erschienen mit der höchsten Deutlichkeit und Glanz, und der letztere mit einer so großen Menge teleskopischer Sterne umringt, daß der beobachtende Astronom nicht genug sein Erstaunen darüber äußern konnte.

*** Der „Sun" erzählt, daß es bei der Auction von Shakespeares Geburtshaus nicht an drolligen Auftritten gefehlt habe. Ein Amerikaner bezeigte große Lust zum Ankauf. Nachdem er von dem öffentlichen Ausrufer Bürgschaft dafür verlangt hatte, daß das Haus auch wirklich das Geburtshaus des großen Dichters sey, und der Ausrufer ihm diese gegeben hatte, schien er eine Weile unschlüssig. Da rief Jemand aus der Versammlung: Ich biete 1000 Guineen! In demselben Augenblick erschien ein Herr und übergab dem Ausrufer ein Papier, des Inhalts, daß das Shakespeare-Haus-Comité 3000 Pfund Sterling biete. „Wer bietet höher?" „Ich," schrie Bruder Jonathan, „biete 2000 Pfd. Sterling!" Allgemeines Gelächter. Eine Stimme aus dem Haufen: „Zugeschlagen! die Nation bietet 3000 Pfd. St.!" Der Ausrufer: „Eins, zwei, drei —!" Der Amerikaner nochmals: „2000 Pfd. St.!" — Unter schallendem Gelächter fällt der Hammer und die Versammlung jubelt dem Ausgang Beifall. Das Haus Shakespeares ist mit 3000 Pf. St. nicht zu theuer bezahlt. Hat doch die goldne Wiege des „Königs von Rom" fast das Doppelte gekostet! m.

*** Der Globe macht auf die traurige Lage der in Brüssel lebenden Wittwe Belzoni's aufmerksam, welchem das brittische Museum seine Hauptschätze an ägyptischen Alterthümern verdankt, nämlich die kolossale Memnonsbüste und einen alabasternen Sarkophag aus den Königsgräbern: Die Frau lebt, seitdem ihr Gatte, den sie, eine Amazone an Muth, auf allen seinen Reisen im Orient begleitet, in der afrikanischen Wüste umgekommen, in tiefer Armuth. Man hofft, Königin Victoria werde ihr eine kleine Pension zukommen lassen.

*** Eine französische Jagdgeschichte. Unweit Lyon jagten zwei Jäger einen Hasen, als ein Wächter (garde) daher kam, und dem einen Nimrod das Herz schwer ward, weil er keinen Jagdschein hatte. „Bleib ruhig stehen!" flüsterte sein Kamerad, der einen Schein hatte. „„Wie, ich soll stehen bleiben, und Du weißt doch?...““ „Eben deßhalb nehme ich Reißaus und Du folgst dem Hasen ruhig weiter." — Der Mann des Gesetzes verfolgte den Ausreißer, den er für den Unbescheinigten hielt, aus Leibeskräften bis er ihn nach einem langen Wettrennen einholte. „Hier mein Jagdschein!" „„Warum sind Sie denn so gelaufen?““ — „Weil ich einmal sehen wollte, wie ich laufen könnte." — Indeß war der Nimrod ohne Schein über alle Berge. M. Uhlr.

*** Ein Pariser Gastwirth hat eine sehr merkwürdige Erfindung gemacht. Er hält sich Sänften, mit denen Abends diejenigen, die dessen bedürftig sind, sanft nach Hause abgeführt werden. — Der Mann soll gute Geschäfte damit machen.

*** In Berlin trinkt man jetzt „Rhum-Aether", welchen der dortige Apotheker Merseburg erfunden hat. Man rühmt ihm nach, daß er nicht „kratze".

*** Ein anagrammatischer Scherz. Das Schicksal meint es gut mit Fräulein Jenny Lind. Es will, daß der Klagesang, die Nänie, und also auch jede Ursache dazu, von ihr ferne bleibe; es will, daß ihr Leben ein beglücktes und beglückendes sey, wie es die Dichter in Idyllen schildern, und daß fortan durch anmuthreiche, süße Lieder, den Daphnen und Chloes der Idylle abgelauscht, ihre Zauberkehle uns entzücke. Hört den Schicksalsspruch! Er lautet:

F i, N ä n i e — n u r I d y l l e n!
1 7 8 3 11 15 6 12 4 2 9 17 13 5 14 10 16.

und zur Erprobung, daß er wirklich der divina cantatrice gelte, setze die Buchstaben, aus welchen der Satz besteht, in die durch die darunter stehenden Zahlen angedeutete Reihenfolge. Welcher Name erscheint nun? Ach! ein unvergeßlicher —

1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17
F r ä u l e i n J e n n y L i n d.

Oest. Mgbl.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Berlin. Wie man hört, hat Se. Maj. der König von Preußen den beiden Malern Veit und Steinle in Frankfurt den Auftrag zu einem großartigen Freskobild gegeben, welches die Nische des hier zu bauenden neuen Domes schmücken soll. Von der außergewöhnlichen Ausdehnung dieses beabsichtigten Freskobildes kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß dasselbe 100 Fuß in der Höhe und 60 Fuß in der Breite haben wird. Wie es heißt, hatte der König ursprünglich an Overbeck in Rom und die beiden vorher genannten Künstler in Frankfurt die Aufforderung ergehen lassen, Skizzen für dieses Bild einzureichen. Overbeck soll indessen auf diese Mitbewerbung nicht eingegangen seyn. Steinle soll seine Skizze bereits eingereicht haben, Veit indessen noch mit der Ausführung der seinigen beschäftigt seyn. Die Idee für das Bild ist, wie man hier wissen will, den Künstlern von Sr. Maj. selbst angegeben worden.

— Der deutsche Maler Nerly in Venedig (derselbe, welcher unsern König beim Besuch der dortigen Bildergallerien begleitete) hat von der Stadt Venedig den ehrenvollen Auftrag erhalten, ein großes Bild, eine dortige Festlichkeit darstellend, auszuführen, welches die Stadt Venedig der Stadt Triest zum Geschenk machen will. Der genannte Künstler ist aus Erfurt gebürtig.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 23. September. (Neu einstudirt): Dienstpflicht, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Iffland.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 265.** Samstag, den 25. September **1847.**

## * Olga, oder der Scharfblick der Liebe.

Eine Novelle nach dem Russischen.

An der Grenze von Sibirien, zwischen Orenburg und Ufa, da, wo das Uralgebirg beginnt, erblickt man noch die Trümmer zweier Schlösser, die auf verschiedenen, nur durch ein enges Thal getrennten Bergen erbaut, ein und derselben Familie ihre Gründung verdanken. Einzelne dieser Familie bewohnten nacheinander diese Bergvesten, und zu ihrem Ruhme muß es gesagt werden, daß stets ein freundnachbarliches Verhältniß zwischen den Besitzern obwaltete.

Nun war es im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts, als Wolonoski und Wladimir, die Söhne zweier Brüder, die Schlösser besaßen. An Alter wenig verschieden, herrschte zwischen Beiden eine solche Gleichheit der Gestalt und des Aussehens, wie sie selbst bei Zwillingen selten gefunden wird. Niemand fast war im Stande, den Einen vom Andern zu unterscheiden, und dieser Umstand war die Veranlassung zu tausend seltsamen Irrthümern. Nur ein scharfes Auge entdeckte in dem Blicke Wolonoski's eine gewisse Festigkeit, während das Auge Wladimir's auf eine sanfte Seele schließen ließ: Jener war aufbrausend, leidenschaftlich; vor seinem Willen mußte sich Alles um ihn her beugen, und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er jedes seinen Wünschen entgegenstehende Hinderniß, welches auch die Mittel gewesen wären, zu beseitigen getrachtet hätte. In Wladimir hingegen lagen die Keime zu allen Tugenden. Selbst seine Leibeigenen behandelte er nicht despotisch, sondern mit Sanftmuth und Geduld; denn er ehrte auch in ihnen den Menschen.

Unweit der beiden Schlösser, in einem für jene rauhen Gegenden sehr schönen Thale, lag die Besitzung des mächtigen Grafen Woronzoff, dessen Edelsitz an Pracht und Eleganz mit den ersten Bojarenresidenzen des Czaarenreiches wetteiferte. Die größte Zierde des stolzen Gebäudes war aber ein weibliches Wesen, das alle andern Jungfrauen der Umgegend an Schönheit und Anmuth überstrahlte. Olga, so hieß das liebliche Mädchen, war die einzige Tochter des Grafen Woronzoff. Wie herrlich nahm sie sich in der wilden Schönheit der nordischen Frauen aus, wenn sie als Königin der Feste, die ihr Vater gab, die Honneurs machte! Feurige Liebesblicke schossen dann aus den Augen der Bojaren; je höher sich aber die Bewunderung ihrer Reize steigerte, je gleichgültiger schien sie gegen alle diese Huldigungen zu seyn.

Endlich aber schlug auch ihre Stunde, und sie ward sich plötzlich bewußt, daß sie einem Manne mit heißer Liebe zugethan war. Von dieser Zeit an bestieg sie oft des Morgens die Terrasse eines Schloßthurmes und blickte nach den dunkeln Thürmen der Schlösser Wladimir's und Wolonoski's hinüber; dann belebten sich ihre Züge und ein seliges Lächeln verklärte ihr Antlitz; denn sie gewahrte dort ein Zeichen, das nur sie allein mit dem Auge der Liebe in so großer Entfernung bemerken konnte. Als Antwort hierauf ließ sie ihr Taschentuch in den Lüften flattern und gewöhnlich eine Stunde später erschienen dann Wolonoski und Wladimir im Schlosse, bei deren Anblicke Olga's Wangen eine leichte Röthe überflog, was zu dem Schlusse berechtigte, daß einer dieser Bojaren der Gegenstand ihrer ersten Liebe sey.

Wer aber von den beiden Russen hatte den verborgenen Funken in der Brust der reinen Jungfrau zur lodernden Flamme angefacht? Hatte vielleicht der leidenschaftliche Wolonoski ihre Liebe gewonnen? Nein, Olga's Herz konnte sich nicht täuschen, nicht irren; denn es war Wladimir, zu dem sie ein geheimes aber mächtiges Gefühl hinzog. Wie zwei verschwisterte Seelen, die sich auf dieser Erde treffen, weit von ihrem himmlischen Vaterlande, so waren sich Olga und Wladimir entgegen gekommen, hatten sich die Hände gereicht, und ewige Liebe und Treue geschworen, bis zu dem Augenblicke, wo sie wieder zu ihrem Gotte zurückkehren würden. Wolonoski fühlte wohl, daß, im Falle er auch den Vorsatz faßte, sich gleichfalls um die Liebe Olga's zu bewerben, dießmal sein Wille schwerlich obsiegen würde, zumal er die Wahrnehmung machte, daß der alte Graf das Verhältniß seiner Tochter zu Wladimir nicht nur nicht ungern sah, sondern es sogar noch begünstigte. Bald feierten daher die beiden Liebenden das glänzende Fest ihrer Verlobung. Als sie eines Tages in traulichem Gespräche bei einander saßen und ihrer nahen Vermählung gedachten, erschien plötzlich Wolonoski, mit einer kaiserlichen Depesche in der Hand.

„Mein Vetter," sagte er niedergeschlagen, „ich bringe Dir eine schlimme Botschaft; Du wirst vor der Hand Deinen schönen Träumen entsagen müssen."

„Mein Gott, was ist geschehen? Rede!" rief Wladimir erschrocken aus.

„Man hat sich," fuhr Wolonoski fort, „über unsre Unthätigkeit am kaiserlichen Hofe sehr verwundert. Als es im Kaukasus rege wurde und die Tscherkessen die Fahne der Empörung aufpflanzten, da war man sehr erstaunt, daß wir nicht bei der Armee erschienen. Was wir nicht freiwillig thaten, befiehlt man uns jetzt. Hier ist die Depesche des Kaisers. Man gibt uns nur die nöthige Zeit, um nach St. Petersburg zu reisen und dort das Commando über zwei Regimenter Uhlanen zu übernehmen."

Eine düstre Verzweiflung bemächtigte sich Wladimir's; denn er fühlte, daß er gehorchen müsse. „Fort also muß ich!" murmelte er mit erstickter Stimme. „Fort, Olga, ohne daß Du meine Gattin bist, ohne daß Du das Recht hast, Trauer anzulegen und mein Grab zu besuchen, wenn ich den Tod finde?"

Heiße Thränen rollten über Olga's Wangen. Endlich faßte sie sich, ergriff Wladimir's Hand und sagte mit fester Stimme: „Du darfst dem Befehle des Kaisers nicht ungehorsam seyn, und Deiner Ehre bist Du es schuldig, daß Du Deine Abreise nicht länger verzögerst. Gehe mit Gott, und was auch geschehen mag, vor ihm bin ich jetzt schon Deine Gattin. Sehen wir uns wieder, so wirst Du finden, daß mir meine Schwüre heilig gewesen sind, berührt aber mich oder Dich die eisige Hand des Todes, dann erwarte Deine Verlobte dort oben bei Gott."

„Ja," sagte der alte Graf gerührt, „widerstehe nicht länger Deinen Pflichten gegen das Vaterland. Du bist jetzt mein Sohn und ich schwöre Dir bei allen Heiligen, daß ich niemals verlangen will, daß meine Tochter zur Verrätherin an ihren Schwüren wird."

(Fortsetzung folgt.)

---

## * Ein Somnambüle.

Von Alex. Dumas.

(Schluß.)

Alexis wandte sich hierauf um und suchte mit den Augen die Mauer zu durchdringen. „Nein, er ist nicht mehr da," sagte er. „Es ist wahr, man hat den alten Mann in ein anderes Zimmer gebracht. „Ach! er ist hier," sagte er, indem er sich dahin wandte, wo Paul wirklich war. „Sehen Sie etwas?" „Ja, ich sehe." „So sagen Sie mir, was Sie sehen?" „Einen bejahrten Mann; nein, ich irre, ich glaubte, er sey alt, weil er schwarz ist, aber es ist kein Neger, sondern ein Mulatte. Ich werde noch besser sehen, wenn man mir einige von seinen Haaren gibt."

Ein Bediente ging fort, um das Begehrte zu holen. „Ach!" sagte der Somnambüle, „man schneidet die Haare am hintern Theil des Kopfes ab; sie sind kurz, schwarz und kraus." Man brachte ihm die Haare. „O weh!" rief er, „er ist sehr krank, das Blut drängt heftig nach den Lungen, er erstickt. Sonderbar! Was hat er denn auf dem Kopf? Das gleicht ja einem Fallhut?"

„In der That," erwiderte ich, „es ist eine mit Eis gefüllte Blase." „Nein," rief er, „das Eis ist geschmolzen, es ist nur Wasser. Der Kranke hat das hitzige Fieber."

„Glauben Sie, daß der Arzt, Herr Victor Dumets, ihm helfen wird?"

„Viel besser als ich; ich bin kein Arzt."

„Glauben Sie auch, daß es nicht zu spät ist, den Doktor morgen zu holen?"

„Es ist schon spät, denn der Kranke ist in großer Gefahr, aber morgen wird er noch leben. Wenn er stirbt, so wird dieß nur am Dienstag seyn; aber wenn er noch sieben Tage lebt, so ist er gerettet."

Drei Damen wohnten der Sitzung bei.

Ich führte die Eine von ihnen in ein von dem Saal abgesondertes Zimmer, und hier schrieb sie, bei verschlossener Thüre, einige Worte auf ein Stück Papier, legte es zusammen und setzte einen Briefbeschwerer von Marmor darauf, der die Gestalt einer menschlichen Hand hatte.

„Können Sie lesen, was die Dame soeben geschrieben hat?" fragte ich ihn hierauf. „Ja, ich glaube es." „Wissen Sie, wo das Papier ist, auf das sie geschrieben?" „In dem Kamin, ich sehe es sehr wohl." „So lesen Sie." Nach einigen Sekunden sagte er: „Es sind drei Worte." „Aber wie lauten diese drei Worte?" „Ach! ich sehe," sagte er, „ich sehe!" Er nahm sodann ein Bleistift und schrieb: Unmöglich zu lesen! Man suchte das Papier. Es waren die drei Worte, welche die Dame geschrieben hatte. Alexis hatte also nicht nur in der Entfernung, sondern sogar durch zwei Thüren und eine Mauer gelesen.

„Können Sie einen Brief lesen, welcher sich vielleicht in der Tasche des einen oder andern dieser Herren vorfindet?" fragte Marcillet.

„Ich kann alles in diesem Moment, ich sehe sehr hell."

Herr Delaaze zog einen Brief aus seiner Tasche und gab ihn Alexis. Er legte das Papier auf seinen Magen. „Er ist von einem Geistlichen geschrieben," sagte er dann. „Das ist wahr, er ist vom Abt Lacordaire. — nein, warten Sie, es ist Jemand, der viel Aehnlichkeit mit ihm hat, ah, Herr von Lamennais! Wünschen Sie, daß ich etwas lese?" „Ja, lesen Sie uns die erste Zeile." Fast ohne Anstoß las er: „Ich habe das Bewußte erhalten, mein theurer Freund . . ."

Man öffnete den Brief, er war von Herrn v. Lamennais geschrieben, und die erste Zeile lautete genau so wie Alexis sie gelesen hatte.

Esquiros zog aus seiner Tasche ein vierfach zusammengelegtes Papier. „Dieß ist dieselbe Schrift, wie die andere. Aber sonderbar! Es ist ein Wort darin, welches nicht von derselben Hand ist. Halt, das ist Ihre Unterschrift!" „Nein," sagte Esquiros, „Sie irren." „Aber ich las doch den Namen Esquiros. Sehen Sie," und er zeigte mir das Papier, „lesen Sie hier nicht Esquiros?" Ich konnte natürlich nichts lesen, denn das Papier war verschlossen. „Oeffnen Sie den Brief, sagte ich zu ihm, „und lassen Sie mich sehen." Er öffnete das Papier. Dasselbe enthielt einen Einlaßpaß von Herrn v. Lamennais, und wirklich war an dem einen Winkel der Name Esquiros geschrieben. Esquiros hatte dieses vergessen, Alexis aber es gelesen.

Wie man sieht, hatte die Hellsehung des Schlafenden den höchsten Grad erreicht.

Maquet nahete sich ihm mit verschlossener Hand. „Können Sie sehen, was ich halte?" „Nehmen Sie die Ringe hinweg, der Anblick des Goldes hindert mich." Maquet, ohne seine Ringe abzulegen, wandte sich um und nahm den Gegenstand aus der rechten Hand in die linke.

„Ach! jetzt sehe ich sehr gut, sagte Alexis; es ist . . . . eine Rose . . . sehr welk." Maquet hatte soeben die Rose von der Erde aufgehoben, die zertreten war.

„Sind Sie müde?" fragte ich ihn.

„Ja," antwortete er, „aber wenn Sie noch einen Versuch machen wollen, ich sehe noch sehr gut."

„Ich will in meinem Zimmer einen Gegenstand nehmen und Ihnen denselben in einer Schachtel bringen. Können Sie durch die Schachtel schauen?" — „Ich glaube wohl."

Ich ging allein in mein Zimmer; schloß einen Gegenstand in eine Papierschachtel und brachte sie ihm.

„Ach! das ist sonderbar," sagte er, „ich sehe Briefe, kann sie aber nicht lesen; der Gegenstand kommt über das Meer; er hat die Form eines Schaustücks, und doch ist es ein Kreuz; ich weiß nicht den Namen und kenne das Ding nicht, aber ich möchte es wohl errathen."

Es war ein Nishan; die Schrift, welche Alexis nicht lesen konnte, war eine Signatur des Bey von Tunis.

Nach Beendigung dieses letzten Experiments war Alexis müde; man weckte ihn auf.

Dieses hat sich heute bei mir zugetragen. Können Sie es mir erklären?

## Tabletten.

*** Ciciruacchio. Der eigentliche Name desselben ist Brunetti. Leute, die ihn nicht näher kennen, tituliren ihn gewöhnlich Signor Angelo Brunetti, aber für seine Freunde, seine Nachbarn und im Volksmund heißt er Ciciruacchio. Der Ursprung dieses neuerdings so populär gewordenen Namens ist folgender. Der kleine Angelo war in seiner Kindheit so dick und groß und hatte dabei so fette und rothe Wangen, daß seine Mutter einst in der Freude ihres Herzens bei seinen Spielkameraden ausrief: Seht doch 'mal, was mein Engel für ein dicker pausbackiger Junge ist! (Guardate che chiruacchiotto deviene questo mio Angelo). Chiruacchiotto bezeichnet im römischen Volksdialekt den höchstmöglichsten Grad von Gesundheit bei Kindern, die wir wohl im Deutschen mit den „Kirchenengeln" vergleichen. Im Laufe der Jahre wurde aus der anfänglichen Benennung der Mutter das Wort Ciciruacchiotto, und später kürzte man dieses in Ciciruacchio ab. m.

*** Herr Robin gibt nur noch wenige Soiréen; es läßt sich von diesem in der That fashionablen Künstler in schwarzer und weißer Magie nach dem Maßstabe seiner bisherigen Leistungen, die ihm anerkennenden Beifall gewonnen haben, erwarten, daß er nun, beim Schluße der Messe, Alles aufbieten werde, um seine Vorstellungen so interessant als möglich zu machen. Gleich nach seinem Auftreten in hiesiger Stadt, hat Herr Robin begriffen, daß, wenn es ihm gelungen, sich den Beifall der höheren Stände des gebildeten Publikums überhaupt zu erwerben, der Ruf, den er sich in Frankreich, Italien und Spanien bereits erworben, auch in Deutschland ein nachhaltiges Echo finden werde. Herr Robin beabsichtigt demnächst einige neue, bisher noch nicht gebotene Kunststücke aus dem Gebiete der sogenannten ägyptischen Zauberei vorzutragen, namentlich seine Gattin vor den Zuschauern plötzlich verschwinden zu lassen.

*** Zu Küßnacht im Kanton Schwyz hat vor Kurzem der Pfarrer Feierabend, ein Anhänger des Sonderbundes, eine Predigt gehalten, in der er die Liberalen derb abkanzelte. Der geistliche Herr rief unter Anderm: „Seyd unerschrocken, wir werden siegen! Ich bin zwar kein Kriegsmann, noch viel weniger ein erfahrener Officier, aber schaaret Euch um mich herum, mit 3 — 4000 Meinesgleichen will ich 12,000 Bernersäcke erschlagen. Mit diesen ist es gar nichts, sie haben keinen Muth, sind zu phlegmatisch, und können höchstens brummen wie Bären!" In diesem Style geht die Predigt weiter. Schade, daß die Schweizer Blätter dem tapfern Kanzelredner nachsagen, er sey 1833 schon ausgerissen, ehe nur der Feind in Küßnacht zu sehen gewesen sey.

*** Seit Monaten ist in den Tabaksbureaux zu Paris und noch weniger in denen der Departements eine gute Cigarre zu finden. Um den Grimm der Raucher noch zu steigern, wird im Commerce jetzt das Räthsel so erklärt, daß bei Ankunft der Ladungen aus der Havannah die Cigarren in Havre sortirt werden, worauf die schlechten in den Handel für das große Publikum kommen, während die guten reservirt werden; das Finanzministerium liefert sodann an die Herrschaften bei Hofe und an die gut angeschriebenen Raucher Bons auf die Regie der Auswahlcigarren, die jedoch alsdann das Stück 30 Centimes kosten. Das Commerce fordert die Regierung auf, zu antworten, ob dem nicht so sei?

*** In einem Pariser Boulevardtheater trieben die Claqueurs seit einiger Zeit ein allzu unverschämtes Spiel. Eines Abends, als es gar zu arg wurde, warf das Publikum die ganze Rotte aus dem Parterre, und rief den Director. Dieser erschien nach einigem Zögern. — „Wir wollen keine Claqueurs mehr!" rief ihm das Parterre zu. — „Aber, meine Herren, es sind ja keine da," entgegnete der Director. „Doch, doch!" — „Nein, meine Herren, nein!" — „Das ist zu arg," rief eine Stimme aus dem Parterre: „Wir haben sie ja so eben hinausgeworfen!" — „Ganz recht, sie sind also nicht mehr da," antwortete der Director. Rauschender Beifall.

*** Vor nicht langer Zeit war in dem Städchen Bremgarten, im Aargau, ein junger Bursche im Gefängniß, der fast jede Nacht seine Liebste besuchen ging und Morgens früh still ins Gefängniß zurückkehrte. Er nahm seinen Weg durch das Kamin auf das Dach, und von da über einige andere Dächer und dann wieder durch ein Kamin hinunter.

*** Die Pfropfenzieher. König Friedrich II. ritt im ersten schlesischen Kriege mit mehreren Generälen eines Morgens aus, um den Feind zu recognosciren; da kam ihm plötzlich ein Gegenstand vor, den er sich zu notiren gedachte. Er wandte sich mit den Worten: „Meine Herren! hat Niemand von Ihnen eine Bleifeder zur Hand?" an die ihn begleitende Suite; die Officiere durchsuchten ihre Taschen — und Niemand konnte das verlangte, unentbehrliche Instrument der Gedächtnißhülfe aufweisen. Der König, diesmal bei guter Laune, sagte nichts, und mußte den interessanten Gegenstand einstweilen seinem Erinnerungs-Vermögen anvertrauen. — Es rückte die Mittagszeit heran, und der mächtige Despot der lebenden Geschöpfe, — der Magen — that auch bei dem Herrscher Preußens seine pflichtschuldigste Anmeldung. Der König stieg daher vom Pferde, begab sich unter die schattigen Aeste eines Baumes, und befahl, die mitgenommene Collation aufzutischen. Dabei befand sich auch eine Bouteille des perlenden Weines aus der Champagne, allein hier fehlte es an einem Instrumente, den Korkpfropfen herauszunehmen; da wandte sich König Friedrich abermals an die Generäle mit den Worten: „Meine Herren, hat Niemand von Ihnen einen Pfropfenzieher bei sich?" — und wie die Kugeln aus den Gewehren — so flogen pfeilschnell aus allen Taschen der Suite die Pfropfenzieher hervor, denn jeder hatte das für einen tapferen Weintrinker nöthige Instrument bei sich. Der König schwieg wieder — lächelte jedoch über diesen offenen Beitrag zur Charakteristik seiner, den alten deutschen Sitten noch ganz treu gebliebenen Generäle.

## Literatur- und Kunstnotizen.

Wien. Der Dichter altert nie, denn „das Alter macht nicht kindisch, wie man spricht, es findet uns nur noch als wahre Kinder." Diese herrlichen Worte aus Göthes „Faust," auf wen fänden sie eine bessere Anwendung, als auf den greisen Gyrowetz, der im 85. Jahre seines Lebens soeben die Kompositionen von einer Reihe Liederblüthen von Karl Calmann — denen noch mehrere folgen dürften — beendigte, welche in edel einfachem Style gehalten, nicht wie die gewöhnlichen Strophenlieder behandelt, sondern fortlaufend immer dem Worte, der Situation angemessen sind. Sollten diese gemüthlichen Kinder des Kompositeurs der „Agnes Sorel" keinen Verleger finden? Sie sind freilich keine Walzer, die von einem

tausendstimmigen „Halloh“ schon ein halbes Jahr vor ihrem Erscheinen den Verlegern als ein Schatz signalisirt werden; aber das Herz hat auch seine Rechte. Die Stimme der Liebe wird zwar in unseren merkantilischen Zeiten nicht gehört, es müßte denn die der Lind sein, die reich an Metall ist, auf das die Herren vom Merkantil so erpicht sind. Doch wer kann wissen, diese Lieder könnten auch metall-nachhaltig werden, und wer nicht wagt, gewinnt nicht. Außerdem schrieb Gyrowetz seine Biographie, die mit seinem Porträte von Besenius in Bälde erscheinen dürfte. Wir können nicht umhin, das Publikum auf dies Werk aufmerksam zu machen, das ein vielfach bewegtes Künstlerleben, das in Berührung mit so manchem edlen Talente seiner Zeit stand, in sich schließt.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

Baden-Baden, im Sommer.

Wenn von Baden geredet werden soll, so ist die wesentlichste Seite der Betrachtung, — welche ihm mehr als europäischen Ruf verschafft hat, — seine herrliche wohlthätige Natur. Sie schwarz auf weiß zu Papier bringen und veranschaulichen zu wollen, scheint ein wenig erfolgreiches Beginnen. Diese undankbare Mühe mögen die vielen schwarzen und illuminirten Stiche übernehmen, nur freilich mit dem wesentlichen Unterschiede, daß sie der Fantasie durch die bestimmte und doch unmöglich alle Einzelheiten und Motive wiedergebende Zeichnung keinen Spielraum mehr lassen, während doch die Erwartung Aller durch die Wirklichkeit übertroffen wird, nicht allein derer, welche mit empfänglichem Sinne für Naturschönheiten jene paradiesische Herrlichkeit rasch genießen, sondern auch der länger Verweilenden, welchen es gegeben ist, sie mit poetischem Auge zu betrachten, mit Begeisterung aufzufassen und sich daran zu erheben und zu beseligen.

Der Ankommende wird bei der Einfahrt und dem ersten Ueberblick nicht durch ein großartiges, gewaltiges Ganze, nicht durch imposante Contraste und Einzelheiten sogleich überwältigend ergriffen; diese Natur kündigt sich vielmehr sanft, lieblich und bescheiden an. Sie fesselt aber allmälig durch jene unwiderstehliche Gewalt der reizendsten, malerischen Formen und Färbungen, durch die sanften aber klar gezeichneten Uebergänge, durch ein großes zur reinsten Harmonie verschmolzenes Ganze, das in der reichen, unerschöpflichen Mannigfaltigkeit seiner einzelnen Theile, deren jeder ein malerisches Ganze bildet, je länger je mehr anzieht, unermüdlich beschäftigt und zu tiefem Frieden, innerer Harmonie und Erhebung stimmt. — Diese sanft-majestätischen schwarzgrünen Waldberge, in wechselnden, verschlungenen Formen und Schattirungen, von grauen Ruinen und Felsen überragt, umfangen ein langes, breites Thal, von heitern Hügeln, reichen Fruchtfeldern, saftgrünen, duftenden Wiesen, rauschenden Bächen, kühlen Buchenwäldchen durchzogen, — bis hin zu dem im schützenden Schooß eines dunkeln Föhren-Waldberges idyllisch-friedlich ruhenden, freundlichen Kloster Lichtenthal. — Der reizende Weg, zu beiden Seiten mit schönen Landhäusern, Hütten und Gebäuden, theils im Tyroler und Schweizer Geschmack gebaut, besetzt, — am Abend von Fahrenden, Reitern und Fußgängern belebt, die, in den Doppelalleen vertheilt, einander weder durch Drängen noch durch Staub belästigen, — beginnt mit einer von dem verstorbenen Hofgärtner Zeiher angelegten, parkartigen Promenade, voll reich gruppirter Gebüsche und Blumenstauden in üppigster Vegetation, deren verschlungene Wege überraschende Landschaften darbieten, wo zwischen dem Vordergrunde jener Baumgruppen anmuthvolle lebendige Gemälde sich ausbreiten. — Näher der Stadt erheben sich Villen, von blühenden Gartenanlagen, Blumenhügeln und kleinen Parks umgeben; vor der Promenade des Conversationshauses die terrassenweise aufsteigende Stadt mit dem uralten Thurme der ehrwürdigen Stiftskirche, die palastartigen Gasthöfe, der Schloßberg mit Ruine und Felsen, der Merkur mit weißem Thurme. Weite Alleen und immer frischer Rasen, duftende Orangerien und Blumen umgeben die Säulenhalle der Conversationsgebäude; — zur Seite die großartige Trinkhalle mit Fresken von Götzenberger, auf einem Hintergrunde hochragender Baumgruppen und von Wäldchen beschatteter Höhen. Das Alles von einem tiefblauen Himmel überwölbt, von einer weichen, balsamischen Luft milde umspielt, bald im reinsten Sonnenglanz strahlend, bald von wechselnden Schatten und Lichtern magisch beleuchtet, macht einen so reichen als schönen Eindruck, stimmt so heimlich und heimisch, gibt ein so geistiges und sinnliches Wohlgefühl, daß der Kranke glaubt, hier gesunden zu müssen, der Gesunde noch Eins so heiter und lang zu leben. — Daher hört man in allen Sprachen Europa's die Fremden sagen: „Hier muß man Hütten bauen!“ — Viele thun es, wenigstens für einen ganzen Sommer und Alle kommen wieder, die es können.

Ist nun der Tag hier — ohne Mißbrauch des Wortes, — göttlich, so ist der Abend und die wahrhaft italienische Nacht zauberhaft, wenn die letzten Strahlen der Sonne die Zinnen und Fenster der amphitheatralischen Stadt zu brennenden Spiegeln vergolden, die Ruinen und Felsen roth färben und die Waldberge von violettem Duft umzogen scheinen, purpurne leichte Wölkchen darüber hinfliegen, während die nahen Baumgruppen und Rasen des Vordergrundes smaragdgrün dämmern. Steigt dann später der Mond zwischen den grauen Ruinen und Felsen des Schloßbergs neben den beiden Stauffen herauf und die Sterne erglänzen an dem wie ein dunkles Domgewölbe auf den Bergen liegenden Himmel immer zahlreicher, so wirkt der Contrast dieser magischen Beleuchtung mit dem weißen sonnigen Licht der Gasflamme, den im Feenglanz der Krystallleuchter und Candelabers strahlenden prachtvollen Säle und im Luxus des Renaissance-Geschmacks glänzenden Zimmer, — so orientalisch-mährchenhaft, daß man an Tieck's Dichtung erinnert wird, worin er ausruft:

„Mährchenhafte Zauberwelt,
Die den Sinn gefangen hält,
Steig' auf in der alten Pracht!“

(Fortsetzung folgt.)

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 25. September. (Zum erstenmale) Der Banquerottirer, Lebensbild in 2 Abtheilungen, von August Haake. Hierauf: (Neu einstudirt) Doctor Robin, Lustspiel in 1 Akt, von W. Friedrich. — Vor und nach dem ersten Stück Scenen im Costüm: 1) Große Scene mit Chor aus Anna Bolena, gesungen von Madame Emilie Malvani von Florenz. 2) Scene aus Barbier von Sevilla, gesungen von Herrn Franz Gastaldi von Bologna. 3) Scene aus Liebestrank (Duett zwischen Dulcamara und Adina), gesungen von Madame Malvani und Herrn Gastaldi. 4) Spanisches Lied, gesungen von Madame Malvani.

Sonntag, den 26. September. (Neu einstudirt und neu in Scene gesetzt) Oberon, König der Elfen, große romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherz. Hoftheaters zu Mannheim. Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 266.** Sonntag, den 26. September **1847.**

* Olga, oder der Scharfblick der Liebe.

(Fortsetzung.)

Olga wandte sich nun an Wolonoski, reichte ihm die Hand und sagte: „Bruder ich vertraue ihn Dir an. Wenn Du mir ihn wiederbringst, so werde ich Dir ewig verpflichtet seyn."

„Du wirst sehen, Olga," entgegnete der Angeredete; „ich bringe Dir entweder Deinen Verlobten wieder zurück oder finde den Tod auf dem Schlachtfelde neben ihm."

Ihre Thränen trocknend, löste hierauf das junge Mädchen ein blaues Band vom Halse, an welchem ein Medaillon befestigt war, das auf jeder Seite das Bild des heiligen Nikolaus trug, und überreichte es Wladimir mit den Worten: „Meine sterbende Mutter hat mir versichert, daß mich dieses Medaillon vor allem Unglück bewahren werde. Trage es, mein Wladimir, aus Liebe zu mir; und möge Dich Gott und der heilige Nikolaus jederzeit beschützen!"

Einige Minuten nach dieser Scene donnerte die Zugbrücke nieder, und zwei Reiter sprengten eilig davon; aber noch bis zum Abend hallten die Berge des Ural von den kriegerischen Fanfaren der ihren Herren folgenden Vasallen wieder, und als das Gerücht verstummt war, saßen ein Greis und eine verlassene Braut, betend und weinend, einsam im Schlosse. — Tage, Wochen und Monate vergingen in der peinlichsten Ungewißheit. Nur selten erhielt der Graf Nachrichten vom Kriegsschauplatze, die gewöhnlich nur meldeten, daß man sich im Kaukasus mit der größten Erbitterung schlage. Endlich kamen ihm in Orenburg die Kriegsbülletin zu Gesicht. Die Namen Wolonoski und Wladimir waren darin ruhmvoll erwähnt. Strahlend vor Freude eilte er zu seiner Tochter und rief ihr schon von Weitem entgegen: „Gott beschützt ihn, er lebt und bedeckt sich mit Ruhm! Er wird wieder kommen!"

Diese Nachricht gab Olga neues Leben, und sie betrachtete den Tag, an welchem dieselbe anlangte, als einen Tag des höchsten Glückes. Als aber eine geraume Zeit verstrich, ohne daß weitere Berichte vom Kriegsschauplatze einliefen, da setzte sich abermals Ungewißheit und Zweifel in ihrem Herzen fest. Eine stille Melancholie, welche das arme Mädchen nicht mehr verlassen sollte, ergriff ihre Seele. In einem düsteren Saale, den sie nur selten verließ, stickte sie an einem langen, weißen Schleier, ihrem Hochzeitsschleier, und, wie liebende Seelen überhaupt zu seyn pflegen, so war sie es auch. „Wenn dieser Schleier fertig ist," sagte sie oft zu sich selbst, „und mein Bräutigam kommt dann nicht zurück, so wird er nimmer wiederkehren."

Achtzehn Monate waren seit der Abwesenheit Wladimir's verflossen, und sie hatte nur noch eine Blume auf den Schleier zu sticken, da ward sie plötzlich eines Morgens durch Trompetenschall ihren Träumereien entrissen. Sie eilte, von einem freudigen Schreck durchbebt, ans Fenster und sah, wie ein Trupp Krieger von dem nahen Hügel herab sich dem Schloß näherte. Athemlos lief sie zu ihrem Vater und theilte ihm dieß mit. In der Meinung, seine Tochter möchte sich getäuscht haben, schritt der Graf kopfschüttelnd zum Fenster. Schon war der Zug ganz nahe gekommen.

„Wladimir!" rief Olga. „Er kommt! Siehst Du, wie er sein Banner senkt!"

Woronzoff, welcher die Befürchtung hegte, die allzu große Freude möchte seiner Tochter schädlich seyn, machte sie auf die Soldaten Woronoski's aufmerksam, welche schweigend einherzogen. „Siehst Du nicht, Olga," bemerkte er, „wie die Soldaten Wolonoski's, die Lanzen gegen den Boden gekehrt, in das Schloß ziehen? Wolonoski ist nicht mehr; er ist auf dem Felde der Ehre geblieben."

„Mein Gott!" jammerte Olga, indem sie sich auf ihre Kniee niederließ und ein Thränenstrom ihren Augen entquoll, Thränen der Freude und der Trauer; sie dankte dem Himmel für die Rückkehr ihres Geliebten und betete für den gefallenen Wolonoski. Als sie sich wieder erhob, trat schon ihr Vater, der mittlerweile den Saal verlassen hatte, seinen Schwiegersohn an der Hand, ein. Olga wollte ihm entgegenstürzen; aber in der Mitte des Saales stand sie plötzlich still, Todtenblässe im Gesicht, und fiel einen Augenblick später ohnmächtig zu Boden. Wieder zum Bewußtseyn gekommen, sah sie sich in einem großen Armsessel, Wladimir vor ihr auf den Knieen. Er hielt ihre Hand an seine Lippen gepreßt. „Olga, meine theure Olga," flüsterte er, „ich bin es, Dein wiedergekehrter Bräutigam."

Olga sah ihn, am ganzen Körper zitternd, einige Augenblicke scharf an, dann fragte sie nach dem Medaillon. Der junge Mann zog das blaue Band mit dem Kleinod hervor und reichte es ihr mit den Worten hin: „Da ist es Olga; es ist noch von meinem Blute befleckt, als ich verwundet und vergessen auf dem Schlachtfelde lag und zu sterben glaubte. Damals warst Du mein letzter Gedanke."

Das Mädchen griff hastig nach dem theuren Andenken ihrer Mutter, prüfte es genau und ließ dann, in Thränen ausbrechend, ihr schönes Haupt auf die Schultern ihres alten, bekümmerten Vaters niedersinken. Der Greis küßte sie tief bewegt auf die Stirne.

„Mein Sohn," unterbrach er dann das Schweigen, „Olga hat Deinetwegen furchtbar gelitten. Sie ist noch

nicht stark genug, das Glück, welches ihr durch Dein Wiedererscheinen zu Theil geworden, zu tragen. Lassen wir sie daher einige Zeit der Ruhe genießen, dann hoffe ich, wird ihr Geist die nöthige Fassung wieder erlangt haben."

Hierauf befahl er Erka, der Amme seines Hauses, bei seiner Tochter zu bleiben. Wladimir küßte die Hand seiner Braut und folgte dann dem Grafen nach dessen Gemächern. Olga blieb, gleich einer schönen Statue, ruhig sitzen, den starren Blick auf den Boden geheftet. Die gute, treue Erka, die Vertraute ihrer Liebe, erschrack vor dem starren Blicke ihrer jungen Gebieterin und fragte sie besorgt:

„Um Gotteswillen, was fehlt Euch, Fräulein? Feiert Ihr auf diese Weise die Wiederkehr Eures Verlobten?"

„Meines Verlobten?" wiederholte Olga schaudernd.

„Ja, Eures Verlobten, welchen der heilige Nikolaus in blutigen Schlachten beschützte und der nach achtzehn Monaten wiederkehrte. Die Freude war zu plötzlich und hat Euren sonst so starken Geist allzuheftig erschüttert."

„Die Freude?" fragte Olga, indem sie die Hand über die Stirne gleiten ließ. „Ja, meine Freude war unermeßlich, als ich die Trompeten vernahm, als er mich mit seinem Banner begrüßte. Da er mir aber nahte .... Hat er sich denn wirklich verändert, Erka?"

„Ohne Zweifel," erwiderte diese verwundert über den seltsamen Ton, womit Olga die letzte Frage an sie richtete. „Sein Gesicht ist von Luft und Sonne gebräunt, sein Blick ist nicht mehr so sanft und seine Stimme ist rauher geworden. Kann es aber auch anders seyn? Er hat ja achtzehn Monate lang in den Kriegslagern zugebracht, hat im feindlichen Feuer und im Gewühle der Schlachten gestanden, — ach, das ist nicht mehr der Mann, der nur von Liebe träumt, es ist ein in blutigen Gefahren abgehärteter Held geworden, den ich kaum wieder erkenne!"

„Ja, theure Erka!" versetzte Olga mit bebender Stimme, „sein Blick ist aber nicht mehr sanft wie ehedem, er ist mir fürchterlich. Sage, daß ich irre, daß ich närrisch bin; denn mir kam bei seinem Anblick ein seltsamer Gedanke. Als ich ihm entgegeneilte, um ihn zu umarmen, erkannten ihn zwar meine Augen, aber mein Herz zitterte und eine innere Stimme rief mir zu: Er ist's nicht! Ach! und dieser Stimme glaube ich!"

„Fräulein! Fräulein!" rief Erka bestürzt, „welch' fürchterlicher Gedanke! Und wenn es nicht Wladimir wäre, wer könnte es denn sonst seyn? Nur ein Mann lebt in der Welt, der sich für ihn ausgeben könnte, und dieser Einzige ist der in einem schrecklichen Handgemenge gefallene Graf Woronocki. Mein Bruder Kadur sah diesen edlen Herrn an der Seite Wladimir's zu Boden sinken; er sah, wie sich Euer Bräutigam, den Säbel in der Hand, um den Tod seines Vetters zu rächen, in den dichtesten Tscherkessenhaufen stürzte und viele derselben tödtete. Und gab Euch nicht außerdem Wladimir das Medaillon zurück?"

„Du redest Wahrheit, Erka! Aber mein Gott, warum glaubt es mein Herz nicht?" sagte Olga, ohne durch diese Gründe von ihrem dunklen Argwohn ganz befreit zu werden.

(Schluß folgt.)

---

## * Deutsche Literatur in Frankreich.

Es ist unstreitig eine der erfreulichsten Erscheinungen der Gegenwart, daß die Franzosen nach und nach mit größerem Interesse und mehr Vorurtheilslosigkeit als früher, sich in das Studium unserer Literatur zu vertiefen anfangen, und daß ihnen aus diesem Studium Sinn und Verständniß für deutsches Gemüth und deutschen Geist aufgeht. Die französischen Kritiker sehen endlich ein, daß es in der Poesie nicht mit kalter Formglätte, in der Philosophie nicht mit dürren Verstandesabstractionen zu thun ist und richten darum ihre Blicke nach Deutschland, dessen Gemüthstiefe und frisches Waldesgrün romantischer Dichterträume für sie immer anziehender wird.

Bedenkt man, welch' eine schwere Aufgabe für die Franzosen von jeher die innige Versenkung in fremde Volkseigenthümlichkeiten war; erwägt man ihre nationale Antipathien gegen Deutschland; sieht man, wie selbst die am besten über deutsche Literaturzustände unterrichteten Kritiker noch manchen Faux-pas (wie z. B. Herr Blaze Schiller zu einem Nachahmer Baptiste Rousseau's macht, wie ihm Herder nichts als ein etwas tölpischer Geselle (compagnon assez maussade) ist; wie sogar St. René Teillandier bei Aufzählung der namhaftesten deutschen Kritiker eines Schücking, eines Kühne und eines Gutzkow mit keiner Sylbe erwähnt — erwägt man, sage ich, alle diese Erscheinungen, so kann man es nur als ein erfreuliches Ereigniß begrüßen, wenn Deutsche, die sich in Frankreich acclimatisirt haben und Sinn und Geist für die Literatur ihres Stammlandes besitzen, das französische oder französirte Ausland in dieselbe einzuweihen suchen.

So bringt uns ein in dieser Beziehung unstreitig sehr begabter Landsmann, Herr Emil Frensdorff, ein Buch, betitelt: De l'Allemagne moderne, in welchem er einige literar- und kulturhistorische Skizzen zusammenstellt, die schon früher vereinzelt in der „Revue nationale de Belgique" erschienen waren. Der Verfasser lebt in Brüssel *), wo er Mitglied der université libre ist. Er spricht in dem kurzen Vorwort den Wunsch aus, zur Verbreitung des Geschmacks für deutsche Literatur und für die philosophischen und religiösen Ideen, die sich daran knüpfen, in Belgien und Frankreich beizutragen.

Sollen wir gleich von vornherein den Totaleindruck, den die Lectüre dieser Schrift in uns zurückgelassen, wiedergeben, so müssen wir gestehen, daß uns noch in keinem andern Buch die eigenthümlichen Vorzüge des französischen und deutschen Elements in so schöner und gewählter Weise verschmolzen, entgegengetreten sind. Besonders versteht es der Verfasser (gewiß eine schwierige Aufgabe für einen französisch schreibenden Deutschen) die gemüthlichen, naiven Parthieen unserer Literatur mit großem Aneignungstalent zu veranschaulichen. Das Fragmentarische in Charakter und Anordnung der Schrift kann man, den Zweck des Verfassers ins Auge gefaßt, nur als einen Vorzug betrachten. Es wird nämlich dazu beitragen, der Schrift einen größeren Leserkreis zu verschaffen.

Was nun die Einzelnheiten der Schrift anbelangt, so können wir freilich nicht in allen Punkten mit dem Verfasser übereinstimmen. So müssen wir ihm gleich widersprechen, wenn er in der ersten Skizze „Göthe's Jugend" von dem kalten Lichte der Sonne Göthe spricht und im Verfolg sogar den

---

*) Gegenwärtig in Berlin.

Ausspruch wagt: „Göthe est mort à temps!" Allerdings nimmt zur Zeit das Interesse für Volk und Politik die Sympathieen der Besten unsrer Nation in Anspruch, und Göthe, als ausschließlich ästhetische Erscheinung muß darum nothwendigerweise vor dem Geräusch der Tagesinteressen in den Hintergrund treten; aber dürfen wir deßhalb vergessen, daß Göthe es war, der uns als poetischer Messias das Evangelium der verklärten Individualität brachte? Zudem weiß man auch in neuerer Zeit, daß die aristokratischen Passionen Göthe's (was wenigstens seine Poesie betrifft) in den Bereich des Mythus gehören. Denn eben das Volksthümliche in der Poesie hat kein deutscher Dichter, Uhland etwa ausgenommen, mit der Weihe der höchsten Plastik so sehr in Einklang zu bringen gewußt, wie Göthe. — Wenn ferner Herr Frensdorff den Faust dasjenige Gedicht Göthe's nennt, das am wenigsten geeignet sey, das Genie seines Urhebers begreiflich zu machen, so ist das ein Urtheil, das sich in solcher Ausdehnung nicht einmal von dem zweiten Theile des Faust aussprechen läßt. Auch sein Mißfallen an dem Charakter Gretchens kann nur vor dem Forum der untergeordnetsten Moral sich rechtfertigen lassen. „Was hat sie denn," ruft er aus, „diese Margarethe im Faust, daß man sie so leidenschaftlich liebt?" Das Ewig-Weibliche, antworten wir, das sich in dem Bürgermädchen freilich nicht in fleckenloser Idealität, sondern in einer vollen Wahrheit kundgibt, die es dem Kenner der weiblichen Natur begreiflich macht, daß sie sich „von der Sprache eines Unbekannten und von kostbaren Juwelen blenden läßt." — Auch über den ganzen Göthe entschlüpft ihm (so begeistert er auch sonst für diese Künstlernatur ist) hinsichtlich der Weltanschauung desselben ein etwas schiefes Urtheil. Er sagt von ihm, er gefalle sich in der Endlichkeit, aber das Unendliche entziehe sich ihm. Göthe hatte doch bekanntlich die Gabe, „Ideen zu sehen"; er begann mit dem Realen und begegnete dem Idealen da, wo es zum Realen herniedersteigen muß, um handgreiflich zu werden. Schiller und Göthe schlugen nur verschiedene Wege zu Einem Endziel ein. Im Uebrigen ist das Kapitel über Göthe, größtentheils erzählend, und mit eingeflochtenen Reflexionen, in der frischesten, pikantesten Anschaulichkeit geschrieben, und sicherlich kann die belebte, feurige Darstellung nur dazu beitragen, dem Auslande Lust zu erwecken, an die wunderbare Gestalt unsres Dichterheros näher heranzutreten.

Die dann folgende Skizze über den Deutschkatholicismus ist noch unterhaltender und gediegener als das vorhergehende Kapitel. Der Verfasser faßt die Geschichte desselben zu einer reifen Uebersicht zusammen und verbindet damit sein geistreiches Raisonnement. Er behandelt ihn zwar mit einiger Ironie, aber ohne damit seine muthmaßliche Bedeutung im Großen und Ganzen zu verkennen. Interessant ist besonders die Schilderung, die er von Ronge entwirft. Er ist ihm ein reines „Schlesierblut" (Silésien pur sang). Er bezeichnet nämlich die ächten Schlesier als flüchtig, großsprecherisch und liebenswürdig — als solche, die den Beinamen der „preußischen Gascogner", den man ihnen in Berlin zu geben pflege, wohl verdienen. — In Ronge selbst sieht er mehr den Journalisten, als den Propheten oder Reformator. Auch darin müssen wir mit dem Verfasser vollkommen übereinstimmen.

(Schluß folgt.)

---

## Tabletten.

*** Die Platina, dieses kostbarste aller Metalle, welches mit unzerstörbarer Dauerhaftigkeit den Glanz und die Reinheit von Gold und Silber verbindet, wurde seither nur im Uralgebirge gefunden und war um ihrer Seltenheit willen äußerst kostbar. Nun hat ein Herr Gueymard in dem Thale von Drac, wo sich noch Spuren ehemaliger großer Erdrevolutionen vorfinden, gleichfalls Platina entdeckt und ist der Ansicht, daß sich hier reiche Lager von diesem kostbaren Metall befinden. Das Departement der Isère ist zudem schon sehr reich an mineralogischen Schätzen. Man findet hier vortrefflichen weißen Marmor, sowie Eisen und Zink.

*** Das Wappen des französischen Schriftstellers Scribe besteht aus einem Schild, auf welchem man Leyer, Feder und andere Requisiten der Schriftstellerei erblickt. Die Devise lautet: La est ma fortune et ma liberté.

*** Die Zeitungen von New-Orleans entwerfen ein höchst trauriges Bild von dem drangsalvollen Zustand dieser Stadt, wo eben das gelbe Fieber mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit wüthet. Täglich sterben an 60 Menschen. Vorzüglich sind es die Einwanderer und die Dürftigen, welche der Wuth dieser Krankheit unterliegen. Die Stadttheile, in denen die Fremden wohnen, bieten einen wahrhaft abschreckenden Anblick dar. Das gelbe Fieber pflegt gewöhnlich gegen den 21. Juli hin zu erscheinen und währt dann meist bis zum 15. Nov. Die reichere Bevölkerung flüchtet dann auf das Land und kehrt erst zur angegebenen Zeit in die Stadt zurück. Die Einwanderer, welche nach der Krankheit, also in der zweiten Hälfte des Monats November dort anlangen, finden leicht ein Unterkommen, indem es dann überall an den rüstigen Arbeiterhänden fehlt und sich nicht selten der Wochenlohn auf 9 bis 10 Dollars beläuft.

*** Ein romanhaftes Abenteuer. In Mailand soll, französischen Blättern zufolge, nachstehende merkwürdige Geschichte sich zugetragen haben. Im Anfang August fuhr Nachts ein sorgfältig geschlossener, von Masken mit Fackeln geleiteter Wagen durch Mailand. Plötzlich bricht eine Schaar Leute mit falschen Bärten aus einer Seitengasse hervor und die Bedeckung ergreift nach kurzem Kampfe die Flucht; der Wagen, dessen Pferde abgespannt sind, bleibt stehen. Als die Polizei herbeieilt, findet sie einen schwer verwundeten Mann am Boden und im Wagen ohnmächtig Donna Canzi, die erste Sängerin, die man zu Venedig glaubte. Als Donna Canzi zu sich kam, weinte und schluchzte sie, wollte aber durchaus keine Aufklärung über die seltsame nächtliche Scene geben, deren Heldin sie war. Gleiches hartnäckiges Stillschweigen beobachtete auch der Verwundete, dessen Zustand sich bessern soll. Se non é vero, é ben trovato.

*** Das „Würzb. Abendbl." schreibt vom 20. September: Eine Priesterin Thaliens, welche seit 14 Tagen in einem hiesigen Wirthshause wohnte, und bereits ein ansehnliches Sümmchen auf dem Kerbholze verzeichnet sah, verschwand, da der Wirth auf Bezahlung seiner Forderung drang, unversehens gestern Abend, jedoch nicht ohne demselben die theuersten Pfänder, die sie besaß — ihre zwei Sprößlinge von noch zarter Jugend — zurückzulassen. Dieser Zug strenger Rechtlichkeitsliebe soll dem Wirthe eine nicht geringe Verlegenheit bereitet haben.

---

# Korrespondenz-Nachrichten.

## Baden-Baden, im Sommer.

(Fortsetzung.)

Die Staffage zu diesem reichen poetischen Bilde ist zwar minder poetisch aber nicht minder reich. Vor dem Conversationshause, diesem Mittelpunkt des gemeinschaftlichen Lebens, nein, nur Zusammenströmens, findet sich das bunteste Weltgewühl. Unter den Tausenden aller Stände, die besonders an denjenigen Abenden hier wandeln, an welchen die vorzügliche Militärmusik aus Karlsruhe spielt, wollen über die Hälfte noch mehr gesehen seyn als sehen, und sie machen dieß theils auf eine sehr auffallende Weise kenntlich. So viele Damen auch in angeborner Grazie und Schönheit, durch die volle Harmonie einer wahrhaft vornehmen Erscheinung sich ungesucht auszeichnen, so ist es doch keineswegs die Mehrzahl. Die heutige buntschedige Mode läßt nur zu Vielen freien Spielraum, so recht con amore zu zeigen, weß Geistes und Geschmackes Kind man ist. Neben dem überladenen geschmacklosen Aufputz dieser reichen Kleinmeisterinnen nehmen sich die gleichgültigen, modernen Negligee-Anzüge und langen Mähnen der Löwen des Tages ironisch, ja satyrisch genug aus. — Die Kinder, welche hier aus allen Theilen nicht allein Deutschlands, sondern Europa's mit den (englischen, französischen, russischen) Familien einwandern und in dieser Wachsthum und Gedeihen fördernden Lebensluft gesund und fröhlich umherspringen, gewähren leider nur zum kleineren Theil, im einfachen leichten Flügelkleide der Jugend, einen Augentrost unter dem heutigen Luxus- und Modeunsinn. Eine Ueberlast von Stoffen, Farben, Federn, Blumen, Bändern macht sie zu verschrobenen, koketten Mode-Carricatürchen, so daß man vor der beirodbelten, gespreizten und entstellenden Kleidung die liebliche, kindliche Menschengestalt mit dem unschuldigen Engelsgesicht der meistens sehr schönen Kleinen nicht mehr erkennt, oder sie mit wahrem Mitleid betrachtet.

Einen interessanten Ueberblick der ganzen Gesellschaft bieten die Sonntags-Concerte, zu welchen freier Eintritt ist. In den weiten prächtigen Sälen und Gemächern drängen sich Tausende umher, — alle Sophas, Otomanen, Sessel sind besetzt; geräuschvoll ist die Conversation; es entwickelt sich manches Gespräch, bei welchem hartnäckig wie bei dem Bandwurm immer kein Kopf kommen will; zwischen durch läßt sich das verhängnißvolle Rollen der Roulettkugeln dämonisch vernehmen; die Musik wird oberflächlich angehört, bis Herr Arban von Paris, ein Künstler ersten Rangs auf der Pistontrompete, auftritt und Alle, statt wie Oberons Horn zum wilden Tanz aufregt, — zur lautlosesten Stille festgezaubert werden, welche sich am Schlusse in lebhafte Zeichen der Bewunderung auflös't. In diesen Versammlungen macht sich in Toilette, Haltung, Benehmen keine Spur von steifer Rücksicht und vornehmer Prätention geltend, es herrscht ein völlig bequemer Verkehr Aller gegen Alle; und nie fällt auch nur etwas Unpassendes vor. So wie man oft nur Etwas zu beschreiben braucht, wie es ist, um eine Satyre zu schreiben, so kann die Wahrheit hier nur Rühmliches melden. Ueberhaupt hat die Polizeiverwaltung wohl selten am öffentlichen Orte einzuschreiten, weil sie durch zweckmäßige Anordnungen, ohne störendes sichtliches Thun, vorzubeugen und zu vermitteln versteht. — Die Unfälle, welche das Spiel hervorruft, ungeschehen zu machen, hat freilich Niemand die Macht als die Regierung durch die so oft beantragte Aufhebung. Wie sich auch die Sache ansehen und beurtheilen läßt, es ist schon so Vieles vergeblich darüber geredet und geschrieben worden, daß man nicht mehr als Sittenrichter und Rathgeber für Moralität und Verwaltung aufzutreten braucht, in der Hoffnung, noch etwas Neues und Entscheidendes zu sagen. Hier wäre allenfalls nur die Wahrheit zu copiren, um eine Satyre auf die Menschheit zu schreiben.

Die sonstigen öffentlichen Veranstaltungen zum Vergnügen sind weniger besucht. Das Theater, obgleich dieses Jahr von der gut zusammenspielenden und mit Beifall anerkannten Freiburger Gesellschaft besetzt, war meistens leer, nur bei Laube's „Karlsschülern" und Herrn Robin's bewunderter Magie füllte es sich. Abgesehen von dem Reiz der freien Natur mit „freiem Entrée", spielt es an Tagen, wo die Mode verlangt, der großen Militärmusik gratis beizuwohnen. Auch hält die haute volée manche Unbehaglichkeit des zwar kleinen aber freundlichen Theatergebäudes vom Besuch ab, worunter eine, welche kein Flacon mit dem köstlichsten Eau de mille fleurs ganz zu bewältigen vermag. — Von den Concerten, die Künstler für 10 und 5 Franken Entrée gaben, war nur das des sehr geschätzten Herrn Cosmann, dieses seelenvollen Sängers auf seinem mit durchgebildeter Kunst und reinem Geschmack gespielten Violoncell, zahlreich besucht und später die Aufführung des „Columbus" von David.

Die großen Samstag-Bälle sind nur mäßig gefüllt und weniger animirt, als die Bälle der abonnirten Reunion. Auf diesen scheint anfangs steife Förmlichkeit und kalte Langeweile im Widerspruch mit der lebendigsten, heitersten Decoration des feenhaften Blumensaals, von wandhohen Spiegeln in magischer Beleuchtung vervielfacht, scheint Gleichgültigkeit sich gähnend verbreiten zu wollen; aber bald ändert und belebt sich die Scene, die Stimmung erwärmt und erhöht sich. Welche Menge schöner Frauen und Männer! Welche reiche geschmackvolle Eleganz, womit sich Anmuth, Natürlichkeit des Benehmens, eine heitere und leichte Conversation vereinigen, welche alle Eitelkeit verschleiern, und keinen bemerklichen Anspruch erscheinen lassen. Das Feine, Gefällige, nie Verletzende der wahrhaft vornehmen guten Formen kann nur jene moderne Opposition, welche sich davon gedrückt fühlt, umgestalten wollen. Mögen Thorheiten des Luxus und der Mode, sinnlicher Eitelkeit und übermüthiger Verschwendung, welche stets, selbst zum Häßlichsten, wenn es nur Mode ist, zum Lächerlichsten und Affenartigsten fertig und bereit sind, auch hier und da auftauchen; wie viele Tausende Arbeit und Nahrung Bedürftige leben von dem Unsinn, der Geistesarmuth und dem Laster, der Langeweile der Reichen! So mögen denn jene unausrottbaren Thorheiten leben und leben lassen! (Fortsetzung folgt.)

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 25. September. (Zum erstenmale) Der Banquerottirer, Lebensbild in 2 Abtheilungen, von August Haake. Hierauf: 1) Scene und Aria Solopiece für Horn, componirt von Eisner, vorgetragen von Herrn Sieglich. 2) „Tarantelle", getanzt von Louise und Jean Reß, arrangirt von Frau Reß. — Zum Schluß: (Neu einstudirt) Doctor Robin, Lustspiel in 1 Akt, nach dem Französischen des Premarey, von W. Friedrich.

Sonntag, den 26. September. (Neu einstudirt und neu in Scene gesetzt) Oberon, König der Elfen, große romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherz. Hoftheaters zu Mannheim. Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 267.** Montag, den 27. September **1847.**

### * Olga, oder der Scharfblick der Liebe.

(Schluß.)

Nach Verlauf einer Stunde kehrte der Graf mit Wladimir in den Saal zurück. Sie überwand ihre Scheu und reichte ihm die Hand, konnte ihn aber nur mit einem traurigen Lächeln begrüßen. Hierdurch ermuthigt, begann jener die verschiedenen Episoden des beendigten Krieges zu erzählen; er sprach mit Wehmuth von dem Tode seines Vetters. „Verzeihung, Olga," sagte er am Schlusse seiner Erzählung, „wenn mir manchmal in den Tagen meines Glückes eine Thräne über die Wangen rollt. Wolonoski war mir ein Bruder, und ich sah ihn, meinen Bruder sterbend zu Boden sinken."

Olga rührten die Worte, und sie vergaß einen Augenblick ihren seltsamen Verdacht. Am Abend machte ihr Wladimir sanfte Vorwürfe wegen ihres Benehmens. „Verzeihe mir," sagte sie, „ich weinte und klagte so viel, daß ich die Kraft nicht mehr habe, glücklich zu sein."

Als Olga endlich nicht mehr ausweichen, auch ihre Vermählung nicht mehr länger verschieben konnte, schloß sie sich eines Tages in ihr Zimmer ein, und schrieb einen Brief an den Kaiser. Erka trug ihn heimlich nach Orenburg. Hierauf trat sie in den Gesellschaftssaal, wo sie ihren Vater und Wladimir fand. Ihr Gesicht war bleich, aber ruhig, und man las in ihren Augen einen festen, unerschütterlichen Entschluß; sie reichte lächelnd ihrem Bräutigam die Hand.

„In drei Wochen," sagte sie sanft, „wirst Du mein Gemahl seyn, Wladimir. Ich vertraue Dir mein Leben an, und Gott wird mir Glauben und Glück geben."

„Erst in drei Wochen!" entgegnete Wladimir in Tone des Vorwurfs. „Ach, wenn Du mich liebtest, Olga, wie ich Dich liebe, so würdest Du den Augenblick, der uns, die wir fast auf ewig getrennt worden wären, vereinigen soll, nicht länger hinausschieben."

„Wenn Du an meiner Liebe zweifelst," versetzte sie, „so löse unsre Bande."

Wladimir fuhr mit der Hand über die Stirne, um seine innere Bewegung zu verbergen; dann murmelte er dumpf: „Ich will warten."

Traurig schüttelte Woronzoff sein greises Haupt, aber er schwieg; denn er bemerkte das Unerschütterliche in dem Willen seiner Tochter.

Vierzehn Tage verflossen, und nur noch eine Woche war übrig, dann war der von Olga selbst bestimmte Tag herangenaht. Düster und schweigend stickte sie die letzte Blume auf ihren Hochzeitschleier. Wladimir verließ sie fast nicht mehr; aber kein Lächeln der Liebe verklärte ihre Miene, und nichts im Schlosse deutete auf einen bevorstehenden Tag der Freude.

Eines Morgens, am Tag vor ihrer Vermählung, saß die schöne Braut einsam und schweigend in ihrem Gemache, da verlangte ein Courier im Namen des Kaisers Einlaß in's Schloß. Die Zugbrücke wurde niedergelassen, ein Reiter sprengte in den Hof und überreichte dem alten Grafen eine Depesche. Das Pergament trug das kaiserliche Siegel und enthielt die Worte: „Es wird hiermit dem Grafen Woronzoff verboten, die Vermählung seiner Tochter zu feiern. Er hat sich sofort in Begleitung der Gräfin Olga und des Grafen Wladimir auf die Reise zu begeben, um so bald wie möglich in St. Petersburg einzutreffen, wo ihn der Kaiser erwartet."

Wladimir, der zugegen war, erbleichte, und der alte Graf war aufs höchste erstaunt; das junge Mädchen aber hörte mit wahrem Entzücken diesen Befehl. „Wir müssen dem Kaiser sogleich gehorchen!" sagte sie, indem ein Lächeln ihr Antlitz verschönerte. „Mit Vergnügen trete ich eine Reise an, die, wie mir eine innere Stimme sagt, Glück bringen wird."

Wladimir war anderer Meinung. Er bestürmte den Grafen mit Bitten, die Hochzeit sogleich zu feiern und vorzugeben, der Befehl sey zu spät angelangt. Der alte Russe jedoch, ein treuer Unterthan seines Kaisers und an Gehorsam gewöhnt, wies diesen Antrag standhaft zurück. Schon nach einigen Stunden wurde die weite Reise angetreten.

Olga, die in ihrem Hermelinpelze einer Rose glich, die den Schnee durchbricht, saß mit ihrem Vater in einem Schlitten, welchen eine große Anzahl Diener zu Pferde geleitete. Wladimir ritt ein schönes ukrainisches Pferd und war düster und unruhig.

Als sie Kasan erreicht hatten, war man durch den tiefen Schnee genöthigt, die Reise über die zugefrorene Wolga fortzusetzen. Auf der Mitte des Flusses angekommen, wurde der Vortrab des Zuges plötzlich durch einen zahlreichen Trupp Uhlanen aufgehalten.

„Was bedeutet das?" fragte Graf Woronzoff erstaunt.

„Ich will mich sogleich von der Ursache des Aufenthaltes überzeugen," sagte Wladimir.

Er sprengte vor und befand sich bald dem Commandanten der Uhlanen gegenüber, dessen Anblick ihn so erschreckte, daß er erbleichte. Mit zitternder Hand ergriff er ein Pistol und drückte es auf den Unbekannten ab, fehlte aber, da er sich keine Zeit zum Zielen genommen hatte.

Im Begriffe stehend, ein zweites Pistol abzufeuern, durchbohrte ihn selbst die Kugel eines der Uhlanen, der dem Fremden zur Seite hielt, in dem nämlichen Augenblicke, in welchem der alte Graf mit seiner Tochter auf

dem Platze anlangte. Die Leute des Gefallenen wollten sich eben, um den Tod ihres Herrn zu rächen, wüthend auf die Uhlanen stürzen, als ein Freudeschrei Olgas, die sich plötzlich in die Arme des feindlichen Anführers stürzte, den Kampf verhinderte. Alles blickte mit Erstaunen auf das sich zärtlich umarmende Paar.

„Er ist's, mein Verlobter ist's!" rief das liebende Mädchen aus. „Der Mann, welcher hier todt zu meinen Füßen liegt, war ein Feiger und Verräther und hieß Wolonoski. Mein Herz hatte mich nicht getäuscht."

Der alte Graf näherte sich jetzt demjenigen, welchen seine Tochter ihren Verlobten nannte, und sein Auge und sein Herz erkannten ihn.

„Wladimir!" rief er aus.

„Ja, Graf Woronzoff, Wladimir steht vor Ihnen!" sagte der wahre Bräutigam Olga's. „Euer Sohn ist wieder da! Dem Kaiser selbst verdanke ich meine Wiederherstellung. Verwundet und verlassen lag ich auf dem Schlachtfelde, da kehrte Wolonoski wieder, gab mir noch einen Säbelhieb, entriß mir das Medaillon und ließ mich als todt liegen. Ich ward, da man noch Zeichen des Lebens bei mir entdeckte, auf Befehl des Kaisers den geschicktesten Aerzten übergeben, die jedoch zwei Monate lang an meiner Genesung und der Wiedererlangung meines Verstandes zweifelten. Ich wußte wohl, welchen Gebrauch Wolonoski von dem Medaillon machen wollte und warum er meinen Tod wünschte: Er liebte Olga. Als ich wieder im Gebrauch meiner Geisteskräfte war, theilte ich dem Kaiser mit, aus welchem Grunde mich Wolonoski zu ermorden getrachtet hatte. Das war etwa grade zur nämlichen Zeit, als der Brief Olga's uns benachrichtigte, daß der Bösewicht, seine außerordentliche Aehnlichkeit mit mir benutzend, meinen Namen angenommen hatte, das Herz meiner Geliebten aber dennoch nicht täuschen konnte. Da ich noch zu schwach war, die weite Reise selbst anzutreten, so sandte Euch der Kaiser den Befehl, in St. Petersburg zu erscheinen. Er wollte die Bestrafung Wolonoski's selbst übernehmen. Ich hatte indessen nicht die Geduld, Eure Ankunft zu erwarten, und reis'te ab. Der Elende ist durch die Kugel eines meiner Soldaten gefallen. Möge Gott ihm vergeben!"

„Mein Sohn!" rief der alte Graf, den wirklichen Wladimir umarmend aus, „verzeihe mir meinen Irrthum, der so schrecklich für uns alle hätte werden können!"

Man setzte nun die Reise nach St. Petersburg fort. Dießmal ließ es Olga geschehen, daß sich ihr Geliebter neben sie in den Schlitten setzte.

Der Körper Wolonoski's wurde in der Residenz mit allen militärischen Ehrenbezeugungen beerdigt.

Der Kaiser behandelte den alten Grafen mit vieler Auszeichnung und ließ der schönen Olga seine volle Bewunderung zu Theil werden.

„Ruhe und Vergebung den Todten!" sagte er. „Gott der Allmächtige wird vielleicht die That Wolonoski's in milderem Lichte betrachten und ihn weniger straffällig finden, als wir arme Sterblichen! — Was Dich, Wladimir, der Du der Tapferste unserer ganzen Armee bist, anbelangt, so wollen wir Dich am Hofe nicht missen, und in acht Tagen wollen wir Deinen Contract mit der Gräfin Woronzoff, die in Zukunft die Ehrendame und Freundin der Kaiserin seyn wird, unterzeichnen."

Und so geschah es.

---

## * Deutsche Literatur in Frankreich.

(Schluß.)

An diese Darstellung reiht sich auf eine recht schickliche Weise eine literarhistorische Skizze über H. Zschokke an. Herr Frensdorff ist sehr begeistert von dem Charakter und den volksthümlichen Tendenzen dieses fruchtbaren, allzeitfertigen Talents, das „wechselsweise dramatischer Dichter einer wandernden Schauspielertruppe, Prediger, Universitätsprofessor, Gesandter, Gouverneur einer Provinz, Geschichtschreiber, Journalist, religiöser Schriftsteller und Romanschreiber war." Er sagt, „der intellectuelle und moralische Fortschritt der Menschheit habe Zschokke'n zu allen seinen Produktionen begeistert". Wenn wir hiermit im Allgemeinen, sowie mit seinem ungünstigen Urtheile über die „Stunden der Andacht", nicht vollkommen übereinstimmen, so müssen wir auch dem über die Zschokke'schen Romane widersprechen. Es ist allerdings richtig, daß sie „die Typen des wirklichen Lebens zeichnen", aber nicht, wie Herr Frensdorff sagt, „mit frappirender Wahrheit." „Sie enthalten," fährt er fort, „nichts Erdichtetes, als den Rahmen, die Charaktere sind der Natur gestohlen." Aber ist es denn ein so großer Vorzug des Romandichters, wenn er die Natur bestiehlt? Wer uns das wirkliche Leben in seiner trivialen Alltagsfarbe, mit seinen Gewürzläden und seinem Fraubasengeklatsch nur abzuschreiben versteht, läßt sich eine ungehörige Tautologie zu Schulden kommen, und wer es durch eine spannende Einkleidung gar noch schmackhaft zu machen sucht, ohne durch eine humoristische Vernichtung desselben den Triumph der Idee zu offenbaren, der begeht eine Sünde an dem Genius der Poesie, wie an dem seiner Nation. Es ist sehr charakteristisch, daß Zschokke, wie uns Herr Frensdorff sagt, einst in einer Art von Vision, einem „second sight", den Lebenslauf einer Nähterin vor Augen sah. Vielleicht hat ihm auch bei seinen novellistischen Productionen ein solcher Genius des second sight zur Seite gestanden, der ihm dieselbe ins Ohr plauderte. Wir stimmen gern ein in die begeisterte Charakteristik, die der Verfasser von Zschokke als Volksschriftsteller entwirft, wir erkennen auch willig das Verdienst an, das er sich durch seine Schweizergeschichte erworben; aber gegen das Lob seiner Romane müssen wir den richtigen Geschmack doch einigermaßen verwahren.

Weit frischer und anziehender als diese Darstellung Zschokke's ist die Besprechung unsrer politischen Dichter. Unter ihnen stellt er die Namen: Auersperg, Lenau, K. Beck, als strahlendes Dreigestirn oben an. Ueber die beiden ersteren theilt er manches interessante Detail mit. Auersperg ist ihm ein provinzialischer Troubadour. Er rühmt mit Recht von ihm, daß durch seine finstere Gedanken und seine harte, republikanische Sprache stets frische und klare, ewig schöne Bilder glänzen. Le soldat cosmopolite," „sagt er, „ne fait jamais oublier le joyeux enfant du Danube." — Lenau charakterisirt er als weniger kräftig, aber dichterisch reiner und ergreifender als Auersperg; — eine Charakteristik, gegen deren ersten Theil wir Einspruch erheben möchten. Lenau scheint uns vielmehr in seiner tiefen, männlichen, von den Schauern des Urwalds durchwehten Melancholie weit kräftiger, als der liberalisirende Graf, der mit seiner im Grunde doch sehr aristokratischen Tournüre der Freiheit nur dann den Hof macht, wenn sie einen Rosenstrauß am Busen trägt. — K. Beck erhält durch die Darstellung des Verfassers offenbar eine zu große Wichtigkeit. „Die," sagt Herr

Frensdorff, „welche an dem Dichter Leidenschaft und Kraft lieben, müssen K. Beck lesen." Man sollte vielmehr sagen: Wer an einem Dichter das Forcirte und Outrirte liebt, muß K. Beck lesen. — Die Brücke von dieser „wahrhaft und gesund liberalen Poesie" zu der gereimten Journalistik derjenigen, die, durch die glücklichen Erfolge Jener aufgemuntert, als ihre Nachahmer aufgetreten sind, bildet G. Herwegh. Dann läßt er eine Besprechung der „productions équivoques des Dingelstedt, des Freiligrath et des Fallersleben" folgen. Herwegh stellt er sehr bezeichnend als einen jener jungen Deutschen hin, von kräftiger Constitution, freimüthigem Entgegenkommen, mit einem etwas unsteten, verschwommenen Blick voll idealer Gedanken. Seine Poesien stellt er zwar über die gewöhnlichen politischen Reimereien, aber doch unter die Dichtungen K. Beck's. — Freiligrath, Dingelstedt (beide natürlich nur insoweit sie politische Dichter sind) und Hoffmann von Fallersleben erhalten ein schlimmes Testimonium. Der letztere z. B. ist ihm nur ein Favorit des vag raisonnirenden, kannengießernden Philisteriums. Heine dagegen, der mit seinen „Chants nouveaux" den Chorus der politischen Dichter schließt, stellt er als den Repräsentanten der echten politischen Dichtung hin. — Uebrigens kann man seinem gerechten Zorn über die Ausbeutung der besten poetischen Kräfte durch eine gereizte, schnuffelhafte Tagespolitik den vollkommensten Beifall nicht versagen, und wir stimmen in dieser Beziehung gern in seinen unmuthsvollen Ausruf ein: „Was unberechenbar, was unerschöpflich ist, ist nur die menschliche Dummheit."

Besonders liebenswürdig und eine wahre Vermählung der Genien beider Literaturen ist seine Charakteristik des guten, naiven Hebel. Das idyllische Heimweh, welches diesem seine herrlichen Lieder eingegeben, die schlichte Naturfreude an seinem „Wiesenthal" klingt auch in der Darstellung unsers Literarhistorikers wieder. „Wenn ich Hebel lese", sagt er, „glaube ich ein Kind zu hören, aber ein inspirirtes Kind. Man muß sehen, wie er die Welt idealisirt. Die Flüsse und die Berge, die Sonne und die Sterne — Alles erscheint personificirt in diesen einfachen, natürlichen und zugleich erhabenen Liedern (den „Allemannischen" nämlich). Hier begegnen uns keine Nymphen, keine Dryaden, sondern artige Bäuerinnen. Kein Phöbus, keine Pallas; die Sonne ist im Deutschen eine Frau: bei Hebel ist sie eine sorgsame Mutter." — An diese Charakteristik der Hebel'schen Volkspoesie reiht er dann eine Beschreibung der Auerbach'schen Dorfgeschichten an, zu denen er sich übrigens leider! als bloßer Panegyriker verhält. Auch wir gehören zu den Verehrern B. Auerbach's; auch wir bewundern die Sorgfalt seiner Zeichnung, die Feinheit seiner Kombination und die lebhaften Farben seiner Palette; aber wir vermissen an seinen Bildern den idealen Hintergrund und die Kunst der Kontrastirung; sie sind zu genreartig — was besonders im Vergleich zu Immermann's „Münchhausen", der doch noch immer für diese ganze Dorfgeschichtenliteratur maßgebend bleibt, nicht hätte übersehen werden dürfen.

Was das letzte Kapitel: „L'Allemagne jugée par la France" betrifft, so gibt uns Herr Frensdorff auch hier eine Menge der reichsten Details in geordneter Uebersicht. Er läßt den Verdiensten der Frau von Staël, wie denen eines Blaze, Philarète Chasles und Taillandier Gerechtigkeit widerfahren, ohne blind gegen ihre Mängel zu seyn. Man gewahrt allenthalben die versöhnenden Tendenzen des Verfassers, dem es darum gilt, seiner vaterländischen Literatur die Sympathien des Auslandes zu gewinnen. Und wirklich halten wir die vorliegende Schrift für einen zu diesem Behufe besonders glücklichen und geeigneten Versuch. Sie schmeichelt dem Genius der französischen Sprache durch eine belebte, oft rapide Darstellung, ohne doch der deutschen Solidität und Gutmüthigkeit zu nahe zu treten; sie zieht an durch eine Menge pikanter Details und interessanter Anekdoten, eingewebter Reisebildchen, Sitten- und Volksschilderungen, und kann darum besonders bei einem französischen und belgischen Publikum den Vorzug der Popularität in Anspruch nehmen. Nur wäre hin und wieder, wie wir dieß auch bereits angedeutet haben, ein etwas gediegeneres ästhetisches Urtheil zu wünschen; der historische Balast überwiegt oft zu sehr; der skizzenhafte Charakter der Schrift läßt den Verfasser die Gegenstände oft nur streifen. Doch liegt vielleicht auch hierin eine berechnete Konnivenz zum Behufe größerer Popularisirung; er schreibt für Franzosen. Jedenfalls aber kann nach dieser Probe eine unpartheiische Kritik Herrn Frensdorff nur ermuthigen, bald durch ein größeres, einheitliches Werk zur Verständigung über deutsche Literatur und deutschen Geist bei seinen neuen Landsleuten noch weiter beizutragen.

## Tabletten.

*** Die „Times" veröffentlicht eine ziemlich weitläufige biographische Notiz über den vor zwei Monaten gestorbenen Haupteigenthümer dieses Blattes, Herrn Walter. Wir finden darin die nachstehende, von einem Augenzeugen mitgetheilte Anekdote: Im Frühjahr 1833 traf ein Courier von Paris mit der bei Eröffnung der Kammern gehaltenen Thronrede des Königs der Franzosen ein. Im Bureau war gerade kein Herausgeber, kein Redacteur, kein Setzer und kein Drucker; aber Herr Walter befand sich dort. Er sandte Leute aus, um Diesen oder Jenen zu holen, aber Niemand kam; er ließ auch mich rufen; ich war ausgegangen, weil es eben ein Feiertag war. Um Mittag kam ich und fand Herrn Walter, den Vertreter der Grafschaft Berks im Unterhause, in Hemdärmeln am Setzkasten thätig. Er hatte die Hauptstellen der Rede selbst übersetzt und setzte nun, von einem einzigen Mann unterstützt, seine eigene Uebersetzung. Er gab mir einen Abzug von Dem, was er gesetzt hatte und bat mich, die ganze Rede zu lesen und nachzusehen, ob er nichts Wichtiges weggelassen habe. Ich fand nur zwei kurze Phrasen von einigem Belang; ich übersetzte und Herr Walter setzte sie. Um 1 Uhr war die zweite Ausgabe der „Times" mit der Thronrede in der City.

*** Gewalt des Sturmes. Der Edinburgh Courant (s. Shipp. Gaz. 10. September) berichtet, daß in der Nacht des 21. August die Wuth der Wellen so groß gewesen sey, daß Muscheln aus dem Meeresbett in die Fenster des Schlafzimmers des Feuerthurmwächters, eine Höhe von nicht weniger als 70 Fuß, geworfen worden seyen.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— „Von einem deutschen Soldaten." — Das unter diesem Titel erschienene Buch hat bei F. A. Brockhaus in wenigen Wochen bereits die zweite Auflage erlebt.

† Die Ermordung der Herzogin von Choiseul-Praslin veranlaßt zahllose Brochüren. Brockhaus u. Avenarius in Leipzig versandten eine Uebersetzung aus dem Französischen, die sich auf die brieflichen Empfindungen der unglücklichen Herzogin beschränkt. Das von Funk bei G. Oehler dahier edirte Schriftchen ist insofern wichtiger, als es wenigstens versucht, den Schleier zu lüften, der auf den Motiven dieser Unthat ruht. Im Interesse der

Menschheit wäre zu wünschen, daß ein von jeder Politik unabhängiger Mord nicht länger dem Publikum so absichtlich vorgemalt werde, zumal der muthmaßliche Urheber nunmehr vor höheren Instanzen steht, oder — hätte die deutsche Literatur einen zweiten Großkophta zu gewärtigen? — Jedenfalls hat Paris auch im Jahre 1847 zu öfteren Malen bewiesen, daß es noch nicht müde wird, Europa's chronique scandaleuse zu redigiren, und so gewiß als die Halsbandgeschichte sein erster Scandal war, so gewiß wird die Ermordung der Herzogin nicht sein letzter bleiben. Es ist unangenehm, so traurige Wahrheiten aussprechen zu müssen.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Baden-Baden,** im Sommer.

(Fortsetzung.)

Die verschrieene Theuerung Badens ist nur relativer Art. Es findet dort Jeder Gelegenheit und ungehinderte Freiheit nach seiner Weise, seinem Stand und seinem Geschmack, seinen Mitteln und seinen Verhältnissen zu leben und zu erscheinen. Privatwohnungen und Restaurationen jeder Art bieten die billigste, wenigst kostspielige Lebensweise und erlauben Jedem, sich nach seiner Decke zu strecken. Wer die Mittel nicht besitzt, die großen oder auch nur die mittleren Gasthöfe (alle sind in ihrer Art ausgezeichnet und keineswegs theuerer als die heutigen ersten Hotels größerer und größter Städte) zu besuchen, oder die Restauration Herrn Haug's in dem Conversationshause, welche an eleganter Ausstattung des Aeußeren, der Schönheit der Silber- und Porzellan-Service, der Feinheit und Güte der Zubereitung der Speisen, der Gewandtheit der Bedienung u. s. w. kaum in Paris ihres Gleichen hat, wer diese Ansprüche der Fürstlichkeiten, Vornehmen und Reichen aller Länder nicht bestreiten kann und es dennoch genießen will, der hat es sich selbst zuzuschreiben, wenn er die Rechnung ohne die Wirthe macht, welche allerdings keineswegs zu kurz zu kommen scheinen. Uebrigens sind die Kaffee-, Thee-, Eis- und Biertische vor dem Restaurationssaal, bei den Mittag- und Abend-Musiken, besonders Dienstag, Donnerstag und Sonntag Abend überfüllt. Hunderte finden nicht Platz, wenigstens keine Stühle mehr. Denn ob es gleich daran keineswegs fehlt, so decimirt doch die für die Gäste der Restauration bestimmten Sessel jene rücksichtslose Unart, in welche die englischen Damen besonders gut eingeschult sind und Nachahmer unter allen Nationen finden, auch noch für Füße, Shawls u. s. w. Stühle nöthig zu haben und sich zu diesem Zwecke aller erreichbaren Sitze zu bemächtigen. Man sieht häufig die jüngsten Damen sich also „comfortable“ etabliren, und die in ihrer Nähe Sitze und Ruhe suchenden Matronen völlig ignoriren. Das ist heutige noble Erziehung des schönen Geschlechts, dessen „cavalieres servientes“ die Männer sind!

Es sey ein flüchtiger Blick auf die Lesegesellschaften gegönnt. Zeitungen und Tageblätter werden in den Gasthöfen und Restaurationen nicht grade reichlich, meist sogar sehr dürftig, ausgelegt und geboten, obgleich das Gegentheil im Nutzen der Wirthe liegen würde. Ueberhaupt muthet man hier fremden Nationen nicht zu, Deutsch zu verstehen, oder es durch Voranstehen bei Ankündigungen u. s. w. wenigstens verstehen zu lernen. Wer das Bedürfniß hat, mit mehr als den allgemeinsten Welt- und Local-Tages-Neuigkeiten bekannt zu bleiben, muß auf das reich und erschöpfend ausgestattete Cabinet für „europäische“ Zeitungs- und Journal-Literatur des Herrn Marx abonniren, was freilich nicht jedem des Preises wegen zugänglich ist. Es finden sich jedoch noch andere Anstalten dieser Art und gute Leihbibliotheken in der Stadt, welche den Bedürfnissen des Mittelstandes mehr entsprechen. — So viele Kurgäste für die gegen Rheuma, Gicht u. s. w. besonders wirksamen Bäder, namentlich für das Trinken des Badener Wassers theils mit chemischen Zusätzen modificirt, anwesend sind, so viele sich auch der von Geheimerath Guckert, dieses Arztes von treffendem Scharfblick und unermüdlicher Thätigkeit, eingerichteten Ziegen-Molkenkur bedienen, ihre Anzahl ist doch die kleinere im Verhältniß zu den Tausenden, welche sich nur zu ihrem Vergnügen, Erholung, Landleben, zur Luftkur einfinden. Wie groß ist aber auch deren durchdringende Wirkung auf jeden, wie groß besonders auf die Kranken und Unpäßlichen der wohlthätige Einfluß dieses belebenden, stärkenden Lebens-Elementes der Natur, dieser reichsten dortigen Gesundheitsquelle, welche die Wirkung der zwölf warmen und vielen kalten Gebirgsquellen schützend und erhöhend sichert. Ueberblicken wir nochmals, was die Natur und die Kunst durch diesen Hauptzweck der Mehrzahl der Fremden aller Länder gethan hat.

Für den gesunden rüstigen Naturfreund, den keine weichliche Gewohnheit hindert, bedarf diese Natur kaum der Nachhülfe; doch wird auch er es mit Dank anerkennen, was für leichtere Zugänglichkeit und Verschönerung in ausgedehnter und zweckmäßiger Weise geschehen ist. Nur noch Einiges und nicht Unwesentliches bleibt hier und da zu wünschen und zu hoffen, worüber man vielfache Aeußerungen vernahm. So reichlich in den Alleen nach Lichtenthal, besonders in der Nähe von Baden, Ruhebänke vertheilt sind, so fehlen sie doch an der zur ruhigen Betrachtung schönsten idyllischen Seite nach der großen Wiese hin, in deren friedlichem grünen Winkel das Kloster in malerischer Perspective, von dunkeln hohen Waldbergen umgeben liegt, welche mehr als die andere beschränktere Seite zur Ruhe und zum Verweilen einladet. Der völlige Mangel an Bänken wird aber namentlich in der beliebten Gernsbacher Allee empfunden, welche durch eine der schönsten landschaftlichen Ansichten, durch die frischen kühlen Wiesen und Schatten, den angenehmsten Morgen- und Mittagspaziergang bietet. Ebenso werden an vielen und zwar grade an entscheidenden Stellen Wegweiser vermißt. Das Königreich Bayern und Großherzogthum Hessen sind in solchen humanen Rücksichten Muster, und an einem Versammlungsorte so vieler Tausende, welche Land und Leute bereichern, sollte man eine so wesentlich fördernde Rücksicht gastfreundlichst erschöpfend beobachten.

(Schluß folgt.)

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 26. September. (Neu einstudirt und neu in Scene gesetzt) Oberon, König der Elfen, große romantische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von C. M. v. Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherz. Hoftheaters zu Mannheim. Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.

Montag, den 27. September. Stadt und Land, oder: „Der Viehhändler aus Oberösterreich“, Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 268.** Dienstag, den 28. September **1847.**


## * Die Wellen.

*Ein Märchen von F. A. Leo.*

Ganz oben, hoch oben im Norden, zwischen der Ostsee und dem Kattegat, da liegt eine große Insel, die Fünen heißt, und die von den Wassern des kleinen und großen Belt eingeschlossen ist.

Gehet Ihr jetzt dort hinauf — freilich könnt Ihr's nicht zu Fuß, sondern müßt auf einem Boote über's Meer fahren — so findet Ihr die Leute da kaum anders, als Eure Nachbarn sind, mit denen Ihr täglich verkehrt; treu und bieder, fromm und gut, und wenn sie auch eine andere Sprache reden, so könnt Ihr doch in ihren Mienen lesen, daß sie offenherzig und gastfreundlich sind.

Zu der Zeit aber, von der ich Euch erzählen will, da war es anders da droben. Die Menschen waren roh und ungefügig und wußten nichts von unserm Heilande, sondern hatten schlimmen Götzendienst, und opferten ihren Göttern Odin, Baldur und Loke, deren Bildsäulen sie in ihren Hainen errichtet hatten.

Da, wo jetzt das freundliche Städtchen Nyborg dicht am großen Belte liegt, haus'te damals ein mächtiger Graf, der über viel Land und Menschen zu gebieten hatte; sein Schloß ragte hoch empor an den Ufern des Meeres, und wenn er seine Hörner durch das Land erschallen ließ, so strömten seine Vasallen zu Tausenden herbei, und harrten seines Winkes. Erst vor Kurzem hatte ihm sein sterbender Vater die Herrschaft übergeben, und alle seine Unterthanen empfingen ihn mit Jubel und Freude, denn der alte Herr war ein strenger, finstrer Mann gewesen, und sein Sohn, der schöne Graf Erik, hatte sich durch sein mildes, leutseliges Benehmen gegen Jedermann die Liebe der Seinen zu erwerben gewußt. Wenn er mit seiner liebreizenden Gemahlin, der holden Ingeborg, des Dänenkönigs Tochter, durch die Auen ritt, so glich es einem Triumphzuge, denn Alt und Jung folgte ihnen jauchzend und glückwünschend. Aber sie verdienten auch die Liebe ihrer Unterthanen, denn kein Armer ging aus ihren Hallen fort, der nicht reichlich Speise und Trank und einen Zehrpfennig auf den Weg erhalten hätte; kein Kläger forderte Schutz, den der Graf nicht mit Rath und That vor den Gewaltstreichen seiner Feinde gesichert hätte.

In der Nähe des Schlosses, dicht am Meere, lebte ein Fischer, den man nur den schlimmen Anders nannte. Nicht allein seine Nachbarn scheuten sich vor ihm, sondern im ganzen Lande konnte man die bösen Kinder zur Ruhe bringen, wenn man ihnen das Liedchen vorsang:

> Wer klopft da draußen so stark am Thor?
> „Der schlimme Anders, der steht davor!“
> Horch' Kindchen, sey stille und artig und fein,
> Der schlimme Anders, der kommt sonst herein.
> — Jetzt kann er hingeh'n, wohin er will,
> Denn's liebe Kindchen, das ist nun still!

Aber der Anders war auch ein gar schlimmer, böser Geselle. In seiner frühen Jugend mochte er noch gut gewesen seyn, aber da er in der Hütte, in der er geboren, nichts hörte als Zwietracht und Scheltworte zwischen Vater und Mutter, da diese besonders, die ein tückisch Weib war, ihn gar hart behandelte, und ihm für die kindliche Liebe, mit der er sich an sie anschmiegen wollte, mit Schmälen und Züchtigung vergalt, so ward sein Herz hart und verstockt, und er ließ den Groll, der in ihm wach geworden war, an den Menschen aus. Noch verschlossener wurde er, als seine Mutter starb, und er nun Tage lang — wenn der Vater zur See ging — auf sich angewiesen war. Da sann er üble Streiche aus, und sein Vater hatte oft ihn züchtigen müssen, wenn er ihn beim Diebstahl oder anderm bösen Thun ertappte. — Als er kaum vierzehn Jahr alt war, hatte ihn ein Spielgenosse verhöhnt, und er lauerte dem Knaben auf, erschlug ihn, und warf den Körper ins Meer.

Vielleicht hätte er dennoch durch liebevolle Behandlung zu einem andern Menschen gemacht werden können, aber da sein Vater finster und barsch gegen ihn war, und alle Nachbarn sich von ihm zurückgezogen, so ward er böse und tückisch und sann nur darüber nach, wie er seinen Mitmenschen ein Leid zufügen könnte.

Später, als sein Vater gestorben war, und ihm ein kleines Erbe hinterlassen hatte, ging er um zu freien. Vor vielen Thürn ward er abgewiesen, endlich aber fand er doch ein thörigt Kind, das sich verblenden ließ durch die hübschen Sachen, den Putz und all' die Bänder, die er ihm darbot, und das ihm in seine Hütte folgte. In der ersten Zeit seiner Ehe schien er heiter und zufrieden, ging seiner Arbeit fleißig nach, und man vernahm nichts von schlimmen Streichen, die er den Leuten angethan hätte. Aber die Herrlichkeit war bald vorüber; nicht lange, so hörte man Zank und Streit in der Hütte, und Einer, der vorbeigegangen war, wollte gesehen haben, wie der Anders sein Weib an den Haaren umherzog und unbarmherzig schlug. — Ein alter Fischer, Jens mit Namen, der in hohem Ansehen bei seinen Genossen stand, ging hin zu ihm und sagte: „Ei Anders! Wie mögt Ihr nur so gar schlimm mit Eurem guten Weibe verfahren! Seht, wir alle leben in Eintracht und Frieden mit einander, wie es guten Nachbarn geziemt, und Ihr nur sinnt immer auf Böses und auf neue Tücke. Laßt Euch warnen! Denn nicht lange mehr sehen wir Euer wildes Treiben mit Ruhe an!“

Anders gelobte Besserung und Jens drückte ihm freundlich die Hand und ging heim, um seinen Gefährten die freudige Botschaft zu überbringen.

In der folgenden Nacht brannte Jensen's Hütte ab, so daß er kaum sein Leben retten konnte; Niemand wußte den Thäter, aber man ahnte ihn, und Anders begegnete nur finsteren Blicken und Alles wich scheu vor ihm aus.

Im ersten Jahre ihrer Ehe schenkte sein Weib ihm einen hübschen Knaben, den er Arild nannte, und der ihn zu einem andern Menschen zu machen schien, denn er wurde mild und freundlich gegen sein Weib, und grüßte, was er früher nie gethan, seine Nachbarn, wenn er mit ihnen auf dem Wege zusammentraf. Alles freute sich darob, denn es ist ein gar schlimmes Ding, ein räudig Schaaf in der Heerde zu haben, und der alte Spruch, den Ihr wohl kennt:

Nehmt einen ganzen Becher Wein,
Thut einen Tropfen Wermuth 'nein,
Und wär' der Tropfen noch so klein —
Der Wein, der würde bitter seyn,

ist gewiß wahr.

Es konnte eben keine rechte Heiterkeit unter ihnen herrschen, denn wenn sie auch in den Winternächten beisammen saßen und die Methhörner kreisen ließen und den Gesängen lauschten, die ein alter Barde mit der Harfe begleitete, so mußten sie doch fürchten, daß der schlimme Anders draußen im Dunkel umherschleiche, und über irgend einen bösen Streich brüte, den er Einem unter ihnen zufügen könne. — Nun sollte es anders werden, und sie hofften bald einen neuen Genossen an dem sonst so Gefürchteten für ihren Kreis zu gewinnen.

Nur der alte Jens schüttelte bedenklich den Kopf und wollte nicht an die Besserung des Anders glauben. „Wer sein ganzes Leben hindurch heimtückisch war," sagte er, „der kehrt nicht plötzlich um. Anders ist ein böser Geselle. Laßt's Euch sagen!"

„Ei, Vater Jens, Ihr grollt ihm noch ob Eurer Hütte, die er Euch über dem Kopf angezündet hat! Tragt Ihr so lange Böses nach?" —

„Bei Odin! Soll ich's ihm nicht nachtragen, wenn er mich um mein Hab' und Gut gebracht hat? Dank' ich's ihm, daß meine Knochen nicht weißgebrannt und verwittert unter freiem Himmel liegen? Glaubt mir, der Anders sinnt auf Tücke, wenn er freundlich schaut!"

Aber sie glaubten ihm nicht, gingen zu Anders und brachten ihm hübsche Geschenke für seinen Knaben.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Des Teufels Reisen durch einen Theil des Protestantismus.

---

Zu den literarischen Erscheinungen der neuesten Zeit, die einige Aufmerksamkeit verdienen, gehören „des Teufels Reisen durch einen Theil des Protestantismus. Aufzeichnungen einer hochgestellten Person." Das Buch beginnt mit der Ankunft des Teufels in Berlin, wo er Freitag, den 1. November 18.. am Tage aller Heiligen um 11¾ Uhr mit Extrapost und zwar unter schrecklichen und grausenerregenden Feierlichkeiten der Natur mit einem Diener einfährt, welchen er sich aus Rom mitgebracht und der daselbst lange Jahre bei dem Ordensgeneral der Jesuiten im Dienste gestanden hat. Gleich beim Betreten seiner Gemächer erklärt Satanas, daß er alle Bedienungen durch diesen seinen Lakaien, Versutio mit Namen, besorgen lassen werde, ohne pekuniären Schaden jedoch „für die historisch-rechtlichen Diener des Hauses." So müde er ist, kann er doch die Deputation der Fledermäuse und der Nachteulen nicht abweisen. Sie bringen ihm die letzten Tagesneuigkeiten und diejenigen Blätter, aus welchen er sich über den gegenwärtigen Standpunkt der Dinge vollständig orientiren kann. Aus den Lob- und Ermunterungsreden, die er diesen Deputirten hält, sieht man, daß die im Dienste der Finsterniß stehenden Literaten gemeint sind. Nachdem die Deputation sich mit ehrfurchtsvollen Verbeugungen entfernt, sieht Satanas sich in seinem Zimmer näher um, sein Blick fällt auf die Bildnisse Friedrich's II. und Friedrich's Wilhelm III., er zieht sogleich die Klingelschnur, und Versutio muß auf der Stelle die Bilder entfernen. Nun erst vermag er es, die Musterung der auf seinem Theetisch hingelegten Schriften vorzunehmen. Mit besonderem Wohlgefallen verweilt er bei der Evangelischen Kirchenzeitung. „Wo ist Tinte, Feder und Papier? Ich muß gleich ein Billet an meinen Ordensprovinzial hieselbst schicken und ihn auf den Abend zu mir bescheiden." Satanas setzt sich und schreibt: „Innig geliebter Sohn! Was Du nicht hast ahnen können, ist geschehen. Ich bin hier. Morgen Abends um 7 Uhr begehre ich Dich bei mir. Dein wohlaffektionirter Satanas. An den Herrn Provinzial des Ordens „von der höllischen Finsterniß, Dr. H." Versutio kommt bald mit der Antwort zurück, daß Hr. H. nicht ermangeln werde, sich präzise um 7 Uhr bei Sr. Eminenz einzufinden. „Gehe nun zu der Frau Generalin X, wohnhaft in der Straße.... Nr..... eine Treppe hoch, mache meine ergebenste Empfehlung und bitte um die Briefe, welche bei ihr für mich eingegangen." Inzwischen neue Musterung einiger Schriften und beifällige oder mißfällige Urtheile darüber. Beim Lesen des Septemberhefts der Evangelischen Kirchenzeitung von 1844 ruft er aus: „Das verfluchte Sachsen! Und Das geht von dem Uhlich aus." Versutio unterbricht den interessanten Monolog seines Herrn und übergibt die Briefe, welche bei der Generalin X. für ihn eingegangen. Satanas greift zuerst nach einem Briefe aus Breslau und liest mit wohlgefälligem Lächeln: „Ew. Eminenz kann ich die freudige Nachricht melden, daß Dr. S. aus seinen bisherigen Funktionen nun geschieden ist. Wir hätten damit in unserm Lande einen gefährlichen und gottlosen Widersacher weniger und können nun die freudige Hoffnung hegen, daß unsere Angelegenheiten hier einen günstigen Fortgang haben, auf weniger Schwierigkeiten stoßen und die Zeiten des gewünschten Heils bald kommen werden." Unter den übrigen zahlreichen Briefen aus verschiedenen Städten erregt seine Freude ein Schreiben aus S., mit welchem ihm Listen 1) der gläubigen und ungläubigen Geistlichen der Provinz, 2) der Beamten an den verschiedenen Behörden, welche frei sind von jedem Verdachte destruktiver Richtungen, 3) sämmtliche Lehrer an höheren und niederen Schulen, welche an dem Glauben der Symbole halten, 4) der Aerzte, die für hohe Familien empfohlen werden können, 5) der adeligen Familien, die dem konservativen System huldigen, nnd 6) der Kandidaten, welche in dem Stande des rechten Glaubens sich befinden, überreicht werden. Kaum ist Satanas mit der Durchsicht der Briefe, deren Inhalt in extenso mitgetheilt wird, fertig, so erscheint sein geliebter Sohn H. Die Unterredung dauert sehr lange und verbreitet sich über alle dem Teufel günstigen und ungünstigen Verhältnisse der Zeit. Es folgt dann eine Theegesellschaft, welche Frau General X. Satanas zu Ehren veranstaltet hat. Nur Ausgewählte, mit dem An-

fangsbuchstaben ihrer Namen bezeichnete Personen, sind zugegen. Mit großer Zufriedenheit kehrt Satanas aus der Theegesellschaft in sein eigenes Zimmer zurück. „Eine seltene Fröhlichkeit lag auf seinem Angesichte, eine auffallende Behendigkeit belebte seine Glieder. Ja, ja, wenn es so steht, so wächst unser Hoffen mit Riesenschritten. Jetzt hängt Alles von der geschickten und klugen Leitung der Dinge ab“ u. s. w. In gleichem Styl ist das Uebrige gehalten. Der Teufel reist von Berlin nach Breslau, wo er das vernünftige Christenthum in voller Blüthe findet und darüber in großen Verdruß geräth. In Dresden erholt er sich einigermaßen wieder. — Der eben nicht feine Scherz ist jedenfalls in einem 362 Seiten langen Buche zu sehr ausgedehnt, um wirksam zu bleiben. Rh. Brob.

## Tabletten.

⁂ Ein Brief des Marschall Soult an den König Ludwig Philipp. Soult Berg, 15. Sept. 1847. Sire! Es sind nun 63 Jahre, daß ich meinem Vaterland diene. Als die ersten Strahlen unsrer Revolution der alten Monarchie zum Niedergang leuchteten, trat ich in die Dienste der jungen Republik und wurde Napoleon's Lieutenant. Ohne Unterbrechung nahm ich von da an an dem großen Kampfe Theil, der für die Unabhängigkeit, den Ruhm und die Freiheit Frankreichs gekämpft wurde, und bin einer der Wenigen, die ihn bis zum letzten Tag mit bestehen halfen. Ew. Majestät geruhten später, meine Dienste in dem neueren und nicht weniger patriotischen Kampfe zu begehren, den Gott und Frankreich zur Befestigung unsrer Staatsverfassung hervorriefen. Ich sage Ew. Maj. innigsten Dank dafür. Das macht den Ruhm und die Ehre meines Lebens aus, daß mein Name bei all den Kriegs- und Friedensthaten genannt wird, die den Triumph unsrer großen Sache gegründet haben. Das Vertrauen Ew. Maj. war in den letzten Jahren meiner Dienstzeit meine Stütze und erleichterte mir die Erfüllung meiner Pflichten. Meine Ergebenheit für Ew. Majestät und für Frankreich ist unvergänglich; aber ich fühle, daß meine Kräfte hinter dieser Ergebenheit zurückbleiben. Möchten darum Ew. Maj. geruhen, mir zu erlauben, den kleinen Rest meiner Jahre nach so langer mühevoller Laufbahn der Ruhe zu gönnen. Ich habe Ihnen die Thätigkeit meines Alters gewidmet, vergönnen Sie mir darum die Ruhe als Lohn für meine alten Dienste, und erlauben mir, daß ich an den Stufen Ihres königlichen Thrones meine Bitte um Entlassung als Conseil-Präsident ehrfurchtsvoll niederlege. Ich werde dann im Schooße der Sicherheit der Ruhe genießen, welche die Weisheit Ew. Maj. meinem Frankreich geschaffen hat. Meine Dankbarkeit für die Güte Ew. Maj., meine Gebete für Ihr und Ihrer erhabenen Familie stetes Heil, werden mir in meine Ruhe folgen, werden mich bis in's Grab begleiten; sie werden der unwandelbaren Treue und Verehrung gleich bleiben, womit ich die Ehre habe u. s. w. unterz. Marschall, Herzog von Dalmatien.

⁂ Wie viel Menschen jetzt von den Eisenbahnen leben! Wer sich einen Begriff von den Millionen Menschen aller Klassen, die von den Eisenbahnen der alten und neuen Welt leben, machen will, der schließe von den statistischen Angaben, welche die „Times“ aus den zwei Parlamentsberichten aushebt, von denen der eine die, an den bis 1. Mai 1847 eröffneten Eisenbahnen in Großbritannien und Irland angestellten Personen nennt, während der zweite Bericht eine annähernde Angabe der bei den in Bau begriffenen Eisenbahnen zu beschäftigende Leute gibt. Unter dem an den eröffneten Bahnen angestellten Dienstpersonale befinden sich nach dem ersten Berichte: Secretäre oder Vorsteher, Säckelmeister, Ingenieurs, Superintendanten, Magazinaufseher, Rechnungsführer, Cassirer, Zeichner, Schreiber, Fabrikmeister, Maschinisten, Gehülfsmaschinisten, Conducteure, Handwerker, Bahnwärter, Bahnpolizei, Träger, Boten, Arbeitsleute, Thürsteher u. s. w., ein Total von 47,218 angestellten Männern auf 3805½ engl. Meilen Eisenbahnen und 1040 Stationen. Dies, wie gesagt, bezieht sich nur auf die durchaus fertigen Linien, wie die Liverpool-Manchester. Zu bemerken ist, daß fast alle so angewandte Arbeit einem höheren Range als die blos körperliche Arbeit angehört; denn nur 12,493, d. h. der vierte Theil vom Ganzen, sind bloß Handarbeiter; dagegen sind 10,800 Handwerker, 8576 Bahnwärter, 3432 Commis, 4148 Plate-layers. Fast alle übrigen sind sehr verantwortliche und hoch besoldete Beamte. Diese 50,000 sind also in jeder Hinsicht mehr als Durchschnittsleute; sie bilden in ihrer Art eine höher stehende Classe, welche unmittelbar oder mittelbar, d. h. durch ihren Verbrauch, ihre Ausgaben u. s. w. gewiß noch leicht eben so viel andere Männer in Nahrung setzt, und so einen Arbeitsbetrag von etwa 100,000 gewöhnlichen (nicht gelernten) Arbeitern repräsentiren. Dies würde mit Einrechnung der Weiber und Kinder, mäßig angeschlagen, eine Bevölkerung von etwa 400,000 Seelen darstellen. Dies ist noch nicht Alles. Obwohl einige Compagnien so viel wie möglich für sich selbst arbeiten und ihre eigenen Fabriken haben, so müssen sie doch alle mehr oder weniger ihre Bedürfnisse einkaufen. Sie kaufen ihre Kohlen, Schienen, Schwellen, Eisen, Oel und Talg, Kleidungsstoffe, Zeitungs-Anzeigen und das Material zu Reparaturen. Alle diese Verausgabungen repräsentiren Beschäftigung und Arbeit, und alles in allem kann man daher gewiß behaupten, daß die größere Hälfte von einer Million Menschen durch den gewöhnlichen Betrieb der gegenwärtig eröffneten Eisenbahnen ihren Lebensunterhalt verdient. Aber am 1. Mai 1847 waren außerdem 6455 englische Meilen Eisenbahnen im Bau begriffen, d. h. doppelte Länge der fertigen Schienenwege, deren regelmäßiger Betrieb also auch die doppelte Anzahl fest angestellter Personen erfordern wird. Bei dem Bau dieser Linien waren am 1. Mai nicht weniger als 256,509 Mann beschäftigt, fast alles natürlich Arbeitsleute und Handwerker ungeordneter Art. Durch ihre Verausgabungen setzen sie wahrscheinlich noch halbmal so viel Menschen in Nahrung, und wir haben also mit Hinzurechnung der Weiber und Kinder eine durch Eisenbahnbauten ernährte Bevölkerung von anderthalb Millionen Seelen. Dazu kommen noch die ungeheuren Auslagen für Eisen, Kohlen, Steine, Holz, Wagen und Werkzeug. Alles zusammengerechnet, vollendete und unvollendete Bahnen, haben wir fast drei Millionen Männer, Weiber und Kinder, die ganz von den Eisenbahnen leben. Und nun sind die im Jahre 1846 sanctionirten Linien zum großen Theile noch gar nicht einmal begonnen, und die diesjährigen erst in den allerersten Stadien der Vorbereitung begriffen.

⁂ Seit Kurzem erscheint in Paris ein neues Journal unter dem sonderbaren Titel „der Harem“. Heirathslustige beiderlei Geschlechts zeigen darin um die Wette ihre Wünsche und Anforderungen an. Die Annoncen sollen sich von Tag zu Tag mehren.

# Korrespondenz-Nachrichten.

## Baden-Baden, im Sommer.

(Schluß.)

Wem Zeit und Kräfte vergönnt sind, sich selbst die Wege und Ziele zu suchen, für wen Um- und Irrwege noch einen Reiz haben, der wird sich selbst mit jedem irrenden und beschwerlicheren Schritte in dieser Natur belohnt finden. Er wird es nicht scheuen, durch den labyrinthischen wilden Wald zur melancholischen Uebung zu wandern, noch weniger, zwischen waldbedeckten Bergen auf gebahnter Straße, welche bei ihren Verbindungen bald romantische, bald idyllische Landschaften bietet, nach dem Fromersberg zu schreiben, ehemals ein Kloster, jetzt ein freundliches Gasthaus, von einem Blumen-Meer umwallt und umduftet, von springenden Wassern erfrischt. Ein kolossales Kreuz, um welches her die Gebeine der hoffentlich seligen Mönche seit vierhundert Jahren ruhen, leuchtet weit hinaus in die Ebene des Rheins, der, eine Stunde von da, breit und glänzend vorüberzieht. „Ehre allein sey Gott in der Höhe!“ predigt die Inschrift den unzähligen Dörfern und Städten, in deren reichen fruchtbaren Gärten bis zu den Vogesen, und der Straßburger Münster in der Ferne scheint „Amen!“ zu erwiedern. — Wem zu solchen und ähnlichen Zielen die Füße den Dienst, die finanziellen Kräfte die theuren Wagen, Pferde und Esel versagen, der wird auf dem, durch täglich neuen Reiz fesselnden, ruhigen Gang nach Lichtenthal die heiterste, wohlthätigste Befriedigung finden. Hier sind Abende, welche kein Künstler zu malen wagt. Die sanfteren Elemente einer kräftigen, großen, feierlichen Alpen-Natur vereinigen sich hier mit der warmen Farbenpracht des Himmels und der Erde in Italien, von magischen Beleuchtungen, vom weichen Schmelz sanfter Anmuth übergossen. Das Klostergeläute sendet dazu, wie Dank und Segen, seine frommen Töne durch die hellen, stärkenden Lüfte. Das Geroldsauer Thal reizt mit seiner Tyroler-Natur zum Weiterschreiten bis zur dunkeln wilden Bergschlucht, aus der ein reichlicher schäumender Wasserfall in ein pittoreskes Felsenbecken stürzt; oder die nahe Seelach zieht an mit ihrem auf Felsen gegründeten üppig blühenden Garten, eng umschließenden Bergen, mit der reizenden Fernsicht nach dem Rhein und den Vogesen. Hier blickt man in das Beuerner Thal, durch welches der Weg auf einer neuen großartigen Straße über das Gebirg nach Ebersteinschloß im Murgthal führt. Majestätisch steigen zu beiden Seiten die ungeheuern Stämme der Schwarztannen schußgrade empor mit ihren mächtigen pyramidalischen Kronen; die Schluchten und Ausschnitte bieten bald freundliche Waldpartien, bald perspectivische Fernsichten, bis das Stammschloß der Ebersteiner durch die schlanken mächtigen Bäume in dämmerndem Lichte abenteuerlich herüberschaut, von den gewaltigen Bergen des Murgthals malerisch umgeben. Die Aussichten auf den Balkons wollen gesehen, nicht beschrieben seyn.

Näher bei Baden gelegen und dem öfteren Besuch dadurch zugänglicher ist die Ruine Alt-Eberstein, mit ihrem großartigen prächtigen Panorama, von dessen reichem Anblick und tiefem Eindruck sich Auge und Gemüth nur ungern trennen. Leicht legt man von da den schattenreichen, bequemen, an Gestalt und Art der theils wunderbaren Baum-Vegetation so unterhaltenden Weg zum Schlosse zurück. Hier bietet sich eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der An- und Aussichten in den weiten, großen Ruinen auf dem langen Kamm der ungeheuren Felsenmassen; auf dem Thurme dieses Denkmals menschlicher Kühnheit, Herrlichkeit und Vergänglichkeit, das die allmächtige, ewige Natur mit ihrer schöpferischen Kraft umgibt, mit ihrem kräftigsten üppig wuchernden Leben überkleidet. Von hier aus zieht sich ein für diese Beobachtungen reicher bequemer Weg an dem Fuß der Felskolosse hin, bis zu dem Merkur und hinauf auf seinen Gipfel. Die Zinne des Thurmes legt eine Welt uns tief zu Füßen; eine Welt voll malerischer Schönheit, Größe, Erhabenheit, Mannigfaltigkeit, Fruchtbarkeit und Reichthum, prächtiger Romantik und sanfter Idylle, in wundervoller Harmonie verschmolzen.

Wer von hier aus, (und solcher Stellen gibt es viele, viele in Gottes Schöpfung!) an Verbrechen, Laster und Elend der Welt denken kann, mag nicht daran glauben; wie ein böser Traum liegt das Alles hinter ihm, — er trinkt wie aus dem Lethe. — Alle Eitelkeit, Leerheit, aller fabelhafte Unsinn, alle erbärmlichen Plackereien und Kleinlichkeiten des conventionellen Lebens und Treibens, alle Thorheiten und Schlechtigkeiten eines luxuriösen und blasirten Geschlechts, scheinen unmöglich. Bettelstolz, Philisterei, schmarotzende Unverschämtheit, leere Prahlerei, hochmüthige Ansprüche, jenes gewissenlose Erfinden, Lügen und Geschichtetragen, welches aus Nichts einen Scandal macht, jene müßige Geschäftigkeit, welche wahrlich nicht aus dichterischer Fantasie, sondern bald aus gewohnter, bald aus boshafter Klatscherei Mücken zu Scorpionen, Gänseblumen zu Schirling macht, alle diese Giftpflanzen der Städte scheinen hier nur wirre Ausgeburten eines kranken Gehirns, für Alle holt man sich hier Heilung und Vergessenheit. Wer denn so recht in Mitte dieser gotterfüllten Welt mit offenem Auge, freiem Geiste und bewegtem Herzen hinausschaut, der wird, wie hoch er auch stehe oder sich dünke durch Rang, Geld oder die neuste Philosophie, — der wird von der Selbstvergötterung ablassen und dem einzigen und allein wahren Gotte, der über alle menschliche Vorstellung und Vernunft reicht, sich in Demuth unterwerfen und zugleich zu ihm erhoben fühlen.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 27. September. Stadt und Land, oder: „Der Viehhändler aus Oberösterreich“, Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen, von F. Kaiser. Musik von A. Müller.

Dienstag, den 28. Sept. Die Valentine, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von G. Freitag.

Mittwoch, den 29. Sept. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt). Neu einstudirt und neu in Scene gesetzt: Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherz. Hoftheaters zu Mannheim. — Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.
Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 269. Mittwoch, den 29. September 1847.

## * Die Wellen.

(Fortsetzung.)

Nun war eine Zeitlang Ruhe im Dorf. Anders kam zwar nicht mit den Gefährten zusammen, um bei Meth und Gesang von ernsten und heitern Dingen zu reden; aber eben, daß man nichts von ihm hörte, schien ein gutes Zeichen zu seyn. Wenn einer sich wunderte, daß auch des Anders Weib nicht kam, um mit den andern Frauen die Netze für den nächsten Fischzug zu schaffen, so sagte man ihm wohl: „Thörigter Gesell, glaubst Du, daß sie jetzt daran denken mag, Netze zu knüpfen? Traun! Ein Bub' im Hause ist wohl ein stärker Netz — das hält sie fest. Solch Knäblein will gehegt und gepflegt seyn zu jeder Stund'!" und der Frager beruhigte sich dann und sprach von andern Sachen.

In einer Nacht aber wollten Einige wieder Lärm in der Hütte gehört haben, und dann einen durchdringenden Schrei — und dann war alles still!

Den nächsten Morgen kam Anders wie gewöhnlich zur Arbeit, und ging ohne Gruß bei den Uebrigen vorbei. Als sie ihn aber fragten: „Anders, wo ist Euer Weib?" da warf er einen finstern, drohenden Blick umher und sagte: „Wen kümmert's, wo mein Weib ist? Sie ist fortgegangen!"

„Ei Anders, Euch hat's Loke wieder angethan! Was seyd Ihr so mürrisch und barsch?" Aber Anders schwieg und arbeitete fort.

So ging es ein paar Tage hin; als die Fischer aber immer noch nicht das Weib des Anders sahen, da meinten sie, er habe es umgebracht, und zogen zusammen hinauf auf's Schloß zum Grafen, um ihm zu sagen von all' dem Bösen, das der Anders begangen, und von seiner letzten That. Da sandte der Graf einen Boten hinaus vor die Hütte des Anders, und ließ ihn auf den nächsten Morgen mit seinem Weibe zu sich entbieten auf's Schloß.

Anders kam allein.

„Wo ist Euer Weib?" fragte ihn der Graf. „Hat man Euch nicht gesagt, daß ich sie mit Euch hergefordert habe zu mir?"

„Man hat es mir gesagt, doch konnte ich Eurem Befehle nicht folgen, Herr Graf. Mein böses Weib ist fortgegangen in die weite Welt, ich weiß nicht wohin."

„Das lügt Ihr, Anders! Euer Weib war sittsam und gut, Ihr aber seyd ein harter, böser Mann, der das Glück nicht zu schätzen weiß, eine wackere Hausfrau zu haben. Habt Ihr's gehört, was Eure Genossen sagen? Sie meinen, Ihr hättet Euer Weib im Zorn umgebracht!"

„Wer kann mir beweisen, daß ich das gethan habe?"

„Euch wäre der Tod gewiß, wenn man es könnte. Doch hört mich an: Lange Zeit habt Ihr Missethat auf Missethat ungestraft verübt. Dankt es Euren Nachbarn, die es mir bisher verschwiegen. Jetzt werde ich auf Euch achten, und wehe Euch, wenn ich Euch auf solchen Wegen finde. — Nun geht!"

Anders ging, biß sich die Lippen vor innerem Grolle wund, und sann auf Rache.

Ihr werdet nun wohl sagen, daß der Anders ein böses falsches Herz hatte, und Ihr habt Recht, wenn Ihr es sagt, denn ein guter Mensch würde nie so schlimm es habe begehen können; aber ohne Lieb' im Herzen war der Anders doch nicht!

Seht! Der liebe Gott im Himmel, der uns Alle geschaffen, legte einen Keim der Liebe in jedes Menschen Brust. Mögen über das Herz auch alle Stürme der Leidenschaft und des Lasters dahinziehn — sie können doch nicht den Keim der Liebe ertödten. Er sproßt und sproßt, und wenn sein Frühling kommt, dann treibt er schöne Blüthen, die zu schönen Früchten werden.

Der Anders haßte alle Welt, that allen Menschen ein Leid an, wo er nur konnte, — und doch war die Liebe in seinem Herzen nicht erstorben; sie wurde wach in einem Augenblicke, wo man es am wenigsten glaubte: in dem Augenblicke, als er sein Weib erschlagen hatte — denn Euch will ich's vertrauen, er hat sie erschlagen! — Nun, da sein Weib so kalt und stumm dalag, fing das Knäblein auf seinem Lager zu weinen an, und der Anders, dem war es, als ob Etwas an seinem Herzen risse, und er stürzte hin und warf sich über das Lager seines Kindes und weinte heiße, blutige Thränen! — Alle verachteten ihn, Alle stießen ihn von sich zurück, nur ein Mensch lebte in der weiten, weiten Welt, der ihn nicht hassen, nicht verachten konnte, und das war sein Kind! Sein Kind sollte ihn lieben lernen, das wollte er pflegen und hochhalten wie ein Heiligthum, das sollte ein guter, ein glücklicher Mensch werden, und der Segen seines Kindes sollte in die Wagschaale gelegt werden, wenn nicht vor den hohen Göttern all' seine Sünden gegen ihn sprechen würden!

Denn glaubt nur, der Anders fühlte wohl zu mancher Stunde, wie bös' er sey; aber er war zu erbittert gegen die Welt, als daß er den Entschluß hätte fassen mögen, den Weg des Guten einzuschlagen; nun aber wollte er gut werden, denn er wollte für sein Kind leben.

Aber es war ein eigen Ding mit dem Entschlusse. Er mochte doch nicht so recht Wurzel gefaßt haben in des Anders Busen, denn sonst hätte er ja nicht auf Rache sinnen können, da seine Gefährten ihn beim Grafen verklagt hatten. Rachegedanken thun nicht gut — sie träufeln Gift in Euer Herz! „Liebet Eure Feinde! Thuet wohl

Denen, die Euch hassen!" Das sind goldne Worte, die Gott nicht in die Bibel, sondern in das Herz des Menschen geschrieben hat. Als Anders zurück in seine Hütte, zurück zu seinem Arild gekehrt war, da schwand aller Groll von ihm, und er nahm seinen Buben auf den Arm und hüpfte heiter mit ihm umher.

Der Arild war aber ein prächtig Kind, ferngesund und roth, und er lachte mit seinen schönen blauen Augen, mit seinem kleinen kirschenrothen Mündchen so heiter in die Welt hinaus, daß man ihm gut seyn mußte, man mochte wollen oder nicht.

In der ersten Zeit, da mußte er freilich in der Hütte bleiben, und sein Vater pflegte ihn so treu und sorgsam, wie es die zärtlichste Mutter nicht hätte besser thun können; aber als er größer und stärker wurde, da nahm ihn der Anders mit zu seiner Arbeit und auf die See, und lehrte ihn schwimmen und Fische fangen — denn damals war es nicht so wie jetzt, wo die Kinder bis in ihr siebentes, achtes Jahr mit Ammen und Kinderfrauen gehen müssen; damals lebte ein kräftigerer Schlag Menschen und Manches unsrer geputzten jungen Herrchen möchte sich wohl nicht gar freuen, wenn er mit solch' einem zehnjährigen „Knäblein" ins Handgemenge käme.

(Fortsetzung folgt.)

## Alexander v. Humboldt.

Eine der letzten Nummern des „Voleur" gibt folgende Schilderung der Persönlichkeit des obengenannten berühmten Gelehrten, die ihm von dem Herrn Achille Gallet de Cultur in Manuscript mitgetheilt worden ist. Das Quecksilber regt sich so lange, bis es sein Niveau gefunden hat: so geht es jetzt auch mit den Ideen in Europa. Preußen nimmt einen großen Antheil an dieser geistigen Bewegung. Berlin ist dem Ausländer, der es in dem Abstande von einigen Jahren besucht, ein Gegenstand merkwürdigen Studiums und lebhafter Ueberraschung. Welche Modification in den Geistern und den Dingen in so kurzer Zeit! Und dieß nicht blos in Regionen, woselbst der Fortschritt eben so sehr ein Bedürfniß, als ein Bestreben ist, sondern auch in den Sphären, in denen die Unwandelbarkeit eine Nothwendigkeit der Stellung, eine Bedingung der Existenz zu seyn scheint. — Diese rasche Rührigkeit des Lebens macht sich in Berlin nirgends mehr bemerkbar, als bei der Prinzessin Amalia von Preußen, um welche in dieser denkenden Stadt der gesammte Geist, die gesammte Wissenschaft, die gesammte Philosophie gravitiren. — Die Prinzessin Amalia ist aus dem Vaterlande Göthe's: sie ist in den Ideen des philosophischen Germanismus vom Ende des vorigen Jahrhunderts erzogen worden; sie schließt sich, so weit dieß einer Frau möglich ist, der großen Bewegung, der mächtigen geistigen Arbeit an, die, gleich einer wogenden Fluth, über Deutschland hereinbricht, Alles überströmend und niederwerfend, was ihr im Wege steht. In ihre Salons drängen sich Gelehrte, Professoren, Reisende, Poeten, Philosophen, Prinzen, Staatsmänner, alle Talente, alle Berühmtheiten: Fürst Pückler-Muskau, so bekannt durch seine Excentricitäten, seine Reisen und Bücher; Plato Tschitratcheff, mit dem Antinouskopfe, der die furchtbare Kiwas-Expedition als Dilettant mitgemacht hat; Rauch, der berühmte Bildhauer; Krüger, der große Schlachtenmaler; Encke, dessen Wissen noch durch seine Bescheidenheit erhöht wird; Gall, dem man zum Theil den noch jungen Ruhm Leverriers verdankt. Man höre, mit welcher Achtung er von der Mathematik spricht, die in sich selber so zuverlässig ist; wie er die Engherzigkeit verdammt, welche Nationaleifersüchteleien in das Heiligthum der Wissenschaft einführen möchte, der Wissenschaft, die nur ein Vaterland, die Welt, hat, und die nur eine Leidenschaft, die der Wahrheit, haben soll. — In einer Fensterecke fesselt ein Greis von schwächlichem Ansehen, mit einem geistreichen Gesichte und einer breiten, weißen Binde um den Hals, die an die Zeit des Directoriums erinnert, die Aufmerksamkeit eines zahlreichen Auditoriums: an der Beweglichkeit des Blickes, an der Lebhaftigkeit des Gesticulirens, an der vollkommenen Klarheit der Rede, an der Mannigfaltigkeit und der Tiefe der Bemerkungen erkennt man einen Meister. Dieser Greis, dessen Energie seine 77 Jahre nichts haben anhaben können, ist Preußens Ruhm und die höchste Persönlichkeit von Europa, seit Cuvier verstorben und Herr von Chateaubriands glorreiche Stimme verstummt ist: es ist Hr. v. Humboldt. Der berühmte Verfasser des Kosmos ist zu Berlin, was Göthe zu Weimar war, eine Art lebendigen Meisterstücks, eine Maschine von einer unerhörten Complication, welche auch nicht ein Rädchen fehlt. Ein Liebling des verstorbenen Königs von Preußen, ist Herr von Humboldt auch der Freund des jetzigen Königs geblieben. er ist beim Throne der Fürsprecher aller geistigen Interessen. Die Menagerien des Thiergartens und der Pfaueninsel, die botanischen Gärten zu Berlin, das magnetische Observatorium zu Charlottenburg, sind Schöpfungen, die durch die Regsamkeit, feurig, wie die Jugend, unermüdlich, wie die lautere Liebe der Wissenschaft, eingegeben, ausgeführt, fortgesetzt, bereichert worden sind. — Und aus dem alleinigen Gesichtspunkte des Mannes von Welt, welch' eine exceptionelle und anziehende Persönlichkeit! Wie er sich der Unterhaltung bemeistert, sie beherrscht, sie hell aufleuchten läßt! Es ist kein Boden so mager, daß er nicht eine unbekannte Oase darin fände, kein Horizont so beschränkt, daß er ihm nicht unbekannte Fernsichten zu eröffnen wüßte! — Man kann sich keinen Begriff von der Schwierigkeit machen, mit Herrn von Humboldt eine öffentliche Conversation zu bestehen. Wenn man nicht mit einer großen Präcision, einer strengen Logik, und vor Allem einem nicht wankend zu machenden Aplomb begabt ist, so wird man unvermeidlich das Opfer dieses Geistes, der sich ein muthwilliges Vergnügen, zuweilen ein grausames Spiel daraus macht, seine große Ueberlegenheit über Andere zu bekunden, indem er ihre Blöße aufdeckt. Herr von Humboldt kommt Euch unter bezaubernden Formen entgegen, mit dem Hute in der Hand, wie die französischen Garden zu Fontenay, und macht Euch durch seine verlockende Sanftmuth dreist, umschlingt Euch aber allmälig mehr und mehr, bis er Euch völlig gefaßt hat; dann beugt und bricht er Euch, und setzt Euch den Fuß auf die Gurgel, ehe Ihr noch Zeit habt, um Gnade zu schreien. Freilich reicht er Euch nachdem ironisch die Hand, um Euch wieder aufzuhelfen, und ist auch herablassend behülflich, Euch Eure Wunden zu verbinden. — Herr v. Humboldt ist fast ein täglicher Gast an der königlichen Tafel. Wenn der in der Regel heitere und expansive Geist Sr. Maj. durch die Erinnerung an irgend eine der zu sehr altdeutschen Boutaden verdüstert worden ist, womit die Professoren der Universitäten, oder die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften ihn eben nicht verschonen, so ist es Herrn v. Humboldt's Aufgabe, die erlauchte Stirne wieder zu glätten. — Diese Schweigsamkeit in ihrem Centrum angreifen, würde nur die Taktik eines vulgären Hofmannes seyn, nein, er lavirt, und geht von dem Indirekten zum Direkten über. Er redet den ersten den besten, es ist

ihm alles Recht, an: er würde, wenn es seyn müßte, mit sich selber sprechen, auf den Gegenstand kommt es nicht an. Die Gemeinplätze führen zu Partikularitäten, diese zur Anekdote, und die Anekdote, das ist sein Gebiet, sein Schlachtfeld, sein Triumph. An gewissen Symptomen erkennt er bald, daß die Aufmerksamkeit des Königs angefacht ist; dann verdoppelt sich seine Lebendigkeit, und gibt sich durch die kurzweiligsten, die freiesten, die gewagtesten, die malerischesten Geschichten kund, die er, deutsch oder französisch, zuweilen abwechselnd in beiden Sprachen, mit einer unerschütterlichen Kaltblütigkeit erzählt. Geschichten, von welchen niemand die Initiative über sich zu nehmen wagen würde, die nur er allein vorzutragen und ihren zu starken Effekt mit einer unendlichen Kunst zu mildern weiß. Fast immer wird der muthwillige Greis durch ein schallendes Gelächter Sr. Majestät unterbrochen. — Eines der merkwürdigsten Schauspiele und der seltensten geistigen Vergnügungen ist es gewesen, Humboldt, zur Zeit seines Aufenthalts in Paris, mit einem andern Manne ringen zu sehen, der auch mit einem enormen, natürlichen Verstande, einer unermeßlichen Schlauheit begabt, und ebenfalls ein gewaltiger und kaltblütiger Spötter ist, der so viel Geist, als nur irgend einer, besitzt, der mit Allem vertraut geworden ist, mit dem Mißgeschick und mit der Größe, und der in diesen Spielen des Glückes Seinesgleichen zu erkennen, zu verachten und zu gängeln gelernt hat, der in der Politik, in der Moral, in der Philosophie, in der positiven Wissenschaft Alles weiß, was man wissen kann, und der in seinem Privatleben so einfach geblieben ist, als tief und tüchtig in dem öffentlichen Leben, kurz mit — Ludwig Philipp. — Hr. v. Humboldt spricht vortrefflich und spricht gerne. Diese Leidenschaft ist bei ihm so stark, daß er sich nie hat porträtiren lassen können, weil es ihm nicht möglich war, sich während der dazu erforderlichen Zeit ruhig und schweigend zu verhalten. Man sollte es kaum für möglich halten, daß der Verfasser des „Kosmos" in dem Mittelpunkte, in welchem er lebt, in keinen glänzenden Umständen ist. Doch ist dem so. Er ist arm, wie Chateaubriand, und aus denselben Ursachen. Er hat sein ganzes Vermögen auf den großen Reisen zugesetzt, die er auf eigene Kosten mit einem unermüdlichen Eifer in Amerika, in Sibirien rc. gemacht hat. Als letzte Eigenthümlichkeit ist noch von ihm zu bemerken, daß er, wie Newton, Zeit seines Lebens den menschlichen Leidenschaften fremd zu bleiben bemüht gewesen, und sonach eine Vestalin der Wissenschaft ist. — Herr von Humboldt ist eine Verkörperung des Germanismus in's Franzosenthum, und es hält schwer, zu bestimmen, welcher von beiden Naturen er direkter angehört. Uebrigens sind es nicht blos seine geistigen Tendenzen, die ihn mit Frankreich verbinden: seine Mutter war eine Französin. Sie gehörte einer der Colonien an, die, durch den Widerruf des Edikts von Nantes, aus Frankreich vertrieben, sich in Deutschland ansiedelten, woselbst sie noch heutigen Tages den Typus, die Traditionen, die Achtung und die Sprache ihrer Vorfahren bewahren. A. Thz.

---

## Tabletten.

*** Die Zeit, welche der electrische Telegraph braucht, um die electrische Strömung von Newyork nach Washington und von da wieder zurück, zu vollenden (also ein Weg von 450 Meilen oder 150 Lieues) ist ein Sekundentheilchen, das sich kaum bestimmen läßt. Die electrische Schnelligkeit ist so groß, daß 77,000 Lieues auf die Sekunde kommen, mithin 150 Lieues in 1,510 Sekunde zurückgelegt werden. m.

*** Eine Amazonenstatue. Die „Liter. Gaz." bringt, angeblich aus dem Tagebuch des Grafen v. Castelnau, die Nachricht, daß derselbe in einem Walde am Rio Negro eine Bildsäule entdeckt habe, welche nach den Sagen des Landes aus den Zeiten der Amazonen herrühre; „bis vor Kurzem," erzählt Herr von Castelnau, „glaubte ich nur wenig an die Existenz dieser weiblichen Krieger, aber im Lande, namentlich zu Obydos, erfuhr ich, daß immer noch Traditionen über sie unter den Indianern umlaufen. Die Statue ist so roher Art, daß sie von einem Volk herrühren muß, bei dem die Kunst jedenfalls noch in der ersten Kindheit stand, sie hat aber ein großes Interesse, als die einzige Probe dieser Art, die man bis jetzt in Brasilien entdeckte. Die Figur ist die einer Frau, sie ist sitzend dargestellt und verbirgt die Brüste mit den Händen." Die Statue ist jetzt auf dem Weg nach Havre und soll im königlichen Museum aufgestellt werden.

*** In der „Wiener Musik-Zeitung" Nr 101 heißt es aus Dresden: Man erzählt sich hier in musikalischen Kreisen einen sehr guten Scherz. Ein componirender Kapellmeister, der den Styl oder Unstyl Berlioz's in die deutsche Oper zu verpflanzen sucht, gab seine erste Oper einem Musikalienhändler in Verlag, als derselbe noch belle Etage wohnte. Kaum war die Oper ein Jahr heraus, so mußte der Verleger eine Treppe höher ziehen. Die zweite Oper des fruchtbaren Componisten trieb den Verleger wieder eine Treppe höher und die dritte Oper noch eine Treppe, so daß er jetzt in der That vier Treppen hoch wohnt und die neueste vierte Oper durchaus verschmäht, um nicht unter das Dach zu kommen.

*** Astronomie, Raum und Zeit. Sir John Herschel erwähnt, in der Abhandlung über die Kraft des Teleskops den Raum zu durchdringen, — eine von der vergrößernden Kraft verschiedene Fähigkeit, — daß es Sterne gibt, welche so entfernt sind, daß sie ein Raum von ungefähr drittehalb bis drei Millionen Billionen deutscher Meilen (twelve millions of millions of millions of miles) von unsrer Erde trennt; so daß Licht, welches sich mit einer Schnelligkeit von 12 Millionen (engl.) Meilen in der Minute fortbewegt, zwei Millionen Jahre brauchen würde, um von jenen fernen Weltkörpern zu unsern eignen zu gelangen. Zeichnet der Astronom daher das Erscheinen oder Veränderungen eines solchen Sterns auf, so berichtet er nicht die Geschichte desselben von heute, sondern die Geschichte des Sterns vor zwei Mill. Jahren; und folglich ist die Existenz eines solchen Sterns nicht einmal zu beweisen, denn in 2 Mill. Jahren kann denselben längst sein Schicksal ereilt haben. Bl. a. d. Gw.

*** Der Erzgießer Soyer in Paris, der, wie wir bereits gemeldet, von den ihm vom Staat für den Guß des Grabmals Napoleon's in der Invalidenkirche übergebenen Kanonen, im Gewicht von 115,101 Kilogr., den größten Theil verkauft und nur 6271 an dem Guß verwendet hatte, ist wegen Unterschlagung anvertrauten Gutes zu einjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt worden.

*** Der Satyriker Swift besuchte öfters ein Gasthaus, welches im Schilde drei Kreuze führte, und dessen Besitzer eine sehr böse Frau hatte. Nach einer häuslichen Scene, welche während seiner Abwesenheit vorfiel, kritzelte er mit einem Diamant in die Fensterscheibe:

Drei Kreuze sind das Schild vor deiner Thür',
Häng' deine Frau dazu, so sind es vier.

---

# Korrespondenz-Nachrichten.

**Darmstadt 23. September.**

Das „Frankfurter Konversationsblatt“ enthält in Nr. 258 eine Correspondenz, welche die Verhältnisse des hiesigen Musikvereins einseitig bespricht und meine Stellung zu demselben unrichtig darstellt.

Indem ich die darin gegen meine Person und meine Familie ausgesprochenen Gehässigkeiten der Würdigung des unbefangenen Publikums überlasse, halte ich mich für verpflichtet, zur Berichtigung mehrerer auf angebliche Thatsachen gestützten Behauptungen folgendes zu erwiedern, wobei ich vor Allem die Widersprüche hervorheben muß, in welche der Correspondent verfallen ist.

Er rühmt Vielseitigkeit und spricht dann wieder von Einseitigkeit. Ihm bleibt in Bezug auf Auswahl, Sorgfalt und Präcision u. s. w. nichts zu wünschen und dann wieder Manches zu wünschen übrig. Er weist dem Verein unbedingt den ersten Platz unter den hiesigen Vereinen an und stellt ihm dann wieder andere als Muster vor. Er hält den Verein in seinen Mitgliedern für stattlicher, als die andern Vereine, und sagt dann wieder, die gereifteren Mitglieder seyen in einen andern Verein ausgewandert. Er äußert, daß man alle Ursache habe, stolz zu seyn auf den Verein, als den edelsten Theil der geselligen Unterhaltung und nennt dann wieder den Verein einen anmaßenden Kukuk, dessen man sich gerne entledigen möchte u. s. w.

Was die Anzahl der Mitglieder, namentlich der im mittleren Alter befindlichen Herren betrifft, so war sie zu keiner Zeit größer als grade jetzt und bleibt auch noch mehr Theilnahme in dieser Beziehung zu wünschen übrig, so geht aus den Acten des Vereins hervor, daß diese Wünsche älter sind, als das jetzige Directorium und schon zu einer Zeit geäußert wurden, wo man einen oder zwei Vereine hier besaß und nicht sechs, wie jetzt. Sind Mitglieder aus dem Verein in Unzufriedenheit geschieden, so geschah dieß der Majorität des Vereins oder seines Comite's gegenüber, und dem Unterzeichneten ist kein Fall bekannt, daß eine einseitig verfolgte Ansicht seinerseits dazu Anlaß gegeben hätte. Wenn übrigens die Vereinigung des Präsidiums und des musikalischen Directoriums in einer Person als ein Mangel der Organisation des Vereins betrachtet werden möchte, so bemerke ich, daß ich selbst eine Trennung beider Functionen schon vor fünf Jahren gewünscht und beantragt habe.

Der Verein hat sich ferner nie isolirt, sondern jede passende Gelegenheit zur Vereinigung mit andern jederzeit benutzt. Er hat bei vier auswärtigen Musikfesten (also nicht bloß bei einem, wie der Correspondent bemerkt) seit dem jetzigen Directorium Theil genommen. Von ihm ging die erste Anregung zum hiesigen Musikfest 1844 zur Feier der Enthüllung des Ludwigs-Monuments aus, und es verging bis jetzt kein Jahr, ohne daß der Musikverein mit unsrer ausgezeichneten Hofkapelle gemeinschaftlich gewirkt und „die Ehre des Tags“ mit derselben gerne getheilt hätte. Wenn die Gelegenheit, sich mit den hiesigen Männergesangvereinen zu gemeinschaftlicher Aufführung zu verbinden, sich nicht öfter bot, so liegt der sehr natürliche Grund darin, daß der Musikverein der einzige aus gemischten Stimmen bestehende hiesige Verein ist, und bei einem Zusammenwirken das Verhältniß zwischen Frauen- und Männerstimmen sich etwa wie 50 zu 300 verhält.

Was sodann die Leistungen des Vereins betrifft, so hat es demselben zu keiner Zeit an tüchtigen Mitgliedern, die sich der Uebernahme von Solo's unterzogen, gefehlt. Der Verein steht in dieser Beziehung den bedeutendsten auswärtigen Vereinen nicht nach und haben sich einzelne Talente besonders entwickelt, so verdanken sie dieß der Gelegenheit, die ihnen im Verein zu ihrer Ausbildung gegeben wurde und dem Wohlwollen, mit dem man sie bei ihren ersten Versuchen aufgemuntert hat.

Auch der Quartettgesang fand sowohl im Interesse der Gesammtheit, als auch nach dem Wunsche einzelner Mitglieder des Vereins soviel Berücksichtigung, als ihm überhaupt in einem Verein von gleicher Tendenz zu Theil werden kann.

Dem entfernter stehenden Publikum wird nicht uninteressant seyn, das Programm für die nächsten Winterconcerte des Vereins kennen zu lernen.

Erstes Concert (15. Nov.) am Todestage Gluck's: De profundis und eine Auswahl aus den Opern Armide und Orpheus von demselben.

Zweites Concert (16. Dec.) zur Vorfeier des Geburtstags von Beethoven: Neunte Synfonie mit Chören, Meeresstille und glückliche Fahrt von demselben.

Drittes Concert (24. Febr.) am Geburtstage von Händel: Eine Auswahl aus Julius Cäsar und andern Werken desselben; mehrere Compositionen von Seb. Bach.

Viertes Concert (30. März) zur Vorfeier des Geburtstags von Haydn: Die Jahreszeiten von demselben.

Fünftes Concert (Charfreitag): Requiem von Mozart.

Außerdem hat der Verein in dieser Woche am 21. d. M. zu Ehren der Gustav-Adolph-Versammlung in der Kirche eine achtstimmige Motette ohne Begleitung von Seb. Bach aufgeführt, und am 22. in Gemeinschaft mit der großherzoglichen Hofkapelle ein Concert zu demselben Zwecke veranstaltet, in welchem diese die Sinfonia heroica von Beethoven und gemeinschaftlich mit dem Vereine den Messias von Händel zur Aufführung brachte.

Der Rücksicht, die ich, dem Publikum gegenüber, dem Vereine und mir selbst schuldig war, glaube ich mit Gegenwärtigem Genüge geleistet zu haben. Auf fernere anonyme Angriffe werde ich nicht antworten.

C. A. Mangold.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 28. Sept. Die Valentine, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von G. Freitag.

Mittwoch, den 29. Sept. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt). Neu einstudirt und neu in Scene gesetzt: Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherz. Hoftheaters zu Mannheim. — Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 270. Donnerstag, den 30. September 1847.


## * Die Wellen.

(Fortsetzung.)

So wuchs der kleine Arild auf zu Aller Freude, denn er war ein flinker Bub', und freundlich und gefällig gegen Jedermann. Auch der Graf, der jetzt öfter — wenn ihm seine Feinde Ruhe ließen — hinab in's Dorf kam, um zu sehen, wie der Anders lebe, mochte ihn gern, und nahm ihn wohl dann und wann mit hinauf in's Schloß, daß er mit seinem kleinen Töchterlein Valgerda, die ihm sein Weib vor zwei Jahren geschenkt hatte, spielen möge.

Nun laßt die Kinder mit einander spielen, laßt die Männer Meth trinken und den Gesängen ihres Barden lauschen, lasset die Weiber Netze knüpfen — ich will Euch von etwas Anderm erzählen; dann mögen wir wieder zu unsern Leuten zurückgehen und sehen wie sie's treiben.

Der Belt, von dem ich Euch gesagt, daß er das Ufer bespüle, an welchem des Grafen Schloß lag, ist ein Theil des großen Meeres, aber nicht so stürmisch wie dieses, weil die Gewalt der Wogen durch die vielen Inseln gebrochen wird, die da umherliegen; doch mochte wohl die Welle, die heut' des Anders Hütte benetzte, morgen auf hoher See einem Schiffe den Untergang bereiten. — Im Sommer konnte man leicht und ohne Gefahr in kurzer Zeit über den Belt fahren, und es war ein herrlicher Genuß, an schönen Abenden, wenn die Sonne sich gluthroth in's Meer tauchte, auf den Wogen zu schaukeln; im Winter aber bot die Wasserfläche einen andern, großartigeren Anblick dar.

Wohl eine Stunde weit hinaus hatte sich dann das Wasser, vom Ufer an, in eine feste Eisdecke verwandelt. So weit man blickte, nichts als Eis, und drüben der graue trübe Wolkenhimmel. Da wo sich nun dieß neue Ufer mitten in der See gebildet hatte, gelangte man an das freie Wasser. Aber auch hier, welch ein Unterschied! Wo wir im Sommer eine spiegelglatte, zuweilen nur leicht gekräuselte Wasserfläche gesehen hatten, aus der der blaue Himmel und Nachts all' die schönen Sternbilder widerstrahlten, da trieben jetzt gewaltige Eisschollen vorüber, die sich in wilder Jagd überholten und zu mächtigen Eisbergen aufthürmten. Fernher hörte man dumpfen Donner von den Massen, die, durch ihre eigene Gewalt gesprengt, nun in schneller Flucht vorüberjagten und Alles im wilden Taumel mit sich fortrissen. Dazu dichtes Schneegestöber und ein heulender Sturm, der die Wellen haushoch hinauftrieb und dann die riesigen Schollen in den gähnenden Abgrund hinabstürzte. Wenn aber der Himmel nun sich aufheiterte, die Sonne emporstieg und ihre Strahlen sich in den schimmernden Eismassen brachen, dann glaubte man in ein wogendes Meer von Regenbogen zu blicken, und das Auge wurde geblendet von all' dem zauberischen Glanze. Wehe aber dem armen Sterblichen, der in dieß fürchterlich schöne Schauspiel hinausgetrieben wurde — Untergang war sein gewisses Loos!

Ihr möcht nun wohl oft im Winter Eis gesehen haben, und wenn Ihr an einem großen Flusse wohnt, so ist auch wohl manche Eisscholle an Euch vorübergetrieben, aber Ihr habt vielleicht nie daran gedacht, daß auch in diesen Massen ein eignes, geheimes Leben webt; nun aber will ich's Euch sagen, was es für eine Bewandtniß mit diesen Schollen und Eisbergen hat.

Alle die Wellen im großen Meere ziehen von einer geheimen Macht getrieben dahin und tragen mit derselben Leichtigkeit das kleine gebrechliche Boot des Fischers wie das große Kriegesschiff. Aber nicht immer beugen sie sich so friedlich der Macht des Menschen, denn oft reizt sie der Sturm zur Empörung auf, und dann zeigen sie in ihrer entfesselten Gewalt, daß sie, dem Stiere gleich, wohl das Joch des Knaben tragen, es aber zu jeder Stunde abschütteln können. Die Wellen brausen und toben dann über das Plankenwerk dahin, und spülen die Menschen vom Decke herunter wie der Bach, der hinter Eurer Hütte vorbeifließt, Blumen und Blätter mit sich führt.

Die Welle aber, die dazu beigetragen hat, daß ein Mensch untergegangen ist, wird ausgestoßen aus dem Kreise ihrer Schwestern, und wenn der Winter herannaht, dann verhärtet sie allmälig zu Eis, und so lange muß sie umhertreiben, bis es ihr wiederum geglückt ist, einen Menschen aus Lebensgefahr zu retten. Ist dieß geschehen, dann darf sie die Fesseln von sich abschütteln, und frei dahinziehen in den großen Ocean. Flieht aber der Winter, ohne daß sie das Gebot erfüllt hat, dann muß sie hinauf hoch oben an den Nordpol, und dort auf ewige Zeiten als Eis verwandelt liegen. Darum, seht Ihr, treiben die Schollen umher auf der großen See, und suchen sich Menschen, die sie aus Lebensgefahr erretten können. — Glaubt Ihr, das sey so seltsam? Blickt doch in Euren Busen, und sagt mir, was Ihr in seiner Tiefe schaut? Ihr zieht wie Wellen dahin auf dem Meere des Lebens, frei von Unrecht und Schuld; wenn aber der Sturm der Leidenschaft in Euch tobt, wenn Ihr der Sünde verfallen seid, dann wird Euer Gemüth verhärtet, dann wird Euer Herz zu Eis, und Ihr treibt unstät umher, und sucht eine Sühne, auf daß Ihr wieder Ruhe für Euren Busen gewinnen möget.

Und nun zurück zu unsern Freunden im Dorfe.

Arild war ein prächtiger Junge geworden, der seinem Vater tüchtig zur Hand ging und ihm mit treuer kindlicher Liebe zur Seite stand. Des Anders Liebe zu seinem Knaben war noch verstärkt worden, und er ließ ihn nie

von sich. Nicht etwa, daß er ihn weichlich verzogen hätte, bei Leibe nicht! — aber er gönnte seinen Nachbarn die Freude nicht den Buben bei sich zu haben, und fürchtete auch, daß sie den Groll, den sie gegen den Vater hegten, am Sohne auslassen würden. Das war aber ganz falsch, denn es gaben Keinen im ganzen Dorfe, der den Arild nicht geliebt hätte, wie seinen eigenen Sohn. Sie hatten ihn so lieb, daß sie es nicht über's Herz bringen mochten, in seiner Gegenwart von all' dem Schlimmen zu sprechen, das sein Vater begangen. Und das war schön von ihnen, denn wenn ein Kind die Eltern nicht achten kann, so droht auch der Liebe Gefahr. Achtung ist der Boden, aus dem die Blume der Liebe in schöner Pracht und vollem Reichthum entsprießt. Wenn Arild nun auch fleißig mit dem Vater in die See auf den Fischfang ging, so war es ihm doch eine viel größere Lust, auf dem Schlosse oben des Grafen Waffen zu putzen, daß sie spiegelhell glänzten im Sonnenschein, und sich auf einem wilden Rosse im Schloßhofe umherzutummeln, und wenn ihn gar der Graf einmal mitnahm zur Jagd in den Wald, dann glaubte er sich vor Seligkeit nicht halten zu können, und nur mit trauriger Miene warf er dann am nächsten Morgen die Netze aus.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Regatta.

(Venedig, 20. Sept.)

Zwei heitere Tage des Gelehrtencongresses sind vorüber; Venedig glänzte in seiner ganzen eigenthümlichen Pracht. Gestern fand die berühmte, dieses Jahr vom Mai auf den September verschobene Regatta, das für die Gondelstadt so charakteristische Schauspiel, statt. In alten Zeiten, als noch Venedigs Glanz auf den auch im offenen Meer durch Ruder getriebenen Galeeren beruhte, hatte die Regatta den guten Zweck, Geschicklichkeit im Rudern zu belohnen. Sie ist bis auf die jetzige Zeit, in welcher freilich neben dem Dampf kein Ruder mehr Werth hat, Volksfest geblieben, zu welchem ganz Venedig sich rüstet und schmückt. Die Häuser, die Paläste im Canale grande werden mit Tüchern behangen, lange vor Beginn schon sammeln sich die Neugierigen auf der Rialtobrücke oder miethen einen Sitz auf den spärlichen Kais zwischen der Brücke und der Post oder einen Platz an einem Fenster. Noch unterhaltender ist, selbst eine Gondel zu besteigen, die übrigens an diesem Tage blos zum Preis von einem Napoleon zu haben sind. Alles drängt sich zum Palast Foscari, der dießmal eingerichtet wurde, um einer Anzahl der Gelehrten mit Frauen zum Zuschauerplatz zu dienen. Daneben ist der Ruhmestempel errichtet, das Ziel für die Wettfahrt. Wie in Straßen andrer Städte bei Festen sich Wagen an Wagen und Kopf an Kopf drängen, um einen guten Platz zu haben, so hier die Gondeln zu beiden Seiten des Canals, blos in der Mitte eine freie Gasse lassend. Heiter vergeht die Zeit des Wartens im Beschauen der vorüberfahrenden Gondeln. In großen, heute festlich verzierten Gondeln fahren die Behörden der Stadt; ungeheurer Beifall empfängt den sehr beliebten, auf drei Jahre gewählten Podesta (Bürgermeister) der Stadt, den Grafen Correr. Die Ruderer erscheinen heute in alter Tracht, im bunten Farbenspiele, bald malerisch und geschmackvoll, bald auch fast als Harlekine; rasch fahren die Schiffe der hohen Personen einher, von vielen Rudern geführt, und durch die rothen, blauen ꝛc. Tücher, die Baldachine, die Blumenguirlanden wird heute wenigstens das alte, langweilige Gesetz gebrochen, welches, um den Luxus zu steuern, gebot, daß alle Gondeln schwarz seyn müssen. Dort arbeitet mühsam ein Ruderer sechs Personen vorwärts, welche lieber den Napoleon in sechs Portionen theilen, hier liegt ein vornehmer Herr allein in der goldverbrämten Gondel, von sechs Livreebedienten geführt. Diese Livree-Bedienten aber mit ihren steifen Treffen und Fräcken nehmen sich am häßlichsten aus in dem bunten Getriebe. Jetzt kommt der Zug der Wettgondeln, die erst vor dem Publikum sich zeigen. Es sind neun Gondeln, in jeder zwei Ruderer. In frühern Zeiten war ein Sieg in der Regatta oft die Veranlassung zu blutigen Händeln. Es bestehen nämlich seit alten Zeiten unter den Venetianer Schiffern zwei feindselige Parteien, die Nicolotti und die Castellani. Der Gegensatz besteht heutigen Tags noch und gibt oft zu Streitigkeiten Veranlassung. Damit aber die Regatta friedlich bleibe und keine Partei siege, so steht jetzt in jedem Nachen je ein Nicolotto mit der schwarzen und ein Castellano mit der rothen Leibbinde, und welches Boot auch siege, es ist ein Mann von jeder Seite Sieger. Die Bahn ist sehr lang, von den von Napoleon angelegten öffentlichen Gärten an, bei der Piazetta vorbei, durch den ganzen, Venedig in der Form eines S durchschneidenden großen Kanal und von dessen Ende wieder zurück bis zu dem Palast Foscari. Die Venetianer rudern immer stehend, und es mag diesem Brauch zuzuschreiben seyn, wenn die Schnelligkeit auch der leichten Wettboote nicht so groß ist, als man erwartet, und sicher nicht so groß, als die der Hamburger oder englischen, wo zwei sitzende Ruderer arbeiten und ein Dritter am Steuer sitzt. Die Schiffchen kamen in sehr weiten Zwischenräumen nach einander an. Das erstere, dem ein Preis von 250 Zwanzigern zufällt, brauchte 36 Minuten. Der Preis für das vierte Schiff ist — eine lebende Sau! Die Wettfahrt ist schnell vorüber, nun aber beginnt erst für die tausend Zuschauergondeln das Vergnügen, im Kanal sich umherzutreiben. Mit Einem Tage läßt man es nicht bewenden, und so fand denn heute ein Fresco (Gondelspazierfahrt) im gleichen Kanal statt, wobei wieder alle die geschmückten Schiffe erschienen. — Der Zulauf von Fremden ist noch immer stark; der Congreß zählt jetzt 1300 Mitglieder und 6900 amatori. Schw. M.

## Tabletten.

⁂ Heilkursus für Stotternde in Frankfurt a. M. Die Hoffnungen, die man hier von der Wirksamkeit des seit Kurzem eröffneten Heilkursus für Stotternde hegte, werden bereits zur Wahrheit und Thatsache: Zwei erwachsene Personen und ein Knabe von 14 Jahren, die von frühster Jugend an stark stotterten, werden in diesen Tagen aus dem Cursus entlassen, nachdem sie bereits zu einer deutlichen fließenden Aussprache gelangt sind, wovon wir uns selbst überzeugt haben. Diese Leute sprechen in den rührendsten Worten ihren Dank über dieses Glück aus. Allen denen, welche an einem Sprechübel leiden, wird diese Nachricht willkommen seyn, von deren Wahrheit sie sich selbst im Lokale des Kursus (Fahrgasse Nr. 16) überzeugen können. Vom 4. October an werden für den Rest der Dauer des Kursus täglich Sitzungen gehalten, um die noch vorhandenen Patienten in kürzester Zeit kuriren und sodann den Kursus schließen zu können. Wir können einem solchen Unternehmen nur Gedeihlichkeit wünschen.

*** Eine persische Gesandtschaft am französischen Hof. Am 23. September hat Louis Philipp den Gesandten des Schahs von Persien zu Compiegne in feierlicher Audienz empfangen. Anwesend waren die Herzöge von Nemours und Montpensier, sowie Herr Guizot und andere Minister. Mehemed Ali-Khan trug eine kostbare Tunika von Cachemir und einen Turban von demselben Stoffe. Dreimal verbeugte er sich nach orientalischem Ceremoniel bei seinem Eintritt in den Audienzsaal, ein Mal an der Thür, das andre Mal in der Mitte des Saales und zum Dritten an den Stufen des Thrones. Der König erwiederte diese Grüße durch eine jedesmalige Handbewegung, worauf der Gesandte seine Rede in persischer Sprache an den König richtete. Darin sagte er unter Anderm: daß die Truppen des Padischah von Persien so zahlreich seyen, als die Sterne des Himmels, und sein Reich vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne sich erstrecke. Nachdem der Dolmetscher diese Rede übersetzt hatte, antwortete Louis Philipp, in verbindlichen Ausdrücken für die freundschaftliche Gesinnung dankend, die der mächtige Schah von Persien ihm soeben aus dem Munde seines Gesandten kund gethan habe, worauf sich der letztere dem Throne nahte, und dem Könige den Brief seines Souveräns, sowie das reiche Miniaturporträt desselben, nebst dem Sonnen- und Löwenorden überreichte. Diese Geschenke wurden von zwei persischen Würdeträgern auf silbernen Platten getragen. Dann wurde der Sohn und Schwiegersohn des Gesandten dem Könige vorgestellt, worauf sich der glänzend fantastische Zug nach den Gemächern der Königin verfügte, wo er von der Königin, den Herzoginnen von Orleans, Nemours und Montpensier, sowie von Madame Adelaïde und dem Grafen von Paris empfangen wurde. Die Geschenke, welche die fürstlichen Damen hier entgegennahmen, sollen eines Schahs von Persien eben so würdig seyn, als derer, die er damit bedacht hat. Der Graf von Paris erhielt eine vollständige kostbare persische Waffenrüstung. Nach einer glänzenden Spazierfahrt des königlichen Hofes, welcher der persische Gesandte mit seinem Gefolge beiwohnte, fand Abends große Opernvorstellung statt, wobei der zweite Akt von Gluck's Iphigenia und das Ballet du diable à quatre zur Aufführung kamen. Der persische Gesandte schenkte der Vorstellung die größte Aufmerksamkeit. m.

*** Mehrere französische Journale bringen pomphafte Beschreibungen von dem Glanze der letzten Saison in Baden-Baden. Aus welcher Feder die wohl geflossen seyn mögen? Man hat neuerdings von der Erfindung einer goldnen Feder geredet, die unverwüstlich seyn und das schreibseligste Menschenalter überdauern soll. Mit einem Gebund solcher Federn kann man wohl schon viel Gold an die grünen Tische von Baden-Baden zusammenschreiben. m.

*** In Stockholm hat die öffentliche Versteigerung des Nachlasses der schwedischen Schauspielerin Emilie Hongquist, die im April gestorben ist, stattgefunden. Die Theatergarderobe enthielt allein vierhundert Costume, alle von bedeutendem Werthe. Unter den Pretiosen befanden sich 132 goldne Schmuckwerke, fast alle mit kostbaren Steinen besetzt, ein Fächer mit goldnem Handgriff und Rubinen und ein Helm von gediegenem Silber, ein Geschenk der verwittweten Königin, als die verstorbene Künstlerin in der Rolle der Jungfrau von Orleans auftrat. Der reine Werth des Silbers beträgt allein 40,000 Fr. m.

*** Neulich spielte man in Anwesenheit des Königs in der Comédie française ein neues Stück: Le mari à la campagne. (Unser Deutsches: „Er muß auf's Land.") Louis Philipp, der an diesem Abend sehr wohl aufgelegt schien, gab mehrmals das Zeichen zum Applaus. Besonders ergötzte er sich an der Scene, wo der junge Ehmann, von aller Welt an der Nase herumgeführt, in seiner eignen Haushaltung ausruft: „Ja! ich bin hier allerdings Herr, doch ein constitutioneller Herr; ich herrsche wohl, aber ich regiere nicht!" m.

*** Vor einiger Zeit bemerkte der Octroi-Aufseher an der Barriere von Roule einen Mann, der jedesmal, so oft der Wagen durch's Thor fuhr, im Fond des Omnibus saß und einen großen Pack Bücher auf dem Schooß hielt. Endlich wurden die Beamten aufmerksam und schöpften Verdacht. Eine genauere Untersuchung rechtfertigte dieß. Unter den Büchern befanden sich nämlich drei große blecherne Bücher, die über — Weingeist handelten. Der Schuldige gestand sofort ein, daß er das Studium derselben schon seit mehreren Wochen mit vielem Eifer betrieben habe, und zwar in der Weise, daß er die leeren Buch-Büchsen jeden Abend durch die Barriere l'Etoile hinausschaffte, um sie Morgens durch die Barriere von Roule mit Alkool gefüllt, einzuschmärzen. m.

*** Länge der bedeutendsten stehenden Rheinbrücken. Holzbrücke zu Ilanz 80 rhein. Fuß; Steinbrücken in der Viamala: Oberste 45, Zweite 50, Dritte 36; Holzbrücken: bei Fürstenau 120, bei Rothenbrunn 130; Holzbrücken bei Reichenau: Obere 200, Untere 230, Untere Holzzollbrücke 220; Holzbrücken: zu Konstanz 260, zu Stein 280, zu Diessenhofen 320, zu Schaffhausen 350, zu Rheinau 360, zu Eglisau 400, zu Kaiserstuhl 360; Holz- und Steinbrücke zu Lauffenburg 350; Holzbrücken: zu Säckingen 580, zu Rheinfelden 420; Holz- und Steinbrücke zu Basel 630; Schiffbrücke bei Kehl-Straßburg 860; Schiffbrücken: bei Knielingen 960, bei Germersheim 1080, bei Mannheim 990, bei Mainz 1666, bei Koblenz 1075, bei Köln 1250, bei Düsseldorf 1200, bei Wesel 1580, bei Arnheim 1100, bei Nymwegen 890. —n

*** Der neulich einem Speculanten in Berlin entlaufene Seehund lebt sehr vergnügt in der Spree, macht Wanderungen über Köpnick hinaus und findet Ueberfluß an Nahrungsmitteln. Vorzugsweise soll er sich innerhalb Berlins aufhalten, und es wird erzählt, daß er die vorzüglichsten Aale und besonders Quappen fängt, die er dann die Gewohnheit hat, an die Oberfläche zu bringen — ob, um sie in dem anderen Elemente matt zu machen, oder um selbst Luft zu schöpfen, entscheide ich nicht; genug, die am Ufer wohnenden Leute jagen ihm leicht seine Beute ab, indem sie ihn nur anschreien: der Schreck veranlaßt das Thier, die Fische fahren zu lassen, welche nicht mehr im Stande sind, zu fliehen; diese sollen sich durch besondere Schmackhaftigkeit auszeichnen und werden oft gegessen. Köl. Ztg.

*** Der höchste Springbrunnen. Der höchste Springbrunnen (wenigstens in Großbritanien) befindet sich auf den Besitzungen des Herzogs von Devonshire; ein Wasserstrahl wird dort 267 Fuß hoch geworfen.

*** Laut der Münchn. polit. Ztg zählen die „Fliegenden Blätter" bereits 18,000 Abnehmer, während neue Bestellungen noch täglich eingehen und fortwährend Wiederabdrücke des bereits Erschienenen begehrt werden.

*** Freiligrath über Jenny Lind. Als die Lind nicht für die Armen singen wollte (?) widmete ihr Freiligrath in London folgendes Gedicht:

„Deine Stimme, holde Philomele,  
Ist von Silber und von Gold ist Deine Kehle,  
Doch Dein Herz, o glaube mir  
Jenny Lind, ist von — Papier!"

*** Eine türkische wissenschaftliche Expedition. Von Konstantinopel ist eine Commission abgegangen, um den Taurus und Mesopotamien zu erforschen, und zwar in antiquarischer sowohl als in naturgeschichtlicher Beziehung. Die Mitglieder der Commission sind Türken, aber an der Spitze derselben steht Herr Schwarzenbach, ein Deutscher.

*** Bei der Legislatur des Staats Michigan kam kürzlich eine Petition mehrerer Einwohner von Buffalo vor, in welcher die Supplikanten um Erlaubniß durch ein Gesetz baten, „mehrere Weiber zu heirathen.“ Die Bittschrift ward an die „Commission für innere Verbesserungen“ verwiesen. Das eine ist fast noch seltsamer als das andere.

## Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, 25. September.

Unsere Theatersaison hat mit dem Anfange d. M. begonnen, und wenn nicht nothwendiger Weise noch verschiedene Kirmessen hätten besucht werden müssen, so würde sich schon jetzt eine lebhaftere Theilnahme für die Bühne kundgegeben haben. Indeß „Kirchweihen“ versäumen die Mainzer nicht gern, was ihnen in so fern zum Ruhme gereicht, als sie dadurch eine anerkennenswerthe Sympathie für idyllisches Leben bekunden, ja sich sogar so ganz mit Leib und Seele in die Sphäre der Landleute versetzen, daß sie sich, ohne Nasenrümpfen, in die Nähe prosaischer Düngerhaufen (namentlich in Hechtsheim) niederlassen und in fröhlichster Weise ihren Hunger und Durst stillen. Das arcadische Sprichwort: „Ländlich-sittlich“ hat also gewissermaßen immer noch seine Bedeutung, und wenn man es auf Kirchweihen vom Standpunkte der modernen Philosophie auffaßt und die etwas engere Gränzen des „Ländlichen“ und „Sittlichen“ weiter auszudehnen strebt, so muß man dieß auf Rechnung der jetzt vorherrschenden Neigung schreiben, überall, wo es sich thun läßt, aus dem alltäglichen Geleise herauszutreten. Wer die Neigung der Mainzer für Kirchweihen in diesem Sinne ansieht, wird es ihnen zum Verdienst anrechnen, daß sie diese jährlich wiederkehrenden Fest stets mit frischer Lust begehen, und sich nicht davon abschrecken lassen, auch wenn ein menschenfeindlicher Wirth in den Becher der Freude Flüssigkeiten filtrirt, die wohl im Stande sind, geographische Irrthümer zu veranlassen und die schöne Rheingegend mit Grünberg zu verwechseln. Nun, die Kirchweihen sind so gut wie zu Ende, und was sie an Sauerm und Bitterm geboten, das ist überstanden; es gibt kaum eine Freude ohne störenden Beigeschmack, und wer mit einer gewissen Resignation die Leiden dieses irdischen Jammerthals hinnimmt (und das kann man, ohne gerade Pietist seyn zu müssen), der zahlt auch für den Schoppen sauren Wein 15 Kreuzer und macht heitere Miene zum tristen Spiel. Muß mann denn nicht auch oft genug im Theater, wo es sich doch um geistige Genüsse handelt, gute Miene zum bösen, wollte sagen „schlechten“ Spiel machen? Halten Sie dieß jedoch für keine Stichelei auf die Leistungen unserer Bühne; behüte der Himmel, unser Theater läßt sich sehr gut an, und wenn die Mainzer nicht allem Sinn für Recht und Billigkeit Valet sagen wollen, so müssen sie gestehen, daß ihnen das Theater in diesem Jahre Besseres bietet, als früher. Die Bühne ist, in Anbetracht der Mittel, die aufgewendet werden können, trefflich zu nennen, und daß auch unser Orchester etwas zu leisten im Stande ist, haben die bisherigen Aufführungen (Norma, Alessandro Stradella, Don Juan, Nebucadnezar, Freischütz u. a.) zur Genüge dargethan. Jedoch steht das Orchester jetzt auch unter der Leitung eines tüchtigen Mannes, des Kapellmeisters K. L. Fischer, der, von Liebe für die Kunst durchdrungen, keine Stümperei und Pfuscherei duldet und nach Kräften dahin strebt, jedes Tonwerk in seinem eigenthümlichen Charakter, im Geiste seines Schöpfers wiederzugeben. Das Opernpersonal an sich zählt die tüchtigsten Kräfte: der bekannte Bassist Leser aus Mannheim, der Tenorist Eitel, der Baritonist Dupont, die erste Sängerin Madame Dreßler-Pollert aus Hannover, die zweite, Fräulein Rauch, verdienen vor Allen genannt zu werden, und auch die Nebenpartieen sind so gut besetzt, daß bis jetzt jede Oper von dem Publikum mit lebhaftem Beifalle aufgenommen wurde. Wenn wir uns nicht in gleicher Weise über das Schauspiel aussprechen, so geschieht dieß nicht deßhalb, weil wir dasselbe für mangelhaft halten, sondern weil bis jetzt erst wenige Stücke aufgeführt wurden, in denen sich die einzelnen Kräfte des Schauspielpersonals vollkommen erkennen ließen. Außer Herrn Reinhardt und den Damen A. und B. Schirmer, die schon seit einigen Jahren an unserer Bühne mit Anerkennung von Seiten des Publikums wirken, sind sämmtliche Mitglieder des Schauspiels neu, doch haben sich die Herren Butterweck, Wohlstadt und Wölfer, insbesondere aber die beiden ersten, jüngst im Gutzkow'schen „Uriel Acosta“ so ausgezeichnet, daß wir von ihnen mit vollem Rechte des Tüchtigen mehr zu erwarten haben. Die Aufführung des zuletzt genannten Stückes war in den Hauptmomenten eine gelungene, und daß überhaupt die Darstellung dem Charakter des Gutzkow'schen Werkes angemessen war, verrieth der sichtbare Eindruck, den dieselbe auf das Publikum machte. Hegten wir früher einige Besorgniß wegen des Schauspielpersonals, so hat sie diese Darstellung gänzlich verscheucht, und wir können mit demselben zufrieden seyn. Nichts destoweniger aber zeigt sich bis jetzt nicht die Theilnahme für das Theater, die dasselbe nach dem Gesagten verdient, und es muß diese Erscheinung nur der drückenden Zeit und den Nachwirkungen der Theuerung zugeschrieben werden. Director Löwe hat dießmal nach besten Kräften das Seinige gethan, und es wäre nicht mehr als billig, wenn das Publikum nun auch das Seinige thäte. Das Fortbestehen des Theaters ist für Mainz eine Ehrensache, und wenn die unbemittelteren Bürger, die gern das Theater besuchen würden, wenn es ihre Verhältnisse erlaubten, für dasselbe nichts thun können, so ist es fast Pflicht der Bemittelteren, durch rege Theilnahme die Anstrengungen des Directors zu unterstützen. X.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 29. Sept. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt). Neu einstudirt und neu in Scene gesetzt: Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großherz. Hoftheaters zu Mannheim. — Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 30. September. (Neu einstudirt): Dienstpflicht, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Iffland.

Freitag, den 1. October. (Zum Vortheil des Hrn. Schneider) Zum erstenmale: Martin Luther, oder: „Die Weihe der Kraft“, Schauspiel in 5 Akten von Zacharias Werner. Frei für die Bühne bearbeitet. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druk von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 271.** Freitag, den 1. October **1847.**


## * Die Wellen.

(Fortsetzung.)

So lebte er ruhig und heiter fort, und wünschte nichts als daß er bald recht groß und stark werden möge, damit er mit dem Grafen in den Krieg hinausziehen, oder in der weiten Welt Heldenthaten vollführen könne.

Da kam ein Ereigniß, das mit gewaltiger Hand in Arild's Leben griff.

Es war ein Winter, so kalt wie die ältesten Leute ihn nicht erlebt hatten; die Vögel fielen aus der Luft hernieder, und alles Wild eilte aus dem Walde zu den Menschen und ließ sich fangen ohne alle Gegenwehr.

Da war auch ein großes Sterben unter den Leuten, und einer der Ersten, die im Dorfe starben, war der alte Jens. Alles trauerte darob, und da er begraben wurde, waren alle Männer des Dorfes versammelt.

Die gewaltigen Steine waren über das Grab gewälzt, und eben, wie alles still wieder auseinander gehen wollte, kam auch der Anders herzu. Da gedachten die Leute der Nacht, in der des Jens Hütte abbrannte, und einer unter ihnen sagte: „Schlimmer Anders! Wollt Ihr auch dem Todten seine Ruhe nicht gönnen? Nun liegt er in einer Hütte, die Ihr durch Feuer nicht zerstören könnt; d'rum geht hinweg und entweihet den heiligen Ort nicht." Doch Anders schwieg nnd setzte sich auf das Grab. Es mochte wohl eine stumme Abbitte in dieser Handlung liegen; jener aber glaubte, es sey eine Verhöhnung des Todten, zog deßhalb sein Messer, und stürzte damit auf Anders zu. — Die Milde, die den Anders erfüllt hatte, schwand nun und wich einer Wuth, so heftig, wie er sie in früheren bösen Tagen oft empfunden hatte. Nun sprang er auf seinen Gegner mit einer solchen Schnelligkeit los, daß dieser nicht die geringste Bewegung machen konnte, packte ihn an der Kehle, und erdrosselte ihn troß der fürchterlichsten Gegenwehr in wenigen Minuten, indem er mit vor Wuth bebender Stimme rief: „Wollt Ihr mich mit Gewalt zum alten Anders machen — gut! Ihr habt mich verfolgt, gehaßt, habt mir jeden Augenblick verbittert, und nun selbst meine Reue mit Füßen getreten — darum Wehe Euch! Nun soll der schlimme Anders wieder hausen unter Euch, wie in früheren Jahren und —"

„Nein, Anders! Das soll er nicht!" rief nun der Graf, der plötzlich herzugekommen war, mit fürchterlichem Ernste; „hört mich jetzt an! Durch diese neue, schlechte That, die Ihr vollbracht, habt Ihr den Tod verdient, und es wäre Gerechtigkeit, wenn ich dem Vergehen sogleich die Strafe folgen ließe; doch seht: um Euretwillen hätte ich Euch längst ausgestoßen aus diesem Kreise; dankt es Eurem Sohne, wenn es nicht geschah; der herrliche Knabe weiß nicht, daß Ihr in Sünden ergraut seyd, und soll es durch mich nicht erfahren, damit er ohne Scham an seinen Vater denken kann, der es nicht verdient, einen solchen Sohn zu haben."

Bei diesen Worten zuckte es über des Anders Gesicht wie ein Blitz, und er ballte seine Faust — aber schwieg. Der Graf fuhr fort: „Doch darf ich Euch hier nicht länger dulden. In die Hand der hohen Götter will ich es legen, ob Ihr noch ferner leben sollt, ob nicht; Ihr werdet heut bei hereinbrechender Nacht mit Eurem Boote über den Belt fahren; ist es der Götter Wille, daß Ihr leben sollt, dann werden sie Euch schützen; und kehrt Ihr zurück, dann sollt Ihr befreit seyn von jeder Strafe, von jedem Grolle. Ich werde Euch eine Botschaft an den Dänenkönig geben; bringt Ihr mir die Antwort, dann seyd Ihr frei! — Doch nehmet vorher Abschied von Eurem Knaben. Wer weiß, ob Ihr ihn wiederseht!" Allen schauderte es; denn eine Fahrt über den Belt, jetzt, in dieser Jahreszeit, bei so strenger Kälte war ein zehnfacher Tod. Auch Anders war bleich geworden — sein Auge stier, seine Lippen blau — doch war es weniger die Angst vor dem grauenhaften Tode, als der Gedanke an seinen Arild, der ihm so das Herz zerriß. Da trat der Graf zu ihm, und sagte leise: „Anders! Sorgt nicht um Euren Knaben! Ich will ihn schützen," und ging dann hinweg.

Anders kehrte in die Hütte zurück, wo Arild seiner harrte. So wie dieser ihn aber erblickte, stürzte er auf ihn zu und rief: „Vater! Was ist Dir? Wie siehst Du so fürchterlich bleich aus?" — „Nichts, nichts, mein Sohn!" — „O Vater, sage mir, was Dir fehlt! Nie noch habe ich Dich so erblickt. O sprich! — Willst Du denn Deinem Arild nicht vertrauen?" — Da riß Anders den Knaben an sein Herz und fing bitterlich zu weinen an. „Nein! nein, ich kann mich von Dir nicht trennen!" — „Trennen? Mein Vater, das soll nie geschehen. Wo Du hingehest, da folge ich Dir, und wär' es auch in den Tod!" — „Nein, mein Kind, es kann nicht seyn. Wir müssen scheiden. Höre mich ruhig an und widersprich mir nicht, denn mein Entschluß steht fest: Der Graf hat mir befohlen, noch heute über den Belt zu fahren, um eine Botschaft an den Dänenkönig auszurichten. Wenn es die Götter wollen, so kehre ich bald zu Dir zurück, um Dich nie mehr von mir zu lassen." — Da sagte Arild: „Vater! Du willst nicht, daß ich Dir widerspreche. Gut, so muß ich schweigen! Aber Du wirst mir doch gestatten, bei Dir zu bleiben, bis Dein Boot hinauszeht in die See!" Das konnte, das wollte Anders ihm nicht verwehren, und so schien Arild beruhigt.

Die wenigen Stunden des Tages vergingen mit Vorkehrungen zur Fahrt. Anders nahm Lebensmittel auf ein

paar Tage, und einige gewaltige Löwenfelle mit, eilte dann auf's Schloß, um seinen Auftrag zu empfangen, und warf einen Blick des Abschieds auf seine Hütte. Einige seiner Nachbarn gaben ihm das Geleit, und waren ihm behülflich, das Boot über's Eis zu schaffen. Als nun der Augenblick der Trennung da war, da nahm Anders den Knaben stumm an seine Brust, küßte ihn und stürzte dann in's Boot. Arild aber sagte heiter: „Leb' wohl Vater! Auf Wiedersehen!" Und er sah aufmerksam auf's Boot, und wartete, bis der Vater abstoßen wollte, da aber — sprang er ihm mit einem Satze nach, und umhals'te ihn lachend und weinend, und rief: „Glaubst Du, Vater, daß Dein Arild von Dir gehe? Bei Dir bleibe ich in Leben und Tod!" Alle wurden starr vor Schrecken, und riefen dann den Knaben zurück, und auch Anders sagte: „Kind! Jetzt ist nicht Zeit zu Scherzen — kehre um!" — „Glaubst Du, ich scherze, Vater? Wenn Du mich zwingst zurückzugehn, so stürze ich mich Dir nach in die See, klammere mich an Deinem Boote fest, und lasse selbst im Tode meine Hand nicht los!" Kein Bitten, kein Ueberreden half! Anders mußte nachgeben, und wenn ihm auch graute vor dem Gedanken an die Gefahr, die seinem Knaben drohte, so wurde sein Herz doch weit und weich bei diesem Beweise treuer kindlicher Liebe.

Die Männer gingen zurück und berichteten dem Grafen, was geschehen. Da ward es diesem fast leid um seine Strenge, denn er liebte den Arild sehr.

(Fortsetzung folgt.)

---

## * Die erste Versammlung deutscher Philosophen in Gotha,

vom 23. bis 25. September.

Am 23., 24. und 25. September war in Gotha die erste Versammlung deutscher Philosophen. Sie hielt ihre Sitzungen in einem Saale des Theaters. Die erste derselben begann den 23. um 11 Uhr Vormittags. Hofrath Ewald begrüßte die Gesellschaft im Namen ihres Beschützers, des Herzogs zu Sachsen-Koburg-Gotha, und sprach Hoffnungen aus, die sich an eine solche Verbindung knüpfen. Professor Dr. Fichte aus Tübingen eröffnete nun als erster Präsident die Versammlung mit einer Rede über den Zweck eines Philosophenvereins und entkräftete das dagegen geltend Gemachte durch triftige Gründe. Er wies darauf hin, daß solche Versammlungen in zweierlei Hinsicht einen günstigen Einfluß auf das Gedeihen der Philosophie haben können, 1) indem durch sie eine größere und lebendigere Vereinigung und Verständigung der zersplitterten und zerstreuten Tendenzen auf dem Felde der Speculation eingeleitet werde; 2) indem durch solche Versammlungen, vermöge eines planmäßigen Wirkens vereinter Kräfte, größere Resultate zu erzielen seyen. Die Reihe der angemeldeten Vorträge begann mit einer Abhandlung des Geheimen Hofraths Reinhold aus Jena über „Methode der Philosophie". Er ging davon aus, daß die richtige Methode gefunden und richtig angewendet werden müsse. Er zeigte, wie sich schon dem Aristoteles die richtige Idee der Methode enthüllt und wie besonders in der neuern Zeit ein methodischer Streit für die Verbreitung eines Bessern gewirkt habe. Herbart und Hegel seyen die Hauptgegensätze dieses Streites, beide aber hätten sich auf unrichtige Standpunkte gestellt. An der sich hieran knüpfenden Debatte nahmen Professor Dr. Fortlage aus Jena, Prof. Dr. Fichte, Hofrath Ewald und Horarik aus Ungarn Theil. In der Nachmittagssitzung um 5 Uhr wurden die Statuten der Versammlung berathen, Prof. Fichte als Präsident bestätigt und Prof. Fortlage und Dr. Moritz Carriere aus Gießen zu Secretären gewählt.

Die zweite Sitzung begann den 24. um 9 Uhr Vormittags. Der Präsident lud zuerst zu einer Unterzeichnung auf eine Gesammtausgabe von Franz von Baaders kleinen philosophischen Schriften ein. Sodann hielt Prof. Dr. Ulrici aus Halle einen tiefgedachten Vortrag über die Kategorien. Die Frage nach dem Wesen derselben greife tief in den menschlichen Erkenntnißproceß ein und liege folglich dem Interesse der Versammlung nahe. Nachdem der Redner die Ansichten von Aristoteles, Kant, Schelling, Fichte, Herbart und Trendelenburg über die Kategorien erwähnt und mehr oder weniger ausführlich besprochen hatte, entwickelte er ihnen gegenüber die seinige. Der Präsident äußerte den Wunsch, alles Kritisch-historische aus der Debatte wegzulassen und nur auf die eigene Theorie des Redners einzugehen. Horarik aus Ungarn erhielt zuerst das Wort, schweifte aber in Verwirrung der Begriffe so weit von dem Gegenstande ab, daß sich Prof. Ulrici zu einer Entgegnung veranlaßt sah. Es erhob sich nun Dr. Schmidt aus Würzburg und bemerkte: Kategorien seyen Producte der Verstandesthätigkeit, deren Objekte das Objective sey, das in Raum und Zeit eingeschlossen ist. Die einzige Art der Verstandesthätigkeit sey die Mathematik, mathematische Thätigkeit stelle die Kategorien auf und begründe sie. Daher sey nur so viel Wahrheit in ihnen, als Mathematik. Die Unterschiede zu vereinigen, sey ein brauchbares Mittel der Binomialsatz, dessen zwei Glieder man in's Unendliche erweitern und zergliedern könne, zc. Das Interesse an der Debatte steigerte sich sehr, als Dr. Wirth aus Winenden, bei Stuttgart, als ebenbürtiger Gegner des Prof. Ulrici auftrat, auch Geh. Hofrath Reinhold und D. Carriere an derselben Theil nahmen. Nach deren Beendigung berieth man sich über den Ort, wo man sich im nächsten Jahre wieder versammeln wolle. Dabei bemerkte der Oberschulrath Dr. Rost aus Gotha, daß es wünschenswerth sey, hinsichtlich der übrigen jetzt bestehenden Vereine den 25.—29. September zu wählen, damit auch die Theilnehmer an diesen Vereinen, namentlich die Philologen, den philosophischen Versammlungen beiwohnen könnten. Der Vorschlag wurde einstimmig angenommen und sodann Prof. Fortlage aufgefordert, seinen angemeldeten Vortrag über die Principien der Immanenz und Transscendenz zu halten, der die Aufmerksamkeit der Zuhörer bis zum Schlusse der Sitzung in Spannung hielt.

Am 25. besuchten die Mitglieder des Vereins die für sie von 8 Uhr Morgens geöffneten wissenschaftlichen und Kunstsammlungen des Friedensteins. Ihre dritte Sitzung begann um 11 Uhr, Se. Hoheit, der Herzog zu Sachsen-Koburg-Gotha wohnte derselben bei. Zuerst berichtete Prof. Dr. Snell aus Jena über eine von Dr. W. K. Hirschfeld in Triest eingeschickte naturphilosophische Abhandlung. Er bezeichnete den Verfasser als einen jener „radicalen Sektirer", welche die ganze Physik umstürzen wollen. Sodann empfahl der Präsident nochmals das Unterzeichnen auf Franz von Baaders kleine philosophische Schriften und machte auf den Plan des Dr. Schnezler in Tübingen, den ganzen Aristoteles übersetzen und commentiren zu wollen, aufmerksam. Der Buchhändler Zobel aus Sachsen wünschte, im Namen vieler Laien, populär-philosophische Belehrung und dieserhalb Herausgabe dahin abzweckender Schriften. Dr. Wirth hielt einen gediegenen Vortrag über die wichtigsten philosophischen

Fragen der Gegenwart. In der darüber sich entspinnenden Debatte traten auf Carriere, Schmidt, Fichte, Zobel. Carriere sprach dabei ein Wort zu Gunsten der englischen Literatur. Er wies auf mehrere Weise hin, worin der Redner die Parallele zu den Bestrebungen des Vereins finden werde. In einem klaren, gedrängten und lebendigen Vortrag sprach er über den Begriff des christlichen Staates. Professor Dr. Wilm aus Straßburg, als Repräsentant der französischen Philosophen gegenwärtig, verbreitete sich in anziehender Rede über den dermaligen Zustand der Philosophie in Frankreich. Der Präsident forderte ihn auf, den Dank des Vereins den französischen Brüdern auszudrücken, und sie zu ersuchen, recht zahlreich der nächsten Versammlung beizuwohnen. Sodann richtete er Worte des Dankes an den Fürsten, der dem Verein erlaubt, sich in Gotha zu versammeln. Man habe Viel von Gotha's Gastfreundschaft erwartet, mehr aber noch gefunden. Wir fügen hinzu, daß der Zweck der ersten deutschen Philosophen-Versammlung wesentlich erreicht worden ist. Man hat nicht nur debattirt, sondern sich einander genähert und verständigt.

Adolf Bube.

## * Mädchen-Turnen.

„Die vorherrschend sitzende Lebensweise in Verbindung mit dem unaufhörlichen Streben und Jagen, den Geist so bald als möglich auf die höchste Stufe der vollendeten Ausbildung zu bringen, heißt doch offenbar nichts Anderes, als ein Individuum um das andere, eine Familie um die andere an den Rand des Verderbens von Leib und Seele ganz systematisch zu führen. Viele unserer weiblichen Erziehungsanstalten und Institute nehmen an diesem Jammer mehr oder weniger Theil. Und sind unsere gewöhnlichen Schulen ganz hiervon freizusprechen?" — Ob diese Worte eines praktischen Arztes (Dr. Georg Friedrich in seiner Schrift: „Das Turnen als Schutz- und Heilmittel für körperliche Leiden beider Geschlechter") auch für unsere Gegend, insbesondere für unser Frankfurt eine Wahrheit sind, darüber besteht glücklicher Weise fast kein Zweifel mehr. Gewiß, man hat das Uebel erkannt. Man ist aber auch nicht unthätig dabei geblieben. Das redliche Streben, ihm gründlich entgegenzutreten, hat sich vieler Orte, namentlich aber in Frankfurt kund gegeben, wo unter aufmunternder Unterstützung der Behörden ein Turnverein zusammengetreten ist, der durch die Begründung einer öffentlichen Turnanstalt, wie wohl wenige Städte des Vaterlandes eine solche in gleicher Ausdehnung und Vollkommenheit aufzuweisen vermögen, und durch Anstellung eines eben so geachteten als tüchtigen Turnlehrers für die körperliche Ausbildung der Jugend bereits manches Ersprießliche geleistet hat. So lange aber der Staat diesen Zweig menschlicher Bildung durch gesetzliche Vorschriften noch nicht geordnet hat, so lange er es dem gesunden Sinne und der rechten Einsicht der Einwohnerschaft gleichsam versuchsweise anheimstellt, wie weit solche von dem ihr gebotenen Bildungs- und Erziehungsmittel Gebrauch machen wolle — so lange ist es nöthig, immer auf's Neue den Ruf des alten Weisen ertönen zu lassen:

mens sana in corpore sano,

das heißt: „nur in einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist." Und daß ein gesunder Körper nur durch tägliche Bewegung in freier frischer Luft theils bei Spaziergängen, theils bei Spielen und Leibesübungen auf dem Turnplatze erworben und erhalten werden kann, daß dieß nicht nur von dem Knaben, dem Jünglinge und dem Manne, sondern auch ganz unwidersprechlich von dem Mädchen (wir wollen vorerst nicht so weit gehen, zu sagen, auch von der Jungfrau und der Frau) gilt, dieß werden uns einsichtsvolle Mütter und Väter auch ohne den oben voran gestellten Gewährsmann zugestehen. Dieß aber zugestanden, so mögen sie sich aufgefordert finden, die Sache in ihrer hohen Wichtigkeit aufzufassen, so mögen sie sich selbst und ihren Kindern die Zeit abgewinnen, um mit einer Anstalt in Verbindung zu treten, welche der Erschlaffung, dem Siechthum und der Verkehrtheit unserer Zeit die heilende Hand reicht. Wie zweckentsprechend die Uebungen des zarteren Geschlechtes bisher geleitet worden sind, davon konnte man sich im Laufe des vergangenen Sommers in der Anstalt selbst, wo nicht nur die Mitglieder des Vereins und die Eltern, sondern auch alle Freunde der Turnkunst Zutritt haben, täglich überzeugen. Daß darin immer Vollkommneres und Gediegneres werde geleistet werden, dafür bürgt die Umsicht und die Berufstreue des Lehrers, der stets bemüht ist, die ihm anvertraute Anstalt auf demjenigen Höhepunkte zu erhalten, welcher den erprobten Fortschritten der Gymnastik in ihrer Anwendung auf Schule und Leben entspricht; dafür bürgt aber auch die Sorgfalt des Vereins, welcher es an Anstalten und Räumlichkeiten für die mildere wie für die rauhere Jahreszeit nicht fehlen läßt.

## Tabletten.

*** Ein Turnier. Das „Echo de Valenciennes" gibt folgende nähere Mittheilungen über das geschichtlich denkwürdige Fest, womit der Einzug Karl's des Kühnen, Herzogs von Burgund zu Valenciennes am 1. Mai 1473 (der hier ein Capitel des Ordens zum goldnen Vließ abhielt) gefeiert wurde. Das Fest fand am 22. d. M. Abends 7 Uhr statt, und zwar unter Fackelschein und bei erleuchteten Straßen. Um diese Stunde gewährte der sogenannte grüne Platz einen prachtvollen Anblick. Man hatte ihn in eine große Reitbahn umgewandelt, die ringsum von illuminirten Taxusbäumen umgeben war, welche unter einander mit Guirlanden von buntfarbigen Laternen verbunden waren. An hohen Mastbäumen brannten 14 Oriflammen und in Transparent las man den Wahlspruch Karl's des Kühnen: „Je l'ay empris." Ein reiches, gleichfalls mit Lampen besetztes Getäfel umgab rings die Reitbahn. Um halb 8 Uhr erschien der Herzog von Burgund, umgeben von seinem glänzenden und ritterlichen Hofstaat, voran die Musik und die maurischen Paukenschläger, begleitet von den Rittern des goldnen Vließes und gefolgt von Scepterträgern, Waffenherolden, Pagen, Wappenträgern, Schildknappen u. s. w. Diesen folgten der Oberrichter und die Herren der Stadt, alle in ihrem Amtsornate, mit zahlreichen Fackelträgern, welche den Zug umgaben. Unter dem Klange der Zinken und anderer Instrumente bewegte sich derselbe nach der für den Herzog bestimmten, auf das Glänzendste geschmückten Tribüne. Unter dem Zujauchzen der Menge fand dieser feierliche Umzug statt, worauf ein reich gekleideter Ceremonienmeister das Signal mit der Trompete zum Beginn der ritterlichen Spiele gab. Diese Darstellung eines mittelalterlichen Turniers, bei welchem gewandte Jünglinge und treffliche Reiter ihre Rosse eben so sicher als gut eingeschult lenkten, wobei sie sich noch dazu der Lanzen mit bewundernswürdiger Sicherheit bedienten, gewährte ein ebenso eigenthümliches als seltenes Schauspiel. Die Schönheit der Waffen, die Aehnlichkeit mit den alten Costümen, die Gewandtheit der Reiter, kurz alles machte die Täuschung vollkommen, und das Klirren des Ei-

fens, das Rasseln des Stahles versetzte Einen mitten in ein wirkliches Spielgefecht der alten Ritterzeiten. Nach Beendigung des Turniers, dessen verschiedene Schwenkungen alle nach dem Takt von zwei Militärmusiken ausgeführt wurden, fanden noch mannichfache andere Festlichkeiten statt, die jedoch nicht der alten Zeit angehörten. Um halb 10 Uhr war das ganze Schauspiel zu Ende, das sowohl in seiner Anordnung, wie in seiner Ausführung nichts zu wünschen übrig ließ. m.

*** Eine Lufteisenbahn. Man schreibt aus Lyon: Nahe bei dem Gehölze von Tête d'Or hatte man eine Luftbahn errichtet. Von einem ohngefähr 15—18 Metres hohen Pavillon läuft ein Drahtseil 80—100 Metres von der Spitze entfernt, zur Erde. An demselben fahren nun die Wagen hinab, die in einer Winde hängen. Diese neue Art von Luftreisen hat die Unternehmer, da sie zahlreichen Beifall fanden, angespornt, die Luftbahn auf eine beträchtlichere Entfernung auszudehnen. Man hat nämlich im Plan, eine Lufteisenbahn zu errichten, die von der südlichen Spitze von Croix-Rousse bis nach Brotteaux geht. Zwischen-Stationen sollen in der Nachbarschaft des Forts Saint-Laurent und eine andere auf dem linken Ufer der Rhone angelegt werden. Die Entfernung der beiden Endpunkte beträgt 550 Metres, der Unterschied im Niveau wenigstens 60—80 Metres. Diese Lufteisenbahn soll alle mögliche Dauerhaftigkeit und Sicherheit versprechen, und ebensowohl für Gepäck- als Personentransport eingerichtet werden. Ein achtsitziger Omnibus unterhält eine regelmäßige Verbindung zwischen beiden Endpunkten. Eine Dampfmaschine mit 20facher Pferdekraft wird an der höchsten Stelle mittelst des Umdrehens eines Cylinders das Drahtseil aufwickeln, um Wagen und Lasten wieder zurückzuziehen. Man zweifelt nicht, daß das Unternehmen, trotz seiner anscheinenden Abenteuerlichkeit, dennoch zur Ausführung kommen werde; denn schon sind Arbeiter bei Brotteaux mit dem Aufbau eines Gerüstes beschäftigt, von welchem aus ein Drahtseil nach Croix-Rousse laufen soll. Auch ist bereits die Biegung berechnet, welche ein so großer Zwischenraum verursacht, so wie die Kraft, welche nöthig seyn wird, um den Wagen sammt den Lasten wieder zurückzuziehen. m.

*** In der französischen Armee dienen zwei Brüder, Zwillinge, die von frühester Kindheit an eine unbeschreibliche Zuneigung zu einander gezeigt haben. Keiner kann ohne den andern leben, was der eine besitzt, gehört auch ebenso gut dem andern. Vor mehreren Jahren traten sie zusammen unter das Militär, da den einen von ihnen bei der Ziehung das Loos traf, Soldat zu werden. Die Compagnie, in der sie standen, wurde nach Afrika geschickt. Zufällig waren sie bei der Einnahme von Constantine nicht beisammen, wo sich der bei dem Siege gegenwärtige Bruder so glänzend auszeichnete, daß man ihn des Ordens für würdig erkannte. Aber was ihm zum Ruhme und zur Freude gereichen sollte, bereitete ihm nur die tiefste Traurigkeit. Er allein sollte ja den Orden erhalten, und diesen konnte er doch nicht mit dem geliebten Bruder theilen, mit dem er bis dahin alles getheilt hatte! Da hörte glücklicherweise der Herzog von Nemours von dieser seltenen brüderlichen Liebe und erwirkte von dem Könige zwei Orden, womit denn die beiden tapfern Soldaten geschmückt wurden, ohne daß darum Einer auf die eigne Auszeichnung stolzer gewesen wäre, als auf die des Bruders. m.

*** Weimar, 24. September. Hier erregt der Umbau des Schiller'schen Wohnhauses eine sehr erfreuliche Theilnahme. Nachdem der hiesige Stadtrath das bedeutende Opfer gebracht hat, es durch den Ankauf zu hohem Preise jeder Entweihung zu entziehen, läßt er jetzt das ziemlich baufällig gewordene Gebäude mit Schonung und Beibehaltung seiner frühern Gestalt und Einrichtung von Grund aus in guten baulichen Stand setzen. Das Erdgeschoß wird ein gebildeter Kastellan beziehen, stets bereit, die Besuchenden herumzuführen, auch Erinnerungszeichen und Andenken an dasselbe in Bereitschaft haben. Die Etage, welche Schiller bewohnte, besteht in drei Zimmern. Dasjenige, in dem er seine Maria Stuart, Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, den Tell u. A. m. dichtete, soll ganz getreu wie bei seinen Lebzeiten und in seiner ursprünglichen Einfachheit wieder hergestellt, und es sollen in diesem Heiligthum alle bis jetzt erlangten und noch zu erlangenden Reliquien und Erinnerungsgegenstände aufgestellt werden. Das daranstoßende mittlere Zimmer soll durch Decoration, Meublirung und sonstige Ausschmückung den größtmöglichen Glanz erhalten, und dieser soll die Huldigung bekunden, welche die Nachwelt dem erhabenen Dichter zollt. Wahrhaft hochherzig ist die Bereitwilligkeit, mit der Weimars Frauen und Jungfrauen aus allen Ständen hierzu die Hand geboten haben. Freiwillig übernahmen es etwa 30 Damen, Haus für Haus Geldbeiträge zu sammeln und Mitarbeiterinnen zur Herstellung eines prachtvollen Teppichs für dieses Zimmer zu gewinnen. Das Resultat dieser Hingebung für einen edlen Zweck ist bis heute an Geldbeiträgen die Summe von circa 200 Thl. und die Betheiligung von 46 Damen an diesem Kunstwerke selbst, welches sicher seiner Bestimmung entsprechen wird. Es ist auch schon die Rede davon, daß die Frauen anderer weimarischer Städte, als Eisenach, Jena, Neustadt an der O., Apolda, Allstedt, Ilmenau, hinter diesem Beispiele der Residenz nicht zurückbleiben wollen, vielmehr dieses Prachtzimmer mit sechs Tabourets auszustatten gedenken, und daß jede Stadt das ihrige mit dem gestickten Stadtwappen verzieren werde. Eine Gedenktafel wird später in diesen Räumen die Namen Aller vereinigen, die sich um ihre Ausschmückung verdient gemacht haben.

*** Ein Lieutenant des 67. Linienregiments zu Lyon ist das Opfer einer wahrhaft feigen Heimtücke geworden. Nach Hause zurückkehrend, wirft ihm in der Nähe seiner Wohnung eine unsichtbare Hand eine Flasche mit Schwefelsäure an den Kopf. Die Folge davon war, daß die ätzende Flüssigkeit in die von den Glasscherben beigebrachten Wunden drang und den Unglücklichen verbrannte. Auf den letzten Hülferuf des Officiers wurde ein Mensch, den man auf der Flucht betraf, arretirt, und ist als der Urheber des schändlichen Verbrechens erkannt worden. Es soll ein seiner Stelle entsetzter Hauptmann des 7. Linienregiments seyn. Das Motiv zu dieser feigen That soll seyn, daß der Hauptmann vor drei Jahren auf einem Diebstahl von Silbergeschirr betroffen, der von dem Lieutenant zur Anzeige gebracht wurde, seiner Stelle entsetzt worden ist. Eine Herausforderung von seiner Seite hatte die Weigerung des Lieutenants, der sich mit keinem Dieb schlagen wollte, zur Folge. m.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 1. October. (Zum Vortheil des Hrn. Schneider) Zum erstenmale: Martin Luther, oder: „Die Weihe der Kraft", Schauspiel in 5 Akten von Zacharias Werner. Frei für die Bühne bearbeitet. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 272. Samstag, den 2. October 1847.

## * Die Wellen.

(Fortsetzung.)

Die Beiden fuhren hinaus, und ihre Fahrt ging Anfangs leicht und glücklich von statten. Vor dem Froste waren sie durch ihre Pelze geschützt, und das Wasser lag ziemlich frei von Eis. Als aber die Nacht hereinbrach, da zog ein fürchterlicher Sturm herauf, und wie im Nu war die ganze Meeresfläche mit mächtigen Schollen bedeckt, die das schwanke Boot in ihren Strudel hineinrissen und mit sich fortführten.

Die Armen hatten nur kurze Zeit zu kämpfen; nicht lange, so war ihr Boot zwischen zwei gewaltige Schollen gedrängt, so daß sie sich schnell auf eine derselben flüchten mußten, wenn sie nicht mit dem Boote zugleich zermalmt werden wollten. Anders ergriff hurtig seinen Knaben, warf die Pelze und Lebensmittel auf die Scholle, dann sprangen sie selbst hinauf — und das Boot versank in die Tiefe!

Nun konnten sie nichts thun, als ruhig warten auf das, was kommen würde. Bald aber wurde der Frost strenger, und Arild fühlte, wie die Kälte seine Glieder durchdrang; doch ließ er keine Klage laut werden, um seines Vaters willen, sondern hüllte sich stumm in seinen Pelz und legte sich nieder. Anders aber nahm seinen Pelz von den Schultern und bedeckte seinen Knaben damit, gab ihm einige Tropfen erwärmenden Getränkes; aber auch er konnte nicht gegen die Kälte ankämpfen, sank bald neben seinem Arild hin, und fiel wie dieser in einen Todtenschlaf. — Und die Scholle trieb weiter und weiter fort.

Da war es dem Arild, als ob er leise flüsternde Stimmen neben und unter sich höre, und er lauschte, bis er deutlich verstand, was gesprochen wurde; es war eine andere Sprache, als die er bisher geredet, und doch waren die Laute ihm so bekannt, als ob er sie schon früher vernommen hätte; fast klangen sie, wie das Geplätscher der Wogen, wenn diese an schönen Sommertagen sich an dem Kiele seines Bootes brachen, und ihm dann die langen hellen Streifen und Bogen folgten, bis sie allmälig in weiten Kreisen verschwanden.

Und nun hörte er, wie sie mit einander sprachen:

„Nicht Eis, nicht Wogen lasten auf uns! Was ist's, das wir tragen?"

„Menschenkinder!"

„Wie kommen sie her in die grausige Nacht?"

„Sie wollten es wagen, und müssen's beklagen!"

„Wer ist es, den die Wellen begraben?"

„Es ist ein Vater mit seinem Knaben!"

„Und waren sie gut in aller Zeit, dann werden sie von den Wellen befreit; doch thaten sie andern Schmach und Leid, dann hüllet sie ein in des Todes Kleid!"

„Der Knabe war gut, der Vater schlimm!

„Tod! Laß den Knaben! Den Vater nimm!"

„O rettet den Vater! Dann lebt er auf's Neue, auf daß er die Sünden alle bereue!"

Die Scholle war immer fortgetrieben; plötzlich barst sie mitten durch, und — Vater und Sohn trieben getrennt von einander in der Nacht dahin! —

Die Geister der Welle, auf welcher Arild ruhte, schützten ihn, so daß sein Leben nicht von ihm floh, und er fühlte sich wohl und glücklich, und da war's ihm, als ob die Wellen wieder zu ihm sprächen, und sie sagten:

„Lausch' auf unsre Worte, Knäblein! Du wirst dahin ziehn in die Welt, und Gefahren werden Dir drohen. Fürchte sie nicht! Wir beschützen Dich! Wenn die Gefahr am größten ist, dann soll Dir auch Hülfe werden, und wenn Du unserer bedarfst, dann wirst Du der Worte gedenken, die uns Dir nahe bringen." Und nun sangen sie:

Wogen, Wogen,
Kommt gezogen!
Welle, Welle,
Flugs zur Stelle!
Von Gefahren
Rings umtobt
Ruf ich: Kommt!
Ihr hatt's gelobt!

Und Alles schwieg.

Nun verging eine lange Zeit, und Arild lag ruhig auf der Scholle; kein Stückchen Eis berührte ihn, keine Welle netzte seine Haut.

Als er erwachte, wußte er nicht, wie ihm geschah! Er lag am Ufer des Meeres auf dem Bärenfelle, das ihn auf der Fahrt geschützt hatte, und rund um ihn her standen fremde bewaffnete Männer, die in einer ihm fremden Sprache zu ihm redeten. Er konnte sich auf nichts weiter besinnen, als auf den Augenblick, da er sich mit seinem Vater auf die Scholle flüchten mußte; von da ab hatte er in tiefer Ohnmacht gelegen. Nun aber weinte er heiße Thränen, als er vergebens nach seinem Vater rief. — Die fremden Männer gaben ihm Speise und Trank, und führten ihn dann vor ihren König. Arild war nämlich weit hinausgetrieben, bis er endlich an's feste Land gekommen war, wo damals ein mächtiger König herrschte, vor dem er nun stand. Es war ein Glück für ihn, daß dieser seine Sprache verstehen konnte, denn sonst hätte der arme Knabe ein gar trauriges Leben geführt. Nun aber konnte er dem Könige Alles erzählen, von seiner Heimath, seinem Vater, dem freundlichen Grafen, und endlich von ihrer Fahrt über den Belt. Da er aber daran dachte, mußte er wieder weinen, weil er nun so ganz allein in der Welt dastand.

Der König aber tröstete ihn, — denn der hübsche, offene Knabe gefiel ihm — und sagte: „Weine nicht, mein Junge, ich will Dir Deinen Vater ersetzen. Du sollst ein tüchtiger Krieger werden, und mit Helm und Schild und Schwert geschmückt, im Kampfe neben mir stehen.

Das war dem Arild nun gerade recht, und es fing ein herrliches, schönes Leben für ihn an, und weil er nicht nur munter und gut, sondern auch keck und tapfer war, so wurde er bald der Liebling des Königs und aller Krieger.

Der König aber ließ ihn nicht wie einen gewöhnlichen Krieger, sondern fast wie einen Prinzen erziehen; die herrlichsten Waffen bekam er, mit denen er zuweilen im Spiele mit den andern Kriegern kämpfte und gar oft als Sieger aus dem Kampfe hervorging. Sein Bogen war von köstlichem Stahle und reich mit Gold ausgelegt, und ein so sicherer Schütze war er, daß er auf der Jagd wohl kaum einen Pfeil vergebens ins Weite sandte.

Lieber aber noch, als alle kriegerischen Uebungen war es ihm, mit kräftigem Arm die gewaltigen Wogen zu zertheilen, und dann wieder von ihnen sich tragen und wiegen zu lassen, wie ein Kind. Er fühlte sich so wohl in den Wellen, er wußte nicht wie, nicht weßhalb. Aber stets, wenn er sich hineinstürzte in die Brandung, und die Wogen über seinem Haupte zusammenschlugen, dann war's ihm, als ob er jauchzende Stimmen vernähme, und bekannte Klänge schlugen an sein Ohr; aber er mochte noch so viel sinnen — nicht klar konnte er sich's machen, wann er sie zuerst gehört habe.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Englische Wahlumtriebe.

Schon lange vor dem Beginn der Wahlen begeben sich die Candidaten auf den Kampfplatz (on the field), und nachdem sie sich unter den Rechtsgelehrten der betreffenden Provinzstadt ihre Vorkämpfer gewählt haben, beginnen sie ihre Operationen mit dem sogenannten canvass, d. h. mit den Besuchen bei allen Wählern, um sich die Stimmen derselben zu sichern. Diese Stimmen sind zweierlei Art, wenn die Stadt zwei Parlamentsglieder zu stellen hat; nämlich the split vote, das getheilte Votum, und the plumper, die doppelte Stimme, welche ein einziger Candidat erhält. Das künftige Parlamentsmitglied erkundigt sich zuerst nach der Zahl der Wähler. Diese theilen sich in zwei Kategorien: die gewissenhaften und die verkäuflichen Wähler. Natürlich führt der Candidat bei jenen eine ganz andere Sprache, als bei diesen. Bei den gewissenhaften Wählern betheuert er seine politische und sociale Moralität, und redet überhaupt ganz im Sinne des Wählers; bei den verkäuflichen werden die Worte sparsam zugemessen, die Handschläge hingegen sehr verschwenderisch ausgetheilt, während der Secundant (der Rechtsfreund nämlich) durch sein schlaues Lächeln und sein ausdrucksvolles Augenblinzeln sehr deutlich zu verstehen gibt, daß die glücklichen Wähler auf die Börse des Candidaten zählen können. Eine Wahl kostet gewöhnlich bedeutende Summen. Gleich nach seiner Ankunft installirt sich der Candidat in einem Gasthofe, wo er offene Tafel hält; alle Mitglieder seines „Comité," d. h. seine einflußreichsten und thätigsten Freunde geben ihm die Ehre, auf das Gelingen der Wahl zu trinken. Jeder Rechtsfreund, und es gibt deren gewöhnlich vier oder fünf, erhält drei Pfund Sterling (bei 30 fl. C. M.) täglich, um den Candidaten bei seinen Besuchen zu begleiten. Dann sind die Stimmen zu bezahlen; der Preis einer Stimme ist 4 bis 8 Pfd. St.; wenn eine bedeutende Opposition zu fürchten ist, wird dieser Preis auch wohl verdoppelt. Vor Kurzem kam ein reicher Schiffscapitän, der schon Parlamentsmitglied ist, in eine Seestadt. Es kam ihm in den Sinn, sich den Wählern dieser Stadt als Candidat vorzustellen; er wendete sich an einen Advocaten, und fragte ihn, wie viele Stimmen in dem Wahlbezirke zu erkaufen wären. — „Ungefähr vierhundert," war die Antwort. — „Vierhundert;" rief der Schiffscapitän spöttisch; „in dem Bezirke, den ich vertrete, muß ich zwölfhundert Stimmen erkaufen!" — Die Würde eines Parlamentsmitgliedes ist also ein Vorrecht der reichen Leute. Diesen schreienden Missbrauch können selbst die strengsten Gesetze nicht verhindern — am wenigsten die englischen Gesetze, welche bekanntlich immer buchstäblich ausgelegt und vollzogen werden; die kleinlichsten, lächerlichsten Spitzfindigkeiten erdrücken mit leichter Mühe den Geist der Gesetze. Es wird z. B. vorgeschützt, der Candidat wisse nichts von Allem, was zwischen seinen Agenten und den Wählern vorgeht; die Letzteren werden also angeblich nicht von ihm bestochen. Wenn die Wahl beendet ist, so erhält er eine Rechnung von 8 bis 10,000 Pfund Sterl.; er bezahlt ohne ein Wort zu sagen, ohne eine Frage zu thun, und er glaubt sein Gewissen zu retten, indem er seine Verantwortlichkeit rettet. Auch die Agenten gehen dabei mit großer Verschmitztheit zu Werke: sie treten in das Haus eines verkäuflichen Wählers, bemerken einen Hund, eine Katze, einen Kanarienvogel, oder sonst einen Gegenstand, und schließen einen Scheinkauf um die im Voraus bedungene Summe, welche in der Wirklichkeit der Preis des Votums ist. Solche Verkäufe werden sehr oft von den Weibern zu Stande gebracht. Wehe dem, der ihnen etwas in den Weg legen wollte! Sie nehmen einmal die Sorge für das Gewissen ihrer Männer auf sich, und leiden dann keinen Widerspruch. Endlich kommt der Tag der Ernennung: Schlag zehn Uhr wird der Rathhaus-Saal geöffnet; die Menge wogt hinein; der Stadtschreiber liest die Verordnug gegen die Bestechungen ab. Die Candidaten werden von den Notabeln des Ortes vorgeschlagen; jeder von ihnen hält dann eine Rede, in welcher er seine politischen Grundsätze entwickelt und die großartigsten Versprechungen macht. Das Merkwürdigste dabei sind die Bemerkungen, mit denen die Zuhörer den Redner unterbrechen; zuweilen ist es ein Dialog zwischen dem Candidaten und seinen Feinden, wobei die gröbsten Schmähungen gewechselt, und die Beweise nicht selten mit den Fäusten geführt werden. Wenn die Candidaten ihre Reden beendigt haben, wird über ihre Ernennung abgestimmt. „Wer die Ernennung des und des Candidaten wünscht, hebe die Hand auf!" ruft der Bürgermeister. Der Tumult erreicht dann den höchsten Grad; alle Freunde des genannten Candidaten heben die beide Hände auf. Aber dies ist nur eine leere Formalität; denn der besiegte Candidat verlangt immer die Verschiebung der definitiven Abstimmung auf den folgenden Tag. In der Nacht vor diesem entscheidenden Tage wird der eigentliche Gewissensschacher getrieben; Die Stimmen werden förmlich versteigert, die Guineen klingen, der Wein fließt in Strömen, es wird nicht geruht und nicht gerastet bis zur achten Morgenstunde. Dann beginnt die Einregistirung der Stimmen (poll). Die Nebenbuhler manövriren gegen einander, wie zwei geschickte Generale; denn jeder von ihnen hat seine Armee, welche meist aus Söldnern und nur aus wenigen Freiwilligen besteht. Der größte Theil der Mannschaft wird in der Reserve gehalten, und dann in einem günstigen Augenblicke auf den Kampf-

platz geschickt, um die Gegenpartei in Schrecken zu setzen, und durch die überlegene Zahl zu werfen. Schlag vier Uhr hat das Ballotiren ein Ende, und der glückliche Candidat wird vom Bürgermeister als Parlamentsmitglied proclamirt. Gewöhnlich wird er in einem Lehnstuhle im Triumph durch die Straßen der Stadt getragen; seine Freunde jubeln, seine Gegner zischen, und werfen ihn zuweilen sogar mit Koth. Kurz, die Wahlen bieten wenigstens in den kleinen Bezirken ein Bild niedriger Umtriebe und frecher Bestechung dar. Glücklicherweise besteht das Parlament, das aus diesem Schlamm hervorgeht, aus ehrenwerthen und meistens sehr fähigen und patriotisch gesinnten Männern. A. Thz.

## * Der Hindu im europäischen Herbste.

Soll das Leben hier ersterben?
Ist der Weltengeist entfloh'n?
Will er selbst sein Werk verderben?
Spricht er seiner Schöpfung Hohn?

Der Zerstörung hingegeben,
Seh' ich trauernd die Natur;
Zögernd weicht das holde Leben,
Und der Tod erfaßt die Flur!

Alles muß ich schwinden sehen,
In ein traurig ödes Grab;
Auf den grünbewachs'nen Höhen
Sterben schnell die Blätter ab.

Seht die Vögel, wie sie weichen,
Vor des nahen Feindes Wuth;
In den Feldern, auf den Sträuchen
Sammelt sich die bange Brut.

Wann wird es auch mich entführen,
Nach dem dunklen Abgrund hin?
Ach, auf diesen Nachtrevieren
Stirbt der harmlos, leichte Sinn!

Unter steten Todesscenen
Flieht den Busen jede Ruh.
Und das Herz mit tiefem Sehnen,
Strebt der fernen Heimath zu.

Und im heimischen Gewande,
Tritt Sie vor die Seele mild.
In des Morgens schönem Lande,
Drohet Brama nie so wild.

Die Zerstörung schafft nur leise,
Auf der immer jungen Flur;
Niemals tritt sie aus dem Gleise,
Niemals altert die Natur.

Immer lächelnd kannst du schauen,
Dort des jungen Lenzes Bild,
Nimmer stirbt das Grün der Auen,
Und ein stetes Leben quillt

Auf den glücklichen Gebieten
Wo das Jahr voll Heiterkeit,
An den Kranz der jungen Blüthen,
Winkend schon die Früchte reiht.

Ach, verwaiset jetzt und bange
Irre ich auf todter Flur,
Trauernd frag ich: O wie lange
Zürnt der Weltgeist der Natur?

Doch die weisen Leute lachen:
Härme dich, o Fremdling nicht,
Neu verjüngt wird sie erwachen,
In der neuen Sonnen Licht!

A. L.

## Tabletten.

*** In einer kleinen Stadt des Goldhügeldepartements (Côte-d'Or) fand dieser Tage ein Fest höchst eigenthümlicher Art statt. Es galt nämlich nichts geringeres, als die feierliche Enthüllung einer überaus schönen Bildsäule des Kaisers Napoleon. Und wer waren die Stifter dieses, dem Andenken des größten Mannes der neueren Zeit geweihten Denkmals? Nicht die Nation, nicht Provinzen und Städte, nicht einmal die Einwohner der kleinen Stadt — ein alter Grenadier von Elba hat den größten Theil seines ersparten Vermögens zum Ankauf des Materials verwendet und einer der namhaftesten Bildhauer Frankreichs, Rude, unterstützte mit seinem Talente unentgeltlich den ebenso schönen als eigenthümlichen Einfall des alten Kriegers einer großen Zeit. Die ganze Bevölkerung nahm an der feierlichen Enthüllung der Statue Antheil. m.

*** Man kennt die beispiellosen Triumphe, welche die schwedische Nachtigall in England gefeiert hat. Schätzt man doch die Summen, die sie als Tribut für ihre unvergleichliche Stimme von Albions Kreidefelsen mitnahm, auf nahe an 150,000 Pfd. St. (1,800,000 fl.!?) Höchst ergötzlich ist es zu lesen, welche Mühe sich die englischen Zeitungen geben, Jenny Lind unter die Haube zu bringen. Der brittische Enthusiasmus weiß ihr eben nichts mehr zu bieten, als einen — Mann; und in der That, wenn man alles verschwendet hat, um sich einem so seltenen Genius gegenüber dankbar zu zeigen, mag ein solches Auskunftsmittel nicht ganz zu verwerfen seyn. Aber immerhin macht es einen drolligen Eindruck, wenn an einem und demselben Tage sieben englische Journale, die an sieben verschiedenen Orten erscheinen, die Namen der sieben auserwählten Glücklichen veröffentlichen, die alle sieben so gut als gewiß die göttliche Jenny Lind heirathen werden. Der Londoner „Punch“ wird das gewiß nicht ungefoppt vorübergehen lassen und diesem Siebengestirn seinen rechten Platz am Firmament anweisen. m.

*** In Venedig hat ein deutscher Professor auf dem italienischen Gelehrtencongresse einen französischen Vortrag über einen afrikanischen Staat gehalten.

*** Diamanten in Nordamerika. In den goldführenden Districten Nordcarolinas hat man vor Kurzem den ersten Diamanten gefunden.

*** Neulich trat ein Mann in die Synagoge zu Berlin, als die Juden eben ihr Versöhnungsfest feierten, zog ein Schinkenbrödchen aus der Tasche und fing an, dasselbe ganz gemächlich zu verzehren. Endlich mußte er, weil er sich nicht entfernen wollte, durch einen Gendarmen weggeführt werden.

## Literatur- und Kunstnotizen.

✝. Frankfurter Stadttheater. Weber's herrliche Tondichtung „Oberon" ist im Verlauf weniger Tage dreimal über die hiesige Bühne gegangen, ohne daß darum der Zudrang des Publikums wesentlich vermindert oder der Beifall schwächer geworden wäre. Fragen wir nach dem Grund dieser für Frankfurt allerdings seltenen Erscheinung, so finden wir ihn, und dieß soll wahrlich nicht zum Nachtheil des hiesigen Kunstgeschmacks gesagt werden, in der überaus herrlichen äußern Ausstattung, womit die Direction diese Oper bedacht hat. Herr Mühldorfer, Maschinist und Dekorationsmaler von Mannheim, hat das Räthsel gelöst, die Natur, die so häufig auf der Bühne von den Menschen mißhandelt und entstellt wird, dort in ihr altes Recht wieder einzusetzen, und sie in Bild, Licht und Farbe so täuschend nachzuahmen, daß der Zuschauer gerne darüber vergißt, daß er nur vor gemalten und wandelnden Koulissen sitzt und alle diese zauberhaften Erscheinungen, all dieser leuchtende Feenglanz wie ein holdes Traumgesicht dahinziehen und in Nacht und Nichts verschwinden werden. Der Vorhang fällt und die Täuschung ist vorüber. Aber was in dieser Täuschung Wahrheit war, die unvergleichliche Treue, womit hier ein seltnes Talent der Natur ihren geheimsten Zauber abgelauscht hat, das bleibt im Gemüth des Zuschauers zurück; denn eben weil der Eindruck ein echt künstlerischer ist, ersetzt er den der Wirklichkeit, oder kommt ihm zum Wenigsten sehr nahe. Noch nie ist uns eine liebliche, von Steragold sanft durchhauchte Sommernacht reizender aufgedämmert, nie wandelten, wenn wir Abends auf dem Nachen den Rhein hinunterfuhren, Burgen und Städte, Wälder und Höhen und strahlende Königspaläste in dieser mondscheinheimlichen, feenartigen Beleuchtung an uns vorüber, als hier der Künstler uns im Bild der Täuschung sehen ließ. Noch einmal, der Eindruck ist so vollkommen wahr, und das durch die herrliche Tondichtung noch obendrein erhöhte Gemüth nimmt ihn so unmittelbar in sich auf, daß die Stimmung, in der uns die Kunsterscheinung ergreift, nicht reger und lebendiger durch die wirkliche Natur erweckt werden könnte. Wir dürfen uns in der That zu diesem „Oberon" Glück wünschen und sind überzeugt, daß die Theaterdirection mit der Acquisition dieser Herrlichkeit „einen guten Wurf gethan hat." m.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Aus Oesterreichisch-Schlesien,** im September.

Die Wasserheilanstalt von Priesnitz war dieses Jahr sehr zahlreich besucht. Nachdem man ihr bereits ein allmäliges Einschlafen prophezeit hatte, versammelten sich diesen Sommer wieder über 900 Personen, welche sich theils auf dem Gräfenberge selbst, theils in den am Fuße desselben gelegenen Ortschaften unterbrachten. Auf dem Gräfenberge und in dem Städchen Freiwalde wohnen die Wohlhabenden, der Aufenthalt ist hier bei weitem angenehmer, aber auch die Kosten des Unterhalts viel beträchtlicher als in den zunächstgelegenen Dorfschaften, wo oft 3—4 Familien in einem Häuschen sich einzurichten suchen. Der ehemalige Proletarier Priesnitz wird jetzt für einen Millionär gehalten. Und in der That scheint diese Annahme nicht zu gewagt, wenn man seine Güter in Anschlag bringt, die er sich seitdem gekauft, wenn man einen Blick auf die in seiner Wohnung aufgehäuften Schätze, Geschenke reicher Leute, geworfen hat und nur eine oberflächliche Berechnung seines alljährlichen ungeheueren Einkommens durch die Badegäste macht. Denn der Fremde bezahlt eine schlechte Kost (ohne Suppe und Butterbrod) die er an allen anderen Orten für 12 Kreuzer erhält, dort mit 36 Kreuzer Münze oder 12 Sgr. 6 Pf. für welchen Preis nun der Badegast noch des Morgens und Abends ein Glas Milch mit Brod und Butter erhält. Seine Methode hat Priesnitz insofern geändert seit Kurzem, als er von dem Schwitzen nach dem Bade abgegangen ist, weshalb man jetzt die Badegäste lange Zeit nach dem Bade wie toll herumlaufen sieht, um sich warm zu machen. Selbst das Essen, (wie schlecht es immer sei, von den Meisten bis zum Ekel gierig verschlungen), ist bei Vielen nicht im Stande, Wärme in ihre Glieder zu bringen. Diese abgeänderte Methode hat mehrere Patienten vertrieben, die sich mit ihr nicht befreunden wollten und an die Allmacht des gefeierten Priesnitz mit weniger blindem Eifer glauben. Fragt man nun, weßhalb der Wasserarzt jene Abänderung vorgenommen, so weiß darüber Niemand Auskunft zu geben; am wenigsten die Aerzte, von denen sich jedes Jahr mehrere selbst der Kur unterziehen, um sie zu studieren; denn diese flieht Priesnitz und steht ihnen daher in keiner Weise Rede und Antwort. Man muß dies klug gehandelt nennen, weil dadurch gerade sein Nimbus erhalten wird.

Es sind in Schlesien mehrere Wasserheilanstalten entstanden, welche, wie namentlich die bei Trebnitz, nichts zu wünschen übrig lassen, allein sie fristen ein kümmerliches Daseyn, denn es ist ja dort kein Priesnitz! Dieser weiß übrigens selbst recht gut den Zauber seines Namens zu würdigen. Dem Lieblinge des Glückes verdüsterte der Gedanke oft seine Tage, daß mit seinem Tode sein Name erlöschen und, wie es wahrscheinlich war, dann auch seine großartige Schöpfung sich auflösen sollte. Priesnitz hat Töchter, von denen eine einen ungarischen Magnaten geheirathet hat, aber ihm fehlt ein Sohn. Fortuna erfüllte ihm auch diesen Wunsch. Nach neunjähriger Pause gebar ihm seine Frau dieses Jahr den längst ersehnten Knaben. Der Wasserarzt war außer sich vor Freude und der ganze Gräfenberg stimmte in den Jubel ein. Eine glänzende Illumination, Böllerschüsse und Vivats verkündeten den Thälern das große Ereigniß. Ja, überspannte Engländer und Franzosen riefen unaufhörlich: Vive le prince Priesnitz! Und in der That, für den Gräfenberg war ein Erbprinz geboren, der Enkel eines Hirten und der Sohn eines Fuhrmanns, (er brachte Radereifen nach Neisse) der Priesnitz lange gewesen war. Vielleicht wird er nun wieder mildthätiger, denn in der Umgegend behaupten die Leute allgemein, daß Priesnitz ein Wohlthäter der Armen gewesen sei, so lange er nur noch wohlhabend war, daß er aber mit seinen Wohlthaten immer karger wurde, je mehr er sich dem Millionär näherte. Es wäre dies nur die gewöhnliche Folge des Reichthums. — Ueber die Folgen der Wasserkur und über Schrot, den Antipoden von Priesnitz nächstens.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 1. October. (Zum Vortheil des Hrn. Schneider) Zum erstenmale: Martin Luther, oder: „Die Weihe der Kraft", Schauspiel in 5 Akten von Zacharias Werner. Frei für die Bühne bearbeitet. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Samstag, den 2. October. Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Abtheilungen von Gustav Schmidt.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 273.** Sonntag, den 3. October **1847.**

## * Die Wellen.

(Fortsetzung.)

Eines Tages — es war ein schwüler Sommerabend, und ein heftiges Gewitter zog herauf — ging Arild hinaus in den Wald, um den Eber zu jagen. Er irrte lange Zeit umher, und, da er die Spur des Wildes nicht finden konnte, so verschoß er seine Pfeile allmählig nach andern Thieren, und bald war sein Köcher leer. Er hatte nur noch sein Schwert zum Schutze. Müde von der Jagd und von der Hitze des Tages legte er sich unter einen Baum zur Ruhe. Träume zogen an seiner Seele vorüber, und sein ganzes Leben trat in lichten Bildern vor das innere Auge. Es wurde ihm klar, daß er von einer höheren Macht geschützt, geleitet ward; denn wie hätten ihm, des armen Fischers Sohne, sonst alle die hochfliegenden Wünsche und Hoffnungen, die er als Kind sich ausgemalt, so herrlich in Erfüllung gehen können! — Es ist Euch wohl oft so ergangen, daß Ihr in einem Zustande waret zwischen Wachen und Träumen. Ihr seht dann das Fernste nahe vor Euch; Ihr hört Klänge aus früher, früher Zeit, und doch ist Euch das Nächste so weit hinweggeschwunden, daß Ihr die ganze Gegenwart, Eure nächste Umgebung vergeßt. — So ging es Arild jetzt. Die Töne, die ihn umrauschten, wenn er sich in den Kampf der Wellen stürzte, hörte er nun deutlich; nicht aber, wie das Laub in seiner Nähe raschelte, wie die Zweige geknickt wurden. Jetzt trat ihm das ganze Bild des Augenblickes lebhaft vor die Seele, als er allein über den Ocean dahin trieb und leise sang er:

Wogen, Wogen,
Kommt gezogen!
Welle, Welle,
Flugs zur Stelle!
Von Gefahren
Rings umtobt
Ruf ich: Kommt!
Ihr hatt's gelobt!

Da zuckte ein heller Blitz durch den Wald, dem ein fürchterlicher Donner folgte, so laut, daß die Erde zitterte; Arild sprang erschreckt empor, und — sah den Eber todt zu seinen Füßen liegen.

Nicht lange währte die Zeit der Muse für Arild, denn ein mächtiger Feind trug den Krieg in das Land des Königs, dem Arild diente. Gewaltige Heeresmassen überschwemmten die Gauen, und weniger muthige Krieger würden zurückgebebt seyn vor der Ueberzahl der Feinde. Nicht so Arild. Mit Jubel hörte er die Botschaft, daß er hinausrücken solle ins Feld, an der Spitze der Krieger, an der Seite seines geliebten, väterlichen Gebieters. Blutige Schlachten wurden geschlagen, der Heldengeister schwebten unzählige hinauf, um oben in Wallhalla mit den ewigen Göttern an der Tafel zu sitzen, und dort den Lohn für ihre gewaltigen Thaten einzuernten.

Der Erfolg schien ungewiß; doch konnte man kaum hoffen, daß die kleine Macht, die übrig geblieben von Arild's ganzem Heere, den Sieg erringen würde über den Feind, dem stets neue Hülfstruppen zuströmten. Die erfahrenen vorsichtigen Heerführer riethen zu Verträgen — Arild aber sprang zornig auf und rief:

„Seyd Ihr Männer? Könnt Ihr die Schmach ertragen, unterjocht zu leben? Könnt Ihr hoffen, daß je ein edles Weib Euch lieben wird, wenn aus dem Kampfe Ihr zurückkehrt ohne Waffen, ohne Ruhm? Nein! Nichts von Frieden! Kampf! Kampf bis auf den letzten Mann! Wozu berathen, wenn die That uns ruft! Laßt mit den Schwertern uns dem Feinde begegnen, dann habt Ihr Rath und That in Eurer Hand! Ich schwör's Euch bei den Geistern der Gebliebenen, die auf uns niederblicken hoch vom Himmel — ein jedes Wort, das ich zu Euch gesprochen, bringt Hunderten der Feinde schnellen Tod!"

Jubelruf erschallte nach diesen Worten, die Krieger schlugen mit den Schwertern an ihre Schilde, und alles stürmte Arild in Begeisterung nach. Es wurde ein fürchterlicher Kampf. Die Feinde sanken, wie vom Blitze getroffen, zu Tausenden danieder, und als die Sonne sich in's Meer senkte, da ließ sie ihre letzten Strahlen über das Grab der Feinde, über das Grab ihres Ruhmes streifen.

Arild, der Held des Tages, wurde gefeiert in den Gesängen der Barden, und sein Ruhm erscholl weit hinaus in alle Lande. Ritter Arild war der Feinde Schrecken, und doch der Freunde Hort.

Nun waren aber am Hofe des Königs einige böse Gesellen, die ihm sein Glück mißgönnten, und ihm nach dem Leben trachteten, da es ihnen nicht gelungen war, ihn durch Verläumdung zu stürzen. D'rum verabredeten sie seinen Tod. In einer Nacht hatten die Krieger sich dicht an dem Ufer der See gelagert, und Arild lag fern von den Andern, seinen Schild zum Pfühle, und suchte den Schlummer.

Die heftige Brandung der Wellen scholl laut an sein Ohr, schwanke Bilder gaukelten vor seiner Seele vorüber, und endlich fiel er in einen unruhigen Schlummer. Er wälzte sich auf seinem Lager umher, und sprach im Schlafe unverständliche Laute. Einer von denen, die ihm den Tod geschworen, hatte diese Nacht zur Ausübung seiner schwarzen That erwählt, und nun nahte sich der feige Mörder dem Ruhenden, und zückte sein Schwert.

Und siehe! Die Laute, die Arild im Schlummer geflüstert, wurden zu Worten, und endlich hörte man ihn ganz leise:

Wogen, Wogen,
Kommt gezogen!
Welle, Welle,
Flugs zur Stelle,
Von Gefahren
Rings umtobt,
Ruf ich! kommt!
Ihr habt's gelobt!

Und der Mörder, erstarrt, ließ sein Schwert sinken, denn er glaubte, Arild sey erwacht. Als er aber sah, daß dieser fest schlief, da hob er sein Schwert auf's Neue; doch im Augenblicke, wo er den tödtlichen Streich führen wollte — da rauschte eine mächtige Welle über Beide dahin; Arild erwacht, blickt erstaunt um sich, und — geht weiter vom Meere zurück, um nicht von Neuem durch die Wellen im Schlafe gestört zu werden.

(Schluß folgt.)

## Spanische Studenten *)

Eine spanische National-Merkwürdigkeit, nach der ich bisher vergeblich gesucht hatte, ist mir endlich in Pamplona aufgestoßen, nämlich eine Schaar fahrender Schüler mit allen altherkömmlichen Attributen ihres Standes, unter denen das wichtigste der Bettelsack ist. Sie sind zugleich die ersten Studenten, welche ich in Spanien gesehen, oder wenigstens die ersten, welche ich als solche erkannt habe, obgleich ich in mehreren der wichtigsten Universitätsstädten des Landes gewesen bin; denn der spanische Student unterscheidet sich im gewöhnlichen Laufe seines Lebens äußerlich durch gar nichts von allen andern jungen Leuten derjenigen Classe der Bevölkerung, welcher er durch seine Vermögens-Verhältnisse angehört. Die Mehrzahl derjenigen, welche die sogenannten Brodwissenschaften studiren, geht aus den ärmeren Ständen hervor, und daher denn für viele von ihnen die Nothwendigkeit, neben der Wissenschaft irgend ein Gewerb zu treiben, um den nothdürftigsten Unterhalt zu verdienen. Die Mediciner fangen ihre Laufbahn sehr oft als Bartscheerer an, viele Juristen führen Morgens den Kehrbesen und die Schuhbürste in derselben Hand, mit welcher sie Abends in den Pandekten und in der Novisima Recopilacion blättern, und noch häufiger verdingen sich die jungen Theologen gegen Kost und Wohnung und gegen gewisse Freistunden als Bediente in wohlhabenden Häusern. Um die Ferienreise zu unternehmen, bilden die Studenten größere oder kleinere Haufen, die mit Musik und Gesang von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt ziehen und bei Reich und Arm um einen Zehrpfennig bitten, der ihnen gewöhnlich mit vieler Freigebigkeit gereicht wird. Die fahrenden Studenten sind wegen ihrer guten Laune, ihrer Schwänke und ihrer Musik beliebt im ganzen Lande, und man läßt ihnen eine Menge von Streichen hingehen, die sich kein Anderer herausnehmen dürfte, ohne sich einer handfesten Ahndung auszusetzen. Diese Bettelfahrten — la luna geheißen — haben so großen Reiz für die Studenten, daß sich ihnen viele Söhne wohlhabender Häuser aus bloßer Liebhaberei anschließen. Ein junger Catalonier aus reicher Familie erzählte mir, daß er von Cervera aus, wo sich bis vor kurzer Zeit die catalonische Universität befand, die Tuna gewöhnlich bis an die Thore von Barcelona mitgemacht hatte, so daß er eines Tages nahe daran gewesen, seinen eigenen Vater um ein Almosen anzusprechen, als er den alten Herrn glücklicher Weise noch zur rechten Zeit erkannt und sich, mit Hülfe seines abenteuerlichen Reise-Aufzuges, seinerseits unerkannt auf einen Seitenweg gerettet habe. Die Studenten tragen auf der Tuna eine Art Landstreicher-Uniform, deren wesentlichstes Stück in einem möglichst zerlumpten schwarzen Mantel vom elendesten Stoff besteht. Da das Tragen eines anständigen Kleidungsstaates allen Regeln und Ueberlieferungen des Handwerkes zuwider sein würde, so wird der Mangel, sobald er aus den Händen des Schneiders kommt, mit Messerstichen zerfetzt, und wenn die Risse im ersten Eifer etwa allzu groß ausfallen, so näht man sie mit der Packnadel und mit Bindfaden wieder zu. Als Kopfbedeckung trägt der fahrende Student einen Dreimaster von grobem Filz, der quer auf das Ohr gesetzt wird, und welcher der ganzen Erscheinung einen Stempel von origineller Liederlichkeit aufdrückt. In der Wahl der übrigen Theile des Anzuges hat die Willkür des Einzelnen freies Spiel, vorausgesetzt nur, daß sich nicht etwa eine Spur von Reinlichkeit und Sorgfalt darin bemerklich mache. Die Musensöhne, welche ich in Pamplona sah, erfüllten gewissenhaft alle Regel der studentischen Kleiderordnung, und statt des Schuhwerks führten sie Stricksandalen an den nackten Füßen. Sie zogen mit Sang und Klang, und von einem großen Menschenschwarme begleitet, langsam durch die Straßen der Stadt. Vor jedem Hause, dessen Bewohner an die Fenster oder auf die Balcone getreten waren, wurde Halt gemacht und wurden einige Verse gesungen, deren Inhalt irgend eine Anwendung auf die Personen zuließ, an die er gerichtet war. Unter dem Balcon einer recht hübschen Französin stimmten die Studenten eine Strophe an, die mit den Versen begann:

Mas hermosa que Diana,
Mas luciente que Aurora —

Die Dame lachte ganz freundlich dazu, aber ihre beiden Begleiter mußten den spanischen Gesang wohl nicht verstehen, sonst würde diese mythologische Galanterie doch wohl ihren Beutel gerührt haben. Die Studenten wandten sich an ein anderes Fenster, an welchem einige Officiere standen: Caballeros militares, huben sie diesmal an, um eine Anrufung des Kriegsgottes und eine Vergleichung mit Hektor und Achilleus folgen zu lassen. Die Officiere waren indessen eben so zähe als die Franzosen. Aus vielen anderen Häusern aber fielen blanke Silbermünzen in den Hut des Wortführers der Truppe, welcher den Gesang seiner Cameraden durch seine Beredtsamkeit sehr nachdrücklich unterstützte. Bei allen Lumpen und bei allem Schmutze war eine gewisse Poesie in diesem ganzen Auftritte, und die Bettelei wußte sich frei zu halten von Gemeinheit. Wie dem aber auch sei, ich wünsche mir im Namen meines Landes Glück dazu, daß die deutschen Studenten eine ähnliche Rolle nur in der Einbildungskraft des Herrn Alexander Dumas und seiner Collegen vom französischen Feuilleton spielen.

*) Nach v. Rochau's „Reiseleben in Südfrankreich und Spanien", 2 Bde.

## Tabletten.

⁂ Seit ungefähr zwei Jahren sprach man in dem Departement des Landes von nichts anderem, als von den Wundern, die ein kleines Mädchen von 10 oder 12 Jahren, mit Namen Katharina Danthomas aus der Gemeinde von Lue verrichtete. Wer es hören wollte, dem erzählte die Mut-

ter, das Kind sey mit einem rothen Schleier bedeckt zur Welt gekommen und die Abergläubischen fügten in ihrer inbrünstigen Einbildungskraft noch hinzu, der Schleier sey von feinster Seide gewesen. Die kleine Heilige von Lue (so nannten alle frommen Leute das Kind) empfing, zwischen Vater und Mutter sitzend, die Kranken und Mühbeladenen, die von allen Seiten, oft aus weiter Entfernung herbeiströmten, um hier Genesung zu finden. Mit einer brennenden Wachskerze in der Hand knieten sie vor der kleinen Heiligen nieder, die hierauf das Zeichen des Kreuzes mit der Kerze über den Knieenden beschrieb, und in lateinischer Sprache das Vaterunser und das Ave Maria herplapperte, wobei sie den kranken Theil mit ihrem rechten mit Speichel bestrichenen Daumen berührte. Diese Ceremonie mußte gewöhnlich fünfmal wiederholt und fünf geweihte Wachskerzen dazu mitgebracht werden. Auch Geschenke an Geld und Geldeswerth wurden nicht verschmäht, — bis endlich die Gerichte der Prellerei ein Ende machten und dem Aberglauben die Augen öffneten. Die kleine Heilige hat eingestanden, daß nicht der Himmel, wohl aber die Stockprügel des Papas, Peter Dubos, sie mit der Wundergabe der Heilungskraft begabt hätten. Was den angeblichen Schleier von Seide anbelangt, den sie mit auf die Welt gebracht haben soll, so hat ihn die Untersuchung auf ein rothes Mal reducirt, das Katharina mit auf die Welt brachte. Der betrügerische Vater ist zu zwei Jahren und die betrügerische Mutter zu drei Monaten Gefängnißstrafe verurtheilt worden. m.

*⁎* Nachdem der Vicekönig von Aegypten die Hinrichtung durch das Schwert vor Kurzem abgeschafft und das Erschießen dafür angeordnet hat, trat in den letzten Tagen des August der erste Fall der Vollstreckung eines Todesurtheils ein. Da jedoch der Offizier, welcher die Execution zu leiten hatte, gegründete Besorgnisse über die Geschicklichkeit seiner Soldaten hegte, so mußte ein Unteroffizier sein Gewehr aus nächster Nähe in das Ohr des armen Sünders abfeuern, dem man die Augen verbunden hatte.

## Literatur- und Kunstnotizen.

* **Berlin**, 25. Sept. Wie man hört, ist die Reise des belgischen Malers und Directors der Antwerpener Kunstakademie, Freiherrn v. Wappers, auf Zwecke gerichtet, die geeignet sind, dem berühmten Gaste allenthalben im deutschen Vaterlande die herzlichste Aufnahme zu bereiten. Seine Reise durch Deutschland bezweckt nämlich die Herstellung eines unmittelbaren innigen Verkehrs der deutschen und der flämischen Kunstschule, um auf diese Weise auch von Seite der Kunst zu einer grösseren Annäherung Belgiens an Deutschland beizutragen. Es gilt mithin eine Verbrüderung und freundliche Aneinanderschließung der deutschen und flämischen Künstler. Hier in Berlin haben namentlich die beiden Meister, Director Peter v. Cornelius und Professor Begas, die belangreiche Angelegenheit mit Wärme ergriffen. Auch hat Herr v. Wappers mit dem Kultusminister Eichhorn eine Unterredung in Bezug auf die bezeichnete Angelegenheit gepflogen. Außer dem künstlerischen Interesse liegt aber auch ein nationales Interesse den Bestrebungen dieses Mannes zu Grunde, indem ihn die innigste Ueberzeugung belebt, daß das Heil seines belgischen Vaterlandes in einer Annäherung Belgiens an Deutschland beruhe, das den besten und mächtigsten Schutz für die belgische Unabhängigkeit darbieten werde. In diesem Sinne spricht sich der berühmte Künstler hier allenthalben mit einer Begeisterung und Wärme aus, die den erfreulichsten Eindruck macht.

— **Mannheim**, 26. Sept. Die am Sonntag hier zur Aufführung gekommene neue Oper von Gustav Schmidt: „Prinz Eugen, der edle Ritter“, hat auch hier allgemein gefallen. Was die Musik im Allgemeinen betrifft, so weht ein kräftiger, kerniger Geist durch das Ganze, welcher für sich originell in der heutigen musikalischen Welt der ini auftritt, und wohl allgemein ansprechen dürfte. In dieser Beziehung können wir daher mit Fug und Recht die Oper des Herrn Schmidt eine Originaloper und ein ächt deutsches Werk nennen, das höchste Lob, das einem Componisten zu spenden wir im Stande sind.

# Korrespondenz-Nachrichten.

**Berlin**, 13. September.

Der Bettinaproceß bildet noch immer den Mittelpunkt der Gespräche. Die Sache ist noch nicht zu Ende. Bettina hat an die höhere Instanz, an mildere Richter appellirt. Dahin sind die Angaben mancher Zeitungen zu berichtigen. Die Einen sprachen von Flucht, die Anderen von Ergebung in das harte Urtheil. Wir wissen aus guter Quelle, daß Frau von Arnim den kleinen Krieg durchführen will. Sie hatte gestern noch Berlin nicht verlassen, wird im Laufe dieser Woche, so versichert man, auf ihr Landgütchen in der Nähe der Hauptstadt sich begeben und die endliche Entscheidung ihrem guten Stern anheimstellen.

Man glaubt, im Appell werde sie gewinnen. Je weiter hinauf man steigt in den Schichten der Gesellschaft und der Gerichtsbarkeit, desto harmloser erscheinen die Ansichten von Schuld und Vergehen. Der Höhere ist immer leidenschaftloser, ruhiger, verzeihender. Er sieht die Sachen mehr im großen Zusammenhange. Er geht lächelnd hinweg über das Zufällige, Einzelne. Darum ziemt Königen so sehr die Gnade. Darum werden die Beamten, welche jetzt über die zweimonatliche Freiheit der genialen Frau zu entscheiden haben, Scherz und Witz und dichterischen Humor von Bosheit und Lust am Kränken zu unterscheiden wissen. Darum endlich wird Bettina siegen und das letzte Wort behalten.

Die öffentliche Meinung hat in Bezug zu diesem tragi-komischen Ereigniß einen Umschwung erlitten. Sie ist jetzt günstiger für Bettina als sie es vor dem Urtheil zu seyn schien. Das vae victis ist darum, wie jedes Sprichwort oder jeder zum Sprichwort gewordene Versfuß. Die Niederlage erzeugt vielmehr unsere Theilnahme. Dazu kam der komische Umstand, daß jede Stadt mit ihrem Magistrat immer in Rechnung steht wegen alter, mehr oder weniger begründeter Vorwürfe. In Berlin zumal macht man gern die väterlichen Edilen für Wind und Wetter verantwortlich. Sie sollen Schuld seyn an der Rinnsteine berühmtem Aroma, an dem unsterblichen Staub und an den kleinen Semmeln. Nun triumphirt der Magistrat über die Dichtkunst. Das ärgert die Berliner.

Wir wollen damit nicht gesagt haben, daß die Berliner ihrem Magistrat gram waren. Im Gegentheil; da sich die Bewohner der Hauptstadt die oben angedeuteten Uebelstände gefallen lassen und höchstens einige unschuldige und unschädliche Eingesandt dagegen aufbringen, so muß man wohl annehmen, daß Magistrat und Bürgerschaft ganz gut mit einander stehen. Aber was sich liebt, neckt sich, und darum hätten die Berliner für ihr Leben gern den Magistrat verlieren sehen.

Die Zeitungen, selbst die liberalen, waren minder freundlich gegen Bettina. Aber sind deutsche Zeitungen denn immer verantwort-

lich für die oft individuellen Meinungen ihrer vielleicht sonst ganz ehrenwerthen Berichterstatter? Lassen sich diese nicht zuweilen bestimmen von ihrem Gefühl? Fr. von Arnim ist eben bei den Herren Literaten am wenigsten beliebt. Der Himmel weiß, woran das liegt. Wenn sich Bettina gegen diesen ein scharfes Wort erlaubt und wenn sie jenen nicht sehr warm aufgenommen, so wird das doch gewiß auf die Ansichten dieser Herren keinen nachtheiligen Einfluß üben. Da sollten die Schriftsteller doch stolzer seyn, ihre eigene Würde besser begreifen und ruhig ihren Weg gehen, unbekümmert um die Gunst selbst der reizendsten und geistreichsten Persönlichkeit.

Es ist nicht unsere Absicht, eine Lanze zu brechen für Frau von Arnim. Wir haben nicht die Ehre, sie anders zu kennen, als aus ihren Schriften und sie kann auch in jeder Beziehung unserer Ritterschaft entbehren. Aber der Wahrheit soll ihr Recht werden, und da muß ich es schon wiederholen, daß die öffentliche Meinung sich jetzt für die Verurtheilte erklärt. Ob sie schuldig ist oder nicht, das liegt dieser Jury wie auch uns ziemlich fern. Die Befugniß des Selbstverlags, der animus injuriandi u. s. w., das Alles mögen Juristen untersuchen, deren Beruf es ist und die ihre Freude daran haben. Für uns entsprang die wohlwollende Gesinnung des Publikums aus dem Bewußtseyn, Bettina sey eine etwas weiblich-reizbare, poetisch-bewegliche Natur, aber am Ende eine der besten, liebevollsten und gemüthlichsten Erscheinungen, die Literatur und Gesellschaft nur bieten mögen.

Diese Seite ihres Wirkens ist im Auslande weniger erfaßt. Sie werden mir darum vielleicht erlauben, daran in aller Kürze zu erinnern. Für die Authenticität der folgenden Fakta kann ich einstehen; dieselben kommen aus ehrenhafter Quelle.

Daß sie den damals minder als heutzutage beliebten Gebrüdern Grimm nach Kräften zu einer glänzenden Stellung verholfen, daß sie sich für Hoffmann v. Fallersleben und Schloeffel fast aufgeopfert, ist minder unbekannt. Doch am segensreichsten zeigte sie sich, als die Cholera in Berlin wüthete. Sie sammelte enorme Summen, machte aus ihrem Hause eine Art von Werkstatt, wo in aller Eile für tausend Nothleidende Kleider, Hemden und Bettdecken verfertigt wurden, aus ihrem Salon eine Apotheke, die den schwer Erkrankten Linderung, wenn nicht Rettung schaffte: dann stieg sie selbst in die Dachkammern, setzte Gesundheit und Leben aufs Spiel und erschien Allen wie ein Schutzengel.

Ein andermal hatte ein Gendarme bei einem Auflauf aus Verwechslung einen armen Teufel, einen Schneidergesellen, todtgeschlagen. Was wollte man dazu sagen? Jeder Mensch kann irren, ein Gendarme so gut wie jeder Andere. Nur schade, wenn das Versehen wie in diesem Falle nicht wieder gut zu machen ist. Das Opfer hinterließ eine brodlose Mutter, die der Unglückliche ernährt hatte. Seine letzten Worte flehten um Genugthuung, Rettung seines Rufes und ehrliches Begräbniß. Die Mutter wandte sich an Bettina, die durch, Gott weiß wie viel Behörden hindurch, sogleich unverholen dem König die Sache an's Herz legte. Sie erhielt eine Pension für die Alte, die ersehnte Beerdigung und die Rehabilitation des unschuldigen Gefallenen.

Zum Schluß endlich eine kleine Geschichte, durch die wir so zu sagen ein Plagiat an uns selbst begehen, indem es uns, wenn wir nicht irren, begegnet ist, dieselbe bei Gelegenheit der Erzählung des Bettinaprocesses einer französischen Zeitung mitzutheilen.

Man erinnert sich, daß in Berlin eine Dame wohnte, die später von der Polizei mit einer Ausweisung beehrt ward. Wir wollen sie Madame X. nennen. Sie hatte intime Bezüge zu einem geistreichen Studenten, der andererseits Frau von Arnim zuweilen besuchte und von dieser freundlich aufgenommen war. Der junge Mann wird krank und muß das Bett hüten. Frau von Arnim erfährt es und begibt sich selbst in seine Wohnung, um sich zu überzeugen, daß dem Leidenden nichts mangle. Sie findet da Mad. X., welche mit ihrer gezwungenen Stellung als Krankenwärterin wenig zufrieden zu seyn schien.

Einige Augenblicke nach dem Eintritt der Frau von Arnim befällt den Kranken eine Ohnmacht. Bettina bittet Madame X., ihr doch rasch die Wasserflasche zu reichen. Man antwortet, daß kein Wasser mehr darin sey. — „O um Gottes willen, so holen Sie doch Wasser," erwiedert Frau von Arnim. Madame X. entgegnet: „Ich müßte auf die Straße gehen und ich bin keine Magd. Er wird sich auch gleich wieder erholen." — Frau von Arnim sagt kein Wort mehr, ergreift die Karaffe, stürzt die drei Stiegen hinunter und schöpft selbst an dem Brunnen, auf offener Straße, das nöthige Wasser. Darauf installirt sie sich so zu sagen in dem Krankenzimmer und hat keine Ruhe, bis jede Gefahr verschwunden ist. Sie ließ den jungen Mann von den besten Aerzten Berlins behandeln, und als er geheilt war, verschaffte sie ihm die nöthigen Mittel, um die Hauptstadt zu verlassen, deren Clima ihm nicht zusagte und in seiner Heimath die gänzliche Genesung wieder zu finden.

Das alles (und wir verschweigen manchen noch edleren Zug) werden die Richter des Appelhofes in Erwägung ziehen und wenn Bettina schuldig ist, Gnade für Recht ergehen lassen.

Der Lehmann'sche Proceß spukt ebenfalls noch immer in den Köpfen. In vergangener Woche wurden Kotzebue's „Kleinstädter" gegeben. Der treffliche Gern als Bürgermeister schäkert im Vorbeigehen mit dem Dienstmädchen. Er bietet ihr einen Apfel an, den er in seiner Tasche für sie aufbewahrt. Sie weigert sich, ihn anzunehmen. Doch er dringt in sie und fügt hinzu: „Du darfst Geschenke nehmen."

Den Applaus können Sie sich denken.

Die „Kleinstädter" sind übrigens noch heute wahr. Vieles traf sogar auf Berlin ein. So z. B. der Moder auf den Straßen. Kotzebue war doch der deutsche Molière, so weit in Deutschland, wo die Gesellschaft im eigentlichen Sinne des Worts nicht existirt, ein Molière möglich war. Aber seine Satyre war ebensowenig vorübergehend, als die des großen, von dem eitlen Schlegel mißverstandenen Franzosen. Auch Börne hatte unsern larmoyanten Komiker gern und als der Tendenzbär Sand ihn dumm und bös um's Leben gebracht, sagte Börne: „Da haben sie mir meinen lieben Kotzebue todtgestochen!"

Mit der Diogena ist es richtig. Fräulein Lewald ist die Verfasserin. Sie können sagen: So ist's, man hat mir's geschrieben ....

**Emile Frensdorff.**

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 2. October. **Prinz Eugen, der edle Ritter,** Oper in 3 Abtheilungen von Gustav Schmidt.

Sonntag, den 3. October. (Zum erstenmale wiederholt): **Martin Luther,** oder: „Die Weihe der Kraft", Schauspiel in 5 Akten von Zacharias Werner. Frei für die Bühne bearbeitet.

---

Druck von August Osterrieth.

// Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 274.** Montag, den 4. October **1847.**

### * Die Wellen.

(Schluß.)

Am nächsten Morgen trieben die Wellen den Leichnam eines Kriegers an's Ufer, der noch das Schwert krampfhaft fest in seiner Rechten hielt. Man wußte sich nicht zu erklären, wie er so den Tod in den Wogen gefunden habe, und Arild beklagte das traurige Geschick seines Genossen.

Durch seine Heldenthaten stand Arild so sehr in der Gunst des Königs und des ganzen Volkes, daß, da dieser keine Kinder hatte, man allgemein hoffte, er würde ihn an Sohnesstatt annehmen, und ihm einst sein Reich abtreten. Aber es war vom Schicksal anders bestimmt.

Es kamen Gesandte vom Grafen Erk an den Hof, um den König um Hülfe zu bitten. Feinde hatten die Insel Fünen nach langem Kampfe erobert, und belagerten nun den Grafen zu Land und See in seinem Schlosse.

Als Arild dieß hörte, bat er den König, daß es ihm vergönnt seyn möge, dem Grafen zu Hülfe zu eilen, und ihm wurde sein Wunsch erfüllt. Er suchte sich die besten Männer aus, und fuhr mit ihnen in mehreren Schiffen über das Meer nach Fünen hin.

Als er aber in die Nähe der Insel kam, da sah er, daß die Macht der Feinde viel, viel größer war, als die seine; wohl an hundert Schiffe schwärmten umher. Arild wußte sich nicht zu rathen, denn es wäre ein thörigt Hoffen gewesen, im Kampfe Herr über diese Massen zu werden. — Er stand sinnend an den Mast seines Schiffes gelehnt, und blickte hinüber auf's Land, und als er des Grafen Schloß und das ganze Dorf und die Hütte seines Vaters sah, da wurde es ihm so wehmüthig um's Herz, und alle Bilder seiner Kindheit traten ihm vor die Seele.

Er gedachte all' der Güte, die der Graf ihm erwiesen, und an die hohe schöne Ingeborg, und auch an die kleine Valgerda, mit der er so oft gespielt; als er nun aber die Feinde anblickte, da entbrannte ein heftiger Groll in seinem Innern, und er that einen heiligen Schwur: er wolle siegen oder untergehen! —

Als er seinen Kriegern diesen Entschluß mittheilte, da staunten sie zwar, denn sie hatten geglaubt, er würde umkehren; aber sie liebten ihren Führer zu sehr, als daß sie nicht gern und freudig mit ihm in den Tod gegangen wären.

Er ließ alles zum Kampfe bereiten, den er auf den nächsten Morgen bestimmt hatte, und gestattete dann seinen Kriegern eine kurze Ruhe.

In der Nacht aber brach ein Sturm los, so furchtbar gewaltig, wie man ihn seit Menschengedenken nicht erlebt hatte. Die Schiffe wurden umhergeworfen, wie Nußschaalen, und dann an's Ufer geschleudert, wo sie zerschellten. Auch des Arild's Schiff hüpfte lustig auf den Wellen umher, aber es geschah ihm nichts. Als der Morgen graute, da sahen sie das Werk einer fürchterlichen Vernichtung um sich. Die See war ruhig, aber auf ihrer Oberfläche schwammen unzählige Leichen und Schiffstrümmer. Die ganze Feindesflotte war vernichtet, und nur des Arild's Schiffe hatte der Sturm geschont! Nun eilte er dem Grafen schnell zu Hülfe; mit vereinter Macht trieben sie die Feinde leicht von der Insel, und Jubel und Freude herrschte im ganzen Lande. — Erlaßt es mir, Euch den Augenblick des Wiedersehens nach beendetem Kampfe zu schildern. Ihr kennt ja das hohe Glück, das unsern Busen füllt, wenn wir einen langvermißten Sohn oder Bruder wiederfinden, und Arild war ja im Hause des Grafen geliebt wie ein Sohn.

Die kleine Valgerda aber, die fand er nicht wieder; statt dessen trat ihm eine züchtige blendend schöne Jungfrau entgegen, die Valgerda hieß. Es mochte wohl dieselbe seyn. Reiche goldene Locken umwallten ihr herrliches Haupt, und wen sie mit ihren schönen blauen Augen so innig und freundlich anschaute, der war gefangen von all' dem Reiz, der sie umgab. — Sie trat zu Arild, gab ihm ihre Hand und dankte ihm, daß er ihren Vater aus so großer Noth befreit habe; Arild aber hörte nichts, sprach nichts, seine ganze Seele lag in seinen Blicken.

So blieb er einige Zeit auf dem Schlosse, und auch seine Krieger wurden herrlich vom Grafen bewirthet.

Täglich sah und sprach er Valgerda, und immer tiefer prägte sich ihr Bild in sein Herz. Da er aber dachte, daß der Sohn des armen Fischers nie erlangen könne, was er so heiß wünschte, entschloß er sich, hinwegzuziehn, und seine Liebe zu bekämpfen. Darum ging er zum Grafen und sagte ihm, daß er heimkehren müsse zu seinem König.

Da sprach der Graf: „Hört Ritter Arild! Ihr wißt, daß ich Euch von jeher geliebt habe wie mein eignes Kind! Bleibt bei mir! Seht, ich habe in Euer Herz geblickt — ich weiß, daß Ihr meine Valgerda liebt — weßhalb errothet Ihr bei meinen Worten? — Bleibet bei mir! Ihr seyd mir der liebste unter allen Freiern, und wenn Ihr mir einst die Augen zudrückt, so wird mein Land keinen bessern Herrscher finden können, als Ihr seyd! Nicht wahr, Ihr bleibt?"

Da sank Arild zu seinen Füßen nieder und heiße Freudenzähren traten ihm in's Auge.

Der Graf eilte mit ihm zu seiner Gattin, wo er auch Valgerda fand, und da rief er diesen zu: „Da habt Ihr den bösen Gesellen, der uns entfliehen wollte! Nun wird er wohl bleiben — wenn meine Valgerda ihn halten will." Diese aber erröthete tief, und warf sich an ihrer Mut-

ter Busen, wo sie ihr Köpfchen verbarg. Als aber Arild zu ihr hintrat, da reichte sie ihm ihre Hand und sah ihn mit einem Blick so inniger Liebe an, daß er sich nicht halten konnte und sie stürmisch an sein Herz drückte.

Nun kamen schöne Tage der Liebe! — Glaubt Ihr, daß ich Euch viel davon erzählen werde? O nein! — Wenn Ihr die wahre Liebe kennt, da fühlt Ihr alles viel besser, als ich es Euch sagen könnte; habt Ihr aber nicht geliebt, dann würden alle Schilderungen nichts helfen, denn Liebe muß man fühlen!

Als nun einige Zeit vergangen war, da nahm Arild auf kurze Zeit Abschied von seiner Valgerda, denn er wollte mit seinen Kriegern zurückkehren zu seinem Könige, und ihm erzählen, was sich ereignet habe, und ihm Lebewohl sagen. — Valgerda geleitete ihn bis an das Ufer des Meeres, und als der Augenblick der Trennung herannahte, zog sie einen goldenen Ring von ihrem Finger, und gab ihn Arild zum Angedenken. — Nun flogen die Schiffe dahin, und Valgerta ließ ihr Tuch zum Abschiede in den Lüften flattern, und Arild winkte und grüßte und drückte den Ring an seine Lippen. Als er nur noch den weißen Schimmer ihres Gewandes erblickte, da trat er noch einmal an das Vordertheil seines Schiffes, und streckte seine Arme wie zum Gruße aus; da — wehe! — entschlüpfte der Ring seinen Händen, und versank in's Meer. Verzweifelnd wollte Arild ihm nachstürzen, aber er sank immer tiefer und tiefer und war dahin! — Arild war traurig darüber; tröstete sich aber mit der Hoffnung, die Geliebte bald wiederzusehen.

Als der König hörte, daß Arild scheiden wolle, schmerzte es ihn tief, aber doch freute er sich über dessen Glück, und entließ ihn hochgeehrt und reich beschenkt.

Nicht lange dauerte es nun, so drückte Arild seine theure Braut wieder an's Herz, und nun wurden die prächtigsten Vorbereitungen zur Hochzeitsfeier des jungen Paares getroffen.

In der Frühe des festlichen Tages gingen sie Beide am Ufer der See kosend auf und ab, und sahen dem Spiele der Wellen zu. Da erzählte Arild seiner Valgerda von dem Ringe, und sie scherzte mit ihm darüber — in demselben Augenblicke aber rauschte eine Welle heran, ein goldner Ring fiel zu Arilds Füßen nieder, und als dieser ihn aufhob, sah er voll Staunen, daß es der verlorne war! — — Das war der Wellen Gruß.

Als nun die Gäste im hohen Saale zur Feier versammelt waren, da trat ein Diener herein und sagte, daß vor dem Thore ein eisgrauer Bettler stehe, und um ein Almosen bitte. Der Graf aber rief: „Führt ihn herein, denn an dem heut'gen Tage soll nur Freude in diesen Hallen herrschen!“ Der Greis, den wohl Leiden noch mehr als die Jahre so tief gebeugt hatten, trat herein, und als der Graf ihn begrüßte, da sprach er: „Herr Graf! Kennt Ihr den alten Anders nicht? Die Götter hatten mich erhalten, und harte Sühne über mich verhängt! Mich haben sie leben lassen, und mir mein einzig Glück, mein Leben — meinen Arild geraubt! Noch einmal will ich die Hütte sehen, in der er geweilt, und dann mein Haupt zur Ruhe legen!“

Da stürzte Arild auf ihn zu, und umhalste ihn jauchzend, und rief:

„Mein Vater, hier ist Dein Sohn! Nun sollst Du leben und glücklich seyn! —

---

## Die Kritik und die Bühne. *)

Die Kritik ist in den letzten Decennien zu einer unwiderstehlichen Macht erstarkt, denn sie ist aus der Kraft des Denkens erwachsen, welches sich seiner Selbstständigkeit immer mehr bewußt ward. Die Berechtigung aller Kritik ruht darin, daß der menschliche Geist nichts auf Treue und Glauben hinnehmen und sich gegen keine noch so gewaltige Autorität unselbstständig verhalten will. Der Eigensinn des Menschen, sich durch sein Denken erst jedweden Inhalt rechtfertigen zu wollen, ist also die Mutter der Kritik. Zunächst erscheint nun die Kritik mehr als eine trennende, das volle Leben zerstörende Kraft, denn sie legt an jede Erscheinung den Maßstab der Idee und richtet die erstere, indem sie derselben die unerbittlichen Forderungen der letzteren entgegenhält. Die ächte Kritik aber erhebt sich aus ihrer auflösenden Thätigkeit auch unablässig zur Anerkennung und Entfaltung der ewigen Gesetze derjenigen Sphäre, in welcher sie sich bewegt. Darin liegt ihre positive, ihre versöhnende Kraft. Je mehr sich die Kritik zur Darstellung der Ideen selbst aufschwingt, je mehr sie, auch selbst da noch, wo sie vernichtet, die Liebe zur Sache durchscheinen läßt, um so eindringender und unwiderstehlicher wird sie wirken. Wahrhaft kritisch kann sich nur Derjenige verhalten, der weiß, worauf es ankommt, der den geheimnißvollen Prozeß des Schaffens, die Gesetze des Gestaltens, die Aufgaben, welche zu lösen sind, geistig durchdrungen hat. Diese Erkenntniß gewährt allein die Vertiefung der Wissenschaft; denn die Kritik ist ein angewandtes Wissen, eine vergleichende Erkenntniß. Ruht die Kritik nicht auf dem Grundpfeiler der Wissenschaft, so ist sie bloßes Räsonnement, welches sich auf gut Glück auf das offene Meer wagt. Die von der wissenschaftlichen Erkenntniß entblößte Kritik tappt gleichsam mit verbundenen Augen zu und ergreift das Rechte eben so zufällig, als sie es verfehlt. In einer Zeit, in welcher tiefsinnige Gedanken, welche die Wissenschaft erarbeitet hat, mehr und mehr in das allgemeine Bewußtseyn übergehen und anfangen Gemeingut zu werden, läßt sich, durch eine geschickte Handhabung gewisser Formeln, selbst ein dürftiges Räsonnement wohl zum Schein einer Kritik aufstutzen und nur dem Kundigen werden unter dem erborgten glänzenden Gewande die eigenen abgetragenen, die Blöße kaum bedeckenden Kleider sichtbar. Diese Erscheinung ist ein nothwendiges Ergebniß eines Wendepunkts, in den die Wissenschaft in diesem Augenblicke in ihrem Verhältniß zum Leben eingetreten ist. Alles weist nämlich darauf hin, daß die Wissenschaft nicht mehr in vornehmer Zurückgezogenheit vom Leben verweilen, sondern sich in Fleisch und Blut verwandeln will, und überall arbeitet der Geist darauf hin, die Brücke zu schlagen von der abgezogenen Wissenschaft zum vollen Leben. Diese Bewegung hat natürliche Mängel in ihrem Gefolge, gleichsam Auswüchse, die aus der Triebkraft der Verwandlung der Wissenschaft in das Leben hervorbrechen, welche indessen das Gedeihen und den Fortschritt dieser Bewegung nicht ertödten können. Je mehr ein Gebiet nun die allgemeine Theilnahme der verschiedensten Klassen in Anspruch nimmt, um so greller wird sich die ebengedachte Erscheinung darauf kund geben. Was aber bewegt mehr die Massen, als die Bühne, der sich die Menschen mit den verschiedenartigsten Empfindungen und Ansprüchen zuwenden, aus welchen nur das eine Ergebniß immer wieder

*) Aus Dr. Rötscher's „Abhandlungen zur Philosophie der Kunst.“

emportaucht, daß die Bühne eine große Bedeutung für das Leben der Gegenwart hat und zu haben berufen ist! Aus der Verzweiflung an den Bühnenzuständen, wie aus der sanguinischen Hoffnung ihrer Wiedergeburt, spricht gleichmäßig das tiefe Interesse für ihre Entwicklung, und die Ueberzeugung, daß sie ein Faktor für das Leben überhaupt, wie für die Bildung der Massen, daß sie vor Allem berufen ist, über die Bedürftigkeit des prosaischen Lebens zu erheben, die Ansprüche unserer idealen Natur mit der Härte der Wirklichkeit auszugleichen, der Zeit den Spiegel vorzuhalten, ohne doch unmittelbar in die dornige Praxis einzugreifen, die großen Probleme der Gegenwart in idealen Figurationen hinzuzeichnen, ohne uns mit der Gewalt der wirklichen Conflicte zu erschüttern, uns eben sowohl in das volle Leben der Gegenwart unterzutauchen, als uns von den ermattenden Reibungen des wirklichen Lebens zu befreien. Daß sie dies werde, dazu ist eine ächte, freie, über Persönlichkeiten erhabene Kritik ein wesentlicher Faktor, freilich nur einer, denn erst alle Elemente des Lebens zusammengenommen, können eine Umgestaltung der Bühne, des idealen Abbildes des Lebens, herbeiführen. Aber daß dieser Faktor wenigstens in seine vollen Rechte wiedereingesetzt werde, daß die Kritik dieses Gebiets, welche ihre theilweise Verseichtigung, ihre Verflechtung mit unlauteren Elementen gewissermaßen als ihr Schicksal aus dem Uebergangsprozeß von der Wissenschaft zum Leben hat auf sich nehmen müssen, sich wieder zur Reinheit erhebe, ohne abstruse zu werden, daß sie den Geschmack der Massen läutere, ohne dabei ihre Tiefe einzubüßen, daß sie das Zutrauen der Darsteller und Dichter gewinne, ohne sich ihnen schmeichelnd zu nähern, kurz, daß sie ihre Ergebnisse, welche sie an dem Quell der Wissenschaft gewonnen hat, in das Blut der gebildeten Gesellschaft ergieße, ohne ihre Würde zu verlieren, das ist Aufgabe der Gegenwart. Auch aus den Andeutungen, auf welche sie sich oft, namentlich in politischen Zeitschriften, zu beschränken hat, soll noch die Wurzel der Erkenntniß hindurchscheinen; und die Waffen, welche sie braucht, sollen das Arsenal der Wissenschaft nicht verläugnen, woher sie entnommen sind. Der brutale Tadel, wie die seichte Lobhudelei sind die gleich entarteten Kinder der Kritik, welche sie von sich stößt, weil sie ihre Mutter entehrt haben. Beide Extreme sind gleich leicht und gleich wohlfeil. Das Schwere ruht auf der Kraft der Vertiefung und auf der gleichen Kraft, den Gedanken eine solche sittliche Würde einzuhauchen, daß sie auch die gerichteten Personen noch zur Achtung vor der Macht der Ideen zwingen. Die Kritik der Bühne soll aber auch so versatil seyn, wie das Leben. Sie hat keinen fertigen Maßstab an die Erscheinungen zu legen, und sie in das Prokrustesbett eines abstrakten Begriffs zu zwängen. Mitten im Leben stehend, soll sie doch zugleich über den Forderungen des Tages und über den vielköpfigen Anforderungen richtend schweben und bei den Erzeugnissen der Gegenwart, indem sie dieselben als Ergebnisse der Zeit begreift, doch zugleich das Unvergängliche von dem nur Zeitlichen trennen, endlich in freier Hingebung an die höchsten Schöpfungen des dichtenden, wie des darstellenden Genies sich in der Erkenntniß der schöpferischen That genießen und das zum Bewußtseyn bringen, was der Künstler in heiliger Weihe bis auf einen gewissen Grad bewußtlos geschaffen hat. Auf diesem höchsten Stadium ihrer Thätigkeit hat die Kritik nur das Geschäft, die ewige Vernunft, welche sich einen Künstler zum Werkzeuge ersehen hat, zu enthüllen und das Besitzthum des Künstlers zu einem Gemeingut machen zu helfen. In dem entwickelten Sinne werden wir die Kritik zu üben bemüht seyn, und die plumpe und brutale Entgegnung, welche sich für die Ohnmacht der Intelligenz durch die Frechheit und für die mangelnde ächte Wärme für die Sache durch eine Trunkenheit des Ausdrucks entschädigt, eben so sehr, so zu sagen, als unser Schicksal auf uns nehmen, als die Empfindlichkeit einer durch den Zweifel an ihrer Unfehlbarkeit aufgestachelten Künstler-Eitelkeit.

---

## Tabletten

**** Insekten sehen nicht. Es ist jetzt erwiesen, daß den Insekten die Augen nicht zum Sehen dienen. Es sind diese Organe bloß Andeutungen, gleichsam Versuche der Natur, die erst in mehr ausgebildeten Thieren entwickelter hervortreten. Nähert man den Grillen, Fliegen u. s. w. einen Stock, so bleiben diese Thiere, wenn solches langsam geschieht, ruhig sitzen; setzt man aber den Stock in einer Entfernung von mehreren Fuß in schnelle Bewegung oder Schwingung, so ziehen sich die Gryllen augenblicklich in ihre Höhle zurück, und die Fliegen, die s. g. Zweiflügler, entfliehen. Kommt man mit dem Stock von hinten, oder sticht man den genannten, wie auch andern Insekten die Augen aus, so zeigen sie dasselbe Verhalten. Es ist demnach nichts als die Lufterschütterung, die in ihnen zum Selbstgefühl kommt. Betrachtet man die Insekten-Augen genau, so findet man, daß sie von der den ganzen Körper umgebenden Haut bekleidet sind; auch bemerkt man, daß diese Augen nicht, wie die der mehr ausgebildeten Thiere, aus verschiedenen Theilen bestehen; man erkennt keine einzelnen Häute, auch keinen Glaskörper, keine Krystalllinse ꝛc., sondern nur ein schwarzes Pigment. So wäre denn die Ansicht Blumenbach's, daß die polyedrischen Augen mehr für die Ferne, und die einfachen für Näheres bestimmt seyen, von keiner Bedeutung. Auch wäre nach Obigem die Ansicht, nach welcher die Insekten zufolge der zusammengesetzten Augen einen und denselben Gegenstand vielmal, oder die, nach welcher sie die Farben anders sehen, als die höheren Thiere, bis auf weiteres nicht anzuerkennen. g.

**** Indischer Götzendienst. In einer Versammlung der Actionäre der ostindischen Compagnie wurde am 22. von Herr Poynder der Antrag gestellt, die Summe von 23,000 Rupien, welche die ostindische Compagnie jährlich zum Unterhalt des Tempels von Dschaggernath bezahle, aus dem Budget zu streichen und dadurch die englische Regierung von der Complicität bei den scheußlichen Festen, die in jenem Tempel gefeiert werden, zu befreien. Der Antrag wurde indeß mit 38 gegen 4 Stimmen verworfen, da der Vorsitzer nachwies, daß jene Summe nicht zur Unterhaltung des Tempels, sondern nur als Entschädigung an den Radschah von Cuhrg für gewisse aufgehobene Revenüen bezahlt werde, die derselbe früher aus dem Tempel gezogen habe.

**** Man schreibt aus Calcar: Die bisherige Nachrichten über den Geburtsort des im In- und Ausland so rühmlichst bekannten Kriegshelden des achzehnten Jahrhunderts, Friedrich Wilhelm von Seydlitz, General im preußischen Heere, schwankten, aber den neuesten Forschungen haben wir es zu verdanken, daß nun quellenmäßig feststeht, daß dieser Held am 3. Februar 1721 in der durch ihre Kunstschätze bekannten Stadt Calcar das Licht der Welt erblickte. So ist es denn endlich der, nach einem Jahrhunderte, durch die einem der ältesten Einwohner der Stadt überlieferte Tradition hervorgerufenen Forschung gelungen, den Geburtsort eines der größten Kriegshelden unseres Vaterlandes aufs bestimmteste zu ermitteln — jenes Helden, der sich in einem Alter

von 36 Jahren schon zu der hohen Stelle eines Generals emporschwang, der dem Könige Friedrich dem Großen in so mancher Schlacht entscheidend siegen half und der von seinem großen Könige nicht allein geliebt, sondern auch oft dankbar umarmt wurde. Sollte nicht der Vorschlag Beifall finden, diesem Helden in seinem Geburtsorte ein Denkmal zu setzen, damit das Bild dessen, der sein Leben und sein ausgezeichnetes Kriegstalent unserem Vaterlande mit wahrem Patriotismus opferte, noch als Hort hier an der Grenze des Vaterlandes stehe? Bisher ist weiter nichts geschehen, als daß man das Geburtshaus mit einer Inschrift bezeichnet hat.

*** In München ist der greise Chef der „grausam grimmige" Musiker-Veteran Sulzbeck, genannt Baron v. Sulzbeck, der in seinem Leben für hunderttausend Gulden Bier getrunken haben soll, mit Tod abgegangen.

*** Ein Landwirth in der Nähe von Nantes, dem die Kartoffelernte von 1845 zu Grunde gegangen, legte diese Frucht seitdem um die Hälfte tiefer in den Boden, als gewöhnlich. Seitdem erfreut er sich fortwährend der gesündesten Ernten. Den nämlichen Versuch hat man mit gleich günstigem Erfolge in einer andern Gemeinde gemacht.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Altenberg** bei Birrscheid, 26. Sept.

Das große bergische Dankfest für die Erbauung des Altenberger Münsters des bergischen Volks- und Geschichtsdomes ist nun vorüber. Es sollte von beiden Confessionen, denen der Monarch die Kirche zum Simultangottesdienste geschenkt, begangen werden, da aber besonders von katholischer Seite ein Zerwürfniß über den Besitz der Kirche eingetreten war, so konnte die Doppel-Einweihung leider nicht stattfinden und die religiöse Feier mußte ohne den confessionellen Gottesdienst vor sich gehen. Das Fest war vorläufig auf den 26. d. M. festgesetzt, da aber in der Nacht vom 19. auf den 20. die Nachricht kam, daß der König schon am 22. Nachmittags 1 Uhr in Altenberg eintreffen werde, so mußten die verschiedenen Gesangvereine rasch zusammenberufen werden. Dreißig hatten zugesagt und erschienen nach mühsamen Fahrten und Wanderungen in dem durch Regen aufgeweichten Boden. Nur eine Probe konnte abgehalten werden und doch war die Festkantate ganz neu, sogar eben erst aus der Druckerei gekommen, und von den zum erstenmale hier zusammengetretenen, unter Heinrich Dorn jetzt versammelten Sängern früher keineswegs erlernt worden. Die Zahl derselben belief sich auf 400. Um 1 Uhr langte der König in Straßerhofe an, und hatte von dort den Weg zu Fuß zurückzulegen, was ihm, aber noch mehr seinem Oheim, auf dem abhängigen Boden sehr beschwerlich fiel. Er verlangte im Walde ein Messer, um sich und dem Oheime einen Stock abzuschneiden, doch von den Tausenden trug keiner ein Messer bei sich. Ein Knabe erbot sich endlich, ein solches aus einem benachbarten Weiler zu holen, da aber der Monarch eines Reisighaufens ansichtig wurde, rief er den Knaben dankend zurück, versah sich und den Oheim mit einem Wanderstabe und schritt mit den Tausenden von Landleuten, die ihn umgaben, den steilen Bergabhang hinunter. Unten im Dome angekommen, ging er durch die dichtgedrängten Volksmassen in den Chor, in welchem die Gräber seiner Ahnen wiederhergestellt prangten, beschaute die Neubauten des früher eingestürzten, durch die Baumeister Bircher und Grund wieder aufgeführten Theiles, und äußerte seine vollkommene Zufriedenheit darüber. Hierauf wurde die Festkantate und die übrigen Gesänge angestimmt. Nach einer Stunde der Andacht und Erbauung verließ der König mit seinem Gefolge den Dom, nahm in einem Bauernhause einige ihm dargebotene Erfrischungen ein, und trat dann unter allgemeinem Jubel der Versammelten seinen Rückmarsch nach Straßerhofe an, von wo er dann weiter fuhr. Die Vereine, sowie die zahllos zusammengeströmte Menge zerstreuten sich hierauf nach den Gasthäusern der einzelnen naheliegenden Weilern und so schloß der schöne Tag, ohne daß irgend ein Unfall, eine Unordnung zu beklagen gewesen wäre. Z.

**Darmstadt.**

Die Vorstellungen des Hoftheaters, durch Bauveränderungen verzögert, haben endlich wieder begonnen. „Die vier Haimonskinder" von Balfe eröffneten den Reihen mit getheiltem Beifall; das heißt: Text und Handlung fanden nicht den geringsten, die Musik einigen, in mehreren schönen und wirksamen Piecen, ungetheilten jedoch die vortreffliche Ausführung des sorgfältig einstudierten musikalischen Theils, welche durch das seltene Ensemble der Damen Neukäufler, Pirscher, Marlow, Kreuzer und der Herren Reichel, Kreuzer, Pasque Döring und Gülpen gesichert war. — Herrn Kreuzer's werthvoller Besitz bleibt dem hiesigen Hoftheater; die vortheilhaftesten Anträge waren ihm von Wien geworden. — Großen Eindruck und Beifall rief „König René's Tochter" von Henrik Hertz hervor. Frau Marie Steck wurde bei ihrem ersten Wiedererscheinen als Jolanthe freundlich empfangen und bis zu Ende der mit künstlerischem Takte und poetischer Wahrheit durchgeführten Rolle, mit großem Antheil begleitet. In der schon früher mit größtem Interesse aufgenommenen Vorstellung der „Karlsschüler" gab Frau M. Steck abermals Gelegenheit, sich als Gräfin Hohenheim Anerkennung zu erwerben. Auch Fräulein Eppert, der Liebling des Publikums aller Stände, wird fortwährend durch den lebhaftesten Beifall ausgezeichnet. Ueberhaupt gab sich bisher eine ungewöhnlich warme und laute Theilnahme an den zahlreich besuchten Vorstellungen kund. — In der Oper wird nächstens Donizetti's „Hernani" zur Aufführung kommen. Daß im Schauspiel-Repertoire noch so manches der im letzten Jahre erschienenen Stücke neu ist, dürfte, bei der in diesem Winter den Theatern drohenden Ebbe an Neuigkeiten, demselben nur günstig seyn und einem verehrlichen, begehrlichen Publikum zu Gute kommen, das, wie wohl heutzutage überall, nur noch ausnahmsweise nach dem alten Guten, Besten, Classischen zu fragen scheint und stets um „Neues!" bittet; — wie jener Prediger, der in den Zeiten der Kriegs-Noth betete: „Gieb uns den Frieden Herr, und sollte es auch ein schimpflicher seyn!

## Frankfurter Stadt-Theater.

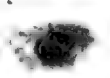
Sonntag, den 3. October. (Zum erstenmale wiederholt): Martin Luther, oder: „Die Weihe der Kraft", Schauspiel in 5 Akten von Zacharias Werner. Frei für die Bühne bearbeitet.

Montag, 4. October. Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzogl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**



**Nr. 275.** Dienstag, den 5. October **1847.**

## * Ein Unglücksprophet.

Frei nach dem Englischen erzählt von Dr. H. Old.

Ralph Dunkens, bei dem schönen Geschlechte wegen seines ungewöhnlichen Witzes, seines edeln und galanten Betragens sehr berühmt, war für Schottland der Lovelace des siebzehnten Jahrhunderts; er ging nicht nur in den vielen Duellen, sondern auch in den unzähligen, feingeflochtenen Intriguen stets als ruhmgekrönter Sieger hervor.

Miß Lucy Swift war schön und jung, und als Zugabe war sie im Besitze von zwanzigtausend Pfund. Ralph hatte sie bald kennen gelernt und nach wenigen Monaten war sie schon eine Mistreß Dunkens. Sie hatte noch eine ältere Schwester, Namens Grishild, welche mit dem steinreichen Earl Figuewill nicht in der glücklichsten Harmonie lebte. Denn ehrgeizig und stets darauf bedacht, den Ruhm ihres Hauses und ihrer Familie nicht erlöschen zu lassen, spornte sie zu diesem Ende unablässig ihren phlegmatischen Gemahl zu alexandrinischen Heldenthaten an (welche, wie uns die unparteiische Geschichte berichtet, grade zu seinen schwächsten Seiten gehörten) und so verwickelte er sich nach und nach, oder seine Gattin verwickelte ihn vielmehr in lauter politische Händel und Debatten, in welchen er keinen reichen Lorbeer erntete, vielmehr bald im Kerker oder einmal sogar auf der Galeere, wovon ihn nur seine einflußreiche Gemahlin rettete, den angemessenen Lohn für seine patriotisch seyn sollenden Bemühungen erhalten hätte. Kurz, Lady Figuewill war eine Frau, die gewöhnlich von hohen Grundsätzen ausging und einen seltenen Scharfsinn, gepaart mit einer männlichen Geistesgegenwart, besaß, wie noch einige ihrer Briefe bezeugen, die sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Lucy war ihrer Schwester in keiner Beziehung ähnlich. Ihr Geist erhob sich nicht über das Alltägliche, obwohl man ihr eine zureichende Einsicht in den meisten Lebensverhältnissen nicht absprechen konnte. Sie war regelmäßig gebaut und hatte angenehme schöne Gesichtszüge, so daß sie einem phantasiereichen Sonetten- und Romandichter immerhin zum Ideale hätte dienen können. Doch gleich der nicht emsig gepflegten Blume, verwelkte sie langsam unter dem Joche einer unglücklichen Ehe; denn unaussprechlich liebte sie ihren Gemahl, der sie aber frostig höflich behandelte, was ihr, die mehr Gefühl als Verstand besaß, wie es nicht selten bei den „leidenden" Frauen der Fall zu seyn pflegt, um so weher that. Zudem war Ritter Ralph (das erzählt uns wieder die Chronique scandaleuse) andern schönen Damen weit mehr als seiner legitimen Herzensdame wohlgewogen, besaß auch nebenbei eine nicht unansehnliche Dosis von Eitelkeit und Eigenliebe, wenn auch sein ganzer Charakter dem Rappiere glich, das ihm, als echtem Ritter, ein stets treuer, unzertrennlicher Gefährte war. Unser Held hatte mit jenem den feinen Schliff und den äußern Glanz gemein, überdieß war er nicht minder fest und unbiegsam.

Da er im Umgange alle Förmlichkeit, welche man das gesellschaftliche Rituale nennen dürfte, vor der Welt stets sorgsam-klug beachtete, so konnte diese seine Gattin nicht bedauern, wie sie es so gerne zu thun pflegt; im Gegentheile wurde unsere Lady noch um einen so edlen, galanten, liebenswürdigen Ritter und wie die Attribute alle ferner heißen mochten, von Schön, Alt und Jung insgeheim und laut beneidet. Und eben, daß sie von der so kurzsichtigen, nur die Außenseite beachtenden Menge für überglücklich gehalten wurde, erfüllte sie mit einer geheimen, tiefen Wehmuth, denn sie mußte fröhlichen Antlitzes ihre Wunde mit sich tragen, lächelnd verdecken und lächelnd — leiden.

Theils um ein beträchtliches, von einem kinderlosen Oheim ihm anheimgefallenes Erbe zu holen, welches bei der frühern lockern Lebensweise ihm nicht unwillkommen seyn mußte, und theils der Zeit überdrüssig, welche er in seinem freudeleeren Hause, im langweiligen Kreise einer sichtlich hinwelkenden Gattin und eines kleinen Schreihalses verlebte, faßte Ralph den Entschluß, eine Reise nach dem Festlande zu machen und bei guter Gelegenheit gleich als Volontär in die Reihe der Vertheidiger des bedrängten Vaterlandes zu treten. Denn so war es damals bei Rittern Brauch und Sitte, welche den Ehrenpreis und als Beilage das Herz einer Dame gewinnen wollten, und unser Chevalier war nicht minder versichert, daß ihm hernach das damit in enger Verbindung stehende Epitheton „Beau garçon", so wie die Eroberung und Niederlage der meisten genannten Beigaben keine schwere Mühe verursachen werde.

In der Zeit, in welcher unser Ritter nach Flandern reiste, rüstete sich Alles hastig und mit dem Aufwande ungewöhnlicher Streitkräfte zu dem bevorstehenden Feldzuge, und manches blutige, wenn auch unentscheidende Scharmützel wurde zuvor zwischen den Franzosen auf der einen und den Verbündeten auf der andern Seite geliefert.

Während Malborough's Feldzügen, der Leidenszeit Aller, die in oder durch dieselben betheiligt waren, wurde das Land durch die peinvolle Ungewißheit, in der es Wochen lang schwebte, auf die Folter gesetzt, nachdem es von den blutigen Niederlagen gehört hatte, in denen wahrscheinlich alle jene, für welche gefühlvolle Herzen ängstlich schlugen, nicht ausgenommen waren.

Dahin gehörte auch die jetzt ganz verlassene Lady Dunkens, die durch den ungewissen kritischen Stand ganz außer sich und der Verzweiflung nahe war. Ein einziger

Brief, welcher ihr zu Handen kam, benachrichtigte sie von der Ankunft ihres Gatten auf dem Continent. Eine kurze Bemerkung in einem englischen Journale erwähnte des Freiwilligen, „Ritter Ralph", der mit einer ehrenwerthen, aber höchst gefährlichen Sendung beauftragt, sie mit dem größten Muthe, ungewöhnlicher Gewandtheit und Geistesgegenwart ausgeführt und dafür Seitens der Befehl ertheilenden Offiziere allgemeine Belobung empfangen hatte. Dieß brachte wohl eine momentane Röthe auf die schmerzgebleichten Wangen der Lady, aber bei der Rückerinnerung an die große Gefahr, in der ihr Gemahl noch immer schweben konnte, verwandelte sich jenes flüchtige Roth in Todtenblässe.

Nun gelangte keine Nachricht mehr zu ihr, weder von Ralph, noch von ihrem heißgeliebten Bruder, welcher ebenfalls bei jener verhängnißreichen Schlacht, oder richtiger gesagt, bei jenem grausamen Schlachten keinen unthätigen Zuschauer abgegeben hatte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Carlo Broschi *)

Carlo Broschi, genannt Farinelli, Ritter vom Calatrava-Orden, einer der größten Sänger, die je in Europa gelebt haben, wurde zu Andria am 24. Jänner 1705 geboren. Ein unglücklicher Fall war die Veranlassung, daß er sich in seinem zartesten Knabenalter schon der Operation unterwerfen mußte; um dieses Mißgeschick doch auf eine Weise zu nützen, ließ ihn sein Vater von dem älteren Bruder Carls, nämlich Richard (Broschi) in Musik und besonders im Gesange unterrichten. Sein Talent zur Kunst und daß sich seine von Natur aus schon sehr angenehme Stimme einst auf's vortheilhafteste ausbilden würde, gab sich dabei bald kund; der Vater schickte ihn daher nach Neapel in die Schule des berühmten Porpora, der sich die Erziehung und Bildung des talentvollen Knaben so sehr angelegen sein ließ, daß er ihn sogar auf allen seinen Reisen mitnahm. In Neapel hatte Broschi Umgang mit den drei Söhnen eines angesehenen Hauses, die mit Vornamen Farina hießen; aus Scherz nannte man ihn daher Farinelli, welchen Namen er nachgehends dann sein ganzes Leben hindurch, aus eigener Liebhaberei, als Künstler beibehielt. In seinem 17. Jahre kam er nach Rom, wo er den ersten Grund zu seiner nachmaligen Größe legte. Daselbst lernte ihn Burney kennen, wie dieser im ersten Bande seiner Reise mit möglichster Ausführlichkeit erzählt. Von Rom ging Farinelli alsdann im Jahre 1727 nach Bologna, und bildete sich hier noch weiter durch den Unterricht und das Beispiel des Bernacchi, der damals für den ausgezeichnetsten Sänger Italiens galt. 1728 besuchte er Venedig, Verona und Wien; letzteren Ort drei Mal. Ob es wahr ist, daß hier Kaiser Karl VI. einst gegen ihn geäußert habe, er solle nun aufhören, die Zuhörer durch seinen Gesang blos in Erstaunen zu setzen, vielmehr sie auch zu rühren suchen, müssen wir dahingestellt seyn lassen; gewiß aber ist, daß während seines letzten Aufenthaltes in Wien eine merkliche Aenderung in seinem Gesange vorging: mit der seltenen Kunstfertigkeit desselben verband sich nämlich von da an auch eine wahre Schönheit, die nachher öfters von so wunderbarer Wirkung war. So rief z. B. einst, als er 1734 auf dem Theater in London sang, eine Lady, tief ergriffen zu ihrer Loge heraus: Ein Gott — ein Farinelli! Seine jährlichen Einkünfte in London schätzte man auf 5000 Pf. St., außer den vielen und großen Geschenken, welche er von den dortigen Reichen erhielt. Nur allein der Prinz von Wallis überreichte ihm noch kurz vor seiner Abreise eine goldene, mit Diamanten besetzte Dose, worin sich ein paar Beinschnallen mit Brillanten und 100 Guineen befanden. 1737 reiste er nach Spanien. Auf dem Wege dahin sang er in Paris vor dem Könige von Frankreich und erhielt dafür von demselben 500 Louisd'or; von der Königin das in Brillanten gefaßte Bildniß des Königs, und von dem gegenwärtigen Adel 800 Louisd'or. In Madrid machte sein Gesang den merkwürdigsten Eindruck auf den tief melancholischen König Philipp V. Die Königin nämlich ließ ein Conzert in einem an die Gemächer des Königs anstoßenden Saale veranstalten, worin Farinelli singen mußte. Mehre Instrumentalsätze waren gespielt, ohne daß der König nur im Geringsten darauf aufmerksam geworden wäre; kaum aber hatte Farinelli einige Tacte von einer seiner Lieblingsarien gesungen, als der König sich erhob und Zeichen der tiefsten Rührung von sich gab. Nach dem Schluße ließ er den Sänger rufen, überhäufte ihn mit Liebkosungen und ließ sich auf dessen Bitten, wie es die Königin gewünscht hatte, den langen Bart abnehmen, ging in den Staatsrath und ward von diesem Augenblicke an empfänglich für ärztliche Mittel, die früher ohne alle Wirkung bei ihm geblieben waren, so daß er bald wieder Theil an den Regierungsgeschäften nahm und nehmen konnte. Farinelli ward natürlich in Folge dessen der Liebling des königlichen Hauses und erhielt augenblicklich das Decret einer lebenslänglichen Anstellung als königl. Kammersänger mit 2000 Carolin festem jährlichen Gehalt, der dann noch durch häufige Geschenke um ein Bedeutendes vermehrt wurde. In den ersten zehn Jahren seines Aufenthaltes in Madrid mußte er dem Könige alle Abend 4 Arien von Hasse vorsingen. Unter den Geschenken, welche er erhielt, befand sich auch das in Diamanten gefaßte Bildniß des Königs, dessen Werth man auf 2000 Carolin schätzte. Auch bei den nachfolgenden Königen, Ferdinand VI. und Carl III., stand Farinelli in höchster Gnade. Ersterer gründete nach seinem Entwurfe eine Oper und ernannte ihn zum Director derselben. 1761 zu alt, um ferner noch öffentlich zu singen, ging er, im Besitze eines ungeheuren Vermögens, nach Bologna zurück, baute sich in dessen Nähe ein schönes Landhaus und lebte daselbst in literarisch-musikalischer Muße bis zum Jahre 1782, wo ihn der Tod am 15. September von dieser Welt abrief. Neben seinem großen Ruhme als Künstler war Broschi, genannt Farinelli, ein ausgezeichnet rechtschaffener Mensch, von seltener Bescheidenheit. Hiervon gibt besonders sein Betragen am spanischen Hofe die sichersten Beweise. Niemals z. B. nahm er dort die Einladung der Großen an, an der Tafel zu speisen, die große Gnade dreier Könige benutzte er nur zum Besten Anderer, und Hülfsbedürftiger, und vergaß nie, namentlich im Umgange mit Anderen, daß er nur Sänger und einst ein armer Sänger war. Sein bester Freund während seines letzten Aufenthaltes in Bologna war der würdige Pater Martini, dessen überlegene Kenntnisse in der eigentlichen Kunst der Musik er anerkannte, und den er zuerst zu der Abfassung der bekannten „Storia della Musica" veranlaßte. Da Martini nicht die hiezu nöthigen literarischen Hilfsmittel besaß, so kaufte ihm Farinelli die vollständigste musikal. Bibliothek, die die kostbarsten und seltensten Werke enthielt, und erwarb sich so, mittelbar wenigstens, ein neues

*) Da Carlo Broschi in der Oper „des Teufels Antheil", als Hauptperson benützt ist, glauben wir, es werde eine kurze Biographie desselben für unsere Leser nicht ohne Interesse seyn.

Verdienst um die Kunst. Er besaß mehre vortreffliche Clavierinstrumente, die er, sonderbar genug, nach dem Namen der berühmtesten Maler und Musiker benannte, so daß eine davon Raphael, das andere Coreggio, ein drites Titian, ein viertes Guido 2c. 2c.; besonders beschäftigte er sich jedoch in seinen letzten Lebensjahren mit der Viola d'amour, auf welcher er eine ausnehmende Fertigkeit hatte. Interessant ist noch das Urtheil Martinelli's; derselbe sagt von ihm in den „Lettere familiari e critiche": Farinelli hatte eine Stimme, die seiner gigantischen Figur (er war ein großer hagerer Mann) entsprach, indem sie den gewöhnlichen Umfang beinahe um eine ganze Octave überstieg und durchaus gleich rein und klingend war. Zudem besaß er so viele theoretische Kenntnisse, als man sich möglicher Weise durch den Unterricht eines Porpora aneignen kann, und wandelte mit unerhörter Thätigkeit auf dem Pfade weiter, den Bernacchi mit gutem Erfolge betreten hatte, bis er der Abgott der Italiener und endlich der ganzen musikalischen Welt wurde." A. M. Z.

## Tabletten.

*** Herr v. Hecke, welcher sich schmeichelte, das Mittel, den Luftballon zu lenken, gefunden zu haben, ist am 28. September zu Brüssel in Gesellschaft eines Herrn Dupuis-Delcourt aufgestiegen; indessen hat der Erfolg die neue Erfindung nicht bewährt. Nachdem der Ballon 4500 Metres hoch gestiegen war, wollte Herr v. Hecke sich niederlassen. In der Nähe der Stadt Charleroi konnte v. Hecke endlich die Erde erreichen; allein der Ballon, hierdurch erleichtert, stieg sogleich wieder auf, ohne daß sein Eigenthümer ihn zu halten vermochte. Herr Depuis Delcourt, welcher in der Gondel zurückgeblieben war, konnte jenem nur noch zurufen: „Fürchten Sie nichts, ich stehe für Alles!" Herr v. Hecke ist Abends wieder in Brüssel eingetroffen. Von dem Ballon und dem Reisegefährten des Aëronauten hat man bis jetzt keine Nachrichten erhalten. m.

*** Ueber die Zerstückelung der Polypen. Es ist bekannt, daß man einen Polypen in Stücke zerschneiden kann, und daß aus jedem Stücke ein neuer Polyp sich bildet. Man kann diese Wesen auch wie einen Handschuh umstülpen, so daß die innere Fläche zur äußeren, und umgekehrt, wird; man kann diesen Thieren den Kopf oder den Hintertheil der Länge nach spalten, und sich vielköpfige oder vielgeschwänzte Polypen verschaffen u. s. w. u. s. w. Nun, warum wird nicht aus jedem abgeschnittenen Stück irgend eines Insekts oder eines Vogels u. dgl. m. auch ein neues Thier? — Es ist jene Erscheinung darin begründet, daß sich die Polypen nicht so wie die höheren Thiere differenzirt haben; jeder Theil eines Polyps ist das Ganze, daher das Thier immer dasselbe bleibt, wenn es auch zerstückelt wird. In den höheren Thieren dagegen ist jeder Theil eine Bestimmtheit des Ganzen geworden, und aus dem Grunde würde man, wenn man einen der wesentlichen Theile hinwegnähme, das Ganze hinwegnehmen. Zu sagen, daß in den niedern Thieren das physische Princip über einen großen Theil der Materie ausgebreitet und theilbar sey, wie es der große Physiolog J. Müller annimmt, ist thörigt; indem unter Seele ein und für allemal nur der Körper in seiner Innerlichkeit zu verstehen ist. g.

*** Von den Engländern weggenommene Sklavenschiffe. Durch das am 12. September in Portsmouth eingelaufene Schiff, die Seelerche, hat man eine Liste der Sklavenschiffe erhalten, welche vom 10. October vorigen Jahrs bis 18. April d. J. von der brittischen Kreuzerflotte aufgefangen wurden. Ihre Zahl beträgt 23. Darnach soll der Sklavenhandel im Zunehmen seyn. Die Seelerche selbst machte im verflossenen Monat Julius vergebliche Jagd auf ein Sklavendampfboot — der Handel wird jetzt also sogar mit Dampfbooten getrieben — das nicht weniger als 950 Sklaven an Bord hatte.

*** Die emancipirte Frau Rittmeister Lehmann hält sich noch immer in Königsberg auf. Die Farbe ihres Anzuges ist schwarz, ihr Haar ist kurz geschnitten, schief gescheitelt und rückwärts toupirt. Der Stock ihres Sonnenschirms hat die Façon einer Reitgerte, die Gamaschenstiefelchen sind mit hohen Absätzen versehen. Um den Keim ihres Schnurbartes zur vollen Blüthe zu entfalten, läßt sie sich täglich rasiren. Madame Lehmann zeigt sich jetzt wenig öffentlich. Früher, in der Männertracht, besuchte sie täglich das Theater und hatte ihren festen Platz im Sperrsitze neben dem Stehplatz im Orchester, jetzt kommt sie seltener, und wählt dann gewöhnlich eine Loge. Restaurationen und Conditoreien meidet sie gänzlich.

*** In Schiefbahn bei Düsseldorf wurde kürzlich eingebrochen. Der Bauer, auf dessen Gehöfte der Angriff verübt wurde, ein fast unbemittelter Mann, hatte am Tage vorher eine Karre Getreide verkauft, und die Diebe glaubten ihn bereits im Besitz der Bezahlung. Dem war jedoch nicht so; der Makler hatte dem Manne das Geld noch nicht gebracht. Als die Diebe, deren eine ziemliche Anzahl versammelt gewesen zu seyn scheint, das Gehöft besetzt hatten, trat einer von ihnen — sie hatten sämmtlich das Gesicht geschwärzt — in das Haus mit den Worten: „Ich bin der Anführer einer Bande von 30 Mann und komme, das Geld zu holen." Nach der Flucht der verwegenen Gesellen fand man im Hofe zwei Mützen, die sie verloren hatten, und da Niemand dieselben erkannte, kam der Instruktionsrichter auf die sehr zweckmäßige Idee, die Mützen in der Schule als zufällig gefunden vorzeigen und nachfragen zu lassen, ob sie einem Kinde bekannt seyen oder zugehörten. Dieses Mittel hatte den glücklichsten Erfolg: ein kleines Mädchen proklamirte die eine Mütze als das Eigenthum ihres Bruders und gab auch ein verborgenes Kennzeichen daran an, das sich richtig vorfand. Der Verdächtige, ein Dachdecker, der bereits einmal längere Zeit gesessen hatte, wurde sofort verhaftet, wußte sich aber so heraus zu lügen, daß man ihn in der Hoffnung, dadurch weitere Ermittlungen zu machen, einstweilen wieder frei ließ, und in der That gab derselbe auch sofort so viel Grund zu verstärktem Verdacht, daß man ihn zum zweiten Mal verhaftet und in das Kriminalgefängniß in Düsseldorf abgeliefert hat. Auch in Wevelinghofen sind zwei der Theilnahme verdächtige Subjekte verhaftet worden. N. Korresp.

*** Schneider. Die Schneider haben sich von jeher und fast in allen Ländern auf eigenthümliche und zwar meist rühmliche Weise ausgezeichnet und ihrer viele haben nicht durch die Nadel sondern auf andere Weise einen historischen Namen erworben. Deutschland ist vorzüglich reich an merkwürdigen Schneidern und allein die letzten drei Jahrhunderte, vom Wiedertäufer Johann von Leyden bis auf den Weltstürmer Weitling, haben ihrer eine große Anzahl aufzuweisen. Jung Stilling war ursprünglich Schneider. Einer der bedeutendsten Feldherrn des 17. Jahrhunderts, Derflinger war ebenfalls ein Schneider. Als Ludwig XIV Straßburg an sich riß, war es allein die dortige Schneiderzunft, welche Gegenwehr bis zum Tode verlangte. Aehnliche

Beispiele ließen sich in Menge anführen. Auch die englische Geschichte hat ihre berühmten Schneider: — Sir John Hawkwood wurde gewöhnlich Joannes Acutus genannt und zwar wegen der Schärfe seiner Nadel oder seines Degens. Der Geschichtsschreiber Fuller sagt von ihm: er machte seine Nadel zum Degen und seinen Fingerhut zum Schild. Sir Ralph Blackwell war mit ihm zugleich in der Lehre; auch er wurde wegen seiner Tapferkeit von Edward III. zum Ritter gemacht, heirathete seines Meisters Tochter und stiftete Blackwellhall. Der Historiker John Speed war ein Schneider aus Cheshire; auch der Antiquar John Stowe (geb. 1525) war ein Schneider. Elliots Regiment leichter Reiter bestand hauptsächlich aus Schneider. Der erste Mann, welcher die Idee der Abschaffung des Sklavenhandels anregte, war Thomas Woolman, ein Quäker und Schneider von New-Jersey. Er gab mehrere Abhandlungen über diesen Handel heraus, machte Reisen, um sich mit andern Personen über den Gegenstand zu berathen, kam in dieser Angelegenheit nach England und ging nach York, wo er die Pocken bekam und am 7. October 1772 starb. Bl. a. d. Gw.

⁂ Am 25. Sept. wurde die Leiche F. Soulié's, die der Doktor Gannal einbalsamirt hatte, von Vievres nach Paris gebracht, wo sie bis zur Beerdigung ausgestellt blieb.

⁂ Philosophie des Buchhandels. Bei Grohe in M. erschien im vorigen Jahr:

„Junius, neue Politik 2 Theile 3½ ℛ."
„Mecklenburg; neue Poesien 1½ ℛ."

In der guten alten Zeit trug man seinen Rock an die 10 Jahre und darüber, heutzutage ist's anders, da trägt der Rock höchstens ein Jahr seinen Mann.

Die Bücher — — die echten Kinder der Zeit — machen's nicht besser, obige geben davon ein Beispiel. — Der Rock war abgetragen, hatte aber wahrscheinlich nicht viel eingetragen,

„Da rief er seinen Schneider,
Der Schneider kam heran:
Da miß dem Junker Kleider
Und miß ihm Hosen an"

aber ganz nach der Mode und recht ins Auge fallend, ungefähr so:

„Fröbel, System der socialen Politik, 2 Theile. 1847. Grohe 2 ℛ."
„Gedichte eines deutschen Philosophen 1847. Verlags-Bureau L. 1 ℛ."

Das wird ja wohl, nebst dem ermäßigten Preise, ziehen und bis zur nächsten Messe ausreichen, hilft das nicht, nun, dann wenden wir unsere Hausmittel nochmal an.

Bei dieser Gelegenheit unterlassen wir nicht, die zweite Auflage (Ausgabe) von A. Ruge's Schriften ganz besonders zu empfehlen, sie ist viel billiger als die erste, jeder Band um 12 gGr. und außerdem noch mit dem Portrait des Verfassers und Verlegers geziert, sonst stimmen Beide genau überein, sogar die „Spieße" der ersten Auflage erhält der Käufer der zweiten mit. Börsenbl.

⁂ Hier eine Probe Sonneberger Poesie:

Der Hund ist Zahnarzt.

Elfenbeins Zähn' zieren den Mann, zur Hülf' bereit,
Sein Hund, Draht ziehend, von krankem Zahn befreit,
Durch rasche Sprüng' ist der Zahnlipp' Sitz verletzt,
Durch Schmerz wüthend rasch die Faust beiden nachsetzt.

Oder eine malerische Strophe:

Der Glocken- und Musik-Jubel zur Messe.

Der Wonn' Ton bomben, Glocken von Domthürmen,
Der Kanon' Grüß' hallend roll'n, gleich Kriegsstürmen,
Donner durchsaus't polternd süße Accorde,
Der Gesäng' Jubel hebt zur Himmelspforte.

Der Musensohn, dem diese Pindarischen Poesieen ihre Zeugung verdanken, heißt Herr; die Universität Halle hat den Mann zum Doctor, und das Consistorium zu Meiningen hat ihn zum Pfarrer gemacht! — Also Sonneberg weist doch auch seine Männer auf.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Von Niccolini, dem Verfasser des „Arnold von Brescia", ist ein neues fünfaktiges historisches Trauerspiel erschienen: „Filippo Strozzi", das, für deutsche Bühnen bearbeitet, jetzt gewiß auch diesseits der Alpen Interesse erregen würde. Freunde der italienischen Literatur finden es als Nr. 12 in dem zu Berlin erscheinenden „Teatro italiano".

— F. Soulié hinterläßt zwei Bühnenstücke; das eine führt den Titel: „der alte Paris," das andere: „Eine Fatalität." Die Aufführung des ersteren wird auf dem Theater l'Ambigu-Comique vorbereitet.

## Physikalischer Verein.

Für das kommende Winterhalbjahr sind die Vorlesungen folgende:

Montags und Dienstags Abends von 7—8 Uhr: Unorganische Chemie.

Mittwochs Nachmittags von 4—5½ Uhr: Anfangsgründe der Chemie.

Donnerstags Abends von 7—8 Uhr: Experimentalphysik. (Die Lehre von der Electrizität, dem Galvanismus, Magnetismus, Elektromagnetismus.)

Samstags Abends von 7—8 Uhr: Mittheilung der neuesten Entdeckungen im Gebiete der Physik und Chemie.

Für Nichtmitglieder beträgt der Preis der Vorlesungen von Montag und Dienstag 6 fl., der von Mittwoch 3 fl., der von Donnerstag 4 fl.

Wegen der Einschreibungen beliebe man sich bei Herrn Professor Dr. Böttger im Laboratorium (Senkenberg'sches Gebäude) zu melden.

Die Vorträge beginnen am 19. October.

Der Vorstand.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, 4. October. Undine, große romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzgl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

Dienstag, den 5. October. Die rothe Schleife, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Deinhardstein.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 276.** Mittwoch, den 6. October **1847.**

### * Ein Unglücksprophet.

(Fortsetzung.)

Die trostlose Gattin und liebevoll besorgte Schwester befand sich hier in einem ähnlichem Zustande, wie tausend andere Frauen, aber ein schwacher Charakter, der aus drei Viertel Empfindung und kaum einem Viertel Muth und festem Willen zusammengesetzt, ist auch bekanntlich ein sehr reizbarer, und die quälende Ungewißheit, welche Viele mit philosophischer Ruhe und Ergebung, oder mindestens mit dem äußeren Anscheine von Gleichgültigkeit ertrugen, lag auf Lucy's Seele wie ein Centnergewicht, zumal sie von jeher zur stillen Schwermuth geneigt war.

Da sie von ihrem Ralph seit zwei Jahren nicht die mindeste Nachricht erhielt, fing sie von neuem an, sich der heftigsten Trostlosigkeit hinzugeben, die keinen Beschwichtigungsgrund, kein Maß und keine Grenze mehr kennt, und die man passender als stillen Wahnsinn bezeichnen könnte.

Lady Grishild lauschte jedem ihrer Worte gleich einem Wunder kündenden Orakel, ohne daß ihr je der Gedanke in den Sinn gekommen wäre, sie zu trösten. Denn sie war der festen Meinung, daß die schlimmste Neuigkeit aus Flandern nicht ohne einigen Trost für ihre Schwester seyn, ja selbst der Wittwe Dunckens, wenn ihr dieser Name von der Vorsehung bestimmt war, eine Quelle neuer Freuden eröffnen müsse, welche dem unschuldig liebenden treuen Weibe des galantesten, altschottischen Edelmanns bisher verschlossen geblieben war. Diese Ansicht wurde der Lady bald zur unerschütterlichen Ueberzeugung, als sie nach langen, mühevollen Nachforschungen in den niederländischen Hauptquartieren erfuhr, daß Ritter Ralph nicht mehr in der Armee diene. Keiner seiner Landsleute im Heere der Verbündeten wußte jedoch anzugeben, ob er in irgend einem Scharmützel, wo der Ehrgeizige so häufig an der Spitze stand, gefallen war, oder ob er gar aus launenhaften Gründen, wie er sie zu Hause nicht selten an den Tag legte, oder aus angeborner Neigung zu einer immerwährenden Veränderung freiwillig den Dienst verlassen hatte.

Mittlerweile wurden die vielen Gläubiger zu Hause ungestüm, bemächtigten sich beinahe des ganzen Vermögens und bedrohten sogar Dunckens Person, sobald er nach Schottland zurückkehren sollte.

Dieser beiderseitig große Verlust — denn gleich nach ihres Schwagers Abreise hatte Lady Figuewill ihr Vermögen mit dem der Schwester vereinigt — stachelte den Unwillen der Stolzen gegen den Flüchtling nur noch mehr auf, während Lucy darüber immer schwermüthiger und tiefsinniger wurde, denn ihre ewig lebendige Phantasie stellte ihr nun Ralph in der nämlichen Gestalt vor, wie er als Bräutigam gewesen war, heiter und liebenswürdig, edel und von männlichem Stolze erfüllt.

Zu Edinburg machte ein Mann durch seine ungewöhnliche Erscheinung und sein unerhört kühnes Auftreten nicht wenig von sich sprechen. Er hieß allgemein „il Dottore di Padova“, weil er seine wissenschaftliche Ausbildung, seine ganze geistige Errungenschaft dieser alten weltberühmten Hochschule zu verdanken hatte. Im Besitze der seltensten Heilmittel, verrichtete er, wie allgemein behauptet wurde, wahre Wunderkuren. Die meisten Aerzte Edinburgs nannten ihn einen „Quacksalber“, doch es gab auch sonst noch Leute, und besonders einige andächtige Glieder der englischen Kirche, welche, obgleich sie keinen Augenblick an der Echtheit und Untrüglichkeit seiner Heilmittel und Heilmethode zweifelten, in alle damals bekannten vier Welttheile Zeter riefen, daß der Hexenmeister und Dottore Teosofilo Arnoldo Marrini von unerlaubten Zaubermitteln, giftigen Pillen und pillenartigen Giften einen bis jetzt unerhörten und gesetzeswidrigen Unfug triebe, nur um durch genannte Blend- und Zauberwerke eine ausgebreitete Praxis zu erhalten. Diese Herren wußten auch streng logisch zu beweisen, daß er ein Atheist, ein Götzendiener, kurzum ein Heide sey, mit Isis und Osiris einen lebenslänglichen Pact geschlossen habe, der noch im Jenseits fortlaufe, und zu diesem Ende direct aus Aegypten, wo nicht gar aus Indien oder der Mongoley komme.

Dennoch bewirkte der Schutz, den ihm die einflußreichsten und bei Hofe angesehensten Personen verliehen, daß der Arzt mit Verachtung auf alle diese Gegner herabsehen konnte und in ihm den lange geheim gehaltenen Entschluß reifen machte, in Schottlands Hauptstadt, deren Bewohner weder an Zauberer noch Schwarzkünstler glaubten, den Character eines Wahrsagers anzunehmen.

In wenigen Tagen lief im Lande das Gerücht um, daß der „celeberrimo Dottore“ das Schicksal der Abwesenden entziffern, und auf Verlangen die wahre Gestalt ihrer abwesenden Freunde, so wie die Handlung deutlich vor Augen legen wolle, welche sie in demselben Momente verrichteten.

Diese Nachricht gelangte auch zu den Ohren der Lady Dunckens, welche sich gerade in einem Zustande geistiger Agonie befand, worin der Leidende stets Alles zu thun und Alles zu dulden bereit ist, damit nur der folternde Zweifel und die ewig quälende Unsicherheit sich in starre sichere Gewißheit umwandle.

Wie erstaunte daher Lady Figuewill, als die sonst so kleinmüthige Schwester eines Tages den festen Entschluß aussprach, den berühmten Arzt zu besuchen, um durch ihn das Schicksal des weitentfernten Gemahls zu erfahren.

Die nicht nur an Jahren, sondern auch an Geist ihr überlegene Schwester bewies ihr die Unzulänglichkeit ihres Vorhabens, mit der Bemerkung, daß Teosofilo, so wie aller Anschein gegen ihn spreche, nichts anders, als ein gemeiner Betrüger sey, der des Geldes wegen Menschenherzen verwunde oder gar gleichgültig tödte.

„Ich frage nicht," entgegnete rasch die verlassene Lucy, „ob das, was ich zu thun im Begriffe bin, lächerlich oder sündhaft sey. Ich will in die Zukunft schauen — noch heute! Wenn auch nicht glücklicher, werde ich doch morgen mindestens entschlossen und ruhiger seyn."

„Die theilnehmende Schwester versetzte: Gut so bin ich Deine Begleiterin. Wäre Teosofilo, was ich durchaus nicht bezweifle, ein Betrüger, so läßt Dich die wirre, den nüchternen Verstand wild übertäubende Empfindung den schändlichen Betrug nicht wahrnehmen. Sollte jedoch, was ich zu glauben nicht im Stande bin, seiner Prophezeiung irgend eine Wahrheit zu Grunde liegen, so gönne ich Dir, aufrichtig gesprochen, die Gesellschaft einer so ungewöhnlichen Menschennatur nicht allein. Ich bin daher nicht minder, wie Du selbst, entschlossen, dahin zu gehen. Aber noch einmal", fügte sie warnend hinzu, „noch einmal, Geliebte, rathe ich Dir ab. Ueberlege recht wohl, was Du zu thun gesonnen bist, erwäge, daß Du das Geschehene nicht mehr zurückrufen kannst und entsage jetzt lieber freiwillig dem frevelhaften Wunsche, vielleicht kannst Du Dein Ziel ohne Schuld und mit weniger Gefahr erreichen."

Lucy stürzte in die offenen Arme ihrer Schwester und bat sie inständigst, bei dem entscheidendsten Schritte ihres Lebens, um ihre Begleitung.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Festfahrt der Germanisten nach Travemünde.

---

Lübeck, 30. Sept. Die gestrige Festfahrt wird allen Theilnehmern unvergeßlich bleiben. Von 7 Uhr an (so zeitig war die Abfahrt für diejenigen angesetzt, welche die aufgefundenen Opfer- und Grabalterthümer zu Waldhausen zu besuchen wünschten) sah man vom Kaufberg aus durch die mit Flaggen geschmückten Straßen viersitzige Wagen die Theilnehmer aufnehmen, um sie nach dem nächsten Bestimmungsort Travemünde zu bringen. Zugleich verlautete die freundliche Bereitwilligkeit, mit welcher die Festcomittee einem hin und wieder geäußerten Wunsche entgegengekommen, und die Einrichtung so getroffen hatte, daß die Frauen der Gäste beim Festmahl nicht von den Männern getrennt, einem besonderen Lokale zugeführt werden sollten — eine Bereitwilligkeit, die um so mehr anzuerkennen, da es sich zeigte, daß sie mit Rücksicht auf den Raum des Festsaales nur um den Preis einer Entsagung zu erhalten war, welche die Frauen Lübecks sich selbst auferlegten, indem sie mit Ausnahme der freundlichen, mit der Ehrensorge für die Gäste beschäftigten Schaffnerinnen, auf die Theilnahme verzichteten. Nachdem sämmtliche Wagen in Travemünde angekommen und die Gemüther durch ein Frühstück gegen den frischen Nordostwind bewaffnet waren, begann die Seefahrt, von der nur Wenige sich ausschlossen und bei welcher die Meisten eine lobenswerthe Seefestigkeit behaupteten. Etwa drei Meilen arbeitete das Dampfschiff Alexandra mit wenig Beschwerlichkeit gegen den Wind an; als der Wellentanz lebhafter ward und die Luft grauer (nur Neustadt war eine Weile von hellen Schlaglichtern gehoben), wandte es sich zur bequemen Rückfahrt, um die Passagiere wohlbehalten zum Mittagsmahl (im Badehause, in den schönen Anlagen des bekannten Statistikers, Major Behrends) abzuliefern.

Das Mahl im schön bekränzten Saale war durch eine rasche, unverabredete Folge von Trinksprüchen belebt. Der Scherz und auch der Ernst durchbrach sehr bald (zum sichtbaren Behagen aller Welt) die Anforderungen der Geschäftsordnung, nach welcher die Tischreden angemeldet werden sollten. Kann es Ihnen dienen, wenn ich von einigen den Schatten, von anderen das Gerippe, von den übrigen die bloße Aufschrift mitzutheilen versuche? O.-A.-Rath Pauli: den Gästen. Sinnvoll sei die Wahl der beiden ersten Versammlungsorte: Frankfurt und Lübeck. Andeutend sei durch die eine und die andere Stadt vertreten die oberdeutsche und die niederdeutsche Mundart, das Kaiserrecht und das statutarische, die Einheit der Regierungsgewalt (bei der Königswahl) und die Macht nach außen (in der alten Hansa); Jacob Grimm: Lübeck, seine Vergangenheit, seine Zukunft. Wir kommen vom Meer, dessen Anblick jedes Herz erhebt. Der Deutsche war von jeher vom Meer mächtig angezogen; es ist ein Zeichen, daß er berufen ist zu herrschen und Reiche zu gründen. Dem Polen (dessen Unglück jeder ehrt) hat die Natur diesen Muth zum Meere, die Bürgschaft kräftiger Volksentwicklung, nicht mitgegeben. Die Seemacht begründete einst Lübecks Größe. Wer möchte an ihrer Wiederkehr verzweifeln? Wenn wir mit unsern natürlichen Verbündeten, den Scandinaven, neu verbrüdert sind, wenn die neue Hansa erstehn wird, die nicht nur viele, nicht nur die meisten, sondern alle Deutsche umfassen soll, dann werden glänzende Tage von Neuem auch für Lübeck aufgehn. O.-A.-Rath Hach: Am Abend des Lebens, aber mit warmem Herzen für Wissenschaft und Vaterland, freue auch er sich, die Germanisten zu begrüßen. Mittermaier: Die vier freien Städte Deutschlands; Frankfurt, die herrliche; Hamburg, unter Deutschlands Städten die schönste; Bremen, das aus dem Sande eine neue Stadt, den Bremerhafen, hervorzuzaubern verstanden; Lübeck, dem jedes deutsche Herz schlägt. Souchay aus Frankfurt: Wenn er der alten Schwestern gedenke, der einst freien Städte in Franken, Schwaben und am Rhein, so klinge in seinem Sinn ein Lied an, an das gestern Abend in einem belebten Kreise erinnert worden:

Wir hatten erbauet ein stattliches Haus
Und d'rin auf Gott vertrauet trotz Wetter, Sturm und Graus.
Das Haus ist zerfallen — was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns Allen und unsre Burg ist Gott!

dann gedenke er der Sage von Barbarossa, der einst wiederkehren, er gedenke des Geistes, der ihn einst zurückrufen werde, und eines Mannes, der vor vielen andern diesen Geist im deutschen Volke neu belebt: des deutschen Mannes, eines der Gründer auch dieser unsrer Versammlung: Ernst Moritz Arndt! Jaup aus Darmstadt: Alles Heil jedem Einzelnen, und darum über alles hoch das einträchtige Deutschland! Mittermaier: die Frauen, die als Mütter, als Jungfrauen, als Gattinnen den Männern das Wort der Freiheit auf die Lippen legen und ins Herz schreiben. Kanzler von Wächter gab mit sprudelndem Humor die Geschichte des Germanisten von seiner Geburt an, und lenkte die Rede gewandt herüber auf die letzte Germanisten-Versammlung: den Vereinigten Landtag in Preußen. Major v. Vincke (erwidernd): brüderliche Treue zwischen Preußen und dem übrigen Deutschland. Fallati aus Tübingen: der Nordost vorhin auf der See sey von der Küste hergezogen; auf der Küste sey es jetzt still, aber die Blicke, die Herzen aller Deutschen

seyen dem Lande zugewandt: denn das Land sey Schleswig-Holstein! Weitz aus Kiel: wohl sey es stille geworden in Schleswig Holstein, doch nicht so stille, daß nicht die Stimme des warmen Dankes herübertönen, und auch hier laut werden könnte für die Worte, die in der vorjährigen Versammlung schon in Frankfurt für die gute Sache Schleswig Holsteins gesprochen und im weiten Vaterlande vernommen worden. Asher aus Hamburg: dem neuesten Lehrer, der den Germanisten über seinen Beruf so trefflich aufgeklärt habe (dem Kanzler v. Wächter). — v. Wächter (dankend): wenn er einmal ein großes Fest feiere, ein häusliches oder amtliches, so werde diese Stunde unter seinen stolzesten Erinnerungen seyn. (Viele Stimmen: wir werden Alle zu Ihrem Feste kommen). Pauli aus Lübeck: Jakob Grimm, der Mann, der in drei Reichen herrscht. Grimm: über ihm werde bald Gras wachsen: werde seiner dann noch gedacht, so wünsche er, daß man von ihm sage, was er selbst von sich sagen dürfe, daß er niemals im Leben Etwas mehr geliebt, als sein Vaterland. (Keinem wird das Bild entschwinden, wie er bei diesen Worten überwältigt in Dahlmann's Arme sank). Senator Curtius: er wünschte, wie gerne, dem Danke Worte geben zu können, den Lübeck den Germanisten schulde, für den Geisteshauch, der von der Versammlung ausströme, für den Schatz, den sie gebracht — einen Hort, den Lübeck, das dürfe er verbürgen, zu ehren wisse, und als ein Kleinod werde sich zu wahren streben. Schuberth aus Königsberg: die deutschen Brüder an den Ostseeküsten unter fremder Herrschaft, deren diese Versammlung auch gedenken möge, weil dies Gedächtniß ihnen nicht nur eine Freude seyn werde sondern Trost und Kräftigung. Pastor Philipps aus Dithmarschen: auch er gedenke jener fernen Küsten, über welche der Nordost hinbrause, der uns zunächst über das Land Schleswig-Holstein zugewehl; und weil er ihrer gedenke, so rufe er vor Allem: die kräftige Einigung des gesammten germanischen Stammes gegen das Ausland! Blume aus Bonn: die sieben ersten Germanisten, die vor zehn Jahren durch Deutschland gewandert, und ohne welche heute schwerlich so viele hier sich eingefunden hätten. Dahlmann: hier in Travemünde lebhafter als irgendwo trete ihm der Wechsel der irdischen Dinge in die Erinnerung. Hier nach Travemünde sey er oft als Knabe von Wismar herüber gewandert, hier in Travemünde sey er vor 8 Jahren bei einem Feste erschienen, damals ein vertriebener Mann. Heute sey er hier, ein wiedereingesetzter Mann. Dem Fürsten, dem er das verdanke, danke sein Volk unter manchen Gaben der köstlichsten eine, auf deren Gedeihen er die Versammlung auffordere zu trinken: die neue Gerichtsverfassung in Preußen! Stenzel aus Breslau: diejenigen deutschen Fürsten, welche die Vertriebenen aufgenommen. v. Wächter: als er Ewalds Berufung vorgeschlagen, habe sein König erwiedert: „Warum nicht? Ich achte den Mann“. Wachsmuth aus Leipzig: offene Briefe gelten heutzutage nicht viel, doch beantrage er einen offenen Brief aller anwesenden akademischen Lehrer, des Inhalts, daß ihnen die Jünglinge Lübecks theuer und werth seyn sollen. Froriep aus Rostock: der Bürgermeister Smidt. — Smidt (erwiedert): von der Jugend sey vorhin gesprochen: sie sey bestimmt, Großes zu fördern und zu erleben, denn der Geist der Association sey in unsern Tagen ein bewegendes Princip, dessen Früchte die Zukunft ernten werde. Er trinke auf die deutsche Jugend: sie sey berufen, „zu schaffen am sausenden Webstuhl der Zeit, zu wirken Deutschlands lebendiges Kleid.“ Lisch aus Berlin: der freien Forschung in deutscher Wissenschaft. Dr. Bethmann aus Berlin: dem Andenken des Freiherrn v. Stein. Dr. Otto Abel aus Tübingen: der heutige Tag, der Michaelistag, werde, wie er vernommen, in Lübeck noch in christlich germanischer Weise gefeiert. Hier in Travemünde zunächst, wie es scheine, in germanischer Weise. Da möchte es denn auch gerathen seyn, sich eines gewissen Michael — des deutschen Michel — zu erinnern. Der junge Mann sey von Haus aus ein Germanist; bei allen seinen Schwächen sey er doch gar nicht übel; blöde wohl, aber nicht ungeschickt; er berechtige zu schönen Hoffnungen für die Zukunft; mögen dieselben in Erfüllung gehen. Kanzler v. Wächter: daß ebenderselbe vor allen Dingen die Schlafmütze abziehn und wieder erscheinen möge als der Michael mit dem flammenden Schwert. Smidt: das Festcomite und die Wiederherstellung des Präses derselben, Senator Brehmer. Lisch: Oberappellationsrath Pauli und dessen Gemahlin, welche der Sorge für die Ordnung dieses schönen Festes sich unterzogen haben. Jaup: es sey schon bemerkt worden, daß ein Haupttheil der Versammlung aus akademischen Lehrern bestehe. Denen wünsche er, daß zum Gedeihen ihrer Amtsthätigkeit folgende drei Dinge auf allen Hochschulen Deutschlands eingebürgert werden mögen: Lehrfreiheit, Lernfreiheit, Preßfreiheit. Thöl aus Rostock: die neue Verfassung Lübecks, als der allerjüngste Germanist, dessen Entwicklung rascher vor sich gehen möge, als der Kanzler von Wächter in seinem Lebenslauf des Germanisten es geschildert. — Gegen 8 Uhr ward die Tafel aufgehoben, und die Rückfahrt angetreten. Alle Häuser am Wege, und die meisten in den Straßen der Stadt, durch welche der Zug ging, waren erleuchtet. So hat vom Morgen bis zum späten Abend die herzlichste, liebevollste Theilnahme die Gäste begleitet. Wes.-Ztg.

## Koletti's Beerdigung.

Athen, 17. Sept. Letzten Montag fand die Beerdigung des Minister-Präsidenten Johann Kolettis statt, mit einer Feierlichkeit, wie Griechenland seit undenklichen Zeiten keine ähnliche gesehen. Sie dauerte an sechs Stunden. Die Leiche wurde offen getragen; die größten militärischen Ehren begleiteten sie. Die gesammte Geistlichkeit zog voraus; die Hofdienerschaft, das diplomatische Corps in Uniform, der Senat, die Kammer, alle Beamten und unendliches Volk folgten zu Fuß auf dem längsten Wege von dem Hause des Abgeschiedenen bis in die Irenenkirche. Die Minister schritten neben der Leiche einher, und eben so die hohen Offiziere, welche auf Kissen, von blauem Sammet und silberverbrämt, die Großkreuze und Orden des Verblichenen trugen. In der Kirche fand die Einsegnung statt, und der würdige Professor Bamba hielt eine angemessene Rede, dann folgte die ergreifende Scene des letzten Abschieds. Alles drängte sich herbei, den edlen, hochherzigen Mann, der mit unentstellten tiefernsten Zügen in seiner schönen reichen Nationaltracht dalag, noch einmal zu küssen. Von der Kirche hätte er geführt werden sollen; der mit vier schwarzen Pferden bespannte Trauerwagen stand da — aber die Offiziere, die ihn trugen, wollten nicht lassen von ihm — er wurde getragen bis nach dem im Süden der Stadt ziemlich entfernt liegenden Kirchhof, von dem ganzen Zug wie früher begleitet. Alle Läden waren geschlossen, jede Arbeit war eingestellt, die ganze Stadt zog mit, und aus allen Ortschaften, die Athen erreichen konnten, waren Abgeordnete anwesend. Auf dem Kirchhofe wurden mehrere Reden gehalten. Als die Kanonensalven zu Ende waren, zog am Himmel ein mächtiges Gewitter herauf und der Donner des Himmels schloß dieß traurige Schauspiel der

Erde. Man sah Männer und Frauen weinen, und tiefe Besorgniß stand in allen Zügen geschrieben. Sir E. Lyons hatte den ganzen Zug mit Anstand mitgemacht. Viele der heftigsten Gegner des Verstorbenen folgten seiner Leiche. Nur vier derselben fehlten: Mavrokordatos, Metaxas und die Zeitungsschreiber Levidis und Dommando. Als vor einigen Monaten Mavrokordatos' Schwiegermutter gestorben war, hatte Kolettis der Leiche die letzte Ehre zu Fuß bis in den Kirchhof erwiesen! Der König, tief ergriffen von dem Verluste, hat in rührenden und würdigen Zeilen eine fünftägige Trauer durch das ganze Land angeordnet. So ehrten König und Volk den Mann, den Lord Palmerston und seine Handlanger wie ein Scheusal hinzustellen bemüht waren! Seinen Körper konnte der edle Lord brechen helfen, aber gegen seinen Ruf, gegen das dankbare Andenken eines ganzen Volkes ist er, trotz der Gewalt seiner Leidenschaft und aller Macht des englischen Dreizacks, zu schwach. Möge ihn bei seinem einstigen Tode sein Land ehren können, wie den hochherzigen, charakterstarken Kolettis das seinige ehrt! A. Z.

## Tabletten.

⁂ Herr Dupuis-Delcourt, der Begleiter des Herrn van Hecke, über dessen Schicksal man seit Montag Nacht sehr besorgt war, ist glücklich in Brüssel angekommen. Er stieg, wie wir bereits gestern gemeldet, nachdem Herr van Hecke in der Nähe von Charleroi an's Land gesetzt war, wieder empor und zwar zu einer solchen Höhe, wie er sie bei seinen früheren 18 Luftschifffahrten nie erreicht hatte. Am Montag Nachmittag um 5 Uhr 40 Min. ließ er sich auf einer zur Kommüne Vierves, im Kanton Couvin (Provinz Namur) gehörigen Wiese nieder. Aus seiner Erklärung geht einmal das zaghafte und ungeschickte Benehmen des Erfinders Hrn. van Hecke und sodann das gänzliche Fehlschlagen der Erfindung selbst hervor. Dupuis-Delcourt war bis zu einer Höhe von 24,000 Fuß gelangt.

⁂ Hinrichtung König Karl's I. In einem so eben erschienenen Werke des Herrn Heneage Jesse „literary and historical memorials of London" (2 Bde. 8.) findet man eine interessante Nachricht über die letzten Augenblicke Karls I. von England am Morgen seiner Hinrichtung, die aus einem im brittischen Museum aufbewahrten, ungedruckten Briefe entnommen ist. „Heute starb Se. M. auf einem Schaffot in Whitehall. Seine Kinder waren gestern bei ihm: dem Herzog von Gloucester gab er seine Georgskette, der Lady (der Prinzessin Elisabeth) seinen Ring vom Finger, und sagte ihnen, seine Unterthanen hätten Manches, das sie ihren Kindern schenken könnten: dieß sei indeß Alles, was er ihnen geben könne. Heute gegen 1 Uhr kam er aus St. James (Park) in einem langen schwarzen Mantel und grauen Strümpfen. Der Pfalzgraf Friedrich ging durch den Park mit ihm. Er war schwach und mußte sich im Parke niedersetzen und ausruhen. Er ging nach Whitehall auf dem gewöhnlichen Wege aus dem Park und trat aus dem Bankett-Hause, auf eigens dazu gelegten Brettern, auf das Schaffot. Er war nicht lange dort, und was er sprach, war an die beiden Bischöfe, Dr. Juxon und Dr. Morton, gerichtet. Dem Dr Juxon gab er seinen Hut und seinen Mantel. Er betete mit ihnen, ging zwei oder drei Male auf dem Schaffot umher und streckte die Hände gegen das Volk aus. Seine letzten Worte, wie man mir sagt, waren: „Ich muß mich Eurer Gewalt fügen, aber ich leugne Eure Macht (authority) ab." Er selbst zog sein Wammms aus und kniete am Block nieder. Als ein Beamter sich erbot, ihm bei dem Aufknöpfen zu helfen, oder einen Dienst der Art zu leisten, stieß er ihn von sich. Zwei Leute, mit Masken und falschem Haar, wurden zu seinen Nachrichtern bestimmt. Wer sie waren, ist unbekannt: Einige sagen, es sei der gewöhnliche Henker gewesen, Andere, daß es ein gewisser Capitän Foxlei war, da der Henker sich geweigert habe, den Dienst zu leisten. Der Bischof von London (Juxon) war beständig bei dem König geblieben, seitdem das Urtheil gefällt war. Nach dem Tode des Königs hat man eine Bekanntmachung erlassen, daß Niemand, bei irgend einer schweren Strafe, seinen Sohn, den Prinzen Karl, zum König ausrufen soll, und dies ist Alles, was ich bis jetzt von diesem traurigen Tage gehört habe. Sonderbar ist es, daß man bei mehr als einer Gelegenheit erwähnt findet, „daß der Lord Protector (Cromwell) im Park in einem Tragsessel Luft geschöpft habe."

⁂ Magnetismus. Folgender außerordentliche Fall von Magnetismus soll unlängst in Virginien sich begeben haben. Personen: ein Magnetiseur, ein Knabe und Zuschauer. Magnetiseur: Sie haben gesehen, meine Herren, daß ich diesen Knaben auf Gerathewohl aus der Menge herausgenommen habe. Sein Arm ist jetzt an die Wand gelehnt und er kann ihn nicht wegnehmen, noch herunterlassen, ohne meine Einwirkung. — Zuschauer: Gib den Arm herunter, Junge! — Knabe. Ich kann nicht! — Zuschauer: Herunter mit dem Arm, Du sollst einen Neunpence haben. — Magnetiseur: Er kann den Arm eben so wenig herunterlassen, als er einen Mühlstein aufzuheben vermag. Sie können so viel Geld, als Ihnen beliebt, vor ihm auf den Boden legen, und alles, was er davon aufliest, will ich vergüten. — Hier legten mehrere von den Zuschauern Geldstücke bis zu dem Betrag von zwei bis drei Dollars nieder. — Die Zuschauer: Nun, Junge, alles das gehört Dir; nimm es und mache Dich davon. — Augenblicklich sank der Arm des Jungen. Seine Hand fiel grade auf den Geldhaufen, den er mit gelenken Fingern zusammenraffte und hurtig trugen ihn seine nicht magnetisirten Füße vom Schauplatze weg. Der gelehrte und gründliche Magnetiseur blieb ganz verblüfft über die Grundlosigkeit seiner Kunst, über die Schlechtigkeit der Menschen, über den Mangel an Treu und Glauben unter den Leuten stehen, während die Zuschauer unter furchtbarem Gebrüll die Erstattung ihres Geldes verlangten, das der Knabe so geschickt wegmagnetisirt hatte.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 5. October. Uriel Acosta, Drama in 5 Abtheilungen, von C. Gutzkow

Mittwoch, den 6. October. Der Weltumsegler wider Willen, abenteuerliche Posse in 4 Bildern, von Räder. Musik von Cantal.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 277.** Donnerstag, den 7. October **1847.**


## * Ein Unglücksprophet.

(Fortsetzung.)

Die strahlende Tagesgöttin war zu Grabe gegangen. Die Wolken breiteten den blauen, mit Sternblumen besäeten Mantel über ihren Sarg aus, schwach leuchtete der Mond am hohen weiten Dome. Der Wind pfiff, als ob er die Himmelskerzen alle auslöschen wollte.

Es war in der That eine schauervoll frostige Septembernacht, als zwei ärmlich gekleidete Frauen, in Mäntel von gestreiftem Zeuge bis an den Kopf gehüllt, ihre Wohnung verließen. Denn in der Aristokratie damaliger Zeit ersah man, abgesehen vom Stoffe selbst, aus welchem das Kleid bestand, aus der Art, wie z. B. eine Person den Mantel trug, ob sie eine „edle Dame" oder ein „Frauenzimmer" schlechtweg war.

Das wußte Lady Grishild recht wohl und deßhalb schlug sie auch ihrer Schwester jene Metamorphose vor, theils um nicht die Zungen der übrigen Miß, Mistreß und Ladies in Bewegung zu setzen, wenn zufällig eine von diesen sie in das Haus des Geisterbeschwörers hätte eintreten sehen, und theils um in dem veränderten Anzuge, der ihnen in der That einen ganz andern Charakter verlieh, des Doctors Kunst auf strenge Probe zu stellen. Eine alte, treue Magd Lucy's meldete dem Zauberer die Ankunft eines Soldatenweibes, welches das Schicksal ihres Mannes zu wissen verlangte (eine Frage, um deren Beantwortung jener nicht selten angegangen wurde) und suchte ihn durch eine verhältnißmäßig angemessene Geldsumme zu gewinnen.

In dem Augenblicke, als die Stadtglocke den beiden Frauen, welche dem erwünschten Moment mit Sehnsucht entgegensahen, die eilfte Stunde verkündete, fing die unschlüssig gewordene Lady Grishild an, der Schwester von ihrem Vorhaben abzurathen, aber vergebens. Lady Lucy bestand hartnäckig darauf, sogleich in das verhängnißvolle Haus einzutreten. Sie mußten über mehrere finstere Höfe und Gänge gehen, wobei ihnen die alte Magd zur Führerin diente. Endlich kamen sie in einen so schmalen Gang, daß kaum zwei Personen neben einander gehen konnten; nachdem sie sich auch durch dieses enge, schwarze Labyrinth gewagt hatten, standen sie vor einem in altem Styl gebauten, hohen, rundgewölbten Thore. Dieses öffnete sich mit einem Male, wie, sah und wußte Niemand; aber die Magd, die heute schon einmal durch diese Zauberpforte eingetreten war, ermuthigte die beiden zitternden Frauen, ihren Weg getrost fortzusetzen. Sie gingen also weiter, und kaum hatten beide den Fuß über die Schwelle gesetzt, als sich das Thor in einem Nu eben so geräuschlos, wie es sich zuvor geöffnet hatte, wieder schloß und sie dadurch ihre Führerin verloren.

Sie befanden sich in einer schmalen Vorhalle, welche von einem schwachen Oellämpchen kärglich beleuchtet wurde, und da sie kein Fenster erblicken und das Thor geschlossen war, sahen sie sich auch auf diese Weise des Lichtes und der Luft von Außen gänzlich beraubt. Die Thüre eines im Innern des dunklen Raumes befindlichen Zimmers stand zur Hälfte offen. „Jetzt dürfen wir nicht zögern, Schwester," rief die beherzte Grishild, und zog ihre etwas entmuthigte Begleiterin mit sich in das Gemach, wo, umgeben von alten Folianten, Landkarten, Planigloben, Astrolaben, Horoskopen und Sternuhren, der Arzt, ein zweiter Faust, da saß.

In des Italieners äußerer Erscheinung war fast nichts Auffallendes. Seine Gesichtsfarbe war dunkel und seine deutlich ausgeprägte Physiognomie ließ gleich beim ersten Anblicke sein Vaterland errathen, er selbst schien fünfzig Jahre alt und wäre noch schön zu nennen gewesen, wenn der Umfang seines Körpers im Verhältniß zu seiner Größe gestanden hätte; herrlich kleidete ihn dagegen eine Art Toga von schwarzem Tuch, welche in jener Zeit bei den Aerzten nicht selten war.

Große Wachskerzen auf silbernen Candelabern erhellten mit blendendem Lichte das Gemach, welches einfach aber höchst gewählt möblirt war. Sobald die beiden Damen eintraten, erhob sich der Doctor von seinem Platze und empfing sie, trotz der Armuth ihres Anzuges, mit der Achtung, welche man Frauen von hohem Stande schenkt. Lady Grishild suchte ihr einmal angenommenes Incognito strenge zu behaupten, und da der Arzt mit freundlicher Zuvorkommenheit ihr und der Schwester den Ehrenplatz auf dem Sopha anwies, machte die erstere einen schiefen Knix, und lehnte den Antrag, der ihrem niedrigen Stande durchaus nicht angemessen sey, schüchtern ab.

„Wir sind gewöhnliche, arme Leute, Mylord", sprach sie scheinbar verlegen, „bloß die traurige Lage meiner Schwester hat uns zu Mylord hergeführt, damit er —"

Lächelnd unterbrach sie der Arzt: „Den Kummer Ihrer Schwester kenne ich ganz genau, sowie dessen geheimsten Beweggrund. Ueberdieß bin ich auch wahrhaft stolz, von so ungewöhnlichem Besuche, wie dem einer Lady Ralph Dunckens und einer Lady Grishild Figuewill, beehrt zu werden. Wäre ich nicht im Stande, Sie, meine edlen Damen, gleich beim ersten Anblicke von der Volksklasse zu unterscheiden, welcher sie nur durch ihre ärmliche Kleidung angehören und worin Sie mich täuschen und zugleich auf die Probe stellen wollten, dann wäre ich in der That ein Stümper in meiner Wissenschaft verborgener Dinge."

„Ich verstehe von all' dem keine Sylbe," erwiederte die verschlagene Lady Grishild.

„Glauben Sie doch nicht," bemerkte schnell, mit einer

leichten Verbeugung, der Arzt, „daß ich etwa durch die Untreue und Plauderhaftigkeit Ihrer Dienerin zur Kenntniß Ihres Namens gekommen bin. In der That thäten Sie dem treuen Geschöpfe Unrecht, denn mir hat es kein Anderer gesagt, als — il di Lei stimatissimo, umilissimo servo Teosofilo Arnoldo Marrini."

„Das läugnen wir ja nicht," antwortete die überraschte Lady mit sichtbarer Ruhe und Verlegenheit, wir haben die Nothlüge gebraucht, weil wir uns beide nie zuvor in einer ähnlichen Lage befunden hatten. Wissen Sie also, Mylord, wer wir sind, so ist Ihnen vielleicht nicht minder der Grund bewußt, weßhalb wir Ihren gütigen Beistand in Anspruch zu nehmen beabsichtigen."

„Neugierde ist es, das Schicksal eines schottischen Edelmannes von hohem Range zu erfahren, der zuvor, vielleicht auch jetzt noch, auf dem Continente lebt. Sein Name ist Cavaliere Rodolfo Dunckens, ein Mann, der die Ehre hat, der Gemahl dieser Dame hier zu seyn und der — Vossignoria vergeben meiner Kühnheit — dies sein Glück leider nicht zu schätzen weiß."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Züge aus dem Privatleben des russischen Feldherrn Fürsten Italijßky, Grafen Suworow Rymnikßkij.

(Aus der Handschrift des Sergeanten Iwan Siergeji'w, welcher 16 Jahre ununterbrochen in Suworow's häuslichem Dienste stand.)

Aus dem Russischen von Johann Philipp Simon *)

Immer um 12 Uhr in der Nacht begann Suworow (Suwarow) sein Tagewerk; in Kriegs- oder andern für den Staat wichtigen Zeiten stand er noch früher auf, und da er sich dies zur Regel gemacht hatte, die niemals eine Ausnahme duldete, so hatte er seinem Kammerdiener den Befehl gegeben, der also lautete: „Im Fall Suworow um 12 Uhr in der Nacht nicht aufstehen will, so faße ihn beim Fuß und ziehe ihn mit Gewalt von seinem Lager." — Suworow's Bettdecke war ein feines Leintuch. — Gleich nach dem Aufstehen ging Suworow eine volle Stunde nackt und taktmäßig im Zimmer umher (war er im Felde, so geschah dies in seinem Zelte) und lernte laut türkische, tartarische und korel'sche **) Wörter auswendig. Um sich in der korel'schen Sprache recht zu üben, hatte er immer einige Korelen, seine Leibeigenen, bei sich. Wenn Suworow seine Lection gelernt hatte, wusch er sich. Gewöhnliches Waschgeräth hielt er nicht, zwei Eimer kaltes Wasser und ein ungeheuer großes Becken wurden in sein Zimmer gebracht, und in Zeit von einer halben Stunde hatte er sich den größten Theil dieses Wassers in's Gesicht geplätschert, das noch übrige ließ er sich sodann auf die Schulter gießen, so daß es über seine ausgestreckten Arme an den Ellenbogen zur Erde träufelte. „Diese Art sich zu waschen, ist für die Augen wie für den Körper überaus wohlthätig", sagte er. Es war gewöhnlich 2 Uhr, wenn Suworow mit dem Waschen fertig war, und in dieser Zeit trat der Koch ein, ihm den Thee zu bereiten. Der Koch war der einzige, der Suworow den Thee bereiten durfte, und dieß mußte in Suworows Gegenwart geschehen. Hatte der Koch eine halbe Tasse Thee eingeschenkt, so kostete ihn Suworow, ob er nicht zu stark oder zu schwach sey. Er trank immer nur vom besten chinesischen schwarzen Thee, der nur in Rußland zu haben ist. Der Thee mußte, ehe er abgebrüht wurde, gut geseiht werden; denn das Feine im Thee konnte Suworow nicht leiden, es schien ihm, daß es den Thee schlechter mache, wenn es mit in die Theekanne kam. Er trank gewöhnlich drei Tassen, und niemals aß er etwas dazu. In den gebotenen Fasten °) trank er den Thee ohne Rahm. — Beim Theetrinken schrieb er auf, was er während jener Stunde gelernt hatte und gab sich dann auch seine Lection für die künftige Nacht auf. Nach dem Thee fragte Suworow den Koch: „Was werden die Gäste heute zu Mittag essen?" Der Koch las ihm sodann den Küchenzettel vor. „Aber was wirst Du heute für mich kochen?" War es in den Fasten, so antwortete der Koch: „Fischsuppe;" waren keine Fasten, so war: „Kohlsuppe und Braten" der Bescheid. Backwerk aß Suworow selten, noch seltener Saucen. Wenn viele Gäste zur Tafel geladen waren, so bestand das Mittagessen aus 6 oder 7 Speisen. War die Unterredung mit dem Koch zu Ende, so setzte Suworow sich auf's Sopha und begann sein Morgengebet, das in heiligen Gesängen, die er nach Noten sang, bestand; diese Morgenandacht währte eine starke halbe Stunde. Suworow war ein großer Freund von Singen, er sang einen ziemlich guten Baß.

Nach dem Morgengebet warf Suworow sich in die Kleider und in Zeit von fünf Minuten stand er völlig angekleidet da; nun wusch er sich Gesicht und Hände nochmals mit kaltem Wasser. War dieß geschehen, so trat sein Adjudant, der Obrist D. D. Mandrückin ein und überreichte seinem General die schriftlichen Berichte. Es war noch nicht sieben Uhr in der Frühe, wenn Suworow zur Wachparade ging. Hier sagte er jedesmal zu seinen Soldaten: „Kinder! Seyd munter, kühn und tapfer, übt euch beständig in den Waffen, so wird euch Ruhm und Sieg! Eine Kugel sey auf drei Tage: den ersten und zweiten Feind erschlagt, und dem dritten die Kugel durchgejagt! Ein Geübter vermag mehr, als zehn Ungeübte." Nach der Wachparade, wenn Suworow keine besonders wichtigen Geschäfte hatte, ließ er den Obersten Falkon zu sich kommen, der ihm dann deutsche und französische Zeitungen vorlesen mußte. Wenn ihn die Neuigkeiten in den Zeitungen nicht besonders interessirten, rief er plötzlich: „Ist das Essen fertig?" Die zur Tafel geladenen Gäste waren auch schon zu dieser Zeit gegenwärtig und man setzte sich um 8 Uhr in der Frühe zu Tische; wenn sehr vornehme Personen zur Tafel gebeten waren, speiste man um 9 Uhr Morgens zu Mittag. Vor dem Essen trank Suworow ein Gläschen Kümmel, niemals ein zweites; war er unpaß, so trank er ein Glas Fusel mit Pfeffer. Bei Tische trank er sehr mäßig Ungarwein oder Malaga; aber an Festtagen Champagner. Aus Früchten und anderm Naschwerk machte er sich wenig; nur als Abendbrod aß er ein mit Zucker gewürztes Scheibchen Citrone oder drei Theelöffelchen voll eingemachter Strauchbeeren. — In Friedenszeiten speiste Suworow niemals allein, seine Tafel war immer für 15 bis 20 und mehr Personen gedeckt. Bei Tische saß Suworow niemals auf dem Orte, der dem gewöhnlichen Gebrauche zufolge dem Wirth gehört, sondern an der Ecke zur Rechten. Sein Tischgedeck war von dem der Gäste verschieden. Er aß niemals mit einem silbernen Löffel, sondern mit einem zin-

---

*) Dieser Aufsatz ist keineswegs mit der Feder eines Puschkin, Schukowski u. a. geschrieben. Der russische Biograph des Erstürmers von Praga und Rustschuck mag wohl mit dem Säbel besser umzugehen verstanden haben, als mit der Feder; aber eben um dieser drastischen, eines Suworow'schen Biographen würdigen Eigenthümlichkeit seiner Darstellung willen, mochten wir den Redactionsstift nur sehr vorsichtig anwenden, aus Furcht, über dem Styl den Mann zu verlieren, den er charakterisirt. D. Red.

**) Die Korelen sind ein Stamm der Finnen.

°) Bekanntlich haben die Russen außer den Mittwochs- und Freitagstagen noch viele andere gebotene Fasten.

nernen, der aber ganz die Form eines Silbernen hatte. Wenn ihn Jemand fragte, warum er einen Löffel aus Zinn einem Silbernen vorzöge, antwortete er: „Alles Silber enthält Gift.“ Sein Tischmesser und auch seine Gabel hatten elfenbeinerne Griffe; auch seine Gläser waren von denen der Gäste verschieden. Nie stand eine Schüssel mit Speisen auf dem Tische, das Essen wurde vom Kochherde zur Tafel gebracht und den Gästen ihrem Range nach dargereicht. Seinem eigenen Befehle zufolge mußte Suworow es sich gefallen lassen, daß alle Speisen für die Gäste an ihm vorbeigetragen wurden, ohne daß er hätte zugreifen dürfen, und wässerte ihm auch der Mund nach irgend Etwas, es half Alles nichts, er mußte sich mit seiner Fischsuppe oder Kohlsuppe mit Braten begnügen. Da Suworow einen sehr schwachen Magen hatte, so war er bei Tische überaus mäßig und überdieß stand denn auch noch sein erster Kammerdiener, Procher Dükassow, den er gewöhnlich Proschky nannte, bei Tafel hinter dem Stuhl seines Herrn und paßte auf, daß dieser sich ja nicht überesse, sondern mit seiner für ihn bestimmten Portion zufrieden sey. Es geschah einige Male, daß Suworow von den Speisen für die Gäste essen wollte, aber Proschky nahm ihm den Teller weg, und da half kein Bitten, Schelten noch Drohen, der Teller wurde ihm nicht wieder hingesetzt. „Nun laß mich doch nur von diesem da versuchen!“ sagte er zuweilen. Es kann nichts gereicht werden, Ew. Erlaucht! entgegnete der Kammerdiener. — Proschky hatte eine gerechte Ursache, in diesen Stücken unerbittlich gegen seinen Herrn zu seyn: denn fühlte sich dieser nach dem Essen unpäßlich, so wurde Proschky zur Verantwortung gezogen, und alle seine Entschuldigungen wurden verworfen. „Du allein bist schuld, daß ich krank bin, warum hast Du mir so viel zu essen gegeben.“ Solche Vorwürfe mußte er hören, wenn er von seiner Unerbittlichkeit abwich. Suworow hatte es gern, wenn sich die Gäste bei Tafel laut unterhielten, fand ein Schweigen statt, so rief er plötzlich: „Brüder, sprecht doch ein Wort!“ Wurde Suworow von Jemandem zur Tafel geladen, so mußten sein Koch und Kammerdiener auch mit eingeladen werden, denn wenn sein Koch die Speisen nicht zubereitet hatte, aß er nichts. Es geschah dies einige Male, Suworow saß traurig bei Tische und aß nichts. „Ich bin krank,“ sagte er. — Vor Tisch betete Suworow laut und andächtig das Vaterunser. In den großen Fasten (vor Ostern) wurde in Suworow's Wohnung täglich Gottesdienst gehalten, wobei er das Amt des Diakonus versah, er verstand aber auch den heiligen Dienst besser als mancher Dorfpfarrer. *) In der ersten Woche dieser Fasten aß Suworow nichts als Speisen aus Pilsen, in den andern fünf Wochen auch Speisen aus Fischen; in der Charwoche aber, in welcher er communicirte, genoß er nichts als Thee. Am ersten Ostertage wohnte Suworow der Früh- und Spätmesse bei, und nach geendigtem Gottesdienste stellte er sich in die Reihe der Priester und küßte sie, darauf küßte er Jeden ohne Ausnahme der Person, der in der Kirche war. Seine Diener standen bei dieser Gelegenheit mit Körben voll gefärbter Eier hinter ihrem Herrn und gaben einem Jeden, sobald ihn Suworow geküßt hatte, ein Ei; er selbst aber nahm keins dagegen in Empfang.

(Fortsetzung folgt.)

*) Bekanntlich genießt der Russe während der vier Perioden seiner gebotenen Fasten, zu welchen auch alle Freitage und Mittwoche gehören, nichts, was von irgend einem Thier herrührt, also weder Fleisch noch Milch, weder Käse noch Butter u. dgl. Die sieben Wochen vor Ostern sind die strengsten Fasten des Russen; und die erste und letzte dieser Wochen werden sogar von den Vornehmen strenge beobachtet. In beiden Wochen essen viele Russen nicht einmal Fische Am frühen Ostermorgen und während der ganzen darauf folgenden Woche grüßt und küßt der Russe Jeden, der ihm begegnet mit den Worten: „Christos waß kreß!“ (Christus ist auferstanden). Darauf beschenken sie sich einander mit Ostereiern, auch mit Eiern aus Zucker, Glas und Porzellan. Die Vornehmen beschenken sich auch häufig mit kostbaren Sachen.

## Tabletten

*** In Sachsen befindet sich eine natürliche Treibgärtnerei, d. h. eine solche, bei welcher die Erdwärme statt der künstlichen Heizung benutzt wird. Diese merkwürdige Einrichtung besteht auf den Erdbränden bei Planiz, eine halbe Stunde von Zwickau, wo die unterirdische Wärme eines seit mehr als 300 Jahren brennenden Kohlenflötzes mit bestem Erfolge zur Kultur exotischer Gewächse verwendet wird. In diesem Gewächshause zieht jetzt eine zur Blüthe treibende Musa lavendishii, deren Blätter 6 Fuß und darüber in der Länge und 3 bis 4 Fuß in der Breite erreichen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Die Spitze der obersten Blätter muß täglich abgeschnitten werden, da die Blätter in der Blüthenzeit täglich um einen Fuß wachsen.

*** Dieser Tage war Sir Robert Inglis in Berlin, der dem Gerüchte der Verlobung Wellington's mit Miß Burdett-Coutts entschieden widersprach. Fräulein Burdett, erzählt Inglis, war beim Herzog von Wellington, um ihm, wie schon öfter, eine große Summe Geldes zum Bau von Kirchen in den Kolonien zu übergeben. Der Herzog lobte die Frömmigkeit und Wohlthätigkeit der jungen Dame und sagte dabei scherzend: „You ought to be a duchess!“ (Sie verdienten, eine Herzogin zu seyn!) worauf der gegenwärtige Marquis von Douro, Wellington's Sohn, sagte: „Miss Burdett, my father makes you an offer! (Miß Burdett, mein Vater macht Ihnen einen Antrag.) Der Scherz sei von einer andern gegenwärtigen Person für Ernst genommen worden, und so habe sich das Gerücht weiter verbreitet. N. Corresp.

*** Ein schönes Bild des Lebens gibt uns die nordische Mythologie. Ein Baum, die Esche Hydrasill, wächst empor unter Leid und Noth. Die Nornen (Schicksalsgöttinnen) erhalten ihn grün und fördern sein Gedeihen. In seinen Zweigen sitzt ein Adler und zwischen dessen Augen ein Habicht; vier Hirsche laufen um die Esche her und nagen an den Knospen und beißen sie ab; noch belebt den Baum ein Eichhörnchen, das auf- und abspringt, ohne Rast, ohne Ruhe. — Wollt Ihr die Erklärung des Bildes? Sie ist leicht. Der Baum ist das Leben, der Adler bezeichnet den Geist in seiner Hoheit, dem der Habicht beigeben ist als Lauscher und Warner, um den in sich versunkenen Geist zu warnen vor den heranbrausenden Stürmen. Die vier Hirsche sind die Repräsentanten der menschlichen Leidenschaften, der Sucht nach Macht und Ehre, nach Reichthum und sinnlichem Genuß, die wie gierige Raubvögel am Leben nagen und die beste Kraft verzehren.

*** Zweibrücken. Der Doppelmörder Valentin Ertel hat in der Nacht vom 25. auf den 26. September den dritten Mord begangen und zwar an sich selbst. Seine übermenschliche Körperkraft kam ihm bei diesem letzten Geschäfte trefflich zu statten. Er wußte seine Fesseln, die eigens nach seinen muskulösen Formen geschmiedet waren, zu zerbrechen. Auf diese Art freigemacht, schwang er sich in die zehen Fuß hohe Fensterniche und knüpfte hier mit seinem Halstuche am Eisengitter den verhängnißvollen Knoten.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— In dem neuesten Hefte der von Rötscher herausgegebenen Jahrbücher liefert Dr. M. Meyr von Berlin aus einen Bericht über Nestroy und speziell über dessen Posse: „der Unbedeutende", in welchem er von „keck hingeworfenen Volksscenen" und von „moralischer Anregung durch wackere Charaktere" spricht, in welchem er ferner über Nestroy selbst urtheilt: „Es gehe ihm alles, was er sage und thue, so durchaus von Herzen, daß man sich auf's wohlthuendste angesprochen fühle." Mit allem dem dürfte sich das hiesige Publikum schwerlich einverstanden erklären, am allerwenigsten aber in einen so unverdauten Ausruf des Berichterstatters einstimmen, wie: „Hätten wir nur auch in Berlin einen Volksdichter wie Nestroy!" Das ist wahrlich die Stimme eines Eckenstehers aus der Wüste. Meyr gehört sonst zu den fleißigsten, aber bis und da unfertigen Dramaturgen. Slr.

— Die beliebte italienische Sängerin Alberiazzi ist in London, 35 Jahre alt, gestorben.

— Die Sängerin Jenny Lind wird in der ersten Hälfte des Monats October in Berlin erwartet.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Aus Oesterreichisch-Schlesien,** im September.

Die Extreme berühren sich. Auf dem Gräfenberge, pflegt man in der Umgegend zu sagen, trinken sich die Menschen zu Tode und in der eine halbe Stunde davon entfernten Lindenwiese durften sie sich zu Tode. Es liegt darin etwas Wahres. Das Wasser des Gräfenberges macht auf seiner Südseite durch die vielen herabfließenden Quellen den Boden sumpfig und dadurch, besonders in nassen Jahren, Viele arm und auf der Nordseite Einen reich, aber auch zugleich Viele, deren Körper die Parforcekur nicht aushält, durch den Verlust der Gesundheit (da dorthin viele eingebildete Kranke kommen) noch ärmer als die Leute auf der Südseite. Es ist vielleicht schon zu viel über die unmittelbaren Einwirkungen der Gräfenberger Wasserkur geschrieben worden, aber noch nichts über die späteren Folgen derselben, wiewohl das doch am wichtigsten wäre. Unstreitig ist die Wasserkur für viele Kranke, bei geeigneter Körperconstitution und mäßig angewandt, ein wohlthätiges Heilmittel. Sie kann aber auch zum Verderben gereichen, wenn man sie, wie namentlich das Duschen, so häufig übertreibt oder die Kur, nachdem man sich für geheilt hält, plötzlich abbricht und die frühere Lebensweise, welche eben die Uebel erzeugte, fortsetzt. Die Folgen zeigen sich denn nach und nach, wie uns mehrere Beispiele an Personen bekannt sind, durch ein auf's höchste afficirtes Nervensystem, durch eine für alle Erkältungen äußerst empfindliche Haut und im schlimmsten Falle sogar durch die schreckliche Erscheinung des Wahnsinns. Priesnitz, dessen Verdienste der Kaiser durch Verleihung des Adels und der goldenen Verdienstmedaille belohnt hat, soll damit keinen Vorwurf erhalten; der größte Theil der Schuld fällt auf die selbst zurück, welche von den nachtheiligen Folgen erreicht werden. — Wenden wir uns nun zu dem Bauer Schrot, so hat er mit Priesnitz die Eigenthümlichkeit gemein, daß auch er die Aerzte flieht. Ja man kann sagen, daß er sie förmlich wittert, und dann ist er spurlos verschwunden. Auch mit Anderen läßt er sich nur dann ein, wenn sie eine beabsichtigte Kur fingiren. Man erzählt Wunderkuren, welche durch diese altbackene Semmeln, verbunden mit dem Genuß von etwas Wein, erreicht worden seyn. Thatsächlich ist, daß Schrot schon Mehrere geheilt entlassen hat, die auf dem Gräfenberge als unheilbar erklärt wurden. Er pflegt daher zu sagen, „daß er die verdorbene Wäsche des Priesnitz wieder reinige." Man rühmt besonders an Schrot, daß er jedem Kranken, ohne nach Mittheilungen zu fragen, höchstens den Puls fühlend, seine Krankheit bezeichne. Schreiber dieses hat davon keinen Beweis erhalten, wohl aber den entgegengesetzten, daß auch der gute Schrot sich gewaltig irren kann. Wir zeigten ihm einen ganz gesunden Knaben, der durch einen Fall einen blauen Fleck erhalten hatte. Schrot rieth alles Mögliche, nur nicht das, was es war. Während Priesnitz bereits auf seinen Lorbeeren ruht, beginnt Schrot's Ruf erst sich mehr und mehr auszubreiten. Seit vorigem Jahre hat dazu wesentlich ein russischer Fürst beigetragen, dessen bösartig eiternde Wunden kein Arzt zu heilen verstanden haben soll. Wir haben den Fürsten selbst gesprochen, den Schrot seitdem ganz geheilt und nachdem letzterer wahrhaft fürstlich belohnt worden, entlassen hat. Nach den Aussagen des Fürsten gab es nur einen zweiten Aeskulap und das war Schrot. Dies mag dazu beigetragen haben, daß dieses Jahr mehrere Russen bei ihm in der Kur waren. Auch er ist bereits ein wohlhabender Mann und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er noch die Reichthümer eines Priesnitz ansammlen wird.

## Einladung zu den Vorlesungen
### über die höhere Heil- und Gesundheitskunde.

Die erste Vorlesung, in welcher auch die Uebergabe der goldenen Gesetztafeln an alle Anwesenden Statt findet, ist Donnerstag den 7. October Abends von 6—8 Uhr im Coliseum, und soll das Ganze in 5 bis 7 noch zu bestimmenden Abenden vollbracht werden. — Zur Deckung der Unkosten werden zwar Eintrittskarten zu je 2 allemal an einem Abende mit kurzer Zwischenpause zu haltenden Vorlesungen in der Willmans'schen Buchhandlung zu dem so geringen Preise von 30 kr. ausgegeben — um eines Deuts willen sollen jedoch die Pforten des Tempels Niemand verschlossen bleiben.

Mit dem Schlag 6½ Uhr beginnen jedesmal die Verhandlungen, und findet nachher kein störender Eintritt mehr statt.

Siehe auch die sehr beachtenswerthe Anzeige in der Dienstags-Nummer des Intelligenzblattes.

Der Lehrer der heilbringenden Urgesundheitskunde
Ernst Mahner.

**Physikalischer Verein.**

Generalversammlung Freitag den 8. October Abends um 7 Uhr. Der Vorstand.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 6. October. Der Weltumsegler wider Willen, abenteuerliche Posse in 4 Bildern, von Räder. Musik von Cantal.

Donnerstag, den 7. October. Die rothe Schleife, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Deinhardstein.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 278.** Freitag, den 8. October **1847.**


### * Ein Unglücksprophet.

(Fortsetzung.)

Die traurige, in düstere Gedanken versunkene Gattin seufzte bei diesen letzten Worten tief auf, während die Schwester rasch erwiederte:

„Kennen Sie die Ursache, welche uns hierher führte, so antworten Sie uns aufrichtig, Mylord: Sind Sie im Stande, den eben ausgesprochenen Wunsch unseres Herzens zu erfüllen?“

„Ja, das steht in meiner Macht,“ erwiederte stolz Paduas gelehrter Zögling; „doch stelle ich es Ihnen frei, ob Sie sich mit eignem Auge von dem Thun des Cavaliere in dem jetzigen Momente überzeugen, oder ob Sie blos meinem mündlichen Berichte trauen wollen.“

„Mit eignen Augen will ich Alles sehen, was auf meinen vielgeliebten Ralph Bezug hat,“ rief muthig entschlossen Lady Lucy und sah mit festem Blicke dem Wundermann in's rabenschwarze Auge.

„Hiermit ist aber viel, sehr viel Gefahr verbunden,“ sprach der Arzt mit seltsamer Betonung.

„Vielleicht kann Gold die Gefahr mindern,“ erwiederte rasch Lady Lucy und zog eine schwere Börse voll Guineen aus der Seitentasche des Kleides.

„Ich treibe meine edle Kunst,“ bemerkte jener stolz und mit einer Beimischung von Verachtung, „nicht aus kleinlichem Geldgeiz oder gemeiner Interessen halber. Ich verbinde, der Himmel war von jeher mein Zeuge, mit meiner erhabenen Wissenschaft weit großartigere Zwecke. Wenn ich von den Reichen Geld annehme, so dient es nur dazu, die Noth der Bedrängten zu mildern. Uebrigens hat mich heute schon Ihre Magd bezahlt. — Stecken Sie darum die Goldstücke ein und glauben Sie nimmer, daß ein Dottore Teofofilo Geld bedürfe.“

Lady Grishild hielt diese Weigerung für den gewöhnlichen Kniff eines Abenteurers, der nur dazu dienen solle, ihrer Schwester eine noch größere Summe zu entlocken, und entschlossen, das einmal Begonnene auch zu enden, bot sie dem Sonderling das Ausgeschlagene mit dem Bemerken an, er möchte es freundlichst annehmen, um damit den großen Kreis seiner Wohlthätigkeit zu erweitern.

„Ich wünschte,“ erwiederte der verletzte Arzt, „daß Vossignoria selber den engen Kreis Ihrer Wohlthätigkeit an einem andern Orte durch Ihr Gold erweitern möchten. Denn ich sehe nie auf die Gabe, stets auf den Geber. Auch bitte ich ganz gehorsamst, mich so lange für einen ehrlichen Menschen zu halten, bis Sie mich als einen Schurken werden kennen gelernt haben. — Sagen Sie mir nun,“ fuhr er dann einlenkend fort, „ob Sie Beide die Erscheinung mit anzusehen, den dazu nöthigen Muth haben?“

„Wahrhaftig,“ rief die durch diese Rede wunderbar überraschte Grishild, „jedes Ihrer Worte flößt mir höhere Achtung und Ehrfurcht vor Ihnen ein. Was die Erscheinung betrifft, die über das Wohl und Wehe meiner Schwester entscheiden soll, will ich, unserer anfänglichen Verabredung gemäß, ihre treue Begleiterin seyn.“

„Für Alle, die Muth und Geistesgegenwart besitzen,“ sprach ermunternd der Doctor, „gibt es keine Gefahr. Die Erscheinung kann höchstens sieben Minuten dauern, würde eine von Ihnen, meine Damen, während der Vision nur einen einzigen Laut von sich geben, so verschwindet sie nicht nur augenblicklich, sondern es steht Ihnen dann auch die höchste Gefahr bevor. Bleiben Sie dagegen diese wenigen Augenblicke hindurch ruhig und gefaßt, so wird Ihre Neugierde völlig befriedigt werden, und Ihr Wohl ist, für den Augenblick wenigstens, nicht im Geringsten gefährdet.“

Trotz dieser Versicherung war Lady Grishild dennoch um ihre Sicherheit besorgte, aber sie unterdrückte schnell ihre Furcht, damit der Zauberer, der ihre geheimsten Gedanken zu wissen vermochte und dessen Mund immer ein schelmisch triumphirendes Lächeln umspielte, sie nicht von Neuem durchschauen möge.

Es folgte eine lange, feierliche Pause, nach welcher Lady Lucy sich so weit gesammelt hatte, daß sie dem Italiener versprechen konnte, mit Standhaftigkeit und Schweigen den Anblick alles dessen zu ertragen, was sie jetzt schauen sollte.

Der Doctor machte eine tiefe Verbeugung und verließ mit der Bemerkung das Gemach, er müsse, um ihrem Verlangen zu entsprechen, sogleich die nothwendigsten Vorbereitungen treffen.

Beide Schwestern saßen Hand in Hand eng neben einander, als ob sie hierdurch jeder bevorstehenden Gefahr Trotz bieten wollten. Lucy suchte Trost in der männlichen Geistesgegenwart Grishilden's, welche auch ihrerseits bewegter war, als sie äußerlich erschien, und dadurch den sinkenden Muth der Schwester aufrecht erhielt. Die erstere tröstete sich damit, daß ihre Schwester nie eine Furcht gekannt hatte, und die andere war versichert, daß dasjenige, was eine zaghafte Natur, wie die Lucy's, ohne zu beben ertragen könne, einem entschlossenen festen Willen keine Besorgniß einzuflößen brauche.

Nach wenigen Augenblicken ertönte in der Ferne eine sanfte, feierliche Musik, welche ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm und vorzugsweise darauf berechnet schien, sanftere Empfindungen anzuregen, als ob es eine Vorbereitung zu der Erscheinung wäre, welche ihnen in Kurzem bevorstand. Diese himmlisch zarten Töne, welche wellenartig emportauchten gleich sanften Chören des

Geisterreichs, entlockte man ohne Zweifel einem Instrumente, das eben so wohl mit der Flöte wie mit der Harmonika Aehnlichkeit hatte.

Sobald die Symphonie verklungen war, öffnete sich eine große Thüre am obern Ende des Zimmers und die beiden Frauen sahen auf einer Erhöhung Teosofilo, der ihnen näher zu treten winkte. Sein ganzer Anzug war jetzt von dem frühern so sehr verschieden, daß sie ihn kaum wieder zu erkennen vermochten. Die Todtenblässe, welche sein majestätisches Antlitz bedeckte, und eine sichtbare Spannung der Muskeln, welche eine außerordentlich kühne und seltene Handlung erwarten ließ, hatte den etwas sarkastischen Zug, der ihn früher, besonders wenn er mit Lady Figuewill sprach, charakterisirte, ernst und feierlich gemacht. Er stand fast barfuß da, nur eine Art Sandalen, wie sie die alten griechischen Schauspieler trugen, diente ihm zur Fußbekleidung, der Unterschenkel war bis zum Knie nackt, den andern Theil des Oberkörpers deckte ein dünnes weißes Beinkleid, und ein Camisol von hochrother Seide schloß sich fest an Arm und Brust. Der rechte Arm war bis zur Hälfte unbedeckt, und darüber schwebte leicht ein kurzes, schneeweißes leinenes Kleid, das einem Chorhemde nicht unähnlich war. Hals und Nacken waren frei und sein langes, buschiges, kohlschwarzes Haar hing wild und wirr um die Schläfen.

Er winkte, indem er den Kopf stolz erhob, von Neuem den Frauen, sich zu nähern. Arm in Arm nahten sich bedächtigen Schrittes die Schwestern dem unheimlichen Ort, wo der gespenstische Italiener stand. Die linke Hand streng warnend an die bleichen Lippen gelegt, was offenbar nur ein wiederholtes Zeichen des Stillschweigens war, wandte er sich plötzlich um und trat mit gemessenem Schritt, gleich einem seines nahen Triumphes gewissen Helden, in das nächste offenstehende Gemach. Sich noch fester umfassend folgten ihm zitternd die beiden Frauen.

Hier war Alles mit schwarzem Flor behangen, wohin der Blick schweifte, nichts als finstere stumme Nacht. In der Mitte stand ein großer steinerner Tisch, der dieselbe Bedeckung wie Dielen, Wände, Decke und alle im Saal befindlichen Gegenstände trug, und worauf mehrere Instrumente, welche allem Anscheine nach Hülfswerkzeuge der Zauberei waren, bunt untereinander lagen. Zwei düster brennende Lampen, welche jeden Augenblick zu verlöschen drohten, erhellten das Gemach kaum mit einer leisen Dämmerung und hüllten Alles in ein geheimnißvolles Halbdunkel.

(Fortsetzung folgt.)

---

## * Züge aus dem Privatleben des russischen Feldherrn Fürsten Italijsky, Grafen Suworow Rymnikßkij.

(Fortsetzung.)

Christi Himmelfahrt und Pfingstsonntag werden von den Russen mit gleicher Feier begangen. An diesen beiden Tagen speiste Suworow gewöhnlich mit seinen Gästen im Walde unter Birken, die mit allerlei farbigen Bändern geschmückt waren; an verschiedenen Stellen standen Sängerchöre, welche in die Feiertöne der militärischen Tafelmusik einstimmten. Nach Tische begann der Reihentanz; aber kein Frauenzimmer durfte am Reigen Theil nehmen. Suworow tanzte mit seinen Soldaten und Offizieren. An den Weihnachtsfeiertagen lud er viele Gäste zu Kränzchen und Bällen ein, wo auch Pfänderspiele üblich waren. Bei dieser Gelegenheit durften auch Frauenzimmer an Tanz und Spiel Theil nehmen, Suworow war dabei überaus fröhlich; sobald aber seine Schlafstunde kam, schlich er sich heimlich aus der Gesellschaft und ging zur Ruhe, ohne daß dadurch Tanz und Spiel unterbrochen wurden. — In der Butterwoche*) that Suworow sich gütlich an den Plüny, rutschte von den Eisbergen und stimmte mit in den Jubel des Volkes ein. — Seinen Namens- und Geburtstag feierte Suworow niemals. Aber das Namens- und Geburtsfest der Kaiserin Katharina, des Kronprinzen Paul und des Großfürsten Alexanders (nachmaligen Kaisers von Rußland) feierte er mit großem Gepränge. In vollem Ornate, mit allen seinen Großkreuzen geschmückt, wohnte er an diesen Tagen dem Hochamte bei, und nach Beendigung desselben ließ er noch eine besondere Messe für das kaiserliche Haus lesen, und auch diesem Gottesdienste wohnte er von Anfang bis zu Ende knieend bei. An diesen Tagen gab er auch immer große Tafel. — Dann wusch er sich auch nach dem Essen mit eiskaltem Wasser, trank darauf ein Glas Porter, mit citronengewürztem Zucker versüßt, und legte sich später drei Stunden schlafen. An wichtigen Geschäftstagen schlief er weniger. Auch zum Nachmittagsschlafe kleidete er sich völlig aus. — Suworow's Bett war ein ziemlich hohes Heu- oder Strohlager, über dem ein grobes Segeltuch lag, worüber wieder ein feines Lacken gebreitet war. Als Decke diente ihm ein feines Lacken, bei großer Kälte aber nahm er noch seinen Reisemantel zur Decke. Sein Hauskleid bestand aus geschlitzten Beinkleidern und einer Jacke aus Kannefaß. War er in diesen Kleidern, so trug er den Alexanderorden. An großen Feiertagen erschien er in seiner Prachtuniform mit all' seinen Sternen geschmückt. Im Winter, selbst in der strengsten Kälte, trug Suworow niemals ein Pelzkleid, ja nicht einmal eine Unterjacke, auch keine Handschuhe und selbst dann nicht, wenn er auch den größten Theil des Tages in der Kälte zubringen mußte. So trug er auch in Schnee und Regen weder Mantel noch Oberrock. — Die

---

*) Die Fastnachtswoche, in welcher viel Butter gegessen wird. Fast jeder Bewohner des civilisirten Rußlands, auch die Ausländer sowohl in großen als in kleinen Städten und Dörfern, essen in dieser Woche Plüny (Pfannenkuchen aus Buchwaizenmehl, Hefe und Butter.) Die Butter- und auch die Osterwoche wird in dem ganzen christlichen Rußland, besonders in den Hauptstädten, unter lauter volksthümlichen Vergnügungen verlebt. Auch die Großen und Reichen wissen diese Tage der Fröhlichkeit auf ihre Art zu vollbringen. In St. Petersburg bieten diese Wochen ein höchst lebhaftes Bild dar. Auf dem Platze, wo sich Alt und Jung, Reich und Arm versammelt, sind die sogenannten Eisberge, Anhöhen, die aus lauter Eisblöcken gebildet sind. Von diesen Eisbergen, die sich allmälig zu einer Ebene verlaufen, und die mit einer, etwa 1 Fuß hohen Einfassung versehen sind, rutscht man auf schmalen, mit Eisen beschlagenen Schlitten pfeilgeschwind hinab. Das Volk steht rings um die Eisbahn, ergötzt sich an dem Muthwillen und Wetteifer der Schlittengleiter, und bekommt Lust, ein Gleiches zu thun. Eigentlich sind diese Eisberge nur für den gemeinen Mann; zuweilen aber entschließt sich auch ein Großer zu solch' einem Ratsch. Auf der einen Seite ist eine Passage für die Großen und Reichen wie auch für Jedermann gelassen, der mit eigener oder gemietheter Equipage hin und her fahren will. Alles, was nur luxuriös von Equipagen zu nennen ist, bietet sich hier dem Auge dar. Neben den Eisbergen stehen Schaukeln und Buden mancherlei Art: Krämer bieten ihre Waare feil, Taschenspieler, Seiltänzer, Menagerieen und Kunstreiter laden zu ihren Vorstellungen ein. Aber auch die raffinirteste Beutelschneider-Zunft ist bei diesem Feste thätig, und der Einheimische sowohl, als auch hauptsächlich der Fremde, muß auf seiner Hut seyn, daß ihm die Geldbörse, Brieftasche und sonstige Sachen von Werthe nicht aus der Tasche gekünstelt werden. Die Beutelschneider in St. Petersburg können den geübtesten Parisern und Londonern an die Seite gestellt werden.

Kaiserin Katharina schenkte ihm einmal ein theures Winterkleid, das aus dem kostbarsten Sammt und dem seltensten Zobel bestand und mit goldenen Tressen und Quasten geschmückt war, sie schenkte ihm dieses Kleid mit der Bedingung, daß er nie anders, als in diesem Kleide vor ihr erscheinen solle; dadurch dachte sie den alten berühmten Feldherrn an ein Winterkleid zu gewöhnen. Aus Liebe und Ergebenheit zu seiner Monarchin trug er einige Male wirklich dieses Kleid, zog es aber erst dann an, als er aus dem Wagen stieg und in's Palais zur Audienz ging. Im Winter herrschte in Suworow's Schlafzimmer eine solche Hitze, wie sie nur in Schwitzbädern üblich ist. Er ging manche Stunde nackt und taktmäßig in dieser Stube umher. Wenn er sich eine Sommerwohnung wählte, so mußte sie auch einen Garten haben; denn er war gewöhnt, in den Tagen des Sommers vor und zuweilen auch nach dem Essen eine Stunde im Freien herumzulaufen. Bei dieser Motion trug er nichts weiter als ein paar cannefaßene Beinkleider und Stiefeln. Machte er sich diese Bewegung nach dem Essen, so ging er darauf schlafen. Das Schlafzimmer der Kammerdiener mußte immer neben dem ihres Herrn seyn. Suworow besuchte die Badstuben *) viermal jährlich, wo er dann die Hitze des höchsten Grades, die nur ein Mensch ertragen kann, aushielt.

Suworow hielt immer vier Diener, die im Hause beständig um ihn sein mußten. Procher Dükossow war eine Reihe von Jahren Suworow's erster Kammerdiener, der seinen Herrn treu und ergeben war. Bei der Aufstellung von Suworow's Standbild in St. Petersburg wurde er vom Kaiser Alexander in den Adelstand erhoben, und ihm eine Pension von 1500 Rubel jährlich zugesichert, welche er auch bis zu seinem Tode, der im 81ten Jahre seines Alters erfolgte, (1823) genoß. Der zweite Kammerdiener war der Sergent Ssergnij'w, aus dessen Handschrift wir diese Darstellung der häuslichen Gewohnheiten Suworow's entlehnt haben. Er trat im Jahr 1784 in Suworow's Dienst und befand sich zuletzt bei dem Sohne des Feldherrn, Arcadius Alexandrowitsch, der seinen Tod in demselben Fluße fand, welcher Ursache war, daß sein Vater den berühmten Namen: „Rymnikßkij" erhielt. der dritte Kammerdiener war der Sergent Sidrow und der vierte war ein Wundarzt. — Suworow schlief gewöhnlich auf dem Rücken liegend, eine Lage, die nicht selten Ursache der ängstlichen Träume war, von welchen Suworow oft heimgesucht wurde. Schrie er im Traume, so mußte er sogleich aufgeweckt werden, denn er behauptete, daß durch das Aufwecken schlimmen Folgen vorgebeugt würde. Einmal fragte er den zweiten Kammerdiener, der um Mitternacht in das Schlafzimmer seines Herrn trat, ihn aufzuwecken: „Habe ich im Traume geschrieen?" — „Ja, Ew. Erlaucht!" — „Warum hast du mich denn nicht sogleich aufgeweckt?" — „Es geschah sogleich, Ew. Erlaucht, es war dies gegen 10 Uhr," — Suworow aber wollte der Aussage des Kammerdieners keinen Glauben beimessen, und nach einigen Entgegnungen sagte er: „Rufe Tischtschenko hierher." Tischtschenko, ein Kleinrußländer, der weder lesen noch schreiben konnte, war Adjudant bei Suworow und mußte bei solchen Streitigkeiten den Schiedsrichter machen. — Suworow war kein Liebhaber von den gewöhnlichen Hausthieren, daher duldete er auch nie dergleichen in seiner Wohnung; begegnete er aber einem solchen auf dem Hofe, so schmeichelte er ihm auf eine originelle Art: sah er z. B. einen Hund, so bellte er ihn an, sah er eine Katze, so miaute er, und sah er einen Hahn, so krähte er. Suworow ahmte sehr natürlich die Laute dieser Thiere nach. Wie manchem Berühmten und Nichtberühmten gereicht es zur großen Lust, wenn alle Welt sein Bildniß besitzt! Suworow besaß diese Eitelkeit nicht. Niemand konnte ihn dazu bewegen, sich malen zu lassen. Nur die Kaiserin Katharina konnte ihn endlich dazu bringen, daß er nach der Einnahme von Warschau einem Maler saß, weil sie beschloß, sich nach dem Porträt eine Büste anfertigen zu lassen, was denn auch geschah. So duldete er auch keinen Spiegel in seinem Hause; kam er in ein Haus, wo ein solcher hing, so mußte er sogleich verhüllt werden. „Gott soll mich behüten, einen zweiten Suworow zu sehen," sagte er. Er war auch kein Liebhaber von Uhren, und nie hatte er eine Taschen- oder Wanduhr. „Der Soldat muß ohne Uhr die Zeit wissen," sagte er. Im Sommer und Winter trug er keine andern Strümpfe als zwirnerne. — Ein Feind der Aerzte, sagte er zu kranken Offizieren, die sich bei ihm meldeten, um ins Hospital zu gehen: „Gehe nicht in's Armenhaus, da gibt man Dir zwar am ersten und zweiten Tage Lager und Kost, aber am dritten gibt man Dir einen Sarg. Vertraue Dich nicht den Aerzten an, es sind Menschentödter. Ich aber gebe Dir einen bessern Rath: Wenn Du krank bist, so trinke ein Glas Schnaps mit Pfeffer, darauf gehe, laufe und springe, so wirst Du gesund."

(Schluß folgt.)

*) Die Bad- oder Schwitzstuben sind ein großes Bedürfniß der Russen, die Meisten besuchen sie wöchentlich einmal. Da ist fast kein Bauer, der sein Badstübchen nicht im Hause hätte. — In allen Hauptstädten Rußland's sind solche Badstuben errichtet, und jedermann kann da für eine Kleinigkeit baden und schwitzen. In der eigentlichen Schwitzstube sind Stufen angebracht, je höher man steigt, destomehr ist man der Hitze ausgesetzt. Hat sich der Russe ein Erkältungsfieber zugezogen, oder ein Verrenken der Glieder, so geht er in die Schwitzstube und läßt sich mit Seife und feiner Baumrinde, die wie grober Hanf ist, den ganzen Körper streichen. Oft hat das Schwitzen und Reiben einen guten Erfolg; daß aber auch das Uebel dadurch größer werden kann, mag auch seyn.

## Die ringförmige Sonnenfinsterniß am 9. October.

Da die ringförmige Sonnenfinsterniß zu den schönsten Erscheinungen des Himmels gehört, und so selten ist, daß sie für einen gegebenen Ort oft in einem Jahrhundert kaum zweimal stattfindet, so wollen wir auf die am 9. October l. J. besonders aufmerksam machen, und einiges zu ihrer Beobachtung Dienliche vorausschicken. Eine ringförmige Sonnenfinsterniß kann nur zu einer Zeit eintreten, wo der scheinbare Durchmesser der Sonne größer ist, als der des Mondes. Wenn alsdann die Mittelpunkte ihrer Scheiben — von der Erde aus gesehen — in eine Linie fallen oder einen geringern Abstand bilden, als die Hälfte von dem Unterschiede ihrer scheinbaren Durchmesser, so entsteht in ersterem Fall eine centralförmige Sonnenfinsterniß, in letzterem eine ringförmige überhaupt. Am 9. October nun tritt es ein, daß der scheinbare Durchmesser der Sonne beinahe um $2^1/_2$ Zoll — den 12. Theil desselben einen Zoll genannt — den des Mondes übertrifft, und beide Weltkörper eine solche Stellung für die Erde bekommen, daß ihre Mittelpunkte für einige Gegenden ganz in einander fallen, für andere der Abstand derselben geringer als $1^1/_{10}$ Zoll ist.

Für Deutschland wird sie nirgends centralringförmig seyn; aber ringförmig mit ungleich breitem Rande wird sie, nach der Berechnung des Directors der astronomischen Gesellschaft zu Leipzig, Dr. G. A. Jahn, von folgenden Städten gesehen werden, als: Aachen, Aschaffenburg, Augsburg, Baden, Bentheim, Bonn, Bregenz, Brixen, Dillingen, Dortmund, Düssel-

dorf, Duisburg, Ellwangen, Frankfurt a. M., Gaildorf, Germersheim, Gießen, Heilbronn, Innsbruck, Kaiserslautern, Kannstadt, Karlsruhe, Koblenz, Köln, Mannheim, Mergentheim, München, Nördlingen, Offenburg, Philippsburg, Reutlingen, Rottweil, Speyer, Tübingen, Ulm, Urach, Zusmarshausen, Zweibrücken. Der Anfang ist für verschiedene Orte verschieden, und fällt ungefähr zwischen 7 und 8 Uhr Morgens; man muß hierüber zuverlässige Ortskalender zu Rathe ziehen; die Dauer ist ungefähr 2 Stunden 37—40 Minuten; die Erscheinung am schönsten um die Mitte.

Der Verlauf der ringförmigen Sonnenfinsterniß ist folgender. Die Sonne wird zuerst auf ihrer Westseite von dem Monde bedeckt. Wenn er weiter fortrückt, so bildet der noch leuchtende Theil eine Sichel, deren Mitte immer schmäler wird, und deren Spitzen sich immer mehr verlängern, bis sie plötzlich zusammenspringen. Dies ist der schönste Augenblick. Bevor er eintritt, bemerkt man in der Lücke zwischen den beiden Spitzen schon einzelne Lichtpunkte, da die Zwischenräume der hohen Mondberge ein wenig früher hindurch dringen. Die ringförmige Erscheinung kann nur von kurzer Dauer seyn, da Sonne und Mond auf ihren Bahnen in ungleichen Zeiten fortrücken. Auf der andern Seite findet dasselbe Schauspiel in umgekehrter Ordnung statt. Der Ring zerspringt; die Spitzen entfernen sich immer mehr; die leuchtende Sichel wird immer breiter, bis endlich die Sonne wieder ganz erscheint.

Von eigenthümlicher Art sind die Wirkungen. Die Farbe des Himmels verdüstert sich, so daß man mit Fernröhren die größeren Sterne sehen kann; mit freiem Auge dürfte vielleicht Venus erkannt werden, welche um diese Zeit etwa 12 Grad westlich von der Sonne zu suchen ist. Thermometer, welche in der Sonne hängen, sinken bedeutend. Gewöhnlich erhebt sich kurz vorher ein leichter Wind. Die Thiere geben Zeichen innerer Angst von sich: Vögel flattern unruhig umher, Hunde heulen, Pferde und andere Thiere drängen sich an einander, werden wild und fliehen. Es dürfte zu rathen seyn, daß Reitende absitzen und Fahrende aussteigen. Möge der Himmel an diesem Tage günstig seyn, damit man das schöne Schauspiel recht genießen und beobachten könne. N. K.

## Tabletten.

*** Köln, 27. Sept. Der hiesige Maler Theiner hat den Vorstand des Kölner Kunstvereins, der meistens für belgische Bilder schwärmt, durch ein im belgischen Style gemaltes Landschaftsbild zu mystificiren versucht. Das Gemälde stellt eine Nebelscene dar, durch die im Vordergrunde vier Steine und fünf Grashalmen hervorbrechen. Die matte Sonnenscheibe war, näher betrachtet, eine aufgeklebte weiße — Oblade! Viele Mitglieder des Vorstandes sollen die Landschaft für echt belgisch und von großer Wirkung gefunden haben. z.

*** Einiges Nähere über die Tombola, eine in Italien sehr beliebte Art von Lottospiel, die gestern, wie es schien, durch verborgene Plane gestört werden sollte, wird intereissiren. Auf dem Platze war ein Tempel errichtet, in welchem um neun Uhr des Abends das Ziehen der Nummern begann. Jede Nummer wird laut verkündigt, zudem an einer Tafel, Jedermann sichtbar, angeschrieben. Jedes Loos, im Preis von einem Zwanziger, hat 15 Nummern in drei Linien. Derjenige nun, von dessen Nummern zuerst vier in einer Reihe stehende gezogen sind, hat die Quaderna gewonnen; fünf in einer Reihe stehende bilden die Cinquina, alle 15 die Tombola, und zwar gibt es zwei Tombola, für den Ersten und den Zweiten, dessen Loos voll gezogen ist. Die Preise sind für die Quaderna 600, Cinquina 800, erste Tombola 2000 und zweite Tombola 1200 Zwanziger. Die Leidenschaft des Volks zu beobachten, ist ganz interessant. Mit dem fünften Zug schon war die Quaderna vorhanden. Der Gewinnende, er mag stehen, wo er will, muß sogleich rufen, ein bengalisches Feuer wird neben ihm angezündet, damit ihn Jedermann sehe, und dann begibt er sich in den Tempel, den Gewinn in Empfang zu nehmen. Wer sich nicht stellt, verzichtet. Den Hauptspaß macht es, wenn sich Einer fälschlich meldet: ihn trifft allgemeine Verhöhnung; bei der Cinquina kam dieß vor. Noch lustiger aber gestaltete es sich, als sehr bald eine Stimme „Tombola" rief; ein anständig gekleideter Herr erschien, allgemeines Zischen folgte, denn einer aus den höhern Ständen soll nicht gewinnen, und dazu war es ein Fremder, ein Engländer, was gleich bekannt wurde. Allein er hatte sich getäuscht, mußte abziehen, und nun empfing ihn ein Höllenlärm von Schreien, Verhöhnung, Pfeifen. Einer meiner Bekannten erzählte mir, der Engländer habe ihm schon vorher gesagt, er wolle sich fälschlicherweise melden, um einen Spaß zu haben: so etwas sei in England nicht zu sehen. Beim 52. Zug war Tombola da, und zwar von zwei Loosen, was, obgleich nie zwei Loose ganz gleich sind, sich leicht treffen kann; sie theilen dann den Gewinn. Sogleich mit der folgenden Numer war 2. Tombola da, gleichfalls von Mehreren, und mit dem letzten Sieg, der natürlich mit Musik und Feuerwerk gefeiert wurde, endete das Spiel, das, als ein so eigenthümliches für Italien, die gelehrten und ungelehrten Fremden ansprechen mußte. Schw. M.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Zur Don Quixote-Literatur. Der spanische Literat Adolf de Castro in Sevilla hat einen höchst wichtigen literarischen Fund gethan: Ein kleines Buch aus der Feder von Michel Cervantes. Auf dem Titelblatt stehen folgende Worte: „Ein sehr anmuthiges Büchlein, genannt Buscapié, in welchem außer andern vortrefflichen Lehren auch enthalten sind alle geheimen und nicht bekannt gewordenen Nachrichten über den vortrefflichen geistvollen Hidalgo Don Quixote de la Mancha, zusammengestellt von Cervantes Sa Avedra." Das Buch trägt ganz das Gepräge und athmet durchaus den Geist des unsterblichen Humoristen. m.

— Am Morgen des 26. Sept. ist die Bibliothek der königlichen Gesellschaft der isländischen Literatur zu Kopenhagen ein Raub der Flammen geworden. Der Verlust ist theilweise unersetzlich. An 2000 noch nicht herausgegebene Manuscripte und viele seltne Druckwerke alter Autoren, die in Island erschienen, sind verbrannt. m.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 7. October. Die rothe Schleife, Lustspiel in 4 Abtheilungen, von Deinhardstein.

Freitag, den 8. October. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart. Pamina: Fräulein Marie Vogel von Leipzig. (Erster theatralischer Versuch.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 279.** Samstag, den 9. October **1847.**

### * Ein Unglücksprophet.

(Fortsetzung.)

Der Maestro, um mich des passenden Ausdrucks zu bedienen, beugte, wie ein Eiferer vor dem Crucifixe seine Knie vor dem Tische und bekreuzigte sich siebenmal. Dann stieg er wieder, der Eingangsthüre gegenüber, auf eine terrassenförmige Erhöhung zu einem Altare hinauf. Hier standen die beiden Frauen neben ihm und sahen, wie er sie von Neuem ermahnte, ihres Versprechens wohl eingedenk zu seyn. Indem er seinen nackten rechten Arm ausstreckte, berührte er mit dem Zeigefinger fünf große Pechfackeln, die auf beiden Seiten des Altars aufgepflanzt standen. Alsbald entzündeten sie sich und strahlten ein so starkes Licht aus, daß das nur an Dunkel gewohnte Auge der neugierigen Zuschauerinnen sich einen Augenblick unwillkürlich schloß. Bald aber nahmen sie auf dem Altare zwei bloße übereinander gekreuzte Schwerter wahr, nebst einem alten, dicken Buche, welches nichts andres war, als eine Copie des alten Testaments, in einer dem Laien unverständlichen Zeichensprache, und neben dem ein hohngrinsender menschlicher Schädel lag. Aber ein nie geahntes Grauen erfaßte plötzlich die beiden Schwestern, als sie einen Spiegel von seltener Höhe und Breite gewahr wurden, der hinter dem Altare aufgestellt war und, von gelbem Fackellicht beleuchtet, dem zagenden Blick wirre und wunderbar fantastische Gestalten zeigte.

Nach einer feierlichen Pause trat der Maestro zu den Staunenden, trennte sie von einander, faßte jede krampfhaft bei der Hand, und führte sie nahe vor den Spiegel hin, ohne die mindeste Bewegung zu zeigen. Sie wendeten nun ihre ganze Aufmerksamkeit ausschließlich auf die blanke, glatte Fläche des Spiegels, worauf der Führer deutete.

Plötzlich nahm das Chaos Gestaltung an. Die Umrisse wurden klarer, die Schatten verwandelten sich in Körper. Nach einigem Wechsel von Licht und Dunkel sah man Bögen und Säulen zu beiden Seiten hervortreten, darüber hin wölbte sich eine Decke, bis endlich nach wenigen Secunden das Ganze unbeweglich und natürlich an- und übereinander gereiht dastand. Es zeigte das Innere einer Kirche. Die breiten Pfeiler, die das mächtige Gewölbe stützten, waren prächtig verziert und mit Wappenschildern reich überhangen, ein wahres Meisterstück mittelalterlicher Baukunst. Der marmorne Fußboden war meistens mit Grabesinschriften bedeckt. Man sah jedoch keine Nebenkapellen, kein Madonnen- und Heiligenbilder, keinen Kelch oder Crucifix auf dem Altare, ein Beweis, daß dieß eine Kirche der Reformirten auf dem Continente war.

Ein Geistlicher im Ornat stand vor dem Altare, auf dem die offene Bibel lag, während sich sein Diener in einiger Entfernung mehr im Hintergrunde befand, und sich zu dem Kirchendienste vorzubereiten schien.

Auf einmal belebte sich die ganze Scene, eine Anzahl von Menschen aus allen Volksklassen strömte in das Gotteshaus — ein junges Mädchen trat an der Seite eines schönen hochgewachsenen jungen Mannes ein, fröhliche Gesichter von reichgeputzten Herren und Frauen ließen sich im weiten Gefolge blicken. Die Braut (denn daß es ein Hochzeitszug war, unterlag keinem Zweifel), deren Gesichtszüge man nun ganz genau unterscheiden konnte, war in jeder Beziehung vollendet schön zu nennen und durfte höchstens sechzehn Sommer zählen. Der Bräutigam zeigte den erwartungsvollen Zuschauerinnen den Rücken, aber seine edle Gestalt, seine ganze äußere Erscheinung, die beide Frauen sich selbst nicht zu enträthseln wußten, schien ihnen bekannt und sie bebten vor Erwartung.

Jetzt wandte er sich um. Mit übermenschlicher Gewalt unterdrückte Lady Lucy einen Schrei der Ueberraschung und des Entsetzens — der Magier preßte ihr die Hand, um sie an ihr gegebenes Versprechen und die Gefahr zu erinnern, der sie sich aussetze. Die ganze Scene schien gestört und sich zu verwirren. Da machte der Italiener, mit fürchterlichen Geberden begleitet, ein den Anwesenden unverständliches Zeichen mit der Linken vor dem Spiegel, und etwa nach einer Minute war Alles wieder, wie vorhin, deutlich sichtbar.

Der Bräutigam führte das Mädchen, welches mit einem Scheine von Mißtrauen und seltenem edlen Stolze an seiner Seite ging, zum Altare. In demselben Augenblicke aber, als der Priester seine Hände über die demuthvoll Knieenden ausgestreckt hatte, um sie zu segnen, stürzten mehrere Personen, unter denen sich zwei bis drei Offiziere befanden, die Heiligkeit der Ceremonie unbeachtet lassend, mit vielem Geräusche herein. Gewaltsam drängten sie sich durch die Menge der Zuschauer, gleich als wären sie von einer seltenen Neugierde angetrieben, in der Nähe Augenzeugen der Feierlichkeit zu seyn, als einer von den Officieren, dessen Gesichtszüge man in der bedeutenden Entfernung nicht genau unterscheiden konnte, sich von seinen Begleitern plötzlich trennend, zu dem Brautpaare hinstürzte, welches seine knieende Stellung verließ und sich gegen den wild Anstürmenden neugierig und geängstigt kehrte. Der Officier riß das Schwert aus der Scheide, der Bräutigam, sowie mehrere Personen, die unweit vom Altare standen, und des Ersteren Begleiter thaten ohne Bedenken deßgleichen.

Plötzlich entstand in der Kirche die größte Unordnung. Der stille Platz des Friedens wurde auf einmal ein offener Tumultplatz des Kampfes. Der Priester, ein hochbetagter, frommer Greis, sowie mehrere andere angesehene würdige Männer suchten die vorige Ruhe wieder herzustellen, während die anwesende Gemeinde sich in zwei Partheien zu theilen schien, die beiderseits ihre Mordwaffen schwenkten und ohne Schonung und Rücksicht des Ortes und der Person rings umher wütheten und siehe da — — alle die lebendigen Gestalten zerflossen wieder in Schatten; Säulen und Bögen des großartigen Domes wankten, stürzten krachend zusammen und verschwanden sammt Allem, was sich bisher in demselben ereignet hatte, matt und trübe wurde wie zuvor die Oberfläche des Wunderspiegels, die Pechfackeln erlöschten und dieselbe melancholische Beleuchtung wie im Anfange zeigte wieder das düstere Gepränge des Gemachs.

„Wenige verlassen in demselben Zustande, wie sie gekommen sind, mein Haus," tröstete mit innerster Bewegung der Maestro Lady **Grishild**, die ihrer Geistesgegenwart fast beraubt war; „das ist die Folge des frevelhaften Strebens, dem Allbarmherzigen neugierig im Voraus in seine Pläne und sein Trachten zu schauen. Ich habe Sie, Vossignorie, gleich anfangs vor der Vision gewarnt, aber Sie haben meinem Worte keinen Glauben geschenkt, mein herzliches Abrathen, da ich als Mensch um jedes Menschenwohl besorgt bin, gleichgültig verhöhnt und überhört. Es ist schon tief in der Nacht, gehen Sie nun", rief er ihnen bittend mit sichtbarer Theilnahme in Stimme und Bewegung nach, worauf sie beide, Lady **Lucy** stützte sich halb bewußtlos auf die Schultern der treuen Schwester, geführt von des Arztes altem Diener, das enge, finstere Gäßchen vor dem Hause erreichten, wo sie in ihren Wagen stiegen, und in tief schwarzer Nacht blitzschnell ihrer friedlichen Wohnung zufuhren.

(Fortsetzung folgt.)

---

## * Züge aus dem Privatleben des russischen Feldherrn Fürsten Italißky, Grafen Suworow Rymnikßkij.

(Schluß.)

Während des Kriegs mit den Türken und überhaupt auf langen und beschwerlichen Märschen stieg Suworow, wenn es Raststunde war, vom Pferde und wälzte sich im Grase herum; auf dem Rücken liegend, und die Beine in die Höhe kehrend, sagte er: „das ist die gesündeste Bewegung! so zieht das Blut aus den Füßen! Brüder! macht's auch so!" — Die Soldaten folgten seinem Beispeil. Suworow rauchte niemals Taback, dafür schnupfte er aber sehr stark. An gewöhnlichen Tagen trug er eine goldene Dose, an Sonn- und Festtagen aber trug er eine mit Brillanten und dem Bildniß der Kaiserin geschmückte. Zuweilen schnupfte er auch aus einer Dose, die ihm Kaiser Joseph oder ein anderer Monarch geschenkt hatte. Er sah es höchst ungern, wenn Jemand sich anschickte, von ihm eine Priese zu begehren. Nur der Fürst Wolkonßky, mit dem er sehr vertraut war, hatte das Vergnügen mit ihm gemeinschaftlich zu schnupfen. Suworow pomadisirte sich gern, auch war er ein großer Liebhaber von wohlriechenden Wassern, mit denen er täglich die Kleider befeuchtete. In seinem Schnupftuch hatte er immer einen Knoten, der mit wohlriechendem Wasser angefeuchtet war. So lange er lebte, duldete er niemals ein Frauenzimmer in seinem Dienste. Er starb in St. Petersburg im 71ten Jahre seines Alters 1800.

Wenn wir das Privatleben Suworow's zu Gegenstande unserer Betrachtungen machen, so sehen wir ihn fast von der Menschheit abgesondert; wir finden aber in dieser Sonderbarkeit ein Genie, das sich nicht von den Umständen beherrschen ließ, sondern sich dieselben zu unterwerfen wußte. — Seinen großen Unternehmungen war die gewöhnliche Ordnung des menschlichen Lebens hinderlich, daher schrieb seine Sonderbarkeit dieser Ordnung Bedingung vor. — Die scheinbare Starrheit Suworow's war von tiefer Bedeutung, sie hatte ein ganz anderes Ziel vor Augen, als ein bloßer Sonderling zu seyn. Seine Hauptentfernung von der allgemeinen Lebensordnung war: die Gewohnheit, Mitternachts aufzustehen, und sein Tagewerk zu beginnen, sein stundenlanges nackt im Zimmer Umhergehen. Seine übrigen Sonderbarkeiten waren zum Theil eine Folge der ersteren. So kann es uns z. B. schon nicht mehr befremden, daß ein Mensch, der immer um Mitternacht aufsteht, auch um 8 Uhr in der Frühe zu Mittag speist. Wer sich und seine Kriegsgefährten lehren wollte, zu jeder Zeit bereit zu seyn, dem Feind Gegenwehr zu leisten; sowie sich zu nächtlichen beschwerlichen Märschen geschickt zu machen, um den sorglos ruhenden Feind zu überfallen, der durfte nicht die gewöhnlichen Ruhestunden zu seiner Erholung wählen. Und das war es, was Suworow sein Lebenlang vor Augen hatte, so entstand die Verwandlung der allgemeinen Lebensordnung in seinem Leben. Er weckte seine Soldaten in der frühen Morgendämmerung auf, und seine schnellen Märsche und plötzlichen Ueberfälle gaben zu dem Volksmärchen Anlaß: daß er ein **Ueberall** und **nirgens** sey. Durch sein nackt im Zimmer Umhergehen, zumal wenn dies im Zelte geschah, gewöhnte er sich an Kälte, und daß dies mit gewünschtem Erfolg geschah, sehen wir, da er ohne Pelzkleid oder Mantel der strengsten Kälte Trotz bot. Durch seine Gewohnheit, die bei ihm zur Regel geworden war, sich täglich mit kaltem Wasser zu begießen, hatte er seinen von Natur schwächlichen Körper so abgehärtet, daß er allen schädlichen Einflüssen der Witterung Widerstand leistete. Einfach, furchtlos ausharrend und aller Verzärtlung größter Feind, war er der Liebling seiner Soldaten, sie liebten ihn wie ihren Vater; denn er lehrte sie durch sein Beispiel, wie man alle Beschwerden des Lebens ertragen kann und muß. Suworow liebte die Einfachheit, welche an die tiefste Armuth des Lebens grenzt. Zuweilen erschien er auch im größten Glanze, besonders an hohen Festtagen, wenn er dem Hochamte beiwohnte. Das Nichts der Creatur vor Augen habend, beugte er in der Kirche sei graues Haupt tief zur Erde und betete andächtig. Durch dies Beispiel entzündete und befestigte er den Glauben seiner Soldaten, sie hielten ihn für einen unüberwindlichen Helden, und waren unüberwindlich mit ihm!

Als Suworow einmal sah, daß alle Mühe und Menschenopfer vergeblich waren, eine Festung, an der ihm sehr viel gelegen war, einzunehmen, ließ er eine fünf bis sechs Fuß tiefe Grube graben, sprang hinein und rief: „scharrt ihn zu! scharrt den Suworow zu!" Als man ihn dringend bat, er möge doch wieder aus der Grube steigen, antwortete er: „Nein, scharrt ihn zu! wenn ich die Festung nicht haben kann, so will ich mich lebendig begraben lassen!" Endlich versprach er aus der Grube zu gehen unter der Bedingung, daß die Festung genommen würde. Nun währte es nicht lange und der Sieg war seyn.

---

## Billy, der Mensch.

Berlin, 29. Sept. Vor einigen Tagen starb hier ein Mann, welcher seit langen Jahren in unserer großen Hauptstadt, wo die Leute geschäftig an einander vorüberlaufen und selten Einer die Aufmerksamkeit der Uebrigen erregt, doch Gegenstand der allgemeinen Neugierde gewesen war; der von Vielen gekannt und von den Meisten, wenn sie ihn erblickten, mit einem spöttischen Lächeln betrachtet wurde. Es war eines von den immer seltener werdenden Originalen, welche die Welt mit ihren Sitten und Satzungen verachten und von Außen und Innen ganz verschieden sind von den übrigen Menschenkindern, die da thun und treiben, was Mode, Gebrauch oder Vortheil von ihnen heischen, und sich in alle Umstände zu schicken wissen. Oftmals, wenn Fremde Berlin durchwanderten, begegneten sie am Nachmittage auf der Promenade unter den Linden einem sehr großen, ernsthaft blickenden Mann, dem man es auf den ersten Blick ansah, daß ein ehemaliger Militär in ihm stecke. Er ging so kerzengerade aufrecht, als befinde er sich auf der Potsdamer Wachparade; sein langer Hals war in einer schwarzen Binde eingeschnürt, sein Körper steckte in einem blauen Ueberrock, an welchem sich die hohen blankgewichsten Reiterstiefeln schlossen, die seine Beine bekleideten und bis zum Knie reichten. Zuweilen trug er große blitzende Sporen an den Füßen und einen Gurt um den Leib, in welchem sein Degen steckte, immer aber ein langes spanisches Rohr, gelblederne Handschuhe und eine Feldmütze, die etwas schief nach der rechten Seite saß. Wenn ein Fremder diese auffällige Gestalt erblickte, die nicht leicht seiner Aufmerksamkeit entging, und einen davon fragte, die ihr lachend nachschauten, wer dieser Mann sey? so erhielt er zur Antwort: das ist Billy, der Mensch, oder auch: das ist der Kapitän von Billy, ein höchst seltsames Exemplar, eine der Merkwürdigkeiten Berlins, und er konnte sich erzählen lassen, wie dieser wunderliche alte Herr tagtäglich in demselben Kleide aus seiner Wohnung schreite und mit denselben stolzen gemessenen Schritten die Promenade herauf marschire, zum Brandenburger Thore hinaus und die Chaussee entlang nach Charlottenburg, wo er im türkischen Zelte eine halbe Portion Kaffee trinke, eine Cigarre rauche und dann in derselben Weise wieder sich in sein einsames Gemach zurückbegebe. Immer allein, immer schweigend und durch Nichts aus seiner Würde zu bringen, wanderte der greise Kriegsmann Jahr aus Jahr ein mit dem festgesetzten Glockenschlage denselben Weg. Kein Wetter hielt ihn ab, kein Sturm oder Schnee und Regen. In glühender Sonnenhitze und Staub, wie an den eisigsten Wintertagen oder im furchtbarsten Gewitter sah man ihn stets in seinem blauen, bis an den Hals zugeknöpften Rock, ohne Mantel und ohne Regenschirm nach Charlottenburg festen Schrittes pilgern, und es gehörte obenein zu seinen Eigenthümlichkeiten, daß er nicht die trockenen bequemen Seitenpfade wählte, sondern stets inmitten der Chaussee ging, möchte der Schmutz auch noch so groß seyn. Dem fremden Frager wurde dabei auch gewöhnlich mitgetheilt, daß Billy der Mensch niemals ermangle, an der Statue des Fürsten Blücher stillzustehen, seinen Stock auf das Gitter zu legen und den alten Feldherrn lange zu betrachten, bis er nach einem Weilchen kopfschüttelnd weiter ging. Einen zweiten Halt machte er dann am Ausgange der Lindenpromenade. Hier stützte er sich abermals auf sein Rohr, schaute nachdenkend zu dem Gespann der Siegesgöttin hinauf, und endete seine Betrachtungen mit einem bitteren Lächeln, das seine langen faltigen Züge durchlief. Fragte man die Leute, was diese Seltsamkeiten zu bedeuten hätten, so erwiederten sie lachend, das ist ja eben seine Narrheit. Er bildet sich ein, daß nicht Fürst Blücher, sondern er eigentlich die Schlacht an der Katzbach gewonnen habe, und hat es sich in den Kopf gesetzt, daß überhaupt die ganze Weltgeschichte der Menschheit verfälscht und unwahr überliefert werde, weil die wahrhaften Ursachen und Triebfedern des Geschehenen niemals bekannt, oder absichtlich entstellt würden. So galt der arme starrsinnige Kapitän den Leuten als ein Narr, über dessen krankhafte Einbildungen sie sich lustig machen durften, und doch war dieser düstre und heftig reizbare Mann eigentlich nichts weniger als des Verspottens werth. Er war ein Sonderling, eine starrsinnige unbeugsame Natur, ein Mann, der, was er für Recht erachtete, mit eiserner Konsequenz festhielt und weder Gesetz noch Befehl dagegen anerkannte; aber in vielen Dingen war er tausendmal verständiger, wie die, welche über ihn lachten, und wer ihn reden hörte von den Vorurtheilen und Ungerechtigkeiten der Menschen, von der Entwürdigung der menschlichen Gesellschaft durch die lasterhaften Trennungen der Menschen, durch eine von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbte schmähliche Gesetzgebung, die von wahrem Recht keine Ahnung habe, und wie der eigentliche Mensch, wie er seyn solle, und wie Gott dies bestimmt habe, in dieser Entartung untergegangen und entwürdigt, zum Affen oder zum Tiger gemacht worden sey, der mußte ihn weit eher für einen von philosophischen Träumereien begeisterten edlen Geist, als für einen Narren halten, obwohl beides oft von den klugen Leuten unserer Tage als ein und dasselbe verachtet wird. Von diesen seinen Gedanken über das Wesen der Menschheit hatte er den Namen Billy der Mensch erhalten, und er selbst nannte sich auch so. Erst wenn er bei öfterer Unterhaltung Zutrauen gewonnen hatte, erzählt er, daß er während des Krieges Artillerie-Kapitän gewesen sey, und daß er mit der von ihm befehligten Batterie die Schlacht an der Katzbach entschieden habe. Seine Erzählung war in der That so, daß man glauben konnte, er habe wirklich die Entscheidung bewirkt und ohne das mörderische Feuer seiner Kanonen in der von ihm gewählten Stellung wäre kein Sieg erfolgt. Blücher selbst hätte dies anerkannt, aber der Capitän v. Billy kam trotz dessen und trotz seiner Tapferkeit nicht weiter, denn er war schon damals ein zu trotziger, unbeugsamer, auf sein Recht bestehender Mann. Als man ihm zumuthete, ein Examen zu machen, um Stabsofficier zu werden, schlug er an seinen Degen und rief, er habe sein Examen in zehn Schlachten abgelegt und werde sich nie dazu verstehen, sich jetzt vor eine Kommission zu stellen. So blieb er Kapitän und wurde endlich mit vollem Gehalt in den Ruhestand versetzt; er jedoch antwortete dem verstorbenen Könige, er fühle sich kräftig genug, noch weiter zu dienen, und werde daher weder seine Stelle niederlegen, noch eine Pension annehmen. Die Antwort war streng; Herr v. Billy wurde gezwungen, sich dem Willen seiner Oberen zu fügen, aber keine Macht konnte ihm befehlen, seine Pension zu erheben. Er zog nach Berlin, und seine Sonderbarkeiten wie sein starres Rechtsgefühl wuchsen mit dem Alter. Seine Frau ließ sich von ihm scheiden, aber nur mit Hülfe von Exekutoren und gewaltsam gezwungen gab er ihr Vermögen heraus; ein ander Mal lag er mehre Tage mit allem seinem Hausgeräth auf offener Straße, als ein Wirth ihn exmittirt hatte; er aber behauptete im Rechte zu sein und blieb so lange im Bette auf der Straße liegen, bis die Polizei ihm eine andere Wohnung geschafft hatte. Arm und verlassen von Allen, war er jedoch immer sauber und würdig in seinem Aeußern, und nie wankend in seinen Grund-

säzen, konnten selbst Hunger und Elend ihn nicht vermögen, seine Pension zu nehmen, welche auf Befehl des Königs für seinen Sohn gesammelt wurde, der dadurch jetzt in Besitz von mehr als 10,000 Thalern gelangt. Zuletzt blieben ihm nur täglich 8 Pfennige für seinen Lebensunterhalt und er war dem Verschmachten nahe. Er konnte es augenblicklich ändern, konnte seine letzten Tage wenigstens sich erleichtern, aber mit ungebeugter Kraft wies er jede Anmahnung und jede Hülfe zurück, und so starb er stolz in der Würde seines Bewußtseyns, nie ein Unrecht geduldet zu haben. Vor wenigen Tagen fuhr ein Leichenwagen einsam beim Dunkelwerden dem Friedhofe zu. Ein Degen lag darauf, eine alte Uniform und ein Federhut; das ganze Leichengefolge bestand aus dem Sohn, dem Wirth und dem Arzt des Gestorbenen. Billy, der Mensch lag im schmalen Sarge, der endlich dem Grollenden Frieden gewährte; aber kein Waffengefährte stand an seiner Gruft, und über dem Hügel des tapfern Kapitäns, des Siegers an der Katzbach, rollte kein Musketenfeuer, der letzte Abschied des Kriegsmanns von der Welt. Brem.-Z.

## Tabletten.

*** Opladen, 28. Sept. Unweit der Mündung der Wupper in den Rhein, bei Rauschenberg, sind in diesen Tagen bei einem Mühlenbau Ueberreste eines urweltlichen riesenhaften Wiederkäuers gefunden worden.

*** Im westlichen Frankreich zeigen sich dieses Jahr ungewöhnlich viele Wölfe. Bereits veranstaltet man große Jagden, um die ungebetenen Gäste zu erlegen, die schon bis in die Nähe von Quintin vorgedrungen sind. Zwei Kühe wurden auf der Weide von den hungrigen Thieren zerrissen, die dießmal früher als sonst ihre Verheerungen in den dortigen Gegenden beginnen, was nach dem Volksglauben auf einen strengen und langen Winter schließen läßt.

*** Mehrmals schon ist die ängstliche Genauigkeit der böhmischen Badelisten, mit der darin jedem der „titulirten Herrn und Frauen Badegäste" sein volles Titularrecht widerfährt, hervorgehoben, dabei aber vergessen worden, daß der größere Theil der Sonderbarkeit vielleicht die Behörde trifft, die den Paß ausgestellt hat, indem die Titelangabe diesem entnommen wird. Die Badeliste von Töplitz liefert hierzu einen Beitrag, der kaum seines Gleichen finden dürfte. Unter den Angekommenen ist: „Frau Isidore Wilhelmine Kunigunde N. N. geborne Freyin von ..., Rittergutsbesitzers, mehrer gelehrten Gesellschaften und der ersten Deputirten-Versammlungskammer im Königreiche Sachsen zu Dresden Mitglieds Gemahlin" angeführt. Versuche nun Jemand, diese Wortfügung in eine fremde Sprache zu übersetzen. —n

*** Ländlich sittlich. Vor nicht langer Zeit verliebte sich ein französischer Reisender in eine schöne Dame zu Palermo: ob er ihr gefiel, darüber schweigt die Geschichte. Jedenfalls betrachtete der Ehemann sich als beleidigt und reiste nach Neapel, von wo aus er den Brüdern seiner Frau schrieb, daß er nicht eher zurückkehren werde, als bis man ihn gerächt habe. Das ganze Vermögen gehörte dem eifersüchtigen Manne; die Lage der Frau wurde durch einen Bruch höchst schwankend. Die Brüder pflogen Rath und beschlossen, ihrem Schwager Genugthuung zu verschaffen; ein Duell schien ein zu gewagtes Verfahren, und dann mag auch Frankreich es nicht leiden, daß man seine Landesangehörigen an den Straßenecken umbringt, und da es zu diesem Ende seine Gesandtschaften hat, so konnte der Mord des Fremden einige Nachtheile bringen; man meinte daher, die Tagliada würde hier ein Auskunftsmittel abgeben, bei welchem sich Jeder beruhigen könne. Der verliebte Franzose erhielt Abends beim Nachhausegehn von einem Menschen aus dem Volke einen heftigen Stoß ins Gesicht; er fuhr mit der Hand darnach und fand sich von Blut überströmt. Der Schnitt war mit einer Rasirklinge geschehen, die eine Wange und die Oberlippe waren entzwei geschnitten. Er mußte zwei Monate lang das Bett hüten und behielt die Schramme sein Lebenlang! Das französische Konsulat spie Feuer und Flamme, konnte aber keine andere Antwort erhalten, als: Was wollen Sie? es ist eine Frauensache. — Der Mann, zufriedengestellt mit dieser zartsinnigen und kostenfreien Genugthuung, kehrte wieder heim, und war nach wie vor der angebetete Gatte. —n

*** In der Leipziger Straße zu Berlin wird ein Haus gebaut, das bis jetzt einzig in seiner Art. Der Weinhändler Krause läßt ein Haus bauen, das nur aus Kellern besteht— drei Stock hoch nichts als Keller! Doch diese werden durch die künstlich berechnete und ausgeführte Wölbung noch im dritten Stocke den gelagerten Weinen dieselbe kühle Atmosphäre geben, wie im tiefsten Keller. Als Gegenstück dazu hat einer der bedeutendsten Brauer von bayerischem Bier, Herr Pfleiderer, auf seiner Besitzung bei Friedrichshain drei Stockwerke von Kellern unter der Erde erbaut, die durch ihre kühnen Bogenformen und gewaltigen Wölbungen Staunen erregen, welches man unten nur klappernd vor Kälte eingestehen kann, indem man für den untersten Keller, selbst in heißen Sommertagen, sich mit einem Pelz versehen muß, wenn man länger als einen Moment dort verweilen will.

*** An der Bildsäule Ludwigs XV. auf dem Platze Ludwigs XVI. zu Paris las man letzthin nachstehende Inschrift in großen Buchstaben, die erst nach mehreren Tagen von der Polizei beseitigt wurde:

Oh, la belle statue, oh, le beau piédestal
Les vertus sont à pied, le vice est à cheval.

*** „Gibt es noch mehrere so hübsche Mädchen, wie Sie sind, im hiesigen Orte?" fragte ein Fremder die Dame, mit welcher er auf dem Balle tanzte. — „Ich danke verbindlichst für die freundliche Nachfrage", (nach einigem Nachsinnen) „ungefähr noch vier oder fünf."

## Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 8. October. Die Zauberflöte, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart. Pamina: Fräulein Marie Vogel von Leipzig. (Erster theatralischer Versuch.)

Samstag, den 9. October. (Neu einstudirt) Christophe und Renata, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 2 Abtheil.; frei nach Auvray von Carl Blum. — Vorher: (Zum erstenmale) Fräulein Gattin, Lustspiel in 1 Akt, nach Lefranc, von Friedrich.

Sonntag, den 10. October. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 280.** Sonntag, den 10. October **1847.**


### * Ein Unglücksprophet.

(Schluß.)

Ritter Ralph hatte aus keinem andern Grunde die Armee in Flandern verlassen, als weil er eine sehr beträchtliche Summe, welche er an einen seiner Offiziere im Würfelspiele verloren hatte, zu bezahlen nicht im Stande war. Unter einem fremden Namen begab er sich nach Rotterdam, wo er durch List und Schlauheit bei dem alten, steinreichen Bürgermeister der Stadt, sowie durch sein vortheilhaftes Aeußere und sein feines, galantes Benehmen in das unschuldige Herz der liebenswürdigen Tochter sich einzuschleichen und dergestalt Alle im Hause einzunehmen wußte, daß der Vater, dessen einzige Wünsche dahin gerichtet waren, die geliebte Tochter noch vor seinem Tode in einer glücklichen Ehe zu wissen, sein Kind sammt einer beträchtlichen Mitgift ohne Mißtrauen freudigst dem Manne seiner Wünsche hingab. Eben sollte die Hochzeitsfeier in Rotterdams prächtiger, weltberühmter Kathedrale vor sich gehen, als sie durch einen sonderbar merkwürdigen Zufall gestört wurde.

Capitän Swift, welcher mit dem Auftrag nach Rotterdam geschickt worden war, um den Befehl über einen Theil der Brigade schottischer Hülfstruppen, die hier einquartiert waren, zu übernehmen, wurde von einem seiner früheren Bekannten, einem der angesehensten Stadtbeamten, eingeladen, mit in die Kirche zu gehen, um daselbst der Hochzeit eines seiner Landsleute mit der Tochter des Bürgermeisters beizuwohnen. Begleitet von mehreren seiner Freunde, worunter auch einige Offiziere der schottischen Brigade, trat unser Capitän, den der Wein, welchen er kurz zuvor genossen, noch heißer gemacht hatte, in das Gotteshaus, wo so eben die Ceremonie vor sich gehen sollte. Man kann sein Entsetzen begreifen, als er in dem Bräutigam den Gemahl seiner Schwester an der Seite des unschuldigen Opfers seiner teuflischen Absichten erkannte, das er bald auf eine noch schändlichere Weise als die unglückliche Lucy betrogen hätte.

Außer sich vor Wuth zog Swift sein Schwert, Ralph erkannte ihn in demselben Augenblicke und stellte sich zur Wehre. Es entstand ein allgemeiner Tumult, beide brachen sich durch die tobende Menge eiligst Bahn, und in einer Seitengasse, unweit der Kirche, empfing im hitzigen Zweikampfe der auf den bedachtsameren Gegner allzuwild einstürmende Swift eine Todeswunde, worauf der Verbrecher verschwand und aller emsigen Nachforschungen ungeachtet keine Spur seiner Flucht hinterließ.

So weit ging die Nachricht, die der berühmte Earl of Swede der Lady Lucy Dunckens eingeschickt hatte.

---

Es war große Gesellschaft bei Lady Figuewill. Die Elite von Edinburg befand sich daselbst.

Die Frau vom Hause war in tiefe Trauer gehüllt; bleich, wie ein Gespenst, irrte sie unter den Gästen umher, die ihr schon von weitem unbemerkt auswichen. Wenn sich ihr Mund zum Lächeln verzog, lauschte schon im Hintergrunde eine verrätherische Thräne, die sich schämte, vor der Gesellschaft den gewohnten Gang über die Wange zu machen. Man sah wohl, daß sie heute ungemein gern lachen wollte und fröhlich gewesen wäre.

Ein Bedienter kam und lispelte ihr einige Worte zu.

„Im Geheimen? Kein Mensch darf Zeuge seyn? Der Mann ist toll, doch morgen möge er wieder kommen", erwiederte trocken die Lady.

Der Diener übergab ihr hierauf ein kleines Billet. Sie öffnete es und las den lakonischen Inhalt:

„Die Gewährung meiner Bitte entscheidet über ein Menschenleben!"

Die Schriftzüge erschienen ihr ganz unbekannt. Da fiel es ihr ein, es könnte leicht einer ihrer vielen Freunde seyn, der bei Hofe vielleicht in Ungnade gefallen und sie jetzt um eine freundliche Fürbitte ansprechen wollte. Sie folgte also ohne Bedenken dem Diener in ein entferntes Gemach, wo sich die Erfrischungen für die Gäste befanden, und wovon die Gesellschaft ganz abgeschlossen war.

Auf ihren Befehl trat ein alter Mann herein, der sich tief und demüthig fast bis zum Boden bückte. Seine ganze Erscheinung deutete auf eine von Grund aus erschütterte Gesundheit hin, und seine Kleidung, obwohl sie mit einem Ballanzuge große Aehnlichkeit hatte, war beschmutzt und zerrissen, und hing in weiten Falten um seinen abgemagerten, schmächtigen Körper. Grishild zog mitleidsvoll einige Goldstücke aus ihrer Börse, um sie dem, wie es schien, sehr frühzeitig gealterten Mann zu schenken, doch ein scharfer, beinahe stechender Blick desselben ließ sie unwillkürlich die Hand zurückziehen.

„Ich habe doch die Ehre, mit Lady Figuewill zu sprechen?" begann stotternd der Alte.

„Zu dienen, doch bitte ich, sich kurz zu fassen, mich erwartet die Gesellschaft. Was wünschen Sie, mein Herr?"

„Ihre Herrlichkeit hatten einst eine Schwester?"

„Ja, und die liebte ich, wie mich und meinen Gott", erwiederte mit zitternder Stimme die Befragte und wischte sich eine Thräne aus dem Auge.

„Und auch einen Bruder?"

„Ach, das wer der freundlichste, edelste und bravste Mann von ganz Schottland."

„Und beide haben Sie verloren?"

„Verloren auf ewig durch das Verbrechen eines herzlosen, blutdürstigen Mörders."

„Ich weiß genug", sprach mit seltener Betonung und gedämpfter Stimme der Alte, machte eine tiefe Verbeugung und wollte sich zurückziehen.

„Halt mein Herr! Warum eilen Sie so plötzlich? Ich befehle Ihnen zu bleiben", rief die stolze Lady, „wer sind Sie, daß Sie grade jetzt es wagen, mir solche Erinnerungen wieder in's Gedächtniß zurückzurufen?"

„Ich wollte Lady Figuewill nicht im Mindesten kränken", versetzte dieser, „vielmehr wollte ich Eurer Herrlichkeit die Mittel angeben, wie Sie ein großes Werk der christlichen Barmherzigkeit ausüben könnten, worüber die Welt staunen und der Himmel mitjubeln müßte, aber ich finde jetzt Mylady hier nicht gestimmt —"

„Was ist's?" unterbrach die neugierige Schottin hastig den Redenden.

„Der Elende, der Sie so tief beleidigt hat, liegt auf dem Sterbebette. Seine Tage waren Tage der Noth und des Jammers und seine Nächte Stunden ewiger Schlaflosigkeit, der Gewissensfolter und Verzweiflung — er kann nicht sterben, wenn ihm die großmüthige Lady Figuewill nicht verzeiht. War doch sein halbes Leben ein Leben voll Reue! — Aber dennoch kann er die Erde nicht verlassen, bevor Sie ihm nicht vergeben und den Fluch, der wie ein Fels auf seiner Brust liegt, von ihm genommen haben."

„Sagen Sie ihm", sprach die erbleichende Dame, „er möchte zuvor Gott im Himmel anrufen, den er, wie kein Sterblicher vor ihm verhöhnt und geschändet hat. Ein Mensch kann und darf ihm nimmermehr vergeben. Und was könnte es ihm auch frommen?"

„Viel, sehr viel!" seufzte der Alte mit gedämpfter Stimme.

„Mann, wer Du auch immer bist", rief in erschüttertem Tone die bebende Lady, „höre auf, meine Seele zu durchbohren! Wisse, daß das, was jeder Schlag meines Herzens ihm zuruft, ein donnernder Fluch ist! Meine Lippen vermögen es nicht auszusprechen, was ich gegen den Schändlichen hier im Innersten empfinde! Wohin ich schaue, erscheint mir der Geist Lucy's, meiner armen Schwester, und ruft mir Rache zu; wohin ich gehe, blickt mir ein Schatten entgegen, und das ist mein Bruder, der mir in's Ohr seufzt: Räche mich an unserm Mörder! Grishild, räche unsere Schwester! — Und dem sollte ich vergeben? Nimmermehr! So wahr mir Gott in der letzten Stunde meines Seyns hülfreich beistehen wird: Nimmermehr!"

„Großer Gott," rief der Alte, preßte die todtbleichen Lippen enge zusammen und faltete krampfhaft die Hände; „Du hörst es und ich muß verstummen! — So lebe denn, wie Du leben kannst, Du stolzes, herzloses, wahnsinniges Weib! Lebe Dir zur eignen Qual, zur ewigen Pein! Triumphire, daß das Opfer Deines Hasses dahin stirbt in Verzweiflung! Aber triumphire nicht zu frühe! Es lebt noch Einer, der stärker und gewaltiger als Lady Figuewill ist!"

Er stierte sie bei diesen Worten mit wilden Augen an, als wollte er sie mit den Blicken durchbohren; dann plötzlich suchte er etwas mit verdächtiger Hast in seiner Tasche, indem er sich ihr näherte. Sie hatte dieß jedoch kaum bemerkt, als sie schnell die Thüre des anstoßenden Gemaches öffnete und: „Zur Hülfe! Ein Mörder!" in den Saal hineinrief. Dann stürzte sie bewußtlos nieder.

Von allen Seiten eilten auf diesen Hülfeschrei die Gäste herbei und suchten die ohnmächtige Lady in's Leben zurückzurufen.

Vor der Thüre lag die Leiche des verkappten Alten, Ralph Dunckens, der, keinen Ausweg und keine Rettung mehr kennend, mit einem scharfen spitzen Dolche, den er wohl zu einem andern Dienst bestimmt hatte, sein elendes Leben endete.

Der Italiener Teosofilo Arnoldo Marrini wurde zuletzt durch die Ränke seiner vielen Feinde und Neider in einen tiefen Kerker geworfen, wo er auch jämmerlich gestorben seyn soll. Andere behaupten dagegen, daß ihm seine mächtigen Beschützer bei Hofe bald befreit hätten, worauf er wieder in sein Vaterland zurückgereist wäre. Den noch zurückgebliebenen Briefen der Lady Grishild zufolge, war sie sieben Jahre nach dem eben Vorgefallenen mit ihm auf einer Reise durch Italien, wohin sie sich zur Stärkung ihrer untergrabenen Gesundheit begab, in Florenz mit ihm zusammengekommen.

---

## * Friedrich Soulié.

„Paris ist das Faß der Danaiden. Der Jugend freundliche und begeisterte Träume, des Mannes stolze Entwürfe, des Alters Leid und Trauer, — alles nimmt es in sich auf und behält doch nichts! — O, ihr Jünglinge, die das Schicksal noch nicht in diese unersättliche verzehrende Atmosphäre hineingezogen hat, geht nicht nach Paris, wenn der Ehrgeiz nach heiligem Ruhm Euch erfüllt! Denn verlangt Ihr von dem Volk ein aufmerksames Ohr für ein wahres, schönes und tüchtiges Wort, es hat weder Sinn noch Zeit dafür, weil es den rohen Producten des ersten besten unbedeutenden Schriftstellers oder den haarsträubenden Berichten einer Criminalzeitschrift seine ungetheilte Aufmerksamkeit zuwenden muß. Euch aber ruft das Pariser Publikum zu: Packt Euch oder — amüsirt mich! Bei mir bedarf es adstringirender Mittel, Moxa, um meine erstorbenen Gefühle zu beleben: rasende Incesté, ungeheure Frevel an allem, was dem Menschen theuer und heilig, Bacchanalien der Sünde, Leidenschaften, die über alles Maaß und Ziel hinausgehen. Kannst du das, so laß hören; ich will dir so lange lauschen, als deine Feder scharf und giftig genug ist, meine schwielige brandige Einbildungskraft aufzustacheln und sie auf Augenblicke durch Sinnen-Kitzel zu beleben; kannst du dies nicht, so geh' und stirb in Elend und Dunkelheit! — Hört es Jünglinge: In Elend und Dunkelheit! — Und dann? Was wollt Ihr dann beginnen? Ihr nehmt eine Feder, nehmt ein weißes Blatt Papier zur Hand, schreibt oben an: „Memoiren des Teufels," und sprecht zu Eurem Jahrhundert: Wohl Madame, Sie wollen Greuelsceenen, allerhand unerhörte Dinge, um sich daran zu laben, zu ergötzen, zu entflammen; Hier sind welche — — eine ganze Kloake voll!"

Das ganze Leben Friedrich Soulié's ist in diesen wenigen Zeilen ausgesprochen, die er im Jahr 1837 in der bittren Vorrede zu einem Buche des wilden Grolls und der herbsten Thränen niederschrieb. Er schilderte darin unerhörte Schmerzen, verworrene Abenteuer, ausgeweinte Tragödien, und errichtete damit dem Satan an einem Tage der Verzweiflung eine unvergängliche Triumphsäule! Denn das war keine Feder, womit er dieses Buch schrieb: eine feurige Kohle war es; auch sein Teufel war nicht der gewöhnliche Teufel, den alle Welt kennt; er trug schwarze Kleider, ging in Glacé wie ein Walzerkönig, und war dabei so ehrlich wie ein Staatsprocurator. Der junge Mann, der ihn herbeicitirte, um dem „Elend und der Dunkelheit" zu entfliehen, hatte Eile nöthig,

um sich an die Zipfel seines Rockes anzuklammern und von ihm sich davonführen zu lassen. Er verzichtete auf lange Zeit, ja vielleicht für immer auf das süße Gekose mit den Musen seiner Jugend und seines Herzens, er unternahm eine weite gefährliche Reise durch all die krummen und winklichten Labyrinthe dieses Lebens: durch Alkoven, Boudoirs, Comptoirs, Tabagien, Estaminets, Gerichtshöfe und Assisen. Konnte er da wohl jemals wieder zurückkehren?

Ach! Und er ist nimmer wieder zurückgekehrt, der arme Odysseus! Von dieser Stunde an war seine Poesie eine Poesie auf Pistolen, das Plectron wurde in seiner Hand zum Messer, das er in die Kehle der Menschheit tauchte und darin herumwühlte — Alles um der Berühmtheit willen! Kaum daß er sich von Zeit zu Zeit noch auf seinen früheren Genius zurückbesann, wie in dem Lion amoureux. Der Teufel, dessen Verherrlichung er ja sein Talent geweiht hatte, hinderte ihn daran, trieb ihn voll Hohn immer ohne Rast vorwärts, athemlos — armer Friedrich Soulié, Du geborner Dichter — Du als Dichter gestorben und doch niemals, so lange Du lebtest, auch nur eine Stunde lang ein wahrer glücklicher Dichter!

Seine Freunde haben am Grabe des Schriftstellers von dem Menschen geredet; wir wollen am Grabe des Menschen untersuchen, was er als Schriftsteller gewesen ist. Er führte in Wahrheit eine tapfere Feder, besaß einen energischen Geist und ein unbestreitbar großes Talent. Er hat mehr als 100 Bände geschrieben, hat Romane, Dramen, Geschichtswerke, Kritiken und Opern geschrieben, kurz, hat die Literatur auf das vielseitigste cultivirt. Ohne Balzac's feine Beobachtungsgabe, ohne das leidenschaftliche Pathos von G. Sand, ohne die glänzende Darstellung von A. Dumas behauptet er doch seinen Platz an ihrer Seite. Jene besitzen Geist, Anmuth, Fantasie, Liebe, Leidenschaft, Soulié aber hat vor ihnen die Kraft voraus, die ihm oft alle seine Mängel ersetzt. In seinen Dramen, welche Muskeln! Seine Clotilde, die Memoiren des Teufels und la Closerie des Genêts gehören zu den bedeutendsten Erscheinungen der neueren französischen Literatur.

Er debutirte im Jahre Dreißig mit Dramen nach Shakespear'scher Weise und zwei oder drei Romanen im Geschmack Walter Scott's. Seine Dramen wurden ausgezischt, wie man damals alle Dramen auszischte. „Was gibt es für ein erbärmlicheres Metier, als das des dramatischen Schriftstellers!" ruft er einst aus. „Da treten sie mein Stück mit Füßen und kennen es nicht einmal!" Später verband er sich mit verschiedenen andern dramatischen Schriftstellern zu gemeinschaftlicher Ausarbeitung von Bühnenstücken, von der Comödie verfiel er aufs Drama, von diesem auf den Roman, und allmälig kam er aus „Elend und Dunkelheit" heraus und wurde — Friedrich Soulié.

Nun arbeitete er allein. Seine Romane Clotilde und Diana von Chivri wurden in ganz Frankreich gelesen. Er war der Heros des Feuilleton-Romans. Darin stolzirte er wie ein Cavalier herum, mit Stiefeln, Sporn und Reitgerte. Zehn Jahre hindurch malte er unsere heutigen gesellschaftlichen Zustände mit den düstersten Farben, die er der Palette eines Höllenbreughel entlieh; zehn Jahre lang zitterte Eugen Sue, zitterten alle Feuerköpfe und Schornsteinfeger der französischen Romantik vor seinem Talente. Er kannte keine Furcht, weder vor Gespenster noch vor Gespensterdichter! Nur wenn die Kritik müde ward, ihn selbst zu hetzen und zu zerfleischen, schrieb er Kritiken, und alle Welt lachte mit ihm! — Wie er den großen Dramen der Komödie Lebewohl gesagt hatte, so sagte er später auch den großen Damen in seinen Romanen Lebewohl. Er holte sich seine Helden und Heldinnen von der Straße, stieg in die Dachkammern, es kümmerte ihn nicht, ob sie in Lumpen einhergingen, ob sie gut oder schlecht waren, ihm genügte es, Menschen zu finden. Er ward der Murillo der neuern französischen Romantik. Sein letztes begonnenes Werk ließ erwarten, daß er sich wieder der reinen wahren Poesie zuwenden wollte; aber da die alte heilige Gluth in seinem Geiste zu lodern anfing, da er ein Gedicht des Herzens schreiben wollte, — verließ sein Geist diese Erde, und sein Herz ist gebrochen. Friedrich Soulié starb in einem Alter von 47 Jahren. m.

---

## Tabletten.

*** Eisenbahnunfälle. Man hat kürzlich die auf den Eisenbahnen Englands in den ersten sechs Monaten des Jahres 1845 vorgefallenen Unglücksfälle zusammengestellt. Es wurden 101 Personen getödtet und 100 verwundet. Die Zahl der Reisenden betrug in derselben Zeit 23, 118, 412. Die Unfälle, welche eine Folge der Unvorsichtigkeit waren, betrafen 8 todte und 3 verwundete Reisende, 51 todte und 24 verwundete Eisenbahnbeamte; die andern Unfälle waren der Art, daß man sie durch größere Vorsorge nicht hätte vermeiden können.

*** Der englische Componist Herr Wallace soll für jede seiner sechs dem Coventgarden-Theater abzuliefernden Opern 1000 Pfd. St., folglich im Ganzen 72,000 fl. Honorar bekommen.

*** Eine Katzencolonie. Die Shipp. Gaz. vom 23. September entlehnt aus einem amerikanischen Blatte folgende Nachricht. ein Oberst Carrol hat kürzlich eine große Insel in der Chesapeak Bay gekauft, und will diese mit schwarzen Katzen besetzen, zu welchem Ende eine gute Anzahl schon angekauft seyn soll. Der Zweck ist sie ihres werthvollen Pelzes wegen zu züchten.

*** Der Name Smith ist in England und Amerika noch häufiger als bei uns der Name Müller, und eine amerikanische Zeitung erzählt, man habe im März dieses Jahres in Boston eine Versammlung aller „Smiths" in der Stadt und Umgebung halten wollen, um zu ermitteln, welchem Zweige der großen Familie eine gewisse Erbschaft in England zugefallen sey, man habe aber kein Local gefunden, das groß genug gewesen, alle „Smiths" aufzunehmen. Dieß erinnert an die List, welche in letzter Saison ein Londoner anwendete, um bei einer Vorstellung der Lind im Theater einen Platz zu bekommen. Als er im Parterre erschien, erkannte er, daß es keine Möglichkeit sey, noch ein Unterkommen zu finden. Rasch entschlossen, rief er mit lauter Stimme: „Bei „Smith" brennt's!" Alsbald leerten sich ganze Bänke, denn jeder „Smith" eilte fort, weil er meinte, bei ihm brenne es, und der Spaßvogel konnte sich den besten Platz wählen.

*** Ein Bauer in **, der anfing alt zu werden, wurde von seinen Kindern beständig angegangen, er sollte ihnen ihr Erbtheil noch bei seinen Lebzeiten abtreten, sie wollten ihn dafür bis an sein selig Ende pflegen und nähren, wie es treuen dankbaren Kindern nicht anders zukomme. Der alte Bauer aber schüttelte immer ungläubig den Kopf und vertröstete sie auf das Frühjahr. Als dieses nun herbeikam, und die Spatzen, welche unter dem Scheunedach nisteten, Junge bekommen hatten, holte unser Bauer die nackte Brut herunter, that sie in einen Käfig und hing denselben an's Fenster

der obern Stube. Bald kamen die ihrer Jungen beraubten Alten auf deren Gezwitscher herbeigeflogen und es währte nicht lange, so brachten sie ihnen auch Futter herbei und steckten dieses durch's Drahtgitter in die Schnäbel der hungernden Kinder. Tage vergingen so, die kleinen Vögel bekamen Federn, wurden zuletzt flügge, aber die treuen Alten ermüdeten noch immer nicht, sondern flogen beständig ab und zu und ernährten ihre Jungen. Endlich, wie unser Bauer sah, daß diese sich selbst in der Freiheit erhalten konnten, legte er den beiden Spatzeneltern Schlingen und fing sie auch wirklich glücklich ein. Nun ließ er die Jungen fliegen, steckte die beiden Alten in den Käfig und rief seine Söhne und Töchter herbei. Stunden vergingen, keins der jungen Spätzchen dachte in seiner Freiheitslust der armen gefangenen Eltern, und diese hätten zuletzt elend verhungern müssen, wenn der alte Bauer nicht hinaufgestiegen wäre und ihnen die Freiheit wieder geschenkt hätte. Zu seinen Söhnen und Töchtern aber sagte der alte vorsichtige Weise: Sie sollten ihm zuerst die Spatzen, die Alten und die Jungen, wieder einfangen, dann wolle er jedem von ihnen das ihm dereinst zufallende Erbtheil schon bei seinen Lebzeiten geben und sich von ihnen pflegen und ernähren lassen. m.

## Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, im October.

### Die Gemäldeausstellung.

Unsere Ausstellung, diesmal die letzte im Turnus des rheinischen Kunstvereins, hat dem Publikum ihre der Kunst geweihten Räume eröffnet. Sie ist die bedeutendste, die wir je hier gesehen haben, sowohl in künstlerischer Beziehung, als auch der Masse nach. Nur wenige mittelmäßige Bilder sind darunter, dahingegen sehr viel Gutes, und manches, was wir mit vollem Recht ausgezeichnet nennen dürfen. Von großartigen historischen Compositionen ist allerdings nicht viel zu sehen, da überhaupt die Historienmalerei auf den Kunstausstellungen immer schwach vertreten zu seyn pflegt. Aber dagegen sind Landschaft und Genre, in denen sich die brillante Technik vorzüglich zeigen kann, sehr würdig repräsentirt. Die Belgier beweisen auch auf dieser Ausstellung wieder, daß sie die würdigen Nachfolger von Teniers, Brouwer, Ostade rc. sind, denen sie in Zeichnung, Effekt und Malerei nachahmen. Unter diesen und auf der ganzen Ausstellung nehmen den ersten Rang ein die Bilder von Bouvy, ein „Schacherjude" von Linnig, eine Wirthshausscene des sechzehnten Jahrhunderts von Lion und ein prachtvolles Bild von Lies. Außerdem sind sehr bemerkenswerth eine „Ansicht der Vorstadt Damm bei Antwerpen von Liffers, „Raphael und Perugino" von Kornbeck und ein Hasen von Schaefels. Alle diese Bilder sind aus Antwerpen. — Frankreich sandte eine Anzahl Gemälde, die nach dem Charakter dieser Schule meist ernster und weniger farbig, aber von ganz gleichem Kunstwerth wie die belgischen sind. Darunter möchte wohl die „Familie Calas in Ferney" von G. Mailand in Paris das vorzüglichste seyn. Nahl hat in seiner „Dame mit dem Papagei" die überaus schwierige Aufgabe: Beleuchtung von zwei Seiten, durch Lampenlicht und Mondschein, auf das glücklichste gelöst. Gleich ausgezeichnet ist das „Portrait einer jungen Dame" von Wenderoth aus Hessenkassel, gegenwärtig in Paris. Zweimal ist Ugolino's und seiner Söhne Hungertod vorhanden, beide in technischer Beziehung ausgezeichnete Bilder, welche aber recht deutlich das den modernen Franzosen eigne Behagen an solchen gräßlichen, schauderhaften Darstellungen charakterisiren. Seit V. Hugo (aber mit hoher Genialität) einen Quasimodo, Han von Island rc. vor das Publikum geführt, gefallen sich die Franzosen in Erzeugung solcher Scharfrichter-Poesien. Wir haben auf einer andern Ausstellung ein Bild von dem sonst so tüchtigen Biard gesehen, wie ein Haifisch im Begriff ist, einer halbverhungernden, schiffbrüchigen, auf einem Rettungsfloß liegenden Frau ein Bein abzubeißen. Ein solches Bild ist kein wahres Kunstwerk, und sey es auch noch so trefflich gemalt, noch so richtig gezeichnet, es ist dem Geiste der Schönheit nach eine Barbarei, die der Kunst fern bleiben sollte. Von dieser Abschweifung zurückkommend, betrachten wir die Werke der französischen Landschaftsmalerei. Hier sind zwei Richtungen bemerkbar; die eine stylisirte, scheint sich die großen alten Künstler Poussin und Claude Lorrain zum Muster genommen zu haben. Ihre Zeichnung ist würdig und entschieden in den Linien, der Effekt ungesucht und das Ganze hat viel geistigen Reiz. Die ausgezeichnetsten Bilder dieser Gattung sind von Fonville, L. B. Larie und A. P. Cinier, alle drei aus Lyon. Die zweite Gattung sind die naturalistischen Landschaften, in denen das moderne Vorbild Calame und das Streben nach Effekt nicht zu verkennen sind. Hier zeichnet sich besonders Menessier aus Metz in einer namhaften Anzahl vortrefflicher Bilder aus. Ebenso „Ansicht im Walde von Compiegne" von Holstein in Paris. Von Grolig in Versailles eine bemerkenswerth schön und technisch gemalte Ansicht von Algier. Die Bilder der deutschen Schulen, alle weniger brillant gemalt, zeichnen sich, wie überhaupt der deutsche Charakter, durch Correctheit und Genauigkeit der Einzelheiten aus. Doch stehen sie in technischer Beziehung nicht weit hinter den fremden zurück, wie sich denn überhaupt seit mehreren Jahren in Deutschland ein mit Erfolg gekröntes Streben kundgibt, es den übrigen Schulen auch in Colorit und Effekt gleich zu thun. Ja, manche, die hier dem Geist ihrer Werke nach zur französischen und belgischen Schule gezählt werden mußten, sind der Geburt und dem Namen nach Deutsche, z. B. Mailand, Stahl, Wenderoth, Kornbeck, Grolig rc. (Schluß folgt.)

Heute Samstag, Abends um 6 Uhr im Coliseum

**Ernst Mahner's zweite Vorlesung.**

Von nächstem Montag ab, jeden Abend Vorlesung; Samstag der Beschluß.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 9. October. (Zum erstenmale) Fräulein Gattin, Lustspiel in 1 Akt, nach Lefranc, von Friedrich. — Hierauf: Großjährig, Lustspiel in 2 Abtheilungen, von Bauernfeld.

Sonntag, den 10. October. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 281. Montag, den 11. October 1847.


## * Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

Eine Dorfgeschichte.

### Die Brüder.

Schweigsam zog ein Leichenzug durch das Dorf. Feierlich klang das dumpfe Geläute der alten Thurmglocke in den stillen milden Frühlingsabend hinein. Vater Martin, der Liebling des Dorfes, war gestorben. Zwei Söhne folgten seinem Sarge zum Friedhofe hin, wo man ihn unter stillem Gebet in den Schooß der Erde zur ewigen Ruhe einsenkte. Die schwarzen Männer kehrten zurück in das Dorf. Auch Michel, der älteste Sohn des alten Martin, ging mit nach Hause; Johann aber, des Begrabenen jüngster und geliebtester Sohn, blieb schmerzversunken zurück auf dem Kirchhofe, neben dem frischen Grabhügel, bis tief in die Nacht hinein. Erst als der Mond und die Sterne heraufgekommen und der kühle Nachtwind recht schreckhaft in den Trauerbirken und durch die Cypressenbüsche der Gräber rauschte, ging auch Johann heim und legte sich zu Bette. Doch schlafen konnte er nicht; er weinte, bis die Sonne aufging um seinen Vater, der nun nicht mehr die Sonne konnte aufgehen sehen. — Dann aber ging er an die Arbeit in Stall und Feld, und arbeitete fleißig, um nur nicht Zeit zu haben zum Weiterweinen um den Verblichenen.

Doch wollte Alles wenig helfen. Seines guten Alten Bild stand so lebhaft in seinem Herzen, daß er es darum auch immer vor Augen sah. Und da er es doch auch wieder nicht sah, und nur immer daran denken mußte, daß der geliebte Vater jetzt so tief unter der Erde lag, die er einst so rüstig bebauet hatte, und daß er jetzt sich nicht mehr freuen könne über die junge Saat, die er im vergangenen Herbste voll freudiger Hoffnung bestellen geholfen, — da mußte er wieder weinen, während er hinter dem Pfluge herging und die Erde zur Sommersaat auflockerte, die sein guter Vater nun nicht mehr ausstreuen konnte. Johann dachte zwar oft, die Thränen seyen eigentlich nur für Weiber und Kinder, der Mann aber dürfe sein Leid durch Thränen nicht äußern, und er wollte letztere dann gewaltsam unterdrücken; — aber sie kamen immer von selbst wieder, und er konnte ja nicht dafür; er hatte ja gestern erst seinen treuen Vater begraben, was jeder Mensch nur einmal im Leben thut.

Sein Bruder Michel hatte nun gestern zwar auch seinen Vater zur Ruhe geleitet, aber er zeigte sich mehr als Mann, wie der weichherzige Johann, d. h. er vergoß bei weitem weniger kindliche Thränen, als dieser, und dachte: „Sterben müssen wir ja einmal alle und er war ein alter Mann." Er vergaß, daß einem guten Sohn der Vater stets zu früh sterben sollte, wenn er auch noch so alt würde.

Und für den Michel wäre es ganz besonders ein Glück gewesen, wenn er den Vater so lang als möglich behalten hätte, da er, obwohl älter als Johann, doch viel weniger wie dieser selbstständig dastand; es fehlte ihm sehr an Einsicht und Charakterstärke, ja selbst an gutem Willen.

Der alte Martin hatte gesorgt sein Leben lang für seine Söhne. Aber obwohl er ein tüchtiger und erfahrener Landwirth gewesen und ein fleißiges und gottesfürchtiges Leben geführt hatte, zu erheblichen irdischen Gütern hatte er es doch eben nicht bringen können. Einmal hatte er den Bauernhof von seinem Vater verschuldet überkommen und bis in's reife Mannesalter damit zu thun gehabt, diese Schulden so weit abzutragen, daß die Zinszahlung des stehenbleibenden Restes ihn nicht allzusehr drückte; dann, als er endlich hoffen durfte, fortan nicht nur für Andre, sondern auch für sich und seine Kinder arbeiten zu können, suchten ihn Unglücksfälle heim, von der Art, wodurch Landwirthe so oft ruinirt werden, besonders wenn sie sich dadurch muthlos lassen machen und es vergessen, daß endlich auch nach den heftigsten Stürmen die Sonne wieder scheinen muß. Es kamen Heimsuchungen von Viehsterben, Hagelschaden und Mißernten über den armen Martin. Doch ließ er darum den Kopf nicht hängen: „denn," sagte er, „darum wird es nicht besser, sondern nur schlechter." Und so hielt er sich denn mit aller Kraft über seinem Unglück und arbeitete nur um so unverdrossener, um dadurch zu ersetzen, was er durch jene Schicksalsschläge verloren. Auch war er stets bestrebt gewesen, seine Söhne durch gute Lehre und mehr noch, was jedenfalls wirksamer, durch sein Beispiel zu braven und ordentlichen Menschen zu erziehen, um dadurch sowohl ihr eignes Beste zu begründen, als auch, um sich an ihnen eine Stütze für sein Alter heranzubilden. Und einer Stütze bedurfte er in ihnen um so mehr, da sein gutes arbeitsames Weib viel zu früh für ihn und seine Kinder gestorben war und ihm nicht einmal eine Tochter hinterlassen hatte, die an ihrer Statt die innere Wirthschaft hätte fortführen können.

Leider entsprach sein Erstgeborner, Michel, bei Weitem nicht den gehegten Erwartungen; er war träge, unstät und unzuverlässig, und arbeitete nur in der Wirthschaft, weil er mußte. Der alte Vater hatte es wohl bemerkt und es hatte ihn tief betrübt, aber ihn zu ändern hatte er eben doch nicht vermocht. Um so mehr Freude hatte er dafür an seinem jüngsten Sohne gehabt. Der war ganz des redlichen Alten Ebenbild, ein tüchtiger, freudiger Arbeiter, voll Liebe und Lust für seinen Beruf und dabei ein guter, liebevoller Sohn. Darum hatte Vater Martin an ihm auch mit ganzer Seele gehangen und oft mit Kummer

gedacht: „Warum ist Michel nicht auch wie dieser? Wie können Brüder, die gleiche Sorgfalt erzog, so verschieden seyn?"

Wie sehr aber auch des alten Bauern Herz sich seinem Hans zugeneigt hatte, so war er doch ein gerechter Vater gewesen und mochte den ältern zum Vortheil des jüngern Sohnes nicht beeinträchtigen bei Vererbung seiner irdischen Habe. Er hatte also bei seinem Tode seinen Bauerhof zu gleichen Theilen seinen Söhnen vermacht.

(Fortsetzung folgt.)

## Koletti.

(Geschrieben im August 1847.)

Johann Koletti wurde im Jahre 1788 zu Sarako, einer kleinen Stadt in der Nähe von Janina, geboren. Er war noch jung, als er seinen Vater, einen sehr geachteten Mann, verlor. Sich selbst überlassen und ohne Stütze, fühlte er das Bedürfniß, sich einen Lebensplan zu zeichnen, von dem er niemals abwich, und dieser Entschluß gab seiner Physiognomie einen ernsten und nachdenkenden Ausdruck. Die Gedanken des Jünglings waren ausschließlich mit den Leiden beschäftigt, unter denen sein Vaterland seufzte; er war Mitglied einer von dem berühmten Dichter Rhigas gegründeten politischen Verbindung. Die Siege der französischen Revolution flößten den Bündnern neuen Muth ein und hatten einen um so größern Einfluß auf sie, als sie größtentheils auf den Universitäten Italiens studirten. Koletti besuchte nach und nach die von Pisa, Mailand, Pavia und Bologna, um den medizinischen Vorlesungen zu folgen. Er wählte den Stand des Arztes, weil er ihn am besten geeignet glaubte, ihn vor der Tyrannei zu schützen. Als Arzt hoffte er zahlreiche Verbindungen anknüpfen zu können, ohne einem mißtrauischen Gouvernement verdächtig zu werden. Er war einer der jungen Männer, welche Napoleon zu Mailand einen Plan zur Befreiung Griechenlands vorlegten; Koletti führte das Wort, und er versichert, daß der Kaiser ihnen Versprechungen gemacht habe. Unglücklicher Weise war Napoleon gezwungen, mit der Porte zu unterhandeln, um Rußland in Schach zu halten, und konnte sich daher der Sache der Griechen nicht annehmen.

Nachdem Koletti das Doktordiplom erhalten hatte, kehrte er über Korfu, welches damals von den Franzosen besetzt war, in sein Vaterland zurück (1810). Bei seiner Ankunft in Epirus fand er diese Provinz in außerordentlicher Aufregung. Ali-Tebelen, Pascha von Janina, der schon längst den Plan entworfen hatte, die Fahne des Aufruhrs zu erheben, hoffte die griechischen Chefs für seine Sache zu gewinnen, warf seine Augen auf den jungen Koletti, und dieser, sich den Anschein gebend, als ob er die Ansichten des Pascha's theilte, wurde zum Arzte von dessen Sohn, Muktar-Bey, ernannt. „Wer mir nützen kann, kann mir auch schaden," sagt ein türkisches Sprüchwort, und das war es gerade, was der alte Pascha von Koletti dachte, den er unausgesetzt beobachten ließ. Koletti aber, eben so geschmeidig als klug, entging jedem Verdacht und nährte fortwährend die Hoffnung, sein Vaterland zu befreien. Im Jahre 1821 war er einer der ersten, die zu den Waffen griffen; er verjagte den türkischen Aga, der zu Saraka befehligte, überredete seine Mitbürger, ihre Wohnungen zu verbrennen, und führte sie mitten durch das Heer Kurschid-Pascha's, der über seine Verwegenheit staunte, in die Wälder Aetoliens.

Der nördliche Theil Griechenlands führt den Namen Rumelien, bewohnt von einem eben so kräftigen als unbezähmbaren Menschenschlage. Tapfer, unabhängig, erkennen diese Gebirgsbewohner keinen Herrn an und verlassen sich nur auf ihr Schwert. „Wer sich selbst Gerechtigkeit verschaffen kann, sagen sie, bittet Niemanden darum." Unter der nur scheinbaren Herrschaft der Türken waren sie abwechselnd Kriegsmänner (armatolis) und Banditen (klephtes). Sie nannten sich alle Palikaren (Tapfere). Dem Verwegensten unter ihnen gehörte der Oberbefehl in den Zeiten der Gefahr; aber in Zeiten der Ruhe verband keine Institution diese Menschen, deren Ruhm die Vereinzelung zu sein schien. Traurige Blindheit, die sie lange der Freiheit beraubte. Zu ihnen begab sich Koletti, und in ihrer Begleitung schlug er den Weg nach Missolunghi ein, wo er die berühmtesten Griechen bereits versammelt fand: Maurokordato, Negri, Karagia, Kantakuzeno, Vitalis und Luzlotti.

Noti Botzari kommandirte die tapfern Palikaren. Er schickte Koletti mit dem Erzbischof Germanos nach dem Peloponnes, dann nach Kalamatta, wo die Deputirten der verschiedenen Provinzen Griechenlands versammelt waren, um über die Mittel zu berathen, ihr Vaterland zu dem Rang einer freien Nation zu erheben. Koletti wohnte nicht blos allen Debatten bei, sondern nahm auch großen Antheil daran, obschon er nur die Eigenschaft eines Epitropios (Bevollmächtigter) des Chefs der Rumelioten, Noti Botzari's, hatte. Er mußte dermaßen das Zutrauen der Versammlung zu gewinnen, daß man ihn in den Ausschuß wählte, der mit dem Entwurf einer Konstitution beauftragt wurde. (13. Januar 1822.)

Die Konstitution übertrug die gesetzgebende Gewalt dem Senat und den ausübenden fünf Ministern, zu deren Präsidenten Maurokordato ernannt ward. Koletti erhielt das Ministerium des Innern und provisorisch das des Krieges (in Abwesenheit des alten Botzari). In beständiger Berührung mit den wilden Chefs hatte er unsägliche Schwierigkeiten zu bekämpfen. Seine den Rumelioten wohl bekannte Tapferkeit im Gefecht, seine feurige Beredtsamkeit verbargen den Einfluß, den er auf sie übte; ein ungewöhnlicher Takt, ein seltener Scharfblick, eine unbesiegliche Ausdauer, eine unbeugsame Energie sicherten ihm eine Gewalt, die um so größer war, als er sie zu verbergen wußte. Die Klugheit, mit der er es vermied, sich vorzudrängen, ist der Grund, weshalb sein Name so lange außerhalb Griechenlands unbekannt blieb, trotz seines Uebergewichts in den Angelegenheiten des Landes. Auf die Rumelioten gestützt, sah er sich von allen Parteien gesucht, und indem er geschickt ihrer Eigenliebe zu schmeicheln verstand, konnte er allein sie regieren.

Im Jahre 1822 zog sich das Gouvernement vor Dram-Ali, der sich Korinths bemächtigt hatte, wie zu den Zeiten der Perserkriege, auf eine Flotte zurück. Koletti befand sich hier zum ersten Male in Gegenwart der Griechen der benachbarten Inseln, gute Patrioten, aber stolz und übermüthig, gewann sie für seine Sachen, und die Spezzioten unter Andern leisteten ihm späterhin einen kräftigen, wenn auch nicht immer aufgeklärten Beistand. Nachdem der Sturm vorbei, Nauplia erobert, Korinth wieder genommen war, nahm das Gouvernement seinen Sitz zu Hermione. Maurokordato war unterdessen noch zu Missolunghi, dem letzten Bollwerk Griechenlands. Missolunghi in den Händen der Türken, und man fürchtete den Untergang der Hellenen. Vom Kampfplatz entfernt, trug Koletti allein die ganze Last der Verwaltung. Nach der Wiedereroberung Missolunghi's berief der ausübende Rath eine neue Versammlung nach Arras, um die Konstitution zu revidiren. Maurokordato ward abermals zum Präsi-

denten ernannt. Da er den Einfluß Koletti's mit Eifersucht betrachtete, so ergriff er eine Gelegenheit, den Nebenbuhler zu entfernen, und beauftragte ihn, Attika und Euboea zu vertheidigen, welche die Türken mit einer Landung bedrohten. Koletti landete zu Karysto, vereinigte unter seiner Fahne mehrere Tausend Gebirgsmänner und schlug den Feind total. Von diesem Augenblicke an ließ er sich General nennen. Unterdessen rebellirten die moreotischen Primaten; der Senat, unterstützt von den Rumelioten und mit Hülfe Koletti's, entsetzte den ausübenden Rath. Koletti wurde beschuldigt, der Anstifter dieser Revolution zu seyn, wenigstens hatte er seine Hände dabei im Spiel, und nichts schien jene gewaltsame Maßregel zu motiviren. So gab er selbst das Beispiel eines zu großen Ehrgeizes. Er ließ Konduriotti zum Präsidenten wählen, in der That sich aber die Gewalt vorbehaltend. Kurze Zeit nachher zieht er an der Spitze seiner Palikaren gegen die Rebellen; aber ihr Eifer, den eben so tapfern als habsüchtigen Kolokotroni anzugreifen, ist nicht groß; ihr General, wie er sich nennt, verspricht ihnen eine Geldbelohnung; der Anblick zweier mit Geldsäcken beladenen Maulthiere entflammt den Muth der Soldaten; Kolokotroni wird geschlagen, einer seiner Söhne getödtet, er selbst gefangen. Jetzt war es Zeit, die kostbaren Säcke zu öffnen und zu zahlen, aber siehe da, statt Drachmen sind Steine darin.

Die Palikaren brachen in ein lautes Gelächter aus und zogen weiter.

Der Peloponnes erhob sich von neuem, die Primaten aber legten bei Annäherung Koletti's die Waffen nieder, der bei dieser Gelegenheit, mehr Diplomat als General, einen Sieg ohne Blutvergießen davontrug. Er drohte den Primaten mit einer revolutionären Propaganda, und Alles ließ glauben, daß sie in der That von ihren Soldaten verlassen werden würden. Von da marschirten die Rumelioten gegen die noch nicht unterworfenen arkadischen Haufen. Koletti läßt sich zum Chef ausrufen; Maurokordato erräth den Diktator, und setzt es bei Konduriotti durch, daß dieser Koletti zurückruft, der es nicht wagt, seinen Plan mit Gewalt auszuführen. Man muß ihm Dank wissen, daß es klug gewesen war, seinen Ehrgeiz zu zügeln; aber, indem er gehorchte und sich nach Nauplia begab, ließ er sich von seinen getreuen Rumelioten begleiten, die in der That zu Argos lagerten.

Die Eifersucht zwischen Maurokordato und Koletti verschwand einen Augenblick vor dem siegreichen Ibrahim-Pascha, der Griechenland mit einer Landung bedrohte. Um ihn zu bekämpfen, bedurfte es eines gewandten, entschlossenen Generals, an den Gebirgskrieg gewöhnt, reich an Ressourcen, und der im Stande wäre, auf den Geist der Soldaten mächtig zu wirken. Die öffentliche Meinung bezeichnete Koletti; aber neue Intriguen machten, daß man ihn überging. An seiner Stelle ward der Präsident Konduriotti ernannt, der sich von Skutis ersetzen ließ, einem wackern Seemann, aber seiner Aufgabe nicht gewachsen. Koletti verlor den Muth nicht; da er nicht im Stande war, den Feind im Peloponnes aufzuhalten, so suchte er im Norden Griechenlands Hindernisse zu schaffen, die seine augenblicklichen Erfolge nichtig machen könnten. In Gemeinschaft mit Karaiskakis entwirft er einen Feldzugsplan, nach welchem der Kriegsschauplatz auf den Kontinent, mitten in die Gebirge des Pindus, verlegt werden sollte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** Eine Heldenthat. Folgendes Nähere wird über die Schlacht bei Cerro Gordo berichtet. Eine, das stark befestigte Cerro beherrschende Anhöhe war darum von den Mexikanern nicht besetzt worden, weil sie so steil ist, daß das bloße Erklimmen derselben für schwierig, das Hinaufschaffen von Geschütz für unmöglich gehalten wurde. Schon am 16. April hatte man an dieser Höhe tapfer gefochten; doch der Erfolg des nächsten Tages schien davon abzuhängen, daß das Fort Cerro von dem Gipfel jener Anhöhe beschossen würde. Am Abend wurde demgemäß ein 24Pfünder (von 5600 Pfd. Gewicht) bis an den Fuß der Anhöhe gebracht, die Meisten aber zweifelten, daß der Gipfel zu erreichen sey. Dichtes Dorngebüsch, einzelne starke Bäume dazwischen, lose Felsstücke, Schluchten, Abgründe, der Aufstieg in einem Winkel von 40 Grad, dabei dunkle Nacht und das feindliche Fort ganz nahe — das schienen unüberwindliche Schwierigkeiten. Die Illinois-Freiwilligen unter General Shields waren es hauptsächlich, welchen die Ausführung übertragen wurde. Starke Stricke von etwa 100 Fuß Länge wurden an den Kanonenwagen befestigt, Jedem seine Stelle angewiesen, und auf das Commandowort bewegte sich jetzt die Maschine aufwärts, unter dem Niederkrachen der Bäume und dem Losreißen der Felsenstücke, wie durch übernatürliche Kraft 6—700 Schritte vorwärts. Aller Kraft schien jetzt erschöpft, und doch blieb das Schwierigste noch übrig, — die rechte Stelle war noch um einige hundert Schritte entfernt, und Abgründe, steile Felsen und Stachelgebüsch waren im Wege. Man tastete nach einem etwas erträglicheren Aufstieg, suchte das Allerschwierigste in Eile zu beseitigen (eine Bombe aus dem Fort beschleunigte diese Eile, und die zerstreut liegenden, am Tage gefallenen Mexikaner mahnten, nichts unversucht zu lassen, was das Schicksal des folgenden Tages günstig für die amerikanischen Waffen entscheiden könnte). Die Ermüdeten sprangen abermals auf, ergriffen die Stricke, und — kurz vor Tagesanbruch war die Kanone an ihrer Stelle. Nach kurzer Ruhe wurden dieselben Tapferen am Morgen zum Sturme gerufen, — der Erfolg ist bekannt. m.

*** Ein Professor des Athenäums in Paris hat Vorlesungen über den Briefstyl angekündigt, bei denen er, wie er in seinem Programm sagt, die Briefe der Herzogin von Choiseul-Praslin zu Grunde legen, sie erklären und ihren literarischen, moralischen, philosophischen und religiösen Gehalt auseinandersetzen will.

*** Ein schlesisches Lokalblatt klagt: „Wie einfältig und unvorsichtig unsere Landleute, welche nahe an der Eisenbahn wohnen, sich benehmen, ist kaum glaublich. So gewahrte vor einigen Tagen der Lokomotivführer zwischen Brieg und Grottkau auf der Bahn zwei Frauenzimmer; sie wichen nicht und schienen Trotz bieten zu wollen. Es mußte angehalten und die Frauenzimmer mußten mit Gewalt von der Bahn hinuntergezankt werden. „Mer wullten's uns genau oansahn;" — war die Antwort der Tollkühnen."

*** Ein Fastenprediger rechtfertigte in der Saint Cannet-Kirche zu Marseille die Inquisition von den gegen dieß ihm zufolge überaus nützliche Institut gerichteten Vorwürfen und bemühte sich zu beweisen, daß die Greuel der Bluthochzeit nothwendig gewesen seyen, um die Ehre der Kirche aufrecht zu halten. Bei einer andern Veranlassung sagte derselbe Eiferer zu seinen Zuhörern: Wenn ihr Lumpenpack seyd und Lumpenpack bleiben wollt, so steht euch das frei; aber schmeichelt euch nicht, daß ich mich je mit einer Canaille wie ihr gemein machen werde. —n

*** Ein Reisender, der viele Länder gesehen, und die Eigenthümlichkeiten derselben ziemlich gut beobachtet hatte, bei seinen Mittheilungen sich aber häufig versprach, sagte letzthin, er habe zu Roveredo, nahe am Gardasee ein treffliches Gemälde gesehen, S. Stach darstellend, der den Lindjürgen erwurmte. —n

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Berlin. In der „Allg. Ztg". gibt A. v. Humboldt kurzen Bericht über die Fortsetzung seines „Kosmos", wovon nächstens der zweite Band erscheinen soll. Der Aufsatz schließt mit dem Worten: „Obschon der 1. und 2. Band des Kosmos gewissermaßen ein geschlossenes Ganze bilden, so hoffe ich doch, daß am spätesten Abend meines Lebens es mir noch vergönnt sein wird, einen dritten und letzten Band hinzuzufügen, welcher die „Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung in den speciellen Theilen der physischen Weltbeschreibung" enthalten. Derselbe wird das allgemeine Naturgemälde erläutern und, um den Gebrauch des ganzen Werks bequemer zu machen, eine Inhaltsübersicht ähnlicher Art enthalten, wie ich sie jetzt schon für den 1. und 2. Band liefere. Mögen wie bisher Wohlwollen und, was dem Wohlwollen erst seinen Werth gibt, möge die Ehre strenger Prüfung der Lohn meiner Arbeitsamkeit seyn! Der höchste Genuß, welchen in einer mehr als fünfzigjährigen schriftstellerischen Laufbahn das fortgesetzte Streben nach freier Öffentlichkeit gewähren kann, bleibt an die Hoffnung geknüpft, in Idee und Gefühlen seiner Zeit nie fremd zu werden."

— Von dem auf deutschen Universitäten gebildeten Elsäßer Matter ist ein Buch über Deutschland erschienen, das den Titel führt: „De l'état moral, politique et littéraire de l' Allemagne". Der „Augsb. Allg. Ztg." zufolge wäre dieses Buch das klarste und tüchtigste, was seit der Staël in Frankreich über Deutschland gesagt wurde.

## Korrespondenz-Nachrichten.

Mainz, im October.

(Schluß.)

Historische Bilder wie „Romeo und Julie" von Jay in Köln, „Lenardo und Blandine" von Volkhardt in Düsseldorf haben zwar Naturwahrheit und ein schönes ernstes Colorit für sich, aber doch zu wenig Charakteristik, um wahrhaft ansprechend zu seyn. Von Jacobi findet sich eine schöne vortreffliche „Sappho", bei der jedoch durch Mangel an feiner Zeichnung der verkürzte Arm sich nicht natürlich genug hervorhebt. Von unserm ausgezeichneten Landsmann Stieler in München sehen wir ein Bild, das zwar weniger schön ist wie sein Schutzengel, jedoch den gewandten Künstler nicht verkennen läßt. Artaria aus Mannheim: „Verkündigung eines Todesurtheils" schöne kräftige Färbung und Beleuchtung; von demselben „Spanier am Brunnen," in welchem letztern der Einfluß der spanischen Schule und des Landes bedeutend hervortritt. Von J. Brotzelter aus Mainz „Tod des Ge erals Schwerin in der Schlacht bei Prag," äußerst talentvolle Composition mit correkter Zeichnung, die Malerei die eines Anfängers. Die Reihe der Genremaler eröffnet Bürkel, dessen Talent unsere Ausstellung mit zwei ausgezeichneten Bildern bereichert hat. Das eine, „ein Pferdemarkt in Oberbayern" zeigt eine treffliche wahre Auffassung der Charaktere, ein tüchtiges Studium dieses Jahrmarktreibens, dieses Schachers und Betrugs. Das zweite „Ansicht des Tyrolischen Gebirgs von München aus gesehen," befriedigt ebenfalls den Beschauer in hohem Grade. Die Pferde auf beiden Bildern sind vortrefflich. Spitzweg aus München hat wieder eines seiner humoristischen Einsiedlerbildchen geschickt, es erregt allgemeine Heiterkeit. „Ein magerer ascetischer Inspektor will bei einem lustigen Bruder Tuck visitiren. Der Ueberraschte verbirgt in größter Geschwindigkeit eine am Spieß steckende halbgebratene Ente." Einen ziemlich ähnlichen Eindruck macht ein schön gemaltes Bild von Dyck in München: „Schutzheiligenfest in der Abtei Maulbronn." Ueber eine Treppe, die von der Küche ins Refectorium führt, werden ungeheure, nach besten Regeln der Klosterconditorei fabricirte Torten getragen. Ein Laienbruder, welcher große silberne Humpen und Trinkbecher putzt, wirft sehnsuchtsvolle lüsterne Blicke auf die Leckerbissen. Eben kein Bild für den Sitzungssaal eines Mäßigkeitsvereins! Von van Haanen in Wien vortreffliche „Winterlandschaft". Von Kauffmann in Hamburg zwei sehr schöne Bilder: „Heuernte" und „Ankunft der Post bei Nacht". Außer diesen sind noch ausgezeichnet: „Klosterruine im Winter" von Hasenpflug in Halberstadt. „Landschaft in Tyrol" von J. Lange in München. „Ulrichshof in Landsberg" (Mondschein) von Lichtenfeld in München. „Herannahendes Gewitter" von Peters in Stuttgart und „Viehweide im Herbst" von Eberle in München.

Portraits sahen wir mehre von den hiesigen Künstlern Kempf, Ort, Bender und Brotzelter, die alle wegen Aehnlichkeit und schöner Behandlung rühmliche Anerkennung verdienen.

Das Nietenblatt der diesjährigen Verloosung ist nach einer trefflichen Composition unseres L. Lindenschmitt: „Frauenlob von den Mainzer Frauen zu Grabe getragen." Die Lithographie ist von dem ausgezeichneten Künstler Hanfstängl in Dresden.

Die diesjährige Ausstellung ist die schönste, welche die Mainzer in ihren Mauern sahen; möge sie den Zweck des Kunstvereins erfüllen helfen, den Sinn für das Schöne zu wecken, und möchten namentlich die Mainzer einmal die Gelegenheit ergreifen, auch in pekuniärer Beziehung, in Betheiligung an der Verloosung, im fleißigen Besuch der Ausstellung zu beweisen, daß ihr Kunstsinn nicht am Ende von dem anderer Städte des rheinischen Kunstvereins überflügelt wird. Dagegen möge aber auch von Seiten des hiesigen Vorstandes Bedacht genommen werden, daß Kunstfreunde, welche diese schönen Bestrebungen unterstützen, artiger behandelt und nicht groben Insulten preisgegeben werden, wie sie ohnlängst zwei achtbare kunstliebende hiesige Bürger, ohne ihr Verschulden, von Seiten eines Beamten des hiesigen Vereines erfahren mußten.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 10. October. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim. — Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.

Montag, den 11. October. Martin Luther, oder: „Die Weihe der Kraft", Schauspiel in 5 Akten von Zacharias Werner. Frei für die Bühne bearbeitet.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 282. Dienstag, den 12. October 1847.

## * Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

(Fortsetzung.)

### Das Hungerjahr.

Vier Wochen waren seitdem vergangen. — Man lebte damals in einer theuern Zeit, der die Verzweiflung den Namen „Hungerjahr" gab. Menschen wie Vieh mußten sich kärglich behelfen; es war ein allgemeiner, großer Jammer.

Aller Hoffnungen waren auf die neue Ernte gerichtet; aber selbst für den glücklichen Fall, daß Gott sie vor Hagelschaden und nachtheiliger Witterung schütze, so stand sie doch zur Zeit noch grün auf dem Halm, und bis dahin, daß sie reif geworden, wollten sich Tausende hungernder Menschen nicht zufrieden geben. Es war viel Klage, viel Jammer und Noth in der Welt, grade so wie heute. Und doch mußte alles dieß ertragen werden und die Hoffnung auf eine bessere Zeit half es auch wirklich ertragen.

Auch in dem Martin'schen Bauernhofe stellte sich allmälig ein bedauerlicher Mangel ein, namentlich an Viehfutter, obgleich der alte Vater und nach dessen Tode Johann mit Vorsicht Haus damit gehalten. Dieser kaufte, soweit seine Mittel irgend dazu reichten, Futter und Kartoffeln auf; aber das Bedürfniß und die unerhört theuern Preise überstiegen bald seine Kräfte und er mußte nothgedrungen noch größere Beschränkungen in der Verabreichung des Futters eintreten lassen.

Das gute, sonst so wohlgenährte Vieh trug allmälig die Spuren dieser Beschränkung. Weniger glatt als früher, matt und unkräftig war es anzusehen. Johanns Herz wollte oft brechen und Thränen drangen aus seinen Augen, wenn sein liebes Vieh begierig die Hälse nach mehr Futter ausstreckte und nichts fand, oder laut brüllend seinen Hunger klagte, und er ihn nicht stillen konnte. Dann streichelte er freundlich die armen Thiere und sprach, als könnten sie ihn verstehen: „Es wird besser werden, Bläßchen; es muß besser werden, mein Scheckchen; geduldet euch nur noch ein Weniges." — Aber leider, es ward lange, lange nicht besser. Die Zeit der Ernte war zwar gekommen, doch sie erfüllte leider die gehegten Hoffnungen nicht. Das Korn war Anfangs durch zu große Dürre, dann durch zu anhaltenden Regen mißrathen, und die schönen Wiesen hatten zu lange unter Wasser gestanden, so daß das Heu nothwendig an Kraft und Güte verlieren mußte.

Johann und Michel hatten eine neue totale Mißernte zu beklagen. „Es ist eine harte Prüfung, Bruder!" sagte Johann traurig, doch ergeben. „Hol' der Teufel, sag' ich! es ist nicht zum Aushalten!" war Michels Gegenantwort, im höchsten Unmuthe. „Höre, Hans, ich bin dieses kümmerlichen Lebens satt. Man lebt nur einmal; darum sehe jeder zu, daß er dieß kurze Leben so angenehm sich mache, als er irgend kann. Schlechter als es heut zu Tage bei uns zu Lande ist, kann es nirgends in der Welt seyn. Aber ich weiß, wo's besser ist, und dahin zu gehen bin ich entschlossen. Willst Du mit, so ist es gut, wo nicht, auch gut; denn dann zahlst Du mir meinen Antheil an unserm Hofe aus, und ich gehe dorthin, wo man das Leben genießen kann, ohne im Schweiße des Angesichtes sein Stücklein Brod zu erringen. Satt, sag' ich Dir, bin ich dieser Müh' hier, und dieser Hungerleiderei!"

Johann hörte seinen Bruder mit mehr als bloßer Verwunderung an. „Und wohin willst Du gehen?" fragte er.

„Wohin Tausende gehen und aber Tausende, um ihr Glück zu schmieden, — nach Amerika," antwortete Michel entschieden.

„O Bruder, thu' das nicht!" bat Hans und fuhr eindringlich fort: „Wie wenige von den vielen Tausenden, die nach Amerika auswanderten, haben das Glück gefunden, welches sie suchten. Glaub' mir's, die bei weitem größere Zahl hat das Wenige, was sie noch aus der Heimath hinüber genommen, zusetzen müssen, um allein die Reisekosten zu bestreiten. Auch sahen die meisten, nachdem sie das ersehnte Ziel erreicht hatten, von all' den Hoffnungen auf Gewinn, der sie zur Auswanderung verleitet hatte, nicht eine wahr werden und mußten im fremden Lande ein viel elenderes Leben führen, als dasjenige war, welchem sie in der Heimath zu entfliehen meinten."

„Sag', was Du willst," entgegnete der Andere, „ich bleibe dabei, viele fanden in dem Vaterlande des Goldes Reichthum und Wohlhaben ohne alle Mühe. Und warum sollte ich nicht eben so gut zu diesen gehören, als zu jenen, denen es unglücklich erging? He? — Kurz und gut, Du magst erwiedern, was Du willst, mein Entschluß steht einmal fest. — Darum laß uns theilen, Hans! Oder laß uns den Hof auch ganz verkaufen und komm' mit!"

„Ich bleibe im Lande und nähre mich redlich!" versicherte ebenso entschieden Johann.

„Und darbe redlich, wolltest Du sagen," meinte höhnisch der Aeltere. „Quäle Dich ab, in Gottes Namen, Jeder nach seinem Gefallen! Ich kann Dich zu Deinem Glücke nicht zwingen; aber mach' dann Anstalten, mir meinen Antheil auszuzahlen, je eher, je lieber."

„Wie soll ich das? — Wovon, Michel?" fragte der Bruder vorwurfsvoll.

„Welche Frage? Du mußt Geld auf den Hof anleihen."

„Aber wo welches herbekommen in dieser geldarmen Zeit? Warte wenigstens, bis die Zeiten besser geworden."

„Da könnt' ich warten bis auf den St. Nimmerstag! Prosit Mahlzeit! — Nein, wenn Du nicht bald Anstalten machst, Geld aufzunehmen; so müssen wir den Hof verkaufen."

„Verschleudern, sag' lieber! Nein, Bruder, das geht nicht! Du ruinirst Dich und mich, wenn Du darauf bestehst."

„Ich will weiter nichts, als meinen Antheil vom Hofe. Mithin mußt Du Geld schaffen, und zwar bald: denn verlaß Dich darauf, Du hast eher keine Ruhe vor mir."

Nun liebte Johann eben so sehr den Frieden, wie er das kleine Gütchen seines Vaters liebte und sein Herz daran hing, und da er seinen Bruder zu gut kannte, um zweifeln zu können, derselbe werde das Gesprochene auch wahr machen, so ging er mit trübem Herzen an das schwere Geschäft, das ererbte Grundstück auf's Neue mit Schulden zu belasten, um dem Bruder seinen Antheil baar auszahlen zu können, und sich dadurch den Frieden zu erkaufen, wenngleich er nicht hoffen mochte, des Bruders Zukunft in glücklicher Weise dadurch gesichert zu sehen.

Indessen geschah diesem doch sein Wille, und Johann that nur, wozu Michel gewissermaßen ihn zwang. Dieß Bewußtseyn, nicht anders handeln zu können, beruhigte ihn; wenn es ihn auch nicht tröstete, daß sein Bruder so muthwillig einem fast voraussichtlichen Verderben entgegenging.

Nicht ohne große Opfer von Seiten Johann's hinsichtlich des hohen Zinses für die gemachte Anleihe und nicht ohne große Schwierigkeiten, die bei der Abschätzung des väterlichen Grundstückes unvermeidlich waren und wodurch Johann in offenbaren Nachtheil gerieth, kam endlich die Theilung der Brüder in das Vatererbe zu Stande.

Michel wanderte darauf aus nach dem Lande, das ihm als der Inbegriff allen Glückes von fern freud- und verheißungsvoll entgegenlachte. Johann aber blieb im Vaterlande und arbeitete weiter fort, rüstig, freudig und voll Gottvertrauen. (Schluß folgt.)

---

## Koletti.

(Fortsetzung.)

Das heroische Griechenland machte dem Feinde jeden Schritt streitig, den Blick beständig auf den Occident gerichtet, von wo es Hülfe erwartete. Maurokordato will sich an England wenden und schlägt vor, Griechenland unter dessen Protektorat zu stellen. Koletti widersetzt sich, mit ihm seine Palikaren. Tausend Projekte kreuzen sich, es ist sogar einen Augenblick die Rede davon, einem französischen Prinzen aus dem Hause Orleans die Herrschaft anzubieten. Während dieser Zerwürfnisse bemächtigt sich Ibrahim des Peloponnes: Schrecken herrscht überall. Man versicherte, jener blutdürstige Türke habe geschworen, alle Christen umzubringen. Der tapfere Karaiskakis und Koletti erheben Eginus und halten den wilden Sieger von Missolunghi auf.

Während dieser glücklichen Diversion hatten sich, Dank dem englischen Philhellenen Lord Cochrane, die beiden rivalisirenden Versammlungen von Aegina und Hermione zu einem einzigen Kongresse zu Trözene vereinigt. Unglücklicher Weise ließ sich der Kongreß von traurigen Einflüssen verleiten, dem Grafen Capo d'Istria, einem erklärten Agenten Rußlands, die Gewalt auf sieben Jahre zu übertragen. Der neue Präsident langte im Januar 1828 an, also drei Monate nach der Zerstörung der türkisch-ägyptischen Flotte durch die drei Mächte.

Damals beschäftigten sich diese Mächte ernsthaft mit Griechenland. Rußland ergriff die Initiative, in der Hoffnung, sich des neuen Staates zur Vergrößerung seines Einflusses zu bemächtigen. Die Ereignisse haben seine Erwartungen nicht gerechtfertigt, aber es hatte doch wenigstens den Muth, zu wollen, und es war ein großer Fehler von England und Frankreich, diese Initiative Rußland überlassen zu haben. Rußland schlug eine Präsidentschaft von sieben Jahren vor, in der Meinung, diese Zeit sey hinreichend, um seine Wünsche zu erfüllen. Der Präsident, dem man heute mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt, beschäftigte sich eifrigst mit dem materiellen Wohlstand des Landes; er verschaffte Geld, das ohne ihn Griechenland schwerlich gefunden haben würde; er stellte die innere Ruhe her und ihm verdankte Griechenland das Wohlwollen Rußlands.

Dem Präsidenten entgingen die Verdienste Koletti's nicht. Er berief ihn zu sich. Koletti war kein eifriger Anhänger Capo d'Istrias, aber er unterstützte ihn redlich, was man auch in dieser Beziehung sagen mag. Am 26. Mai 1828 wurde er nach den Inseln Hydra und Spezzia als außerordentlicher Sanitätsinspektor geschickt, und am 1. November desselben Jahres zum Gouverneur von Samos ernannt. Nachdem er die Rechte dieser Insel, durch die Versöhnung der beiden Parteien, die sich dort gegenüberstanden, wieder hergestellt hatte, zog er sich, trotz der Gegenvorstellungen des Präsidenten, der seine Dienste nicht entbehren wollte, nach dem Peloponnes zurück.

Nach dem Tode Capo d'Istria's wurde er berufen, mit Augustin Capo d'Istria und Kolokotroni einen Regierungsausschuß zu bilden, dem man die Gewalt bis zur Eröffnung des Kongresses in Argos übertrug. Dies hieß, sagt einer seiner Freunde, seinen Patriotismus auf eine schwere Probe stellen. Es ist wahr, und ich fürchte, daß die Liebe der Gewalt die Haupttriebfeder Koletti's war. Gewiß ist, daß der Krieg zwischen den drei Parteien ausbrach. Koletti trug auf dem Kongresse zu Argos auf die freie Wahl einer Nationalversammlung an, was ihm verweigert wurde. Er zog sich nach Megara zurück, von wo er gegen Augustin marschirte und ihm eine totale Niederlage beibrachte. Er rühmte sich dieses Sieges. „Ich bin ein Mann von Megara," sagte er im Jahre 1846 auf der Tribüne. Am 25. Mai 1831 rückte er in Argos ein. „Das Volk hat mich, schrieb er einem Freunde, mit Oehlzweigen in der Hand empfangen, meine Truppen trugen deren ebenfalls. Die Bürger umarmten die rumeliotischen Krieger, und alle riefen: Eintracht, bürgerliche Eintracht. Es war ein herrliches Schauspiel. Bruder, ich weinte vor Freude." Von Argos eilte er nach Nauplia, welches er ohne Blutvergießen in Besitz nahm. Da Kolokotroni nach Kamphine geflüchtet war, und Augustin für immer Griechenland verlassen hatte, so unterhandelte Koletti mit dem Senat und den Repräsentanten der großen Mächte.

Die Londoner Konferenz erhob den bayrischen Prinzen Otto auf den Thron von Griechenland. Koletti beeilte sich, den neuen König anerkennen zu lassen, ohne Stipulationen, wie die Deputirten es wünschten. Er schenkte keinem der Vorschläge, die ihm gemacht wurden, Beachtung, so schmeichelhaft sie auch seinem Ehrgeize waren. (Man bot ihm die Präsidentschaft an.) Er kannte sein Land und dessen Lage viel zu gut, um nicht zu begreifen, daß es vor Allem eines stabilen, festen Gouvernements bedurfte, und es ist nicht sein

kleinster Ehrentitel, daß er bei dieser verführerischen Gelegenheit sich zu beherrschen wußte.

Er verlangte von dem neuen Gouvernement die Revision und Promulgation der Constitution von Epidaurus; aber Hr. v. Armansberg, einflußreichster Minister und den absoluten Mächten ergeben, verweigerte es. Koletti vertraute der Zukunft, und fuhr fort dem Gouvernement in loyaler Weise zu dienen, obgleich er dessen Gang und Haltung nicht billigen konnte. Er zerstreute die Truppen Kolokotroni's, jenes alten unruhigen Klephten, unterwarf das insurgirte Attika, und die Rumelioten, die — wie es heißt — auf Veranlassung Rußlands einen Aufstand versucht hatten. Diesen Erfolgen verdankte er das Ministerium des Innern und die Präsidentschaft des Cabinets. Selbst seine Feinde gestehen, daß diese Zeit reich an bedeutenden Resultaten ist. Er proclamirte die religiöse Freiheit, ohne welche Griechenland in neue Bürgerkriege gestürzt worden wäre.

Im Jahr 1835 ward der König für großjährig erklärt und der erste Akt der Großjährigkeit war die Erhebung des Grafen Armansberg auf den Posten eines Erzkanzlers. Der allmächtige Minister setzte von jetzt an seinem Stolze keine Grenzen mehr; er entfernte aus Griechenland alle bedeutenden Männer, die er fürchtete und in deren Gegenwart er nicht die Constitution zu verletzen wagte. Koletti wurde als Gesandter nach Paris, Maurokordato nach London, Metaxas nach St. Petersburg geschickt.

Koletti ist heute ungefähr 60 Jahre alt, obgleich man ihm höchstens 50 Jahre gäbe. Seine Physiognomie bietet einen Ausdruck von Feinheit und Gutmüthigkeit; sein Blick ist abwechselnd scharf und einschmeichelnd, je nachdem er einschüchtern oder gewinnen will. Sein schwarzer Schnurrbart harmonirt auf's Trefflichste mit seiner braunen Gesichtsfarbe, sein Wuchs ist edel, sein Gang von militärischer Festigkeit. Er trägt beständig seine Fustanelle (weißes Ueberkleid mit unzähligen Falten) und den Fez (rothe Mütze). Seine Unterhaltung ist pikant; er schwelgt mit Geist und schmeichelt zum Entzücken; seine Galanterie gegen die Frauen hat ihres Gleichen nicht in Griechenland, aber seine Sitten sind vorwurfsfrei.

„Während seines achtjährigen Aufenthalts zu Paris studirte er", sagt Le Bas, „das complicirte Ruderwerk des constitutionellen Gouvernements, dessen Vortheile und Nachtheile, Ressourcen und Gefahren, aber stets in Bezug auf Griechenland, mit dessen Zukunft er sich unausgesetzt beschäftigte." Im Juli 1843 ward er abberufen und verließ im Monat August Paris, wo ihm die griechischen Studenten als Zeichen ihrer Dankbarkeit eine Medaille verehrten.

Griechenland war unterdessen in fortwährender Aufregung; ein unfähiges Ministerium bot der Reizbarkeit der Nation vielfachen Stoff, der Haß gährte von Neuem und in diesem Zustand der Dinge, sagt man, erschienen die Partisanen Rußlands auf dem Schauplatz. Am 15. Sept. 1843 brach eine Revolution aus, deren Anstifter sie waren, ohne Nutzen daraus zu ziehen. Man bestürmte den König: „Man verräth Sie," hieß es, „wir sind Ihre einzigen Freunde, mißtrauen Sie dem Volke." Aber der König voller Festigkeit, widerstand und bewies so seine Liebe zum Volke. Metaxas wurde Minister.

Die Kammer der Deputirten ward mit außerordentlicher Festigkeit eröffnet. Der Hauptzweck ihrer Zusammenberufung war die Revision der Konstitution; in den Debatten herrschte eine große Verwirrung, aber die verschiedenen Artikel wurden mit einer starken Majorität votirt.

Mehrere wichtige Fragen beschäftigten diese erste konstitutionelle Kammer. Die auf die griechische Kirche bezügliche ward mit der Achtung behandelt, welche die Griechen immer für die Religion gehabt haben. Koletti erklärte sich für die spirituelle Einheit des griechischen Glaubens, verlangte die temporäre Trennung der Nationalkirche von dem Patriarchat zu Konstantinopel und votirte mit der ganzen Versammlung den Artikel der Konstitution, nach welchem jeder König von Griechenland sich zur orthodoxen Religion bekennen soll. Mehrmals nahm er das Wort, er zeigte sich aufgeklärt und liberal in allen seinen Reden. (Schluß folgt.)

---

## Tabletten.

** Ein Trauerspiel-Entwurf von Schiller. In mehreren Blättern wurde vor einiger Zeit die Nachricht ertheilt, in dem Nachlasse der Schwägerin Schiller's, der Frau v. Wolzogen, habe sich ein Trauerspiel von Schiller vorgefunden. Da aber von einer so schätzbaren Reliquie nicht früher schon Kunde geworden, nachdem Hoffmeister aus den Händen des Sohnes Ernst v. Schiller Alles empfangen zu haben schien, was in dem Nachlasse irgend der Bekanntmachung werth war, so erhoben sich Stimmen des Zweifels, ob wohl die Auffindung eines ungedruckten Trauerspiels überhaupt in Wahrheit bestehe. Zur Feststellung der Thatsache diene Folgendes. Vorliegt eine Skiagraphie zu einem Trauerspiele: „Sophia v. Cleve." Der Entwurf enthält eine vollständige Verzeichnung der Handlung in Akte und Scenen, die Angabe des Inhalts der Dialoge, die Schilderung der Charaktere und deren Aeußerungen, selbst an einzelnen Stellen die Namen der Schauspieler, welchen die Rollen zuzutheilen wären; nirgends aber eine poetische Ausführung. Den Stoff bildet das Leben der Kurprinzessin Sophia Dorothea von Hannover, der Tochter des Herzogs Georg Wilhelm von Celle, welche von dem Vater aus politischen Gründen in ihrem 16. Jahre (1682) mit dem Kurprinzen Georg Ludwig, nachmaligem König von England, verlobt und in dieser unglücklichen Ehe wegen eines Liebesverhältnisses zu dem Grafen Königsmark, durch die Verfolgungen der Maitresse des Kurfürsten Ernst August, der Gräfin v. Platen, und der Geliebten ihres Gemahls, des Fräuleins v. Schulenburg, in das schmachvollste Elend verstoßen wurde. Sie ward nach der Trennung der Ehe auf das Schloß Aalen verbannt, der Graf Königsmark wahrscheinlich ermordet. Neuere Schriftsteller haben durch Bekanntmachung einzelner Documente die Geschichte der unglücklichen, wenn auch nicht schuldlosen Fürstin vervollständigt, neuestens auch Palmblad in den Blättern für literar. Unterhaltung, Nr. 182 f., durch Mittheilung einer ungedruckten Korrespondenz über die Begebenheit und die handelnden Personen ein neues Licht verbreitet. Schiller ist dagegen in seinem Entwurfe der Tragödie ganz der damals bekannten Geschichte gefolgt und hat besonders den Gegensatz des prunkvollen Scheinlebens am Hofe und der innern moralischen Zerfallenheit hervorgehoben. Die Katastrophe geht in die Verbannung der bei der beabsichtigten Flucht überraschten Prinzessin aus. Wäre man sicher, daß nicht alsbald fertige Hände zur Ausführung der Skizze sich anschickten, würde deren Bekanntmachung von nicht geringem Interesse seyn. Brem.-Ztg.

** Bei dem thüringischen Sängerfeste hat sich, wie sächsische Blätter erzählen, der eigenthümliche Fall zugetragen, daß schon zwei Tage vor dem Feste eine Nummer der „Illustrirten Zeitung", die Beschreibung des Festes enthaltend, in Eisenach zum Verkauf ausgeboten wurde. Sogar

die laut gewordenen Gefühle, welche das Volk nach vorgetragenen Stücken ausgedrückt haben sollte, waren in dieser Beschreibung bereits geschildert. Nun betraf dieß aber selbst solche Stücke, welche gar nicht zum Vortrage kamen, da man sich in dem Verlauf des Festes nicht in aller Strenge an das Programm hielt. Wie Manches in Wegfall kam, so wurde Anderes aus dem Stegreife gegeben.

*** Nach einem Berichte aus St. Omer in der „Gazette des Tribunaux" war neulich der Graf Adolph de Gomer in dem Walde bei seinem Schlosse Wolphus auf der Jagd, als er einen kleinen Jungen auf einer Eiche sah, der dürre Zweige abbrach und sammelte. Der Graf rief ihm zu: „Ich habe schon lange versprochen, auf dich zu schießen, und jetzt will ich's thun." Der Kleine bat weinend um Gnade und gelobte, nie wieder einen Baum zu besteigen. Umsonst, der Graf schoß und der Knabe stürzte in seinem Blute gebadet zur Erde. Nahe Arbeiter hoben ihn auf und machten Anzeige, worauf die Untersuchung gegen den Grafen eingeleitet wurde.

## Korrespondenz-Nachrichten.

Darmstadt, 8. October.

Noch prangen unsere schönen Buchwälder im Schmuck des Laubes, aber es fängt an gelb zu werden und herabzufallen. Die Natur beginnt sich allmälig zu ihrem Winterschlafe vorzubereiten, früher als sonst zog sich das Leben daraus zurück. In großen Städten beginnt das innere Leben zu erwachen, wenn sich die Natur zur Ruhe begibt. Bei uns gewahrt man von diesem Erwachen weniger, da es nicht recht dazu kommen will; ein gewisses Schlafwachen liegt immer über uns ausgebreitet, jetzt fast mehr als sonst, da das Sausen und Pfeifen der Locomotive, welches sonst überall Leben und Betriebsamkeit zu wecken pflegt, uns noch mehr in Ruhe eingelullt hat. Die Eisenbahn hat Darmstadt einen unberechenbaren Schaden zugefügt; Fremde, die sonst von den Posttransporten gerüttelt, sich zuweilen hier zu erholen pflegten, ziehen jetzt im Fluge vorüber. Die Einheimischen benutzen sie zu Ausflügen in die Umgegend; aller Verkehr, alles Geld, welches sonst in Darmstadt cirkulirte, wird jetzt durch die Bahnzüge hinweggeführt. Unsere Gasthäuser, unsere freundlichen Wirthschaftsanlagen um Darmstadt herum werden nur noch wenig besucht. Viele Bedürfnisse, die man sonst von hiesigen Geschäftsleuten bezog, bringen uns jetzt die schnellen Bahnzüge. Was für Darmstadt lucrativ hätte werden können, kommt andern Städten zu gut. Wir haben keinen andern Gewinn als das Vergnügen, zuweilen für unser Geld mit dahin sausen zu können. Doch geht auch dieses Sausen nicht immer wie es sollte und noch manches läßt unsere Eisenbahneinrichtung zu wünschen übrig. Am verflossenen Dienstag kam die Locomotive von Frankfurt her mit gelähmten Fittigen hier an. Der Zug mußte nahe an zwei Stunden halten, da erst eine andere mobil gemacht und der Bahnzug vom nächsten Wechselorte Zwingenberg heruntergeholt werden mußte. Eine Reservelocomotive in Bereitschaft zu halten, hält man für überflüssig oder für zu kostspielig, da doch eben sonst kein Mangel an Ueberfluß kostspieliger Einrichtungen vorhanden ist. Kein Signal von einem Wechselplatze zum andern darf ohne das Comité gegeben werden. Da sich nun dieses getheilt in Frankfurt, Darmstadt und Heidelberg befindet, so muß jedes Signal unterbleiben, und bei Vorfällen, wie der eben berührte, eine unangenehme Stockung in den Zügen erfolgen. Von einem Telegraphen ist vor der Hand noch keine Rede; man spart am Nöthigsten, um es für Unnöthigeres zu verwenden. Die Herren Bahnbeamten, die sonst wie Paschas von drei Roßschweifen herumstolziren, lassen sich bei solchen Gelegenheiten nicht sehen; sie lassen das Publikum murren und warten. Im Uebrigen hat sich der Reiz der Neuheit, die Bahnzüge vorübereilen zu sehen, ziemlich verloren; der Bahnhof ist meist so einsam wie ein Feenpalast, wo alles durch unsichtbare Kräfte in Bewegung gesetzt wird.

Das Theater versammelt nun wieder, wenn auch eben nicht sehr zahlreich, das Publikum zu den wechselnden Spielen der Musen. In einem jüngsten Berichte von anderer Hand wurde bereits die Wiedereröffnung des Theaters mit einer neuen Oper, „die vier Haimonskinder", mitgetheilt. Das darüber Gesagte kann nur bestätigt werden. Der Compositeur ist zu beklagen, daß er sein schönes Talent an eine gar zu matte Handlung verschwendete. Für einen rechten Dichter wäre der Stoff ein vortrefflicher gewesen; so aber ist eins der schönsten deutschen Volksmärchen auf eine jämmerliche Weise verunstaltet worden. — Die inneren Bauveränderungen des Theaters zur Verhütung von Unglücksfällen bei etwaiger Feuersgefahr sind im Ganzen zweckmäßig ausgefallen. Es führen nun bis in die obersten Räume breite Treppen, die Ausgänge sind vermehrt, so daß sich das ganze Haus schnell und gefahrlos seiner Zuschauermasse entleeren kann. Warum aber wurde der Korridor vor dem Parterre zugemauert und die Verbindung der beiden Seiten unterbrochen? Vermuthlich um zu neuen kostspieligen Bauveränderungen demnächst gegründete Veranlassung zu geben und den nunmehr nutzlos gewordenen leeren Raum entweder zur Vergrößerung des Parterres zu verwenden oder die alte Verbindung wieder herzustellen. — An sonstigen Neuigkeiten sahen wir bis jetzt: König René's Tochter; eine Frau, die sich zum Fenster hinausstürzt; und Industrie und Herz. Das erste ist eine schöne Blüthe der Poesie aus dem Dänischen, das zweite eine gewöhnliche französische Flitterblume, das dritte endlich ein originell mattes Lustspiel, wovon weder die Industrie des Theaters einen Gewinn hat, noch das Herz der Zuschauer erwärmt wird. — Die Theaterwelt ist eine Welt im Kleinen und es fehlt hier wie dort nicht an falschen Begriffen und Verkehrtheiten. Wurde im verflossenen Frühjahre in einem Theaterberichte von hier aus die Stellung eines Intendanten beleuchtet und die Schwierigkeiten derselben hervorgehoben, so ist diesem zwar nicht zu widersprechen; sie werden aber um so größer, je mehr sie die Kräfte der Begegnung in Anspruch nehmen und je mehr man sich auf Dinge einläßt, die nicht zur Hauptsache gehören. Mich weiter darüber zu verbreiten, will ich für jetzt unterlassen; ich hoffe aber, man wird mich begreifen und mir erlauben, mich zu einem andern Gegenstande hinzuwenden, der mehr das öffentliche Interesse in Anspruch nimmt, als die bunten Erscheinungen in und auf der Theaterwelt. (Schluß folgt.)

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 11. October. Martin Luther, oder: „Die Weihe der Kraft", Schauspiel in 5 Akten von Zacharias Werner. Frei für die Bühne bearbeitet.

Dienstag, den 12. October. Norma, große Oper in 3 Abtheilungen, von Bellini. (Gastrolle) Norma: Frau Steiner-Coradori, vom ständischen Theater zu Grätz.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 283.** Mittwoch, den 13. October **1847.**

* Bleibe im Lande und nähre dich redlich.

(Schluß.)

### Ein Kranker.

Mehrere Jahre vergingen. Die Zeit der Noth war vorüber; sie war damals so groß gewesen, wie sie leider gegenwärtig wieder ist, — und sie ging dennoch vorüber, weil kein Leiden ohne Wandel ist. Und so werden auch die bittern Nothstände und die Leiden der Gegenwart vorübergehen.

Es war Herbst. Gesegnete Ernten in jeder Art füllten Scheunen und Speicher, auch die unsers Freundes Johann. Mit frohem, dankbarem Blicke sah er zum Himmel auf, wie er im Unglück vertrauensvoll zu ihm aufgeblickt hatte. Er hatte in jeder Art Ursache, Gott recht dankbar und mit seinem Loose zufrieden zu seyn. Ein gutes braves Weib stand seit zwei Jahren liebevoll ihm zur Seite. Unter ihrer fleißigen Hand blühte der innere Wohlstand des Hauses sichtbar auf, wie sich der der äußern Wirthschaft nach manchem Kampfe mit Widerwärtigkeiten endlich unter Johanns strebsamer Leitung hob und befestigte.

Schon war er im Stande gewesen, einen Theil der Schuld, welche er auf den Hof hatte aufnehmen müssen, abzutragen, und er hoffte, mit der Zeit sich und seinen Kindern ein schuldenfreies Besitzthum sicher zu stellen. So lebte er denn genügsam und zufrieden fort, sein Weib mit ihm. Beide waren glücklich, eben weil sie zufrieden waren.

Es war ein stürmischer Herbstabend. Düstre Wolken zogen am Himmel herauf, auf ein Unwetter für die Nacht hindeutend. Johann schloß darum vorsichtig die Lucken an Scheunen und Speichern, ging dann in die Ställe, streichelte liebevoll wie einst in der Zeit der Noth, aber jetzt mit ruhig freudigen Gefühlen, nicht wie damals unter Thränen, sein liebes Vieh, für das nun ja auch bessere Zeiten gekommen waren und das nun wieder spiegelglatt und wohlgenährt aussah, gab den drei Pferden und den Kühen und Ochsen das Nachtfutter, sah dann nach, ob das Heck, welches sein Gehöft von der Landstraße trennte, befestigt war, damit der etwaige nächtliche Sturm nicht Schaden thue an Haus, Hecke und Zaun, und wollte nun in's Haus zurückgehen zum Abendbrod.

Da trat Maria, sein Weib, ihm entgegen. „Geh' nur hin und iß, lieber Mann", sprach sie, „ich muß nur noch einmal in den Garten und Kohl aufnehmen für morgen, ehe es regnet; gleich bin ich wieder da."

Johann ging in die Stube und setzte sich zum einfach kräftigen Abendbrod, das in irdener Schüssel auf dem blendend weißen Tischgedeck stand. Aber kaum hatte er zu essen angefangen, als seiner Frau Stimme ihn wieder hinausrief in den Kohlgarten.

„Großer Gott!" rief sie und deutete dabei auf einen elenden Karrenwagen, der jenseits des Gartenzaunes auf der Landstraße stand, „sieh, auf dem Karren liegt ein armer Kranker, der nicht weiter kann."

Johann rief den Mann, welcher den Karren lenkte, heran und erfuhr von diesem, daß der Kranke von Polizeiwegen in's nächste Arbeitshaus abgeliefert werden solle, da er als vagabondirender Bettler aufgegriffen worden; er müsse ihm bis dahin aber unter den Händen sterben; daher wolle Johann einstweilen seiner sich erbarmen und ihn in sein Haus aufnehmen, bis er so weit sich erholt habe, um den Transport ertragen zu können oder bis er — gestorben sey.

Johann sagte kein Wort; aber er handelte, wie immer, als Christ und Menschenfreund. Sofort schaffte er mit Hülfe des Karrenführers den Kranken in sein Haus, und er wie Maria thaten Alles, was bei dem bedenklichen Zustande des Fremden ihnen nothwendig schien.

Stunden gingen indeß darüber hin, ehe der Kranke sich aus dem todtenähnlichen Zustande, in den er in Folge gänzlicher Erschöpfung aller Lebenskräfte versunken war, so weit erholte, um mühsam die Augen aufzuschlagen. Sein erster Blick fiel auf Johanns Antlitz, der neben dem Kranken stand, ihn aufmerksam betrachtend, und seine eigenen Gedanken zu haben schien.

Erst sah der Kranke Johann starr und bewußtlos an; allmälig aber nahmen seine Augen den Ausdruck rückkehrender Besinnung an, zugleich aber den einer tiefen Trauer und einer gewissen Scham. Er drehte den Kopf auf die andere Seite, als wolle er nicht sehen und gesehen werden.

Johann rührte sich nicht von der Stelle. Ueber seine sonngebrannten Wangen liefen ihm unbewußt zwei große helle Thränen; seine arbeitsharten Hände falteten sich zusammen, wie zu einem stillen Gebet. So tief gerührt hatte Marie ihren Mann noch nie gesehen; sie trat näher zu ihm: „Lieber Mann, was fehlt Dir?" fragte sie theilnehmend.

„O, mir fehlt nichts, Marie," sagte er schluchzend; „aber ich habe meinen Bruder wieder, Frau. Dieser ist's!" flüsterte er Marien heimlich ins Ohr.

Der Kranke hatte es doch gehört; er wandte wieder den Kopf um und fragte: „So kennst Du mich?"

„Ja, Bruder!" rief Johann freudig, „gewiß war es Gottes Wille, daß man Dich armen Kranken grade in Dein Vaterhaus und zu Deinem Bruder bringen mußte. Wir wollen Gott danken."

„Hans, ich verdiene nicht, daß Du so edel gegen mich handelst."

„Michel, laß das!“ erwiederte Jener, „sind wir nicht Brüder? Was ist da noch weiter nöthig, um gut zu denken gegen einander? Und dann — verdienen? Verdienst haben wir alle wenig; aber das Gute kommt doch, wenn Gott es nur zuträglich für uns findet.“

Der Kranke erholte sich endlich, wenn auch nur langsam. Johann und Marie fragten ihn um nichts, was seine Vergangenheit anbetraf; sie waren gut und freundlich gegen ihn, wie gegen einen ihrer Hülfe bedürfenden Unglücklichen, ohne selbst daran zu denken und noch viel weniger, ohne es ihn je empfinden zu lassen, daß er wohl selbst sein Unglück verschuldet habe. Nachdem Michel ganz genesen, erfuhr man folgendes von ihm.

### Der Auswanderer.

Als er in Amerika angekommen, war er in Folge der Seereise und des ungewohnten Klima's sogleich krank geworden und während vieler Monate von einem fürchterlichen Fieber gequält. Nachdem dieses ihn verlassen, machte er die traurige Entdeckung, daß seine von Hause mitgenommene Baarschaft durch Reisekosten und Krankheit sehr zusammengeschmolzen war und daß alle die schmeichlerischen Hoffnungen auf mühelosen Gewinn von Schätzen, die ihn nach dem fremden Lande gezogen, jetzt in leere Täuschungen zerfielen.

Um leben zu können mußte er auch hier an Arbeit denken. Diese war aber der ungewohnten Hitze wegen unsäglich schwerer, als sie in Europa gewesen. Dem von Natur Arbeitsscheuen und Ungeduldigen wurde solch' ein gequältes Leben endlich unerträglich. Einige Jahre schleppte er es verdrossen mit sich fort. Dann aber machte er sich voll bitterer Vorwürfe auf den Weg ins Vaterland zurück. Nur mühsam konnte er die Ueberfahrtskosten nach Europa aufbringen; dann aber blieb ihm nur der — Bettelstab.

Ein elender, siecher, mit der Welt zerfallener Mensch betrat er den heimischen Boden wieder, den er einst so übermüthig verlassen. Jetzt hatte er auf der weiten Welt nur noch eine Hoffnung: — seinen Bruder Johann. Zu ihm wollte er. Den Wanderstab in der Hand, vom Mitleid seiner Nebenmenschen sein trauriges Daseyn fristend, durchzog er viele Länder. Endlich fehlten ihm nur noch wenige Meilen bis zu dem Dorf, wo sein Bruder lebte. Da schwanden seine letzten Kräfte. Todtkrank wurde er von der Polizei als Vagabond aufgegriffen und sollte in's nächste Arbeitshaus gebracht werden.

Wir wissen wie die gütige Vorsehung ihn seinem Bruder zuführte.

„Und jetzt“, sagte der Unglückliche, „jetzt hab' ich es erkannt, um zu leben, muß man arbeiten, allüberall; aber man muß auch arbeiten, um mit sich selbst zufrieden und dadurch glücklich zu seyn. Mir thut meine verlorene Vergangenheit bitter leid. Vergib mir, Hans! Ich werde mich bessern! Laß mich bei Dir bleiben und Dir dienen und für Dich arbeiten als Knecht, wenn Du's willst. Gib mir nur dafür mein täglich Brod.“

Johann umarmte den tiefgebeugten, reuigen Mann. „Bruder,“ sagte er tröstend, „Gottes Segen ruhte in den letzten Jahren sichtbarlich auf unserm Vatererbe; es ernähre fortan uns beide! Darum bleibe getrost bei mir. Doch nicht als Knecht, wohl aber als Bruder. Nicht so, Marie?“

Marie drückte ihrem Mann freudelächelnd die Hand; Michel aber sagte: „Ich habe das nicht um Euch verdient, aber ich will es verdienen; und Gott segne Euch dafür!“

Und dem geschah also. Gottes Segen ging sichtbar mit Allen.

---

## Koletti.

(Schluß.)

Ausgebeutet von den Fremden und den Abenteurern aller Nationen, trieben die Griechen ihren Haß gegen die Ausländer so weit, daß sie über das Ziel hinausfuhren; jeder Grieche, außerhalb der Gränzen des kleinen Staates und während des Befreiungskrieges geboren, ward von den öffentlichen Aemtern ausgeschlossen. Erst nach einem zweijährigen Aufenthalte in Griechenland erlangte er Bürgerrechte. Bei dieser Gelegenheit hielt Koletti jene berühmte Rede, worin er ausrief: „Griechenland, meine Herren, zwischen dem Orient und dem Occident, gleichsam wie ihr Bindemittel, gelegen, verdankt seiner geographischen Lage seine Vergangenheit und seine große Zukunft, die Sie nie aus den Augen verlieren dürfen.“ Diese Worte wurden nicht beachtet, denn durch das Votum des gedachten Dekrets zerriß man die Einheit der hellenischen Familie, bis dahin verbunden durch Religion und Sprache. Herr Soutzo, der den Debatten beiwohnte, sagte von Koletti: „Der epirische Löwe, kaum seine Mähnen schüttelnd, betrachtete mit ruhiger Verachtung die Wuth seiner Gegner.“

Als Maurokordato Minister wurde, bot er Koletti ein Portefeuille an; dieser aber, seinem ewigen Nebenbuhler nicht trauend, wies das Anerbieten zurück. Das Ministerium überlebte die Wahlen von 1845 nicht. Am 16. August desselben Jahres beauftragte der König Koletti mit der Bildung eines Kabinets. An dem Abend desselben Tages brachen Unruhen in Athen aus, was die Gegner Koletti's zu der Bemerkung veranlaßte, er sei vermittels der Insurrektion zur Gewalt gelangt. Metaxas übernahm das Portefeuille der Finanzen. Diesem fehlte es nicht an Fähigkeiten, aber über seinen persönlichen Animositäten vergaß er zu sehr die Geschäfte; er destituirte alle Maurokordisten. Koletti folgte diesem Beispiele nicht; aber bedeutende Zerwürfnisse herrschten zwischen den beiden Ministern. Die orthodoxen Deputirten, über die Metaxas verfügte, votirten fast immer gegen das Ministerium. Der griechische Moniteur bemerkte es. Koletti verlangte endlich kategorische Erklärungen von seinem Kollegen, der sie nicht gab und sich zurückzog.

Am 22. Dezember 1846 eröffnete sich die Kammer zum zweiten Mal in Gegenwart des Königs. Die Rede Otto's war voller Würde, die Antwort der Kammer passend. Am 2. Februar eröffnete Metaxas die Debatten. Seine Rede war seines Rufes würdig. Sein Sichgehenlassen auf der Tribüne war nur scheinbar, verbarg aber seine Schwäche. Man klatschte ihm Beifall. Koletti antwortete seinem ehemaligen Kolegen kurz und energisch. Hierauf behandelte er mit großer Gewandheit die Frage von dem Remboursement der Schulden.

Herr Provelegios, Deputirter der Opposition erschien nach ihm auf der Tribüne. An seinem Vortrag erkannte man den parlamentarischen Redner. Seine Phrasen waren rein und elegant, seine Bewegungen anständig, seine Haltung voller Zierlichkeit. Seine Nachfolger verloren sich in Allgemeinheiten oder wenig bestimmten Angriffen, ihre Klagen liefen sämmtlich darauf hinaus, das Ministerium wolle die Constitution

zerstören. Dieses Thema variirten sie so wenig, daß [illegible]etti die Geduld verlor. „Ich bin hierher gekommen,“ sagte er, „mit dem tiefen Bewußtseyn meiner Pflicht und bereit, mit Aufmerksamkeit die patriotischen Bemerkungen zu hören, die man über meine Politik und meine Verwaltung machen würde; aber, meine Herren, ich verberge Ihnen nicht meinen Schmerz über die Entstellung der Thatsachen.“

Ein anderer Vorwurf, den man ihm machte, war wenigstens sehr sonderbar. Man sagte ihm, er sey nicht gel[illegible] nicht fähig. „Behaupten,“ rief er aus, „der erste [illegible] der Minister des öffentlichen Unterrichts, Koletti sey [illegible] Ich kenne die Wissenschaft wie Sie; ich habe meine [illegible] gemacht wie Sie; es ist daher nicht erlaubt, zu sagen, daß ich unfähig sey, daß ich die Wissenschaft nicht kenne.“

Andere werfen ihm vor, er behaupte die Gewalt zu lange, das Vaterland erwarte Größeres von ihm; Alle entfernten sich in dieser Art von den eigentlichen Fragen. Es handelte sich übrigens in dieser Sitzung nur davon, nicht stumm zu seyn und zu zeigen, daß man des Wortes mächtig sey: die praktischen Resultate der Session waren glücklich. Das Publikum verfolgte mit Aufmerksamkeit die Debatte und hieß alle Gesetze willkommen, welche nach und nach votirt wurden. Der Ackerbau nahm einen neuen Schwung; die Marine übertraf alle Erwartungen; die politische Meinung wurde mächtiger; neue Bande, gemeinschaftliche Interessen vereinigten die so lange isolirten Griechen, der Mechanismus der Verwaltung vereinfachte sich.

Koletti besitzt die Gewalt für eine lange Zeit. Die Wahlen waren gänzlich zu seinem Vortheil. Er verdient nicht die ihm in dieser Beziehung gemachten Vorwürfe, er hat nicht corrumpirt. Wie konnte er auch mit seinem schwachen Budget corrumpiren? Während der Wahlen suspendirte er alle gerichtlichen Verfolgungen gegen die Steuerpflichtigen, eine Maßregel, die zu treffen das Gesetz ihm erlaubte.

Die schwache Seite Koletti's ist die Verwaltung der Finanzen. Ich werde darauf zurückkommen und bei dieser Gelegenheit nicht vergessen, von den Reformvorschlägen des Hrn. Eynard zu sprechen. Gelingt es Koletti, die Finanzen glücklich zu leiten, so wird er noch für eine lange Zukunft der populärste Minister seyn. Er verdient es mehr als jeder Andere, denn er ist der Mann der **nationalen** Partei. (Revue des affaires étrangères. Das Original ist unterzeichnet: H. L. des Princes de W..... Branche de Prusse.)

## Tabletten.

*** **Gellert's** Grabmal, als auf dem Friedhof befindlich, der zunächst geebnet und zu einem freien (wahrscheinlich Markt-) Platze umgeschaffen werden soll, soll auf den neuen Gottesacker versetzt werden. Wahrscheinlich geschieht dieß in aller Stille, obgleich Gellert-Enthusiasten die Versetzung unter einer öffentlichen Feierlichkeit vorgenommen wissen wollen. In Hainichen, dem Geburtsorte Gellert's, soll dem frommen Dichter ein Denkmal errichtet werden. Welches? — darüber scheint man noch nicht einig zu seyn.

*** Im Hospital von Arras befinden sich drei Ueberbleibsel der alten Armee, und zwar sind alle drei — **Trommelschläger**. Der erste, Imbert Provençal, ist 80 Jahr alt, hat unter Ludwig XVI. gedient, den ägyptischen Feldzug mitgemacht, und die Armee erst nach der Schlacht von Waterloo verlassen; der zweite, Delaby, hat die Feldzüge in Spanien und Portugal mitgemacht, und ist auf der Insel Cabrera, entsetzlichen Andenkens, gefangen gewesen; der dritte, Delmolle, hat Napoleon im Jahre 1814 nach Elba begleitet, und war Trommelschläger in der kaiserl. Garde. Alle drei genießen einer vortrefflichen Gesundheit.

*** Die reizende Eremitage, welche E. Sue in der rue de la Pépiniaire bewohnte, existirt jetzt nur noch in der Erinnerung; sein Garten, einer der letzten Gärten von Paris, ist jetzt mit Steinen bedeckt. — Als wir ihn zum letzten Male dort besuchten, erzählt ein französisches Journal, empfing er uns in seinem Schlafzimmer. Man denke sich unser Erstaunen, als wir unter dem Bett einen Sarg erblickten. „Oh, oh,“ sagten wir zu Eugene Sue, „verdanken Sie Ihre Popularität diesen trüben Gedanken?“ — „Gott soll mich vor solchen Gedanken bewahren,“ entgegnete er; „ich machte eines Tages, schon vor langer Zeit, aber ich werde es nie vergessen, eine Anleihe bei einem Wucherer erster Größe; er zwang mich, eine Anzahl Särge als Geldeswerth anzunehmen. Ich habe diesen hier als Andenken mir reservirt, und zugleich die Entdeckung gemacht, daß es zur Aufbewahrung von Pantalons kein passenderes und bequemeres Möbel gibt. A. Thz.

*** Der „Berliner Seehund“ welcher schon so lange durch die deutschen Zeitungen geschwommen, daß er sich bereits an dieses Element zu gewöhnen anfing, ist nicht mehr. Ein tapferer Schütze aus Stralau hat ihn mit einer Flintenkugel getödtet. Sehr sonderbar lautet die durch mehre Journale mitgetheilte Nachricht, wonach der Seehund fast zu gleicher Zeit hinter Köpenik und in Berlin, also in einer Entfernung von zwei Meilen, gesehen worden wäre, was ein Beweis seiner großen Schwimmfertigkeit seyn soll. Gewiß war der eine dieser Seehunde eine „Zeitungsente.“

*** Von einem Balletmeister, der mit einem Trupp Tänzerinnen umherreist, welche nichts als Shawlgruppirungen ausführen, sagt ein kritischer Spötter: „Herr N. N. ist Virtuose in der Kunst, **Wäsche aufzuhängen**.“

## Literatur- und Kunstnotizen.

† **Hamburg**, 8. October. Die gegenseitige Spannung zwischen den beiden erst in diesem Frühjahr zusammengetretenen Stadttheaterdirektoren Baison und Maurice, welche in letzter Zeit auch unser Publikum in große Spannung versetzte, ist nun gestern glücklicher Weise gelöst worden. Herr Maurice hat den vernünftigen Entschluß gefaßt, der Mitdirektorschaft des Stadttheaters ganz zu entsagen und nach wie vor seine Thätigkeit allein wieder dem durch ihn gegründeten Thaliatheater zu widmen. An seine Stelle tritt mit Bewilligung der Actionäre der Sänger Wurda als Mitdirektor ein. Daß die neue Direction dem Herrn Maurice gegenüber einen schweren Stand haben wird, ist wohl gewiß, allein sie hat auch über so reiche Kräfte aller Art zu gebieten, daß sie bei nur einiger Anstrengung, der Konkurrenz derselben sicher die Spitze bieten kann. Eine so reiche und so ungemein viel von Fremden besuchte Stadt wie Hamburg, deren Einwohner dazu noch eine so große Vorliebe für den Genuß des Theaters haben, vermag wohl, ein Stadttheater zu erhalten, vorausgesetzt, daß es allen Anforderungen, die man an ein solches Institut stellen darf, Genüge leistet. Hoffentlich wird die neue Direktion dies auch thun, wenigstens scheint sie die besten Mittel dafür zu besitzen.

— Von E. Sue ist ein neues Werk erschienen, betitelt: „Lord Byron.“ Vielleicht auch Geheimnisse?

— J. Lasker kündigt sich in der neuesten Nummer der „Dresdner Abenzeitung" als nunmehrigen Hauptmitarbeiter dieser alten Veteranin der belletristischen Journalistik Deutschlands an. Da der seitherige Redacteur der Abendzeitung, Dr. Schmieder, nach Hamburg übergesiedelt ist, so dürfte die Redaction als in andre Hände übergegangen zu betrachten seyn. Herr Schmieder schien schon lange des Redigirens satt, und ein frischer reger Einfluß thut darum dem Blatte noth, will es sich nicht über kurz oder lang zu seinen Vätern versammeln. In der That sind auch schon die neuesten Nummern der Abendzeitung ungleich sorgfältiger redigirt als früher, und zeichnen sich ebenso wohl durch Gediegenheit als auch durch Mannichfaltigkeit des Inhalts aus. Sowohl der unterhaltende Theil, wie der ästhetische, (bei letzterm scheint Herr Schmieder thätig bleiben zu wollen) zeigen einen tüchtigen Aufschwung und auch das Feuilleton ist ungleich reichhaltiger und den Interessen der Gegenwart entsprechender ausgewählt als früher, eine Hauptaufgabe für eine Zeitschrift, die in wöchentlichen Lieferungen erscheint. m.

— Herr v. Küstner hat vor kurzem in der „Spenerschen Ztg." in einem längeren Aufsatz seine Theaterverwaltung vertheidigt. Daraus geht hervor, daß der jährliche Zuschuß zu unserer Bühne 150,000 Thaler, und das gesammte Personal, mit Einschluß der Kapelle und der Beamten, nahe an 800 Personen beträgt. Es fragt sich jetzt nur, was Herr v. Küstner wohlweislich unerwähnt läßt, ob diese 150,000 Thaler dem Interesse der Kunstanstalt zugewendet würden, oder — was viel wahrscheinlicher — theilweise in die königliche Chatulle zurückflossen. An diesem Sparsystem, zu Gunsten der Kabinetskassen, laboriren bekanntlich unsre meisten deutschen Hofbühnen, und viele Theaterintendanten wissen von keinem andern Verdienst, als demjenigen, an dem ausgesetzten Budget möglichst zu knausern, damit sie beim Rechnungsabschlusse als „gute Wirthe" befunden werden. Jeder deutsche Hoftheaterintendant sollte förmlich verpflichtet seyn, nicht mehr zu sparen, als ihm die Kabinetskasse zumuthet, dann möchten Börnstein und Consorten nicht so häufig den deutschen Dichtern den Rang ablaufen. m.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Darmstadt**, 8. October.

(Schluß.)

Wir lasen dieser Tage eine öffentliche Danksagung des Comités bei der Hauptversammlung des Gustav-Adolph-Vereins in Darmstadt, worin es Eingangs heißt, „daß Alle, die zur würdigen Aufnahme der jüngsten Hauptversammlung des Vereins in unserer Stadt mitgewirkt haben, ihren schönsten Lohn in den erhebenden Verhandlungen und erfreulichen Erfolgen der Versammlung ꝛc. gefunden haben werden." Soll ich Ihnen noch etwas über diese Versammlung berichten? Sie kennen meine Gesinnungen darüber; ich kann mich nun einmal nicht damit befreunden, und wenn die hiesigen Einwohner grade in der angezogenen Stelle der Danksagung ihren schönsten Lohn gefunden haben sollen, so sind sie wahrlich nicht darum zu beneiden; denn grade diese waren es, die am wenigsten befriedigen konnten. Die Berliner Mißhelligkeiten, das wurde von vornherein festgesetzt, sollten nicht mehr berührt werden, und dennoch drehte sich die ganze Verhandlung darum. Es war ein höchst unerfreulicher Meinungekampf, ein dogmatischer Streit über die Frage: ob Licht Licht sey, oder ob man es in den Sack stecken und die alte orthodoxe Finsterniß die Oberhand erlangen solle. Wer hätte erwarten sollen, daß sich in einer Versammlung der aufgeklärtesten Männer von ganz Deutschland, ja fast von ganz Europa eine Meinungsverschiedenheit über diese Frage finden würde! Und doch fand sie sich und zwar so heftig, daß das letzte Einigungsmittel, sich dem Ausspruche einer besonderen Commission zu unterwerfen, nur mit vielem Widerspruch angenommen wurde und nur ein schwaches Palliativ abgab, für den Augenblick die erhitzten Gemüther zu beruhigen. Der gefaßte Beschluß dieser Commission fiel denn auch nicht anders aus, als zu erwarten stand und läßt keineswegs die Sache als erledigt betrachten. Ich enthalte mich aller weiteren Folgerungen; die Zukunft wird zeigen, ob eine junge Pflanze, welcher man das Himmelslicht des freien Forschens und Denkens zu entziehen strebt, gedeihen kann oder in sich selbst verkümmern muß.

Der Versammlung des Gustav-Adolph-Vereins ging ein kirchliches Erndtefest voraus, wobei man in einer der Hauptkirchen die Bildsäule der heidnischen Göttin Demeter mit allen Attributen ihres allernährenden himmlischen Einflusses aufgestellt hatte. Von wem diese sinnige Idee ausging, weiß ich nicht; man verdarb ihm aber die Freude daran, da man sie noch Abends vorher wieder hinwegnahm und nur einen mit allen Gaben des Sommers und Herbstes geschmückten Altar stehen ließ. — In den Kirchen und Betsälen aller übrigen christlichen Confessionen wurden Dankgebete für den reichen Erndtesegen gen Himmel gesendet, obgleich die Preise dieses göttlichen Segens fortwährend im Steigen begriffen sind. Ob auch die Wucherer ein Erndtefest gefeiert haben, weiß ich nicht, doch hätten sie es wohl am ersten Ursache, da sie, namentlich auf dem Lande, den besten Genuß davon haben.

Außerdem war Darmstadt bisher der Sammelplatz des Glanzes und der Hoheit, von Nah und Fern fanden sich erhabene Gäste ein; doch gewahrte man im öffentlichen Leben nur wenig davon, nur in trauten Familienkreisen bewegten sich die Häupter Derer, die da „wandeln auf der Menschheit Höhen." Zwar gehören nach dem Ausspruche des göttlichen Schiller die Dichter auch dazu; allein sie blieben diesesmal in bescheidener Zurückgezogenheit und man hörte nicht, daß einem oder dem andern eine „goldne Kette" gereicht worden wäre, während im Uebrigen schöne Merkmale fürstlicher Munificenz zurückgeblieben seyn sollen. Mit dem heutigen verläßt die jugendliche Großfürstin Alexandra unsere Residenz, um sich wieder nach dem fernen Norden zu wenden, wohin ihr bereits der erlauchte Gemahl vor einigen Tagen vorausgegangen ist. — So war Darmstadt bisher ein vielbewegter Ort, ohne es grade sehr zu gewahren — und nun zur gewohnten Ruhe wieder zurückgekehrt, möge Gottes Frieden darüber walten und diese Ruhe durch kein schwarzes Verhängniß gestört werden.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 12. October. Der Postillon von Lonjumeau, komische Oper in 2 Abtheilungen und 3 Akten, nach Leuven und Brunswick, übersetzt von Ellmenreich. Musik von Adam.

Mittwoch, den 13. October. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abtheil., von Heinrich Laube.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 284.** Donnerstag, den 14. October **1847.**

## * Jagdausflug nach dem Llanofluß in Texas.

Von B***.

Die deutsche Colonie Friedrichsburg unweit des Flusses Piedernales war im December 1846 die letzte nordwestliche Niederlassung im Staate Texas und die Bewohner derselben durften im eigentlichsten Sinne des Wortes Hinterwäldler genannt werden; über 90 englische Meilen von jedem andern Settlement entfernt, waren dieselben zu dieser Zeit lediglich auf sich selbst angewiesen, und der häufige oft gleichzeitige Besuch von drei bis vier verschiedenen Stämmen benachbarter Rothhäute, die jedoch stets in friedlicher Absicht und zum Tauschhandel kamen, bewies hinlänglich ihre isolirte Lage im Herzen des Indianergebiets. Um das nordwärts von dieser Colonie gelegene Land, und namentlich den in dieser Richtung befindlichen Llanofluß und seine Ufer kennen zu lernen, und wo möglich einen zur Anlage einer anderweitigen Niederlassung günstigen Punkt ausfindig zu machen, wurde im December des Jahres 1846 eine kleine Expedition ausgerüstet, welcher ich mich anzuschließen für nothwendig und gut fand. Der Llano galt und gilt noch immer als die von den das linke Ufer desselben bewohnenden Comanches-Indianern bezeichnete Grenze gegen die weißen Ansiedler, und das Ueberschreiten derselben wird deßhalb im Allgemeinen, wenn nicht numerische Stärke und vollkommene Bewaffnung gehörige Sicherheit gewähren, als gefährlich angesehen — überhaupt ist das ganze nordost- und westwärts gelegene Terrain von Friedrichsburg als äußerst unsicher verschrieen, so daß nur wohlbewaffnete und nicht zu schwache Trupps es wagen dürfen, diese Gegenden zu betreten, aus Furcht von den stets hier auf der Jagd befindlichen Indianern, worunter oft feindlich gesinnte Stämme, aufgerieben zu werden.

Am 18. December 1846 verließen wir, nach vielen vergeblichen Versuchen, den Fußpfad der Comanches, den wir verfolgen wollten, aufzufinden, die Colonie; unserer waren fünfzehn an der Zahl, alle Deutsche, gut beritten, und viele davon wohl renommirte Jäger, jeder aber ohne Ausnahme mit dem Gebrauche der Büchse hinlänglich genug vertraut, um dieselbe im Falle der Noth zweckmäßig handhaben zu können. Ein leichter Proviantwagen und eine dreipfündige mexikanische Kanone, mit 4 Mauleseln bespannt, begleiteten uns; ersterer zur größern Bequemlichkeit, letztere zum Schutz und Trutz; unsere kleine Anzahl wurde sodann noch durch zwei Indianer vom Stamme der Shawnée verstärkt, die wir als Wegweiser und Kundschafter für unsere Expedition angeworben hatten; sie gehörten einem im nördlichen Texas wohnenden, ziemlich civilisirten Stamme an, dessen Glieder allgemein als ausgezeichnete Jäger und gute Schützen bekannt sind, und auch wir hatten späterhin häufig Gelegenheit, diese Beobachtung bezüglich unserer beiden rothen Begleiter vollkommen bestätigen zu können. Der Name des Aeltern dieser Leute war William und der des jüngern Bruders white leopard (weißer Leopard). Unsere Abreise wurde durch herrliches Wetter begünstigt, und nach glücklicher Ueberschreitung zweier etwas tief eingeschnittener creeks beschlossen wir, an dem letzten zu bleiben und unser Lager daselbst aufzuschlagen; herrliches, üppiges Gras an seinen Uferrändern und die frischen Spuren von Büffeln veranlaßten uns um so mehr, diesen Entschluß auszuführen, als es noch ziemlich früh und eine erfolgreiche Jagd auf dieses merkwürdige und colossale Wild in Aussicht gestellt war. Nachdem wir alle Vorbereitungen und Anordnungen, welche ein solches texanisches Bivouakiren angenehm machen können, getroffen hatten, wollten mehrere von uns sich zur Jagd anschicken, als wir in nordwestlicher Richtung Rauch aufsteigen sahen, der mit beunruhigender Schnelligkeit sich unserm Platze näherte; noch ehe wir an die Möglichkeit dachten, daß das Feuer uns erreichen könne, war der etwa 1000 Schritte von uns entfernte Hügelrücken schon vom Feuer erreicht, welches von einem starken Winde getrieben, sich unserm Lager mit reißender Schnelle nahte; wir sahen uns daher genöthigt, statt der Büffeljagd obzuliegen, so rasch wie möglich unser Lager abzubrechen, und Pferde und Maulesel, die bereits unruhig wurden, so wie die leicht verbrennbaren Gegenstände eiligst auf die andere Seite des Wassers zu bringen. Kaum hatten wir unsere Habseligkeiten geborgen, so langte auch schon das Feuer knisternd und rasselnd am jenseitigen Creekufer an, und wir konnten nun in aller Ruhe das schöne Schauspiel eines Prairie- und Waldbrandes genießen, indem das Wasser die Ausbreitung des Feuers nach unserer Seite hinderte und uns vor jeder Gefahr schützte. Der Prairiebrand ist in Texas zur Herbst- und Winterszeit, wenn das hohe Gras dürr und strohartig geworden, eine sehr gewöhnliche, fast alltägliche Erscheinung; die geringste Unvorsichtigkeit beim Lagern hat einen Prairiebrand zur Folge, dem ohne Gefahr und Verlust zu entgehen oft sehr schwierig ist. Außer der zufälligen Entstehung solcher Feuer ist es sehr häufig eine Gewohnheit der Indianer, dieselben anzuzünden, indem sie ein Jagdterrain, welches abgetrieben und abgeweidet ist, in Brand setzen, um bei ihrer Rückkehr junges und frisches Gras vorzufinden; dasselbe sprießt auf solchen abgebrannten Stellen erstaunlich rasch und kräftig hervor, und stets halten sich auf diesen (jung begrünten) Prairien zahlreiche Heerden von Wild jeder Art auf. Einen überaus freundlichen Eindruck machen diese Oasen auf den Prairiewanderer inmitten eines dürren, saft- und kraftlosen Strohmeeres, auf der andern

Seite ist der Prairiebrand jedoch die Ursache, daß der Baumwuchs mit Ausnahme an den Fluß- und Bachufern nur klein und krüppelhaft erscheint.

Nach einer ohne weitere Störung verbrachten Nacht setzten wir am folgenden Morgen unsere Reise in nordöstlicher Richtung fort; der anfänglich nur leise wehende Nordwind gewann allmälig an Stärke und bildete sich zu unserm großen Leidwesen in kurzer Zeit zu einem heftigen Norther aus, der uns die Schönheiten der Gegend nur halb genießen ließ; der texanische Winter wird nur durch den periodisch wehenden Norther gebildet, der in der Regel alle acht Tage eintritt und dann seine Herrschaft 3—5 Tage lang auf die empfindlichste Art geltend macht; doppelt und dreifach wollene Kleidung ist nicht vermögend, diesen eisigen Gast gänzlich abzuhalten, der die dickste und dichteste Bekleidung durchdringt und dessen Kälte weit empfindlicher zu ertragen ist, als ein ruhiger recht strenger Wintertag in Deutschland. Sein plötzlicher, nicht allmäliger Eintritt vermehrt das Unbehagliche, indem er die Temperatur von 25—30 Grad Wärme auf 3—6 Grad Kälte fallen macht und hierdurch einen Contrast hervorbringt, der der Gesundheit häufig nachtheilig ist. Wir wurden auf unsern Pferden so durchgeschüttelt, daß wir in einer Felsenschlucht Halt machten, um unsere wirklich erstarrten Glieder bei einem tüchtigen Feuer wieder aufzuthauen. Nach einer mühseligen und etwas gefährlichen Uebersteigung eines breiten, steilen und mit vulkanischen Produkten übersäeten Bergrückens erreichten wir ein tiefgelegenes, breites und bewaldetes Thal, von einem klaren Bache durchflossen, dessen Uferränder hinreichendes und gutes Futter darboten. Einstimmig beschlossen wir, hier zu bleiben, und den Schutz, den uns der Wald und die tiefe Lage gegen den Wind darbot, zu benutzen. Da jeder Theilnehmer der Expedition beim Aufschlagen und Abbrechen des Bivouaks seinen bestimmten Wirkungskreis hatte, waren wir in möglichst kurzer Zeit so comfortable, wie es Prairiemänner nur immer wünschen mögen, eingerichtet.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Börne und Heine.

Beurtheilt von Robert Prutz. *)

Niemals wohl hat die öffentliche Meinung sich gröblicher geirrt, niemals zwei, in ihrem tiefsten Grund verschiedenere Charaktere gewaltsam zusammengekoppelt, als indem sie, wie es lange Zeit geschah, Börne und Heine zusammen nannte, als gleiche Naturen, und auf sie hinblickte, als auf die Dioskuren der Freiheit. Es ist eine löbliche Consequenz der Heine'schen Frechheit, und das Publikum ist ihm Dank dafür schuldig, daß er den Muth besessen, auch jenes Buch über Börne zu schreiben und dadurch einen langjährigen Irrthum zu vernichten. Heine will die Freiheit für sich um des Genusses willen, Börne will sie für die Völker; Heine ist die Gironde, Börne der Berg; Heine Mephisto, der ewig Zweifelnde, Börne Faust, der ewig Ringende; in Heine bricht die Krankheit der Zeit aus, wie in einem entsetzlichen, allgemeinen Geschwür, Börne, unter Millionen Kranken, ist der einzige Gesunde, er ist der Einzige in dieser ganzen Literaturepoche, dem die Romantik nichts anthut, der niemals vergißt, daß die Freiheit das Höchste ist — der einzige Mann unter Millionen Weibern, der einzige Bürger, der einzige Politiker, zu einer Zeit, da Niemand mehr politisch sein mochte, da es für Narrheit galt, sich um die Freiheit, um das Vaterland zu bekümmern.

Wo die Krankheit regiert, da heißt die Gesundheit Krankheit; wo ein einziger Vernünftiger unter lauter Wahnwitzigen wäre, da würden bald die Wahnwitzigen für vernünftig, der Vernünftige für närrisch gelten.

Das hat Börne reichlich erfahren. Ihn schalt man krank, ihn zerrissen, ihn Verräther, darum weil er, der getreue Eckardt des Volkes, nicht aufhörte uns zu sagen, daß wir krank, zerrissen, verrathen wären; er hieß mißgestaltet, häßlich, blos weil er nicht müde ward, uns unsre Mißgestalt zu zeigen, unser Elend uns warnend vorzuhalten; ihn nannten wir Fanatiker, weil wir Andern so glaubensarm, ihn freiheitstoll, weil wir selbst so sclavisch nüchtern waren. — Börne ist kein Dichter, er war überhaupt keine künstlerische Natur, seine Leidenschaft war zu wahr, seine Begeisterung zu stürmisch, als daß er jenes schöne Ebenmaß, jene Harmonie der Form, welches das Wesen der Kunst ist, jemals hätte erreichen können — und doch ist nur der lächelnde Schmerz poetisch, doch nur die beruhigte Leidenschaft ist künstlerisch. Er war sogar von dem Einem, was Noth thut, dem Bedürfniß der Freiheit, so ganz in Anspruch genommen, er hielt die politische Entwicklung so ausschließlich im Auge, er wollte die Freiheit so sehr nur in ihrer unmittelbarsten, eigensten Gestalt, daß er — es steht nicht zu leugnen — darüber mitunter einseitig ward und in eine gewisse ästhetische Barbarei verfiel, wie sich dieselbe namentlich in seiner Beurtheilung Goethe's zeigt.

Allein so hatten wir ja auch der Poeten, der Künstler genug, die Aesthetiker drängten sich ja auf allen Gassen, die Kunst ward ja so hoch gepriesen, es gab ja so viele Goetheanbeter — warum, wie Andern ihre Schwäche, nicht auch Börne seine Kraft zu gute halten, auch da, wo sie die heilige Grenze des Maßes, das Gesetz der Schönheit einmal überschreiten sollte?! — — Wir verzeihen, daß Heine lebt, wie er lebt; verzeihen (nur?!) wir auch Börne, daß er gestorben, wie er starb, am gebrochenen Herzen, verzweifelnd an dem deutschen Volke, einen Fluch auf den Lippen, der im Grunde doch nur Segen war, weil er nicht dem Haß, sondern der Liebe entflammte, der eifernden, verzweifelnden Liebe.

Darin also, daß man diese schroffe, eherne, durchaus männliche Natur Börne's mit der ewig flatternden, ewig zerfließenden, durchaus weibischen Natur Heine's zusammenbrachte, darin, wie gesagt, irrte das Publikum; wie Heine selbst irrte, indem er sich („Französische Zustände") zur Freiheit berufen, sich berufen wähnte, Andere zur Freiheit zu rufen.

Heine ist nicht der Sohn der Revolution! Börne war es, war mehr noch als blos ihr Sohn, war selbst Revolutionair, wäre gern der Vater einer Revolution geworden.

Heine schildert sehr lebhaft, wie lächerlich im Grunde diese revolutionaire Begeisterung Börne's ihm vorkam, wie unbehaglich er sich fühlte in der Nähe dieser ernsten, stoischen Natur; er verschweigt uns nicht, wie eckelhaft ihm diese schwieligen Hände der Arbeiter, diese Höhlen des Volkes voll Rauch und Unsauberkeit waren, mit denen Börne in Berührung stand und in die er, vielleicht um Heine selbst zu beweisen, was er, Börne, gewiß schon lange wußte, Heinen gelegentlich einmal einführte. Ein Sohn der Revolution hätte noch Unfeineres, noch minder Comfortables ertragen müssen. Börne ertrug es; Heine entsetzte sich davor, die Frei-

*) In den soeben bei G. Mayer in Leipzig erschienenen „Vorlesungen über die deutsche Literatur der Gegenwart." D. Red.

heit kam ihm mit einem Male außerordentlich unangenehm vor, nämlich seitdem er sie nicht mehr im Frack, in den Salons der liberalen Bourgeoisie, an den Tafeln liberaler Banquiers, sondern in der Blouse des Arbeiters, schwitzend, übelriechend erblickte: er fühlte mit einem Male, daß er im Grunde seiner Seele eigentlich von jeher Royalist gewesen, weil die Könige sehr gut, die Republikaner aber sehr schlecht essen, und weil in Freistaaten nur schlecht gesorgt ist für jenes Genie des Genusses, jenes ausgebildete, feine Talent der Sinnlichkeit, auf welches Heine selbst, als auf einen Adelsbrief seiner höheren Natur so stolz ist.

Denn dies ist der Punkt: Heine ist der Sohn der Restauration. Börne ist Rousseau, der entsagende, finstere; Heine ist der Voltaire jenes neuen ancien regime, das sich über dem Abgrund der Revolution erhoben hat, das aber auch, wir wissen es, seinem zehnten August entgegengeht.

Zu bewundern bleibt auch hier nur wieder der Muth, mit welchem Heine seine Genußsucht bekennt. — Wonach die ganze Zeit der Restauration innerlichst hungerte und lungerte, was sie suchte in den verschiedensten Formen, dem sie nachjagte, bis über die Sterne hinaus, in pietistischen Ertödtungen des Fleisches: Genuß, Kitzel, sinnliches Behagen — Heine zeigte sehr genau, was hinter all diesen Schwärmereien steckte, er hatte auch hier den großen Vorzug, den ein feiner Kopf ihm sehr richtig abgemerkt — den Vorzug, ohne Phrase zu seyn, er zerriß die letzten Illusionen. — Wollt Ihr Genuß? hier: nackte Busen, üppige Schultern, derbe Hüften — und habt Ihr dazu noch Wein und Austern, was wollt ihr mehr? Der Mensch bringt es doch nicht weiter:

Selten habt Ihr mich verstanden,
Selten auch verstand ich Euch,
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

Man hat Heine, in Erinnerung an Aristophanes, den ungezogenen Liebling der Grazien genannt, oder war er selbst der Erste, der sich so nannte? Jedenfalls hat er die Bezeichnung bestens acceptirt. Dennoch ist sie falsch. Auch Aristophanes Cynismus, selbst wo er sich am Kolossalsten äußert, beruht noch immer auf dem Grunde einer starken, strengen, zürnenden Sittlichkeit; er ist so cynisch, weil er so keusch ist. Bei Heine ist gerade das Gegentheil der Fall: nicht die Ungezogenheit der Grazie, er hat zum Höchsten die Grazie der Ungezogenheit und auch sie verläßt ihn oft, weil es allerdings nicht leicht ist, sich mit Grazie im Kothe zu wälzen.

---

## Tabletten.

*** Wittekind's Grab zu Enger in Westphalen ist neulich vom Könige von Preußen besucht worden. Ein rheinisches Blatt meldet über dasselbe Folgendes: „Das Gedächtniß des Todes dieses altsächsischen Heldenfürsten, von dem das noch jetzt regierende capetingische Königshaus in Frankreich so wie das Haus Sachsen und Oldenburg seine Abstammung herleitet, wird bei uns durch eine jährliche Feier frisch erhalten. Tags nach dem Feste der heil. drei Könige wird nach dem von 10 11 Uhr ausgeführten „Geläute zur Kuhle" (d. h. Grabe) Brod und Wurst an die Armen, so wie an die Kinder sogenannte „Timpenstuten" (eine Semmel) vertheilt. Wittekind ward auf dem Chor der Kirche begraben und sein Grab genoß eine solche Ehre, daß nach ihm nie wieder eine Leiche in der Kirche beigesetzt, auch die Thür an der Westseite, durch welche der Leichenzug sich bewegte, sogleich zugemauert ward. Die Gebeine desselben wurden später herausgenommen und in einem Kasten verwahrt, als die seinem Geschlecht entstammte Gemahlin Heinrich des Voglers, Mathildis, ein prächtiges steinernes Denkmal über der Grabstätte aufführen ließ, welches sammt der Kirche unversehrt blieb, selbst als die sonst so bedeutende Stadt Anno 1305 gänzlich geschleift ward. Auf der oberen Fläche ist Wittekind in liegender Stellung in Stein ausgehauen. Kaiser Karl IV., welcher 1377 diese Stätte besuchte, ließ dem Denkmal am Kopfende einen aufrecht stehenden Stein mit dem böhmischen Wappen hinzufügen. Bei Verlegung des dionisianischen Capitels, Anno 1414, wurden die Gebeine Wittekind's mit nach Herford genommen. Herford wurde dadurch ein besuchter Wallfahrtsort, da die Gebeine nach der Canonisation Wittekind's für wunderthätig galten, worauf auch die Worte in der Umschrift des Denkmals zielen: aegros hic morbis coeli rex salvat et orbis. Im Jahr 1821 erhielt unsere Kirche den alten Schatz auf ihre Forderung wieder und zieht derselbe viele Fremde hierher. Wir können hier übrigens nicht die Bemerkung unterdrücken, wie schmerzlich es uns aufs Neue berührt hat, daß die weltliche Behörde zu dem in der Sacristei der Kirche befindlichen Kasten den Schlüssel führt. Sie hat sich veranlaßt gefunden, was nach unserer Ansicht nicht hinlänglich motivirt ist, denselben in die Hände des Amtmanns zu übergeben, weil ein Offizier einen kleinen Knochen hinter dem Rücken des Pastors entwandt und in Minden gezeigt hatte."

*** Neulich ereignete sich auf der Telegraphenlinie zwischen Prag und Wien, die längs der Eisenbahn hinläuft, der Fall, daß in Triebnitz, 10 Meilen von Olmütz, ein daselbst beschäftigter Arbeiter plötzlich zu Boden geschleudert und dessen Hände völlig verbrannt wurden; wie sich späterhin herausstellte, ging um dieselbe Zeit bei Olmütz ein Blitz nieder, dessen elektrisches Fluidium an dem Drathseil des Telegraphen fortlief und so den Unglücklichen gefährlich beschädigte.

*** Theodor und Karl Körner. Aus Schiller's Briefwechsel mit dem Vater des Dichters Theodor Körner, in welchem letzterer immer Karl genannt wird, erfahren wir durch eine Anmerkung des Herausgebers, daß der Name Theodor die eigene Wahl des Dichters von „Leyer und Schwert" gewesen, während er in der Taufe den Namen Karl empfing.

*** Auf Wangeroog wurde am 28 September eine Flasche an's Land getrieben, welche ein offenbar aus einer Brieftasche gerissenes Stück Papier enthielt, worauf mit zitternder Hand in englischer Sprache einige Worte, datirt vom Bord des Newcastler Schiffs Scottish Maid, 8. August 1847, geschrieben waren, mit dem Ausrufe schließend: „Guter Gott! wir gehen unter!"

*** In einer preußischen Zeitung stand dieser Tage: „In Köpenick erschoß sich gestern eine Kammerzofe aus Liebesgram." Nach einigen Nummern kam folgende kuriose Berichtigung: „Die Selbstmördernotiz ist dahin zu berichtigen, daß nicht in Köpenick, sondern in Potsdam, auch nicht eine Kammerzofe, sondern ein Kammerhusar, auch nicht aus Liebesgram, sondern wegen Schulden, sich auch nicht erschossen, sondern erhängt hat."

## Wanderlied.

O Herz, wohl magst du fröhlich seyn,
Magst pochen und jauchzen und singen;
Du wanderst ja mit in die Welt hinein,
„Juchhe!“ Woll' nur nicht zerspringen.
Den Ranzen geschnallt, den Stab zur Hand,
Ade, ihr Mauern und Straßen,
Den Beutel gefüllt, den Hut von der Wand,
Ade, ihr Vettern und Basen!

Es kos't mit den Saaten der Morgenwind;
O wonniges Wogen und Schaukeln!
Herz, woge nur mit, sey wieder ein Kind,
Das Blumen und Träume umgaukeln.
Der Himmel so blau, die Erde so grün,
Die Lerchen trillern so heiter;
Die Luft so frisch, der Muth so kühn —
O wandere nur weiter, weiter!

Grüß' Gott, ihr Mähder, im blumigen Klee!
Es grüßt euch ein froher Geselle,
Ja lacht nur, ihr Mädchen, ihr thut mir nicht weh',
Ich spring' wie die flinke Gazelle.
Sing' fröhliches Herz — der Finke schlägt mit:
„Im Neste wohnen die Sorgen;
D'rum frisch hinaus mit raschem Schritt,
Sing' heute und denk' nicht an morgen!“

Nun tret' ich in Gottes heiligen Wald,
Wie labend und kühlend der Schatten!
Ihr Eichen und Buchen, ihr seyd wohl schon alt,
O erzählt von der Vorzeit dem Matten.
In's Gras hingestreckt, zum Wipfel geschaut,
Es flüstern die zitternden Blätter —
Sie flüstern so leis', wie 'ne selige Braut —
Horch, ferne drohet ein Wetter.

Jetzt klimm' ich rascher den Bergpfad hinan;
Warum nur? Jagt dich der Regen? —
Was liegt wohl dem lechzenden Wandrer daran!
Für den ist Regen auch Segen.
Zum Gipfel hinauf, die Blitze zu schau'n,
Laßt's wettern und donnern und krachen,
Auf dem Felsenthron, da sitze ich trau'n,
Wie ein alter Schiffer im Nachen.

Der Schiffer auf Felsen, er triefet baß.
Was thu's? Die Sonne strahlt wieder.
Im theuren Bade wirst ebenfalls naß,
Umsonst stärkt der Regen die Glieder.
Nur wacker fort, als sicherer Port,
Die Schenke winket im Thale,
Und Firnewein und freundliches Wort
Erquicken beim heiteren Mahle.

Mein Herz, wohl magst du fröhlich seyn,
Magst pochen und jauchzen und singen,
Du wanderst ja mit in die Welt hinein,
O hätten wir Beide nur Schwingen!
Ueber Berg und Thal flögen wir zumal,
Flögen hin zum blauen Meere;
Selbst über das Meer flögen wir ohn' Qual,
Wenn Eins — die Heimath nicht wäre.

Friedr. Ritfert.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Nach „Galignani's Messenger“ ist das unter dem Namen der Jungfrau von Loretto bekannte Gemälde Raphael's, von dem es zahlreiche Copien gibt, während man das Original verloren oder vernichtet glaubte, von dem Marquis Spinola endlich zu Genua aufgefunden und von dem Könige von Sardinien, dem er es anbot, sofort angekauft worden. Alle Künstler und Kunstkenner haben das Bild für ächt erklärt.

* Mainz. Das hiesige Stadttheater wird unter andern Bedingungen von einem Direktor nur dann übernommen, wenn ihm die Zusage gegeben ist, kein anderes Theater, welcher Art es sey, am hiesigen Platze zu dulden, sobald dasselbe Entrée nimmt. Nun besteht aber seit Kurzem in hiesiger Stadt im „Pariser Hof“ ein Liebhabertheater, das seither, zur Deckung der Kosten, einige Kreuzer Entrée erhob. Bei diesen Vorstellungen, meistens Dilettantenprodukte, werden städtische und Zeitverhältnisse gegeißelt und so ist es erklärlich, daß gestern z. B. an tausend Zuhörer zugegen waren, die, aus Mangel an Platz, zum Theil auf den Fensteröffnungen standen, da die Fenster ausgehoben waren. Auf einmal kam der Befehl, Entrée ist verboten! Was war zu thun? Die Liebhabertheaterdirektion sah sich genöthigt, um nicht umzuwerfen, den Zuhörern zwar freien Eingang zu bewilligen, aber keinen freien Ausgang, und so zahlte Jedermann gern seine paar Kreuzer, um nur nach Hause zu kommen.

† Darmstadt. Verdi's große Oper „Hernani“ hatte einen ungewöhnlich lohnenden Erfolg. Die schöne Ausstattung der Scenen und des Balles wurde noch durch die vortreffliche Ausführung des Personals, unter andern auch der Chöre an Lebendigkeit, Kraft, Feuer, Präcision übertroffen. Der Beifall des vollen Hauses war besonders im ersten, für den Gesang wirksamsten Acte sehr groß. Die Partie des Hernani, Probierstein für einen Tenoristen, zählt zu den besten des Herrn Kreuzer. Neben ihm wurde die, auch für das Tragische begabte, beliebte Künstlerin Madame Marlow als Elvira besonders ausgezeichnet; nicht minder Herr Pasque, Don Carlos, und Herr Reichel, Don Silva. — Wenig Glück machten die letzten Novitäten des Schauspiels. Bauernfeld's „Industrie und Herz“, welches zu seiner Zeit in Berlin den Preis erhalten hat, ist gänzlich durchgefallen, und Feldmann's Lustspiel, „drei Candidaten“, erregte zwar durch die Darstellenden vieles Lachen, das Stück selbst aber fand eine sehr laue Aufnahme.

— Der Geschichtsmaler Gustav Jäger ist zum Direktor der Akademie der bildenden Künste zu Leipzig ernannt worden.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 13. October. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abtheil., von Heinrich Laube.

Donnerstag, 14. October. Undine, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3 und 4. Aktes von dem großherzogl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

Druck von August Osterrieth.

17.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 285. Freitag, den 15. October 1847.

### * Jagdausflug nach dem Llanofluß in Texas.

(Fortsetzung.)

Während unsere Mahlzeit, ein fetter Puter, auf dem breiten Feuer schmorte und unsere, an den Gelenken der Vorderfüße gefesselten Pferde in dem saftigen Ufergrase schwelgten, war es einem unserer besten Jäger gelungen, einen jungen Panther in der nahe gelegenen Eichenwaldung zu erlegen. Das Thier mochte etwa drei Monate alt seyn und war dem Schützen spielend entgegengesprungen. Die Mutter konnte nicht weit seyn, und da der gefleckte Panther (Couguar-Art) eine seltene und reiche Jagdbeute ist, so ging ich mit dem genannten Jäger dem Bache entlang, in welcher Richtung wir den knurrenden Ruf der Panthermama zu hören glaubten. Der ausgezeichnet schöne und vortreffliche Bluthund meines Begleiters fand auch bald die Fährte des Raubthieres, allein die zunehmende Dunkelheit erlaubte nicht, dieselbe weiter zu verfolgen, und so kehrten wir denn unverrichteter Sache und verdrießlich in's Lager zurück, unsern Aerger an dem vortrefflichen Puterbraten auslassend und vergessend. Unsere wohlgesättigten Pferde wurden nun auf einem grasreichen Platze unmittelbar beim Lager angefesselt, und nachdem die Wachtnummern verlesen und die ersten derselben aufgezogen waren, legten wir übrigen uns unbesorgt zur Ruhe. Der ungestüme Nordwind hatte den folgenden Morgen einer kühlen, aber ruhigen Witterung Platz gemacht; begünstigt von dieser verließen wir unser Bivouac und setzten in nördlicher Richtung unsern Marsch fort. Heiterkeit und froher Muth belebte alle und selbst unsern Pferden merkte man das reichlich genossene Futter an. Die voranreitenden Shawnee mit ihrem bezeichnenden Federschmucke im schwarzen Haare, die bunte sowohl sehr martialische, als oft romantische Tracht von jedem Einzelnen des Zuges, die leicht dahinrollende Kanone von vier muntern Mauleseln gezogen, alles dieses bot uns ein buntes, kriegerisches Bild. Plötzlich sprengte unser an der Spitze befindlicher Shawnee mit lautem, eigenthümlichen Rufe in gerader Richtung den Indianer Pfad entlang und verschwand im Eichenwalde. Entweder mußte ein Büffel, ein Bär oder sonst ein sehr jagdbares Thier die Ursache dieser Eile seyn. Wer folgen konnte und durfte, setzte sich daher in Carriere. Im vollen Laufe erreichte ich die Indianer und den Jäger Burg grade in demselben Moment, als letzterer, der vom Pferde gesprungen war, seine Büchse abfeuerte. Ein heftiges Grunzen ward unmittelbar nach dem Schusse hörbar, und aus dem nächstgelegenen Gesträuche schoß ein etwa 2 Fuß hohes schwarzbraunes Thier hervor, das mit großer Schnelligkeit einem sehr zerklüfteten Thale zueilte; doch bevor es dasselbe erreichen konnte, hatte es der vorerwähnte Bluthund gestellt, und ein zweiter glücklicher Schuß des Indianer William streckte das Thier in dem Augenblick todt nieder, als es im Begriffe war, den Hund tödtlich zu verletzen. Es war dieß ein Peccory oder texanisches Moschusschwein, eines der gefährlichsten Thiere des Landes, und obgleich nur von der Größe eines halbwüchsigen, zahmen Schweines, von ungewöhnlicher Stärke und Schnelligkeit. Es greift Mann und Reiter auf der Jagd mit großem Grimme an, und seine unverhältnißmäßigen Hauer setzen es in den Stand, seinem Angriffe gefährlichen Nachdruck und Erfolg zu verleihen; seine Haut ist mit braungrauen, weißgefleckten Borsten besetzt, über den Rücken läuft ein starker Borstenkamm, der die größte Aehnlichkeit mit dem des Stachelschweines hat und wie bei diesem emporgesträubt werden kann; ein oder zwei Zoll oberhalb der Schwanzwurzel hat das Thier eine Druse, die mit einer sehr stark und unangenehm riechenden Flüssigkeit angefüllt ist, und die, soll das Fleisch genießbar bleiben, augenblicklich tief ausgeschnitten werden muß. Uns mundete das Fleisch recht gut, obgleich es einen kleinen Beigeschmack hatte, der jedoch nicht unangenehm war.

Nach diesem Intermezzo setzten wir desto eiliger unsern Marsch fort und erreichten nun eine Gegend, die durch Großartigkeit und Mannichfaltigkeit der Scenerie den schönsten Ansichten des Rheins gleichgestellt werden darf. So sehr uns auf der einen Seite diese Natur entzückte, und zwar um so mehr, da dieselbe eine reiche Bärenjagd versprach, so sehr hinderte sie auf der andern unser Fortkommen, und wir waren herzlich froh, nach mehreren Stunden sehr beschwerlichen Rittes über Felsen und Abhänge, ein kleines, enges, aber sehr reizendes Felsenthal gefunden zu haben, wo wir unser Nachtquartier aufzuschlagen gedachten. Wenn gleich die Lage dieses Camps keineswegs militärische Sicherheit bot, indem es ringsumher von steilen Felsen und Bergrändern eingeschlossen war und wir von hier aus durch einen nur sehr schwachen Feind ernstlich gefährdet werden konnten, so überwand dennoch die Ermüdung unserer Thiere, so wie unsere eigne jedes Bedenken, und in kurzer Zeit war dieser so stille Ort, vielleicht von keinem Weißen vordem betreten, der belebte Schauplatz munterer Leute. Eine klare Quelle rieselte unter dem mannichfaltigen, theils breiten, theils sehr zierlichen Laubgeflechte von Wasserpflanzen am Fuße einer hohen, senkrechten Felswand dahin, überhangen von den verschiedensten Cactusarten, die üppig aus den Spalten des Felsens hervorwucherten, und eingefaßt von der stolzen Juka, einer herrlichen Pflanze, die zwischen der Aloe und Palme zu stehen scheint. Von der Krone der Wand neigten sich Cypressen und Cedern freundlich in unsern Schlupfwinkel hinab. Die beiden weißen Zelte, das große Feuer von

Cedernholz, mit seinem Wohlgeruche das ganze Thal erfüllend, die bunten Trachten der Reisegefährten, gewährten ein ebenso gemüthliches wie romantisches Bild. Nur von einer Seite, gleichsam durch ein colossales Fenster, erlaubten die einschließenden Berg- und Felsränder einen Blick in das nordwärts gelegene Terrain. Diese Aussicht übertraf Alles, was ich bisher von reizenden Gegenden in Texas gesehen hatte; der vor uns liegende Horizont wurde durch einen bedeutenden Höhezug von der mannichfaltigsten Formation gebildet; beide Prärieſtreifen, abwechselnd mit dichten Waldstrecken, zogen sich von unserm Lagerplatze bis zu jenem Gebirge hin, unterbrochen von kegelförmig aufsteigenden isolirten Bergen und Hügeln, deren Felskuppen in dieser Entfernung Städten, Festungen und Burgen auf das täuschendste ähnlich sahen; über das Ganze war die nur in südlichen Gegenden heimische, unbeschreiblich schöne, duftige Färbung ausgegossen, die jeden etwas hervorragenden Gegenstand so deutlich hervortreten läßt.

Einen eigenen, ganz besondern Eindruck macht auf den Beschauer die ernste Ruhe, und ich möchte sagen, ängstliche Heimlichkeit, welche über eine solche Landschaft im Indianerlande verbreitet ist. Der unwillkürlich aufsteigende Gedanke, daß diese reizenden, so cultivirt scheinenden Gegenden nur von Büffeln, Bären und reißenden Thieren bewohnt und nur dann und wann vom jagenden Indianer betreten werden, vermehrt diesen Eindruck und verleiht einer Wanderung durch diese Strecken einen abenteuerlichen Reiz.

War unser zuletzt durchwandertes Terrain schwer zu passiren, so fanden wir unsern Weg bei Fortsetzung der Reise für die Wagen fast gänzlich unpraktikabel; an mehreren Stellen waren wir daher genöthigt, die Zugthiere auszuspannen und den gänzlich entladenen Wagen mit den Händen halb tragend, halb schiebend über die Hindernisse fortzuheben oder hinabzulassen; so erreichten wir ein Thal, das voll der sonderbarsten und merkwürdigsten Felsgruppen war, und uns bei jedem Schritt eine ebenso neue, als interessante Ansicht gewährte.

Nach Aussage der Indianer befanden wir uns hier zwischen den verzauberten Felsen (enchanted rocks), einem Felsenthal, welches bei den Söhnen der Wildniß in großer Achtung steht. Die Rothhäute behaupten nämlich, diese sonderbar gebildeten Felsmassen leuchteten in der Nacht, und schreiben ihnen dieserhalb übernatürliche Kräfte zu; diese Sage ist ziemlich verbreitet, weßhalb man dem Felsenthale obigen Namen gegeben hat. Nach mühvoller Passirung desselben langten wir an einem überaus klaren Bache, der in einem breiten Felsbette strömte und viele Cascaden und Bassins bildete, an; hier schlugen wir unser Nachtlager auf. Unsere beiden Shawnee aber eilten auf die Büffeljagd, denn ihr scharfes Auge hatte in meilenweiter Entfernung Gegenstände in der vorliegenden Prairie für dieses Wild erkannt, und der Erfolg rechtfertigte auch ihre Behauptung. Zwei Büffel wurden erlegt, und die Haut nebst den besten Fleischstücken von ihnen in's Bivouak gebracht; das bisherige Terrain war zu zerklüftet, um eine angenehme Büffeljagd für uns zu versprechen; wir vertrösteten uns daher auf die offene Prairie, wo wir Gelegenheit haben würden, dieses königliche Wild zu Pferde und mit dem Pistol in der Hand zu jagen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Paganini's letzte Reise nach Paris.

**Aus den ungedruckten Memoiren dieses Künstlers.** *)

Es war in der Mitte des Jahres 1837, als der große Künstler in Begleitung seines Sohnes aus Turin nach Paris kam. Sein Aufenthalt in dieser Hauptstadt sollte von nur kurzer Dauer seyn. Paganini hatte vor, sich nach New-York zu begeben. Man hatte ihm wunderbare Anerbietungen gemacht; der Director der New Yorker Bühne sicherte ihm eine ungeheure Geldsumme zu, und nach allen Berechnungen handelte es sich um nichts weniger, als einen Gewinn von 2 Millionen zu verwirklichen. Man hatte ein Schiff gemiethet, um den berühmten Violinspieler in Brighton abzuholen und nach Amerika zu bringen. Wir haben die Briefe des amerikanischen Directors in den Händen gehabt, und Paganini wäre wahrscheinlich nach der neuen Welt hinübergesegelt, wenn nicht ein unvorhergesehener Fall und der Zustand seiner Gesundheit ihn daran gehindert hätte.

Paganini war erst kurze Zeit in Paris, als einige Personen den Plan faßten, seinen ungeheuern Ruf auszubeuten. Man kam auf den Gedanken, nach dem Vorbilde Italiens und Deutschlands ein Casino zu gründen. Es war die Zeit, wo Alles durch Actien-Gesellschaften betrieben wurde — eine solche bildete sich nun in einer der schönsten Straßen von Paris, in der Chaussée d'Antin, jene Anstalt zu gründen, welche ganz Paris später gesehen hat, und die während ihrer kurzen Dauer jeder Art von Wechselfällen unterworfen war. Einige der Unternehmer kannten Paganini und beschlossen, sich seiner als Aushängeschildes für die Unternehmung zu bedienen. Sein Name war in der That eine Empfehlung, welche die Aufmerksamkeit der ganzen Welt erregen und goldene Berge hervorrufen mußte. Paganini wurde hintergangen, und man bat ihn flehentlich, sich bei der Speculation zu betheiligen. Man hielt ihm die Aussicht auf ein neu zu begründendes Glück, auf die Ernte eines unermeßlichen Ruhmes vor; das waren zwei mächtige Gründe, um seine Eigenliebe zu reizen; man überredete ihn jedoch nicht ohne Mühe, seinen Namen und sein Geld herzugeben.

Niemand hat das Casino nach seinem ersten Plane gekannt; man hat nur die Pracht seiner Säle gesehen und seinen unbedeutenden Concerten und Maskenbällen beigewohnt. Das war seine Bestimmung nicht. Das Casino Paganini sollte nach dem ursprünglichen Plane der Palast aller Aristokratieen Europa's werden, welche dort alle Genüsse, jede Zierde der modernen Kunst und der Civilisation vereinigt gefunden hätten. Französische und fremde Prinzen sollten sich dabei betheiligen und Paganini inmitten dieser auserlesenen Gesellschaft seine Wunder erneuern. Es bedurfte in der That einer so ausgedehnten und so ruhmvollen Unternehmung, um Paganini hinzureißen, ihn, der die Huldigungen der höchsten Personen empfangen, ihn, dem man das Gold haufenweise zugeworfen hatte, ihn, der in Italien prachtvolle Schlösser besaß, Paläste und Villen, wie nur die Fürsten und Großen jenes Landes sie besitzen.

Paganini hat also seinen Entschluß gefaßt, er läßt sich in seinem Casino der Chaussé d'Antin nieder. Seine schönen Träume sollten aber, leider! bald verschwinden. Das Casino sollte bei der Geburt absterben, oder, besser zu sagen, nie zu dem Leben gelangen, welches man für dasselbe geträumt hatte.

Paganini, der fast immer allein und eingeschlossen lebte, öffnete, nachdem er mehrere Monate lang hintergangen wor-

*) Das Buch soll im Laufe des nächsten Winters in Paris erscheinen.

den war, die Augen und bemerkte, ein wenig zu spät, daß das Casino nicht existirte, nie existirt hatte. Er hatte in den Abgrund der Commanditen-Gesellschaft seinen ruhmvollen Namen und 80,000 Franken geworfen. Welche schreckliche Enttäuschung für diesen überspannten Kopf, der in seiner Einbildung eine neue Welt von Wundern heraufbeschworen hatte! Allein dieser Unfall, welcher ihm bis zu seinem Tode so viele Kümmernisse verursachte, war nicht der einzige Schlag, der ihn treffen sollte. Zu derselben Zeit entwickelte sich jene grausame Krankheit, welche ihm gänzlich die Stimme raubte und ihn nach furchtbaren Leiden langsam in's Grab schleppte.

Man kann sich keine Vorstellung machen von den Qualen und Trübsalen, welche das Unglück seines Casino Paganini verursachte. Dieser Mann, welcher fast gegen seinen Willen in eine erbärmliche Speculation hineingerissen worden, welcher seinen Namen und 80,000 Franken eingebüßt, dem neuen Glücke, das ihm die Reise nach den Vereinigten Staaten bot, entsagt hatte; dieser Mann, welcher nach so vielen Enttäuschungen glauben mußte, man würde nichts mehr von ihm zu fordern haben, stürzte plötzlich in einen Abgrund von Civil-, Handels- und Criminal-Processen; er sah sich Haussuchungen ausgesetzt, denuncirt, persönlich angegriffen, öffentlich verleumdet. Er wurde endlich genöthigt, Frankreich zu verlassen, um einer Geldverurtheilung wegen seiner Betheiligung bei der Casino Unternehmung zu entgehen.

Man glaubt kaum, wie viele Geschäftsagenten Paganini in vielerlei Processen gebraucht. Er hat sechs Advocaten, eben so viel Anwalte, mehrere Agenten beim Handelsgerichte, ich weiß nicht, wie viel Gerichtsvollzieher, endlich acht oder zehn besondere Geschäftsführer gehabt, die ihm ebensoviel Geld, als er beim Casino eingebüßt, gekostet haben. Wahr ist es, daß Paganini außerordentlich mißtrauisch war, und daß die mindeste Verdächtigung seiner Rathgeber von Seiten der Ränkeschmiede, die ihn umgaben, ihn gleich den Advocaten oder Anwalt u. s. w. zu wechseln veranlaßte. Man muß aber auch den moralischen Zustand Paganini's in Anschlag bringen. Seine Geisteskräfte hatten abgenommen, und seine anrüchige Umgebung verwirrte seinen Verstand. Jedermann suchte ihn auszubeuten, und kein Tag verging, wo man nicht darauf aus war, ihn zu einer Speculation oder irgend einer schlechten Unternehmung zu verleiten.

Paganini verstand gar nichts von Geschäften. Er hatte wohl einen gewissen natürlichen, gesunden Verstand, aber sein Interesse allein konnte ihm als Leitstern dienen. Der Mangel an jeder offenherzig freundschaftlichen Beziehung lieferte ihn oft dem ersten besten in die Hände, der ihm nur beim ersten Umgange Zutrauen einflößte. Er war nicht weniger unwissend in dem, was den Zustand seiner Gesundheit und alles das betraf, was seinem schwachen und leidenden Temperamente zuträglich seyn konnte. Alle Aerzte, die sich ihm näherten, veranlaßten ihn nach einander, ihre Systeme zu adoptiren, und er hatte eine große Anzahl Aerzte, sogar mehrere zu gleicher Zeit. Oft geschah es, daß er, nachdem er den Rath eines der ersten Aerzte gehört hatte, den Vorschriften irgend eines Empirikers folgte. Es gab Mittel, zu denen er ein blindes Zutrauen hegte; vor allen hatte ihn das von Leroy ganz gewonnen; er wendete es bei allen Veranlassungen an, ohne irgend Jemanden zu Rathe zu ziehen.

Nachdem er das Casino, in dem er fünf bis sechs Monate gewohnt, verlassen hatte, begab er sich in die Heilanstalt der Neothermen, in der Rue de la Victoire. Dort miethete er mit seinem Sohne eine bescheidene Wohnung und schien mehr seiner Gesundheit zu leben. Er nahm vorzüglich Dampfbäder und unterwarf sich verschiedenen Behandlungsweisen, welche jedoch nur augenblickliche Besserung zur Folge hatten. Selten genoß er ruhige Tage. Die Leiden kehrten oft auf längere oder kürzere Dauer, aber immer gleich grausam, wieder und machten ihn aufgeregt und grämlich. Der Schlaf allein konnte ihm wenig Ruhe verleihen; auch legte er sich häufig zu Bette. Er schlief oft nach einander und auf ziemlich lange Zeit ein. Wenn er leidend war, wollte er Niemanden sehen; zu andern Zeiten duldete er die Annäherung, aber nur von Personen, die er zu sehen gewohnt war. Er war wenig geneigt, Fremde zu empfangen, selbst solche von Auszeichnung; gewöhnlich genügte ihm die Gesellschaft seines Sohnes. Er ging selten aus.

Später jedoch, gegen das Ende des Jahres 1838, wo sich sein Zustand ein wenig gebessert hatte, verließ er dann und wann, Geschäfte halber, seine Wohnung. Er machte sich in der Anstalt der Neothermen Bewegung. Im Winter ging er in einem großen, überdeckten und gut geheizten Gange spazieren, in den Stunden, wo er sich besser befand, raschen Schrittes den Raum durchmessend — immer einsam und gedankenvoll. Die neben ihm Wandelnden beachtete er nicht. Zwar grüßte er sie dann und wann, aber ohne sich ihnen zu nähern. Und doch kannte er fast sämmtliche Kranke, welche die Anstalt bewohnten.

Wenn er müde war, setzte er sich, ohne ein Wort zu reden, in einer Ecke nieder oder zog sich in seine Wohnung zurück.

Paganini gewann in den Neothermen Geschmack am Billardspiele, welches er nie zuvor gekannt hatte, jetzt aber leidenschaftlich lieben lernte. Er spielte gewöhnlich mit seinem Sohne, auch wohl mit anderen ihm bekannten Personen. Dies gab ihm Gelegenheit zur Uebung und setzte seine Arme und Hände in Bewegung. Er trieb es mit unglaublichem Behagen; auch gewährte es ein Zerstreuungsmittel für seinen Sohn.

Paganini schien der Violine nicht entsagt zu haben, obschon er sie weder in seinem Zimmer noch anderswo spielte. Immer aufgefordert, sich öffentlich hören zu lassen, mit Fragen aus fremden Ländern bestürmt, schlug er Alles aus; allein diejenigen, welche sich ihm näherten, sahen wohl, daß seine feurige Seele ihr letztes Lebewohl noch nicht ausgesprochen hatte, und wenn er die Violine nicht spielte, so bediente er sich oft eines anderen Instrumentes. Wenig Leute wissen, daß Paganini eben so geschickt auf der Guitarre als auf der Violine war. Er wäre der erste Guitarrenspieler der Welt gewesen, ohne daß man geahnt hätte, er könne noch etwas anderes seyn.

Während seine Violine in ihrem Futterale begraben lag, verschwand die Guitarre nie aus der Nachbarschaft des Meisters. Während seines letzten Aufenthaltes in Paris diente ihm dieses Instrument, um die Stücke, die er componirte, vorzuspielen. Er schien mehreren derselben eine große Bedeutung beizulegen, er sagte sogar wohl einmal lächelnd zu uns: „Dieses Stück ist meines Rufes nicht unwürdig.“ Was ist leider aus seinen Werken geworden! Köln. Z.

---

## Tabletten.

*** Auch Rußland besitzt gleich Italien sein merkwürdiges altes Herkulanum in der Stadt Saray im heutigen Gouvernement Saratow, die einst während der 200jährigen Tartarenherrschaft in diesem Reiche die Hauptstadt ihrer sogenannten goldenen Horde war. Hier wurden auf Anordnung des Ministers des Innern in den letzten drei Jahren unausgesetzte Nachgrabungen angestellt, die sich auf viele Orte des

heregten Gouvernements ausdehnten. Manche merkwürdige Gegenstände wurden durch diese dreijährigen Nachgrabungen aufgefunden. Schon um die Mitte und den Ausgang des vorigen Jahrhunderts siedelten sich in den Umgebungen Saray's theils Russen, theils andere Volksstämme an, die, von vermeinten Schätzen hier träumend, absichtlich deßhalb von der Gebirgsseite der Wolga, ja von dem an 400 Werste abgelegenen Astrachan herbeikamen. Sie ließen in den Ruinen Saray's kein Plätzchen übrig, das ihre Raubgier nicht durchwühlte. Voss. Z.

⁂ Der erste Banknotenfälscher. Der Tag, an welchem zuerst eine falsche Banknote an der Bank von England präsentirt wurde, bildet einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte derselben. Vierundsechzig Jahre hatten die in diesem Institute emittirten Papiere freien Umlauf gehabt, und kein Versuch war während dieser Zeit angestellt worden, sie nachzumachen. Derjenige, der einen neuen Weg, Unrecht zu thun, einschlägt, hat mehr als blos seine That zu verantworten. William Vaughan, ein Leinwandhändler aus Stafford, ist es, der sich die traurige Berühmtheit erwarb, im Jahre 1758 in dieser neuen Phase des Verbrechens den ersten Schritt gethan zu haben. Es ergibt sich aus seiner Lebensgeschichte nicht, daß Mangel ihn gestachelt hätte. Nur die Sucht, mehr zu scheinen, als er war, verleitete ihn. Die Entdeckung des Verbrechens wurde durch einen der verschiedenen bei der Verfertigung der Banknoten gebrauchten Künstler gemacht. Vaughan hatte zwanzig Stück falsche Banknoten verfertigt und sie bei einem jungen Frauenzimmer, für das er eine Neigung hatte, als einen Beweis seines Reichthums niedergelegt. Es läßt sich nicht berechnen, wie lange der Versuch, falsche Banknoten zu verfertigen, noch hätte auf sich warten lassen mögen, hätte jener junge Mann nicht gezeigt, wie leicht die Fälschung ist. So erzählt J. Francis in seiner kürzlich erschienenen „History of the Bank of England.“ N.K.

⁂ Schon einigemal geschah in öffentlichen Blättern, namentlich im „Oberschlesischen Bürgerfreunde“, Erwähnung, daß hin und wieder in der Provinz Schlesien Bernstein gefunden worden. Ein der „Oder-Ztg.“ eingesandter Artikel liefert jetzt dazu einen Beleg. „Vor ein paar Jahren,“ sagt der Einsender, „ließ ich in meinem Garten eine Kalkgrube graben und fand da unter der ausgeworfenen Erde einige braune, wie Steine aussehende Stücke, wovon eines die Größe eines Hühnereies, ein anderes ein unregelmäßiges plattes Sechseck bildete. Die große Leichtigkeit der aufgefundenen Stücke im Verhältniß zu ihrer Größe fiel mir auf, ich zerschlug das größte mit einer Axt und fand, daß die äußere braune Farbe bloß die Schale sey, welche hellen geäderten Bernstein enthalte; ich überzeugte mich noch mehr davon, als ich ein Stück an das Licht hielt und dasselbe hell brannte. Später fand ich noch einige dergleichen Stücke auf dem Felde, als ich von einem Rande Boden abgraben ließ, um einen Wasserriß damit auszufüllen. Ich habe seitdem nicht mehr Gelegenheit gehabt, noch mehrere Stücke aufzufinden, glaube aber, daß deren noch an verschiedenen Orten gefunden werden, nur daß man nicht darauf Bedacht nimmt.“

⁂ Bei Stralau, unweit Berlin, hat eine Mutter ihr eigenes Kind nach furchtbaren Qualen getödtet. Unter andern hatte sie Wespen eingefangen und mit dem armen, noch nicht zweijährigen Wesen in eine Kammer gesperrt, damit sie es zerstechen möchten!

⁂ Der Schornsteinfegerjunge Jones, welcher, in die Königin von England verliebt, sie oft im Buckingham-Palaste heimgesucht hatte, steht jetzt als Trompeter bei einem Husarenregimente in Irland; doch soll er noch immer eine stille Neigung für Ihre Majestät haben und Nachts einsam und allein „Victoria, Victoria!“ blasen.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Die „Presse“ kündigt sehr interessante literarische Erscheinungen an, welche sie in der nächsten Zeit in ihrem Feuilleton zu veröffentlichen gedenkt. Nach der Publikation von fünf Romanen der beliebtesten Schriftsteller beginnt am 15. März 1848 der Abdruck der confidences, von Herrn v. Lamartine, Memoiren aus dem Jugendleben des berühmten Dichters, welche die Redaktion für vierzigtausend Francs gekauft und bereits bezahlt hat, und zu der Zeit, wo der Verfasser es bestimmen wird, der Druck der mémoires d'outre tombe des Vicomte v. Chateaubriand. Die Memoiren werden zwölf Bände füllen, und die „Presse“ hat sie für 80,000 Frs. Kapital und eine jährliche Rente von 4000 Frs. an sich gebracht.

— Der in der mineralogischen Wissenschaft rühmlichst bekannte Gelehrte, Geheimerath v. Leonhard in Heidelberg, der treue Freund Iffland's, hat einen Band „dramatischer Versuche“ herausgegeben.

— Von Humboldt's „Kosmos“ erscheint jetzt auch eine spanische Uebersetzung in Madrid, die der Deutsch-Spanier Dr. Kühn aus Berlin dort herausgibt.

— Madame Stolz, die Jahre lang die Tyrannin und der Abgott der Pariser in der großen Oper war und deren Herrschaft im vorigen Jahre mit Eclat gestürzt wurde, hat sich für die Hofbühne in Kopenhagen engagiren lassen.

**Ernst Mahner's drei letzte Vorlesungen** über die höhere Heil- und Gesundheitskunde, welche Donnerstag, Freitag und Samstag Statt haben werden, sind so bedeutungsvollen Inhalts für Leben und Gesundheit der Menschen, daß die allgemeine Aufmerksamkeit darauf hingewiesen zu werden verdient.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, 14. October. Undine, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzgl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

Freitag, den 15. October. Doctor Wespe, Lustspiel in 5 Abtheilungen, von R. Benedix.

Sonntag, den 17. October. (Neu einstudirt) Doctor Faust's Hauskäppchen, oder: „Die Herberge im Walde“, Posse in 3 Abtheilungen von Hopp. Musik von Hebenstreit.

Montag, den 18. October. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim. — Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 286.** Samstag, den 16. October **1847.**

## * Jagdausflug nach dem Llanofluß in Texas.

(Fortsetzung.)

Am 22. erreichten wir ein sehr schönes breites und 8 Meilen langes Thal, bedeckt vom schönsten Muskitgrase und von zahlreichen Bächen durchschnitten. Nachdem wir etwa die Mitte dieses Thales erreicht hatten, nahmen sechs Büffel, die an dem Abhange eines dieses Thal begrenzenden Bergrückens gras'ten, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Sechs der Unsrigen und am besten beritten, setzten sich sogleich unter Anleitung des Indianer William in Bewegung, indem wir so verdeckt wie möglich, vorzüglich aber gegen den Wind, uns dem Wilde zu nahen suchten; letzteres gelang uns jedoch nur unvollkommen, da der erwähnte Bergrücken eine vollständige Umgehung unmöglich machte. Bei dem außerordentlich scharfen Geruch dieser Thiere, der ihnen schon auf sehr große Entfernung jede Annäherung verräth, ist es daher nothwendig, gänzlich gegen den Wind gegen diese vorzugehen. Es war uns dieses Manöver jedoch nur halb gelungen, so daß in einer Entfernung von 3—4000 Schritten die Heerde aufmerksam wurde und alsobald in vollem Laufe dem Bergabhange entlang jagte.

Augenblicklich setzten wir unsere Pferde in gestrecktesten Lauf, um das Wild vor Erreichung einer waldigen Schlucht einzuholen. Zwei von uns, so wie auch ich, waren so glücklich, auf unsern flinken mexikanischen Pferden dem Wilde so nahe zu kommen, daß wir unsere Pistolen, jedoch ohne tödtliche Wirkung, abfeuern konnten; gleichzeitig hatten die Büffel auch die bewaldete Schlucht erreicht, in welcher sie unsern Blicken entschwanden; sie hier zu Pferde zu verfolgen, war zwecklos und wir gaben die Jagd auf. Die kleine von uns gejagte Heerde bestand aus zwei alten Stieren, einigen Kühen und einem Rinde. Diese mächtigen Thiere, besonders die Bullen, haben ein eben so schönes als fürchterliches Ansehen. Der Vordertheil des Büffels ist bei weitem höher als der Hintertheil. Der ungeheure Kopf mit kurzen dicken, glänzend schwarzen Hörnern, die drohend nach vornen gebogen sind, ist über und über mit schwarzbraunen zottigen Haaren bedeckt, die lang und buschigt über das kleine Auge des Thieres niederhangen und dasselbe am freien Umschauen hindern. Die Natur scheint diesen Mangel jedoch durch den erwähnten überaus feinen Witterungssinn dieses Thieres einigermaßen ersetzt zu haben, wodurch dasselbe jede Annäherung so zeitig merkt und der ihm drohenden Gefahr entgeht. Das Kinn des männlichen Büffels ist gleichfalls mit einem langen schwarzen Barte geziert. Der sehr kurze Hals, Höcker und die Schulterblätter, so wie der Bug des Thieres, sind gleichfalls, besonders letzterer sehr stark behaart; der ganze übrige Körper ist mit einem dichten, aber feinen Wollhaare von grau gelber Farbe bedeckt, welche sonderbar gegen die schwarze Farbe des Vordertheils absticht. Der Schweif des Thiers ist kurz, wenig behaart und endigt in einem schwarzen Büschel. Der Büffel ist flüchtig und es gehört ein sehr gewandtes und flinkes, vor allen Dingen nicht scheues Pferd dazu, um ihn zu jagen. Eine solche Jagd zieht sich oft über meilenweite Prärien und wird so lange fortgesetzt, bis das gejagte Wild durch den heftigen Blutverlust, Folge der vielen Pistolenschüsse, erschöpft niedersinkt oder stehen bleibt, um zu fechten. In letzterem Falle ist große Vorsicht nöthig, da in diesem Augenblicke das sonst scheue Thier eine äußerst gefährliche Energie entwickelt. Man steigt schnell ab, und sucht hinter einem Baume gedeckt, durch einen wohlgezielten Schuß der Qual des Thieres ein Ende zu machen. Die mexicanischen und Comanche-Pferde eignen sich am vorzüglichsten zu dieser Art von Jagd, indem man sich, ist dieselbe einmal begonnen, ohne Zügelführung dreist dem Thier überlassen kann, das stets in der richtigen gemessenen Entfernung seitwärts von dem zum Opfer erkohrenen Wilde dahin jagt und bei jeder zweideutigen Seitenbewegung des Büffels dieser blitzschnell auszuweichen versteht, wobei der Reiter manchmal die Erde küßt. Die Haut des Büffels ist äußerst geschätzt und vertritt, namentlich in der Prairie, vollständig Matratze und Decke, und ist außerdem ein herrliches Surrogat für den Mantel.

Obgleich wir den 23. December hatten, war es dennoch drückend heiß und wir alle äußerst erfreut, als uns der Schatten eines breiten Uferwaldes aufnahm, der uns an das sandige Bett eines sehr klaren und seichten Baches leitete. Der seltene und ungewöhnliche Anblick einer reinen Sandfläche, unterbrochen von einzelnen begrünten Oasen, beschattet von riesigen Platanen, Nuß- und Cedernholz, so wie der klare, in vielen Wendungen dahin fließende Creek war eine recht wohlthuende Erscheinung und versprach uns ein freundliches Lager, so wie glückliche Jagd, da im Sande die Spuren aller möglichen Thierarten sichtbar waren. Ein dicht bewachsner Muskitgrasplatz auf der andern Seite des Flüßchens, den wir irrthümlich für einen Arm des Llano hielten, wurde unser Lagerplatz. Wenn man nach dem Frühstück aufbricht und bis zum Abende ohne Unterbrechung reitet, so ist ein compaktes Abendessen sehr willkommen, dieß um so mehr, da die Prairieluft die Eßlust sehr schärft; demnach ließen wir den vortrefflichen Büffelsteaks, dem heißen Maisbrode mit dem im Knochen gerösteten Büffelmark und einem starken Kaffee die größtmöglichste Gerechtigkeit widerfahren.

Wir hielten den kleinen Fluß, an dem wir lagerten und den unsere Shawnee Big Bajou nannten, für den

Cimale, den südlichsten Zustrom des Llanoflusses, der zugleich die Grenzmarke des Grantes seyn sollte; da es eine der Aufgaben der Expedition seyn sollte, diesen südlichen Arm aufzufinden, um hiernach in dem daran grenzenden Terrain passende Plätze für Niederlassungen zu suchen, so waren wir sehr erfreut, so bald unsern Zweck theilweise erreicht zu haben. Es stellte sich jedoch bei einer vier Wochen später unternommenen größern Expedition von der San-Saba heraus, daß dieses Wasser nicht der gesuchte südliche Llanoarm oder Cimale, sondern der Sandy-Creek sey. Folgenden Morgens schlenderte ich mit mehreren Begleitern einige Meilen am Flußbette stromabwärts, von Zeit zu Zeit Peccan-Nüsse auflesend und die verschiedenen Wildfährten im Sande studirend, als wir plötzlich in einem verwachsenen bruchartigen Theile des Uferwaldes ein starkes Geräusch knackender Zweige hörten. Wir behielten grade noch so viel Zeit, uns auf eine umgestürzte riesige Platane zu retiriren, um dem ungestümmen Anrennen eines etwa 40 Stück starken Rudels von Peccory-Schweinen zu entgehen. Mit gesträubter Rückenborste umtobte diese grunzende Gesellschaft unsern hochgelegenen Standpunkt. Von hier aus feuerten wir Schuß auf Schuß, theils Kugeln, theils Bockschroot auf unsere Belagerer, jedoch verließen uns dieselben nicht eher, bis zwei ihrer Gefährten todt auf dem Platze lagen, viele andere waren waidwund geschossen. Einer unserer Reisegefährten war bei dieser Gelegenheit in ernstlicher Gefahr; derselbe hatte nicht zeitig genug unsern Platz erreicht, und entging nur an einem ihn überragenden Baumast mit krampfhaft angezogenen Knieen hängend, den wilden Bestien, deren Hauer einem Tiger Ehre machen würden; doch gebührt ihm die Ehre, daß er in dieser unbequemen und komischen Situation durch einen glücklichen Pistolenschuß eines der Schweine tödtete. Wir erreichten nun ein starkes, vor Kurzem verlassenes Lager der Kicapoo-Indianer und erklärten uns nun den gänzlichen Mangel an Pütern, da dieses Federwild, wenn es nicht kurz vorher durch eifriges Beschießen beunruhigt worden ist, in jedem Bottom sehr häufig zu seyn pflegt. Ein vortreffliches Frühstück erwartete die zurückkommenden Jäger, dessen Hauptbestandtheil ausgezeichnet zubereitete Büffelzungen, woran der spanische Pfeffer nicht fehlen durfte, ausmachten. Wir reis'ten heute fortwährend in einem Thale, das auf das mannichfaltigste abwechselte; bald verengte sich dasselbe zu einer Hohlschlucht, die in ein Kesselthal mündete, um bald darauf wieder einer breiten Fläche Platz zu machen. Hatten wir im Beginn unserer Reise die größten Schwierigkeiten betreffs des Weges zu überwinden gehabt, so fanden wir dagegen unser jetziges Terrain sehr praktikabel, und es würde sich mit geringer Mühe eine recht fahrbare Straße in diesem Theile herrichten lassen. (Schluß folgt.)

---

## *Literaturbericht.

---

### Literarische Charakteristiken und Kritiken von K. Schwenck.

K. Schwenck ist von Haus aus Philologe, und seine Gelehrsamkeit ist hinlänglich bekannt. Aber auch in der Aesthetik hat er sich als Mitarbeiter der Hallischen und Jenaischen Literaturzeitungen, und des leider allzu früh in seinen eignen Flammen untergegangenen Phönix einen Namen erworben. Seine Erklärungen zu Göthe sind gleichfalls mit Beifall aufgenommen worden. Vor nicht gar langer Zeit, als die Philologie zwar eine todte Wissenschaft war, aber dennoch lebendig betrieben wurde, pflegte man die Erkenntniß des Schönen urkräftig aus den Quellen des Alterthums zu schöpfen, und alles Criterium fußte deßhalb direkt auf den Alten. Heutzutage, wo der Baum vaterländischer Literatur bereits eine mächtige Krone trägt, fühlen wir uns unter seinem weitreichenden Schatten viel zu behaglich, als daß wir das Studium der Alten noch mit gleichem Eifer betreiben sollten; die Fachphilologen andrerseits haben nicht Muse und geistige Frische genug, sich in die, ihnen über den Kopf gewachsene, moderne Literatur hinein zu wagen. Schwenck ist noch einer der Wenigen, die das zu Stande bringen. Sein Standpunkt ist daher ein isolirter, seine Kritik vielleicht einseitig, aber weil sie dabei classisch und originell ist, überall ungemein anregend, auch wo sie befangen und festgerannt scheint. Es gibt in allen Dingen eine objective Wahrheit, aber in kritischen Abhandlungen ist sie niemals zu erstreben, und es kann uns deßhalb nur daran gelegen seyn, eine gut motivirte, subjektive Ansicht zu vernehmen, die geeignet ist, unsere geistige Selbstthätigkeit vom Nachbeten ab, und zu dem Auffinden der richtigen Spuren hinzuleiten; oder, wie Lessing sagt: „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, in seiner Linken nur den einen, innern, regen Trieb nach Wahrheit, aber mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: Wähle! ich würde ihm mit Demuth in seine Linke fallen und sagen: „Vater, gib, die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." Dieser Ausspruch bezeichnet genau den Standpunkt, den die Kritik einzunehmen hat, und von dem aus auch die vorliegende neueste Schrift K. Schwenck's zu betrachten ist. Es sind Charakteristiken und Kritiken, die sich hauptsächlich an folgende Namen schließen: Cl. Brentano, G. A. Bürger, Fr. Dingelstedt, F. Freiligrath, Geibel, J. Görres, A. Grün, H. Heine, Herder, G. Herwegh, E. T. A. Hoffmann, Hoffmann v. Fallersleben, J. M. Klinger, N. Lenau, Montaigne, G. Pfizer, Platen, R. J. Prutz, Rötscher, Fr. Rückert, Fr. Schlegel, F. C. Schlosser, J. H. Voß, v. Zedlitz.

Von Schwenck's Sprache gilt das, was er selbst über die des großen Geschichtschreibers Schlosser sagt (S. 205), dessen „Nachlässigkeit im Ausdruck, besonders bei Satzübergängen," und dessen „Widerwille gegen den sogenannten blühenden Styl" einigermaßen berüchtigt sind. In vorliegenden kleinen Abhandlungen ist diese Ungelenkigkeit weniger fühlbar, als in einer größern Arbeit desselben Verfassers über Mythologie, wo der Stoff ohnedem so bewältigend ist. Was Schwenck dagegen auszeichnet, sind ein feiner geläuterter Geschmack und ungewöhnliche Verstandesschärfe. Eine natürliche Folge davon ist, daß er die Kunstschönheiten nirgends zu suchen, oder nach beliebigen Prämissen herauszudefiniren braucht; sie lachen ihm entgegen, daß er ihnen nicht ausweichen kann. Gleichzeitig aber entgeht ihm auch keine Schwäche, die er mit unerbittlicher Strenge und fast diabolischer Genugthuung bloßlegt. Seine Kritiken sind deßhalb Sektionen, die bis auf die Lebensquelle der Herzkammern schneiden. Auch wagt er sich vorzugsweise an Erscheinungen, die noch nicht historisch geworden sind, wo er aber ein ganz freies Feld für originale Ansichten hat. Seine Arbeit über Rückert ist aus diesem Grunde von höchstem Werthe. Wie wenig die Literatur im Allgemeinen weiß, wo sie diesen Heroen der Lyrik einregistriren soll, mag daraus hervorgehen, daß neuerdings einer ihrer geistreichsten Verehrer meinte: „Rückert sey ein Vielschreiber, und man könne ihm deßhalb nicht überall hin folgen," und doch sind nachmals weitschichtige Abhandlungen über

Göthe's Metamorphose der Pflanzen und dessen Farbenlehre aus derselben Feder geflossen. Gervinus hat es sorgfältig vermieden, mit Rückert allein zu seyn; er hat ihn immer an Platen oder Göthe gelehnt, und ihn, um ja nicht in Verlegenheit zu gerathen, auf einen dem Auge des Publikums unerreichbaren Nebengipfel des Olymp's placirt, statt ihn dem Herzen der Nation so nah als möglich zu bringen. Die Monographieen von G. Pfizer und Braun sind noch oberflächlicher; die erste ist eine in die Länge gezogene Parallele, die andere eine exaltirte Apotheose, aber ohne wissenschaftliche Bedeutung. Nodnagel, der ihn seinen Dichtern der Gegenwart einverleibte, urtheilt selten, und stellt desto häufiger fremde Ansichten zusammen. Seine Schriften sind aneinandergereihte Citate oder populäre Compositionen gelehrten Materials. Auf Schwenck's Ansichten hat die persönliche Begegnung wohl zu sehr influirt, doch verdanken wir derselben andrerseits die wenigen authentischen Nachrichten über die Persönlichkeit des Dichters. Am geistreichsten hat ihn Dr. Mises gezeichnet, der ihn in Bezug auf seine orientalische Richtung unter andern mit einem bis ins Detail üppig ausstaffirten Palaste aus Tausend und Einer Nacht vergleicht, wo sich ein orientalischer Luxus mit der alttestamentarischen Menschenleere des Paradieses vereinte, gleichzeitig aber eine kleine Hütte angebaut sey, in der Rückert selbst wohne, und an derselben ein Garten mit heiterm Grün und einer verständig lispelnden Quelle. Merkwürdiger Weise ist diese Richtung Rückert's von Schwenck eben so wenig als seine abwechselnd politische oder antipolitische berührt worden, und es scheint hier die Absicht vorgewaltet zu haben, eine solche Größe gerade dadurch unabhängig erscheinen zu lassen, daß man sie, ohne persönliche Neigungen oder Einflüsse der Zeit irgend influiren zu lassen, vom allgemeinsten Standpunkt der Aesthetik aus betrachtet.

Was Schwenck über H. Heine sagt, ist seiner Zeit von dem Publikum mit großem Beifall gelesen worden, erregt aber jetzt, wo die Zeit manches versöhnt und ausgeglichen hat, unheimliches Grauen vor dieser Schadenfreude, die einem zertretenen Feinde in's Gesicht schlägt. Jeder Satz dieser Abhandlung ist eine Injurie, und darf als gründlicher Versuch eines ästhetisch-moralischen Todtschlags bezeichnet werden. Noch härter verfährt er mit Geibel. Das kritische Messer verwandelt sich in seiner Hand in eine Mordwaffe, die nicht mehr das Werk zuschneidet, sondern dem Autor auf den Leib rückt. Geibel's preußischer Gymnasialzuschnitt, seine weiland Herrn Horaz abgeborgte doctrinäre Langeweile, so wie die vielen künstlichen Auflagen seiner Gedichte, von denen kein Mensch weiß, wer in aller Welt sie gelesen, geschweige denn gekauft haben mag, sind zwar vielfach gerügt worden,— Schwenck aber ist literärisch viel zu vornehm, darauf einzugehen und erledigt die ganze Erscheinung im Ungefähren mit folgenden Perioden: „Herrn Geibel's Werth zu bestimmen, ist uns leicht gemacht. Er ist unter die preußischen Staatsschulden aufgenommen worden und wird jährlich mit 300 Thlr. verzins't. Da diese nun 3½ pCt. jährliche Interessen extragen, so ist der nominelle Kapitalwerth des Herrn Geibel 8571 Thlr. 12 Sgr. 10²⁄₇ Pf. Gewiß ein schöner Werth eines jungen Mannes rc."

Im Allgemeinen darf man indessen von diesen Charakteristiken und Kritiken wohl sagen, daß sie überall den Nagel auf den Kopf treffen, wo Sarkasmus und moroses Temperament den sonst gesunden, und dabei so feingebildeten Verstand des Verfassers nicht in gefährlicher Haft halten. Schwenck ist wie Gervinus Antiromantiker und steht gleichfalls auf historischem Boden. Diese Richtung unsrer Kritik ist erst in neuester Zeit wieder eingeschlagen worden, und darf, in so viel Abwege sie sich auch verlor, den Zeitverhältnissen gegenüber, als überaus wohlthätig angesehen werden. Das Buch ist aus verschiedenen Zeitschriften zusammengetragen, bildet aber gleichwohl ein Ganzes, ist eine fragmentarische Literaturgeschichte der neusten Zeit, und was der Verfasser früher einzeln und vor einem kleineren Publikum, das hat er jetzt vor einem größeren und vollständig bewiesen, daß er nämlich ein Mann von Geist, Geschmack und Kenntnissen ist, aber bei alledem ein gelehrter Sonderling bleibt, der eben deßhalb niemals einen seinen Fähigkeiten und Verdienst angemessenen Einfluß auf die Kritik gewinnen wird.

---

## Tabletten

⁂ Die zu Pempelfort bei Düsseldorf gelegene Besitzung der Enkel Friedrich Heinrich Jacobi's soll nächstens öffentlich versteigert werden. In der „Köln. Ztg." hat bereits der treffliche Arndt für die Erhaltung dieses theuren Erbes seine Stimme erhoben, und nennt unter den „hochfliegenden Himmelsvögeln, die hier einst in einem schönsten deutschen Jahrzwanzig aus- und eingeflogen", neben Göthe, Hamann, Herder, den Grafen Stolberg. Dieser kehrte nämlich, auf der denkwürdigen Reise nach Italien bei Jacobi ein, wo sie froh überrascht wurden durch einen Besuch der Fürstin Gallizin und deren Kinder, des Freiherrn von Fürstenberg und des Professors Overberg aus Münster, „dieses rechtschaffenen Geistlichen, dessen Weisheit und Milde sich mit glühendem Eifer vereinigten." In seinem Briefe „Pempelfort, den 29. Juli 1791" gibt Stolberg folgende treffliche Schilderung: „Jacobi's Haus ist geräumig und bequem, für den wahren Genuß eines Weisen eingerichtet, welcher durch Unbequemlichkeit nicht gestört werden, durch Prunk nicht glänzen will. Den schönen Garten im englischen Geschmack hat er mit eigner Empfindung angelegt. Bäume, bald einzeln, bald in Gruppen, stehen auf frischem Rasen. Mitten durch schlängelt sich die Düssel und bildet einen rauschenden Wasserfall. Hohe Pappeln, ein Ulmenhain, ein Teich, mit schönen Thränenweiden geziert, viele fremde Gewächse, die sich an unsern Himmel gewöhnen, und eine gewählte Orangerie, welche vor den Zimmern duftet, geben diesem Garten die anmuthigste Mannigfaltigkeit. Hier heiterte sich die glühende Stirne des tiefen Denkers zur liebenswürdigsten Geselligkeit auf, hier dachte, hier schrieb er, zum Theil unter Bäumen, die er pflegte, seinen Woldemar, seinen Allwill, wenn die dichterische Muse ihn freundlich besuchte. Hier lebte er so glücklich mit seiner Betty, hier beweinte er sie! Ihre reine, himmlische Seele — o, wer könnte daran zweifeln! — umschwebet ihn hier und segnet seine guten Schwestern, deren Geist und Herz ihm Quellen des Trostes öffneten, deren Umgang ihm so wohlthätig, so unentbehrlich ist. Hier sang sein Bruder, der zartempfindenden Muse Liebling, einige seiner herrlichsten Lieder."

⁂ In London geht man mit dem seltsamen Plane um, einen großen Begräbnißplatz anzulegen, welcher die letzte Ruhestätte aller Officiere der englischen Land- und Seemacht seyn soll. Auf der Höhe, welche jetzt das alte Gebäude Sevendroog Castle einnimmt, will man ein großartiges Mausoleum errichten, das auf großen Terrassen ruhen soll, welche Raum für zehntausend Grabstätten gewähren. Der Herzog von Wellington als Oberbefehlshaber der britischen Armeen hat bereits seine Zustimmung zu dem großartigen Plane gegeben und man wird sofort an die Ausführung desselben gehen.

*** Spießruthen-laufende Redacteure. Am 12. Oktober 1760 erlebte Berlin ein ebenso trauriges als merkwürdiges Schauspiel. Die Redacteure der Haude-Spenerschen und der Vossischen Zeitung, Krause und Kretschmar waren von dem an diesem Tage aus der preußischen Hauptstadt abziehenden General Tottleben zu dieser furchtbaren Strafe verurtheilt worden, da beide als Verfasser der damals vielverbreiteten antirussischen „Bauerngespräche“ bekannt geworden waren. Die „Spener'sche Zeitung“ erzählt über diesen Vorgang folgendes: Um 8 Uhr marschirte auf dem neuen Markte ein Commando von 100 russischen Grenadieren auf, denen ein Regiments-Profos sofort die Ruthen austheilte. Die Soldaten formirten die bekannte Gasse und aus der Hauptwache an der Rosenstraßen-Ecke wurden die beiden Arrestanten an den Eingang der Gasse geführt; der Profos entkleidete sie und der, die Execution zu Pferde commandirende Offizier machte ihnen die ihrer harrende Strafe bekannt. — Es war ein jammervoller Anblick, als der 68jährige Greis Victor Krause wimmernd auf die Knie fiel, seine Perücke vom Haupte nahm und dem Offizier sein in Ehren silbergrau gewordenes Haar zeigte. Weinend bat er um Gnade und — erhielt sie. Dagegen mußte Kretschmar — salva fama, — wie Rödenbeck sagt — einige Hiebe aushalten, wurde dann aber auch entlassen, so daß die fürchterlichen Anstalten zum Spießruthenlaufen sie nur hatten schrecken sollen.

*** Ein verlornes Dampfboot. Am 14. April d. J. ging das Dampfboot der ostindischen Compagnie „Cleopatra“ von 800 Tonnen mit einer Bemannung von 70 Personen und 200 Sträflingen von Bombay nach Singapore ab. Am 17., 18. und 19. April herrschte ein wüthender Orkan in See, in welchem höchst wahrscheinlich die „Cleopatra“ mit Mann und Maus zu Grunde ging. Man hat bis jetzt trotz aller Nachforschungen nicht die geringste Spur von dem unglücklichen Schiffe entdeckt.

*** Dieser Tage wurde an der Seine-Mündung ein ungewöhnlicher Gast aufgefunden. Auf einer Sandbank bei Havre fand man einen Wallfisch, von der Gattung des Linne'schen balaena rostrata, der eine Länge von 41 und einen Umfang von 16 Fuß hatte. Man beabsichtigt, dieses seltene Meerungethüm nach Havre zu schaffen.

*** Im Jahr 1824 besuchte der Abbé Mastaï Feretti, jetziger Papst Pius IX. die Missionen in Süd-Amerika. Auf seiner Rückfahrt von Valparaiso nach Lima wurde er von einem heftigen Sturme überrascht. Das Schiff war dem Untergange nahe, als sich ihm ein mit Negern besetztes Fahrzeug näherte. Der Herr desselben begab sich an Bord des bedrängten Schiffes, und führte dasselbe als geschickter Pilot in den kleinen Hafen von Arica, an der Südküste gelegen. Es war ein armer Schiffer mit Namen Bako. Abbé Feretti besuchte ihn in seiner Hütte und hinterließ seinem Lebensretter eine reich gefüllte Börse. Zum Cardinal erhoben, vergaß Mastaï des armen Fischers nicht, und sandte ihm durch Vermittlung des Missions-Vorstandes sein Portrait und dazu abermals ein bedeutendes Geldgeschenk. Mit diesem fing Bako an zu speculiren, und der Himmel segnete sichtbar das Geschenk der Dankbarkeit. Bako wurde ein reicher Mann, machte große Geschäfte im Salpeterhandel; an die Stelle seiner armen Fischerhütte trat ein stattlicher Palast und als der Cardinal zum Papst erwählt wurde, baute er eine Kapelle mit der Aussicht nach dem Meere und hing daselbst das Portrait des heiligen Vaters auf. m.

*** Gleich Herrn van Hecke in Brüssel, will auch ein Hr. Don L. Roudil in Madrid die Kunst erfunden haben, den Luftballon zu lenken und mittelst einer Actien-Compagnie die Kosten von 100,000 Piaster zusammenbringen.

## Literatur- und Kunstnotizen.

† Enslen's Rundgemälde. Der eben so bescheidene als echte Künstler, Professor Enslen, hat seit einigen Tagen eine neue Reihenfolge seiner trefflichen Rundgemälde zur öffentlichen Würdigung aufgestellt. Ist es der Reiz der Neuheit oder der innere Werth der Gegenstände, diese neuen Panoramen überraschen und fesseln die Aufmerksamkeit in einem noch höhern Grade, als die ihnen vorangegangenen, welche einen so allgemeinen und verdienten Beifall sich erworben haben. Es bieten sich folgende interessante Darstellungen: 1) Ein Kreisumsichtsgemälde von Wien mit den Anlagen des Volksgartens und dem kaiserlichen Burgplatz; 2) ein Blick auf Karlsbad und dessen Umgegend: 3) die schöne Façade der St. Ludwigskirche zu München; 4) die St. Markuskirche zu Venedig nebst dem Markusplatz und seinen belebten Kaffeehäusern; 5) ein Blick auf Venedig und die Lagunen von der Höhe des St. Markusthurmes hinab; 6) ein Ueberſichtsgemälde von ganz Rom, gesehen vom Thurme des Kapitols aus, in Abendbeleuchtung; 7) die schönen Trümmer des Kolosseums in Rom, in ihrem ganzen Umkreis, auf das täuschendste dargestellt; 8) eine Durchwanderung der Gräberstraße zu Pompeii; 9) ein Spaziergang durch die „Villa reale“ Neapel's, am Ufer des Golfs, im heitersten Sommerwetter, um auch Blicke in das heitere, an drolligen Scenen immer reiche Volksleben dieser Stadt und manche ihrer Eigenthümlichkeiten zu werfen; endlich 10) der Abwechslung wegen — auch ein Bild der rauhesten, dürftigsten Gegend unsrer Erde, der Nordküste von Spitzbergen oder der Expedition nach dem Nordpol, ausgeführt auf Befehl der k. großbrit. Regierung im Jahre 1818, unter Leitung des Capitän Bucham und Lieutenant Franklin. (Gemalt nach dem in London öffentlich ausgestellt gewesenen Panorama.) — Diese werthvolle Sammlung wird längstens bis zum 31. October im Sächsischen Hofe zu Frankfurt a. M. ausgestellt bleiben.

— Stockholm, 5. October. Franz Liszt und Jenny Lind werden in einigen Wochen hier erwartet.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 15. October. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Lortzing.

Samstag, den 16. October. Undine, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3 und 4. Aktes von dem großherzgl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

Sonntag, den 17. October. (Neu einstudirt) Doctor Faust's Hauskäppchen, oder: „Die Herberge im Walde“, Posse in 3 Abtheilungen von Hopp. Musik von Hebenstreit.

Montag, den 18. October. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim. — Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 287.** Sonntag, den 17. October **1847.**


## * Jagdausflug nach dem Llanofluß in Texas.

(Schluß.)

Wir befanden uns bereits seit zwei Tagen in der Granitregion, die heute mit reichem Quarze abwechselte und hoffentlich der Vorbote edler Metalle ist. Die Vegetation dieses Thales ist keineswegs arm zu nennen; denn hin und wieder sind Blumen sichtbar, auf denen Schmetterlinge ab- und zuflattern; es fehlt zwar an der blühenden Mimose und Liane, die in der warmen Jahreszeit die Steppe so reizend machen, dafür jedoch sprießt unter und zwischen dem trocknen Grase das saftige hellgrüne Muskitgras empor und die life oak (Lebenseiche) mit ihrem lorbeerartigen, dunkelgrünen und firnißglänzenden Blatte unterbricht auf das angenehmste die grüngelbe Prairie. Die Büffel- und Bärenfährten wurden immer häufiger und wahrscheinlich bot uns das bald erreichte Llanothal einen reichen Jagdgrund dar. Das hiesige Terrain war augenblicklich an Jagdbeute nicht ergiebig, da viele Indianerstämme dasselbe vor uns ausgebeutet und namentlich die Büffelheerden verscheucht hatten, so daß wir uns nur mit versprengten Thieren behelfen mußten; dennoch würde ein aus der Heimath plötzlich hierher versetzter Jagdliebhaber über den Reichthum und die Auswahl der jagdbaren Thiere erstaunen; der verwöhnte Einheimische aber findet die Jagd ärmlich, wenn er nicht ununterbrochen auf Heerden von 50—100 Stück Wild stößt. Obgleich wir täglich und stündlich die frischen Spuren von zahlreich anwesenden Indianern fanden, die hier auf der Jagd begriffen waren, so wurden wir dennoch nicht im Entferntesten beunruhigt, ungeachtet nach Aussage unserer Shawnee-Stämme aus dem entferntesten Nordwesten Amerika's anwesend waren. Diese Thatsache lieferte uns abermals den Beweis, daß mit den Indianern bei einiger Wachsamkeit und friedfertigem Benehmen recht gut nachbarlich zu leben ist. Vier Wochen nach meiner Rückkehr von diesem Ausfluge hatte ich Gelegenheit, mich von der Wahrheit des eben Behaupteten auf das Unumstößlichste zu überzeugen, indem ich beauftragt wurde, die Leitung einer größern und ausgedehnteren Expedition nach dem San-Saba-Flusse und dessen Thälern zu übernehmen. Hier im Herzen des Comanche-Gebietes, eines Indianerstammes, der wegen seiner großen Zahl, seiner kriegerischen Eigenschaften und seines wilden Hasses gegen die Weißen so sehr gefürchtet und verrufen ist, verweilten wir über einen Monat inmitten einer uns hundertfach überlegenen Zahl dieser Menschen, die uns mit Herzlichkeit und Biederkeit empfingen und behandelten, so daß zwischen diesem Stamme und den Deutschen ein feststehendes Freundschaftsbündniß abgeschlossen wurde, in Folge dessen die schönen Thäler der San Saba cultivirt und colonisirt werden können.

Nach einigen Tagemärschen durch ein schönes fruchtbares, von zahlreichen Flüssen und Wassern durchschnittenes Land erreichten wir die Ufer des Llanoflusses und somit das Ziel unserer Reise. Der Llano ist ein schöner, rasch fließender, überaus klarer Strom, der über ein ausgedehntes Hochplateau dem Colorado zufließt. Seine Ufer sind mit riesigem Holze der schönsten Art bestanden, unter welchen die Platane und Ceder am hervorragendsten sind. Das Bett des Flusses ist felsig und die auffallende Klarheit seines Wassers erlaubt, da wo der Strom Seen und Buchten bildet, die wohlschmeckenden Bewohner desselben in großer Tiefe genau zu beobachten. Der Katzen- und Büffelfisch, oft 2—3 Fuß lang, sind die am häufigsten vorkommenden Fischarten in den texanischen Wassern und eine leichte Beute des Anglers. Weichschaalige Schildkröten, so wie Schaaren von Gänsen und Enten und vor Allem der vortreffliche wilde Truthahn, der beständige Bewohner der Flußwaldungen, machten unsere Mahlzeiten sehr reichhaltig und abwechselnd.

Das Thal des Llano eignet sich vollkommen zum Anbau und gibt den Colonisten eine natürliche und leichte Wasserstraße auf dem Colorado nach Austin, der Hauptstadt von Texas. Wir verweilten einige Tage an den Ufern des Flusses und machten mehrere Ausflüge stromauf- und abwärts, wodurch wir uns überzeugten, daß der Boden einer Niederlassung außerordentlich günstig sey. Wir traten alsdann unsern Rückweg wiederum an und erlegten noch mehrere Büffel, die theils zu Pferde gejagt, theils beschlichen wurden. Als wir das früher erwähnte Thal der verzauberten Felsen erreicht hatten, machten un- unsere Indianer uns aufmerksam, daß wir hier wahrscheinlich eine ergiebige Bärenjagd halten könnten. Zu dieser luden uns denn auch bald zwei, mitten in einem schönen Thale gelegene Berggipfel ein, die mit grauen, rothen und sonderbar geformten Granitblöcken übersäet vor uns lagen. Diese etwa 200 Fuß hohen, ziemlich schroffen, oft fast senkrecht aufsteigenden Höhen nahmen sich auf das Reizendste aus, indem das Grau und Roth der Felsblöcke auffallend mit dem firnißglänzenden, dunkelgrünen Laube der Lebenseiche, dem lorbeerartigen Blatte der glattstämmigen Parsimone und dem graciösen aloeartigen Blatte der Juka (eine Art Stechpalme) und des Cactus, die alle üppig zwischen diesem Gesteine emporsproßten, contrastirten.

Unter Vortritt des white leopard und William erstiegen einige unserer Gesellschaft, worunter der unermüdliche Jäger Burg (aus Montabaur) der Erste, die Felsblöcke. Nachdem wir uns etwa 80 Fuß hoch durch Gerölle und Klippen mühsam hindurchgewunden hatten, machten wir vor

einer Aufthürmung von Felsmassen Halt, aus deren vielfachen Rissen und Klüften Cactus und Schlingpflanzen hervorwucherten.

In einer dieser Spalten war white leopard verschwunden und ich hatte kaum Zeit, dem Zeichen des älteren Indianers William, von der Höhe fort und seitwärts zu treten, Folge zu leisten, als wir den dumpfen Knall von white leopards langer Büchse in der Felshöhlung hörten. Ein lautes Gepolter entstand unmittelbar darauf und ein schwarzer unkenntlicher Körper stürzte und rollte aus dem Geklüfte, ihm nach white leopard. Bevor sich der Bär, denn ein solcher war es, mehr denn 5—10 Schritte entfernt hatte, war ich so glücklich, einen Büchsenlauf mit Erfolg abzufeuern, indem die Kugel dem Thiere durch den Nacken und Hals drang. Eine gleiche Entladung von William's und Burg's Büchsen hemmte nicht, sondern beschleunigte die Flucht des Thieres, das bald laufend, kugelnd und rollend die Abhänge hinabstürzte und Schutz suchend hinter die Blöcke kroch. Wir Alle aber waren eilig gefolgt, mit Gefahr, alle möglichen Gliedmaßen zu zerbrechen. Unten angelangt, fanden wir bereits von den am Fuße des Berges gebliebenen Schützen ein Scheibenschießen auf den armen Petz angestellt, und erst nachdem er noch 7 Kugeln empfangen, im Ganzen 10, verendete er. Es war ein außerordentlich starker vierjähriger Bär von 7—800 Pfund. White leopard kannte diese Höhle von seinem vorjährigen Jagdzuge, und war jetzt bei seinem Eindringen in den Schlupfwinkel so glücklich gewesen, den Bewohner zu Hause und im Hintergrunde aufrecht sitzend gefunden zu haben. Sein Schuß war ihm durch den Leib gedrungen, worauf das Thier nach der Oeffnung stürzend, zur Seite des Schützen vorbei eilte, um den Außenharrenden in die Gewehre zu rollen. Im Triumphe wurden zwei Mulden mit dem Fleische und 150 Pfund Bärenfett beladen und im Vorgefühl eines trefflichen Soupers von Bärenfleisch setzten wir unsere Reise bis zum Felsencreek fort. Der Pelz des texanischen Bären ist glänzend schwarz, sehr fein und außerordentlich dicht. Im Norden von Texas so wie im Nordwesten der Vereinigten Staaten kommt der graue (grisli) Bär vor, der an Größe und Stärke dem Eisbären gleichkommen und an Wildheit denselben noch übertreffen soll. Einen solchen erlegen, gilt bei den Indianern als eine That erster Größe. Im Verlaufe der nächsten Tage wurden noch zwei Bären, doch bei weitem schwächer wie ersterer, erlegt.

Ein blinder Lärm scheuchte uns in nächster Nacht von unserm Lager, indem ein Wachtposten Schießen in der Nähe des Camps gehört haben wollte. Alles blieb jedoch ruhig und unsere kleine Schaar erreichte, alle Theilnehmer mit einem vollständigen richtigen Scalpe, das freundliche und blühende Friedrichsburg.

---

## Die Geschichte eines neuen Robinsons.

Coulter erzählt in seinen „Adventures in the Pacific“ die Geschichte eines Irländers, der sich auf einer der Galapagos-Inseln fast 20 Jahre aufgehalten, meist allein, nur zuweilen in Gesellschaft einiger entlaufenen Matrosen. Er hatte auf mehrernSchiffen an der amerikanischen Westküste gedient, wiederholt Theil an revolutionären Auftritten in Chili, Peru und Columbia genommen, und befand sich endlich an Bord eines Wallfischfängers, der an den Galapagos-Inseln kreuzte; hier zettelte er wiederholt Verschwörungen an, und da auf keine Sicherheit zu hoffen war, so lange er sich an Bord befand, so wurde er endlich am Südende der Albemarl Insel ans Land gesetzt.

Hier fehlte es sehr an Wasser, und Pat wäre vermuthlich im Elend umgekommen, wenn er nicht aus einer Cactusart und den Früchten des Kohlbaums den Saft ausgepreßt hätte. Dies rettete sein Leben. Nahrung hatte er genug, denn Tauben und Terapins oder Landschildkröten gab es in Menge. Nach einigen Monaten führte ihn der Capitän eines amerikanischen Wallfischfängers aus Menschlichkeit fort, und landete ihn auf sein eigenes Begehren auf der sogenannten Karls-Insel, auf der es an herrlichem Quellwasser nicht fehlte. Er wurde an einer Bucht ans Land gesetzt, von wo eine vollständige natürliche Allee in die Berge hineinführt; nahe an dem Gipfel der letzteren ist eine Strecke vortrefflichen Landes, vier oder fünf Acres, fast allenthalben von hohen Bergen eingeschlossen; in der That führt nur ein einziger Paß dahin. Hier baute er sich eine Hütte und brach einen Theil des Bodens um, so daß er bald eine Menge süßer Bataten, Mais, Melonen, Schweine und Hühner hatte, von denen er Jahre lang an die Schiffe verkaufte; auch grub er einen Brunnen und erhielt trotz der hohen Lage in geringer Tiefe gutes Wasser.

Seine Kleidung bestand aus einer Mütze von Robbenfell, die er auf sein buschiges rothes Haar drückte, einem rothen Flanellhemd und einem Paar Flanellbeinkleidern nebst Mocassinen aus Robbenfell. Nie ging er ohne sein Gewehr aus, namentlich wenn er irgend entlaufene Matrosen bei sich hatte, noch schlief er je zwei Nächte nach einander an demselben Orte. Er kannte jede Höhle, jeden geheimen Fleck auf der Insel, und bediente sich ihrer gelegentlich als Nachtlager. Seltsam ist es und doch eine Thatsache, daß dieser Mann, wenn verlaufene Matrosen auf der Insel wohnten, Gehorsam von ihnen erzwang und sie nöthigte, für ihn auf seinem Feld zu arbeiten. Bald waren sie froh, ihn verlassen zu können, und das nächste Schiff, das ankam, auf jedwede Bedingung zu betreten.

Man hat ihn häufig, doch wie es scheint mit Unrecht, beschuldigt, daß er Matrosen verlockte, die Schiffe zu verlassen, und einmal mußte er schwer dafür büßen. Ein amerikanischer Wallfischfänger legte an, und zwei Matrosen, die auf dem Schiff sehr hart behandelt worden waren, flohen in den nahen Wald; Pat wurde beschuldigt, daß er ihnen Schutz und Unterhalt gewähre, weßhalb der Capitän, Bunker, aus Nantucket, ihn aufs Schiff einlud, was er auch ohne zu wissen, was vorgegangen, annahm. Sobald er aufs Schiff kam, wurde er gebunden, tüchtig gepeitscht, dann gefesselt und ans Ufer geschafft, um hier, wo niemand seine Bande lösen konnte, zu leben oder zu sterben. Es war eine brutale, mörderische Handlung; am andern Tag fuhr das Schiff ab, und überließ ihn seinem Schicksal. Pat aber sollte noch nicht sterben: in seiner Robbenfellmütze, die man ihm glücklicherweise nicht vom Kopfe genommen hatte, waren zwei Feilen versteckt, von denen er eine, so gut es ging, in einen Baum hineinstieß, und dann geduldig und ausdauernd begann, seine Handschellen durchzufeilen, bis er endlich frei war. Dann schwor er Rache gegen den Capitän, der ihn so behandelt hatte.

Er war von eisernem Körperbau, und besaß einen starken, wohlgebildeten Geist, denn er hatte in seiner Jugend eine gute Erziehung genossen, was einen Charakter, wie den seinigen, doppelt gefährlich machte. Wenige Monate später, als er mit seinem Boote auf der andern Seite der Insel mit dem Robbenschlag beschäftigt war, stieß er auf einen englischen Wallfischfänger und erfuhr von diesem, daß er bald Besuch

auf der Insel haben würde, indem einige amerikanische Schiffe anzulegen gedächten. Eines derselben war dasjenige, auf dem er so barbarisch behandelt worden war. Pat hatte eben damals vier Leute bei sich. Als er die Nachricht vernahm, fuhr er sogleich nach seinem Landungsplatze zurück, und wenige Tage nachher legten die erwarteten Schiffe an. Er beschloß nicht aufzutreten, sondern sie wohl zu bewachen, und seine Leute außerhalb des Gesichtskreises zu halten. Die drei Capitäne, darunter Bunker, fuhren ans Ufer, und fanden hier in einer auf einem Stab am Ufer aufgesteckten Flasche einige Zeilen von Pat, des Inhalts, daß er wegen oft erfahrener schlechter Behandlung die Insel für immer verlassen habe, und daß, wer zuerst ankomme, Ueberfluß an allem in seinem Garten finden würde. Diese Art, Mittheilungen zu machen, ist in der Südsee allgemein gebräuchlich.

Die Capitäne glaubten, alles sey richtig, und niemand befinde sich auf der Insel. Nachdem sie einige Zeit umher gegangen, beschlossen sie am andern Morgen ein Picknick am Ufer einzunehmen und den Garten durch ihre Leute plündern zu lassen. Pat war so nahe versteckt, daß er alles hörte, und danach seine Maaßregeln traf. Am folgenden Tag kamen die Capitäne ans Ufer, ließen kalte Küche und Weine das Thal hinauf nach einem grünen Fleck bringen, von wo sie die Schiffe, jedoch nicht den Landungsplatz im Gesicht hatten. Ihre vier Boote wurden sorgsam ans Ufer herauf gezogen. Sie machten sich einige Stunden lang lustig, als einer derselben zufälliger Weise auf eine Höhe stieg, um sich umzuschauen; kaum hatte er einen Blick aufs Ufer geworfen, als er wie ein Rasender zurücklief, und seinen Gefährten ankündigte, ihre Boote seyen zerstört, und sie sollten ans Ufer eilen. Die früher so übermüthigen Leute waren nun plötzlich in Feiglinge umgewandelt: sie ließen alles stehen und liegen und eilten so schnell sie konnten, nach dem Ufer, wo sie die vier Boote, Ruder und alles zertrümmert fanden; ein großer Papierstreifen war aufgesteckt mit den Worten: „denkt an die Handschellen!“ und „Bunker, Euch gilt es noch!“ Sie machten sogleich ihren Schiffen ein Zeichen, ihnen ein Boot zu senden, was zu ihrem Glücke sogleich geschah. Kaum saßen sie und stießen ab, so piff eine Kugel vom Ufer her zwischen sie hin und schlug ins Boot; gleich darauf wurden ihnen drei andere Schüsse nachgesendet, aber sie waren bald aus dem Bereich des Gewehrfeuers gekommen. Pat erschien nun am Ufer und schwenkte zum Zeichen des Triumphs die Mütze in der Luft. Niemand kam ans Ufer, um das Zurückgelassene abzuholen. Die Schiffe gingen Abends unter Segel und verschwanden.

Der seltsame Mann lebte hier 18 oder 20 Jahre, starb aber nicht auf dieser Insel. In seinem offenen Boote fuhr er mehr als einmal nach der südamerikanischen, gegen 600 M. entfernten Küste; dies darf nicht zu sehr wundern, denn das Wasser ist hier fortdauernd ruhig. Einmal fuhr er nach Guayaquil, in der Absicht, sich eine Königin für seine Insel zu holen, deren einziger Beherrscher er war. Er erzählte allerlei anziehende Geschichten und verlockte endlich die Frau eines Spaniers, welche einwilligte, ihn zu begleiten. Sie waren bereits im Boote und im Begriffe abzustoßen, als der Spanier hineinsprang, um seine Frau zurückzuholen. Ein Kampf erfolgte, in welchem Pat ins Herz getroffen wurde und todt in sein Schiff zurückfiel.

Dieß war das Ende dieses merkwürdigen Mannes. Er soll stets gütig und freundlich mit denen gewesen seyn, welche sich freundlich gegen ihn bezeigten, aber auch unversöhnlich rachsüchtig gegen die, welche ihn mißhandelten und beleidigten. Ausl.

---

## Tabletten.

*** Heinrich Heine (so schreibt Levin Schücking der „Köln. Ztg.“ aus Paris) fand ich sehr, sehr leidend und verändert in den anderthalb Jahren, in welchen ich ihn nicht gesehen. Die Lähmung seiner Glieder hat sich immer weiter ausgedehnt, die Augenlieder sind zugefallen, und nur das eine Auge läßt ihm noch einen schwachen Lichtstrahl zukommen, zwingt ihn aber, das Haupt zurückgebeugt zu tragen, um zu sehen. Er war den Sommer über in Montmorency und klagte über die Bäder von Baréges, welche er sich selbst verordnet, und die eine viel zu starke Wirkung haben für einen Zustand wie den seinen. Es gibt in der Welt nichts Erschütternderes als sein Leiden, und doch trägt er es mit einer wahrhaft stoischen Ruhe, mit einer unbegreiflichen Heiterkeit und dem Gleichmuthe eines Weisen. Sein Gesicht ist unbeschreiblich schön geworden; ausdrucksvoll, bleich und fein geschnitten, wie eine antike Camee, gleicht es dem Kopfe eines Dulders, der ausgerungen hat. Ich wünschte, Lessing malte diesen Kopf: er könnte ihn als Huß gebrauchen. Alles, was Dichterisches und Edles in der Seele Heine's geschlummert — freilich nur zu oft geschlummert — hat sich gehoben, die Schlacken sind gesunken, die befreite Psyche, die er so oft selbst mißhandelt und in's Antlitz geschlagen, ist hervorgetreten und thront auf seinen Zügen — und man sieht jetzt, wie schön eigentlich diese Psyche ist! — Heine's letzte Arbeiten sind seinen Memoiren gewidmet gewesen. Möge er sie vollenden können — ich zweifle nicht daran; es ist noch eine Fülle von Lebenskraft in ihm, mehr, als er selbst glaubt.

*** Laut amtlicher Zählung betrug die Einwohnerzahl des Königreichs der Niederlande am 1. Januar 1846: Provinz Nord-Brabant 402,353 Seelen, Geldern 371,877, Süd-Holland 564,791, Nord-Holland 467,733, Seeland 159,915, Utrecht 154,419, Friesland 246,837, Overyssel 212,040, Gröningen 189,714, Drenthe 81,258, Limburg 203,047, im Ganzen 3,053,984 Seelen.

*** In der Berliner „Spener'schen Zeitung“ erhebt A. Beauvais folgendes Klagelied, in das gewiß mancher unserer Leser einstimmen wird und das wir zur Mahnung für die Säumigen hier mittheilen wollen:

„Tel est le triste sort de tout livre prêté:
Souvent il est perdu, toujours il est gâté“

Wer fühlt nicht die trostlose Wahrheit dieses Ausspruches des in der literarischen Welt rühmlichst bekannten Bibliophilen Jacob? Wer von uns, ich meine diejenigen, die eine Bibliothek haben, hat nicht an sich diese traurige Erfahrung gemacht? Du fliehst die Welt und ihre Lüste, bist nur glücklich unter deinen Büchern, Alles, was du bei deinem kümmerlichen Einkommen ersparen kannst, legst du auf den Altar deiner theuren Hausgötter nieder; um sie zu warten und zu pflegen, sparst du dir's von deinem Munde ab. Sie sehen deine Opfer gern und schützen dein Haus vor gefährlichen Schmarotzern und noch gefährlicheren Hausfreunden. Mit einem Worte, du bist Oberpriester in ihrem Tempel. Doch siehe da, falsche Propheten stehen auf. Der Ruf von deiner stillen Glückseligkeit erweckt ihren Neid. Sie bringen ein in dein Heiligthum und, wie vor Zeiten fanatische Bilderstürmer nach unschuldigen Gemälden, strecken sie unheilbringende Hände nach deinen — Büchern aus. „Sie haben da eine niedliche Ausgabe von Victor Hugo's „Notre-Dame“. Ich komme eben aus Paris. Ich habe die alte Kathedrale, ihre in den Lüften schwebende Orgel, die, wie mir der Pedeau sagte, von Ludwig dem Heiligen nach seinem Kreuzzuge nach Afrika erbaut

worden ist, ihre ungeheuren Glocken, ihre kostbaren Glasmalereien, die wunderbare Rosette in einem Fenster im Kreuze der Kirche, kurz, ich habe Alles gesehen, was Notre Dame zu einer der merkwürdigsten architektonischen Schöpfungen macht, ich bin neugierig, zu erfahren, wie der geniale Hugo dieses Meisterstück des Mittelalters geschildert hat." — „Sie haben recht. Ich halte Herrn Hugo, bei allen seinen barocken Ansichten von der Bestimmung des Menschen, seinen anglo-germanischen Gefühlen, die er eher ahnet, als versteht, seinen Schwächen als Mensch, für einen ausgezeichneten Dichter des heutigen Frankreichs und seine Notre Dame für eines seiner gelungensten Werke. Ich bin ganz glücklich, eine Originalausgabe dieses Romans zu besitzen." — „Sie leihen ihn mir wohl auf ein paar Tage?" — „Ei nun, ich muß Ihnen schon den Gefallen thun." Und so wandert das Buch in fremde Hände, aus diesen wieder in andere und wie die Gewässer eines Flusses sich in das Meer ergießen und sich in dasselbe ohne Widerrede verlieren, so geht ein verliehenes Buch von Einem zum Andern, bis es endlich in Gegenden geräth, aus denen Niemand Kunde bringt. — Vielleicht erinnert sich hier und da ein gemüthlicher Leser beim Durchlesen dieser Zeilen, daß er in dem Besitz eines geliehenen Buches ist und wird dadurch veranlaßt, es seinem rechtmäßigen Besitzer zurückzustellen. Ist es auch nur einer von neunundneunzig, bei dem sie diese Wirkung hervorbringen, so sind sie nicht unnütz geschrieben, und vielleicht erwerbe ich mir den stillen Dank eines Bücherfreundes, der, wie ich, um den Verlust einer Originalausgabe der Notre Dame jammert."

*** Viele überschwengliche Epitheta sind schon von Enthusiasten an Jenny Lind verschwendet worden, man hat sie eine Nachtigall, einen Engel in menschlicher Gestalt u. s. f. genannt. Den schönsten Namen für sie hat aber jetzt die Generalintendantur der k. Schauspiele in Berlin erfunden; sie nennt sie eine — „Letztbesagte" — „In Bezug auf das bevorstehende Gastspiel der Dem. Jenny Lind" — heißt es nämlich in einer Ankündigung, welche diese Intendantur in den Berliner Zeitungen erläßt — „wird folgendes zur Kenntniß mitgetheilt: Bestellungen zu den Gastdarstellungen der Letztbesagten können" rc. Wie bezeichnend und zugleich wie zart ausgedrückt! Jenny Lind — eine Letztbesagte!

*** Schiller und Graff. Weimar, 4. Oct. Nachträglich zu der in Nr. 271 gegebenen Nachricht, daß der Stadtrath in Weimar das Schiller'sche Haus zu einer bleibenden Stätte der Verehrung für das Andenken des unsterblichen Dichters gemacht hat, wird die folgende Nachricht nicht ohne Interesse seyn. Bekanntlich lebt noch in Weimar Joh. Jak. Graff, der erste Darsteller des Schiller'schen Wallenstein (er ist am 25. September 1768 geboren und seit dem 10. April 1793 Mitglied des weimarschen Hoftheaters), der sich in dieser Rolle Schiller's besondere Zufriedenheit erworben hatte, und von der Graff selbst in einem Aufsatze im Schiller-Album S. 88 voll Stolz gesagt hat, daß Schiller selbst ihn gelehrt habe, den Wallenstein zu spielen. Am Morgen nach der zweiten Aufführung der Piccolomini (es war der 3. Februar 1799; die erste Aufführung hatte am 30. Januar d. J. stattgefunden) erhielt Graff von Schiller einen Brief über sein Spiel mit dem gewiß ehrenvollsten Zeugnisse, daß „es einem Anderen nicht leicht werden dürfte, ihm den Wallenstein nachzuspielen." Diese für den Schauspieler so schätzbare Zuschrift hat Graff zwar in der von der Frau Geh. Regierungs-Räthin von Voigt (unter dem Namen Cäcilie) verfaßten Beschreibung der ersten Aufführung der Piccolomini im weimar'schen Album vom Jahre 1840 auf S. 145 abdrucken lassen, die Handschrift selbst aber ganz vor kurzem dem Stadtrath zu Weimar für die neue Sammlung in Schiller's Hause verehrt.

## Literatur- und Kunstnotizen.

* Darmstadt, 14. October. Als ich am verflossenen Sonntag abends in's Theater ging, um die zum erstenmale hier gegebene Oper „Hernani" von Verdi zu hören, hatte ich den Kopf voll von der Musik, die mir überall auf den Straßen entgegentönte. Es war Messe und die Menge von Drehorgeln mit ihrer Sangbegleitung hatte mich in ein musikalisches Delirium versetzt. Ich war in der Stimmung, eine der neueren italienischen Opern mit anzuhören. Die Aufführung entsprach ganz meiner Erwartung, alle Instrumente rasten, liebliche Anklänge mischten sich mitunter darein, der Gesang des Opernpersonals tönte mächtig darüber hinaus, besonders that sich Elvira, die Nichte, hervor, den Instrumentenkraus mit siegender Gewalt zu übertönen. Mehr als einmal glaubte ich mich auf den öffentlichen Markt versetzt. Zwar schlug die Stimme zuweilen im Feuer des Vortrages etwas über; allein das machte bei dem zahlreich anwesenden Publikum, worunter viele Meßfremde waren, wenig aus. Bei jeder Forcenummer wurde sie mit Beifall überschüttet und ein „Bravo" folgte dem andern. Hernani, der Bandit trug ebenfalls seinen Part mit vielem Beifall vor; er mochte wohl glauben, ein Bandit müsse die Stimme forciren, um den Charakter wahrheitsgetreu durchzuführen. Die Menge nahm es auch so und berauschte auch ihn mit der seligen Einbildung, „vortrefflich" gewesen zu seyn. Don Carlos, der König von Spanien, ließ sich dagegen etwas Unsicherheit im Gesang zu Schulden kommen, sonst würde auch er „vortrefflich" gewesen seyn. Don Rey Gomez, der Grand von Spanien, war „imposant" und zeigte durch einen charaktergetreuen Vortrag, daß er ein Sänger ist, der in allen Rollen die nöthige Sicherheit erlangt hat. Dafür wurde er mit weniger Beifall belohnt. — Und nun glauben die Darsteller, wenn sie gefallen haben, sie wären gut gewesen, ohne zu bedenken, wie selten der Beifall mit den Leistungen im wahren künstlerischen Verhältniß steht. Die Oper soll nächsten Sonntag wiederholt werden; ich wünsche ihr den besten Erfolg, da sie manches Gute enthält, was nicht ohne Wirkung bleibt, wenn es gut gegeben wird.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 16. October. Undine, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzogl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

Sonntag, den 17. October. (Neu einstudirt) Doctor Faust's Hauskäppchen, oder: „Die Herberge im Walde", Posse in 3 Abtheilungen von Hopp. Musik von Hebenstreit.

Montag, den 18. October. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim. — Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 288.** Montag, den 18. October **1847.**


## *Der Handschuh.

(Wahrheit ohne Dichtung.)

Auf dem Gipfel eines Hügels unweit M., einer kleinen Stadt am Rheine, steht eine einsame Kapelle, die dem heiligen Joseph geweiht ist und an dem Tage dieses Heiligen nach einem alten schönen Brauche von den Bewohnern der Umgegend besucht wird. In der übrigen Zeit des Jahres aber unterbricht selten ein menschlicher Fußtritt die fromme abgeschiedene Stille dieses Ortes.

An einem frühen sonnigen Julimorgen des Jahres 1818 schritt ein Landmann mit seinem Ackergeräthe den Weg am Fuße des Hügels entlang, um seine Arbeit im Felde zu bestellen; sein Hund lief ihm lustig und munter voran. Plötzlich stand das Thier schnobernd stille und schlug dann die Richtung nach der Kapelle ein. Bald kehrte der Hund kläglich heulend zurück. Der Bauer, erstaunt und neugierig, verdoppelte seine Schritte und lenkte gleichfalls in den Weg ein, der nach der Kapelle führte. Noch hatte er nicht den Eingang der heiligen Stätte erreicht, als er schon auf der Schwelle den Leichnam eines jungen Mannes erblickte. Sobald er sich von seiner ersten Bestürzung erholt, eilte er den Vorfall in dem nahen Dorfe anzuzeigen. Schnell verbreitete sich die entsetzliche Nachricht in dem ganzen Bezirke und nach kurzer Zeit sah man die verschiedenen Behörden, von dem Schulmeister, dem Dorfarzte und einer neugierigen Menge begleitet, die Höhe nach dem Kirchlein hinansteigen.

Der Leichnam wurde grade an dem Orte und in derselben Stellung gefunden, wie sie der Bauer angegeben hatte. Es war ein schöner Mann im kräftigsten Alter, von dem Niemand wußte, wer er war und woher er kam; er trug hellfarbige Beinkleider, Stiefel mit Sporen und an der rechten Hand einen massiven goldenen Siegelring, aber weder Rock noch Weste. Unter dem Hemde auf der Brust fand man bei näherer Untersuchung ein Stück scharlachfarbiges Wollenzeug, das von einem Shawl herzurühren schien; es war in mehreren Falten über die Stelle des Herzens gelegt und durch einen Streifen feinen Battistes befestigt, der um den Körper gewickelt war. Eine Masse geronnenen Blutes umklebte diesen Verband und als derselbe sorgfältig abgenommen, entdeckte man eine tiefe Wunde, welche in die Hauptschlagader des Unbekannten gedrungen. Keine Spuren eines Kampfes zeigten sich auf der Stelle, wo der ermordete Fremdling lag, aber halbverwischte Fußtritte waren deutlich zu erkennen. Diese Spuren verloren sich nach einem nahen Gehölze, in der Richtung einer Anhöhe, die über den Bäumen hervorschaute und mit den grauen Trümmern eines alten Schlosses gekrönt war, welche die Phantasie der Landleute mit bösen Geistern belebt hatte, die dort nächtlich ihr Wesen treiben sollten.

Während der Arzt mit einigen andern bemüht war, den Leichnam des Opfers näher zu untersuchen, dessen Blut an dem stillen heiteren Morgen so einsam zum Himmel klagte, faßten die Beherzteren unter dem versammelten Haufen den Entschluß, den Fußtapfen zu folgen, welche nach der Ruine zu führen schienen. Die Ueberzeugung, daß Gespenster bei dem Sonnenlichte eines Julimorgens nicht zu gehen pflegen, beschwichtigte jede abergläubige Furcht für den Augenblick. Nach kurzer Frist brachte einer von den Suchenden in athemloser Hast die Nachricht in die Kapelle zurück, daß der Ort des Verbrechens aufgefunden sey. Die obrigkeitlichen Personen begaben sich mit ihm nach der Ruine, und was man da erblickte, ließ keinen Zweifel, daß die blutige dunkle That an dieser Stätte verübt worden sey. Der Boden des weiten Raumes, welcher einst der Bankettsaal der Burgherren gewesen, sowie Wände und Stühle waren mit Blutflecken besprengt. Auf dem Tische waren noch die Reste eines Mahles sichtbar, das augenscheinlich erst vor kurzer Zeit eingenommen worden, denn Brodkrummen, Obst, eine zerbrochne Weinflasche lagen noch wirr und wüst umher.

Bei näherer Untersuchung wurden Fußspuren entdeckt, die in einer Richtung, welche der Kapelle ganz entgegengesetzt war, von der Ruine auf die Landstraße nach B. führten. Etwas weiter wurde auf derselben Spur ein Stück rothes Zeug gefunden, allem Anscheine nach ein Theil des Shawls, mit dem man die Wunde des Ermordeten verbunden hatte. Am Fuße eines Baumes aber lag ein blutbefleckter Damenhandschuh von zierlicher Form. Dieß waren die einzigen Spuren, welche man auffinden konnte und nachdem man den Leichnam des Unglücklichen bis zum Abend zur öffentlichen Besichtigung ausgestellt hatte, wurde er auf dem Friedhofe des Dorfes zur Ruhe gebracht.

Am folgenden Tage stellte sich bei der Behörde des Bezirkes ein Gastwirth ein. Er hatte in dem Ermordeten einen Reisenden erkannt, der kurz vorher bei ihm übernachtet und früh morgens seinen Weg fortgesetzt habe. Er kannte weder Namen noch Stand des Fremden; er wußte nicht, woher er gekommen, und wohin er zu reisen gedachte. Seiner Aussage nach hatte der Gast eine goldene Uhr und Kette besessen; ein Taschenbuch von rothem Saffian und eine grünseidene Börse; auch hatte er zwei Ringe an ihm bemerkt und erkannte einen derselben wieder an dem Leichnam.

Thätige Nachforschungen wurden nun eingeleitet, ohne einen Umstand an den Tag zu fördern, der mehr Aufklärung über das Verbrechen gegeben hätte. Endlich wurde die Polizei nach Verlauf mehrerer Wochen in Kenntniß gesetzt, daß ein Herr, Namens Bergfeldt, der sich einige Zeit in Koblenz aufhielt, plötzlich verschwunden sey. Er war von Frankfurt gekommen und schien viel Geld mit sich zu führen. Er hatte mehrere Ausflüge in verschiedene Gegenden gemacht und war bis in das Innere der Vogesen gedrungen. Ein alter Soldat, der einst des Fremden Diener gewesen und der Eigenthümer des Hauses, welches er in Koblenz gemiethet hatte, trafen ebenfalls in N. ein. Beide erinnerten sich deutlich der Uhr und der Ringe, deren der Gastwirth erwähnt; namentlich behauptete der alte Soldat mit Bestimmtheit, die bei dem Leichnam gefundenen hätten seinem Herrn angehört.

(Fortsetzung folgt.)

## Meyerbeer.

Ueber das Gerücht, Meyerbeer habe seinen Abschied genommen und sich in Venedig angekauft, sind bekanntlich in neuester Zeit vielfache Versionen und Andeutungen in das Publikum eingeschwärzt worden. Man las sogar, Meyerbeer sey schon abgereist: Die „Breslauer Zeitung" pries dies höchlichst und versicherte, es sey an diesem Verlust gar nichts gelegen, denn Meyerbeer habe während seiner Amtsführung stets nur sein eignes musikalisches Interesse im Auge gehabt, sey in der Fülle seines unersättlichen Ehrgeizes stets nur ein Hemmniß für das Berliner Opernrepertoire gewesen u. s. w. Der „Hamb. Unparth. Korresp." gibt nun in seiner neuesten Nummer eine das ganze seitherige Verhältniß Meyerbeer's zu der königl. Bühne erläuternde, ebenso ruhige als der Wahrheit getreue Aufklärung, die jeden Unbefangenen über die richtige Sachlage aufklären, und außerdem geeignet seyn dürfte, alle die schändlichen Verdächtigungen niederzuschlagen, mit welchen man in neuester Zeit von verschiedenen Seiten her den unsterblichen Namen des großen Tondichters zu verunglimpfen versucht hat.

Seit zwei Jahren hat Meyerbeer mehrmals seinen Abschied erbeten, und wenn gleich der König denselben nicht bewilligte, erhielt er doch Urlaub und Entbindung aller, ihn als Generalmusikdirector betreffenden Theatergeschäfte, so daß Meyerbeer seit zwei Jahren in so gar keiner amtlichen Beziehung mehr zur königl. Bühne steht, daß er selbst seine eigenen Opern nicht dirigirt.

Es liegt ihm seit diesem Urlaub nur die Direktion der k. Hofconcerte ob, und er bezieht seitdem auch nur den Theil seines Gehaltes, der für diese specielle Function ausgesetzt ist.

Demzufolge ist auch gar kein Grund vorhanden, daß Spontini's, für den Winter versprochene Selbst Direction der Opern „Cortez", Nurmahal", Meyerbeer hätte verletzen und zu seinem Abgange vom Theater hätte bestimmen können; er ist eben gar nicht mehr bei'm Theater.

Ebenso sind all' die Gerüchte unwahr, daß er seinen Abschied als Hof-Kapellmeister und Dirigent der Hof-Concerte verlangt habe.

Was seine Wirksamkeit als General-Musikdirektor der k. Oper und Kapelle anlangt, so hat er in den anderthalb Jahren, daß er bei der k. Bühne factisch fungirte, außer seinen weltbekannten eigenen Werken, Gluck's „Armide", Weber's „Euryanthe" und Spoh'rs „Faust", Opern, welche seit Jahren vom Repertoire verschwunden waren, mit demselben rastlosen Eifer, dem tiefen und geschmackvollen musikalischen Verständniß neu einstudirt und geleitet, als ob es seine eigenen wären. Jeder musikalisch und ästhetisch Gebildete wird, der Wahrheit gemäß, zugeben, daß diese Aufführungen als Muster des Geschmacks, charaktervoller Auffassung und vollendeter technischer Präcision gelten durften. Die darin betheiligten Solisten (Sänger nämlich) alle zu Genie's zu machen, war Meyerbeer freilich eben so wenig möglich, wie dem lieben Gotte selber, der die Genie's von Ewigkeit zu Ewigkeit sehr sparsam zu säen pflegt. Auf Meyerbeer's Veranlassung ist auch geschehen, daß Mozart's „Don Juan" in der Originalform neu einstudirt und in trefflicher neuer Ausstattung aufgeführt wurde, wenn leider auch die Aufführung selbst sich bis zu seinem Rücktritt von der Bühne verzögerte, und er somit die Vorstellungen nicht selbst dirigiren konnte. Gleich bei Antritt seines Amtes vor vier Jahren hat Meyerbeer von Sr. Maj. dem Könige den Befehl zu vermitteln gewußt, daß die Gehalte für die k. Kapelle um 8000 Thlr. jährlich erhöht wurden, und es erfolgte auf seinen Antrag die Kabinetsordre, daß kein neues Mitglied der k. Kapelle unter einer Jahresgage von 300 Thlr. angestellt werden dürfe, während früher junge, talentvolle Kammer-Musiker oft sieben Jahre lang sich mit dem kargen Gehalte von 150 bis 200 Thlr. begnügen mußten.

Auf Meyerbeer's Antrag erließ Se. Maj. der König den Befehl, daß alljährlich wenigstens drei neue deutsche Opern von lebenden Componisten gegeben werden müssen, während zu Spontini's Zeiten, vielleicht nur zufällig, in manchem Jahr nicht eine neue deutsche Oper in Scene ging.

Auf Meyerbeer's Antrag wurde im Jahr 1845 Spohr zur Selbstaufführung seiner neuen Oper: „Die Kreuzfahrer" nach Berlin eingeladen.

Auf Meyerbeer's Antrag befahl Se. Maj. der König jene glänzende und lucrative Vorstellung der Oper „Euryanthe", die zum Besten eines Weber-Denkmals, unter Meyerbeer's Direktion und Mitwirkung der Jenny Lind stattfand und incl. der k. Beisteuer 2400 Thlr. eintrug.

Meyerbeer endlich ist es, dem Berlin das Engagement der Lind zu verdanken hat, das in der neueren Geschichte des Berliner Theaters eine Epoche bezeichnet.

Wir glauben kaum, daß irgend ein Kapellmeister während einer 1½jährigen Amtsführung einer Opernbühne mehr effectiven Nutzen, und dem betreffenden Publikum dieser Bühne mehr Kunstgenüsse verschaffen kann, als Meyerbeer nach dieser, durch Aktenstücke zu beweisenden, wahrheitvollen Darlegung seines Thun und Lassens. Daß er außerdem der k. Kapelle von seiner nicht erhobenen Gage sehr munificente Geschenke hat zufließen lassen, ist bekannt.

Und da kommt nun so ein Correspondenzler und lügt ihm Engherzigkeit, Egoismus, Vernachlässigung der Interessen der Kunst, der Künstler und des Publikums auf den Hals, beschuldigt ihn eines unersättlichen Ehrgeizes u. dgl. m. Ist es nicht genug, daß ein Künstler es ertragen muß, daß die läppische Ignoranz frech über seine Werke aburtheilt? Soll auch noch die unverschämteste Verläumdung seines moralischen Werthes schweigend geduldet werden?

## *Literaturbericht.

**Fr. v. Raumer's „Vereinigte Staaten von Nordamerika", kritisch beleuchtet von einem Deutschamerikaner.**

Ein so bedeutendes Werk, wie das genannte, öffentlich zu beurtheilen, würde der Schreiber dieses Aufsatzes nicht unternehmen, hätte nicht ein 13jähriger Aufenthalt in diesem Lande, vielseitige Beobachtung alles bedeutendsten, was darin zur Erscheinung kommt, und gar manche sowohl harte als aufheiternde Erfahrung ihm die Ueberzeugung gegeben, daß er wohl das Recht habe, in diesen Dingen ein Wort mitzusprechen, ja, daß dem deutschen Publikum selbst durch Bemerkungen, die sich mit einer solchen Kritik bequem verbinden lassen, ein Dienst geleistet werden könne. Der würdige Verfasser, sollten diese Zeilen ihm zu Gesicht kommen, wird hoffentlich selbst damit einverstanden seyn.

Ohne Zweifel ist dieses Buch in Deutschland selbst bereits vielfach recensirt worden; allein eine Würdigung desselben vom überseeischen Standpunkte aus mag deßhalb doch nicht überflüssig erscheinen. Mögen deutsche Gelehrte über die Form des Mitgetheilten ein vollgültiges Urtheil haben, — über die Wahrheit der vorgeführten Bilder werden die erfahrenen Deutschen Amerika's das Endurtheil sprechen müssen.

Nicht einen Rathgeber für den Auswanderer im gewöhnlichen Sinne wollte der Verfasser geben (etwa wie das in solchem Sinne abgefaßte und mehr praktisch nützliche Werk von Bromme); sondern der deutschen Nation wollte er mit der vollen Wahrheitsliebe des Geschichtsforschers Licht und Schatten vertheilend, ohne volksthümliche Befangenheit, in lebensvollem Bilde vorhalten, was er auf einem — im Ganzen kurzen — Ausfluge nach den Freistaaten von Nordamerika gesehen, gehört und erfahren, und welches Urtheil über Amerika's Gegenwart und Zukunft sich in seinem Innern gebildet.

Fehlen also auch jene Ausmalungen im Einzelnen, welche z. B. in Duden's bekannten Werken den Leser in so hohem Maße interessiren (aber freilich durch zu starke Aufregung der Phantasie auch nicht selten das Urtheil irre leiten); fehlen — zum Glück! — alle Berechnungen und Kostenüberschläge über Anlagen, Gewinn u. s. w., die in der Regel denjenigen täuschen, welcher ihnen unbedingt vertraut; so hat dieses Werk doch selber für den Auswanderer in sofern Werth, als es ihn theils in klarer, edler und lebensvoller Sprache mit dem, was er als gebildeter Mensch über die hiesigen Verhältnisse im Allgemeinen wissen muß, im Voraus bekannt macht, theils ihm die Ueberzeugung gibt: wo Alles in so mächtigem Fortschritte begriffen ist, und alle Theile des großen Ganzen sich so wohl fühlen, wie nirgends in der Welt sonst, da ist die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es auch mir gelingen muß, Zufriedenheit und Wohlseyn zu erringen, wenn ich ehrlich der rührigen Thätigkeit der Uebrigen, sowie dem Geiste, der diese neue Welt belebt, mich anschließen will.

Obgleich manche der geistreichen Ansichten und Urtheile, welche Duden über Amerika gibt, durch Hrn. Raumer's Bemerkungen nicht überboten werden konnten, so ist dieses letzteren Werk doch mehr ein gleichartiges Ganzes, nirgends durch Sophisterei, ungehörige Abschweifungen oder einseitiges Rechtbehaltenwollen entstellt, nirgends der Uebertreibung huldigend und, weil weniger in's rasch wechselnde Einzelne eingehend, weniger schnell veraltend (obzwar diesem letztern kein abgeschlossenes Werk über Amerika ganz entgehen kann, so daß auch Hr. Raumer schon heute Manches anders schreiben würde, als er vor zwei Jahren gethan; nur fortlaufende Berichte vermögen den riesigen Auf- und Umschwung des amerikanischen Lebens wahrheitstreu zu schildern). Hr. Duden's Verdienst wird schon wegen der großen Folgen, welche an die Erscheinung seiner Schriften sich geknüpft haben, immer neben dem des Hrn. Raumer bestehen; beider Werke sind bei aller geistigen Verschiedenheit der Verfasser, jedenfalls das Bedeutendste, was bis jetzt über die Vereinigten Staaten geschrieben wurde.

Wie viel gerechter als andere Nationen ist der Deutsche! Herr Raumer, erwachsen und alt geworden unter monarchischen Staatsformen, kein enthusiastischer Prediger des Umsturzes bestehender Einrichtungen, weiß dennoch die von allem Europäischen so sehr abweichenden demokratischen Institutionen dieses Landes gebührend zu würdigen, erkennt die beispiellosen Leistungen dieser jugendlichen Republik sogar bewundernd an, hält sie in vielem Betrachte der alten Welt als Muster der Nacheiferung vor, nimmt selbst an dem, was dem Europäer bei der ersten Begegnung wenigstens auffallend seyn muß, nur geringen Anstoß, beurtheilt auch, was ihm als Schattenseite des hiesigen Lebens erscheint, mit Schonung, schreibt es richtig dem Umstande zu, daß wir doch noch auf den ersten Stufen einer großartigen Entwicklung uns befinden, und hofft Beseitigung der Mißstände oder Ergänzung des Fehlenden bei weiterem Fortschritt.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** Wir machen das kunstliebende Publikum auf ein neues Bild von Bendemann aufmerksam, welches zu dem Uhland'schen Vers:

Und halt ich dich in den Armen
Auf freien Bergeshöh'n,
Wir sehn in die weiten Lande
Und werden doch nicht gesehen,

die Gestalten liefert. Dieses Bild ist ein reines Produkt der lyrischen Stimmung, und weder eine prunkende Staffage noch die dem Historienmaler gestellte schwierige Aufgabe der dramatischen Handlung stört den unendlich weichen und tiefgefühlten Ton des Ganzen. Dichter und Maler gehen hier Hand in Hand, die Stimmung des obenangeführten Verses durchathmet das ganze Bild. Nicht blos der Knabe und sein Mädchen, auch die sabbathlich gestimmte Natur und die friedlich herumlagernde Heerde, lösen sich vollständig in dem einen Gefühl des sichersten Friedens zweier glücklichen Menschenherzen auf. So viel wir wissen, hat das Bild noch nicht die Rundreise durch die Kunstwelt gemacht. Von dem Grafen Raczynski bestellt, ist es vor Kurzem aus dem Atelier des Künstlers gekommen und befindet sich in der Sammlung dieses Kunstfreundes. Ein Kupferstich nach dem Carton aufgenommen, läßt vieles zu wünschen übrig. Neuerdings erschien eine Lithographie von Koch, die zu den vorzüglichsten Leistungen der lithographischen Kunst gehört. Dieselbe ist in der Schwerber'schen Buchhandlung (auf der Zeil) ausgestellt. Dem Kenner der lithographischen Kunst wollen wir noch bemerken, daß wir noch wenige Lithographieen gesehen haben, in welchen die vorzüglichste Aufgabe dieser Kunst besser gelöst wäre: die Aufgabe nämlich: die Prägnanz des Stiches mit der Zartheit der Kreide zu vereinen und so die größt möglichste Aehnlichkeit mit der Malerei hervorzubringen.

*** Die so reiche zoologische Sammlung im Regent's Park, welche mehr als 1100 Thiere enthält, hat so eben einen höchst wichtigen Zuwachs bekommen. „Der Auerochs, oder europäische Bison," sagt die „Times", von welchem man fossile Ueberreste in England findet, existirt nur noch in den großen Wäldern von Bialowicza im Gouvernement Grodno, wo die letzten Reste dieser edeln Thiergattung durch kaiserlichen Befehl geschützt sind. Zwei dieser beinahe fabelhaften Thiere sind auf Befehl des Kaisers Nikolaus gefangen und in unsern zoologischen Garten geschenkt worden."

*** London. Ein hier kürzlich erschienenes Buch gibt Nachweise über die gegenwärtige Lage der Nachkommen der verschiedenen Geschlechter, welche den Thron von England inne hatten. Ein Abkömmling der Tudors hat sich zu Wapping niedergelassen, wo er mit alten Bouteillen handelt; einer der Plantagenets ist Conducteur eines Omnibus, welcher zu London den Dienst zwischen Paddington und der Bank von England versieht, und ein Nachkomme der Stuarts ist kürzlich als herumziehender Musikant in Schottland gestorben. Sic transit gloria mundi!

*** Der Geschmack an Luftschifffahrten scheint mehr und mehr allgemein zu werden. Dieser Tage sind zu gleicher Zeit in Bordeaux fünf Ballons mit Reisenden aufgestiegen. Mehr aber noch als das Aufsteigen, interessirt die schaulustige Menge das Niederfallen, da jenes leicht von Statten geht, dieses aber selten ohne Gefahr ist. Zeigt sich denn solch ein Ballon im Niederfall, gleich sind Tausende da, um zu sehen, wie der kühne Aeronaut Hals und Beine bricht. Da es dieser nun, wie bekannt, nicht in seiner Macht hat, auf öffentlichen Plätzen und auf großen freien Haiden niederzufallen, so entsteht durch das Zusammenlaufen so vieler neugierigen Menschen dem Landmann, Feldbesitzer und Weinbauer sehr häufig ein großer Schaden, indem alles zertreten und zerstört wird. Mehrere Landeigenthümer der Umgegend von Bordeaux haben sich dadurch veranläßt gesehen, die Polizei zu ersuchen, sie möge verordnen, daß die Aëronauten immer wieder auf den alten Platz niederfielen, von welchem sie aufgestiegen seyen. m.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Jenny Lind ist nach einer fast zweijährigen Abwesenheit am Abend des 12. Octobers im Berliner Opernhause zum erstenmale wieder als Marie, in Donizetti's „Regimentstochter" aufgetreten. Das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt. Der Berliner Lindenthusiasmus hat nun zwei Jahre Zeit gehabt, sich zu erholen. Man kann sich also denken, mit welchem Sturme die „schwedische Nachtigall" empfangen wurde. — Es sollen ihr mehrere ihrer begeistertsten Londoner Verehrer auf den Kontinent nachgereist seyn, die sie so lange auf dem Festlande wollen auszischen und auspfeifen lassen, bis sie sich entschließt, nach England zurückzukehren und an keinem andern Ort mehr zu singen als in London.

— Der jetzt erschienene fünfte Band von Gutzkow's dramatischen Werken enthält neben „Der 13. November" den „Uriel Acosta".

— Fr. Funk's „Theobald v. Praslin und Fanny Sebastiani" hat schon die zweite Auflage erlebt.

## Der königliche Schiffer.

(Köln. Ztg.)

Schäumet, sturmbewegte Wogen,
Peitscht das kahle Felsenriff,
Blitze, kommt herabgeflogen,
Zischet drohend um das Schiff!

Hört ihr nicht der Masten Dröhnen,
Seufzet nicht der tiefe Kiel?
Vögel krächzen, Geister stöhnen,
Immer ferner rückt das Ziel.

„Haltet an, wir geh'n zu Grunde!
Rückwärts! Rückwärts!" ruft es dort;
„Vorwärts! vorwärts!" tönt zur Stunde
Hier des Muthes keckes Wort.

Der will fluchen, Der will beten,
Der will Freiheit, Jener Druck;
Der sucht Rettung aus den Nöthen
In den Sternen, Der im Spuk.

Und das Schiff wogt auf und nieder
Scheu auf ungewohnter Fluth;
Glücklich, wer einst sorglos wieder
In des Hafens Schutze ruht!

Aber an dem festen Steuer
Lehnt der Lenker unverzagt,
Fürchtet keins der Ungeheuer,
Die die Nacht hat aufgejagt.

Denn das Kreuz, es ist sein Anker,
Seine Flagge heißt Vertrau'n,
Aus dem Kelch der Liebe trank er,
Und sein Glaube kennt kein Grau'n.

Berichtigung. In der 3ten Spalte des vorgestrigen Literaturberichts (pag. 1143) muß es Zeile 15 v. oben statt Schwenck's — „Schwab's" heißen.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 17. October. (Neu einstudirt) Doctor Faust's Hauskäppchen, oder: „Die Herberge im Walde", Posse in 3 Abtheilungen von Hopp. Musik von Hebenstreit.

Montag, den 18. October. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim. — Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.

☞ Vom 18. October an beginnen die Vorstellungen wieder um 6 Uhr.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 289.** Mittwoch, den 20. October **1847.**

## * Der Handschuh.

(Fortsetzung.)

Mehrere Monate waren verstrichen und die öffentliche Theilnahme an dem geheimnißvollen blutigen Ereignisse verlor sich allmälig, als ein Mann von Rang auf einer Badereise durch M. kam. Er hörte zufällig von dem Morde erzählen und der Name Bergfeldt fiel ihm auf, da er einer der ältesten und angesehensten Familien Schlesiens angehörte. Er erkannte das Wappen auf dem Siegelringe des Ermordeten, der ihm gezeigt wurde. Der Richter beeilte sich, die Behörden von Breslau von der Sache zu benachrichtigen und erhielt bald darauf einen Brief, „Ferdinand von Bergfeldt" unterzeichnet. Der Schreiber desselben gab sich für den zweiten Sohn des alten Barons Franz von Bergfeldt aus. Er erwähnte, daß vor ungefähr zwei Jahren sein älterer Bruder die Heimath verlassen haben, um einen Theil Europa's zu durchreisen, und daß seit geraumer Zeit die Familie keine Nachricht von ihm erhalten habe.

„Alle Umstände, hieß es in dem Briefe, lassen vermuthen, daß mein unglücklicher Bruder das Opfer der jüngst verübten Mordthat gewesen ist. Unsere Familie hat das höchste Interesse, dieses Dunkel aufzuhellen, da die Stammgüter an die nämlichen Erben übergehen. Mein Bruder war verheirathet, aber von seiner Gattin getrennt; die Tochter, welche sie ihm geboren hatte, starb in zartem Kindesalter. Ich werde ohne Verzug meine Reise nach M. antreten."

Ferdinand von Bergfeldt langte im Monat December an. Er untersuchte die Effecten des Verstorbenen, und die Documente des Zeugenverhöres. Es war augenscheinlich, ja außer allem Zweifel, daß sein Bruder von der Hand eines Meuchelmörders gefallen; demungeachtet mußte er ein Certificat von seinem Tode besitzen, um nach dem Ableben des hochbetagten Vaters das Erbe der Stammgüter anzutreten. Er nahm einen Advocaten zur Beihülfe, dessen Gewandtheit allgemein anerkannt war und reiste mit ihm nach Koblenz. Das geheimnißvolle Dunkel, welches über dem Ereigniß verbreitet war, die wichtigen Interessen, der Rang der Familie, Alles trug dazu bei, den Eifer des Anwalts anzuspornen, und er brachte rasch Thatsachen ans Licht, von welchen man die Entdeckung des Verbrechens hoffen konnte.

Bergfeldt besuchte mit seinem Advocaten das Haus, welches sein Bruder in Koblenz bewohnt hatte. Alle Schränke und Koffer waren versiegelt worden; bei genauer Untersuchung der Effecten fand sich in einer Rocktasche ein Billet in französischer Sprache. Die Adresse war abgerissen und der Inhalt lautete folgendermaßen:

„Ich bewillige die Zusammenkunft mit der Bedingung, daß sie die letzte sey. Ihre Drohungen vermögen mich nicht einzuschüchtern. Ich vertheidige mich mit den Waffen der Tugend und Ehre. Dieß meine letzte Mittheilung. Geheimer Briefwechsel darf nicht fortgesetzt werden. — 13. Juli. C—."

Sobald Ferdinand von Bergfeldt diese Zeilen gelesen, fühlte er die Ueberzeugung, auf die rechte Spur des Mörders gekommen zu seyn.

„Man hat vermuthet", bemerkte er, „daß mein Bruder das Opfer von Raubmördern geworden sey. Dem ist nicht so. Ich bin gewiß, daß der Dolch von einer weiblichen Hand geführt worden ist und zwar von derselben Hand, die den aufgefundenen Handschuh getragen und das Billet geschrieben hat. Unsere ganze Familie weiß, daß mein Bruder seine Gattin nicht gut behandelte und sein Betragen, schon kurze Zeit nach der Vermählung, selbst eine Auflösung der Ehe veranlaßte."

Die thätigen Untersuchungen, die nun in's Werk gesetzt wurden, brachten mehrere Umstände zur Kenntniß der Behörden, die ihre Aufmerksamkeit erregten.

Ein Bauernmädchen erklärte, als sie am Morgen des 16. Juli in der Nähe des alten Schlosses Holz eingesammelt, habe sie einen Herrn in Jagdkleidung mit einer Dame spazierengehen sehen. Die Dame, sagte sie, habe einen Strohhut und ein grellfarbiges Kleid getragen und einen Sonnenschirm in den Händen gehabt. Ein noch wichtigeres Zeugniß legte der Verwalter des Bades P—l bei M. ab. Er berichtete, daß an demselben Tage eine elegant gekleidete bleiche Dame, anscheinend sehr ermüdet, gegen Mittag an dem Eingange der Badeanstalt erschienen sey. Dieselbe verlangte nach einer Person, um ihr die rechte Hand zu verbinden, an welcher sie sich zufällig verwundet habe. Des Aufsehers Frau wusch und verband die Wunde, sie war lang, aber nicht tief und schien von einem Messer herzurühren. Die Dame bat um ein weißes Tuch, welches ihr gegeben wurde, sie reichte hierauf der Frau einen Dukaten und entfernte sich eiligen Schrittes. Ein alter Mann, wie ein Holzhauer gekleidet, dem sie entgegenging, war in einiger Entfernung bemerkt worden. Die Dame setzte mit demselben ihren Weg fort und eine Frau, die nahe an dem Badehaus wohnte, sagte aus, hinter einer Hecke im Garten arbeitend habe sie ein Gespräch zwischen der Dame und ihrem Führer gehört. Der alte Mann hatte zu der ersteren gesagt:

„Um Gotteswillen, gnädige Frau, beruhigen Sie sich! Thränen können die Todten nicht wieder in's Leben zurückrufen. Von mir haben Sie nichts zu befürchten; ich werde schweigen, schweigen wie das Grab." —

Beide Zeugen sagten, die Dame habe einen hellfarbigen Sonnenschirm, einen Strohhut mit Blumen, so wie ein grünseidnes Kleid getragen.

Nun zweifelte Ferdinand von Bergfeldt nicht länger, daß die Untersuchungen bald zu einem Resultate führen würden. In einem Briefe an die Behörde zu M. schrieb er: „Wir haben den Handschuh und es wird nicht lange dauern, bis wir auch die Hand haben. Es ist der Handschuh der rechten Hand; ich habe ihn umgewandt und einen Umstand entdeckt, der uns bisher entgangen war. Inwendig befindet sich nämlich ein Name, dessen Schrift jedoch halb verwischt ist; die Buchstaben Heinr— F—ke sind allein noch deutlich erkennbar." — Aber war dieß der Name des Eigenthümers oder der des Fabrikanten? In der Absicht, diese Frage aufzuhellen, wurde der Handschuh einem erfahrenen Polizeiagenten zugesandt, mit der Anempfehlung, keine Mühe zu sparen, um sich Licht über diesen Punkt zu verschaffen.

Der Festtag des heiligen Joseph nahte währenddeß heran und die Kapelle, worin man den Leichnam gefunden, wurde zu der Feier gereinigt und geschmückt. Als man den Almosenkasten öffnete, fand man eine grünseidene Börse in demselben, eine bedeutende Summe in Gold und Silber enthaltend, nebst einem Blatte Papier, worauf folgende Worte geschrieben waren:

„Begrabt den todten Mann; Christian und Gott wird es Euch vergelten!" —

Man wird sich erinnern, daß der Gastwirth eine grünseidene Börse in den Händen des Reisenden gesehen, der eine Nacht bei ihm beherbergt war. Die Börse wurde ihm gezeigt und er erkannte sie für dieselbe. In der Zwischenzeit erhielt Ferdinand die Kunde von dem Tode seines Vaters. Er kehrte sogleich nach Schlesien zurück, wohl wissend, daß im Fall der Mord seines Bruders bewiesen wäre, er sich sogleich in Berlin einzustellen habe, um von der obern Behörde in den Besitz des Erbes eingesetzt zu werden. In dieser Angelegenheit rechnete er auf die Unterstützung seiner Schwägerin, da sie als Wittwe des Verblichenen eine weit größere Leibrente beanspruchen konnte, als den Jahresgehalt, welcher ihr bei der Trennung von ihrem Gatten zugestanden worden.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die St. Petersburger Theater im Sommer 1847.

Von L. Schneider. *)

Als ich im Sommer des verflossenen Jahres in Paris mit Samson, Regnier und Provost, Schauspielern des Théâtre français, bei einem ächt künstlerischen, von der heitersten Laune belebten Diner in der rue des vieux Augustins saß und ihnen erzählen mußte, wie viel Theater wir in Berlin haben, welches Repertoir, welche Gehalte; als ich ihre Fragen beantwortete, ob auch bei uns so viele Recensionen über das Theater geschrieben würden, ob — Gott mag wissen, was ich noch alles gefragt wurde — da glaubte ich nicht, daß kaum ein Jahr vergehen würde, wo ich dieselben Fragen an die russischen Schauspieler **Maximoff**, **Grigorjeff**, **Martuinow** u. s. w. stellen würde. Wie es in Italien, Frankreich und England beim Theater aussieht, ja wie es vor Hunderten von Jahren dort ausgesehen hat, das wissen wir in Deutschland ganz genau, aber — russisches Theater — russische Theaterdichter — russische Schauspieler — brr! läuft einem doch ordentlich eine Gänsehaut über, wenn man das Alles in unserer nordischen Nachbarschaft denkt. — Das ist auch so eine von den Ungerechtigkeiten, von den vorschnellen Urtheilen, mit denen der Westen gegen den Osten, der Süden gegen den Norden so freigebig ist! Kopf, Hals und Arme der Jungfrau Europa wollen von dem Herzen, Deutschland, nichts wissen, obgleich sie dessen Pulsschläge warm genug fühlen, und das Herz sieht dafür wieder vornehm auf den mächtigen Leib und auf die weiten Falten ihres Kleides herab, dessen Saum, die Wolga, unsere Jungfrau Europa von Asiens Muttererde trennt.

Und doch gibt es da oben im Norden, da drüben im fernen Osten so manches Tüchtige und Beachtenswerthe; doch lohnt es sich, Volk und Land nicht aus Beschreibungen, Meinungen und Skizzen der Touristen, sondern aus eigener Anschauung kennen zu lernen; doch ist da Vieles anders, als man sich bei uns erzählt — oder auch nicht erzählt, denn über das russische Theater zum Beispiel erzählt man sich bei uns **gar nichts**. Ueber so viele Dinge sich unsere Literatur auch verbreitet, das russische Theater nennt sie kaum, und doch ist, was dort geschieht, sich entwickelt und vorbereitet, wahrlich nennenswerth. Durch Kenntniß der Sprache, Uebersetzen einiger bedeutenden Erscheinungen der russischen dramatischen Literatur, durch Umgang mit russischen Schauspielern, schon auf das, was ich in St. Petersburg finden würde, vorbereitet, wurden doch meine Erwartungen weit übertroffen, und je tiefer ich, angeregt durch die Großartigkeit der dortigen Theatereinrichtungen, in das innere Wesen derselben eindrang, je mehr fesselte mich die ganze Erscheinung einer sich selbstständig entwickelnden, von dem Fremden nur das Gute benutzenden, Nationalbühne, die in ihrer Organisation sich so durchaus von allen übrigen europäischen Bühnen unterscheidet, sie in Hinsicht der Ausstattung, des Materials und des Schutzes, den sie vom Staate genießt, aber übertrifft.

In **drei** auf einander folgenden Jahren sah und studirte ich die Londoner, Pariser und St. Petersburger Theater. London und Paris hatte ich schon früher wiederholt besucht. St. Petersburg war mir neu, denn obgleich ich im frühesten Knabenalter mit meinen Eltern dort gewesen, hatte sich doch jede Spur der Erinnerung aus meinem Gedächtniß verwischt und ich trat, mit frischer Empfänglichkeit, frischen Eindrücken entgegen. — So liegt ein Vergleich des englischen, französischen, deutschen Theaters mit dem russischen nahe, und doch wäre es ungerecht, vergleichen zu wollen, da, wo ganz verschiedene Bedingungen zum Grunde liegen, und sich der Beachtung aufdringen. Gerecht ist man nur, wenn man das russische Theater selbstständig beurtheilt und nicht Vergleiche anstellt, die freilich wohlfeil wären, aber wenn auch in Einzelheiten treffend, in der Totalität doch hinkten.

St. Petersburg hat eine italienische Oper, ein russisches Nationaltheater, ein französisches Theater, ein deutsches Theater und in wenigen Monaten auch einen Circus — sämmtlich kaiserliche Institute, unter Einer Direktion, Einem Willen gehorchend, keine Concurrenz fürchtend und so fest fundirt, daß in dieser Großartigkeit, in diesem Reichthum an Personal und Material kein anderes, mir bekanntes Institut sich mit dem St. Petersburger messen kann. Wie Alles in Rußland sich auf die beiden Hauptstädte centralisirt, so auch das ganze russische Schauspielwesen, dessen oberste Leitung in der Hand eines Mannes vereinigt ist, der **gleichzeitig** in Moskau und St. Petersburg dirigirt und durch die großar-

*) Berl. Nachr.

tige Theaterschule, welche das ganze übrige Rußland mit Schauspielern versorgt, auf alle übrigen russischen Bühnen influirt. Eine ähnliche Centralisation ist historisch bei keinem Theater nachzuweisen, und selbst die beiden großartigsten Verwaltungen, die Direction der großen Oper in Paris und die Generalintendantur der königlichen Schauspiele in Berlin, können sich in Hinsicht des Personals und Materials nicht mit der St. Petersburger Theaterdirection vergleichen.

(Fortsetzung folgt.)

## *Literaturbericht.

Fr. v. Raumer's „Vereinigte Staaten von Nordamerika", kritisch beleuchtet von einem Deutschamerikaner.

(Fortsetzung.)

Und hiermit vergleiche man die schonungslosen Urtheile britischer Reisenden! Sie, denen so viel Verwandtes hier vor die Sinne tritt, die, was sie im eignen Vaterlande wirklich Rühmenswerthes haben (ein hohes Maaß bürgerlicher Freiheit und großartigen Unternehmungsgeist in deren Folge) theils eben so, theils vollständiger und — den Principien gemäß — richtiger durchgeführt finden, dagegen, was in Wahrheit anstößig ist, in vollerem Maße im eignen Lande haben (ich meine hier vorzugsweise religiöse Befangenheit, welche ja ganz und gar englischen Ursprungs ist), die es anerkennen sollten, daß man statt der Millionen englischer Bettler, Nackter und Hungersterbender nur ausnahmsweise hier einen Dürftigen und nur eine kleine Anzahl von Verbrechern antrifft, — sie beurkunden in der That nur gemeinen Neid und verächtlichen Volksdünkel, wenn sie fort und fort ihren hämischen Tadel über die Republikaner der neuen Welt laut werden lassen. Es ist eine auffallende Thatsache, daß die hierher einwandernden Deutschen, trotz der Schwierigkeit der Sprache, doch in der Regel sehr bald dem hiesigen Volksleben herzlich und aufrichtig sich anschließen und die freieren Grundsätze, worauf unser Gemeinwesen gebaut ist, eifrigst verfechten, während bei den Engländern aristokratisches Vorurtheil meistens so tief gewurzelt ist, daß sie, wenn sie auch gelockt von den äußeren Vortheilen dieses Landes, sich unter uns niederlassen, es entweder ganz verschmähen, Bürger dieser Republik zu werden, oder aber regelmäßig auf der Seite der Whigparthei anzutreffen sind. Eben so ist's mit den Franzosen; die Deutschen dagegen und die Irländer verstärken fast ohne Ausnahme die Reihen der demokratischen Parthei. Dies wird von den freisinnigeren Amerikanern gebührend anerkannt. Selbst amerikanische Reisende in Deutschland zollen unserem Volke das ihm gebührende Lob, nennen die Deutschen die geistig tiefste, besonnenste, gerechteste, biederste und der Freiheit darum würdigste aller Nationen, weil sie dieselbe weniger als andere Völker mißbrauchen würden. Man vergleiche Bennet's Reiseberichte über Deutschland.

Möge nicht allein im Kreise des sogenannten Volkes Hr. Raumer's Werk zahlreiche Leser finden, sondern auch von Denen beachtet werden, welchen durch ihre höhere Stellung die Verpflichtung obliegt, den Fortschritt der deutschen Nation in deren politischer Entwicklung zu leiten! Amerika, mit den von der Vorwelt nie als möglich geahnten Erfolgen seiner volksmäßigen Verfassung, hat bereits manche Theorie der Politiker der alten Welt zu Schanden gemacht; dieses große Vorbild darf von den übrigen Völkern, wenn sie nicht bald in jedem Betrachte sich überflügelt sehen wollen, hinfort nicht unbeachtet gelassen werden.

Ich habe einen amerikanischen Wiederabdruck des Raumerschen Werkes vor mir, — ein Beweis, daß die Deutschen Amerika's dasselbe zu würdigen verstehen. — Hr. v. Raumer hat sein Buch in sachgemäße Abtheilung gebracht; diesen werden ich folgen und bei jedem Abschnitte die Bemerkungen, welche ich als Correspondent dieses Blattes sonst wohl anderwärts gemacht hätte, — immer mit Rücksicht auf Belehrung der Leser — anknüpfen. Rechthaberei wird mir der würdige Verfasser, auch wo ich von seiner Ansicht abweiche, wohl nicht zum Vorwurfe machen. Einen Rath muß ich jedoch zuvor noch aussprechen: sollte von diesem Werke eine weitere Auflage nöthig werden, oder Hr. v. Raumer noch mehr über Amerika zu schreiben beabsichtigen, so ist es unerläßlich, daß er sich in fortwährender genauster Bekanntschaft mit allen neueren hiesigen Vorgängen erhalte (was für einen Europäer keine leichte Sache ist); denn gar manche Berichte und Urtheile über die hiesigen Zustände passen schon nach Monaten nicht mehr.

Nach der sinnvollen Vorrede folgt: I. „Naturbeschaffenheit des Landes", — eine im Ganzen sehr richtige Zeichnung. — Die in einigen Gegenden Mexiko's und südlicher vorgefundenen Ueberreste zertrümmerter Bauwerke zeigen einen dem ägyptischen und indischen so verwandten Geschmack und eine so ähnliche Art der künstlerischen Ausführung, daß an einem Zusammenhange der Bevölkerung dieses Welttheils mit den früheren Nationen der alten Welt kaum zu zweifeln ist. Damit soll nicht gesagt seyn, daß man die ganze Bevölkerung Amerika's nothwendig als einen über das Meer hergekommenen Zweig der mongolischen oder einer andern Race der alten Welt betrachten müsse. Vielmehr unterscheiden sich die Indianer von den Eskimos im höchsten Norden dieses Welttheils, die unleugbar Mongolen sind, auf's Bestimmteste. Warum konnte auch Amerika nicht ebenso gut seine kupferrothen (oder vielmehr lohfarbigen) Urmenschen haben, wie Vorderasien seine weißen, Hinterasien seine gelben, Afrika seine schwarzen u. s. w.? Nirgends nimmt man bei den Thieren das System des ersten einzigen Paares an, warum bei dem Menschen? Ist's etwa nur ein glücklicher Zufall, daß nicht ein Löwe oder Tiger die erste Mutter der Menschen verschlang, zur Zeit, da sie noch die einzige war, und daß es also überhaupt Menschen gibt?

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten.

*** Bevölkerung des Großherzogthums Hessen. Nach der Volkszählung zu Ende 1846 belief sich die Einwohnerzahl des Großherzogthums Hessen auf 852,679 Seelen. Davon kommen auf die Provinzen Oberhessen 310,141, Starkenburg 317,093 und Rheinhessen 225,445 Einwohner. Die Vermehrung der Bevölkerung in den letzten 3 Jahren beträgt 17,968. Bringt man aber in Anschlag, daß in demselben Zeitraume etwa 9000 Personen auswanderten, so ergibt sich eine Gesammtvermehrung von nahe an 27,000 Seelen.

*** In Konstantinopel gerieth vor kurzem das Haus eines griechischen Dollmetschers in Brand. Mit Hülfe eines Freundes rettete er den größten Theil seiner Habe. Ein Kind in der Wiege aber wurde vergessen, und als man mit Schrecken daran dachte, stand das ganze Haus bereits in vollen Flammen. Der unglückliche Vater, in Verzweiflung darüber,

glaubte es schon verloren, als sein großer Haushund mit dem Kind in der Schnauze aus dem Hause stürzte. Man drängte auf ihn zu, aber er entfloh, und erst weit davon legte er seine kostbare Last auf der Thürschwelle eines Freundes seines Herrn nieder. Hier bewachte er es, bis die Thüre sich öffnete, und sein Schützling in Sicherheit gebracht war.

*** Musterhafter Korrespondenzstyl. In einem großen Theil der deutschen Presse ist die Korrespondenz aus Frankfurt a. M. in so bedenklicher Weise vertreten, daß man meinen sollte, es habe in dieser hochgebildeten Stadt für eine gewisse Klasse von Literaten keine höheren Unterrichtsanstalten gegeben. So liest man unter andern in der Nr. 286 vom 16. Oktober 1847 der „Elberfelder Zeitung," in dem Artikel: Frankfurt, den 12 Oktober, nachstehendes: „In den jüngsten Tagen hatten wir hier mehrere besorgliche Feuersbrünste, die aber durch die Güte unseres Löschpersonals bald bemeistert wurden und nur geringe Verluste verursachen konnten. — Vorgestern verunglückten mehrere Kinder bei einem Flügel (Pianoforte), das in einer Straße an die Wand gelehnt war und auf dem sie zu spielen versuchten, aber durch die Bewegung umschlug und eines der Kinder auf der Stelle tödtete; die beiden andern hofft man noch zu retten."

*** Seither glaubte alle Welt, der Schotte Deveroux habe den Herzog von Friedland ermordet. Nun aber stellt es sich zu unserm Schrecken heraus, daß sein Mörder kein anderer ist, als Dr. Carl Herloßsohn, seitheriger unbescholtener Redacteur des „Kometen". Wer es nicht glauben will, der lese seinen neuesten, soeben bei Gebrüder Reichenbach erschienenen Roman. Auf jedem Bogen steht unten, bei der Signatur: „Herloßsohn, Mörder Wallenstein's." Man sollte nicht denken, daß unsere jetzige Literatur so blutdürstig wäre!

*** Folgende Anekdote von O'Connell findet der Globe bemerkenswerth; jedenfalls ist sie bezeichnend für die Mischung von Humor und kirchlichem Sinn, die den Mann in allen Lagen begleitete. „An dem Tage, da sich O'Connell nach dem Parlamentshause verfügte, um seine große Rede über die Repeal zu halten, schritt er auf den Arm eines Freundes gelehnt, ungemein still und in sich vertieft einher. Ein Volkshaufe, meist Irländer, folgte ihm, aber O'Connell schien es nicht wahrzunehmen oder beachtete es nicht. Als endlich das Paar in die Parlamentsstraße einbog, und die Westminsterabtei groß vor ihnen lag, blieb O'Connell stehen, betrachtete eine Weile den edeln altehrwürdigen Bau, zog den Hut, segnete sich und sprach in feierlichem Tone: „Sey Gott der Allmächtige Eurer Seele gnädig, siebenter Heinrich, der Ihr uns ein so herrliches Denkmal Eurer Frömmigkeit hinterlassen habt! Ihr stiftetet bei Eurem Ableben ewige Messen für Eure Seele; aber seit der Zeit, da das ewig fluchwürdige Ungeheuer Heinrich VIII. die Einkünfte der Kirche, und darunter auch jene Stiftung, einzog, hat vielleicht kein menschliches Wesen die Worte ausgesprochen: „der Herr erbarme sich Deiner Seele!" So will ich es denn mit demüthig gläubigem Herzen beten." O'Connell hatte sein Gebet eben beschlossen und wollte weiter gehen, da erhielt er einen kräftigen Schlag auf die Schulter; er drehte sich gegen den Volkshaufen um, und Herr Gully, das damalige Mitglied für Pontefract, stand neben ihm. „Da seyd Ihr also, Dan O'Connell!" sagte er gutmüthig lachend, „kalt und ruhig geht Ihr hinab an Eure Arbeit." O'Connell, die derbe Gutmüthigkeit des Mannes erwiedernd, warf sich alsbald in Faustkämpferstellung, kreuzte die Arme und sprach: „Nun, Gully! ist das nicht die Art, wie man's anfängt?" Das Volk rief Beifall; O'Connell schüttelte Herrn Gully die Hand und ging weiter. A. Z.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Die „Westminster and Foreign Quarterly-Review" läßt sich in ihrer Uebersicht der neuesten Erscheinungen in der Literatur des Festlandes über einige jüngere deutsche Leistungen vernehmen, wie folgt: „Erzählungen aus dem Dorfleben sind jetzt in Deutschland sehr in Mode gekommen; Auerbach's Erfolge haben ein Heer von Nebenbuhlern heraufbeschworen, allein keiner von ihnen hat die Sphäre dieses in seiner Kunst vollendeten Meisters auch nur entfernt erreicht. Die Verdienste dieser Nachfolger sind natürlich verschieden; einige darunter, wie z. B. Joseph Rank aus Böhmen, verdienen wegen ihrer außerordentlichen Plumpheit, Gemeinheit und Dummheit eine besondere Erwähnung. Die letzte Ernte deutscher Novellen ist vielleicht nicht so ganz ergiebig gewesen als die früheren; allein sie ist — in Betreff der Zahl wenigstens — eine genügende. Die bemerkenswerthesten Produkte dieser Gattung in letzterer Zeit sind eine Novelle von Theodor Mundt und eine andere von seiner Frau. Mit unserer Freundin Ida Gräfin Hahn-Hahn, als Lehrerin der Schönheit und Erhabenheit des unbegränzten Egoismus, der Insolenz der Eitelkeit, der Laune und der Sinnlichkeit, ist es, wie wir befürchten, ganz vorbei. Den Gnadenstoß hat ihr eine sehr geschickte Parodie versetzt, das Werk irgend eines teutonischen Titmarsh, welcher den Nagel auf den Kopf getroffen und es zu einer zweiten Ausgabe gebracht hat. Mit Dichten will man noch immer nicht aufhören! Der deutsche Dichterhain ist ganz wimmelnd voll von Sängern, die an Federn und an Stimmen reich sind. Das junge Oesterreich hat sich besonders auf die Kunst der Lieder gelegt und vor Kurzem als seine poetischen Führer ein paar verwandte Geister aufgewiesen, Meißner und Mautner, beide sehr verständige und vielversprechende — aber sehr nüchterne Jünglinge. Sie sind jedoch Poeten, nicht Poetaster oder schlechtweg Rhetoriker in gebundener Rede, und deßwegen hegen wir gute Hoffnung von ihnen. Sie haben die Grundsätze ihrer Kunst richtig begriffen, und „die Zeit, welche den philosophischen Sinn bringt," wird ihnen zeigen, wie derselbe gut zu benutzen sey." — Auch über Heine's „Atta Troll" gibt die „Review" eine längere belobende Notiz.

### Ernst Mahner's Vorlesungen.

Das in der Samstagsvorlesung, wegen Mangel an Zeit aufgeschobene hochwichtige Schlußkapitel der Urgesundheitskunde soll in einer nachträglichen Vorlesung, Dienstag abends halb 7 Uhr, im bekannten Lokale zur ausführlichen Verhandlung kommen und damit der Cursus geschlossen werden. Eintrittskarten für diese letzte Vorlesung zu 9 kr.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 19. October. Eine Familie, Original-Schauspiel in 5 Abtheilungen und einem Nachspiel, von Charl. Birch-Pfeiffer.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 290.** Donnerstag, den 21. October **1847.**

## * Der Handschuh.

(Fortsetzung.)

Der junge Baron von Bergfeldt stand auf keinem freundlichen Fuße mit der Familie seiner Schwägerin. Einige Eröffnungen, um die Eintracht zwischen den Gatten wieder herzustellen, waren von ihrem Vater, dem General Grafen Hildenrath, mit entschiedener Hartnäckigkeit zurückgewiesen worden. Dieses Betragen hatte den Stolz der Familie Bergfeldt auf das Empfindlichste gekränkt. Am 18. Juli 1829 traf Bergfeldt in Berlin ein und stattete sogleich einen Besuch bei dem General Hildenrath ab, der ihn ziemlich kühl empfing. Charlotte, die Wittwe seines Bruders, war abwesend. Während Ferdinand dem Grafen Alles mittheilte, was er über den Ermordeten eingezogen hatte, fuhr ein Wagen vor dem Hause vor und nach wenigen Minuten erschien die Schwägerin im Salon. Bei Ferdinands Anblick, der ihr mit ehrfurchtsvoller Theilnahme entgegentrat, wurde sie todtenbleich, taumelte sichtlich zurück und war auf dem Punkte zusammenzusinken, aber plötzlich sich ermannend, machte sie eine Verbeugung und verließ rasch das Zimmer. Ferdinand war sehr verstimmt über dieses Betragen; er sah in ihm die tiefe Kluft, welche die Familie schied und beurlaubte sich bald darauf von dem Grafen. Später traf er mehrmals mit Charlotten zusammen, aber ohne den Schwager grade zu vermeiden, zeigte sich diese doch sehr kühl und zurückhaltend gegen ihn, obschon sie dem plötzlichen und beklagenswerthen Tode ihres Gatten die gebührende äußerliche Trauer zollte.

Gegen Ende des Monats August erhielt Ferdinand einen Brief von seinem Advocaten.

„— Ich habe Ihnen einige Mittheilungen zu machen, schrieb dieser, welche mir von der größten Wichtigkeit scheinen und die ich Ihrer ernstlichen Aufmerksamkeit empfehle."

„Erstens muß ich Ihnen melden, daß wir den Handschuh der linken Hand ebenfalls gefunden haben. Der Name Heinrich Finacke ist innen deutlich zu lesen. Es ist dieß wahrscheinlich der Name des Fabrikanten und alle Maßregeln sind getroffen, darüber nähere Gewißheit zu erlangen. Der Handschuh wurde auf folgende Weise entdeckt. Während den Untersuchungen zeigte der Polizeiagent, der im Besitze des rechten Handschuhes war, den blutbefleckten Gegenstand einer Modehändlerin in M. Eine Dame, Frau Raumer, die in dem Laden anwesend, erblickte zufällig den Handschuh und untersuchte ihn mit vieler Aufmerksamkeit. Sie wußte, daß ich mit Nachforschungen über den Mord beauftragt war. Drei Tage später brachte mir diese Dame den linken Handschuh; sie ist eine vertraute Freundin von der Familie des protestantischen Pfarrers Gaeben und erzählte mir, daß eines Tages, als sie mit den Töchtern des Geistlichen über den Schnitt eines Kleides stritt, eine der jungen Damen dasselbe aus einer Kommode nehmen wollte und unversehens einen Handschuh damit hervorzog, der vor ihre Füße fiel. Indem Frau Raumer den Handschuh aufnahm, bemerkte sie inwendig einige Schriftzüge und las mechanisch den Namen Heinrich Finacke."

„Wie kömmst Du zu diesem Handschuh, Karoline?" fragte sie.

„Die Kammerfrau einer Dame aus Berlin, welche verwichenen Sommer hier wohnte, hat mir ihn gegeben," lautete die Antwort.

„Ich beeilte mich sogleich, fügte der Anwalt seinem Berichte hinzu, an den Prediger zu schreiben; derselbe ist diesen Morgen in Begleitung seiner Tochter Karoline zu mir gekommen. Beide waren sehr beunruhigt, die Entdeckung des Handschuhes — ein an und für sich so geringfügig scheinender Umstand — möge ihnen Unannehmlichkeiten verursachen. Ich bemühte mich, ihre Furcht zu beschwichtigen und ersuchte die junge Dame, mir aufrichtig zu sagen, wie sie in den Besitz des Handschuhes gekommen sey."

„Sie erzählte mir, daß vor einiger Zeit eine junge Wittwe aus Berlin, die sich Madame Veltheim nannte, auf dem Schlosse unweit M. bei dem Baron v. Schönwald zum Besuche gewesen sey. Karoline, die musikalisches Talent besitzt und mit dieser Familie befreundet, hatte oft mit dem Gaste zum Klavier gesungen. Bei der Abreise der fremden Dame half sie deren Kammerfrau einpacken; ein einzelner Handschuh, welchen diese als unnütz bei Seite warf, gefiel der Predigerstochter durch seine überaus zierliche Form und sie steckte ihn als Erinnerung an die liebenswürdige Wittwe zu sich. Ich wüßte keinen Grund, fuhr der Anwalt in seinem Schreiben fort, an der Wahrheit dieser Aussage irgendwie zu zweifeln. Sie werden sich des Billets in französischer Sprache erinnern, das unter den Effecten des Ermordeten aufgefunden ward. Es war mit „C—" unterzeichnet. Nun habe ich vernommen, daß die Kammerfrau dieser Madame Veltheim, eine Französin, Cécile hieß. Dieß Zusammentreffen mußte mir auffallen. Cécile wird groß und schlank geschildert, während Karoline Gaeben im Gegentheile kleinen Wuchses ist. Alles, was ich über Madame Veltheim habe erfahren können, ist, daß dieselbe einer guten Familie angehöre und sich in den ersten Kreisen der Berliner Gesellschaft bewege." —

Seltsam, dachte Ferdinand, daß der Advocat so viel Gewicht auf einige zufällig zusammentreffende Umstände

legt, nachdem er den Brief gelesen. Er begab sich zu dem Grafen, um ihm die erhaltenen Nachrichten mitzutheilen. Der Graf war ausgefahren, aber die Frau vom Hause empfing ihn mit zuvorkommender Freundlichkeit. Sie war sehr begierig, etwas Näheres über den Mord ihres Schwiegersohnes zu vernehmen und drang in Ferdinand, ihr jeden Umstand zu erzählen.

— „Ihr Bruder wurde, glaube ich, unweit der Stätte beerdigt, wo man seinen Leichnam gefunden," sagte die Dame.

„Ja, gnädige Frau, seine Gebeine ruhen auf dem kleinen Dorfkirchhofe nahe bei M."

— „M...? rief die Gräfin, o was würde Charlotte empfunden haben, wenn sie das gewußt hätte. Sie war zur Zeit des schrecklichen Ereignisses nicht weit von diesem Orte."

„Wie, Gräfin, meine Schwägerin sollte in der Gegend von M. gewesen seyn?"

— „Sie hat einige Wochen in dem Schlosse des Barons von Schönwald zugebracht, das in der Nähe dieses Dörfchens liegt. Kennen Sie nicht den Baron? Ein höchst angenehmer Mann, nur ein allzugroßer Jagdliebhaber, und die Baronesse — ein wahres Raritätenstück! In ihrer Jugend war sie Ehrendame bei der Kurfürstin; damals gab es noch keine Könige von Sachsen. Aber heut zu Tage ist Alles anders geworden und noch gestern sagte ich meiner Freundin, der Frau von Schlichtegroll, daß ich nicht wüßte, was wir bei dieser Veränderung gewonnen."

Auf diese Weise fuhr die redselige Dame noch lange fort, während Ferdinand, in tiefes Nachsinnen verloren, ihr kaum Gehör schenkte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die St. Petersburger Theater im Sommer 1847.

(Fortsetzung und Schluß.)

Um für das Nachfolgende verständlich zu werden, ist es nöthig, eine statistische Uebersicht sämmtlicher St. Petersburger Bühnen zusammenzustellen, die am Besten geeignet seyn dürfte, das Gesagte zu bestätigen.

Russisches Schauspiel, Tragödie, Drama, Lustspiel, Vaudeville mit 109 Personen; Russische Oper mit 38 Personen; Ballet mit 124 Personen, dazu die Tanzschule mit 100 Eleven; französisches Theater mit 47 Personen; deutsches Theater mit 55 Personen. Hierzu kommen 170 Chorsänger, die mit den Extrachoristen bis auf 300 Sänger verstärkt werden können. Außerdem hat noch jedes dieser Theater ein besonderes Orchester.

Außer diesen Theatern hat der Kaiser, vom Herbst 1847 an, auch eine Gruppe von Kunstreitern, Seiltänzern und Springern in seinen Dienst genommen, die aus den besten Mitgliedern der Guzent- und Lejars'schen Entreprise gebildet, durch Engagements von Paris und London verstärkt worden ist und zu einem eigenen großen Circus, ebenfalls unter Direction der kaiserl. Theater-Verwaltung, ihre Vorstellungen eröffnen wird. Das dazu nöthige Orchester-, Statisten- und Beamten-Personal wurde eben während meiner Anwesenheit organisirt.

In Moskau befinden sich: Russisches Schauspiel und Oper mit 156 Personen; Ballet 120 Personen; Französisches Theater mit 34 Personen; das zu diesen Theatern gehörige Orchester zählt 153 Musiker.

Aus diesem, nur statistischen, Ueberblick ergibt sich schon, über wie bedeutende Kräfte die kaiserliche Theaterdirection zu verfügen hat. In diesen kalten und sich gleichgültig lesenden Zahlen sind aber Namen wie Karatuiggin, Soßnitzky, Grigorieff, Martuinoff, Kulikoff, Marimoff und die Samoilowa, bei den Russen. Allan, Leontine Fay, Dem. Plessy, Vernet, Pechena bei den Franzosen. Laddey, Wallner, Mohr, Müller, Holland, Bosard, Versing bei den Deutschen, und Tamburini, Dem. Viardot-Garcia bei den Italienern. Maurer und Schubert, unter den Musikern, Roller für das Maschinen- und Dekorationswesen, Cavos als Architekt, und so viele andere von gutem Klange in der Künstlerwelt, daß diese Zahlen schon eine andere Bedeutung als die der Massenhaftigkeit gewinnen.

Daß zu einem solchen Kunstpersonal auch ein ganzes Heer von Unterbeamten und Hülfspersonal gehört, versteht sich namentlich in Rußland wohl von selbst, wo Alles ins Große getrieben wird. Die wirklich zahllose Menge von Garderobe-, Dekorations-, Diener- und Arbeiter-Personalen würde für unsere Gewohnheiten doch unglaublich klingen: mag es daher genügen, wenn ich versichere, daß zu Allem, wozu man in Deutschland eine Person gebrauchen würde, in Petersburg wenigstens drei vorhanden sind, denn da das Wort: das geht nicht, oder, das ist nicht möglich! in Rußland überhaupt nicht vorkommen darf, so muß natürlich an Geld und Menschen nicht gespart werden, um einem etwanigen „das geht nicht, weil es nicht möglich ist" gleich von vorn herein den Mund zu stopfen.

Um indessen auch das für unsere Begriffe ganz Außerwesentliche wenigstens in einer Branche näher zu beleuchten, will ich nur aus der Menge vollständig organisirter Neben-Institute die von der General-Direction der kaiserlichen Theater abhängen, eines ausführlich beschreiben. Es ist dies die Verwaltung der kaiserl. Theater-Equipagen, welche das Personal aus dem weitläuftigen St. Petersburg jeden Abend zusammenholen. Jedes andere Theater würde für dergleichen Contracte mit Fuhrleuten abschließen, und dabei auf einige Oekonomie denken. In St. Petersburg muß das aber Alles anders seyn: Ein Haus, Ställe, Remisen, Kaserne für die Kutscher u. s. w. u. s. w. so großartig, so kostbar, so kaiserlich, wie nur möglich. Ich fand in dem vom Kaiser, für diese Anstalt, aus Berlin dorthin berufenen, Wagenbau-Meister Herrn Stirikow einen freundlichen und gefälligen Führer durch die weitläufigen Gebäude, im Woßneffens'schen Prospekt, die unter dem Namen „Dom teatralnuich Ekipasch" ganz St. Petersburg bekannt sind.

Alle darstellende Künstler ohne Ausnahme werden durch viersitzige, wie sich in Rußland von selbst versteht, uniformgrün lakirte Wagen, sowohl zu den Proben, als Aufführungen aus ihren Wohnungen abgeholt und wieder nach Hause gefahren. Dazu sind 35 solcher viersitziger Wagen und 6 sogenannter Linien, von dem jede 15 bis 20 Personen aufnehmen kann, vorhanden, die in dem Hofe der Anstalt ordnungsmäßig nebeneinander und unter Vordächern aufgefahren sind. 35 Wagen schreibt und liest sich ganz leicht: sieht man sie aber so glänzend geputzt und stattlich neben einander aufgefahren, so denkt man unwillkürlich, wie viel volle Häuser dazu gehören, um sie Jahr aus, Jahr ein aus der Theaterkasse in Bewegung zu setzen. Außerdem noch 16 andere Wagen, 2 Dekorationsrüstwagen, 2 Garderobenfourgons, 62 Pferde stehen in den weitläuftigen Ställen stets bereit, werden hin und wieder auf 80, und wenn nöthig auch durch gemiethete Pferde, bis auf 100 vermehrt. Die dazu gehörigen Kutscher wohnen in einer Art von Kaserne, mit ganz militärischer Einrichtung, werden

beköstigt, gekleidet und haben sogar eine eigene Hauskirche, in der ihr Gottesdienst gehalten wird. Wie viel es sind, wie viele Stalldiener, Stellmacher, Schlosser, Schmiede, Lakirer, Tapezierer in den weitläufigen Werkstätten verkehren, sich durch einander drehen und arbeiten, habe ich nicht behalten. Das Bild ihrer Thätigkeit am Tage einer großen Vorstellung wird mir aber unvergeßlich bleiben. Bei Gelegenheit einer Vorstellung in Peterhof, von wo das kaiserliche Dampfschiff „der Pfeil" das ganze Theaterpersonal Nachts um 2 Uhr nach St. Petersburg zurückbrachte, sah ich die sämmtlichen Theaterequipagen wie eine Wagenburg am englischen Quay aufgefahren. Alle Wagen grün, alle Kutscher in grauen Kaftanen mit schwarzen Säumen, alle Kutscher in Uniform, standen sie in der nordisch hellen Nacht wie am Schnürchen aneinandergereiht und warteten des Commandos, denn auch beim Theater gibt es dort ein Commando, und wohlverstanden, ein Commando, das ohne zeitraubende Bemerkungen befolgt wird. Mir wurde ganz schwindlich bei diesem Anblick, weil ich immer den Gedanken nicht los werden konnte, daß diese circa 50 Wagen, 50 Kutscher und 100 Pferde alle mit Sehnsucht nach dem Inhalt der Theaterkasse sehen, und daß 100 Pferde einen lebhaften Appetit haben, die 50 Kutscher noch gar nicht einmal mitgerechnet. Großer Gott, wenn eine deutsche Theater-Direction aus ihrem Sommer-Ueberschusse das Futter für 100 Pferde bezahlen sollte!! Ein gar nicht zu denkender Gedanke!

Das ist nur so eins von den erwähnten Neben-Institütchen des großen kaiserl. Haupt-Theater-Instituts, und in ähnlichen Verhältnissen ließe sich auch von den andern Branchen erzählen. Man wird aber an dem einen genug haben und mir die übrigen gern erlassen. Jedenfalls hat man das Bewußtseyn, gut dabei zu fahren, wenn man sich dort engagiren wollte.

---

## *Literaturbericht.

**Fr. v. Raumer's „Vereinigte Staaten von Nordamerika", kritisch beleuchtet von einem Deutschamerikaner.**

(Fortsetzung.)

Dagegen weist Manches darauf hin, daß verschlagene Seefahrer aus der alten Welt in sehr früher Zeit zwischen den Ureinwohnern sich hier niedergelassen haben, sie in Kunst und Bildung weit überbietend, im Verlaufe der Zeit aber von den roheren Urstämmen überwältigt und bis vielleicht auf wenige Ueberreste vertilgt. (So fanden kürzlich die Freiwilligen von Missouri auf ihrem Kriegszuge unter Doniphan von Santa Fee nach Chihuawa und Saltillo eine von s. g. weißen Indianern, Sumalaner genannt und etwa 6000 Seelen stark, bewohnte Stadt. Sie ist in manchem Betracht die sonderbarste auf Erden, indem sie, in vier solide Viertel getheilt, bloß zwei Straßen hat, welche rechtwinkelig sich kreuzend durch ihre Mitte laufen. Alle Häuser sind zwei Stockwerke hoch und aus Zügeln gebaut, die in der Sonnenhitze gedörrt werden. Das erste Stockwerk bildet gegen die Straße zu eine doppelte Mauer und ist so errichtet, daß jedes Haus mit dem nächsten zusammenhängt, weßhalb man sagen kann, daß jedes Viertel der Stadt nur ein Gebäude ist. Das zweite Stockwerk erhebt sich aus dieser langen, ununterbrochenen Häuserreihe so, daß jedes Haus sich für sich unterscheidet, indem auf dem Dache des ersten Stockwerks zwischen jedem Hause Raum genug zum Durchgehen gelassen ist. Die Bewohner von Sumai steigen auf Leitern in das zweite Stockwerk ihrer Häuser. Diese Leitern zieht man zur Nachtzeit auf das Dach, um so gegen jeden herumschleichenden Feind gesichert zu seyn. Ohne Zweifel ist hier ein Menschenstamm, der so lebt, wie das Volk der Azteken zu der Zeit, da Ferdinand Cortez in Mexiko eindrang. Es ist eine auffallende Thatsache, daß, seitdem die Spanier das Land verließen, die Sumalaner sich weigerten, mit den modernen Mexikanern in irgend eine Art von Verkehr zu treten, sie vielmehr als ein tiefer stehendes Volk betrachtend. Auch verjagten sie die Priester und andere Würdenträger, welche früher Gewalt über sie besaßen, aus ihrem Bereiche und kehrten zu ihren eigenen Gebräuchen und Sitten zurück. Ihr großer Häuptling ist sowohl bürgerliches als kirchliches Oberhaupt. Das Land um die Stadt Sumai herum ist mit großer Sorgfalt angebaut, und liefert nicht allein den Bewohnen, sondern auch zahlreichen Heerden von Rindvieh und Schafen Nahrung.)

Bereits gewinnt auch die „westliche Küste Amerika's" eine immer wachsende Bedeutung. Hrn. v. Raumer's Bemerkung über Oregon ist nicht richtig (oder ist dabei ein Druckfehler im Spiele?) Dort hat sogar eine Nation ihr politisches Leben begonnen. Oder kann ein Land „das wahrscheinlich letzte ansiedlungsfähige Land auf Erden" genannt werden, zu welchem schon seit Jahren Tausende von civilisirten Einwanderern jährlich hinströmen, das für Ackerbau, Gewerbe und Handel die allerbedeutendsten Vortheile darbietet, dessen Bewohner schon jetzt eine wohlgeordnete demokratische Verfassung mit ständischer Vertretung, Gerichte, Lehranstalten, Druckereien u. s. w. haben? Oregon wird längst ein blühendes Mitglied der nordamerikanischen Bundesrepublik seyn, während Rußlands Steppen noch von einer dünnen, dürftigen, barbarischen Bevölkerung bewohnt seyn werden. Ferner erinnern die großen baumlosen Ebenen zwischen dem Missouri und dem Felsengebirge doch nicht eigentlich an „afrikanische Wüsten." Sie werden jährlich von Tausenden durchwandert ohne die Hülfe des „Schiffs der Wüste" (des Kameeles) und sind selbst der Kultur nicht durchaus unfähig. Man sehe nur auf die besseren Karten, welche zeigen, daß auch diese Steppen von einer großen Menge kleinerer und größerer Flüsse durchschnitten werden. Der Boden bringt meistens wenigstens das sogenannte Büffelgras hervor, ist wahrscheinlich an sich nicht unfruchtbarer, als viele Sandgegenden Deutschlands, könnte durch den Anbau von Nadelhölzern bedeutend verbessert und nutzbar gemacht werden; artesische Brunnen lassen vermuthlich sich anlegen u. s. w. Nicht ein Menschenalter wird vergehen, bevor Eisenbahnen diese Ebenen in mannichfacher Richtung durchschneiden, und in deren Nähe wenigstens wird der Boden zur Kultur gezwungen werden.

Die Winter Nordamerika's östlich vom Felsengebirge sind ohne Zweifel heftiger als unter demselben Breitegrad in Europa und Westasien (ähnlich wie in Asien östlich von dessen Hochgebirgen, während das Klima westlich von den Felsengebirgen mehr dem europäischen entspricht); daß „die Sommer hier in gleicher Weise heißer" seyen, bezweifle ich durchaus. Ich lebe hier unterm 38,36° (die unter der Breite von Calabrien, — etwas südlicher als Lissabon) — 8 bis 900 Fuß über dem Meeresspiegel. Doch steigt der Thermometer selten auf 30 Grad R., schwankt vielmehr in den Hundstagen meistens zwischen 20 und 30 Grad (im Mittage); selbst in Neworleans (unter dem 30ten Grade) steht der Grad der Hitze selten höher (nur dauert sie länger an und die Atmosphäre verkühlt sich über Nacht weniger, als meistens hier; den geringeren Abstand zwischen der Tageslänge von Sommer und Winter schlage ich hier als einen nicht unbeträchtlichen Gewinn an). Bemerkenswerth ist — was der Tabaks-

bauer leicht auffindet, — daß, wenigstens im Westen, in den eigentlichen Sommermonaten die Luft feuchter ist als in der übrigen Zeit des Jahres, so daß im Juli und August frei hängender Tabak gewöhnlich schimmelt.

Neben der aus Amerika stammenden „Kartoffel" ist der Mais, ein einheimisches Gewächs von Mexiko, nicht zu vergessen. Es kommen wohl ein halbes Hundert verschiedene Arten dieses Gewächses hier vor, welches für alle Gegenden, deren Sommer zu dessen Erzeugung lang und warm genug ist, noch höhere Wichtigkeit als die Kartoffel hat. Die Alten kannten diese nutzbare Pflanze nicht.

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** Rom. Es ist ein thörigter Irrthum, schreiben die „Daily News", sich einzubilden, daß die Bewohner jener wilden Bezirke, welche neuerdings in den Abruzzen die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt und mit seltner Kühnheit gegen die wohldisciplinirten neapolitanischen Truppen gefochten haben, den muth-, schuh- und hemdlosen Lazzaroni der Hauptstadt Neapel ähnlich seyen. Neapel, Capua und Campanien zeigen allerdings ein eigenthümliches Geschlecht memmenhaften Gesindels, dessen Abstammung bis auf die Ostsee und Sybariten zurückführt; aber nicht also ist es mit den gebirgigen und entlegneren Gebieten des Königreichs. Der hauptstädtische Bezirk mag schwach und schlaff seyn, aber die Muskeln und Sehnen der Provinzen sind noch breit und straff. Hier wohnten und ließen ihre Nachkommen zurück die rüstigsten, entschlossensten und kühnsten Stämme des alten Italiens, die Samniter, Daunier, Bruttier, Apulier, kräftige und kriegerische Völkerschaften, mehr unruhiger als passiver und fügsamer Gemüthsart. Auch fehlte es keineswegs an geistiger Tüchtigkeit in diesen Gegenden Unteritaliens; denn innerhalb der Gränzen des jetzigen Königreichs waren geboren Ennius, Cicero, Marius, Sallust, Vitruv, Ovid und Horaz; um nicht zu sprechen von Pythagoras' und Zenons Schulen, die man nicht eigentlich als einheimische Gewächse des Bodens betrachten kann. Ueber diese riesenhafte Entwickelung der Insurrection im Süden ist die Regierung in Neapel höchst erschrocken; sie schwankt zwischen Gedanken des Zugeständnisses und Paroxysmen blinder Halsstarrigkeit. Vorige Woche ging der König den Papst um eine Bulle gegen die Rebellen an. Pius IX. sandte seinen Vetter Pietro Ferretti mit einem Schreiben nach Neapel, worin er Amnestie und constitutionelle Zugeständnisse sich als den Preis seiner Vermittlung ausbedung. . . . Das düstere Temperament des Königs hat sich in seinem Benehmen gegen seine Minister gezeigt, deren Redlichkeit er mißtraut, und deren Fähigkeit er bezweifelt. Doch dürfte der Monarch sich erinnern, wie schlimm er vor einigen Jahren in der Schwefelfrage davonkam, als er seiner eigenen, anstatt seiner Minister Leitung folgen wollte; er trat die Depeschen des englischen Foreign Office mit Füßen, und zwar nicht bloß metaphorisch, und am folgenden Tage sah er sich veranlaßt, ein sehr demüthigendes Dokument zu unterzeichnen und den britischen Kaufleuten Schadenersatz zu bewilligen. Diese wunderbare Umwandlung ward einfach dadurch bewirkt, daß Admiral Stopford in Kanonenschußweite von den drei königlichen Palästen an der Bai Anker warf. A. Z.

*** Einwohnerzahl von Köln. Nach der Volkszählung von 1843 belief sich die Einwohnerzahl von Köln, ohne das Militär, auf 78,513 Individuen; 1844 auf 80,885; 1845 auf 85,195 und 1846 auf 85,442. Hierzu die militärische Besatzung mit 4905 Individuen gerechnet, so ergibt sich für 1846 eine Gesammtbevölkerung von 90,347 Seelen.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Gutzkow hat den Shakespeare'schen Coriolan nach der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung neu bearbeitet, und die Aufführung dieses ältesten Ritterschauspiels der modernen Zeit auf der Dresdner Hofbühne veranlaßt. Emil Devrient spielte die Titelrolle, Madame Berg die Volumnia. Diese Vorstellung bot wieder einmal eine lebensvolle, künstlerische Anschauung, die ebensowohl dem Geschmack der Generaldirektion wie ihrer Beachtung der Gutzkow'schen Pläne und Rathschläge Ehre machte.

— Die so eben in Mainz durch Kirchheim, Schott und Thielmann veröffentlichten „Gedichte von Herrmann Scharff von Scharffenstein" scheinen bestimmt, ihrem Verfasser eine Reihe verschiedenartiger kritischer Ansichten und Beurtheilungen zuzuwenden. Von Gesinnungsgleichheit gepriesen, von Gegenwirkungen seines Strebens verketzert, darf er vorbereitet seyn, durch dies neueste Erzeugniß seiner Muse Aufsehen zu erregen. Ohne für oder wider die Tendenzen, Gesinnungen und Gefühle des Dichters, welche sein heiliges Eigenthum sind, auftreten und sprechen zu wollen, finden wir uns nur veranlaßt, über sein Werk unsere eben so unparteiische als unmaßgebliche Ansicht auszusprechen. Inner den bescheidenen Grenzen dieser Ansicht bewegt sich der Gedanke, daß die „Terzinen" des Verfassers manches Wahre und Gute in wirklich poetischer Form bieten, was, von raschen Gefühlen beflügelt, vielleicht zu gewagt der kalten Ueberlegung scheinen dürfte. Unter seinen „Romanzen und Balladen aus deutschem Lande" athmen manche eine treuvaterländische Empfindung und berechtigen zu versprechenden Hoffnungen. „Der Vehme letzt Gericht" ist als Kunstwerk befriedigend. In den vermischten Gedichten ist einiges neben anderm, was für die Mehrzahl gebildeter Geister ansprechend genannt werden kann, während das letzte unzweifelhaft bestritten werden wird. Wir wollen hiermit, in halb unverständlicher Weise durchaus kein Orakel sprechen, sondern nur abwarten, welcher Klang in andern Blättern, als dem vorliegenden, die in Rede stehenden Gedichte hervorrufen werden.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 20. October. (Zum Erstenmale) Der Sohn des Fürsten, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Julius Mosen. Hierauf: Der Ehrgeiz in der Küche, Posse in 1 Akt, nach Scribe und Mazeres, von Lembert.

Donnerstag, den 21. October. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Kreutzer.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 291.** Freitag, den 22. October **1847.**


## *Der Handschuh.

(Fortsetzung.)

„Wie," sagte er sich im Stillen, „Charlotte war dem Orte des Verbrechens so nahe und man hat uns Nichts davon erwähnt. Beide, sie und ihr Vater, haben eine Thatsache verschwiegen, die mir doch bei unserer ersten Zusammenkunft hätte mitgetheilt werden müssen."

Bergfeldt beurlaubte sich von der Gräfin, und kehrte, von tausend Gedanken durchkreuzt, in seine Wohnung zurück. Nochmals durchlas er den Brief seines Anwalts, über jede Zeile nachsinnend. Noch ein neues „C . . . ." war an's Licht getreten! War es der Name, dem man nachforschte? Sollte der anklagende Handschuh Charlotten gehören? Hatte sie unter dem falschen Namen von Beltheim sich unter einem Wittwenschleier verborgen? Diese und tausend andere Gedanken des Argwohns bestürmten den jungen Baron. Der Schlaf floh die ganze Nacht hindurch seine Augen.

Am folgenden Morgen stellte er sich wieder in der Wohnung des Grafen ein. Er traf die Gräfin nebst ihrer Tochter in dem Salon. Das Gespräch drehte sich natürlich um die gerichtlichen Nachforschungen. Charlotte verrieth anfänglich kein Zeichen von Verlegenheit oder Unruhe.

„Wenn ich nicht irre, sind Sie mit der Familie Schönwald bekannt, die nicht weit von M. wohnt?"

„Sie ist mir nicht ganz fremd," entgegnete Charlotte.

„Haben Sie vielleicht zufällig die Tochter des Pfarrers Gaeben kennen gelernt, der in der Nähe des Schlosses lebt?"

„Der Pfarrer hat mehrere Töchter."

„Ich meine die zweite. Wenn ich nicht irre, heißt sie Caroline."

„Ja, diese kenne ich; sie ist ein liebenswürdiges Mädchen und ich habe sie sehr liebgewonnen."

„Ich habe so eben erfahren, daß sie sehr ernstlich bei der schrecklichen That verwickelt scheint, die wir zu ergründen suchen. Die Polizei hat entdeckt —"

„Was! Was ist entdeckt worden?" rief Charlotte plötzlich erbleichend in höchster Aufregung und mit verstörten Blicken. „Ist es möglich? — arme Caroline! — Sie ist unschuldig — ganz unschuldig! Ich will sogleich nach M. reisen, ich muß sie retten." —

Und bewußtlos sank sie nach diesen hastig ausgestoßenen Worten auf das Sofa zurück. Die Gräfin zog heftig die Klingel; die Diener eilten zur Hülfe herbei. Ferdinand, die Stiege hinabstürzend, entfernte sich aus dem Hause. „Das Geheimniß ist enthüllt!" rief er, „Charlotte unternimmt es, die Unschuld der Predigerstochter zu beweisen. Das ist ein Geständniß, daß sie den Urheber des Verbrechens kennt. Die Entdeckung kann nun nicht fehlen, und ich brauche nicht länger in Berlin zu verweilen."

Er war im Begriffe, die Postpferde zu seiner Abreise zu bestellen; aber im Laufe des Nachmittags wurde ihm ein Billet zugehändigt. Charlotte bat ihn um eine geheime Unterredung.

Mit der anscheinend größten Ruhe empfing sie ihren Schwager, obschon sie sich noch nicht völlig von der Bewegung erholt, welche sie am Morgen so plötzlich angewandelt hatte. Sie war sehr begierig, zu vernehmen, wessen man Carolinen anklage, und was zu diesem Verdachte Anlaß gegeben habe. Ferdinand entzog sich diesen Fragen, indem er bemerkte, der Brief seines Anwaltes sey in sehr vagen Ausdrücken gehalten und ungeachtet des starken Verdachtes, der auf ihr laste, habe er dennoch der Umstände nicht näher erwähnt, auf welche derselbe gegründet sey. Sie kündigte ihm ihre Absicht an, sogleich nach M. zu reisen, wo sie Zeugnisse aufbringen könne, welche die Unschuld der jungen Freundin darthun würden; ihre Mutter sollte sie begleiten, da der Graf unter dem Einflusse einer schweren Krankheit leide und eine so lange Reise nicht wohl unternehmen könne. Dieser Plan stimmte ganz mit Ferdinands Wünschen überein. Zu einer sehr verzeihlichen Verstellung seine Zuflucht nehmend, erklärte er, daß er sogleich nach Schlesien zu gehen gedenke. Aber noch in derselben Nacht nahm er den Weg nach M. um dort noch vor der Ankunft seiner Schwägerin einzutreffen.

Sobald von Bergfeldt den Ort seiner Bestimmung erreicht hatte, begab er sich zu seinem Anwalte und theilte demselben alle Vorfälle in Berlin mit.

„Ich habe Ihnen noch einige weitere Umstände mitzutheilen," versetzte der Advocat, die mir von einem Dienstboten erzählt wurden, der kürzlich den Dienst des Barons von Schönwald verlassen hat. Der 16. Juli fiel auf einen Sonnabend; es war ein Festtag und die Familie Schönwald war damals in M. Madame Beltheim hatte sie nicht begleitet, sondern sich mit einer Frau Rosen und deren zwei Töchtern dorthin begeben. Gegen elf Uhr morgens war die Gesellschaft angelangt. Madame Beltheim trennte sich jedoch von ihren Begleitern und gesellte sich erst am Abend wieder zu denselben. Nun, fuhr der Anwalt fort, ist es von der größten Wichtigkeit, sich zu versichern, wo Ihre Schwägerin hingegangen ist und wie sie die Zeit während ihrer Abwesenheit verbracht. Die Fräulein Schönwald und Rosen könnten wahrscheinlich Aufschluß über diesen Punkt geben und ich rathe Ihnen daher zu denselben zu gehen. Madame Rosen wünscht ihr Landgut zu verkaufen. Sie können sich ihr als einen Kauflustigen vorstellen. Dieß wird Ihnen eine günstige Aufnahme zu-

sichern. Lassen Sie sich in ein Gespräch mit den Damen ein und versuchen Sie alles zu erfahren, was am 16. Juli vorgefallen ist."

Ferdinand befolgte diesen Rath. Er hörte von Madame Rosen, daß während des Frühstückes in M. Charlotten von einem Landmädchen ein Brief überbracht worden sey. Ihrer Aussage nach kam das Schreiben von einer alten Freundin, die in dem Dorfe wohne, und sie ganz besonders zu sprechen wünsche. Madame Veltheim setzte eilig ihren Hut auf und entfernte sich in Begleitung des Mädchens. Es dunkelte schon und die Lichter waren angezündet, als sie wieder zurückkehrte. Sie war sichtbar aufgeregt und schien sogar geweint zu haben. Angstvoll erkundigte man sich nach der Ursache ihres Zustandes. Charlotte erwiederte, daß ein Unglück, welches Madame Treskow, ihre Freundin, betroffen habe, sie tief bekümmere.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Kuß der Jungfrau. *)

Von Emil Girardin.

Vor drei oder vier Jahrhunderten zitterte man in ganz Deutschland, wenn man an die Jungfrau in Nürnberg dachte; der frechste Bandit erblaßte bei diesem Namen, welcher auch rohen Landsknechten, die vor Nichts Furcht hegten, Schrecken einjagte, in den Hütten des Landbewohners, in den Häusern der Bürger, in den großen Sälen der Feudalschlösser sprach man nur mit gedämpfter Stimme davon, und dennoch sprach man häufig und gerne davon, wie von allen Dingen, welche die Fantasie aufregen.

Es war eine lange Reihe von Unglücklichen, welche in den Umarmungen dieses unbarmherzigen Wesens ihren Tod gefunden hatten, und vermehrt durch die umlaufenden Gerüchte, wurde diese Liste noch immer größer.

Die Jungfrau von Nürnberg war nicht etwa eine blonde Deutsche mit blauen Augen und rosigen Wangen, nein, sie war in der That etwas ganz Anderes, nämlich eine schreckliche Maschine, welche irgend ein grausamer Henker der Menschheit erfunden hatte. Sie zeigte sich nicht im Publikum, wie man sich wohl denken kann, und wurde endlich, als die Nacht der Barbarei verschwand, als unnützes Möbel zurückgestellt. Im Laufe der folgenden Zeiten kam man sogar so weit, ihre ehemalige Existenz gänzlich zu läugnen; aber es ist dem Eifer eines englischen Reisenden gelungen, dieses historische Problem zu lösen.

Herr Wilmot, ein reicher und unabhängiger Mann, welcher nicht wußte, was er mit seinem Spleen und seinen Guineen anfangen sollte, entschloß sich endlich, die Jungfrau von Nürnberg aufzusuchen, von welcher er gelesen hatte. Augenblicklich läßt er Postpferde kommen, reist ab, der Kanal ist bald passirt, er geht über den Rhein, er verspricht den Postillons hohe Trinkgelder und sie treiben ihre Pferde zum schnellsten Laufe an. Am Dienstag hatte Herr Wilmot sein Hotel im Westend verlassen, am Freitag befand er sich in Nürnberg.

Sein erster Besuch galt den Gefängnissen des Stadthauses, er hoffte einige Spuren von der Jungfrau dort aufzufinden. Der Baumeister, welcher den Bau dieser Gefängnisse leitete, hat jedenfalls das Angenehme dem Nützlichen zum Opfer gebracht. Was man das Loch nennt, ist ein Souterrain, zu welchem man auf einer Treppe von fünfzehn Stufen etwa hinuntersteigt, und breiten sich dann vor dem Besuchenden mehrere Gänge aus, an deren beiden Seiten sich eine Reihe von kleinen Zellen befindet, die etwa nur 6 Fuß im Umfang haben. Dort lagen die Gefangenen gefesselt, in der dichtesten Finsterniß.

Nach eifrigen Nachsuchungen an diesem schrecklichen Orte fand Sir Wilmot eine Folterbank, welche einst sehr viel gedient hatte. Von der Jungfrau war indessen nichts zu entdecken und erst nach vielen Untersuchungen erhielt er Kunde, wo sich dieselbe befinde.

„Reisen Sie," sagte man ihm, „nach dem Schlosse F. in Steiermark und suchen Sie den Baron Dietrichstein auf."

Fünf Minuten später ließ Wilmot die alten Thürme Nürnbergs hinter sich zurück und entfernte sich mit Windesschnelle. Selbst die schroffen und gefährlichen Wege in den österreichischen Gebirgen hielten seinen Eifer nicht zurück, er hätte über die Abgründe fliegen mögen. Plötzlich aber warf ein schrecklicher Stoß ihn zu Boden, sein Wagen war in Stücke zerschellt. Verwundet, mit Blut bedeckt, erhebt der Engländer sich, setzt sich auf eins der Pferde und verfolgt seinen Weg bis zur nächsten Post.

Der Baron Dietrichstein wußte einen solchen Enthusiasmus zu schätzen, er nahm den Fremden bei der Hand und führte ihn augenblicklich in das Zimmer, wo sich die bewußte Jungfrau befand.

Man wird fragen, durch welche Reihenfolge von Umständen die Jungfrau sich in diesem Schlosse befand, die Sache ist ganz einfach.

Als im Jahre 1796 die französische Armee unter dem Befehle Jourdan's die Stadt Nürnberg einnahm, als die Bevollmächtigten des Direktoriums eine Contribution von 6 Millionen Gulden verlangten, da verkaufte man so schnell als möglich, was sich in den öffentlichen Gebäuden Unbrauchbares vorfand; die Jungfrau wurde aus ihrem Versteck hervorgezogen, zum ersten Male erschien sie am hellen Tageslicht; ein alter Jude kaufte sie für eine geringe Summe, dann ging sie auf einen Kleiderseller über, bei welchem der Baron Dietrichstein sie fand und sogleich ankaufte.

Wenn man das Fußgestell, auf welchem sie steht, mitrechnet, so ist die Jungfrau sieben Fuß hoch, es ist ein Cylinder von hohlem Holz, über welchem sich das ruhige und lächelnde Antlitz eines jungen Mädchens befindet, die Seiten sind so bemalt, daß sie die Tracht des 16. Jahrhunderts darstellten.

Vermittelst einer geheimen Feder öffneten sich diese Seiten wie zwei Thüren, das Opfer wurde rückwärts in den kleinen Raum hineingestoßen, welcher nur einen Menschen in sich fassen konnte. Im Innern, an der linken Seite, wo das Herz ist, befanden sich vierzehn lange Messer, auf der rechten nur acht, dann schloß sich die Maschine. Man vernahm einen Schrei, ein Strom von Blut benetzte das eiserne Fußgestell.

Der Baron bemerkte dem Engländer, daß am Fuß und auf den Seiten des schrecklichen Instruments sich noch zahlreiche Blutflecken befänden, die Messer waren ebenfalls noch mit einer rothen Farbe überzogen.

Sir Wilmot ließ die Maschine sich öffnen und wieder schließen; er ist der sanfteste und mildeste Mann auf der Erde, er würde keinem Insekt ein Leid anthun können, und dennoch hätte er in seiner archäologischen Wuth gern einen Menschen gehabt, welcher freiwillig sich der schrecklichen Umarmung der Jungfrau dargeboten hätte.

Er bot dem Baron eine fabelhafte Summe an, um Eigenthümer der Jungfrau zu werden.

„Wenn dieser Preis Ihnen nicht genügt," fügte er hinzu, „so will ich ihn verdoppeln! wollen Sie?"

*) Vergl. den „Literaturbericht" in Nr. 170 d. Konv.-Bl.

„Und wenn Sie mir den Besitz von ganz Oesterreich versprächen, so würde ich kein Bedenken tragen, nein zu sagen," erwiederte der Herr des Schlosses.

Der Engländer ließ nun die Jungfrau sorgfältig abzeichnen, er überwachte die Arbeit selbst, er unterhielt sich mit der Jungfrau, richtete Fragen an sie. So brachte er drei Wochen, drei glückliche Wochen in dem steiermärkischen Schlosse zu.

Nach seiner Rückkehr publicirte er ein gelehrtes Werk über diesen Gegenstand, dasselbe ist mit Luxus gedruckt und mit vielen Kupfern geziert. Ich habe ein Exemplar vor mir.

Es scheint, daß die Jungfrau im Jahre 1553 verfertigt wurde. Ein Spanier, heißt es, ein sehr geehrter Künstler, welcher sich des Schutzes Philipp's II. erfreute, theilte den Magistratspersonen Nürnbergs die erste Idee davon mit, und, heimlich in das Stadthaus eingelassen, legte er die letzte Hand an dieses schreckliche Werk.

Aehnliche Maschinen waren jenseits der Pyrenäen nichts Unbekanntes. Eine freilich schwer zu beweisende Tradition gibt an, daß ein Student das erste Opfer derselben wurde; obgleich ohne Vermögen, wagte er es, die Tochter eines Schöppen der alten kaiserlichen Stadt, welche sich an den Ufern der Pegnitz hin erstreckt, zu lieben, und wurde auf solche Weise für seine Liebe bestraft.

Man versichert, daß in Berlin, Schwerin, Prag, Innsbruck die Jungfrau Nürnberg's ihre Schwestern hatte. Sir Wilmot hat weder Mühe noch Geld gespart, um Gewisses darüber zu erfahren, es ist ihm jedoch nicht gelungen.

Der Ausdruck „Jungfernkuß" ist noch in der deutschen Sprache geblieben, und Jedermann weiß ihn zu deuten. In den großen Wörterbüchern von Adelung und Campe sucht man ihn jedoch vergeblich.

---

## *Literaturbericht.

---

**Fr. v. Raumer's „Vereinigte Staaten von Nordamerika", kritisch beleuchtet von einem Deutschamerikaner.**

(Schluß.)

Ueber die „Prairien" von Westamerika habe ich bereits an einer andern Stelle geredet. Hier noch dieß. Mit Ausnahme der wenigen häufigen s. g. Bottomprairien, die als trocken gewordene Sümpfe betrachtet werden mögen, nehmen die Prairien grade die höchsten Stellen zwischen verschiedenen Stromgebieten ein, bilden die wasserscheidenden Hochebenen. Ueberreste versteinerter Seethiere finde ich auf den sie umgebenden bewaldeten Hügelkämmen häufig; wahrscheinlich kommen sie auf den Prairien ebenfalls vor. Dieß also erklärt das Entstehen der Prairien nicht. Untauglich zum Hervorbringen von Waldbäumen ist der Prairieboden ebenfalls keineswegs. Wenn gleich die große Mannichfaltigkeit im Baumwuchse, die man in der Nähe der Niederungen findet, daselbst niemals angetroffen wird, so findet man doch jetzt schon, wo das Abbrennen der Prairien seit längerer Zeit aufhörte, große Strecken, die ohne Zweifel vor nicht langer Zeit baumlos waren, mit einem jungen Gehege von Nadeleichen (pin-oak) und andern Eichen- und Hickoryarten besetzt, und die Bewaldung scheint, wo nicht Menschenhand ihr Grenzen setzt, immer weiter vorzurücken. Ja es ist eine sonderbare Erscheinung, daß, wenn man mitten in den allergrößesten Prairien ein Stück Land aufpflügt und es zugleich einzäunt, ohne es weiter zu bebauen, alsbald dichter junger Wald darin aufzuwachsen pflegt, ohne daß man an Besamung von der fernen Waldgrenze her denken dürfte; (hierbei scheint also noch immer eine generatio equivoca obzuwalten). Auch in den Prairiegegenden und Steppen finden sich die Waldstreifen vorzugsweise an den Ufern der Gewässer und folgen dann am Liebsten dem Laufe der s. g. Branchen, d. h. der niedrigeren Stellen und kleinen Schluchten, wo in der nassen Jahreszeit ebenfalls fließendes Wasser angetroffen wird. Was ist man aus allem diesem zu schließen berechtigt? Daß nach dem Hervortreten des festen Grundes über die Meeresfläche Bewaldung überhaupt an den Ufern der Gewässer zuerst hervorkam, und sich theils längs dem Laufe derselben, theils landeinwärts allmälig immer weiter ausdehnte, bis nach und nach aller Boden damit überzogen war. Zuletzt kam offenbar die Reihe an die wasserscheidenden Höhen, ja ist an manche derselben bis jetzt noch immer nicht gekommen. Auch war der Boden nicht überall gleich sehr zur Hervorbringung des Waldes geeignet, so daß dessen weitere Verbreitung nicht überall gleich schnell von Statten ging. Wir haben demnach noch theilweise den Urzustand vor uns, oder vielmehr ein Werden, dessen Vollendung in natürlichem Verlaufe erst künftige Jahrhunderte sehen sollten. Dazu kommt aber die Einwirkung der Menschenhand. Wahrscheinlich rückte die Urbevölkerung Amerika's von Westen nach Osten vorwärts (in die atlantischen Gegenden im Norden zuletzt), fand also im Osten den Wald bereits so weit consolidirt, daß er durch Brennen nicht mehr zu vernichten war (abgebrannter Laubwald wächst aus den Wurzeln immer wieder nach; nur Nadelwälder können durch Brennen ganz zerstört werden), während, wer weiß seit wie vielen Jahrhunderten, es Sitte gewesen war, die noch unbewaldeten Flächen des Westens theils für Jagdzwecke, theils aus Sorglosigkeit ꝛc. in Brand zu stecken und so die volle Bewaldung jener Gegenden unmöglich zu machen. — Ich habe diesem Gegenstand oft nachgesonnen, und weiß keine bessere Erklärung für das Vorhandenseyn unserer westlichen „Grasmeere."

Wen schon in den Knabenjahren die Schilderung von der Ausdehnung der sylva Hercinia im alten Germanien in Erstaunen setzte, wie viel mehr erstaunt der, wenn er hier irgend eine Höhe erklimmt und bis zum fernsten Horizonte nichts als ein zusammenhängendes Waldmeer erblickt! Dasselbe ist nur hier und da, kaum bemerkbar, durch Pflanzungen unterbrochen, welche in der Ferne nur wie einzelne hellere Punkte auf dem dunkelgrünen Grunde erscheinen. Hat man Tage und Wochen lang in den engen Waldstraßen gereist, immer dicht vom Gehölze umgeben, ohne jede Art der Fernsicht (denn auch an die geklärten Felder stößt ringsum der Wald an), man fühlt sich wie von einer Last befreit, athmet freier, sendet freudig spähend den Blick endlich einmal wieder in's Ferne, wenn man den Raum der ersten Prairie erreicht. Doch auf die Dauer ermüdet eine Reise über die Prairien ungleich mehr als im Schattendache der Wälder, und man gewöhnt sich an die nahe Bewaldung bald so sehr, daß man sie nicht mehr entbehren möchte. Ich kann in Wahrheit sagen, daß jeder Blick selbst aus dem Fenster an welchem ich dieß niederschreibe, mir ein ästhetischer Genuß ist. Da stehen Linden, Eichen, Platanen, Ulmen, Eschen, Wallnuß- und Zuckerbäume, wilde Reben u. s. w. in so bunter Mischung, alle mit eigenthümlichem, zum Theil prachtvollem Laubwerk, theils im Vorder-, theils im Hintergrunde, in der mannichfaltigsten Weise gruppirt, schattirt und beleuchtet, — dann Bach, Feld, Wiese, Garten nach der andern Seite hin, — der tiefblaue, klare Himmel darüber, und dabei die friedliche Stille, nur durch den Gesang der ringsum nistenden Vögel unterbrochen, — — daß ich in der That keinen Residenzbewohner um alle die Herrlichkeit beneide, welche Loge und

Opernglas ihm gewähren mögen. (Auch in diesem Betracht hat das hiesige Landleben vor dem in deutschen Dörfern mit ihrem Straßenschmutze und den widrigen Miststätten einen großen Vorzug; man legt Scheune, Ställe und Viehhof hier nie so nahe bei der Wohnung an, daß man dadurch belästigt würde, hält sich dagegen den Wald, wenigstens von einer Seite, gerne in der Nähe. F. M.

## Tabletten.

*** Am 20. August 1683 kamen die ersten deutschen — Separatisten vom Rhein und Neckar — in Philadelphia an; gegen das Ende des 17ten und im Anfange des 18ten Jahrhunderts folgten Tausende von Pfälzern, die aus dem von den Franzosen verheerten Vaterlande flohen. Im Jahre 1709 erschienen 32,468 Deutsche in London, von denen aber die Meisten im Elend umkamen, und nur Wenige im folgenden Jahre Amerika erreichten. Verfolgung um des Glaubens willen, Kriegselend, gedrückte bäuerliche Verhältnisse sorgten für zahlreichen Nachzug; die Noth der Jahre 1770 bis 1772, wo in Deutschland und in der Schweiz Hunderttausende Hungers starben (in Sachsen allein 150,000, im Kanton Bern 40,000 Menschen) belebte die Auswanderung, welche jedoch durch den Befreiungskrieg der Amerikaner und die Kriege der französischen Revolution und Napoleon's wieder in's Stocken gerieth. Nach dem Frieden folgte die Noth von 1816 und 1817, mit ihr erwachte der Wandertrieb wieder, von 1817 bis 1820 zogen gegen 100,000 Deutsche aus der Pfalz, Hessen und Schwaben nach den Verein. Staaten; gleichzeitig begannen die Züge nach Brasilien, Mexiko und andern südamerikanischen Ländern. Die Resultate seit den dreißiger Jahren sind bekannt.

*** Rom's Einwohnerzahl. Rom hatte 1813 eine Bevölkerung von 117,882 Seelen und 1845 eine solche von 177,971. Die Vermehrung binnen 32 Jahren betrug also 60,089 oder im Durchschnitt jährlich 1877¾ Individuen.

*** Jenny Lind wird am Schluße dieses Monats in Stockholm erwartet. Die gothenburger „Handels- und Seefahrtszeitung" sagt, daß der König selbst sie durch den Vorsteher der königl. Schauspiele, Freiherrn Hamilton, habe einladen lassen und die Künstlerin erwiedert habe: „Von allen meinen Triumphen hat keiner mich mehr gefreut und mir mehr geschmeichelt, als der Wunsch meines eigenen Königs, daß ich wieder in meinem Vaterland auftreten möge." Die Künstlerin soll, demselben Blatte zufolge, jetzt ein baares Vermögen von 400,000 Thlr. Reichsschuld (100,000 Species) besitzen. (Ihr Proceß mit dem Theaterdirector Bunn wird im nächsten Monat verhandelt werden.)

*** Die „Democratie pacifique" bringt einen Nachtrag zu der Praslin'schen Mordgeschichte: Bei der Herrichtung des Mordgemachs, das keineswegs zugemauert sey, sondern mit der übrigen Wohnung vermiethet werden solle, habe man entdeckt, daß die Schrauben, welche den Himmel über dem Bett der Herzogin festhielten, größtentheils losgemacht und die Löcher mit Wachs ausgefüllt waren; die Schrauben habe man in der Kommode des Herzogs gefunden. Dabei wird daran erinnert, daß die Herzogin im Park von Vaux einmal einen Flintenschluß hinter sich hörte, dessen Urheber unbekannt geblieben sey. Es wird beigesetzt, das eigene Vermögen des Herzogs habe sich in größter Unordnung befunden, und er habe in steter Angst vor der von der Herzogin hartnäckig verlangten Scheidung gelebt.

*** Ein englischer Spekulant hat den Plan ausgeführt, eine Schiffsladung von Särgen an die Küste von Malabar zu senden, wo gegenwärtig viele Fieberkrankheiten herrschen. Die Speculation soll so gut ausgefallen seyn, daß demnächst von England eine zweite Sendung dahin abgehen wird.

*** Druckfehler. In der Revue Indépendante (August) findet man unter einer Reihe andrer Schriftstellernamen auch angeführt: Henri Ischokke, Hoffmann de Tallersleben, Cutzkow; ferner wird daselbst erwähnt die Schrift: „Ueber Corn-Theterung", von Roscher, welche ursprünglich in Cotta's „Deutsche Vierteljahresschriffe" mitgetheilt worden.

## Literatur- und Kunstnotizen.

* Berlin. Ein eigenes Geschick ist es, daß gerade jetzt, wo Jenny Lind hier gastirt, unsre ersten Sängerinnen, wie Fräulein Tuczek, Madame Köster und Frau v. Faßmann, als unpäßlich auf dem Theaterzettel gemeldet werden. — Der gefeierte Tanzcomponist, Musikdirector Strauß aus Wien, ist mit seiner Kapelle heute hier eingetroffen. Derselbe folgt einem schmeichelhaften Rufe nach Hamburg und Kopenhagen, weßhalb es noch ungewiß ist, ob derselbe bei seinem jetzigen Hierseyn oder bei seiner Rückreise nach Wien im November mit seinem Orchester sich hier öffentlich wird hören lassen. — Dem hier allgemein verbreiteten Gerüchte, daß die Oper „Cola Rienzi" wegen darin vorkommender politischer Anspielungen auf Rom und den Kirchenstaat hier gar nicht zur Aufführung kommen werde, können wir aus guter Quelle widersprechen. Gedachte Oper konnte zur Geburtsfeier des Königs nur wegen Erkranken der Fräulein Tuczek nicht gegeben werden, kommt aber demnächst, so weit es jetzt bestimmt ist, sicher hier im Opernhause zur Aufführung.

— Das Pantheon von Paris ist gegenwärtig die meiste Zeit des Tages über dem Publikum geöffnet, und alle Räume desselben sind mit Menschen gefüllt, die herbeiströmen, um die von den beiden Malern Raymond und P. Balze dort ausgestellten Zeichnungen der Gemälde des römischen Vatikans zu bewundern.

— Lortzing hat wieder eine dreiaktige Oper fertig: „Zum Großadmiral", die im October in Wien aufgeführt werden soll. Auch Auber soll seine Oper „Kosciusko" beendigt haben.

— Ein Wiener Orientalist hat in türkischer Sprache eine „Darstellung des europäischen Völkerrechts" geschrieben. Der Sultan und Mehemet Ali haben die ganze Auflage angekauft. Wir fürchten dennoch, daß der Verfasser sich eine etwas unnütze Mühe gemacht hat.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 21. October. Das Nachtlager in Granada, Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Kreutzer.

Freitag, den 22. October. (Neu einstudirt) Christophe und Renata, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 2 Abtheil.; frei nach Auvray von Carl Blum. — Hierauf: (Zum erstenmale wiederholt) Fräulein Gattin, Lustspiel in 1 Akt, nach Lefranc, von Friedrich.

Druck von August Osterrieth.

12

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 292. Samstag, den 23. October 1847.

## *Der Handschuh.

(Fortsetzung.)

Auf Ferdinands weitere Nachforschungen erfuhr er von den Damen, daß Madame Veltheim häufig ein grünseidenes Kleid getragen habe; sie konnten jedoch nicht mit Bestimmtheit versichern, ob dieß auch am 16. Juli der Fall gewesen sey.

„Sie war bei ihrer Rückkunft sehr bewegt," bemerkte eine der Töchter, welchen die längere Gegenwart des Barons nicht unangenehm zu seyn schien, „und trug nur einen Handschuh."

Bei diesen Worten vermochte von Bergfeldt sich kaum auf seinem Sitze zurückzuhalten.

„Dieß fiel mir um so mehr auf," fuhr die Schöne fort, da Madame Veltheim stets sehr sorgfältig gekleidet war. Ich machte sie aufmerksam auf den Mangel des Handschuhes. Ach! ich habe es nicht einmal bemerkt, erwiederte sie; ich habe ihn wahrscheinlich bei meiner Freundin liegen lassen."

So hatte Ferdinand mehr erfahren, als er erwarten durfte. Nach einem schnellen Abschiede von den Damen suchte er sogleich den Advocaten auf. Dieser stimmte ohne Zögern dafür, daß Charlotte von Bergfeldt als die Mörderin ihres Gatten angeklagt werden solle. Er kundschaftete in M. und der Umgegend aus, ob sich im Monate Juli eine Madame Treskow dort aufgehalten habe. Niemand wollte den Namen kennen.

„Es unterliegt keinem Zweifel," meinte der Anwalt, „daß Frau von Bergfeldt die That begangen. Uebrigens wäre es überflüssig, uns um die Erforschung der Motive dieses Verbrechens zu bemühen, das die Vorsehung durch eine Verkettung von geheimnißvoll zusammenwirkenden Umständen so wunderbar enthüllt hat. Eifersucht, Haß gegen den Gatten, dessen Benehmen nicht tadelfrei gewesen zu seyn scheint oder auch Habsucht könnte zu dem Morde verleitet haben. Nach dem Ehecontract mußte ihr ein bedeutender Wittwengehalt werden. Doch was auch immer für Ursachen gewaltet haben mögen, ich wiederhole es, daß Charlotte von Bergfeldt schuldig ist."

Die Protocolle des Zeugenverhörs wurden gesammelt und zur Einleitung des Processes an die obere Behörde nach Koblenz abgesandt. In der Zwischenzeit war Frau von Bergfeldt mit ihrer Mutter daselbst eingetroffen. Ungeduldig, die Schritte kennen zu lernen, welche gegen die Predigerstochter eingeleitet worden, begab sie sich sogleich zu dem Advocaten, dessen Adresse sie von Ferdinand erfahren. Der Advocat verwies die Wittwe an den ersten Procurator, zu dem er sie selbst hinbegleitete.

„Madame," erwiederte der Richter, „Ihr Schwager hat Karoline Gaeben angeklagt, bei dem Morde seines Bruders betheiligt zu seyn; er versichert, hinlängliche Beweise ihrer Schuld beibringen zu können, ohne vorerst zu sagen, worin diese bestehen. Ich höre, Sie sind hier eingetroffen, um den Verdacht von der jungen Dame abzuwenden."

— „Das ist wahr; ich begreife nicht, wie es möglich ist, nur irgend einen Verdacht gegen Fräulein Karoline zu hegen. Sie kannte meinen Gemahl nicht. Sie hat ihn selbst niemals gesehen."

„Wie können Sie dieß so bestimmt versichern? Sie wissen ja nicht, welche Bekanntschaften Ihr Gatte nach seiner Ehescheidung gemacht haben kann. Wie lange ist es, daß Sie ihn nicht gesehen?"

Charlotte fühlte, daß sie auf einen gefährlichen und schlüpfrigen Boden geführt werde.

— „Nach unserer Trennung," entgegnete sie, „widersetzten sich meine Eltern jedem Verkehre zwischen mir und dem Baron von Bergfeldt. Ich halte es für unnöthig, weitere Erklärungen über diesen peinlichen Gegenstand einzugehen."

Entschlossen, etwas Bestimmtes zu erforschen, fragte der Richter mit einem strengen Blicke, ob sie nicht am 16. Juli des verflossenen Jahres in M. gewesen sey.

— „Ja, versetzte Frau von Bergfeldt, so viel ich mich erinnern kann."

„Wie haben Sie den Morgen dieses Tages zugebracht?"

Charlotte verstummte und eine Todtenblässe überzog ihr Gesicht.

„Madame Rosen und ihre Töchter," fuhr der Richter fort, „haben ausgesagt, daß Sie sich frühe von ihnen getrennt und erst spät Abends zurückgekehrt sind."

— „Es ist mir unbegreiflich, erwiederte Charlotte mit halb erstorbener Stimme, warum diese Damen in Untersuchung gezogen worden, noch kann ich nicht errathen, wohin alle diese Nachforschungen führen sollen."

„Erlauben Sie mir zu bemerken, gnädige Frau, daß Sie meine Frage unbeantwortet gelassen und eine Antwort zu Ihrer Rechtfertigung nothwendig ist."

— „Zu meiner Rechtfertigung? ich bin also angeklagt, wie es scheint. Ach, nun verstehe ich die Absicht dieser verfänglichen Fragen. Ich werde von nun an über diesen Gegenstand schweigen. Keine Macht der Erde wird mir ein Wort zu entreißen vermögen. Jetzt, mein Herr, handeln Sie, wie es Ihre Pflicht gebietet! Sie kennen meinen Entschluß."

Der Richter sah sich genöthigt, Frau von Bergfeldt in Verhaft nehmen zu lassen. Am folgenden Morgen wurde sie dem Besitzer des Bades P. und seiner Frau gegenübergestellt. Beide erkannten sogleich in ihr die Dame, welche sich am 16. Juli in der Badeanstalt hatte verbinden las-

sen. Charlottens rechte Hand wurde untersucht; eine schräg laufende Linie in der Hand schien von einer Schnittwunde herzurühren. Die Narbe war jedoch so unbedeutend, daß dieser Umstand noch ziemlich zweifelhaft blieb.

Alsbald wurde der Befehl nach Berlin geschickt, die Papiere und Effecten der Baronesse von Bergfeldt zu versiegeln. Unter den Papiren wurde nichts von Wichtigkeit vorgefunden, aber in einem Schmuckkästchen entdeckte man eine goldene Uhr, welche die Angeklagte einst ihrem Gatten am Hochzeitstage geschenkt hatte, so wie einen Ring, den er gewöhnlich trug. Wie waren diese Gegenstände in Charlottens Hände gekommen? Sollte ihr der Gemahl dieselben bei der Trennung wieder zurückgegeben haben? Diese Fragen mußten vor der Hand noch unbeantwortet bleiben.

Nachdem man die Protocolle des Zeugenverhörs den Richtern vorgelegt hatte, wurden die Polizeibeamten beordert, drei Personen nachzuforschen, deren Zeugniß von großer Wichtigkeit schien. Dieß waren der alte Holzhauer, der die Dame begleitet haben sollte, als sie sich nach dem Badehaus begab, Cécile, die Kammerfrau und das Landmädchen, welches Charlotten den Brief unter der Adresse einer Madame Veltheim überbracht hatte. Der Holzhauer war nirgends zu finden. Cécile hatte bei der Rückkehr der Herrin nach Berlin ihren Dienst verlassen und war nun verheirathet. Kein Verdacht fiel auf sie, und sie vermochte auch keinen Umstand anzugeben, der ein Licht auf die Untersuchung hätte werfen können. Die Ueberbringerin des Briefes wurde dagegen ausgemittelt; sie erklärte, daß sie im Jahre 1818 im Dienste einer Frau zu M. stand und erinnerte sich noch wohl, daß im Laufe des Monats Juli ein fremder Herr dieselbe besuchte und sie später mit einem Briefe zu einer Dame geschickt wurde, deren Name ihr jedoch entfallen war. Nachdem die Dame das Schreiben gelesen, folgte sie ihr in die Wohnung ihrer Herrin. Das Dienstmädchen sagte, der Herr sey groß und schlank gewesen. Er trug eine grüne Jagdkleidung, hellfarbige Pantalons und Stiefeln mit Sporen. Diese Beschreibung stimmte mit dem Aeußeren des Herrn v. Bergfeldt überein.

Als die Untersuchung beendigt war, wurden die Aussagen als hinlänglich gravirend erkannt, um die verdächtigte Gattin des Ermordeten vor das Criminalgericht zu Koblenz zu ziehen. (Forts. folgt.)

---

## *Literaturbericht.

---

**Erzherzog Karl von Oesterreich**, geschildert von **Eduard Duller**.

Inwiefern **Duller**, der ein Oesterreicher von Geburt und ein Schriftsteller von echter deutscher Gesinnung ist, dazu berufen war, die Lebensgeschichte des Siegers von Aspern zu schreiben, das wird nicht allein durch die gerechte Anerkennung beantwortet, welche die Herausgabe seiner populären deutschen Geschichte fand, sondern auch durch das vorliegende Werk, insofern dasselbe als eine längst fällig erklärte Schuld gegen einen der edelsten deutschen Charaktere betrachtet werden muß, die erst kurz vor seinem Ableben erledigt wurde, so daß er wenigstens den Abend seiner Tage noch einmal vom Wiederscheine seiner Thaten verklärt sah, und sein Geist die Erde verließ, als jene in die Annalen der Weltgeschichte eingetragen waren.

Daß der Erzherzog Karl gerade damals in unfreiwilliger Muse lebte, als das, was er längst gewünscht und veranlaßt hatte, geschah, als das deutsche Volk in nie gesehenem Rachebund die Landwehr bildete, daß er bei Leipzig und Waterloo fehlte, um einen für ihn aufgesproßenen Lorbeerzweig vom Baume deutscher Unabhängigkeit zu pflücken, das hat weniger der Verherrlichung seines Namens durch die Geschichte, als der Popularität desselben bei der Nation Eintrag gethan. Es ist dies ein Umstand, der keine andere Begründung, als in der Kurzsichtigkeit menschlicher Ansichten findet. Seine damalige Zurückgezogenheit wird auf die verschiedenste Art interpretirt. Die Poeten, und unter ihnen Duller, lassen ihn die Politik des Herzens, den Offensivkrieg der Liebe studiren, lassen ihn im stillen Friedensraum der Ehe den Weihnachtsbaum der Kinderfreude ziehen. Nun, das ist eben Poesie, und mag vielleicht auch ein Tausendtheilchen Wahrheit enthalten. Die Historie, und in ihr **Schlosser**, läßt ihn an derselben Klippe, wie Clairfait, scheitern, läßt ihn als andern Joseph auf alle die Hemmnisse stoßen, welche Folgen des unsinnigen Grundsatzes seyen, daß alles Große schon allein darum nicht geschehen dürfe, weil es seiner Natur nach neu wäre. Die Wahrheit liegt häufig auf der breiten, von den Parteien verschmähten Mittelstraße. So auch in unserm Falle. Es wäre Frevel, die Reinheit von Erzherzogs Karl ehelichem Verhältnisse im Zweifel zu ziehen; im Gegentheil gehört dasselbe zu den seltenen Erscheinungen einer nicht auf Politik, sondern auf Herzensneigung gegründeten, und nach Verdienst mit ausdauernd häuslichem Glücke gekrönten Fürstenehe. Nichts desto weniger wird aber dermaleinst ein Homer deutscher Geschichte Gelegenheit haben, vom gerechten Zorne unsers Peleiaden zu singen, und das mag aus folgendem Geschichts-Resumé hervorgehen. Als der Erzherzog Carl zur Armee kam, und das war bereits im März 1793, wo er, um Mastricht zu retten, die Vorschaaren führte, zerfiel das Officiercorps in 2 Kategorieen. Die einen waren nämlich im preußischen Gamaschendienst steif geworden, und glaubten, die Welt müsse durch ein mehr oder minder exactes Reglement erobert werden. An der Spitze derselben stand eine Reliquie des 7jährigen Krieges, der Herzog von Braunschweig, der später durch die Don Quixoten-Bravaden seines Manifestes selbst den Schrecken der Revolution lachen machte. Die andern hatten allerdings Feldzüge mitgemacht; aber nur, weil ihnen die Uniform schön stand, und weil es Modesache war. Nach dem Cabinets- und Zeitungs-Styl hatten sie sogar Lorbeeren in der Wallachei gegen die Türken erfochten; im Grunde genommen waren aber alle Vortheile, die Oesterreich aus diesen Grenzstreitigkeiten zog, seinem russischen Verbündeten Suwarow gut zu schreiben. Die damalige österreichische Generalität bildete förmlich eine Schule nach dem Vorbilde Lacy's, dessen beide Hauptjünger, der Prinz Fr. Josias von Sachsen-Coburg und der General Mack später zu so trauriger Berühmtheit gelangten. Clairfait war fast der einzige Offizier von wirklichen Verdiensten und Talenten, hatte aber zu wenig Einfluß. Dabei befanden sich die ökonomischen Verhältnisse der Armee im corruptesten Zustande. Wenn man mit Berücksichtigung dieser Andeutungen die Armee des Jahres 1793 mit der des Jahres 1809 vergleicht, so hat man ein ungefähres Bild der Thätigkeit des Erzherzogs Karl, der für das spezielle Wohl seiner ihm mit Leib und Leben ergebenen Armee, und für das allgemeine des deutschen Vaterlands kein Opfer, auch nicht das werthvollste der Gesundheit, scheute und selbst Gefahr lief, mißdeutet zu werden, oder den Absichten der eigenen Familie und der Regierung entgegen zu handeln. Gleichwohl waren alle seine Handlungen

nur eine fortwährende Saat, und der immer mehr ersehnte Erntetag rückte immer weiter in die Zukunft. Das sah Karl wohl ein, daß ein Abschütteln des fremden Joches vollständig erst durch einen allgemeinen Aufstand der Nation bewerkstelligt werden konnte; aber er hatte von der traumseligen Geduld dieser Nation lange noch nicht die richtigen Vorstellungen, und das wird mehr uns als ihm zur Schande gereichen. So kam sein hochherziger Aufruf im Jahre 1809 um 4 Jahre zu früh. Wir waren noch nicht genug gedemüthigt. Was uns in Aussicht stand, war nicht allein der Verlust einer ohnedieß relativen Unabhängigkeit; auch unsere Nationalität, unsre Jahrtausend alten Sitten, und unsere zu neuer Glorie erstandene Sprache sollten wir einbüßen. Trotzdem schildert uns Duller die Ergebnisse dieses Aufrufes wie folgt: „Die deutschen Völker antworteten auf solche Aufrufe durch die That, indem sie in den Heeren Napoleon's den Oesterreichern entgegenzogen. So sehr hatte man sich in Oesterreich getäuscht, als man sich der Hoffnung hingab, daß es nur eines großartigen Impulses bedürfe, damit alle Deutsche sich zum Kampfe für eine gemeinsame Sache schaarten. Daß es den Deutschen nicht an Muth überhaupt fehlte, haben sie leider durch den Kampf gegen Deutsche bewiesen; aber es ist eben so wahr, daß eben dieser Muth, in diesem Augenblick gegen die Fremden gekehrt, Deutschland schon im Jahre 1809 befreit haben müsse. Sage man's doch gerade heraus, was der Geschichte verfallen ist, die über Hohe wie über Niedere richtet, daß die deutschen Völker und ihre Fürsten ein gleiches Maß der Schuld tragen, weil beide damals von unseligem Partikularismus noch so verblendet waren, daß ein König deutschen Bluts (es war der von Sachsen und Napoleon hatte ihn zum Könige gemacht) seine Soldaten aufrufen konnte, „die Waffen gegen Oesterreich im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung zu führen, welche das Unrecht durch den unüberwindlichen Arm des großen Kaisers bestrafen werde," während Napoleon ꝛc. ꝛc." Solche Resultate im Verein mit ewigen Kämpfen gegen die vorurtheilsvolle Politik des eignen Vaterlandes mögen wohl geeignet gewesen seyn, den nach Ruhe und häuslichem Glücke sich sehnenden kriegsmüden Helden vom Schauplatze seiner ehrenvollen Thaten abzurufen, und, was mehr sagen will, der deutschen Sache zu entfremden. Gleichwohl bleibt er eine liebenswürdige Erscheinung und Duller hat nach gewohnter Weise das gegebene Material streng geschichtet, nicht nur zusammengestellt, sondern auch durch und durch verarbeitet und die Lectüre seines Buches verschafft den Eindruck, als werfe uns ein schöner Spiegel das historisch treue Bild des gefeierten Helden entgegen. Gutzkow sagt zwar von Duller, „er setze alles unter Worte"; diese bissige Bemerkung gilt aber nur von dem Romantiker, und alle Breite verwandelt sich bei seinen historischen Arbeiten in redselige Treue und Popularität. Unstreitig ist Duller dazu berufen, in diesem Fach mit Glück weiter zu arbeiten. und die Redaction der in Brochüren erscheinenden „Männer des Volks" mag ihm hierzu vielfache Gelegenheit geben.

Auch die künstlerische Ausstattung des Werkes, bei der sich M. v. Schwind hauptsächlich betheiligte, verdient Erwähnung. Die in großer Anzahl beigegebenen Porträts sind wegen ihrer unverkennbaren Aehnlichkeit äußerst dankenswerth. Weniger werthvoll wären die kleinen Schlachtbildchen, wenn sie nicht die reiche Phantasie des Zeichners zu vollendeten Genrebildern erhoben hätte. Großartig sind einzelne Capitalanfänge, die ausschließlich von Schwind herzurühren scheinen.

Es wäre zu wünschen, daß dieses Werk auch außerhalb der österreichischen Erbstaaten als deutsches Familienbuch allgemeine Verbreitung fände.

## Tabletten.

⁂ In der am 4. d. M. Statt gefundenen Versammlung des niederösterreichischen Gewerbvereines setzte das Vereinsmitglied, Herr Aloys Negrelli, k. k. Rath, den Verein von dem Fortgange der Untersuchungen in Betreff der Durchführung eines Canales durch die Landenge von Suez, in Kenntniß. Nachdem die Ausarbeitung der durch die dießseitigen Ingenieure bewirkten Erhebungen nunmehr dem Ende nahe sei, so wäre die französische Brigade, bestehend aus dem Obersten Bruneau, den Oberingenieuren Bourdaloue und Bouget Enfantin Sohn, nebst sechs Geometers und Nivelleurs, zur Erforschung der Wüste von der durch die dießseitigen Ingenieurs bereits aufgenommenen Küste des mittelländischen Meeres bis zum Meerbusen von Suez, mit der umfassendsten Instruction versehen, am 4. September von Marseille aus unter Segel gegangen. Die Abreise der drei leitenden Ingenieurs der drei Gruppen zur Vollendung aller Vorarbeiten und zur Einleitung einläßlicher Unterhandlungen mit dem Pascha von Aegypten, sei vertragsmäßig auf Ende September l. J. anberaumt worden. Die französische Expedition unter der Oberleitung des Oberst Bruneau zur Durchstechung der Landenge von Suez ist bereits in Alexandrien angekommen und wurde vom Vicekönig sehr freundlich empfangen. Die Franzosen haben den schwierigsten Theil der Arbeit, nämlich die Landstrecke, die Engländer werden die Wasserbauten an der Küste des rothen Meeres in Angriff nehmen, und die österreichische Expedition unter der Führung des Herrn Negrelli, welcher seit mehreren Monaten in Italien verweilt, wird im Anfang Novembers unter Segel gehen, um den Hafenbau am mittelländischen Meere zu unternehmen.

⁂ Frankreichs Einwohnerzahl. Officiell wurde die Bevölkerung Frankreichs berechnet

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| von 1816—1821 | auf | 30,461,875 S. | | Zunahme. | | |
| „ 1821—1826 | „ | 31,858,937 | „ | 1,397,062 | oder $4^1/_2$ | pCt. |
| „ 1826—1831 | „ | 32,569,288 | „ | 710,286 | „ 2 | „ |
| „ 1831—1836 | „ | 33,540,910 | „ | 971,687 | „ 3 | „ |
| „ 1836—1841 | „ | 34,230,178 | „ | 689,268 | „ 2 | „ |
| „ 1841—1846 | „ | 35,400,486 | „ | 1,170,283 | „ $3^1/_2$ | „ |

Paris hatte 1750 etwa 540,000 Einwohner und 1846 1,053,897, wovon 945,721 Angesessene und in den Lehranstalten, Spitälern ꝛc. 88,475, Besatzung 19,701. Unverheirathet sind 240,251 Individuen männlichen und 315,176 weiblichen Geschlechts, zusammen 555,427 Personen, verheirathet dagegen 498,470 Individuen. Paris hat 29,525 bewohnte und 341 unbewohnte, ferner 355 im Bau begriffene, im Ganzen also 30,221 Gebäude.

⁂ In Moskau hat sich am Abend des 24. September ein eben so großes als glänzendes Nordlicht gezeigt. Das Licht breitete sich vom 120 bis zum 150 Grad in nördlicher Richtung am Horizont aus und war so glänzend, daß es den Mond verdunkelte; die schöne Lufterscheinung dauerte acht Stunden.

⁂ Dieser Tage hat die feinspürige Pariser Polizei im Quartier St. Lazarus bei einem alten Weibe eine heimliche Spielhölle ausgehoben. Ein früherer Croupier aus Baden-Baden hielt die Bank. Sowohl der vorgefundene Einsatz, als auch die Karten, ja selbst die Möbel wurden mit gerichtlichem Beschlag belegt. Sollte man wohl denken, daß in unserm Jahrhundert der Gesittung und der freien Institutionen ein solcher polizeilicher Gewalteingriff in fremdes Privateigenthum möglich wäre!

*** Neulich fand auch in der Gegend von Wawrin wieder ein Jäger eine todte Brieftaube im Walde. Unter dem rechten Flügel war auf ein Blatt das Wort „Merces", unter dem linken auf ein anderes Papier das Wort „Letmego" geschrieben; am Halse trug sie außerdem den neuesten Coursbericht der Londoner Börse, mit einer Geheimschrift begleitet. Die Taube hatte keine Wunde, aber der Tod wohnt auch in den heiteren Lüften und findet dort seine Opfer.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Marienburg**, 14. October.

Unser Hochmeisterschloß hat durch die sorgsame Bemühung Sr. Excellenz des Burggrafen Herrn Minister v. Schön einen neuen wesentlichen Schmuck erhalten, insofern der nordöstliche Giebel des Schlosses in seiner früheren Gestalt von gothischer Bauart, mit spitzbogenförmig verzierten Bogenblenden versehen, wiederhergestellt ist. Dieser Giebel ist, abgesehen von seinem architektonischen Kunstwerthe, zugleich ein Hauptmoment in der Geschichte des Marienburger Schlosses und dürfte es daher für den Leser von Interesse seyn, Näheres hierüber zu erfahren. Nachdem nämlich das hohe Schloß verheert worden, war man im Jahr 1803 damit umgegangen, auch das Mittelschloß, die ehemalige Prachtresidenz der Hochmeister, zu zerstören. Schon waren die den hochmeisterlichen Gemächern gegenüberstehenden Flügel bis auf die Ringmauern zerstört und man wollte nun mit der Abtragung der hochmeisterlichen Wohnräume und zunächst mit der Zerstörung des in Rede stehenden Giebels gerade vorgehen; — da erschien in der damals von Biester herausgegebenen Berliner Monatschrift ein Aufsatz, in welchem die Zerstörung der Marienburg mit grellen Farben geschildert, und der damalige Minister v. Schrötter, unter dessen Autorität der Berliner Oberbaurath Gilly die Verheerung vollführte, als Vandale und Barbar dargestellt war. Man hielt anfangs, der Unterschrift v. S. wegen, den jetzigen Staatsminister v. Schön für den Verfasser und war, bei dem nahen und guten Verhältnisse, in welchem derselbe mit dem Minister stand, deßhalb sehr böse auf ihn. v. Schön mittelte aber bald aus, daß Max v. Schenkendorf der Verfasser sey, und nachdem er dies dem Minister v. Schrötter eröffnete, schilderte er ihm auch von seiner Seite den Vandalismus, welcher auf der Marienburg ausgeübt wurde, in seinem ganzen Umfange. Da trat das dunkle Bild, wie Schenkendorf es entworfen hatte, dem Minister ganz vor die Seele, und empört über Gilly, der ihn zu jener Unthat verleitet hatte, rief er mit einem Anstrich von Verzweiflung über den verlornen Ruf aus: „Was soll ich thun, um dies gut zu machen?"— „Augenblicklich jede Zerstörung untersagen", war Herrn v. Schön's Antwort, „und im Gegentheil Mittel anwenden, um was noch da ist, zu retten." Beides geschah. Man erzählt noch viel von dem Eindrucke, den die Kabinetsordre: „augenblicklich und unbedingt von der Zerstörung abzustehen," bei ihrer Ankunft in Marienburg gemacht hatte. Der in Rede stehende Giebel war bereits seines obern Schmuckes beraubt worden; man hatte einzelne Theile desselben schon abgetragen und am folgenden Tage sollte die gänzliche Vernichtung dieses Giebels statthaben; — da kam der Gegenbefehl und zwar in so ernster und so bestimmter Weise abgefaßt, daß man sofort bis in die Nacht hinein arbeitete, um den Einsturz der einzelnen Theile, welche an diesem Tage noch hätten abgetragen werden sollen, zu verhüten. So stand dieser Giebel bis jetzt als ein „memento mori" da. Die ihm gebliebenen edeln Theile zeugten von einem höheren Leben; seine Verstümmelung aber von einer gemeinen Zeit; er war ein steter Vorwurf der Mitwelt. Zunächst kam es darauf an, das größere Kunstwerk, das Schloß selbst in seiner hohen Pracht und Würde wieder herzustellen. Erst nachdem dieses vollführt worden, war es an der Zeit, auch dem Giebel sein Recht zu gewähren, damit er den Vorübergehenden die dahinterliegende Herrlichkeit im Schlosse andeute und selbst als Gegenstand des Schönen, alles Gemeine von ihm fern halte. Demnach hat die Nachwelt die Erhaltung und Renovirung der herrlichen Hochmeisterburg allein der entschiedenen Bestimmung des Herrn v. Schön zu verdanken, er führt den Namen eines „Burggrafen der Marienburg" mit Recht. M. R.

---

**Kronberg**, am Taunus, 18. October.

Es ist eine merkwürdige und auffallende Erscheinung in der Meteorologie, daß heute, den 18. October, ebenso wie denselben Tag des vorigen Jahres eine ungewöhnlich hohe Temperatur eintrat. Die heutige höchste Wärme beträgt 14, 3° R und ist die größte nach der des 14. September, die 15, 4° betrug. Auch war um 4 Uhr Nachmittags ein Gewitter aus SSW kommend mit anhaltendem Donner, dem Regen folgte, nach welchem doch noch der Wärmestand 8 Uhr Abends 11,6° ist. Die steigende mittlere Tagestemperatur vom 14. bis 18. October ist je für den Tag 4.6, 5.8, 8.2, 10.3 und 12.3° R., bei vorherrschendem Südwinde den 17. und 18., der als erschlaffender Sirocco auf den menschlichen Organismus einwirkt. Beachtenswerth ist ferner, daß heute, wie vor einem Jahre Höhenrauch, eine äußerst seltne Erscheinung in diesem Monat (der gewiß kein Produkt des Moorbrandes seyn kann) sich mit diesem Phänomen einfand. 1846 steigerte sich vom 14. bis 18. October die mittlere Tagestemperatur so: 8.3, 9.5, 9.7, 12.4° und 12.9, so daß die höchste Wärme am 18. October 15.3° R. betrug. Auf der Sternwarte bei München 1573 Pariser Fuß hoch und zu Karlsruhe wurde der damals herrschende Luftstrom als Sirocco anerkannt, und auch der jetzt waltende ist ein Sohn der Tropenzone, welcher sich über die niedrigere Atmosphäre der nördlichen Erde stürzte, zuerst die höher liegenden Gegenden begrüßt und durch die östliche Bewegung der Erde mit fortgerissen als SSW und SW auftreten muß. Becker.

---

### Physikalischer Verein.

Samstag, den 23. October. Darlegung der Resultate der neuesten Forschungen Liebig's über das Fleisch.

---

### Frankfurter Stadt-Theater.

Freitag, den 22. October. Vicomte von Letorières, oder: „Die Kunst zu gefallen", Lustspiel in 3 Abtheilungen, nach dem Französischen von Bayard, von C. Blum.

Samstag, den 23. October. (Neu einstudirt) Doctor Faust's Hauskäppchen, oder: „Die Herberge im Walde", Posse in 3 Abtheilungen von Hopp. Musik von Hebenstreit.

Sonntag, den 24. October. Don Juan, große romantische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart.

---

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 293. Sonntag, den 24. October 1847.

## * Der Handschuh.

(Forts. und Schluß.)

Am Gerichtstage drängte sich eine zahllose Menge nach dem Stadthause. Frau von Bergfeldt wurde vor die Richter geführt. Sie war in Trauerkleider gehüllt und äußerst bleich, bemühte sich indeß trotz ihrer sichtlichen innern Bewegung eine ruhige und sichere Haltung anzunehmen. Die Zeugen, dreiundvierzig an der Zahl, wurden nun vorgeführt. Alle bestätigten die schon erwähnten Umstände; mit jedem Augenblicke steigerte sich das Interesse für den geheimnißvollen Rechtsfall, der nun so lange schon alle Gemüther aufregte. Nach dem Schlusse des Zeugenverhörs nahm der Advocat der Angeklagten ihre Vertheidigung auf. In beredtsamer Sprache hob er jeden Umstand hervor, der für seine Clientin sprechen konnte. Er wies nachdrücklich darauf hin, daß man nicht gewiß sey, ob der Ermordete, welchen man in der Kapelle gefunden, in der That der Baron von Bergfeldt gewesen. Er führte aus den Annalen der Criminaljustiz Fälle von verschiedenen Personen an, die des Mordes angeklagt, ausführlicher und beschwerender Zeugnisse halber verurtheilt und selbst hingerichtet wurden, während man die Opfer ihres angeblichen Verbrechens später lebend entdeckte. Er schloß seine Rede mit der Bemerkung, daß die Angeklagte fest entschlossen sey, die Beschuldigung stillschweigend über sich ergehen zu lassen und jede Erklärung über die Begebnisse des verhängnißvollen und unglückseligen Tages verweigere. Aber wie seltsam auch dieser Entschluß erscheinen mag, fügte er hinzu, so kann er doch noch keineswegs als ein Beweis der Schuld angesehen werden."

Der Anwalt hatte so eben geendigt, als jemand eilig in den Gerichtssaal trat und dem Präsidenten ein Schreiben überreichte, welches dieser laut vorlas. Es enthielt folgende Zeilen:

„Ich bitte augenblicklich vorgelassen zu werden, da ich triftige Beweise für die Unschuld der Angeklagten vorzubringen habe."

„Laßt den Fremden in den Saal eintreten," befahl der Präsident.

Die äußerste Spannung zeigte sich bei der versammelten Menge und einige Stimmen riefen sogar: „Es ist sicher der Baron von Bergfeldt selbst."

Nach wenigen Minuten erschien der unerwartete Zeuge. Es war ein großer Mann von militärischer Haltung. Sobald ihn Charlotte gewahrte, stieß sie einen gellen Schrei aus. Der Fremde drängte sich mit Mühe durch den Haufen zu dem Richterstuhle.

— „Mein Name," sagte er, „ist Georg Rothkirch und ich bin Rittmeister in dem 5ten Dragonerregiment. Diese Dame, deren Unschuld ich bezeugen kann, ist durch einen Schwur zum Schweigen gezwungen. Ich bitte um die Erlaubniß, einige Worte an sie zu richten, und werde nachher auf die befriedigendste Weise den geheimnißvollen Vorfall erklären, welcher die Aufmerksamkeit der Versammlung so sehr beansprucht.

Der Präsident berieth sich mit dem Gerichtshofe und gestand dem Fremden nach einem allgemeinen Zeichen der Einwilligung die erbetene Erlaubniß zu.

— „Madame," hub Rothkirch an, „der Tod entbindet Sie von dem Versprechen, das Sie sich zu halten verpflichtet glaubten. Ihr Vater lebt nicht mehr. Er starb, Ihre schreckliche Lage nicht ahnend. Gestatten Sie mir nun, die Wahrheit zu enthüllen."

Charlotte antwortete mit einem dankbaren Blicke und schwere Thränen entstürzten ihrem Auge. Der Rittmeister begann seinen Bericht:

— „Als ich 1818 zu Koblenz in Garnison war, traf ich mit dem Baron von Bergfeldt zusammen, dessen Bekanntschaft ich schon früher gemacht hatte. Mein Freund war damals krank, lebensmüde und unzufrieden mit sich selbst. Er sprach ohne Rückhalt von den Mißhelligkeiten, die zwischen ihm und seiner Gattin stattgefunden, gestand sein Unrecht ein und wünschte sehnlichst eine Aussöhnung. In dem Hause des Herrn von Schönwald hatte ich vor Kurzem eine Dame kennen gelernt, die mir unter dem Namen Veltheim vorgestellt wurde. Von ihrem Geiste und ihrer Schönheit bezaubert, unterhielt ich Bergfeldt häufig von dieser anziehenden Bekanntschaft. Aber obgleich er Madame Veltheim gleichfalls kennen zu lernen wünschte, konnte ich ihn doch nicht überreden, mich bei meinen Besuchen der Familie Schönwald zu begleiten. Zuletzt fand ich Gelegenheit, ihm die Dame auf einer öffentlichen Promenade zu zeigen."

— „Mein lieber Rothkirch, rief er lebhaft, das ist meine Frau."

„Bergfeldt bestand darauf, ich solle es übernehmen, eine Versöhnung mit ihr einzuleiten. Anfangs weigerte sich die Baronesse, dieser Bitte Gehör zu geben; ihre Eltern, sagte sie, würden es ihr niemals verzeihen, wenn sie wieder mit dem Gatten in Verkehr trete. Endlich gelang es mir jedoch, sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen und sie bewilligte ihm eine Zusammenkunft."

Es wurde verabredet, Charlotte solle an einem gewissen Tage mit einigen Freunden nach M. gehen. Eine fingirte Person, welcher wir den Namen Treskow gaben, sie brieflich bitten, ihr einen Besuch zu machen, und dann mit mir bei einer Dame zusammentreffen, um von da nach dem Schlosse zu gehen, wo Herr von Bergfeldt sie erwartete."

„Bei der Wiederbegegnung mit ihrem Gatten war die Baronesse sichtbar von schmerzlichen Gefühlen berührt. Bergfeldt hingegen schien ungewöhnlich munter und aufgeregt; er hatte einen Holzhauer mit sich gebracht und von diesem ein Frühstück bereiten lassen. Er lenkte bald das Gespräch auf ihre Aussöhnung, welche die Baronesse jedoch, die Einwendungen ihrer Eltern vorschützend, zu umgehen suchte. Ein lebhafter Wortwechsel entspann sich und gegenseitige Beschwerden kamen zur Sprache. Mein Freund klagte über die Hitze, die an dem Tage sehr drückend war, und nahm häufig seine Zuflucht zu dem Weine, den er mitgebracht. Er wurde immer gereizter; zuletzt vergaß er sich so weit, Frau von Bergfeldt mit seiner Rache zu bedrohen, falls sie ihm nicht die Hand zur Versöhnung reiche. Die Dame wollte sich entfernen, aber er hielt sie gewaltsam beim Arme zurück.“

„Ach, rief er, willst Du mich wieder dem elenden Leben preisgeben, das ich in den letzten Tagen ertragen habe. Nein, lieber soll mich der Tod erlösen.“" Bei diesen Worten riß er ein Messer vom Tische und machte eine Bewegung, als wolle er sich erdolchen.“

„Eduard,“ sagte ich, „wie kannst Du Deine Frau mit solchen Kindereien erschrecken.“

„„Kindereien?““ wiederholte er, „„glaubst Du, daß ich den Tod fürchte?““

„Und ehe ich mich dessen versah, hatte er sich die Klinge in's Herz gestoßen. Blutend sank er zu Boden; Charlotte wurde ohnmächtig. Der Holzhauer, welcher in einiger Entfernung gesessen, eilte sogleich zur Hülfe herbei. Doch alle Bemühungen waren vergeblich. Der Baron war todt. Endlich gelang es uns, Charlotten wieder in's Leben zurückzurufen. Sie zeigte eine bewundernswerthe Energie in der schrecklichen Lage, so wie das tiefste Gefühl für den Unglücklichen und lange dauerte es, bis wir sie bewegen konnten, den entseelten Körper ihres Gemahls zu verlassen. Sie war höchst besorgt, daß ihm ein anständiges Begräbniß werden möge. Der Holzhauer schlug vor, die Leiche am Eingange der Kapelle niederzulegen, wo er bald entdeckt werden würde. Mit dem Wunsche, man möge eher einen Meuchel- als einen Selbstmord vermuthen, beraubten wir ihn einiger seiner Kleidungsstücke. Charlotte wollte die Uhr und den Ring ihres Gatten zum Andenken behalten. Ein zweiter Ring an seiner Hand hatte nicht, ohne sie zu verstümmeln, abgezogen werden können. Wir verbanden die Wunde, um das Blut zu stillen und zogen uns alsdann zurück. Frau von Bergfeldt hatte sich bei dem Versuche, meinem unglücklichen Freunde das Messer zu entreißen, leicht die Hand verwundet; tief erschüttert von der schrecklichen Scene machte sie sich die bittersten Vorwürfe, die Katastrophe durch die Uebertretung des väterlichen Willens herbeigeführt zu haben. „„Allein,““ betheuerte sie, „„er soll niemals den Vorfall erfahren; mögen die Folgen seyn, welche sie wollen. So lange mein Vater lebt, soll ein unverbrüchliches Schweigen über das unglückselige Ereigniß herrschen.““

„Sie verlangte von mir und dem Holzhauer einen feierlichen Schwur, nie etwas von dem Vorfalle verlauten zu lassen. Kurz darauf wurde mein Regiment in eine entfernte Garnison versetzt. Ich blieb ohne alle Nachricht von Frau von Bergfeldt und wagte es nicht, ihr zu schreiben. Vor einiger Zeit verließ ich die Armee, in der Absicht, meinen Bruder in den Vereinigten Staaten aufzusuchen. Auf meiner Reise nach dem Seehafen, wo ich mich einschiffen wollte, hörte ich von der Gerichtsverhandlung. Es fiel mir sogleich bei, wie leicht eine Reihe von Umständen den Verdacht auf Charlotte gerichtet haben möchten. Ich suchte den Baron von Schönwald auf, der mir Alles mittheilte, was ihm von den Verhandlungen bekannt war und mir zugleich einen Brief vorzeigte, in dem man ihm den Tod des Grafen Hildenrath meldete. Augenblicklich reiste ich hierher ab. Der Tod hat mich von meinem Eide entbunden und ich hoffe, Frau von Bergfeldt wird nun auch nicht länger bei ihrem Stillschweigen beharren.“

Der Rittmeister gab den Namen und Wohnort des Holzhauers an und dieser bestätigte seinen Bericht vollkommen. Charlotte wurde augenblicklich freigesprochen.

* * *

Im August des Jahres 1820 befand sich ein Herr, der den oben erwähnten Gerichtsverhandlungen beigewohnt hatte, in dem „Englischen Hofe“ zu Havre. Eines Tages begegnete ihm eine Dame auf der Hausflur, in der er sogleich Charlotte von Bergfeldt, die Heldin des merkwürdigen Processes wieder erkannte.

„Wer ist diese Dame?“ fragte er einen der anwesenden Aufwärter.

„Sie ist eine Deutsche,“ erwiederte dieser, Frau von Rothkirch, und gedenkt morgen mit ihrem Manne auf dem „Ancecy Adams“ nach Neuyork abzusegeln.“

---

## * Ein Schiffsbrand.

Zeitungen aus Calcutta meldeten neulich den Untergang des französischen Schiffs „Palladium“, von Nantes, Kapitän Ravilly. Diesen Nachrichten zufolge waren Mannschaft und Passagiere des verunglückten Schiffes von dem Dreimaster „Sutledge“, von Liverpool in der Nähe der Trinidad-Inseln aufgenommen worden, nachdem sie sechs Tage und sechs Nächte hindurch in ihren Kähnen auf dem Meere umhergetrieben und vor Durst, Hunger und Kälte fast umgekommen waren.

Wir geben hier, nach den Berichten eines der Reisenden, eine nähere Beschreibung des unglücklichen Ereignisses und seiner unmittelbaren Folgen.

Wir reisten am 25. März d. J. am Bord des „Palladiums“ von Nantes ab. Mich begleitete meine Frau und meine Schwester. Nach einigen Stürmen und nachdem wir die unter der Aequatorlinie herrschende Meeresstille glücklich überstanden hatten, war unsere Fahrt während sechs Monaten ebenso leicht als angenehm. Am 4. Mai befanden wir uns unter dem 20° südlicher Breite und dem 25° westlicher Länge. Das Meer war äußerst ruhig und heiter und ein angenehmer Wind schwellte alle Segel des Schiffes, dessen Kiel wie ein Pfeil die glatten Wogen durchschnitt. Die Mannschaft war wie gewöhnlich auf dem Zwischendeck beschäftigt, der Kapitän und ich saßen in Lectüre vertieft, in der Kajüte, und die Damen arbeiteten an einer Stickerei, als gegen Mittag mit Einmal ein scharfer Geruch, wie von brennendem Oel, sich bemerklich machte. Anfangs glaubten wir, derselbe komme aus der Küche und achteten nicht weiter darauf. Doch nahm der brandige Geruch immer mehr zu und gegen 2 Uhr Nachmittags hörten wir plötzlich laute Stimmen durcheinander rufen, und gleich darauf belehrte uns das Geräusch vieler Schritte, daß auf dem Verdeck etwas Ungewöhnliches vorgehe. Der Kapitän und ich eilten hinauf, und das Erste, was ich sah, waren viele Leute, die mit Eimern Wasser aus

dem Meere schöpften, und dasselbe hastig in eine Luke gossen, aus der ein schwarzer dicker Qualm hervordrang. Schon nach dem ersten Eimer folgte dem Wasserguß eine Masse wallenden, weißen Rauches, der die Leute zurückwarf und jede Annäherung an die Luke unmöglich machte. „Der Schiffsraum brennt! Werft das Pulver über Bord!" schrie gleich darauf eine Stimme. Ein anderer erwiederte, dasselbe liege unter der Luke am Hintertheil, und sogleich beeilte man sich, das Pulver herauszuholen, um die Gefahr einer Explosion zu verhüten. Aber ein dichter undurchdringlicher Rauch erfüllte schon den ganzen innern Schiffsraum, man mußte also davon abstehen, hinunterzusteigen und nichts blieb mehr übrig, als so schnell wie möglich die Nachen in's Meer zu lassen und eiligst aus der Nähe des schwer bedrohten Schiffes zu entfliehen.

Dieses Geschäft war bald zu Stande gebracht, und nun galt es nur noch, die Kähne mit Nahrungsmitteln zu versehen, sowie mit Karten und andern zu einer so bedenklichen Schiffahrt auf freiem Ocean nothwendigen Instrumenten. Wie durch ein Wunder befand sich auf dem Verdeck ein Faß mit Regenwasser angefüllt, das die Matrosen am Abend vorher hierher gerollt hatten, um ihre Kleider darin zu waschen. Auch ein Kistchen mit Schiffszwieback entdeckte man, in unserer Lage ein Fund, kostbarer als alle Leckerbissen der Erde. Troz der Eile, womit alle diese Vorbereitungen getroffen wurden, herrschte doch allenthalben die größte Ordnung und Pünktlichkeit, jeder verrichtete seine ihm aufgetragene Arbeit, ohne sich um die des andern zu bekümmern, und selbst die Damen legten Hand an, um das Werk unserer Erlösung aus so großer Gefahr zu beschleunigen. Wir alle wußten ja, daß wir auf einem glühenden Vulkane standen, der jeden Augenblick losbrechen und uns vernichten konnte; und so groß war demzufolge unsere Eile, daß von dem ersten Feuerruf bis zu dem Augenblick, wo wir das Schiff verließen und unser Heil in der Flucht suchten, noch keine vierzig Minuten verstrichen. Als alle eingeschifft waren, setzten wir unsere Ruder so schnell in Bewegung, wie nur immer Leute thun können, die jeden Moment eine Kartätschenladung in den Rücken zu erhalten fürchten. Erst nachdem wir aus dem Bereich jeglicher Gefahr gelangt waren, hielten wir an, um das brennende Schiff zu betrachten, auf welchem jeder von uns all' sein Hab und Gut den Flammen zurückgelassen hatte, nur um sein Leben zu retten. Doch klagte darum Niemand, denn Einer theilte ja das Loos des Andern, und zudem konnten wir ja auch nicht wissen, was uns noch alles bevorstand, nachdem wir von dem brennenden Schiffe nichts als das nackte Leben gerettet hatten. Als der erste Eindruck des Schreckens überwunden war, näherten wir uns wieder mit vieler Vorsicht dem „Palladium", um zu sehen, ob wir noch etwas zu seiner Rettung unternehmen könnten. Aber wir entdeckten bald, daß der Rauch bereits aus allen Ritzen und Oeffnungen hervordrang und sich in einer Dichtigkeit von 3 bis 4 Fuß rings um das Schiff legte, so daß jeder Versuch zu einer Annäherung vergebens gewesen wäre, selbst wenn wir ihn hätten wagen dürfen. Dieses erklärte sich aus der Ladung, die fast größtentheils aus Theer, Segeltuch, Werg, Oel, Terpentin, Pech und Salz bestand.

Die Nacht kam näher und näher, für das „Palladium" war alle Hoffnung dahin und wir entschlossen uns nun, uns für immer von ihm zu entfernen. Zwanzig Minuten waren wir schon von ihm entfernt, da fing der Fockmast an zu brennen. Je tiefer die Nacht herabsank, um so heller leuchtete der ganze Himmel im Widerschein des Feuers und weithin erglänzte das Meer wie Purpur. Der Anblick war über alle Beschreibung prachtvoll und erschütternd. Wahrscheinlich mochte das Salz, welches im Schiffsraum aufgeschüttet lag, dem Feuer den Zugang nach dem Orte streitig machen, wo sich das Pulver befand; endlich aber geschah dennoch die Explosion und zwar in vier, schnell hintereinander folgenden Schlägen. Dann war alles verschwunden und stockfinstere Nacht ruhte auf der weiten Meeresfläche. Nur hier und da blinkte noch ein brennender Trümmer aus der Finsterniß, der auf den Wogen hin und her trieb, fast zu vergleichen den letzten irrenden und knisternden Funken in der Asche eines verbrannten Papiers.

Wir richteten nun unsere Fahrt südwestlich nach den Inseln von Trinidad, von denen wir noch ohngefähr 125 Meilen entfernt seyn mochten. Der Wind wehte uns von der Küste entgegen. Während der Nacht blieben Meer und Luft ruhig, mit Tagesanbruch sprang jedoch der Wind nach Westen um, die Wogen wuchsen, und es war uns unmöglich, die eingeschlagene Richtung zu verfolgen; denn weil die Boote sehr tief gingen, konnten wir kein größeres Segel anwenden und mußten uns also dem Spiel der Wellen überlassen. Bis zum Mittag waren wir unserm Ziele erst 6 bis 7 Meilen näher gekommen. In der Nacht vom 5. auf den 6. Mai sahen wir gegen 1 Uhr des Morgens ein großes Fahrzeug. Die Hoffnung auf Rettung erhöhte unsern Muth, und wir strengten alle unsere Kräfte an, ihm nahe zu kommen. Endlich waren wir ihm so nahe, daß wir selbst das Licht in dem Kompaßhäuschen unterscheiden konnten. Nun zündeten wir unsre Sacktücher und andre Kleidungsstücke an, um uns den Leuten auf dem Schiffe bemerklich zu machen. Kaum ¼ Meile mochte die Entfernung betragen; die Nacht war still und ruhig, kein Lüftchen bewegte die Wellen, wir begleiteten unser Feuersignal, das ohngefähr 6 Minuten lang leuchtete, mit lautem Jammergeschrei und Hülferuf — vergebens! Man bemerkte uns nicht, das Schiff entfernte sich immer weiter, und wir hatten noch obendrein über unsern Anstrengungen, ihm nahe zu kommen, unsere Richtung vollends verloren. Eine unbeschreibliche Traurigkeit bemächtigte sich unserer während des übrigen Theils der Nacht und am Morgen wich dieselbe einer völligen Muthlosigkeit, denn der Wind erhob sich mit Ungestüm und in Nordosten zeigten sich am Himmel alle Vorboten eines nahenden Sturmes. Unser Wasservorrath ging zur Neige, kaum erhielt jeder von uns noch so viel, als eben hinreichte, die durch die tropische Sonnenhitze ausgetrockneten Lippen zu kühlen, und dabei waren die Nächte empfindlich kalt. Zum Glück war jedoch unsere Furcht wegen eines bevorstehenden Sturmes grundlos, der Himmel klärte sich wieder auf und wir hatten einen ruhigen Tag. Am 10. waren wir nach unsrer Berechnung noch 45 Meilen von Trinidad entfernt, aber unsre Kräfte waren völlig zu Ende und eine stille Verzweiflung bemächtigte sich aller Gemüther. Jeder beobachtete ein dumpfes Schweigen, das nur von Zeit zu Zeit durch ein Angstgeschrei unterbrochen wurde. Schon schaute Einer den andern mit unheimlichen Blicken an. Jeder fühlte, daß ein schrecklicher Entschluß in unsrer aller Seelen reifte, denn es gibt ein Elend, in welchem der Mensch zum wilden Thiere wird und seines Bruders nicht schont. Aber so weit sollte es nicht mit uns kommen; denn gegen Mittag rief einer der Matrosen: „Ein Schiff! Ein Schiff!" Es war der „Sudledge" von Liverpool, Kapitän Corkhill. Das Fahrzeug kam uns grade entgegen. Entzücken und Hoffnung sprach aus jedem Antlitz. Die Frauen weinten laut und wir Männer stammelten Dankgebete und breiteten sehnsuchtsvoll unsere Arme nach dem rettenden Kiele aus.

Wir kamen an Bord und Alles beeilte sich, uns zu erquicken und die ausgestandenen Drangsale vergessen zu machen.

Unser „Palladium" hatten wir zwar verloren; aber unter einem andern Palladium, dem der Menschenliebe, langten wir glücklich in Calcutta an, von wo wir uns später nach der Insel Bourbon, dem Ziele unsrer unglücklichen Reise, einschifften. m.

## Tabletten.

*** Schwanthaler ist leidend von Gräfenberg nach München zurückgekehrt, doch hat Prießnitz in einigen Monaten Besserung prophezeit, was sich auch einer uns gestern zugegangenen Nachricht zufolge, verwirklicht hat.

*** In Deutschland ist Wahrsagerei, Kartenlegen, Prophezeihungen aus dem Kaffeesatze u. dergl. mehr, keine vom Staate geduldete Erwerbsquelle. In Nordamerika, wo der Staat sich nicht zum Vormunde der Dummköpfe macht, dürfen diese für ihre Albernheit sich nach Belieben rupfen lassen, wie das auch aus folgender Anzeige hervorgeht, die wir in einem deutschen newyorker Blatte finden: „Zu beobachten! Wahrsagekunst oder Wissenschaften in der Chyromantie, Physiognomie, Phrenologie, Ausdeutung der sieben Hauptplaneten u. s. w. Madame H. Röder, Nr. 231 Division St., zwischen Jefferson und Eliton St., macht die ergebenste Anzeige, daß sie Auskunft gibt über alle ehelichen Verhältnisse und Gegenstände, über Alles, was dem Menschen vortheilhaft und nothwendig ist zu wissen, über Reisen zu Wasser nnd zu Land, über Liebschaften und Heirathen, über Gesundheit und Krankheit, Einkäufe und Verkäufe, Glück und Unglück, Reichthum und Armuth, von abwesenden Freunden, Verlegenheit in Geschäften, verwickelten Processen, Leben und Tod, Siegen und Unterliegen u. s. w. M. H. Röder gibt die wahre und reine Auskunft und beantwortet alle geheimen gesetzmäßigen Fragen, beweiset Alles mit glaubhaften Gründen und berechnet es durch die obengenannten Wissenschaften. Ihre festgesetzten Gebühren sind 1 Dollar, doch diejenigen, welche von Morgens 7 bis 11 Uhr und Abends von 6 bis 10 zu ihr kommen wollen, zahlen Herren 50 Cts. und Damen 25 Cts., indem M. R. des Nachmittags den meisten Zuspruch hat und immer zum Voraus bestellt ist. Noch bemerkt sie, daß sie schon seit vielen Jahren bei den Amerikanern großen Beifall gefunden hat und bittet das geehrte deutsche Publikum um geneigten Zuspruch; sie ist der deutschen Sprache mächtig. Sonntags ist sie nicht zu sprechen."

*** Neulich stellte sich in dem Gefängniß von St. Brieur ein junger Bursche aus Perin ein, die Mütze keck auf dem linken Ohr, und verlangte mit einer dreistentschlossenen Miene einen der Gefangenen zu sprechen, der fünf Jahre schwerer Gefängnißstrafe abzusitzen habe. Lachend erzählte er dem Aufseher, er möchte gerne mit Jenem ein Geschäft abschließen; er habe gehört, der Gefangene wolle demjenigen 40,000 Fr. geben, der seinen Platz im Bagno einnähme und die Strafe für ihn absitze; da sei er denn hergekommen, um die Summe zu verdienen. Ein Stellvertreter im Bagno! Wahrlich, diese Industrie möchte trotz ihrer lukrativen Seite wenig Nachahmung finden!

*** In Dresden lebte ein Maurer, berühmt bei den höflichen Bewohner dieser Stadt, seiner kolossalen Grobheit halber. Einst wurde er in Ludwig Tieck's Wohnung beschieden, um dort einen neuen Ofen zu setzen. Mit Zittern und Bangen erwartete das hübsche Stubenmädchen die Ankunft „des groben Kerls." Und der grobe Kerl erschien, aber mit der freundlichsten Miene, mit den devotesten Bücklingen und und den „scheenen kuten Morgens," mit Eifer verrichtete er seine Arbeit auf das Beste, gab auf alle Fragen die artigsten, mit den zierlichsten Redensarten verbrämten Antworten, kurz: er war die Liebenswürdigkeit selbst. Als er nach beendigtem Geschäfte sich, wie er gekommen, mit vielen Bücklingen und Empfehlungen davon trollen wollte, sagte das hübsche Stubenmädchen ganz erstaunt: „Aber Meister K., warum ist Er denn heute so überaus höflich gewesen?" „Ja sehen Sie, mein liebes Mamsellchen," lautete die Antwort: „dieses kann ich Sie sagen: Ich fürchte mir vor das älteste Fräulein Tieken, ich weiß, daß die liebe scheene Dame auch Nuvellen schreiben thut, und denk bei mich, wenn du dich bei Tiekens nicht höflich beträgst, so schildert sie dir am Ende in einer Geschichte ab, als einen groben Klotz, und dieses wollte ich doch nicht gehabt haben, und darum war ich höflich." „Ach," entgegnete das hübsche Stubenmädchen traurig, „Fräulein Dorothea ist ja schon vor 6 Monaten gestorben! wissen Sie das nicht?" „Was?" brüllte Meister K., in seine alte Grobheit zurückfallend — „Was? — todt ist sie? Und ich habe mir vergeblich gefürchtet, und bin umsonst höflich gewesen. I tausend Schwerenoth! das hätte ich wissen sollen! Ich wäre ganz anders uffgetreten. Und die dumme Gans, warum hat Sie Ihren Schnabel nicht früher uffgesperrt und mich nicht gesagt, daß ich mir nicht zu fürchten brauchte. Ne! Herr Jeses, seit 6 Monaten todt und ich fürchte mir und bin höflich! Hole euch alle mit einander Dieser und Der!" — Damit stürmte er aus dem Zimmer, die Thüre donnernd hinter sich ins Schloß werfend, und noch auf der Straße immerfort brummend und fluchend: daß er höflich gewesen sey.

## Literatur- und Kunstnotizen.

* Die Quartett-Soiréen des Herrn Heinrich Wolff, welche im Laufe des vorigen Winters einen so ungetheilten Beifall sich erworben haben, sollen, dem Vernehmen nach, nächstens wieder eröffnet werden. Im Voraus erlauben wir uns, das Publikum auf den ihm bevorstehenden musikalischen Genuß aufmerksam zu machen.

* Berthold Auerbach, der sich gegenwärtig in Heidelberg aufhält, wird nach einer von den „Seeblättern" mitgetheilten Nachricht die Redaction einer neu zu gründenden belletristischen Beilage zur „Deutschen Zeitung" übernehmen.

— Kopenhagen, 15. Octbr. Mad. Schröder-Devrient trat hier vorgestern zum erstenmale als Romeo in der Oper I Montechi e Capuleti auf, und erwarb sich, wenn auch ihrer Stimme die Jugendfrische abgeht, durch ihr meisterhaftes Spiel und vor Allem durch ihre ausdrucksvolle Mimik großen Beifall.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 23. October. (Neu einstudirt) Doctor Faust's Hauskäppchen, oder: „Die Herberge im Walde", Posse in 3 Abtheilungen von Hopp. Musik von Hebenstreit.

Sonntag, den 24. October. Faust, Tragödie in 6 Abtheilungen, von Göthe.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 294.** Montag, den 25. October **1847.**


## * Der neue Bravo.

### Eine venetianische Novelle.

An einem warmen Abend des Jahres 1750 befand sich eine große Menge Spaziergänger auf dem St. Markusplatz. Die ganze Einwohnerschaft Venedigs schien sich auf diesem einzigen festen Orte der Stadt Rendezvous zu geben. Kaffeehäuser und Casino's waren überfüllt. Spiel und Liebeshändel beschäftigten die Tausende von Müßigen; aber auffallend war die ernste Miene, mit der die Venetianer diesen Vergnügungen beiwohnten. Keine Herzlichkeit, keine fröhliche, offene Sprache, nur geheimnißvolles Geflüster, bedeutungsvolle Winke und Blicke. Einen seltsamen Eindruck machte die Gleichheit, die Einförmigkeit der Kleidung. Die Edelleute, die stolzen Herren der Goldküste machten sich bemerkbar durch ihre prächtigen Perücken und ihre schwarzen nachschleppenden Oberkleider, welche sie selbst auf dem Balle nicht vergaßen. Die Bürger und die Fremden trugen große rothe Mäntel, welche ihnen mehr zur Vermummung als zur Kleidung dienten.

Einer dieser Rothmäntel und ein schwarzer Rock drängten sich in der Nähe der großen Granitsäule ziemlich hart an einander.

„Ungeschickter!"

„Dummer Teufel!"

„Könnt Ihr nicht auf die Leute Acht geben?"

„Braucht Ihr den ganzen Markusplatz für Euch allein?"

Diesen zornig ausgesprochenen Worten wäre vielleicht ein Dolchstoß gefolgt, denn die Venetianer machen nicht viel Umstände, wenn nicht ein plötzliches Erkennen der ganzen Sache eine andere Wendung gegeben hätte.

„Nein, ich täusche mich nicht!" rief der Rothmantel. „Diese stolze Miene und Haltung, den edlen Anstand hat nur er! Er ist's, der Signore Sfacciati."

„Er selbst!" erwiederte der andere, und hob den Kopf mit dem Stolz eines Pfaues in die Höhe, „er selbst, mein lieber Andreas!"

„Ihr kennt mich noch, Signore? Ja, ich bin Andreas, noch der Alte, wie früher bereit, Eure Befehle zu vollziehen. Gebietet, und ich werde pünktlich gehorchen."

„Immer noch der Alte," unterbrach ihn der Edelmann und blickte ihn wohlgefällig an. „Und ohne Zweifel ist Eure Börse nicht besser gefüllt als ehedem?"

„Noch weniger, viel weniger, Signore, seit sechs Monaten hab' ich nichts verdient."

„An Talenten fehlt es Euch indeß nicht. Ich erinnere mich noch gut des Festes, das ich zu Ehren der Hochzeit meiner Nichte Clorinde gab, und wie Ihr alle Belustigungen mit seltener Geschicklichkeit arrangirtet. Bald als Poet, bald als Musiker. Ihr war't die Seele des Ganzen."

„Fügt noch bei," sprach Andreas geschmeichelt, „daß meine Dienste eben so nützlich bei Ehrensachen sind, und daß mein Degen oft den verwirrtesten Knoten löst. Ich nehme lebhaften Antheil an unglücklich Liebenden. Meine Dienste sind zwar theuer, aber gewöhnlich von gutem Erfolg. Ganz offen, Signor Sfacciati, keine falsche Bescheidenheit. Der Himmel hat mir viele Fähigkeiten gegeben; ich wäre ein ebenso guter General als Gesandter, Schauspieler, Cardinal oder König geworden, und doch bin ich bloß Andreas geblieben, da mir der Ehrgeiz fremd ist, oder weil ich meine Talente zu spät kennen gelernt habe. Das Leben ist ein Theater, wo ich zwanzig Rollen spielte, ohne jemals eine wirkliche Person zu seyn, wo ich zwanzig Masken trage, ohne ein eigenes Gesicht zu haben."

„Und ohne eine Zechine zu verdienen," fügte der Patricier hinzu.

„Das gestehe ich offen, ohne darob zu erröthen, da es ja nur von mir abhängt, so viel Geld zu verdienen, als mir beliebt. Wenn auch im Augenblicke mein Beutel leer ist, so ist mein Herz übervoll und unglückliche Liebe...."

Sfacciati lachte hell auf.

„Ihr seyd verliebt, mein Theurer!" unterbrach er ihn.

„Und warum nicht? Warum ich nicht, wie Jedermann, wie vielleicht Ihr selbst, Signor Sfacciati. Ich habe es sicher errathen, fuhr er nach einer Weile fort, als er des Edelmanns Verwirrung bemerkte. Auch Eure Excellenz wußte sich nicht besser gegen des boshaften Gottes Pfeile zu wehren, als ich."

„Still! sagte Sfacciati, ein wenig erschrocken; dieser Ort paßt nicht für dergleichen Reden. Kommt mit zum Abendessen; wir plaudern dann weiter hiervon."

Der Abenteurer folgte dem Edelmann.

Sfacciati stand in dem Alter, wo man besonders gerne zehn bis zwölf Jahre jünger wäre; er hatte bereits sein zehntes Lustrum überschritten. Er gab sich aber auch alle erdenkliche Mühe, jünger zu scheinen. Eine große braune Perücke verbarg die graue Farbe seiner Haare, und da er ziemlich mager war, so benützte er den Umstand, sich eine hübsche Taille zu machen und äffte die ungezwungene Haltung eines jungen Mannes nach. Eine gelbe Gesichtsfarbe, gebogene Nase und graue Augen vollendeten sein Bild.

Andreas war der wahrhafte Typus eines Bravo von ehedem: geschmeidiger Wuchs, blasse Gesichtsfarbe, ein dicker Schnurrbart, lebhafte schwarze Augen, lange, dunkelbraune glattgekämmte Haare. Auf den ersten Anblick erkannte man den Abenteurer, der den Muth und die Energie besitzt, die schwierigsten Abenteuer zu vollbringen und einen festgesetzten Entschluß zu vollführen.

Beide waren in Sfacciati's Hause angekommen. Ein prächtiges Abendessen stand schon bereit und nachdem beide demselben tüchtig zugesprochen hatten, forderte der Edelmann Andreas auf, ihm von seiner Liebe zu erzählen.

„Ihr werdet hernach meinem Beispiel folgen, Signore?" fragte Andreas.

„Ich verspreche es."

(Fortsetzung folgt.)

---

## * Letzte Assisen-Verhandlungen in Mainz.

Am 21. d. M. wurden die durch den Großh. Obergerichtsrath Herrn Glaubrech präsidirten, am 11. l. J. begonnenen Assisensitzungen der Provinz Rheinhessen für das vierte Quartal l. J. geschlossen. Unter den zur Aburtheilung gekommenen Verbrechen befanden sich fünf qualificirte Diebstähle, eine Brandstiftung und ein Raubmord. Die Verhandlungen über das letztgenannte Verbrechen dauerten vom Montag bis zum gestrigen Abend und boten in jeder Beziehung ein hohes Interesse dar. Unter dem sehr zahlreich versammelten Publikum, welches den Debatten von Anfang bis zu Ende mit gespannter Aufmerksamkeit beiwohnte, bemerkte man viele Juristen der Nachbarstädte und selbst solche, die aus weiter Ferne herbeigekommen waren, um durch eigene Anschauung ein Bild von einem Institute zu gewinnen, über dessen Vorzüglichkeit sich vor kurzem ein imponirender Gelehrtencongreß beinahe einstimmig ausgesprochen hat, einem Institute, dem voraussichtlich die Zukunft gehört. In der That waren die Verhandlungen dieser Punkte in hohem Grade geeignet, sowohl ein recht anschauliches Bild von einer belebten öffentlich-mündlichen Verhandlung und deren großen Vorzüge, sowie von der Vortrefflichkeit des Geschwornengerichts zu geben.

Vor den Schranken des Gerichts standen Rudolph Koch, 52 Jahre alt und Friedrich Rauschkolb, 20 Jahre alt, beide Taglöhner, in Alsheim wohnhaft, angeklagt, in der Nacht vom 16. auf den 17. Januar l. J. eine zu Alsheim wohnende 75jährige Wittwe Balzhäuser im Complotte beraubt und ermordet zu haben, und Jakob Rauschkolb II., Taglöhner, in Alsheim wohnhaft, der Begünstigung des genannten Verbrechens angeklagt. Die Anklage wurde durch Herrn Generalprocurator Parcus geführt; die Angeklagten waren durch die Herren Advokaten Dr. Müller und Dr. Bernays, sowie durch die Herren Advokaten Dr. Lippert und Anwalt Scheuer verbeistandet. Der Anklageakt und die Verhandlungen ergaben als faktische Umstände Folgendes. Die zu Alsheim lebende 75jährige Wittwe Balzhäuser, welche in der Gemeinde als eine sehr reiche Frau bekannt war, bewohnte daselbst ganz allein ein ihr gehörendes kleines Haus. Am 17. Januar l. J. fand man dieselbe mit einer Wunde am Kopfe und drei um den Hals festgeschnürten Halstüchern erdrosselt und in ihrem Blute auf dem Boden ihres Schlafzimmers liegend. Die Thüren und Schränke des Hauses fand man erbrochen, ein nach dem Hofe gehendes Fenster der Schlafstube offen stehend, den Fußboden mit einer Menge Oelflecken beschmutzt, die einzelnen Möbel des Zimmers von ihrer Stelle gerückt und zum Theile demolirt: auf dem Boden fand man ein fremdes Schnupftuch, woran vielfache Spuren zeigten, daß es einer Person gehöre, die Tabak schnupfe; neben dem Opfer standen zwei dicke Stöcke. Die gerichtsärztliche Obduktion der Leiche stellte fest, daß die Wittwe Balzhäuser zwar durch einen Schlag mit einem stumpfen Körper am Kopfe verwundet worden, daß sie aber nicht durch diese Gewaltthätigkeit, sondern durch einen in Folge der ihr um den Hals geschnürten Tücher eingetretenen Schlagfluß verschieden sey. Aus den Ergebnissen seiner Untersuchung begründet der Gerichtsarzt die Ansicht, daß die Tödtung der Wittwe Balzhäuser auf folgende Weise ausgeübt worden sey: Dieselbe erhielt, im Bette sitzend, einen Schlag auf den Hinterkopf, welcher des Bettvorhangs und der Niedrigkeit des Zimmers wegen keine schwere Verletzung zu Folge hatte. Nach diesem Schlage wurde sie auf den Boden gerissen, hier ihre Brust mit einem Knie und der Kopf mit einer Hand, wahrscheinlich der linken, auf dem Boden festgehalten, während mit der rechten Hand der Thäter ihr den Hals zudrückte; hierauf habe man die Tücher um ihren Hals geschnürt, um das Wiederaufleben zu verhindern. — Die Art und Weise des verübten Verbrechens, sowie besonders der Umstand, daß die Thäter zum Oeffnen der Thüre und Behälter im Innern des Hauses sich der rechten Schlüssel bedienten, welche die Wittwe Balzhäuser in ihrer Schlafstube aufzuheben pflegte, führte zur Vermuthung, daß der oder die Thäter mit der Lokalität des unglücklichen Hauses bekannt seyn mußten. — Das Gericht bezeichnete, da der Tod der Wittwe Balzhäuser bekannt wurde, alsbald den Angeklagten Koch als den Thäter, der früher lange Zeit Polizeidiener der Gemeinde gewesen, wegen Diebstahl dieses Dienstes entsetzt wurde, mehrfache Verurtheilungen bereits erlitten hatte und in der Gemeinde im übelsten Rufe stand. Koch hatte nämlich bis zum Jahre 1846 während einer Reihe von Jahren im Hause der Wittwe Balzhäuser als Taglöhner gearbeitet und wurde in der letzten Zeit von derselben nicht mehr in's Haus gelassen, weil sie, wie sie einem Zeugen sagte, mit Augen gesehen habe, wie derselbe mehrmals des Nachts in ihren Hof eingedrungen sey und daselbst ihr Holz gestohlen habe. Die Vermögensverhältnisse Koch's sind sehr ärmlich, und die Familie, die er durch sein Verdienst als Taglöhner zu ernähren hat, sehr zahlreich. Nach Aussage eines Zeugen äußerte Koch im Jahre 1845 in Bezug auf seine Armuth und den theuren Preis der Kartoffeln: „Ehe ich meine Kinder verhungern lasse, muß Blut fließen." Zwei andere Zeugen deponiren, daß im Januar oder Februar 1846 Koch ihnen die Aeußerung gethan habe, als sie über ihren schlechten Verdienst geklagt: „Da will ich Euch etwas sagen, da ist die alte Balzhäuser, die hat viel Geld, die könnte man wegschaffen." In der nämlichen Epoche machte Koch einem andern Zeugen die Aeußerung: „Die alte Balzhäuser muß viel Geld haben, dort wollen wir hingehen, dieselbe todtschlagen und ihr Geld holen; wenn es kalt ist und keine Leute auf der Straße sind, wollen wir es vornehmen, ich will dich davon benachrichtigen." Als sich der Zeuge diesem scheußlichen Vorschlage widersetzte, äußerte Koch: „darum brauchst Du Dich nicht zu kümmern, ich mache es fertig, ich drücke ihr die Kehle zu." Nach Verlauf mehrerer Tage suchte Koch denselben Zeugen wieder zu überreden, als es fruchtlos war, sagte er ihm: „Ja, Du brauchst es eben nicht, Du hast Dein Auskommen; nun wenn Du es nicht bist, werde ich einen andern finden." Im Monate Januar l. J. wurde Koch von seinen Gläubigern hart bedrängt, am 11. Januar wurde ihm ein Zahlbefehl auf Zahlung einer Brodschuld im Betrag von 29 fl. insinuirt und an demselben Tage ging ihm ein Zahlbefehl auf Zahlung einer Schuld von 215 fl. zu. Seine Verdienste in diesem Monate waren sehr schlecht gewesen, und selbst zum Unterhalte seiner Familie unzureichend. Als am 18. Januar der Friedensrichter Koch über die gegen ihn vorliegende Verdachtsgründe verhörte, fand er an seinen Klei-

dern verschiedene Blutflecken, deren Entstehung derselbe ungenügend erklärte. Nach Ansicht des Gerichtsarztes sind die Blutflecken an den Kleidern des Koch dadurch entstanden, daß er auf irgend einem mit Blute getränkten Gegenstande gekniet, und dort ein mit Blut befeuchteter Gegenstand seine Hosen gleichzeitig befleckt hat. Das in der Nähe der Leiche gefundene Sacktuch ist nach Aussage eines Zeugen einem vor der That bei Koch gesehenen ähnlich.

Koch hatte mit den beiden Angeklagten Rauschkolb Umgang; sie hatten während des Winters 1846 47 zusammen für die Gemeinde Steine gebrochen. Am Abend des 16. Januar 1846 war Friedrich Rauschkolb in der Behausung des Koch und beide gingen von da in die Wohnung des Jakob Rauschkolb. Nachdem Koch gegen 9 Uhr des Abends diese Wohnung verlassen hatte, entfernte sich auch Friedrich Rauschkolb aus dem elterlichen Hause, vorgebend, er gehe in die Branntweinbrennerei von Schmitt und werde erst spät zurückkehren. Die Angeklagten Rauschkolb sind sehr arm. Am 16. Januar erklärte Jakob Rauschkolb einem Zeugen, daß er nicht einmal einen Kreuzer für Schnupftabak besitze. Am Morgen des 17. Januar l. J. ließ Jakob Rauschkolb in der Frühe durch eins seiner Kinder ein Brod holen und dasselbe gleich bezahlen. Gegen 9 Uhr desselben Morgens gingen beide Angeklagte Rauschkolb zusammen nach Worms, kehrten bei verschiedenen Wirthen ein, verzehrten daselbst viel Geld und machten ziemlich beträchtliche Einkäufe, wofür sie sogleich baar zahlten. Einigen Zeugen äußerten die beiden Angeklagten, daß sie eben so viel Geld besäßen, weil sie per Tag 2 bis 3 Gulden verdienten, während es nachgewiesen wurde, daß sie im Tage zu jener Zeit kaum 12 Kreuzer erwerben könnten. Als Koch am 20. Januar während der Information von der großherzoglichen Gendarmerie bewacht wurde, waren auch die beiden Rauschkolb zugegen. Als Koch den jungen Rauschkolb erblickte, äußerte er gegen diesen: „Dieses Jahr werden wir wohl keine Steine mehr zusammenklopfen; worauf Rauschkolb erröthete und erbleichte. Eine am 25. Januar vorgenommene gerichtsärztliche Untersuchung des Friedrich Rauschkolb constatirte an der Haut der Hand desselben mehrere verletzte Stellen, welche nach Angabe des Arztes etwa acht Tage vor dem 25. Januar durch Anstoßen an eine zerbrochene Fensterscheibe bewirkt worden seyn könne. Die Angeklagten Koch und Friedrich Rauschkolb haben im Verlaufe der Untersuchung umfassende Geständnisse abgelegt, die beide darin übereinstimmten, daß sie sich zum Morde der Wittwe B. gemeinsam verabredet hätten, und nur bezüglich der Anstiftung zu dem ganzen Verbrechen und bezüglich der Betheiligung bei Ausübung des Mordes von einander abwichen.

In der Sitzung modificirten die beiden Angeklagten Koch und Friedrich Rauschkolb dahin, daß jeder nur eine Verabredung zu einem Diebstahle bei der Wittwe Balzhäuser (nicht aber zum Mord derselben) zugestand und daß jeder die Ermordung derselben dem andern zuschob. Ueber die bei der Wittwe Balzhäuser vorgefundene, vermuthlich beträchtliche Summe Geldes gaben die Angeklagten in der Voruntersuchung folgende Erklärungen. Friedrich Rauschkolb behauptet, daß sein Antheil an dem gestohlenen Gelde höchstens 12 bis 13 fl. betragen und daß er denselben am 17. Januar in Gesellschaft mit seinem Vater Jakob Rauschkolb, (der deßhalb der Begünstigung des fraglichen Raubmords angeklagt war) verausgabt habe. Koch behauptet, daß er die Geldstücke verloren habe. Kurze Zeit vor der Sitzung wurde die Voruntersuchung über das gestohlene Geld theilweise vervollständigt. Ein mit Friedrich Rauschkolb das Gefängnißzimmer theilender Wilddieb machte nämlich dem Aufseher die Anzeige, daß Friedrich Rauschkolb ihm den Ort entdeckt habe, wo er seinen Theil des gestohlnen Geldes hingebracht habe, und daß er, damit die Erben der Frau Balzhäuser zum rechtmäßigen Besitz ihres Eigenthums kämen, den Ort bezeichnen wolle und bezeichnete, an welchem dasselbe verborgen wäre. Die nach dieser Angabe vorgenommene Untersuchung fand an der bezeichneten Stelle in einem von Weiden geflochtenen Körbchen vier Goldstücke. Weiter wurde nichts von dem geraubten Gelde gefunden. — Die Verhöre der Zeugen, sowie der Angeklagten, welche die obigen Umstände ergeben und welche von dem Vorsitzenden mit großer Gründlichkeit geleitet wurden, nahmen den ganzen Montag und Dienstag in Anspruch. Am Mittwoch begründete Herr Generalprocurator Parcus in klarem, vollständigen Vortrage die Anklage, worauf die Vertheidiger der Angeklagten das Wort erhielten. Da das Vertheidigungssystem der beiden Angeklagten Koch und Friedrich Rauschkolb darin bestand, während der ganzen Verhandlung das Complott zum Morde zu leugnen, den Mord selbst aber der eine auf den andern wälzte, und da die Verhandlung für die Schuld von beiden Angeklagten neue Indicien geliefert hatte, so waren die Vertheidiger genöthigt, die Aussagen ihrer Clienten ihrem Systeme zu Grunde zu legen. Die schwerste Partie hatte der Vertheidiger des Angeklagten Koch, Hr. Advocat **Müller**, da gegen diesen die Untersuchung weit gewichtigere Indicien geliefert hatte als gegen Friedrich Rauschkolb und da namentlich feststand, daß die Idee zum Verbrechen von Koch ausgegangen war. Herr Müller verkannte daher nicht die Schwierigkeit seiner Aufgabe, stellte jedoch mit großem Scharfsinn alle die Gründe zusammen, welche das Hauptverbrechen von seinem Clienten abwälzen sollten. Herr Advocat Dr. **Bernays** ergriff hierauf für Friedrich Rauschkolb das Wort und hielt eine Vertheidigung, die als ein Muster gerichtlicher Vertheidigungskunst gelten kann und auf die Geschwornen sichtbar den tiefsten Eindruck machte. Gegen Jacob Rauschkolb hatte die Verhandlung nur schwache Verdachtsgründe geliefert, welche die Vertheidiger desselben zu entkräften sich bemühten. Nachdem die Vorträge der Anklage und Vertheidigung beendet waren, hielt der Vorsitzende ein klares und vollständiges Resume. Die Geschwornen sollten nunmehr ihr Werk beginnen und ihre Aufgabe war in dieser Sache keine leichte, da die ihnen vorgelegten Fragen so verschlungen und angehäuft waren, daß es fast eines scharf juristischen Verstandes bedurfte, dieselben zu beantworten. Diese Schwierigkeit für die Geschwornen bezog sich nur auf die Form, nicht auf den Inhalt der Fragestellung, da aus den gründlich durchgeführten Verhandlungen jeder Geschworne sein Urtheil über die Angeklagten leicht finden konnte. Nachdem daher die Geschwornen durch eine mehrstündige Berathung die sich ihnen bietenden formellen Schwierigkeiten überwunden hatten, erklärten sie den Angeklagten Koch des Raubmordes der Wittwe B. und den Angeklagten Rauschkolb der Haupttheilnahme an diesem Verbrechen schuldig. Den Angeklagten Jakob Rauschkolb erklärten sie für nichtschuldig, worauf der Assisenhof den letzten in Freiheit setzte. Der Generalprocurator beantragte nunmehr gegen Koch und F. Rauschkolb die Todesstrafe, worauf der Assisenhof den Angeklagten **Koch zum Tode verurtheilte**, gegen F. Rauschkolb jedoch, in Berücksichtigung der von seinem Vertheidiger, Herrn **Bernays**, geltend gemachten vorliegenden Strafminderungsgründen, namentlich der sich aus den Verhandlungen ergebenden Verführung desselben durch Koch, eine **geschärfte Zuchthausstrafe** von 16 Jahren erkannnte.

---

## Tabletten.

*** Der ehemalige Diktator von Krakau, Johann Tyssowski, welcher seit einiger Zeit in Newyork verweilt, ist dort Privatlehrer. Er gibt Stunden in deutscher, französischer, italienischer und lateinischer Sprache, im Zeichnen und Malen. Mehrere achtbare Deutsche haben ihn als tüchtigen Lehrer empfohlen, und das Wochenblatt der deutschen Schnellpost bemerkt: „Seine gründliche und vielseitige Bildung empfehlen ihn dem Vertrauen, sein Schicksal und seine Persönlichkeit dem Interesse des Publikums.“ Seine Befähigung als Lehrer verbürgt überdies die mehrseitige Erfahrung, welche Herr Tyssowski während einer frühern Zeit im Unterrichtsfache erlangt hat. Wir hoffen, daß er baldige und zur Erhaltung seiner Familie ausreichende Beschäftigung finden wird.

*** Häuser- und Einwohnerzahl von Dresden. Nach der am 3. December 1846 geschlossenen Volkszählung hatte Dresden 3,499 bewohnte und 207 unbewohnte, zusammen 3,706 Häuser, und ohne das Militär 39,228 männliche und 46,479 weibliche, zusammen 85,707 Einwohner. Davon waren 79,720 Evangelische, 529 Reformirte, 4,508 Römisch-Katholische, 246 Deutsch-Katholische, 54 Griechen und 650 Israeliten.

*** Die große Procession von Dschagernat, welche in Indien alle Jahre statt findet, wurde auch am 5. August wieder mit großem Pomp gefeiert und zwar fehlte es auch hierbei nicht an Büßern, die der Fanatismus antrieb, sich dem Gotte zu Ehren zu opfern. Fünf religiöse Schwärmer warfen sich vor der Pagode von Bali unter die Räder des Riesenwagens, auf welchem das Götzenbild umher gefahren wurde, riefen dabei den Wischnu an und ließen sich, ohne daß es Jemand verhindern konnte, von den Rädern zermalmen. Bei diesem Ereigniß gerieth das Volk in die höchste Exaltation, so daß ohne die Dazwischenkunft der Waffengewalt Hunderte von Bußfertigen dem Beispiel der fünf Schwärmer gefolgt wären. Die Bemühungen der Engländer, diesem furchtbaren Fanatismus zu steuern, werden erst von Erfolg seyn, wenn diesen Processionen ein für alle Mal ein Ende gemacht und hierdurch der Anlaß aufgehoben seyn wird, der solche blutige Schauspiele herbeiführt.

*** Die ganze Stadt Nantes beschäftigt gegenwärtig eine eben so geheimnißvolle als abenteuerliche Geschichte, die, wenn sie auch nicht grade schauerlich, doch wenigstens lächerlich genug klingt. Seit 14 Tagen erscheint nämlich jeden Abend eine schwarz gekleidete Dame auf dem Platz Viarme. Bald tritt ein gleichfalls schwarz gekleideter Herr zu ihr, mit pechschwarzem Bart, und bietet ihr den Arm. Beide wandeln dann langsam nach dem Kirchhof Miséricorde. Von da kehren sie nach einem bestimmten Zeitraume auf den genannten Platz zurück und verweilen daselbst bis Schlag 10 Uhr. — Erst waren's nur die Gassenjungen, welche das geheimnißvolle Paar beobachteten; bald aber fanden sich auch ältere Leute ein, und es dauerte keine drei Tage, so versicherte Dieser und Jener, die Dame sey ein fürchterliches Todtengerippe und der sie begleite, der Herr mit dem pechschwarzen Bart, sey kein geringerer, als Satan selber; denn der Pferdefuß verräth ihn ja. Zu sagen aber, was diese beiden Bewohner einer andern Welt in Nantes wollen, das wagt keiner, denn das weiß nur Gott allein. Man kann überhaupt nichts weiter mit Gewißheit behaupten, als daß allabendlich Tausende von Neugierigen nach dem Platz Viarme strömen, um den Teufel und seine knöcherne Amourschaft zu sehen. In den letzten Tagen ist hierdurch die Ruhe der Stadt ernstlich gefährdet worden, und die Polizei hat sich genöthigt gesehen, Maßregeln zu ergreifen und hält den Platz bis gegen Mitternacht besetzt. Aber der Teufel ist ein feiner Schalk und läßt die Polizei vergebens auf sich warten. Das infernalische Liebespaar hat sich für seine irdischen Rendezvous ein anderes Plätzchen ausgesucht.

*** Bei Fräulein Meyer in Luzern sind grüne Feldzeichen à 5 Batzen zu haben. (Sonderbunds-Hauptquartier-Zeitung).

## Literatur- und Kunstnotizen.

° Frankfurt. Professor Eduard Pick beabsichtigt, demnächst hier Vorlesungen über Mnemotechnik nach einem vereinfachten und verbesserten Systeme zu halten.

* Direktor Dr. Klöden in Berlin kündigt für diesen Winter Vorlesungen über Humboldt's „Kosmos“ an.

* Düsseldorf 20. October. In Lessing's Atelier steht gegenwärtig „Huß auf dem Scheiterhaufen“ braun in braun untertuscht, vollendet. Der Künstler hat an der anfänglichen Komposition vieles verändert. Außerdem hat er noch eine abendliche Gebirgslandschaft im Eifelcharakter fertig auf der Staffelei stehen, welche zeigt, daß der Künstler im Landschaftsfache nicht minder bedeutend ist, als im historischen Genre. — Hildebrand hat sein Bild „Othello“ beinahe vollendet. — Im humoristischen Fache hat A. Schrödter ein vortreffliches Bild „Auerbach's Keller“ untermalt, und ebenso ist Hasenklever mit seiner „47ger Weinprobe“ auf ein für ihn sehr glückliches Terrain gerathen.



## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 24. October. Faust, Tragödie in 6 Abtheilungen, von Göthe.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 295. Dienstag, den 26. October 1847.

## * Der neue Bravo.

(Fortsetzung.)

„Meine Geschichte ist kurz," begann der Rothmantel. „Verflossenes Jahr begegnete mir in Neapel mehrmals in der Toledostraße und in den königlichen Gärten ein reizendes Mädchen, deren Schönheit großen Eindruck auf mich machte. Durch großen Aufwand suchte ich sie über meinen Rang zu täuschen und that Alles, um ihr zu gefallen. Ich folgte jedem ihrer Schritte, schrieb ihr die leidenschaftlichsten Briefe und hatte die Freude, nach einiger Zeit zu bemerken, daß die Fremde mich nicht mit ungünstigen Blicken ansehe und meine Briefe erwiedere. Schon träumte ich mich auf dem Gipfel des Glückes, als mit einem Male meine Unbekannte aufhörte, die Promenade zu besuchen. Ein alter Verwandter, der sie zuweilen begleitete, schien die Sache zu bemerken, und da die Freude solcher Tyrannen darin besteht, jede Harmonie zu stören, mit einem Wort über das Leben der Wesen, die sie umgeben, zu verfügen, so drang er auf die Abreise von Neapel. Schon seit langer Zeit suche ich die Spur meiner Geliebten, ohne daß es mir bis jetzt gelungen wäre, auch nur die geringste Kunde von ihr zu erhalten. Nun wißt Ihr die Ursache meines Kummers. Wollt Ihr mir nun Eure Geschichte erzählen, Signor?"

„Mein Lieber!" sprach Sfacciati, „ich bin nicht viel weiter vorgerückt, als Ihr. Ich weiß zwar die Wohnung und den Namen derjenigen, welche ich die Schwäche habe zu lieben, aber sie ist durch einen Argus bewacht und dieses Ungeheuer heißt Malvoglio und ist einer meiner Freunde."

„Euer Freund?"

„Sogar mein ältester. Malvoglio hat durch seinen Rang große Macht in Venedig, er ist Procurator. Unglücklicherweise für mich entspricht sein Charakter und seine Lebensweise nicht dem Glanze seiner Geburt. Er ist sechzig Jahre alt, geizig, mürrisch und die Eifersucht selbst."

„Eifersüchtig? Auf wen?"

„Auf seine Nichte, die liebenswürdige Beatrice. Nie sah man in Venedig ein Mädchen von solcher Schönheit. Eine Beschreibung ihrer Reize vermag ich nicht zu geben; ein Dichter wäre es nicht im Stande. Es genügt Euch zu wissen, daß ich meine Flamme nicht zu unterdrücken vermag. Ich glaube, sie ist nicht gleichgültig für meine Huldigung. Ich hielt bei ihrem Vormund um sie an, denkt Euch indeß mein Erstaunen, als Malvoglio mir erklärte, er sey selbst gesonnen, sie zu heirathen. Er! Ein Graubart von 60 Jahren! Ha!"

„Ha! Zum toll werden, Excellenz!"

„Es ist mir unmöglich, Euch meine Unruhe zu beschreiben. Seit dieser Zeit stehe ich schlecht mit meinem alten Freunde, besuche ihn nicht mehr und sehe Beatrice nicht. Der Schurke Malvoglio wird sie noch zwingen, ihn zu heirathen."

„Nun, Signore, warum sucht Ihr Euren Zweck nicht durch List zu erreichen."

„Wahrhaftig," entgegnete der Edelmann, „List ist das einzige und beste Mittel. Wißt Ihr mir zu helfen? Sprecht, sprecht, mein Andreas, rathet mir. Ich weiß, Ihr besitzt Kühnheit, Verstand und Einsicht. Ein Mann wie Ihr, der gewöhnt ist, ein Leben voll Abenteuer zu führen, weiß sich immer zu helfen. Ich zähle auf Euch."

„Das könnt Ihr, theurer Signore, Ihr habt über mich zu verfügen, meine Zeit, mein Degen und meine Person gehören Euch an, Ihr habt nur zu gebieten."

„Gelobt sey der Himmel!" rief der Patricier aus, „daß er durch Zufall Euch und mich zusammenführte. Ueberdenkt Euch die Sache und laßt dem alten Malvoglio keine Zeit, Euch zuvorzukommen. Ihr könnt auf meine ewige Dankbarkeit rechnen."

Andreas lächelte mit ungläubigem Kopfschütteln.

„Ewige Dankbarkeit", sprach er, „das will viel heißen. Ich glaube nur an das, was meine Augen sehen, edler Signore. Weßhalb ewige Dankbarkeit? Um meinen Freunden keine ewige Schuld aufzuerlegen, hab' ich die Gewohnheit, mich stets vorher bezahlen zu lassen. Habt Ihr verstanden, Signore?"

„Ja, und das ist natürlich," sagte Sfacciati trocken. „Wie hoch schlagt Ihr Eure zukünftigen Dienste an?"

„Ich denke 300 Zechinen."

Der Edelmann fuhr in die Höhe, als ob ihn eine Natter gestochen hätte.

„Dreihundert Zechinen!" rief er aus, „mein ganzes Vermögen! Der erste beste Gondolier würde die Affaire für 5—6 Scudi übernehmen."

„Möglich," entgegnete ruhig Andreas. „Wendet Euch an einen von Jenen und Ihr seyd um Euere Hoffnung und um Euer Geld betrogen."

„300 Zechinen!"

„Die schöne Beatrice!"

„Nun!" rief der Edelmann nach einigem Nachdenken, „ich will darauf eingehen, will Euch 300 Zechinen geben. Ehe ich Euch indeß die beträchtliche Summe anvertraue, welche ich, wie ich Euch versichere, genöthigt bin, zu entlehnen, möchte ich doch vorher Euern Plan wissen."

„Er ist ganz einfach. Morgen besuche ich die Signora Beatrice und den alten Cerberus Malvoglio, Uebermorgen gegen Sonnenuntergang macht Ihr Euch bereit, Venedig zu verlassen. Ich werde Euch das junge Mädchen zuführen, das Ihr dann heirathet, wo und wann Ihr wollt.

Seyd Ihr einmal verheirathet, muß Malvoglio gute Miene zum bösen Spiele machen und Ihr habt die Freude, Euch über seine Wuth köstlich belustigen zu können."

„Vor dieser Wuth werde ich mich indeß auch zu fürchten haben," rief Sfacciati. „Malvoglio ist nicht der Mann, der einen solchen Schimpf ungerächt erduldet! Indeß will ich mich schon vor ihm sicher stellen!"

„Nun Signore, 300 Zechinen sind eine Kleinigkeit, gebt sie her, öffnet Eure Koffer oder mißtraut Ihr mir etwa noch?"

Sfacciati erhob sich, öffnete im nächsten Zimmer einen großen eisernen Koffer, nahm drei Rollen Gold heraus, und legte sie vor dem Abenteurer auf den Tisch.

„Nehmt, sprach er, und gesteht, daß ich großes Zutrauen zu Euch hege. Die Summe gehört eigentlich nicht einmal mir und . . ."

„Schon gut. Nun hab' ich die Waffen von Euch; meine Sache ist es nun, sie am besten anzuwenden. Ich gehe jetzt die Unternehmung zu beginnen, Ihr haltet Euch zur Abreise bereit."

„So sey's. Adieu, mein tapfrer Liebesbote."

„Adieu, Signor Sfacciati, seyd guter Hoffnung."

Mit diesen Worten entfernte sich Andreas und ließ den Edelmann in den schönsten Träumen von seinem bevorstehenden Glücke zurück.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Eine Stunde bei Alexander v. Humboldt

Herr Stephens, in Amerika allgemein unter dem Namen „der große Reisende" bekannt, welchen als Vicepräsidenten der Newyorker Ocean Steam Navigation Company die erste Reise des „Washington" im vorigen Sommer nach dem europäischen Continent führte, gibt in der Newyorker „Literary World" vom 2. Oktober, von welcher uns ein Probebogen zugeschickt worden ist, eine anziehende Schilderung von seiner Zusammenkunft mit dem „großen Reisenden" der alten Welt, mit Alexander v. Humboldt. Wir theilen dieselbe unsern Lesern in Folgendem mit:

Gegen Sonnenuntergang am 1. Juli fuhr ich in Berlin ein, durch das Brandenburger Thor mit dem Wagen der Siegesgöttin, an den stattlichen Häusern der breiten Lindenallee vorbei, über den Schloßplatz mit dem kolossalen Palaste und den anderen prächtigen Gebäuden, deren architektonischer Glanz in den Hauptstädten Europas seines Gleichen sucht, nach dem Hotel de Russie, wo ich es mir nach der Eisenbahnfahrt von Hamburg her bequem machte.

Ich war im „Washington", dem Pionier der bremisch-amerikanischen Steamer, herbeigekommen, und durchflog den europäischen Continent, um nach einem Paseo den Rhein entlang den rückkehrenden Steamer in Southampton wieder zu treffen. Ich hatte nur einen Tag für Berlin, und in Berlin nur einen Gegenstand, den ich vorzugsweise zu sehen wünschte, — und der war Humboldt. Die Stadt konnte ich einmal wieder besuchen, und ihre Baudenkmale waren ja bleibend; aber er konnte dann vielleicht nicht mehr seyn.

Früh am nächsten Morgen besuchte ich Herrn Donaldson, unsern Gesandten, und erfuhr von ihm zu meinem äußersten Bedauern, daß Humboldt beim Könige in Potsdam und wegen seiner schwachen Gesundheit nicht im Stande sei, Besuche anzunehmen. Glücklicherweise traf ich nachher Herrn von Rönne, ehemaligen preußischen Gesandten in den Vereinigten Staaten, welcher, als ich ihm zufällig von meiner Enttäuschung sagte, mir ins Wort fiel und mir versicherte, ich dürfe Berlin nicht verlassen, ohne Baron Humboldt gesehen zu haben. Zugleich sah er nach der Uhr, benachrichtigte meinen Bedienten, daß der Zug nach Potsdam um 12 Uhr abgehe, schrieb eilig einen Empfehlungsbrief nieder, und trieb mich, ohne mir Zeit zum Danken zu lassen, in meinen Wagen. Ein rascher Trab brachte mich noch zur rechten Zeit nach dem Bahnhofe; in drei Viertelstunden war ich in Potsdam, und ehe ich mich von meiner Ueberraschung erholen konnte, stand ich in Baron Humboldt's Wohnung, in einem Flügel des königlichen Schlosses, in dem einst der große Friedrich residirte. Hier ist er am Abende seines Lebens nach Jahren mühsamer Reisen, geistiger und körperlicher Anstrengungen der Gast und Freund seines Königs, eine Belohnung, welche für den Fürsten und den Unterthanen gleich ehrenvoll erscheint.

An dem Eingange zu seinen Gemächern ward ich abermals durch das bestimmte Wort des Bedienten, daß der Baron heute durchaus keine Besuche annehme, meiner Hoffnung beraubt; um indessen kein Mittel unversucht zu lassen, ließ ich meinen Empfehlungsbrief und meine Karte zurück und versprach um 2 Uhr wieder anzufragen. Bei meiner Rückkehr befreite mich der Ausdruck des Gesichts, mit welchem der Bediente mir die Thür öffnete, von aller Besorgniß. Er wieß mich in ein anstoßendes Zimmer, in welchem Baron Humboldt mir mit der schmeichelhaften Bewillkommnung entgegenkam, daß ich bei ihm keines Empfehlungsbriefes bedurft hätte. Ich hatte mir von seiner äußeren Erscheinung einen ganz falschen Begriff gemacht und war nicht wenig erstaunt, ihn vom Alter durchaus nicht niedergebeugt zu finden. Fast vor einem halben Jahrhundert hat er den ersten Platz im Reiche der Wissenschaften eingenommen, und seitdem gleichsam von einem Throne herab zugleich dem Gelehrten den Pfad der Forschung aufgehellt und den Knaben auf der Schulbank unterrichtet. Sein Name glänzt schon in den Geschichtsbüchern eines vergangenen Geschlechts, seine Herrschaft und sein Ruhm sind schon so alt, daß ich, bis ich ihn von Angesicht zu Angesicht sah, in ihm fast eine Gestalt der Geschichte erblickte, welche ganz der Vergangenheit angehört; und selbst jetzt noch, in der stillen Einsamkeit des Palastes, konnte ich nicht umhin, auf ihn als auf etwas Monumentales, dem die Nachwelt den Tribut ihres Ruhmes darbringt, hinzublicken.

Er ist jetzt nahe an achtzig, aber er sieht um mehrere Jahre jünger aus. Von Statur ist er eher unter der mittleren Größe als darüber, und von einem Körperbau, welcher ihn in seiner Jugend wahrscheinlich ausnehmend befähigte die Mühseligkeiten seiner schwierigen Reisen zu ertragen. Er trug einen einfachen schwarzen Anzug ohne allen Schmuck und ohne irgend ein Ordensband, und dieser Einfachheit entsprach auch die Ausstattung seiner Zimmer. Er litt noch von den Nachwehen eines Krankheitsanfalles, aber die Kraft und Elasticität seines Geistes war unverkümmert geblieben. Er sprach sehr fließend englisch, wenn auch mit einem fremden Accente, und der Ton seiner Unterhaltung erinnerte mich an Herrn Gallatin, welcher einer seiner alten Freunde ist und an den er mir Grüße auftrug. Humboldts Kopf könnte einem Kraneologen zum Studium dienen; sein Gesicht ist voll, und sein Auge ausgezeichnet durch Intelligenz und Leben.

Da die Ruinenstädte Amerikas der Anknüpfungspunkt für unsere Bekanntschaft waren, so bildeten sie natürlich den ersten Gegenstand des Gesprächs; da er aber von meiner Verbindung mit der Dampfbootlinie nach Bremen hörte, so sprach er seine Freude darüber aus, mich mit einem für Deutschland so interessanten Unternehmen identificirt zu sehen.

Er erklärte die Maßregel unserer Regierung, welche diese Linie ins Leben rief, für weise und staatsmännisch, da sie einem Handelsvolke, wie wir es sind, neue Verbindungen eröffnen und das Feld unsrer Unternehmungen bedeutend erweitern müsse. Er selbst fühlte das lebendigste Interesse für das Gelingen des Unternehmens, in der Ueberzeugung, daß ganz Deutschland einen möglichst directen Verkehr mit uns wünsche, daß dasselbe eine große Mannigfaltigkeit von Fabrikaten erzeuge, die mit Vortheil gegen die in Deutschland verbrachte große Masse unserer Stapelartikel ausgetauscht werden könnten, sobald dem häufigeren Verkehre eine genauere Kunde der gegenseitigen Hülfsquelle und Bedürfnisse gefolgt seyn werde; und daß zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten eine eifersüchtige Stimmung oder ein Anlaß zu Collisionen nie eintreten könne, sondern je näher wir mit einander in Verbindung treten, desto vortheilhafter werde es für beide Länder seyn. Er sprach viel von den großen deutschen Eisenbahnbauten, welche Rhein und Donau, Adria und Nordsee verbinden und sich mit Zweiglinien nach allen gewerbreichen Städten und Landschaften wie ein Netz über das ganze Land ausbreiten werden, dem Transporte der Waaren und Reisenden nach der Seeküste ungeahnte Erleichterung gewährend und diejenigen uns noch näher bringend, deren Blicke ohnehin durch Sympathie und Interesse vorzugsweise nach den Vereinigten Staaten gerichtet werden.

Obwohl ich wußte, daß Baron Humboldt Mitglied des Staatsrathes ist, so erwartete ich doch nicht, daß er in seinem hohen Alter und bei der Beschäftigung, welche er seinem großen Werke „Kosmos" widmet, der Politik einen großen Theil seiner Aufmerksamkeit schenken werde. Allein die politische Lage Preußens und der ganzen Welt schien der Gegenstand zu seyn, welcher ihn von allen am meisten fesselte. In der That war gerade der Augenblick ein bedeutungsvoller Wendepunkt in der preußischen Geschichte. Der langersehnte Landtag, welchem ganz Deutschland mit großer Spannung entgegengesehen hatte, war zwei Tage vor meiner Ankunft geschlossen worden; er hatte zum erstenmal die Abgeordneten des Landes in der Hauptstadt versammelt, und vor dem Ohre des Königs waren die Maßregeln seiner Regierung erörtert worden. Große Reformen waren zum Antrag gekommen und hatten eine kühne furchtlose Vertretung gefunden. Die Debatten waren veröffentlicht worden, und die Stimme einer freisinnigen Partei ward durch ganz Deutschland gehört.

Baron von Humboldt ist selbst ein Liberaler, voll fester Zuversicht zu dem Siege des Fortschritts und des Besserwerdens, ein bekannter und anerkannter Freund derjenigen großen politischen Partei, deren erhabenes Ziel das größte Glück der größten Anzahl, die Hebung der Massen, die Erhöhung der Summe menschlicher Wohlfahrt ist; und während er in der ganzen civilisirten Welt das „Maß des Ruhmes" als Reisender und Gelehrter ausgefüllt hat, wird er in Preußen außerdem als einer seiner weisesten und besten Staatsmänner angesehen.

Außerhalb Europa's schien Mexico ihn am meisten zu interessiren: er war voll von unserm mexicanischen Kriege; seine Augen waren auf General Taylor und die amerikanische Armee gerichtet. Er sagte, daß der König und dessen militärische Umgebungen auf einer seiner eigenen Landkarten dem Marsche unseres Heeres von Corpus Christi an nach Palo Alto und Resaca de la Palma, zur Erstürmung von Monterey und dem blutigen Kampfe von Buena Vista gefolgt seien. Sie hatten alle Schlachten Taylors mitgefochten und erwarteten nun mit Bezeichnung seiner Positionen auf der Karte neue Botschaft. In Preußen ist der Krieg eine Wissenschaft, aber preußische Generäle, darunter Veteranen, welche diese Wissenschaft auf den Schlachtfeldern Europa's studirt haben, bezeigen ihre Bewunderung der von General Taylor bei Buena Vista bethätigten Kühnheit und Geschicklichkeit, welche mit einer Handvoll regelmäßiger Truppen und einer geringen Anzahl ungeübter Freiwilliger nach dem mörderischen Feuer eines ganzen Tages eine vierfache Uebermacht in die Flucht schlug. Diese Bewunderung, sagte mir Humboldt, sprechen sie überall frei und unumwunden aus. Gegenüber der Bitterkeit und Schadenfreude der englischen Presse war es erfreulich, von solchen Lippen zu hören, daß die militärischen Führer einer militärischen Nation unseren Waffen solche Gerechtigkeit widerfahren lassen, während Humboldts Bemerkungen über General Taylors Depeschen und seine Haltung während des Krieges der Art waren, daß ein Amerikaner nicht ohne innern Stolz zuhören konnte.

Herr v. Humboldt sprach auch mit großem Lobe von Prescott's Werk über die Eroberung von Mexiko; er sagte, ich könne bei Gelegenheit jenem Herrn in seinem Namen es aussprechen, daß ihm kein lebender Geschichtschreiber, weder in Deutschland noch in England, gleichkomme.

Ich hatte mich fast eine Stunde ohne Unterbrechung mit Herrn v. Humboldt unterhalten, als der Bediente eintrat, um ihn zur königlichen Tafel abzurufen. Ehe ich mich beurlaubte, drang er in mich, noch einige Tage in Berlin zu bleiben, um noch mehrere Bekanntschaften zu machen, namentlich um einen ausgezeichneten Mann zu sehen, den ich nothwendig kennen lernen müsse, und an den er mir einige Zeilen mitgab. Die Umstände gestatteten mir nicht, diesen Brief abzugeben, aber ich hatte dafür die Genugthuung, das in deutscher Sprache mit fester, nachdrücklicher Hand geschriebene Billet als ein Autograph Humboldt's und als Erinnerung an eins meiner interessantesten Reiseerlebnisse mit nach Amerika bringen zu können. Wes.=Z.

---

## T a b l e t t e n.

⁂ Neueste Entdeckungen in Betreff der Römerbrücke zu Mainz. Durch den niederen Wasserstand des Rheins wurden jetzt wieder die Reste der alten römischen Brückenpfeiler der Schifffahrt gefährlich und man sieht daher seit mehreren Tagen Arbeiter beschäftigt, das Fahrwasser in der Mitte des Rheins für Schiffe zugänglicher zu machen. Gestern Abend brachten die Leute einen großen Quaderstein zu Tag, auf dem sich eine römische Inschrift befindet, die später durch den hiesigen Alterthumsverein enträthselt und bekannt gemacht werden soll. Außer dem fanden sich noch Nägel, Reste von Werkzeugen, große eiserne Pfahlspitzen (sogenannte Schuhe) u. m. a. Heute Morgen besuchte ich die betreffende Stelle, wo ich die vorerwähnte Inschrift abschrieb, deren Inhalt jedoch in keiner Beziehung zum Brückenbau steht. Am Bemerkenswerthesten erschien mir jedoch der Bau an sich. Das Fundament der Pfeiler ist durch eine doppelte Reihe von Pfählen, die mit eisernen Spitzen beschlagen sind, umzäumt; diese eingerammten Balken ragen kaum einen Schuh hoch über den Flußboden hervor. Im Innern dieses abgepfählten Raumes wurde auf das Flußbett selbst, ohne daß man in dieses einging, eine feste mit kleinen Steinen gemischte Mörtelschichte gelegt, worauf eine zweite Schichte durch irgend ein Segment gebundener, größerer Steine gelagert wurde und darauf endlich die regelmäßig behauenen Sandsteinquadern, womit der Pfeiler zu Tag ging.

Merkwürdig bei dieser Bauart ist der Umstand, daß weder Zeit, Eisgang und der Strom selbst im Stande waren, das Fundament zu untergraben, noch den Pfeiler zu verrücken, da das Bette des Rheins hier nur aus Kieslagen besteht, und jeder natürlichen Felsunterlage zu entbehren scheint. Untersuchungen mit dem Erdbohrer werden darüber Aufschluß geben. Für den Freund der Geschichte ist es von Interesse, etwas Näheres über diesen alten Brückenbau zu vernehmen und sieht daher gespannt den weiteren Ergebnissen entgegen. Bckr.

*** Nach der neuesten Volkszählung hatte der preußische Staat Ende 1846 16,112,948 Einwohner, mit Ausschluß von Neuenburg und Valengin, welches 68,247 Menschen zählt, so daß mit Einschluß desselben 16,181,195 Menschen als Einwohnerzahl des gesammten preußischen Staats sich berechnen. Es sind 1844 geboren 623,191, gestorben 403,842, Ueberschuß 219,349; 1845 geboren 647,369, gestorben 433,065, Ueberschuß 214,304; 1846 geboren 626,424, gestorben 473,149, Ueberschuß 153,275; Summe des Ueberschusses 586,928, Differenz der Bevölkerung von 1843 zu 1846 641,864. Die Volkszahl in den zwölf bedeutendsten Städten der Monarchie war: 1) Berlin zu Ende 1843 353,149, zu Ende 1846 408,502; 2) Breslau 1843 103,204 1846 112,194; 3) Köln mit Deuz 1843 88,130, 1846 95,202; 4) Königsberg in Pr. 1843 72,336, 1846 75,234; 5) Danzig 1843 64,926, 1846 66,827; 6) Magdeburg ohne Neustadt und Sudenburg 1843 52,984, 1846 55,816; 7) Aachen 1843 44,585, 1846 68,557; 8) Stettin 1843 41,573, 1846 45,807; 9) Posen 1843 40,209, 1846 43,058; 10) Potsdam 1843 37,549, 1846 39,551; 11) Elberfeld 1843 34,956, 1846 38,249; 12) Barmen 1843 32,984, 1846 34,932; Summa 1843 968,585, 1846 1,063,929. In den übrigen 968 Städten 1843 3,294,123, 1846 3,445,036; überhaupt in sämmtlichen Städten 1843 4,262,708, 1846 4,507,965; hierzu das platte Land 1843 11,208,376, 1846 11,603,983; Summa wie vorhin 1843 15,471,084, 1846 16,112,948. Berlin ist seit drei Jahren um 15 bis 16 Procent (55,353) gestiegen; man kann im Durchschnitt rechnen, daß die Stadt jährlich jetzt um 17,000 Menschen mindestens wächst, von denen nur 3—4000 auf Ueberschuß der Geburten zu rechnen ist.

*** Tod des Zigeunerkönigs. Seine Majestät Will Faa, der König der Zigeuner, ist im 96. Jahre seines Alters in Kirk Yetholm (Schottland) vorige Woche mit Tode abgegangen. Er war der älteste König von ganz Europa. Ein Correspondent „Daily News" bemerkt, daß Seine Majestät seine Krone ziemlich ungeschwächt und unentehrt getragen, da er während seines ganzen langen Lebens nicht ein einziges Mal, so viel man wisse, eingesperrt oder zur Tretmühle verurtheilt worden sey. Er ist der letzte seines Stammes gewesen und sein Nachfolger, Blyth, der nach ihm das Scepter führt, soll nicht ganz königliches Blut in seinen Adern, sondern eine nicht unbeträchtliche illegitime Beimischung haben.

*** Ein Barbier in einem kleinen französischen Landstädtchen hat eine ganz neue Kunst erfunden, seine Kunden zu bedienen. Er hält sich eine Boutique, in der ein Lehrbube das Geschäft des Bartabnehmens besorgt. Kommt nun ein Kunde, so schlüpft unser Meister zu einer Hinterthüre hinaus, während der Lehrjunge den Bart einseift. Bis das Kinn glatt geschoren ist, hat der flinke Meister im Hause des unter dem Messer seines Gesellen Stöhnenden weggeputzt, was ihm unter die Hände kommt, so daß jener, wenn er in seine Wohnung zurückkehrt, unwillkürlich nach dem Bart greift, um zu fühlen, ob ihm dieser nicht etwa auch gestohlen ist. Und richtig, der Bart ist fort und die Kasse ist leer. Ein entdeckter Diebstahl von 250 Francs hat diese sonderbare Kunst, die Leute zugleich mit dem Messer und über den Löffel zu barbieren, an's Tageslicht gebracht, und Meister und Geselle sehen ihrer wohlverdienten Strafe entgegen.

---

## Literatur- und Kunstnotizen.

• Darmstadt. Der ausgezeichnete Contrebassist, Großh. Kammermusikus August Müller ist seit einiger Zeit von seiner Kunstreise aus Rußland nach Darmstadt zurückgekehrt. Sowohl in Folge der Concerte, die er in Petersburg, Moskau, Riga u. a. O. mit großem Beifall gegeben, als in Folge der Anerkennung, seine Riesengeige in so hohem Grade ausgebildet zu haben, sind ihm ehrenvolle Anträge zu einem Engagement in Petersburg gemacht worden. Nach den bekannten Gesinnungen des Künstlers darf man aber erwarten, daß er diesem Antrage keine Folge leisten, und seine Wirksamkeit ferner seinem deutschen Vaterlande widmen werde. Auch würde es sehr zu bedauern seyn, einen Mann wie Müller, der nicht allein als Tonkünstler so allgemein geschätzt ist, für immer aus unserer Mitte zu verlieren.

— Am Schluß seiner Kritik über die neuliche Darstellung der „Regimentstochter" durch Fräulein Jenny Lind in Berlin sagt Rötscher: „Man fühle sich wieder von der Gewalt eines in sich geschlossenen und gesättigten Lebens berührt, in welchem alle kleinen Künste der Wahrheit gewichen waren, und Alles aus dem Abgrund der Seele hervordrang, die diese Gestalt angeschaut und nach einem geheimnißvollen Gesetz echter Künstler Naturen zu einem vollen Menschenleben hatte erwachsen lassen. Die glänzende und in ihrer Begeisterung sich immer steigendere Versammlung legte unwillkürlich das Bekenntniß ab, daß hier etwas hervorgebracht wurde, woran nicht ein fertiger Maßstab anzulegen, sondern wodurch selbst erst der höchste Maßstab geschaffen worden sey. In allen Künsten erweitert das Genie die Gesichtspunkte und die Bahnen, und gibt der Kritik zugleich den Impuls, sich zu der neu gewonnenen Ansicht zu erheben, um das Neue im Zusammenhange und in dem Reichthum seiner Unterschiede zu begreifen."

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 25. October. (Neu einstudirt) Christophe und Renata, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 2 Abtheil.; frei nach Auvray von Carl Blum. — Hierauf: Der Schauspieldirector, komische Operette in 1 Akt von H. Schneider. Musik von W. A. Mozart.

Dienstag, den 26. October. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Sohn des Fürsten, Trauerspiel in 5 Akten von Julius Mosen.

Mittwoch, den 27. October. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim. — Die Vorstellung findet unter dessen persönlicher Leitung statt.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 296.** Mittwoch, den 27. October **1847.**

## * Der neue Bravo.

(Fortsetzung.)

Wir führen den Leser in die Wohnung des Signor Malvoglio. In einem großen Zimmer, dessen Thüren immer geöffnet waren, saß der mißtrauische Hausherr, auf Alles Achtung gebend, was um ihn her vorging. Mit Briefschreiben, Rechnungen und Goldzählen beschäftigt, überwachte er dennoch die geringsten Bewegungen seiner Nichte. Verschieden von andern Vormündern, war er nur halbgeizig und es mißfiel ihm nicht, das gute Kind geschmückt zu sehen. Seit der Abreise von Neapel war er die Aufmerksamkeit selbst. Die kleinste Kleinigkeit weckte seinen Argwohn und in jedem schwarzen Hute eines Mannes erblickte er den furchtbaren Andreas.

Eben ertönte der Hammer an der Hausthüre. Ein alter schwarzgekleideter Diener trat ein und fragte:

„Signor, darf ich öffnen?"

„Wer klopft, Dardinelli? Hast Du gesehen?"

„Ja, Signor, ein alter gebückter Jude, er hat einen kleinen Koffer bei sich."

„Frage ihn, was er wolle, und im Fall er gute Absichten hat, so laß ihn eintreten."

Nach einigen Augenblicken trat der Jude, von dem Diener geführt, in das Gemach. Er war orientalisch gekleidet: ein einfacher Turban bedeckte sein Haupt, ein langer weißer Bart fiel auf den grünseidenen Kaftan nieder und reichte ihm bis an den Gürtel. Malvoglio betrachtete ihn mit mißtrauischen und scharfen Blicken, doch dieser bestand die Prüfung, ohne eine Miene zu verziehen.

„Wer seyd Ihr und was wollt Ihr?" fragte ihn Malvoglio etwas barsch.

„Gnädiger Herr," antwortete der Jude, nachdem er sich hundertmal verbeugt hatte, „ich bin, Ihnen zu dienen, Isaak Bernetti von Livorno. Seit 50 Jahren führe ich einen kleinen Juwelenhandel und schmeichle mir..."

„Was geht mich das an?" unterbrach ihn Malvoglio, „ich brauche nichts von Eurer Waare."

„Excellenz werden mir verzeihen, ich wollte Euch nur Gelegenheit darbieten, Eurer schönen, jungen Gemahlin ein Geschenk zu machen."

Geschmeichelt durch den Irrthum des Juden erheiterten sich des alten Edelmanns Züge ein wenig.

„Es ist wahr," sagte er, „die Frauen haben nie genug solcher kostbaren Spielereien; aber ein weiser Vormund, ein weiser Gemahl muß solchen Luxus zu hemmen suchen."

„Excellenz haben vollkommen recht, es ist nicht klug, alle Launen der Damen zu befriedigen; aber hier könnt Ihr eine Ausnahme machen und Eure Galanterie doch ein wenig zeigen. Ich kaufte diese Steine von einem meiner Freunde, einem Türken. Er enterte vor einem Monat in den Gewässern von Candia ein genuesisches Schiff und hier hab' ich einige Juwelen, die ihm dabei zugefallen sind. Habt die Güte, sie zu betrachten. Welches Feuer in diesen Rubinen! Wie rein das Wasser dieser Diamanten! Der Türke hat einen solchen Ueberfluß, daß er sie höchst billig verkauft."

„Wie viel verlangt Ihr denn?"

Isaac verlangte eine sehr kleine Summe und Malvoglio freute sich, für solchen Preis sich galant zeigen zu können. Dennoch versuchte er mit dem Juden zu markten; worauf dieser aber ein solches Geschrei erhob, daß Beatrice, durch den Lärm neugierig gemacht, plötzlich erschien und ausrief:

„Was gibts denn, mein lieber Oheim?... Mein Gott! Welch' reiche Wahl von Juwelen! Und wie schön! Eine Herzogin dürfte sich nicht deren schämen."

„Mein Kind, Du sollst diese Herzogin seyn."

„Ich!" stammelte Beatrice vor Freude erröthend, „ich würde es nicht wagen."

„Wenn ich Dich darum bitte?..."

„Wenn Ihr mich darum bittet, mein Oheim, so muß ich wohl gehorchen."

Schon bei Beatricen's Eintritt hatte der Jude eine große Bewegung empfunden und konnte nur mit Mühe seine Unruhe verbergen. Seine Blicke ruhten fest auf der jungen schönen Venetianerin; er vergaß sich ganz und dachte gar nicht mehr an die Gegenwart Malvoglio's. Dieser hingegen wollte dem Auftritt ein Ende machen und sagte daher ziemlich barsch:

„Hier, Isaak, nehmt Euer Geld und macht daß Ihr fortkommt."

Der Jude schien indeß nicht aufgelegt zu seyn, diesem Befehl schnelle Folge zu leisten. Er zählte die Summe und zählte sie wieder, trotz der Zeichen der Ungeduld, die Malvoglio gab. Er suchte einen Vorwand, um noch zu bleiben und Beatrice verschaffte ihm denselben ganz unschuldiger Weise.

„Ach!" rief sie aus, es gelingt mir nicht, dieses Armband zu befestigen."

„Nichts leichter als das, Signora," entgegnete der Jude; „es befindet sich eine Feder daran, die ich Euch zeigen will."

Und ohne Malvoglio's Erlaubniß abzuwarten, schloß er das Bracelet an Beatricens Arm. In demselben Augenblick glitt ein kleines Briefchen von sehr feinem Papier in des Mädchens Hand.

Wer ist nicht gerne bereit, einen Tyrannen zu hintergehen?

Beatrice dachte gleich daran, daß der Jude ein Liebes-

bote sey und die Juwelen ihm nur zum Vorwande dienten. Sie verzog keine Miene und barg das Billet schnell an einem sichern Ort.

Alles dieß geschah mit Blitzesschnelle. Malvoglio begann indeß immer ungeduldiger zu werden und konnte kaum erwarten, bis sich der Jude entfernte.

„Diese Ungläubigen," sagte er hierauf, nachdem sich die Thüre hinter Isaak geschlossen hatte, „besitzen die Kunst, sich in alle vornehmen Häuser einzudrängen. Es war dumm, daß ich ihn einließ. Wer weiß, ob er die Juwelen nicht gestohlen hat?... Nun, geh jetzt in Dein Zimmer," fügte er nach einer Pause hinzu, „und nimm den Schmuck mit Dir."

(Fortsetzung folgt.)

## *Literaturbericht.

### Rheinisches Taschenbuch für 1848.

Es gab eine Zeit, wo die Musenalmanache sich eines unmittelbaren Einflusses auf Literatur und Geschichte erfreuten. Anfänglich dienten sie dazu, die Tageslyrik, das Erzeugniß eines glücklichen Momentes, möglichst rasch in Umlauf zu bringen. So rief der Hainbund 1770 durch Gotter und Boje den ersten (Göttinger) Musenalmanach, 1777 durch Voß den zweiten (Hamburgischen) Musenalmanach in's Leben. Beide wurden mit Theilnahme aufgenommen; eigentlichen Furor erregte indessen erst der von Schiller und Göthe in den Jahren 1796—1801 herausgegebene Musenalmanach, in welchem die vorzüglichsten Produkte der Glanzperiode unsrer Literatur, unter anderm auch die Schiller-Göthe'schen „Xenien" veröffentlicht wurden. Fast gleichzeitig mit diesem erschien der von Girtanner herausgegebene „Revolutionskalender", der sich, wie schon sein Name sagt, direct an die damals so bewegte Geschichte anschloß, lange Zeit als Autorität geschätzt wurde, und heute noch als reiche Quelle geschichtlicher Anekdoten Beachtung verdient. 1803 verflachte er sich merklich als „Friedensalmanach", und verschied am Typhus der Zeit. Ein ähnliches Schicksal hatte ja auch die Literatur, und mit ihr das Organ ihrer Bestrebungen, der Almanach, der seit dem Aufhören des Schiller-Göthe'schen zu keiner Kraft mehr gedeihen wollte. Indessen sind die Bestrebungen der beiden Schlegel, Tieck's, Chamisso's, G. Schwab's und Kind's nennenswerth. Zum Erlanger Almanach scheint Rückert, im Dienste einer buchhändlerischen Spekulation, nur den Namen geliehen zu haben; wenigstens ist er ohne das geringste Criterium edirt. Je mehr Matadoren der Literatur starben, und leider nicht ersetzt wurden, je mehr Richtungen in der Poesie entstanden, je mehr der Same der Kunst sich über das ganze Vaterland ausbreitete, ohne auf irgend einem Punkte sich nachhaltig zu concentriren, um so schwieriger, um so bedenklicher ward die Stellung des Almanachs, der sich denn auch zu guter Letzt dienstwillig dem Geschmack des Salons bequemte, und nur noch auf eine reiche Ausstattung und bunten Inhalt bedacht war. Es muß ehrend anerkannt werden, daß das „Rheinische Taschenbuch" seit 7 Jahren, seit Dräxler-Manfred die Redaction desselben übernahm, einen Weg eingeschlagen hat, der ihm erlaubt, zugleich gegen die Forderungen der Zeit nachgiebig zu seyn, und Angesichts der Kritik als jährlich wiederkehrender Miniatur-Repräsentant deutscher Bestrebungen in Literatur und Kunst zu gelten. Dasselbe zerfällt nämlich in 3 Abtheilungen:

Die erste führt den Namen „Miniatursalon", und begreift eine Sammlung von Stahlstichen nach berühmten Gemälden lebender deutscher Maler mit jedesmaliger Beigabe eines Portraits. So ist eine kleine Walhalla entstanden, die Veit, Schadow, Overbeck, Cornelius, Lessing, Steinle zu ihren Mitgliedern zählt, und denen sich im Jahrgang 1848 das wohlgetroffene und von Schleich meisterhaft ausgeführte Brustbild Kaulbach's gesellte. Die Erläuterungen zu den Stahlstichen, so wie die Biographien zu den Portraits sind von Dr. H. Weismann, und verdienen schon ob Ihrer fleißigen Ausführung alle Anerkennung. Außer den obgenannten Matadoren haben, einige unbedeutende abgerechnet, hauptsächlich Bilder von Becker, Begas, Bendemann, Bouterweck, Dielmann, v. d. Embde, Engel, Foltz, Hanson, Herrlich, Jacobs, Kirner, Leutze, Oppenheim, Billiet, Riedel, Ruben, Schnorr, Schwind, Sohn und Steinbrück Berücksichtigung gefunden. So bildet der Jahrgang 1848 in bunter Reihenfolge zuerst das mittlere jener drei berühmten Bilder, die Kaulbach aus Wieland's Musarion in den königlichen Gemächern ausführte. Es ist die Scene gewählt, wo der vor der Welt in die Einsamkeit flüchtende Philosoph Phanias den verführerischen Anblick der unerwartet nachgefolgten Geliebten zu vermeiden sucht, aber von einem Amor mit Rosenketten festgehalten, von einem andern mit der Liebeswaffe bittend zurückgedrängt wird. Sodann ein Bild der strengeren Schule, eine Madonna mit dem Jesuskinde von Steinle; und darauf wieder ein Becker'sches Genre-Bild aus dem Bauern-Leben: „der Sonntagsmorgen auf dem Lande." Diese drei Stiche stehen mit Recht als die werthvollsten den übrigen voran, unter denen wir vorzugsweise Sabine Erwin von M. v. Schwind, den kleinen Pfeifenschneider von v. d. Embde, und nächst diesen die Großmutter mit ihren Enkeln von Dielmann, und Elisabeth's Abschied von Sir Walter Raleigh von Leutze namhaft machen.

Die zweite Abtheilung besteht aus deutschen Originalnovellen, und verdankt ihre hauptsächlichsten Beiträge: L. Bechstein, E. Duller, F. Gerstäcker, W. O. v. Horn, Betty Paoli, J. Rank, H. Smidt, A. v. Sternberg, Ad. Stifter, H. Zschokke. Das diesjährige Taschenbuch ist in dieser Abtheilung nicht so durchgängig gediegen, wie die früheren. — „Blaue Blumen" von Julie v. Großmann, und „Musikalische Orthodoxie" von Johanna Kinkel leiden an der Weichheit ihres Geschlechtes. Die „Freitagsgesellschaft" von Eulogius Ernst ist ein glücklicher Stoff, der auch mit vieler Laune und dabei rasch durchgeführt ist, aber häufig an Zschokke erinnert. Voller naturwüchsiger Kraft, und ebenso künstlerisch durchdacht, ist dagegen Bechstein's „Jägerzauber", eine Thüringer Waldgeschichte. Hier tritt einem, durch interessante Einkleidung gehoben, ein ächtes Stück unsres festen, körnigen Volkslebens in stark markirten Charakteren entgegen. Es wäre zu wünschen, daß B. im nächsten Jahrgang die fernern Schicksale des Wildschützen Heinz Fuld mittheile. Gleich angenehm liest sich Gerstäcker's Beitrag: „Schwarz und Weiß." Eine Novelle aus dem Farmerleben Missouri's. Ob Gerstäcker den Namen eines zweiten Cooper verdient, mag dahin gestellt seyn; aber das ist wahr, daß er kein Nachahmer desselben ist, sondern überall vom Gesichtspunkt eines deutschen Einwanderers beobachtet, und nichts mittheilt, was er nicht eigner Anschauung verdankt.

Die 3te Abtheilung endlich ist der Rheinische Dichter-Salon, in welchen diesmal 2 liebwerthe Gäste eingeführt werden; einmal F. Rückert, der mit frischen Klängen eines neuen Liebesfrühlings seine eigne silberne Hochzeit feiert,

und die nunmehr 25 Jahre lang in treuer Ausdauer mit ihm verbundene Luise noch einmal in den Spiegel seiner Jugendlieder blicken läßt, aus dem ihr Bild ewig jung und schön zurückstrahlt, in den Spiegel seines eignen Herzens, dessen wahre Leidenschaft nie altert. Sodann H. Zschokke, der ein poetisches Lebensresümé, eine versifizirte Selbstschau, ein „Büschel Feldblumen, wie sie ihm an seinen Wegen links und rechts erblühten, in treuer Reihenfolge vom 18ten bis 70ten Lebensjahre" darbietet. Dann aber folgen in alphabetischer Ordnung die Rheinischen Poeten. Voran, nicht bloß des Alters oder Alphabetes wegen, der treue Eckart der Nation, der alte Arndt. Er, der von Kindheit an in jedem Morgen ein aufgehendes Licht, in jedem Lenz eine neugeborne Natur begrüßte, hat auch für den Lenz 1848 wieder 3 Blätter voll geschrieben: „Waldgruß" und „Gespräch mit der Nachtigall." Später folgt mit einem Kinderliedchen voller Geist und Humor Hoffmann v. Fallersleben, dessen paradore Aufgabe es zu sein scheint, die Unmündigen, die er mit Wiegenliedern eingelullt hat, später, so sie groß geworden, durch das grelle Signal seiner Partei aus ihrer Apathie aufzuscheuchen. Auch K. Simrock hat wieder eine recht nahrhafte Wurzel vaterländischer Geschichte ausgegraben, und in rasche Reime eingekleidet. Ferner Gottfried Kinkel „an meinen Jungen." Den ersten Sprößling eines Dichterpaares besingt er mit gewohnter poetischer Derbheit:

„Nun hinweg mit allem Harme —
Liegt mir doch ein Bub' im Arme."

Außer diesen sind noch nennenswerth Jul. Dresel, H. Kurz, Fed. Löwe, Wolfg. Müller, Fr. Otte, G. Pfarrius, H. Rustige, Ad. und Aug. Stöber, Adelh. von Stolterfoth und der durch seinen Struwwelpeter in die Literatur ziemlich originell eingeführte Humorist H. Hoffmann. Schmerzlich vermissen wir Freiligrath, der sonst selten fehlt.

Aus dieser weniger erörternden als darstellenden Abhandlung mag der freundliche Leser ersehen, in wie weit Referent zum Ausspruch berechtigt war, das „Rheinische Taschenbuch" habe vor vielen andern die schwierige Aufgabe der heutigen Almanach-Literatur mit glücklichem Erfolg in's Auge gefaßt.

## Tabletten.

*** Canibalismus einiger Betschuanastämme in Südafrika. Das Journal der evangelischen Mission von Paris (Nr. 6 u. 7) berichtet über einen Stamm, Bassutos, der erst in neuerer Zeit zu völligen Menschenfressern geworden ist, wie es scheint namentlich durch die Noth gezwungen. Die Missionäre sollen einigermaßen Abhülfe getroffen haben.

*** Folgendes ist die statistische Uebersicht der Champagnerproduktion im Departement Marne vom 1. April 1846 bis zum 1. April 1847. Aus Chalons wurden versandt: 2,497,355 Flaschen; aus Epernay, 2,187,533; aus Reims, 4,980,577; im Ganzen 8,775,483 Flaschen. England und Rußland beziehen den meisten Champagner; aber auch die Chinesen und Perser finden Geschmack daran, und auf den Inseln des stillen Oceans knallt mancher Champagnerpfropfen.

*** Am 17. d. M. wollte der Luftschiffer Godard zu Lille eine Luftfahrt unternehmen und zwar mit einem Ballon von Papier, an dem unten statt der Gondel ein gewöhnliches Brett befestigt war. Als er sich erhob, entströmte schon das Gas verschiedenen Ritzen, doch stieg der Ballon bis zur Haushöhe, wo er unglücklicher Weise an einem Schornstein hängen blieb. Ueber den Anstrengungen, loszukommen, schwankte er beständig hin und her und schleifte dabei den unglücklichen Luftschiffer längs des Daches hin, der einige bedeutende Verletzungen am Kopfe davon trug. Nur der äußersten Kraftanstrengung Godard's gelang es endlich, sich an einem Speicherfenster anzuklammern, wo man ihn später von dem gefährlichen Brett befreien konnte, auf das er sich angebunden hatte. Die Angst des Publikums, das diesem furchtbaren Schauspiel beiwohnte, war unbeschreiblich; die Männer schrien, die Damen fielen in Ohnmacht, und der Tumult endete erst mit der gewissen Rettung des verwegenen Luftschiffers, der wohl schwerlich wieder mit einem papierenen Ballon aufsteigen wird.

## * Mozart's Requiem.

Schwarz die Nacht! — Indeß mit stillem Schmerze
Deckt des Meisters Seele schwärz're Nacht,
Der beim matten Schimmer einer Kerze
Einsam im Gemache sitzt und wacht.
Manches Werk von ihm ist aufgeschlagen,
Abgelauscht der Engel Harfenklang;
Das nicht wird der Erde Zeit zernagen,
Weil es einer Ewigkeit entsprang.

Doch der Meister sieht schon nahe liegen
Seines Grabes grün bekränztes Thor;
Und sich d'ran der Hügel Frieden schmiegen,
Und es tönt durch ihn der Leichenchor:
Tröstend, wie die Trauerweiden flüstern,
Ernst, dem Gruß der Kirchhofsstille gleich;
Also haucht er ein des Liedes düstern
Anfangsworten Trost und Ernst zugleich:
Requiem aeternam dona eis!

Ruhe Allen! Und auch denen Frieden,
Die sich lebend Frieden nicht gekannt!
Laßt des Kampfes Lorbeern unentschieden,
Schließt den großen Waffenstillestand!
Eure Rechte wird des Richters Wage
Wägen in den Schranken des Gerichts,
Wenn dereinst an jenem Schreckenstage
Euch das Leben wiederkehrt zum Nichts!
Dies irae, dies illa!
Quantus tremor est futurus!
Quando judex est venturus!

Schau, wie sich die Todten schon erheben,
Langsam auf im weißen Sterbgewand! —
Und den Meister faßt ein heißes Beben,
Und die Feder zittert in der Hand;
Denn er lauscht, wie rings der Schrecken wallet,
Zu des großen Richters Wolkenthron.
Und in seinem Lied dazwischen schallet
Schmetternd, horch! der Tuba Wunderton:
Tuba mirum spargens sonum,
Per sepulcra regionum
Coget omnes ante thronum!

Was verborgen, wird im Licht sich zeigen,
Wehe, wer des Fehles sich bewußt! —
Und den Meister hört man niedersteigen
In die tiefsten Falten seiner Brust;
Ach, er merkt nicht, wie vom Thurme klagend
Ihm des Lebens letzte Stunde tönt,
Bis er unbewußt im Lied verzagend
Gnade! Gnade rufend, aufwärts stöhnt:
Ingemisco tanquam reus
Supplicanti parce Deus!

Und auf einmal, horch, welch' leises Klingen!
Welch' melodisch himmlisch schöner Chor?
Deutlich hört der Meister Lieder singen,
Die nur ferne sonst vernahm sein Ohr!
Aufwärts treibt es ihn zum Sängerbunde!
Schau', der Athem stockt! Das Herz, es bricht,
Nur ein Wort noch tönt vom bleichen Munde,
Spricht aus dem verklärten Angesicht:
Domine!

---

Morgen war's, durch dunkelgrüne Schleier,
Stahl der Tag sich in das Schlafgemach;
Still noch glimmt der Kerze Todtenfeier,
Dort die Geige an der Wand zerbrach;
Hier die Feder ist herabgefallen,
Unvollendet ist die Partitur!
Leise Tritte zum Gemache wallen,
Leises Flüstern durch die Todtenflur.

Heinrich Dippel.

---

## Literatur- und Kunstnotizen.

* Die so eben im Druck erschienenen „Aufzeichnungen des Grafen Friedrich Wilhelm von Bismark" und die von Freifrau von Dalberg herausgegebene Schrift unter dem Titel „Aus dem Leben einer deutschen Fürstin," laufen als ergänzende, mitunter wohl aus derselben Feder geflossene Theile neben einander her, von denen der eine die napoleonischen Kriegs- und Weltereignisse darstellt, welchen Graf Bismark als Zeitgenosse beiwohnte, der zweite Theil aber die anspruchlose Liebes- und Lebensgeschichte der Prinzessin Auguste Amalie zu Nassau Usingen, Gemahlin des Grafen, enthält. Im ersten Werke finden sich aphoristische, chronologisch geordnete Darstellungen der Epoche, von 1809 bis zum zweiten Pariser frieden. Lassen wir hier das, was der Verfasser als Reiterei-Officier und berühmter Schriftsteller über diese Waffe vom technischen Standpunkte beiträgt, bei Seite, so zeigt das Ganze nichts, was nicht schon aus andern Schriften bekannt geworden wäre. Bemerkenswerth aber macht sich das Streben, über all die hervorragenden Persönlichkeiten und ihren Einfluß auf die Begebenheiten zu markiren, die Heroen-Größe Napoleons in allen Lagen anzuerkennen, über die Täuschungen eines damals unter liberalen Ideen und schwärmerischen Träumen sich erstreckenden Ehrgeizes aufzuklären, und durch das Ganze zieht sich ein ächter, deutscher Sinn, welcher nicht verschmerzen kann, daß man die von Frankreich an sich gerissenen altdeutschen Rheinprovinzen wieder zu erhalten, unter der Hand sich hat entziehen lassen. Diesen politischen Scenen gegenüber erscheinen die Schilderungen aus dem Leben einer deutschen Fürstin um so einfacher, stiller und natürlicher; ein inniges, der Jugend volles Gemüth, eine durchaus ritterlich sich zeigende Gesinnung, ein freundlicher, heiterer, dem Umgang und gebildeten Umgangsformen holder Geist, das Sehnen und Hoffen einer die Standesvorurtheile durchbrechenden Liebe tritt uns entgegen, und wenn hier die Darstellung oft zu weitläufig wird, sich in Kleinigkeiten und unwesentlichen Umständen verliert, ja wenn Verhältnisse vorgeführt werden, welche besser vielleicht verschwiegen geblieben wären, so geschieht dies doch nicht anders als mit zarter Hand und mit treuem Bewußtseyn. Wer aber wollte es der Liebe verargen, daß sie mit Selbstgefühl auftritt und in ihrem Reiche ebenso unumschränkt herrschen will wie andere Gewalten in anderen Kreisen? H.

— Man hat in Warwickshire einige höchst interessante, Shakespeare und seine Familie betreffende Documente aufgefunden. Aus denselben geht unter anderm auch hervor, daß Shakespeare, als er sich nach Stratford on Avon zurückzog, mit Steinen und Getreide handelte.

* Die indische Dichtung „Nal und Damajanti", die Bopp und nächst ihm Kosegarten in die deutsche Literatur einführten, und die durch Rückert's poetische Bearbeitung unsrer Anschauungsweise zugänglich, unsrer Zunge mundgerecht wurde, hat in einem Tübinger Privatdocenten E. Meier einen andern Uebersetzer gefunden, der sich der Nibelungenstrophe zur Verdeutschung bedient, und in seiner Vorrede mit Bezug hierauf diverse boshafte Seitenhiebe den altdeutschen Reimpaaren Rückert's austheilt. Er nennt dieselben „moderne Knittelverse", und meint, die Odyssee von Rückert übersetzt, müsse etwa so lauten:

O Muse, thu' mir vermelden
Die Thaten des listigen Helden,
Der, seit er verheert die heilige Troja,
Herumgeirrt auf der Erd', allwo ja
Er kennen lernen thät inmitten
Vieler Städt', auch ihre Sitten,
Und auf dem Meere unsäglichen Herzschmerz gelitten,
Um sich zu bereiten die Leib-Lebenrettung
Und seinen Gefährten die Heimathhaus-Ruhebettung,
Obwohl sie die Rückkehr
Und ihre Glückkehr
Trotz seiner Bemühung nicht erwarben,
Indem sie durch eigene Schuld verdarben
Und starben.

Für einen „Witz" ist das zu geistlos, für ein kritisches Urtheil zu leicht. Im Uebrigen scheint es überflüssig, Herrn E. Meier zu beweisen, daß er weder als Sprachmeister, noch als Poet sein Vorbild erreicht. Sl.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 26. October. (Zum Erstenmale wiederholt): Der Sohn des Fürsten, Trauerspiel in 5 Akten von Julius Mosen.

Mittwoch, den 27. October. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 297.** Donnerstag, den 28. October **1847.**

## * Der neue Bravo.

(Fortsetzung.)

Beatrice ließ sich dieß nicht zweimal sagen. Als sie allein war, erbrach sie den Brief und las Folgendes:

„Reizende Beatrice!

Ein Mann, der Euch zärtlich liebt und sich glücklich schätzen würde, wenn er Euch sein Leben aufopfern könnte, sieht Euch mit Unwillen in der Gewalt eines alten eifersüchtigen und widerwärtigen Graukopfs; der Euch seine Hand geben und Euch dadurch eine schreckliche Zukunft bereiten will. Malvoglio soll jedoch die Freude nicht haben, einen solchen Engel zu heirathen, es wäre eine Verbindung wie zwischen Ente und Taube. Theuerste innigst geliebte Beatrice, gebietet daher und ein einziges Zeichen reicht hin, denjenigen zu Euern Füßen zu legen und Euch zu befreien, der Euch mehr liebt, als es in seiner Macht liegt, auszusprechen."

„Beredet Euern Vormund, morgen Abend, sobald es dunkel wird, mit Euch eine Gondelfahrt in den großen Kanal zu machen."

„Derjenige, dem Ihr über Alles theuer seyd, wird dort seyn. Das Weitere überlasset dem Himmel, der alle Liebenden beschützt."

Es ist unnöthig zu sagen, mit welcher Bewegung Beatrice diese Zeilen las und wieder las. Wer konnte der Schreiber derselben seyn? Vielleicht jener Unbekannte von Neapel?"

Ein Augenblick, und dieser Gedanke war ihr fast zur Gewißheit geworden.

Sie zitterte, wenn sie an die Folgen eines solchen Abenteuers dachte, und doch haßte sie ihren Vormund von ganzem Herzen. Wie sollte sie es angreifen, um Malvoglio zu einer Wasserfahrt zu bewegen?

Bald war ihr Entschluß gefaßt.

Beim Abendessen schien sie sehr traurig und Malvoglio, der dieß bemerkte, fragte sie etwas unruhig:

„Was hast Du mein Kind? was ist Dir?"

„Mir? gar nichts, Signor."

„Ich täusche mich nicht. Diese Seufzer, diese niedergeschlagenen Augen, sie beweisen einen Kummer. Appetit hast Du auch keinen ...."

„Den hab' ich ja niemals ...."

„Du wirst Dich doch über mich nicht zu beklagen haben. Mit dem neuen Brillantenschmuck, den ich Dir gekauft, verdunkelst Du alle Schönen von Venedig."

„Was hilft mir dieß Alles? Ich kann mich ja doch darin nicht sehen lassen."

„Aha! fehlt's hier! Nun, dem soll abgeholfen werden. Wir werden Bälle und Theater besuchen."

„So weit erstrecken sich meine Wünsche nicht, lieber Oheim. Was ich einzig möchte," sagte der Schelm in schmeichelndem Tone, „ist, morgen Abend mit Euch eine Wasserfahrt zu machen. Ich würde da Euer herrliches Geschenk anlegen."

„Eitles Kind!"

„Ich werde meine Maske aufsetzen, seyd ganz ruhig; ich hoffe, daß Ihr mir diese Gunst nicht verweigert."

„Undankbare! Hab' ich Dir je etwas verweigert?" fragte der Alte mit schmeichelnder Stimme und zärtlichem Blick. Komme ich nicht im Gegentheil Deinen leisesten Wünschen zuvor? Du hast mein Herz in den bejammernswürdigsten Zustand gebracht. Die Liebe verzehrt mich und Du willst meine Traurigkeit nicht verstehen. Erhöre mich doch endlich!"

„Wir wollen sehen. Wartet und unterwerft Euch zuvor einer Prüfung, seyd der gefällige Liebende, damit Ihr der geliebte Ehemann werdet. Die Frauen zählen jede Aufmerksamkeit."

„O Geliebte!" rief der Alte entzückt aus; „ich habe Deine Worte verstanden. Hoffnung! Hoffnung! Welch Glück! Verfüge über mich, wann und wie Du willst, wir wollen schon heut Abend die Spazierfahrt machen."

Darauf hatte Beatrice nicht gerechnet. Sie erschrack bei diesem Vorschlag, faßte sich indeß schnell und sagte mit leicht bewegter Stimme:

„Nein, ... nicht diesen Abend ... es ist mir lieber ... morgen ..."

„Und weßhalb denn?" fragte der Venetianer erstaunt.

„Weil ... weil ich etwas müde bin ... weil mir meine Toilette zu viel Zeit wegnähme. Warten wir daher lieber bis morgen."

„Morgen also."

In sein Zimmer zurückgekehrt, überlegte der Vormund, was wohl die Ursache der Bewegung Beatricens gewesen seyn möge, die sie nicht geschickt genug zu verbergen gewußt hatte.

„Ich kann nicht begreifen," wiederholte er mehrmals bei sich, „was ist ihr denn? Der Abend ist doch prächtig; in einem Augenblick hätte sie den Mantel umgeworfen, ein Gondolier wäre gleich zur Stelle? Aber ich werde sie nicht aus den Augen verlieren, nicht eine Minute... Wenn der Jude vielleicht ein Liebesunterhändler gewesen wäre? Ich habe ihn zwar genau beobachtet, aber diese Leute sind der Auswurf der Hölle. Wenn er wiederkommt, laß ich ihn vor die Thüre werfen. Dardinelli!"

Der Diener erschien.

„Höre, Dardinelli! der Jude ..."

„Der Jude, der heute da war, Signore?"

„Ja. Ich verbiete Dir, ihn wieder einzulassen. Sollte

er trotz dieses Befehls sich doch wieder bei mir blicken lassen, so erhälst Du 50 Stockprügel und ich ziehe Dir eine Jahresgage ab."

Der Diener versicherte hoch und theuer, daß er diesem Befehl strenge Folge leisten werde und entfernte sich.

Wirklich klopfte der Jude auch andern Tags an der Hausthüre des alten Procurators. Dardinelli öffnete mit außerordentlicher Vorsicht und fragte:

„Was wollt Ihr?"

„Ich möchte gern Euren Herrn sprechen, mein Freund," antwortete der Jude.

„Ich bin nicht Euer Freund und mein Herr hat keine Zeit mit Euch zu sprechen."

„Ich muß aber mit ihm reden . . ."

„So... um irgend einen Spitzbubenstreich zu begehren. Wir kennen das... Ihr habt mehr bei Euch als sich in Eurem Zwergsack befindet. Macht, daß Ihr fortkommt, alter Hexenmeister, Höllenbraten!..."

Eine derbe Ohrfeige hemmte den Fluß seiner Rede. Heulend schloß er die Thüre, während der Jude sich langsam entfernte, ging zu seinem Herrn und erzählte diesem, was sich so eben begeben hatte.

Mehr als je ward Malvoglio nun in seiner Meinung bestärkt, daß der Jude und die Spazierfahrt einen geheimen Zusammenhang hatten, und gerne hätte er jene aufgeschoben; doch wollte er seiner Mündel keinen Beweis von Mißtrauen geben.

Indeß wurde es Abend. Der Himmel war mit unzähligen Sternen besäet, die eine liebliche Helle verbreiteten, während tausend Ruder ohne Geräusch die Wasser der Lagunen zertheilten. Ueberall herrschte tiefe Stille und höchstens hörte man den Gesang eines Gondoliers oder die zarten Accorde einer Guitarre.

Der Venetianer verließ mit Beatricen sein Haus. Dardinelli folgte wohlbewaffnet. Sie stiegen in eine Gondel, und das Mädchen gebot beim Einsteigen dem Gondelier die Richtung nach dem großen Kanal zu nehmen.

Einen Augenblick nachher gab Malvoglio einen ganz verschiedenen Befehl. Meisterhaft wußte Beatrice den Schmerz und Aerger, den sie darob empfand, zu beherrschen und Malvoglio's Verdacht schwand, als er nicht die mindeste Veränderung in ihren Mienen bemerkte. Nie schien sie ihm so reizend als heute und sie hatte ihre Schönheit noch durch eine ausgesuchte Toilette erhöht. Voraussehend, daß sie vielleicht die Kosten einer Reise zu bestreiten hätte, hatte sie sich, wie die Madonna von Loretto, mit Juwelen überhäuft und all ihr erspartes Gold zu sich gesteckt.

Malvoglio hatte eine der weißen Hände Beatricens erfaßt und führte sie an seine Lippen. Hätte ihm Beatrice sagen dürfen, welchen Widerwillen, welchen Abscheu er ihr einflöße! Aber noch war es nicht Zeit; noch mußte sie sich verstellen und warten. Warten? Auf was?

Hatte Malvoglio nicht den ganzen Plan der Flucht vereitelt?

„Nun, mein Engel," fragte er sie zärtlich, „bist Du zufrieden?"

„Ganz zufrieden, mein Oheim. Die Luft ist so rein, der Abend so angenehm; Alles herrlich, herrlich!"

„Du bezauberst mich, mein Kind! Ich werde Sorge tragen, daß Du dieses Vergnügen noch öfter genießest!"

(Fortsetzung folgt.)

---

## ° Die größten Städte der Erde.

Nach den von den beiden ausgezeichnetsten Statistikern unserer Zeit, nämlich den von Balbo und Bernouilli neuerdings aufgestellten Uebersichten ergibt sich im Jahr 1847 für die größten Städte Europas nachstehende Bevölkerung: Es gibt in Europa nur zwei Städte, deren Bevölkerung über eine Million beträgt, nämlich London, das 1,876,000, nach andern, vorzüglich britischen Statistikern (mit Inbegriff aller Zugehörungen, d. h. aller benachbarten Orte, welche in den letzten Jahren durch Neubauten mit der Hauptstadt Englands in unmittelbare Berührung gekommen sind) 2,026,000 Seelen enthält; Paris mit 1,086,500 Einwohner; Konstantinopel hat deren 780,000. Die Zahl der Städte, welche zwischen 100,000 und 500,000 Einwohner haben, beläuft sich auf 35. Davon befinden sich in Großbritannien und Irland 9, nämlich: Manchester 365,000, Dublin 298,000, Glasgow 290,000, Liverpool 280,000 Leeds 220,000, Edinburg 195,000, Birmingham 193,000, Bristol 160,000 Cork 150,000; in Frankreich 3, nämlich: Marseille 180,000, Lyon 175,000, Bordeaux 145,000; eine in Portugal: Lisboa oder Lissabon 350,000; 4 in Spanien: Madrid 240,000, Barcellona 185,000, Valencia 150,000, Sevilla 120,000; 6 in Italien: Napoli oder Neapel 470,000, Palermo 196,000, Milano oder Mailand 194,000, Rom 176,000, Turin 150,000, Venezia oder Venedig 115,000; 5 in Deutschland: Berlin 410,000, Wien 400,000, Hamburg 150,000, Prag 145,000, München 116 000; eine in Belgien: Brüssel 156,000; eine in Holland: Amsterdam 260,000; eine in Dänemark: Kopenhagen 150,000, zwei in Rußland: Petersburg 480,000, Moskau 330 000; eine in Polen: Warschau 175,000; eine in der Türkei; Adrianopel 160,000. Städte zwischen 50,000, und 100,000 Seelen gibt es in Europa 47. Davon befinden sich 6 in Großbritannien, nämlich: Limrick mit 78,000 Norwich mit 76,000, New-Aberdeen mit 68,000, Paisley mit 66,000. Newcastle mit 65,000, Nottingham mit 64,000, Seelen. Die 5 Städte dieser Klasse in Frankreich sind: Rouen 96,000, Nantes 90,000, Lille 85,000, Toulouse 76 000, Straßburg 75,000 Einwohner. Portugal hat deren eine: Porto mit 86,000. Spanien 4: Granada 86 000, Cordua 64 000, Cadix 64,000, Malaga 60,000; Italien 6: Genua 96 000, Florenz 96,000, Bologna 85,000, Livorno 78 000, Verona 66,000, Padua 58,000. Deutschland 9: Breslau 98,000, Köln 82,000, Dresden 80,000, Triest 76,000, Königsberg 75,000, Danzig 70,000, Frankfurt 65,000, Lemberg 65,000, Magdeburg 60,000; Ungarn eine: Pesth 96,000; Belgien 3: Gent 98,000, Antwerpen 86,000, Lüttich 76,000; Holland 3: Rotterdam 96,000, Haag 68,000, Leyden 62,000; Schweden eine: Stockholm 88,000; Rußland 4: Kiew 70,000, Wilna 67,000, Kasan 60,000, Odessa 60,000; die Türkei 5: Gallipoli 95,000, Bukurest 85,000, Salonich 78,000, Bosna-Serai 78,000, Sofia 70,000. — Die Zahl der Städte zwischen 25,000 und 50,000 Seelen ist zu groß, um hier angedeutet zu werden.

In Asien sind die größten Städte: Peking mit 1,800,000 Einwohner, Dscheddo mit 1,600,000, Kanton 800,000, Nanking 700,000, Tintsin 680,000, Kalkutta 650,000, Benares 650,000, Hongtscheu 650,000. — Die Zahl der Städte, welche zwischen 100,000 und 500,000 Einwohner haben, beläuft sich auf 35. Davon befinden sich im britischen Indien 11, nämlich Madras 500,000, Patna 370,000, Delhi 350,000, Mirzapur 240,000, Dakka 200,000, Bombay 200,000, Surate 180,000, Puna 130,000, Ahmedabad 120,000, Trischi-

napali 100,000, Mazulipatan 100,000; fünf in verschiedenen England tributpflichtigen Königreichen: Luckno 360,000, Haiderabad 250,000 Nagpur 150,000, Baroda 120,000, Awrangabad 115,000; eine im Königreich Sindia: Udgein 120,000; eine in Lahur, die gleichnamige Stadt mit 130,000 Seelen; eine in Birman: Awa mit ihren Zugehörungen 380,000; 2 in Annam: Hue 140,000 und Saigony 130,000; 4 in Persien: Ispahan 220,000, Teheran 180,000, Tauris 120,000, Balfrusch 120,000; eine in Herat, die gleichnamige Stadt mit 120,000; eine in Kandahar, ebenso genannt mit 115,000; eine in Turkestan: Buchara 120,000; 7 in der asiatischen Türkei: Aleppo 250,000, Damaskus 180,000, Smyrna 150,000, Bagdad 130,000, Erzrum 120,000, Brussa 120,000, Tokat 120,000 Seelen.

In Afrika gibt es nicht viele große Städte. Die bedeutendsten sind: Kahira 350,000, Tunis 120,000, Marokko 85,000, Sakkatu 80,000; Fez, Alexandria, Kairwan, Constantina, Algier, Tripoli, Timbuktu, die Kapstadt und einige andere haben nur 25,000 und 50,000 Einwohner.

In Amerika haben 6 Städte über 100,000 Seelen, nämlich Neuyork 440,000, Philadelphia 280,000, Mexiko 220,000, Rio Janeiro 180,000, Bahia 150,000 und Havanna 150,000. Zwischen 50 000 und 100,000 Einwohner haben folgende Städte: Baltimore 98,000, Puebla 85 000, Neu-Orleans 82,000, Quito 80,000, Buenos-Ayres 80,000, Lima 80,000, Pernambuc 75,000, Boston 75,000, Guanaxato 70,000, Santiago 70,000, Kuzko 56,000, Cincinnati 54,000, Guadalarara 50,000, Bogota 50,000, Caracas 50,000, Ahacucho 50,000, Puerte Principe 50,000.

In Australien ist Sidney mit 40,000 Einwohnern die einzige bedeutende Stadt. Auf den weit zerstreuten Inseln, welche man unter dem Namen Ozeanien begreift, ist keine einzige Stadt über 10,000 Seelen. —n

## *Literaturbericht.

### Miniatur-Salon.

Unter diesem Titel ist der erste Band einer Sammlung guter Stahlstiche nach trefflichen Gemälden lebender Künstler, mit erläuternden Skizzen und biographischen Andeutungen begleitet von Dr. H. Weismann, im Verlage von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienen.

Ein Werk, wie das in Rede stehende scheidet sich nothwendiger Weise in zwei Theile, in den artistischen und in den literarischen. Der letzte ist gewöhnlich nur bestimmt, dem ersten als Erklärung oder Umschreibung zu dienen; in dem „Miniatur-Salon" erfüllt er jedoch einen höheren Zweck, indem er gleichzeitig erörternd in den Gegenstand eintritt und ihn befriedigend charakterisirt. Wollten wir Belege des eben Gesagten bieten, ohne die betreffenden Gegenstände selbst mittheilen zu können, welche die Erläuterung betrifft, so würden wir einer Aufgabe uns unterziehen, die man als sehr ungenügend zu betrachten berechtigt wäre. Sagen wir also nur, daß nächst dem Vorworte sich der Inhalt, in der oben angedeuteten Weise, über nachstehende Kunstwerke erstreckt:

Das von Zwecker gemalte Titelblatt. Ph. Veit's Porträt, gemalt von Steinle. — Die beiden Marien am Grabe, von Ph. Steinle. — Die Elfen, von C. Steinbrück. — Mädchen auf dem Berge, von C. Begas. — Die Braut, von Heinr. Rustige. — Romeo und Julie, von C. Sohn. — Ezzelino da Romano, von C. F. Lessing. — F. W. Schadow's Porträt. — Die Grablegung von F. W. Schadow. — Die Sennerin, von Ph. Folz. — Scene auf einer Burgzinne, von A. Teichs. — Die Braut von Rheinstein, von J. B. Zwecker. — Scheherasade, Märchen erzählend, von P. E. Jakobs. — Die Lorelei, von C. Begas. — Der Liebesantrag, von J. Becker. — P. v. Cornelius Porträt, von Kaulbach. — Faust und Margarethe, von P. v. Cornelius — Bradamante, von Julius Schnorr. — Der Fischer, von C. H. Hanson. — Blondel vor dem Gefängnisse des Richard Löwenherz, von K. W. Heideck. — Des Müllers Tochter an der Brücke, von A. v. d. Embde. — Alexis und Dora, von Kaulbach. — Die Hirten auf dem Berg, von E. Bendemann. — F. Overbecks Porträt, von J. Schnorr. — Die heilige Familie, von F. Overbeck. — Ave Maria, von C. Ruben. — Der spanische Spion, von H. Rustige. — Das Compromiß der flandrischen Edeln, von E. de Biefve. — Die junge Wittwe, von H. Rustige. — Die Kuchenhüterin, von A. v. d. Embde. — Hessische Dorfschmiede, von F. J. Dielmann. — Spielende Kinder, von J. Kirner. — Die Abdankung Kaiser Karls V., von L. Gallait.

Die Originale der vorstehend angedeuteten Meisterwerke sind dem kunstliebenden Publikum so bekannt, daß darüber nichts Weiteres von uns zu sagen ist. Ihre Stahlstichnachbildungen in dem vorliegenden Miniatur-Salon, obwohl verkleinert wiedergegeben, verdienen jedoch ebenfalls Meisterwerke des Grabstichels genannt zu werden. Die meisten derselben sind von T. S. Engelhard gestochen, einzelne von Grünewald und Cooke, Schäffer, C. Müller, C. Gerhardt, Neubauer, W. Otto, S. Lichtenstein, J. Hirchenheim und C. Müller. Gewiß ist dieser „Miniatur-Salon" eins der schönsten und erfreulichsten Kunstgeschenke, welches von liebender und Freundeshand geboten werden kann. Auch die äußere Ausstattung des Buches ist ebenso zierlich als einfach-geschmackvoll, und bethätigt im Ganzen den treffenden Takt und Kunstsinn des umsichtigen Verlegers. —n

## Tabletten.

*** Alterthümer in Nordamerika. Das „Bulletin de la Soc. de Geogr." vom Julius enthält ein Schreiben an Herrn Jomard, wo eines neuen merkwürdigen antiquarischen Funds erwähnt wird. Man hat nämlich am Ufer des Ohio Alterthümer entdeckt, welche hinsichtlich der Kunst allen bisher im Lande gefundenen weit überlegen sind. Der Bau gewisser Hügel, die man nach der Schichtung zu urtheilen für ein Naturerzeugniß hielt, ist künstlich gebildet, und man hat darin ein Erzeugniß der Menschenhand erkannt. In ihrem mathematischen Mittelpunkt fand man in der Tiefe Altäre aus gebranntem Thon und Schlamm, auf denen merkwürdige Gegenstände niedergelegt waren; darunter befanden sich Röhren von verschiedenen Formen, welche Vögel und andere Thiere darstellten, und mit einer außerordentlich sichern Hand und mit ungewöhnlicher Zierlichkeit ausgeführt waren, ferner Körner von rohen Perlen, Werkzeuge von Kupfer und Bruchstücke von sehr feinen Töpfergeschirren. Diese Entdeckungen geben den Nachforschungen einen neuen Anstoß, und man hofft, daß sie mit der Zeit über den Ursprung und die Bestimmung der zahlreichen Tumuli und der augenscheinlich militärischen Bauten, die in den westlichen Staaten so häufig sind, einen Aufschluß geben werden. Ausld.

*** Griechische Unterrichtsanstalten und Kirchen in Rußland. Es bestanden 1842 in Rußland 2732

Kirchen= und Klosterschulen für den Anfangsunterricht der Jugend auf dem offenen Lande, und zwar unter der Leitung von griechischen Geistlichen. Das geistliche Unterrichtswesen ist vollkommen organisirt; es zerfällt in vier Lehrbezirke, deren jedem eine Akademie vorsteht, zu Petersburg, Moskau, Kiew und Kasan. Den Akademien sind die Seminarien (45 an der Zahl), die Kreis- und Pfarrschulen (173 Kreis- und 190 Pfarrschulen) untergeordnet. Die Gesammtzahl ihrer Zöglinge war 1842 60,368. Predigten waren einst verboten, damit nicht neue Lehren eingeführt würden; jetzt werden die Geistlichen verpflichtet, an Sonn- und Festtagen über ihnen aufgegebene biblische Texte selbst ausgearbeitete Vorträge zu halten. Zuerst soll diese Einrichtung in den westlichen Gouvernements durchgesetzt werden. Man wird hier unwillkürlich an die Anlagen, welche Karl der Große schuf, erinnert. Griechische Kirchen zählt das Reich 34,415, und außerdem 9,059 Bethäuser und Kapellen; die Zahl der Weltgeistlichen ist groß; sie beträgt 117,445; und doch waren im J. 1842 2000 Vakanzen im Reiche. Die erzbischöfliche und bischöfliche Geistlichkeit zählt 73 Individuen; unter ihnen 7 Metropoliten, 28 Erzbischöfe und 38 Bischöfe. Geistliche Verwaltungstribunale bestehen 2,542; unter ihnen 47 Konsistorien, 283 Distriktsgerichte und 2,212 Polizeiämter. Das Gesammteinkommen der Kirche von allen Baarfonds und unbeweglichen Gründen betrug 1842 3,042,754 Silberrubel. Doch sind die Landgeistlichen schlecht gestellt und sollen nun einen bestimmten Jahrgehalt beziehen (denn das Kirchengut hatte schon Katharina II. übernommen). Die griechische Kirche des Orients, besonders in Syrien, hat sich bedeutender Unterstützungen von Seiten der russischen zu erfreuen. Uebrigens beträgt die Zahl der Bekenner der russisch-griechischen Kirche 44,102,195 Individuen.

*** Auf der Sternwarte zu Rom hat man am 3. October einen teleskopischen Kometen ganz in der Nähe des Polarsterns entdeckt. Er hat einen lichten Schweif und einen nicht sehr deutlichen Kern und bewegt sich sehr schnell in gerader Aufsteigung rückwärts. Folgende Momente werden dazu dienen, seine Auffindung zu erleichtern:

| | |
|---|---|
| 3. October 8 Uhr 50 Min. | 12 Uhr 14. Min. |
| AR. = 22 h 42 m. | AR. = 22 h. 11 m. |
| Dec. = 85° 10′ | Dec. = 85° 11′ |

*** Von der Insel Java wurden im Jahre 1844 1,239,933 Piculs Kaffe, 1,008,652 Pfund Zucker, 785,276 Pfund Reis und 1,648,420 Pfund Indigo ausgeführt. Die gesammte Ausfuhr aller Erzeugnisse von Java belief sich im Jahr 1844 auf 3,825,172 Pfund und 1,239,933 Piculs Kaffe.

*** Farinelli's Wettstreit mit einem berühmten Trompeter. Im Jahr 1722 kam Farinelli, 17 Jahre alt, von Neapel nach Rom, mit seinem Lehrer Porpora, der zur Komposition für das Alibertitheater berufen worden war. Hier wetteiferte Farinelli mit einem ausgezeichneten Trompeter jeden Abend, so lange eine Oper wiederholt wurde; dies schien anfangs nur Scherz, bis das Publikum an dem Wettstreit lebhafteren Antheil nahm. Nachdem jeder im Anschwellen und Aushalten einer Note die Kraft seiner Lungen versucht, und den andern an Stärke und Glanz zu übertreffen gestrebt hatte, zeigten sich Beide in einem Anschwellen und Triller in Terzen zugleich, und hielten so lange aus, daß Beide endlich erschöpft zu werden scheinen mußten; und wirklich hörte der Trompeter auf, in der Meinung, daß auch sein Nebenbuhler der Fortsetzung müde seyn würde; Farinelli hingegen zeigte mit lächelnder Miene, daß alles Bisherige nur Scherz gewesen, fing von neuem an und sang anschwellend und trillernd auf einem Tone und durchlief mit Schnelligkeit die schwierigsten Noten, bis nur das Zujauchzen der Menge ihn zum Schweigen brachte. W. Musik=Z.

*** Köthen. Man forscht einer Frau nach, die einen Kleinkinderhandel im Großen betreibt. Auf der Anhalt'schen Eisenbahn saß kürzlich ein Mann einer Dame gegenüber, die ein liebliches Kind bei sich hatte. Auf der Station vor Köthen bat die Dame den Herrn, auf das Kind so lange im Coupé aufzupassen, bis sie dem Kleinen aus der Restauration ein Butterbrod herbeigeholt hätte. Der Zug fuhr ab, ohne daß die Unbekannte wiederkam. In Köthen brachte der Herr das Kind auf die Ortsbehörde und erfuhr, dieß sey bereits das sechste Kind, welches dieselbe Dame, die er beschrieb, auf gleiche Weise ausgesetzt hatte. Abendz.

*** Nordamerikanische Ungeduld. In den „Cincinnati Times" las man vor einiger Zeit folgenden Puff: „Ein Mitbürger in unserer Stadt hat eine Erfindung gemacht, wonach er von hier nach New-York einen Mann zur Besorgung von Geschäften binnen 2½ Stunden hin und zurück auf einer Eisenbahn absenden kann, die einschließlich der Viadukte und anderer Bauten höchstens dreimal soviel als der elektrische Telegraph kostet. Wie er behauptet, kann er in einem Tage — blos zu 10 Stunden gerechnet — von Cincinnati bis Neuyork 400 Tonnen Waaren befördern und zwar zu dem gewöhnlichen Frachtpreise und ohne Anwendung von Pferde= oder Dampfkraft." Dazu bemerkt der „Neuyork Expreß": „Schon seit einiger Zeit hatten wir einen solchen Plan in unserm Geiste. Von der Zeit an, wo Morse seine Drähte die Eisenbahnen entlang ausspannte, war uns in diesen langsam fahrenden Dingern (den Eisenbahnwagen) recht jämmerlich zu Muthe, wenn wir überlegten, daß in den Drähten über unsern Köpfen ein Blitzstreifen uns den Rang ablief und alle Neuigkeiten unserer schläfrig dahinschleichenden Geschichte lange im Voraus meldete. Die Eisenbahnen sind wirklich hinter unserer Zeit sehr zurück und können nur noch zum Fortschaffen von Frachtgütern dienen!!"

*** Aus Aachen vom 20. October berichtet die „Düsseldorfer Zeitung": Gestern sprengte hier ein fremder Glücksritter die Spielbank. Es ist dieses innerhalb 3 Jahren das zweite Mal. Der Direktor, Hr. D., verlor vor Schrecken die Fassung, und mußte in einer Sänfte nach Hause gebracht werden.

*** Neulich lasen wir in einer Zeitung folgendes Heirathsgesuch: „Ein Gelehrter, der nicht Zeit hat, sich um das schöne Geschlecht zu bekümmern, sucht eine Lebensgefährtin."

## Frankfurter Stadt=Theater.

Mittwoch, den 27. October. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Donnerstag, den 28. October. Nacht und Morgen, Drama in 4 Abtheilungen und 5 Akten; mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 298.** Freitag, den 29. October **1847.**


## * Der neue Bravo.

(Fortsetzung.)

Sfacciati hatte dem Rathe des Abenteurers zufolge Alles zur Flucht vorbereitet. Seine Kostbarkeiten waren in Sicherheit, seine Möbel gut verschlossen, seine Diener verabschiedet. Er selbst durfte nur das Haus verlassen und in die Gondel steigen. Er dachte darüber nach, wie sich das reizende Mädchen freuen werde, endlich von der Herrschaft ihres menschenscheuen widerwärtigen Vormunds erlöst zu seyn.

Doch die Stunden verflossen; lange schon sollte Andreas da seyn und der Edelmann wurde allmälig ungeduldiger.

„Dieser Elende, dieser Schurke!" rief er endlich, „er hat mich betrogen. Ich konnte es vorhersehen, solche Schufte halten niemals ihr Versprechen. O, Dummkopf, der ich war, mich einem solchen Gauner anzuvertrauen, und ihn obendrein noch vorher zu bezahlen. Ha! wer weiß, in welcher Wirthschaft er sitzt und sich mit meinem Geld über mich lustig macht! ...."

Nach einigen Augenblicken des Nachsinnens erhob er sich plötzlich. Er wollte selbst zu seinem Rivalen gehen, um sich Gewißheit zu verschaffen.

Eine halbe Stunde nachher klopfte er an der Thür Malvoglio's. Der Diener öffnete ihm mit allen Zeichen der Verwirrung.

„Was ist Euch, Dardinelli?" fragte der Neuangekommene den alten Diener, als er seine Aufregung bemerkte.

Ehe dieser Zeit gehabt hatte, diese Frage zu beantworten, trat Malvoglio herzu.

„Ach, mein lieber Freund," rief Malvoglio aus, und zog den Edelmann in das Zimmer, „rathet, helft mir. Ich weiß nicht, was beginnen. Ich bin in Verzweiflung!"

„In Verzweiflung! Ihr scherzt wohl?"

„Nein! mein Unglück ist nur zu gewiß. Ihr seht in mir den ärmsten aller Vormünder ...."

„Mein theurer Malvoglio, hört auf, in Räthseln zu sprechen."

„So wißt denn, daß man mir diesen Abend Beatrice entführt hat."

„Entführt?" wiederholte Sfacciati erstaunt, „wo? wenn?"

„Bei der Rialtobrücke vor zwei Stunden ...."

„Tausend Teufel! vor zwei Stunden, o elende Verrätherei!"

„Ja Verrätherei, dieß ist der Name. Hat man je so etwas erlebt ... mitten in der Stadt ...."

„Aber, sagt mir doch in's Himmels Namen," schrie Sfacciati hitzig, „wer? und wie? und wo? Beatrice muß gerettet werden!"

„Dank, Dank!" werther Signor. „Ihr seyd mein wahrer Freund, Ihr nehmt Theil an meinem Unglücke!"

„Ich theile es, Euer Unglück. Ist es denn nicht auch das meine?"

„Ich glaube es, Ihr liebet Beatrice auch. Ach Gott! das arme Kind! Ich zittere, wenn ich denke, in welche Hände sie gefallen ist."

„Sicher in die eines großen Herrn," sagte Sfacciati.

„Nein, nein, mein Lieber! Es war kein großer Herr, es war kein anderer, als der neapolitanische Räuber, der seit vorigem Jahre meine Mündel überall verfolgt hat, jener Schurke, der den Galgen verdient, jener Andreas."

„Andreas!" rief Sfacciati aus, „Andreas! Ist's möglich?"

„Nur zu gut, leider!"

„Aber erklärt mir doch in's Himmels Namen, woher kennt ihr diesen Menschen?"

„Hört, Malvoglio," sagte der Edelmann, ich will offen sprechen und sollte auch Euer Haß der Lohn für meine Offenheit seyn. Ihr liebt die reizende Beatrice; ich liebe sie auch und da ich zehn Jahre jünger bin, als Ihr, so..."

„Faßt Euch kurz" fuhr Malvoglio auf.

„So glaubte ich," fuhr Sfacciati fort, „das Glück sey mir günstig und hoffte, von Euch die Einwilligung zur Heirath mit Eurer Nichte zu erhalten. Leider trat aber Eure Liebe der meinen hemmend in den Weg und das einzige Mittel, Beatricen zu besitzen, schien mir nur eine Entführung. Lange schon ging ich mit dem Plane um. Vor zwei Tagen endlich glaubte ich den Mann zu einem solchen Wagniß gefunden zu haben und zwar in der Person des Abenteurers Andreas. Dieser versprach mir, Euch Beatricen zu entführen und ich hielt schon Alles bereit, mit ihr zu entfliehen. Den Lohn gab ich dem Schurken bereits zum Voraus."

„Signor Sfacciati! Ihr habt das gethan!" heulte der Alte und seine Augen rollten wild.

„Andreas besuchte Euch in der Kleidung eines Juden," fuhr Sfacciati fort.

„Das war er, gerechter Himmel! Hatte er denn mehrere Gesichter! Ich hätte ihn nie erkannt!"

„Mein theurer Malvoglio, dieser Mensch hat uns beide getäuscht. Ich liebte Beatrice und wollte sie durchaus besitzen. Er brachte ihr einen Brief, den ich selbst dictirte..."

„O! Malvoglio," fuhr Sfacciati nach einer Pause fort; „greift nicht nach Eurem Dolche, was würde Euch diese Rache helfen? Unser Stolz und unsere Liebe, sind sie nicht gleich beleidigt? Lassen wir den Haß bei Seite und verbinden wir uns gegenseitig, um unsern gemeinschaftlichen Feind desto sicherer zu erreichen. Ist dieß geschehen, so laßt uns den alten Streit wieder beginnen, bis Einer auf dem Platze bleibt oder nachgibt. Das schlage ich Euch vor."

„Und ich sage nicht nein," erwiderte der hintergangene

Vormund, denn dieß ist vielleicht das einzig ausführbare Mittel. Aber im Augenblick, wo wir uns zur gemeinschaftlichen Rache verbinden, versprecht mir, nichts nachtheiliges gegen mich zu unternehmen.

„Ich verspreche es; und jetzt zur Sache. Glaubt Ihr, Andreas sey noch in Venedig?“

„Allem Anschein nach hat er die Stadt verlassen.“

„Aber wie Gewißheit erfahren?“

„Ihr gerathet da schon in Verlegenheit,“ sprach Malvoglio in ironischem Ton. Gibt's denn keine Polizei? Schnell auf! es ist keine Minute zu verlieren.“

Auf die Angabe der beiden Eifersüchtigen hin wurden sogleich sämmtliche Diener der Polizei in Bewegung gesetzt. Nicht der kleinste Winkel blieb undurchsucht, aber nirgends fand sich eine Spur der Beiden. Endlich erfuhren die zwei Alten, daß der Entführer mit seiner Helena die Richtung nach Padua eingeschlagen habe und sich wahrscheinlich jetzt in dieser Stadt befände.

Augenblicklich verließen die beiden Italiener Venedig mit zehn wohlbewaffneten Sbirren, um sich nach Padua zu begeben.

„Warte nur, elender Andreas,“ wiederholten sie unaufhörlich, „bis wir ankommen, und Du sollst sehen, daß man uns nicht ungestraft hintergehen kann.“

(Fortsetzung folgt.)

---

## * Ein Original-Brief C. V. v. Bonstetten's an Johannes v. Müller.

Mailand, 7. December 1773.

Signora Morosini aus Lugano ist eine sehr liebe Frau. Sie las mir eben eine handschriftliche, in freien Versen geschriebene Uebersetzung von Geßner's Idylle „die Eifersucht“ vor. Der Uebersetzer ist ein Mönch von Vicenza. Sie will Mehreres von ihm drucken lassen. Mit der italienischen Bearbeitung der früheren Werke Geßner's ist sie nicht im Mindesten zufrieden.

Sagen Sie Geßner, ich werde ihm die Uebersetzungen zur Durchsicht zusenden. Man vergöttert ihn hier. Es wundert mich auch nicht, daß das Vaterland eines Albano, eines Tizian, die Werke des Dichters liebt, dessen Gemälde wahre Meisterstücke sind.

Voltaire und seinem „Versuch über die Geschichte“ läßt man hier Gerechtigkeit widerfahren. In den Italienern blitzt es immer von Genie. Aber Regierungen und Sitten ersticken Alles. Die erste Erziehung ist durchaus übel. Nur mit vieler Mühe kann später das Genie unter der schmutzigen Schale mönchischen Aberwitzes sich wieder zurechtfinden.

Der Bruder des Grafen Verri hat eine „Geschichte Italiens“ geschrieben, sechs Bände, vom Romulus bis auf Graf Firmian. Aber der Druck zu Livorno ist unterbrochen worden. Firmian sagt mir, sie sey sehr gut und in dem Geschmack von Voltaire's „Versuch“; der Verfasser habe nur aus guten Quellen geschöpft. Leider hält ihn seit sechs oder acht Jahren eine Sirene in Rom gefangen. Kommt er einmal nach Mailand zurück, wird er wahrscheinlich das Werk beendigen.

Galanterie und Liebessklaverei vernichten in diesem Lande jede edlere Regung, jeden höheren Schwung. Der Mann ist der Sklav seiner Gattin, seiner Geliebten. Er darf sie nie verlassen. Er muß Vaterland, Ehre und Ruhm in ihren Armen vergessen.

Graf Verri hat mir Erstaunliches über die Energie des italienischen Charakters erzählt. Bei einer Meuterei des Böbels zu Rom, die vor nicht gar langer Zeit ausgebrochen war, begab sich ein beim Volke allgemein beliebter Fürst mitten unter den aufrührerischen Haufen, um ihn zu beruhigen. Er warf Geld mit vollen Händen aus, aber Niemand bückte sich, es aufzuraffen. „Zuerst Gerechtigkeit!“ hörte er von allen Seiten rufen, „nachher Geld!“

Der Erzherzog und Firmian können zu Mailand nicht einer ohne den andern befehlen. Der Erste läßt sich von dem Grafen leiten. Fiele es ihm aber ein, andrer Meinung zu seyn, müßte Wien entscheiden.

In ganz Mailand gibt es nicht ein Haus, wo die Gelehrten sich begegnen könnten. Man hat mehrere Versuche angestellt. Alle sind mißlungen. Der Adel fürchtet, bei solchen Versammlungen durch den Bürgerstand oder die Geistlichkeit verdunkelt zu werden. Zudem ist hier eine lächerliche gegenseitige Eifersucht zwischen den Gelehrten vorherrschend, die beinahe alle in den Banden der Weiber schmachten.

Ich wundere und ärgere mich täglich mehr über den Zizisbeismus. Statt der Gatten sind hier zu Lande die Zizisbeen eifersüchtig, und zwar meistentheils aus Eitelkeit. Die Frauen sind ausschweifend, entweder aus natürlichem Hang oder ihren Liebhabern zu Gefallen. Die Männer, wenn sie nicht wie Einsiedler leben wollen, müssen den Weibern nachlaufen und sich Alles von ihnen gefallen lassen. Solche Sitten sind vielleicht sehr passend für Tauben und Spatzen. Aber unter Menschen ersticken sie das Genie und tödten den Geist.

Außerdem wird, nächst dem Cavalieri serventi, Niemand zu Tisch geladen. Firmian ist der Einzige, der Gelehrte an seine Tafel zieht. Nur geht es etwas steif bei ihm her. Das ist die Wiener Etikette, die vielleicht nicht in seiner Natur ist, die aber der ceremoniöse Charakter der Italiener nöthig macht. Außer dem Grafen spricht Niemand laut bei Tische. Höchstens sagt man seinem Nachbar ein Paar Worte leise in's Ohr. An ein eigentliches Gespräch, an irgend eine Erörterung ist eben so wenig zu denken, als an der Tafel eines Königs.

In Toscana, selbst in Vicenza, Cremona und der Umgegend greifen sich die Bauern in Versen an, manchmal die Guitarre in der Hand. Dies erklärt uns einige Eclogen Virgil's.

Eine gute Zeitschrift erscheint zu Pisa und eine andere, nicht minder ausgezeichnete, in Rom. Die letztere behandelt jedoch nur wissenschaftliche Gegenstände, Physik, Mathematik, Künste u. s. w.

Man hält hier auf „Denina's Geschichte“ nicht viel. Eberhard Visconti ist ein Neffe des Erzbischofs. Ich habe fünf Personen beauftragt, seiner Handschrift nachzuspüren.

Hat der Löwe einmal Blut gekostet, kann er sich nicht erwehren, seine Beute vollends zu verschlingen. Man spricht viel von der Säkularisirung der Karthäuser, der Olivetaner (einer Schattirung der Benediktiner) und anderer Mönchsorden, welche das Schicksal der Jesuiten theilen sollen.

So schwankt der Koloß, unter dem die Erde erbebt, und diese Geburt der Nacht und Unwissenheit muß beim Nahen der hellen Leuchte der Civilisation verschwinden.

Mittwoch.

Wissen Sie, wie sich in Mailand die Verliebten benehmen? Eine halbe Stunde vor Anbruch der Nacht gehen die Frauen mit ihren Zizisbeen auf den Platz vor dem Dom, wo um diese Zeit Alles von Wagen wimmelt, die wie in Schlachtordnung aufgefahren sind. Anfangs glaubte ich, es

seyen nur Miethkutschen. Aber in jeder saß ein verliebtes Pärchen. Manchmal stellen sich die Damen solo ein und es ist an den Liebhabern, sie aufzusuchen.

Diese Ceremonie dauert eine Stunde. Man trifft die nöthigen Verabredungen, oder falls sich kein schicklicher Ort zu einem Stelldichein ausmitteln läßt, zieht man die Vorhänge zu und bekümmert sich wenig darum, was Kutscher oder Vorübergehende denken mögen.

Liebe und ihre Accidenzien werden hier zu Lande für etwas eben so Unschuldiges betrachtet, wie Essen und Trinken. Man spricht von seinen Liebeshändeln und ihren etwaigen Uebelständen eben so treuherzig und freisinnig, als man sich zu Schaffhausen in die Länge und Breite über die Frau Eheliebste, oder über einen Schnupfen unterhält.

Hört man in der Schweiz nichts über die Säcularisation der Kurfürsten? Hier erwartet man täglich die Auflösung aller Orden, die früher waren, als — ich weiß nicht, welches — Concil; ich glaube das von Lyon. Karthäuser, Olivetaner u. s. w. erwarten stündlich ihre gnädige Verabschiedung.

Diese Revolution wird eine andere nach sich ziehen. Der Despotismus, im Bewußtseyn seiner Stärke, wird zuerst die Schwächsten verschlingen. Die Uebrigbleibenden drei oder vier werden zuletzt, auf den Trümmern der allgemeinen Zerstörung, sich gegenseitig selbst verschlingen. Dann kehrt Unwissenheit in die traurige Wüste zurück, und Wölfe und Hyänen ziehen in ihre alte Wohnungen ein.

Man glaubt, der Sturz der italienischen Republiken werde in Kurzem dem der Mönchsorden nachfolgen. Aber die Bewohner dieses Landes trösten sich über jede Herabwürdigung in den Armen der Wollust und vergessen Alles, ja endlich ihre Verworfenheit selbst.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Naturhistorische Notiz über die Cholera von 1847 *).

In Indien zeigte sich diese Krankheit mit Gewißheit zuerst im Jessore 1817, dann in Kalkutta und durchzog ganz Indien in weniger als 15 Monaten, besonders den Militärstraßen, d. h. den großen meist in Flußthälern gelegenen Kommunikationen entlang. Dann ging sie nach Osten und verheerte 1820 China, reichte aber nicht über die Wüste Kobi (Gobi), so daß Sibirien davon verschont blieb. Nach fünfjährigem Wüthen in Indien und am Indus wandte sich die Krankheit nach Westen, dem Meere entlang und zeigte sich 1821 an den Ufern des persischen Golfes, bald nachdem dort Schiffe aus Bombay angelangt waren. Von hier ging sie nach Nord-West und überzog ganz Persien und Arabien bis nach Aleppo in Syrien. 1823 erreichte sie Astrachan, vom Süden dem Ufer des Kaspischen Meeres folgend und blieb hier eine Zeitlang stehen. 1829 erreichte die Cholera, von China über Buchara kommend, Orenburg. 1830 war sie in Moskau und von da 1831 westwärts im südlichen Rußland, Polen, Galizien und Ungarn, später in Petersburg, Danzig, Berlin, in dem größten Theile von Nord-Deutschland und bis England einerseits und Wien und einem Theile von Süd-Deutschland andererseits. 1832 war sie in Paris und an vielen anderen Orten von Frankreich. 1833 und 1834 in den Niederlanden einerseits und Spanien, Portugal bis Amerika andererseits. 1835 nahm sie eine rückgängige östliche Richtung an und ging aus dem südlichen Frankreich nach Nord-Italien. 1836 durchzog sie Italien und wüthete desto stärker, je südlicher die Strecken lagen, wo sie hinkam. Aus Ober-Italien folgte sie etwas nach Nord-Ost über Tyrol, Baiern, Oesterreich nach Breslau und Berlin, wo sie immer schwächer werdend, ganz erlosch. — Die jetzt im Kaukasus erschienene Cholera stammt ebenfalls aus Indien, von wo sie über Labore nach Chorossan und Masanderan gelangte und dann am Ufer des Kaspischen Meeres einerseits über Derbent, Kislar und Astrachan, andererseits über Tabris, Tiflis und Piatigorsk ins donsche Kosakenland eindrang.

Die Schnelligkeit, mit der diese Krankheit vorwärts schreitet, ist nicht unansehnlich, da sie z. B. in den letzten 14 Tagen des Julimonats (alt. Styls) die ganze Strecke von Tscherkask bis Charkow überzog d. h. gegen vier Meilen täglich zurücklegte.

Aus diesem historisch geographischen Ueberblicke ersieht man, daß diese Krankheit überall wo sie erschien, allerdings eine gewisse Regelmäßigkeit in ihrer Bahn befolgte, doch weder den großen Landstraßen, noch den Strömen hinauf durchgehends folgte. Man hat vielfache Beispiele, daß sie Dörfer, ja Städte und ganze Landstrecken gar nicht berührte, sondern Meilen weit über sie hinweg ausbrach. In den Städten zeigte sich das nämliche hinsichtlich der Straßen; wo einige derselben ganz von der Krankheit befreit blieben, während andere ganz infizirt waren. So z. B. berührte in diesem Jahre die Cholera fast alle Wege im Osten des Kaukasus, während die im Westen von der großen Militärstraße ganz oder fast ganz frei blieben. Auf dem Sauerbrunnen (Kislowodsk) bei Piatigorsk im Kaukasus hatte die Krankheit sowohl die Festung, als auch die Vorstadt seit mehr als drei Wochen überzogen, während auf einem offenen Platze zwischen beiden, wo das Lager eines Bataillons Infanterie aufgeschlagen war, kein einziger Kranke vorkam, bis ein Nebel eines Morgens die ganze Gegend umhüllte und gleich darauf die Krankheit sich auch im Lager einbürgerte. — Man hat auch die Beobachtung gemacht, daß die ersten Kranken immer solche waren, die aus einer von der Cholera infizirten Gegend kamen. Mehrere Fälle zeigen auch, daß viele Personen, die in Berührung mit diesen zuerst Erkrankten, die durchgehends starben, kamen, ebenfalls von der Cholera befallen wurden, was offenbar der moralischen Einwirkung, der Angst beizumessen ist, da die Aerzte sowohl als auch daneben liegende Kranke in den Hospitälern nicht angesteckt wurden. Zusammengepreßte Luft scheint übrigens viel zur Entwickelung der Krankheit beizutragen, und daher mag es erklärlich werden, woher in einigen Krankenhäusern wochenlang Keiner weder vom Dienstpersonal, noch von anderen Kranken die Cholera bekam; später aber, als die Zahl der Cholerapatienten zunahm und das Choleraprincip oder Choleragift sich mehr in der gepreßten Luft entwickeln konnte, die Seuche sich auch auf anderweitige Kranke und selbst aufs Dienstpersonal, doch immer in geringem Grade, verbreitete. — Die Ursache der Krankheit liegt also weder in der Ansteckung, noch in einer allgemeinen meteorologischen Erscheinung.

Manche haben noch bemerkt, daß, an vielen Orten wenigstens, beim Herannahen der Cholera das Flußwasser stieg, und daß diejenigen, die von diesem Wasser tranken, schneller die Krankheit erhielten, als diejenigen, die sich des Brunnenwassers bedienten; doch auch hier ist die Ursache nicht zu suchen, da alle chemischen und mikroskopischen Untersuchungen durchaus keine Veränderung in den Theilen des Wassers nachweisen konnten.

---

*) Aus einem Manuskript des kaiserlich russischen Kapitäns Victor von Motschulsky, welches die „Preuß. All. Ztg." mittheilt.

Bei allen im Gouvernement Charkow in diesem Jahre an der Cholera Verstorbenen, die secirt worden sind, fand man durchgehends im Magen eine Ueberladung an Gurken, Melonen und verschiedenem Obst. Im donischen Kosakenlande, wo diese Krankheit verhältnißmäßig weniger Menschen hingerafft hat, als anderwärts, scheint man dieses günstige Resultat den besonderen Vorkehrungen der Regierung zu verdanken. Es wurden nämlich ganze Regimenter Kosaken auf's Land beordert, um alle dort sich vorfindenden Gurken- und Melonenfelder abzumähen und vom Vieh auffressen zu lassen, und dazu ward der Verkauf des Obstes streng untersagt. In einem Lande, wo die ärztliche Hülfe so schwierig zu erlangen ist und wo die Apotheken bisweilen zwölf Meilen weit entfernt sind, muß es höchst erfreulich seyn zu hören, daß in einem Dorfe von 40 Kranken keiner gestorben ist, und daß das wirksame Mittel, im Anfange der Krankheit angewandt, nichts anderes war, als: Bähungen und Umschläge aus heißer Asche auf die Herzgrube und um den Leib, Abreiben der Füße und Hände mit Tuch und Bürsten und Abwaschen mit Branntwein; dabei Trinken recht heißen Thee's mit einigen Tropfen starken Krausemünzöls oder auch Krausemünzthee und Zudecken mit Decken, Pelzen und Kissen, um recht schnell den Patienten in Schweiß zu bringen.

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** Eine Hiobspost. Es gibt wohl Blätter genug in Deutschland, die Jahr aus Jahr ein ihre Leser von nichts anderm als von Unglücksfällen zu unterhalten wissen. Wo Einer ein Bein brach und ein Andrer beinahe eins gebrochen hätte, gleich wird's berichtet und des Unglücks will auf diese Weise gar kein Ende in der Welt nehmen. Aber das Haupt-Unglücksblatt scheint doch erst jetzt gegründet worden zu seyn, nämlich die „Hiobspost;" dasselbe erscheint in Leipzig unter der Redaction von Dr. Amthor wöchentlich in einer Nummer, und beschäftigt sich in der That mit Nichts als mit Unglück. Die Idee mag originell seyn, ob aber die Speculation mit diesem löschpapierenen Unglücksraben eine glückliche ist, müssen wir bezweifeln. Denn wer, außer etwa die Romanschreiber a la Eugen Sue, wird auf ein solches Blatt abonniren? Die erste Nummer der „Hiobspost" zerfällt in folgende Abtheilungen: 1. Unglücks-Chronik. 2. Verbrecher-Chronik. 3. Gerichts-Chronik. 4. Todes-Chronik. m.

*** Die Stadt Paris hat von 1831 bis 1847 für öffentliche Bauten, Straßenpflaster, Laternenpfähle u. s. w. nicht weniger als 129 000,000 Fres. verwendet, und doch gab es während dieser Zeit keine Revolution und so gut wie keine Emeuten. Nur das Octroi macht eine solche Verschwendung möglich.

*** Herr v. Rochau gibt ein tragisch erschütterndes Bild von dem einst so blühenden Spanien: „Deficit von Tausenden blühender Städte und Dörfer und von mehr als zwanzig Millionen Menschen. Deficit von drei Viertheilen des ehemals fruchtbaren Bodens von Spanien, Deficit des Gewerbfleißes und selbst der Arbeitsfähigkeit im Volk, Deficit der Land- und Seemacht, Deficit der Organisation des Staatswesens überhaupt, Deficit der öffentlichen Moral, des öffentlichen Pflichtgefühls, der Achtung vor dem Gesetz. — Doch es würde gar zu lange währen, wenn ich alle die Passiva aufzählen wollte, für welche die Monarchie der Philippe verantwortlich ist, und die durch ihre Nachfolge allerdings fortwährend vergrößert worden sind."

*** Altona. Herr Hind in London meldet mit der heutigen Post dem Herausgeber der „Astronomischen Nachrichten", daß er am 18. October einen neuen Planeten, der einem Sterne neunter Größe gleicht, unter 5h 4' gerader Aufsteigung, und 14° 3' nördlicher Abweichung entdeckt habe.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Jacob Grimm hat in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 21. October einen Vortrag gehalten, worin er sich über das Pedantische der deutschen Sprache verbreitete, welches er zunächst in der Abweichung unserer höfischen Anredeformen von dem einfachen naturgemäßen Ausdruck nachwies, dann auch in der Ungunst des deutschen Artikels, gegenüber dem der romanischen Sprachen, bestätigt fand. Hierauf wurde das Streben neuerer Grammatiker getadelt, welche eine der glänzendsten Eigenschaften unserer Sprache, das ablautende Verbum verkennend, bemüht sind, dessen schöne Gestalten durch die angeblich regelmäßigeren einer Verbalbildung zweiten Ranges zu verdrängen. Nicht minder pedantisch scheint die lästige Häufung der uns ausgestorbene Verbalformen ersetzen sollender Hülfswörter. Vor den allzu leichtsinnig vervielfachten, zusammengesetzten Wörtern wurde im ganzen den abgeleiteten der Vorzug zuerkannt, obgleich auch in der Ableitung es nicht ohne Mißgriffe abgegangen ist, wie das Beispiel der zahlreichen Verba auf iren darthut. Dann kam die Rede auf unsere heutige Schreibung, welcher der Vorwurf pedantischer Barbarei nicht erspart werden kann, die zumal die Mißhandlung unserer Eigennamen an den Tag legt, noch mehr die grundlose Auszeichnung der Substantiva durch große Buchstaben. Der Vortrag schloß mit einer Erwägung, in wiefern es im Vermögen der Akademie früher lag, noch liegt, und künftig liegen kann, über der deutschen Sprache zu wachen.

— Von Hermann Rollet erscheint in Kurzem eine dritte Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel „Frische Lieder". Wenn sie so schön und innig wie dessen „Frühlingsboten" sind, so werden sie, wie diese, überall Anklang finden.

— Berlin. Am 23. d. fand im k. Opernhause die Generalprobe von Wagner's Oper „Cola Rienzi" statt. An die Mitglieder der Hofbühne waren für deren Familien Karten ausgegeben worden, so daß das Opernhaus an diesem Abend auch mit Zuschauern gefüllt war.

Berichtigung. Auf der vierten Spalte der gestrigen Nummer lies statt Balbo: Balbi.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 28. October. Nacht und Morgen, Drama in 4 Abtheilungen und 5 Akten; mit freier Benutzung des Bulwer'schen Romans, von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Samstag, den 30. October. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Schiller.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 299.** Samstag, den 30. October **1847.**

## * Der neue Bravo.

(Fortsetzung.)

In der prächtigen Kirche des heiligen Antonius zu Padua war der Altar mit Blumen geschmückt.

Es ist Nachmittag.

Eben ist ein junges Paar in die Kirche getreten und kniete an den Marmorstufen des Altars nieder.

Es sind Andreas und Beatrice. Zwei seiner Freunde, Orlando Netti und Pietro Sorniglio, der eine Seemann, der andere Maler, folgten ihnen.

Ein ehrwürdiger Geistlicher, Pater Anselmo, betrat von einem Diaconus begleitet, den heiligen Altar. Bevor er seine Gebete begann, redete er die beiden folgendermaßen an:

„Meine lieben Kinder, ich bin im Begriffe, eine Handlung zu vollziehen, welche ich unter andern Umständen tausendmal gerne vollzöge; doch ich mache Euch zu Richtern Eurer eignen Sache. Ihr seyd flüchtig, ich weiß es, und seyd allein hier in der Stadt angekommen. Ihr, Beatrice, verließet Euern Vormund, wie Ihr sagt, weil er Euch zwingen wollte, ihm die Hand zu reichen. Beatrice, Euer Inneres wird Euch sagen, ob Ihr recht gethan und eine gute Wahl getroffen habt. Und Ihr, Andreas, Ihr wollt Euer Schicksal mit dem einer reichen Erbin, Ihr wollt Euch mit einem edlen Mädchen von Venedig verbinden; sucht Euch dieser großen Gunst würdig zu machen und vergeltet durch immerwährende Zärtlichkeit die Liebe Eurer jungen Gattin."

Die beiden Liebenden sprachen hierauf bescheiden, aber mit Festigkeit den Schwur, als treue Ehegatten und gute Christen zu leben, und empfingen alsdann die Einsegnung.

In dem Augenblicke, da sie sich mit den letzten Gebeten beschäftigten, schlichen zwei Männer geheimnißvoll hinter die Pfeiler, um das Brautpaar zu sehen, ohne bemerkt zu werden. Als der eine vorne angekommen war, und einen Blick auf sie geworfen hatte, sagte er leise zu dem andern:

„Verflucht, es ist zu spät .... Alles ist vorbei."

„Nur ruhig," entgegnete dieser, „es ist nie zu spät..."

* * *

Eine Stunde nachher traten die Neuvermählten, nachdem sie zuvor die Kleider gewechselt, mit Orlando und Pietro in einem Gasthofe ein.

Andreas rief den Wirth.

„Leopardo," rief er ihn an, „bringt uns von dem Cyperwein, von dem Ihr mir so oft gesagt habt."

Der Wirth, ein trockener, buckliger Griesgram, schnitt eine Grimasse, welche ein Compliment seyn sollte, und sprach:

„Edle Dame, edler Ritter, ich habe mit Eurer Erlaubniß bereits zwei Flaschen aus dem Keller geholt. Es ist ein Wein, wie ihn noch kein König getrunken. Hier," fügte er bei, nachdem er die Flaschen herbeigeholt hatte, „Ihr werdet sehen, daß ich nicht übertrieben habe."

Mit diesen Worten entfernte er sich, aber nicht ohne seine Gäste vorher mit einem seltsamen, scharfen Blicke zu betrachten.

Die drei Männer thaten dem Cyperwein alle Ehre an; nur Beatrice wollte ihr Glas nicht einmal an die Lippen führen, sie hatte noch nie Wein getrunken.

Nun erfolgte eine seltsame Scene:

Nachdem Andreas und seine Freunde ausgelassen heiter und fröhlich gewesen waren, fingen sie plötzlich an, weniger zu sprechen und zu lachen. Ihre Mienen wurden ernster, ihre Stirne blasser, ihre Lippen und Augen schlossen sich allmälig und endlich herrschte gänzliches Stillschweigen im Saale. Beatrice versuchte die Unterhaltung wieder in Gang zu bringen, aber man antwortete ihr nur einzelne Sylben und zuletzt hörte auch dieß auf. Selbst Andreas schien gefühllos für die ihm so liebe Stimme.

„Andreas! Andreas!" rief die junge Frau.

Keine Antwort.

„Signor Orlando!"

Keine Antwort.

„Signor Pietro!"

Dasselbe Schweigen.

Beatrice versuchte Alles, um die Schläfer zu erwecken, allein ihre Mühe war vergebens. Eine unendliche Verzweiflung bemächtigte sich ihrer; unerklärlich war ihr diese plötzlich eingetretene tiefe Lethargie und sie konnte nur das Werk teuflischer Bosheit seyn. Aber wer war der Urheber? Welchen Zweck sollte er haben? Sollte sie den Wirth rufen, oder war dieß vielleicht selbst der Verräther?"

Während die junge Frau so dem Laufe ihrer Gedanken folgte, erhob sich ein Geräusch und es öffnete sich eine Tapetenthüre, durch welche mehrere Männer auf den Zehenspitzen einschlichen.

Sie waren zwölf an der Zahl, alle bewaffnet und maskirt. Sie umringten Beatricen in einem Halbkreis.

Diese saß da, bleich, zitternd, kalter Schweiß bedeckte ihre Stirne und sie glaubte sich in der Hölle, von zwölf Dämonen umgeben. Sie wollte sich erheben, aber wie gelähmt saß sie auf ihrem Stuhl, sie wollte Andreas rufen, aber ihr Mund blieb stumm.

„Nehmt sie und führt sie fort," rief endlich Einer, der Befehlshaber der Bande zu seyn schien.

Beatrice glaubte die Stimme zu erkennen.

„Malvoglio!" rief sie und sank in Ohnmacht.

Als Beatrice die Augen wieder aufschlug, sah sie sich mit Entsetzen in einem Reisewagen und neben ihr Sfae-

ciati und Malvoglio sitzen. Da standen ihr plötzlich alle Begebenheiten des Tages klar vor Augen und sie fühlte eine schreckliche Angst.

„Wo ist Andreas? was habt Ihr mit ihm gemacht?" waren ihre ersten Worte.

„Beruhige Dich, mein liebes Kind," flüsterte Malvoglio zärtlich, „man ist ganz gelinde mit ihm verfahren."

„Gemordet habt Ihr ihn, Meuchler, Ihr!" rief Beatrice schmerzlich aus.

„Meuchler?" wiederholte Sfacciati lächelnd; „Ihr täuscht Euch, mein Kind. Solcher That sind wir nicht fähig. Andreas hat Euch durch List entführt, wir haben dasselbe Mittel angewandt, wieder in Euren Besitz zu gelangen. Nach 48 Stunden festen Schlafes wird Andreas wieder erwachen; der Wein, den er getrunken, war blos unvermischt."

„Schändlich, schändlich!" rief Beatrice händeringend.

„Ei! welch' großer Schmerz!" spöttelte Malvoglio, „Du sprichst in einem sehr ehrfurchtsvollen Tone zu mir. Es scheint die kleine Reise hat Dich kühn gemacht."

Die junge Frau sammelte alle Kräfte und sagte, Malvoglio fest anblickend:

„Aendert die Sprache, Signore. Ich habe nichts mehr mit Euch zu schaffen, lange genug hattet Ihr Eure tyrannische Gewalt über mich ausgeübt und mir meine Freiheit und mein Vermögen entzogen. Diese Gewalt hat nun ein Ende"

„In der That, welche Keckheit, Signorina. Bist Du plötzlich volljährig geworden?"

„Ich bin verheirathet."

Beide Edelleute brachen in ein Gelächter aus.

(Fortsetzung folgt.)

## * Die alte Brücke bei Mainz war kein römisches Bauwerk.

Jetzt, wo die Arbeiten zur Beseitigung der unter Wasser befindlichen Pfeiler der alten Brücke weiter vorgeschritten sind, kann ich Ihnen Genaueres über diese alten Baureste mittheilen und zugleich einige Punkte in meinem letzten Schreiben berichtigen.

Es steht nun so ziemlich fest, daß diese Brücke nicht römischen Ursprungs ist. Die Beweise ihres Nichtrömerthums sind im wahren Sinne des Worts jetzt „zu Tage" gekommen. Gestern zogen die Arbeiter einen großen Quaderstein heraus, auf dem sich römisches Bildwerk befand: ein lebensgroßes Brustbild, wie ich glaube von einem Pluto (die näheren Abzeichen fehlen), und daneben, auf demselben Steine Schultertheile von einem Jupiter, wie der beigefügte Donnerkeil andeutet. Zeichnung und Ausführung dieser Bilder zeigen von einiger Kunstfertigkeit. Die Brustbilder stehen in einer runden Vertiefung hoch ausgehauen und dienten vermuthlich, mehrere neben einander, als Schmuck irgend eines großen römischen Gebäudes. Es ist mir aber unwahrscheinlich, daß die Römer in vorchristlicher Zeit ihre eigenen höchsten Götter in effigie zertrümmert und als Bausteine in den Rhein sollten versenkt haben, so wenig als wohl heut zu Tage Heiligenbilder von Stein zerschlagen und vermauert würden. Es ist dagegen mehr als wahrscheinlich, daß die in Rede stehende Brücke von Karl dem Großen erbaut wurde, worüber uns auch ziemlich genaue Nachrichten erhalten sind; so z. B. bei Sebastian Münster, welcher sagt: „Der Keyser Julianus, da er die Teutschen kriegt, macht ob dieser Statt bei S. Alban ein Bruck vber den Rhein *). Hernach im jar 802 macht Keyser Carlin der Groß 10 jar lang mit grosser arbeit, vnd mit wunderbarlichen sinnreichen Werken ein Bruck vber den Rhein, die war 500 schritt lang, dann so breit ist der Rhein bey dieser Statt, aber sie stund nicht lang, dann im May ging sie an von Fewr und verbran in 3 stunden, daß nichts darvon vberblib, dann allein was das Wasser bedeckt. Da nam ihm der Keyser für, eine Steinene Bruck zu machen aber, es ward nichts darauß."

Ferner schreibt S. Münster: „Der Bischoff Rickolph ließ die Bruck so der Groß Carlin vber den Rhein gemacht, anzünden und verbrennen im jar 814, die verbrann in 3 Stunden daz nicht ein stecklin daran vberblieb, vn thats darumb, daz die Mörder so viel Mords begiengen auff dieser Brucken bey nacht."

Zu diesem Brückenbau benutzte Karl der Große alle Reste der römischen Bauten, und sparte dadurch die kostspielige Herbeischaffung und Bearbeitung großer Werksteine. Es darf uns dieses Verfahren nicht befremden, wenn wir bedenken, daß sieben Jahrhunderte nachher die Bewohner des Albansklosters bei Mainz, die in ihrer Nähe zahlreich gefundenen steinernen Römer-Särge ausgruben, um sich später darin selbst begraben zu lassen. Die steinernen Sargdeckel mit römischen Inschriften wurden herumgedreht, oben darauf ein Kreuz gemeißelt und das Ganze von Neuem der Erde übergeben. So sah ich vor ein paar Jahren an 30 Särge in einer Reihe im Hofe des Klosters St. Alban, als an dessen Stelle die jetzige Albansschanze gebaut wurde.

Ein weiterer Beweis, daß die Brücke nicht römischen Ursprungs ist, scheint mir daraus hervorzugehen, daß eine nicht unbedeutende Zahl rother Sandsteinquader zum Fundament verwendet wurde. Die Römer nahmen vorzugsweise ihren Sandstein aus Brüchen der linken Rheinseite, hauptsächlich von Flonheim. Diese Steine haben einen hellgrauen oder gelblichen Farbenton, während der rothe Sandstein vom Main und Neckar, der feindlichen deutschen Nachbarvölker wegen, schwerer zu erhalten war.

Weiter ist zu bemerken, daß alle aufgefundenen Reste von Handwerkszeug u. dgl., wenn gleich mit einem Conglomerat von Sand und Steinen fest umschlossen, dennoch nicht älter als tausend Jahre sind, da ihre Formen nicht an die römischen erinnern. Ich sah einen eisernen Hammer, worin ein angebrannter hölzerner Stiel sich befand. Der Letztere war in so schönem Zustande, daß nur der äußeren Verkohlung die Ursache der guten Erhaltung zuzuschreiben ist.

Ich komme endlich noch einmal auf die einfache Art zurück, wie bei dieser Brücke fundamentirt wurde. Ein gewisser Raum ist mitten im Rheine abgepfählt. Entweder wurde dieser abgedämmt, das Wasser herausgepumpt und dann das Mauerwerk aufgesetzt, oder man baute einen Kasten, mauerte darin den Pfeiler bis zu einer gewissen Höhe fertig und ließ ihn durch sein eigenes Gewicht zu Boden gehen; genug die Stelle, worauf er zu ruhen kam, hatte einen hölzernen Rost (senkrecht eingerammte Pfähle mit wagerecht damit verbundenen Schwellen), dessen oberster Theil mit dem Flußbette gleiche Höhe hatte. Darauf liegt eine Schicht blauen Thons, in welchen Steine eingefügt sind; dieselben sind einen halben Schuh hoch mit Mörtel bedeckt, der mit Sand und Rheinkies eine feste Masse bildet. Auf diese Lage folgt das gewöhnliche Mauerwerk, welches aber nur an den Strebepfei=

*) Oberhalb der Mainmündung; es war wohl nur eine Schiffbrücke, die der Sicherheit halber abgefahren werden konnte.

lern, Eisbrechen und einem Theil der Seitenwände aus Quadern besteht, die unter sich horizontal und senkrecht mit eingebleiten Klammern fest verbunden sind.

Schließlich noch eine Bemerkung. Als ich fand, daß die Höhe des Flußbetts seit tausend Jahren an dieser Stelle unverändert geblieben, während sie an andern Orten sich bedeutend gesteigert hatte, suchte ich mir die selbstgestellte Frage also zu beantworten: Gewiß ist, daß sich das Ufer des Rheines in einem Jahrhundert um 22 Centimeter (beinahe einen Fuß hessisch) erhöht, und an Stellen, wo der Rhein uneingedämmt sich ausbreiten kann, findet diese Erhöhung noch fortwährend mehr oder minder durch die ganze Breite des Flußbettes statt. An Stellen aber, wo die Kultur den Rhein einengte, das Bett dadurch schmäler wurde, mußte sich die Kraft des Wassers in der Tiefe das holen, was man ihm an den Seiten raubte. Größere Geschwindigkeit des Stromes war die Folge davon, die nicht zuließ, daß Grundablagerung an solchen Stellen stattfinden, dagegen für die Schiffahrt sogenanntes Fahrwasser sich bilden konnte. Damit dieses ohne Gefahr benutzt werden kann, setzt man das Werk des Bischof Ricolphs, die Zerstörung der Brücke, weiter fort. L. Becker.

---

## Naturhistorische Notiz über die Cholera von 1847.

(Schluß.)

Merkwürdig ist folgende Beobachtung eines alten Bienenwirths im Gouvernement Charkow. Bekanntlich werden die Bienenstöcke in Klein-Rußland, sobald die Fruchtbäume zu blühen anfangen, in die Wälder gebracht und bleiben dort, bis jene Bäume abblühen, dann kommen sie in die Steppenthäler und Schluchten, damit die Bienen von den Steppenblumen ihre Nahrung ziehen. Ein Bienenwirth hatte also in diesem Frühjahr auch seine Stöcke in den Wald unter große wilde Birnbäume gestellt, bemerkte aber bald, daß viele dieser Insekten, so wie sie aus den Blüthen jener Fruchtbäume sogen, todt zur Erde fielen. Dieses bewog ihn, die Bienenstöcke wieder nach Hause zu nehmen und die Bienen auf eine andere Weise zu nähren. Dabei bemerkte der Alte: „in diesem Jahre wird das Obst schädlich sein und viel Unheil unter den Menschen anrichten, auch vor dem diesjährigen Honig mag man sich hüten." — Indessen kann man auch die Früchte nicht als Ursache der Krankheit annehmen, da sie an vielen Orten mitten im Winter hauste, wo gar kein Obst vorhanden war.

Wenn man nun mit Aufmerksamkeit die geographische Richtung der Cholera betrachtet, so ersieht man, daß sie größentheils Hansten's isodynamischen Kurven folgte, und namentlich zum Aequator hin, wo die magnetisch-elektrische (oder besser magnetische) Kraft am schwächsten ist, d. h. wo die Kurve nach Hansten's Berechnung dem Werthe von 0,9 entspricht, die Krankheit sich am heftigsten und hartnäckigsten äußerte, während zu den Polen, wo die äußersten isodynamischen Kurven, wohin die Cholera gelangte, kaum den Werth von 1,4 übersteigen und die magnetische Kraft bedeutend gesteigert ist, die Krankheitserscheinungen viel schwächer waren. Daher wird es auch begreiflich, woher die in Indien gegen die Cholera angewandten Mittel im nördlichen Europa fast durchgehends fehlschlagen mußten. Orenburg und Petersburg liegen fast auf der nämlichen isodynamischen Breite, und obgleich die Krankheit hier im Sommer und dort im Winter bei 24° Frost war, so äußerte sie sich an beiden Orten auf ähnliche Weise. In Palermo dagegen, das auf einer Kurve mit dem Norden von Indien liegt, hauste sie mit gleicher Heftigkeit, so daß in sechs Wochen mehr als der sechste Theil der ganzen Bevölkerung dieser Stadt, nämlich 26,000 Menschen, ein Opfer dieser Krankheit wurde.

Die Cholera von 1831 gelangte nach Europa hauptsächlich längs der isodynamischen Kurven von 1,2 und 1,4, die jetzige folgt besonders der von 1,4; es ist also zu erwarten, daß sie im Ganzen schwächer seyn wird als 1831, was sich auch bis jetzt vollkommen bewährt hat. An Orten, wo 1830 und 1831 hundert und mehr Menschen täglich erkrankten, zählt man jetzt kaum 25, 20, 18 und noch weniger; da, wo damals von den Erkrankten nicht einmal ein Viertheil aufkam, genesen jetzt $^1/_2$, $^2/_3$, $^3/_4$ und noch mehr derselben.

Die Zufälle der diesjährigen Cholera kann man nach ihren Erscheinungen in drei Momente theilen: zuerst bekommt der Kranke Schwindel und ein unangenehmes Zusammensinken in den Knieen, die Füße und Hände werden kalt; dann folgt entweder eine Stumpfheit des Gefühlsvermögens und allmäliges Absterben der Nerven, ohne Erbrechen und Dyssenterie, oder es stellt sich Letzteres mit mehr oder weniger Heftigkeit ein und von Zuckungen und Krämpfen begleitet; endlich nehmen die Krämpfe einen schrecklichen Grad an, und unter den fürchterlichsten Schmerzen trifft den Kranken der Schlag an der Lunge oder dem Gehirn.

Gegen diese Krankheit in ihrem letzten Grade ist selten zu helfen, doch wurde noch folgende Behandlung im südlichen Rußland mit einem Erfolge von 6 Genesenen unter 9 Kranken angewandt: hat der Kranke Erbrechen, so giebt man ihm eine Salzauflösung von einem Eßlöffel Kochsalz in einem Glase kalten Wassers, auf einmal auszutrinken, und wiederholt dieses, wenn das Erbrechen nach einer Stunde nicht aufhört. Zugleich wird der ganze Körper mit einem Spiritusaufguß auf spanischen rothen Pfeffer gerieben und der Kranke dann mit einem nassen Laken umhüllt und der ganze Körper damit so lange stark gerieben, bis sich Wärme zeigt und er zu schwitzen anfängt. Unterdessen giebt man ihm Krausemünzthee oder andere Schweißmittel zu trinken, legt wohl auch heiße Bähungen oder Senfpflaster auf den Magen. Sobald der Kranke sich leichter fühlt, wird er mit Decken zugedeckt. Die weitere Kur muß natürlich dem Ermessen des Arztes anheimgestellt werden.

Gewöhnlich ist die Krankheit 4—12 Stunden lebensgefährlich, wer die 12te Stunde überlebt, ist gewöhnlich gerettet. Die meisten sterben in der 8ten Stunde. An einem Orte dauert die Krankheit selten mehr als 6 Wochen, während deren sie 3 Wochen steigt und 3 Wochen fällt.

Versuche, die bei der diesjährigen Cholera mit der Prießnitz'schen Wasserkur gemacht wurden, bewährten sich nur bei Subjekten im ersten Momente der Krankheit.

Das Galvanisiren an zwei sehr schwer Kranken äußerte gar keine Wirkung, ein dritter dagegen im zweiten Momente der Krankheit fühlte gleich Erleichterung und wurde hergestellt. Die galvanischen Platten wurden an Brust und Genick applicirt. Wenn man an das in Indien von den dortigen Eingebornen gegen diese Krankheit mit Erfolg angewandte Sengen der Fußsohlen mit glühendem Eisen sich erinnert, so mag wohl das Anlegen des galvanischen Stromes an die Fußsohlen auch seine Wirkung bei Cholerakranken äußern.

Schließlich bemerke ich noch, daß vor dem Erscheinen der Cholera allgemein eine ganz besondere Reizbarkeit der Athemorgane bemerkt worden ist, besonders leicht wird man mitten im Sommer, selbst im Zimmer und während der wärmsten Tage plötzlich von einem Schnupfen befallen, der oft eben so schnell, zuweilen nach 1 bis 2 Stunden, wieder aufhört. Während der Zeit, wo die Cholera an irgend einem Orte

haust, fühlen auch gesunde Menschen eine gewisse Schwäche im Magen und in den Knieen, große Neigung zum Schwindel, oder wenigstens zeigt sich eine Schwere des Kopfes, was Alles verschwindet, sobald man transpirirt. Besonders bemerkbar wirkt in dieser Zeit auf den Menschen die schwüle Gewitterluft.

Ich theile diese kurze Notiz in der Absicht mit, daß Männer vom Fache und diejenigen, die elektro-magnetische Apparate haben, auf die Einwirkung dieser letzteren Naturkraft auf die Cholera einige Aufmerksamkeit wenden und dadurch vielleicht der Menschheit einen nützlichen Dienst erweisen mögen. August 1847.

PS. Auffallend ist es, daß in diesem Jahre auch das Vieh von der Cholera leidet; besonders sind es Pferde von schwarzer Farbe (Rappen) und das Hornvieh die daran sterben. Ich machte den Versuch mit einem Kalbe, das ein paar Tage mit Birnen gefüttert wurde und davon eine starke Dyssenterie bekam, aufhörte zu fressen und zu kauen und total krank wurde. An vielen Orten, wo die Menschen von der Krankheit verschont blieben, wurde das Vieh um so stärker davon heimgesucht.

Das Geflügel, namentlich Enten, Kalkunen und Hühner, vertrug jedes Obst, ohne im Mindesten davon zu leiden.

## Tabletten.

*** Negersänger. Man war bisher ziemlich daran gewöhnt, daß vom Festlande aus Künstler jeder Art, besonders aber Sänger, den Ocean durchschnitten, um in der neuen Welt sich zu produciren und mit Ruhm und Dollars schwer beladen nach Europa heimzukehren. Nun aber scheint sich die Sache anders gestalten zu wollen; denn wie wir so eben vernehmen, sind fünf Nordamerikaner, die sich Negersänger nennen, zu uns herübergekommen, um am Rheine Lieder zu singen aus den fernen Urwäldern und Plantagen ihrer Heimath. Diese Sänger-Gesellschaft besteht aus den Herren Dwyce, Laurain, Aowin, Marly und Stainer, welche sich bei ihrem langen Aufenthalte in den Negerstaaten Nordamerika's mit den Gesängen, Tänzen, Pantomimen und Sitten der dortigen schwarzen Bevölkerung innig vertraut gemacht haben. In England, wo sie bereits seit zwei Jahren in allen großen Städten sich hören ließen, ganz besonders aber in London, haben sie ungeheures Furore gemacht und dreimal vor der Königin gesungen. Von England aus besuchten sie zuerst Holland, wo sie während fünf Monate 120 Abendvorstellungen bei stets gefüllten Häusern und unter großem Beifalle gegeben, so wie auch zweimal bei Hofe gesungen haben. In Deutschland angelangt, sind sie in Elberfeld bereits aufgetreten und werden demnächst in Köln eintreffen.

*** Münzfälschung in Frankreich. Kürzlich nahm der sonst als guter Münzkenner bekannte Kassier der Bank von Frankreich eine ziemlich bedeutende Anzahl Fünffrankenstücke an, aus denen das Silber so geschickt herausgenommen und mit Blei ersetzt war, daß erst die Verschiedenheit des Gewichts den Betrug an den Tag brachte.

*** Ein Schauspiel seltner Art, lockt die schaulustigen Pariser nach dem Hippodrom, eine Elephantenjagd, die mit allem Pomp des Orients abgehalten wird. Der Elephant ist 7 Jahre alt und wurde von dem Rajah von Lahore gekauft.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Die „Kölner Zeitung“ bringt in ihrer neusten Nummer Auszüge aus einem größern biographischen Werke von Luise von Plönnies: „das Leben Shelleys.“ Wir kennen das Ganze aus dem Manuskript und dürfen der deutschen Lesewelt einen ebenso interessanten als wichtigen Beitrag zur Kenntniß des großen englischen Dichters, des Freundes Lord Byron's, versprechen. Je mehr dieser feine Dichtergenius in Deutschland neuerdings durch treffliche Uebersetzungen zur verdienten Anerkennung kommt, um so freudiger ist es anzuerkennen, wenn dichterisch begabte Naturen, und zu diesen dürfen wir die talentvolle Verfasserin des obigen Aufsatzes mit Recht zählen, es übernehmen, uns auch in historischer Beziehung mit den Schicksalen Shelley's bekannt zu machen. Besonders ist es ja die Kenntniß und lebendige Auffassung der Letzteren, ohne die kein solcher Genius, weder in seiner Stärke, noch in seinen Schwächen, richtig verstanden und gewürdigt werden kann. Luise von Plönnies wird sich durch dieses Buch ein neues Verdienst um die Kenntniß und Verbreitung der englischen Poesie in deutschen Kreisen erwerben. m.

• Dresden, den 21. October. Ferdinand Hiller's neue Oper „Konradin“, Text von Reinick, ist bereits zweimal über die Bretter gegangen, am 13. und 20. d. Der Beifall war groß und wohlverdient; der Komponist wurde jedesmal mehrfach gerufen. Ist auch auf den Erfolg bei einer ersten Aufführung um deßwillen gewöhnlich kein so großes Gewicht zu legen, als das Urtheil sich erst nach mehrmaligem Anhören bilden kann, so darf doch die höchst beifällige Aufnahme bei der zweiten Darstellung als ein entschiedener Erfolg bezeichnet werden, zumal manche Nummern noch größere Gunst des Publikums erlangten, als das Erstemal.

— Die für wissenschaftliche Forschungen in Algier ernannte Commission entwickelt unter den Begünstigungen des französischen Kriegsministeriums eine ungemeine Thätigkeit und die ihr zu Gebote stehenden Summen erlauben ihr die ausgedehntesten und erfolgreichsten Unternehmungen. Zu den bereits herausgegebenen Werken über Kunst und Wissenschaft dieser Länder kommt jetzt ein Neues, das besonders den Juristen und Staatsmännern eine ebenso wichtige als interessante Erscheinung auf dem Gebiete ihrer Wissenschaften seyn wird, unter dem Titel: Précis de jurisprudence musulmane par Sidi Khelil, das Gesetzbuch für alle Kadis der Barbaresken-Staaten. Bis jetzt waren die Pandecten der Muselmänner nur den Kennern der arabischen Sprache zugänglich.

— Die „Zeitungshalle“ schreibt: Jenny Lind's Stimme hat die übermäßigen Fatiguen der englischen Opern-Konzert-Guineenjagd nicht ertragen, sie ist in hohem Grad angegriffen. Albernes Geschwätz von leichter Verschleierung, Trübung, Clair obscur des Tones! Ihre Stimme ist gefährlich krank, sie ist mehr als heiser. Noch eine solche Art Season, und die schwedische Nachtigall hat aufgehört zu schlagen.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 30. October. Wilhelm Tell, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Schiller.

Sonntag, den 31. October. Don Juan, große romantische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 300. Sonntag, den 31. October 1847.

## * Der neue Bravo.

(Fortsetzung.)

„Eine schöne Heirath!“ sagte Malvoglio. „Wo hast Du denn Deinen bisherigen Stolz gelassen? Du, aus einer altadeligen Familie stammend, und erröthest nicht, Deine Hand einem Abenteurer zu reichen, der nichts besitzt, als einen Degen und einen Mantel. Der Schurke hat Dich durch seine Arglist schrecklich getäuscht, und glaube Deinem besten Freunde, Du wirst's uns später danken, diese schmähliche Verbindung gelöst zu haben.“

„Ihr täuscht Euch,“ sprach Beatrice energisch, „hofft nicht, daß ich jemals Eure Wünsche befriedigen werde.“

„Mein schönes Kind,“ entgegnete ihr Sfacciati mit galantem Ausdrucke, „wir wachen bloß für Eure kostbare Erhaltung und sind nicht gesonnen, Euch etwas zu Leide zu thun. Nehmt Euch Zeit zur Ueberlegung. Ihr habt geirrt und es ist unmöglich, daß Ihr nicht einsehen werdet, daß Andreas Euren Besitz nicht verdient. Und wenn Ihr dann eine neue Wahl treffet, so bedenkt, daß wir Beide Euch zu Füßen liegen.“

„Signor, ich kann Euch nichts darauf entgegnen, als daß der Himmel gewollt hat, daß ich die Frau Andreas' werde und nie werde ich einem Andern angehören.“

„Das wird sich zeigen,“ sagte der Vormund mit schlecht verborgener Wuth.

Ohne Malvoglio einer Antwort zu würdigen, kehrte sie ihm stolz den Rücken und wandte sich nach einer Pause mit folgenden Worten an Sfacciati:

„Signor,“ sprach sie, „ich schenke Euch mehr Zutrauen als Malvoglio. Wollt Ihr mich vor ihm schützen? Ich fühle mich sehr ermattet, kann ich unter Eurer Obhut ein wenig schlummern?“

„Gewiß Signora,“ entgegnete Sfacciati geschmeichelt, „so lange ich lebe, soll Euch nichts Beleidigendes widerfahren.“

„Ich danke Euch,“ sprach Beatrice, legte ihr Haupt auf ein Kissen des Wagens und schloß die Augen.

In dieser Lage konnte die Gefangene die geringsten Bewegungen ihrer Entführer beobachten. Sie bemerkte gut an den finstern Blicken, die sich beide zuwarfen, den tiefen Haß, den sie gegen einander hegten.

Es herrschte tiefe Stille.

Schon seit einiger Zeit bemerkte Beatrice, daß sie den Hufschlag der Pferde nicht mehr so deutlich höre, als anfangs und schloß daraus, daß ihre Bedeckung etwas zurückgeblieben seyn müsse.

Ihre Vermuthung war ganz richtig.

Plötzlich erhob sich ein Tumult auf der Straße. Der Wagen hielt an, Dardinelli erschien an dem Kutschenschlage und rief:

„Auf, Signori, wir sind durch Räuber angegriffen!“

„Heiliger Himmel! riefen alle drei Reisenden.

Malvoglio sagte etwas ruhiger:

„Wir haben ja unsere Bedeckung, um uns zu vertheidigen.“

„Das ist richtig,“ fügte Sfacciati bei, „wir haben nichts zu fürchten.“

Indessen fiel Schuß auf Schuß, Hieb auf Hieb, hinter dem Wagen begann ein schrecklicher Kampf, die Kugeln pfiffen dicht an ihnen vorüber und einige Augenblicke später ging der Kutschenschlag auf, vermummte Männer zwangen Malvoglio und Sfacciati auszusteigen und riefen:

„Heraus, Ihr Herren, heraus! Gebt denen ein Beispiel, die sich für Euch schlagen.“

„Ha Verräther!“ schrie Malvoglio.

„Elender Schurke!“ schrie Sfacciati.

Schnell sprangen sie aus dem Wagen und erblickten ihre Begleiter, die sich gegenseitig in den Haaren lagen.

„Wir hatten denselben Gedanken,“ schrie Malvoglio, zog seinen Degen und drang wüthend auf seinen Gefährten ein.

Durch den schrecklichen Lärm scheu geworden, nahmen die Pferde Reißaus und eilten über Stock und Stein, mit solcher Schnelligkeit davon, daß nach einigen Augenblicken Beatrice nichts mehr von dem Kampfe hörte. Erst nach mehreren Stunden hielt der Wagen vor dem Thore eines Dorfes.

Augenblicklich war er von Neugierigen umringt, die Bäuerinnen wandten Alles an, um die ohnmächtige Beatrice wieder zur Besinnung zu bringen und nachdem ihnen dieß gelungen, geleiteten sie den Wagen in ein nahes Kloster, wo sie von einer alten, ehrwürdigen Aebtissin freundlich und liebreich aufgenommen wurde, der sie ihre Geschichte erzählte. Sie that dieß mit einer Einfachheit, welche die Aebtissin sogleich zu ihren Gunsten stimmte. Als sie erzählte, daß Andreas einen Schlaftrunk erhalten hätte, erstickte der Schmerz ihre Stimme.

„Kann es nicht,“ rief sie aus, „ein ewiger Schlaf seyn, den ihm diese Menschen bereiteten? Haben sie ihn nicht vielleicht getödtet?“

„Beruhige Dich, mein Kind,“ tröstete sie die Aebtissin, „hoffe und vertraue auf Gottes Allmacht, sie wird Dich beschützen.“

„Und jetzt,“ fügte die würdige Dame bei, „jetzt lege Dich zu Bette, liebes Kind, und ruhe Dich aus.“

Gerne folgte Beatrice dieser Aufforderung, sagte der alten Dame gute Nacht, und begab sich, von einer Nonne geführt, in ihr Schlafgemach. Doch der Schlaf floh ihre

Augenlieder und tausend ängstliche Gedanken durchkreuzten ihre Phantasie. Erst spät erbarmte sich ihrer Gott Morpheus.

Während Beatrice des Schlafes und der Ruhe genoß, kamen mehrere Reiter an dem Thore von San Martino — so hieß der Ort, an dessen Thore der Wagen mit Beatrice angehalten — an. Ohne vom Pferde zu steigen, ohne sich Zeit zu nehmen, den Schweiß von der Stirne zu wischen, rief Einer von ihnen die umstehenden Landleute herbei und fragte sie, ob sie keinen vierspännigen Wagen gesehen hätten, der durch dieses Dorf gefahren seyn müsse.

„Herr Ritter," antwortete einer der guten Villani, „wir haben allerdings solch einen Wagen gesehen. Er hat vor dem Thore des Klosters angehalten."

Gut," versetzte der Reiter, „war nicht eine junge Dame in dem Wagen?"

„Gewiß, Herr Ritter, das arme Kind war beinahe todt. Wir haben den Wagen bis in jenes Kloster geleitet und die Dame den Nonnen übergeben."

„Ich hoff'," sagte der Reiter, „daß sie gerettet ist. Das Weitere will ich selbst untersuchen."

Mit diesen Worten entfernte er sich, dankte den Bauern und schlug mit seinem Gefolge den Weg nach dem Kloster ein.

„Sie ist hier," sprach er, als sie an dem Thore angekommen, „erwartet mich da; ich werde bald wieder bei Euch seyn."

(Fortsetzung folgt.)

---

## * Ein Original-Brief C. V. v. Bonstetten's an Johannes v. Müller.

(Fortsetzung.)

Mailand, im December 1773.

Heute habe ich doch einmal einen Tag vernünftig verlebt. Zu Mittag gespeist bei Frau Morosini. Lieber Freund! wenn man Italien durchreist hat und wieder zu Haus angekommen ist, verschließt man sich in sein Zimmer und — bleibt darin. Ich habe nämlich das Vergnügen, unaufhörlich an meine Beschränktheit und Unwissenheit mich erinnert zu sehen. Ach, wann dürfen wir einmal in Valeyres *) beisammen leben: Sie und Trembley und ich, und ein hübsches Weibchen dazu? — Die gute Morosini — mit aller möglichen Ehrfurcht sey es gesagt — versteht ein wenig höhere Geometrie, und wir beide bringen's wahrscheinlich nie so weit.

Bei jedem Schritt bemerkt man hier glückliche Anlagen, welche Erziehung, Religions- oder vielmehr Ceremonien-Praxis und Despotismus zerstört haben. Despotisch aber wird für das Genie jede Regierung, die den Schwung der Gedanken hemmt, der Griechenland und Rom und Großbritannien so hoch emporgehoben.

Ich habe mit einem hübschen 18jährigen Mädchen, das ins Kloster gehen will, zu Mittag gespeist. Die Mutter ist eine verständige, sanfte, geistvolle Frau. Sie thut ihr Möglichstes, die Tochter von ihrem Vorhaben abzubringen. Ich meinte, das beste Mittel wäre vielleicht, dem Mädchen den Geschmack am Leben beizubringen. Sie gab mir die Erlaubniß, mein Glück bei ihm zu versuchen. Aber das arme Kind spricht von einem innern Berufe und wendet sich sogleich ab, wenn es Etwas bemerkt, was es von seinem Plan ableiten könnte.

Die Nonnen des Klosters, in welches diese Jungfrau zu gehen gedenkt, haben ihr Zuckerwerk gegeben, das sie mit so großer Andacht aufspeiste, als bete sie ein Ave Maria. Sie gab mir auch davon, um mich zu bekehren. Als ich ihr aber mit meinen Gründen immer mehr zusetzte, machte sie plötzlich rechtsum und rief: „E il diavolo!" (es ist der Teufel.) Ihre Mutter hat sie auf ein wahres und treffendes Wort der Maintenon aufmerksam gemacht: „Ma fille, dans le monde tous les soupirs sont pour Dieu; dans le couvent ils sont tous pour le monde". *) Die einzige Antwort der Tochter bestand darin, den Saal zu verlassen.

Es ist merkwürdig, welche Umgestaltung das Erziehungssystem in diesem Augenblicke erhalten. Man schickt die Mädchen nicht mehr ins Kloster, sondern gibt ihnen Gouvernanten, Lehrer, und läßt sie im elterlichen Hause. In 50 Jahren wird man hoffentlich die Wirkungen würdigen können.

Abends 6 Uhr war ich bei dem Pater Frisi, einem Barnabiter. Er hat mir in seinem Studierzimmer Audienz ertheilt. Welchen Kontrast zwischen seinem Genie und seiner Kutte! Er ist ein großer, schöner Mann, zwischen 40 und 50 Jahren, Augen voller Feuer, große Nasenlöcher, ausgezeichnete Züge. Er ist feingebildet, heiter, und freut sich des Beifalls der Menschen. In jedem seiner Worte verkündet sich ein Geist, der über alle Vorurtheile erhaben ist.

Frisi war in Pisa Professor der Moral, Logik und Metaphysik. Nebenbei hielt er Vorlesungen über Montesquieu. Gegenwärtig ist er Professor der Mathematik zu Mailand. Im nächsten Jahre wird er nach Genf kommen. Sie wissen, daß er für einen der ersten Mathematiker und Physiker des Jahrhunderts gehalten wird. Er ist auch ziemlich in Naturgeschichte, den schönen Künsten und der Hydraulik bewandert.

Die Regierung will sich eben mit der Schiffbarmachung der Adda beschäftigen. Der Anschlag geht auf zwei Millionen Mailänder Lira. Man gräbt dem Flusse auf eine halbe Stunde Weges ein durchaus neues Bett. Frisi hat eine interessante Sammlung von Allem, was über „Sumpfaustrocknung" Beachtungswerthes erschienen ist.

Solche Sammlungen sollten die Regierungen sich anschaffen.

Frisi hat mir Lalande's Reise gewiesen. Er hat drei Tage in Mailand zugebracht, und schreibt über Regierung, Verfassung, Charakter und Entwürfe der Minister mehr, als Jemand würde sagen können, der 20 Jahre in dieser Stadt gelebt hätte.

Frisi sprach mit ihm von den Kanälen des Landes. „Wie viel höher liegt der Kanal Martesana, als der Naviglio grande?" fragte er, und erhielt zur Antwort: 50 Fuß. Aber Lalande vergißt die Null und schreibt 5 Fuß (I, 358). Und darob verwundert er sich höchlich über Vinci's Genie, daß er zwei Kanäle vereinigt habe, von denen der eine fünf Fuß höher laufe, als der andere.

Freund! wenn Sie diesen Pater Frisi sehen könnten, die Heiterkeit, die glückliche Einbildungskraft dieses Mönchs! Wahrlich zerbrechen Sie Ihre Ketten, rufen Sie beständig Ihrem Geiste zu, daß Einsamkeit, daß Zurückgezogenheit die wahren Schulen sind, in denen große Männer sich bilden, wo Alles, was später die Gesellschaft entzückt, in Ruhe und Stille sich vorbereitet.

Ich freue mich sehr darauf, mit Ihnen einen Sommer in

---

*) Eine halbe Stunde von Orbe, im gegenwärtigen Kanton Waadt, in der Schweiz.

*) Meine Tochter, in der Welt (im weltlichen Leben) sind alle Seufzer für Gott; im Kloster sind sie alle für die Welt.

Mailand zuzubringen. Wir müssen die Metaphysik hören, die unter einem Barnabitenkäppchen gepredigt wird.

Wie unwissend sind wir doch über das Weltganze! Die Vernunft allein ist eine gesunde Metaphysik, die uns in die tiefe Finsterniß blicken läßt, in deren Mitte wir, in diesem Ganzen, schweben. Newton (nicht Voltaire) hat gesagt, die Metaphysik sey ein Menuet, in welchem man nach vielen Umschweifen wieder auf den Punkt zurückkomme, von dem man ausgegangen sey.

Frisi sagte mir von Bonnets Palingenesie oder Wiedererzeugung, mit Anspielung auf Netwon's Apokalypse, seine Meinung sey schlechtweg: „Thoren seyen alle diejenigen, die von körperlicher Auferstehung faseln, und — von dem anderen Plunder."

Dabei blitzten seine Augen. Er schwieg .... Aber ich sah den Herkules vor mir, der mit einem Schulterstoß die Mauern des Gefängnisses über den Haufen wirft, zwischen denen der menschliche Geist seit Jahrhunderten schmachtet.

Man darf sich über die Ueberschwemmungen nicht wundern, welche Italien jeden Winter verheeren. Frisi sagte mir, in Italien fallen jährlich oft 45 Zoll Wasser, während bekanntlich zu Paris nur 27 Zoll fallen. Die Regengüsse sind auf der Halbinsel viel stärker, als jenseits der Alpen.

Herr Morosini hat zwei Aktenstücke für die Schweizergeschichte, aus der Zeit der Gefangenschaft Ludwig Moro's, die vielleicht noch nicht bekannt sind. Sie betreffen den Antrag der Schweizer, ein Bündniß mit den Mailändern abzuschließen, und — die hochmüthige Antwort dieser letztern auf dies Erbieten.

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** Gedächtnißkunst. Auf die Ergebnisse einer eben so interessanten als lehrreichen Production, welche dieser Tage in den Räumen unsers Gymnasiums stattgefunden, verdient die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt zu werden. Hr. Prof. Eduard Pik aus Wien legte in Gegenwart der Vorsteher und Lehrer der Lehranstalt Proben einer von ihm vervollkommneten Methode ab, dem Gedächtniß auf natürlichem Wege zu Hülfe zu kommen, und weihte einen zahlreichen Schülerkreis, der dieser glücklichen Erfindung die gespannteste Theilnahme widmete, in dieselbe ein. Die ansprechende Persönlichkeit des Professors, so wie das wahrhaft Erstaunliche, was er in seinem eignen Beispiel darlegte, erwarb sich den Beifall aller Anwesenden. Es kann mit Ueberzeugung ausgesprochen werden, daß, wenn alle auf diesem schwierigen Felde bisher versuchten Wege lediglich zu Kunst- und Bravourstücken geführt haben, die dem Erfinder, der ihnen ein Leben gewidmet hatte, augenblickliches Gaffen und den Zuspruch der Neugier zuzuwenden geeignet waren, Niemand aber, der nicht Ueberfluß an Zeit und Geduld besaß, zur Nachahmung reizen konnten, die Methode des Herrn Pik sich als eine wahrhaft praktische bewährt, welche den unschätzbaren Vortheil bietet, naturgetreu, leichtfaßlich und allaugenblicklich ohne Zeitverlust anwendbar zu erscheinen. Es leuchtet jedem, der Hrn. Pik's Vortrag vernimmt, sofort ein, daß man entweder nach diesem Verfahren, oder nach keinem, das Gedächtniß wirklich stärken, ja zu scheinbar unbegreiflichen Leistungen bringen muß. Der pädagogische Nutzen dieses Verfahrens stand allen Anwesenden baldigst fest, und es kann die Ansicht ausgesprochen werden, daß in solcher Weise die Mnemonik eine ständige Schuldisciplin seyn sollte. Die Leichtigkeit, mit welcher die Jugend sogleich der ihr gegebenen Handhaben sich bemächtigte und eine Reihe rein empirisch hinter einander aufgestellter Begriffe sich in wenig Minuten taktfest eingeprägt hatte, legt das beste Zeugniß für eine praktische Bewährung ab. Es könnte unter diesen Umständen den zahlreichen Personen, die einer ungesuchten und leicht zugänglichen Nachhülfe für ein schwaches Gedächtniß froh werden möchten, nur angenehm seyn, wenn sich Herr Professor Pik bestimmen ließe, den Cursus von sechs Lehrstunden vor einem weiteren Kreise gemeinnütziger zu machen. Seine Vorträge dürften sich gleich sehr einem männlichen wie einem weiblichen Publikum anziehend und ersprießlich zeigen.

*** Berlin. Am 22. October verschied hier, in einer selten erreichten Höhe des Alters, im 83sten Jahre, eine unserer durch Geist, Kenntnisse und Herzensgüte ausgezeichnetsten Mitbürgerinnen, die verwittwete Hofräthin Herz. Ihr Name darf Anspruch auf eine Stelle in der geistigen Geschichte unserer Vaterstadt machen, da sie mit den hervorragendsten Männern Berlin's in Wissenschaft und Literatur, vorzugsweise am Schluß des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts, in ununterbrochenen und nächsten Beziehungen stand, sich der Hochachtung Aller, der engeren Freundschaft Vieler unter ihnen, insbesondere der Schleiermacher's erfreute. Zu ihren Freunden zählten sich Mirabeau, Göthe, Jean Paul, Ramler u. A. Ihre ausgebreiteten, selbst gelehrten Kenntnisse, hatten ihr nur zur Verfeinerung und Veredlung ihrer Weiblichkeit gedient. Wie wohlthuend, hülfreich, rathgebend, belehrend, ja stetig unterrichtend sie bis in die spätesten Jahre jungen Frauen und Mädchen gewesen, ist freilich nur im engeren Kreise kund geworden, allein eben dieses Wirken in bescheidener Stille erhöht dessen Verdienst und macht jetzo die öffentlich heraustretende dankbare Anerkennung zur Pflicht. Wenn eine, in das Grab nachfolgende allgemeine liebende Theilnahme der Erdendecke die Schwere nimmt, so wird die Hingeschiedene unter einer leichten Hülle, wie Wenige, ruhen.

*** In seinen pikanten Lukubrationen über politische Wesenheiten, spricht sich Cormenin über das „Budget" folgendermaßen aus: „Ein Buch von einem Quadratfuß Flächengehalt, auf 6 Zoll Dicke, das man einen schönen starken Band nennen könnte; ein Buch, das Einige zum Lachen, Viele zum Weinen bringt; ein Freudebuch für die Regierenden, ein Leidbuch für die Regierten; ein Buch, das die Thränen und den Schweiß des Volkes destillirt, um Gold daraus zu ziehen; ein Buch, das die Quellen der Erzeugung austrocknet; ein Buch, das das Kapital des Gewerbfleißes und des Ackerbaus erschöpft; ein Buch, das Arbeit zum Vortheil des Müßigganges schafft."

*** Am Buckingham-Palast, der Stadtresidenz der Königin von England, sind große Aenderungen vorgenommen; man hat den marmornen Thorbogen, welchen Georg IV. mit Aufwand von mehreren 1000 Pf. St. erbaut, abgetragen, und anstatt dessen dem Palaste einen neuen Flügel angefügt. Leider ist und bleibt dieser Königsbau eine der geschmacklosesten Fürstenwohnungen in der Welt.

*** Bettina v. Arnim wird eine aktenmäßige Darstellung ihres Prozesses mit dem Berliner Magistrat in Druck geben. Wenn die Erfinderin der „schwebenden Religion", die jetzt auch das schwebende Recht kennen lernte, in dieser Darstellung sich selbst und ihren genialen Gelüsten gegen das Herkommen treu bleibt, so hat man ohne Zweifel etwas sehr Interessantes, vielleicht gar einen neuen Prozeß zu erwarten.

*,* Der Esterházy-Keller. Wir kamen, erzählt ein Correspondent der „Allgem. Theater-Zeit.", vergangenen Sonntag in die Naglergasse (Wien), und sahen in einem schmalen, abschüssigen Seitengäßchen, das mit „Haarhof" bezeichnet ist, eine schwarze, ziemlich verwitterte Tafel, deren sonderbare Aufschrift uns befremdete. Da stand geschrieben: „Ausschank fürstlich Esterházy'scher Weine eigner Fechsung, an Wochentagen von elf bis ein Uhr, und von fünf bis sechs Uhr Nachmittags, an Sonn- und Feiertagen von elf bis ein Uhr Mittags!" — Es kam uns originell vor, daß den Gästen dieses Wein-Etablissements die Stunden pünktlich vorgeschrieben wurden, an welchen sie zu erscheinen haben. Eine ähnliche disciplinarische Methode kam uns noch nirgends vor, und da wir Leute sahen, welche eine knarrende Thüre öffneten, und in einen schwarzen Schlund hinabstiegen, so empfahlen wir Gott unsere Seele, den Gläubigern unsere Schulden, und stiegen auch hinab. Nur langsam voran, sehr langsam voran ging die Geschichte, denn die Beleuchtung des äußern Kellerschauplatzes bestand aus einer einzigen hungerigen Kerze, bei der man erst sah, wie finster es ist. Stufe für Stufe tappten wir hinab, jeden Augenblick fürchtend, das eine Genick zu brechen, welches wir nur besitzen, bis wir abermals eine Thüre ertappten, und nun auf einem Boden standen. Was sahen wir? — Nichts! — Finster war es ringsum, wie in der deutschen Literatur. Das Auge konnte sich an den einzelnen Lichtstrahlen, welche einzelne magere Kerzen warfen, nicht sammeln. Wir standen rathlos da. Verworrenes Geräusch vieler Menschenstimmen, so undeutlich, wie die Chöre in neuen romantischen Opern, schlugen an unser Ohr. Endlich lös'te sich das Dunkel in Etwas auf. Wir befanden uns in einem mächtigen Keller. Ringsherum standen große Fässer und an den Fässern lehnten Menschen, mit großen Gläsern in der Hand, in welchen goldner Wein blinkte. Wir schritten langsam vor. An einem kleinen Tische, dem einzigen im Keller, saß der Kellermeister, und nahm das gelös'te Geld ein. In unabsehbarer Tiefe und in schwarzer Nacht endigend, reihten sich Fässer an Fässer, reihten sich Menschen an Menschen, alle stehend, alle mit großen Gläsern in der Hand, und trinkend. — Hier wurde das Großartigste im Weintrinken geleistet. Große Halbgläser in vollgefülltem Zustande verschwanden auf zwei Züge. Gekostet wurde gar nichts, denn Jeder schien im Vorhinein von der Güte des Getränks überzeugt. Mächtige Krüge machten einen Rundgang im Kreise mehrerer Trinker, und — leer waren sie! Es war wunderbar anzusehen! — Wir wollten nicht umsonst herabgekommen seyn, und riefen laut einem vorbeihuschenden Kellerjungen zu, er solle uns ein halbes Seitel guten Wein bringen. — Dröhnendes Gelächter durchzitterte die Kellerräume! „Ein halbes Seitel im — Esterházy-Keller!" Der Kellerjunge stand verblüfft, mit offenem Munde da. Mehrere Gäste drängten sich in unsere Nähe und besahen uns von Oben bis Unten wie eine seltene Erscheinung. Jeder schüttelte bedenklich das Haupt und murmelte halb erstaunt, halb verächtlich: „ein halbes Seitel!" — Wir zogen uns rasch zur Thüre hinaus und zur Treppe hinauf.

*,* Die „Vossische Zeitung" bringt uns die Neuigkeit, indessen unter den Inseraten, daß die Aufgabe, ein Perpetuum mobile zu erfinden, ein Uhrmacher, Namens Maetz, jetzt gelös't habe. Derselbe sey ein geborener Pommer, zu Ravensbrück bei Fürstenberg wohnhaft und gegenwärtig in Berlin.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Von Franz Wigand ist in diesen Tagen (Mannheim, Verlag von J. Bensheimer) eine zweite Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel: „Wanderungen in's Gebiet des Herzens" erschienen. Die erste Sammlung ist uns nicht bekannt geworden und wir können uns also bei der Beurtheilung dieses Talentes nur an das vorliegende Buch halten; denn daß wirklich dichterisches Talent den meisten dieser Productionen zu Grunde liegt, dürfen wir nicht in Abrede stellen; die Gedanken sind nicht neu, aber gediegen aufgefaßt, und wenn das wirklich Erlebte und Durchdachte schon allein hinreichte, einem Gedichte Weihe und Reiz zu verleihen, so dürften wir beides dem größeren Theil des Buches nicht absprechen. Aber über der ernsten Beschauung des Lebens und seiner Erscheinungen verliert der Dichter nur allzu häufig jene reine heitere Unbefangenheit des Gemüthes, ohne die eine eigentliche Begeisterung nicht gedacht werden kann, und wodurch selbst die ursprünglich poetische Empfindung wie das Resultat einer mühsamen Verstandesoperation erscheint. So entbehren auch viele dieser Gedichte des musikalischen Rhythmus und sind eher glatt als weich; so will es uns öfter auch nicht gelingen, uns mit ganzer Seele in diese Poesien zu versenken, und uns von ihnen einwiegen zu lassen. Denn dazu ist der Dichter seinem eignen Genius gegenüber nicht hingebend genug, dazu geht er selbst viel zu sehr dem höhern Impuls der Fantasie aus dem Wege und scheint sich jedem lyrischen Gefühl mit Absicht zu entschlagen, um nur die ruhige Reflexion niemals aus dem Auge zu verlieren. Aber die Poesie will nicht allein leuchten, sie will auch erwärmen; sie will das, was uns in Natur, Geist und Menschenherz räthselhaft ist, nicht allein lösen, sondern es auch zu seinen tieferen Räthseln in der Dichterbrust zurückführen, damit nicht, wie dies hier geschieht, ein für allemal gesagt ist, was gesagt werden muß, sondern noch viel mehr zu sagen übrig bleibt. Eine Welt, die sich begränzt, eine Welt, hinter der nicht noch eine Welt liegt, ist keine Welt, und am wenigsten die des Dichters; davon mag es auch wohl herrühren, daß in dem vorliegenden Buche, in welchem sich Alles so glatt und sicher abschließt, die Natur mit ihrem unendlichen Geheimniß und ihrem romantischen Reizen selten hervortritt und mehr in ihrem allgemeinen Verhältniß zum Menschen als in ihren tieferen Verkündigungen erfaßt wird; findet sie doch selbst da, wo der Naturlaut mit Glück angeschlagen wird, wie z. B. in dem Gedicht: „Aetherische Glocken" nicht denjenigen innigen Nachklang im Gemüth des Lesers, den der Dichter gewiß beabsichtigt, abgesehen davon, daß diese Glocken, die er uns so wunderbar schön und gewaltig vorführt, zuletzt auf — Blüthenstauden läuten. Doch soll hiermit dieser Sammlung ihre sehr beachtenswerthe Erscheinung in unserer Zeit nicht abgesprochen werden; und wir schließen darum als letztes Urtheil über dieselbe mit dem eignen Spruch des Dichters, dem wir ihm für Künftiges empfehlen:

Nicht, was wir leisten
Im Guten und Schönen,
Nein, was wir ersehnen
Das gelte am Meisten!

Diese Sammlung aber zeigt mehr Geleistetes als Ersehntes. m.

## Physikalischer Verein.

Samstag, den 30. October. Vorzeigung einer sehr zweckmäßig construirten Grove'schen Batterie und anderer auf Elektricitat Bezug habender Apparate. Aufstellung einiger Versuche damit.

☞ Wegen der Weinlese bleiben die Vorlesungen am 1., 2. und 3. November ausgesetzt. Der Vorstand.

Druck von August Osterrieth.

// Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 301. Montag, den 1. November 1847.

## * Der neue Bravo.

(Fortsetzung.)

Einige Augenblicke hernach stand dieser Mann vor der Aebtissin und redete sie folgendermaßen an:

„Verzeiht mir, würdige Dame, daß ich mich also vorstelle; aber vor einem Augenblicke noch war ich einer der unglücklichsten der Menschen, denn ich fürchtete, mein Theuerstes verloren zu haben, meine Gattin. Eben erfahre ich indeß, daß Sie edle Frau, sich meiner Beatrice angenommen haben."

„Was!" rief die Nonne, „seyd Ihr der Signor Andreas?"

Der Fremde erröthete und biß sich in die Lippen.

„Nein, edle Frau," antwortete er, „der bin ich nicht, Gott bewahre mich davor, ein solcher Abenteurer zu seyn, der, nachdem er meine Frau von ihren ehelichen Pflichten abwendig gemacht hatte, bewaffnet meinen Wagen angriff, als ich sie von Padua wegführen wollte."

Mit Erstaunen hörte die Aebtissin diese Worte an.

„Wer seyd Ihr denn?" fragte sie nach einer Weile.

„Meine Schwester," ich bin einer der vornehmsten und mächtigsten Bürger Venedigs. Ich bin der Neffe des Dogen, ich bin der Graf Sfacciati."

„Ihr?" murmelte die Aebtissin, Ihr seyd ... Ihr seyd .... der Graf Sfacciati?"

„Erlaubt mir zu bemerken, edle Frau, daß mein Name überall bessere Aufnahme fand, als bei Euch."

„Aber .... wenn Ihr Signor Sfacciati seyd, so seyd Ihr auch der Verfolger des jungen Mädchens, das wir aufgenommen haben."

Der Venetianer ließ nichts von dem Zorn merken, der sich seiner bemächtigte. Er lächelte freundlich und sprach:

„Ich, theure Frau! ich sey der Verfolger der schönen Beatrice, welche ich mehr als mein Leben liebe. Schenkt meinen Worten Glauben. Meine Würde, mein Stand sind die besten Zeugen der Wahrheit meiner Worte. Wie könnt Ihr nur einen Augenblick Zweifel gegen mich hegen? Wie ist es möglich, daß Ihr meint, eine junge, edle Dame könne einen elenden Abenteurer mir vorziehen?"

„Signora Beatrice hat mir ganz anders erzählt und nach ihrer Aussage ist Euer Name schon hinreichend, ihr Schrecken einzuflößen."

„Ist's möglich!" rief Sfacciati aus, der innerlich die mißtrauische Nonne zu allen Teufeln wünschte, „ist's möglich! Diejenige, welche ich über Alles liebe, redet so von mir, daß mein Name schon Schreck einflößt! Sicher sind daran die Begebenheiten dieser Nacht schuld. Sie glaubt vielleicht, jener Andreas sey unser Opfer geworden, während im Gegentheil dieser Mann an der Spitze einer Räuberbande unsern Wagen angriff und den Signor Malvoglio ermordete. Es ist nicht zu verwundern, daß die verschiedenen Schrecknisse des Tages Beatricen's Vernunft verwirrten."

Durch diese und ähnliche Reden gelang es Sfacciati, die gutmüthige Dame für sich zu stimmen. Auf seine Bitte beeilte sie sich, Beatrice herbeizuholen. Einige Augenblicke hernach trat sie in's Zimmer.

Als das arme Kind den Venetianer erblickte, stieß sie einen Schrei aus und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen.

„Hatte ich nicht Recht?" sprach Sfacciati zu der Aebtissin, „hatte ich nicht Recht? Sie ist närrisch geworden."

„Ich, närrisch!" rief Beatrice aus. „O, edle Frau," sprach sie hierauf zu der Aebtissin, „habt Mitleid mit mir, traut diesem Elenden nicht! Ich durchschaue seine Absicht, aber Gott wird mich beschützen und diesen Betrüger nicht siegen lassen."

„Theure Beatrice!" sagte Sfacciati mit der sichersten Stimme, „erkennt Ihr mich nicht, Euren zärtlichen Gemahl?"

Die Unglückliche antwortete nur durch eine Geberde des Abscheus.

„Daß sie eine große Abneigung gegen Euch hegt, ist nicht zu leugnen, Signor!" bemerkte die Aebtissin.

„Es ist dieß nur eine Eigenthümlichkeit ihrer Verwirrung," entgegnete der Italiener. „Theure Beatrice," sprach er zu der Armen, „Jedermann bedauert Euch, aber Niemand bezweifelt, was ich sage. Wir wollen weiter keine Zeit verlieren, sobald der Wagen bereit ist, wollen wir abreisen."

Zitternd hing sich die Arme an den Arm der Aebtissin.

„Meine Mutter!" rief sie schmerzlich aus, „beschützt mich, rettet mich!"

„Arme Irre," sagte der Venetianer achselzuckend. „Dieser Widerstand schmerzt mich; ich werde meine Leute rufen müssen."

„O, steht mir bei! verlaßt mich nicht, edle Frau!" flehte Beatrice.

Durch Sfacciati's sicheres Auftreten vollkommen getäuscht, fragte die Aebtissin in festem Tone:

„Geh, mein Kind, folge Deinem Gemahl und vergiß den Abenteurer, welcher Dich zu betrügen suchte und den Du nie mehr sehen wirst Geh, lebe wohl!"

Beatrice wollte aus Jammer und Schmerz verzweifeln; sie war nahe daran, ohnmächtig zu werden, als plötzlich von außen eine Stimme ertönte:

„Wo ist sie! wo ist sie!"

Mit freudigem Schreck stürzte Beatrice auf die Thüre zu, riß sie auf und — lag in Andreas' Armen.

Sfacciati wurde grün und gelb vor Aerger und Wuth.

„Ich komme, gottlob! noch zur rechten Zeit," redete Andreas den Ueberraschten an, „Eure List hat Euch nichts geholfen."

„Schurke!" schrie Sfacciati nach einigen Minuten Nachsinnens, „wie kannst Du es wagen, vor mich zu treten! Weißt Du, wer ich bin! Gib mir meine dreihundert Zechinen wieder, die Du mir gestohlen."

Andreas zog eine goldgefüllte Börse aus der Tasche und warf sie dem Venetianer vor die Füße mit den Worten:

„Hier ist die Summe. Jetzt aber gib mir meine Frau wieder, die Du mir stehlen wolltest."

„Deine Frau!" erwiederte der Edelmann. „Glaubst Du, einen neuen Betrug beginnen zu können? Die Sinne des armen Kindes sind durch die Begebenheiten dieser Nacht verwirrt; sie bildet sich ein, Dich zu lieben, während sie Dich verachtet."

„Beatrice," entgegnete Andreas mit fester Stimme, „Beatrice hat mich noch nie verachtet. Wohl aber Euch und den alten Sünder Malvoglio."

„Seht!" rief der Venetianer, „es ist nicht genug, daß er Malvoglio ermordet hat, er beschimpft auch noch sein Andenken."

„Malvoglio! Ich ermordet!" schrie Andreas wüthend.

Ermuthigt durch die Gegenwart seiner Sbirren und der Bauern, welche er bei Andreas' Ankunft rufen zu lassen die Vorsicht hatte, erhob Sfacciati seine Stimme und rief:

„Dieser Bravo, dieser Gauner, der alle schlechten Gewerbe treibt, will vor unsern Augen eine junge, edle Dame entführen! Er behauptet, Beatricen geheirathet zu haben; er mag's beweisen. Er zeige seinen Trauungsschein, wenn er will, daß man seinen Lügen Glauben schenke."

„Ja, das will ich, elender Schurke!" schrie Andreas empört, zog seine Brieftasche und suchte den Schein, aber vergeblich, er war nicht darin enthalten.

Während dessen spielte ein teuflisches Lächeln um die Lippen Sfacciati's, denn er wußte sich seines Sieges gewiß, weil er den schlafenden Andreas in dem Gasthofe in Padua jenes Papieres beraubt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

---

## * Ein Original-Brief C. V. v. Bonstetten's an Johannes v. Müller.

(Schluß.)

Mailand, im December 1773.

Bei Firmian *) hab' ich vieles für uns Interessante gefunden. Eine Handschrift über die Geschichte Graubündens, drei Theile in Folio. Der dritte enthält zwei Abschnitte: De Rhaetia ac Rhaotis Liber posterior, quae ad eorum communem historiam pertinent, continens et 1° De origine, etc. Diese Handschrift ist von Campbell, und dem Grafen durch die Familie Planta zugesandt worden. In ihrem Briefe sagt sie: Huiusque solum unum extat exemplar.

Der dritte Theil enthält eine über die geringste Einzelnheiten ausgedehnte Beschreibung des Landes und der Naturgeschichte.

Neben diesen Manuskripten, habe ich noch einen wahren Schatz für uns entdeckt, ein raisonnirendes Verzeichniß über alle philosophische, geschichtliche und politische Schriften; über alle interessante Prozesse und dem Monarchen vorgelegte Denkschriften; über Chroniken, Gesetzbücher u. s. w. kurz Alles, was Mailand und sein Gebiet betrifft. Verfasser dieses Werk's ist der Markis Castiglione.

*) Firmian war General-Statthalter von Mailand.

Die Italiener sind im höchsten Grade eifersüchtig auf ihre Schätze, und Graf Firmian mußte, glaub' ich, seinen ganzen Einfluß geltend machen, um Castiglione die Bibliotheken zu öffnen.

Ich will Ihnen den ganzen geschichtlichen Abschnitt abschreiben. Er ist interessant, gedrängt, bestimmt, gut geschrieben, gut raisonnirt; gewöhnlich mit Bemerkungen über den Verfasser, welche Rolle er gespielt, welches seine Glaubwürdigkeit sey, u. s. f. versehen.

Ich habe zuerst nach den Mailänder Kriegen gesehen, weil ich fürchtete, der Bibliothekar werde mich verhindern, Auszüge zu machen. Glücklicherweise war es kalt, und er entfernte sich, um sich zu wärmen.

Ich habe nur eine Handschrift über „Schweizergeschichte" gefunden. Aber in mehreren andern hier vorhandenen Manuskripten mag ohne Zweifel die Rede davon seyn. Der Titel der ersteren ist: Anonimus historicus belli helvetici; Handschrift in Quarto, auf Pergament, mit Miniaturgemälden. Sie befindet sich beim Markis Eberhard Visconti. — Castiglione fügt hinzu:

„Gli Suizeri nel a° 1487 dapoichè per tre anni travagliata abbero colle armi la Lombardia, furono disfatti dal armata del nostro Duca. L'anonimo scrittore, che fu Milanese coëtaneo, come in piu luoghi si manifesta, ha descritta con eleganza e proprietà di style questa guerra. Alla dio lui storia è congiunta una orazione manscr. di Bernando Grivelli Milanese il quale persuade i suoi cittadini, a prendere le armi contro gli Suizeri" *).

Sie können dies Blatt meinem Freunde Haller schicken. Ich will mein Möglichstes thun, um eine Abschrift des in Rede stehenden Werks zu erhalten. Pater Galerati, Olivetanermönch, will es bei Visconti versuchen. Auch ich will ihm einen Besuch machen. Aber der Pater läßt mir wenig Hoffnung. Die Leute hier zu Lande sind wirklich lächerlich eifersüchtig auf ihre Manuskripte.

Ich habe noch mehrere andere Artikel des Katologs angedeutet. Aber ich hoffe, ihn ganz abzuschreiben, oder abschreiben lassen zu können. Das Verzeichniß seltener Geschichtswerke, Chroniken und Handschriften, beginnt mit Seite X, Nr. 70, und betrifft nur Mailänder.

Graf Verri hat auch einige interessante Handschriften, wie: Vita del Principe Andrea Doria; italienische Briefe des Kardinals Mazarino, zwei Bände in Quart; Bemerkungen eines Portugiesen, als Antwort auf eine Denkschrift der Jesuiten; Verita essaminata a favor del popolo, il quale con ingiustizia è tenuto fuori del governo di Genova, contra alcuni tirani del istesto popolo **), 1628; Denkschriften über den Staatshaushalt u. s. f. die bei dem Grafen eingereicht wurden.

*) Die Schweizer wurden im J. 1487, nachdem sie drei Jahre lang die Lombardei mit Krieg überzogen, durch das Heer unsers Herzogs geschlagen. Der ungenannte Verfasser, von Geburt ein Mailänder, und Zeitgenosse dieses Krieges, wie sich aus mehreren Stellen ergibt, beschreibt diesen Krieg in einem zierlichen, geläuterten Styl. Seiner Geschichte ist die Abschrift einer Rede Bernardo Grivelli's, eines Mailänders, beigefügt, durch welcher dieser seine Mitbürger auffordert, gegen die Schweizer die Waffen zu ergreifen.

**) Geprüfte Wahrheit zu Gunsten des Volks, welches ungerechterweise von der Regierung zu Genua ausgeschlossen ist, gegen einige Tyrannen desselben Volks.



Seine Bibliothek ist fast eben so groß, als die zu Bern, und füllt sechs neben einander befindliche Zimmer an, die mit einer hübschen Gemäldesammlung zusammenhängen.

Freund! diese und die ambrosianische Bibliothek, mit ihren Handschriften, verdienen allein schon eine Reise. Aus unserm Asyl zu Valevres gehen wir einmal auf vier oder fünf Monate nach Mailand, um alle diese Schätze zu mustern.

Sie sollten Bibliothekar bei Firmian werden. Er hat eigentlich noch Niemand. Der gegenwärtige ist eine Art Kammerdiener.

Pater Galerati ist ein lockerer Zeisig. Sein Heiliger heißt Horaz. Er kann ihn beinahe ganz auswendig. Er ist auch Maler, und kauft alle mögliche Gemälde zusammen. Sein Kloster, St. Viktor, ist sehr schön.

Sie haben keinen Begriff von dem geläuterten Geschmack der Mailänder im Bauwesen. Er dehnt sich bis auf die einfachsten Häuser aus.

Viele Grüße an Füßly. Er soll mir doch Andeutungen geben, über meine bevorstehende Reise nach Rom und Neapel, und wie ich es hinsichts der schönen Künste halten solle, um davon Genuß zu haben.

Sonnabend.

Ich habe die interessante Bekanntschaft einer Frau gemacht, die ihr stilles Kaminfeuer und die Lektüre liebt. In der ersten halben Stunde hatte sie mir bereits über ihre Neigungen und ihre Lebensweise die befriedigendste Auskunft gegeben.

Sie liebe sehr, sagte sie, den Umgang und die Manieren eines jungen flamändischen Lieutenant's. Er lese ihr Abends französisch und sie ihm italienisch vor.

Sie ist nicht ohne Geist; aber ohne Weltbildung. Sie spricht immer viel und manchmal gut. Die Französinnen sind diesen Italienerinnen doch bei weitem überlegen. Die Erziehung des weiblichen Geschlechts ist hier noch sehr vernachlässigt. Ist es nicht merkwürdig, daß es nicht einen einzigen italienischen Roman gibt?

Beccaria's Gattin liegt auf den Tod krank. Darum hab' ich ihn noch nicht sehen können. Lungho, Lambertinghi, die beiden Verri und Beccaria, sind die Verfasser des Kaffee *) Beccaria hat sein Buch bei Graf Verri, in Gegenwart der vier Freunde geschrieben, die seine Blättchen sammelten und kopierten.

Die Idee des Buches rührt aus dem Kopfe eines Weibes her. Frau Ventingh, eine Holländerin, sagte eines Abends zu Graf Verri (es war zu Venedig), sie habe ein deutsches Buch gelesen, dessen Verfasser behaupte: „kein Fürst habe das Recht zu Todesstrafen." Verri, von dieser Idee ergriffen, theilte sie Beccaria mit. Sie sprachen weiter darüber, und so entstand das Buch.

Johann kann nicht begreifen, wie io ho heißen könne „ich habe."

Morgen gehe ich wieder auf Firmians Bibliothek.

---

## Schillers erste Vorlesung in Jena. †)

Vorgestern, als den 26sten, habe ich endlich das Abenteuer auf dem Katheder rühmlich und tapfer bestanden, und gleich gestern wiederholt. Ich lese nur zweimal in der Woche und zwei Tage hintereinander, so daß ich fünf Tage ganz frei behalte.

Das Rheinhold'sche Auditorium bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe, und kann ungefähr achtzig sitzende Menschen, etwas über hundert in allem fassen. Ob es nun freilich wahrscheinlich genug war, daß meine erste Vorlesung der Neugier wegen eine größere Menge Studenten herbeilocken würde, so kennst Du ja meine Bescheidenheit. Ich wollte diese größere Menge nicht gerade voraussetzen, indem ich gleich mit dem größten Auditorium debütirte. Diese Bescheidenheit ist auf eine für mich sehr brillante Art belohnt worden. Meine Stunden sind Abends von sechs bis sieben. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Ueberhaupt hatte ich mich mit einer gewissen Festigkeit gestählt, wozu die Idee, daß meine Vorlesung mit keiner anderen, die auf irgend einem Katheder in Jena gehalten worden, die Vergleichung zu scheuen brauchen würde, und überhaupt die Idee, von Allen, die mich hören, als der Ueberlegene anerkannt zu werden, nicht wenig beitrug. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß Vorsaal, Flur und Treppe vollgedrängt waren, und ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es Einem, der bei mir war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Grießbachs Schwager war gerade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Grießbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab es das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus, und in einem hellen Zuge die Johannis-Straße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um im Grießbach'schen Auditorium einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Allarm und Alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist denn, was giebt's denn? hieß es überall. Da rief man sich zu: Der neue Professor wird lesen. Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt, die ich fast ganz zu durchwandern hatte, Spießruthen liefe.

Grießbachs Auditorium ist das größte, und kann, wenn es vollgedrängt ist, zwischen drei- und vierhundert Menschen fassen. Voll war es diesmal und so sehr, daß ein Vorsaal und noch die Flur bis an die Hausthüre besetzt war, und im Auditorium selbst viele sich auf die Subsellien stellten. Ich zog also durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern ein, und konnte den Katheder kaum finden; unter lautem Pochen, welches hier für Beifall gilt, bestieg ich ihn, und sah mich von einem Amphitheater von Menschen umgeben. So schwül der Saal war, so erträglich war's am Katheder, wo alle Fenster offen waren, und ich hatte doch frischen Odem. Mit den zehn ersten Worten, die ich selbst noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Contenance; und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Vor der Thür konnte man mich noch recht gut hören. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik, und Vivat wurde dreimal gerufen. Den anderen Tag war das Auditorium ebenso stark besetzt, und ich hatte mich schon so gut in mein neues Fach gefunden, daß ich mich

---

*) Eine damals sehr beliebte Zeitschrift über Geschichte, Politik, Philosophie u. s. w.

†) Diese Schilderung ist einem Briefe Schillers aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Körner entnommen.

setzte. Doch habe ich beide Male meine Vorlesung abgelesen, und nur wenig bei der zweiten extemporirt. Indeß kann ich, wenn ich aufrichtig seyn soll, dem Vorlesungenhalten selbst noch keinen rechten Geschmack abgewinnen; wäre man der Empfänglichkeit und einer gewissen vorbereitenden Fähigkeit bei den Studirenden versichert, so könnte ich überaus viel Interesse und Zweckmäßigkeit in dieser Art zu wirken finden. So aber bemächtigte sich meiner sehr lebhaft die Idee, daß zwischen dem Katheder und den Zuhörern eine Art von Schranke ist, die sich kaum übersteigen läßt. Man wirft Worte und Gedanken hin, ohne zu wissen und fast ohne zu hoffen, daß sie irgendwo fangen; fast mit der Ueberzeugung, daß sie von vierhundert Ohren vierhundert Mal, und oft abenteuerlich mißverstanden werden. Keine Möglichkeit, sich wie im Gespräch an die Fassungskraft des Andern anzuschmiegen. Bei mir ist dies der Fall noch mehr, da es mir schwer und ungewohnt ist, zur platten Deutlichkeit herabzusteigen. Die Zeit verbessert dies vielleicht — aber groß sind meine Hoffnungen doch nicht. Ich tröste mich damit, daß in jedem öffentlichen Amte immer nur der hundertste Theil der Absicht erfüllt wird. Meine erste Vorlesung handelte vorzüglich von dem Unterschiede des Brodgelehrten nnd des philosophischen Kopfs. Außer den localen Ursachen, die ich hatte, die Begriffe meiner Leute über diese zwei Dinge zu fixiren, hatte ich allgemeine, die ich Dir nicht zu sagen brauche. In meiner zweiten Vorlesung gab ich die Idee von Universalgeschichte.

## Tabletten.

⁂ Ueber den von Herrn Hind am 18. October auf der Sternwarte des Herrn Bishop zu London (s. Nr. 298) entdeckten neuen Planeten äußert Prof. Encke in der „Allgem. Preuß. Zeit." u. A.: Die Auffindung des Planeten (eines Sternes neunter Größe) ist gerade in diesen Tagen etwas schwierig, weil man die Planetennatur nur erst aus der Bewegung während einiger Stunden mit einiger Sicherheit erkennen kann, da der Planet am 25. October sich nur etwa täglich eine Minute bewegte. Mit Hülfe der Karte von Hrn. Prof. Knorre wird man indessen ihn herausfinden können, so wie er hier am 24. October Hrn. Dr. Galle sehr bald in die Augen fiel, wenn man von dem Orte der hiesigen Meridian-Beobachtung Oct. 25. 76° 2' gerade Aufst. und 13° 56' nördliche Abweichung ausgeht und eine tägliche rückläufige Bewegung von 1 bis 2 Minuten in den nächsten Tagen, so wie eine Abnahme der Abweichung von täglich einer Minute, annimmt.

⁂ Jenny Lind tritt in den Seedienst. — Dies klingt zwar anfangs räthselhaft, wird aber klar, wenn man vernimmt, daß kürzlich in Stockholm eine von Stappel gelaufene Schoonerbrigg bei der Taufe den Namen Jenny Lind erhalten hat. Wenn es also einmal heißt, die „Jenny Lind" ist in dem und dem Hafen eingelaufen, so wird man gleich wissen, was es damit für ein Bewandtniß hat. Die musikalischen Delphine werden gewiß ihre Freude an dieser „Jenny Lind" haben und sie beständig umtanzen und umhüpfen, wie die Lindenthuskasten des festen Landes. Möge der alte Gott Poseidon dieser „Jenny Lind" ebenso gnädig seyn, als Zeus und Plutus und die andern Seligen im goldenen Olymp.

## Literatur- und Kunstnotizen.

* Mainz, 28. Oct. Unsere hiesige Liedertafel, in Verbindung mit dem Damengesangverein, bewährte auch gestern wieder ihren Ruf, den sie unter den vaterländischen Gesangvereinen schon längere Zeit einnimmt. Der rühmlichst bekannte Componist Panny war, wenn auch nicht der Gründer, doch mit der Erste, der die Blüthe dieses Instituts hervorrief, unter Messer's und später Esser's talentvoller Leitung entfaltete sich dieselbe im schönsten Prangen, und nunmehr hat deren noch junger Nachfolger Pauer, das vielleicht noch schwierigere Amt, das Bestehende, wenn auch nicht zu vervollkommnen, doch wenigstens zu erhalten. Elias, großes Oratorium in zwei Abtheilungen von Felix Mendelssohn Bartholdy, ward zum Besten der Armen zur Aufführung gebracht; Mendelssohn selbst ist schon zu rühmlichst bekannt, als daß wir uns hier darauf einzulassen brauchten, alle große Schönheiten dieses Werkes, das in gegenwärtigem Augenblick in den meisten großen Städten unseres Vaterlandes, als deutsches Gemeingut, aufgeführt wird, hervorzuheben. Eine höchst effektvolle, gediegene Composition, die zugleich Orchester und Gesang mit all' der Anmuth zu bedenken weiß, die in den „Liedern ohne Worte" bereits fast volksthümlich geworden ist. Die tiefere Charakteristik eines Beethoven, Händel, Haydn u. s. w. finden wir, wie überhaupt in den Werken der Neuzeit, auch hier nicht. Aber auch Mendelssohn hat seine eigenthümliche Schönheiten, die in allen Chören, besonders in dem Chor „Der Herr ging vorüber" u. s. w. die Aufmerksamkeit und Bewunderung der Kenner sowohl, als der Dilettanten erregen müssen. Die Aufführung selbst war eine im Ganzen gelungene. Die zweite Abtheilung ging schon viel besser als die erste. Das Orchester ließ in Manchem, hauptsächlich aber in den Blasinstrumenten, viel zu wünschen übrig; aber soviel ging, wenigstens was die Leitung betraf, hervor, daß Pauer allerdings im Stande seyn dürfte, dieses schöne Institut in seinem Glanze zu erhalten. Die Solopartien selbst, abgesehen von Herrn Leser, mit lauter Dilettanten besetzt, bewiesen wieder, welchen Reichthum jugendlich schöner Stimmen besonders unter den Mitgliedern des Damengesangvereins, vorhanden ist. Zwar ging aus unsern Mauern keine schwedische Nachtigall hervor, aber die Stimmen einer Sabine und Stöckl-Heinefetter, einer Agnes Pirscher und vieler andern, beweisen, daß hier eine wahre Fundgrube des Gesanges ist. Herr Leser (Elias) führte, wie es sich nicht anders erwarten ließ, seine Rolle mit klangvoller Stimme und gediegenem Vortrag durch. Hr. Abresch (Obadja) sang die Recitativ's so ausgezeichnet schön, wie wir sie noch selten von den gebildetsten Sängern hörten. Den Glanzpunkt der ganzen Vorstellung bildeten aber die Fräulein Betz, Parcus, D'Avis und Riese, denen wir hiermit die Palme des Sieges überreichen. Möge dieses so schöne Institut auf dem begonnenen Wege thätig fortfahren und uns wieder recht bald mit andern neuen Compositionen bekannt machen, dabei aber unserer Altväter Beethoven, Haydn, Händel, Gluck u. s. w. bei Leibe nicht ganz vergessen.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 31. October. Don Juan, große romantische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart. Zerline: Fräulein Marie Vogel, von Leizig. (Zweiter theatralischer Versuch.)

Montag, den 1. November. Martin Luther, oder: „Die Weihe der Kraft", Schauspiel in 5 Akten von Zacharias Werner. Frei für die Bühne bearbeitet.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 302.** Dienstag, den 2. November **1847.**

## * Der neue Bravo.

(Fortsetzung.)

Andreas erblaßte, weil er sich verloren sah. Doch entschlossen, jetzt Gewalt zu brauchen, wandte er sich zu seinen Freunden Orlando und Pietro. Aber der Richter des Dorfes, den einige Bauern herbeigeholt hatten und der seit einigen Minuten Zeuge des Auftrittes gewesen war, gab den Sbirren und Bauern ein Zeichen, berührte Andreas und seine Freunde mit der Spitze seines Stockes, und sprach:

„Im Namen des Gesetzes und des Senats einer hohen Republik seyd Ihr verhaftet."

Vergebens bemühten sich Orlando und Pietro, sich mit dem Degen in der Faust durchzuschlagen.

„Ich befehle ferner," fuhr der Richter fort, „daß diese junge Frau ihrem Gemahl, dem sehr ehrenwerthen Signor Sfacciati sogleich übergeben werde."

Beatrice rang jammernd die Hände.

Durch eine rasche Bewegung machte sich Andreas von denen frei, welche ihn festhielten und näherte sich Beatricen. Niemand bemerkte, wie er ihr einen Dolch zusteckte, den sie schnell verbarg.

Andreas und seine beiden Gefährten wurden als Gefangene abgeführt.

Eine halbe Stunde später fuhr ein Wagen zu dem Thore des Dorfes hinaus. Hinterher eilten fünf oder sechs bewaffnete Mann, die dem Wagen zur Bedeckung beigegeben waren.

Seit zwei Stunden saß der venetianische Edelmann mit Beatrice in dem Wagen, ohne daß es ihm gelungen wäre, auch nur eine Sylbe von der jungen Frau herauszubringen. Sie waren eben in einem großen Dorfe angekommen, als plötzlich ein Krachen ertönte, patsch! lag das Gefährt auf der Seite, eine Feder war gebrochen. Beatrice stieß einen Schrei der Freude, Sfacciati einen der Wuth aus.

„Gottlob!" rief die junge Frau, „ich habe die Hülfe des Allmächtigen nicht vergebens erfleht; nun ist Eure Reise gewiß geendigt."

„Dieß hat nichts zu bedeuten," entgegnete der Venetianer, „mein Stern ist so unglücklich nicht als Ihr glaubt. In der Nähe ist ein Gasthof, in dem wir so lange verweilen, bis der Wagen reparirt ist. Dann fahren wir weiter und zwar nicht nach Venedig, sondern auf mein Schloß Lognana. Kommt Madame! ich sage Madame, denn vor den Augen der Leute dieses Hauses seyd Ihr meine Gemahlin."

Beatrice begriff, daß jeder Widerstand vergeblich sey. Als sie den Fuß aus dem Wagen setzte, fühlte sie sich von neuer Hoffnung belebt.

Sie gingen nun zu Fuß bis zur Herberge und dort angekommen, lehnte sich Beatrice laut gegen den Titel, den ihr der Edelmann gab auf; doch dieser begnügte sich, zu dem Umstehenden zu sagen:

„Bekümmert euch nicht um die Arme, sie ist verrückt."

„Nein, ich bin nicht verrückt," rief Beatrice wüthend, „ich liebe Andreas und verachte euch elenden Räuber."

„Seht," sprach Sfacciati zu den Umstehenden, „dieß ist eben die Ursache ihrer Krankheit, sie bildet sich ein, einen Zigeuner zu lieben."

Die Gäste der Herberge, welche in Sfacciati einen großen vornehmen Herrn sahen, schenkten natürlich seinen Worten Glauben und bedauerten die arme geisteskranke Dame von Herzen.

Es waren mehrere Stunden nöthig, um den Wagen zu repariren, da die Arbeiter alle auf dem Felde waren. So wurde es Abend und Sfacciati bestellte eine glänzende Mahlzeit. Bald prasselten die Feuer und ein geschäftiges Leben herrschte in der Küche. Die Sbirren beschäftigten sich mit Karten und Würfeln, und Beatrice hatte sich in einen kleinen Salon des ersten Stockes begeben. Ihr Peiniger folgte ihr dahin, um seine kostbare Beute zu bewachen.

Die Sbirren hatten schon oft den Boden ihrer Weinflaschen gesehen und dachten nicht mehr an den Mord, den sie an Malvoglio und seinen Leuten begangen, noch an die Folgen dieses Verbrechens. Sie tranken wie die Helden Homer's und jeder brachte die Gesundheit eines Dutzend von Heiligen seiner Bekanntschaft aus.

Das leibhafte Gegentheil dieser Lustigkeit waren die Personen im ersten Stock.

Das Essen war servirt. Beatrice hatte sich nach vielen Drohungen Sfacciati's an den Tisch gesetzt, berührte aber keine der Speisen.

„Wenn's Euch beliebt, Hungers zu sterben, kann ich freilich nichts mache," sprach der Italiener, „doch hoffe ich, Ihr werdet Euch anders besinnen."

„Kümmert Euch nicht um mich," erwiederte Beatrice, „ich bedarf keiner Speise."

„Ich soll mich nicht um Euch kümmern!" rief Sfacciati aus, die Gelegenheit ergreifend, ein Gespräch zu beginnen. „Laßt mir doch endlich Gerechtigkeit widerfahren und erkennt, daß ich Mitleid verdiene."

„Mitleid, Ihr!" entgegnete sie lebhaft, „habt Ihr's denn mit mir?"

„Ob ich es habe? Gewiß und noch viel mehr, Liebe!"

„Gut, Signore, ich nehme an, daß Ihr mich liebt, wie Ihr sagt. Aber ist das ein Grund, mich gegen meinen Willen zurückzuhalten. Ihr wollt mich in Euer Schloß führen, dort einsperren, um das mit Gewalt zu erlangen, was Andere durch Zärtlichkeit erhalten. Eine traurige Liebe, die Eurige!"

Sfacciati leerte ein Glas Malvasier und antwortete, indem er sich hinter ein gebratenes Huhn machte:

„Meine liebe Beatrice, Ihr versteht Euch schlecht auf die Logik. Wenn ich auf Eure Zärtlichkeit zählen könnte, würde ich Gewalt anwenden? Wenn Ihr mir nicht zu entfliehen suchtet, würde ich Euch gegen Euern Willen bewachen lassen? Uebrigens wird sich meine Handlungsweise immer nach der Eurigen richten. Ich liebe Euch, aber es ist Euch nichts daran gelegen. Wenn Ihr mich später lieben werdet, so . . . .“

„Niemals!“

„Ich wiederhole, wenn Ihr mich später lieben werdet, so werdet Ihr mir Alles verzeihen, was ich jetzt thue.“

„Ich verachte Euch und erkläre frei und offen, daß ich Euch hasse.“

„Wie reizend auch im Zorne!“ rief er, „Corpo di Bacco! und all dieß wegen eines Abenteurers. Dankt mir, daß ich Euch von diesem Menschen erlös't habe, denn Ihr wißt nicht, was Euch mit ihm begegnet wäre. Bald hätte er Euer Vermögen mit einigen Zigeunern seiner Bekanntschaft vergeudet und Euer zärtlicher Herr Gemahl hätte Euch eine Guitarre oder einen Tamburin in die Hand gegeben. Suona la musica! Armes Kind, ich zeige mich als Euern besten Freund, indem ich für Eure Ehre wache.“

„Indem Ihr mich entehrt!“

„Wie ungerecht Ihr seyd! Ich liebe und verehre Euch und ist es denn ein Verbrechen, einen geliebten Schatz zu bewachen?“

„Es ist ein Verbrechen, meiner Freiheit Gewalt anzuthun.“

„Eurer Freiheit . . . . Gewalt . . . Doch . . . . sey ruhig, wir wollen Frieden schließen . . . .“

Mit diesen Worten erhob sich Sfacciati und schwankte ein wenig. Der Wein war ihm zu Kopfe gestiegen.

Aus einem instinktartigen Gefühl des Schreckens stand Beatrice ebenfalls auf.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Einige Histörchen vom alten Blücher.

Ich weiß nicht mehr, ob sich nachstehender Schwank zu Paris oder Aachen begab, begeben aber hat sich Alles, so wie ich's erzähle, denn ich erzähle es Blücher's wackerm Freunde, dem Commissionsrathe von Rostock, nach, und in Wien selbst dürfte noch manche ausgezeichnete Persönlichkeit sich an den seltsamen Wettstreit des nordischen Haudegens und der italienischen Nachtigall erinnern. Für solche Leser und Leserinnen aber, die unsern alten, längst in Gott ruhenden Helden nicht persönlich kannten, muß ich vorausschicken, daß Blücher ein großer Freund der Musik war, ohne eigentlich musikalisch gebildet, und was man so „Kenner“ nennt, zu seyn; doch verstand er, wie überall, wo er sich für Etwas interessirte, das Ding ganz gut und ließ sich durchaus kein X für ein U machen. Er hatte seine Lieblingsstücke, die ihn, so oft er sie hörte, elektrisirten, und er gab dann sein großes Wohlgefallen daran auf seine Weise zu erkennen, indem er sich den Schnurrbart strich, die Mütze schief rückte, keck um sich schaute, und, wo er rauchen durfte, den Rauch stärker ausblies als in der Regel.

Wer seine Lieblingsstücke komponirt hatte, wußte er gewiß nicht zu sagen, es waren nicht wenige von Mozart darunter, besonders aus dessen „Zauberflöte“.

Nun, entweder zu Paris oder zu Aachen war's, wo bei einem großen Feste, bei dem alle hohen Allirten zugegen waren, die Signora Catalani sich hören ließ.

Signora Angelika war damals gerade eine eben so schöne Frau, als sie eine große Sängerin war; kein Wunder, daß sie ihre Bewunderer unter den höchsten und allerhöchsten Häuptern zählte. Der galante, für Frauenschönheit so empfängliche Kaiser Alexander stand zur Zeit an der Spitze der Catalani-Enthusiasten. Aber Signora Angelika war ein capriciöses Weib, und nicht der schöne, männlich blühende Alexander, sondern unser alter Marschall Vorwärts war ihr erklärter Liebling, dem sie eine so zarte Aufmerksamkeit wie keinem andern Manne bewies. Die Catalani sang ihre 5 bis 6 Piecen, welche sie noch 13 Jahre später in dem kleinen Flensburg an der Spitze Nordholsteins hören ließ, bevor sie sich zur Ruhe setzte, und daß sie großen Beifall von der glänzenden Versammlung erhielt, versteht sich natürlich von selbst. Nebst ihrem großen „God save the King“ (von welchem sie beiläufig überzeugt war, daß es nur von Händel komponirt seyn könne) sang sie auch besonders gerne Variationen über Papageno's „Klinge, Glöckchen, klinge!“ und Marschall Vorwärts war entzückt über den Vortrag dieser ihm so lieben Melodie. Er sagte ihr das und forderte sie auf, noch was „vom Papageno“ zu singen.

Die Catalani gerieth darüber natürlich in nicht geringe Verlegenheit und sah sich endlich genöthigt, dem alten Helden zu gestehen, daß sie „vom Papageno“ nichts mehr einstudirt habe.

„Ich kann es Ihnen lehren,“ versetzte Blücher, „ich kann Alles singen.“

„Was?“ rief Alexander, der dieß gehört hatte, „was, Blücher kann singen? da muß er uns Etwas zum Besten geben.“

„Na, warum denn nicht!“ versetzte Blücher, stellte sich in Positur und begann mit seiner knurrigen Stimme jämmerlich falsch — denn für's Selbstsingen hatte er kein Ohr, — aber doch erkennbar:

> „Der Vojelfänjer bin ick ja,
> Stets lustig, heissa, hopsasa!“

Man hat mir erzählt, daß der gute, selige Kaiser Franz dem Gesange des alten Vorwärts mit sichtlicher Rührung gelauscht habe, der ernste König von Preußen lächelte still vor sich hin, Alexander aber lachte herzlich und gab das Zeichen zum Applaus, der dann auch in reichlichem Maße erfolgte, und Marschall Vorwärts, ermuntert durch diesen Beifall, gab noch:

> „Een Mädgen oder Weibcken
> Wünscht Papajeno sich!“

so wie:

> „Vivat Bacchus, Bacchus lebe!
> Bacchus is een braver Mann!“

und endlich gar:

> „Jung'n Kochsalat — jung'n Kochsalat
> Un jrüne Petersilje,
> Un jrüne Petersilje,
> Mit harte Eier drin! *)

zum Besten.

Diese letzte Nummer soll förmlichen Lindjubel erregt haben, wenigstens sagte mir die Catalani lachend selber: „Mit dem alten Blücher konnte ich's nicht aufnehmen! Er hat mich richtig damals geschlagen und wurde mehr applaudirt als ich.“

*) Nach der Melodie des Dessauer Marsches.

Blücher's Reise nach London war ein Triumphzug; das Volk begrüßte ihn überall mit Jubel, und wenn die Ungarn den Klavierspieler Lißt mit einem Ehrensäbel umgürtet, so wurde bekanntlich Blücher in England zum Dr. der Rechte gemacht, was allen denen höchst komisch vorkommen muß, die seinen glühenden Haß, welchen er gegen alle „Advocaten" hegte *) kannten.

Viel hatte jedoch Blücher von den englischen Damen auszustehen! Jede verlangte nämlich „eine greise Locke seines Heldenhauptes"; dieses Heldenhaupt besaß aber im buchstäblichen Sinne weniger Haare mehr als der ganze Marschall Vorwärts — Schulden, und Blücher wäre in zwei Tagen so kahl wie ein Chinese gewesen, hätte er alle Anforderungen um ein „einziges kleines Löckchen" befriedigen wollen.

Mit den Locken war es wirklich schon alle. Knapp ab hatten die englischen Damen ihm das Haupthaar beschnitten, um ihre Albums mit seinen Locken zu zieren. Endlich prätendirte eine sehr hochstehende Dame sogar einige Haare aus seinem Schnurrbart. — Blücher, sonst sehr derb, gerieth hier in große Verlegenheit, denn seine Ritterlichkeit ließ es nicht zu, einer Dame eine abschlägige Antwort zu geben. — Ein sehr hochstehender Herr erbarmte sich seiner und rieth ihm, der Dame anstatt der Haare aus seinem Schnurrbart, ein Uniformstück, was er in der Schlacht getragen, zu senden, und bezeichnete ihm sogar dasselbe. — Blücher lachte zwar, schickte aber arglos, ohne eine Idee zu haben, wie falsch er berathen sey, der Dame ein paar alte, graue, mit rothen Bandstreifen besetzte — Unaussprechliche.

Seit dieser Zeit hatte er Ruhe, aber die englischen Schönen erröthеten, so oft nur sein Name genannt wurde.

*) Die Advokaten sollen nämlich bei verschiedenen Gelegenheiten in früherer Zeit dem guten Blücher arg mitgespielt haben.

## An das verehrte Publikum.

Die in der letzten Generalversammlung der stimmfähigen Mitglieder des Museums beschlossenen Bestimmungen, welche die Reorganisation dieses ältesten Kunstinstituts unserer freien Stadt zum Zwecke haben, setzen den unterzeichneten Vorstand in den Fall, die Eröffnung des diesjährigen Museums (deren Programm demnächst veröffentlicht werden wird) auf Freitag den 12. November verlegen zu müssen, was derselbe die Ehre hat einem verehrten Publikum hiermit anzuzeigen. Je mehr der zahlreiche Besuch dieser Generalversammlung, und die bei deren Verhandlungen an den Tag gelegte rege Theilnahme für das Museum zu schönen Hoffnungen auf dessen Zukunft berechtigen, um desto mehr muß es dem Vorstande als Pflicht erscheinen, Alles anzuwenden, um dieser Anstalt Bestand zu sichern und ihr das rege Interesse wieder zu erwerben, welches sich früher an sie knüpfte. In unserer freien Stadt, wo naturhistorische, physikalische, geographische und andere Vereine in erfreulicher Blüthe stehen, verdient ein Institut, welches die Pflege der schönen Künste und Wissenschaften zum Zwecke hat, gewiß nicht minder den Schutz und die Unterstützung des gebildeten Publikums. Die Meisterwerke Beethoven's und anderer großen Tonkünstler, welche nicht für die Bühne bestimmt sind, werden in unserer Stadt nur im Museum mit voller Orchesterbegleitung gehört. Manches angehende, seitdem zu hoher Anerkennung gelangte Talent ist erst durch das Museum dem Publikum bekannt geworden, und es bedürfte nur größerer Theilnahme der literarischen Notabilitäten unserer Stadt, um auch der Rednerbühne ihre Bedeutung wieder zu geben, von welcher (um nur Verstorbene zu nennen) Jean Paul, Börne, Kirchner und andere ausgezeichnete Männer so schöne Blüthen des Geistes verbreiteten. Wenn wir nun in dieser letzteren Beziehung freilich mehr Hoffnungen aussprechen, als Versprechungen geben können, so denken wir mindestens dahin zu wirken, daß den verehrten Mitgliedern des Museums über das Interessanteste, was die neueste Literatur, zunächst im Vaterlande, dann auch in den Nachbarländern bietet, von Zeit zu Zeit Mittheilungen gemacht und geeignete Betrachtungen daran geknüpft werden.

Was die äußere Einrichtung betrifft, so wird dafür gesorgt werden, daß durch strenge Aufsicht den zum Eintritte in das Museum berechtigten Personen zu jeder Zeit Sitze gesichert seyen und der Genuß der in den Museumsabenden gebotenen Leistungen durch keinerlei Unbequemlichkeit verkümmert werde. Den verehrlichen Mitgliedern der zweiten Klasse werden von nun an zwei Damenkarten verabreicht, dagegen ist der freie Eingang in's Museum aufgehoben, und Ehrenkarten, welche jederzeit nur für die Dauer eines Semesters ausgefertigt werden können, sind nur für solche zulässig, welche sich bei den Leistungen am Museum betheiligen.

Während das Museum nach Innen einer festen Reorganisation entgegensieht, hoffen wir, daß das kunstsinnige Publikum unserer freien Stadt demselben thätige Mitwirkung und Theilnahme angedeihen lassen, und so dessen Fortbestand sichern werde.

Die bisherigen Mitglieder werden demnächst die Karten für das nächste Museumsjahr erhalten. Diejenigen, welche neu hinzuzutreten wünschen, bitten wir, ihre Anmeldung dem Mitgliede des unterzeichneten Vorstandes, Herrn Buchhändler Suchsland (Hermann'sche Buchhandlung) schriftlich zukommen zu lassen.

Frankfurt a. M., 21. Oct. 1847.

**Der Vorstand des Museums.**

## Tabletten.

*** Erziehungshaus für Zigeunerkinder und die Zigeunerkönigin. Ein bequemes Gebäude, dessen Grundstein im J. 1845 im Kirchspiel Farnham in England gelegt ward, wurde daselbst am 5. October für die Erziehung verwaister Zigeunerkinder oder für die Kinder solcher Zigeuner, die starke Familien haben, eröffnet. Sie lernen daselbst lesen und schreiben, die Mädchen unterrichtet man in häuslichen Verrichtungen, damit sie in Dienst treten können. Die Knaben lernen nützliche Gewerbe. Das Haus vermag, wenn die Einrichtung vollendet ist, 24 Kinder aufzunehmen. — Man mag in England eine solche Fürsorge hinsichtlich der Zigeuner um so nothwendiger erachten, da die „Zigeunerkönigin", wie ihre Vorfahren glorreichen Gedächtnisses von „ordentlichen Gewerben" nichts wissen mag. Dieselbe ist neulich arretirt worden, weil sie sich mit Schmugglergeschäften im Großen befaßt hatte. Das zuletzt geschmuggelte Gut, welches die Verhaftung Ihrer Majestät zur Folge hatte, betrug allein 1000 Pfund. Bl. a. d. Ggw.

*** Eine Leiche als Mörder. Vor einigen Wochen starb in einem bei Gerdaunen in Preußen gelegenen Dorfe ein Bauersmann, dessen Hütte nur seine Frau mit ihm als Bewohnerin theilte. Die Leiche wurde bis zur Beerdigung auf

ein Hängewerk in eine Nebenkammer des Häuschens, wie man solches überall in Bauernwohnungen findet, gelegt. Die Wittwe fürchtete sich, mit der Leiche ihres Mannes unter einem Dache zu bleiben und begab sich daher zu dessen, in demselben Dorfe wohnenden Bruder. Am andern Morgen begibt sich die Wittwe nach ihrem Wohnhause. Sie findet die Thüre offen, zu ihrem Schrecken den Kasten erbrochen. Ihre Baarschaft ist weg! Sie wankt bestürzt in die Kammer und ist dem Zusammensinken nah, als sie hier auch die Leiche vermißt. Die im Fußboden angebrachte Kellerthüre ist offen. Sie faßt Muth, zündet Licht an und steigt in den Keller hinab. Was findet sie hier? zwei Leichen! ihren Schwager todt, neben ihrem Manne, und daneben ein paar Speckseiten. Die Untersuchung führte mit ziemlicher Gewißheit auf folgende Vermuthung: Der Schwager wollte den eigenmächtigen Erben spielen. Nachdem er das Geld hatte, gelüstete ihm auch nach den Speckseiten, die über dem Hängewerke, worauf die Leiche ruhte, auf einem Brette lagen. Er stieg auf das Hängewerk, um sie bequemer zu langen; dieses konnte die doppelte Last nicht tragen, die Stricke rissen und die beiden Brüder fielen auf die darunter befindliche Kellerthüre, welche morsch und in verrosteten Angeln, bald nachgab, so daß der Sturz noch weiter in die Tiefe ging und zu der einen Leiche noch die zweite hinzufügte. Der Todte hatte auf eine fürchterliche Weise noch sein Hausrecht gehandhabt und das rechtmäßige Eigenthum seiner hinterlassenen Frau beschützt.

*** Der Luftschiffer Herr Kirsch unternahm laut der „Kölner Ztg." vor einigen Tagen zu Münster bei sehr ungünstiger Oertlichkeit eine Auffahrt, konnte aber aus eben genanntem Grunde die Gondel nicht im Gleichgewicht erhalten; er ließ sich dadurch jedoch nicht irren, riß Augenblicks die Gondel ab und befestigte an deren Stelle einen kaum einige Zoll dicken Stab, setzte sich wohlgemuth quer darauf und fuhr zum Erstaunen der Tausende von anwesenden Zuschauern den Himmelsregionen zu, weilte in unabsehbarer Höhe mehrere Stunden, und ließ sich einige Meilen von Münster auf offenem Felde nieder.

## Literatur- und Kunstnotizen.

* Braunschweig. Herr L. Schneider, vom königl. Ständischen Theater zu Prag, früher Mitglied Ihrer Bühne, über dessen Leistungen die Wiener Kritik bei Gelegenheit seines Gastspiels auf dem k. k. Hofburgtheater sich höchst ehrenvoll aussprach, hat die hiesige Hofbühne ebenfalls als Gast, und zwar als Lamoignon, Mephisto, Shylock und Lord Lilbourne betreten. Wir müssen gestehen, daß uns im Fache des Intriguants und Charakter-Darsteller, seit lange keine Erscheinung in so hohem Grade gefesselt hat. Auf den ersten Blick erkennt man, daß man es hier mit einem Darsteller ersten Ranges, mit einem Darsteller von außergewöhnlichen Fähigkeiten zu thun hat. Wie wäre es sonst möglich gewesen, ein Publikum, wie das unsrige, so aufzurütteln, so zu enthusiasmiren, daß es, wie es seit Emil Devrient nicht geschehen, alle bisherigen üblichen Formen übersprang, und dem Gast nach allen seinen Darstellungen, als Shylock und Mephisto, sogar zwei und dreimal hervorrief. Eines solchen immerwährenden allgemeinen Beifalls, eines solchen Theaterbesuchs hatte sich hier nur Emil Devrient zu erfreuen. Vollkommen wahr ist der Ausspruch Bernhard Gutts, des anerkannten Kritikers zu Prag: Hr. Schneider ist einer der geistreichsten Schauspieler unserer Zeit. Es ist eine allgemeine Thatsache, daß die wahrhaft gebildete Welt der Bühne fast gänzlich den Rücken gekehrt hat; sie findet in dem, was sie bietet, keine Befriedigung mehr; die deutsche Bühne hat aufgehört, mit ihrem blendenden Gepräge zu ergötzen; weder Decorationen, Aufzüge noch Turniere, und wie diese Spectakel noch heißen mögen, ziehen uns mehr zu ihr. Man sagt, es sey eine Art Uebersättigung, wir möchten indessen behaupten, der Grund liegt tiefer. Seitdem das Gedeihen der höchsten materiellen und geistigen Interessen der gesammten Menschheit zur Lebensaufgabe der Völker mehr als sonst geworden, seitdem die Wissenschaft und die Bildung mehr als sonst, alle Schichten durchdrungen, seitdem hat die Bühne eine bei weitem schwierigere Stellung, eine höhere Mission. — Nur wenn Dichter, Directoren und Darsteller insgesammt in ihren Productionen der Zeit und ihren Forderungen in geistiger, zeitgemäßer Beziehung sich fügen, nur dann kann die Bühne wieder reellen Boden gewinnen, oder sie bleibt, was sie jetzt beinahe geworden ist, und immer mehr werden muß: der Tummelplatz gemeiner schaam- und sittenloser Possen, das Eigenthum der sittenlosen und ungebildeten Menge. Nur insofern sich die berufenen Darsteller unserer Zeit bemühen, der allgemeinern höhern Bildung unseres Zeitalters Spiegel und Abbild zu seyn, erreichen sie jene Seydelmann'sche Stufe; denn seine feine geistreiche Darstellungsweise stand im innigsten Zusammenhange mit seiner Zeit; und aus eben diesem Grunde ist Herr Schneider eine so ansprechende, siegende Erscheinung auf der Bühne. M.

— Berlin. Das Verdienst, welches Varnhagen sich um die Herausgabe der Biographieen der bedeutendsten Notabilitäten des Befreiungskrieges erworben, hat er kürzlich durch die Art und Weise vermehrt, wie er einen wenig bekannten, aber wohl zu würdigenden Mitkämpfer in jenen Zeiten, Karl Müller, in die Lesewelt eingeführt hat. „Karl Müller's Leben und kleine Schriften" (Verlag von G. Reimer) ist der anspruchlose Titel des Buches, das nach einer von dem Herausgeber vorgesetzten, mit großer Wärme geschriebenen Biographie Müller's eine Sammlung seiner kleinen Schriften enthält, welche namentlich in die Jahre 1813 und 1814 fallen, und unter denen die „Kriegsberichte im deutschen Gewande" vieles Neue zur Geschichte der damaligen Zeit enthalten, bei welchem allerdings die Form oft etwas auffallend und barock erscheinen wird.

* Wie in den letzten Jahren, wird auch in dem nächstbevorstehenden Winter Herr Rosenhain, in Verbindung mit den Herren Eliason und Ripfel einen Cirlus musikalischer Abendunterhaltungen geben, in welchen nur gediegene, größtentheils classische Musik vorgetragen werden wird.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 1. November. Martin Luther, oder: „Die Weihe der Kraft", Schauspiel in 5 Akten von Zacharias Werner. Frei für die Bühne bearbeitet.

Dienstag, den 2. November. Christophe und Renata, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 2 Abtheilungen, aus dem Französischen von C. Blum. — Hierauf: Erste Vorstellung von Madame Finart-Trabattoni und Herrn Finart, erste Tänzer des königl. Theaters zu Madrid: 1) Großes Pas de deux, getanzt von Herrn und Madame Finart, in der großen Oper in Paris in „Die Jüdin; Musik von Halevy." — Hierauf: (Zum ersten Male wiederholt) Fräulein Gattin, Lustspiel in 1 Akt, von Friedrich. Zum Schluß: 2) Steyerischer National-Pas.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 303.** Mittwoch, den 3. November **1847.**

## * Der neue Bravo.

(Fortsetzung.)

Der Edelmann trat einige Schritte auf die junge Frau zu; diese wich bis an's äußerste Ende des Saales zurück.

Einige Augenblicke währte eine stumme Scene. Der Venetianer folgte Beatricen mit einem seltsamen Lächeln, dem Lächeln eines Faunes, der auf Nymphen lauert. Bebend wandte sich Beatrice um und blickte gen Himmel.

Endlich trat Sfacciati auf sie zu und flüsterte:

„Gnade! erhört mich, schöner Engel! Was fürchtet Ihr?"

Keine Antwort.

„Seht, ich flehe nur um eine kleine Gunst . . . . um einen Kuß."

„Laßt mich, Unverschämter!" schrie Beatrice.

„Einen Kuß! nur einen. Ihr seht, ich verlange nicht zu viel. Ihr flieht mich noch! O, ich werde Euch bald einholen!"

„Zu Hülfe! Zu Hülfe!" rief Beatrice.

Alles ruhig wie zuvor.

„Zu Hülfe!"

„Wenn Ihr nochmals ruft, so werde ich mir zehn Küsse für einen nehmen."

„Ihr seyd kein Edelmann, sondern ein elender Wicht."

„Wie schön! Dieser kleine Zorn kleidet Euch allerliebst! Ha! Ich habe Dich!"

„Noch nicht, Signor!"

Beatrice eilte an's Fenster, um sich aus dem Zimmer zu stürzen. Unnütze Hoffnungen! Die Fenster waren mit starken eisernen Gittern versehen.

Eben wollte Sfacciati seine schöne Gefangene ergreifen, als diese den Dolch, den ihr Andreas gegeben, aus dem Busen hervorzog, die Scheide wegwarf und ihn auf ihr Herz richtete.

„Einen Schritt weiter und ich ermorde mich. Dann seyd Ihr der Herr meiner Leiche," sprach sie in festem Tone.

„Welch spartanischer Heldenmuth! Nun .... ich verspreche, mich ruhig zu verhalten. Aber erlaubt mir wenigstens, zu Euren Füßen demüthigst um Verzeihung bitten zu dürfen."

Er nahm eine unterwürfige Miene an und ging langsam und gesenkten Hauptes auf Beatrice zu. Plötzlich machte er eine rasche Bewegung, um Beatrice den Dolch zu entreißen.

„Verräther!" rief das junge Weib, und sey es, daß sie sich gegen Sfacciati vertheidigen wollte, oder daß sie der Abscheu, den er ihr einflößte, dazu bewog — der Venetianer stieß einen dumpfen Schrei aus, und stürzte nieder.

Er war todt.

Auf diesen Schrei kamen der Wirth und die Sbirren eiligst herbei.

„Madame," fragte einer der Soldaten Beatricen, die todesbleich, fast ohnmächtig neben der Leiche stand, „habt Ihr den Signor Sfacciati ermordet?"

„Ja, ich habe ihn getödtet," antwortete das Weib, „aber ich habe nur meine Ehre vertheidigt."

„Schon gut," versetzte der Soldat, „darüber werden die Gerichte entscheiden."

Augenblicks wurden ihre Hände gebunden, und man führte die Unglückliche in der Mitte einer Häscherschaar unter den lauten Verwünschungen der Menge in's Gefängniß.

Andern Tages wurde sie in das Gefängniß abgeführt, worin Andreas schmachtete, und nur eine Mauer trennte sie fortan von ihrem Gatten.

Der Tag des ersten öffentlichen Verhörs brach an. Beatrice wurde zuerst vor die Schranken geführt und streng verhört. Die Aufrichtigkeit und Einfachheit ihrer Vertheidigung machten einen guten Eindruck auf die Zuhörer, während die ernsten Richter dieß gar nicht beachteten.

Nach einer halben Stunde gebot der Präsident, die Mitschuldigen hereinzuführen.

Beatrice zitterte vor Freude und Schmerz.

Wenige Augenblicke darauf öffnete sich die große Thüre des Saales und herein traten: Andreas, Orlando und Pietro.

Großer Gott! Welche Veränderung in ihren Zügen, in ihrem Aeußern! Die drei lebensfrohen, heitern Männer konnten sich ohne Stütze nicht aufrecht halten und ihre kraftlosen Arme hingen schlaff an ihrem Körper herab.

Man denke sich den Schmerz Beatricens, beim Anblick der armen Gefolterten. Die schmerzlichen Blicke, die ihr Andreas zuwarf, waren ebenso viele Pfeile für ihr armes Herz, und sie konnte die Thränen nicht zurückhalten, während die Häscher Stille geboten und der Präsident folgendermaßen zu lesen begann:

„Andreas," sprach er, „ist beschuldigt, Beatrice von Velletri ihrem Ehegemahl dem Signor Sfacciati von Venedig, entführt, später mit bewaffneter Hand den Wagen angegriffen zu haben, worin Signor Sfacciati und Beatrice mit ihrem Vormund, dem Signor Malvoglio saßen, und auf das Gefolge des ebengenannten gefeuert zu haben, so daß der unglückliche Malvoglio mit vier Personen auf dem Platze blieben, deren Leichname man auf der Straße fand.

2) Sind Orlando Netti, Seemann, und Pietro Sorniglio, Maler, beschuldigt, Andreas bei obengenannter Affaire unterstützt zu haben, und

3) ist die Signora Beatrice di Velletri, Gemahlin des

Signor Sfacciati, beschuldigt, mit dem Abenteurer Andreas ihrem Gatten entfliehen gewollt, und den letztern ermordet zu haben.

In Folge dessen ist gegen die Genannten die ganze Strenge der Gesetze in Anwendung zu bringen."

Das Urtheil konnte jeder in den Augen der Richter lesen. Selbst die Zuhörer waren über die Unglücklichen aufgebracht und stießen Verwünschungen gegen sie aus.

Nachdem der Präsident geendigt hatte, erbat sich Andreas das Wort.

„Meine Herren," sprach er mit lauter Stimme, „um die Wahrheit obiger Anklage zu erfahren, gibt es zwei Mittel. Ich erkläre, daß ich den Wagen der Herren Sfacciati und Malvoglio nicht angriff, und daß ich noch in Padua war, als dieses Verbrechen stattfand. Ich erkläre ferner, daß ich der rechtmäßige Gemahl Beatricen's bin. Ich sehe Euch lächeln, edle Herren, und doch habe ich nur reine Wahrheit gesprochen. Ich ersuche das hohe Tribunal, einen sichern Mann nach Padua zu senden. Er soll sich in die Metropolitankirche des heiligen Antonius begeben, dort nach dem Pater Anselmo fragen und diesen Mann bitten, ihm schriftlich zu erklären, ob er am 15. Mai ein Paar mit Namen: Andreas und Beatrice di Villetri in Gegenwart von Orlando und Pietro getraut habe. Wenn Pater Anselmo es für unwahr erklärt, so will ich als Betrüger gelten und gerne mein Haupt dem Henker überliefern.

(Schluß folgt.)

## Erstürmung Mexico's.*)

Mexico 19. Sept. 1847.

„Geehrte Freunde, ich habe Gelegenheit, Ihnen mit dem heute Nacht abgehenden Courier diesen Brief zu übersenden, in welchem ich die hier so eben durchgelebten Schrecknisse in aller Kürze zu beschreiben versuchen werde. Am 13. d. machten die Amerikaner eine Demonstration gegen Chapultepec und die Mühle von El Rey, aber unsere Generale waren vorbereitet, sie zu empfangen. In der Voraussicht eines Waffenstillstandbruches hatte Santa Anna seit mehreren Tagen, ohne Verdacht zu erregen, Waffen, Schießbedarf und Lebensmittel in die Festung Chapultepec bringen lassen. Unsere Bürger führten unter ihren Mänteln und auf ihren Mauleseln eine große Menge Pulver, Kugeln und Vorräthe herbei, ohne auch nur ein einziges Mal entdeckt zu werden; so groß war das Sicherheitsgefühl nnd das Vertrauen der Amerikaner. General Scott war nicht wenig erstaunt bei dem Angriffe auf Chapultepec einen so hartnäckigen Widerstand zu finden. Dieser Platz liegt zwischen Tacubaya und der Hauptstadt, von ersterem einen Kanonenschuß weit, von letzterer drei englische Meilen entfent. Er liegt hoch auf einem die weite Ebene beherrschenden Hügel, von welchem herab unsere Soldaten jede Bewegung des Feindes beobachten konnten. Der Hügel beherrscht zugleich die Heerstraße von Tacubayo nach Mexico, welche dicht am Fusse hinläuft, und man kann ihn nur auf einem gewundenen Pflasterwege ersteigen, welcher nach einer Wendung um eine gewisse Ecke dem vollen Feuer der Festungsgeschütze ausgesetzt ist. Als die Amerikaner den Hügel hinanstiegen, warf ein furchtbarer Kugel- und Kartätschensturm sie mit schwerem Verluste wieder zurück; zum zweiten Male rückten sie vor und zum zweiten Male wurden sie abgeschlagen. Unsere Truppen fochten mit verzweifelter Tapferkeit und bewiesen sich des mexicanischen Namens würdig. Auch der Feind schlug sich tapfer; seine Leute schienen eben so viele Teufel, welche ohne Vernichtung zu besiegen unmöglich war. Er machte einen dritten und letzten Angriff mit frischen Kräften und schwerem Geschütz, und unsere tapferen Truppen, welche ihren Kartätschenvorrath erschöpft hatten, sahen sich genöthigt, die Festung zu räumen, welche der Feind alsbald in Besitz nahm. Unsere Soldaten zogen sich auf die Stadt zurück, wurden aber unglücklicher Weise von einer feindlichen Reiterabtheilung abgeschnitten, und etwa Tausend von ihnen geriethen in Gefangenschft, wurden jedoch bald wieder freigelassen, da der Feind nicht Leute genug zur Bewachung hatte. Der Feind eröffnete dann seine Batterien auf die Mühle El Rey dicht bei Chapultepec, welche wir nach hartnäckigem Kampfe und unter großem Verluste der Amerikaner räumen mußten.

Die beiden Gefechte währten über neun Stunden und waren, in Erwägung unserer geringen Truppenzahl und der bedeutenden Macht des Feindes, die härtesten, die wir zu bestehen hatten. Unser Verlust an Getödteten und Verwundeten war nicht über 300, während der Feind, wenigstens nach dem Berichte der Ueberläufer, welche am Abend aus dem amerikanischen Lager zu uns kamen, über 400 einbüßte. Da ein Angriff auf die Stadt unvermeidlich schien, so ließ Santa Anna während des Gefechtes eine Anzahl von Laufgräben quer über die Heerstraße ziehen und dieselben mit Wasser füllen. Am Morgen des 14., vor Tagesanbruch begann der Feind mit einem Theile seiner Truppen den Marsch auf die Stadt. Unsere Soldaten, hinter den Bögen der Aquäducte nnd verschiedenen in der Eile aufgeworfenen Brustwehren aufgestellt, machten ihm, in Verbindung mit den Laufgräben, über welche er erst Brücken zu werfen hatte, so viel zu schaffen, daß er erst spät Nachmittags vor den Thoren anlangte. Hier machte er Halt und versuchte die Stadt zu bombardiren, welches er bis zum Abend und den ganzen folgenden Tag fortsetzte, unermeßlichen Schaden anrichtend. Hier und da wurden ganze Häusergruppen zerstört und eine große Menge Männer, Weiber und Kinder getödtet und verwundet. Die Scene war furchtbar. Ein ununterbrochener betäubender Donner erfüllte das Ohr; eine einzige Rauchwolke umhüllte das Auge; hier und da brachen Flammen hervor, und zwischendurch hörten wir das Schreien der Verwundeten und Sterbenden. Aber die Stadt leistete den hundert und aber hundert fliegenden Bomben tapferen Widerstand: sie bot dem blutdürstigen Yankee Trotz und überzeugte ihn, daß seine Mörser die mexikanische Hauptstadt nicht zu zwingen vermöchten. Der Feind änderte demnach seinen Plan und entschloß sich in die Stadt einzudringen, wo wir für den Empfang vorbereitet waren. Wir hatten die Straßen mit Sandsäcken verrammelt, und alles, was Waffen tragen konnte, war auf den Dächern oder an den Fenstern, um Wurfgeschosse und Steine auf die Köpfe der Feinde hinabzuschleudern. Ehe er noch die Thore passirt hatte, merkte General Scott die Schwierigkeit seiner Lage. Ein wahrer Schauer von Kugeln und Steinen regnete auf seine Truppen herab. Viele wurden getödtet, noch mehre verwundet. Dennoch rückte er vorwärts, bis er die Mündung zweier Straßen erreicht hatte, welche unmittelbar nach der Plaza führen. Da er gegen unsere unsichtbaren Soldaten nichts ausrichten konnte und seine Leute schnell verlor, besetzte er das Kloster San Isidoro, welches hinten in den Mittelpunkt eines Häusercarrés führt, und ließ sogleich durch seine

*) Wir entnehmen diese Darstellung einer der interessantesten Begebenheiten in der neuesten Kriegsgeschichte der „Weser-Zeitung", die den Brief nach amerikanischen Zeitnngen mittheilt.

Sappeurs einen Weg mitten durch die Häuser hauen, wobei ganze Gebäude in die Luft gesprengt wurden. Auf diese Weise drang er nach mehreren Stunden bis auf die andere Seite der Straße und erreichte endlich mit schwerem Verluste den Hauptplatz. Als er letzteren betrat, ward aus dem Palaste und der Kathedrale, welche von unseren patriotischen Truppen besetzt waren, ein heftiges Feuer auf ihn eröffnet, worauf der Feind seine Truppen auf der Plaza auseinander faltete und jene beiden Gebäude zu bombardiren begann. Ueber hundert Schüsse wurden gefeuert, welche große Verwüstung anrichteten und eine Menge Menschen tödteten oder verwundeten. Da aller fernere Widerstand nutzlos erschien, stellten unsere Soldaten das Feuer ein, und am 15. September (ein trauriger Tag!) war der Feind in der mexicanischen Hauptstadt. Obwohl wir Tod und Verderben über die Yankees brachten, litten wir doch selber nicht minder schwer. Viele wurden bei dem Sprengen der Häuser getödtet, viele während des Bombardements, und noch mehr durch die in der Stadt herrschende Verwirrung; alles in allem können wir die seit dem gestrigen Gefechte Getödteten, Verwundeten und Fehlenden auf nicht weniger als 4000 anschlagen, unter denen viele Weiber und Kinder sind. Der Feind bekennt sich zu einem Verluste von 1000 Mann; er ist ohne Frage weit größer. Welch ein Unglück! Aber Mexico wird doch noch seine Rache haben! Wir sind niedergeworfen, nicht gedemüthigt; wir sind zum Schweigen gezwungen, aber der erste Augenblick, der uns eine Aussicht bietet, wird einer furchtbaren Rache gewidmet seyn. Santa Anna ist mit seinen Generälen und allen Truppen, die er zusammenraffen konnte, nach Guadelupe gegangen. Er soll schwer verwundet seyn. Wir haben in diesen beiden Tagen heldenmüthige Officiere und tapfere Leute verloren. Ich sehe nicht ab, was werden soll. Tausende sind auf den Hügeln rings um die Stadt versammelt, entschlossen, alle Zufuhren abzuschneiden und den Feind in der Stadt, die er so verwegen betrat, auszuhungern. General Scott wird finden, daß Mexico noch nicht besiegt ist. Er kann es erleben daß unsere Seen ihre Schranken durchbrechen und dies schöne Thal überfluthen, um die verruchten Amerikaner zu vernichten. Wir hoffen kaum, aber wir verzweifeln noch nicht ganz. Unsere tapferen Generäle können noch das Verlorene wieder gut machen, und Mexico mit seinen zehn Millionen kann sich noch erheben, um den Eindringling zurück über die von ihm entweihten Grenzen zu jagen. Davon seien Sie überzeugt, jede Unterwerfung ist nur für den Augenblick. Kein Mexicaner wird die durch das feindliche Schwert auferlegten Verträge achten, sobald die Stunde des Zwanges vorüber ist. Mein Herz ist zu voll von Gram und Entrüstung, um mehr zu schreiben."

## * Menschenfresser in Ostindien.

Die Battas in Ostindien sind ein äußerst wildes Volk, das beständig Krieg führt. Der Shabunder oder Hafenaufseher von Pinang war mit einem ihrer Oberhäupter nahe verwandt. Während ich mit ihm sprach, erzählt ein britischer Reisender, trat ein großer Mann von sehr zurückstoßendem Ansehen in die Hütte des Beamten, der ihn mir als einen der kühnsten Jäger und der gierigsten Menschenfresser bezeichnete. Ich richtete mehrere Fragen an ihn, die er alle ebenso lakonisch, als klar und mit Vergnügen zu beantworten schien. Er gab mir die Versicherung, daß das Fleisch junger Männer süß und saftig sey, daß aber das eines Mannes, dessen Haare grau zu werden beginnen, vor jedem andern den Vorzug verdiene.

Weiterhin sagt derselbe Mittheiler (Anderson) über den gleichen Gegenstand: „Ich befand mich einige Zeit nachher von Neuem im Lande dieser Menschenfresser, und überzeugte mich sehr bald, daß ich an der Wahrheit dessen, was ich früher gehört, nicht mehr zweifeln könne. Eines der Oberhäupter gab mir einen Menschenkopf, den man einige Tage vorher abgenagt hatte. Er zeigte mir auch sechs Frauen und zwei Kinder, die noch aufbewahrt wurden, um beim nächsten Feste gespeist zu werden. Die Batta's schienen nicht wenig erstaunt, als ich ihnen meinen Zweifel aussprach, daß sie Liebhaber vom Menschenfleisch seyen. Sie fügten indeß hinzu, daß dieser Gebrauch auch bei ihnen anfange, seltener zu werden."

„Uebrigens verzehren sie ihre Gefangenen nicht des Wohlgeschmacks wegen, oder um sich davon zu nähren, sondern allein aus bitterm Haß gegen ihre Feinde. Ihr Vorsteher Raja Tana Jawa ist jedoch so sehr an diese Nahrung gewöhnt, daß, wenn er nicht alle Tage Menschenfleisch genießt, er die heftigsten Magenschmerzen empfindet, die durch nichts anders als dies Gericht gestillt werden können. Wenn er keine Gefangenen mehr hat, so schickt er seine Sklaven auf die Menschenjagd, um in einer etwas entferntern Gegend einen Mann zu fangen und zu tödten, dessen Körper sodann zerhauen, auf Bambusröhre gesteckt, und in der Erde vergraben wird, wo er nach einigen Tagen einen bessern und süßern Geschmack erhält."

Wenn die Batta's zu Felde ziehen, so nehmen sie immer einen Sack voll Salz mit Citronen mit, um das Fleisch ihrer Feinde sogleich frisch zubereiten zu können. Der, welcher seine Hand zuerst an einen Feind legt, hat das Recht, ihm mit seinen Zähnen ein Stück Fleisch ausreißen zu dürfen, das er sich als einen Leckerbissen zurecht macht. Der Kopf wird sogleich vom Rumpf gesondert, und die Barbaren schlürfen gierig das rauchende Blut, indem sie den Kopf an den Haaren über ihrem Munde emporhalten.

## Tabletten.

*** In Berlin hofft man ein kostbares Pferd, einen arabischen Hengst, zu sehen, wie er noch nicht dort gesehen worden. Der König der Belgier hat dieses Thier in Konstantinopel ankaufen lassen, um es für sein Gestüte zu benutzen, und eben ist dasselbe auf dem Wege nach Brüssel, begleitet von einem vornehmen Belgier, in Lemberg angelangt, von wo der Transport weiter nach Leipzig geht. Das Thier soll schöner seyn, als der von dem Grafen Roswadowski um 15,000 Gulden für den König von Würtemberg angekaufte Hengst Silglavi.

*** Dem „Punch" zufolge haben die Domestiken in Nordamerika ihre Soirés und Bälle. Ein Reisender, der eine vornehme Frau in Boston besuchte, wunderte sich, daß eine große Anzahl Wagen vor dem Hotel vorfuhr und doch Niemand in den Salon der Dame eintrat. Da wurde ihm denn erklärt, daß die Stubenmägde, die Lakeis und die sonstige Dienerschaft eben große Gesellschaft hätten. Der Reisende bat um die Erlaubniß, solch eine Soirée näher betrachten zu dürfen, und fand hier eine große Eleganz, wie nicht minder eine gut besetzte Tafel. Man spielte „blinde Kuh", weil die Dame des Hauses weder Musik noch Tanz gestattete. Falscher Schmuck war in Ueberfluß zu sehen; es sollen aber auch Fälle vorkommen, daß die Dienstboten, mit Vorwissen ihrer Herrschaften, sich des ächten Schmuckes der Letzteren bedienen. Die männliche Dienerschaft ruft sich im Gespräche die Namen ihrer Herrschaft zu, was äußerst komisch klingt.

*,* In Budissin hat sich ein Unfall im Theater begeben, der glücklicher Weise ohne ernste Folgen blieb. Als am Abend des 19. d. M. hier im Theater nach dem dritten Akte der Darstellung, wie gewöhnlich, der Kronleuchter während des Zwischenaktes herabgelassen wurde, auch ziemlich schon seinen tiefsten Punkt erreicht hatte, stürzte er plötzlich ganz herab, sämmtliche Lampen wurden zerschmettert, und das Haus war im Nu in ein unheimliches Dunkel gehüllt. Wunderbarer Weise wurde nur ein einziger Mann am Kopf ungefährlich verletzt. Ein neben ihm sitzender Knabe gerieth mit dem Kopfe gerade in einen Bogen des Kronleuchters, wodurch er verschont blieb.

*,* Burleske Charakteristik der Deutschen. Der alte General Chassé, der tapfere Vertheidiger der Citadelle von Antwerpen, der während seiner langen militärischen Laufbahn Soldaten aller Nationen unter seinen Befehlen gehabt, hat, wie Baron von Rhaden in den „Wanderungen eines alten Soldaten" erzählt, dieselben einmal in seinem burlesken holländisch-deutschen Kauderwelsch folgendermaßen charakterisirt: „Die Deutschers fordern immer Brutt, Flesch und gute Frau Wirthin; de Hollanders Schnapps, Peipchen und Poplerum; die Englishmen Boeffsteak, Grog und viel Schlag; die Italianers Marcaroni; und — et Messieurs les Français toujours le potage et la gloire — so führte ich sie alle zum Siege. Fehlte aber Geld und Fleisch, Tabak und Gloire, dann liefen sie fort, marodirten und raisonnirten. Nur der Spanier nicht; mit Ajo (Knoblauch) und Carajo, mit Papier-Cigarren und Sonnenschein marschirt er dreimal 24 Stunden, erträgt Hunger und Durst, und — was die Hauptsache — raisonnirt nie. Darum ist mir der Spanier auch der liebste Soldat."

## * Ein Lied im Jagdverein.

Der Nimrod war ein Jägersmann,
Wie man nit leicht ein' finden kann;
Ging immer rüstig auf die Pirsch,
Ein Schreck für Bär und Sau und Hirsch;
Das Schießen war ihm nur so Wurscht
Doch plagt ihn Hunger sehr und Durscht:
Denn lustig ist die Jägerei,
Nur wenn man ißt und trinkt dabei.

Und eines Morgens im Gebet
Zum lieben Gott er sagen thät:
O Herr, dem ich durch's ganze Jahr
Wildschaden und Prozeß erspar',
Hab' auch ein Einseh'n Du mit mir
Mich dürscht' und hungert für und für:
Denn lustig ist die Jägerei,
Nur wenn man ißt und trinkt dabei.

Da sagte Gott: „Ich weiß, ich weiß!"
(Und zeigte dann auf unsern Kreis)
„So geh' nun künftig, alter Schlauch,
Dort in die Jägerkneipe auch;
Da haben sie gut Bier und Wein
Und Portionen nicht zu klein:
Denn lustig ist die Jägerei,
Nur wenn man ißt und trinkt dabei.

Der Nimrod schrieb das hinter's Ohr,
Sprach bald im Jagdvereine vor,
Gesellschaft auch, die zu ihm paßt,
Die traf er munter da zu Gast,
Die lehrt' der Alte sein Latein,
Und saß mit ihr bei Bier und Wein:
Denn lustig ist die Jägerei,
Nur wenn man ißt und trinkt dabei.

Aus diesem Allen man ersieht,
Daß Gott uns selber her beschied,
Daß Jedem er die Jagd vertreibt,
Der aus dem Jagdvereine bleibt,
Und wie Er selber es befahl,
Daß gut hier sey so Trunk als Mahl:
Denn lustig ist die Jägerei,
Nur wenn man ißt und trinkt dabei.

Dräxler-Manfred.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Mainz. Unterm 24. l. M. hat Se. königl. Hoheit der Erbgroßherzog von Hessen geruht, das Protectorat des hiesigen „Vereins für Kunst und Literatur" zu übernehmen.

— Die „Magdeburger Zeitung" macht die Anzeige, daß Frierich Faber, bis vor 15. Monaten Redacteur dieser Zeitung, die er 36 Jahre lang mit der treuesten Gewissenhaftigkeit und der unermüdlichsten Thätigkeit leitete, am 27. Oct. nach kurzer Krankheit, einer nervösen Grippe, im fast vollendeten 69. Lebensjahre erlegen ist.

○ Der Dichter W. Smets, dessen interessante Lebensskizze wir unsern Lesern in Nr. 251 und 252 d. J. mittheilten, hat das Ritterkreuz des rothen Adlerordens vierter Klasse erhalten.

— Die k. Akademie der Künste zu Berlin hat am 25. Sept. in ihrer Plenarversammlung den Historienmaler Julius Schrader aus Berlin und die Bildhauer August Fischer aus Berlin und Karl Steinhäuser aus Bremen zu ordentlichen Mitgliedern der Akademie ernannt.

— Paris. Spontini studirt hier jetzt mit Mad. Viardot-Garcia mehrere Rollen aus seinen Opern, wie die „Vestalin", „Nurmahal" u. s. w. ein, indem er beabsichtigt, die genannten Opern bei seiner bevorstehenden Anwesenheit in Berlin zur Aufführung zu bringen und Madame Viardot-Garcia während ihres Gastirens an der k. Oper in Berlin in diesem Winter darin auftreten wird.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 2. November. Erziehungsresultate, oder: „Guter und schlechter Ton", Lustspiel in 2 Abtheil., von Blum. — Hierauf: Erste Vorstellung von Madame Finart-Trabattoni und Herrn Finart, erste Tänzer des königl. Theaters zu Madrid: 1) Großes Pas de deux, getanzt von Herrn und Madame Finart, in der großen Oper in Paris in „Die Jüdin; Musik von Halevy." — Hierauf: Die Zerstreuten, Lustspiel in 1 Akt, von Kotzebue. — Zum Schluß: 2) Steyerischer National-Pas, ge- von Herrn und Madame Finart.

Mittwoch, den 3. November. Der Weltumsegler wider Willen, abenteuerliche Posse in 4 Bildern, von Räder. Musik von Cantal.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 304. Donnerstag, den 4. November 1847.

## * Der neue Bravo.

(Schluß.)

„Was die Beschuldigung des Angriffes auf den Wagen und des Mordes Malvoglio's betrifft, so bietet sich hier ein sicheres Mittel dar, um die Wahrheit zu erfahren. Ich sehe dort unter dem Publikum einen Menschen, der Sfacciati in der Eigenschaft eines Bedienten begleitete. Dieser Mann ist ein Sbirre der Polizei von Venedig. Denn so lange Sfacciati und Malvoglio zusammenreisten, waren sie von Sbirren begleitet, um mir meine Gattin mit gewaffneter Hand zu entreißen. Ich bitte, diesen Mann anzuhalten und zu verhören; er wird gewiß die genaueste Erklärung über diesen Punkt geben können."

Nachdem die Richter sich einige Zeit berathen hatten, beschlossen sie, Andreas' Bitten zu erfüllen; ließen den Sbirren festnehmen und sandten einen Kurier nach Padua ab.

Die Angeklagten wurden wieder in ihre Gefängnisse zurückgeführt.

Drei Tage waren verflossen, als sich das Tribunal von Neuem versammelte.

Der Kurier war angekommen.

Nachdem die Verurtheilten eingetreten waren, gebot der Präsident Stillschweigen und der Kurier begann:

„Edle Herren! Euerm Befehle zufolge eilte ich bei meiner Ankunft in Padua sogleich in die Kirche des heiligen Antonius, wo ich nach dem Pater Anselmo fragte. Wie? fragte mich ein Geistlicher, Ihr wißt die traurige Neuigkeit noch nicht? „Welche Neuigkeit?" — Ihr müßt fremd hier seyn, wenn Ihr nicht wißt, daß Padua den Vater der Unglücklichen und Armen, den frommen Pater Anselmo durch den Tod verloren hat."

Ein Schrei Beatricen's unterbrach den Sprecher, und Leichenblässe bedeckte Andreas' Gesicht.

„Fahret fort!" gebot der Präsident.

Dieser sprach weiter:

„Gestern, sagte mir der Priester, gestern wurde unser ehrwürdiger Diakonus von einem Schlaganfall betroffen. Alle ärztliche Hülfe war vergeblich. Fast die ganze Bevölkerung Padua's drängte sich in das Haus Anselmo's, um den Leichnam dieses Heiligen zu sehen. Ihr könnt Euch denken, meine Herren, daß mich diese Nachricht nicht befriedigte. Ich trat in die Sacristei, wo ich Jeden befragte, den ich daselbst fand. Aber Keiner konnte mir die mindeste Auskunft über die von Anselmo vollzogene Heirath vom 15. Mai geben."

Wir unterlassen, den Schrecken der Verurtheilten nach dieser Erzählung zu beschreiben.

Der Sbirre, welcher wahrscheinlich einer der Mörder Malvoglio's war, wurde vergeblich gefoltert, es war nichts aus ihm herauszubringen.

Nach einer halben Stunde verkündete der Präsident den Richterspruch, nach dem Andreas und Beatrice zur Todesstrafe verurtheilt waren. In Betreff Orlando's und Pietro's hatte das Gericht beschlossen, es bei zwanzigjähriger Gefängnißstrafe bewenden zu lassen.

„Habt Ihr noch etwas zu Eurer Vertheidigung beizufügen?" fragte der Präsident die Unglücklichen.

Die Liebenden warfen sich gegenseitig Blicke zu, und Andreas antwortete nach einer Weile:

„Nein, edler Herr, es wäre unnütz. Der Himmel selbst ist gegen uns!"

„So bereitet Euch auf Euer Ende vor. Der Beistand der Kirche steht Euch zu Diensten."

* * *

Der Tag der Hinrichtung war angebrochen, das Schafott errichtet. Der Platz war mit Tausenden von Zuschauern gefüllt.

Endlich kommen die Verurtheilten an, sie nahen sich langsam dem Richtplatze.

Blässe bedeckt ihr Angesicht, ihre Füße sind nackt, die Hände zusammengebunden.

Der Himmel ist schwarz, finstere Wolken lagern sich am Horizonte; schauerlich ertönt die Todtenglocke.

Neben dem Schafott befindet sich ein offenes Grab, — die Todtengräber stehen bereit.

Es ist 5 Uhr Morgens.

Nur noch wenige Schritte sind sie vom Schafot entfernt, Angst und Zittern überfällt sie, Beatrice will in Ohnmacht sinken ... — Da sprengt ein mit Staub bedeckter Bote auf den Richtplatz heran, dringt durch das Volk zu dem Präsidenten, steigt ab, überreicht ihm ein Schreiben. Der alte Richter erbricht es .... Pater Anselmo ist nicht todt!

In dem Augenblicke, als Padua den Verlust seines ehrwürdigen Priesters beweinte, erwachte derselbe aus einem langen Schlafe, in welchen er gefallen war. Ein Schrei der Freude tönte durch ganz Padua.

Die Geistlichen der Cathedrale waren indeß so klug, den Pater Anselmo augenblicks zu befragen, ob er sich der Heirath eines Andreas mit Beatrice von Velletri am 15. Mai erinnere, die er vollzogen haben sollte, was er natürlich bestätigte.

Von der Gefahr, in der die beiden Gatten schwebten, unterrichtet, wollte er keinen Augenblick aufschieben, und schrieb sogleich eine Erklärung nieder, in welcher er die Heirath bestätigte; und sandte einen Eilboten damit ab.

In Folge dessen änderte sich die Sache gänzlich. Die Verurtheilten wurden zurückgeführt und andern Tages öffneten sich ihnen die Thore des Gefängnisses.

Die Befreiten reisten nun nach Venedig, wo sie einige Zeit damit zubrachten, ihre Angelegenheiten zu ordnen. Doch war der Aufenthalt in dieser Stadt für Beatrice nur halb angenehm, denn sie sah nie ohne Widerwillen die Häuser Sfacciati's und Malvoglio's, weßhalb die Gatten auch auf den Rath ihrer beiden Freunde Beatricens Güter verkauften und ihre Capitalien einzogen, um nach Deutschland überzusiedeln.

Wo sie noch heute heiter und fröhlich leben, wenn sie inzwischen nicht gestorben sind.

---

## Richard Cobden.

Die Reise dieses englischen Parlamentsgliedes in den Staaten des Continents, hat bei der Wichtigkeit dieser Persönlichkeit für die künftigen Gestaltungen des europäischen Verkehrlebens die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und an verschiedenen Orten ist Cobden der Gegenstand öffentlicher Ovationen gewesen. Hat die durch Cobden im gesetzlichen Weg durchgesetzte Abschaffung der Korngesetze eine gänzliche Umgestaltung der Verhältnisse des englischen Grundbesitzes und mithin eine tiefgreifende Reorganisation britischer Volkszustände zu Folge, so geht die jetzige Mission dieses energischen Mannes noch weiter und greifet über die Gränzen seines Vaterlandes hinaus, tief in das innere Leben der ganzen civilisirten Welt, die er insgesammt für die Lehre des freien Handels zu gewinnen sucht. Der Freihandel, wie ihn Cobden vertritt und als die nationalökonomische Religion der Zukunft hinstellt, ist in der Entwicklung seiner letzten Consequenzen allerdings ein Abglanz jener kosmopolitischen Anschauungen, wie sie im verflossenen Jahrhundert in den Büchern eine so bedeutende Rolle spielten, ganz im Gegensatz zu der politischen Praxis der Staatsmänner, die gerade in der künstlichen Isolirung der nationalen Produktionskräfte ein Mittel der Erstarkung und das letzte Ziel einer patriotischen Politik erblickten.

Die eigenthümliche Stellung Cobdens in England den beiden alten Parteien des Landes, den Tories und Whigs, gegenüber, ist ein wichtiger Moment in der innern Geschichte des englischen Verfassungswesens und knüpfen sich daran die bedeutsamsten Analogien für die übrigen Staaten Europas. Cobdens Bedeutung besteht in der Repräsentation der politischen Macht, die gegenwärtig die Industrie und das Handelswesen errungen hat und sich in der nahen Wahrscheinlichkeit seines Eintritts in das brittische Kabinet am Klarsten ausspricht.

Die großen Umwälzungen im Maschinenwesen haben die ganze Basis des Staates und der Gesellschaft verrückt und es sind in Folge dieser veränderten Dynamik des Völkerlebens gefährliche Schwankungen eingetreten. — Anfangs indessen sträubte sich das Vorurtheil gegen die rasche und unbeschränkte Entwicklung der modernen Gewerbsamkeit, deren Hemmung das Uebel verhindern sollte, denn die Anschauungen und Erfahrungen jener Classe der Gesellschaft, aus der die Räthe der Krone hervorzugehen pflegten, waren von den frühern Zuständen abgeleitet und wollten deßhalb auf die neuen Erscheinungen des Volkslebens, wie sie die durch die Industrie selbst bewirkte Umwandlung des gesammten Organismus der Arbeit hervorbrachte, nicht recht passen, woraus dann eine gewisse Rathlosigkeit entspringen mußte, aus der man sich eben nur durch das Heranziehen von talentvollen Männern aus der industriellen Mittelklasse befreien konnten, die mit dem erforderlichen Scharfsinn auch die Detailkenntniß und Selbsterfahrung mitbringen, um die in Gährung begriffene Materie des Nationalwohlstandes zu bewältigen und zu ordnen. Schon der Eintritt Peel's, des Wollspinnersohnes, in das Cabinet von St. James offenbarte diese neueste Phase politischer Nothwendigkeiten und die Erhebung Cobden's zur Würde eines englischen Ministers wird sie vollends zur Evidenz erheben.

Richard Cobden ist der Sohn eines Pächters auf den Besitzungen des Herzogs von Richmond, der im Parlament stets einer der eifrigsten Vertheidiger der Kornzölle war. Unter den Einflüssen dieser Umgebung wuchs der junge Cobden heran und mit ihm reifte die Ueberzeugung, daß die Bevölkerung der Ackerbaubezirke Englands weit nachstehe der Bevölkerung der Fabrikgegenden, eine Ansicht, die später Epoche machen sollte und auf das Heftigste im Parlamente und in der Presse bekämpft wurde.

Cobden ist seiner Beschäftigung nach ein Calicodrucker, was auch bekanntlich der Großvater Peels gewesen, von dem Boines in seiner History of the Cotton-Manufacture erzählt, daß er die ersten Versuche mit dem Kattundruck heimlich bei verschlossenen Thüren anstellte und da er keine eisernen Mangeln besaß, die Waare von seiner Tochter mit dem Bügeleisen plätten ließ. Es ist jedenfalls charakteristisch für die neueste Staatsentwicklung in England, daß die wichtigste Maßregel, welche die innere Politik Großbritanniens in den zwei letzten Jahrzehnten aufzuweisen hat, von den Männern der Baumwollenindustrie durchgesetzt worden sind.

Die Glanzperiode in Cobden's öffentlicher Laufbahn beginnt mit der Stiftung des Vereins gegen die Korngesetze, die am 24. September 1838 stattfand und wobei Cobden mit sechs andern Männern an der Spitze stand.

Die Ligue ward fortan das Element, in dem sich Cobden fortan ausschließlich bewegte und das die ganze Thätigkeit seiner rastlosen Seele in Anspruch nahm. Sein Eintritt in das Parlament im Jahre 1841 selbst war nur eine Fortsetzung seiner liguistischen Bestrebungen, die er sich mit seiner Person identificirte und seine Reden in Westminsterhall waren nur das Echo jener Feuerworte, wodurch er früher die öffentliche Meinung in Manchester, Birmingham, Liverpool, Leeds u. s. w. überzeugt und gewonnen hatte. Hatte Cobden in jenen Volksversammlungen eine kühne und rücksichtslose Sprache geführt, die selbst mitunter ein revolutionäres Colorit nicht verschmähte, so befleißigte sich dagegen das Parlamentsmitglied eines angemessenen Ausdrucks und einer würdigen Beweisführung und wachte über seinen Ehrgeiz, um sich nicht zu schnell als Redner abzunutzen. Nur selten ergriff Cobden das Wort und immer nur dann, wenn die Sache des Freihandels nnd der Korngesetze zur Verhandlung kam, dann aber auch immer mit Entschiedenheit und Wärme und im Vorgefühl eines nahen Sieges. Seine Stellung als Leiter der Ligue, die moralische Kraft, die er daraus schöpfte, verlieh seinen Worten eine siegende Gewalt und die unnachgiebige Beharrlichkeit seiner Forderung mußte das festeste Vertrauen seiner Gegner erschüttern. Die Aristokratie des Grundbesitzes erkannte in dem Führer der Antikornlea-Agitation bald ihren gefährlichsten Gegner, der als die Session von 1841 geschlossen ward, ohne daß Peel in der Sache den erwarteten Schritt gethan, durch zahllose Meetings die Köpfe des Volkes bearbeitete. Nicht nur Aufhebung der Kornzölle, auch Besteuerung des Grundeigenthums waren jetzt das Feld-

geschrei der Ligue, deren Theilnehmer täglich anwuchsen und stündlich an Macht und Einfluß gewannen.

Der Aufstand der Chartisten im Jahr 1842 kam Cobden und seinen Zwecken sehr gelegen, denn obschon die Ligue sich von den anarchischen Tendenzen des Chartismus ferne hielt, mußte die Regierung darauf bedacht seyn, den Zunder der Unzufriedenheit in legaler Weise zu ersticken, um den Brand nicht weiter greifen zu lassen. Cobden's Gattin gesellte sich der Richtung dieses Parteitreibens bei, indem sie mit noch vielen andern Frauen einen Freihandelsbazar unternahm, dessen Erträgnisse die wachsenden] Kosten der Agitation zur Aufhebung der Kornzölle deckten.

Die Kartoffelfäulniß im Jahre 1845 gab endlich den Ausschlag und was die triftigsten Vernunftgründe und die glänzendste Beredsamkeit nicht vermochten, das gelang der durch räthselhafte Einwirkungen der Natur bewirkten Verderbniß einer Frucht, von der sich grade die untersten Klassen Englands fast ausschließlich ernähren. Die Kartoffeln hatten bisher die Kornzölle gehalten, denn die Wohlfeilheit derselben machte die künstliche Vertheuerung des Brodes minder fühlbar und wer weiß, ob es Herrn Cobden und den Cohorten der Ligue ohne die Kartoffelseuche gelungen wäre, die Abschaffung der Kornzölle, dieses Palladiums des Grundadels, im Oberhause durchzusetzen.

Bei der ersten Kunde von der Kartoffelpest konnte Cobden mit Seherblick am 17. December 1845 im Coventgardentheater verkünden: Noch sechs Monate und unser Bund kann sich nach gewonnenem Sieg seiner Grundsätze wieder ins Volk auflösen, aus dem er hervorgegangen!

Damals lief im Volke selbst das Gerücht um, Cobden solle Minister werden, und wenn auch dieß in entschiedenster Weise in Abrede gestellt ward, so fand es doch die „Times" nothwendig, gegen die Möglichkeit dieses Falls im Vornherein zu protestiren. Wenn die Whigs sich herabließen, hieß es dort, sich der ihnen vom Volke geöffneten Bresche zu bedienen, so müßten sie sich auch herablassen, die Leitung des Volkes anzuerkennen, denn sie seyen ja dann doch nichts mehr, als die Vertreter des Volkswillens. Die Zerwürfnisse würden und könnten nicht aufhören, bis auch der Mann aus dem Volke zum geheimen Rath des Souverains eben so zugelassen werde, wie zu den Berathungen der Gesetzgebung.

Als nun das Toryministerium Peel ans Staatsruder kam, und dieser treffliche Staatsmann die Unabwendbarkeit einer legalen Abschaffung der Getreidezölle einsah, legte die Krone selbst einen darauf bezüglichen Gesetzentwurf vor, welcher jedoch wegen der Klausel, daß die Zölle nur allmälig im Zeitraum von drei Jahren aufgehoben werden sollten, von Cobden, der auf unverweilte und gänzliche Abschaffung des Zolldrucks drang, heftig bekämpft ward. So ging die Maßregel, welche die Korngesetze, diese künstliche Landrente der englischen Gutsbesitzer, auf immer beseitigten, endlich durch und mit 1849 tritt in England völlig zollfreie Korneinfuhr ein.

Das neue Whigministerium nahm Cobden zwar nicht in seinen Schooß auf, wie man wohl vermuthen konnte, aber Lord John Russel eröffnete ihm die Aussicht auf eine Stelle im Kabinet, sobald seine Geschäftsverhältnisse und Gesundheitsumstände dieß erlauben würden.

Durch die siebenjährige Thätigkeit, welche Cobden der Bekämpfung der Korngesetze gewidmet hatte, war der Vermögenszustand des Mannes einigermaßen zerrüttet worden und es ist nur abermals ein Beweis von der Großartigkeit britischer Lebensformen, daß man bei der Kunde dieser Bedrängniß sogleich eine Nationalsubscription eröffnete, um dem Kämpfer des Volkes ein Kapital von 1 Million Gulden zu sichern; 800,000 Gulden sind in der That rasch zusammen geschossen worden.

Wenn man bedenkt, was dazu gehört, ein Bollwerk der englischen Aristokratie, wie dieß die Korngesetze waren, im gesetzlichen Sturm zu erobern und auf friedlichem Wege zu demoliren, so wird man unwillkürlich von Achtung und Bewunderung erfüllt für den Schöpfer einer solchen preiswürdigen Reform und man ist begierig, die Waffen zu kennen, womit die That vollbracht wurde. Diese Waffe nun kann in einem Lande wie England nur das Wort, die Gabe der Rede seyn. Cobden, sagt ein englischer Schriftsteller, Cobden besitzt vielleicht nicht eine jener Eigenschaften, die einen großen Redner bilden, vor dessen Wort die Seele der Hörer sich beugt, aber alle Elemente, die zu einem oratorischen Streiter erforderlich sind. Sein Redefluß ist niemals berauschend und hinreißend, aber stets voll Eindruck und gewinnender Schärfe und vergebens würde man Sentenzen erwarten, die ein Blumenstrauß von Ideen sind, und welche z. B. Lamartine so reichlich zu Gebote stehen. Cobdens Rede haben eine breite Grundlage und viel männliche Energie; mit einer großen Klarheit der Grundsätze verbindet er eine staunenswerthe Behendigkeit im Entgegnen und jene unschätzbare Gabe geschickter Aufreihung und Gruppirung des Thatsächlichen, ohne welche die Verhandlung der wichtigsten Fragen der Nationalökonomie ein unerquickliches Gemengsel von Zahlen und statistischen Angaben ist.

Cobden's Persönlichkeit entspricht dem Charakter seiner Beredsamkeit; schlichte Kraft, unerschütterliches Wollen, Klarheit des Verstandes, Mangel alles Ueberschwenglichen, prosaische Thatkraft, das sind die Eigenschaften, die in den Gesichtszügen, in dem ganzen Wesen des Hauptes der Ligue offen ausgeprägt sind und die man zugleich als den Typus des englischen Volkscharakters überhaupt bezeichnen kann.

W. Sonntagsbl.

---

## Tabletten.

*** Die Vermehrung der Schnellzüge bringt den Handelsverhältnissen in England einen unberechenbaren Vortheil. So z. B. reist ein Liverpooler Kaufmann um 6 Uhr Morgens von Haus ab, und kommt Mittags in London an, um 5½ Uhr Nachmittags ist er wieder auf dem Bahnhofe und um 11 Uhr daheim, nachdem er in London seine Geschäfte besorgt und 156 Lieues in einem Tage zurückgelegt hat. Oder ein Reisender fährt um 6 Uhr Morgens von London ab und ist um 10 Uhr Abends in Edinburg, nachdem er vom Frühstück bis Nachtessen 175 Lieues zurückgelegt hat. Diese Schnellzüge enthalten gewöhnlich nur Wagen erster Klasse, deren Preis noch etwas mehr als jener der ersten Klasse mit den gewöhnlichen Zügen kostet; Postwagen-, Pack- und Pferdetransporte werden mit ihnen nie befördert. Die englische Dienstorganisation beruht überhaupt auf der Menge der Züge, da die Erfahrung gelehrt hat, daß je mehr Gelegenheit zu fahren, desto mehr gefahren wird. Dies englische System eignet sich für niedrige Preise allerdings weniger, dennoch räth die Eisenbahnzeitung den Gesellschaften überall mehr leichtere und schnellere Züge statt der bisherigen langsamen und überladenen anzuordnen.

*** In den drei Monaten vom 13. Juni bis 13. Septbr. sind in Berlin nicht weniger als 133 Pferde geschlachtet und davon 66,926 Pfd. Fleisch verzehrt worden.

*** Unter den vielen, bei Gelegenheit der Illumination am Abende des 22. Septbr. in Karlstadt zur Schau gestell-

ten, recht sinnreich ausgearbeiteten Transparenten zeigte sich an den Fenstern eines Hauses auch der bedeutungsvolle Spruch: „Lange weile in unserer Mitte!" Zum Glück ging der wohlgemeinte Wunsch nicht in Erfüllung; so hatte der hohe Gast, dem er gewidmet war, wenigstens nicht Gelegenheit, den Doppelsinn bewährt zu finden.

## Literatur- und Kunstnotizen.

* Berlin. Die berühmte Sängerin Mad. Viardot-Garcia beginnt mit Neujahr 1848 an der hiesigen königl. Oper ihre mehrmonatlichen Gastrollen und tritt während dieser Zeit auch in Spontinischen Opern auf.

00 Dresden 27. October. Um die Noth der Armen im Erzgebirge und Voigtlande zu lindern, hat man vielerlei Mittel und Wege erwählt: Privatsammlungen, Bälle, Ausstellungen, Verloosungen ꝛc. ꝛc. Auch die Literatur sollte nicht unthätig bleiben. Der bekannte „Dorfbarbier" begann mit dem Verkauf seines „Christbäumchens." Der glückliche Erfolg veranlaßte mich, von Literaten Leipzigs zu gleichem Zwecke ein „Album" herauszugeben. Kaum war dieses erschienen, so forderte eine Dame, Elfriede v. Mühlenfels zur Herausgabe eines "Dresdner Albums" auf und dasselbe ist jetzt nach langem Harren, vollendet. Es trägt seine Bestimmung an der Stirn: „Zur Unterstützung der Nothleidenden im sächs. Erzgebirge, im Voigtlande und in den Nebendörfern der Oberlausitz" und ist Ihrer Majestät der Königin von Sachsen gewidmet. Auf ziemlich 600 Octavseiten findet man hier von Königen und Herzogen, von hohen Würdenträgern und nichtbeamteten Literaten, von Theologen und Diplomaten, Dichtern und Philosophen, Historikern und Juristen, von verstorbenen und lebenden, nambaften und unbekannten Schriftstellern und Schriftstellerinnen, von Christen und Israeliten, Aufsätze, Gedichte, Sentenzen, Gebete, Originalproducte und Uebersetzungen theils in deutscher, theils in arabischer, lateinischer und griechischer Sprache zusammengestellt, und darf sonach wenigstens nicht über Mangel an Mannichfaltigkeit klagen.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Darmstadt, 1. November.**

Beneiden oder beklagen Sie uns: Darmstadt gleicht seinem großen Woog, einem ruhigen Wasser, das von keinem Sturme erschüttert wird. Wir sind so arm an Begebenheiten, daß man seine Zuflucht aus dem ernsten Leben zur heitern Kunst nehmen muß, um nur einigermaßen etwas zu berichten, was seine Leser findet. Diejenige Kunst, welche die öffentliche Theilnahme am meisten in Anspruch nimmt, ist die dramatische, vorzugsweise die Oper; das Schauspiel tritt immer mehr in den Hintergrund, die Schauspielkunst verflacht; große Mimen der Gegenwart sind so selten als große dramatische Dichter. Die Oper hingegen steht in großem Pompe da und es fehlt nicht an neueren Werken noch an Darstellern, die auf den Namen Kunstwerk und Künstler Anspruch machen können. Auch gestern war eins dieser musikalischen Kunstwerke: „Figaro's Hochzeit" angesetzt, konnte aber wegen plötzlicher Erkrankung der Darstellerin des Pagen nicht gegeben werden, statt dessen wurde „Norma" aufgeführt. An die Stelle der heiteren Tonschöpfung trat eine tragische, doch konnte ein Mozart'sches Werk nicht würdiger ersetzt werden, als durch diese Norma von Bellini. Ich kenne nur wenig große Opern der neueren Zeit, die ihr Jahrhundert überdauern und zu diesen wenigen gehört „Norma". An dieser Oper ist alles groß, große musikalische Gedanken, meisterhafte Instrumentirung, aber nicht ein hohler Lärm, wie in den meisten neuen italienischen Opern, nein, ein gediegener Harmonienfluß von der großartigsten Wirkung; imposanter Gesang in den Einzelnparthien wie in den Chören und zuletzt eine große ächt tragische Handlung; das Ganze ein Tongebäude gleich einem Marmortempel der antiken Römerwelt. Die letzte Norma war vor Jahresfrist die Lind, seitdem wurde sie nicht wieder gegeben. Aber trotz dem, daß sie erst Mittags um 11 Uhr zur Aufführung bestimmt wurde und keine Probe mehr gehalten werden konnte, wurde sie doch am Abend mit aller möglichen Präcision gegeben. Die hiesige Darstellerin der Norma nimmt noch immer einen hohen Rang hinsichtlich des Gesangs ein; im Spiel könnte die Leidenschaft etwas gemäßigter und weiblich edler gehalten seyn. Adalgisa sang mit großer Anmuth und gewährte durch ihre persönliche Erscheinung ein Bild der zartesten Jungfräulichkeit. Neu besetzt war die Rolle des Sever, der Darsteller gab sie zur vollkommnen Zufriedenheit und wurde mit verdientem Beifall belohnt. Ariovist war eine ächte Priestererscheinung, gewaltig in der Kraft und Tiefe des Gesangs. Die Chöre gingen prâcis und klangvoll. Man lobt gerne, was zu loben ist; unsere heutigen Künstler wollen aber auch gelobt seyn, wenn sie es verdienen. Mein letzter Kunstbericht über die Oper „Hernani" war für einige sehr verletzend, hatte aber doch das Gute, daß die Oper bei ihrer ersten Wiederholung besser und mit Vermeidung der gerügten Fehler gegeben wurde. Kein Lob, selbst das unverdienteste macht die Bühnenkünstler schamroth, aber über jeden Tadel, wenn auch noch so gerecht, gerathen sie außer sich. Man kümmert sich aber nicht darum: was auf den Namen Kunst und Künstler Anspruch macht, sey es auch, oder lasse sich gefallen, sich auf dasjenige aufmerksam gemacht zu sehen, was nicht als künstlerisch bezeichnet werden kann.

Das öffentliche Leben wurde heute durch eine große militärische Leichenfeier in Bewegung gesetzt. Der am 13. September auf seinen Gütern in Gersfeld verstorbene und nach seinem letzten Lebenswunsche in der Gruft seiner Ahnen daselbst beigesetzte Großherzoglich Hessische Generallieutenant von Ebersberg, genannt von Weyhers, wurde einer frühern testamentlichen Verfügung zu Folge hierher gebracht und mit allen seinem Range gebührenden militärischen Ehrenbezeugungen zur Erde bestattet. Er ruht nun an der Seite einer früher verstorbenen geliebten Schwester, deren Namen er durch eine milde Stiftung für verwaiste Officierstöchter der dankbarsten Erinnerung aufbewahrt hat.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 3. November. Der Weltumsegler wider Willen, abenteuerliche Posse in 4 Bildern, von Räder. Musik von Cantal.

Donnerstag, den 4. November. Christophe und Renata, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 2 Abtheilungen, aus dem Französischen von C. Blum. — Hierauf: Zweite Vorstellung von Madame Finart-Trabattoni und Herrn Finart, erste Tänzer des königl. Theaters zu Madrid. — Zum Schluß: (Zum ersten Male wiederholt) Fräulein Gattin, Lustspiel in 1 Akt, nach Lefranc, von W. Friedrich.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 305.** Freitag, den 5. November **1847.**


## * Die Falschmünzer.

Eines Abends hatte sich Foskolo, der unerschrockene Wildschütz, ein großer und kräftiger Mann von ungefähr dreißig Jahren, bei der Verfolgung eines Wildes auf einer Gebirgskette nahe am Vesuv verirrt.

Da ihn die Nacht überraschte und er sich in einer ihm ganz unbekannten Gegend befand, so hatte er den Morgen abzuwarten beschlossen, um seine Rückkehr anzutreten. Schon hatte er einiges Laub unter einem Felsenvorsprung zusammengesucht, um sich ein Nachtlager, so gut als es sich in seiner Lage thun ließ, zu bereiten, als er einige hundert Schritte von sich entfernt, plötzlich ein Licht schimmern sah. In der Hoffnung ein besseres Nachtlager zu finden, näherte er sich behutsam dem Lichte und befand sich endlich vor einer alten brettернen Hütte, welche an einer Felsenwand angebaut war.

„Gott beschütze mich," sagte er zu sich selbst, nachdem er durch die Ritze der schlecht zusammengefügten Bretterwand gesehen hatte. „Ich glaube, hier ist die Höhle des Lucifers." In einem Winkel der Hütte flackerte eine Holzfackel, deren röthlicher Schein einen Mönch in einer weißen Kutte beleuchtete. Er war ganz bleich und in seinem weißen Gewande schien er bei dem flackernden Lichte, welches nur die eine Hälfte seiner Gestalt beleuchtete, ein aus dem Grabe erstandenes Gespenst.

Bald jedoch wurde Foskolo überzeugt, daß der Mönch kein Geist sey, denn nachdem dieser einige alte Möbel, welche sich in der Hütte befanden, auf die Seite geschoben hatte, zog er aus einer Ecke mit großer Anstrengung einen schweren Koffer hervor. Man denke sich die Ueberraschung Foskolo's, als er den Koffer, welchen jener öffnete, mit lauter Goldstangen angefüllt sah. Bei dem Anblick so vieler Schätze und Reichthümer entstand in dem Wildschütz unwillkürlich die Lust, sich ihrer zu bemächtigen, und schon hatte er krampfhaft seine Büchse angelegt, um den Mönch in die andere Welt zu schicken, als dieser eine Fallthür öffnete und schnell mit seiner kostbaren Bürde verschwand.

„Ich will diese geheimnißvolle Person näher kennen lernen," sagte Foskolo, welcher sich, nachdem er mit geringer Mühe einige schlechtbefestigte Bretter bei Seite geschoben hatte, schnell im Innern der Hütte befand; er schlich dann auf den Zehen vorwärts und entdeckte bald die Fallthüre, durch welche der Mönch verschwunden war; er öffnete sie und gelangte vermittelst einer langen schmalen Treppe, welche in einen Felsen eingehauen war, in einen unterirdischen niedrigen Gang, in dem er nicht einmal aufrecht stehen konnte; und nur durch den Schein des Lichtes, welches der vorausschreitende Mönch trug, war es Foskolo möglich, sich einigermaßen zurecht zu finden. Da der Mönch öfters ausruhte und seine schwere Last auf den Boden setzte, um wieder frische Kräfte zu sammeln, so mußte Foskolo gleichfalls stehen bleiben, um dem Mönche nicht zu nahe zu kommen. Nachdem so der Wildschütz ungefähr eine halbe Stunde lang fortgegangen war, glaubte er in einiger Entfernung ein dumpfes Geräusch und Stimmen zu vernehmen, was ihn vermuthen ließ, daß diese unterirdische Gegend nicht unbewohnt sey. Indem er sich noch mit diesem Gedanken beschäftigte, schien er an das Ende seiner Wanderung gekommen zu seyn, denn da, wo jetzt der Weg eine Wendung nahm, befand sich Foskolo vor einer großen, hellerleuchteten Werkstätte, in welcher mehr als 80 Personen in der größten Ordnung arbeiteten und Haufen Goldes und Silber zu erblicken waren.

Für Foskolo war es unmöglich, unbemerkt sich zurückzuziehen, er zauderte daher auch nicht lange und ging beherzt vorwärts; als er sich den Arbeitern genähert hatte, riefen diese ihm zu, indem sie drohend ihre Werkzeuge gegen ihn erhoben: „Wer bist Du? wer hat Dich in unsere Mitte geführt?"

„Meine Neugierde", antwortete Foskolo mit Kaltblütigkeit. Hierauf führten die Arbeiter den Wildschützen zu ihrem Meister, welcher sich Mariano nannte. Dieser schien sich die Erscheinung Foskolo's eben so wenig als seine Gefährten erklären zu können. Nachdem er den Fremden genau und aufmerksam betrachtet hatte, redete er ihn folgendermaßen an:

„Sie glauben wahrscheinlich, mein Herr, daß wir eine Bande Uebelthäter seyen, deren einzige Beschäftigung wäre, falsches Geld zu machen, um unsere Begierden zu befriedigen und unsern Lüsten und Leidenschaften zu fröhnen? Nein, mein Herr! wir haben uns vereinigt, um für das Wohl unserer Mitmenschen zu arbeiten; obgleich unser Unternehmen an sich strafbar scheint, so glauben wir es dennoch weniger zu seyn, da wir nur aus reiner Nächstenliebe so handeln."

In diesen wenigen, ohne Großthuerei und mit vieler Einfachheit ausgesprochenen Worten, lag etwas, was Foskolo wie eine Wahrheit ergriff und leicht gelang es dem Meister, ihn zum Bleiben und zur Theilnahme an dem gefährlichen Geschäft zu bewegen.

Der Meister der großen Falschermünze hatte ein wunderschönes Töchterlein mit Namen Emilie, in welches sich unser Foskolo schon nach wenigen Wochen so sterblich verliebte, daß ihn bald keine Reue mehr anwandelte, ein Theilnehmer dieser verbrecherischen Unternehmung geworden zu seyn.

In kurzer Zeit hatte er den Geschäftsgang kennen gelernt und in einem halben Jahre war er in alle Geheimnisse der gefährlichen Kunst Mariano's eingeweiht.

Matteo, der falsche Mönch, war allein mit der Beförderung und Versendung des falschen Geldes beauftragt. Seine elende Hütte diente zum Aufenthalt und zur Zusammenkunft der Unterhändler, welche die Werkstätte Mariano's mit den nothwendigen Werkzeugen und Materialien versahen, und zugleich den Austausch des falschen Geldes in den vereinigten Staaten gegen italienische Staatspapiere besorgten. Dieses gewagte Unternehmen war in den fünfzehn Jahren, seit welcher Zeit Mariano es betrieb, kein einziges Mal mißlungen, sondern immer mit dem besten Erfolg gekrönt gewesen.

(Schluß folgt).

---

## * Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

### **Don Juan,** von Mozart.

Am Sonntag ist in unserm Stadttheater Mozart's „Don Juan" zur Aufführung gekommen. Diese Vorstellung dießmal nicht unbesprochen zu lassen, liegen mannigfache Veranlassungen vor. Zunächst muß beklagt und gerügt werden, daß unsre herrlichste Oper auf den deutschen Theatern immer noch in jenem nichtsnutzigen Komödiantenstyl aufgeführt zu werden pflegt, der sich aus Sinn und Sitte eines früheren Jahrzehnts bis auf die Gegenwart vererbt hat. In unsern Tagen sollte man endlich davon abgekommen seyn, die vollendet schönen Formen einer plastischen Musik durch die bunten Fetzen einer Hanswurstjacke zu verunstalten; den obligaten Gerichtsdiener mit seinen abgestandenen Witzen sollte man endlich in Ruhestand versetzen: oder ist man noch nicht zu der Einsicht gelangt, daß über dieses unnütze Möbel die Don Juan-Tragödie in ihrem ernsten, gemessenen Schritt zu — stolpern kläglich verurtheilt ist. Und um einen wie theuern Preis ein Feuerregen und höllischer Schwefeldampf hingenommen werden muß, das weiß jeder, der einmal so glücklich gewesen, das zweite Finale des „Don Juan" zu hören. Wir könnten noch andre grobe Schnitzer in dem besagten Komödiantenstyl namhaft machen: wir könnten fragen, mit welchem Recht, oder besser in welcher Verblendung „Don Juan" von vielen Darstellern als komische Oper, ja als leichtfertige Posse aufgefaßt und behandelt wird; — „Don Juan" ist ja doch eine Tragödie! — wir könnten die Sänger und Sängerinnen auffordern, sich zum Verständniß ihrer durchweg tief gegriffenen Rollen bei E. T. A. Hoffmann Raths zu erholen, denn er hat in seinen „Phantasiestücken" über „Don Juan" und die Charaktere dieser Oper Worte gesagt, die nicht verloren seyn sollten. Doch sparen wir heute Zeit und Raum; vielleicht, daß wir später einmal Gelegenheit finden, in diesen Blättern ein Ausführlicheres darüber zu sagen, wie „Don Juan" dargestellt wird und wie er dargestellt werden sollte. — Den Besuchern unsers Stadttheaters ist der Wunsch, diese Oper in ihrer ursprünglichen Gestalt, namentlich auch mit den Recitativen aufgeführt und überhaupt Textbuch und Musik unverfälscht und nicht verstümmelt zu sehen, um so näher gelegt, je unverkennbarer die Direction in neuerer Zeit bemüht ist, ihre Vorstellungen nach allen Seiten hin zu einem möglichst vollendeten Kunstgenuß zu erheben. Wo „Oberon" und „Undine" mit so verschwenderischer Pracht ausgestattet werden, wie hier, wird man auch die beste deutsche Oper zu Recht und Ehren kommen lassen müssen. — Daß es unserer Bühne zu einer befriedigenden Darstellung des „Don Juan" an den musikalischen Kräften nicht gebricht, davon konnte man sich gestern wieder überzeugen. Fräul. Brandt (Donna Anna) und Fräul. Oswald (Elvira) sind tüchtige Kräfte unserer Oper, denen der Beifall immer in reichem Maß zu Theil wird. Wir können heute, im Raum beengt, nichts weiter sagen, behalten uns aber ein Mehr vor und wollen namentlich einmal auf jene kritische Würdigung zurückkommen, welche Fräulein Oswald gelegentlich ihres Gastspiels in Berlin in dortigen Blättern gefunden hat. Als „Zerline" wurde uns gestern eine junge Sängerin vorgeführt, die aus Liebe zur dramatischen Kunst die Bühne betritt. Fräulein Marie Vogel ist Schülerin des Conservatoriums in Leipzig; bereits als solche und dann später hat sie mit immer wachsendem Beifall in den Gewandhausconcerten ihrer Vaterstadt gesungen. Wir sehen somit in Fräul. Vogel eine durch Schule und Uebung bereits ziemlich weit vorgeschrittene Sängerin vor uns. Von sogenannten „Erfolgen kann nach zwei sogenannten theatralischen Versuchen noch nicht die Rede seyn. Es ist vielmehr nur die Frage, ob sich aus den ersten Schritten, welche die junge Sängerin auf der weiten, steilen Bahn der dramatischen Kunst gethan hat, weissagen läßt, daß sie sich zu jenem Ziel der Vollendung emporringen werde, wo dem Verdienst die Kränze des Ruhmes gereicht werden. Heute, nachdem wir Fräulein Vogel als „Pamina" in der „Zauberflöte" und als „Zerline" im „Don Juan" gesehen, nachdem wir die weiche, frische, glockenhelle Stimme gehört, die einer vollendeten Ausbildung für den dramatischen Gesang ebenso werth wie fähig ist, heute beantworten wir jene Frage mit einem ermuthigenden „Glück zu!" Nur auf Eins wollen wir Fräulein Vogel heute noch aufmerksam machen: sie sey gleich und fleißig darauf bedacht, der kunstgerechten Form ihres Gesanges eine Seele einzuhauchen; es soll nicht gesagt seyn, daß wir eine solche bei ihrem zweimaligen Versuch ganz vermißt hätten: sie wurde vielmehr durch ein, wenn auch nur geringes Maß von Befangenheit niedergehalten. Lebensfrage alles dramatischen Gesanges ist es aber, daß eben die Seele sich unbeengt herausentwickeln und zu vollem Leben und Wirksamkeit gelange. — Herr André gab den Don Juan. Trotz dem, daß es hundertmal gesagt und aller Welt bekannt ist, wie diese Rolle einen Meister ebenso der Darstellung wie des Gesanges erfordert, müssen wir dieß hier wiederholen, damit man gegen die Leistung des Herrn André nicht ungerecht werde. Es war gestern zum zweitenmal, daß dieser Sänger den Mantel des spanischen Liebesritters trug, und er hat mindestens auf die Anerkennung den gerechtesten Anspruch, daß er befähigt und bestrebt ist, ein recht tüchtiger Opernsänger zu werden, wenn man ihm durch mehr Beschäftigung die Wege zu einer leichteren und schnelleren Ausbildung anbahnt. Wir müssen dagegen protestiren, daß man nur halbweg Vollendetes von dem „Don Juan" eines Mitglieds unserer Oper verlangt, das kaum einmal im Monat vor die Lampen treten darf, und dann zumeist in Rollen, die ihm wenig Gelegenheit bieten, das ganze Maß seiner Kraft zu erproben; ja wir behaupten, daß der Sänger, seinen Mitteln und seinem Streben zum Trotz, bei solcher Art der Verwendung kaum jener Befangenheit ganz Meister werden kann, welche den Novizen der Bühne vor das Publikum zu begleiten pflegt. Sollte sich Herr André von diesem oder jenem Gänsekiel unbefugter Weise bemäkelt sehen, so darf er an die Billigkeit des Publikums appelliren. Man wird ihm gern zugestehen, daß er in seinem „Don Juan" das Mögliche geleistet hat, und daß man noch viel Löblicheres von ihm zu erwarten hätte, wenn man ihn solche Rollen nicht qua Lückenbüßer singen und spielen lassen wollte. — Wir schließen un-

fern Bericht, dessen Skizzenhaftigkeit man uns heute einmal zu gut halten wolle, mit einem Wort der Anerkennung für den Don Ottavio des Herrn Caspari; wir haben an diesem Sänger die Erfahrung gemacht, daß er, je besser und schöner die Musik, um so schöner und besser singt: gewiß das gründlichste Lob, welches ein Opernsänger erndten kann. Näher zu bezeichnen, was uns an dem „Leporello" des Herrn Conradi tadelhaft erscheinen will, bleibe für ein andermal vorbehalten. Von dem gestrigen „Masetto" aber schweigen wir, da diese Rolle, wie man vernimmt, in andere Hände übergehen soll.

Was man mit dem Namen „Sonntagspublikum" zu belegen pflegt, ist Jedermann bekannt; wir brauchen es hier nicht näher zu erläutern. Doch möchten wir die Frage beantwortet sehen: gehörten jene lauten Klatscher auf der Gallerie oder jene unwirrschen Zischer in dem Parterre vorzugsweise zu dem sogenannten Sonntagspublikum? Einstweilen, bis man uns diese Frage beantwortet hat, müssen wir das Letztere glauben.

Eduard Sattler.

## Tabletten.

⁂ Franz Gräffer erzählt in dem kürzlich erschienenen Buche „Neue Wiener Lokalfresken": Eines Tages kommt Friedrich von Schlegel in Eile und ganz erregt. Es war zur Zeit, da sein Witzwort über Hormayr's Geschichte Wiens: Das Buch ist zwar schon gedruckt, aber noch nicht geschrieben — in Aller Munde lebte. Er legt ein ziemlich dickes Paket Papiere auf den Tisch. Hier, sagte er, haben Sie einen Schatz. Verwerthen Sie ihn sich und mir, so gut Sie können; die Wege werden Ihnen am besten bekannt seyn. Dann nannte er eine, aber ziemlich starke, ja sehr starke Summe, als Mindestpreis. Nun, denke ich, es kommt Alles auf den Gegenstand an, und öffne das Paket. Allerdings war ich überrascht, und sehr. Man hatte in den Zeitungen gelesen, der Frau von Staël Buch De L'Allemagne sei in der ganzen Auflage in Paris vom Polizeiminister Savary ergriffen und vertilgt worden. Napoleon sei wüthend gegen die Verfasserin. Vielleicht weil in dem Buche viel gegen seine Willkür vorkam, unter Andern der Ausruf: Allemands, vous êtes un peuple et vous ... pleurez? ... Vielleicht auch erinnerte er sich, daß sie ihn einst den Robespierre zu Pferde genannt. Kurz, das Paket war das Buch der Staël; das erste Drittel etwa gedruckt in groß Octav; alles Andere handschriftlich. Schlegel hatte es vermuthlich von der Staël selbst durch seinen Bruder erhalten. Und diesen Schatz — sollte man es glauben? Ich brachte ihn nicht an und stellte ihn an Schlegel zurück. 1813 kam das Buch in 3 Bänden in London unverstümmelt zuerst heraus.

⁂ Leipzig, 31. October. Mit dem heute von Dresden kommenden ersten Dampfwagenzuge ist die Unglücks-Nachricht von einer schrecklichen That eingetroffen. Kurz vor Abgang des Zuges aus Dresden kommt ein Mann in die Personenhalle des Leipzig-Dresdner Eisenbahnhofs und feuert einen Pistolenschuß auf ein Mädchen ab, die im Begriff ist, in den Wagen zu steigen. Augenblicklich ward sie getödtet. Der Mörder entfernt sich einige Schritte, lehnt sich, die brennende Cigarre im Munde, wie ein Augenzeuge versichert, kaltblütig an die Wand und tödtet sich mit einem zweiten Pistolenschusse. Wie man vernimmt, hatte der Mörder, ein Handlungsreisender aus Lüttich, das Mädchen aus Berlin entführt. Der Vater und die Mutter der Letztern waren ihnen nach Dresden nachgereist, hatten beide daselbst angetroffen, und waren heute früh eben im Begriffe, mit ihrer Tochter auf der Eisenbahn wieder nach Berlin zurückzureisen, als der Mörder, welcher sie auf den Bahnhof begleitet, seine Unthat verübte. Beide Eltern waren bei der grausenerregenden Scene gegenwärtig.

⁂ Im Monat Juli hat auf der Insel Ceylon eine große Elephantenjagd statt gefunden. Sieben und dreißig dieser Thiere wurden in einen geschlossenen Raum getrieben, der noch obendrein rings mit Feuern umgeben wurde, um sie an der Flucht zu verhindern. In dem Augenblick aber, wo man die wilde und gräßlich brüllende Rotte mit Schlingen fangen wollte, brach dieselbe an einer Stelle, wo ein Platzregen die Feuer ausgelöscht hatte, durch, und sämmtliche 37 Elephanten gewannen glücklich das Weite.

⁂ Ein reicher Engländer, den der Spleen sehr heftig plagte, ging lange Zeit mit dem Plane um, sich auf eine originelle Art das Leben zu nehmen. Er kam nach Paris, wo er eine schöne Wohnung in der Straße Rivoli bezog. Hier miethete er dieser Tage einen Fiakre und ließ sich zu einem Gasthof der Porte Maillat fahren, wo er ein vorzügliches Gabelfrühstück einnahm. Nachdem er die Rechnung bezahlt hatte, kaufte er noch außerdem von dem Gastwirth zwei Servietten, und befahl hierauf dem Kutscher, nach dem Seineufer zwischen Neuilly und Asnieres zu fahren. Hier ließ er den Wagen halten und zog die Vorhänge vor. Drei Stunden vergingen, der Kutscher saß ruhig, seine Pfeife schmauchend, auf dem Bock und berechnete im Geiste den schönen Gewinn, den ihm diese sonderbare Spazierfahrt eintragen würde. Endlich waren fünf Stunden verstrichen. Dem Kutscher kam die Sache allmählig verdächtig vor und er beschloß nachzusehen, was sein geduldiger Passagier drinnen im Wagen thue. Als er jedoch den Schlag öffnete, sprang zu seinem Schrecken der Engländer völlig nackt aus der Kutsche, lief schnell dem Fluß zu und stürzte sich von dem zimlich steilen Ufer ohne weiters in's Wasser. Als der Kutscher ans Ufer kam, sah und hörte er nichts mehr von seinem Passagier. Auf seinen Hülferuf eilten Leute zur Rettung des Engländers herbei, aber schon sahen sie denselben zu ihrem Erstaunen weiter unten langsam dem Ufer entlang ihnen entgegen schreiten, worauf er sich so ruhig, als wenn nichts geschehen sey, in den Wagen zurückbegab, mit den beiden Servietten den nassen Körper abtrocknete, dann mit vieler Umständlichkeit sich ankleidete und dem erstaunten Kutscher befahl, in das Hotel zurückzufahren. Die Frage des Letzteren, was ihn zu dem ebenso gefährlichen als sonderbaren Bade bewogen hätte, beantwortete er bloß mit einem kurzen ächt englischen Fluch. Seit diesem Tage soll der lebensmüde Engländer ein gänzlich veränderter Mensch seyn, und alle, die ihn kennen, versichern, er sei der heiterste und liebenswürdigste Sohn Old Englands.

## Literatur- und Kunstnotizen.

— Berlin. Am 30. October feierte der k. Schauspieler Herr Gern das seltene Fest seiner vierzigjährigen Mitgliedschaft der k. Bühne. Des Königs Majestät hatte dem Künstler zu diesem Anlaß ein Benefiz im k. Opernhause bewilligt.

— Die Freunde und Verehrer Wilhelm von Humboldt's machen wir auf eine soeben im Verlag von Brockhaus zu Leipzig erschienene Schrift in zwei Bände: Briefe von Wilhelm von Humboldt an eine Freundin aufmerksam, die des Interessanten über diesen Lebenso edlen als liebenswürdigen Charakter vieles

enthält, was bis dahin nicht der Öffentlichkeit angehört hat. W. von Humboldt lernte diese Freundin im Jahre 1788 zu Pyrmont kennen und verlebte mit ihr einige glückliche Tage. Die Erinnerungen an diese Stunden blieb in beider Herzen unvergänglich. Später, als Humboldt bereits auf der Höhe des Ruhms stand und zu den ersten Staatsämtern gelangt war, wandte sich die Freundin aus Pyrmont in einer sehr bedrängten Lage an ihn, wodurch die vorliegende Correspondenz eingeleitet wurde, der man einen treuen Blick in die innere Welt zweier wahrhaft großen gleichgestimmten Seelen verdankt.

* **Hamburg**, 28. October. Wir sind im Begriff, die Saison anzutreten. Die reichen Kaufleute wohnen wieder in der Stadt und der Zufluß der Fremden nimmt ab; die Concerte fangen an und statt der Bühnengäste gibt es neue Stücke, größtentheils freilich Uebersetzungen. In dieser Beziehung ist die Thalia-Bühne dem Stadttheater immer voran. Die Concerte haben mit Mendelssohn's „Elias" begonnen; dieses Oratorium wurde uns in zwei verschiedenen Aufführungen gegeben und eine dritte steht im Theater bevor. Es ist sicher ein groses Werk, und viele Stellen sind darin, die mächtig zu Herzen sprechen und die Gemüther kräftig emporheben. Es macht aber keinen Totaleindruck, ebenso wenig wie irgend ein modernes Oratorium, es fehlt diesen Tondichtungen die Weise und aus den Kirchen sind sie in die Conzertsäle verwiesen. Doch ist Mendelssohn gros in seinen Compositionen; was im Vergleich zu frühern Werken an seinen Oratorien vermißt wird, das liegt eben in der Zeit und ihren Richtungen. Die Theilnahme unseres Publikums war lobenswerth, namentlich bei der ersten, unter dem Musikdirektor Krebs stattfindenden Aufführung war der große Saal der Tonhalle gedrängt voll. Andere Concerte sind bisher nur angekündigt. Ueberdieß rivalisiren hier Gungl und Strauß, ersterer in der Tonhalle zu 8 Schilling Entrée und letzterer im Thalia-Theater bei aufgehobenem Abonnement. Ich glaube, daß sich Hamburg seit zwei Jahren für diese Art Musik herangebildet hat; im Elbpavillon, in der Alsterhalle, in der Tonhalle namentlich finden fast täglich solche Conzerte statt. S.

---

## Hymne auf Pius. IX. *)

Su, fratelli, letizia si canti etc.

Lobsingt und jubelt allzumal
Die Pius' großem Geist verbündet,
Der sich am heil'gen Gottesstrahl!
Zu segenvoller That entzündet!
Horcht: Friede, Friede allerwärts!
So tönt es freudig in die Runde —
Und Freude zuckt durch jedes Herz
Und wiederhallt aus jedem Munde!

Gesegnet sey der Liebe Blick
Der neu zur Bahn des Heils uns wandte!
Ruhm! Ruhm sey Ihm und dem Geschick,
Das ihn besel'gend zu uns sandte!

Glück streut er aus auf seinem Lauf
Und einer großen Zukunft Samen
Wir aber schauen zu ihm auf
Und preisen seinen heil'gen Namen!

Und folgen freudig seiner Spur —
Im Mund des Volkes wie im Liede
Rings Eine Stimme hört man nur:
Gerechtigkeit, Pflicht, Liebe, Friede!
Zum Vater kehrt das Kind zurück,
Verwaist in Kerker und Bedrängniß —
Ihm lacht aufs neu der Freiheit Glück,
Zersprengt sind Ketten und Gefängniß!

„Kommt, Ihr Gefang'nen; Ihr seyd frei!"
— So scholl das Wort im Römerlande, —
Die Nacht der Trübsal ist vorbei,
Zerbrochen sind des Kerkers Bande! —
Streckt, Mädchen, froh die Hände aus
Den lang Verlornen zu umarmen!
Denn der Geliebte kehrt nach Haus
An eurem Busen zu erwarmen!

Ein Tag ging auf, ein schöner Tag,
Dem Römervolk zum Heil erkoren,
Der klar macht, was verborgen lag,
Und wiederbrachte, was verloren!
Und jedes Herz schlägt freudevoll,
Vorbei, geendet ist das Trauern,
Seit jener heil'ge Ruf erscholl:
Der Freiheit Ruf aus Roma's Mauern!

Zum Himmel drang des Unglücks Flehn
Daß unsrer Noth ein Ende werde —
Gott hat uns gnädig angeseh'n
Und sandte Pius auf die Erde!
Er kleidet' ihn in Lichtgewand,
In einen Abglanz Seiner Klarheit —
Statthalter Christi ward im Land
Der Papst im Geist und in der Wahrheit!

Das Gute läßt er fromm bestehn,
Doch alles Schlechte trifft Zerstörung —
Zum Himmel drang des Volkes Fleh'n
Und dem Gebete ward Erhörung...
Und freudig jubeln's Alle nach,
— Kein Herz, das kalt und fühllos bliebe: —
Der Tag ging auf — der schöne Tag,
Der Tag des Friedens und der Liebe!

*) In allen Kneipen, auf allen Straßen, im Palazzo, wie in der Hütte des Bauern wird die zu Ehren Pius IX gedichtete Hymne gesungen, sogar auf Tüchern und Vorhängen findet man sie abgedruckt; in dieser Nachbildung ist jedoch nicht das Versmaß des Originals eingehalten, welches ein hüpfendes ist wie in einigen Chorliedern Manzoni's.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 4. November. **Christophe und Renata**, oder: **Die Verwaisten**, Schauspiel in 2 Abtheilungen, aus dem Französischen von C. Blum. — Hierauf: Zweite Vorstellung von Madame **Finart-Trabattoni** und Herrn **Finart**, erste Tänzer des königl. Theaters zu Madrid. — Zum Schluß: (Zum ersten Male wiederholt) **Fräulein Gattin**, Lustspiel in 1 Akt, nach Lefranc, von W. Friedrich.

Samstag, den 6. November. **Fidelio**, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Beethoven. Fidelio: Frau Schmidigen, vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden.

---

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 306. Samstag, den 6. November 1847.

## * Die Falschmünzer.

(Schluß.)

Um Foskolo, der ein sehr tüchtiger und fleißiger Arbeiter geworden war, seine Erkenntlichkeit zu beweisen, hatte Mariano ihm die Hand seiner Tochter versprochen. Jener glaubte sich bereits am Ziele seiner heißesten Wünsche und verdoppelte seinen Eifer bei seinen harten und anstrengenden Arbeiten. Bald jedoch sollte er enttäuscht werden. Eines Tages suchte Mariano, der viel ernster als gewöhnlich zu seyn schien, Foskolo auf und sagte zu ihm: „Lieber Freund, ich muß mein Euch gegebenes Wort zurücknehmen. Meine Tochter liebt Albert, meinen ersten Werkführer und in acht Tagen werden sie Hochzeit machen.“

Mehrere Tage nach dieser Unterredung erschien Foskolo nicht in der Werkstätte. Nachdem er lange über die Art und Weise seiner Rache nachgesonnen hatte, glaubte er endlich das Mittel gefunden zu haben, wie er am besten die ihm zugefügte Beleidigung Mariano's und seiner Tochter vergelten könne.

— Drei Monate nach der Hochzeit war Albert plötzlich verschwunden. Alle Nachforschungen nach ihm waren vergebens. Foskolo war unter denen, welche ihn allenthalben suchten, der Eifrigste. Aber nachdem man vierzehn Tage lang auf's Sorgfältigste alle unterirdischen Gänge und Gewölbe der großen Höhle durchforscht hatte, gab man die Hoffnung auf, ihn je wieder zu finden.

Einige Zeit nachher fand Emilie eines Abends auf ihrem Tisch ein Billet folgenden Inhalts:

„Morgen Mittag um 12 Uhr erwartet man Sie in „der Gallerie Nr. 8, um Ihnen ein Geheimniß mitzu„theilen; seyen Sie verschwiegen.“

Nach kurzem Bedenken entschloß sich die Tochter des Falschmünzers, der geheimnißvollen Einladung Folge zu geben. Sie nahm einen Dolch zu sich und sah mit Ungeduld dem Mittag entgegen.

Es war die Zeit, wo die Arbeiter zu ruhen pflegten; als es zwölfe schlug, schlich sich Emilie behutsam in die bezeichnete Gallerie, welche ziemlich weit von der Werkstätte entfernt war. Dort angelangt bemerkte sie Foskolo mit einer Blendlaterne.

„Ich habe mich getäuscht,“ sagte sie leise, fügte aber laut hinzu, „hier bin ich, Foskolo, was wollen Sie von mir, und was haben sie mir mitzutheilen?“ Sie ergriff dabei entschlossen ihren im Gewand verborgenen Dolch.

„Ach, Sie sind es, schöne junge Frau! Warum hat man Sie, welche mir versprochen war, einem Andern gegeben?“

Es lag in diesen Worten eine so unheilvolle Drohung, daß Emilie einige Schritte zurücktrat, aber dennoch entschlossen antwortete:

„Weil ich Sie nicht geliebt habe, und noch immer hasse.“

„Wohlan, so will ich Dir eine Neuigkeit mittheilen, die Dich zittern machen soll!“ rief der Wilde mit vor Wuth bebender Stimme. „Du weißt, daß es mir ein Leichtes gewesen wäre, mich Alberts, so lange er noch Dein Bräutigam war, zu entledigen; aber ich zog vor, meine Rache aufzuschieben, bis er Dein Gatte geworden, weil sie euch alle dann nur um so schrecklicher treffen mußte. Ich habe auf die Hostie geschworen, ihn und Dich und alle zu verderben! Mein Ohr ist für jede Bitte taub, ich will, um mich zu rächen, Dir und Deinem Vater alle nur erdenklichen Schmerzen bereiten; und mein einziges Glück wird seyn, wenn ich mir sagen kann, daß ich Euch nichts schuldig geblieben, sondern Euch Eure Verachtung meiner Person reichlich vergolten habe. Aber ich sehe, Du verstehst mich nicht: Wohl, so blicke hieher!“ fuhr er mit fürchterlicher Kälte fort und schob zu gleicher Zeit mit Hülfe eines Hebels einen großen Felsblock nicht ohne gewaltige Anstrengung auf die Seite. Die erschrockene junge Frau erblickte einen halb in Fäulniß übergegangenen Leichnam mit zernagten Armen und Händen.

„Dieß, Emilie,“ rief Foscolo, „ist Dein Albert, welchen ich hier lebendig begraben habe, und ihn den Hungertod habe sterben lassen.“

Sie stieß einen Schrei des Entsetzens aus, schleuderte ihren Dolch nach dem Haupte des Mörders, und sank ohnmächtig nieder.

Mehr als ein Jahr war nach der schrecklichen Scene in der Gallerie verflossen, und die arme junge Frau hatte sich noch immer nicht von dem Eindruck dieser furchtbaren Stunde erholt. Ihr Vater schien nach der Flucht des elenden Foscolo sehr besorgt, derselbe möge ihn und seinen Schlupfwinkel den Gerichten des Landes verrathen. Er hatte deßhalb aus Vorsicht sämmtliche unterirdische Gänge und Gewölbe mit Pulver anfüllen lassen.

Seine Befürchtungen waren nicht ungegründet, denn eines Abends stürzte Matteo athemlos und leichenblaß in die Werkstätte der Falschmünzer und schrie: „Auf Gefährten! Zu den Waffen, wir sind verrathen!“

In einem Augenblick waren sämmtliche Falschmünzer bewaffnet und zum Empfang der königlichen Truppen vorbereitet. Mariano gab eben so geschickt als unerschrocken seine Befehle und vertheilte seine Mannschaft in die verschiedenen Gänge der großen Höhle. Als sich die Soldaten näherten, gab er das Zeichen zum Angriff, und ein fürchterliches Handgemenge begann. Die kleine Anzahl der Falschmünzer vertheidigte sich mit wahrem Löwenmuth gegen die überlegene Macht der königlichen Truppen. Bald

jedoch war Mariano von einer Kugel durchbohrt gefallen und der größte Theil seiner Gefährten hatte bereits den Tod gefunden, als des Falschmünzers kühne Tochter, welche gleichfalls Theil am Gefecht genommen hatte, den Rest ihrer Gefährten zur Fortsetzung des Kampfes, um den Tod ihres Vaters und der gefallenen Genossen zu rächen, antrieb. So entstand ein zweiter Angriff, welcher noch heftiger als der erste war. Mitten unter den königlichen Truppen bemerkte sie den grausamen Mörder Albertis: „Verräther, rief sie ihm zu, „Deine letzte Stunde hat geschlagen!" dann ergriff sie eine Fackel und zündete mit Heldenmuth die Pulvermine an.

Eine fürchterliche Erschütterung hallte in den unterirdischen Gewölben wider, die Höhle stürzte donnernd zusammen, und wurde gänzlich verschüttet. — Nur ein Einziger entkam dieser schrecklichen Katastrophe; es war der Mönch Matteo.

---

## Ein von Leibnitz im Namen der Hunde verfaßter Protest

gegen den in der Hofküche zu Hannover erlassenen Befehl, die Knochen des Fleisches zu verkaufen, muthmaßlich aus den Jahren 1680—1690. *)

---

Requête des chiens, présentée au Sr. — agent général de la cuisinerie de France, et sécrétaire d'état de ce corps pour les affaires étrangères, présentement se trouvant à la cour d'Hanovre.

Nous soussignés dogues, chiens de St. Hubert, levriers, limiers, mâtins, chiens de Bologne et autres chiens, grands et petits, prions humblement Votre grandeur, de vouloir entendre et faire entendre nos raisons sur un grief d'importance. Votre grandeur se souviendra sans doute, ayant tant de lecture et de belles connoissances, que le grand Diogène, surnommé le Cynique, ou canin, à cause de l'affectation, qu'il nous portoit, avoit coutume, de dire hautement, qu'il y avoit plus de différence quelquefois de chien à chien, qu'il y en a entre certains hommes et quelques bêtes. Néanmoins, nonobstant cette grande diversité des chiens, qui les fait quasi paraître de différente espèce, tout notre corps se trouve maintenant uni, pour soutenir un de plus beaux droits, que notre nation ait jamais eus, et qu'on lui veut ravir à présent par une entreprise de très dangereuse conséquence. Car nous avons appris, par nos correspondents, qu'un certain quidam — prétend, de vendre les os moux et propres à être mangés par les hommes, sans que la chair en soit gâtée en aucune façon, et que même le dit quidam veut envoyer ses pots de cuisine et tout son appareil à la cour d'Hanovre, pour en faire l'essai: à quoi que nous avons jugé nécessaire, de nous opposer de bonne heure. Car quoique nous ayons de la peine, d'y ajouter foi, et que nous tenions tout ceci pour de belles rêveries: néanmoins quelque démon, ennemi du genre canin, aussi bien que du genre humain, voulant troubler la bonne intelligence, qui a été de tout temps entre les chiens et les hommes, pourroit avoir inspiré ce secret à cet homme, comme un autre démon a, sans doute, inspiré à un moine le secret de la poudre à canon. Il n'y a pas lieu, de s'imaginer, qu'on puisse revoquer en doute le droit, que nous avons sur les os, denués de chair, qui nous ont appartenu de temps immémorial, sans qu'aucun homme, ni bête, ait entrepris, de nous troubler dans notre possession. Homère et les plus anciens auteurs, en ont parlé en termes exprès, et l'écriture, lorsqu'elle a dit: qu'il ne falloit pas ôter le pain aux enfans, pour le donner aux chiens, n'en a pas dit autant des os, qu'on savoit bien nous appartenir depuis le déluge, c'est à dire, depuis que les hommes ont commencé de manger de la chair des animaux. Et quoique nous ayons cédé la moëlle aux hommes, pour l'amour de la paix, ce n'a été, que pour nous conserver mieux notre droit sur les os mêmes, qui a été d'autant plus affermi par cette composition. Bon Dieu, que la convoitise des hommes va bien loin, qui, ne se contentant pas, de manger quelquefois tout, ce qu'ils ont, n'ont pas honte, de vouloir nous ravir notre portion! Mais cette gourmandise pourroit être punie par les Dieux tutélaires de notre espèce, et le grand Sirius, ou chien céleste, qui a mérité place parmi les astres, plaidera, sans doute, notre cause devant Jupiter. Les hommes refusent de nous faire droit, mais Sirius lui même nous pourra venger de l'injustice des hommes, redoublant les chaleurs des jours caniculaires, dont il est le maître, comme Vous savez par la grande connoissance, que Vous avez de l'astronomie. Outre que cette nouvelle mangeaille pourra faire de méchans effects parmi les hommes, et les rendre tous cyniques, vu qu'ils sont déjà assez inclins aujourd'hui à l'impudence, nous laissons juger mûrement à Votre prudence, s'il sera toujours sauf et avantageux aux hommes, de rompre tellement avec les chiens. Vous savez, vous qui avez tant lu l'histoire, qu'un certain Roi, chassé de son pays, y fu ramené par l'escorte de deux cent chiens, qui défirent les rebelles, que des chiens ont sauvé la vie à leurs maitres, et que d'autres ont vengé leur mort. Enfin, il y a encore aujourd'hui des villes gardées par les chiens, qui seront dorénavant abandonnées, avec beaucoup d'autres, si on nous ôte la meilleure partie de notre salaire. Les chiens de chasse n'attacqueront point et ne suivront plus aucune bête, les autres chiens abandonneront les maisons aux larrons, et les brebis aux loups, et nous, petit chiens de Bologne, nous abandonnerons nos maîtresses aux amants, qui les poursuivent, et nous n'abboyerons plus, quelque chose qu'ils puissent entreprendre. Enfin, il y aura bien du desordre dans les cuisines, et Vous autres Messieurs les cuisiniers, Vous serez souvent en peine de quelque eclanche*) de mouton, et, nous refusant les os, nous les prendrons avec la viande. C'est pourquoi il appartient surtout à Vous autres, d'y pourvoir aussi bien, qu'aux écuyers tranchans, dont l'art sera désormais inutile, si l'on peut couper la viande nonobstant les os, comme à travers du beurre.

A ces causes Votre grandeur est suppliée, de faire délibérer mûrement, dans Votre assemblée générale, sur une affaire de cette importance, et de faire envoyer bien loin, ce novateur, avec tout son appareil, et lui défendre l'entrée dans toutes les cuisines. Et pour

---

*) Authentisch. Aus Herrn v. Malortie's so eben erschienenem, interessanten Werke: der Hannoversche Hof unter dem Kurfürsten Ernst August. — Wir haben in dem Leibnitz'schen Aufsatze nur die Orthographie der neueren Zeit angepaßt und einige Fehler berichtigt.

*) c. à. d. gigot.

Vous, Monsieur, en Votre particulier, Vous aurez la bonté, d'empêcher, qu'il ne s'aille point fourer dans celles d'Hanovre.

Nous sommes, avec tout le respect, dont les chiens sont capables, de Votre grandeur les très humbles chiens couchans

pour les chiens de chasse Lelaps. pour les mâtins Mopse.
pour les chiens de Bologne Amarille.

## Literaturbericht.

**Bilder aus dem Staats- und Familienleben der Thiere. Herausgegeben von A. Diezmann, Leipzig, bei Teubner. S. 464.**

„Setze einen andern, setze deinen Namen hin, und die Fabel ist von dir erzählt!" konnte schon ein Alter ausrufen, und derselbe Gedanke hat auch heute noch seine Gültigkeit, so oft eine gute Fabel uns im Verkehr der Thiere nur das Treiben der Menschen schildert, oder ein gutes Lustspiel ihre Verirrungen im Laufe des gewöhnlichen Lebens zeichnet. Besonders hat in unseren Tagen auf solche Weise Grandville in Paris sich wahrhafte Verdienste erworben. Seine meisterhaften, in Holzschnitt vortrefflich ausgeführten Zeichnungen stellen uns die mannichfachsten Thiere im buntesten Leben dar, oder besser: Im Verkehre mit Menschen, wie sich diese gestalten würden, wenn sie eine Thiermaske vorgenommen hätten; und so sind wir jeden Augenblick genöthigt, an sie zu denken, so oft wir von Thieren lesen, die er uns im Bilde und seinen Dichtungen vorführt. Das größte Werk in solcher Art bildet das oben genannte. Mit vielen hundert kleinen und großen Thiergestalten aller Art, in den wunderlichsten Gruppen ausgeschmückt, beschäftigt es die Fantasie auf die unterhaltendste Weise, und die Erläuterungen zeigen uns jeden Augenblick das öffentliche oder Privatleben, wie es sich in seinem unvollkommenen Zustande täglich offenbart. Eine „allgemeine Thierversammlung," welche den Cyclus hier eröffnet, mußte gleich die beste Gelegenheit bieten, so manche Schwäche aufzudecken, welche der Mensch durch Versammlungen zu beseitigen hofft, und wie in diesem Thierparlamente der Affe, das Chamäleon, die giftige Schlange, der ungestüme Wolf, der listige Fuchs am Ende über die Treuherzigkeit der Schafe, die Taubeneinfalt, die leere Geschwätzigkeit der Elster u. s. w. den Sieg davon tragen, so wird man allegorisch auch an ganz gleichem Gang der Dinge bei so mancher Parlamentsverhandlung des Königs aller Thiere erinnert. Oder will man die Unvollkommenheit auch der besten Staatsverfassung kennen lernen? Wohl, so folge man der Reise, welche ein Berliner Sperling zu dem Zwecke unternimmt, und lerne mit ihm die Regierung der Ameisen, das Königreich der Bienen, die Republik der Wölfe kennen. Die Abenteuer eines Schmetterlings werden noch leichter, so leicht wie die „eines Fuchses in der Falle" zu deuten seyn, in solcher Art aber ein ungemein langer Wechsel für's Auge wie für den Geist geboten werden. Je öfter man in einer nicht von Arbeit besetzten Stunde nach diesen Blättern und Bildern greift, desto mehr wird sich der Stoff zu Vergleichen häufen, und was nicht beim ersten Aufschlagen entgegentrat, sich beim zweiten und dritten Mal entfalten. Besonders empfiehlt sich das Ganze zu einer Familienlecture, zur Unterhaltung im traulichen Circel des Abends, wo Jedes gerne am Beschauen Antheil nehmen mag, und dann im launigen Texte jeden kleinen Zug des Bildes erläutert findet die uns Thiere vorstellen, und uns doch unwillkürlich immer an Menschen erinnern, mit welchem wir oft schon langen Umgang gehabt zu haben glaubten. Daß häufig aus dem Menschenantlitz eine thierische Bildung hervorzutreten scheint, hat uns Niemand besser, als Grandville darzustellen gewußt, und gerade hierdurch fesseln Text und Zeichnung um so mehr, je öfter wir von jenem zu diesem und umgekehrt, zurückkehren.

## Tabletten.

*** Der in Rom am 3. October entdeckte Komet hat im Laufe von acht Tagen mit großer Schnelligkeit einen Bogen von etwa fünfzig Graden zurückgelegt. Vier bis fünf Tage nach seiner Auffindung ist er auch dem unbewaffneten Auge sichtbar geworden, welchem er als eine kleine neblichte Scheibe, durch das Fernrohr betrachtet aber als eine weite, kreisförmige Nebelmasse, mit großer Verdichtung des Lichts im Mittelpunkt und einigen Spuren eines in Gestalt eines Fächers in entgegengesetzter Richtung von der Sonne sich ausdehnenden Schweifs erscheint. Am 11. Abends stand er nahe bei η im Herkules und setzte seinen raschen Lauf gegen den Aequator zu fort. — Derselbe Komet ist übrigens am 11. Oct. also bevor die Nachricht von Rom, wo er am 3. gesehen wurde, nach dem Norden gelangen konnte, auch in Hamburg, und zwar von einer Dame, der Gattin des Directors der Navigationsschule, Herrn Rümker entdeckt worden. Seit der Entdeckung des Kometen vom 17. August 1794 durch Miß Karolina Herschel, welcher die Reihe der acht von ihr zuerst aufgefundenen schloß, der erste Fall einer Kometenentdeckung durch eine Frau. A. Thz.

*** In Aachen hat man einen höchst merkwürdigen Fund gemacht, nämlich die Gebeine Carl's des Großen. Bekanntlich befahl schon Otto III. die kaiserliche Todtengruft im Jahre 1000 zu öffnen und Friedrich Barbarossa ließ die Gebeine, nachdem Papst Pascal III. den Kaiser heilig gesprochen, am 29. December 1165 sammeln und solche in einer besondern Kiste aufbewahren. Später gingen diese Reliquien spurlos verloren, so viele Mühe man sich auch gab, sie wieder aufzufinden. Dieser Tage nun entdeckte man die alte Kiste zufällig in einem an die Sakristei stoßenden geschlossenen Raume, wo sie vielleicht hunderte von Jahren hindurch tief in einem verborgenen Wandschranke gestanden hatte.

*** Ein deutscher Arzt in Warschau empfiehlt bei dem Eintreten der Choleraepidemie vor Allem, die gewöhnlich bei der Cholera einige Tage vorher eintretende Diarrhöe nicht zu vernachlässigen, indem diese gewöhnlich die Krankheit einleite und mit dieser auch die Krankheit beseitigt werden könne. Das erste und beste Mittel sey Fliederthee, bis ein allgemeiner Schweiß entstehe, den man 4 bis 6 Stunden unterhalten müsse, ohne daß der Kranke das Bett verlasse. Bei Neigung zum Erbrechen müsse man ein Brechmittel aus Ipecacuanha, nicht aus Brechweinstein, geben, bei einem Druck in der Herzgrube ein Senfpflaster, bei Schmerzen im Leibe die Auflegung heißer Kräuterkissen in Anwendung bringen. Bei mehr als 300 Fällen dieser Art habe keiner der Erkrankten die eigentliche Cholera bekommen.

*** Handel mit Brieftauben. In Antwerpen treibt man einen Handel mit Brieftauben, welche leichter

und feiner als die englischen seyn sollen; ihre Schnelligkeit soll so groß seyn, daß sie eine englische Meile in einer Minute zurücklegen. Ein Börsenspeculant in Antwerpen unterhält 2000 solcher Tauben. Ein Paar gut abgerichteter Tauben wird mit 35—40 Thalern bezahlt. Die Abrichtung dieser Tauben beginnt im dritten Monat ihres Lebens. Sie ist sehr einfach und besteht darin, daß man sie täglich eine Stunde entfernter in die Luft fliegen läßt. So viel erzählen französische Blätter; wer aber nach dieser kurzen Instruction, der es so ziemlich an Deutlichkeit gebricht, Brieftauben abrichten wollte, würde wohl nicht viel erzwecken.

*** Trauriges Loos des Renommées. Eine der jüngsten Nummern des „Charivari" erzählt das folgende, höchst erbauliche Geschichtchen: „Vor einigen Tagen heirathete ein junger, sehr beliebter Schriftsteller, und hatte als Beistände die Herren Ingres, berühmten Maler, Victor Hugo und Alex. Dumas. Die Unterschrift dieser Zeugen verschaffte dem Ehevertrage ein eigenes Lustre, und die Hochzeit erregte großes Aufsehen. Als das Brautpaar seinen Namen unterzeichnete, wendete sich der mit der Action beschäftigte Municipalbeamte an die Zeugen. Victor Hugo kam zuerst daran. Als dieser seinen Namen sagte, fragte der Beamte: „Wie wird er geschrieben?" Hugo dictirte. — „Was ist Ihre Profession?" — „Schreiben Sie — ohne Profession," erwiederte V. Hugo lächelnd. Dieselben Fragen wurden auch an die Herren Ingres und A. Dumas gestellt. Herr Ingres antwortete ganz einfach, er wäre Maler, was einen sehr lauen Eindruck hervorbrachte; hätte er „Ochsenhändler," „Actionär" u. dgl. gesagt, wäre er dreifach begrüßt worden. Als A. Dumas um seine Profession befragt wurde, antwortete er sehr geistreich, er wäre Rentier, was ihm in der That die höchste Ehrenbezeugung erwarb." — Derlei geschieht im Jahre des Heils 1847 zu Paris, dem Centralpunkte der Bildung und Intelligenz! Was wundert man sich noch, wenn in kleinen deutschen Provinzial-Nestern abgeschmackte Krähwinkeleien vorfallen.

*** Die südaustralischen Kupferminen übertreffen den neuesten Nachrichten zufolge alle bisherigen bekanntlich sehr hoch gespannten Erwartungen.

*** In einer Wiener Zeitung steht folgende Anzeige: Gestern ist meine liebe Frau mit einem jungen Claviervirtuosen niedergekommen. Er wird morgen getauft und übermorgen sein erstes Concert gegeben. Billete sind bei der Hebamme zu haben.

*** Folgende eben so lakonische als treffende Polemik dürfte den Beifall unserer Leser finden. Gottschall und Walesrode (in Königsberg) heißen die beiden Gegner.

Gottschall sagt:

Walesrode
Eine Episode
In der Literatur
Nur!

Dagegen Walesrode:

Gottschall
Ein Wortschwall
In der Poesie
Mehr nie!

Ein Witzbold schlägt Beide:

Nur nie
Die!

---

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt, 5. November.)

* In dem Samstag den 6. November stattfindenden Concert des Instrumental-Musik-Vereins, dem ersten unter Leitung des neuen Directors Franz Messer, werden außer der C dur Sinfonie von Mozart und dem berühmten Bach'schen D dur Concert für drei Klaviere, Soli und Chöre aus „Iphigenie in Tauris" zur Aufführung kommen, eine Nachricht, die den Freunden und Kennern klassischer Musik um so willkommener seyn dürfte, wenn wir hinzufügen, daß ehrenwerthe Mitglieder des „Cäcilienvereins" die Ausführung der Gesangspartien übernommen haben, mithin eine in jeder Beziehung vollendete Kunstleistung zu erwarten steht.

* Zu den gediegensten belletristischen Organen der Gegenwart gehört unstreitig die in Süddeutschland wenig gekannte „Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode." Dieses Blatt, das unter der frühern Redaction an erstaunlicher Hohlheit und Aeußerlichkeit laborirte, erfreut sich unter seinem gegenwärtigen Redacteur August Bachmann eines eben so reichhaltigen als interessanten Inhalts, und bringt durchweg, sowohl im ästhetischen als novellistischen Genre, neue, lebensfrische und gediegene Originalaufsätze. Wir wüßten in der deutschen belletristischen Journalistik der Gegenwart kaum eine Zeitschrift, die wir über die „Wiener Zeitschrift" und wenige, die wir neben sie stellen möchten. Zwar gehören die meisten ihrer Mitarbeiter nicht den Notabilitäten der Literatur an, allein es ist ja auch schon eine geraume Weile her, daß das deutsche Publikum bloß Namen las und darüber die Leistung übersah.

— Hans Schildberger aus München, welcher in der Schlacht bei Nikopolis (1396) in türkische Gefangenschaft gerieth und bis zum Jahre 1407 bei Bajazet, bei Timur und dessen Söhnen als „gefangener Mann, der nicht sein selbs waz", verweilte, hat nach seiner Rückkehr aus der Heidenschaft einen Reisebericht geschrieben, auf den Bayern nicht weniger stolz seyn kann als Venedig auf das Werk seines Marco Polo. Der Schildberger ist im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert mehrmals aufgelegt und häufig gelesen worden. Eine neue mit Erläuterungen aus östlichen Quellen versehene Ausgabe des Reiseberichts erscheint als nothwendig. Hr. Neumann, Professor an der Münchener Universität, hat sich seit längerer Zeit dieser Arbeit unterzogen; sie ist jetzt so weit vorgerückt, daß der erläuterte Schildberger im nächsten Jahre der Oeffentlichkeit übergeben werden kann.

— Eine neue Oper wird nächstens in Leipzig zur Aufführung kommen: „Der Schultheiß von Bern", Text von Schrader, Musik von Conrad.

— In Neuyork soll demnächst von den Herren W. Herrmann und C. Knott eine Reihe deutscher Theatervorstellungen eröffnet werden. Die Gesellschaft hat schon früher in Neuorleans Vorstellungen gegeben.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 7. October. Undine, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzogl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

Montag, den 8. November. (Zum Vortheil des Herrn Grabn) Neu einstudirt: Zu ebener Erde und erster Stock, oder „Die Launen des Glücks", Lokalposse mit Gesang in 3 Abtheilungen, von Nestroy. Musik von Müller.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung**

**Nr. 307.** Sonntag, den 7. November **1847.**


## Die Halsbandgeschichte *).

„Figaro's Hochzeit“ war so eben zum ersten Male auf der Bühne erschienen und die Aufregung, welche dieß auf die Stimmung der ganzen Pariser Bevölkerung so einflußreiche Stück damals hervorgerufen, hatte sich noch nicht gelegt, als ein weit ernsteres Drama außerhalb der Bühne die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Eine Königin von Frankreich, ein hoher Prälat, eine Abenteuerin aus königlichem Geblüte, ein Edelmann von zweifelhafter Abkunft, ein Gendarm und ein geheimnißvoller Fremdling, halb Marktschreier und halb Verschworner — dieß waren die handelnden Personen des Dramas; die Scene spielte in dem Vorhofe des Criminalgerichts und ganz Europa bildete das Publikum. Man erstaune nicht, wenn wir hier auf diese berüchtigte und verhängnißvolle Halsbandgeschichte zurückkommen und etwas näher in das Dunkel einzudringen suchen. Wie vieles hat sie nicht dazu beigetragen, die Herrlichkeit der königlichen Macht zu vernichten und ihren alten Glanz zu verdunkeln! Was hätte der Autorität des royalistischen Princips einen größern Stoß versetzen können, als dieses vor den Augen aller Welt aufgeführte Schauspiel, worin man eine Krone nicht allein in den Staub, sondern selbst in den Schlamm des Gerichts fallen sah? Wenn die Geschichte es unternimmt, Dramen zu dichten, so werden diese gewöhnlich sehr ernst und das Drama, von dem wir sprechen, war in der That ein fürchterliches. Man sah hier einen Fürsten aus dem Hause Rohan, der des Diebstahls angeklagt war, einen Cardinal, mit einer Courtisane confrontirt, einen Großalmosenier von Frankreich durch die Beschuldigung einer entehrenden Mitgenossenschaft niedergebeugt; die Königin von Frankreich, die Tochter Maria Theresia's, spielte darin eine Hauptrolle und war gezwungen, ihre angefochtene Tugend und Ehre einer scandalösen Streitfrage auszusetzen. Der Adel nahm seinerseits Partei. Man stellte die Rohans den Bourbonen gegenüber und die Abkömmlinge der alten Ritterschaft wagten es zuerst, den Ruf ihrer Monarchin anzutasten. Die Minister theilten sich in zwei Parteien. Europa wurde mit Schmähschriften überschwemmt. Endlich wurde das Leben der Großen, ihre Eifersüchteleien, Zwistigkeiten und Intriguen vor den Augen des Volkes enthüllt und die höheren Klassen der Gesellschaft waren der nun noch mehr wachsenden Verachtung der Menge bloßgestellt.

Fassen wir nun noch in's Auge, daß das Parlament hier den entscheidenden Ausspruch zwischen der Gemahlin des Königs und einem Fürsten der Kirche that und die Obrigkeit somit als Richter zwischen zwei Mächten auftrat, welchen sie bisher nur zu dienen gewohnt war, so erhält die Sache durch diese drohende Neuerung noch ein um so größeres Gewicht und unwillkürlich wird man daran erinnert, daß der Halsbandproceß in das Jahr 1785 fällt, 1789 aber die Revolution gemacht war.

Der Fürst von Rohan hatte einen Ausdruck edler Würde in seinen Zügen, viel Geist, Ehrgeiz und einen unversiegbaren Durst nach sinnlichen Genüssen, zu dem sich ein großer Hang zur Prachtliebe gesellte. Marie Antoinette hegte einen Haß gegen ihn, dessen Ursachen verschieden angegeben werden. Die Anhänger des Prinzen erzählen, während seiner Gesandtschaft in Wien habe er einen Brief an den Herzog von Aiguillon geschrieben, der durch Verrätherei am Hofe verbreitet worden und worin er Maria Theresia darstellte, wie sie die Theilung Polens beklagt und zu gleicher Zeit bemüht ist, sich ihren guten Antheil von dem zerstückelten Reiche zuzueignen. Andere behaupten, daß Ludwig von Rohan die Königin mit unbescheidenen Huldigungen bedrängt und sich dieses Benehmens in übermüthigem Leichtsinn gerühmt habe, was bei den Sitten des Prälaten, seiner gewöhnlichen unbesonnenen und rastlosen Eitelkeit, nicht sehr in Zweifel zu stellen ist.

Wie dem auch sey, Marie Antoinette haßte den Fürsten, und dieser, obschon er gegen ihren Willen nach und nach Großalmosenier von Frankreich, Cardinal, Abt von St. Waast d'Arras und Vorsteher der Sorbonne geworden, konnte eine Abneigung nicht ertragen, welcher er doch zu trotzen im Stande war. Er versuchte es, sich zu rechtfertigen, aber man stieß ihn mit Härte zurück, und seine Hoffnungen begannen zu schwinden, als ein unerwarteter Umstand dieselben von Neuem erweckte.

Eine Dame wurde ihm vorgestellt, welche durch die Grafen St. Remy in direkter Linie von Heinrich II. abstammte und daher auch den Namen der Valois trug. Diese Dame war voll Geist und Anmuth. Seit Kurzem mit dem Grafen de la Motte vermählt, der damals in der Gendarmerie diente, hatte sie manche Schicksale durchlebt, die ihren verführerischen Reizen noch ein besonderes romantisches Interesse verliehen. Ihr Vater hatte die Trümmer des alten Reichthums verschleudert und mußte heimlich seine verschuldeten Güter verlassen. In der Nacht, da er seinen Gläubigern entfloh, legte er das jüngste Kind in einen Korb und stellte diesen unter die Fenster eines benachbarten Pächters. Dann begab er sich mit seiner Frau, die ihrer Niederkunft entgegensah, und den zwei

*) Das Feuilleton des „Siecle“ bringt folgendes Bruchstück aus dem noch ungedruckten zweiten Bande von Louis Blanc's „Histoire de la Révolution“, das eine der interessantesten Episoden der Revolution behandelt. Die berühmte Halsbandgeschichte hat einst in ganz Europa tiefe Sensation erregt. Louis Blanc's Darstellung, die jedenfalls auf gründlichen Studien fußt, wirft ein ganz neues Licht auf dieses verhängnißvolle Ereigniß.

übrigen Kindern zuerst nach Paris, später nach Boulogne, wo er im Spital seinen Geist aushauchte. Seine einzige Hinterlassenschaft bestand in einer Pergamentrolle, welche bezeugte, daß der Abkömmling Heinrich II. auf dem Siechbette eines Vagabunden gestorben sey.

Die Kinder wurden indeß nicht dem Elende preißgegeben. Die Marquise von Boulainvilliers wurde von ihrer verlassenen Lage gerührt, nahm dieselben zu sich und ließ ihnen eine standesmäßige Erziehung geben. Vor Kurzem erst war Madame de la Motte auf die urkundlichen Beweise ihrer Herkunft eine Pension von 800 Livres zugestanden worden. Durch die Mittheilung dieser Schicksale hatte der Prinz von Rohan sich bestricken lassen. Er wurde der Wohlthäter der jungen Gräfin und ihr Freund und machte sie bald zu seiner innigsten Vertrauten. Schon von Madame Elisabeth begünstigt, strebte die ehrgeizige Frau immer höher und suchte auch den Schutz und die Gunst der Königin zu erlangen. Der Cardinal unterstützte diese Absicht und hörte bald von Madame de la Motte, daß der Erfolg ihre beiderseitigen Erwartungen noch übertroffen habe; sie gab vor, in Folge einer Bittschrift von der Königin wohlwollend empfangen und selbst mit dem Versprechen ihres geheimen Vertrauens beehrt worden zu seyn.

Diese Nachricht erregte die größte Freude bei dem Kardinal. Seine Hoffnung stützte sich nun auf den zukünftigen Einfluß der Gräfin und er bat sie, die von ihm so sehr erwünschte Aussöhnung bei der Monarchin mit möglichster Schonung für ihn zu bewirken. Madame de la Motte willigte ohne Bedenken ein und Schritte wurden entweder in der That oder nur vorgeblich zu diesem Zwecke eingeleitet. Das erste Resultat war, daß dem Prinzen die Erlaubniß ertheilt wurde, sich rechtfertigen zu dürfen. Er schrieb, empfing Antwort, schrieb abermals, so daß durch die Vermittlung der Madame de la Motte allmälig ein lebhafter Briefwechsel zwischen ihm und der Königin geführt wurde.

Stand die Gräfin wirklich auf einem solchen vertrauten Fuße mit Marie Antoinette? Waren die Briefe, welche sie dem Cardinal einhändigte, echt oder untergeschoben?

Unvermerkt nahmen die anfänglich kalten und zurückhaltenden Briefe, welche der Königin zugeschrieben wurden, eine Färbung an, die nichts weniger als Haß oder Verachtung verrieth; sie spornten die Kühnheit des Cardinals, der dieselben als authentisch betrachtete und erweckten Gefühle in ihm, die er nicht zu bezwingen wußte; mit einem Worte, er glaubte sich geliebt. Als Großalmosenier von Frankreich hatte Herr von Rohan tausend Gelegenheiten, die Königin im Vorübergehen zu sehen; in seiner Ungeduld konnte er dieselben nicht erwarten; er ließ durch seine Vertraute um eine Privataudienz bitten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der Trommler Bilboquet.

Im Jahre 1812 gab es im neunten Linienregimente der französischen Armee einen kleinen Tambour von etwa zehn Jahren, so eine Art „Sohn des Regiments", der eigentlich Freiut hieß, bei den Soldaten aber den Namen Bilboquet*) hatte. In der That war sein Körper so dürr und der Kopf, der auf diesem dünnen Gestelle saß, so dick, daß der kleine Mann dem Dinge recht ähnlich sah, dessen Namen man ihm anhing.

Besagter Bilboquet war sonst eben nicht besonders merkwürdig. Der Tambour-Major hatte ihm manches liebe Mal mit seinem großen Rohrstock den Takt auf den Rücken schlagen müssen, ehe er ihm die Harmonie des drrom und domm beibrachte; mehr ließ sich von Bilboquet's Erfolgen in der militärischen Laufbahn nicht sagen. Und außer dem Dienste trugen die geringsten Querpfeifer ihre Troddelmütze koketter, als er, und die wiegende Haltung seiner Oberen blieb für ihn ein ewig unerreichbares Ideal; ja, als er es einmal — es war an einem Zahltage — den Stutzern des Regiments nachthun wollte und seinen Säbel vorn zwischen den Beinen hängen ließ, verwickelte er sich beim Laufen darin, fiel zu Boden und zerschlug die Nase zum großen Jubel der Kameraden auf jämmerliche Weise. Ueberhaupt machte diese Nase den Tambouren des neunten Regiments nicht wenig Vergnügen. Spielten sie „schwarzer Peter," so verlor Bilboquet regelmäßig und, war es böser Wille der Anderen, oder hatte er wirklich eine Kartoffelnase, wie sein Nebenmann links behauptete, der jeden Morgen beim Aufmarschiren zu ihm sagte: „Bring' Deine Nase in Ordnung, damit ich in der Linie bleibe," oder lag der Sache ein anderer Umstand zu Grunde — kurz, die Schwärze, die man ihm auf die Nase strich, biß so erschrecklich, daß ihm jedesmal die Thränen in die Augen kamen. Oder spielten sie „warme Hand," wobei Einer einen Schlag auf die Hand erhielt und rathen mußte, von wem er kam, so schlugen sie unseren armen Rataplan nicht mit ihren Grenadierhänden, was, scheint mir, schon anständig wehe gethan hätte, sondern mit Degenkoppeln, oder mit ihren Schuhen, die mit Nägeln beschlagen waren. Dann sprang Bilboquet auf, zankte mit Jedem, und errieth doch niemals den Rechten. Waren sie der Grausamkeiten endlich müde, und fing sie's an zu langweilen, daß der kleine Dickkopf weinte und schrie, so schimpften sie ihn ähnlich wie „Heulhans" oder „Flennjürge" und jagten ihn weg. Wenn es nun des andern Morgens wieder ans Exerzieren ging, dann waren des Kleinen Hände noch wund vom Abend vorher, die drrom und domm wollten nicht mehr gelingen, und des Tambour-Majors Stock mußte wieder zu Hülfe kommen, den Takt herzustellen. Man wird uns beistimmen, daß Bilboquet wohl Ursache hatte, dem Kriegsruhm gram zu werden; auch wurde er täglich in sich gekehrter und hielt sich von seinen Kameraden fern.

Eines Tages — es war am 27. Juli — erhielt der General, zu dessen Brigade Bilboquet's Regiment gehörte, den Befehl vom Kaiser, eine Position zu nehmen, die jenseits eines sehr breiten Grabens lag. Dieser Graben war durch eine Batterie von sechs Kanonen geschützt, die ganze Reihen von Soldaten niederriß. Vor Allem also mußte man sich der Batterie bemächtigen. Ein Adjutant des Generals sprengte in Bilboquet's Nähe und brachte den hier stationirten zwei Voltigeur-Compagnieen den Befehl, gegen die Batterie zu marschiren. Der Auftrag war kitzlich, denn im besten Falle konnte man wetten, daß drei Viertel der Angreifenden ins Gras beißen mußten. Auch waren die Voltigeurs, so unerschrocken sie sich sonst gezeigt hatten, nicht eben sehr rasch bei der Hand. Sie sahen einander an, schüttelten die Köpfe, zuckten mit den Achseln, ja einige Alte wagten ganz leise, auf die Kanonen deutend, einige Worte, etwa wie: „Denkt er denn, der General, daß die Jungens da gekochte Kartoffeln speien?" oder: „Hat er Lust, uns als Haché den Kosaken vorzusetzen,

*) So heißt im Becherspiel der langgestielte Becher, mit dem die Kugel gefangen wird. (A. d. d. L. d. A.)

daß er uns Zweihundert gegen die Redoute schickt?" — „Soldaten", schrie der Adjutant, „der Kaiser hat's befohlen!" und ritt im Galopp davon. „Konnte das gleich sagen, der Gelbschnabel", meinte darauf ein alter Sergeant und setzte sein Bajonett auf's Gewehr. „Kommt, Kinder, müßt den kleinen Korporal nicht warten lassen, wenn er sagt: geht, laßt euch todt schlagen. Hat's nicht gern, wenn man da seine eigenen Gedanken hat."

Dessenungeachtet blieb die Compagnie noch unschlüssig, und schon zweimal hatte der Capitän dem Tambour-Major den Befehl gegeben, sich mit vier Tambouren voranzustellen und zum Angriff zu trommeln. Der aber blieb auf seinen großen Stock gestützt stehen und rührte sich wenig. Indessen saß Bilboquet reitend auf seiner Trommel, und, zu seinem Chef aufsehend, pfiff er einen Marsch und schlug den Sturmschritt mit den Fingern. Endlich ward der Befehl ein drittes Mal gegeben. Der Tambour-Major überlegte noch immer, als plötzlich Bilboquet aufspringt, die Trommel an die Seite hakt, die Schlägel faßt, dem Tambour-Major unter der Nase weggeht und, ihn mit stolzen Blicken messend, zu ihm sagt: „Nun, so komm doch, banger Rohrstock!"

Der Commandostab des Verhöhnten erhob sich über Bilboquet's Rücken; aber schon stand unser Trommler vor den Compagnien und schlug den Generalmarsch wie ein Wüthender. Dem Signale widerstanden die Voltigeure so wenig, als ein Wiener einem Strauß'schen Walzer, und rannten hinter Bilboquet her auf die drohende Batterie los. Mit einem Schlage entladen sich alle sechs Kanonen, und mancher Tapfere fällt zu Boden, noch ehe er müde war. Rauch und Staub verdunkeln den Schauplatz, und durch das Gewirre rollt das Dröhnen der Geschütze; -- aber auf Augenblicke kommen Licht und Stille wieder. Da erscheint Bilboquet zwanzig Schritte vor der Compagnie, immer marschirend und immer wirbelnd mit einer Hast und Kraft, als hätte er die Feinde unter seinen Schlägeln. Der Rausch, in den ihn die Gefahr setzt, steckt die Soldaten an, sie folgen — aber eine zweite Entladung der Batterie wirft sich über sie, und von den Zweihunderten, die ausgezogen waren, sind nur noch Fünfzig übrig. Da faßt den Bilboquet eine heilige Rachewuth, in seine Arme fährt der ungestüme Genius der Schlachten, und wie zwanzig Trommeln wirbelt die seine. Noch einen Anlauf nehmen die Voltigeure und, Bilboquet voran, dringen sie in die Batterie.

(Schluß folgt).

---

## Tabletten.

*** Der Erfinder des Telegraphen. Es ist eine ziemlich allgemein herrschende Meinung, daß Claude Chappe in Frankreich der Erfinder der Telegraphen sey. Diesem muß aber widersprochen und die Ehre der Erfindung Deutschland vindizirt werden, da der berühmte Naturforscher und Chemiker, Direktor der physikalischen Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften, Franz Karl Achard (geboren zu Berlin den 28. April 1754, gestorben zu Kunern im Regierungsbezirke Breslau in Schlesien am 20. April 1821) derselbe, welcher die Entdeckung Markgrafs, aus dem konzentrirten Safte verschiedener Wurzelarten krystallisirten Zucker zu gewinnen, mit einem Worte, die Zubereitung des Runkelrübenzuckers wesentlich verbessert und im Großen ausgeführt, bereits zu Ende des verflossenen Jahrhunderts zu Spandau einen leicht transportabeln Telegraphen, durch welchen mittelst 5 Zeichen 23,750 Wörter und Redensarten ausgedrückt werden konnten, konstruirt und zum Gebrauche dieses Instrumentes ein eigenes telegraphisches Wörterbuch in deutscher und französischer Sprache, dem er noch 32 telegraphische Ziffern beifügte, verfertigt hat.

*** Bis zum 10. Juli dieses Jahres beliefen sich die aus den Vereinigten Staaten eingegangenen Unterstützungssummen für Irland auf den dreifachen Betrag dessen, was durch freiwillige Contributionen in England zusammengebracht worden war. Die englischen Lords haben sich nicht stark angegriffen. Amerika steuerte in 7 Monaten über eine Million Dollar für Irland und Schottland.

*** Ein Vulkanausbruch auf der Insel Fago. Bekanntlich finden sich auf den meisten Inseln des atlantischen Oceans Vulkane oder wenigstens Spuren früherer Vulkane. So besteht z. B. die Insel Fago, die größte der Inseln des grünen Vorgebirgs, nur aus einer Anhäufung vulkanischer Stoffe, die ein unterseeischer Vulkan ausgeworfen hat. Länger als fünfzig Jahre hindurch verhielt sich dieser unsichtbare, tief in den Meeresgründen verborgene Titan ruhig und die sieben Schlünde, aus denen er früher seinen glühenden Athem ausgeschnaubt hatte, waren im Laufe der Jahre durch große Felsblöcke zugedeckt worden, die bei dem letzten Ausbruch durch die Erschütterung von den höher gelegenen Bergen hierher gerollt waren. Da wurden plötzlich in diesem Jahre die Einwohner der Insel durch ein donnerähnliches unterirdisches Getöse erschreckt, und heftige Erderschütterungen gemahnten sie wieder an den alten furchtbaren Feind. Am Morgen des 9. April fing endlich der Vulkan an zu glühen und unter Donnern, wie sie seit Menschengedenken nicht gehört worden, Steine und glühende Lava auszuwerfen. Wie Spielbälle wurden die Felsen, welche die Kratermündung anfüllten, in die Luft geschleudert, die Lavaströme fanden bald wieder die alten Bette und ergossen sich, alles verheerend und zerstörend, was im Wege lag, nach dem drei Meilen entfernten Meere, in wenigen Stunden den größten Theil des lieblichen Eilandes in eine öde Wüste verwandelnd. Auch ein kleines Kind, das einzige Opfer an Menschenleben, wurde von dem Feuerstrome ergriffen. Am Abend war die Wuth des Vulkans zu Ende und nur noch schwer wallende Rauchsäulen zeugten von den gehabten gewaltigen Kämpfen des alten Titanen im Schooß der Erde.

*** Der gespaltene Felsen. Diese Merkwürdigkeit bildet einen Theil des felsigen Vorgebirgs, welches bei dem Städtchen Willsborough, im Neuyork Staate (in den 140 M. langen) Champlain-See etwa 150 Fuß weit sich erstreckt, 12 Fuß über den Spiegel des Wassers sich erhebend. Der abgerissene Theil ist ungefähr einen halben Morgen groß, mit Bäumen bedeckt und etwa 20 Fuß von dem Hauptfelsen abstehend. Die einander gegenüber stehenden Wände sind vollkommen einander entsprechend, indem die vorragenden Stellen der einen genau in die Vertiefungen der andern passen. In den Spalt hat man einen Senkel von 500 Fuß hinabgelassen, ohne Grund zu finden.

*** Ein Ober-Tertianer des Gymnasiums zu Marienwerder erschoß sich neulich im Prüfungssaale vermittelst eines eigens dazu mitgebrachten Terzerols in Gegenwart aller Lehrer und Schüler, als er erfuhr, daß er nicht nach Secunda versetzt sey. Wie man vernimmt, glaubte der unglückliche Knabe die Versetzung zu verdienen, und soll geäußert haben, daß er sich erschießen würde, wenn er bei der Versetzung übergangen werden sollte.

---

## Literatur- und Kunstnotizen.

**(Frankfurt, 6. November.)**

— Der im Verlag von J. J. Weber in Leipzig erscheinende Illustrirte Kalender tritt uns in diesem Jahre in einer überraschend schönen Ausstattung entgegen und zeigt schon dem flüchtigen Blick die außerordentliche Anstrengung, welche die Verlagshandlung aufbietet, um dieses Unternehmen in immer großartigerer Entfaltung dem deutschen Publikum und dessen Sympathien näher zu bringen. Nicht die Reichhaltigkeit des Inhaltes ist es allein, was Lob verdient; auch die Gediegenheit der Aufsätze und die geistvolle Anordnung des mannichfaltigen Stoffes dürfen mit Recht auf die Anerkennung der Kritik und den Dank der deutschen Lesewelt Anspruch machen, und die luxuriöse Ausstattung des artistischen Theiles will uns fast besorgen lassen, daß die Verlagshandlung, selbst bei einer sehr lebendigen Betheiligung des lesenden und kaufenden Publikums, bei dem Unternehmen schwerlich ihre Rechnung finden möchte. Wir kennen kein Volksbuch der neuern Zeit, das neben dem literarischen Werthe zugleich auch das Prädikat Kunstwerk in so wohlverdientem Grade beanspruchen könnte, als der Illustrirte Volkskalender von 1848, und die ehrenwerthe Verlagshandlung desselben hat sich durch seine Herausgabe ein wirkliches Verdienst um die populäre Literatur Deutschlands erworben. Besonders glauben wir die Verehrer des trefflichen Immermann auf die genialen Illustrationen Sonderlands zu dem mit Recht so berühmt gewordenen Roman „Münchhausen“ aufmerksam machen zu müssen, obwohl wir hiermit nur Einen der vielen werthvollen Beiträge dieses reichen Schatzes erwähnen.

— Die Nachricht, daß Dr. Töpfer in Hamburg die durch den Abgang von Dr. Prutz freigewordene Stelle eines Dramaturgen am Hamburger Stadttheater angenommen habe, wird von ihm selber für unbegründet erklärt. Jedenfalls würde die strenge Opposition, in welche Herr Töpfer in den von ihm redigirten „Originalien“ zu der neuen Stadttheaterdirection getreten ist, hierdurch einen harten Stoß erleiden.

— Rom, 18. October. Nächstens wird Overbeck Hand an das große Altarbild legen, welches zum Schmuck des Kölner Doms bestimmt ist. Der Karton ist seit vergangenem Frühjahr dazu beendigt.

— L. A. Frankl ist mit der Verfassung des verbindenden Gedichts zur Meyerbeer'schen Struensee-Musik beschäftigt, welche in einem der Concerts spirituels aufgeführt werden wird.

— Am 30. October starb nach langen körperlichen, von ihr mit seltener Festigkeit getragenen Leiden die Majorin Henriette Paalzow, geb. Wach.

---

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Hamburg**, 1. November.

**Eine Entführungsgeschichte.**

Es ereignet sich in einer so lebhaften Stadt wie Hamburg manches Interessante, das wohl einer weitern Bekanntwerdung werth ist. So z. B. liegt im hiesigen Hafen jetzt ein Schiff, das einige 1000 Pfund doppelkohlensauren Ammoniak am Bord hat, das von der Küste von Patagonien aus einem Guanolager geholt ist, wo sich dieses flüchtige Salz in einer ungeheuren Masse gebildet hat. Dergleichen betrifft den Handel. Aber auch das Leben der Völker ist reich an merkwürdigen Erscheinungen. So erlebten wir hier vor Kurzem eine sehr romantische Entführungsgeschichte. Ein junges Mädchen aus dem Hannover'schen war mit ihrem verheiratheten Lehrer, in den sie sich glaubte verliebt zu haben, entflohen. In den Urwäldern Amerika's glaubten sie wie die Täubchen von Liebe girren zu können. Die arme Frau des Lehrers! Aber die Eltern der Entflohenen dachten auch an Hamburg und Amerika, schrieben daher an einen befreundeten Kaufmann, dieser wandte sich an die Polizei, und letztere fand wenigstens Spuren des verliebten Pärchens. Sie hatten in einem Hotel in der Nähe des Hafens gewohnt, waren angeblich nach Kiel, in der That aber nach Hull gereist. Die zärtliche Mutter war alsbald angekommen, reiste ihnen in Begleitung einiger hülfreichen Polizeibeamten nach, und in Hull — Dank der Hamburger Polizei — sank die verführte Tochter zu den Füßen der zürnenden Mutter. Den Verführer ließ man entweichen, die Tochter kehrte ins elterliche Haus zurück, oder sollte eigentlich dorthin zurückkehren. Die Sache nahm jedoch eine andre Wendung. In Hamburg wieder angekommen, wird die Tochter traurig, niedergeschlagen, die zärtliche Mutter aber um so besorgter. Nach vielem Fragen gesteht endlich die Tochter, daß sie sich schäme, wieder nach Hause zurückzukehren und gern in Hamburg bleiben würde, gleichviel unter welchen Verhältnissen. Die Mutter ist es zufrieden und sieht sich nach einem Engagement für die Tochter um. Ein junger Kaufmann sucht eine junge Frau und einige tausend Thaler dazu. Wie wär's, denkt die Mutter, wenn wir die Tochter verheiratheten, das Geld haben wir ja, und so wäre Alles beseitigt. Man gibt die Adresse ab; ein junger Mann stellt sich vor, um — Cigarren anzubieten; am andern Tage kommt derselbe junge Mann wieder, um die Tochter zu heirathen. Man erzählt ihm, was geschehen, er zaudert, will den Namen des Verführers wissen — es ist sein eigner Bruder! Es bleibt in der Familie, sagt er, und wir heirathen uns, ehe 14 Tage vergehen. Gesagt, gethan! In dieser Woche war die Hochzeit. Der Bruder war dazu aus Hull hergekommen — aber er darf nicht hierbleiben, so verlangt es der junge Ehemann, der seine junge Frau recht liebgewonnen hat. Der Lehrer-Bruder-Verführer kehrt heim zu seiner Frau und erzählt dieser, daß er ein junges Mädchen entführt habe — für seinen Bruder, der in sie verliebt war. — Ein superber Lustspielstoff!

---

**Physikalischer Verein.**

Samstag, den 6. November. Ueber die Abstoßung der optischen Axen der Krystalle durch die Pole der Magnete.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 6. November. (Zum Erstenmale) Große Simfonie in F-moll Nr. 2 von Jacob Rosenhain. — Hierauf: Christophe und Renata, oder: Die Verwaisten, Schauspiel in 2 Abtheilungen, aus dem Französischen von C. Blum.

Sonntag, den 7. October. Undine, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzgl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

Montag, den 8. November. (Zum Vortheil des Herrn Grahn) Neu einstudirt: Zu ebener Erde und erster Stock, oder „Die Launen des Glücks“, Lokalposse mit Gesang in 3 Abtheilungen, von Nestroy. Musik von Müller.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 308. Montag, den 8. November 1847.

## * Die Halsbandgeschichte.

(Fortsetzung.)

Gegen Ende August 1784 fand ein seltsamer Auftritt in den Gärten von Versailles statt. Zur Mitternachtsstunde erschien in dem Lustwäldchen, das an den grünen Rasenplatz stößt, eine vermummte Gestalt. Es war der Cardinal Rohan, der hier ein Rendezvous mit der Königin hatte. Die Nacht war sehr dunkel. Eine verschleierte Frauengestalt, die in eine weiße Mantille gehüllt war, harrte seiner an dem bestimmten Orte. Bewegt schritt der Cardinal auf sie zu und indem man ihm eine Rose überreichte, wurden ihm die Worte zugeflüstert: „Sie wissen, was dieß bedeutet!“ Er nimmt die Blume, drückt sie auf sein Herz und will antworten, da lispelt ihm plötzlich eine bekannte Stimme in's Ohr: „Kommen Sie, kommen Sie! Madame und die Gräfin Artois nähern sich uns.“ — Der Fürst eilte zu dem Baron von Planta, einem seiner Vertrauten, und Madame de la Motte zurück, die ihm beide gefolgt waren und Alle verschwanden.

Während dessen hatte sich die Lage der Gräfin ganz neu gestaltet. Bis zu dem Jahre 1784 hatte sie dürftig von einigen Gnadengeschenken aus dem königlichen Schatze gelebt, von verschiedenen Unterstützungen, die ihr auf ihre Bitten und aus Rücksicht auf ihre Geburt wurden, sowie von der erwähnten Pension von 800 Livres, die man zuletzt auf 1500 Livres erhöhte. Zuweilen hatte sie sich mit einem gewissen äußeren Glanze umgeben, allein es war nur ein erlogener Flitter oder eine schlaue Berechnung, „denn,“ pflegte sie zu sagen, „es gibt nur zwei Arten, Almosen zu fordern, entweder an der Kirchenthüre oder in einer Equipage.“

Im Jahre 1784 wurde dieß Alles ganz anders. Madame de la Motte hielt Kutsche und Reitpferde und machte ein Haus. Bedeutende Personen fanden sich an ihrer Tafel ein: der Marquis von Saisseval, der Abbé von Cabres, ein Parlamentsrath, Rouille d'Orseuil, der Graf d'Estaing, ein Generalpächter, Dorcy, und der Ton der feinen Gesellschaft herrschte in ihrem Hause. Hinsichtlich ihres Verkehrs mit Marie Antoinette, von dem man wohl glauben durfte, daß die Gräfin davon nichts erwähnt hätte, wenn sie fürchten mußte, des Betrugs überführt zu werden, sprach sie ohne Rückhalt; sie rühmte sich dessen bei jeder Gelegenheit und der Glaube an ihren geheimen Einfluß zog ihr viele Huldigungen und Freunde zu. — Um diese Zeit unternahm sie eine Reise nach Bar-sur-Aube. Dort hatte man sie in ihrem Elende gekannt und zu allen Auswegen der Armuth ihre Zuflucht nehmen sehen; — und man erstaunte nun über ihren Glanz. Mit Wohlgefallen trug sie einen reichen Diamantenschmuck zur Schau — dieß war neun Monate, bevor der Ankauf des famösen Halsbandes zur Sprache kam —; ihre Kleider waren von den reichsten Lyoner Seidenstoffen und ihr Silbergeräthe so vollständig und nach dem neuesten Geschmack, als man es nur verlangen konnte. Sie bezahlte ihre Schulden, rief ihren Gläubigern vergessene und längst aufgegebene Summen in's Gedächtniß zurück, zeigte sich sehr wohlthätig und wußte die Mutter des Grafen Beugnot, der dieß als Augenzeuge in seinen ungedruckten Memoiren erzählt, so für sich einzunehmen, daß diese später niemals an ihre Schuld hat glauben wollen. Wie kam die Gräfin zu diesem plötzlichen Reichthume? Bei den Personen, welche ihr geheimes Verhältniß zu dem Fürsten von Rohan kannten, erregte derselbe weniger Erstaunen als Aergerniß. Denn der Cardinal war unermeßlich reich. Die Abtei von St. Waast allein sicherte ihm ein Einkommen von 300,000 Livres, die Rente von seinem Landgute Coupvrai betrug 30,000 Livres und zu Savern im Elsaß besaß er eine fürstliche Residenz. Indeß war der Fürst noch mehr verschwenderisch als reich, was aus der Summe seiner Schulden hervorgeht, die sich damals auf zwei Millionen beliefen. (Siehe die Memoiren des Abbé Georget. 2 Thl.) Man war deßhalb um so eher geneigt, das plötzliche Glück der Madame de la Motte ihrem Einflusse auf einen Fürsten zuzuschreiben, der so freigebig, unbesonnen und wollüstig war. Konnte er eine Frau im Elende sehen, die sich willig zeigte, zugleich seiner Ehrsucht und Liebe zu fröhnen? Er hatte dieß um so weniger vermocht, da er hoffen durfte, daß der Erfolg seinen Wünschen entsprechen werde. Niemals hatte er sich so glücklich gezeigt; er ahnte nicht die fürchterliche Katastrophe, welche ihm so nahe bevorstand.

Schon seit langer Zeit besaßen die königlichen Juweliere, Boehmer und Bassange, ein Halsband, für welches sie nicht weniger als eine Million und sechsmalhunderttausend Livres forderten und für dessen Verkauf sie sich eifrig bemühten. Boehmer hatte sich schon mehrmals an die Königin gewandt, doch immer vergeblich.

Im Jahre 1778, als Marie Antoinette zum erstenmale Mutter geworden, trat Ludwig XVI. eines Tages lächelnd und freudestrahlend in ihr Gemach ein. „Ich habe ein Geschenk für Dich,“ sagte der König, indem er ein kostbares Schmuckkästchen öffnete, in welchem Böhmer's Halsband schimmerte. Die Königin warf einen verächtlichen Blick auf das Geschmeide und weigerte sich nicht ohne Affectation, es anzunehmen. *)

Einige Jahre verflossen, Boehmer hatte allen Fürsten Europa's seinen Halsschmuck angetragen. Im October des Jahres 1781, als der Dauphin das Licht erblickte, bot Ludwig XVI, hocherfreut, einen männlichen Erben zu be-

*) Siehe Memoiren der Mlle. Bertin S. 91.

fitzen, der Königin das Halsband von Neuem an. Aber dießmal lag in der Zurückweisung des Geschenkes etwas Ueberraschendes und Unerklärbares. „Willst Du, daß Boehmer's Maitressen mit Diamanten bedeckt in die Oper fahren können, weil Du ihn noch für die Thorheit zu bezahlen gedenkst, die er begangen, da er Edelsteine zu diesem Kleinod zusammenfügte, die er einzeln im Handel hätte lassen sollen." Die Königin sprach diese Worte in großer Aufregung; die Wärterin fühlte ihren Puls und fand ihn sehr fieberisch, so daß sie den König inständig ersuchte, nicht weiter auf der Sache zu beharren. Ganz bestürzt zog sich der gute Ludwig zurück. Was bedeutete dieser seltsame, selbst für den König so verletzende Zorn? Sollte er vielleicht von einem geheimen Wunsche herrühren, den die Nothwendigkeit oder der Anstand im Augenblicke niederzukämpfen gebot, wo der Schatz überschuldet war und die öffentliche Meinung über die Verschwendungen des Hofes sich empört zeigte?

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der Trommler Bilboquet.

(Schluß.)

Währenddessen stand der Kaiser auf einem Hügel und sah unverwandt nach dem heldenmüthigen Häuflein. Als die Soldaten die Redoute erstürmt hatten, senkte er sein Fernrohr und sagte vor sich hin: „Tapfere Bursche das!" Und hinter ihm klatschten zehntausend Mann von der Garde, die sich auch auf solche Dinge verstanden, in die Hände und riefen: „Bravo, die Voltigeure!" — Napoleon beorderte einen Adjutanten nach der Batterie und fragte ihn, als er zurückkam: „Wie viel sind hineingekommen?" „Einundzwanzig, Sire", antwortete der Adjutant. „Einundzwanzig Kreuze der Ehrenlegion zu morgen!" befahl der Kaiser, sich zu einem Generale wendend.

In der That stellte sich am Morgen das ganze neunte Regiment im Kreise auf und nahm die Ueberreste der beiden Voltigeur-Compagnieen in die Mitte. Man rief nach einander die Namen der einundzwanzig Tapferen auf und gab einem Jeden den Orden der Ehrenlegion.

Die Ceremonie war zu Ende, und alle Welt wollte sich zurückziehen, als plötzlich Jemand aus der Menge mit dem Ausdruck des Erstaunens sagte: „Und ich.... ich soll also nichts haben?" Der General, der die Kreuze vertheilte, sah sich um, und vor ihm stand unser Freund Bilboquet mit rothen Wangen und feuchten Augen. „Du!" sagte er, „was verlangst Du?"

„Aber, mein General, ich war dabei," antwortete Bilboquet fast zornig; „ich habe den Generalmarsch geschlagen, und war zuerst in der Batterie."

„Hat man Dich vergessen, mein Sohn?" sagte der General. „Uebrigens," fügte er hinzu, „bist Du noch gar zu jung; Du sollst das Kreuz bekommen, wenn Du einen Bart hast. Indessen tröste Dich damit."

Bei diesen Worten reichte der General dem armen Bilboquet ein Goldstück. Er sah es an, ohne es zu nehmen. Rings unter den Soldaten herrschte tiefe Stille, in allen Gesichtern zeigte sich Theilnahme für den kleinen Tambour, dem dicke Thränen über die Wangen rollten. Vielleicht wollte man eben eine Fürbitte zu seinen Gunsten thun, als er rasch den Kopf hob, wie wenn er einen großen Entschluß gefaßt hätte, und zum General sagte: „Gut, geben Sie's mir, ich werde warten bis zum nächsten Mal." Und gleichgültig that er das Goldstück in seine Tasche.

Von diesen Tagen ab machte man sich über den kleinen Bilboquet weniger lustig; er war aber darum nicht mittheilender; im Gegentheil schien er sich mit irgend einem famosen Plan zu tragen, und, statt für sein Geld, die Kameraden, wie sie's erwarteten, zu traktiren, bewahrte er es sorgfältig auf.

Einige Zeit später — die Geschichte ereignete sich im russischen Feldzuge — hielten die Franzosen ihren Einzug in Smolensk. Bilboquet war mitgekommen und ging noch an demselben Tage in der Stadt umher, als wollte er sie kennen lernen. Besonders aufmerksam betrachtete er die Gesichter der Bewohner, etwa wie sich ein Käufer Waaren besieht. Er schien nur theilweise befriedigt, denn was er eigentlich suchte, waren schöne Bärte. Nun haben freilich die russischen Bauern, von denen damals sich viele in Smolensk befanden, recht lange und volle, aber leider waren sie auffallend roth. Unser Tambour ging weiter und kam auf seiner Wanderung in's Judenviertel. Hier war er entzückt: die Bärte hatten dieselbe Länge und Fülle und waren dabei glänzend schwarz, wie Ebenholz. Er geht vor dieser und jener Bude vorbei, endlich tritt er in eine, in der er einen Kaufmann mit dem schönsten Barte sieht, der ihm je vorgekommen. Der Jude kommt unserem Freunde entgegen und fragt ihn demüthig: „Was wünschen Sie, mein kleiner Herr?" „Deinen Bart wünsche ich," antwortete Bilboquet höflich. — „Meinen Bart?" erwiederte der Kaufmann betroffen, „Sie belieben zu scherzen." „Ich sage Dir, Besiegter, Daß ich Deinen Bart haben will," wiederholte Bilboquet und faßte an den Degen. „Glaube indeß nicht, daß ich ihn stehlen werde; hier, nimm' einen Napoleonsd'or und gieb mir den Rest heraus."

Der arme Kaufmann wagte noch einige Einwendungen, aber der Tambour war eigensinnig, wie ein blindes Pferd. Der Streit wurde heftig und zog noch andere Soldaten herbei. Diesen behagte Bilboquet's Einfall ganz ausgezeichnet, und ein Gascogner, der Haarkräusler des Regiments, nahm ein Rasirmesser aus der Tasche und barbierte den armen Juden auf der Stelle ohne Seife und Wasser. Als er ihn weidlich gekratzt und geschunden hatte, überreichte er unserem Bilboquet feierlich den Ertrag seiner Schur.

Bilboquet ging damit zum Regimente, ließ den Bart vom Schneider auf einen Streifen Eselshaut von einer geplatzten Trommel nähen, und, ohne Jemanden die Absicht zu verrathen, die er damit hatte, steckte er ihn in sein Tornister. Einige Tage ward im Regimente von der Sache gesprochen, dann kamen wichtigere Dinge, und als man in Moskau einrückte, dachte Niemand mehr an die Geschichte.

Moskau war in Brand aufgegangen, das französische Heer zersplitterte sich, und nur wenige Regimenter blieben beisammen. Zu diesen letzteren gehörte das Regiment Bilboquet's. Eines Tages hatte man einen kleinen Fluß überschritten und wollte, um die verfolgenden Russen aufzuhalten, die Brücke, die über diesen Fluß führte, in die Luft sprengen. Zwei Pulverfässer waren unpassend angebracht worden und hatten, als sie explodirten, eine unvollständige Wirkung. Ein Pfeiler blieb stehen, mit dessen Hülfe die Brücke bald wieder hergestellt werden konnte. Der General befahl einigen Sapeurs, den Pfeiler umzuhauen; eben aber, als sie zu dem Zwecke einen Kahn besteigen wollen, kommen am jenseitigen Ufer die Feinde an und beginnen ein so fürchterliches Feuer, daß der Plan aufgegeben werden muß. In diesem Augenblicke sieht man einen Soldaten, eine Axt auf der Schulter, in den Fluß springen. Er taucht unter, erscheint wieder, und an seinem großen Barte merkt man, daß es ein Sapeur ist, der sich

dem allgemeinen Besten opfert. Trotz eines Hagels von Kugeln gelangt er an den Pfeiler. Er findet ihn schon zu drei Vierteln gebrochen und wirft ihn mit einigen Axthieben um. Was von der Brücke noch übrig war, stürzt mit Krachen ins Wasser; aber auch der tapfere Sapeur verschwindet. Plötzlich taucht er unter den Holztrümmern auf und wendet sich nach dem Ufer. Man eilt herbei, ruft dem kühnen Schwimmer zu, streckt ihm Stangen entgegen, der General selbst naht sich dem Ufer, und — groß ist sein Erstaunen, als er den kleinen, jungen, verhöhnten Bilboquet mit einem ungeheuren schwarzen Barte aus dem Wasser steigen sieht. „Was heißt das," ruft er, „und was bedeutet diese Maskerade?" — „Das bin ich, Bilboquet, zu dem Sie sagten, daß man ihm das Kreuz geben werde, wenn er einen Bart haben wird. Der, den ich habe, ist, mein' ich, famos; es ist nichts daran gespart, und Ihre zwanzig Franken sind dabei aufgegangen."

Der General, staunend über so viel Muth und Schlauheit, nimmt Bilboquet bei der Hand, als wenn er ein Mann wäre, und gibt ihm den Orden, den er selbst an seiner Brust trägt.

Seit dieser Zeit grüßten die Alten des Regiments Bilboquet freundschaftlich, und der Stock des Tambour-Majors berührte seinen Rücken nie mehr.

---

## * Mnemotechnik.

### Professor Pick.

Der Ruf, welcher dem Gedächtnißkünstler Herrn Professor Pick hierher vorausgegangen ist, wurde von demselben in einer gestrigen Abendunterhaltung vor einem sehr zahlreichen Auditorium auf's glänzendste bewährt. Man konnte hier wieder die erhebende Ueberzeugung gewinnen, wie Großes der menschliche Geist zu leisten vermag, insbesondere wenn er Einer wissenschaftlichen Disciplin mit ausschließlichem Eifer sich hingibt. Was bei den niederen animalischen Wesen der Instinkt wirkt, der untrügliche, sicherleitende, das wirkt dann beim Menschen in einem weit höheren Grade, wie alle niederen Kräfte in ihm potenzirt erscheinen, ein ausgebildetes und gesteigertes Anschauungsvermögen, das eben so untrüglich und zuverläßig seinen Gegenstand faßt und festhält. So z. B. hat Herr Pick eine Reihe von einhundert und fünf Zahlen, welche derselbe, wie sie ihm beliebig angegeben wurden, in 35 Feldern zu je drei und drei auf eine Tafel von einem anwesenden Herrn aufzeichnen ließ, nachdem er dieses Zahlenregiment kaum eine Minute gemustert, aus dem Gedächtniß vor- und rückwärts recitirt, sowie er nicht minder bei Angabe des Feldes die drei Zahlen und bei Angabe der Zahlen die Nummer des Feldes genau bezeichnete. Diese Tafel prägte sich nun seiner Anschauung tief ein und blieb ihm während des ganzen Abends gegenwärtig, so daß er bei andern Probeleistungen seiner eminenten Gedächtnißkunst immer wieder auf die Tafel zurückkommen konnte, um seine Vertrautheit mit ihr nach so kurzer Bekanntschaft an den Tag zu legen. Dabei hat uns ganz vorzüglich die einfache und anspruchslose Weise des liebenswürdigen jungen Mannes interessirt, der, fern von aller Charlatanerie und Effekthascherei, das Ganze nur als eine Probe bezeichnete, was die menschliche Gedächtnißkraft geübt zu leisten vermöge, um auf die Vorlesungen einzuleiten, welche er dahier, am nächsten Dienstag anfangend, über Mnemotechnik zu halten beabsichtigt. Wenn wir nun gleich die ausgesprochene Behauptung des Herrn Pick, daß Jeder der Anwesenden, wenn er die Regeln erfaßt, so viel und wohl noch mehr als er selbst, werde zu leisten vermögen, auf Rechnung der ihn auszeichnenden Bescheidenheit setzen wollen, so glauben wir doch, sowohl im allgemeinen als auch in dem besonderen Interesse der Lehrer und Lernenden in hiesiger Stadt auf bezeichnete Vorlesungen, in denen der Vortragende vorzüglich dem Sprachstudium sein Augenmerk schenken will, das gebildete Publikum im Voraus aufmerksam machen zu dürfen.

Frankfurt a. M., 5. November. **

---

## Tabletten.

*⁎* Der Pseudo-Alvensleben, resp. v. Sternberg (eigentlich: Philippi), der wegen seiner Prellereien vom Düsseldorfer Korrektionellgericht zu 3 Jahr Gefängniß verurtheilt worden ist, war, wie die Untersuchung ergab, schon mehrfach bestraft worden, z. B. in Darmstadt und Pyrmont wegen Paßdiebstahl, Fälschung und Landstreicherei. — Eine seiner eklatantesten Betrügereien, die er im vorigen Jahr zu Hachenburg verübte, wo es ihm gelang, die ganze Stadt anzuführen, wird vom „Rhein. Beobachter" folgendermaßen erzählt: Er kehrte nämlich in einem dasigen Gasthofe ein, in welchem auch die Casinogesellschaft ihr Lokal hat, begab sich durch den Wirth eingeführt, in diese und setzte sich bei einem Schoppen, in einem Buche lesend, in eine Ecke. Wie in allen kleinen Städten erregte der Fremde natürlich die Neugierde, und als derselbe das Buch niederlegte und einmal hinausging, besieht man das Buch und sieht auf der Titelseite eine Dedication des bekannten Professor Liebig an seinen literarischen Freund, den Dichter v. Sternberg! — Man hat also den renommirten Schriftsteller v. Sternberg in der Gesellschaft! Als der bekannte große Unbekannte demnach wiedererscheint, umringt ihn die Gesellschaft, spricht von der Ehre und dem Vergnügen, die ihr geworden, einen solchen Mann in ihrer Mitte begrüßen zu können, und einer der angesehensten Kaufleute besteht sofort darauf, daß der edle Freiherr das Wirthshaus verlasse und für die Zeit seines Aufenthalts eine Wohnung in seinem Hause annehme. Der Pseudo-Freiherr läßt sich erbitten, seine Weiterreise auf einige Tage zu verschieben, lebt aufs Beste von der ganzen Stadt fetirt, in dulci jubilo, und als er endlich — durch Geschäfte mit Cotta gezwungen! — auf's Schleunigste abreisen muß, kann er seine Wechsel nicht erwarten, und sein gefälliger Wirth beeilt sich ihm 50 Thlr. vorzustrecken, doch: Roß und Reiter sah er niemals wieder.

---

## Museum.

In dem Aufrufe, welchen der unterzeichnete Vorstand unter dem 21ten v. M. an das geehrte Publikum erließ, war im Voraus bemerkt, daß nur die thätige Mitwirkung und Theilnahme desselben den Fortbestand dieser Anstalt sichern könne!

Der erwartete Erfolg ist indessen bis jetzt nicht eingetreten.

Viele bisherige Mitglieder haben fernere Theilnahme theils verweigert, theils unbestimmt gelassen.

Der Vorstand sieht sich daher genöthigt, die Wieder-Eröffnung des Museums einstweilen aufzuschieben und vor Allem die verehrlichen stimmfähigen Mitglieder zu einer General-Versammlung auf Dienstag den 9ten d. M. Abends 6 Uhr im Weidenbusch dringend einzuladen.

Frankfurt a. M. den 6. November 1847.

**Der Vorstand des Museums.**

# Zwei Schweizer-Gedichte. *)

## Zuruf an die Urkantone.

Wohlan, zum Kampf, ihr Urkantone,
Hervor, du alter Schwyzer Leu,
Den sie gereizt mit jungem Hohne,
Tritt auf und kämpfe kühn und treu!

In deinen Bergen wird es tönen
Von todesmuth'gem Schlachtgeschrei,
Laut kündend zu Europa's Söhnen:
„Wir leben frei, wir sterben frei!"

Die Völker werden rings sich schaaren,
Zu schauen, wie der edle Leu,
Die alte Freiheit sich zu wahren,
Zum Kampfe eilt beherzt und treu.

Verrath und Umsturz werden lauern,
„Ob jetzt ihr Tag gekommen sey?"
Es rüstet hinter manchen Mauern
Die radikale Klerisei!

Doch du, ehrwürdig Volk der Treuen,
Du wirst der Schlange Kopf zertreten,
Wirst unter heißen Schlachtgebeten
Den alten Väterbund erneuen!

O, weißt du, was dein Kampf bedeutet,
Für was dein Schwert im Schlachtfeld blitzt?
Was du gewinnst, das ist erbeutet
Für Jeglichen, der noch besitzt.

Du kämpfest für Europa's Throne,
Und für der Ordnung hohes Gut, —
Es fließt im Kampf der Urkantone
Für Recht und Ruhe treues Blut.

Ein Riesenschicksal wird entschieden,
Entweder Radikalenthum
Und Knechtschaft, oder Gottesfrieden
Und alte Rechte, alter Ruhm.

Der Frieden wird uns wiederhallen
Aus Eurer Bergschlacht wirrem Drang,
Wo nicht, wird manche Stütze fallen,
Und tönen mancher Grabgesang.

Vorkämpfer seyd ihr für uns Alle,
Wir führen nur ein Schlachtpanier,
Wir sterben hin mit eurem Falle,
Mit eurem Siege siegen wir!

Luzern. Carus.

## Fort mit Jesuiten!

Ermanne Dich, o Volk, voll Kraft und Ruhm!
Gefahren droh'n dem theuern Vaterlande,
Verderben sprüht das finstre Pfaffenthum,
Mit Hohn schlingt es um uns die Knechtesbande;
Drum schwört, Ihr Erben freier Sitten:
Sie müssen fort, die Jesuiten!

Helvetien! berühmtes, schönes Land!
Wo Tell gelebt, wo freudig Wand'rer reisen,
Zerrissen, ach! ist jetzt das Eintrachtsband,
Es morden Schweizer sich, es trauern Waisen.
Wer trägt die Schuld? Wohlan! gestritten,
Sie müssen fort, die Jesuiten!

Wir lebten glücklich, fromm, gewerbsam, frei,
Man nannte uns ein biedres Volk von Brüdern,
Kaum wußten wir was Haß und Zwietracht sey;
Da kamen Priester, um uns zu zergliedern;
D'rum Volk, herbei aus Haus und Hütten!
Sie müssen fort, die Jesuiten!

Wir strebten ernst nach Wissenschaft und Licht,
Wir pflegten treu die Bildung edler Jugend,
Da grinst der Heuchler giftiges Gezücht
Und lähmet unsern Schritt zu Glück und Tugend;
Wird das von Schweizern wohl gelitten?
Sie müssen fort, die Jesuiten!

Geliebte Schweiz, o Land voll stolzer Pracht!
O höre, was jetzt deine Söhne schwören:
Verbannet sey die finstre Pfaffenmacht,
Daß Friede, Glück und Freiheit wiederkehren,
Geschworen ist's nach Vätersitten:
Sie müssen fort, die Jesuiten!

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 7. October. Undine, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzgl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

Montag, den 8. November. (Zum Vortheil des Herrn Grahn) Neu einstudirt: Zu ebener Erde und erster Stock, oder „Die Launen des Glücks", Lokalposse mit Gesang in 3 Abtheilungen, von Nestroy. Musik von Müller.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

*) Wir erhalten soeben folgende beide Gedichte, ein Sonderbunds-Gedicht und ein Zwölfzweihalbbunds-Gedicht. Letzteres unter dem Titel: „Fort mit den Jesuiten" hat einen katholischen Geistlichen im Aargau zum Verfasser.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 309.** Dienstag, den 9. November **1847.**

### * Die Halsbandgeschichte.

(Fortsetzung.)

Boehmer ließ sich indeß nicht entmuthigen. Gegen Ende December des Jahres 1784, als er von dem geheimen Einflusse der de la Motte bei der Königin vernommen, wandte er sich an diese Dame und machte ihr beträchtliche Geschenke, um sie für sein Interesse zu gewinnen. Die Gräfin wies jedoch den Vorschlag ab. Die Sache blieb unentschieden und in der Zwischenzeit wurde Herr von Souza beauftragt, das Halsband für die Königin von Portugal anzukaufen. Der Cardinal von Rohan hielt sich währenddeß zu Saverne auf und kehrte erst am 5. Januar 1785 nach Paris zurück. Am 24. December aber begab sich Madame de la Motte zu den beiden Juwelieren, welchen sie bei der ersten Zusammenkunft eine so große Abneigung gezeigt hatte, sich in die Geschäftsverhandlungen einzumischen und meldete ihnen, daß der Cardinal mit dem Auftrage zurückkehren werde, das Halsband für Marie Antoinette einzuhandeln. Zugleich forderte sie die Juweliere auf — ein Umstand, der nicht übersehen werden darf — alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen.

Der angesagte Besuch fand statt. Der Cardinal kam zu den Juwelieren und ließ sich mehrere Kleinodien zeigen; unter andern wurde ihm auch der Diamantenschmuck vorgelegt und er erklärte sich beauftragt, den äußersten Preis desselben zu erforschen. „Eine Million sechsmalhunderttausend Livres," erwiederten die Verkäufer, indem sie bemerkten, wie sie lange die Hoffnung gehegt hätten, den Schmuck Marien Antoinetten zu verkaufen, aber da diese Hoffnung fehlzuschlagen scheine, so seyen sie entschlossen, eine Zeichnung des Halsbandes der Prinzessin von Asturien zu übersenden. Hierauf erklärte der Fürst, daß er die Diamanten ankaufen werde, und zwar nicht für sich selbst, sondern für Jemand, den er nicht nennen könne und falls er den Namen des wahren Käufers auch später noch verschweigen müsse, so würde er besondere Anordnungen treffen. Uebrigens sey ihm anempfohlen worden, die Unterhandlungen nur mit Boehmer einzugehen und dieß war derjenige von den beiden Juwelieren, mit welchem Marie Antoinette in directem Verkehre stand. Auf Boehmer's Bemerkung, daß es ihm unmöglich sey, ein solch wichtiges Geschäft ohne Mitwissen seines Associes abzuschließen, versicherte der Cardinal, er bedürfe erst weiterer Instructionen, bevor er in diese Bedingungen eingehen könne.

Dieß ist der Bericht von der ersten Zusammenkunft der Juweliere mit dem Cardinal, wie ihn Boehmer und Bassange später in einem Memoire der Königin mitgetheilt haben. — Nach Verlauf von zwei Tagen erhielten die Juweliere ein eigenhändiges Schreiben von dem Fürsten, worin er sie bat, ihm den „fraglichen Gegenstand" zu überbringen. An diesem Tage machte ihnen der Cardinal Vorschläge, welche sie annahmen. Das Halsband wurde zu dem Preise von einer Million und sechsmalhunderttausend Livres, zahlbar von sechs zu sechs Monaten, angekauft. Am 1. Februar schrieb der Fürst auf's Neue, worauf sich die Juweliere mit dem Kleinode zu ihm begaben und hier erst vertraute er ihnen unter dem Siegel des Geheimnisses, was sie schon von der de la Motte vernommen, nämlich, daß die Königin den Halsschmuck kaufe. Er zeigte ihnen die eigne Vollmacht der Monarchin, indem er sie am Rande des Schreibens die Worte bemerken ließ: „Approuvé, Marie Antoinette de France." Durch die de la Motte gewarnt, hatten die Verkäufer einige Besorgniß hinsichtlich der Zahlungen gezeigt und um sie zu beruhigen, war es nöthig gewesen, den Namen der Königin mit einzumengen.

Zur Zeit aber, als diese Unterhandlung geschlossen wurde, trug sich Folgendes in dem Palaste zu. Die Königin war mit ihrer Toilette beschäftigt, als Mademoiselle Bertin, ihre Modehändlerin, eintrat und erzählte, daß endlich die berühmten Diamanten ihre Bestimmung gefunden hätten. Herr von Souza habe den Schmuck angekauft und zwar für die Königin von Portugal. „Ah, das ist mir sehr lieb," entgegnete Marie Antoinette, „ich werde Boehmer rufen lassen und Herrn v. Souza meinen Dank bezeigen, mich von diesem verwünschten Halsbande befreit zu haben." Ohne Zweifel waren diese Worte nur der ironische Ausbruch ihres bitteren Gefühles. Denn als Boehmer eintrat, nahm sie ein Buch zur Hand und las einige Augenblicke, bevor sie zu sprechen anfing, wie sie stets zu thun pflegte, wollte sie Jemanden ihre Unzufriedenheit kundgeben. Entstand diese Verstimmung aus einer unerklärbaren Grille oder war sie der weiblichen Eifersucht und dem geheimen Verdruße zuzuschreiben, einer fremden Princessin diesen Schmuck zu überlassen, der durch die Anerbietungen und Reisen Boehmer's eine europäische Berühmtheit erlangt und an allen Höfen wie in der gesammten Frauenwelt so großes Aufsehen erregt hatte? Endlich legte sie das Buch nieder und sagte mit einem strengen Blicke zu dem Juwelier:

„Es freut mich, Herr Boehmer, zu hören, daß Sie Ihr Halsband verkauft haben."

„Mein Halsband, Madame?"

„Nun ja, Ihr Halsband, das Herr von Souza heute noch nach Lissabon absendet."

Boehmer vertheidigte sich gegen diese Beschuldigung, und die Königin warf Mademoiselle Bertin einen vernichtenden Blick zu (Mémoires de Mlle. Berlin p. 105), als wolle sie ihr die unzeitige Beunruhigung vorwerfen.

Marie Antoinette sollte an diesem Tage vor dem Gottesdienst die Gesandten und ihr vorgestellten Damen empfangen. Als Herr von Souza in dem Salon erschien, schritt sie gegen alle Etiquette grade auf ihn zu und sagte ihm lebhaft: „Herr von Souza, ich benachrichtige Sie hiermit, daß Sie das Halsband nicht bekommen werden; Sie werden es nicht bekommen, es ist verkauft!“ Und da Herr von Souza erstaunt schien, wiederholte die Königin mit triumphirender Miene: „Ich bedaure, allein Sie werden es nicht bekommen.“

Der Cardinal war im Besitze des Halsbandes und es handelte sich nun darum, dasselbe der Königin einzuhändigen. War er auch bei der Königin zugelassen, so konnten diese Zusammenkünfte doch nur selten stattfinden. Am 1. Februar 1785 reiste der Cardinal in Begleitung seines Kammerdieners Schreiber, der das kostbare Geschmeide in einem Kästchen bei sich trug, nach Versailles ab. Gegen Abend langte er dort an und begab sich sogleich zu Madame de la Motte, vor deren Thüre er den Diener wegschickte, nachdem er ihm die Diamanten abgenommen hatte. Bald nachher ließ sich ein Mann im Namen der Königin anmelden und der Prinz zog sich in einen halboffenstehenden Alkoven zurück. Der Fremde überbrachte der de la Motte ein Billet, das sie schweigend ihrem Freunde hinreichte. Die Königin verordnete darin, daß man dem Ueberbringer das Schmuckkästchen übergeben solle, was auch alsbald geschah. Dieser Fremde war ein Kammerdiener der Königin Namens Lesclaux, und es ist zu vermuthen, daß er dem Cardinale nicht unbekannt gewesen, da ihm derselbe ohne Zögern, ohne nur weiter nachzuforschen, ja ohne eine Quittung zu verlangen, einen Werth von einer Million sechsmalhunderttausend Livres anvertraute.

Es war zu erwarten, daß Marie Antoinette den Unterhändler von dem Empfange des Halsbandes benachrichtigen würde. Madame de la Motte sagte dem Fürsten, daß die Königin ihm am folgenden Tage unweit des Oeil-de-Boeuf durch ein verabredetes Zeichen von dem Besitz des Schmuckes zu benachrichtigen gedenke, und dieß geschah auch wirklich; eine wichtige Thatsache, die der Abbe Georgel im zweiten Theile seiner Memoiren selbst zugesteht.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Stellung der politischen Presse in Deutschland.

Ein so eben erschienenes Buch: Rückblicke in mein Leben, von Heinrich Luden *), gibt uns Veranlassung zu der folgenden Mittheilung, deren Ueberschrift manchen Leser Wunder nehmen wird. Göthe über die Stellung der politischen Zeitungspresse, und insbesondere über die Stellung eines verantwortlichen Redacteurs, ist immer eine Autorität, auf die man wohl achten darf, sollte auch die ausgesprochene Ansicht ganz gegen die Erwartung Vieler ausfallen, welche sehr erstaunt sein dürften, von dem vielverschrieenen Gegner aller Politik und Nationalität hier Dinge zu hören, auf die man bei dem Fürsten der deutschen Dichter am wenigsten gefaßt zu seyn pflegt. Und es ist nicht der Jüngling Göthe, der freiheitsdurstige, Himmel und Erde revolutionirende Dichter des Werther und Götz von Berlichingen, dessen Urtheil wir hier für unsere deutschen Preßzustände zu Buche nehmen wollen: nein, es ist der großherzoglich weimarische Staatsminister von Göthe Excellenz, der Mann an der Schwelle des Greisenthums, welcher Welt und Leben und insbesondere deutsche Welt und deutsches Leben fast durch ein halbes Jahrhundert beobachtet hatte. Diese äußere Lebensstellung ist wichtig bei uns. In Deutschland war noch vor kurzer Zeit ein „Zeitungsschreiber“ ungefähr die verachtetste Person. (Ist's auch hier und da noch). Daß er nichts Rechtes gelernt, daß er von den Staatsverhältnissen keine ordentliche Kenntniß habe, verstand sich so ziemlich von selbst; und die Welt der Gelehrtheit und Wissenschaft blickte in selbstgenügsamer Vornehmheit nieder auf das Treiben eines solchen „Scribenten“ und würdigte sein Urtheil und seine Meinung kaum der oberflächlichsten Kenntnißnahme. Jetzt, scheint es, hat sich die Welt herumgedreht. Jetzt schreiben Doctoren und Professoren Zeitungen, Männer der erprobtesten Wissenschaft, und was geschieht? Die gegnerische Partei mißachtet und höhnt sie und versagt ihren Worten Gewicht, weil — nun weil sie eben Professoren sind. Sie könnten wie der Faust in der Volkstragödie zum Famulus Wagner sagen, ich muß fort von Mainz, denn hier in dem Neste glauben sie mir doch nichts, und wenn ich Salomon's Weisheit hätte, bloß weil ich — Professor bin.“

Wir wollen also einmal zur Abwechselung einen Staatsminister selbst über die Stellung der deutschen politischen Presse reden lassen, einen Staatsminister, der freilich das Unglück hatte, nebenher noch ein Poet zu seyn. Vielleicht findet sich, daß Manches von dem, was Göthe vor nunmehr vierunddreißig Jahren über diesen Gegenstand sagte, auf die heutigen Tageszustände noch sehr anwendbar ist.

Es war im November des Jahres 1813. Die Schlacht von Leipzig war geschlagen, das Schicksal Deutschlands und der Welt schien nach ungeheuren Blutopfern der glücklichen Entscheidung nahe gerückt, und Friedrich von Gentz klagte seiner Freundin Rachel, daß jetzt für ihn die Dinge auch nicht mehr das Interesse der Spannung hätten. In dieser Zeit nun, wo Alles in Deutschland die letzte Kraft zum Kampfe zusammenraffte und Jeder auf seine Weise der „guten Sache“ zu dienen sich bestrebte, beschloß Luden, von Grolmann angeregt, ein politisches Journal, die „Nemesis“, zu gründen. Zu dem Ende begab er sich auch zu Göthe, um das Journal seiner Protection zu empfehlen und ihn selbst zu Beiträgen für dasselbe aufzufordern. Göthe lehnte Beides ab. Aber er that noch mehr: er widerrieth dem Akademiker und Gelehrten auf das entschiedenste sein patriotisches Unternehmen; er warnte ihn, seine Bücher und gelehrten Studien zu verlassen und „sich in die Zwiste der Könige zu mischen, in denen,“ sagte er, „doch niemals auf Ihre und meine Stimme gehört werden wird.“ Luden fühlte sich bewegt und verletzt. Er antwortete in dieser Stimmung voll patriotischen Schwunges und erfüllt von jener Begeisterung und Zuversicht, die damals die deutsche Welt belebte: „Wie ja gerade das, daß der deutsche Michel bisher nur für sich selbst gesorgt, sein eigenes Steckenpferd geritten, alsdann seinen Kloß gegessen und sich behaglich den Mund gewischt, unbekümmert um das gemeine Wesen, um Vaterland und Volk, — wie gerade dieses es sei, was Schimpf und Schande und unermeßliches Unglück über Deutschland gebracht habe. Und alle diese Schande und dieses Unglück werde von Neuem über uns kommen, wenn wir zurückkehren zu der alten faulen Weise und es machen wie jener ehrsame Jenaer Bürger, der seinem Nachbar im Frühling 1813 zurief: „„Ja, Herr Nachbar, wie sollte es gehen?

*) Rückblicke in mein Leben. Aus dem Nachlasse von Heinrich Luden. (Jena, Friedrich Luden, 1847.) Wir werden das reichhaltige Buch im Feuilleton besprechen.

Gut. Die Franzosen sind fort, die Stuben sind gescheuert, nun mögen die Russen kommen, wann sie wollen.''" Und so sprach der Herausgeber der „Nemesis", der angehende professorische Politiker, wie er selbst erzählt, noch einige Minuten fort von der „großen Entscheidung," von der „Erhebung" des deutschen „Volkes", von den „Proclamationen" der Fürsten, von Vaterland, von Freiheit, von der Nothwendigkeit, eine bessere Zukunft zu begründen, und von der heiligen Pflicht eines jeden guten Menschen, nach Kräften mitzuwirken zur Benutzung dieser „großen Tage des neuen Heils."

Der Olympier hörte ihm mit ruhiger Gelassenheit zu. Als jener geendet, erwiederte er nicht ohne tiefe Bewegung:

„Ich habe Ihnen ruhig zugehört und recht gern. Sie aber sind in einigen Eifer hineingerathen, und dies ist eben nicht nöthig gewesen, da sie gewiß selbst nicht glauben, daß Sie mir etwas Neues, daß Sie mir etwas gesagt haben, was mir unbekannt gewesen wäre. Ich spreche über solche Dinge sehr, sehr ungern, und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich meine guten Gründe habe. Ich würde mich auch mit Ihnen nicht in ein solches Gespräch eingelassen haben, wenn von etwas Geschehenem, von einem facto oder auch von einer einzelnen vorübergehenden Handlung, die erst geschehen soll, die Rede wäre. Es gilt eben nun etwas Anderes. Sie wollen in dieser wunderlichen und furchtbaren Zeit ein Journal herausgeben, ein politisches Journal. Sie gedenken dasselbe gegen Napoleon zu richten und gegen die Franzosen. Aber glauben sie mir, Sie mögen sich stellen, wie Sie wollen, so werden Sie auf dieser Bahn bald ermüden. Sie werden bald daran erinnert werden, daß die Windrose viele Strahlen hat. Alsdann werden Sie an die Throne stoßen und, wenn auch nicht denen, welche auf denselben sitzen, doch denen mißfallen, welche dieselben umgeben. Sie werden alles gegen Sich haben, was groß und vornehm in der Welt ist, denn Sie werden die Hütten vertreten gegen die Paläste und die Sache der Schwachen führen gegen die Hand der Starken. Aber mit den Großen und Mächtigen ist nicht gut Kirschen essen, Sie wissen, aus welchen Gründen; den Waffen derselben hat man nichts einzusetzen...."

Nach einer Pause fuhr Göthe fort:

„Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Theil unseres Wesens, und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Deutschlands Zukunft. Ich halte ihn so fest, als Sie, diesen Glauben. Ja, das deutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Deutschen ist, um mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt. Hätten sie keine andere Aufgabe zu erfüllen gehabt, als das römische Reich zu zerbrechen und eine neue Welt zu schaffen und zu ordnen, sie würden längst zu Grunde gegangen seyn. Da sie aber fortbestanden sind und in solcher Kraft und Tüchtigkeit, so müssen sie, nach meinem Glauben, noch eine große Bestimmung haben, eine große Bestimmung, welche um so viel größer seyn wird, denn jenes gewaltige Werk der Zerstörung des römischen Reiches und der Gestaltung des Mittelalters, als ihre Bildung jetzt höher steht. Aber die Zeit, die Gelegenheit vermag ein menschliches Auge nicht voraus zu sehen und menschliche Kraft nicht zu beschleunigen oder herbei zu führen. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem Jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten und wie nach unten, so auch, und vorzugsweise nach oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den anderen Völkern, sondern wenigstens hierin voranstehe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit es nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht. Aber wir haben es jetzt nicht mit der Zukunft zu thun, nicht mit unseren Wünschen, unseren Hoffnungen, unserem Glauben und auch nicht mit den Schicksalen, die uns und unserem Vaterlande bevorstehen mögen, sondern wir sprechen von der Gegenwart, von den Verhältnissen, unter welchen Sie Ihre Zeitschrift beginnen wollen."

Göthe stellt darauf den Fall hin, daß Napoleon nicht besiegt werde, nimmt aber selbst diesen Fall als unwahrscheinlich an, und fährt dann fort:

„Es bliebe mithin nur der Fall übrig, daß Napoleon besiegt würde, gänzlich besiegt. Nun? Und was soll nun werden? — Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk würde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat, nämlich die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? Haben Sie das prächtige Wort vergessen, das der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine Stube gescheuert sah und nun, nach dem Abzuge der Franzosen, die Russen bequemlich empfangen konnte? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird? Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht aber würden wir es richtiger Befreiung nennen; nämlich Befreiung nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr, und nicht mehr Italiener, dafür sehe ich aber Kosacken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren. Wir haben uns seit einer langen Zeit gewöhnt, unsern Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dorther zu erwarten; aber die Erde dehnt sich auch noch weithin nach Morgen aus. Selbst wenn wir all' das Volk vor unsern Augen sehen, fällt uns keine Besorgniß ein, und schöne Frauen haben Roß und Mann umarmt. Lassen Sie mich nicht mehr sagen..."

Als ich auf dieses Wort etwas erwiederte, erzählt Luden weiter, entstand ein Gespräch, in welchem Göthe's Worte immer bestimmter, schärfer und, ich möchte sagen, individueller wurden. Aber ich trage Bedenken, niederzuschreiben, was gesprochen worden ist. Auch wüßte ich nicht, wozu es dienen sollte. Nur das Eine will ich bemerken, daß ich in dieser Stunde auf das innigste überzeugt worden bin, daß diejenigen im ärgsten Irrthume sind, welche Göthe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine

deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschland's Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß von den Menschen und von den Dingen wohl entschließen mußte.

Luden gesteht, daß er späterhin oft an dieses merkwürdige Gespräch mit Göthe gedacht hat. Aber so weit sey es doch niemals gekommen, daß ihm der Ausruf: O Solon, Solon! ausgepreßt worden wäre.

An der Wahrhaftigkeit dieser Aufzeichnungen ist nicht zu zweifeln. Sie wurden nicht für den Druck geschrieben, sondern zu eigener Befriedigung. Und sicher dürfte noch gar Manches, was der greise Dichter-Staatsminister 1813 sagte, 1847 volle Gültigkeit haben. Köln. Z.

## Tabletten.

*** Am 9. August starb zu Ekonomy (nahe bei Pittsburg) Vater Georg Rapp, der bekannte Gründer dieser Colonie und wohl der größte praktische Communist seines Zeitalters. Er starb im 92ten Jahre seines Alters, war rüstig und gesund bis zu seinem Ende und bewahrte seine Geisteskräfte bis zum letzten Augenblicke. Im Jahr 1804 wanderte er mit einer Zahl Glaubensgenossen, die im alten Vaterlande (Würtemberg) wegen ihrer schwärmerischen Religionsansichten allerlei Plackereien zu erdulden hatten, nach den Vereinten Staaten. In Butler County gründete er die sogenannte alte Harmonie, und die Colonie gedieh vortrefflich. Allein weil das Klima namentlich für Weinbau nicht günstig war, verkaufte er diese Besitzung an Herrn Ziegler und zog mit seinen Leuten nach dem Staate Indiana, wo er die neue Harmony anlegte. Kränklichkeit und andere Umstände verleideten ihm auch diesen Ort, so daß er seinen Besitz an den Sozialisten Owen verkaufte und nach Pensylvanien zurückging, wo er 18 Meilen unterhalb Pittsburg am Ohio das freundliche Städtchen Ekonomy gründete. Diese Colonie blühte bald zu seltnem Wohlstande auf. Außer beträchtlichem Ackerbau auf 3—4000 Acker vortrefflichen Bodens legten die Colonisten Wollen- und Baumwollenfabriken an, hatten ihre eignen Mühlen, Gerbereien, sogar Dampfboote u. s. w. Die Seele des Ganzen war Rapp, der bei seltner Willenskraft, klarem Verstande (obzwar voll religiöser Befangenheit) das unbegrenzte Vertrauen seiner Anhänger besaß (die ihn sogar für unsterblich gehalten haben sollen.) — Vor etwa 15 Jahren erlitt die Ansiedlung durch den berüchtigten Pseudografen Leon einen beträchtlichen Verlust dadurch, daß er ihr mehrere 100 Mitglieder entführte. Da Rapp strenge Arbeitsamkeit und Sparsamkeit eingeführt hatte, so ist nach und nach ein bedeutendes Vermögen aufgehäuft worden, welches Gemeingut Aller ist, obzwar alle Besitztitel auf Rapp's Namen stehen. Nur Rapp's starrer Wille konnte die Ehelosigkeit der Mitglieder und völlige Trennung der Geschlechter erzwingen. Jüngere fand man schon in neuerer Zeit weniger in der Colonie, — die Aelteren sind in den lang gewohnten Formen bereits erstarrt und werden vereint bleiben; das Ganze muß als naturwidrige Anstalt zerfallen. Rapp's Colonie gibt uns jedenfalls die wichtige Lehre, daß Kraftvereinigung, besonders in einem freien Lande, Unglaubliches vermag. Ob aber irgend eine andere Idee, außer religiösem Fanatismus, stark genug sey, das Selbstgefühl aller Einzelnen soweit darnieder zu halten, daß Alle nach Einem Willen sich bewegen, und ob am Ende das Glück, welches Rapp seinen Leuten geschaffen, ein beneidenswerthes genannt werden könne, das bleibt die Frage. Ich möchte nicht in einer Welt wohnen, die aus lauter Rappisten bestände. Rapp hinterläßt nur eine Nichte als nächste Verwandte. mch.

*** Die nunmehr vollendeten deutschen Eisenbahnen haben zusammen eine Länge von 725 Meilen; davon kommen 455 auf die zusammenhangenden norddeutschen Eisenbahnen. Die weitere Eisenbahnverbindung reicht ostwärts bis Warschau, nach Westen bis Tours.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt, 8. November.)

— König Ludwig von Bayern hat bei Cotta einen starken Octavband, meist epigrammatischer Poesien, edirt. Derselbe bildet den 4ten Theil seiner gesammelten Gedichte.

— Die „Fliegenden Blätter" haben so sehr prosperirt, daß ihnen von zwei Seiten Concurrenz eröffnet wurde. Einmal in Düsseldorf durch die sogenannten „Monatshefte", deren jedesmalige Beigabe dreier Originalblätter (meist von Ritter, Schröder oder Kamphausen) dankenswerth ist; dann aber in München selbst durch die „Leuchtkugeln", die dem Publikum für Randzeichnungen zur Geschichte der Gegenwart geboten werden.

— Immermann's Münchhausen wird jetzt von Sonderland illustrirt.

— Von Göthe's Leben, „Dichtung und Wahrheit", ist kürzlich die erste vollständige Uebersetzung in's Englische erschienen, und zwar in Newyork.

— Jenny Lind ist in Stockholm angekommen.

— Zu Wien kommt in diesen Tagen Mendelssohn-Bartholdy's „Elias" zur Aufführung.

Letzten Freitag ist auf der Darmstädter Hofbühne „König Lear" in Scene gegangen. Wir sehen einem Bericht unseres dortigen Correspondenten über diese Aufführung entgegen.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 8. November. (Zum Vortheil des Herrn Grahn. Neu einstudirt: Zu ebener Erde und erster Stock, oder „Die Launen des Glücks", Lokalposse mit Gesang in 3 Abtheilungen, von Nestroy. Musik von Müller.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 9. November. Die Jäger. Familiengemälde in 5 Abtheilungen von Iffland.

Mittwoch, den 10. November. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 310.** Mittwoch, den 10. November **1847.**




Abermals hat ein schöner seltner Geist die Erde verlassen, und ein gebrochenes Künstlerherz mehr deckt der grüne Rasen, unter welchem verschwindet, was nicht dem Gedächtniß der Mit- und Nachwelt (und wie kurz ist oft dieses Gedächtniß!) einer treuen unvergänglichen Bewahrung werth dünkt. Nur die Wogen, die den singenden Arion an's Gestade seiner Sehnsucht trugen, rauschen fort, sein Lied selbst verstummt, und kalt sinkt die todesmüde Hand von der Leyer, deren goldnes Saitenspiel so oft die Stürme des Lebens sänftigte und seine brandenden Wellen ebnete.

Wir haben in der gestrigen Nummer der „Oberpostamts-Zeitung" den am Nachmittag des 4. Novembers zu Leipzig erfolgten Tod Mendelssohn's angezeigt und wollen heute unsern Lesern in einer kurzen Darstellung diejenigen Momente aus seinem Leben*) vorführen, die uns am geeignetsten erscheinen, die Größe des Verlustes, der Deutschland und die musikalische Welt durch den Tod dieses Mannes betroffen hat, ermessen zu lassen, und zugleich als kleiner Baustein zu dem Denkmal zu dienen, das die dankbaren Zeitgenossen dem Gedächtniß des seltenen Künstlers neben demjenigen setzen werden, welches sein Genius ihm, so lange es Menschen gibt, die Lieder singen, und Menschen, die Liedern lauschen, errichtet hat.

Dr. Felix Mendelssohn-Bartholdy ward am 3. Februar 1809 von jüdischen hochgebildeten Eltern in Hamburg geboren. Sein Vater konnte sich rühmen, daß er einen ebenso großen Mann zum Vater wie zum Sohne habe, denn Felix war der Enkel jenes berühmten Berliner Philosophen, der sich durch seine Bearbeitung des Platonischen „Phädon" einen bleibenden Namen in der philosophischen Literatur gegründet hat. Schon in früher Jugend trat das musikalische Talent des kleinen Felix unverkennbar zu Tage, und der reiche Vater, der die Liebe zur Musik von seinem Vater geerbt hatte, that Alles, um den zarten Keim, der eine so herrliche Blume zu werden versprach, zu wahren und zu pflegen. Zelter unterrichtete ihn im Generalbaß und in der Composition, Berger und Klein wurden seine Lehrer auf dem Fortepiano. Der Knabe übertraf alle Erwartungen seiner Lehrer. Schon in seinem achten Jahre löste er die schwierigsten Aufgaben des strengen Satzes mit der größten Leichtigkeit, und nur die kleine Hand hinderte ihn noch, auf dem Klavier die größten Schwierigkeiten des virtuosen Spiels auszuführen. Die Schärfe des Gehörs wie die Stärke seines musikalischen Gedächtnisses waren gleich bewundernswerth, und im prima vista-Spiel erregte er das höchste Erstaunen der Kenner. Man tadelte Zelter's allzupraktischen Unterricht, der sein Genie mit eisernen Zangen auf der praktischen Seite der Kunst festhielt und ihm eine selbstständige Entfaltung seines Talentes, wo nicht unmöglich, doch wenigstens sehr schwierig machte.

In seinem neunten Jahre spielte Felix zum ersten Male öffentlich zu Berlin und seine schon damals an Tag gelegte Virtuosität würde den eminentesten Klavierspielern jener Zeit zur Ehre gereicht haben. Später machte er mit seinen Eltern eine Reise nach Paris und erregte auch hier durch sein musikalisches Talent großes Aufsehen. 1821 kam der zwölfjährige Knabe nach Weimar, und der alte Heros deutscher Poesie mit dem greisen Dichterhaupte neigte sich gütig zu dem jungen Liebling der holden Musica nieder. Goethe gewann den begabten, geistvollen und muntern Knaben lieb und wandte ihm seine volle Theilnahme zu. Neben den Eigenschaften der reifsten Studien und des männlichen Alters interessirte der unbefangene knabenhafte Muthwille, der kindlich offene Sinn. Als bei einem musikalischen Frühstück Hummel fantasirt hatte, und man nun in den Knaben drang, nach diesem Meister zu spielen, fing er bitterlich zu weinen an, und war nicht dazu zu bewegen.

Mendelssohn's erstes für die Oeffentlichkeit bestimmtes Werk erschien 1824, nachdem er früher schon viele Fugen, Klavierstücke und sogar einige kleine Operetten componirt hatte, die sich des Beifalls der Kenner erfreuten. Es waren zwei Quartetten, denen bald eine große Klaviersonate mit Violinbegleitung in F moll und ein anderes ausgezeichnetes Quartett in H moll folgte. Im Sommer 1827 wurde in Berlin seine erste größere Oper, „die Hochzeit des Gamacho" gegeben. Von 1829 an brachte er fast vier Jahre auf Reisen zu, die fast als ein einziger Triumphzug betrachtet werden können. Sowohl sein virtuoses Spiel wie seine Compositionen fanden allenthalben die verdiente Bewunderung. Im Sommer 1836 sahen wir ihn in unserm Frankfurt, wo er sich mit einem liebenswürdigen gebildeten Mädchen verlobte. Das freundliche Frankfurt ward für längere Zeit sein Aufenthaltsort; dann ging er nach Leipzig, um die Direction der dortigen Gewandhaus-Concerte zu übernehmen, welchem Berufe er auch bis zu seinem Tode treu geblieben ist.

Indem wir uns einen ausführlichen Bericht über die nun folgende Periode seines Lebens und Wirkens vorbehalten, da uns heute noch das Material zu einer umfassenden Arbeit abgeht, gedenken wir nur mit einigen Worten der jüngsten Zeit seines Lebens, die wir der „Leipz. Zeitung" vom 6. November entnehmen. Von England, wo ihm die Aufführung

*) Wobei wir die biographischen Notizen dem Universallexikon der Tonkunst entnehmen.

seines „Elias" neue Siege bereitete, glaubte der Leidende einige Erholung im Lande der Alpen suchen zu müssen. Auch dort ließ ihm sein lebendiger Geist keine Ruhe, vielmehr ergoß sich dieser in neuen Schöpfungen oder bereitete sie vor. Nach Leipzig zurückgekehrt, wurden bald die Vorstudien zur Aufführung des genannten Meisterwerkes durch die beginnende Krankheit unterbrochen, die in dem nun Verewigten den Todeskeim entwickelte. Schon sprach das Gerücht von dem Schlimmsten, was nun eingetreten, doch flammte noch einmal die Fackel seines Lebens empor und erfüllte Alle mit freudigen Hoffnungen. Aber vergeblich! An dem Tage, an welchem die Nachbarstadt Berlin Mendelssohn's Oratorium „Elias" zum ersten Male aufführte und sich über die Abwesenheit des Componisten nur durch die Hoffnung tröstete, daß seine Krankheit eine ungefährliche sei, rief ihn ein wiederholter Schlagfluß zum Grabe, an dem die würdige Gattin, geliebte Kinder und zahlreiche Freunde weinen.

Ueber seinen Tod melden die „Grenzboten": Sein Todestag ward in Leipzig wie ein öffentliches Unglück hingenommen. Das Sterbehaus war von Hunderten belagert. An seinem Bett stand eine edle Frau, die ihm Alles war, liebreizende Kinder, die seinen Namen fortpflanzen, von fern und nah kamen die Freunde und Angehörigen mit Eisenbahnzügen herbeigeeilt, um noch seinen letzten Blick zu sehen. Wer so stirbt, der ist nur halb zu beweinen.

Von seinen neueren Compositionen nennen wir: Eine große Cantate zur Geburtsfeier Albrecht Dürer's; eine andere zu einem Feste Alexander v. Humboldt's; eine dritte, die „Walpurgisnacht" von Göthe; ferner eine große Sinfonie zur Feier des Reformationsfestes; mehrere Concert-Ouverturen, worunter eine, die „Hebriden", von seinem Aufenthalt auf diesen Inseln so benannt, und eine andere zu Shakespeare's „Sommernachtstraum" eben so geistvoll als originell gedacht und ausgeführt sind. Außer diesen und andern größern Orchesterwerken componirte er eine große Anzahl von Liedern, Quartetten für Bogeninstrumente, Klavierconcerten (worunter das in G moll sich auszeichnet) Sonaten, Etuden, ein Capriccio mit Orchester. Seine vier charakteristischen Ouverturen gründeten eine neue Gattung der Instrumental-Composition; die Musik zu den Sophokleischen Dramen, sowie zum „Sommernachtstraum" wird mit diesen Dichtungen fortleben. Sein großes Oratorium „Paulus" und seine geistlichen Motetten gehören zu dem Ausgezeichnetsten, was wir in diesem Genre besitzen. Sein Oratorium „Elias" sollte diesen Ruhm noch mehren; aber fast im Moment, wo Deutschland sich aller Orten zur Aufführung des großen Meisterwerks anschickt, stirbt der Componist, und der Lorbeer, der seine Stirne zieren sollte, wird sein Todtenkranz. In seinem Nachlaß soll sich auch der erste Akt einer Oper, „Loreley", Text von E. Geibel befinden. Schon die Wahl des Sujets rechtfertigt indessen, was wir unten von dem Beruf Mendelssohn's für dramatische Composition sagen werden. Die „Loreley" ist so wenig ein dramatischer Stoff, daß weder der hochbegabte E. Geibel, noch der geniale Componist ihm eine wirklich dramatische Bedeutung würden verschafft haben. Es gehört vielleicht mit zum vielen andern Glück des trefflichen Mendelssohn, daß er seiner neuen Richtung zur Bühne nicht folgen konnte. Sein Ruhm mindestens bleibt nun ein unbestreitbarer, wie es andererseits ein ehrendes Zeugniß seines künstlerischen Strebens ablegt, daß er auch nach dem Lorbeer auf dem dramatischen Gebiete rang, und sich das Talent zutraute, ihn zu verdienen.

Was den Kunstwerth der Mendelssohn'schen Compositionen anbelangt, so müssen wir uns hier, eben sowohl durch den Raum wie durch die Zeit beschränkt, auf wenige allgemeine und flüchtige Andeutungen beschränken.

In der Erfindung ist Mendelssohn meist poetisch, und da ihm alle Mittel seiner Kunst zu Gebote stehen, so fehlt selten die vollendete Ausführung des musikalischen Gedankens. Dabei gilt ihm die Kunst als ein Heiliges, nicht bloß vorhanden, um durch leeren Klingklang und herz- und geistloses Durcheinanderwirbeln von allerhand hohlen musikalischen Phrasen einen augenblicklichen Effekt hervorzurufen; sondern ihm ist die Kunst mehr als Sinnenkitzel; sein Streben geht unmittelbar auf die innere Harmonie zwischen Form und Gedanke und in der Verbindung beider zu einem schönen unzertrennlichen Ganzen sucht er die Erfüllung der Kunst. Mendelssohn gehört nicht zu den titanhaften Schöpfern in der Musik; selbst über seine großartigsten Tondichtungen ist ein idyllischer Hauch ausgebreitet und die Stimmung bleibt immer eine rein lyrische. Bei allem Schwung und Liebreiz der Fantasie und allem Rausch des Rhythmus gewinnt er nicht das tragische Gefühl, und er würde sich darum schwerlich zu einer dramatischen Composition im höheren Style geeignet haben, selbst wenn ihn sein Genius nicht von selbst demjenigen Ziele zugeführt hätte, bei dessen Erreichung wir ihn so glücklich und fast einzig in unserer Zeit sehen. Dieß ist eben die lyrisch-romantische Composition, und hier ist jeder Ton ein vom Geist belebter Werceruf des Genius. Sein Gefühl ist wahr, und wie es vom Herzen kommt, so muß es auch zum Herzen dringen. Die subtile Behandlung der Form und die weiche Modulation seiner Melodien erinnert uns häufig an Platen, mit dem er auch gewiß unter allen Dichtern am Ersten zu vergleichen ist. Unendliche Tonfülle, die jedoch unter seiner Künstlerhand nie zur Ueberfülle wird, tritt uns fast in jeder Composition entgegen; er ist ein großer Maler und ein noch größerer Zeichner; im Technischen darf er sich kühn mit jedem Componisten, auch dem besten, messen. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß die bei ihm vorwiegende Verstandesrichtung häufig dem Gemüthe Eintrag thue; aber welchem echten Künstler, in was für einer Sphäre des Schaffens er sich auch bewege, macht man nicht diesen Vorwurf! — Es ist so leicht, das Gemüth zu verkennen; denn oft grade da, wo es sich in seiner schönsten und reichsten Entfaltung offenbart, verliert es scheinbar seine Gewalt, und der Verständige sieht nur eben noch den Verstand und dessen überwiegenden Einfluß. Wäre jener Vorwurf bei Mendelssohn gegründet, er würde nicht zur Hälfte der große Künstler seyn, der er in Wahrheit ist. Allerdings ist er ein verständiger Tondichter, ein Meister in der Form und Anwendung der Mittel, seine musikalische Ausbildung wird wohl schwerlich übertroffen werden; aber zugleich ist er auch ein poetischer Tondichter, farben- und blüthenreich wie wenige, und der innigsten seelenvollsten Empfindung fähig. Will man ihm auf Kosten des Künstlers zu viel Wissenschaft schuld geben, man thue es, aber man vergesse wenigstens nicht dabei, daß das, was man ihm zum Vorwurf macht, das allzu Praktische in seiner Richtung, bei den meisten der heutigen Componisten hinreichen würde, um sie zu renommirten Künstlern zu machen.

Doch ist jetzt nicht die Zeit zur kritischen Würdigung des Künstlers und Componisten. Der Schmerz, der bei der Nachricht von seinem Tode die Herzen der Nation ergreifen wird, mag das beste Zeugniß seyn, daß Mendelssohn's Tondichtungen den Weg zu diesen Herzen gefunden haben.

Deutschland hat nicht mehr viele solcher Künstler zu verlieren; es wird Dem, auf dessen Grabhügel wir dieses Blatt als Zeichen unserer Trauer und Verehrung niederlegen, eine dankbare Erinnerung bewahren; und vielleicht ist die Zeit

nicht mehr ferne, wo der Name Mendelssohn-Bartholdy mit zu denen zählt, die unsern Stolz und unsern besten Besitz ausmachen.

Mendelssohn erreichte ein Alter von 38 Jahren. „O wie jung!" werden Viele ausrufen; aber wir meinen, das Genie, in solcher sonnenhellen Höhe von dem bleichen Engel mit der umgekehrten Fackel auf die Lippen geküßt, könne auch nicht anders als jung von hinnen gehen. Da Mozart starb, war er noch drei Jahre jünger als Mendelssohn.

„Der Elias ist gen Himmel gefahren!" rufen die „Grenzboten" bei der Nachricht von Mendelssohn's Tode aus, und wir fügen hinzu: Möge ihm die Erde leicht seyn.

Frankfurt a. M., den 8. November 1847.

Otto Müller.

---

## * Die Halsbandgeschichte.

(Fortsetzung.)

Noch waren nicht drei Tage seit der Ueberlieferung des Kleinods verflossen, als der Fürst von Rohan in die Juweliere drang, sich bei der Königin zu bedanken, so wenig fürchtete er eine Ableugnung! Die Juweliere hatten sich jedoch dieser Pflicht schon entledigt, ohne es dem Cardinal zu sagen, da sie ihn durch den Anschein eines Mißtrauens nicht beleidigen wollten. Man wird sich erinnern, daß Boehmer an dem Tag jener Scene mit Herrn von Souza sich im Schlosse befand und in der That würde er ein Thor gewesen seyn, Antoinette zu sehen, wenn er nicht die Gelegenheit, welche sich darbot, Maria Antoinette zu nahen, benutzt hätte, um sich von der Bestimmung und dem Empfange des Halsbandes zu überzeugen. Denn immerhin mußte es den Juwelier befremden, daß man einen Prälaten, den Großalmosenier von Frankreich, mit dieser Unterhandlung beauftragte.

So stand die Sache, als der Cardinal gegen Ende Juni die Verkäufer benachrichtigte, nach einem Briefe, den ihm die de la Motte überbracht, finde die Königin den festgesetzten Preis übermäßig hoch und daß sie den Schmuck wieder zurückzugeben gedenke, falls nicht 200,000 Livres daran nachgelassen würden. Schmerzlich war das Erstaunen der Verkäufer, endlich aber ergaben sie sich in die Täuschung und der Cardinal dictirte ihnen selbst, um sich vor aller Verantwortlichkeit zu sichern, folgenden Brief an die Königin: „Madame! Wir fühlen uns beglückt, den Gedanken hegen zu dürfen, daß der letzte Vorschlag, welcher uns gemacht worden ist, und dem wir uns gerne und mit Ehrfurcht unterwerfen, uns eine neue Gelegenheit bietet, unseren Gehorsam und unsere Ergebenheit in den Willen Ihrer Majestät darzuthun; es ist uns eine wahre Genugthuung zu denken, daß der schönste Diamantenschmuck, welcher existirt, die größte und beste aller Königinnen schmücken wird."

Diese Zuschrift, vom 12. Juli 1785 datirt, überreichte Böhmer der Königin, als sie sich eben in die Bibliothek begeben wollte. Madame Campan war zugegen. Marie Antoinette las das Schreiben laut und anstatt Verwunderung zu zeigen oder ein solches Geheimniß aufzuklären suchen, näherte sie sie einer Wachskerze und verbrannte nachlässig das Blatt, indem sie sagte: „Es ist nicht der Mühe werth, aufbewahrt zu werden." *)

*) Memoiren der Madame Campan Th. 2.

Der unheilsvolle Termin nahte heran und bald sollte die Stunde für die Juweliere schlagen, worin sie sich an die Königin wenden, und ihre Unterschrift anrufen sollten. War Madame de la Motte schuldig, so mußte sie erzittern und an eine Flucht in's Ausland denken. Trotzdem lebte sie in unbekümmerter goldener Sicherheit zu Paris; sie gab Gesellschaften, beschäftigte sich mit Plänen, neue Besitzungen in Bar-sur-Aube anzukaufen, und rühmte sich mehr denn je ihrer Verbindungen mit der Königin, sowie des vertrauten Fußes, auf welchem sie mit dem Cardinale stand.

Was den Fürsten von Rohan selbst betrifft, so zeigte er sich nicht minder ruhig und unbesorgt. Eines Tages erzählte er dem Herrn von Saint-James, er habe die Summe von 700,000 Livres in den Händen der Königin gesehen, welche sie für die erste Zahlung bestimmt habe, und als ihn Bassange ein andermal fragte, ob er direct mit Marien Antoinetten unterhandelt, antwortete er ohne Zögern mit einem „Ja."

Die Juweliere glaubten sich daher ihrerseits vollkommen gesichert, als sie nach Verlauf des Zahlungstermines Herr von Rohan eines Tages zu sich bescheiden ließ, um ihnen mitzutheilen, daß die Königin sie vor dem Monat October nicht befriedigen könne. Einstweilen mache sie ihnen ein Anerbieten von Dreißigtausend Livres für die Zinsen. Die Verkäufer waren in der höchsten Bestürzung und beschwerten sich ohne Rückhalt. Auch dießmal verlangte der Cardinal, um aller Verantwortlichkeit überhoben zu seyn, daß die Quittung über die 30,000 Livres auf den Namen der Königin ausgestellt werde. Ebenso hatte Böhmer anfangs August in einer Unterredung mit Madame Campan auf ihre Frage, wie ihm die Befehle der Königin überbracht worden seyen, geäußert: „Durch eigenhändig unterzeichnete Schreiben sehe ich mich seit einiger Zeit gezwungen, diese Schreiben den Leuten vorzuzeigen, welche mir Geld geliehen, damit sie sich gedulden." „Haben Sie denn noch keine weitere Zahlung von ihr erhalten?" fragte Madame Campan weiter. „Bei Ueberlieferung des Halsbandes hat mir Ihre Majestät dreißigtausend Livres in Staatskassenscheinen durch den Cardinal zustellen lassen. Sie können versichert seyn, daß der Prinz die Königin insgeheim sieht, denn bei Ueberreichung dieser Summe hat er mir gesagt, daß sie diese Scheine in seiner Gegenwart aus einem Portefeuille genommen habe, das in dem porzelainernen Secretair ihres Boudoirs lag." So sprach der Cardinal zu Saint-James, Bassange und Boehmer davon, daß er mit Marien Antoinetten zusammentreffe und diese Aussage konnte nicht wohl eine Vorspiegelung oder ein Betrug seyn, da alle Drei die Mittel, sowie das größte Interesse hatten, sich von der Wahrheit derselben zu überzeugen.

Mit einem Male aber verbreiteten sich drohende Gerüchte, die bis zu den Ohren des Cardinals drangen. Der Baron von Breteuil, sein Todfeind, sollte von der ganzen Verhandlung unterrichtet worden seyn, sich zu der Königin begeben haben und sich sehr heftig über den sträflichen Mißbrauch ihres Namens geäußert haben. Erstaunt und lebhaft bewegt, sollte sich die Königin mit Allem, was vorgefallen, unbekannt gezeigt haben. Wäre der Cardinal nun in der That ein Opfer der Intriguen geworden, die man der de la Motte zuschreibt, so würde ihm jetzt wenigstens die Binde von den Augen gefallen seyn. Aber statt empört über einen muthmaßlichen Betrug, zu ihr zu eilen, statt Rechenschaft über das nunmehr an den

Tag gekommene Complott gegen sich zu fordern oder sie mit bitteren Vorwürfen zu überhäufen, zog der Fürst Madame de la Motte in sein Haus, hielt sie darin verborgen und ohne Zweifel befürchtend, in Verhaft genommen, würde sie den geheimen Briefwechsel entdecken, beschwor er sie, sich über den Rhein zu flüchten. Die Gräfin aber hatte sich dessen sicherlich geweigert, denn einige Tage später langte sie mit ihrem Gemahle in Bar-sur-Aube an und zwar um sich längere Zeit dort aufzuhalten. Uebrigens zeigte ihr Benehmen weder Besorgniß noch ängstliche Befangenheit. Sie trug ihre Kleinodien und Diamanten zur Schau, hatte offene Tafel und bewegte sich in der Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

## Tabletten

⁂ Ein moderner Graf von Gleichen. Aus Glasgow wird unterm 27. October geschrieben, daß ein alter Handelsherr jener Stadt gestorben ist, nachdem er sich in der Lebensversicherung für 30,000 Pfund Sterling eingeschrieben hatte. Drei Damen behaupten Wittwe von dem Verstorbenen zu seyn, und da jede derselben Kinder aufzuweisen hat, so reclamirt auch jede den bedeutendsten Theil der Hinterlassenschaft. Alle drei haben einen Act in Händen, welcher in gehöriger Form ausgefertigt ist und darthut, daß die Heirath jedesmal vor einem Diener der Kirche stattfand. Sie bewohnten drei verschiedene Quartiere von Glasgow, und der Verstorbene verlebte abwechselnd einen halben Monat in einer der Haushaltungen. Die Frage, welche der Frauen am ersten mit ihm getraut worden, wird leicht durch die betreffenden Kirchenbücher zu entscheiden seyn; aber die Frage, für welche der drei Familien der Wille des Verstorbenen in Hinsicht der versicherten Summen sich entschieden hat, wird mehr Schwierigkeiten darbieten.

⁂ Es ist schwer, von der Größe der Inlandseen im Nordwesten der Union sich einen Begriff zu bilden. Die Entfernung von Chikago nach Buffalo über die Seen beträgt 1031 engl. Meilen. Leider fehlt es bis jetzt ganz an Sicherheitshäfen; Stürme indessen sind häufig und gefährlich. — An der Stelle, wo man unterhalb der Niagara-Fälle überfährt, hat der Fluß eine Tiefe von 260 Fuß.

⁂ In Saint-Louis wurden vom 1. August 1846 bis dahin 1847 932 neue Gebäude aufgeführt.

⁂ Ein Kaufmann in der City, Henry Deffell, bald 70 Jahre alt, machte dieser Tage auf sehr ungewöhnliche Art seinem Leben ein Ende. Auf dem Weg aus seiner Wohnung in Upper Harleystreet nach seinem Geschäftslocal in Billitercourt trat er in den Laden eines Chemikers, verlangte unter lateinischer Bezeichnung eine Quantität Blausäure und gab seinen Namen als Dr. Randell an. Ohne Arg holte jener die Flasche mit Blausäure herbei; sowie er sie aber auf den Laden gestellt hatte, ergriff sie der danach Verlangende, schluckte eine starke Quantität angesichts des erschrockenen Chemikers hinunter und eilte fort. Erst auf der Straße gelang es, ihn einzuholen und einem Arzte zu übergeben, unter dessen Bemühungen, das Gift zu entfernen, er nach wenigen Minuten starb.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt, 9. November.)

— Stuttgart. So eben vernehme ich, daß es den Bemühungen unserer Hoftheater-Intendanz gelungen ist, Fräulein Walbhauser dauernd für das hiesige Kunstinstitut zu gewinnen. Der jungen Künstlerin, welche in Frankfurt so außergewöhnliche Theilnahme in ihrem Gastspiele erregte, waren in der letzten Zeit von den bedeutendsten Bühnen, unter anderen vom Drurylane-Theater in London und dem Kärnthnerthortheater in Wien die ehrenvollsten Anträge gemacht worden, und es ist deßhalb um so erfreulicher, daß es dem Intendanten geglückt ist, sie für immer unserer Oper zu erhalten. Die Bedingungen, unter welchen Fräulein Waldhauser angestellt wurde, sind überaus glänzend; sie erhält einen jährlichen Gehalt von 3000 fl., einen alljährlichen Urlaub von drei Monaten und nach 12 Jahren, im Falle sie dann nicht zu fernerer Thätigkeit geneigt wäre, eine Pension von 800 Gulden jährlich. Ich theile Ihnen dieses Faktum mit, weil ich weiß, welches Interesse das Frankfurter Publikum an der so reich begabten Künstlerin genommen hat, eine ausführliche Schilderung der hiesigen Bühnenverhältnisse seit der Wiedereröffnung des Theaters meinem nächsten Bericht vorbehaltend. W. K.

— Karlsruhe, 4. Nov. Gestern wurde das provisorische Theater in den Räumen eines ehemaligen Orangeriehauses eröffnet. Das Gebäude ist sehr lang und schmal; dadurch mußten sowohl die Bühne, wie der Zuschauerraum eine bedeutende Tiefe gewinnen bei verhältnißmäßig geringer Breite. Das Innere des Hauses hat solcher Gestalt das Ansehen eines großen Konzertsaales mit Gallerien, genau so, wie es bei den ältern Theatern des 18. Jahrhunderts gewesen ist, statt der jetzigen Halbkreisform.

— Berthold Auerbach hat in seinem neuen Wohnsitz Heidelberg einen Roman beendigt, und läßt sich, wie man sagt, den Bogen mit 10 Louisd'or honoriren. Seine Schwarzwälder Dorfgeschichten sollen noch vor Weihnachten in der 4. Auflage, und zwar reich illustrirt, aber zum alten Preis von 1 Thlr. Pr. Cour. erscheinen. Der Gevattersmann pro 1848 hat sich auch „wiederum auf den Posten gestellt und ein glückselig Neujahr gewünscht,“ aber es fehlt ihm die frühere Frische. So beginnt er mit der Phrase: „Der Gevattersmann möchte gern in diese Blätter nicht nur Wünsche, Hoffnungen und Ermahnungen einwickeln, sondern, wenn's möglich wäre, auch etwas Stärkendes und Labendes.“

— Curiosum. A. Kraus hat eine Abhandlung über den fürchterlichen Tod der Gräfin von Görlitz „zum Besten der Kleinkinderschule in Darmstadt“ geschrieben. — Die Buchner'sche Schrift gleichen Inhalts hat bereits eine zweite Auflage erlebt.

— Wolfgang Müller hat dieser Tage in Köln Hochzeit gehalten.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 9. November. Die Jäger. Familiengemälde in 5 Abtheilungen von Iffland.

Mittwoch, den 10. November. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.

Donnerstag, den 11. November. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Donizetti. Lucrezia: Frau Schmidtgen vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 311.** Donnerstag, den 11. November **1847.**


## Die Halsbandgeschichte.

(Fortsetzung.)

Der Herzog Penthièvre befand sich damals zu Chateauvolain. Madame de la Motte besuchte ihn, wurde zur Tafel geladen und die Art ihres Empfanges setzte jedermann in Erstaunen. Beim Abschied begleitete sie sogar der Herzog bis zur Thüre des zweiten Salons, eine Ehrenbezeigung, die er keiner Herzogin erwies und die eigentlich nur den Prinzessinnen von königlichem Geblüte zukam. In Clairveaux, wo Madame de la Motte später einen Besuch abstattete, wurde ihr von dem Abt dieselbe Achtung und Ehrfurcht gezollt. Sie speiste bei ihm mit Herrn Beugnot zu Nacht, der uns diese einzelnen Umstände in seinen ungedruckten Memoiren überliefert hat, als plötzlich der Abbé Maury von Paris anlangte.

„Was für Neuigkeiten?" fragte man ihn „Wie! Sie haben nichts gehört? Der Cardinal von Rohan ist verhaftet."

Diese Worte erregten allgemeine Bestürzung. Madame de la Motte stürzte, von Beugnot gefolgt, erbleichend aus dem Saale und beide schlugen den Weg nach Bar-sur-Aube ein.

Die Verbindungen zwischen der de la Motte und dem Prälaten kennend, fürchtete Beugnot, die erstere könne compromittirt werden und rieth ihr, die Flucht zu ergreifen, indem er sich zugleich erbot, ihr die Mittel dazu zu verschaffen. Aber sie antwortete verdrießlich, und als sey sie nur von der Gefahr ergriffen, die den Fürsten bedrohe, daß sie die ganze Sache nichts angehe. Was ihren Gatten betrifft, so war dieser so unbesorgt, daß er an demselben Morgen auf die Jagd ging und sie ihn bei ihrer Ankunft zu Hause abwesend fand.

Der Abbé Maury hatte die Wahrheit gesprochen. Der Cardinal von Rohan war in der That verhaftet worden. Am 25. August 1785, dem Tage von Mariä-Himmelfahrt, sollte die unversöhnliche Feindschaft des Barons v. Breteuil ihren Triumph feiern. Der Hof war eben im Begriffe, sich in die Kapelle zu begeben und der Großalmosenier stand in seinem priesterlichen Ornate. Da wird er plötzlich in das Cabinet des Königs gerufen, wo er Ludwig XVI. mit Marie Antoinette, dem Siegelbewahrer und dem Barone von Breteuil versammelt findet.

„Was ist das für eine Sache mit einem Halsbande, welches Sie der Königin verschafft haben sollen?" fragte der König in strengem Tone.

Diese unverhoffte Frage traf den Cardinal wie ein Donnerschlag. Außer sich vor Bestürzung und Staunen erwiederte er stotternd, daß man ihn betrogen habe. Als ihn nun die Königin fragte, wie dieß möglich gewesen sey, betheuerte er, ohne ihr zu antworten,*) dem Könige seine Unschuld, und Einige behaupten, er habe ihr bei dieser Frage einen verächtlichen und vorwurfsvollen Blick zugeworfen.

Nachdem der Fürst mit der Genehmigung des Königs in einem Nebengemach seine Rechtfertigung niedergeschrieben, erfuhr er bei seinem Wiederauftreten, daß er in Verhaft genommen werden solle.

„Sir", rief er, „ich werde stets den Befehlen Eurer Majestät gehorchen, nur geruhen Sie mir den Schmerz zu ersparen, mich vor den Augen des ganzen Hofes in meinem priesterlichen Kleide gefangen nehmen zu sehen."

„Es muß so seyn, "entgegnete der König. In der That hörte man in dem Augenblicke, als Herr von Rohan aus dem königlichen Gemache trat, den Befehl: „Nehmt den Herrn Cardinal in Verhaft," und der Baron v. Breteuil maßte sich, um seinem ungeduldigen und erbitterten Hasse volle Genüge zu verschaffen, das Amt des Gardehauptmanns an. Die Wegführung des Cardinals wurde sogleich einem jungen Gardelieutenant übertragen. Als beide nun durch die Gallerie der Kapelle schritten, begegnete Herr von Rohan seinem Heiducken; er sprach einige Worte deutsch zu ihm und bat dann den Offizier um ein Bleistift, mit dem er rasch mehrere Zeilen auf ein Papier kritzelte, das er dem Diener zur Besorgung übergab. Der Diener sprengte mit verhängtem Zügel davon und langte in so kurzer Zeit im Palaste des Cardinals an, daß sein Pferd todt in dem Stalle niedersank. Das Blatt wurde dem Abbé Georgel eingehändigt und das Portefeuille, welches den Briefwechsel des Fürsten enthielt, vor allen Nachforschungen in Sicherheit gebracht. Vier Stunden später fanden jedoch erst die von den Umständen so schnell erheischten Nachsuchungen statt; eine saumselige Nachlässigkeit, bemerkt Herr von Besenval, die wohl befremden muß, ja fast zu der Frage veranlaßt, ob man nicht zu viel zu erfahren befürchtete. Noch denselben Abend wurde der Fürst von Rohan in die Bastille geführt.

Anfänglich herrschte in Paris eine allgemeine Bestürzung. Als man aber erfuhr, daß Ludwig XVI. dem Angeklagten die Wahl gelassen habe, sich seiner königlichen Gnade zu überantworten oder von dem Parlamente gerichtet zu werden und als sich der Fürst für das letztere erklärte, steigerte sich die Aufregung um so mehr, und die verschiedenen Interessen gaben sich durch tausend widersprechende und leidenschaftliche Auslegungen kund.

Das Parlament triumphirte. Endlich sollte es in der Person eines Cardinals die Kirche vor sich gedemüthigt

*) Nach dem Zeugnisse des Herrn v. Besenval, der versichert, die von ihm mitgetheilten Details aus dem Munde der Königin selbst zu haben. Siehe den zweiten Band seiner Memoiren.

sehen und die ersten Familien des Reiches sollten mit Erwartung und Bangen seinem Urtheile entgegenharren. Es sollte über die Ehre des Königs selbst entscheiden. Die Häupter des Adels waren dagegen um so niedergeschlagener. Mit stummem Zorne überdachten sie die Laufbahn, welche diese Bürger in der rothen Robe schon durchlaufen hatten; sie waren empört gegen die Königin, durch welche ja Einer aus ihrer Mitte dem Gespötte der Menge preisgegeben ward. Die hohe Geistlichkeit war von nicht geringerem Unwillen erfüllt, wie aus ihrer Protestation vom 18. September 1785 hervorgeht. Einfache Priester durften nach dem Gesetze nur durch besondere Richter verurtheilt werden, und Bischöfe, deren Rang durch so Vieles geheiligt war, sollten nicht dasselbe Recht ansprechen können. Ein angeklagter Bischof durfte nur wiederum durch die Bischöfe gerichtet werden. Dieß waren die Einsprüche, welche die hohe Geistlichkeit erhob und obschon Rohan selbst schon eine ähnliche Protestation gemacht, drohte der Papst ihn doch seiner Würde zu entkleiden, weil er nicht auf feierliche und nachdrückliche Weise die Gerichtsbarkeit des Parlaments zurückgewiesen hatte. Alle diejenigen aber, welche für das alte monarchische Princip noch eine Verehrung hegten, konnten sich eines Schreckens nicht erwehren. Sie wurden von einer dunkeln Vorahnung des 5. und 6. Octobers berührt, und wie sollten sie auch nicht durch einen Proceß beunruhigt werden, der das Volk einen Blick in die Boudoirgeheimnisse der Königin werfen ließ? Sie konnten ihren Tadel über das Benehmen Ludwig XVI. nicht verhehlen und beschuldigten ihn der Unklugheit. Aber der König ging dem Spruche eines Gesetzes entgegen, das außer den Berechnungen der menschlichen Klugheit lag, denn die Revolution war schon gemacht.

(Fortsetzung folgt.)

---

## °Literaturbericht.

**Briefe von Wilhelm v. Humboldt an eine Freundin. Zwei Theile. Leipzig 1847.**

Was Wilhelm v. Humboldt in bewegter geschichtlich wichtiger Zeit dem Staat war, was er voll hoher Humanität und edler Freisinnigkeit den Völkern, der Menschheit leistete, was er für Wissenschaft und Gelehrsamkeit erforscht, bewahrt die Geschichte und verzeichnet ihr Griffel auf unvergängliche Tafeln. Aber in dem unerschöpflichen Reichthum der Gedanken, der Tiefe der Empfindung, der Mannichfaltigkeit, Höhe und Reinheit der Ideen, worin der Verewigte lebte, waltete vor Allem — wie der edle Bruder sich ausdrückt — „das herrliche Gemüth, die Seele voll Hochsinn und Adel", die ihn belebte. Und wer kleidete seine Gesinnungen in eine so kraftvolle und würdige Sprache! Doch ist diese, wie schön sie auch war, nur die äußere Schale und Hülle des hohen Geistes. Die ihm inwohnende Seele war ein ganz uneigennütziger, sich immer selbst verleugnender, starker, ganz selbstloser Wille; mit diesem verband sich der tiefe Sinn, der heilige Ernst, der der Wahrheit entflammt, die Macht der Ueberzeugung, die liebevollste Schonung, die Milde im Urtheilen, und der unendliche Zauber der zartesten Empfindung, der Alles umfaßt.

Alles das spricht sich hinreißend in diesen Briefen an eine Freundin aus, die nach dem Ableben derselben für den Druck hinterlassen worden. Außerdem, daß sie den Verfasser verklären, könnte in der Herausgabe noch ein andrer, höher belohnender Zweck erkannt werden: die Briefe wirkten sehr wohlthätig einst bei jedem Empfange. Sie waren an eine vom Glück vergessene Freundin geschrieben, für sie gedacht und empfunden; dieser sollten sie segensvoll werden, und sie erreichten ihren Zweck. Sie können nur so auf die Leser wirken, für welche sie ausgewählt sind. Bleibt ja von großen Menschen ihr Geist oder was aus ihm hervorging, fortwirkend der Nachwelt, wenn er gleich selbst die Welt verlassen hat.

Die Briefe sind nicht für Jedermann, wie das kein Buch ist. Aber es sind für die rechten Leser oder Leserinnen mannichfache Gaben, die allerdings immer auf einen Gegenstand sich bezogen, wo sie voll Verehrung und Dankbarkeit empfangen wurden. Sie berührten das Außenleben nur, um einen Anknüpfungspunkt für Ideen daraus zu nehmen. Sie gingen hervor aus einem unerschöpflichen Quell innern geistigen Reichthums. Der eigne Stoff, der nie von außen genommen, nie ausgehen konnte, belebte Alles.

Solche und ähnliche Worte, in denen die Hand eines Meisters der Kritik, die bereits das Bild des verewigten Freundes gezeichnet, nicht zu verkennen ist, leiten das merkwürdige Buch ein und versetzen uns auf den Standpunkt, von welchem es betrachtet und genossen seyn will. Der Inhalt der Briefe ist ein inniges Empfindungsleben, das im Reiche der Ideen verkehrt und die Erscheinungen der Außenwelt nur zum Anknüpfungspunkte nimmt, um zu dem geistigen Seyn emporzuleiten, zu dem all hinführen, weil sie ihm entsprungen sind. Es war im Jahr 1788, daß Humboldt, damals Student in Göttingen, drei glückliche Jugendtage zu Pyrmont mit einer Pfarrerstochter der Umgegend in verständnißinnigem Verkehr gelebt und scheidend der jungen Freundin das Stammbuchswort hinterlassen hatte: „Gefühl für's Wahre, Gute und Schöne adelt die Seele und beseligt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit welcher man es theilen kann!" Der Eindruck, den er gemacht, mit dem in ihrem Herzen wie an einem geheimnißvollen Faden sich alles Theuerste und Edelste verknüpfte, ward still und unentweiht in glücklicher Verschwiegenheit von ihr bewahrt. Sie heirathete, sie verlebte fünf Jahre in kinderloser Ehe, sie ward von schmerzlich verwickelten Schicksalen heimgesucht und verlor ihr Vermögen in Folge der Weltbegebenheiten, die dem Freunde eine so glänzende Laufbahn eröffneten und seiner Größe die gebührende Stelle anwiesen. Und wie nun die Zeitungen Vieles und Ehrenvolles von ihm berichteten, da stieg der Gedanke in ihr auf, ihm, dem Mitgliede des Wiener Congresses, ihre Lage zu eröffnen und seiner Einsicht anheimzustellen, was zu thun sey. Sie glaubte sich ihm durch jenes Stammbuchblatt in Erinnerung rufen zu müssen, aber auch er hatte ihrer stets treu und wohlwollend gedacht, und so gab er auf der Stelle die Hülfe des Rathes und der That. Die neue Verbindung erhielt sich durch wenige Briefe bis zu jener verhängnißvollen Zeit, da Humboldt der Reaction weichend, in das Privatleben zurücktrat; von da an aber verfloß bis zu seinem Tode selten ein Monat, in welchem er nicht seine innersten Gefühle und Stimmungen der fernen Freundin zu ihrer Erhebung mitgetheilt hätte, und so haben wir in diesen Briefen denn eine Ergänzung zu seinen Sonetten, jenem poetischen Tagebuch seines Seelenlebens, und einen neuen Beweis, wie sehr Gentz ihn verkannte, wenn er einen eiskalten und herzlosen Sophisten in ihm sah. War auch ein klarer Verstand die vorherrschende Eigenthümlichkeit von Humboldt's Wesen, so war dieser eben nur die Wirksamkeit eines tiefen, harmonischen Gemüths, das sich auch durch die ebenmäßige Ruhe der Forschung und Darstellung und den unge-

trübten und wirbellosen Fluß der Rede in seinen wissenschaftlichen Arbeiten offenbart, und so haben wir wiederum einen Beleg dafür, daß ein reines Herz Bedingung und Vollendung der Geistesgröße ist. Wie er in der unbedingten Ergebenheit eines weiblichen Gemüths ein Beglückendes für den Mann empfand, so waren seine Briefe der Freundin ein wohlgehütetes Heiligthum, das ihr im Schmerze Trost und in der Freude die Idee der ewigen Liebe gewährte. Er erkannte und pflegte den Keim des wahrhaft Menschlichen, den er früh in der Freundin gewahrt hatte, getreu seinem Worte, daß es für den Menschen nichts Interessanteres gebe, als wieder der Mensch. Denn in jedem liegt im Grunde ein tieferer und edlerer, wenn der wirklich erscheinende nicht viel taugt, oder wenn dieser gut ist, ein noch trefflicherer verborgen. Man darf sich nur gewöhnen, die Menschen so zu studieren und man kommt unvermerkt aus einem anscheinend alltäglichen Leben in eine ungleich höhere Ansicht der Menschheit überhaupt. Es ist ja eigentlich das, worin das Gepräge jedes größeren Dichters liegt, diese Ansicht überall ganz rein zu geben oder sie mitten aus oft zufällig scheinenden Begebenheiten hervortreten zu lassen.

(Schluß folgt).

## Schau, trau, wem!

In einem Conditorladen der Spandauer Straße kam täglich ein Mann von etwa 40 Jahren, elegant in seiner Kleidung und seinem Wesen, mit mehreren Orden an seiner Brust, und zeichnete das junge hübsche Mädchen, das, als sogenannte Ladenmamsell, hinter dem Buffet stand, durch besondere Aufmerksamkeiten aus. Er zahlte, wenn er auch nur wenige Groschen verzehrt hatte, stets mit einem Doppellouisd'or und ließ sich den Rest nicht herausgeben. Außerdem brachte er dem Mädchen reiche Geschenke an Kleidungsstoffen und Juwelen. Dieses erfuhr bald, daß ihr verschwendender Verehrer pensionirter Geheimer Ober-Finanz-Rath sey. Nach einiger Zeit hielt dieser völlig um die Hand des Mädchens an, ging zu ihren Eltern, der Vater ist Lederlackirer, forderte auch deren Einwilligung und als diese erfolgt war, überreichte er den Ueberglücklichen einen Beutel mit 400 Friedrichsd'ors, um damit die Ausstattung ihrer Tochter zu beschaffen. Die wackeren Bürgersleute weigerten sich erst, diese Summe anzunehmen, weil sie von ihren Mitteln ihr Kind ausstatten wollten, mußten aber den dringenden Bitten ihres Schwiegersohnes nachgeben. Der Brautstand der Lederlackirerstochter, die natürlich aus dem Kuchenladen in das elterliche Haus zurückgekehrt war, verfloß in Wonne und Seligkeit. Da wird eines Tages der Bursche des Lackirers nach der Eilner'schen Zuckersiederei geschickt, um Zuckerabfälle zu holen. Ganz bestürzt kommt der Junge nach Hause, ist Anfangs kaum der Sprache mächtig und stottert endlich auf dringendes Fragen die Worte heraus: Ach Herr Je, den Herrn Geheimen Ober-Finanzrath, den Bräutigam vom Frölen, habe ick in der Zuckersiederei in bloßen Hemdeärmeln Zucker stoßen gesehen! — Ein paar derbe Maulschellen von den gewichtigen Händen des Meisters waren der erste Botenlohn des Burschen, denen ein paar nicht underbe Püffe von den nicht ungewichtigen Händen der Frau Meisterin nachfolgten. Trotzdem behauptete der Geschlagene steif und fest, es sei so, wie er es gesagt. Da machte sich denn endlich der Meister selbst auf den Weg nach der bezeichneten Zuckersiederei, wo er seinen Herrn Schwiegersohn wirklich bei dem Geschäfte des Zuckerstoßens fand, was eben nicht in das Ressort eines Geh. Ober-Finanz-Rath gehören soll, obgleich das Finanzwesen reiner Zucker ist, wenn nicht etwa die Landtagsdeputirten zu einer neuen Anleihe sagen: Ja, Kuchen! — Wie kommen Sie hierher? — fragte der Lackirer den Geh. Ober-Finanzrath. — Wie kommen Sie dazu, mich darnach zu fragen? — entgegnete dieser. — Kennen Sie mich denn nicht? Ich bin ja Ihr Schwiegervater! — Sie sind wohl toll! Mein Schwiegervater ist schon über 20 Jahre todt. — Der Lackirer, fest überzeugt, daß hier kein Irrthum von seiner Seite im Spiele, machte bei der Polizei Anzeige. Da ergab sich denn, daß der Geheime Ober-Finanz-Rath und respective Zuckerstampfer ein berüchtigter Dieb war, schon neun Mal bestraft. Ein paar kürzlich vorgefallene Einbrüche, wobei bedeutende Geldsummen und viel Gold und Silber entwendet, waren durch ihn verübt und davon die Geschenke an seine Braut gemacht worden. Sein Weib mit fünf Kindern, um die er sich fast gar nicht bekümmert, leben in tiefster Noth und Verworfenheit, während er stets das gestohlene Gut an hübsche Mädchen vergeudete. Um der Polizei gegenüber, von der er fortwährend vigilirt wurde, einen Arbeitsausweis zu haben, war er als Zuckerstoßer in die Eilner'sche Fabrik gegangen. Abendz.

## Tabletten.

⁂ Leipzig, 7. November. Soeben 1/4 6 Uhr Abends endet die höchst würdige Todtenfeier für Felix Mendelssohn-Bartholdy. Von der Johanniskirche bewegte sich halb 3 Uhr Nachmittags ein langer Zug von Freunden und Verehrern des Verewigten nach dem in der Königsstraße liegenden Trauerhause. Von hier aus eröffneten den Zug zwei Chöre, die abwechselnd eine Trauermusik mit Blasinstrumenten ertönen ließen. Vor dem reich mit Palmen und Blumen geschmückten Sarge schritten die Mitglieder des Orchesters, das sich der Leitung des Meisters erfreut hatte, sowie die Mitglieder des Conservatoriums und dessen Zöglinge. Kunstgenossen und nahe Freunde des Geschiedenen gingen zu beiden Seiten des Sarges, dem unmittelbar die nächsten Leidtragenden folgten, worauf die reformirten Geistlichen und der Universitätsprediger, die Vorstände der hiesigen Civil- und Militairbehörden, sowie Mitglieder derselben und der Universität mit ihrem Rector, die Geistlichkeit, der Rath, Stadtverordnete, Studirende und zahlreiche Bewohner unserer Stadt aus allen Classen dem auch um unsere Stadt so verdienten Entschlafenen das Geleit auf dem letzten Gange gaben. Durch eine fast unübersehbare Menschenmenge nahm dieser Zug den Weg längs der Promenade, durch das Petersthor, die Petersstraße, über den Markt und die Grimmaische Straße entlang, wo vor dem Portal des neuen Universitätsgebäudes der Sarg abgehoben und in die erleuchtete zum Theil schwarz drapirte Paulinerkirche gebracht wurde. Beim Eintritt ertönte ein sanftes Präludium der Orgel, während dessen man den Sarg auf eine Estrade niedersetzte und ihn mit Wachskerzen umgab. Dann wurden unter Orgel- und Posaunenbegleitung einige Verse des Chorals: „O Haupt voll Blut und Wunden" gesungen, worauf die vereinigten Sängerchöre unserer Stadt den Choral aus des Verewigten Oratorium Paulus: „Dir, Herr, Dir will ich mich ergeben 2c." anstimmten. — Nun sprach Hr. Pastor Howard eine alle Herzen tief ergreifende Gedächtnißrede, worauf aus „Paulus" der Chor: „Siehe wir preisen selig, die erduldet haben 2c." gesungen wurde. Der vom Herrn Pastor Howard gesprochene Segen und der

letzte Chor aus Sebastian Bach's Passionsmusik schloß die erhebende Feier, die vielen Augen Thränen entlockte. — Heute Abend noch wird die sterbliche Hülle Mendelssohn's mit einem Extra-Zuge auf der Eisenbahn nach Berlin gebracht werden, wo morgen früh die Beerdigung stattfinden soll. Leipz: Ztg.

*** Faber und sein Automat. Dieser deutsche Professor der nach einigen sechs, nach andern zwanzig Jahre gearbeitet haben soll, den Mechanismus der Lunge zu entdecken, und diese Entdeckung dann in einem Automat anzuwenden, befindet sich jetzt in London in der größten Noth. Er folgte nämlich dem Rath eines Freundes und übergab sich und seinen Automat den Händen des Besitzers von Tom Thumb, der sich, wie die Erfahrung gezeigt, auf diese Art von Geschäften vortrefflich versteht und schon ein bedeutendes Vermögen mit seinem kleinen General erworben hat. Dieser Mann ging mit Vergnügen auf das Gemeinschaftliche des Automat-Unternehmens ein, und entwarf zu dem Ende einen Contract, in Folge dessen der arme betrogene Deutsche jetzt in großer Noth seufzt. Professor Faber sollte nämlich alle Kosten tragen — das Lokal bezahlen, die Diener, Erleuchtung — kurz alle die tausend dazu gehörigen Sachen — der Andere wollte die Anzeigen einrücken und das Publikum herbei locken. Die Einnahme sollte getheilt werden. Jener aber that nichts oder wenig, reiste mit seinem kleinen General im Lande umher und der arme Faber findet nun, daß die tägliche Hälfte der Einnahme, die ihm zukommt, die Kosten nicht deckt.

*** Verfahren gegen die Seeräuber auf Borneo. Sir J. Brooke hat bekanntlich noch vor seiner Abreise aus Borneo den Seeräubern eine Niederlage beigebracht, und trug dann dem Sultan von Borneo (oder eigentlich Brauni) auf, die Flüchtigen zu verfolgen. Ueber die Verfolgung berichtet das „Amsterdam'sche Handelsblatt" vom 25. October nach den neuesten Berichten aus Ostindien folgendes: „Bei der Verfolgung wurden 29 im Walde getödtet und 42 gefangen genommen. Außerdem entdeckte man gegen 50 von den Seeräubern fortgeschleppte Menschen, die der Sultan in seinen Schutz nahm und mit Lebensmitteln versah. Den 3. oder 4. Junius (die Berichte geben den Tag nicht genau an) beschloß der Sultan die gefangenen Seeräuber zu tödten, und bei dieser Gelegenheit ein Fest zu veranstalten. Die 42 Seeräuber wurden an Händen und Füßen gebunden weggeführt; der Sultan wollte den ehemaligen Gefangenen der Seeräuber Gelegenheit verschaffen sich zu rächen, indem sie selbst die Seeräuber tödteten; sie aber sprachen: Gott ist groß, er wird die Bösewichte strafen! Darauf wurde einer der Räuber an einem Baum gebunden, und von dem Sultan selbst eigenhändig mit dem Speer getödtet. Dieß war das Zeichen zum allgemeinen Niedermetzeln. Zweihundert bewaffnete Dayaks fielen die Seeräuber an, und vor Sonnenuntergang waren alle 42 mit den Dolchen (Kris) niedergestoßen, ihre Leichname in Stücke geschnitten und in den Fluß von Brauni geworfen. Der Schauplatz der Niedermetzelung war außerhalb der Stadt Brauni, und Hunderte von Dayaks waren bei dem Schauspiel zugegen. Wenn man indeß berechnet, daß nach dem Kampf mit der Nemesis 300 Seeräuber ins Innere flohen, so muß noch eine große Anzahl entkommen seyn." Ausl.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt, 10. November.)

* Zschokke und die Politik der Eidgenossenschaft. Im Jahre 1840 war es das Letztemal, daß sich H. Zschokke in die „Politik der Eidgenossenschaft" mischte, und zwar nur mittelbar durch die Herausgabe einer bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. verlegten Flugschrift, betitelt: „Die Römische Curie und die kirchlichen Wirren der Schweiz." Daß er seinen Namen dabei aus dem Spiele ließ, mag nicht sowohl als Vorsichtsmaßregel, wie vielmehr als ein Mittel zu deuten seyn, der Schrift bei den verschiedenen Parteien gleichmäßigen Eingang zu verschaffen. In diesem Augenblick aber, wo in der Schweiz die Akten spruchreif geworden sind, und aller Augen auf dem Würfel haften, der nun fallen soll, in diesem Augenblick, wo in dem Herzen der alten Welt mit Waffengewalt über Prinzipien entschieden wird, an denen sich Europa betheiligt, dürfte die obengenannte, nunmehr 8jährige Schrift eines Mannes, der zugleich Volksvertreter und Diplomat ist, der in ungeschwächt geistiger und körperlicher Kraft wie Nestor fast drei Menschenalter sah, insofern mit Recht in Erinnerung gebracht werden, als sie ein Resumé alles dessen bietet, was bisher vergeblich im Interesse des Fortschritts eingeleitet wurde, und überdieß sehr wohl geeignet ist, die vielleicht allzu kühnen Erwartungen des Publikums zum gehörigen Wärmegrad herabzustimmen. Sl.

— Karlsruhe. Der Plan für das neue Theater ist vollendet und soll vortrefflich seyn, nicht allein in Bezug auf praktische Einrichtung, sondern auch auf künstlerische Vollkommenheit. Der Plan ist von Herrn Hübsch.

— Die Vorträge über Mnemonik von Professor Pick beginnen Samstag den 13. November um 7 Uhr Abends, im Weidenbuschsaale, und werden jedesmal Mittwoch und Samstag fortgesetzt.

## Museum.

Nachdem die am heutigen Tage stattgehabte Generalversammlung, sich mit erfreulicher Einstimmigkeit für den **Fortbestand des Museums** ausgesprochen hat, bringt der unterzeichnete Vorstand zur Kenntniß eines verehrten Publikums, daß dasselbe nunmehr definitiv am Freitag, 19. d. M. mit einer

**Erinnerungsfeier an F. Mendelssohn-Bartholdy,**

eröffnet werden wird.

Frankfurt 9. November. 1847.

**Der Vorstand des Museums**

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 10. November. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.

Donnerstag, den 11. November. Lucrezia Borgia, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Donizetti. Lucrezia: Frau Schmidigen vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 312.** Freitag, den 12. November **1847.**

### * Die Halsbandgeschichte.

(Fortsetzung.)

Was aber noch verhindert hätte werden können, waren die Ereignisse des 15. Augusts, daß dieser Ausbruch nicht verhindert wurde, und daß die Königin sich der Gefahr aussetzte, einen Mann auf's Aeußerste zu treiben, von dem sie so Vieles zu befürchten hatte, muß allerdings bei der ersten Ansicht befremden. Betrachtet man jedoch die Umstände im Zusammenhang, so findet man auch dieß erklärlich. Herr v. Breteuil, der gegen den Fürsten, seinen Nachfolger bei der Gesandtschaft zu Wien, einen Haß nährte, der fast an Raserei grenzte, stand an der Spitze der Polizei; er hatte allein den Scandal einer Verhaftung herbeigeführt. In jeder andern Lage, wo sie selbst minder compromittirt, würde Marie Antoinette im Stande gewesen seyn, Alles zu unterdrücken. Aber je mehr sie in die Sache verwickelt war, desto weniger durfte sie dieß wagen, wollte sie nicht den fürchterlichsten Verdacht auf sich ruhen lassen. Der Angeklagte selbst war nicht zu fürchten, da ihm sein eignes Interesse zu schweigen gebot; denn sollte er nur ein einziges Wort über seine geheime Verbindung mit der Königin fallen lassen, so war sein Leben verwirkt. Hierzu kommt noch, daß der Cardinal sich in letzterer Zeit neue sträfliche Großsprechereien zu Schulden hatte kommen lassen, welche Marie Antoinette ohne Zweifel zu Ohren kammen und ihren alten Groll wieder erweckt hatten.

Am 18. August 1785 wurde Madame de la Motte zu Bar-sur-Aube verhaftet. Sie hatte schon viele ihrer Papiere verbrannt, unter welchen sich mehrere Briefe des Cardinals befanden, worin sich der ungestümste Ehrgeiz und die heftigste Liebe aussprachen. Auch Cagliostro wurde auf Angabe der de la Motte in Verhaft genommen; sie hatte ihn im Verdachte, ihr bei Herrn von Rohan geschadet zu haben und wollte sich nun durch eine Verleumdung rächen, die durch ein voreiliges Urtheil leicht einen Mord hätte herbeiführen können. Ebenso muß noch bemerkt werden, daß der Graf de la Motte sich selbst in die Hände des Polizeiagenten gegeben hatte, der Beamte weigerte sich jedoch, ihn zu verhaften. Man kannte die Festigkeit seines Charakters und fürchtete, er möge seine Gattin gegen den Einfluß vertheidigen, dem man sie zu unterwerfen gedachte.

Und wirklich war die Gefangene auch kaum in die Bastille gebracht, als der Baron von Breteuil sie in ein Gewebe arglistiger Rathschläge verstrickte, um jeglichen Verdacht von der Königin abzuwenden und den Cardinal zu stürzen. Man ließ ihr durch den Commissär zu verstehen geben, daß sie dem Tode verfallen sey, falls ihr der Name einer unverletzlichen Person entfahre, daß sie keinen andern Ausweg zu wählen hätte; als alle Schuld auf den Fürsten von Rohan zu wälzen, welcher, da er sie angegeben habe, ohnedem keine Schonung verdiene. „Sehen Sie nicht ein," fügte der Commissär hinzu, „wie sehr der Cardinal selbst darauf hingewiesen ist, die Königin von aller Beschuldigung freizuhalten. Man muß ihn deßhalb vernichten, oder sich von ihm vernichten lassen."

Auf solche Weise wurde Madame de la Motte dazu gebracht, auf Kosten des Cardinals zu lügen, der sich seinerseits verloren wußte, wenn er nicht auf Kosten der Grafin die Unwahrheit sagen wollte. Diese wechselseitigen Rücksichten bildeten den Schlüssel des Processes, der in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt blieb, weil zur Aufhellung der Sache ein Name hatte ausgesprochen werden müssen, welchen die Richter nicht aussprechen durften. Die Untersuchungen hatten indeß begonnen und die drei wichtigen Entdeckungen herbeigeführt:

Ein junges Mädchen, Namens d'Oliva, daß in Brüssel verhaftet wurde, erklärte sich für die Person, welche auf Anstiftung der Madame de la Motte die Rolle der Königin in dem Garten von Versailles gespielt habe. Ebenso bekannte sich ein gewisser Retaux de Villete dazu, auf Veranlassung und in Gegenwart der de la Motte die Unterschrift der Königin nachgeahmt und auf den Rand des Contractes über den Diamantenankauf die Worte: „Approuvé, Marie Antoinette de France" geschrieben zu haben. Endlich erfuhr man noch von einem irischen Capuziner, Namens Mac-Dermott, daß der Graf de la Motte einem Juwelier in London für 10,000 Pfd. Sterl. Diamanten verkauft habe.

Diese drei Umstände zeugten schwer gegen Madame de la Motte. Sie deutete dieselben jedoch in ihrem geheimen Verhör in der Bastille, so wie in dem Memoire nach ihrer Verurtheilung auf folgende Weise:

d'Oliva hatte, nach ihrer Angabe, in dem Garten allerdings die Rolle der Königin gespielt, allein auf das Verlangen Marien Antoinettens, die dem Rendezvous hinter einer Hagebuchenhecke beiwohnte und selbst ein Abenteuer vorbereitete, das durch seine Seltsamkeit einen Reiz für sie hatte und dann auch die Discretion des Cardinals auf die Probe stellen sollte.

„Wie kann man glauben, daß ich ohne die Mitwissenschaft und Einwilligung der Königin eine so leicht zu durchschauende Intrigue hätte anknüpfen können, und um das Verbrechen einer Majestätsbeleidigung zu begehen, die Mitternachtsstunde und den Garten von Versailles gewählt haben würde, zu einer Zeit, wo die im Jahr 1778 nur allzuviel erlaubten nächtlichen Promenaden verboten waren und die königliche Residenz grade auf's Strengste bewacht wurde. Und wäre diese Neigung der Königin, mit welcher

der Cardinal sich schmeichelte, in der That nur eine Vorspiegelung gewesen, würde ich nicht ein Interesse dabei gefunden haben, ihn noch länger auf seinem Irrthum beharren zu lassen, ihn einzuschläfern, statt ein trügerisches Rendezvous zu veranstalten, das seine Hoffnung steigern, aber zu gleicher Zeit den ganzen Kunstgriff entdecken mußte, indem er sich dadurch ja berechtigt fühlte, sich des folgenden Tages der Königin zu nähern, ihr von seiner Liebe zu sprechen — kurz ein so glückliches Abenteuer fortzusetzen. Denn das erste Rendezvous hat immer ein zweites und drittes zur Folge und jene Zusammenkunft in dem Parke beschleunigte nur eine mündliche Erklärung mit der wirklichen Monarchin, wo alsdann ein einziges Wort hingereicht haben würde, den Betrug zu offenbaren und mich in das Verderben zu stürzen."

(Fortsetzung folgt.)

---

## *Literaturbericht.

---

**Briefe von Wilhelm v. Humboldt an eine Freundin. Zwei Theile. Leipzig 1847.**

(Schluß.)

Wie Humboldt an Schiller schrieb: „Das Höchste in der Welt sind und bleiben die Ideen, diesen hab' ich ehemals gelebt, diesen werde ich jetzt und ewig getreu seyn," — so spricht er gegenüber der Freundin sich folgendermaßen über sich selber aus: „Es ist mir immer eigen gewesen gegen das innere und eigentliche Seyn die Geschäfte nur wie eine Art Nebensache zu behandeln, immer ihrer mächtig zu bleiben, statt mich von ihnen beherrschen zu lassen. Man macht sie darum nur um so besser. Und das, was den Menschen als Mensch berührt, die Gefühle, die ihn erfüllen, die sich in ihm drängen und stoßen, haben immer einen hauptsächlichen Reiz für mich gehabt. Ich habe zuerst damit angefangen, mich selbst zu kennen und mich selbst zu beherrschen, und kein Mensch kann sich klarer durchschauen, keiner sich mehr in der Gewalt haben als ich. Ich habe dabei immer nach zwei Dingen gestrebt: mich empfänglich zu halten für jede Freude des Lebens, und dennoch durchaus in allem, was ich mir selbst nicht geben kann, unabhängig zu bleiben, Niemanden zu bedürfen, auch nicht der Begünstigungen des Schicksals, sondern auf mir allein zu stehen, mein Glück in mir und durch mich zu bauen, Freude aus allem Erfreulichen zu ziehen, aber in Menschen und Dingen nichts eigentlich zu bedürfen." Dabei preist er das Alter wegen der größern Leidenschaftslosigkeit und Freiheit, dem gleichsam wolkenlosen Himmel, den zunehmende Jahre durch die reinere Klarheit des Nachdenkens über die Seele ausbreiten. Die dem Menschen nothwendigsten, heiligsten und wahrhaft erfreulichsten Wahrheiten, fügt er hinzu, liegen auch dem einfachsten schlichtesten Sinne offen, ja werden von ihm nicht selten richtiger und tiefer aufgefaßt, als von dem, den großen Umfang von Kenntnissen mehr zerstreut. Diese Wahrheiten haben noch außerdem das Eigne, daß, ob sie gleich keines Grübelns bedürfen, um erkannt zu werden, vielmehr sich von selbst Eingang in das Gemüth verschaffen, doch immer Neues in ihnen gefunden wird, weil sie in sich wirklich unerschöpflich und unendlich sind.

Mit schonender Hand die Wunden der Freundin berührend, weiß Humboldt sie auch auf den Werth der Widerwärtigkeiten aufmerksam zu machen; ohne Kampf und Entbehrung, schreibt er ihr, ist kein Menschenleben, auch das glücklichste nicht, denn gerade das wahre Glück bauet sich jeder nur dadurch, daß er sich durch seine Gefühle unabhängig vom Schicksale macht. — Das Glück vergeht und läßt in der Seele kaum eine flache Spur zurück und ist oft gar kein Glück zu nennen, da man dauernd dadurch nicht gewinnt. Das Unglück vergeht auch (und das ist ein großer Trost), läßt aber tiefe Spuren zurück, und wenn man es wohl zu benutzen weiß, heilsame, und ist oft ein sehr hohes Glück, da es läutert und stärkt. Dann ist es eine eigne Sache im Leben, daß wenn man gar nicht an Glück oder Unglück denkt, sondern nur an strenge und sich nicht schonende Pflichterfüllung, das Glück sich von selbst auch bei entbehrender mühevoller Lebensweise einstellt. Weiter sucht Humboldt geltend zu machen, daß es darauf ankommt, wie der Mensch sein Schicksal nimmt, und daß überhaupt eine Allweisheit und Allgüte die Ordnung der Dinge regiert, und daß daher Alles, was geschieht, gut und auch das Schmerzhafte wohlthätig seyn muß; denn die Bereicherung und Erhöhung der Seele durch edle Gefühle ist doch der letzte Zweck, und richtiges Nachdenken zeigt uns in jedem Ding in der Natur einen Gegenstand der Freude.

Die Freundin schafft sich den Theil ihres Unterhalts, der ihr neben einem Jahrgehalt von Seiten Humboldt's noch zu erwerben übrig bleibt, durch kunstvolle weibliche Arbeiten. Er rühmt ihr dieses als ein schönes Loos. „Ich liebe überall die Arbeitsamkeit, sie ist mir besonders an Frauen sehr schätzbar. Diejenigen Arbeiten, welche Frauen vorzunehmen pflegen, haben noch das Einladende und Reizende, daß sie erlauben, dabei vielmehr in Empfindungen und Ideen zu leben. Das stille Seyn der Seele für sich wird viel seltner durch die Arbeit gestört, beides geht neben einander fort, und der Werth der Gedanken und Gefühle wird mehr empfunden. Ich leite daher die wirklich feinere und schönere, oft selbst tiefere Bildung her, welche auch solche Frauen, die keine vorzügliche Erziehung genossen haben, meistentheils vor den Männern voraushaben, welchen sie sonst in Kenntnissen nachstehen." — Der Lebende, will Humboldt, soll dem Leben und seiner Arbeit angehören; denn um des Lebens willen ist man auf der Welt, es will durchgelitten und durchgenossen seyn, auf daß alles, was in uns liegt, zur Entwicklung komme, und nur was man im Gemüth durch das Leben errungen hat, nimmt man mit hinweg. Der Tod und das neue Leben ergreifen immer nur das für sie Gereifte; das Verlassen dieses Lebens ist immer ein Zeichen, daß nach der Erkenntniß, welcher nichts verborgen ist, eine fernere Entwicklung auf dieser Erde dem Scheidenden nicht mehr vortheilhaft war. Es ist der große Gedanke der Natur selbst, die nur dadurch besteht, daß sie sich immer erneuert. Was aber die Seele einmal gewonnen hat, die einmal gefaßten Ideen wirken auf ihr Wesen und ihren innern Gehalt in alle Ewigkeit fort. Das Herz soll nicht blos am Irdischen hangen, aber auch die Erde nicht verschmähen. Die wahrhaft schöne und edle Stimmung vermeidet diese doppelte Einseitigkeit. Sie geht von den unendlichen Spuren des Göttlichen aus, von denen alles Irdische und die ganze Schöpfung so sichtbar in weiser Anordnung und liebevoller Fürsorge durchdrungen ist. Man knüpft in ihr die reinen Empfindungen des Herzens zunächst an die menschlichen Verhältnisse an, denen dieselben auf eine würdige und nicht entweihende Weise gewidmet werden können. Man sucht so und pflanzt das Ueberirdische im Irdischen, und macht sich dadurch fähig, sich zu dem ersten in seiner Reinheit zu erheben. In diesem Verstand lebt man in dieser Welt für eine andre; denn das Irdische wird blos zur Hülle des

göttlichen Gedankens, er ist sein eigentlicher hell und sichtbar aus ihm hervorstrahlender Sinn. Unmittelbar daran knüpft sich der Glaube an Unsterblichkeit. Diesen trägt ein Gemüth, das im richtigen Sinne nicht für diese Welt allein lebt, nicht blos als Hoffnung und Sehnsucht, sondern als unmittelbar mit dem Selbstbewußtseyn verbundene Gewißheit in sich. Wären wir nicht gleichsam schon ausgestattet mit dieser Gewißheit auf die Erde gesetzt, so wären wir in der That in ein Elend hinabgeschleudert. Es gäbe keinen Ersatz für irdisches Unglück und was noch mehr und noch beklagenswerther wäre, die wichtigsten Räthsel blieben ungelöst und unserm ganzen innern Daseyn fehlte, was ihm eigentlich das Siegel seiner Vollendung aufdrückt.“

In der Natur sind es der Sternenhimmel und der Frühling, die stets zu neuer Betrachtung anregen und an die vielfach die Ideen der Briefe sich anschließen; von Menschen werden außer *Schiller*, *Göthe*, *Herder*, *Schleiermacher*, *Ritter*, besonders Frauen besprochen; *Therese Huber* wohl mit Ueberschätzung, *Bettina v. Arnim* und am ausführlichsten mit richtiger Würdigung ihrer Originalität und ihres Wahrheitsinnes *Rahel*. Auch auf die alten körnigen Kirchenlieder wird theilnehmend eingegangen. In Bezug auf einen Herder'schen Satz, daß das Volk mit *Bibel* und Gesangbuch leben könne, schreibt Humboldt: „Was so alles Andre ersetzen soll, muß nicht von einzelnen, bekannten, uns nahestehenden Verfassern herrühren, es muß aus fernen Jahrhunderten als die Stimme der ganzen Menschheit, in der sich immer zugleich die Stimme Gottes offenbart, zu uns herüberschallen. Darum könnte, wessen Gemüth kindlich und einfach genug ist, den ganzen Sinn früherer Jahrhunderte zu fühlen, auch mit dem *Homer* getrost in die Einsamkeit gehen. Das ist das, was der Mensch nie genug an der Vorsehung bewundern und wofür er ihr nie dankbar genug seyn kann, daß sie die wahrhaft göttlichen Gedanken, die, auf denen unser innerstes Daseyn ruht, bald im Geiste ganzer Völker und Zeiten, bald in einzelnen Menschen weckt und durchbrechen läßt.“

Wir glaubten den Geist des Buchs durch diese kurze Zusammenstellung von Ideen, die uns wiederholt darin begegnen, am geeignetsten bezeichnen zu können; sinnige Gemüther werden daraus auf das Ganze schließen, das nicht wie ein Roman gelesen, sondern in stillen Stunden je nach den Stimmungen der eignen Innerlichkeit durchfühlt und durchdacht seyn will. Es ist ein Ausdruck des wahren *Seelenfriedens*, über den Humboldt's Worte die Krone seiner hier niedergelegten Aussprüche bilden; und heißt im siebenzigsten Brief: „Zuerst ist, wie es im Jesaias heißt, der Friede das Werk der Gerechtigkeit, er ist unmöglich ohne strenge Pflichterfüllung, da diese das Erste und Nächste ist. Dieß aber möchte ich nur den irdischen menschlichen Frieden nennen. Er muß die Grundlage seyn, aber er ist nicht Alles. Es wird gepredigt durch den Propheten, durch das vorausgehende alte Testament; das neue gibt erst die Vollendung. Das allein ist der Friede, den die Welt nicht gibt, ein unübertrefflicher Ausdruck. Was diesem Frieden angehört, ist von der Welt, dem äußern Glück und dem äußern Genuß geschieden, es stammt von einer unsichtbaren Macht her, allein die Gesinnung muß im Gemüthe vorhanden seyn, daß man sein ganzes inneres Wesen von der Welt trennt, daß man nicht auf äußeres Glück Anspruch macht, daß man nur die hohe Seelenruhe sucht, die auf dem Leben in Demuth und innerm Gehorsam wie in einer klippenlosen stillen Wasserfläche ihre Sicherheit findet. Die bloße Ausübung der Pflicht reicht dazu nicht hin, die Unterordnung des selbstischen Daseyns unter das Gesetz und noch weit mehr das Anerkenntniß der höchsten alles beherrschenden und alles durchdringenden Liebe muß so vorwaltend seyn, daß das ganze Wesen darin aufgelöst ist. Nur bei dieser Gesinnung kann man den von Jesus gebotenen Seelenfrieden sich aneignen. Denn es wäre eine ganz irrige Auslegung der schönen biblischen Stelle, wenn man glauben könnte, der himmlische Friede senkte sich so von selbst und ohne alles Zuthun auf den Menschen herab. Wohl zwar senkt er sich also nieder, er kann nicht durch Werke verdient, nicht gleichsam wie Erdengüter durch eignes Thun erworben werden. Er ist eine freie, himmlische, immer nur der Gnade entströmende Gabe. Allein der Mensch kann sie nicht erfassen ohne jene Gesinnung, er kann des Himmlischen nicht theilhaftig werden, so lange er irdisches Glück sucht. Besitzt er aber diese Gesinnung, so ist er wieder jenes Friedens gewiß, denn es ist recht eigentlich von den himmlischen Gaben ein wahres Wort, daß denen gegeben wird, die da haben. Das Irdische muß schon, so viel es die schwache Kraft vermag, das Himmlische angezogen haben, wenn es ihm wahrhaft zu Theil werden soll. Auf diese Weise hängt der innere Frieden immer von Menschen selbst ab, der Mensch braucht zu seinem Glücke im wahren Verstande nichts als ihn, und er braucht, um ihn zu besitzen nichts als sich.“

M. *Carriere*.

---

## Ueber deutsche Sprachmengerei.

Preußen hat in neuerer Zeit um die Reinigung der amtlichen Sprache von unnöthigen Fremdwörtern sich mehrfach bemüht. Zuerst wurde Hauptmann statt Capitän, dann Neuenburg und Valendis statt Neufchatel und Valengin eingeführt, und gegenwärtig soll sogar von Amtswegen auf die Abschaffung der franz. Benennungen von Gasthäusern hingewirkt werden. Dies veranlaßt einen Frankfurter Correspondenten der „deutschen Zeitung“, einen kurzen Blick auf die höchst bunte Weise zu werfen, wie verschiedene deutsche Staaten in dieser Hinsicht verfahren. Am deutschesten sind seltsamer Weise die Leute, welche keine Deutsche sein wollen, die *Schweizer*. Nicht nur, daß man dort *Auszug* statt *Kontingent*, *Landjäger* statt *Gensdarmen* hat, daß die Gerichtssprache auf eine Weise von fremden Ausdrücken gereinigt ist, welche dem Volke die Bekanntmachungen der Behörden wirklich verständlich macht, es sind auch die in Deutschland fast verschollenen deutschen Monatsnamen, wie *Hornung*, *Brachmonat*, *Heumonat*, *Weinmonat*, *Erntemonat* in der amtlichen Sprache noch geltend. Hätten wir in Deutschland etwas Aehnliches wie den Sonderbund, so wäre gewiß eine *Special*- oder *Separatallianz* daraus geworden. Nächstdem sind die freien Städte zu nennen, wohl aus dem Grunde, weil in ihnen zur Zeit ihrer uralten Reichsfreiheit das Gemeinwesen, wie in den schweiz. Republiken, allmählich auf eigenthümlichen, deutschen Grundlagen sich entwickelt hat, während die deutschen monarchischen Staaten im siebzehnten Jahrhundert zur Zeit des tiefsten Verfalls deutschen Wesens unter der Herrschaft des französischen Vorbilds und des römischen Rechts ihr Beamten-, Heer- und Hofwesen anordneten. So gibt es in Frankfurt ein *Rechneiamt*, *Gegenschreiber*, *Amtsstuben*; in Sachsen z. B. *Kalkulatoren*, *Kontroleurs*, *Bureaus*. Es ist aber hier auch kein fester Grundsatz durchgeführt; so heißen die Vorsteher der Kollegien „*Senioren*“, während man in Berlin „Aelteste“ der Kaufmannschaft u. s. w. hat. Ebensowenig findet sich ein solcher Grundsatz in dem sehr deutsch-

thümlichen Bayern festgehalten, wo man **Chevauxlegers** statt **leichte Reiterei** hört, welche letztere Benennung Sachsen und Würtemberg angenommen haben. Auch in Preußen ist bis jetzt nur Stückwerk geschehen. So haben wir hier die „Kabinetsordres." Es ist nicht zu vermuthen, daß man hierbei aus Schonung den harten Ausdruck „**Befehl**" habe vermeiden wollen, denn die Gäste werden zur königl. Tafel und die Deputationen zur Audienz **befohlen**. Ferner haben wir die Friedensklasse des Ordens „**pour le mérite**". Wir verkennen nicht, daß das in Preußen so wichtige historische Recht gegen eine Veränderung eines Namens sich stemmt, der aus einer so glänzenden Zeit Preußens stammt, indeß hat doch auch Sachsen-Weimar seinen Orden **de la vigilance** zum **Orden der Wachsamkeit**, Baden den Orden **de la fidélité** zum **Orden der Treue**, Kurhessen den Orden **de la vertu militaire** zum **Kriegsverdienstorden** umgetauft. Ein Blick auf andere Länder lehrt uns, daß selbst die Russen in ihrer Sprache passende Aufschriften für ihre Orden gefunden haben, und daß außer der Landessprache höchstens alterthümliche lateinische Sprüche angewendet werden. Der in diplomatischen Beziehungen so ganz verachteten deutschen Sprache soll Preußen neuerdings einige Geltung zu verschaffen gesucht haben, während Oesterreich selbst seine Noten an die deutschen Vororte der Eidgenossenschaft **französisch** abfaßt. Am schlimmsten steht es aber in **militärischer** Beziehung aus, wie denn Officiere gewöhnlich in Sprache und Schrift die eingefleischtesten **Sprachmenger und Deutschverderber** sind. Gerade in dieser Hinsicht aber bietet die Einrichtung der **Landsknechte** bereits eine vollständige Stufenleiter der Vorgesetzten mit deutschen, allgemein verständliche Namen. Nach den Befreiungskriegen wurde ihre Wiederherstellung theilweise versucht, und ein paar Jahre lang las man z. B. im Frankfurter Staatskalender von **Bannern (Regimentern)**, **Fähnlein (Kompagnien)** und **Rottmeistern**, dann aber folgte man wieder dem Schlendrian. Wir schließen diese Andeutungen mit der kurzen Bemerkung, daß, außer unterjochten Völkern, wo der herrschende Theil eine andere Sprache spricht, als der beherrschte, kein andres Beispiel aufzufinden ist, wo der ganzen Masse des Volkes von Staatswegen zugemuthet wird, eine Menge ganz unnöthiger Fremdwörter (**Chaussée, Gensdarme, Bureau, Comptoir, Chevauxlegers**), deren Aussprache ganz von der deutschen abweicht, zu kennen und richtig auszusprechen, wo ferner in gerichtlichen Bekanntmachungen häufig der wichtigste Theil, mit einer **lateinischen Formel** (z. B. bei Gantausschreibungen **sub poena praeclusionis** statt unter Androhung des Ausschlusses) ausgedrückt wird. Alle andern Völker schreiben die aus andern Sprachen aufgenommenen Wörter so, wie sie dieselben aussprechen (z. B. die Italiener bigliardo = billard), oder sie behalten die Schreibart bei und sprechen die Fremdwörter nach ihrer Volkssitte aus, wie die Engländer, oder sie thun Beides, wie die Franzosen, welche die deutschen Wörter so schreiben, wie es ihnen am bequemsten ist und sie dann noch nach französischer Weise aussprechen, (z. B. Sélestat = Schlettstadt, Ribeauviller = Rappoltsweiler). Unser Volk erscheint durch diese Nachgiebigkeit den Fremden als ein haltloses, nachahmendes, das nur fremden Geist aufsaugen und wiederstrahlen könne, unser Staatswesen als ein durchaus fremden Vorbildern nachgebildetes und unsre Sprache als eine **armselige**, die nicht einmal für die gewöhnlichsten Dinge eigne Ausdrücke hat; aber der Sinn für die Bedeutung des angeregten Gegenstandes scheint in Deutschland gänzlich erloschen, während Schreiber dieses von Ausländern aller Nationen schon häufig sehr unliebsame Bemerkungen über die deutsche Sprachmengerei hat hören müssen.

---

## Tabletten.

*** In Paris ereignete sich dieser Tage folgender ungewöhnliche Unglücksfall. Zwei Kinder in der Straße St. Pierre-Montmartre spielten mit einem Blasebalg. Das Eine nahm das unschädliche Instrument und blies dem Andern den Wind damit in's Gesicht. Hierdurch geschah es, daß ein spitzer Drahtstift, der sich zufällig im Blasebalg befand, durch die Gewalt des Luftdrucks heraus und dem Kinde mit solcher Heftigkeit in's Auge fuhr, daß die dadurch verursachte Wunde eine Operation nöthig machte, in Folge deren das beschädigte Auge verloren ging.

*** In Dublin hat sich ein an der dortigen Universität angestellter Professor der Physik, dessen Name in der Wissenschaft nicht unbekannt ist, James **Mac Cullagh**, mit einem Rastermesser den Hals abgeschnitten. Vieles Sitzen und angestrengtes Studiren hatten sein Gehirn dergestalt angegriffen, daß er sich einbildete, beständig von Feinden, die ihm nach dem Leben trachteten, umgeben zu seyn. Diese fixe Idee setzte sich dergestalt bei ihm fest, daß er zuletzt, um sich vor den Fantomen seiner Angst zu retten, zum Selbstmord schritt.

*** Am 1. November begann die ihn Berlin concessionirte **Kleider- und Stiefel-Reinigung-Anstalt** ihre öffentliche Wirksamkeit. An mehr als 30 öffentlichen Orten und größern Etablissements sind uniformirte Reinigungsdiener aufgestellt, welche den Vorübergehenden schnell und sauber Kleider und Stiefel reinigen. Die Anstalt hat gleichzeitig eine Regenschirm-Verleihe dergestalt eingerichtet, daß Jeder, gegen einen Thaler Pfand, sich bei dem Reinigungsdiener einen Regenschirm leihen kann und, wenn er letztern einen ganzen Tag benutzt, nur 2 Sgr. Leihgeld zahlt. Jeder Reinigungsdiener ist angewiesen, die der Anstalt gehörigen bezeichneten Schirme zurückzunehmen und das Pfandgeld wieder zu erstatten. Für einzelne Stunden ist der Preis noch billiger. Zu dem Geschäfte als Reinigungsdiener sind nur großjährige, unbescholtene Männer zugelassen worden.

*** „Om ma ni pat-me hum" ist die verbreitetste und beliebteste unter allen buddhistischen Gebetsformeln. Sie ist aus dem Sanskrit genommen und bedeutet wörtlich: „Heil dir, köstlich blühende Seerose."

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 11. November. **Lucrezia Borgia**, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Donizetti. Lucrezia: Frau **Schmidtgen** vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden.

Samstag, den 13. November. **Ein deutscher Krieger**, Schauspiel in 3 Abtheilungen, von Bauernfeld.

Montag, den 15. November. (Zum Benefiz für Hrn. **Conradi**) Neu einstudirt: **Der Wasserträger**, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Cherubini. — Hierauf: (Neu einstudirt) **Der Kapellmeister von Venedig**, oder: „Der Schein trügt", musikalisches Quodlibet in 2 Abtheilungen, von Breitenstein.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 313.** Samstag, den 13. November **1847.**


## * Die Halsbandgeschichte.

(Fortsetzung.)

Was die Worte „Approuvé Marie Antoinette de France" betrifft, so gestand Madame de la Motte förmlich ein, daß diese Unterschrift von Retaux de Villette geschrieben worden sey, jedoch ebenfalls mit der ausdrücklichen Einwilligung der Königin und des Cardinals. Man hatte sich gegenseitig über diesen als dienlich und gefahrlos erachteten Ausweg einverstanden; da die Signatur „Marie Antoinette de France" Niemanden angehörte, war sie nicht geradezu eine Fälschung zu nennen; sie hatte somit den Vortheil, Boehmer zur Auslieferung des Halsbandes zu bestimmen, ohne die Königin oder den gewählten Secretär zu compromittiren. Zur weitern Bekräftigung dieser Angabe wies Madame de la Motte noch darauf hin, wie seltsam es wäre, wenn ein ehemaliger Gesandter, ein Hofmann nicht wissen sollte, wie die Königin unterzeichne, zumal der Fürst als Großalmosenier oftmals schriftliche Befehle von ihr erhalten mußte. Wie sollte ihm nicht die Unterschrift einer österreichischen Prinzessin mit dem Zusatz: „de France" Anlaß zu Bedenken gegeben haben. Auch konnte von einem allzuflüchtigen Durchlesen oder einer augenblicklichen Zerstreutheit nicht die Rede seyn, da die Verkaufsacte in den Händen des Cardinals geblieben war, er somit Gelegenheit hatte, dieselbe mehrmals zu durchlesen und die Urkunde selbst dem Schatzmeister Saint James vorgezeigt hatte.

Die Diamanten, welche von ihrem Gatten in London verkauft worden, erklärte Madame de la Motte von der Königin zum Geschenke erhalten zu haben. Die Königin konnte das Halsband, welches sie sich geweigert hatte von Ludwig XVI anzunehmen, nicht in seiner ursprünglichen Fassung tragen, der Schmuck mußte deßhalb zerstückelt werden, um ihn weniger kenntlich zu machen. So blieben einige Steine übrig und es war nicht sehr befremdlich, daß sie derjenigen zum Geschenk gemacht wurden, welche in das ganze Geheimniß eingeweiht war.

Diese Aussagen der de la Motte wurden, wie sich leicht denken läßt, nicht in die Proceßacten aufgenommen; nichtsdestoweniger wurden dieselben ruchbar und man mußte immerhin vieles Gewicht darauf legen, da ohne sie eine Menge unbestrittener Thatsachen unerklärlich blieben, welche die Flugschriften der Advocaten und officielle Documente der öffentlichen Besprechung überliefert hatten. Die Meinung war deßhalb sehr getheilt.

Die Anhänger Marien Antoinetten's beschuldigten Madame de la Motte mit Entrüstung, die Leichtgläubigkeit des Cardinals mißbraucht und die Königin schändlich verleumdet zu haben. Ihr Credit am Hof wurde von ihnen als eine Lüge ausgegeben; die Briefe, welche sie dem Fürsten von Rohan zustellte, sollten erdichtet und der Ankauf des famosen Halsbandes ein seit langer Zeit berechneter schlauer Diebstahl gewesen seyn. Sie wiesen darauf hin, wie sie den Cardinal zum erstenmale bei dem Rendezvous im königlichen Garten betrogen und die Geschicklichkeit eines Verfälschers benutzt habe, auch auf die Veräußerung der von dem Kleinod ausgebrochenen Steine und den plötzlichen Uebergang der de la Motte in glänzende Verhältnisse war nach ihrer Meinung ein gewisses Gewicht zu legen. Sie erinnerten an die Abneigung, welche Marie Antoinette stets gegen den Fürsten von Rohan gezeigt habe, sowie daß der Halsschmuck, den sie insgeheim angekauft haben sollte, ihr zweimal vergeblich als Geschenk angetragen worden sey.

Aber die Gegenpartei widerlegte diese Behauptungen durch Auslegungen, für welche sie nicht minder überführende und gewichtvolle Beweise zu haben glaubte. Zuerst war es denkbar, daß der Cardinal mit den echten oder untergeschobenen Liebesbriefen, mit dem zärtlichen Pfande, das er im Parke, dem Anscheine nach, von der Königin selbst erhalten hatte, sich geliebt glaubte, daß er in der Gunst der Monarchin immer höher steigen oder sich wenigstens seines Glückes zu vergewissern suchte. Er, der Zutritt in dem Palaste hatte und Marien Antoinetten so oft begegnete, sollte niemals durch Worte oder Zeichen auf die Briefe oder auf das erhaltene Andenken angespielt haben, das seine ganze Seele beschäftigte und ihn überglücklich machte? Bedurfte es mehr als eines Zeichens, eines Wortes, um die ganze Intrigue, welche man der de la Motte zuschrieb, aufzudecken? Mit dem Bewußtseyn der erhaltenen Beweise ihrer Neigung hätte der Cardinal mit der Königin sprechen müssen; gewiß hätte er es auch gethan und da der geheime Briefwechsel nichtsdestoweniger ein ganzes Jahr hindurch fortgesetzt ward, so mußte man daraus billig folgern, daß Madame de la Motte nur die Wahrheit gesprochen.

Was sollte man endlich von dem Schweigen der Königin denken? Nachdem sie am 12. Juli den Brief des Juweliers erhalten, worin man von dem auf ihren Befehl angekauften Halsbande sprach, ihr die neuen Bedingungen mittheilte und sie von der Unterwürfigkeit unter ihren Willen versicherte, hätte Marie Antoinette nichts von der Sache gewußt! Hätte sie nicht auf der Stelle Boehmer zu sich bescheiden sollen, mit dem sie seit langer Zeit in Berührung stand, um Näheres über diesen räthselhaften Brief zu erforschen?

Ein anderer Umstand, den man als Waffe gegen die Königin gebrauchte, war die Nachlassung der 200,000 Fr., die man in einem durch die gewöhnliche Unterhändlerin eingereichten Schreiben an den Verkäufer vor dem ersten

Zahlungstermine verlangte *). Hätte Madame de la Motte den Cardinal in der That betrogen und sich die Diamanten zugeeignet, zu welchem Zwecke würde sie durch Vorzeigung eines falschen Briefes eine Verminderung des Preises gefordert haben, die vielleicht zur Aufhebung des ganzen Geschäfts führte, sie zur Wiedererstattung des geraubten Kleinods zwingen, sie entlarven und rettungslos in's Verderben stürzen konnte. Dieser Brief, welchen der Cardinal versicherte, von der Königin erhalten zu haben, konnte darum nicht untergeschoben seyn und er bezog sich auf die vorhergehenden Schreiben, er war von derselben Hand. (Forts. folgt.)

*) Memoire des Joailliers Boehmer et Bassange du 12 août 1785.

## * Entdeckung altdeutscher Gräber.

„Das Germanische Todtenlager bei Selzen in der Provinz Rheinhessen, beschrieben von den Gebrüdern W. und L. Lindenschmitt“, ist der Titel einer sehr interessanten Schrift, die hier, bei Victor v. Zabern herausgekommen, einen wichtigen Beitrag zur Aufhellung der Geschichte unserer Vorfahren im fünften und sechsten Jahrhundert nach Christus liefert. Die dem Werke beigegebenen Abbildungen der aufgedeckten Gräber, mit ihrem reichen Inhalte, sind ausgezeichnet schön und geben eine klare Anschauung dessen, was hierüber im Texte ebenso gediegen, wie Jedermann verständlich gesagt ist. Bei Durchlesung dieser Schrift wurde ich lebhaft an ein Todtenfeld erinnert, das bis jetzt noch nicht genügend untersucht, eine gleichfalls reiche Ausbeute verspricht. Das sich dafür interessirende Publikum darauf aufmerksam zu machen, ist zunächst der Zweck dieser Zeilen.

Eine Viertelstunde östlich von Bad=Ems auf dem rechten Lahnufer wurde, wenn ich nicht irre, 1839 bei der Anlage der neuen Lahnstraße, die Ems mit Koblenz verbindet, an der Stelle, wo die alte Poststraße das Lahnufer verläßt, um über das Gebirge nach Ehrenbreitstein zu führen, ein kleiner Hügel durchschnitten, der, wie es sich herausstellte, von Menschenhand errichtet, eine große Zahl alter Gräber enthielt. Der Inhalt dieser letzten glich denen von Selzen so genau, daß die Vermuthung nahe liegt, jenes dort wohnende Volk habe mit diesem gleiche Sitten, vielleicht dieselbe Abstammung gehabt. Alle Gräber liegen von Ost gegen West, und die Todten in denselben mit dem Haupte auf der Ostseite, wurden unverbrannt der Erde übergeben. Zur rechten Seite der meisten Gerippe lagen eiserne Speere, mit Spuren der hölzernen Schafte, zur Linken ein Schwert. Glaskorallen waren hier und da, mit anderen Schmucksachen vermischt, ausgegraben worden, zu den Füßen der Beerdigten standen halbgebrannte irdene Gefäße, von braunschwarzer Farbe. Einige dabeiliegende römische Münzen deuteten an, daß diese Grabstätte nicht vor dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung errichtet worden. Die Gerippe lagen, von fetter Erde umgeben, auf einer Thonschicht mit flachen Steinen im Zwischenraum, Sand oder Kies deckte die Gerippe. Höher war in einer Mächtigkeit von mehreren Fuß gewöhnliche Erde aufgeschüttet. Spuren eines hölzernen Sarges kamen einzeln zum Vorschein. Das eindringende Tagwasser hatte indeß die Gebeine so zernagt, daß nur die festesten Theile derselben erhalten waren. Aus dem gleichen Grunde waren Erzwaffen und Geräthe stark oxydirt. Eine schöne Sammlung der aus diesen Gräbern gewonnenen Waffen, Gefäße rc., welche mir gehörte, wurde von einem Dienstboten, während meiner kurzen Abwesenheit von Ems, als altes Gerümpel betrachtet, in die vorüberfließende Lahn geworfen, und der bald erfolgte Eisgang nahm wohl jede Spur davon mit fort, so daß mir von der ganzen Sammlung nichts geblieben ist, als die Erinnerung an dieselbe und ihren Fundort, zu dessen glücklicherer Ausbeute ich zunächst den Verein für Alterthumskunde in Nassau aufmerksam machen wollte. L. Becker.

## Henriette v. Paalzow.

Die Verfasserin von „Godwie=Castle“ ist gestorben. Sie hat in der Nacht vom 30. auf den 31. Oct. ihr Auge geschlossen. In bürgerlicher Beziehung ist wohl zu erwähnen, daß sie die Schwester des vor einigen Jahren gestorbenen, bekannten Professor Wach war. Aber als Schriftstellerin — doch wir können nicht behaupten, daß sie als solche schon nicht mehr lebe. Sie hat sich ohne Cameraderie durch den inneren Werth ihrer Romane den Weg des Ruhms und der Anerkennung gebahnt und das will viel sagen, hält aber auch lange aus. Eine Haupteigenschaft, die sie besessen hat, muß zunächst von vorne herein hervorgehoben werden, — sie hat die Männer beschämt, gleichzeitig mit ihr hat kein männlicher Roman=Schriftsteller so Vortreffliches und Edles geschrieben.

Es ist der Verstorbenen eigen ergangen. Für ihr erstes Werk „Godwie=Castle“, welches allerdings da und dort an einzelnen Breiten leidet und die weibliche Feder sichtlich verräth, konnte sie keinen Verleger finden. Bruchstücke daraus wurden, ohne Nennung ihres Namens, an verschiedene, bedeutende Verleger geschickt, man lehnte sie ab; endlich erkannte der Buchhändler Max in Breslau das Talent und übernahm es, ohne den Namen des Verfassers zu erfahren, den Roman zu drucken. Aber wie erstaunte er, als die erste Auflage erschien, die man in größter Eile überall kaufte, deren Verfasser ein hochgestellter Mann seyn sollte, über die sich die Kritik nicht günstig genug aussprechen konnte — und man wußte durchaus nicht, daß es das Werk einer Frau war, ja als sich das Geheimniß für den Verleger aufgeklärt und so auch nicht ganz mehr verborgen bleiben konnte, blieb man doch noch in Ungewißheit. Aber die Bahn war gebrochen, die ganze gebildete Welt las „Godwie=Castle.“ Im Jahre 1839 folgte „St. Roche“, ein Werk, das als ein an geschichtlichen Ereignissen gedrängt voller Roman seines Gleichen noch immer sucht, und in welchem einzelne Abschnitte (z. B. die Wieder=Einführung der ächten Besitzerin in die Räume ihrer Ahnen) wahrhaft poetisch sind. Die Kunst der Anlage, die Trefflichkeit der Sprache, der Adel der Gesinnungen erregten das größte Aufsehen und konnten den Ruhm der Verfasserin nur erhöhen. Als drittes Werk erschien der allerdings auch einen Fortschritt bekundende „Thomas Thyrnau“, welcher zu allen Zeiten einen großen Rang in unserer Literatur einnehmen wird, da er außer allen den früher schon gerühmten Eigenschaften auch die heitersten und lieblichsten Partieen der Ironie besitzt: Dieses Werk beschämt in ächtem Sinne des Wortes unsere Novellisten und Roman=Schriftsteller männlichen Geschlechts: es greift auch in politische Beziehungen über, aber wie edel und erhaben! Als aber die politischen Redensarten alle schönere Literatur Deutschlands zu überschreien anfingen, ging es der trefflichen Frau, wie anderen ausgezeichneten Geistern. Ihr letztes Werk „Jakob van der Nees,“ an welches sich noch ein zweiter Roman zur Vollendung anreihen sollte, machte nicht mehr das große Aufsehen der früheren, obschon es an Schönheiten und poe-

tischer Fülle überaus reich ist und noch immer als ein wirklich seltenes Werk betrachtet werden darf. Die Kritik konnte sich kaum damit befassen, denn diese hatte alle möglichen radikalen Poesien und Novellen in den Himmel zu heben; die Kritik war und ist noch meistentheils der Parteiwuth verfallen.

Unterdessen bewahrheitet sich an Frau v. Paalzow, was Göthe im Tasso von den „edlen Frauen" gesagt hat. Sie hat sich einen guten, dauerhaften Ruf erworben; man ehrt und liebt die Schriftstellerin und wir Männer mögen uns gern an ihren Erzeugnissen erholen, ohne zu verkennen, daß sich Manches aus denselben gewinnen läßt. Wir wünschen, daß der Verleger eine billige und leicht zugängliche Ausgabe der vier Romane veranstalte und nicht mehr „die Verfasserin" u. s. w., sondern den vollen, wirklichen Namen erscheinen lasse; diese vortrefflichen Schriften würden dann vollends in die Hände derer gerathen, welchen man sie anzuvertrauen durchaus kein Bedenken tragen darf: wir meinen, in die Bibliothek der heranstrebenden Jugend, welche noch lernen will und soll, was Adel der Gesinnung sey.

Auch sie ist verschieden. Wir verlieren ein reiches Talent nach dem anderen. Blühen immer neue und ebenso reiche wieder auf? Wir gestehen, daß wir in der sogenannten schönen Literatur Deutschlands nicht so viel Erfreuliches finden, als wir gern erblicken möchten. Die Schöngeister sind in die Politik gefahren, wobei Literatur und Politik verlieren. Doch fern von hier diese Betrachtungen. Wir wollen auf das Grab der Verewigten nichts als den Dank der Vielen legen, welchen sie so manche Stunde durch Veredelung und Genuß verschönt hat.

## Tabletten.

*** Das „Augsburger Anzeigeblatt" vom 6. November schreibt aus Augsburg: Sind wir Deutsche? Wie ich erfahren habe, verlangte ein Herr in der am 3. d. M. gegebenen Vorstellung des Herrn Professor Robin, derselbe möge, da er vor einem deutschen Publikum sich befinde, sich auch der deutschen Sprache bedienen. Es freute mich sehr, zu hören, daß ein deutscher Mann den Muth hatte, sich Angesichts des gefüllten Hauses zu erheben, und diesen Wunsch auszusprechen; es schmerzte mich aber tief, zu hören, daß Herr Robin Angesichts eines deutschen Publikums fraglichem Manne nicht nur die Thüre weisen durfte, sondern von dem deutschen Publikum auch dafür durch stürmischen Applaus belohnt wurde! — „O, einiges Deutschland! groß wie seine Berge!" was muß der Franzose von dir denken, wenn er von dem Benehmen des hiesigen Publikums am 3. d. M. auf den Nationalcharakter des deutschen Volks schließt? — Was würde einem Deutschen in einer französischen Stadt begegnen, wenn er es wagen wollte, das französische Volk in deutscher Sprache zu haranguiren! Was würde ihm aber zu Theil werden, wenn er auf den Wunsch, französisch zu sprechen, die Antwort geben würde, die Herrn Robin so stürmischen Beifall erwarb! — — So lange wir fremder Arroganz nur schimpfliche Demuth entgegen zu setzen wissen, sind wir nicht werth, ein „deutsches Volk" zu heißen.

*** Eine Zigeunerkönigs-Krönung. Zu Jetholm-Common (Irland) ist dieser Tage die Krönung des neuen Königs der „braunen Leute", mit Namen Karl Blythe, unter den üblichen Ceremonien und Festlichkeiten vollzogen worden. Zuerst spielte die Musik das „God save the queen", und das Volk schrie: „Es lebe Karl I." Dann wurde ein weißes Roß mit langem Schweif vorgeführt; ehe es jedoch der neue König bestieg, mußte er verschiedene Förmlichkeiten beobachten, neunmal das Pferd umgehen, auf die Erde niedersinken, des Pferdes linken Fuß aufheben rc. Auch wurden zuvor verschiedene Trankopfer vorgenommen. Darauf setzte sich der Zug, der König zu Roß, in Bewegung; zwei Grooms führten das Pferd am Zügel. Hinter dem König ritt sein Schildknappe auf einem Esel. Als man an einen großen Stein „Stobstone" genannt, ankam, saß der König ab, und stieg auf den Stein. Hier hing man ihm den Balg eines von ihm erlegten Hasen über die Schultern, den er während der ganzen nun folgenden Feierlichkeit nicht abnehmen durfte. Dann setzte er sich nieder, der Kopf wurde ihm, in Ermangelung von Oel, mit Branntwein gesalbt. Währenddem trank der ganze Haufen beständig von demselben edlen Naß auf des Königs Gesundheit und brachte ihm in der Zigeunersprache donnernde Lebehochs. Unter Singen und Jauchzen kehrte hierauf der Zug von dem heiligen Krönungsstein in die Stadt zurück. In einer armseligen Kneipe war ein stattliches Zigeunermahl zugerichtet; der erste Trinkspruch galt abermals „dem König", worauf die Musik das Lied: „Sey gegrüßt, o König Karl" anstimmte. Hierauf erhob sich König Karl und hielt mit starker Stimme eine lange Rede, deren Hauptinhalt war: „daß er alles thun werde, um alle Zigeuner seines Wohlwollens zu versichern, daß ihm das Glück seiner treuen Unterthanen stets am Herzen liegen werde, und daß er sie in ihren Rechten jederzeit schützen wolle." Diese Rede wurde von den Zigeunern mit lang anhaltendem Beifallruf aufgenommen.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt, 12. November.)

— Von E. Duller's „Männer des Volks" ist dieser Tage die erste Lieferung des vierten Bandes erschienen. Dieselbe enthält drei weitere werthvolle biographische Beiträge zu diesem echt patriotischen Werke, nämlich die Biographie Fichte's von Egidius, Beckerath's von F. v. Schönthal und Uwe Jens Lornsen's v. K. Buchner.

— Der Gevattersmann. Volksbuch von B. Auerbach, 4 Jahrgang 1848. Braunschweig, Westermann. Im neuen Bilderbüchlein steckt der alte echt deutsche Gevattersmann aus Schwaben, dessen scharfes Denken sich so sinnig und zart ausspricht, wie andrer Leute Gefühle und Dichtung. Selbst wo er tadelt oder straft, leuchtet das Wohlwollen durch, nicht bloß gegen die Geschützten, sondern auch gegen die Angegriffenen und Getroffenen. — Den illustrirten Schildburger Geschichten sind Erklärungen nach Art der äsopischen Epiloge angehängt, die zwar einen doktrinären Gegensatz gegen den Humor des Textes bilden, aber dafür voll zeitgemäßen Sinnes sind. Die pikanten Beziehungen eines „A B C aus dem Zeitwörterbuche" werden jedem mit der neuesten Zeitgeschichte Bekannten verständlich seyn. L. D.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Berlin,** 8. November.

**F. Mendelssohn-Bartholdy's Beerdigung.**

Diesen Morgen in aller Frühe wurde die sterbliche Hülle Felix Mendelssohn-Bartholdy's hier zur Erde bestattet. Es hatte in dem Wunsche der Angehörigen gelegen, daß dieß so still geschehen möge, als es irgend mit der hohen Bedeutung des Dahingegangenen verträglich war. In diesem Sinne fand denn die Trauerfeier statt. Der Sarg war über Nacht mit einem außerordentlichen Zuge auf der Eisenbahn von Leipzig hierher geführt worden. Dort hatte am

Sonntag Nachmittag um 3 Uhr eine Todtenfeier stattgefunden, der sich die ganze Stadt, man darf es in vollem Sinne des Wortes sagen, angeschlossen. Alle Corporationen, städtische, wissenschaftliche, künstlerische nahmen daran Theil, die Universität, die sämmtlichen Gesangsvereine, die Bühne. Auch aus der Nachbarschaft Dresden waren Viele in Verehrung vor dem edlen Entschlafenen herübergekommen, insbesondere die ersten Künstler, von denen wir außer den Musikern, nur Bendemann, Hübner, Ritschl, Eduard Devrient nennen. Die nächsten Angehörigen und einige Schüler und Freunde des Verewigten waren auch von hier hinübergegangen, die meisten in der Hoffnung, den Dahingeschiedenen noch am Leben zu treffen. Leider war dies nicht mehr der Fall. Sein Schwager, der Professor Hensel, fand den theuern Verwandten schon erblichen, und konnte ihn nur noch auf dem Todtenbette zeichnen. Auch der berühmte Arzt Professor Krukenberg, den man aus Halle herbeigerufen, traf eine halbe Stunde nach dem Hinscheiden ein! Die Todtenfeier fand in der Universitätskirche zu Leipzig statt. Der Zug bewegte sich vom Trauerhause dorthin auf weiten Umwegen durch die Hauptstraßen der Stadt über den großen Marktplatz und überall umdrängte ihn die ganze Bevölkerung in ernster feierlicher Haltung. Das Theater war an dem Abende geschlossen, wie schon am Sterbetag der Concertsaal. In der Kirche fand der Sarg seinen Platz auf einem Katafalk. Die Feier begann mit einem Orgelpräludium und dem Choral: „Erkenne mich mein Hüter", welchem sich der Choral aus dem Paulus: „Dir Herr, Dir will ich mich ergeben" später anschloß. Hierauf folgte die Gedächtnißrede, von dem Herrn Prediger Howard gehalten; demnächst der Chor aus dem Paulus: „Siehe wir preisen selig die erduldet haben; denn ob der Leib gleich stirbt, wird doch die Seele leben." Dann wurde der Segen gesprochen, und der Schlußchor aus der Passionsmusik nach dem Evangelium Matthäi von Johann Sebastian Bach „Wir setzen uns mit Thränen nieder", beendete die Feier gegen 6 Uhr. Der Sarg wurde demnächst nach dem Eisenbahnhofe hinausgebracht; nicht mit Fackeln, wie wir in Folge einer irrthümlichen Nachricht gestern gemeldet. Gegen zehn Uhr führte ihn ein nächtlicher Zug hieher nach Berlin. Die Angehörigen und einige nähere Freunde des Verewigten begleiteten die theueren Ueberreste, namentlich auch Herr Konzertmeister David, der dem Abgeschiedenen in künstlerischen und Lebensbeziehungen als inniger Freund nahe stand. In Köthen traf die Leiche um Mitternacht ein, und wurde dort von dem Gesangverein der Stadt, geführt von dem Musikdirektor Thiele, durch einen Choral begrüßt. — Tief rührend war es, daß in Dessau, wo der Trauerzug in der Nacht um halb zwei Uhr eintraf, der greise Kapellmeister Friedrich Schneider, umgeben von einem Sängerchor und den Musikern der Stadt, die sterbliche Hülle des jugendlichen Künstlers entblößten Hauptes mit einem Gesang empfing, den er für diese Stunde tiefer Trauer eigens componirt hatte. Ach er konnte nicht glauben, daß der Künstler, der noch nicht geboren war, als der ältere Meister schon reiche Lorbeeren des Ruhms um seine Schläfe wand, ihm dennoch vorangehen sollte! Und bittre Thränen, die dem Auge des greisen Mannes entflossen, bezeugten, wie tief er den Verlust empfand, den die Welt der Kunst erlitten! — Um 6 Uhr, noch in tiefem Dunkel des Morgens, traf der Zug auf dem Anhaltischen Bahnhofe ein. Hier waren alle Räumlichkeiten geöffnet, beleuchtet und erwärmt, um diejenigen aufzunehmen, welche sich hier zum Empfang des Sarges einfinden mochten. Es waren viele Freunde, Schüler, Verwandte des Dahingegangenen. In ernster Stille wurde der Sarg, der in seinem ganzen Schmuck von Blumenkränzen und hohen wehenden Palmen hier eingetroffen war, von dem Wagen gehoben, und durch die Gemächer hinaus auf den vor dem Hause haltenden Leichenwagen gebracht. Draußen ertönte der Choral „Jesus meine Zuversicht" von einem durch Herrn Musikdirektor Braune aufgestellten Musikcorps, welches nunmehr vor dem Leichenwagen herging, der von der Reihe der übrigen Wagen gefolgt, seinen Weg durch die Koch- und Friedrichsstraße nach dem Kirchhofe vor dem Halleschen Thore nahm. Die erste düsterglühende Morgenröthe bestrahlte diesen Zug, der die Straßen noch fast ganz einsam fand. Am Halle'schen Thore hatte Herr Musikdirektor Wieprecht, nach der Anordnung eines Comité's, (bestehend aus den Herren: Kapellmeister Taubert, Konzertmeister Ries und Musikalienhändler Bock), welches in der Eile zusammen getreten war, ein Musikcorps von Blechinstrumenten aufgestellt, das den Zug mit einem Trauermarsch von Beethoven empfing, und ihn so nach dem Kirchhof geleitete. Alle Musiker Berlins, wir dürfen dies Wort mit Ueberzeugung brauchen, welche von der raschen Anordnung noch Kenntniß erhalten, waren seit 6 Uhr am Halleschen Thore versammelt, und schlossen sich zu Fuß an. Viele aus anderen Lebenskreisen und Stellungen nahmen gleichfalls von hier ab an der Feier Theil. In dem Augenblick, wo der Trauerzug das geöffnete Thor des Kirchhofs erreichte, zitterten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne durch die halb entblätterten Gebüsche, und warfen der Hülle, die für diese Erde nun in ewige Nacht versenkt werden sollte, den hochbedeutungsvollen Gruß des Jenseits zu. An der Gruft, die sich zur Seite der, dem Hingeschiedenen im Mai dieses Jahres vorangegangenen Schwester befindet, war der Dom-Chor unter Führung des Musikdirektors Neithardt aufgestellt und sang den Choral „Jesus meine Zuversicht." Sonst unterbrach kein Laut die tiefe heilige Morgenstille, selbst das röthlich und blaßgrüne Laub der Bäume wurde kaum durch leisesten Hauch der Luft bewegt. Hr. Prediger Verduschek sprach einfache, tiefgefühlte Worte, deren keines in der gespannten Stille der Hörer verloren ging. Nur die unterdrückten, leisen Laute des Schmerzes wurden einzeln aus der Versammlung hörbar, in welcher kein Auge ohne Thränen blieb. Würdig und schön sagte der Redner von dem Dahingegangenen: Seine irdische Unsterblichkeit hat er sich gesichert durch seine unvergänglichen Schöpfungen und das Denkmal der Liebe und Verehrung, das er sich in Aller Herzen gesetzt. Nach der Rede erklang von den Mitgliedern der Singakademie, denen sich viele Künstler unserer Bühne angeschlossen hatten unter Leitung des Hrn. Musik-Direktor Rungenhagen im Männerchore der Gesang: „Wie sie so sanft ruhen." Den letzten leise verklingenden Accord faßte, wie ein wunderbares Echo, der gegenüber aufgestellte Domchor auf, und wie mit Engels-Stimmen, wir können es nicht anders bezeichnen, schwebte ein kirchlicher Gesang des Musikdirektor Grell „Christus ist die Auferstehung" durch die Morgenlüfte. In diesen Tönen verklang die Feier. — Keiner schied, der nicht die Liebeshand voll Erde auf die Gruft geworfen hätte, in die so Unschätzbares versenkt worden ist. Voss. Zeit.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 13. November. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abtheilungen, von Bauernfeld.

Montag, den 15. November. (Zum Benefiz für Hrn. Conradi) Neu einstudirt: Der Wasserträger, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Cherubini. — Hierauf: (Neu einstudirt) Der Kapellmeister von Venedig, oder: „Der Schein trügt", musikalisches Quodlibet in 2 Abtheilungen, von Breitenstein.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 314.** Sonntag, den 14. November **1847.**


## * Die Halsbandgeschichte.

(Fortsetzung.)

So sprachen die Feinde der Königin und suchten diese Behauptungen theils in dem Processe selbst, theils in dem Charakter und der Lebensweise Marien Antoinetten's zu begründen. Ohne Zweifel, sagten sie, kostet es einige Mühe, sich die Gemahlin des Königs von Frankreich hinter einer Hecke versteckt und an einer thörigten Aventure theilnehmend, zu denken, aber wer erkennt hieran nicht Marien Antoinetten's leichtsinnigen und launenhaften Charakter? Hätte sie die Rolle der Rosine aus dem „Barbier von Sevilla“, welche sie in dem kleinen Trianon so gerne zu spielen pflegte, nicht mit ähnlichen Scenen, wie die im Parke, vertraut machen können. Sie war sehr aufgebracht gegen den Fürsten von Rohan gewesen, doch aus dieser Abneigung hatte durch die aufrichtige Reue und die Liebe des Fürsten leicht ein ganz anderes Gefühl entstehen können. Zweimal hatte die Königin das kostbare Halsband ausgeschlagen; allein die Ebbe in den Staatsfinanzen machte diese Entsagung damals zur Pflicht, und wer die Schwächen des weiblichen Herzens kennt, wird sich nicht wundern, daß Marie Antoinette von einem heftigen Verlangen nach dem Besitze des Kleinods ergriffen wurde, als sie später erfuhr, dasselbe solle den Hals einer ihrem Range untergeordneten Prinzessin schmücken. Was Madame de la Motte und ihren Reichthum anbelangt, den sie, der Freigebigkeit des Cardinals verdankend, bereits neun Monate vor der verhängnißvollen Unterhandlung an den Tag legte, so waren das Mißtrauen, welches sie bei den Juwelieren erregte, als sie ihnen die Absicht des Fürsten von Rohan mittheilte, der Lärmen, welchen sie von ihrem Verkehre mit der Königin machte, ihre bis zum letzten Augenblick beibehaltene Unbesorgtheit und Sicherheit, ihre entschiedene Weigerung, die Flucht zu ergreifen, als man ihr die Wege dazu öffnete und ihre sichere, vertrauensvolle Haltung, welche sie nicht verließ, wohl hinreichend genug, um den Glauben an einen verübten Diebstahl von ihrer Seite zu widerlegen.

Wehe einer Macht, wenn der Haß gegen sie in dem Augenblicke ausbricht, wo sie sich bereits ihrem Ende zuneigt! Der Halsbandproceß setzte das Königthum nicht allein den Schlägen seiner natürlichen Gegner aus, sondern auch den Anfeindungen einer Menge Royalisten, die noch der Groll betrogenen Ehrgeizes oder einer jüngst zugefügten Beleidigung erfüllte. Umsonst bemühte man sich, die Sache zu verschleiern und mit einer lächerlichen Gaunergeschichte in Zusammenhang zu bringen, in der ein gewisser Betie d'Ettenville angestellt war, die öffentliche Meinung hinter's Licht zu führen. Alle Augen blieben auf den Thron und auf Versailles gerichtet. Von dem Rechtsgange ausgeschlossen, war die königliche Majestät schmutzigen Schmähschriften blosgestellt, worin sich der Groll der Hofleute einen Ausbruch verschaffte und nur ihr Name fehlte. Der Scandal war in Frankreich, in ganz Europa ungeheuer. Der Halsbandproceß diente zum Anlaß, zahllose Beschuldigungen gegen Marie Antoinette zu häufen, und viele freuten sich dieser Entehrung des Monarchen, wie sie es nannten, den Fall des Königthums selbst erwartend.

Es war auch für die Königin noch besonders ungünstig, daß die Streitfrage zwischen ihr und der höchsten Familie des Landes in der Schwebe stand. Den Fürsten von Rohan nicht mit in den Proceß zu verwickeln, war durchaus unmöglich. Auch sah sich Herr Target, sein Advocat, genöthigt, ihm zu seiner Vertheidigung eine Leichtgläubigkeit beizumessen, die kaum bei einem Kinde vorauszusetzen war und selbst dieß führte zu nichts. Es blieb immer noch zu erklären, was der Cardinal zu Boehmer, Bassange und Saint-James hinsichtlich seines unmittelbaren Verkehrs mit der Königin gesagt, so wie es auch gegen ihn sprach, daß er der de la Motte in dem Augenblicke, als das unselige Gerücht ausbrach, eine Zuflucht gewährt hatte. Endlich kam noch folgendes Billet hinzu, das er an seinen Kammerdiener eilig dictirt, und das in die Hände des Barons von Breteuil fiel.

„B. (Boehmer) zum zweiten Male holen lassen ...— Glaube, daß man ihm noch von Dem sprechen will, was das erste Mal über den fraglichen Plan erhandelt worden ist ... Er hat den Schwindel, seitdem ihm A. (die Königin) gesagt: „Was denken diese Leute? Ich glaube sie verlieren den Kopf.“ Auch ich fürchte den meinigen zu verlieren.“ *)

Ludwig von Rohan war ein lebhafter gebildeter Kopf; er hatte die diplomatischen Geschäfte mit seltener Geschicklichkeit geführt und während seiner Gesandtschaft zu Wien das größte Aufsehen erregt **). Daß ein solcher Mann das Spielzeug einer gemeinen Intriguantin gewesen und mehrere Monate von ihr im Dunkeln geführt worden sey, daß er sich so lange in willkürlicher Unwissenheit habe halten lassen über eine Sache, die ihm ein dringendes Interesse zu ergründen gebot, daß man ihn allmälig zu einem falschen Rendezvous gelockt und ihn dahin gebracht

*) Envoyé chercher pour la seconde fois B. . . . crois que c'est pour lui parler encore de ce qui a été dit la première fois sur le projet en question . . . . La tête lui tourne, depuis que A. a dit: „Que veulent ces gens-là? Je crois qu'ils perdent la tête. Je crains bien que la mienne me tourne aussi.“

**) Siehe die Memoiren des Abbé Georgel und die historischen und die politischen Memoiren der Regierung Ludwigs XVI., wo die wichtigen Dienste, welche Ludwig von Rohan zu Wien leistete, erwähnt sind.

hatte, einem falschen Kammerdiener das auf eine falsche Unterschrift hin angekaufte Halsband zu vertrauen. — Dieß alles konnte das Publikum niemals glauben.

War aber Ludwig von Rohan nicht betrogen worden, so hatte er entweder das Halsband angekauft, um es sich zuzueignen oder den Ankauf im Namen und auf den ausdrücklichen Befehl Marien Antoinettens gemacht. Ein anderes war nicht denkbar.

Es ergab sich aus den Acten des Processes und der Erklärung der beiden Juweliere, daß der Brief vom 12. Juli, in welchem sie der Königin ihren Dank ausdrückten, endlich in den Kauf des Halsbandes eingewilligt zu haben, auf Anlaß des Cardinals selbst geschrieben, ja sogar von ihm dictirt wurde, und dieß war fast ein augenscheinlicher Beweis, daß der Ankauf wirklich mit der Zustimmung der Königin geschehen.

Man sieht, die Frage war so gestellt, daß die Freisprechung des Cardinals nunmehr nichts Anderes denn als ein Brandmal für Marie Antoinette betrachtet werden konnte. Zwei Parteien bildeten sich nun: auf der einen Seite standen Ludwig XVI., die Königin, d'Aligre, der erste Präsident, die zwei Referenten Titon de Villotran und Dupuis de Marcé, der Staatsrath d'Amécourt und der Baron von Breteuil, die Gegenpartei zählte den Großalmosenier, das Haus **Rohan**, die Bischöfe, einen großen Theil der Obrigkeit und insgeheim noch den Herrn von Vergennes.

Welchen Ausgang sollte die Sache nehmen? Der Name der de la Motte war in der unabsehlichen Wichtigkeit des Processes fast gänzlich verschwunden. Bei Allen handelte es sich nun um das Ansehen der Königin, bei Einigen schon um die Monarchin selbst.

(Fortsetzung folgt.)

---

## * Felix Mendelssohn-Bartholdy. *)

Leipzig, den 5. November.

Lange Zeit ließ ich Ihr geschätztes Blatt ohne Nachrichten von dem Musikleben unserer Stadt. Begreiflicher Weise. Während der Meßzeit flieht uns die Kunst — oder wo sie sich zeigt, da erscheint sie nicht als die freie Tochter des Himmels, sondern herabgewürdigt zur Sklavin der herrschenden materiellen Interessen. Diese Periode ist überwunden. Der Gewandhaussaal, seit mehr als einem halben Jahrhundert der Tempel echter Kunstübung, ist wieder geöffnet und schon hat er uns unter der trefflichen Leitung N. Gade's vier gelungene Concerte geboten. Ein neuer, von allen Freunden der Tonkunst, insbesondere der geistlichen Musik, sehnlich erwarteter Kunstgenuß, stand in Aussicht. Das Oratorium „Elias" von F. Mendelssohn-Bartholdy sollte unter Leitung des Componisten in der Paulinenkirche zur Aufführung kommen. Die Proben hatten bereits unter Gade's Direction begonnen — sämmtliche Gesangeskräfte unserer Stadt waren bereitwillig zusammengetreten, um die neueste Tondichtung Mendelssohn's ihrer würdig aufzuführen, als ein unerwartetes Ereigniß den Vorbereitungen auf unbestimmte Zeit ein Ende machte. Dies traurige Ereigniß war kein anderes, als das plötzliche Erkranken Mendelssohn's, welches sich bald in einem Grade steigerte, daß man an seinem Aufkommen zweifelte, ja daß ihn das Gerücht wiederholt für todt erklärte. Allein bald wich die schmerzliche Kunde der frohen Nachricht, daß der Meister sich erhole und Mendelssohn, im zu sicheren Vertrauen auf die wiederkehrenden Kräfte, wagte an einem sonnigen Herbsttage einen Spaziergang. Die traurige Folge war ein schneller Rückfall der Krankheit, welche, ungeachtet der treuesten ärztlichen Pflege, schnell zu jener Macht anwuchs, in welcher menschliche Kunst vergeblich mit ihr ringt. Das Letzte blieb indeß nicht unversucht. Dr. Härtel, einer der trautesten Freunde Mendelssohn's, holte aus Berlin den berühmten Arzt Dr. Schönlein, welcher Mendelssohn während seines Aufenthalts in Berlin behandelt hatte; indeß auch er erschien nur, um uns in der traurigen Gewißheit des befürchteten Verlustes zu bestärken. In den Nachmittagsstunden des letzten Donnerstags verkündigte ein Anschlag der Concertdirection, „daß sie sich dringend veranlaßt sehe, das heutige Abonnement-Concert auszusetzen," auch dem größern Publikum die Gefahr, welche über seinem theuern Liebling schwebte. Wenige Stunden darauf nahte ihm der Genius des höheren Lebens und führte ihn in das Land seliger Vollendeten. Mendelssohn starb am 4. November, Abends kurz nach neun Uhr, im 38ten Jahre seines thatenreichen, von der Sonne des Glückes, wie des gerechten Ruhmes umstrahlten Lebens, — er starb an demselben Abend, wo in Berlin die erste Aufführung des „Elias" stattfand. Die Trauer um den Vollendeten ist eine allgemeine: nicht nur in unserer Stadt, sondern auch an den Ufern des Mains, der Spree, der Seine und der Themse — ja, wo nur immer das Reich der Töne seine Heimath gefunden hat, da beklagt man mit uns den zu frühen Verlust eines der hervorragendsten Geister der Tonkunst, — einen Meister, dem der strengste Kritiker, wie der enthusiastische Musikfreund gleichmäßig seine Stelle neben dem großen Dreigestirn am musikalischen Himmel zugestand; eine jener seltnen Künstlernaturen, in welcher sich die Größe des Talents mit dem edelsten, liebenswürdigsten Charakter vereinigt fand. Seine zahlreichen Freunde verloren in ihm das treueste, theilnehmendste Gemüth, seine Familie den liebevollsten Gatten und Vater.

Mendelssohn's Größe als Tondichter zu schildern, sowie die seltene Virtuosität, welche sein gediegenes Klavierspiel auszeichnete, behalten wir einem späteren Artikel vor. Aber jetzt drängt uns das Gefühl der Pietät, in einigen, immerhin dürftigen Zügen anzudeuten, was er unserer Stadt gewesen; denn sie war sein Lieblingsaufenthalt, wohin er immer wieder zurückkehrte, wenn ihn seine künstlerische Laufbahn in weite Fernen geführt hatte, wo er mit unermüdlicher Treue die höheren Musikinteressen förderte. Doch was sage ich: förderte — den hohen Rang, welchen unsere Gewandhausconcerte neben den vollendetsten in Deutschland behaupten, verdanken sie ihm einzig und allein. Im Winter 1835 übernahm Mendelssohn die Leitung dieser Concerte und unterzog sich der schwierigen Aufgabe mit einer Energie, Ausdauer und Liebe, daß schon diese Eigenschaften dem in mehr als einer Hinsicht kranken Institute hätten aufhelfen müssen. Allein mit der Beharrlichkeit paarte sich der Künstlergenius, welcher, eingeweiht in die Tonschöpfungen aller Zeiten, auch das Ideal jeder aufzuführenden Composition, wie es lebendig vor seiner Seele stand, in seinen Aufführungen zu verwirklichen wußte — und zwar in einer so plastischen Vollendung, daß auch nicht der kleinste Zug in dem Tonge-

---

*) Wir haben in Nr. 310 des „Konversationsblattes" unsern Lesern einen ausführlichen Bericht über die Leipziger Lebensperiode und die dortige segensreiche Thätigkeit Mendelssohn-Bartholdy's versprochen, und freuen uns, daß unser musikalischer Referent in Leipzig uns schon heute Gelegenheit gibt, diesem Versprechen nachzukommen. D. Red.

mälde unbeachtet blieb. Mit bewundernswürdiger Leichtigkeit, unerschütterlicher Sicherheit und feuriger Begeisterung leitete er die größten Massen musikalischer Kräfte und seinem feinen kunstgeübten Gehöre entging auch nicht der leiseste Fehler — ja, wie mir Orchestermitglieder erzählten, nicht ein falscher Bogenstrich. Wie neu belebt, oft wie in verwandelter Gestalt traten unter seiner Direktion längst bekannte Compositionen vor die Seele der Zuhörer — vor allem Beethoven's Symphonien und Weber's Ouverturen, welche wohl selten in solcher Vollendung aufgeführt wurden, als hier unter Mendelssohn's Aegide. Besonders hervorzuheben ist sein Streben, die Werke des großen Meisters Seb. Bach, von welchem bloß die Motetten durch die sonnabendlichen Aufführungen des Thomanenchores dem großen Publikum bekannt waren, hier, in Leipzig, wo Bach gewirkt hatte, wieder zum lebendigen Daseyn zu erheben. Er brachte außer vielen Vocal- und Instrumentalcompositionen Bach's besonders die großartige, der jungen Generation ganz unbekannte Passionsmusik nach Matthäus zur Aufführung — und wahrlich, wir danken dafür Mendelssohn noch inniger, als für das Denkmal, welches seine Pietät jenem, seinem „Lehrer“ in den Promenaden unserer Stadt errichtet hat. Und wie er uns einerseits die Meisterwerke der Vorzeit vorführte, so war er anderseits eben so sehr bedacht, uns mit den vorzüglichsten Componisten der Neuzeit bekannt zu machen, ja sie selbst zum ersten Male bei der musikalischen Welt einzuführen: Wir nennen hier statt allen Andern nur den Künstler, welcher, als Mendelssohn dem Rufe nach Berlin gefolgt und F. Hiller nach Dresden gegangen war, die Leitung der Gewandhausconcerte übernahm, N. W. Gade. Mendelssohn war es, welcher das bedeutende Talent des jungen Dänen erkannte und ihn selbst nach Leipzig berief.

(Schluß folgt).

## Tabletten.

*** Die verschiedenen englischen Obergerichte haben zusammen 51 Mitglieder. Davon kommen auf England 22, auf Irland 16, auf Schottland 13. Die Zahl der Unterrichter, mit Ausnahme derer der Grafschaften, beträgt 312. Die Besoldung der 22 englischen Oberrichter beträgt im Jahr die Summe von 5,742,025 Franken. Der Lord-Kanzler bezieht 220,000 Fr., der Vice-Kanzler 150,000 Fr.

*** Vor einigen Tagen wurde in dem bei Langensalza gelegenen Dorfe Nägelstedt ein eigenthümliches Fest gefeiert, das 50jährige Amtsjubiläum des dortigen evangelischen Pfarrers v. Triller. Das Bemerkenswertheste bei jenem Feste beruhte darin, daß seine Feier dem letzten directen männlichen Nachkommen des durch die Geschichte des sächsischen Prinzenraubs bekannten, vom Kurfürsten Friedrich dem Sanftmüthigen mit dem Namen Triller belegten Köhlers Schmidt galt. Unter andern wurden dem Jubilar zum Beweise, daß man auch im benachbarten Sachsenlande die Verdienste seines Ahnherrn nicht vergessen habe, von Sr. Hoh. dem regierenden Herzog Ernst von Sachsen-Coburg Gotha, im Einverständniß mit den übrigen sächsischen Fürsten der Ernestinischen Linie, die Insignien nebst Diplom und Statuten des Sachsen-Ernestinischen Hausordens übersendet.

*** Der nordamerikanische Statistiker Darby hat berechnet, daß, wenn die Vereinten Staaten fortfahren, sich so ungemein schnell zu bevölkern, als sie bisher gethan haben, sie 1860, also in etwa nur 13 Jahren, 31,596,592 Einwohner enthalten werden, eine eben so große Zahl als Deutschland, Oesterreich ausgenommen, jetzt hat; und daß sie 1870 von 41,839,588 Seelen bevölkert seyn werden.

*** Der Besitzer einer großen Färberei bei Gothemburg hat die wichtige Entdeckung gemacht, Seide ohne Indigo blau zu färben. Das neu erfundene Farbmittel soll eben so schön und noch dauerhafter seyn, als der Indigo, und kostet kaum den fünften Preis desselben.

*** Tamerlan's Andenken in der Mongolei. Im Jahre 1845 kamen Reisende in der Mongolei jenseit des Salzsees nach einem fruchtbaren Thale, wo mongolische Karavanen ihr Lager aufgeschlagen hatten. Nachdem ein patriarchalisches Mahl gehalten worden, langte ein Kind eine Geige mit drei Saiten von einem Ziegenbockshorn herab und gab sie einem ehrwürdigen Greise. Nun wurde der Sänger, Toolholos genannt, nachdem er eine Schale Milch-Wein getrunken hatte, aufgefordert, den beliebten Gesang von Tamerlan vorzutragen. Alles wurde still, und der Toolholos sang im kräftigen und kriegerischen Tone folgende Strophen:

„Als der göttliche Timur unter unseren Zelten hauste, da waren die Mongolen ein gefürchtetes und kriegerisches Volk. Unter ihren Schritten wankte der Erdball, und vor ihrem Blick erstarrten die zehntausend Völker, die unter der Sonne wohnen, im furchtbaren Schrecken.“

„O göttlicher Timur, wann wird deine große Seele wieder aufleben? Komm, komm zurück, wir harren deiner, o Timur!“

„In unseren weiten Auen leben wir still und ruhig wie Lämmer, und doch lodert unser Herz noch ganz in Flammen auf. Immerdar verfolgt uns das Andenken an Timur's ruhmvolle Zeiten. Wo ist das Haupt, das uns anführen und aus uns Krieger machen wird?“

„O göttlicher Timur wann ꝛc.“

„Der junge Mongole hat Kraft genug im Arme, um den wilden Hengst zu zähmen, von fern erkennt er auf dem Grase die Spur des irrenden Kameels. Ach! er kann nicht mehr den Bogen seiner Ahnen spannen, sein Auge nicht mehr des Feindes List entdecken.“

„O göttlicher Timur, wann ꝛc.“

„Auf dem heiligen Berge sahen wir die rothe Binde des Lamas wehen, und die Hoffnung ist in unserem Lager aufgeblüht. Sage uns, o Lama (Priester), wann das Gebet von deinen Lippen fließt, läßt dich Hormusta (Gott) in die Zukunft schauen?“

„O göttlicher Timur, wann ꝛc.“

„Zu des göttlichen Timur's Füßen haben wir das wohlriechende Holz verbrannt; das Haupt zur Erde geneigt, haben wir ihm den grünen Thee und die Milch unserer Herden dargebracht. Wir sind bereit, da stehen die Mongolen, o Timur! und du, Lama, flehe du Glück auf unsere Pfeile und Lanzen herab.“

„O göttlicher Timur, wann wird deine große Seele wieder aufleben? Komm, komm zurück, wir harren deiner, o Timur!“ M. f. d. L. d. A.

*** In Neudorf bei Oberwiesenthal (im Königreich Sachsen) hatte eine angebliche Somnambüle prophezeit, daß am 9. October d. J. die Welt untergehen würde. Dieser Prophezeiung zufolge hatten viele, mitunter nicht ganz unbemittelte, abergläubische Leute ihre Habseligkeiten verkauft und bis zum Untergangstermin ein flottes Leben geführt. Die Welt blieb aber stehen, und die Leute müssen nun die Folgen ihres Aberglaubens büßen.

## Literatur- und Kunstnotizen.
### (Frankfurt.)

* (Vom 12. Nov.) Ueber den Professor der Musik C. Kloss in Wittenberg, der auf seiner Durchreise nach England im Vorsommer d. J. unter andern auch in Erfurt ein Orgel-Concert gab, über welches wir seiner Zeit Bericht erstatteten, vernehmen wir aus englischen Blättern, namentlich im „Birmingham-Journal“ vom 19. Juni, daß der verehrte Künstler im Lande der Britten mit außerordentlichem Enthusiasmus aufgenommen worden sey. Nicht nur in der St. Georgs-Capelle zu Windsor hat derselbe vor der Königin Victoria und dem Prinzen Albert, dem Herzoge von Cambridge und vielen auswärtigen fürstlichen Häuptern, als dem Großfürsten Constantin, dem Großherzog von Lucca, dem Erbgroßherzog von Weimar u. a. den größten Beifall geerntet, und der Prinz Albert insbesondere hatte an des Künstlers herrlicher Motette, für welche ihm schon des Königs von Preußen Maj. die goldene Preismedaille zuerkannte, ein so hohes Wohlgefallen, daß er nicht nur den Befehl erließ, derselben zum gottesdienstlichen Gebrauche einen Englischen Text unterzulegen und anzuraffen, sondern auch auf der größesten und berühmtesten Orgel Großbritaniens, — in der Birminghamer Town-Hall, — die mit 76 Registern, 4 Manualen und einem prächtigen Pedale ausgestattet ist, hat unser Landsmann bei Gelegenheit eines großen Concertes des dasigen Fest-Sänger-Vereins einen ganz ungemeinen Eindruck mit seinem Spiel hervorgebracht, über welches der gründliche Bericht in den ehrenvollsten Ausdrücken sich verbreitet und gesteht, daß es den übrigen Genüssen des Abends einen hohen Ton (a high tone) besondere Würde verliehen habe. Die englischen Blätter nennen ihn geradehin den besten jetzt lebenden deutschen Organisten und Orgel-Componisten, und der eben bemerkte Bericht, der eine Vergleichung mit Mendelssohn anstellt, hebt zwar des letztern „rege Frische“ (impulsive freshness) rühmend hervor, erklärt aber, daß ihm Kloss in Kraft, Festigkeit, Tonfülle, fertiger Execution, Sauberkeit und Einfachheit der Zierrathen überlegen sey. „Unter seinen Händen“, sagt Referent, „werden die Töne zu Exponenten der Gedanken und nicht blos mechanischen Lauten, die auf die Gehörtrommel schlagen und dann wieder davon abprallen. Sey es in leisen Cadenzen, dem Trillern einer Flöte ähnlich, oder in durchdachten und ausgearbeiteten Zierrathen oder in dem vollen, stattlichen Anschwellen der Töne, stets sind diese Töne Gedanken, die das Gemüth ergreifen und rühren und sowohl durch ihre geistvolle als musikalische Schönheiten ergötzen.“

* Die Düsseldorfer Akademie, die früher das Feld der Kupferstecherkunst zu vernachläßigen schien, holt jetzt das Versäumte desto gründlicher ein, setzt jetzt wirkliche Talente in Thätigkeit. Zu den tüchtigen, geistreichen Kupferstechern: Pflugfelder, Abema und Oelschig, die neben den älteren Meistern eine würdige Stellung einnehmen, tritt nun auch Philipp Baumann, der in jüngster Zeit ein Bild seiner Schwester „Rebekka“ gestochen, das jeden Kenner in hohem Grade befriedigt. Möge nun auch der Kölner Kunstverein seine Nietenblätter nicht mehr im Auslande fertigen lassen und die einheimischen Künstler, die eben so Vorzügliches zu leisten fähig sind, nicht länger vornehm ignoriren.

— Carl v. Holtei lebt jetzt wieder in Schlesien, und beendet den 7. Band seiner 40 Lebensjahre. Zunächst hat er eine Sammlung Poesien in Druck gegeben, welche unter dem Titel „Stimmen des Waldes“ erscheinen werden.

○ Die von uns den „Seeblättern“ entnommene Nachricht, daß Berthold Auerbach, dermalen in Heidelberg wohnend, die Redaction der belletristischen Beilage zur „deutschen Zeitung“ übernehmen werde, bestätigt sich ebenso wenig als die neulich nach einer uns zugegangenen Mittheilung gegebene Anzeige von einem neuen Roman aus der Feder dieses geschätzten Dichters.

* Unter dem Titel: Reform und Reaktion erscheint in der Meidinger'schen Verlagshandlung eine Geschichts-Bibliothek für das Volk, von Hadermann. Wir können aus der gebotenen Einleitung des Herausgebers nicht genau ersehen, worauf das neue Unternehmen hinausgeht, und müssen unser Urtheil über Zweck und Bestimmung dieser Geschichts-Bibliothek uns vorbehalten. Das vorliegende erste Heft behandelt die Hussiten.

— Eugène Sue's neues Stück; „Martin et Bamboche,“ nach seinem Roman: Martin, l'enfant trouvé, bearbeitet, ist am 28. Oktober im Gaité-Theater zum ersten Mal aufgeführt worden und glänzend, — durchgefallen. Vom zweiten Akt an wurde fortwährend gepfiffen. Der Roman, der dem Stücke zum Grunde liegt, ist ohne Kenntniß der Scene und ihrer Bedürfnisse, ja ohne Takt und Geschick in Akte und Auftritte zerrissen und, wie es gerade ging, dialogisirt worden.

— Der Berliner Volksschriftenverein (unter Leitung von O. Ruppius u. A.) hat für die beste Volkserzählung, welche bis Ende März 1848 an ihn gesendet wird, einen Preis von 350 Thalern ausgesetzt. Die Wirksamkeit des genannten Vereines verdient hervorgehoben zu werden: jährlich werden von ihm 5 — 6 tüchtige Werke herausgegeben, für welche die Mitglieder nicht mehr als 1 Thlr. 10 Ngr. zu zahlen haben.

— In Berlin ist am 3. November auf dem königlichen Theater das Lustspiel „Böttcher, der Goldmacher“ von Dr. Carl Töpfer mit glänzendem Erfolge in Scene gegangen. Nachdem einige der Hauptdarsteller während des Stückes (sogar bei offner Scene) gerufen worden waren, begehrte das volle Haus am Schlusse Alle zu sehen.

---

Die erste Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geisler, Posch und Elsner wird Freitag, den 26. November, im Saale des holländischen Hofes gegeben. Abonnementskarten zu 4 fl. sind in der Musikalienhandlung des Herrn C. A. André zu haben. Einzelne Billets kosten fl. 1. 45.

---

### Physikalischer Verein.

Samstag, den 13. November. Ueber das ätherische Oel der bittern Mandeln in sanitätspolizeilicher Beziehung. — Ueber Verbrennungserscheinungen der Metalle, mittelst Magnetelectricität hervorgebracht.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 13. November. Ein deutscher Krieger, Schauspiel in 3 Abtheilungen, von Bauernfeld.

Sonntag, den 14. November. (Neu einstudirt): Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, ein republikanisches Trauerspiel in 5 Akten, von Schiller.

Montag, den 15. November. (Zum Benefiz für Hrn. Conradi) Neu einstudirt: Der Wasserträger, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Cherubini. — Hierauf: (Neu einstudirt) Der Kapellmeister von Venedig, oder: „Der Schein trügt“, musikalisches Quodlibet in 2 Abtheilungen, von Breitenstein.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung

**Nr. 315.** Montag, den 15. November **1847.**

## * Die Halsbandgeschichte.

(Fortsetzung.)

Die Gegenüberstellung der Angeklagten hatte begonnen. Madame zeigte bei dem Verhöre eine Dreistigkeit, die, obschon sie gegen die Sittsamkeit ihres Geschlechtes verstieß, doch ihre feste Ueberzeugung bekundete, daß man außer Stande sey und es nicht wagen dürfe, sie zu verurtheilen. Sie machte den Vater Loth, einen der Zeugen, vor Schaam erröthen, schüchterte la Villette ein und erschreckte die Richter durch ihr heftiges Auffahren. Dem Vertheidigungsplane, welchen man ihr vorgeschrieben, übrigens getreu, bemühte sich die Angeklagte bei ihren Antworten sichtlich, die Königin nicht zu nennen. Dieß war jedoch ein fruchtloses Bestreben; jeden Augenblick kehrte der unselige Name auf ihre Lippen zurück und alsdann oft gezwungen, eine ungereimte Fabel der wahren Thatsache unterzuschieben, verwickelte und verstrickte sie sich in die widersprechendsten Lügen. Gereizt durch diesen Zwang und mit Fragen lebhaft bestürmt, ließ sie mehrmals ein Geschrei hören, das die Anwesenden zusammenschrecken machte. „Man hüte sich, mich auf's Aeußerste zu treiben," rief sie drohend, „ich werde nichts verschweigen." Eines Tages, als von einem Brief an den Cardinal die Rede war, entfuhr ihr sogar das Geständniß, daß dieses Schreiben von Marie Antoinette sey und mit den Worten beginne: „Je t'envoie"..... (ich überschicke Dir.....)

In der Zwischenzeit veröffentlichten die Angeklagten Flugschriften über Flugschriften. Cagliostro schleuderte sein Memoire aus der Bastille heraus; er gab darin tausend romantische Erzählungen von seiner Erziehung, seinem Leben und seinen Reisen, die augenfällig alle in der Absicht erdichtet waren, sich die Gewalt zu erhalten, die er auf die Imagination Vieler ausübte. Er hatte seine Kindheit zu Medina in dem Palaste des Muphti Salatrim, unter dem Namen d'Acharat zugebracht. Sein Erzieher nannte sich Althotas; seine Geburt war ihm selbst ein Räthsel rc..... Hierauf folgte eine Liste der Personen, deren nähere Bekanntschaften er in den verschiedenen Ländern Europas gemacht hatte. Da waren in Spanien der Herzog von Alba und dessen Sohn, der Herzog von Vescard, der Graf von Prelata, der Herzog vou Medina-Coeli; in Portugal der Graf von San-Vicenti; der Herzog von Braunschweig, der Fürst Potemkin und der Kosakenhetmann Navischin, der General Medicino; in Polen die Gräfin Comceska, die Prinzessin von Nassau; in Rom der Ritter von Aquino; der Großmeister in Malta. In derselben Schrift erzählte Cagliostro, daß auf den verschiedenen Punkten Europas Banquiers angewiesen seyen, ihm die nöthigen Summen zu seinem Unterhalte und seinem Aufwande zuzustellen. Er nannte mehrere derselben, die ihn nicht Lügen straften. So Saraisin in Basel, Sancostar in Lyon, Anselmo La Cruz in Lissabon. Nachdem er die Verleumdungen der Madame de la Motte, welche sich auf ihn bezogen, mit einer verächtlichen Mäßigung zurückgewiesen und seine Unschuld bei der Halsbandgeschichte dargethan hatte, setzte er noch schließlich hinzu: „Ich habe geschrieben, was den Gesetzen, was jedem besseren Gefühle als eitler Neugierde, genügen wird. Sollte man darauf bestehen, das Vaterland, den Namen und die Vermögensumstände näher zu erforschen? Was liegt Euch Franzosen daran? Für Euch ist mein Vaterland der erste Ort in Eurem Reiche, wo ich mich Euren Gesetzen unterwerfe; mein Name ist derjenige, welchen ich Euch ehren gelernt habe und meine Mittel sind mein Geheimniß."

Diese Schrift, worin bei gemeinen Kunstgriffen, zu imponiren, ein gewisser großartiger Ton herrschte, vermehrte noch die Anhänger, welche die durch Cagliostro repräsentirte philosophische Freimaurerei in Frankreich zählte. Mirabeau griff diese Richtung von Berlin aus in einem bittern Schriftchen an, welches indeß die Popularität des Wundermannes zu dieser Zeit bekundet.

„Das öffentliche Mitleid," sagt Mirabeau,*) „scheint seine Vertheidigung zu ergreifen oder ihn wenigstens zu verherrlichen. Cagliostro ist ein außerordentlicher Mann, ein Wohlthäter der Menschheit, ein Philosoph, ein Wegweiser, der den Socrates, wie er den Schierlingsbecher leert, von Neuem spielen will. Tausend Stimmen erheben sich und unter diesem wirren Geschrei kann man die Worte hören: „Was hat er gethan? . . . Was hat seine Frau gethan? . . . Was haben sie verbrochen?"

Plötzlich verbreitete sich die Nachricht, welche der Advocat in einem Memoire (Sommaire pour la comtesse de Valois de la Motte par Mme. Doillot) bestätigte, der Graf de la Motte befinde sich in England, er wisse die wahre Sachlage, er sey bestimmt, sie zu enthüllen und brenne vor Ungeduld, sich nach Paris zu begeben, was ihm aber nicht gestattet seyn solle. Zu dieser Neuigkeit kam noch das dunkle Gerücht von einem mißglückten Mordversuche und manche heimlich ausgesprengte Erdichtung. Nun wurden die Gemüther immer aufgeregter. Warum, fragte man sich, wird der einzige Zeuge nicht herbeigerufen, in dessen Macht es vielleicht steht, Aufschluß über Alles zu geben und dieses dunkle Gewebe zu zerreißen. Hatte doch Herr von Vergennes, d'Oliva und Villette, die Zeugen, deren Aussagen zu Gunsten des Cardinals sprachen, in fremden Ländern verhaften lassen können, warum bezeigte man sich

*) Lettre du comte de Mirabeau à M. M. . . sur Cagliostro et Lavater p. 3.

so lau für die Habhaftwerdung des Grafen de la Motte, dessen Zeugniß der Fürst zu befürchten hatte? Diese Stimmen blieben jedoch ohne Eindruck auf den Polizeiminister; er war fest entschlossen, die Rohans zu unterstützen, sowohl aus Anhänglichkeit für diese Familie, als auch aus Erbitterung gegen die Königin. Er verfolgte dieses System, bis ihn die Vorschläge eines französischen Spions in England, Namens le Mercier, davon abstehen ließen, der in einem in den Polizeiarchiven später aufgefundenen Berichte vom September 1785 Folgendes schrieb: „Wenn zur Fernhaltung der Person diese List nicht hinreicht, so wird man Gewalt brauchen, um sie an einen einsamen Ort am Ufer der Themse zu bringen, wo man Sorge tragen wird, vierzehn Tage lang, wenn es seyn muß, eins der Schiffe in Bereitschaft zu halten, die zum Transport von Kohlen nach London bestimmt sind. Ihre Dicke ist so beträchtlich, daß es einer Person, die in dem unteren Schiffsraume eingeschlossen, durchaus unmöglich seyn würde, sich hörbar zu machen."

(Fortsetzung folgt.)

## * Felix Mendelssohn-Bartholdy.

(Schluß.)

Besonders aber müssen wir noch des nicht hoch genug anzuschlagenden Verdienstes Mendelssohns um Hebung des Gesanges in unserer Stadt gedenken. Wie der verstorbene Organist Pohlenz den Sologesang förderte und überhaupt den Dilettantismus im Gesang zu einer Höhe erhob, auf welcher dieser Name seine gehässige Nebenbedeutung hinter sich hat, so vereinte Mendelssohns gewaltiger Geist die Gesangskräfte unserer Stadt zum Chorgesange und führte denselben schnell und glücklich zu dem Grade der Ausbildung, in welchem er würdig neben den großen Solosängern, die der Meister bald aus Britanien bald aus Deutschland uns vorführte, in den Concerten mitwirkte. Unvergeßlich werden uns diese Gesangproben bleiben. Mendelssohn war streng und seine Forderungen stets auf das Höchste gerichtet — mit einer mittelmäßigen Leistung hat er sich nie begnügt — er ruhte nicht eher, als bis er das aufzuführende Werk in allen Theilen aufgefaßt und eingeübt sah; aber welche Liebenswürdigkeit verband er mit dieser Strenge! Wie wußte er durch ein einziges Wort, durch eine scherzhafte Bemerkung, durch einen freundlichen Blick seines geist- und seelenvollen Auges die ermattenden Kräfte zu neuem Eifer anzuspornen und, wenn das Erstrebte erreicht war, zu belohnen! — Und wahrlich, in dieser Beziehung steht jetzt unser Musikleben verwaister als je da! Denn während für das Orchester, das ohnehin weniger dem Wechsel seiner Mitglieder anheimgegeben, den Geist des Meisters treu bewahrt, in unserm Concertmeister David und dem Musikdirektor Gade nicht nur Freunde, sondern jahrelange Bundesgenossen und Geistesverwandte Mendelssohn's besitzen: wüßten wir für die Leitung des Gesanges gegenwärtig keinen Mann zu nennen, welcher uns hier auch nur einigen Ersatz für den Verewigten bieten könnte. Gade's Größe als Director ist die Leitung des Orchesters; Capellmeister Rietz ist allerdings eine für Leipzig werthvolle Acquisition, allein seine Wirksamkeit nimmt das Theater vollständig in Anspruch.

War es nun nach diesem Allen wohl zu verwundern, wenn die Liebe zu Mendelssohn Alle und Jeden ergriff, wenn ferner der Enthusiasmus für ihn in Leipzig eine Höhe erreichte, welche selbst Gegenstand des Tadels wurde? Des Tadels — freilich meist nur bei jenen kleinlichen Seelen, welche sich darüber ärgerten, daß die königliche Eiche das unbedeutende Nichts solcher Persönlichkeiten in tiefen Schatten stellte; welche den Vorwurf der Aristokratie erhoben, weil der majestätische Baum nur das wahrhaft Große und Schöne neben sich duldete. Ist es zu verwundern, daß jetzt dem theuern Dahingeschiedenen die Thränen des ungeheucheltsten Schmerzes fließen und daß der harte, plötzliche Verlust Alle, welche seine Größe zu würdigen wissen, mit tiefer Trauer erfüllt? Daß während der Zeit, wo die sterbliche Hülle des Vollendeten der Ansicht des Publikums ausgestellt war, seine zahlreichen Freunde und Verehrer aus allen Ständen herzueilten, um noch einmal das theure — jetzt mit einem seltenen Lorbeerkranz geschmückte — Haupt zu sehen? Und ist es unserer Stadt wohl zu verargen, wenn sie so sehr wünschte, die sterblichen Ueberreste des seltenen Mannes auf ihrem Friedhof zu bewahren? — Leider war dieser Wunsch ein vergeblicher! Obschon unser Stadtrath sich dafür bei den Hinterlassenen Mendelssohn's verwendete und ihnen versprach, dem Verstorbenen ein Erbbegräbniß und außerdem ein Denkmal zu errichten, so bestanden diese doch auf ihrem Entschluß, die Leiche mit nach Berlin zu führen und sie dort in ihrer Familiengruft beizusetzen.

So bleibt mir nur noch übrig, von der Todtenfeier Mendelssohn's zu berichten, welche, von der Concertdirection veranstaltet, gestern in der Paulinenkirche stattfand. Um 3 Uhr setzte sich der Leichenzug von dem Trauerhause in der Königsstraße in Bewegung, an der Spitze der mit Palmenzweigen und Lorbeerkränzen reich geschmückte Sarg, auf dem mit vier Rossen bespannten Leichenwagen. Alle Behörden unserer Stadt, die akademische Bürgerschaft, Lehrer und Zöglinge des Conservatorium, Männer aller Klassen und Stände — wohl 2000 Menschen — folgten dem Sarge. Zwei Musikchöre spielten abwechselnd Beethoven's „Marcia funebre sulla morte d'un Eroe" und das dritte Lied aus dem 5. Hefte der Mendelssohn'schen Lieder ohne Worte. So bewegte sich der wahrhaft imposante und wohlgeordnete Zug durch dichtgedrängte, lautlose Volksmassen, über die Petersstraße und den Markt nach der festlich erleuchteten, alterthümlichen Paulinenkirche und füllte das für ihn freigelassene Schiff der Kirche, während die Emporkirchen bereits von dem übrigen Publikum vollständig besetzt waren. Der Sarg wurde auf dem vor dem Altare errichteten Katafalk niedergelassen. Mit den feierlichen Klängen des Trauermarsches aus „Antigone" begrüßte die Orgel den Zug; hieran schloß sich der Choral „Erkenne mich mein Hüter", ausgeführt von einem wohl 300 Sänger starken Chore mit Orgel- und Posaunenbegleitung. Nach dem Choralverse aus Paulus: „Dir Herr, dir will ich mich ergeben", folgte die Gedächtnißrede, von Hogarth, dem Prediger der reformirten Kirche, gehalten. Hierauf wurde der tiefergreifende Chor aus demselben Oratorium: „Siehe, wir preisen selig die erduldet", aufgeführt — und nachdem der Geistliche den Segen gesprochen, die Feier mit dem schönen Finale der Bach'schen Passionsmusik: „Wir setzen uns mit Thränen nieder," beschlossen, — eine Feier, in Idee und Ausführung des großen Todten würdig, gleich erhebend für Zuhörer und Mitwirkende, beseelt von der reinsten Pietät und Andacht.

Die feierlichen Klänge waren verhallt — allein nur langsam und in tiefer Stille verließ die Versammlung die heilige Stätte. Es waren dieselben Räume, in welchen Mendelssohn vor einem halben Jahre die letzte öffentliche Aufführung — die Aufführung seines „Paulus" — in Leipzig dirigirte.

Zahlreiche Verehrer und Freunde Mendelssohn's weilten noch lange in stiller Trauer an seinem Sarge. Wohl barg derselbe nur den Rahmen von seinem Bilde, — aber schwer trennten wir uns auch von diesem.

## Tabletten

*** **Weibliche Grausamkeit aus Eitelkeit.** Alle Uebertreibungen weiblicher Eitelkeit sind nichts gegen die Verbrechen, deren die Gattin des ungarischen Magnaten Nadasdy, geborne Bathory, zu Anfang des 17ten Jahrhunderts aus bloßer Eitelkeit sich schuldig machte. Das Verlangen, ihre reizende Gestalt noch mehr zu verschönern, verleitete sie zu dem Wahne, daß dieß durch tägliches Waschen mit Menschenblut am besten geschehen könne. Um das erforderliche Blut zu erhalten, ließ sie, so lange ihr Gemahl lebte, und mehr noch nach dessen Tode, viele Jahre lang gegen sechshundert adelige Mädchen hinter einander in tiefen, weit in den Felsen hineingehauenen Kellern der Burg Csejeth, täglich das zum Waschen nöthige Blut abzapfen und das durch dieses grausame Verfahren getödtete Kind in den Kellern begraben. Niemand wußte von dem schrecklichen Geheimniß, als ihre zwei Kammerjungfern, Helena und Dorothea, und ihr Kammerdiener, Johann Fitzko, welche durch große Geschenke verführt, ihr zu dem Verbrechen gedient hatten. Den Eltern oder Verwandten der Ermordeten wurde jedesmal gemeldet, das Kind sey eines natürlichen, doch plötzlichen Todes gestorben. Aber endlich forderten besorgtere Eltern Rechenschaft von der Krankheit ihrer Kinder, von der ärztlichen Behandlung, und verlangten auch die Gräber zu sehen. Mit Uebermuth zurückgewiesen, wendeten sie sich mit Geschenken und Versprechungen an die zahlreiche Dienerschaft des gräflichen Hofes, und erfuhren, ihre Töchter seyen frisch und gesund in die Burgkeller gerufen worden, und dann nicht mehr unter den Lebenden erschienen. Die Sache kam vor den Palatin und vor den König. Die Burg Csejeth wurde plötzlich überfallen, das Verbrechen auf frischer That entdeckt, und von den Werkzeugen desselben in seinem ganzen Umfange eingestanden. Vierzehn adelige Richter, unter dem Vorsitze des Palatinus, verurtheilten den Kammerdiener zur Enthauptung, die beiden Kammerjungfern zum Scheiterhaufen, die Gräfin aber, — zu lebenslänglicher Haft auf ihrer Burg, weil sie eine Magnatin war.

*** Wie sehr der Schrecken über die englische Geldkrisis auch die untern Stände der Gesellschaft in England durchdringt, mag folgende Anekdote beweisen. Ein Pachter in Tajakerley hatte seit längerer Zeit 2000 Pfd. St. in der Leyland-Bank zu Liverpool liegen. Als nun Schlag auf Schlag die größten Häuser Englands ihre Zahlungen einstellten und jeder Tag neue Nachrichten von Bankerotten brachte, gerieth er in die höchste Angst und forderte zuletzt sein in die Bank niedergelegtes Kapital zurück. Vergebens waren alle Vorstellungen der Bankbeamten, vergebens alle Versicherungen, daß er nichts zu befürchten habe; zuletzt machte er es, wie Marschall Soult, berief sich auf seine Frau, und bestand auf Herausbezahlung des Geldes. Er erhielt es, trug es nach Hause und — schlaue Diebe stahlen es ihm schon in der nächsten Nacht aus dem Schranke. Seit diesem Unglücksfall lebt der Pachter in der fixen Idee, daß die Bank, wo er sein Geld niedergelegt hatte, mit den Spitzbuben in geheimen Einverständniß stehe, und diese förmlich im Auftrag jener ihm sein Geld gestohlen hätten.

*** **Ein Instrument für Taubstumme.** Hr. Borel de Hauterive, berichtet im „Voleur“, daß der französische Minister des Innern den Arzt Blanchet beauftragt habe, seine Heilmethode an jungen Taubstummen des königl. Instituts zu versuchen; er wählte sieben aus, wie der Zufall sie gab, und in weniger als einem Monat gelang es ihm, ihnen Töne vernehmlich zu machen; mehrere fangen sogar an, sprechen zu lernen und zeigen Neigung für die Musik. Ein Instrument, dessen er sich dabei bedient, und dem er den Namen Acoumetre oder Tonmesser gab, wurde von einem Hrn. Marloye, einem Manne, der auch sonst akustische Apparate verfertigt, nach der Angabe des Dr. Blanchet ausgeführt; es soll das genaue Maaß der Hörfähigkeit des zu behandelnden Tauben geben. Es ist dieß ein Maaßstab (diapason) aus gegossenem Stahl, der 512 Schwingungen in der Secunde gibt; statt ihn auf einem metallenen Fuße, wie sonst, aufzustellen, hat er ihn auf eine innen hohle Kapsel von Fichtenholz gesetzt. Die Vorderwand ist beweglich und dreht sich auf einer Achse, während eine Nadel auf einem Quadranten den Grad der Oeffnung anzeigt, den man ihr gibt. Die Stärke des Tons vermehrt sich in dem Maaße als die Kapsel sich öffnet, und man ersieht daraus mit Genauigkeit, welche Kraft die Tonwellen haben müssen, damit sie der Taube vernehmen kann.

*** **Eine entflohene Boa constrictor.** Von Mont-de-Marson führte man unlängst eine der prächtigsten Menagerien nach Bordeaux zum Jahrmarkte. Auf dem Wege dahin entrann aus einem Käfig eine der größten und stärksten Boas constrictor. Nach langen und fast fruchtlosen Nachforschungen fand man die Riesenschlange in der Umsäumung eines herrschaftlichen Parks in der Streu des Kuhstalles, in welchem sie bereits in der Nacht mehrere Kälber und Schafe erstickt hatte. Der Menagerieinhaber mußte dem Parkbesitzer den Schaden ersetzen.

*** Ein Neuyorker Blatt erzählt folgendes Beispiel, wie sich die Yankees ihren Sieg in Mexiko zunutze machen. Der Eigenthümer eines kleinen Schooners tritt in Veracruz in einen der ersten Gasthöfe, ruft nach dem Wirth und sagt diesem in gebieterischem Tone, der keinen Widerspruch verträgt: „Ich wünsche dieses Haus sammt Hausgeräthschaft und Allem, wie es dasteht. Was nehmt Ihr dafür?“ Der Mexikaner, froh, nur einen Preis dafür nennen zu dürfen, gibt einen an, der Yankee sagt „Top!“ und zählt das Geld auf. „Und nun, mein Freund!“ fügt er bei, „wie viel Zeit braucht Ihr, das Haus zu räumen?“ Der Mexikaner antwortet: „Eine halbe Stunde.“ Und in einer halben Stunde war der neue Wirth in Function und bediente das verehrungswürdige Publikum und seine Landsleute insbesondere.

*** Eine Gesammtaufnahme der nordamerikanischen Küsten ist gegenwärtig im Auftrage des Congresses im Gange.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

* **Köln,** 10. Nov. Professor **Kinkel** aus Bonn hält uns Vorlesungen über Bildnerei und Malerei, die sehr besucht sind. Wir können nicht recht begreifen, wie er den massenhaften Stoff in so kurzer Zeit zu überwältigen gedenkt; denn man bedenke nur: eine Geschichte der zeichnenden und bildenden Künste von der christlichen Zeitrechnung an bis auf unsere Tage, dazu eine Charakteristik der verschiedenen Schulen und ihrer hervorragendsten Vertreter und Erscheinungen: und dieß Alles in nur 14 Stunden! — Felix Men-

delssohn-Bartholdy's unerwartetes Hinscheiden hat auch in unserer Stadt eine schmerzliche Sensation gemacht. Der Verewigte hat hier mehrere Pfingstconcerte dirigirt und stand im besten Andenken. Für das im nächsten Jahr abzuhaltende Domfest hat er eine Composition versprochen und wollte selbst die Aufführung derselben leiten. Um diese Hoffnung wären wir somit betrogen.

° Stuttgart, 13. Nov. Zur Feier von Schiller's Geburtstag brachte die hiesige Bühne gestern die „Braut von Messina" zur Aufführung. Vorher wurde ein vom Legationsrath Dingelstedt verfaßter Prolog gesprochen, worauf die Bedeutung der Feier Bezug hatte. Auch die Stadt hatte den Geburtstag des großen Dichters durch die Beleuchtung den Candeláber am Schillerdenkmal celebrirt. — Herr Dingelstedt reist nächsten Montag mit seiner Gemahlin nach Wien ab, wo Letztere für einen längeren Gastrollencyclus am Kärnthnerthortheater engagirt ist.

• Von Karl Ziegler erscheint eine Biographie Grabbe's.

## Auf meine Geschäftigkeit.

Von Ludwig I. König v. Bayern.

Niemals ruhen kann mein Geist,
Immerfort derselbe kreis't;
Daß er ist geschäftig,
Das erhält ihn kräftig.

Ruhe macht die Seele stumpf,
Wasser wird durch sie zum Sumpf.
Ohne Windes Wehen
Könnt' nicht Luft bestehen.

Unaufhaltsam schnell zerfällt,
Wie sie nicht bewegt, die Welt.
In Bewegung Leben,
Tod in Ruh gegeben.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Frankfurt**, 12. November.

Die Concertsäle sind wieder geöffnet und kaum, daß der Winter der fashionablen Welt noch recht seinen Anfang genommen, scheint er auch sogleich in seinen vollen Glanz treten zu wollen. Denn ein Kunstgenuß drängt in diesen Tagen den andern und wer überall, wo Schönes geboten wird, sehen und lauschen und genießen will, mag fast den schweren Ernst der Zeit vergessen. — In höchst würdiger Weise und wie zur guten Vorbedeutung hat vor einigen Tagen die erste Aufführung des Instrumentalmusikvereins die Reihe der Winterconcerte eröffnet. Das Programm, für Geschmack und Richtung dieses Vereins sehr bezeichnend, zählte nur sechs Nummern, wenig an Zahl, aber vorzüglich durch die Wahl und schwer ins Gewicht fallend durch die Namen der Meister, deren Tonstücke zur Aufführung kamen. Die C-dur-Simfonie von Mozart, Soli und Chöre aus „Iphigenie in Tauris" von Gluck, ein Concert für drei Klaviere von Sebastian Bach, vierstimmige Lieder von Mendelssohn-Bartholdy, eine Ouvertüre von Beethoven und ein Chor von Hauptmann, — ein so zusammengestelltes Concert ist fast ein historischer Cursus der deutsch-classischen Musik in ihren letzten Generationen zu nennen. Der Verein, zum größten Theil aus Dilettanten bestehend, zählt ganz vorzügliche Kräfte, daß aber Alle von Liebe, Verständniß und Begeisterung für das Vorzuführende ergriffen sind, gab sich in dem Concert, wie im Allgemeinen, so ganz besonders bei der Mozart'schen Sinfonie zu zu erkennen. Herr Messer, der Dirigent, und sein Verein haben den gegründetsten Anspruch auf Anerkennung und wir sehen freudig der nächsten Aufführung entgegen. — An demselben Abend, da das eben belobte Concert veranstaltet wurde, machte uns Herr Kapellmeister Guhr, an der Spitze seines tüchtigen Orchesters, mit einem trefflichen Werk Jakob Rosenhain's bekannt; es kam nämlich die zweite Simfonie dieses Componisten (F-moll) im Schauspielhaus zur Aufführung, ein Werk, welches von ernstem Studium alles Besten, was wir in der Musik besitzen, ein ehrenvolles Zeugniß ablegt und sich durch Originalität, Gedankenfrische, Gemüthstiefe, Melodienreichthum und kecken Humor diesem Besten würdig an die Seite stellt; unbestritten ist der letzte Satz der Glanzpunkt des Werkes; er zeugt für die ungewöhnliche Instrumentalkenntniß des Componisten. Als sehr überraschend heben wir dann die Stelle hervor, wo drei Themata höchst kunstreich und geschmackvoll in einander geflochten sind. — Heute Abend wird der „Elias" Mendelssohns-Bartholdy's im Cäcilienverein zur Aufführung kommen. Wir wüßten keinen Mann der Kunst oder Wissenschaft nennen, dessen Hinscheiden in Deutschland so allgemein und schme lich empfunden worden wäre, als der eben erfolgte Tod uns hervorragenden Zeitgenossen Mendelssohn. Wie an viel andern ten, so wird auch unsere Stadt, eine Pflegerin der Kunst, Erinnerungsfeier an den großen Todten begehen und der Abend des neugebornen „Museum" soll dieser Feier gewid seyn, — quod bonum, felix faustumque sit. — Herr Elias hat für nächsten Mittwoch, den 17. November, sein alljährlic Monsterconcert vorbereitet und das Programm bereits ausgegeb Es zählt außer dem Concertgeber dreißig Mitwirkende, Sän und Musiker, auf und bietet in seiner Mannigfaltigkeit Schönen und selten zu Hörenden viel: wir heben nur das Gr nonetto von Spohr und die Ouverture zu Rossini's „Semi mis" hervor, letztere von Karl Czerny für acht Klaviere zu Händen arrangirt. Herr Eliason, als tüchtiger Violinist beka wird zum Theil eigne Compositionen vortragen. Die Leitung des C certs hat Herr Kapellmeister Guhr übernommen. — Da wir mal aufzählen, was uns die nächste Woche an musikalischen nüssen verspricht, so müssen wir auch daran erinnern, daß Montag zwei alte treffliche Opern wieder einmal zur Aufführ kommen: Cherubini's Meisterwerk „der Wasserträger" und Brei stein's unübertrefflich arrangirtes Quodlibet „der Kapellmeister Venedig" oder „der Schein trügt". Die Vorstellung findet Vortheil unsers verdienten Sängers, des Herrn Conradi, Dieß und der Umstand, daß beide Opern, die einst eine Welt trisirten, viele Jahre nicht mehr aufgeführt worden, berechtigt zu der Hoffnung, daß der Sänger und das Publikum an d Ehrenabend ihre rechte Freude haben werden. E.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 14. November. (Neu einstudirt): Die Versch rung des Fiesko zu Genua, ein republikanisches Trauer in 5 Akten, von Schiller.

Montag, den 15. November. (Zum Benefiz für Hrn. Conr Neu einstudirt: Der Wasserträger, große Oper in 3 Al lungen. Musik von Cherubini. — Hierauf: (Neu einstudirt) Kapellmeister von Venedig, oder: „Der Schein trügt", sikalisches Quodlibet in 2 Abtheilungen, von Breitenstein.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 316.** Dienstag, den 16. November **1847.**


## Die Halsbandgeschichte.

(Forts. und Schluß.)

Im Interesse der Königin lag es übrigens, den Grafen de la Motte vor den Schranken des Gerichtes erscheinen zu sehen, vorausgesetzt, daß er sich nicht dazu verstehen werde, ausschließlich gegen den Cardinal dem seiner Gattin eingegebenen Vertheidigungsplane beizutreten. Herr d'Adhémar, der französische Gesandte in England, erhielt den Auftrag, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob der Graf in diese Verbindlichkeit eingehen werde. Denn obschon Herr von Vergennes, sein Vorgesetzter, zu der Partei der Rohans gehörte, zählte sich d'Adhémar nichtsdestoweniger zu den Parteigängern der Königin. Er beschied deßhalb den Grafen zu sich, deutete ihm an, wie er sich zu verhalten habe und wollte ihn schon nach Frankreich senden, als die von den Freunden des Cardinals beschleunigte Auflösung des Processes stattfand.

Seit langer Zeit wirkten verschiedene Einflüsse im Geheimen auf das Parlament, welches der Richter seyn sollte. Ergraute Staatsräthe sahen sich durch Bitten bestürmt, die verführerisch genug seyn mochten, und die Ehrgeizigen schenkten dem Versprechen höherer Gunst ein williges Gehör. Zudem hatte sich die Ungeduld des Publikums auf's Höchste gesteigert; der Generalprocurator fällte daher seinen Spruch. Villette und der Graf de la Motte sollten darnach zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt werden; Madame de la Motte aber ausgepeitscht und gebrandmarkt werden und für den Rest ihres Lebens im Hospital eingesperrt bleiben. Nach demselben Vorschlage sollte d'Oliva von dem Processe ausgeschlossen bleiben, Cagliostro von jeder Klage freigesprochen werden. Der Cardinal solle sich dagegen zu einem demüthigen Bekenntnisse seines Vergehens gezwungen sehen, und aller seiner Würden und Aemter beraubt, in Zukunft von dem Hofe verbannt seyn. Der Vorschlag des Generalprocurators wurde von den beiden Referenten unterstützt, von vierzehn Staatsräthen angenommen, jedoch in Allem, was sich auf den Cardinal bezog von den Herren Minières, Fréteau, Robert de Saint-Vincent, de Brétignières, Barillon, de Jonville lebhaft bestritten. Herr d'Ormesson schlug vor, daß man den Fürsten, ohne ihn von der Anklage loszusprechen, nicht mit in den Proceß verwickeln solle.

Bevor man das Urtheil über die Angeklagten aussprach, mußten sie noch einem letzten Verhöre unterworfen werden. Villette erschien zuerst auf dem Stuhle der Angeklagten. Ganz zerknirscht und mit Thränen im Auge, ergriff er das Wort, um seine tiefe Reue zu betheuern. Nach ihm wurde Madame de la Motte vorgeführt. In einfacher Kleidung und mit ungepuderten Haaren trat sie festen Schrittes in den Saal, aber beim Anblick des schmachvollen Sitzes, welchen sie einnehmen sollte, verwandelten sich ihre Züge plötzlich, und ihre Kniee zitterten. Sie raffte sich jedoch zusammen, antwortete mit Festigkeit und bei ihrer Wegführung bemerkte man ein Lächeln auf ihren Lippen. Die Haltung des Kardinals war sehr verschieden von der ihrigen. Obschon der Armensünderstuhl bei seinem Eintritte entfernt war, sah er äußerst blaß aus und die Bestürzung zeigte sich deutlich in seinen Blicken. Er trug ein langes, nur bei Feierlichkeiten übliches Gewand; einstimmig aufgefordert, sich niederzulassen, nahm er eine flehende Miene an und hinterließ bei den Richtern einen tiefen Eindruck.

Am 31. Mai 1786, dem Tage, wo das Urtheil ausgesprochen werden sollte, stellten sich schon vor halb fünf Uhr Morgens die Glieder der Familie Rohan und Lorraine an dem Wege, welche die Obrigkeit nach dem Gerichtshofe nehmen mußte, auf. Alle, Männer wie Frauen waren in tiefe Trauer gekleidet und als das Parlament vorüberzog, begnügten sie sich, es durch ihre gebeugte Haltung und ihr feierlich ernstes Schweigen anzuflehen. Endlich war die verhängnißvolle Stunde gekommen. — Ludwig von Rohan wurde freigesprochen.

Die Nachricht verbreitete in Paris eine fast wahnsinnige Freude. Da man den Cardinal für schuldlos erkannt hatte, so war die Königin gebrandmarkt, die Monarchie frei und offen von der hohen Bürgerschaft controlirt und dem revolutionären Geist ein Genüge geschehen. Ludwig von Rohan, der bis jetzt nicht einmal die Popularität seiner Laster besessen, war plötzlich das Idol des Volkes geworden. Der Gerichtshof war mit Zuschauern überfüllt; die Einen strömten nach dem Wege, welchen das Parlament zurücknehmen mußte, Andere drängten mit Ungestüm durch die Menge nach der Kanzlei. Als der Präsident sich mit den Räthen entfernen wollte, erscholl es von allen Seiten: „Es lebe der Präsident! es lebe der Cardinal!“ Die dames de la halle stürzten den Richtern mit tausend Worten des Dankes, alle Hände mit Blumensträußen beladen, entgegen. Niemand gedachte weder Villette's, der zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt, noch des Grafen de la Motte, den man in contumaciam zu den Galeeren verdammt hatte, noch endlich seiner Gattin, der eine noch schrecklichere Züchtigung als der Tod vorbehalten war. Aller Gedanken beschäftigten sich einzig mit dem Cardinal. Als er in den Wagen stieg, der ihn vorläufig nach der Bastille bringen sollte, sah man viele sich um die Ehre streiten, seine Kleider zu küssen. Cagliostro theilte diese allgemeine Verehrung und die höchsten Familien freuten sich eines solchen Schauspieles, wie eines Triumphes. Es war aber ein Triumph des Revolutionsgeistes.

Die Königin war vom Schmerze gebeugt. Ludwig XVI. sprach dagegen laut die Meinung aus, daß Herr von Rohan einen Diebstahl begangen habe und häufte durch diesen der öffentlichen Meinung und dem Urtheile des Parlaments trotzenden, eigenmächtigen Ausspruch die Zahl der auf ihm lastenden Anschuldigungen; er verbannte den Cardinal. Auch Cagliostro wurde aus dem Königreiche verwiesen.

Was Madame de la Motte betrifft, die in dem Drama eine so traurige und beklagenswerthe Rolle hatte spielen sollen, so verfiel, sie als ihr ihr Schicksal verkündet ward, in eine wahre Raserei. Als ihr der Urtheilsverspruch verlesen wurde, mußte man sie in der Höhe schwebend halten, da sie selbst mit Gewalt Niemand zum Niederknien bringen konnte. Mit Stricken gebunden, wurde sie in den Gerichtshof geschleppt, wo sie in ein Geschrei der gräßlichsten Wuth ausbrach. „Wenn man auf solche Weise das Blut der Valois beschimpft," rief sie zu dem Volke gewandt, „was wird dann das Loos der Bourbons seyn?" Und zwischen dem Geheul, in welches sie in ihrer Empörung ausbrach, hörte man die bedeutungsvollen Worte: „Es ist meine Schuld, daß ich diese Schmach erdulde; ich hatte nur ein Wort auszusprechen und der Strick hätte meinem Leben ein Ende gemacht." Man zwängte ihr wie Lally Tollendal einen Knebel in den Mund und als sie sich verzweiflungsvoll unter der Faust des Henkers wehrte und bäumte, prägte sich das glühende Eisen, mit dem sie auf der Schulter gebrandmarkt werden sollte, auf ihrem Busen ein. Ihre letzten Kräfte zu Verwünschungen zusammennehmend, wurde sie mit aufgelös'ten Haaren, blutbedeckten Antlitzes und halb entkleidet nach der Salpetière gebracht.

Einige Zeit nachher wurde die Prinzessin von Lamballe insgeheim ersucht, unter dem Vorwand der Neugier, in Wahrheit aber um Erkundigungen über die de la Motte einzuziehen und den Vorstehern Geldunterstützungen für sie einzuhändigen, sich nach dem Hospital zu begeben.*) Gegen Ende November des Jahres 1786 übergab eine Schildwache, die Nachts ihren Posten in einem Hof des Gefängnisses hatte, der Frau, welche Madame de la Motte bediente, ein Billet ohne Unterschrift für dieselbe. Der Gefangenen wurde darin gesagt: „Sie werden ermahnt, ihren Muth nicht sinken zu lassen, um Kräfte für eine längere Reise zu gewinnen. Man ist damit beschäftigt, Ihr Schicksal zu verbessern." In einem andern Briefe, welcher gleichfalls durch die Schildwache abgegeben wurde, verlangte man eine Zeichnung des Schlüssels, der bei ihrer Entweichung nöthig sey. Diese Zeichnung wurde geliefert und einige Zeit nachher überbrachte derselbe Soldat mit dem befreienden Schlüssel Männerkleider, mit welchen Madame de la Motte nun leicht entkommen konnte, da ihrer Wärterin ohne Zweifel im Geheimen das Losungswort gegeben war. Auf diese Weise wurde sie aus ihrer Gefangenschaft befreit und kam nach London, wo sie ihr Gemahl erwartete.

Madame de la Motte glaubte sicher ihre Befreiung der Königin zu danken, allein troß dieser Ueberzeugung war sie weit davon entfernt, ihr Rachegefühl zu beschwichtigen; auch las man gegen Anfang des Jahres 1787 in einem englischen Blatte folgende Mittheilung: „Man spricht in den Salons von London von einer wichtigen Veröffentlichung, die ein ganz neues Licht auf die Halsbandgeschichte werfen wird."

*) S. „Memoiren der Mlle. Bertin" p. 135.

Diese Nachricht wurde von den Pariser Blättern alsbald aufgenommen; sie drang bis an den Hof und verbreitete dort die größte Unruhe. Marie Antoinette wurde von Furcht ergriffen und eröffnete eine Unterhandlung mit dem Grafen de la Motte, um die angekündigte Schrift zu unterdrücken, denn es handelte sich um ihre Ehre. Der Graf ging in diese Offerten ein und durch die Königin gedrängt, reis'te die Herzogin von Polignac ohne Vorwissen des Königs nach Bath, wo mit zweimalhunderttausend Francs ein Schweigen erkauft wurde, das man später demungeachtet nicht hielt.

So verhielt sich dieses berühmte und so lange im Dunkeln gebliebene Ereigniß. Es ließ an den verschiedensten Höfen Europas einen nachtheiligen Eindruck gegen Marie Antoinette zurück, und selbst Kaiser Franz II., ihr Neffe, glaubte die Königin nicht ganz schuldlos. Man erzählt, nach dem Urtheile habe der Generalprocurator zu Herrn Robert de Vincent gesagt: „Sie haben soeben, ohne es zu wollen, die Grundlagen der Monarchie erschüttert." Dieß war zu weit gegangen. Die Grundlagen einer feststehenden Monarchie werden nicht auf solche Weise erschüttert. Dazu bedarf es der Arbeit von Jahrhunderten und einer lange nagenden Fluth von Ideen. Und dennoch war diese Begebenheit unter den Ursachen der Revolution eine der augenfälligsten und bei weitem einflußreichsten. Und welch' eine Demüthigung war es nicht für den Stolz der Herrscher, den Thron, auf welchem Ludwig XVI. saß, compromittirt und mit in die Verwicklung einer Comödienintrigue hineingezogen zu sehen.

---

## Ein transatlantischer Abenteurer.

In den letzten Jahren ist, wenn von dem Mainzer Texasvereine und überhaupt von den Deutschen in Texas die Rede war, häufig eines Herrn Fischer erwähnt worden, von welchem jener Verein ein Stück Land kaufte, das im Indianergebiete lag, und auf welchem bis zum 1. September 1847 nicht weniger als 6000 Familien angesiedelt seyn sollten! Dieser Herr Fischer hat ein merkwürdiges, höchst bewegtes Leben hinter sich, er ist, wie man in Amerika sagt, wo es doch an Abenteurern der kecksten Sorte nicht fehlt, ein Muster-Abenteurer und wahrer Weltbürger. Freilich wo wäre er nicht gewesen? Der geniale amerikanische Reisende John L. Stephens, der uns neulich den Washington nach Deutschland herübergebracht hat, und der früher schon den europäischen Osten, Arabien, Aegypten und Palästina, später aber Mittel-Amerika bereis't hat, wo er interessante Alterthümer fand und in Yucatan die Trümmer von nicht weniger als vier und vierzig alten Indianerstädten entdeckte, also Stephens war im Herbste 1841 während seiner zweiten Wanderung durch Yucatan, in der Hauptstadt Merida, wo eine Donna Micaela die Reisenden freundlich aufnahm. Dort trafen eines Tages, neben anderen Fremden auch ein Herr Georg Fischer ein, als der Agent der Republik Texas, um die Yucataner zu einem Bündnisse mit Texas gegen Mexiko zu vermögen. Herr Fischer documentirte sich als „natural de la ciudad y fortaleza de Belgrada en la provincia de Servia del Imperio Ottomano" und erzählte den willigen Zuhörern seinen Lebenslauf. Demzufolge ist er eigentlich ein Slawe und hat Ribar geheißen. Da er in einer deutschen Schule irgendwo in Oesterreich seine erste Bildung erhielt,

so übersetzte er ihn und nannte sich Fisher, und als er nach den vereinigten Staaten kam, schrieb er sich Fischer. Er habe, sagte er, in Meriva, als siebenzehnjähriger Jüngling an einem Aufstande gegen den Sultan Theil genommen, der jedoch unglücklichen Ausgang hatte. Etwa vierzig tausend Slawen wurden über die Donau getrieben und suchten auf österreichischem Gebiete eine Zuflucht. Die österreichische Regierung bildete aus den waffenfähigen Männern eine slawonische Legion, in welcher auch Ribar-Fischer einen Feldzug in Italien mitmachte. Bald nachher, so erzählte er weiter, sei er wieder an die Donau zurückgekehrt, habe Adrianopel besucht, und sei von dort zu Fuße nach Hamburg gewandert. Hier schiffte er sich 1815 nach Philadelphia ein, ging später über die Alleghannies an den Ohio, siedelte sich im Staate Mississippi an, wo er nach fünfjährigem Aufenthalte seinen Eid als amerikanischer Bürger leistete. Als Mexiko seinen Unabhängigkeitskampf gegen die Spanier focht, ging Fischer nach Mexiko und wurde mexikanischer Bürger. In der Hauptstadt Mexico gründete er eine Zeitung, welche entschieden lieberale Ansichten vertrat. Das ärgerte den General Santa Anna, der damals Präsident war. An einem schönen Morgen trat ein Officier in die Wohnung Fischers und überreichte ihm einen Bogen Papier. Es war ein Paß, welcher dem liberalen Schriftsteller andeutete, er dürfe, d. h. er müsse por el tiempo necessario, d. h. für alle Zeiten, die Republik Mexiko verlassen. Mit diesem Passe ging der Ausgewiesene nach Texas, wurde texanischer Bürger, und ist seitdem für seine neueste Heimath unermüdlich thätig gewesen. Er spricht und schreibt die meisten europäischen Sprachen sehr geläufig, und Stephens, der ein geübtes Auge hat und Menschen und Dinge sehr sicher beurtheilt, erklärt ihn für einen ungemein thätigen und gewandten Menschen. Als er ihn sprach, war er Feuer und Flamme für Texas, und glühte von Haß gegen Santa Anna. In Yucatan hingen über seiner Schlafstätte immer Sattel und Zaum; Säbel und geladene Pistolen lagen im Bereiche seiner Hand, und stets war er reisefertig. Seine politischen und geographischen Kenntnisse kamen seiner Sprachfertigkeit gleich, er wußte seine Erlebnisse in höchst interessanter Weise zu erzählen; in seinem ganzen Wesen war etwas Bedächtiges und Methodisches, und Stephens meint, so sehr Fischer auch den Anschein eines Abenteurers habe, so sei er doch ein so fester Charakter und so systematischer Mann, daß man ihn unbedenklich zum Direktor der Bank von England ernennen dürfte. — Wenn wir nicht sehr irren, so ist es dieser Herr Fischer, welchem 1842, eben für seine Bemühungen zu Gunsten von Texas, die texanische Regierung einen Strich Landes von mehreren Millionen Morgen Flächeninhalt verlieh, wie gesagt, unter der Bedingung, binnen fünf Jahren 6000 Familien darauf anzusiedeln. Er hat sein Anrecht auf diesen im Indianerlande liegenden Grant an den Mainzer Verein abgetreten. Nun fragt sich, ob der Verein die 6000 Familien bis zur rechten Zeit dorthin geliefert hat. Allen Nachrichten zufolge ist Das nicht der Fall gewesen, und dann würde es auch darauf ankommen, ob die Regierung von Texas Nachsicht an die Stelle des Gesetzbuchstabens treten lassen will. N. Corresp.

## Tabletten

*** Folgender Brief Abdel-Kader's, dem des Emirs Siegel vorgedruckt ist, möchte besonders unsern Finanzmännern von Interesse seyn, da sie dadurch belehrt werden, wie man in Afrika Steuern ausschreibt. Er lautet: „Gott sey Lob und Ehre allein! Laßt uns unser Gebet zu Mohamed, unserm Herrn und seiner Familie richten. — Ihr alle verdient mein wiederholtes Lob, besonders die Kadies und die Großen meines Volkes. Möge Gott Euch immer mehr Glück schenken und Eure Güter schützen. Möge sein Heil mit Euch seyn, wie seine Gnade, sein Beistand und sein Segen. Und ferner ist nöthig, daß Ihr erfahrt, wie die Gründung des Staatsschatzes allen Muselmännern obliegt; die Wohlthaten, die er erzeugt, sind allen gemeinsam; denn der Staatsschatz dient zur Förderung neuer Hülfsmittel; aus ihm werden ferner die Soldaten zu Fuß und zu Pferd besoldet; er nützt dem öffentlichen Wohl, und so oft, als er erschöpft ist, ist es Eure gemeinsame Pflicht, daß Ihr ihn wieder füllet. Der Emir der Gläubigen befiehlt Euch dieß. Seyd also mit ihm einverstanden, hört seine Stimme und gehorcht ihm! Nicht anders thaten Eure Voreltern Abu-Beker, Omar und andere Heiligen. Wißt Ihr das nicht, so fragt die, welche Eure Geschichte kennen. Mahomed, mit dem das Heil ist, spricht: „Du sollst deinem Fürsten gehorchen, so im Glück wie im Unglück, in der Freude wie in der Traurigkeit. Wer dies nicht thut, den treffe Züchtigung!" Der Schatz ist leer, der Emir befiehlt Euch darum, Eure Abgaben zu bezahlen. Die Summe ist nicht groß, Ihr könnt sie ohne Mißmuth entrichten und Gottes Segen wird mit Euch seyn. Den, welcher meinem Befehle nicht gehorcht, sey es offen oder in seinem Herzen, wird Gott strafen. Seyd darum wachsam und wachet darüber! Fürchtet den Zorn Gottes zu reizen, gehorcht pünktlich und hört auf die Stimme Eures Emirs El-Moumemia, El Hadj-Abd-Kader-Ben-Mahi-El-Din. — Dem Gott den Sieg verleihen möge!

*** Ein scharfsinniger Professor erwähnt zum Beweise, wie zweckgemäß die Natur allenthalben verfährt, daß „Pilze stets während eines Regens aufschießen und daß sie ohne Zweifel nur aus diesem Grunde wie Regenschirme geformt sind."

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Darmstadt**, den 12. November.

Der an dem hiesigen Bahnhofe provisorisch angestellte Kassediener Keller, ein zurückgekommener Schneider, wurde gestern Morgen von dem Hauptkassier an die Staatsschuldentilgungskasse mit einer Anweisung über 4700 fl. geschickt, um diese Summe zu erheben und sie an Herrn Münzrath Rößler abzuliefern. Als er bis zum Abend nicht wieder zurückkehrte, erkundigte sich der Hauptkassier nach ihm und erfuhr nun zu seinem Schrecken, daß zwar das Geld in Empfang genommen, aber nicht an den Ort seiner Bestimmung abgeliefert worden war. Nach näherer Nachforschung ergab sich, daß der Kassediener die Flucht ergriffen und den Weg per Eisenbahn nach Strasburg eingeschlagen hatte. Bei der Entdeckung seiner Flucht hatte er schon einen so großen Vorsprung gewonnen, daß ihn schwerlich die nachsetzende Verfolgung erreichen wird. Er ist seit Kurzem Wittwer und läßt sechs Kinder zurück, die von seiner Flucht nichts wußten. Wahrscheinlich wird er seinen Weg durch Frankreich nach dem nächsten Seehafen nehmen und seinen Raub in Amerika in Sicherheit zu bringen suchen, wohin er wohl die Absicht hat, seine Kinder nachkommen zu lassen. Wie man hört, soll dem Hauptkassier der Verlust des Geldes zur Last

gelegt werden. Wenn man es auch rechtlicher Weise nicht kann, so ist er doch jedenfalls dadurch, daß er allerdings den Fehler beging und sich so spät erst um das Außenbleiben seines Kassedieners bekümmerte, in eine fatale Lage gerathen, was man um so mehr bedauern muß, da er ein allgemein geachteter, tüchtiger und gewissenhafter Beamter ist. (Schluß folgt.)

---

**Mainz**, 10. November.

Materielle und geistige Bedrängniß machten es im verflossenen Jahre dem hiesigen Carnevals-Verein gleichsam zur Pflicht, auf die Narrhallafreuden zu verzichten, ohne jedoch den Armen die Gaben zu entziehen, die ihnen die tolle Faschingslust jedes Jahr gebracht hätte. Ob man in diesem Jahre wieder auf den Carneval resigniren und, statt fröhlich zu sein, Eisenbahn- und andere Trübsal blasen wird, wissen wir zwar nicht, aber bis jetzt regt sich das Narren-Comité nicht, auch hört man nicht, wie sonst, von Späßen und belustigenden Dingen sprechen, die etwa zum künftigen Carneval vorbereitet würden. Die Zeit ist freilich sehr ernst, ernster vielleicht als im vorigen Jahre, und möglich ist es, daß man diesem Ernste Rechnung trägt und die Canevalsbelustigungen in der Weise, wie sie seit einer Reihe von Jahren den Mainzern und herbeiströmenden Fremden bereitet wurden, aufgibt. Ob dies recht gehandelt ist, wollen wir nicht entscheiden, so viel aber wissen wir, daß es vielen Faschingsfremden höchst unerwünscht käme, auch in diesem Jahre wieder ihrer Narren-Laune Zügel anlegen zu müssen, Viele derselben haben schon Erkleckliches an Narrhalla-Vorträgen aufgespeichert und seit zwei Jahren so viel Stoff für Localwitze gesammelt, daß es sie untröstlich machen würde, wenn sie diese nicht vor einer großen, für Scherz und Laune empfänglichen Gesellschaft an den Mann bringen könnten. Auch einzelne Schriftsteller, die sich während der Carnevalszeit ausschließlich auf Witz und Humor verlegen und von den Gaben, die ihnen die Natur hiervon zugetheilt, schwarz auf weiß Zeugniß geben, dürften sehr unzufrieden seyn, wenn die Narrhalla geschlossen bliebe und ihnen damit eine Quelle abgeschnitten wurde, aus der ihnen nicht nur Beifall, sondern auch reeller Nutzen zufloß. Außerdem steht zu erwarten, daß der Carnevals-Verein, wenn er auch diesmal seine Thätigkeit einstellen sollte, ganz einschlummern würde und den vielen mainzer Unternehmungen beigezählt werden müßte, die, nach einem glänzenden Anfange, nach und nach ins Stocken geriethen und endlich ganz aufhörten. Vielleicht zieht man das, was wir hier in bester Absicht sagten, in Erwägung, und geht mit erneuten Kräften daran, diese Volksbelustigung wieder ins Leben zu rufen, wobei wir aber den Wunsch nicht unterdrücken können, daß ihre Wiederbelebung zugleich auch eine Wiedergeburt seyn möge. Ein solcher Proceß könnte nicht schaden und würde die Devise des Carnevals-Vereins „Narrheit und Einigkeit" der Wahrheit um Vieles näher bringen.

Unser „Wochenblatt", das sonst nur dem täglichen Verkehr dient, ist seit einiger Zeit die Arena geworden, auf welcher für die Angelegenheiten der Stadt mit allen nur möglichen Waffen gekämpft wird. Schulreform, Eisenbahnfrage, Fruchtpreise und sonstige Dinge von allgemeinem Interesse sind in der letzten Zeit so oft und in so verschiedener Weise abgehandelt worden, daß einzelne dieser Fragen, wie namentlich die über die Schulreform, statt in ein klares Licht gestellt zu werden, in ägyptische Finsterniß gehüllt worden sind, vielleicht nur deshalb, um zu erproben, ob es den Vätern unserer Stadt gelingen werde, in diese Finsterniß Licht zu bringen. Auch über unsere Bühne wird zeitweise im „Wochenblatte" abgehandelt, aber nicht immer von Leuten, die dazu berufen sind. Man erkennt den Vogel leicht an den Federn, und so sieht man es denn auch der Wochenblatts-Dramaturgie sehr bald an, aus welcher Feder sie geflossen ist. In einigen derselben hat man wenig Eifer für die Sache, aber desto mehr Geifer über dieselbe verspürt, so daß die Wirkung, die sie hervorbringen sollten, verloren ging. Wenn ein Abonnent öffentlich für die anderen Abonnenten aufzutreten den Beruf fühlt, wie das vor nicht langer Zeit im „Wochenblatte" geschah, so ist dagegen nichts einzuwenden, nur muß es in einer Weise geschehen, daß man den Ernst für die Sache, nicht aber michelhafte Nebenabsichten herauserkennt. Das war jedoch bei jener Abonnenten-Ereiferung in so hohem Grade der Falle, daß viele Abonnenten die Absicht hatten, den vorlauten Schreier wegen seiner zudringlichen Anwaltschaft zurecht zuweisen. Schon diese Absicht hat die Wirkung gehabt, daß er nunmehr seine Weisheit für sich behält, vielleicht will sich auch das „Wochenblatt" nicht mehr als Nest hergeben, in welches es seine Windeier legen kann. — Ernst Mahner hat hier bereits zwei Vorlesungen über seine Gesetze der Urgesundheits-Lehre gehalten, die sehr sparsam besucht waren. Der „fromm-ritterliche" Ton, den Hr. Mahner bei seinen Vorträgen anwendet, ist sehr derb, stellenweise auch grob, und es scheint, daß er sich solcher Redeweise nur deshalb bedient, um auf seine Zuhörer Eindruck zu machen. Wir glauben auch, daß er diese Absicht erreicht; nur ist der Eindruck ein ihm sehr ungünstiger. Ueberhaupt will man sich mit dem Charlatan-Hokuspokus, in den Hr. Mahner seine an sich zweckmäßige und einfache Lehre hüllt, nicht befreunden, und sieht die Nothwendigkeit nicht ein, daß diese Lehre in marktschreierischer Weise verkündigt werden müsse. Die Urgesundheit soll ja eben die Folge eines einfachen Lebens seyn, warum also nicht die Lehre über diese Urgesundheit einfach und etwas bescheiden vortragen. Wir meinen, ein urgesunder Mensch könnte auch ganz gut bescheiden seyn, ohne seine Urgesundheit einzubüßen. Bescheidenheit verräth einen gesunden Geist, das Gegentheil einen kranken; ein urgesunder Mensch, der groß ist, erscheint also als eine Doppelnatur, als ein Dualismus, der bei den jetzigen Einheitsbestrebungen nur Anstoß erregen kann. Hr. Mahner wird das nicht glauben wollen, aber es ist so.

---

Mittwoch, den 17. November wird Herr Eliason, unter Mitwirkung der meisten hiesigen Notabilitäten der Musik ein großes Concert im Saale des Weidenbusches veranstalten, wozu das Programm bereits ausgegeben ist. Wenn auch vielleicht nicht das musikalisch Ausgezeichnetste, doch wenigstens das um der Seltsamkeit willen Nennenswertheste dieses Programms ist die Ouverture zu Rossini's „Semiramis", die von sechzehn hiesigen Künstlern auf acht Pianoforte's ausgeführt werden soll.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 15. November. (Zum Benefiz für Hrn. Conradi) Neu einstudirt: Der Wasserträger, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Cherubini. — Hierauf: (Neu einstudirt) Der Kapellmeister von Venedig, oder: „Der Schein trügt", musikalisches Quodlibet in 2 Abtheilungen, von Breitenstein.

Dienstag, den 16. November. Eulenspiegel, oder: „Schabernack über Schabernack", Schwank in 4 Abtheilungen, von Nestroy. Musik von A. Müller.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 317. Mittwoch, den 17. November 1847.

## * Die Doppelwittwe.

Es war gegen die Mitte des Monats Juli 1830, wo bekanntlich die Sonne so heiß über Frankreich schien, als ein Mann von etwa 60 Jahren in einem abgenutzten Ueberrocke, welcher auf seine Armuth schließen ließ, in ein schönes Hotel der Rue du Bac trat und hier mit seinem stolzen Blicke, welcher vollständig mit seinem hohen, kräftigen Wuchse harmonirte, diese Räume aufmerksam betrachtete, so daß es weder dem in seiner Loge befindlichen Portier, noch dem Lohnträger entging, welcher, wie ein Lazzaroni, während der Hitze des Tages in einem Winkel der Einfahrt kauerte, und sich grade zum Einschlafen anschicken wollte. Der Mann im Ueberrocke trat hierauf zur Loge des Portiers und rief, indem er das Pflaster des Hofes musterte:

„Dumont, he da! Dumont!"

Auf diesen Ruf öffnete sich das Fenster des Pförtners und ein rothes Vollmondsgesicht schaute heraus.

„Was soll's mit diesem Dumont? Es ist kein Dumont hier im Hause!"

„Wie, so wäre Dumont nicht mehr hier Portier? Ich hoffe doch, daß er nicht todt ist?"

„Ich weiß nicht, mein Herr!"

„Und Madame Mathieu?" fragte der Unbekannte weiter.

„Madame Mathieu? .... Ich kenne hier keine Madame Mathieu! .... Doch wartet einmal," sagte der Portier, indem er seine Loge verließ und den Fragenden bis vor das Thor geleitete, „gehet hier nur rechts, und sobald Ihr die Rue St. Dominique passirt habt, findet Ihr in der dritten Pforte links die Wohnung von Madame Mathieu, der Fruchthändlerin."

„Eine Fruchthändlerin? Ach geht mir doch .... aber wer wohnt denn hier?"

„Die Frau Gräfin von Thurgis."

„Von Thurgis .... So wäre Madame Mathieu wohl auf dem Lande?"

Und ohne eine weitere Antwort des Portiers abzuwarten, stellte sich der Mann in der Straße dem Hause gegenüber und betrachtete dasselbe mit der größten Aufmerksamkeit, worauf er in den Hof zurückging, hier sowohl die Fenster, als auch die Thüren und Etagen zählte und endlich auch in den Stall trat.

„Es kann nicht anders seyn," sagte er endlich, „ich irre mich nicht."

„So wollen der Herr wohl Frau von Thurgis sprechen?" fragte der Portier.

„In der That, warum nicht," dachte der Fremde, indem er auf seine nicht sehr elegante Kleidung einen zweifelhaften Blick warf; allein er bedachte auch, daß seine Armuth ja nur vorübergehend sey und die Erzählung seines Unglücks mehr Achtung, als Mitleid verlange.

„Ja, ich wünsche Frau von Thurgis aufzuwarten."

„Im ersten Stocke, die Thüre rechts."

Es gibt Menschen, welche von der Vorsehung bestimmt sind, das Gewicht des Unglücks der halben Menschheit zu tragen; sie fühlen den allgemeinen Schmerz auf ihren Schultern, das Unglück allein auf sie gewälzt. Wenn man Schlachten schlägt, so fließt ihr Blut, so werden sie verwundet, gefangen; wenn der Feind den vaterländischen Boden betritt, so wird ihr Feld zerstört, ihr Haus, ihre Güter zerstückelt, und ihre Familie zersprengt; wenn endlich Alles glücklich vorüber ist, so sind sie ungekannt, verlassen. Das war etwa das Loos dieses Capitäns Mathieu, welcher sich in diesem Augenblicke der Gräfin von Thurgis vorstellen wollte.

Herr Mathieu war der Sohn eines reichen Kaufmanns in Paris und hatte schon seit frühester Jugend in seinem jungen feurigen Kopfe den Plan gefaßt, in das französische Heer zu treten, welches zur Kaiserzeit eine so wichtige Rolle spielte. Als er daher das Lyceum verließ, begab er sich in ein Cavallerieregiment, trotz des Abrathens und der Bitten seines Vaters, dessen einziges Kind er war. Ein junger, starker und wohlerzogener Mann, wie Mathieu es damals mit achtzehn Jahren war, hatte nicht nöthig, lange gemeiner Soldat zu bleiben; er wurde sehr bald zum Unterlieutenant befördert. Eine ausgezeichnete That verschaffte ihm das Kreuz der Ehrenlegion; eine Schlacht, in welcher die Reihen der Offiziere seines Regiments gelichtet wurden, ließ ihn zum Lieutenant avanciren. So kam er nach Paris zurück, wo sein Vater sich endlich, nachdem er sein Vermögen noch um ein Bedeutendes vermehrt hatte, zur Ruhe setzte.

„Du bleibst nunmehr sechs Monate hier," sagte der alte Kaufmann zu ihm, „dann ziehst Du abermals fort, und der Himmel weiß, wann wir uns wiedersehen. Unser beider Leben hängt nur an einem Faden; bei mir, weil ich alt bin, bei Dir, weil der Krieg ohne Unterschied Alt und Jung hinwegrafft. Allein ich bin reich, und es wäre mir peinlich, zu denken, daß mein Haus, daß meine schöne Besitzung in der Normandie einstens in die Hände von Erbschleichern gelangen sollten, die ich nicht liebe, und die vielleicht schon jetzt auf unsern Tod warten. Vermähle Dich also; ich werde während Deiner Abwesenheit über Deine Gattin wachen und sie ihrerseits wird mich pflegen; Du wirst dann ein Kind bekommen und, wenn Du wirklich vor der Zeit sterben solltest, so haben wir wenigstens einen Erben."

Dieser Gedanke war vernünftig und Lieutenant Mathieu konnte nicht widersprechen; auch hatte er während seiner Anwesenheit in Paris ein Mädchen bemerkt, dessen Schönheit ihn entzückte und diese bezeichnete er seinem Vater.

„Rosalie Dumont?“ sagte der Vater, „sie ist eine Waise, welche zurückgezogen bei einem Onkel lebt und nicht einen Heller besitzt; allein sie ist das Kind braver Eltern, und wir haben ja nicht nöthig, auf Vermögen zu sehen. Auch gewinne ich dabei, wenn die Schwiegermutter fehlt, indem diese doch fast immer die Feindinnen ihrer neuen Familie sind. Ich werde sie selbst um ihre Hand für Dich angehen.“

Die Heirath kam sehr bald zu Stande und für Rosalie Dumont war diese Partie ein unerwartetes Glück; auch blieb sie nicht unempfindlich gegen den starken, heldenmüthigen Infanterielieutenant. Nachdem der Vater seinen Sohn auf diese Weise an ein geliebtes Wesen gebunden sah, bot er Alles auf, um ihn von seinem gefahrvollen Stande abzubringen, indem er ihm wiederholt vorstellte, daß er ja bei seinem Vermögen durchaus nicht nöthig hätte, sich den Gefahren eines neuen Feldzugs auszusetzen. Der Lieutenant jedoch, so glücklich er sich auch in seiner Lage fühlte, wurde durch diese Gefahr nur noch mehr gereizt, und von Ruhm und Ehre getrieben, beharrte er fest auf dem einmal gefaßten Entschluß.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Belle-Cordière *)

In der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, bei dem Verse ausbrütenden Wind, welcher damals über ganz Frankreich wehte, hatte auch Lyon einen guten Theil Ruhm, gerade in derselben Zeit, wo die gewerbfleißigen Einwohner durch ihre Seidenweberei der Stadt eine ganz neue Berühmtheit erwarben. Durch den Einfluß von Marots Versen war auch in Lyon eine literarische Plejade von lebhaften und geistreichen Frauen aufgegangen, unter denen aber Louise Labé allein eigenthümlichen und dauernden Glanz hat bewahren können. Aus jener Zeit rühmen die alten Lyoner Scribenten Cathérine de Vauselles, Louise Sarrasin, Claudine Péronne, Jeanne Creste, Jeanne Gaillarde, Jacqueline de Stuard, Claudine und Sibylle Scéve, von denen einige selbst mit Marot in Verbindung standen. Weit größeren Ruf als alle diese hat nun aber die Belle-Cordière, nach der sogar die Straße genannt worden ist, wo sie wohnte. Louise Charlin, genannt Labé, wurde um 1525 in Lyon geboren. Ihr Vater war ein Seiler oder vielmehr Seilhändler, ein Gewerbszweig, der damals viel bedeutender war als heutzutage, denn er erstreckte sich auf die Lieferung der Taue und Stricke für die Schiffe auf dem Mittelmeer, auf der Rhone und Saone. So wuchs das schöne Töchterchen des Seilers in vollständiger Wohlhabenheit heran, und fand darin die Mittel, ihren lebhaften Geist, ihre seltenen Anlagen für Sprachen und für die Kunst, sowie für alle körperlichen Uebungen und Fertigkeiten auszubilden. Sie unternahm und versuchte alles mit Lebhaftigkeit und Geschick. So sang sie trefflich und spielte dazu die Laute, sie focht mit Kraft und Gewandtheit, zeichnete sich höchlich im Tanz aus, was man damals baller et sonner nannte. In der Stickerei, dieser Kunst »de peindre avec l'esquille« brachte sie es ebenso weit als im Lateinischen, »audessus et outre la capacité de son sexe,« wie der alte Paradin, ihr Zeitgenosse sagt. Außerdem sprach und schrieb sie fertig spanisch und italienisch. Den Waffen und dem Krieg war sie sehr ergeben, führte die Lanze geschickt und kräftig, ritt die muthigsten und wildesten Streitrosse, und einmal kam es ihr sogar in den Sinn, sich Kriegsruhm zu erwerben. König Franz hatte 1542 den Dauphin zur Belagerung von Perpignan geschickt. Ein Theil der Truppen zog durch Lyon. Louise verliebte sich in einen schmucken Reiterofficier und dadurch wurde ihre Lust am Krieg und Kriegswesen so stark, daß sie ihre Frauenkleider ablegte und mit ihren siebzehn Jahren unter die französischen Kriegsfahnen trat und mit ihnen auszog. Bekanntlich aber war diese Belagerung Perpignans nicht glücklich, und der »Capitaine Loys« kam ohne Kriegslorbeeren nach Lyon zurück.

Von nun an ließ das schöne Mädchen Waffen und Krieg; »tristesses de coeur, soucis d'amour« füllten ihr Mädchenherz. Ihrem Galan, der im Heer in Italien diente, blieb sie lange getreu, wiewohl sich große Herren viel Mühe um das schöne, berühmte Mädchen gaben. Gleichzeitige Poeten können sich nicht satt singen von der Anmuth ihres Geistes, ihrer reizenden Gestalt und der Schönheit ihrer Gesichtszüge. Und doch, wer sollte es glauben, gelang es dem Philister Ennemond Perrin, auch einem Seiler, Louisen zur Frau zu gewinnen; man weiß nicht wann; 1555, also in ihrem dreißigsten Jahr, kommt er zuerst als ihr Mann vor. Die Poeten werden nun nicht müde, die Frau Seilerin unter dem Namen der »belle Cordiere« zu rühmen. In ihrem gastlichen, glänzenden Haus, wo es auch im Essen hoch herging, vereinigten sich die Schöngeister und Poeten jener Zeit und ließen es sich wohl sein. Außerdem hatte sie einen „plaisant jardin« an der Ecke der Straße Confort und einem nach dem Platz Belle-Cour führenden Gäßchen, den ihre Verehrer mit den hängenden Gärten der Semiramis verglichen; und doch konnte er der beschränkten Oertlichkeit nach nur sehr klein seyn. Auch eine Bibliothek hatte sie, bestehend aus den besten lateinischen, französischen, spanischen und italienischen Werken. Unter den Lateinern las sie besonders gern Ovid, Tibull und Propertius, welche sie mit Liebe und Lust in ihren Gedichten nachgeahmt hat. Die fleißige Biene sammelte Honig aus allen Blumen, auch aus denen der italienischen und spanischen Literatur, die damals mit Macht in Frankreich eindrangen. Es konnte nicht wohl fehlen, daß der freie Umgang der jungen, schönen und lebhaften Frau mit so viel Schöngeistern und Schriftstellern ihr zweideutigen Ruf, ja sogar den Vorwurf eines ausgelassenen Lebens zuzog. Andere Zeitgenossen aber widersprechen diesem üblen Leumund. Noch heute ist man über diesen Punkt nicht einig. Einige halten Louise Labé für eine arge Kokette, Andere dagegen für eine schöne, lebhafte, liebenswürdige und lebenslustige Frau, der jedoch hinsichtlich der Sitte kein Vorwurf gemacht werden könne. Unter den Panegyrikern steht oben an jener Guillaume Paradin, der seine Geschichte Lyons sechs Jahre nach dem Tode der Dichterin herausgab. Ganz anders spricht dagegen Antoine de Verdier, der eilf Jahre nach Paradin schrieb, also siebzehn Jahre nach Louisens Ableben. Stünde er allein mit dieser harten und leidenschaftlich ausgesprochenen Anklage, so könnte man sie mit Einigen einem débit amoureux aus seiner Jugend zuschreiben, aber auch Claude de Rubys und sogar Calvin theilen seine Ansicht über Louisen. In der neuern Zeit mußte man in Ermangelung näherer und unverdächtiger Angaben zwischen beiden Ansichten schwanken, so daß man noch jetzt in Lyon über die Belle Cordière ganz verschiedene Urtheile fällen hört. Manche haben zu Gunsten Louisens mehrere, allerdings günstige Umstände angeführt, unter andern folgende. Sie stand in genauer Verbindung mit den achtungswürdigsten, ausge-

*) R. d. Morgenblatt.

zeichnetsten und vornehmsten Männern des damaligen Lyon, mit Maurice Scève, du Peyrat, Nicolaus de Langes, mit Gabriel de Saconay, Capitular von St. Jean, einem der vornehmsten und geachtetsten Geistlichen und Würdenträger der Lyoner Kirche. Noch günstiger scheint der Umstand für sie zu sprechen, daß sie mit Clemence de Bourges in genauer Freundschaft stand und diesem in Poesie, Gesang und Musik ausgezeichneten Mädchen ihre Gedichte zueignete. Nach Antoine de Verdier gehörte die Clemence einer der vornehmsten und würdigsten Familien der Stadt an, sie war die „perle des demoiselles Lyonnaises de son temps", wunderschön, voll Sitte und strenger Tugend. Jean de Peyrat, aus einer vornehmen Familie und wegen seiner Tapferkeit bekannt, war ihr Bräutigam, zog aber 1561 mit den königlichen Truppen gegen den wilden Baron des Adrets und fiel vor Beaurepaire. Die junge Braut war darüber untröstlich und unterlag bald ihrem Schmerz. Ihr Tod war ein Trauertag für ganz Lyon, und bei ihrem Begräbniß lag sie gegen die Gewohnheit und zur höchsten Auszeichnung in offenem Sarg, mit weißen Rosen überschüttet. Ist es nun zu denken, daß dieses reine Mädchen in vertrautem Umgang mit einer ausschweifenden Frau gelebt, daß dieß ihre Eltern zugegeben? Wenn man auch die Freiheit und Ungebundenheit der Sitten jener Zeit und das duldsame Urtheil darüber in Anschlag bringt, so ist doch Louisens genauer Umgang mit Clemence ein sehr günstiger Umstand für die Belle Cordière. So viel aber ist gewiß, wenn man sie nach ihren kleinen Gedichten beurtheilt, besonders nach dem dreizehnten und achtzehnten Sonett, so verliert man den Muth, sie unbedingt in Schutz zu nehmen. Eine junge Frau, die schreiben konnte:

> Permets m'amour penser quelque folie:
> Tousiours suis mal, vivant discrettement,
> Et ne me puis donner contentement,
> Si hors de moy ne fay quelque saillie.

gehört schwerlich zu den ganz reinen und keuschen. Umsonst beruft man sich zu ihrer Vertheidigung auf die ausgelassenen Sitten jener Zeit, denn gerade aus der schönen Clemence Beispiel zeigt sich, daß weibliche Reinheit auch damals in Lyon geschätzt und geehrt wurde. Hätte jedoch Louise Labé wirklich schuldloser gelebt, als es nach ihren Versen scheint, so trägt sie selbst die Schuld, wenn sie nach ihrem Tode ungerecht beurtheilt wird. — Sie starb kinderlos schon gegen 1566, also noch in den besten Jahren. In ihrem noch vorhandenen Testament verordnete sie, daß ihr Begräbniß Nachts, ohne Fackeln, nur bei Laternenschein, „sans pompe ni superstitions", vor sich gehen solle, in Begleitung von nur vier Geistlichen. Mit ihrem bedeutenden Vermögen stattete sie mehrere arme Mädchen aus, sie bat, Messen für die Ruhe ihrer Seele lesen zu lassen, auch vergaß sie die Leute in ihrem Dienste nicht. — Wäre auch der Belle Cordière Persönlichkeit mit allem Licht und Schatten nicht so anziehend gewesen, so würden doch ihre Schriften in damaliger Zeit gerühmt worden seyn. Der edle Rost von drei Jahrhunderten, die lebhafte, feste und harmonische Sprache, die besondere Anmuth und Weichheit, so wie eine gewisse antike Haltung geben ihnen noch jetzt Interesse und Werth.

---

## Tabletten.

*** „Punch" versinnlicht die Geldkrisis in einem Bilde: John Bull, in Gestalt eines wohlgenährten Pachters, sucht durch die für seine Corpulenz viel zu schmale Oeffnung eines Zaunes zu dringen und bleibt in der Klemme stecken, während ein wüthender Stier mit schnaubenden Nüstern, der „panische Schrecken", ihm ganz nahe auf dem Rücken ist. Also „John Bull in a fix." Vor dem bedrängten Manne steht Sir Robert Peel und ruft ihm zu: „Nehmt Euch Zeit, mein theurer Herr, nehmt Euch Zeit! Es ist nur eine vorübergehende Klemme." „O ja!" antwortet John Bull; „Ihr habt gut reden, Ihr, die Ihr Euch überall durchwinden könnt." — In einem andern Bilde läßt „Punch", um den Geldmangel darzustellen, allen Handel und Wandel zum primitiven Tausche (barter) zurückgekehrt seyn. Eine Dame fragt in einem Modewaarenladen: „Was kostet die Elle von diesem Stoffe?" Der Commis antwortet; „Anderthalb silberne Löffel." Dame zum Jockey: „Reich' meinen Silberkorb her!"

*** Spanische Albernheiten. Herr v. Rochau erzählt in seinem höchst anziehenden Buche „Reiseleben in Südfrankreich und Spanien" eine Masse von Albernheiten, wodurch die spanische Etikette sich auf Kosten des gesunden Menschenverstandes mit Grandezza lächerlich macht. Wir theilen ein paar Pröbchen daraus mit: Der Herzog von Medina-Celi ist seit vielen hundert Jahren ein Prätendent, der die spanische Krone nach Erbrecht in Anspruch nimmt. So oft ein Thronwechsel stattfindet, legt der Herzog von Medina-Celi eine feierliche Verwahrung seiner Rechte ein und wird dafür regelmäßig in Geldstrafe genommen. Dieser Thronstreit zwischen dem Könige und dem Herzoge von Medina-Celi thut indessen dem guten Vernehmen zwischen Beiden keinen Eintrag, so daß Letzterer es noch als eines seiner heiligsten Ehrenrechte ansieht, der Königin das Brautkleid schenken zu dürfen. — Die Markgrafen von Rivadeo haben, von alter Zeit her, das Recht, am Dreikönigstage an der Tafel des Königs zu speisen und den Anzug zu verlangen, den der König grade trägt. Die jetzt regierende Königin brachte den gegenwärtigen Inhaber dieses markgräflichen Titels, den jungen Herzog von Hijar, auf schlaue Weise um den Genuß dieses Privilegiums. Dem alten Brauch gemäß kommt er am Vorabende des Dreikönigstages, klopft an die Thür der Königin und sagt. „Ich, der Markgraf von Rivadeo, wünsche zu wissen, um welche Stunde morgen die Königin speisen werde?" — „Die Königin speist morgen gar nicht!" lautete die Antwort und der arme Herzog von Hijar mußte betrübt von dannen ziehen. — Die Etikette verlangt, daß die Königin von Spanien im Sommer um zehn und im Winter um neun Uhr zu Bette gehen muß. Die Prinzessin Louise von Orleans, Gemahlin Karls II., glaubte nach ihrer Ankunft in Madrid, daß die Stunde des Schlafengehens sich nach der Müdigkeit richten müsse. Aber es begegnete ihr mehrmals, daß, während sie noch beim Nachtessen saß, ihre Kammerfrauen erschienen, sie, ohne ein Wort zu sagen, entkleideten und mit der größten Geschwindigkeit zu Bette brachten.

*** Ein Herr Eckard bringt die deutsche „Ortografi" (Rechtschreibung) abermals um ein Bedeutendes vorwärts. Als Probe mögen hier einige Verse aus seinem Drama „Tron (!) und Hütte" stehen:

> Was ist ein Nordlicht mit dem schönsten Glanze,
> Wenn es ferhüllet wird fom Wolkentanze?
> Das Herz ist mein, di Lust will nun beginnen,
> Doch du entzihst di Hand — ich will mir sie ferdinen,
> Ir Antlitz ist ein Strom, der heiter blickt
> Wenn im (ihm) di rechte Ban zu flißen glückt,
> Ir Mund das Ruebett der Abendröte,
> Ir Har, das gleicht dem blumigen Gebüsche.

## Korrespondenz-Nachrichten.

**Darmstadt**, den 12. November.

(Schluß.)

In meinem letzten Berichte erwähnte ich der Oper „Norma“, die wegen plötzlicher Erkrankung eines Mitgliedes erst Mittags um 11 Uhr zur Aufführung auf den Abend angesetzt wurde. Bevor man diese Wahl getroffen, hatte man die Absicht, entweder „Robert den Teufel“ oder die „Belagerung von Corinth“ zu geben. In beiden Opern hat unser Heldentenor Breiting die Hauptpartien; sie müssen ihm sehr geläufig seyn, da er sie schon oft genug und die letztere kaum erst vierzehn Tage vorher gesungen hatte. Die Intendanz stellte also das Ansinnen an ihn, in einer dieser Parthien am Abend aufzutreten. Breiting aber, als Mensch und Künstler ein gleich gebildeter und ehrliebender Mann, wollte, wenn auch vielleicht sicher von seiner Seite, zwei so große Musikwerke nicht der Gefahr einer unvorbereiteten Darstellung aussetzen und lehnte das Ansinnen unter dem Vorwande, zu sehr fatiguirt zu seyn, ab, da er erst Tages vorher in einem großen Concerte unseres Contra-assisten August Müller, der nebenbei gesagt, dieser Tage zum Concertmeister mit einer ansehnlichen Gehaltszulage ernannt wurde, in Heidelberg gesungen hatte. Die Intendanz aber ließ sich auf Breiting's Entschuldigung nicht ein, sondern erklärte, da er nicht singen wolle oder könne, müsse angenommen werden, er sey unwohl, und setzte ihn, wie das hier üblich ist, als unpäßlich auf den Zettel. Nun muß man aber wissen, daß damit gewissermaßen ein Hausarrest bedingt ist: denn wer als unpäßlich auf dem Zettel steht, darf nicht ausgehen. Breiting, auf's höchste hierüber indignirt, verfügte sich zu dem Herrn Intendanten, um sich über die ihm aufgebürdete Unpäßlichkeit zu beschweren, und vergaß sich in der Hitze so weit, daß er ihn forderte. Die Stellung eines Intendanten ist ohnehin schon eine verdrießliche, wenn er nun auch noch das Leben gegen jedes aufgebrachte Theatermitglied auf's Spiel setzen sollte, würde sie sogar eine gefährliche werden. Herr v. D. setzte ihm daher nicht den Cavalier, sondern den Intendanten entgegen, negirte die Herausforderung und verurtheilte den erzürnten Heldentenor zu einer Strafe von einer Monatsgage, was bei einer Gage von 2700 fl. keine Kleinigkeit ist. Trotz seiner Appellation muß Breiting die Strafe erleiden und zwar noch obendrein mit dem verschärften Zusatz der Entlassung bei der nächsten ähnlichen Gelegenheit. Daß Breiting keine der beiden angeführten Rollen so unvorbereitet übernehmen wollte, wird ihm kein Künstler verargen, denn man soll mit der Kunst kein übereiltes leichtsinniges Spiel treiben; daß er sich aber in der Hitze etwas allzu sehr vergaß, dafür muß er nun auf eine Weise büßen, die für ihn sehr fühlbar und für die Oper jedenfalls von recht verdrießlichen Folgen ist: Nicht der bezahlte Künstler, der seine Pflicht thun muß, sondern der Kunsteifer, die Liebe zur Sache ist es, was den Künstler begeistert und ihm die schönsten Erfolge sichert. — Wäre unser jugendlicher Tenor Kreuzer nicht gefälliger in der Uebernahme des Sever in „Norma“ gewesen, so hätte an jenem Tage keine Oper, vielleicht gar nichts gegeben werden können. Dennoch wird ihm diese Gefälligkeit von vielen Seiten und zwar mit Recht verargt; denn Erstens hat er den früheren Besitzer dieser Rolle, der die schnelle Uebernahme ebenfalls ablehnte, für immer darum gebracht, und Zweitens hätte er den Fall des Mißlingens zu verantworten gehabt. Gefälligkeit ist lobenswerth, man darf sie aber nicht zu weit treiben, sonst schadet man sich und der Kunst. Es kann wohl eine plötzliche Störung im Repertoire eintreten, dann muß aber auf Reservestücke Bedacht genommen seyn, um jeder Verlegenheit möglichst vorzubeugen; man würde dann nicht nöthig haben, unvorbereitete Stücke plötzlich einzuschieben und Mitgliedern Zumuthungen machen, die sie, wenn ihnen die Kunst und die eigne künstlerische Ehre am Herzen liegt, nimmermehr erfüllen können.

---

**Leipzig**, 11. November.

Die Feier des Schiller'schen Geburtstages vereinigte heute und gestern zur Vorfeier im Theater einen großen Kreis der hiesigen Bewohner, um in gewohnter Weise unter der Leitung des Schillervereins dem mächtigen Genius, dem Freunde des Volkes, das schuldige Andenken öffentlich zu zollen. Gestern Abend erfolgte im Theater nach einem von Adolph Böttcher gedichteten, von dem Schauspieler Wagner gesprochenen kräftigen und poetischen Prolog die Aufführung der „Maria Stuart“. Obschon die Kräfte unseres Theaters für dieses Stück nicht ausreichen und daher die meisten Rollen ungenügend besetzt werden mußten, was namentlich von der Elisabeth, der Maria u. s. w. gilt, so mag doch die Anerkennung dem Schillervereine nicht versagt werden, daß er Schiller's dramatischer Muse diejenige Feier zu veranstalten sucht, die überhaupt hier möglich ist. Heute Morgen zog der Schillerverein nach Gohlis, dem Sommeraufenthalte Schiller's, und unter Anwesenheit einer zahlreichen Menschenmasse wurde die Gedenktafel an Schiller's einstiger Wohnstätte bekränzt; sodann die für die Schule und Gemeinde Gohlis gestiftete Schillerbibliothek um 100 Bände vermehrt und endlich an alle arme Schulkinder Preise vertheilt. Die eigentliche Festfeier hatte eben wieder eine gute Anzahl Leipziger und Fremder — es mochten ohngefähr gegen 600 seyn — in den Sälen des Hotel de Pologne vereinigt. Hier wurden nach einander folgende Sachen aufgeführt: 1) Ouverture und Introduction zur Gedächtnißfeier von Anselm Weber, eine höchst ansprechende, kräftige und würdige Musik, 2) Prolog von Moritz Hartmann, gesprochen von Wagner, eine namentlich gegen das Vorhergehende sehr matt abstechende Dichtung, 3) Kassandra, gesprochen von Fräulein Dub, ein Vortrag, dem wir ein richtigeres Gefühl und namentlich im Anfange weniger Versgeklingel gewünscht hätten; 4) Hektors Abschied, Duett, componirt von Thomascheck, eine sehr gelungene Composition, 5) ein interessanter, gut gearbeiteter Vortrag von Robert Heller „über Schiller's Verhältniß zu den Frauen“ d. h. eine Geschichte seiner Liebe; 6) ein Theil des Liedes von der Glocke, componirt von Haslinger, eine Vokalmusik, von der wir mehr zu hören auch nicht gerade gewünscht hätten; 7) die herrliche, liebliche Ouverture zu Turandot, von Carl Maria von Weber; 8) das verschleierte Bild zu Sais, eine höchst gelungene Deklamation von Marr; 9) der Fischerknabe (aus Tell) und der Pilgrim, zwei Lieder von Thomascheck componirt und von Widemann gesungen; 10) eine Rede von Robert Blum: „über Schillers Verhältniß zu seinem Freunde Körner“ körnig, gehaltreich und interessant, aber mehr den Titel „Schiller als Mensch“ verdienend; 11) Mendelssohn's Festgesang an die Künstler, leider mit sehr verfehlten Tempis ausgeführt. Nach diesen Aufführungen begann das Mahl, die erst spät in der Nacht die Feier unter heitern und gehaltreichen Trinksprüchen schloß.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 16. November. Eulenspiegel, oder: „Schabernack über Schabernack“, Schwank in 4 Abtheilungen, von Nestroy. Musik von A. Müller.

---

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 318. Donnerstag, den 18. November 1847.

### * Die Doppelwittwe.

(Fortsetzung.)

Währenddessen begann der russische Krieg und unserm jungen Haudegen erging es dabei wie dem muthigen Streitroß, das den Ton der Trompete vernimmt. Er wollte fort; auch befahl es der Kriegsminister, und er hatte nun die Wahl zwischen der Pflicht und einer entehrenden Entlassung in den Zeiten der Gefahr; er wählte nicht lange, sondern eilte, von den Abschiedsthränen seiner Gemahlin und seines Vaters benetzt, zu seinem Regimente. Sein Muth wurde belohnt, schon nach der ersten Schlacht war er Capitän; allein alle Wünsche sollten sich doch nicht erfüllen. Sein Vater schrieb ihm, daß sein sehnlichster Wunsch sich nicht zu erfüllen scheine, indem Madame Mathieu noch immer nicht die Aussicht habe, Mutter zu werden.

Die ersten siegreichen Erfolge, so wie die spätere Niederlage des russischen Feldzugs sind zur Genüge bekannt. Capitän Mathieu theilte die mißlichen Tage der großen Armee und kam, nachdem sein Regiment fast ganz vernichtet war, an der Beresina an, wo ihn die Lanze eines Kosaken traf und man ihn als todt an den Ufern dieses Flusses, an welchem so viele brave Soldaten umkamen, liegen ließ.

Die Wagenstöße eines Feldlazareths, das ihn später aufnahm, brachten ihn zur Besinnung, und weckten ihn zu neuen Schmerzen; er wähnte nach Frankreich geführt zu werden, allein man brachte ihn nach Sibirien. Als die Russen einige kleine Kostbarkeiten und namentlich die feine Leinwand bemerkten, welche er unter der Capitänsuniform trug, hatten sie ihn als einen Gefangenen zu sich genommen, von dem sie sich reiches Lösegeld versprachen. Dieser Eigennutz seiner Feinde rettete ihm das Leben, ohne ihm jedoch sonst viel zu nützen; denn nachdem die Gefangenen einmal auf dem Wege nach Sibirien waren, wurden sie mit einander verwechselt, eingeschrieben und in Abtheilungen und Unterabtheilungen gebracht, so daß er den gierigen Augen seiner ersten Herren entging und das allgemeine Loos der übrigen Leidensgefährten theilte; auf diese Art kam er in das Innere Sibiriens und wurde zu den Minenarbeiten verwendet. In den unterirdischen Räumen eingeschlossen, erfuhr er 16 Jahre lang nichts von den Ereignissen in Frankreich, dem Loose seines Kaisers und überhaupt von den Tücken der Welt. Es war zwar ausbedungen worden, daß die Gefangenen der großen Armee in ihr Vaterland zurückkehren sollten; allein Kaiser Alexander hatte nur sehr unvollkommen dieses Versprechen erfüllt und, ohne hier die Bourbons zu verleumden, kann man doch mit Bestimmtheit sagen, daß sie keine solche Neigung für Napoleon's Soldaten hegten, um sich viel um die vergessenen und mehr als 800 Meilen von Paris entfernten Gefangenen zu kümmern.

Nur einem besondern Zufalle verdankte Capitän Mathieu seine Befreiung aus den Minen Sibiriens und die Erlaubniß, nach Frankreich zurückkehren zu dürfen, wo er dann zuerst die Verbindung der Alliirten, die verhängnißvolle Schlacht bei Waterloo, den Regierungsantritt der Bourbons, den Tod Napoleon's und den Wechsel der Fahnen erfuhr. Wie es ja fast mit den meisten Dingen der Fall ist, so ergriff ihn auch dasjenige am meisten, was seinem Auge zunächst entgegentrat, und so war es besonders die letzte Neuigkeit, welche ihn so sehr mit Trauer und Wuth erfüllte, daß er seinen Thränen nicht zu wehren vermochte, bei dem Gedanken, daß die Farben der alten Fahnen abgeschafft, daß jene ruhmvollen Fahnen, welche bei Marengo, an den Pyramiden, bei Austerlitz, bei Jena vorausgeweht, nunmehr verrufen seyen. Seit sechzehn Jahren hatte er nichts von seiner Familie erfahren; er wußte weder, ob sein Vater lebte, noch wie es seiner Gattin ergehe; und somit machte er sich zu Fuß auf den Weg, ohne eine andere Stütze, als das Mitleid der Russen. Unmöglich ist es, die Beschwerlichkeiten dieser Reise zu beschreiben und erst, als er Frankreichs Grenze überschritten hatte, war er sicher, nicht mehr vor Hunger sterben zu müssen. Zu sehr den weißen Fahnen feind, verschmähte er, sich an den Magistrat zu wenden und zog es vor, alte Soldaten, wie er selbst einer war, anzusprechen. Sobald er Paris erreicht hatte, athmete er freier und wendete sich sogleich nach dem Vaterhause. Auf der königlichen Brücke begegnete er einem seiner Kameraden, welcher ihn erkannte und ihm seine Börse anbot, was er aber ausschlug und weiter ging.

„Die gnädige Frau befindet sich in ihrem Zimmer", sagte ein Diener zu ihm, als er eingetreten war; „wenn der Herr einen Augenblick zu warten belieben, will ich ihn melden."

Der Capitän jedoch, welcher mit der Oertlichkeit bekannt war, ging durch den Salon und trat unangemeldet in das Zimmer der Frau von Thurgis.

„Rosalie!" rief er, „Rosalie!"

Frau von Thurgis war seine Gattin. Dieselbe war eine Frau von etwa 45 Jahren und dabei noch immer schön; mit einem festen, freien Wesen, mit einem Worte, werth der Wahl, welche damals der alte Mathieu und der junge kaiserliche Lieutenant getroffen hatten; sie erhob sich mit Würde und öffnete dem Manne, welchen sie zuerst geliebt hatte und dessen Andenken ihr stets heilig geblieben war, ihre Arme.

„Ja, Mathieu!" sagte sie zu ihm, indem sie ihn fester in ihre Arme schloß, und seine weißen Haare zurückstrich,

„ja, Du bist's, Du bist's, den ich liebe, den ich so sehr beweint habe. Gott sey gelobt! Du lebst, Du bist da . . . allein verzeihe mir . . . . ich bin verheirathet."

„Verheirathet?" rief jetzt Mathieu.

In diesem Augenblick ließ sich in dem Salon, welcher an das Zimmer der Frau von Thurgis grenzte, Sporengeklirr vernehmen und gleich darauf trat ein großer Mann von edlem Aeußern, etwa 50 Jahre alt, ein; er trug die Uniform der königlichen Gardecapitäns. Die Arme der Frau von Thurgis hielten noch immer den Capitän Mathieu umschlungen, und in dieser Stellung wandte sie sich zu dem so eben Eingetretenen.

„Mein Gemahl, hier ist mein erster Gatte."

„Ihr Gatte! Frau Gräfin?"

„Ja, Herr Graf; der Gatte der Wittwe Mathieu, welche Sie vor neun Jahren heiratheten."

Die beiden Männer betrachteten sich mit jener peinlichen Unentschlossenheit, welche zaudert, die Miene des andern als Beleidigung oder als Herausforderung anzusehen. Herr von Thurgis ging alsdann an seinen Schreibpult und öffnete denselben; nachdem er unter einer Menge von Papieren herum gesucht hatte, ergriff er eines davon und reichte es dem Capitän Mathieu.

„Lesen Sie, mein Herr!" sagte er.

(Schluß folgt).

---

## *Kronstadt.

St. Petersburg, 6. November.

Kronstadt, heutigen Tages eine so berühmte, wo nicht die berühmteste See- und Handelstadt im russischen Kaiserstaat, liegt im Petersburger-Gouvernement, 42 Werste nördlich von der Residenz am Einfluß der Newa in den finnischen Golf, auf einer nicht großen Insel. Auf ihr beschloß Czaar Peter der Große, bald nachdem er Petersburg am 16/28. Mai 1703 zu gründen begonnen hatte, die Anlegung Kronstadts, dessen ursprünglichen finnischen Namen Retusari (umgestürzter Kessel) er in den heutigen, Kronstadt, verwandelte. Der Czaar mit einem sein Zeitalter weit vorschreitenden Scharfsinn begabt, sah bei Petersburgs Gründung gleich voraus, daß dieser Punkt gegen feindliche Angriffe von der Meerseite sich nur durch eine starke Vorfeste halten könne. Dies bestimmte ihn zur Gründung des als Festung wie als Seestadt gleich ausgezeichneten Kronstadts auf gedachter kleinen Insel. Dieser neuen Anlage fügte er in den Wintern von 1703 und 1704 zur noch größern Sicherung Petersburgs, auf einer andern, ihm ganz nahen kleinen Insel auf Schußweite ab, ein zweites starkes Fort Kronschlot. Beide vereinten Forts bilden jetzt den einzigen Durchgang, den alle nach Petersburg bestimmten Schiffe nehmen müssen und den sie nicht vermeiden können. Zu Kriegszeiten wahrt diese Passage Petersburg gegen jeden feindlichen, ihm von der Meerseite drohenden Angriff, denn die von beiden Forts zugleich spielenden Kanonen verwehren jedem feindlichen Schiff den Durchgang. Die Insel, die Kronstadt einnimmt, möchte sieben Werste in der Länge, zwei in der Breite haben. Lange nach seiner Begründung war dieser Ort höchst unbedeutend und hatte nur einige Bedeutung als Festung und Vorstadt, in ersterer Beziehung sah man ihn als den Schlüssel zu Petersburg an, der ihn, wie wir schon oben sagten, gegen alle feindlichen Angriffe seiner Nachbarn schützen konnte. Erst im Beginne dieses Jahrhunderts fing es als See- und Handelstadt, wie als Festung, seine heutige Celebrität zu erringen an. Zur erstern legte es vornehmlich den Grund unter der Regierung des Kaisers Nikolaus, der es in den zwei letzten Decennien mit den stärksten Außenbefestigungen hat versehen lassen. Auch als Stadt hat es sich in diesem Zeitraum bedeutend vergrößert und verschönert, so daß es sich schon als solche, abgesehen von seiner Handelsgröße, den ersten russischen Provinzialstädten gleichstellen kann; diese haben wenigstens nicht die Menge großer und schöner Krongebäude aufzuweisen als das heutige Kronstadt. Wir rechnen vor allen dahin die den See- und Handelsinteressen dienenden Gebäude: das Zollamt, die Packhäuser, die Magazine zum Depot der aus- und eingehenden Waaren, die Behörden der verschiedenen Marine- und Commerzverwaltungen, die Häuser ihrer höhern Beamten, die Matrosenkasernen, endlich die Häuser mehrerer hier wohnenden vermögenden Privaten. Auch als Seestadt hat es die Regierung im angegebenen Zeitraume mit allen ihm noththuenden Bedürfnissen bedacht. Sein Kriegs- und Kauffahrteihafen ziehen während des Sommers, wo es sich der stärksten auswärtigen Frequenz erfreut, die Bewunderung aller Fremden auf sich. Auf seinen Werften herrscht eine ununterbrochene Thätigkeit, theils werden alle Fahrzeuge ausgebessert, theils neuerbaut. Neue dahin bezügliche Unternehmungen sind noch in der Ausführung begriffen. Auch die Verschönerung des Orts ist in neuerer Zeit fürsorgend bedacht worden: ein Kanal, durch die Stadt gehend, versorgt sie mit stets frischem, reinem Trinkwasser, für Sommerpromenaden besteht mitten in der Stadt ein geräumiger, mit Akazien und Linden bepflanzter Park, vor der Stadt anmuthiges Gehölz zum besondern Lustwandeln. Kronstadt's heutiges Bestehen, allmälig im Verlauf der Zeiten bis auf die Gegenwart ausgeführt, kostet der russischen Regierung enorme Geldsummen, die man bestimmt auf mehrere Millionen Rubel anschlagen kann. Dafür steht es aber auch als See- und Handelsstadt auf einem Höhepunkt, der kaum noch einen höheren Aufschwung erwarten läßt; immer aber ist es als ein herrliches Denkmal des großen Umbildners Rußland's anzusehen. Seine Bevölkerung während des Winters, wo freilich der Aufenthalt höchst langweilig und monoton ist, reicht nicht über 10,000 Individuen, die temporäre Sommerbevölkerung aber ist um 3 bis 4 mal größer.

Man nimmt in Rußland überhaupt acht See- und Handelsstädte ersten Ranges an: Kronstadt, Riga, Reval, Libau, Archangel, Odessa, Ackermann und Mariupol. Eine vom Referenten genau angestellte Uebersicht offizieller mehrjähriger Data ergibt die Mittelzahl der jährlich in ihren ankommenden Schiffe auf 5000, der abgehenden auf etwas weniger, die Zahl beider auf nahe an 10,000, wovon auf Kronstadt allein nahe an ein Drittheil kommen. Ungeachtet die Navigation in den Seehäfen Riga und Odessa, welche beide nach Kronstadt als die ersten Handelsstädte im Reich gelten, um zwei Monate früher als in Kronstadt beginnt, so kommen doch in der Regel über hundert Schiffe jährlich mehr in Kronstadt als in Riga an, 400 mehr als in Odessa, auch in der Zahl der jährlich abgehenden excellirt Kronstadt gegen beide. Den jährlichen Ex- und Import-Umsatz der acht Seehäfen kann man auf 351,183,982 Banco-Rubel stellen, davon kommen auf Kronstadt allein 256,564,332 Rubel, also fast ein Drittheil des Ganzen. Auch in den jährlichen Zolleinkünften besitzt Kronstadt vor allen übrigen die überwiegende Superiorität, indem es allein über 49 Millionen, alle andern zusammen kaum 12,000,000 Rubel einnehmen. Seinen wichtigsten Handelsbetrieb unterhält es mit England. Die jährlich von der Regierung veröffentlichten Tabellen über

Rußlands Seehandel ergeben in dieser Beziehung Englands Superiorität vor den übrigen europäischen Staaten. Während der gegenwärtigen Schifffahrt bis zum 22. October zählte Kronstadt 2931 angekommene, 2744 abgegangene Schiffe. — Welch' außerordentliches Gewühl in diesem Seehafen im Sommer herrscht, ergibt nachstehende Ansicht: Unabgesehen von der großen Handelsthätigkeit, die dann den Ort belebt, concentrirt sich in seiner unmittelbaren Nähe die russische Hauptflotte, zur Ausführung verschiedener Seemanöver, zur Absendung ferner Expeditionen theils in militärischem, theils in wissenschaftlichem Interesse; der finnische Golf ist täglich mit einer Unzahl kleiner Fahrzeuge bedeckt, die ununterbrochen zwischen Kronstadt und Petersburg hin- und hergehen, Dampfböte fahren täglich zwischen beiden Städten mit Passagieren, von welchen ein Theil in's Ausland geht, oder rückkehrt, ein anderer Theil zwischen der Residenz auf seiner romantischen Küstengegend Lustfahrten anstellt. In Kronstadt findet man während des Sommers das buntfarbigste Völkergemisch aus allen Zonen und Theilen der Welt. Wie sehr contrastirt aber dieses Bild mit dem des Winters. Die ödeste Stille umgibt dann Kronstadt, völlig isolirt und auf sich beschränkt, ist es gleichsam abgeschnitten von der ganzen übrigen lebenden Welt, und selten verirrt sich ein Geschäftsmann aus der nahen Residenz dahin.

## Tabletten.

⁂ **Rechte des Primas von Ungarn.** Da dieser hohe Posten jüngst durch den Tod des letzten Primas erledigt wurde, so dürfte es von Interesse seyn, die daran geknüpfte Prärogative kennen zu lernen. Der Primas von Ungarn und der dazu gehörigen Provinzen ist der jeweilige Erzbischof von Gran; meistens erfolgt nach seiner Ernennung der Cardinalshut, und seit 1630 der damit verbundene Titel: „Eminenz". Der Primas hat als solcher die fürstliche Würde; er ist oberster Kanzler durch ganz Ungarn, des h. a. Stuhles Legatus natus, und des Graner Comitates immerwährender wirklicher Obergespan. Er krönt und salbt den König auf dem Reichstage, und in allen wichtigen kirchlichen sowohl, als politischen Angelegenheiten hat seine Stimme bedeutenden Einfluß. Er sitzt im königlichen Statthaltereirathe und bei dem obersten Revisionsgerichte, der Septemviraltafel, und ernennt zwei von den Beisitzern der königlichen Gerichtstafel, welche der König besoldet. Sein ältestes Recht, das er mit den Bischöfen von Agram und Raab gemein hat, besteht in der Verleihung erzbischöflicher Mannslehen und der adeligen Vorrechte für seine Aftervasallen, welche aus Achtung für den Lehnsherrn, vom landesfürstlichen Dreißigst, gleichwie auch die erzbischöflichen Bauern von aller Wegmauth frei sind. W. Sonntgbl.

⁂ Die belgische Thronrede bestand aus 842 Worten und 4660 Buchstaben. Um sie durch den electrischen Telegraphen mitzutheilen, waren nicht weniger als 11,600 Signale erforderlich, und doch geschah diese Mittheilung von Brüssel nach Antwerpen in 47 Minuten.

⁂ **Die Macht der weißen Ameisen.** Das „Journ. du Com. d'Anvers" vom 29. Oct. erzählt nach englischen Blättern einen merkwürdigen Fall von der Zerstörungskraft der weißen Ameisen. Auf den Werften von Bombay liegt gegenwärtig ein neues Linienschiff, der Miani genannt (nach dem Ort, wo General Napier seine entscheidende Schlacht gegen die Amirs von Sind und die Belutschen schlug); dieß ist völlig zerstört, aber nicht durch das Feuer des Feindes, sondern durch ein unsichtbares Heer weißer Ameisen, die innerlich alles Holz zernagten, so daß das Schiff in sich selbst zusammenbrach. Der Erbauer, Herr Turner, hat an die Lords der Admiralität eine klare Darstellung dieser Thatsache eingesendet, die denen, welche die Zerstörungen, welche die weißen Ameisen in den Tropenländern anrichten können, nicht mit eigenen Augen gesehen haben, unglaublich erscheinen muß.

⁂ Ein an einen hochfrommen Patron empfohlener Candidat trat diesem ungelegen in's Zimmer und wurde daher von ihm angedonnert. „Entschuldigen Sie — stammelte der Candidat — ich dachte" — — Da fuhr der Patron auf: „Sie **Denker**! Also zu der verworfenen Rotte gehören Sie! Für Sie habe ich keine Stelle!" (**Buchstäblich wahr.**)

⁂ Ein reicher Engländer verlor in Folge einer Wette durch die Einnahme von Freiburg 1000 Pfd. St.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

— **Molly's Tochter** †. Am 1. November starb, 61 Jahre alt, in Celle die Tochter des ausgezeichnetsten und gefeiertsten Dichters, welchen, neben Hölty, zu Ende des vorigen Jahrhunderts das hannoversche Land aufzuweisen hatte, nämlich die verwittwete Amtsassessorin **Mühlenfeld**, geb. **Bürger**. Eine Tochter der vielbesungenen Molly, war sie von ihrem Vater, **Gottfried August Bürger**, schon in dem zartesten Lebensalter, nach dem Tode ihrer Mutter, einer nahen verwandten oder befreundeten, achtungswerthen Familie übergeben, in welcher sie, ganz als zu derselben gehörig, der liebevollsten Pflege und Erziehung genoß und sowohl in intellectueller, als besonders in moralischer Hinsicht sich trefflich entwickelte. Später mit einem hannoverschen Beamten verheirathet, aber früh verwittwet, lebte sie, oft unter großer Bedrängniß, ganz der Pflege und Erziehung ihrer vier Kinder, von welchen die einzige Tochter ihr bereits vorangegangen ist. Es mag wenige Mütter geben, welche das ihren Kindern sind, was sie den übrigen war. In ihrem Alter hatte sie das Glück, ihre drei Söhne alle zu Ansehen und Wohlstand emporgekommen und bei ihnen durch die kindlichste Liebe, Aufmerksamkeit und Sorgfalt sich belohnt zu sehen.

— **Berlin**, 10. Nov. Wie man aus dem Munde der Anverwandten des hingeschiedenen Mendelssohn-Bartholdy erfährt, finden sich unter dem Nachlasse desselben leider nur wenige Bruchstücke des von ihm beabsichtigten großen Oratoriums „Christus" vor, obwohl sein Geist fortwährend mit diesem Oratorium, in welchem er seine ganze musikalische Schaffungskraft entwickeln wollte, beschäftigt war.

* **Creuznach**, 15. Nov. So eben ist aus Düsseldorf die Nachricht von dem Tode des hiesigen Gymnasialprofessor's **Abraham** Voß eingelaufen. Es war der letzte Sohn des berühmten Johann Heinrich Voß. In Gemeinschaft mit Vater und Bruder hat er sich an der Verdeutschung fast aller Classiker betheiligt, und später die „Briefe" herausgegeben.

— Halm's „Griseldis" kommt nächstens in französischer Bearbeitung auf einer der Pariser Bühnen zur Aufführung.

Mittwoch, den 17. Nov. Abends 7 Uhr findet der 2te Vortrag über **Mnemonik** von P. Pick im Weidenbusch statt.

# Korrespondenz-Nachrichten.

**Leipzig, 12. November.**

Gestern feierte Leipzig das Gedächtniß von zwei der edelsten Priester der Kunst, welche, abgesehen von ihrer Bedeutung für die ganze gebildete Welt, unsere Stadt schon deshalb zu besonderer Pietät verpflichten, weil beide, der Eine Monden, der Andere Jahre lang, bei und in Leipzig lebten und hier unverwelkliche Blüthen ihres Genius hervortrieben und zeigten. Aber so verschieden die Veranlassung zu dieser doppelten Festfeier, so verschieden war die Gemüthsstimmung, welche die Theilnehmer derselben erfüllte. In den Räumen des neuerbauten Hotel de Pologne feierte nach Jahren langer, liebgewordener Sitte der Schillerverein in dankbar froher Erinnerung den Freudentag, welcher einst dem deutschen Volke seinen Lieblingsdichter geboren hatte. Im Gewandhaussaale dagegen galt die Feier der schmerzbegleiteten Erinnerung an den großen Meister der Töne, welchen der Tod vor wenigen Tagen in der Blüthe der Jahre aus unserer Mitte hinweggeführt hatte.

Wir haben in unserem letzten Berichte darauf hingewiesen, was unsere Gewandhaus-Concerte der Direction Mendelsohns verdanken — er war der Reformator und Jahre lang der Lebensspender derselben. Wie hätten wir daher die durch das plötzliche Hinscheiden des Meisters unterbrochenen Concerte beginnen können, ohne durch eine Feier des großen Todten dem Pietätsgefühle des eigenen Herzens einen Ausdruck zu geben? Diese Feier verband sich denn gestern mit unserem 5. Abonnement-Concerte und wir fühlen uns gedrungen, der Concert-Direktion sowie dem Musikdirektor Hrn. N. Gade für das würdige und sinnige Arrangement derselben öffentlich unsern wärmsten Dank auszusprechen. Der erste Theil des Concertes brachte uns nur Compositionen Mendelsohns — zuerst die treffliche Composition des Luther'schen Gebets „Verleih' uns Frieden gnädiglich", von dem vollstimmigen Chore der Singakademie, des Petschkeschen und des Pauliner-Gesangsvereins ausgeführt. Es folgte die duftige, vom Zauberlichte der Märchenwelt umflossene Ouverture zur Melusine — eine Glanzleistung unsers Orchesters. Vorzügliches Interesse, gemischt mit dem Gefühle der gerechtesten Wehmuth, erregten die beiden noch ungedruckten Compositionen: Nachtlied von Eichendorff und eine Motette a capella für Soli und Chor. Das Nachtlied *) ist Mendelsohns letzte Composition, und wundersam, als hätte der Meister geahnt, daß ihm bald „der lichte Morgen scheinen" würde, ließ ihn sein Genius gerade die rührende Dichterklage über das Nichtige des Erdenglücks zu seinem Schwanengesange wählen! Und die liederreiche Harfe, welche uns so oft in jubelvollen Klängen die Wonnen dieses Lebens gefeiert hatte; sie verkündete diesmal in geisterhaften Accorden die Sehnsucht ihres Meisters nach dem Heimathslande des ewigen Friedens, welches ihn nur zu bald aufnehmen sollte! Ebenso vollendet, eben so tief empfunden und ergreifend, wie das Lied selbst, war der Vortrag desselben von Frau Prof. Livia Frege geb. Gerhard, einer Sängerin, welche seit Jahren ihre künstlerische Laufbahn beschlossen, aus besonderer Hochachtung für den ihr befreundet gewesenen Meister bei seiner Gedächtnißfeier mitwirkte. — Die Motette „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren," ebenfalls erst im Sommer dieses Jahres entstanden, ist im älteren Kirchenstyle gehalten und der reinste Ausdruck eines frommen, gottergebenen Gemüthes. Beide Compositionen befinden sich bereits unter der Presse und wir freuen uns, der musikalischen Welt diese letzten Werke ihres Lieblings zugleich als Meisterwerke in allen Beziehungen des Wortes anempfehlen zu können. Freilich legen sie auch von neuem Zeugniß ab, wie viel Großes und Schönes von dem schlafenden Genius Mendelsohns noch zu erwarten stand! — Die großartige Ouverture zu dem Oratorium „Paulus" beschloß den ersten Theil des Concerts — den zweiten füllte Beethovens meisterhafte ausgeführte Sinfonia eroica.

Der innern Trauer entsprach die äußere Haltung der überaus zahlreichen Versammlung. Die meisten Anwesenden, die Mitwirkenden sämmtlich, waren schwarz gekleidet. Kein lärmender Applaus störte die feierliche Stille. Aber ein Wort konnte man in diesem vielsagenden Schweigen deutlich lesen, — das Wort des Dichters: „Verloren hat ihn jedes Herz!"

*)
Vergangen ist der lichte Tag;
Von ferne kommt der Glocken Schlag;
So reist die Zeit die ganze Nacht,
Nimmt manchen mit, der's nicht gedacht.

Wo ist nun hin die bunte Lust,
Des Freundes Trost und treue Brust,
Der Liebsten süßer Augenschein?
Will keiner mit mir munter seyn?

Frisch auf denn, liebe Nachtigall,
Du Wasserfall mit hellem Schall,
Gott loben wollen wir vereint,
Bis daß der lichte Morgen scheint.

---

**Mainz, 15. November.**

Letzten Freitag begannen die öffentlichen Wintersitzungen unsers Kunstvereines. Da dieselben mit einiger Feier eröffnet werden sollten, so beschloß man ein kleines Fest zu Ehren Schiller's damit zu verbinden. Nach einem vorausgegangenen, von Herrn Obergerichtspräsidenten Pitschaft, dem Präsidenten des Vereins, gehaltenen kurzen Vortrage, worin er über die bisherigen Leistungen und den Flor sprach, zu welchem das Institut sich erhoben, und der neulich demselben zu Theil gewordenen Auszeichnung erwähnte, indem Se. königl. Hoheit der Erbgroßherzog sich als Protektor der Anstalt zu erklären geruhte, begann das Fest mit mehreren Gesangstücken, Musik von Zumsteeg und Romberg, Text aus Schiller's Werken und vorgetragen von den vorzüglichsten Mitgliedern des bis jetzt bedeutend herangewachsenen und gedeihenden Gesangvereins des Herrn Kapellmeisters Schmitz. Auf diese folgte eine ausführliche, manches noch nicht so allgemein Bekannte enthaltende und manches Falsche berichtigende Rede des Herrn Präsidenten Pitschaft über Schiller's Leben; zum Beschluß wurden noch einige Gesangstücke mit Schiller'schem Texte aufgeführt, deren eines, ein Terzett von Methfessel (Schiller's Lied) besondern Anklang fand. Sechs, einem Mitgliede der Gesellschaft gehörige, eigenhändige Briefe von Schiller wurden bei dieser Gelegenheit vorgelegt. Der Redner versprach späterhin einen kritischen Vortrag über Schiller's Werke zu halten.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 17. November. Dienstpflicht, Schauspiel in 5 Abtheilungen, von Iffland.

Donnerstag, den 18. November. Fidelio, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Beethoven. Fidelio: Frau Schmidtgen, vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 319.** Freitag, den 19. November **1847.**


## * Die Doppelwittwe.

(Schluß.)

„Das ist mein Sterbeschein," erwiederte Mathieu, nachdem er die Schrift schnell überflogen hatte; „ja, ich sehe es hier, ich bin an der Beresina gefallen; man hat mich in ein Leichentuch gehüllt."

„Mein Freund," sagte nun Frau von Thurgis zu Capitän Mathieu, „Sie halten meine Rechtfertigung in Händen, ich habe Sie acht Jahre lang beweint. Nach dieser Wittwenzeit heirathete ich den Herrn Grafen, welcher meine Hand für eben so frei hielt, wie ich mich selbst. Man hat mir schon von einer Frau erzählt, die in dem gleichen Falle mit mir nicht lange zauderte und geradezu ihren ersten Gatten verleugnete. Sie haben gesehen, daß ich nicht so gehandelt habe. Jetzt, mein Freund, sagen Sie mir, wer wird entscheiden können über mein Schicksal, über das Ihre und das des Herrn von Thurgis? Der Staat und die Kirche geben Euch beiden dasselbe Recht über mich; es ist zwar richtig, daß die Rechte des Herrn von Thurgis die Folge eines Irrthums sind; allein kann er für diesen Irrthum?"

„Mein Herr", rief dieser, „ich habe Kinder! . . . Sie sind reich," setzte er hinzu, „dieses Hotel gehört Ihnen, Sie besitzen ferner ein Landgut in der Normandie —"

„Und eine Gattin," setzte Capitän Mathieu mit einem Blick auf Rosalien hinzu.

„Wir sind in einer sehr schwierigen Lage", begann endlich Frau von Thurgis; „wenn ich meinen zweiten Gatten verlasse, um zu dem ersten zurückzukehren, was wird aus Herrn v. Thurgis? Was aus meinen Kindern? Welchem bittern Spotte ist dann nicht meine Ehre preisgegeben? Dasselbe ist auch der Fall, wenn ich bei Herrn von Thurgis verbleibe. Paris ist in diesem Augenblick in zwei Parteien getheilt, die Freunde und die Feinde der Bourbons. Herr von Thurgis gehört zu den ersten und Sie, Capitän Mathieu, natürlich zu den letzteren. Gott möge verhüten, daß unsere Angelegenheit vor ein Tribunal käme! Unsere verhängnißvolle Lage könnte nur der Stoff zu gegenseitigen Anfeindungen werden, wodurch vielleicht zwei ehrenhafte Männer, fast zwei Greise, welche sich nicht hassen, die Waffen gegen einander ziehen würden, um sich um eine Frau zu streiten, die beiden angehört. Glaubet mir, es ist besser, unser Geheimniß zu bewahren, um unsern Ruf dabei nicht auf's Spiel zu setzen. Sie, Capitän Mathieu, nehmen von Ihren Gütern Besitz, und da es nicht ohne Aufsehen geschehen kann, so werde ich Ihr Hotel und Ihre Besitzung verkaufen. Sie, Herr Graf, werden Ihre Kinder erhalten. Was mich betrifft, die ich doch nicht mehr wohl in der Gesellschaft erscheinen könnte, will ich mich einige Zeit in der Normandie aufhalten und dann in ein Kloster gehen. Das ist der einzige Ort, wo ich leben kann."

Frau von Thurgis öffnete nun ein Fenster, welches auf den Hof hinaus ging und rief nach ihrem Wagen.

„Ich werde nun," sagte sie, „auf der ersten Station Postpferde nehmen. Herr von Thurgis, senden Sie mir morgen meine Kinder noch einmal."

Eine Todesstille herrschte hierauf zwischen den drei Personen, die sich durch eine Verkettung von Geschicken in so seltsamer Lage befanden. Alle drei waren über die Jahre der Leidenschaften hinaus, alle drei fühlten ihren eignen Schmerz und verstanden zugleich recht wohl die schmerzlichen Gefühle des andern. Der Vorschlag der Frau von Thurgis war der einzige Weg, den sie wählen konnten. Die beiden Männer sahen dieß ein, und erwiederten daher nicht ein Wort, um sie davon abzubringen. Endlich trat ein Diener ein und meldete, daß der Wagen der gnädigen Frau angespannt sey.

Frau von Thurgis stand auf und verließ mit niedergeschlagenem Blicke, ohne einen von beiden anzusehen, das Zimmer, worauf die Herren aufstanden, sich ehrfurchtsvoll gegen einander verneigten und zu verschiedenen Thüren hinausgingen. —

Bald begann das Ungewitter hereinzubrechen, und in Kurzem hatte Frankreich einen neuen König und mit ihm kamen alle jene jungen Hoffnungsstrahlen hervor, welche einem Freiheitskampfe gewöhnlich vorangehen. Als am 7. August der Canon der Invaliden den Anfang eines sogenannten republikanischen Königreichs — als ob diese beiden Begriffe neben einander bestehen könnten — besang, weinte Frau von Thurgis, angethan in Trauerkleidern und umgeben von ihren Kindern, in der Einsamkeit ihres Hotels. Plötzlich drang eine ihrer Freundinnen, trotz dem, daß die Dienerschaft sie zurückhalten wollte, zur Thüre herein.

„Frau Gräfin," rief sie, Herr von Thurgis ist bei Vertheidigung seines Königs gefallen."

„Er ist für seine Fahne gefallen," erwiederte Rosalie, indem sie ihr weinendes Antlitz in ihre beiden Hände barg, ohne Zweifel an den ersten Mann denkend.

„Sie haben Ihren Gatten verloren," sagte die Dame.

„Alle beide," erwiederte Frau von Thurgis mit zitternder Stimme.

Herr von Thurgis commandirte eine Compagnie Nationalgarde, welche am 27. Juli um 11 Uhr Morgens die Tuilerien verließ, mit dem Befehle, die Boulevards von la Madelaine bis zur Bastille zu säubern. Am Thor St. Denis wurde er getödtet.

Sobald Capitän Mathieu sein Panier wieder flattern sah, erwachten Streitlust und Heldenmuth von Neuem in seiner Seele, er kaufte sich eine Flinte, Pulver und Blei

und sandte bald seine Kugeln gegen die Anhänger des Königthums. Im Louvre lagen Schweizer, und bald traf ihn die Kugel eines der Fremden mitten in's Herz. Gegenüber der Kirche St. Germain l'Auxerrois fiel er mit noch manchem andern Helden ohne Namen, deren Leichen so lange da liegen blieben, bis man die Opfer der neuen Freiheit auf dem Platze der Bastille begrub.

Die zweimal verwittwete Frau von Thurgis feiert noch immer den Todestag beider, und den 27. Juli flicht sie zwei Kränze, den einen für die Julisäule, den andern für ein einfaches Grabmal auf dem Westende der Stadt.

---

## *Literaturbericht.

Geschichten des Ostens von Joseph Marlin. Attila. 3 Bände. Pesth, Heckenast 1847.

Der Dichter dieses historischen Romans hat für seinen Debut eine sehr ernste Aufgabe gewählt. Ihre Lösung erheischte viele geschichtliche Detailstudien und ein bedeutendes Maß der Einbildungskraft, um in den wechselnden und dabei uns heutigen Menschen ferne stehenden Scenerien die rechten Farben für Gespräche und Vorgänge zu finden. Wirklich besitzt der Dichter diese Erfordernisse und zugleich einen gesunden Blick in die organischen Gründe und Verkettungen der Ereignisse. Das ganze Werk möchten wir eine historische Tragödie in Romanform nennen. Gewiß konnte kein tragischerer Stoff gefunden werden, als die Geschichte jener furchtbar großartigen Zeit der Völkerwanderungen, in welcher nicht bloße Heere, sondern ganze Völker in Vernichtungkämpfen auf einander stießen und ganz Europa von dem Sturze des römischen Riesenkörpers erdröhnte. Referent las die ersten Kapitel oder Auftritte nicht mit vollem Behagen, weil die etwas preciöse Ausdrucksweise und mitunter auch die Abenteuerlichkeit der Begegnungen und Vorfälle aus einer freilich nur allzu wildromantischen Zeit einen Ritterroman oder etwas Aehnliches befürchten ließen. Der weitere Verfolg der Erzählung fesselte aber immer mehr die Aufmerksamkeit des Lesenden, theils durch das geschichtliche Gewicht der dargestellten Völkerschicksale, theils durch das lebendig und dramatisch geschilderte Einzelleben der Mitwirkenden und Mitleidenden, wobei das Kleine oft dem Großen zur schicklichen Folie dient. Auch die landschaftlichen und scenischen Schilderungen sind größtentheils sehr gut gefärbt und erhöhen den Eindruck der Handlung. Auf den Steppen zwischen Theiß und Donau, halb in Nebel gehüllt, breitet sich Attilas unermeßliches Heerlager aus, dessen Zelte und Hütten die rohe Einfachheit der Kriegervölker in bizarrer Verbindung mit zusammengeraubten Kulturerzeugnissen und Flittern zeigen. Unmittelbar an die lärmerfüllten Lagerstraßen grenzt die öde Wüste — ein Einsiedler bewacht in geheimer Katakombe die Mumie der Geliebten — in verhängnißvollem Flüstern stehen Verschworene zusammen — donnernd hallt massenhafter Hufschlag durch die Nacht und eine Heerde scheuer Rosse stürmt daher, von einem Heere aus den Karpathen herabgekommener Wölfe verfolgt. In der That verwildert die Natur mit dem Menschen, der sie in besseren Tagen bildete und verschönert umschuf. Wir erinnern uns einer geschichtlichen Thatsache aus Zeit und Ort jener Scenen. Die Donauländer, zumal das alte Pannonien, waren ganze Zeiträume hindurch der Schauplatz eines so gräßlichen Wechselmordes der Völker, daß die Geier aus den Nachbarländern schaarenweise in die lockenden Leichenfelder einwanderten und endlich zahlreicher wurden, als die überlebenden Menschen. Erschütternd malt unser Dichter die Schicksale Aquilejas, der damals so reichen und prächtigen Stadt, deren schreckliche Zerstörung durch Attila zugleich den Grund zur künftigen Herrlichkeit Venedig's und Triest's legte. Auch die entsetzliche Gesunkenheit des Römervolkes und besonders des Kaiserhofes in Ravenna führt uns der Dichter vor, durch welche die Gräuel, unter welchen Rom und ganz Italien so lange bluteten, als halbverdiente erscheinen. Interessant sind die Hindeutungen Marlin's auf die sehr verschiedenartigen Wirkungen des Christenthums im Römerreiche. Sein erster Akt scheint politische Entnervung gewesen zu seyn; und schon damals entzog ein unheilvoller Mißverstand seiner Grundlehren dem wirklichen Leben die edelsten Menschenkräfte, indem er sie auf ein phantastisches Utopien hinwies. Tief tragisch ist auch der Gegensatz zwischen der Vollkraft des echt deutschen Gothenvolkes in jener Zeit und zwischen seinem nachmaligen völligen Verschwinden aus der Geschichte. Des Gothenfürsten Wolamir's Ruf an seine zwieträchtigen Stammverwandten: „Ja wärst du ein einzig Volk, dein Name würde immerdar bestehen!" gilt leider den Deutschen vieler Zeiträume. Mit den eigentlich romantischen Ingredienzien des Buches können wir uns weniger befreunden. Die Liebe und eine gewisse Sentimentalität zehren öfters an der Kraft der Charaktere mehr, als die ursprüngliche Anlage ihrer Zeichnung erwarten ließ und wahrscheinlich auch bezweckte. Auf die zahlreichen Einzelheiten hier einzugehen, gestattet uns der Raum nicht; wir begnügen uns mit der Bemerkung, daß auch Ildiko, Attila's Mörderin und eine der Hauptpersonen, durch schwächere Motive zu der entscheidenden That getrieben wird, als ihre vielversprechende erste Zeichnung vermuthen ließ. Dennoch trägt im Allgemeinen die Einmischung der Romantik in die Geschichte dazu bei, den Leser anzuziehen und an die wohlgeordnete Reihe der Schilderungen zu fesseln.

Dr. Lorenz Diefenbach.

---

## Tabletten

*** Die Donau-Dampfschifffahrts-Gesellschaft erweitert sich fortwährend; so befuhren die Donau im Jahre 1844 um zwei Schiffe mehr als im Jahr 1843; im Jahre 1845 traten zu den 21 Dampfboten der Gesellschaft mit 1736 Pferdekraft noch 11 Schiffe mit 1380 Pferdekraft, so daß diese mit der doppelten Pferdekraft gegen das vorige Jahr schließt.

*** In der „Süddeutschen politischen Zeitung" warnt ein dem Anschein nach von einem Thierarzt ausgehender Artikel vor dem Genuß von Pferdefleisch. „Was den Vorschlag des Münchner Vereins gegen Thierquälerei über den Genuß des Pferdefleisches betrifft" — sagt der Verfasser des Artikels — „so erlauben wir uns aus eigener Erfahrung Folgendes mitzutheilen. Das Fleisch von jungen Pferden, wie von Fohlen, welche auf der Weide verunglückt sind, oder von 5—7jährigen wohlgenährten Pferden, welche wegen eines Fehlers, wie Blindheit, oder wegen Laune ihrer Besitzer getödtet wurden, ist von ausgezeichnet gutem Geschmack, und steht dem besten Wildpret in keiner Hinsicht nach. Das Fleisch von alten Gebrauchspferden aber ist so zähe, sehnig, strohig, kurz unschmackhaft, daß wir es weder als ein wohlschmeckendes, noch als ein gesundes Nahrungsmittel empfehlen können. Denken wir aber dabei an die schwer zu verantwortende Nachlässigkeit, mit welcher nicht grade kranke, aber doch an diesem oder jenem Theile kränkliche, oder mit innern Desorganisationen behaftete Thiere zur Schlachtbank kommen, haben wir vor

Augen, daß die Fleischbeschau meist aus Laien in der Thierarzneikunde besteht, und denken wir daran, wie unter solchen Umständen kranke Pferde das Material zu unsern Würsten liefern könnten, so müssen wir im Interesse der Sanitätspolizei gegen einen solchen Vorschlag protestiren. Jedenfalls aber ist das Fleisch junger Pferde im Allgemeinen viel zu theuer und das der alten viel zu schlecht, als daß das Schlachten der Pferde je praktisch werden könnte."

*** **Zur deutschen Zechgeschichte.** Daß unsere Vorfahren im Trinken keine Stümper waren, geht schon aus dem Umstand hervor, daß mehre deutsche Gelehrte das Trinken zum Gegenstand ihrer historischen Studien gemacht haben. U. A. schrieb C. K. C. Hülzeden ein Buch: „Vom Durst der alten Deutschen. W. Petersen schrieb eine „Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunke," und Thaddäus eine lateinische Abhandlung: „De Germanorum veterum aviditate bibendi." Vincentius Obsopäus verfaßte in lateinischen Versen ein großes Gedicht, unter dem Titel: „Victoria Bacchi, seu de arte bibendi;" das Buch erschien 1536 in Nürnberg und wurde schon im folgenden Jahre von G. Wickgramm in's Deutsche übersetzt. — Daß auch das Ausland die Virtuosität der Deutschen im Trinken längst anerkannt hat, beweist das französische „trinquer" (unser Deutsches: Ueber den Durst trinken). Der Schotte Barclai erzählt seinen Landsleuten, daß in Deutschland das Trinken zum guten Ton gehöre und auch Benvenuto Cellini läßt den Deutschen das ihnen in dieser Hinsicht gebührende Lob widerfahren. Er erzählt nämlich, daß er auf seiner Reise nach Frankreich sich gefürchtet habe, über einen stürmischen See zu fahren, als sich aber vier deutsche Junker in's Boot gesetzt hätten, habe er alle Angst verloren. Denn, fügt er erklärend hinzu, wäre der See **voll Wein** gewesen, so hätten die Deutschen wohl nichts darum gegeben, darin unterzugehen; da es aber **nur Wasser** war, hatte es mit dem Ertrinken noch keine Gefahr.

*** In **Pesth** hält eine exaltirte Dame an öffentlichen Orten Reden im Sinne der Opposition und zwar im fließenden ungarischen Latein. Da sie noch jung und schön ist, so fehlt es ihr nicht an Anhang, besonders da sie sich vorzugsweise an die jugendlichen Juraten wendet.

*** Der berühmte **Reinhold Forster**, der mit Cook die Reise um die Welt gemacht hatte, wurde während eines Aufenthaltes in Berlin dem Könige vorgestellt und er nahm ohne viele Umstände Platz auf einem Sopha. Der Monarch fragte ihn, ob er schon viele Könige gesehen habe, und Jener antwortete: O ja, vier wilde und drei civilisirte.

---

## * Palm.

Habt ihr gehört das Rasseln ehr'ner Ketten?
Saht ihr der Sklavenwächter feile Schaar,
Auf Schlachtgefilden eure Söhne betten,
Cypressenkränze in der Jungfrau'n Haar?
Europa rang und Deutschland brach die Ketten,
Mit kräft'gen Schwingen schlug der deutsche Aar!
Doch die, der Freiheit Märtyrer, gefallen,
O, laßt uns hin zu ihren Gräbern wallen!

Beim Namen Palm, da knirschen noch die Zähne,
Da klirren Ketten, die einst Deutschland trug,
Es rinnet heiß des Weibes blut'ge Thräne,
Und Wunden klaffen, die der Franke schlug.
Palm sah der Knechtschaft weiten Rachen gähnen,
Zur Freiheit rief des kühnen Helden Buch;
Da zuckten Blitze um des Korsen Krone,
Das Henkerschwert, es schwirrt vom fernen Throne!

Zu Nürnberg, mitten in den deutschen Landen,
Da brach man in des freien Bürgers Haus,
Und fränk'sche Häscher schlugen ihn in Banden,
Durch Deutschland zuckt ein wilder Todesgraus!
Die Kinder jammernd um die Mutter standen,
Sie schau'n umsonst nach ihrem Vater aus;
Ihn schleppt man fort nach Braunau's Kerkermauern
Wo Molch und Kröte auf Gesellschaft lauern.

Den deutschen Bürger richten fränk'sche Krieger;
Nicht Richter, Henker saßen zu Gericht!
Der Beute sicher lau'rt von fern der Tieger,
Die Zunge lechzt, Erbarmen kennt er nicht!
Beugt euren Sklavennacken vor dem Sieger
Und küßt die Hand, die für euch Ruthen flicht!
Doch aus dem Blute, unterm Joch vergossen,
Einst hoch und herrlich wird die Freiheit sprossen!

Zwei mal läßt ihn das Kriegsgericht verhören,
Wozu solch' Spiel, das neue Hoffnung schafft?
Wollt ihr die Welt durch Gaukelwerk bethören?
Man führet Palm aus seines Kerkers Haft,
Den Urtheilsspruch der Henker anzuhören;
O, sey ein Held in deutscher Manneskraft!
Nur vier und zwanzig Stunden sind gegeben,
Die Rechnung abzuschließen für das Leben.

Zwei fromme Priester mit dem heil'gen Buche
Erschließen ihm des Glaubens Himmelslicht:
„Gedenk' des Weltenheilands, nimmer fluche
Den Mördern, seg'nen ist des Christen Pflicht!"
„Der Gattin bringt mit diesem Thränentuche
Den letzten Gruß, ob auch mein Auge bricht,
Es flieht zu ihr mein Geist aus dunkler Zelle;
Das Vaterland vertrat des Vaters Stelle!"

Nach dreien Stunden schon, da springt die Pforte,
Der Kerker thut sich auf zum letzten Gang;
Umgeben von der blutigen Cohorte
Wird Palm geknebelt mit des Henkers Strang.
Des Karrens Rasseln bricht der Priester Worte,
Durchrauscht von Trommelwirbel, Hörnerklang;
Und auf dem Volke ruht Gewitterschwüle,
Es kocht das Blut, daß sich's im Blute kühle!

Vor Braunau's Thore flimmern Bajonette,
Dort ist der deutschen Freiheit Hochgericht;
Ist Niemand, der den deutschen Bruder rette?
Hoch schlägt die Brust, doch Rettung gibt es nicht!
„Einst brechen Deutschland's blut'ge Sklavenkette,
Bald flammt im Ost der Freiheit Morgenlicht!"
Die Salve kracht und rollt durch Todtengrüfte!
Palm ist ermordet! Weint's durch deutsche Lüfte!

**Ulrich Eiche.**

---

## Literatur- und Kunstnotizen.
(Frankfurt.)

— Wien, 7. Nov. Seit einer Woche befindet sich der ehrwürdige Erzbischof Ladislaus Pyrker in unserer Mitte, leider schwer erkrankt, so daß er nach wenigen Tagen nach den heiligen Sterbesacramenten verlangte, welche ihm auch feierlich gereicht wurden. Die Diagnose der Aerzte läßt fast keine Genesung hoffen. Ebenso traurig klingen die Nachrichten über Lenau. Er vegetirt in völliger geistiger Versunkenheit, ohne einen auch nur flüchtigen Strahl des Bewußtseyns. Sein Zustand bewahrheitet fortgesetzt die Diagnose der Aerzte: Gehirnerweichung. Sein Aussehen ist übrigens kräftig, nur das Auge scheint verglast und an manchen Tagen lallt die Zunge unverständliche Laute. — Als einen erfreulichen Fortschritt in unserem Universitätsleben begrüßen wir das von Frhn. v. Pillersdorf seit einigen Jahren begünstigte Docentenwesen, aus dessen Mitte sich ein bedeutender Professorenstand entwickeln wird. Seit dem Beginn des Schuljahres hat ein Hr. v. Edelberg, Vorträge über „Kunstgeschichte" begonnen, die bis jetzt an der Universität nicht vorgetragen worden war. Vorlesungen über die „Geographie des Kaiserstaates" werden demnächst eröffnet, ebenso sehen wir Vorlesungen über Aesthetik für Frauen von Adalb. Stifter entgegen, welche vor einiger Zeit durch die hiesigen Journale angekündigt wurden.

— Dresden, 10. November. Die laufende Woche ist ganz zu Ehren Schiller's bestimmt. Am Freitag hatten wir „Don Carlos", morgen, an Schiller's Geburtstage werden wir „Tell" haben und für Sonnabend ist neue Einstudirung des „Wallenstein'schen Lagers" angesagt, diese selbst als Einleitung zu dem darauf kommenden „Wallenstein's Tod." Die Andeutungen, die Immermann für die Inscenesetzung des Lagers gegeben hat, lassen sich für eine öffentliche Bühne nicht benutzen. Nur auf die Dilettantenbühne, wo etwas Mislingendes nicht gerügt wird, läßt sich sein Vorschlag ausführen, die verschiedenen Personen dieses herrlichen Kriegs- und Lagerbildes in den verschiedenen deutschen Dialekten reden zu lassen. Die düsseldorfer Künstler haben in übersprudelnder Laune diesen Gedanken selbstständig ausgeführt und Bairisch, Schwäbisch, Westfälisch gesprochen. Für eine öffentliche Bühne jedoch würde diese Neuerung sehr gewagt seyn.

— Ueber den Verfasser des berühmten Romans „Simplizissimus", H. J. Ch. von Grimmelshausen, ist bekanntlich ein langer Streit unter den Gelehrten gewesen. Dies gab Veranlassung, daß man in dem Ort, wo er lebte und starb, nämlich zu Renchen, genauere Nachforschungen über seine Persönlichkeit anstellte, welche von glücklichem Erfolge begleitet waren. Man hat seinen Todtenschein gefunden, welcher bezeugt, daß Grimmelshausen Stadtschultheiß in Renchen war, Kriegsdienste gethan hat und am 17. August 1676 gestorben ist. Was über seine Familie in dem Todtenzeugniß etwas unklar angedeutet wird, liefert den Beweis, daß er, wie man schon früher vermuthete, seine Lebensschicksale in seinen Roman eingewoben hat. Selbst von der Amtsthätigkeit des berühmten Schriftstellers hat man in Renchen noch einen Rest aufgefunden, nämlich eine von ihm entworfene Mühlenordnung. Seine schriftstellerische Thätigkeit scheint übrigens in seinem Wohnort nicht unbekannt geblieben zu seyn, denn in der erwähnten Urkunde wird er ein Mann „groß an Geist und Wissen" genannt.

— Berlin. Die Hoffnungen, die große französische Schauspielerin Rachel auf unserer Bühne zu sehen, werden sich wahrscheinlich doch noch erfüllen, da die neu angeknüpften Unterhandlungen mit ihr ein besseres Resultat wie früher erwarten lassen. Fräulein Rachel hat jetzt für jeden Abend ihrer Vorstellungen nur ein Honorar von 3000 Fr. begehrt.

---

Die erste Soirée musicale des Herrn Eduard Rosenhain findet Samstag, den 20. November, im Saale des Herrn C. A. André, Zeil, „Haus Mozart" statt. Neben andern Musikstücken wird Dusseck's großes Quintett von den Herren Eliason, Ripfel, Sachar, Röhrig und Rosenhain und Beethoven's Trio (Es dur) von den Herren Eliason, Ripfel und Rosenhain vorgetragen werden. — Anfang 7 Uhr.

---

## Programm des Museums.
(Am 19. November.)

Zweite Symphonie von Mendelssohn-Bartholdy aus A-moll.
Worte der Erinnerung an Felix Mendelssohn von Herrn Professor Weißmann.
Vierstimmiger Gesang von Mendelssohn: „Es ist bestimmt in Gottes Rath, daß man vom Liebsten, was man hat, muß scheiden", vorgetragen von den Fräulein Brandt und Fehr und den Herren Caspari und Conradi.
Violin-Concert von Mendelssohn, vorgetragen von Herrn Eliason.
„O Jugend, o schöne Rosenzeit", Lied von Mendelssohn, vorgetragen von Herrn Caspari.
„Sonntagslied" von Mendelssohn, vorgetragen von Hrn. Caspari.
„Italien", Lied von Mendelssohn, vorgetragen von Hrn. Caspari.
„Wanderlied", vorgetragen von Fräulein Brandt.
Zwei Vocalquartette von Mendelssohn, vorgetragen von den Fräulein Brandt und Fehr und den Herren Caspari und Conradi.
Fingalshöhle, Ouverture von Mendelssohn.

Der Anfang des Museums ist für diesmal auf halb 7 Uhr festgesetzt; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt aus.

Ohne Eintrittskarte kann Niemanden der Zutritt gestattet werden.

Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Herrn C. A. André (Haus Mozart) und Herrn Georg Krebs (Zeil, der Post gegenüber.)

**Der Vorstand.**

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 18. November. Fidelio, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Beethoven. Fidelio: Frau Schmidigen, vom herzogl. Hoftheater zu Wiesbaden.

Freitag, den 19. November. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abtheil., von Heinrich Laube.

Sonntag, den 21. November. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Cherubini. Hierauf: Der Kapellmeister von Venedig, oder: „Der Schein trügt," Musikalisches Quodlibet in 1 Akt, von Breitenstein.

Montag, den 22. November. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Zum Erstenmale: Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Abtheilungen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat von Heinrich Börnstein.

---

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 320. Samstag, den 20. November 1847.

## Juan Moreda, der Sklavenjäger.

Die senkrechten Strahlen der afrikanischen Sonne warfen ihre brennende Gluth auf den breiten Rio Sengo, einen der hundert Kanäle, durch welche der gewaltige Niger seine Wassermassen der Bai von Benin zuführt. Auf dem Strome fuhr ein Kanot dahin, fortgetrieben durch die Ruderschläge von zwanzig Negern, deren glänzende, mit Oel eingeriebene Haut und zusammengeflochtenes Haar sie gegen den verderblichen Einfluß der glühenden Pfeile des Sonnengottes schützen. Um so überraschender war es, daß auf dem Hintertheile des Kanots ein Weißer stand, der die versengende Hitze, deren ungemilderte Gewalt sonst wenige Europäer zu ertragen vermögen, gar nicht zu beachten schien. Seine einfache Matrosenkleidung, bestehend aus einem Hemde von gestreiftem Zitz, einer weißen kattunenen Jacke und weiter Hose aus Segeltuch, paßte ganz gut zu der gedrungenen Gestalt von etwas mehr als mittlerer Größe. Ein breiter Sonnenschirm aus Palmblättern beschattete ein Gesicht, das man trotz des von der Sonne gebräunten Teints und des üppigen, unbeschnittenen Bartes für angenehm halten konnte, obgleich es in diesem Augenblicke vielleicht doch aus Ungeduld, so lange dieser brennenden und fast unerträglichen Hitze ausgesetzt seyn zu müssen, einen mürrischen und finstern Ausdruck angenommen. Endlich fuhr das Kanot bei einer Windung des Stroms, die eine Art halbkreisförmiger Bucht bildete, an das Ufer, und zwar an eine Stelle, wo ein lichterer Raum in dem dichten Gebüsch von Mandelbäumen einen Landungsplatz bot. Der Seemann sprang hastig an's Ufer, und nachdem er einige Worte an den Schwarzen gerichtet, der das Kanot steuerte, wandte er sich auf einem schmalen Pfade in nordwestlicher Richtung landeinwärts.

Bald erreichte er einen Wald von Kokosnußbäumen, deren Kronen mit ihren sonnenschirmartigen Blättern ihm einen erquickenden Schatten boten. Er hielt einen Augenblick an und zog eine lange Pistole aus seinem Gürtel. „Ich will Tio Jorje ein Zeichen geben", sagte er, und nachdem er sorgfältig gezielt, feuerte er in einen der Bäume und alsbald fielen zwei halbreife Kokusnüsse hernieder. Sie boten ihm einen frischen, labenden Trank, der neuen Geist und neues Leben in ihm erweckte, denn er eilte jetzt rasch durch ein weites Feld von Yams, Kürbissen und andern Vegetabilien und trat dann in eine Pflanzung von Bananen, deren breite, herabhängende Blätter ihn nur wenige Schritte vor sich hin sehen ließen. Sie verbargen auch mehrere kleine Gebäude, von denen das vornehmste ein einem Landhaus ähnliches Wohnhaus war, mit Wänden von hellgelbem Thon und einem Dache von Palmblättern. Unter dem Säulengange oder der Veranda, die sich längs der Vorderseite des Hauses hinzog, stand ein Mensch, der, ohne Zweifel von dem Pistolenschusse des Seemanns dazu angeregt, auf dessen Annäherung wartete. Es war ein kleiner, schlechtgebauter Mann, der schon über das mittlere Lebensalter hinaus war. Seine Gesichtszüge waren unregelmäßig und ungefällig, doch lag in dem tiefliegenden Auge und in dem breiten Munde mit zusammengekniffenen dünnen Lippen ein Ausdruck von Schlauheit und Entschlossenheit. Er trug nur ein schneeweißes Hemde mit Manschetten und goldenen Knöpfen und weiße Beinkleider, die durch einen gelben Gürtel um den Leib festgehalten wurden. Sobald der junge Mann sichtbar wurde, grüßte er ihn in spanischer Sprache mit folgenden Worten:

„Guten Tag, Don Juan, Du Ausbund von einem schönen Steuermann; nicht wahr, Du kommst, um mir zu sagen, daß Alles für eine Abfahrt bereit ist."

„Nein, in der That, Du Matador unter den betrügerischen und schmutzigsten Guinea-Handelsleuten," antwortete der Seemann, „Du weißt recht gut, daß wir diesen Monat, seitdem wir unsere letzte Ladung über Bord werfen mußten, um dem Kreuzer John Bulls zu entrinnen, immer bereit sind. Du hältst uns in dieser schlammigen Bucht, wo wir von der Hitze fast gebraten werden, zurück, und die Hälfte unserer Leute wird das Fieber dahinraffen, ehe Du uns zu einem andern Unternehmen Gelegenheit gibst; und doch weiß jeder Sklavenhändler von den Camaroons bis nach Badogry, was Tio Jorje vermag, wenn er nur Lust hat."

„Tio Jorje kann das Unmögliche möglich machen", entgegnete der Andere kalt; „aber sage mir, mein Junge, werden die Boote morgen bei der Hand seyn, wie ich es befohlen habe?"

„Ja, Onkel," erwiederte der Seemann, „alle Boote und neun der größten Kanots von König Bensie, außer dem, welches mich hergebracht hat. Der Schiffsherr will die Ladung auf einen Zug haben und denkt um Mitternacht mit der Ebbe in See zu stechen."

„Sehr gut, Juan, — Alles ist hier bereit, Du sollst sehen, wie ich Wort halte. Der Trupp Felatahs kam diesen Morgen an; es ist die feinste Waare, die ich seit drei Jahren zu Markt gebracht habe; jeder Mann von ihnen ist an dem Tage, wo er gelandet wird, 20 Unzen werth."

„Ich sah noch nie einen Felatah," bemerkte der junge Mann. „Laß sie mich sehen."

Beide Männer wandten sich nach dem hintern Theile des Hauses und standen bald vor einem geräumigen Schoppen, der aus hölzernen Pfosten und Sparren aus Bambusrohr bestand und mit einem Dache von Palmblättern bedeckt war. Unter diesem Schoppen saßen, dicht gedrängt,

gegen 250 Neger, welche am folgenden Tage auf dem portugiesischen Schooner, auf dem Juan Moreda zweiter Steuermann war, eingeschifft werden sollten. Sie trugen sämmtlich Handschellen, waren gefesselt und je zwei und zwei an einander gekettet. Man hatte sie aus den umherliegenden Gebieten, in einer Entfernung von einigen hundert (englischen) Meilen, über welche der verfluchte Sklavenhandel sein blutbesudeltes Netz gespannt, herbeigeschleppt. Vor dem Schoppen standen oder lagen träge auf dem Boden ausgestreckt einige Eingeborne, die Haussklaven Tio Jorse's, die dazu bestellt waren, ihre unglücklichen gefangenen Brüder zu bewachen, eine Pflicht, deren sie sich, wie es schien, mit einem gewissen Vergnügen unterzogen. Sie waren stolz auf die Ausdehnung der Reichthümer ihres Herrn, die sich eben durch Darstellung dieser menschlichen Waare darthat.

Mit den besondern Eigenthümlichkeiten der meisten Neger, welche er sah, mit den verschmitzt lächelnden Yarribeahs, mit den tapfern Kriegern von Borgoo, mit den großen, graziösen, intelligenten Eingebornen von Noussin, mit den schwarzen, mürrischen Piraten von Eboe, mit den ergebenen, geduldigen und kriechenden Cumbries, so wie mit dem schmutzigen und verrätherischen Volke von Calebar, war Juan Moreda bei seinen früheren Besuchen bei Tio Jorse schon bekannt geworden; sein Blick wurde daher sofort durch den neuen Anwachs der menschlichen Waare des Händlers gefesselt. In einem Winkel des Schoppens, eine besondere Gruppe bildend, saßen etwa 20 Männer, in denen Juan auf den ersten Blick die frischangekommenen Felatahs erkannte. Sie waren sämmtlich ausgezeichnete Exemplare männlichen Ebenmaaßes. Ihre Haut war nicht schwarz, sondern hatte vielmehr eine dunkle Kupferfarbe und ihre Gesichtszüge waren edel, kräftig und regelmäßig; mit einem Worte, ihr Anblick war mehr der von Arabern als eigentlichen Negern. Das üppige Haar fiel bei den meisten in zwei langen Flechten über die Schultern; jedoch einige wenige, die einen höhern Rang als die übrigen einzunehmen schienen, trugen ihr Haar in einer sonderbaren Weise. Es war auf dem Wirbel des Kopfes zusammengeflochten, gekräuselt und durch irgend eine Substanz in eine compacte Masse verwandelt, die, aufrecht stehend, dem Helmbusch eines Dragoners nicht unähnlich sah. Der Anblick dieses Kopfputzes war ein eigenthümlicher, aber nicht ungefälliger, und im Kriege mußten die so Gezierten dem Feinde gegenüber eine auffallende und imponirende Erscheinung seyn. Aber das Merkwürdigste bei diesen Männern war der hohe Ernst und die stolze Resignation, durch die sie sich so sehr von der nichtssagenden Apathie der meisten ihrer Mitsklaven wie von der düstern Wildheit unterschieden, die einige der Gefangenen von Eboe und Borgoo zur Schau trugen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Livländische Sittenzüge aus dem 15. und 16. Jahrhundert.

Wie es am Ende des 15. und bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts unter der höhern Klasse der deutschen Bevölkerung Livlands in moralischer und gesellschaftlicher Beziehung aussah, davon gibt K. Andree in einem gediegenen größern Aufsatz: „Ein Blick auf die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands" *) interessante Mittheilungen. Wir entnehmen folgende Stelle:

Besonders wild ging es bei den Hochzeiten des Adels her. Wenn solch' eine „Köste" bevorstand, so wurden die Edelleute von weit und breit schon Monate vorher eingeladen. Man wählte zur Feier gewöhnlich Städte oder Flecken, in welchen große Gildehäuser mit geräumigen Sälen befindlich waren. Dorthin wurden Trompeter und Paukenschläger bestellt, und am Sonnabend begann das Fest. Vor dem Abendbankett theilten sich die Eingeladenen in zwei Haufen, je für Braut und Bräutigam, und ritten auf großen und schweren Hengsten, die mit goldenen Ketten und Federn und anderem Schmuck aufgestutzt waren, ins Feld, wo der Aelteste vom Adel eine Rede hielt und dem Ehrengeleite Dank sagte. Niemand möge dem Andern alten Haß nachtragen, keines Unrecht gedenken, das hie etwa geschehen sei, das möchten alle angeloben und zum Zeichen dafür die Hand emporheben. Dann zogen sie unter Schießen und Jubeln in die Stadt zurück, als hätten sie eine gewaltige Schlacht oder Festung gewonnen, und die Braut war mit Putz und Schmuck so beladen, daß sie kaum auf ihren Füßen stehen konnte. Die Reiter sprengten dann, „um ihre Ritterschaft zu beweisen," wild durch alle Gassen, legten in ihrer Herberge Stiefeln und Sporen ab, und begaben sich dann ins Gildehaus, wo sie guter Dinge waren. Am Sonntag wurde das Brautpaar getraut, und nach dem Bankett hat man dann stracks ohne Gratias oder Lobgesang angefangen zu tanzen und zu hofiren, und in Saufen und Schwelgen ist da auch kein Versäumniß gewesen. Noch wilder als der Adel selbst trieb es dessen Dienerschaft. Da geschah, sagt Rüssow, ein unmäßig Saufen, insonderheit bei den Dienern der Ordensherren und Edelleute. Da soff der Eine dem Andern eine halbe oder ganze Last der kleinen Becher mit Bier zu in einem Trunke, und hielt den Becher stets vor dem Munde, und goß das Bier aus dem einen Becher in den andern Becher, den er vor dem Munde hatte, bis sie alle in einem Trunke aus waren. Also mußte auch der Andere Bescheid thun, wenn er nicht einen kurzen Degen in den Leib gerannt haben wollte. Und solches Schwelgen geschah nicht ohne großes Biervergeuden, denn von dem vergossenen Bier war der Fußboden so naß, daß man allewege ihn bestreuen mußte, wenn man darauf stehen, gehen oder tanzen wollte. Wer da am besten saufen und schwelgen, hauen, stechen und balgen, auch sakramenten und alle Welt Plage fluchen konnte, der war der beste Hahn und wurde von den Andern oben angesetzt und geehrt. Und wenn Alle toll und voll waren, dann ging es an ein Balgen, Hauen und Stechen nicht allein auf der Straße und im Vorhause, sondern auch im Gildestaven, wo die Frauen und Jungfrauen saßen. Und da zogen sie vom Leder mit ihren großen Rütingen, die schier so groß waren als Schlachtschwerte, die man nur mit beiden Händen führen konnte. Da wurde Manchem der Kopf mitten entzwei und der Arm vom Leibe gehauen, so daß die Barbiers Tag und Nacht genug zu thun hatten. Was da für Mord und Todschlag sammt anderm Gräuel mehr, nicht ohne Aergerniß für züchtige Ohren und die Jugend, geschehen ist, das Alles zu beschreiben, mag sich nicht geziemen. Mancher Edelmann verbrauchte zu eigenem Bedarf jährlich zwanzig Last Gerstenmalz zum Bierbrauen, so arg war die Völlerei.

Die Bürger und Kaufleute trieben es dem Adel gleich und überboten ihn nicht selten an Pracht und Prahl (Pomp). Als die Bürger von Reval einen Edelmann, Johann Uzel

*) Honeck's Volkskalender für 1848.

von Riesenberg, gefangen setzten, weil er einen seiner Bauern in der Stadt todt geschlagen hatte, war er ganz erstaunt darüber und noch mehr, als man ihm befahl, sich nicht wieder in der Stadt blicken zu lassen. Er kam doch wieder und wurde am 7. Mai 1535 geköpft, — „welches den ganzen Adel sehr verdrossen hat und ein groß Wunder gewesen ist, daß solch ein reicher und vornehmer Mann von Adel um eines Bauern willen war zum Tode verurtheilt worden." Diese Uneinigkeit zwischen Bürger und Adel und die Schlemmerei und Prahlerei ist, wie Rüssow sagt, dem Moskowiter sehr zuträglich gewesen, der seine Soldaten von deutschen und wälschen Büchsenmeistern einüben ließ, während die Livländer ihre Tage in Wohlleben vergeudeten.

Aber der lettische und esthnische Bauer, der armselige und beklagenswerthe Leibeigene, war weit entfernt von solchem Wohlleben; er schmachtete unter dem entsetzlichsten Drucke und hatte weder Recht noch Habe. Vor mir liegt die Moskowitische Reisebeschreibung des Olearius (Schleswig 1656 Fol.). Ich finde in diesem Buche (S. 112) eine Schilderung der Leibeigenschaft, welche den Bauern aufgejocht war, und will die Stelle wörtlich einrücken, weil sie einen grellen Gegensatz zu dem bildet, was eben von der Schlemmerei des Adels und dem Prunke der Bürger gesagt worden ist. „Weil es," schreibt Olearius, „ein sklavisch Volk ist und mit harter Dienstbarkeit beleget wird, findet man bei ihnen nicht viel mehr, als was sie um und an haben, neben ihren Wohnungen auf den Dörfern. Man lässet ihnen kaum so viel Land und Acker bauen, daß sie sich und die ihrigen genau und knapp durchs Jahr bringen können. An etlichen Orten, da es viel Holzungen giebt, ziehen sie in den Busch, machen daselbst heimlich ein Stück Land zu Acker, säen und sammeln das Korn und vergraben's in die Erde. Erfähret es ihre Obrigkeit, so wird's ihnen genommen, der Bauer gestrafet und mit Spießruthen geschlagen." Die Unglücklichen wurden nackt an Pfähle gebunden, ein Freund oder Verwandter des Angeklagten mußte sich als Büttel gebrauchen lassen und seinen Freund bis auf's Blut peitschen. Der deutsche Herr stand dabei und gebrauchte die bei ähnlichen Executionen übliche Formel: Selke nak mahapexema, d. h. schlag zu, bis die Haut vom Rumpfe geht! Und was an Schandthaten etwa der Herr nicht verübte, das thaten seine Vögte. Olearius erzählt, es sei in Livland allgemein bekannt, daß ein esthnischer Bauer, welchem der Amtmann Alles, sogar die letzten Lebensmittel genommen hatte, aus Verzweiflung Weib und Kinder erhängte und sich dann selber aufknüpfte. Die deutschen Livländer hatten folgende gräßlich wahre Reime gemacht:

Ik bin ein livländisch Bur,
Myn levend ward my sur,
Ik stige up den berken-bom,
Darsan häuv ik sadel und tom,
Ik binde de scho mit baste,
Un fülle dem junker de kaste,
Ik geve dem pastor de plicht,
Un wet fan god und sinem worde nicht.

---

## Göthe und Zelter über Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Berlin, 26. October 1821.

.... Morgen früh reise ich mit meiner Doris und einem zwölfjährigen muntern Knaben, meinem Schüler, dem Sohn des Herrn Mendelssohn, ab nach Wittenberg, um dem dortigen Feste beizuwohnen. Von Wittenberg aus sollst Du erfahren, ob ich diese drei Mann hoch nach Weimar komme. Da Dein Haus voll genug ist, so trete ich in meinem guten Elephanten ab, wo ich's noch immer recht gut gehabt habe, wenn ich nur Dich wieder sehe; mich dürstet nach Deiner Nähe. Meiner Doris und meinem besten Schüler will ich gern Dein Angesicht zeigen, ehe ich von der Welt gehe, worin ich's freilich so lange als möglich aushalten will. Der letztere ist ein guter, hübscher Knabe, munter und gehorsam. Er ist zwar ein Judensohn, aber kein Jude. Der Vater hat mit bedeutender Aufopferung seine Söhne etwas lernen lassen und erzieht sie, wie sich's gehört; es wäre wirklich einmal eppes Rores, wenn aus einem Judensohne ein Künstler würde. Zelter.

Weimar, 5. Februar 1822.

.... Grüße Dorchen und rühme sie für die Theilnahme an Ulriken; auch Felix sag' ein gutes Wort und seinen Eltern. Seit Eurer Abreise ist mein Flügel verstummt; ein einziger Versuch, ihn wieder zu erwecken, wäre beinahe mißlungen. Indessen hör' ich viel von Musik reden, welches immer eine böse Unterhaltung ist. Göthe.

Berlin, 17. März 1822.

.... Felix ist brav und fleißig. Seine dritte Oper ist fertig und ausgeschrieben und wird nächstens unter Freunden aufgeführt werden. Nach seiner Zurückkunft aus Weimar hat er auch schon ein Gloria fertig, ein Klavierconcert für seine Schwester über die Hälfte fertig und ein Magnifikat angefangen. Weiß ich selber nichts Rechts zu machen, halte ich doch meine Jünger an, und an einem halben Dutzend habe ich auch Freude. Zelter.

Den 11. März 1823.

.... Mein Felix hat sein fünfzehntes Jahr angetreten. Er wächst unter meinen Augen. Sein erstaunliches Klavierspiel darf ich ganz als Nebenher ansehen. Auf der Violine kann er gleichfalls Meister werden. Von seiner vierten Oper ist der zweite Akt fertig. Alles gewinnt Gediegenheit, kaum fehlt noch Stärke und Macht; Alles kommt von innen und das Aeußerliche seiner Zeit berührt ihn nur äußerlich. Denke Dir meine Freude, wenn wir's erleben, daß der Knabe lebt und erfüllt, was seine Unschuld verspricht. Gesund ist er. Ein sehr schönes Quartett für's Fortepiano wünsche ich, daß es Deiner Großfürstin zugeeignet würde. Sage mir: wie würde das anzufangen seyn. Aber sage es bald. Es ist ganz neu und noch besser als das, was er in Weimar hat hören lassen. Zelter.

---

## Tabletten.

*** Algier. In der Nacht vom 6. auf den 7. October wurde plötzlich die Smala des Kaïd Bel-Kharoubi vom Stamme der Ghôbébias (Provinz Tena) durch einen Flintenschuß in Allarm versetzt. Derselbe kam aus dem Innern eines der Zelte in der Mitte des Lagers und gehörte einem der tapfersten Krieger des Stammes mit Namen Taieb-ben-Abdel-Adi. Als seine Nachbarn herbei eilten, fanden sie den Unglücklichen in seinem Blute schwimmend, neben der Leiche saß seine Frau und hielt ein losgeschossenes Pistol in der Hand. Es war kein Zweifel, sie hatte ihren Gatten getödtet und gestand dieses auch alsbald dem herbeieilenden Kadi ein. Letzterer ließ sie sofort in sein eignes Zelt bringen, um am nächsten Tage

die Untersuchung des Verbrechens vorzunehmen. Noch war es erst Mitternacht. Den Verwandten des Ermordeten erschien dieses jedoch zu lange. Vier von ihnen stahlen sich noch in derselben Nacht unter dem Schutz der Finsterniß in des Kadi Zelt und rächten lautlos mit langen Messern an der schlummernden Mörderin den Tod des tapferen Abdel-Abi. Als der Kadi beim Anbruch des Tages die vier Mörder einfangen lassen wollte, empörte sich die ganze Smala und half jenen ihre Flucht bewerkstelligen. Man sieht hieraus, daß die französische Civilisation noch lange nicht die festen Wurzeln unter der arabischen Bevölkerung gefaßt hat, wie uns die französischen Zeitungen wollen glauben machen. Der Araber hält noch streng an seinen alten Sitten und Gesetzen fest, wornach ein Verbrechen in derselben Nacht gestraft werden muß, in der es begangen wurde.

⁂ In Paris sieht man dem ersten Auftreten einer neuen Tänzerin entgegen, welche alle bisherige berühmte Springerinnen übertreffen soll. Sie ist eine Zigeunerin und besitzt eine solche Leichtigkeit und Elasticität in ihren Bewegungen, daß sie einen Pas auf einem aufgeblasenen Balle tanzt, hoch in die Luft springt, pirouettirt, wieder auf den Ball herunterkömmt, und denselben überall hin bewegt, wohin sie ihn haben will.

⁂ **Die Romanitchels.** Das Haupt einer Diebsbande, namens Claude Thibert, erscheint gegenwärtig vor den Assisen der Seine und die „Gazette des Tribunaux" gibt über die Klasse von Spitzbuben, denen er angehörte, nachstehenden Bericht. Sie bezeichnen sich unter einander mit dem Namen Romanitchels oder schwarze Bande, wahrscheinlich weil sie alle einen dunkelbraunen Teint haben, der ihren Zigeunerursprung verräth, worauf auch schon ihr Name Romanitchel hinzudeuten scheint. Sie stammen aus den Pyrenäen, nehmen keinen, der nicht von ihrer Race ist, unter sich auf, und haben in einem großen Theil Frankreichs ihre eigenen Herbergen, auberges franches genannt, die in den Händen ihrer Affiliirten sind und dieselbe Rolle spielen, wie einst die Kochem Bayes in Deutschland. Unter einander sind sie, wenigstens was Geld betrifft, sehr ehrlich, aber hinsichtlich ihrer Unternehmungen, so weit solche nicht verabredet sind, äußerst zurückhaltend. Das Gefühl der Familienangehörigkeit scheint ihnen ganz fremd. Wenn eine Frau unter ihnen von Geburtswehen befallen wird, so halten sie in irgend einem wohlhabenden Flecken an, suchen, sobald das Kind geboren ist, eine wohlhabende Amme, richten eine gute Taufe aus, besorgen ein Kindszeug, zahlen 3 bis 4 Monate voraus und versprechen bald wieder zu kommen. Man sieht sie indeß oft 8 bis 10 Jahre nicht wieder, obwohl sie sich durch ihre Affiliirten nach dem Kind erkundigen: ist das Kind gesund und stark, hat die Amme es in seine Familie aufgenommen, so erscheinen sie mit einem Mal, rauben entweder das Kind oder reclamiren es gesetzlich, indem sie ihr Nichtwiederkommen mit Unglück, Verlusten u. s. w. entschuldigen. Nach der Hauptstadt kommen sie selten, wahrscheinlich weil sie der Wachsamkeit der dortigen Polizei nicht trauen, und wenn sie je hinkommen, geschieht es nur, um sich geraubter Gegenstände zu entledigen, die sie nicht leicht an einem andern Orte los werden können, oder auch um sich mit irgend einer Notabilität der Bande zu verständigen. Aus der ganzen Darstellung der „Gazette des Tribunaux" geht hervor, daß diese Bande fast in ganz Frankreich ihre Verbindungen gehabt haben muß; wie weit man dieselben verfolgen und die Schuldigen zur Strafe ziehen kann, ist schwer zu sagen, indeß die große Anzahl der Angeklagten — es sind bereits über 60 — läßt vermuthen, daß eine Menge Dinge zur Sprache kommen werden, vielleicht auch eine „jenische Sprache," von der das Rothwälsch in den großen Städten Frankreichs, namentlich in Paris, nur ein schwacher Abdruck sein möchte. Ausl.

---

## Die Zeit befestigt. *)

Die Freude und der Schmerz
Sie kette nur mich enger
An dich, und mehr, je länger
Dich kennt mein glühend Herz.

Es ist ein leerer Wahn,
Als mache Zeit verfallen;
Je mehr zusammen wallen
Wir auf des Lebens Bahn,

Nur um so mehr umschlingt
Es unsre Seelen immer,
Daß sie sich lassen nimmer,
Nichts Trennung mehr erzwingt.

Einander haben wir
Uns selbsten ja gegeben!
In diesem ganzen Leben
Bin liebend ich bei dir.

Das liebendste Gefühl
Wir haben es empfunden,
Wir bleiben treu verbunden,
Nie wird es in uns kühl.

Und ewig rein und licht,
So wie des Aethers Bläue,
Bleib' unsre Liebe, Reue
Durchwühlet uns dann nicht.

*) Aus dem so eben erschienenen vierten Bande der Gedichte Ludwig I., Königs von Bayern.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 20. November. Die Karlsschüler, Schauspiel in 5 Abtheil., von Heinrich Laube.

Sonntag, den 21. November. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Cherubini. Hierauf: Der Kapellmeister von Venedig, oder: „Der Schein trügt," Musikalisches Quodlibet in 1 Akt, von Breitenstein.

Montag, den 22. November. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Zum Erstenmale: Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Abtheilungen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 321** Sonntag, den 21. November **1847.**

## Juan Moreda, der Sklavenjäger.

(Fortsetzung.)

„Das ist in der That ein schöner Fang, Onkel Reinhold," sagte Juan, indem er mit beifälligen Blicken die kräftigen Gestalten und die Sehnen der Gefangenen prüfte. „Wo hast Du diese aufgegabelt?"

„Der alte König Fordy brachte sie von dem großen Markte von Bocqua oberhalb Eboe," sagte der Gefragte. „Er kaufte sie von einigen Bornou-Händlern. Es war Krieg zwischen den Felatahs und dem Volke von Bornou und Fueda; immer werden blutige Schlachten im Innern Afrika's geschlagen. Tausende werden zu Gefangenen gemacht und viele von ihnen niedergemetzelt, weil es für solche Massen von Sklaven keinen Markt gibt. Dieß ist eine günstige Gelegenheit, Juan" — fuhr der alte Sklavenhändler fort — „wie sie sich einem nur einmal im Leben darbietet. Das ist eine Aussicht für einen kräftigen, entschiedenen und unternehmenden Mann, in einem Jahre ein Glück zu machen, wie es wenigen von uns durch dauernde Anstrengungen einer ganzen Lebenszeit gelingt."

„Wenn Du dieß in Bezug auf mich bemerktest, Tio Jorje," sagte der junge Mann mit vor Erwartung leuchtenden Blicken, „so sprich Dich deutlich aus. Ich bin nicht scharfsinnig genug, um Winke und halb hingeworfene Worte zu verstehen."

„Gleich, mein Sohn," entgegnete der verschmitzte Handelsmann, als er sah, daß seine Worte, wie er beabsichtigt hatte, seinen jungen Gefährten in Aufregung versetzt. „Aber es eilt nicht so. Laß uns erst hören, was der Felatah-Prinz, wie sie ihn nennen, zu sagen hat. Er hat seit seiner Ankunft zwei oder dreimal zu mir geschickt und brennt jetzt vor Begierde, etwas zu sprechen. Wo ist der Dolmetscher? Wo ist Diego Noussie?"

„Hier, Herr," sagte in erträglichem Portugiesisch ein fein aussehender Neger, der sogleich herbeikam. „Will der Herr wissen, was der Felatah-Prinz vorzutragen wünscht?"

„Ja, ja", entgegnete der Sklavenhändler; „aber wir haben keine Zeit zum Schwatzen; deßhalb mach' die Sache kurz."

„Er sagt, daß sein Bruder ein großer König ist, der König von Kano, welches eine sehr große Stadt ist. Er hat Reichthum an Elephantenzähnen, Straußenfedern und Goldbarren. Wenn Du zu seinem Bruder senden willst, so wird dieser für ihn und seine Begleiter ein größeres Lösegeld geben, als Du von dem Besitzer eines Sklavenschiffes erhalten wirst."

Tio Jorje warf einen ausdrucksvollen Blick auf Moreda, als wollte er diese Rede seiner Aufmerksamkeit empfehlen, und antwortete dann in einem entschiedenen Tone:

„Sage ihm, das könne nicht geschehen. Es sey ungewiß, ob das Lösegeld werde gezahlt werden. Es sey besser, zehn Barren von den Handelsmännern zu nehmen, als auf zwanzig ein Jahr zu warten, die überdieß niemals eintreffen werden."

Als der Gefangene, ein großer und stattlicher Mann, dessen Körper mit den Wunden aus vielen Schlachten bedeckt war, diese Antwort vernahm, ging in seinen Gesichtszügen eine wunderbare Veränderung vor. Er senkte sein Antlitz gegen den Boden, verrieth aber trotzdem in seinen schwarzbraunen Zügen, daß er einen heftigen Kampf in seinem Innern zu bestehen habe. Endlich richtete er sein Haupt empor und sprach einige Worte, die der Dolmetscher sogleich wieder gab.

„Wenn das Lösegeld sofort zu den Füßen des weißen Häuptlings gelegt wird, wird es dann gut seyn?"

Tio Jorje, im höchsten Grad überrascht, antwortete bejahend, und der Gefangene, der plötzlich seine Hände ausstreckte, machte ein Zeichen, daß man ihm die Fesseln von den Handgelenken nehmen solle.

„Er will sich tödten," rief Juan hastig; „ich habe gehört, daß sich die Felatah-Sklaven oft selbst das Leben nehmen."

„Nein", entgegnete Tio Jorje; „wenn er das wollte, so dürfte er nur seine Zunge in die Kehle hinabwenden und sich ersticken. Nun, wir wollen bald sehen, was er will. Rasch! Eine Feile her!"

In wenigen Minuten waren die Hände des Felatah frei und nun folgte eine der merkwürdigsten Scenen, die es ihrer ganzen Natur nach wohl verdient hätte, von einem poetischen Geiste erfaßt und dargestellt zu werden. Indem nämlich der Gefangene seine langen und starken Finger an die dicht zusammen geflochtene Haarmasse auf seinem Haupte legte, begann er mit großer Anstrengung und nicht ohne Schmerz das dichte Geflecht zu entwirren, das mit ungewöhnlicher Sorgfalt gemacht worden zu seyn schien. Endlich zog er, während die Augen aller Anwesenden in schweigender Bewunderung auf ihn gerichtet waren, aus diesem eigenthümlichen Versteck fünfundzwanzig schwere goldene Ringe, von denen jeder gegen drei Unzen wiegen konnte, hervor, legte sie zwischen sich und dem Sklavenhändler auf den Boden nieder und sprach dann zu dem Dolmetscher:

Sage dem weißen Häuptling, daß dieß hier der Schatz ist, den ich seit fünfzehn Jahren bei mir getragen, damit er mir diene in der Stunde großer Noth. Er mag ihn jetzt als unser Lösegeld nehmen und uns nach Kano zurücksenden."

Tio Jorje lachte, als ihm diese Worte verdolmetscht wurden.

„Sage dem Narren," erwiederte er, „daß dieß kein Lösegeld ist. Das Gold gehört mir bereits. Als ich ihn

kaufte, da kaufte ich sein Haupt, sein Haar und Alles, was dazu gehört, obgleich ich nicht erwartete, einen so reichen Gewinn an ihm zu machen. Jetzt weiß ich freilich besser, was das Haupt eines Felatah-Prinzen werth ist."

Der Blick wilder Entrüstung und Verzweiflung, mit welchem der unglückliche Gefangene diese treulose Rede vernahm, rührte die gänzlich verhärteten Gemüther der beiden Weißen nicht. Keiner von ihnen beachtete diesen Blick, vielmehr nahm Tio Jorje die Ringe auf und prüfte sie sehr aufmerksam. Er deutete dann Juan an, daß es das reinste und feinste Gold sey, was schon aus der Leichtigkeit hervorgehe, mit welcher die Ringe dem Druck der Finger nachgäben.

„Aber da ist ja noch ein halbes Dutzend mit diesem wunderbaren Kopfputz," rief plötzlich Juan; „vielleicht tragen diese alle ihr Gold in dieser komischen Weise bei sich. Wie wär' es, wenn wir ein allgemeines Abscheeren veranstalteten?"

Die Felatahs hatten bisher voll Stolz und Erbitterung tiefes Schweigen beobachtet, als sie aber aus dem Blicke und den Geberden Juans den Sinn seiner Worte erkannten, stießen sie ein wildes, Verachtung bezeichnendes Geschrei aus, vermischt mit einem so bittern Hohngelächter, daß Juan vor Wuth und Schaam erröthete.

„Schweigt, ihr bellenden Hunde!" rief er und legte seine Hand an eine seiner Pistolen.

Diese Drohung hatte indessen keine andere Wirkung, als daß sie einen Strom von verächtlichen Bemerkungen über die Treulosigkeit und unersättliche Habsucht der weißen Männer hervorrief.

„Komm," sagte Tio Jorje, „Du siehst schon aus ihrem Benehmen, daß nichts mehr bei ihnen zu holen ist. In der That, Ihre Ueberraschung in dem Augenblicke, als ihr Häupiling die Ringe hervorholte, zeigte mir, daß diese Art und Weise, seinen Schatz mit sich zu führen, bei ihnen nicht gewöhnlich ist. Ich lebe nun schon fünfzehn Jahre hier, aber niemals bisher ist mir ein Aehnliches vorgekommen, doch hat man mir von solchen Fällen auf der Goldküste erzählt. Wäre dieser Gebrauch wirklich etwas Gewöhnliches, so würde er für Kriegszeiten sehr gefährlich seyn.

Die beiden weißen Männer wandten sich nun wieder dem Hause zu und ließen sämmtliche im Schoppen befindliche Neger in der lebhaftesten Aufregung zurück. Die andern Gefangenen hatte nämlich dieser Auftritt aus ihrer Apathie aufgerüttelt und sie sprachen eifrig mit einander. Die Felatahs fuhren in ihren wilden Ausrufungen bitterster Vorwürfe und tiefster Verachtung fort und steigerten den Ton ihrer Stimme, als sich die Urheber ihrer gerechten Entrüstung zurückzogen; nur ihr Häupiling, der sich gegen die Wand gelehnt und mit über der Brust zusammengeschlagenen Armen starr auf den Boden hinblickte, beobachtete ein ernstes und düsteres Schweigen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Luzern und seine Umgegend.

Der Vierwaldstättersee ist auf dem klassischen Boden der Schweiz in der Form eines Kreuzes ausgebreitet, dessen südöstlicher Fuß mitten im Alpenlande der Urkantone steckt, während seine nordwestliche Spitze bereits in das Hügelland ausläuft, das im Norden der Pilatuskette gegen den Sempacher und Baldeggersee fortgesetzt, durch breites Flachland aber öfters unterbrochen wird. An dieser nordwestlichen Kreuzesspitze des berühmten Schweizersees, da wo sein klares Becken die durchströmende Reuß raschen Laufs verläßt und in ein waldbekränztes Engthal eintritt, liegt die Stadt, welche seit ein paar Jahren in Europa mehr von sich reden macht, als irgend ein anderer Ort der Welt von gleich kleinem Umfang und gleich geringer Bevölkerung, welch' letztere 7000 Seelen nicht übersteigt. Wenige Städte der Schweiz, ja Europa's, können einer ebenso reizenden Lage, eines ebenso malerischen und bedeutsamen Aussehens sich rühmen, wie das kleine, schöne Luzern mit seinen alterthümlichen Holzbrücken, mit seinen stattlichen Thürmen und Kirchen, seiner liberal und ultramontan gemischten Bevölkerung. An der Nordseite von Luzern erhebt sich eine vielgipflige Hügelgruppe, **Musegg** genannt, von deren Höhe herab man die Stadt mit ein paar Vierundzwanzigpfündern leicht in einen Trümmerhaufen verwandeln könnte, denn dieselbe beherrscht ebenso wie der **Gütsch** die ganze Häusermasse. Gegen einen Angriff von der Nordseite ist die Stadt durch eine massive wohlerhaltene Mauer von beiläufig 30 Fuß Höhe geschützt. Dieselbe ist durch sieben Thürme mit Schießscharten, die meisten von viereckiger, alterthümlicher Form, flankirt. Da aber das höhere Plateau der Musegg die Stadtmauer überragt, so schützt letztere nur gegen einen Ueberfall. An der Westseite ist Luzern durch die Reuß geschützt, die hier tief und reißend ist. Drei Holzbrücken führen über die Reuß und verbinden Stadt und Vorstadt, welche letztere schöne Gebäude enthält. Gegen Süden deckt der See die Stadt. Am verwundbarsten, am leichtesten zugänglich ist dieselbe von der Ostseite, wo nun auch aller Wahrscheinlichkeit nach der Hauptangriff stattfinden wird. Hier fehlen in der Nähe des ebenen Seegestades die Vertheidigungsmittel ganz. Nur die Kirchhofmauer und die sich anschließenden Häuser könnten einigen Schutz gewähren, im Fall saragossanischer Muth die Vertheidiger beseelen sollte, was ich bezweifle. An der Ostseite ist die Stadt auch durch leicht zugängliche Anhöhen vollständig dominirt und einer wirksamen Beschießung ausgesetzt. Das **Wesemli** *), wo ein Kapuzinerkloster steht, der **Hürzliberg**, wo das Gut des Obersten Balthasar, die Anhöhe **Allenwinden**, sind im Nordosten treffliche Positionen, wie man sie für Belagerungsbatterien irgend wünschen kann. Jeder Militär wird beim Anblick der Lage von Luzern gestehen müssen, daß die Stadt verloren ist, wenn Belagerer mit überlegener Macht auch nur eine der umgebenden Anhöhen mit Bombenmörsern und Vierundzwanzigpfündern besetzt haben. Man bestreicht von dort zugleich die Einfahrt am See und kann den Luzernern mit Leichtigkeit ihren Wasserverkehr mit den Urkantonen abschneiden. Der zur Zeit der Freischaarenzüge oft erwähnte Berg Gütsch am linken Reußufer beherrscht gleichfalls die Stadt so vollständig und in solcher Nähe, daß man mit Büchsen in die Straßen, sowie in die neuerrichtete Batterie auf der **St. Karlihöhe** hineinschießen kann.

So leicht und sicher die Einnahme von Luzern ist, sobald die Angreifer mit überlegener Macht von den nächsten Anhöhen Besitz genommen, so schwierig ist es unter gewissen Bedingungen, von den meisten Seiten bis zu diesen Anhöhen zu gelangen. Zwar finden sich bereits an den Grenzen Schanzen, Verhaue, Batterien und Minen, doch werden dieselben, mit Ausnahme der Position an der Gislikonbrücke, gewiß ohne bedeutenden Widerstand von den Luzernern preisgegeben werden. Denn um alle Landstraßen an der Grenze zu decken,

---

*) Die Schwyzer bemächtigten sich im Jahre 1798 mit Leichtigkeit der Stadt Luzern, nachdem sie die Höhen des Wesemli und der Musegg besetzt hatten.

ist ihre Streitmacht viel zu klein. Auch findet der Angreifer dort nirgends große Hindernisse der Natur. Ein heißer Kampf wird vielleicht bei der Gislkonbrücke stattfinden, aber die entscheidende Schlacht wird in der nächsten Umgebung der Stadt Luzern geschlagen werden, wo der Besitz der Höhen des Gütsch, der Musegg und des Wesemli den Sonderbundstruppen eine treffliche Stellung gewährt.

Aus dem Kanton Aargau führen fünf Straßen nach Luzern. Aber mit Ausnahme der Straße, welche bei Gislkon über die nun zerstörte Reußbrücke auf das rechte Ufer dieses Flusses führt und am Rothsee (einem großen Teich, eine halbe Stunde von Luzern) vorübergeht, laufen all' diese Wege auf der Nordseite der Emmenbrücke zusammen. Von hier ist Luzern für eine Milizenarmee ganz unzugänglich. Denn das sehr enge Reußthal zwischen der Emme und der Stadt, auf beiden Seiten ziemlich steile waldbedeckte Anhöhen, bietet ein großes Hinderniß. Der Durchgang zwischen der Reuß und dem Waldberg Zimmeregg ist hinter der Emmenbrücke kaum 60 Fuß breit. Da die Hügel auf beiden Seiten zweifelsohne mit Kanonen und Scharfschützen besetzt sind, käme hier bei entschlossener Vertheidigung kein Mann durch. Diesen höchst gefährlichen Engpaß kann man freilich umgehen, wenn man, statt der großen Poststraße von Zofingen her, die kleine Vicinalstraße durch das Amt Entlibuch einschlägt. Es ist der nächste Weg von Bern nach Luzern. Aber abgesehen von den sehr schwierigen Stellen, die man hier bereits in der Nähe der Grenze zu passiren hat, müßte man doch zwischen dem Gütsch und der Zimmeregg gegen die Vorstadt vordringen, und hätte zugleich das Feuer der Batterie auf der Geismatthöhe am rechten Reußufer auszuhalten, oder man müßte den Gütsch selbst von Südwesten angreifen und sich dieses wichtigen Berges versichern, dessen waldbedeckter Gipfel einer leichten Vertheidigung fähig ist. *) Nicht viel mehr Chancen bietet der schmale Weg, welcher von Malters über Kriens führt. Man könnte hier den Gütsch zwar umgehen und der Vorstadt Luzerns von Süden sich nähern, aber man wäre dafür dem Feuer der Vertheidiger in dem engen Thal zwischen dem Sonnenberg und dem Schwarzen- oder Blattenberg ausgesetzt. Wahrscheinlich wird man sich hier allenthalben nur auf Diversionen und Scheinangriffe beschränken und den Hauptangriff von Nordosten zwischen dem Rothsee und der Küßnachter Straße her versuchen. Bei Gislkon laufen die beiden Straßen zusammen, welche an beiden Reußufern aus Aargau nnd Zug nach Luzern führen. Dort haben die Luzerner bedeutende Erdschanzen und Batterien errichtet, welche sich an die waldigen Abhänge des Rooterberges stützen, dessen höchster Gipfel zwischen der Reuß und dem Zuger See 2920 Fuß über der Meeresfläche erhaben ist. Mit diesen Batterien bestreichen die Sonderbündler beide Reußufer nebst der Landstraße. Man kann aber diese ziemlich günstige Position umgehen, wenn man von Chaam den Fußweg dicht am Zuger See über Buonas, Meyerskappel und Udligenschwyl einschlägt, und dann nach der Küßnachter Straße über Meggen sich wendet. Letzterer Weg ist freilich nur für Infanterie und leichte Cavallerie, nicht für Kanonen und Fuhrwerke zugänglich. Eine Wegnahme der Schanzen bei Gislkon dürfte unerläßlich sein, um Belagerungsgeschütz vor Luzern zu führen. Sind die Sonderbündler einmal aus ihrer Stellung bei Gislkon vertrieben, dann bietet ihnen nur noch die nächste Hügelgruppe bei Luzern ein günstiges Terrain. Dort hat Salis-Soglio zweifelsohne seine Hauptmacht concentrirt, dort auf den Höhen des Wesemli, der Musegg und des Gizlisberges, südöstlich von dem kleinen Rothsee, wird der entscheidende Kampf stattfinden. Die Hügel sind dort weit leichter angreifbar, als der Sonnenberg; der Gütsch und die Zimmeregg an der Westseite bieten aber doch einem entschlossenen, tapferen Gegner noch schöne Mittel des Widerstandes. Sind die Sonderbündler einmal von dort verdrängt und in die Stadt selbst zurückgeworfen, dann ist der Sieg den eidgenössischen Truppen gewiß. Luzern wird kein Saragossa werden. Ein böser Umstand für den Vertheidiger ist, daß die Hauptstadt nicht im Centrum des Kantons, sondern am äußersten Ende liegt. Der Gedanke, daß ihre Dörfer, ihre Häuser, Felder und Familien bereits in den Händen des Feindes, dürfte die Widerstandslust der bewaffneten Landleute unter den Mauern von Luzern bedeutend herabstimmen. A. Z.

*) Der Gütsch wurde beim zweiten Freischaar[illegible]zug genommen, weil ihn kein Mensch vertheid[illegible]gte.

---

## Dieffenbach.

Von dem berühmten Verstorbenen gibt ein Dr. F. M. Ascherson in der „Berliner Zeitung" nachstehende Charakteristik: Eine der bedeutenden Persönlichkeiten unserer Stadt ist wieder dahin geschieden. Es lebt wohl Niemand in unseren Mauern, wie hoch oder wie tief er auf der Stufenleiter der bürgerlichen Gesellschaft stehen möge, der ihn nicht kannte, der ihm nicht die Heilung, die Rettung eines Verwandten oder eines lieben Bekannten verdankte. Es gibt aber auch gewiß auf dem ganzen Erdballe, soweit die Sonne europäischer Cultur und Wissenschaft ihre Strahlen sendet, keinen Arzt, dem nicht Dieffenbach's Name als der eines der größten Meister bekannt und verehrungswürdig wäre. Wie solche Erfolge erreicht wurden, dies mit kurzen Worten anzudeuten, ist die schwierige Aufgabe der folgenden Zeilen. Die Kürze des zugemessenen Raumes gestattet es nicht, von seiner hinreißenden Liebenswürdigkeit, von dem Zauber seiner Rede in Wort und Schrift, von seiner Herzensgüte, seiner Uneigennützigkeit, von der Gerechtigkeit, mit der er jedes fremde Verdienst aus dem Schatten hervorzog, in den der Koloß seiner eigenen Leistungen es zu verhüllen drohte, von seinen Triumphzügen in ferne Länder, von den Schaaren ausländischer Aerzte, die, seinen Lehren horchend, zu den Füßen seines Lehrstuhles saßen, anders als in dieser Andeutung zu sprechen. Es ist ein weit verbreiteter Irrthum, daß Handgeschicklichkeit, wie bei anderen Operateurs, so auch bei unserem Dieffenbach das Hauptverdienst gewesen. Er besaß sie allerdings und im hohen Grade, aber sie war die geringste von den Eigenschaften, mit denen ihn die Natur zum großen Wundarzte ausrüstete. Wie Raphael der größte Maler, so wäre Dieffenbach einer der größten Operateurs geworden, auch wenn er unglücklicher Weise ohne Hände geboren worden wäre. Er besaß im höchsten Grad die seltene und wichtige Eigenschaft des Muthes, der Geistesgegenwart, der Consequenz, die vor dem unvermeidlichen Mittel nicht zurückbebt, wenn sie den Zweck erreichen will, und jener barmherzigen Härte, die, unbekümmert um Schmerz und Blutung, zur Lebensrettung und Heilung führt. Was ihn aber vor allen, auch den größten Wundärzten aller Zeit auszeichnete, das war seine unerschöpfliche, dem Augenblicke zu Gebote stehende Erfindungsgabe. Was er leistete, war originel und mit dem Stempel der Genialität bezeichnet. Er durfte Alles wagen, weil ihm in den reichen Hülfsquellen seines Geistes gegen jeden unvorhergesehenen Fall das Mittel im Voraus verbürgt war. Oft erinnerte seine einfache Lösung von Schwierigkeiten, die den Vorgängern unübersteiglich gewesen, an das Ei des

Columbus. Einfach waren seine Methoden, einfach seine Hülfsmittel; mit einem Federmesser und einigen Stecknadeln hat er die staunenswerthen Meisterstücke seiner Kunst vollführt. Es ist bezeichnend für seinen Charakter, daß seine Vorliebe und seine Erfindungsgabe sich nie den verstümmelnden Operationen, sondern nur den lebensrettenden, und denjenigen zugewendet hat, die durch Hebung einer Entstellung oder eines Gebrechens wohlthun ohne Verlust. Wir können hier eine Operation nicht näher bezeichnen; eine der schwierigsten und gefährlichsten, durch welche er viele hundert Menschenleben gerettet und noch weniger angeben, aus wie vielen Herzen, gerade für seine Leistungen auf diesem Gebiete, der Dank für ihn zum Himmel emporsteigt. Aber offenkundig ist es, in welchem bis dahin unerhörten Grade er seine Thätigkeit den verschönernden Operationen zugewendet hat. Mochte er eine solche selbst erfunden haben, oder eine von Anderen erfundene aufnehmen, in wenigen Wochen konnte man die von ihm Operirten nach Hunderten zählen. Die Operation des Schielens hat er seiner eigenen Angabe nach mehr als 3000 mal gemacht. Das Feld, auf dem er sich mit der größten Liebe und dem glänzendsten Erfolge bewegte, war die plastische Chirurgie, oder die Wiederherstellung verlorener und verstümmelter Theile des menschlichen Körpers, besonders des Angesichtes. Hier, wo er die Theile des Gesichtes wie der Bildhauer den weichen Thon behandelte und umformte, zeigte er sich in seiner ganzen Größe, und indem die Leistungen seiner Vorgänger gegen die seinigen verschwinden, kann man ihn als den Schöpfer dieses so wohlthätigen Zweiges der Heilkunde bezeichnen. Anderer zahlloser Operationen nicht zu gedenken, hat er fast zweihundert Unglückliche durch Bildung einer neuen Nase der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben, darunter jene zum Scheusal entstellte junge polnische Dame, bei der er das ganze Gesicht neu bilden mußte und die als „das Mädchen mit dem Todtenkopf" eine Zeit lang die Aufmerksamkeit der Stadt, ja sogar öffentliche Aufläufe erregte. Diese Operationen sind es vorzugsweise, die seinen Ruf über die Grenzen unseres Welttheils getragen haben. Seine Erfolge rührten hauptsächlich daher, daß er stets die Natur als Führerin annahm, daß seine Operationspläne immer auf eine genaue, durch Studium, Beobachtung, oft durch geniale Inspiration erlangte Kenntniß der Lebensgesetze gegründet waren. Niemand vor ihm hat den Grundsatz: die operative Chirurgie nur auf die Physiologie zu bauen, so eindringlich gelehrt, so beharrlich geübt. Ein ächter Sohn der Zeit, hat er die Herrschaft des Geistes über die Materie in seiner Wissenschaft stets durch Wort und Beispiel vertheidigt und ihr dadurch für Jahrhunderte den Stempel seines Genius aufgedrückt. Dieß muß uns bei seinem frühzeitigen Hinscheiden einigen Trost geben: wie Unersetzliches auch mit ihm in die Gruft gesenkt wird, Unschätzbares hat er uns hinterlassen in seinen Lehren, in seinen Schriften, besonders in der zum Glück im Manuscript vollendeten „operativen Chirurgie". Als Schöpfer einer neuen Aera in seiner Kunst, dürfen wir ihn glücklicher preisen, als den großen Todten, der ihm nur wenige Tage vorangegangen ist und der uns als einer der letzten jener Meister erschien, die ihre Kunst dem Edlen und Heiligen gewidmet haben. Mendelssohn war die Abendröthe der ernsten Musik: Dieffenbach die Morgenröthe der operativen Chirurgie.

---

## Tabletten.

*** In Neuyork wurde am 19. Oct. zum Washington-Monument der Grundstein im Hamiltonsquare gelegt. Diese Grundsteinlegung war ein großes Festgepränge für unsere Stadt und Umgegend. Wo Läden geöffnet waren, fehlte es an Käufern; die Ankunft der europäischen Dampfschiffe zog keine Schwärme von Neugierigen herbei; man wollte nichts sehen als das Grundsteinlegen. Die Truppenzüge und ganz besonders die Compagnien der Löschanstalten zeichneten sich durch ihren glänzenden Aufzug und ihre gute Haltung wie gewöhnlich aus. Die Unzahl von Bürgervereinen mit ihren Emblemen, Fahnen und Auszeichnungen gewährten einen bunten, unterhaltenden Anblick. Der ungeheuer lange Zug von 13 Hauptabtheilungen, in unzähligen Unterabtheilungen (die Oddfellows allein machten eine vollständige Hauptabtheilung aus), in welchen meistens 8 Mann neben einander marschirten, sah die letzten Abtheilungen noch lange nicht alle zur Stelle, als bereits die Hauptceremonie am Ort der Grundsteinlegung vorüber war. Der ehrwürdige Vermilye begann die Festlichkeit mit einem ausführlichen Gebet; die Grundlegung des ersten Steins verrichtete Gouverneur Young. Das Denkmal Washington's, „dessen nicht der Gründer unserer Unabhängigkeit bedarf, sondern," wie der „Sun" richtig bemerkt, „diejenigen, die sich dieser Unabhängigkeit erfreuen, als eines ermahnenden Zeichens benöthigt sind, um derselben würdig zu bleiben", soll nach dem von dem Monumentcomite gutgeheißenen Plane aus einer gothischen Spitzsäule bestehen, welche der Thurmspitze der Trinitykirche nicht unähnlich ist.

*** Mainz, 18. Nov. Allen Artikeln in verschiedenen Blättern zum Trotz wird hier der bevorstehende Carneval wiederum in seinem alten Glanze gefeiert werden. Das heutige „Wochenblatt" enthält die Einladung des Comité's von 1846 an die Carnevalsmitglieder zur Generalversammlung auf morgen Abend, um zur Wahl eines neuen Comité's zu schreiten; auch eine neue Präsidentenwahl wird vorgenommen werden. Als muthmaßliche Präsidenten des dießjährigen Carnevals bezeichnet man die Herren Dr. Strecker und Advokat Müller. — Auch wird die bei J. Wirth dahier erscheinende „Narrhalla" durch geschmackvolle Illustrationen dießmal sehr ansprechend werden.

---

### Physikalischer Verein.

Samstag, den 20. November. Ueber Schönbein's Ozon, seine verschiedenen Entstehungsweisen, Eigenschaften, Erkennungszeichen und seine Anwesenheit in der atmosphärischen Luft.

---

Berichtigung. In Nr. 316 des Konversationsblattes ist in der Korrespondenz aus Mainz Z. 16 von oben „Faschingsfreunden" statt Faschingsfremden, und Z. 4 von unten „grob" statt „groß" zu lesen.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 21. November. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Cherubini. Hierauf: Der Kapellmeister von Venedig, oder: „Der Schein trügt," Musikalisches Quodlibet in 1 Akt, von Breitenstein.

Montag, den 22. November. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Zum Erstenmale: Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Abtheilungen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 322.** Montag den 22 November **1847.**

### Juan Moreda, der Sklavenjäger.

(Fortsetzung.)

Ohne den Aufruhr unter den Negern weiter zu beachten, schlug Tio Jorje seinen Weg nach seinem Hause ein, hieß seinen Begleiter sich an einen Tisch setzen, schloß einen Schrank auf und holte eine Flasche Branntwein und zwei silberne Becher herbei.

„Hier," sagte er, „indem er sie bis zum Rande füllte, dieß bringe ich auf das Glück Juan Moreda's."

Juan warf einen forschenden Blick auf den alten Mann, leerte den ihm dargereichten Becher bis auf den letzten Tropfen und bemerkte:

„Sage mir, Tio, was haben Deine Worte, die Du in dem Schoppen sprachst, zu bedeuten? Hast Du einen Plan ausgebrütet, bei dem ich eine Rolle spielen soll?"

„Gleich, mein tapfrer Don Juan, sey nur nicht zu neugierig. Das Glück wird früh genug kommen, wenn Du nur klug bist. Zuerst beantworte mir die Frage: wie kommt es, daß Du, ein Spanier, unter diesen Portugiesen dienst, die zu verachten Du doch vorgibst?"

„Ganz aus demselben Grunde," entgegnete der junge Seemann „aus dem Du, Herr Reinhold, der Du Dich einen Schweizer nennst, gezwungen bist, an dieser höllischen Küste unter diesen schwarzen Teufeln Dein Leben hinzubringen."

„Denkst Du, ich hätte wie Du selbst, irgend ein Verbrechen begangen, etwa einen Zollwächter auf die Seite geschafft oder einem Nebenbuhler, der einem schönen Mädchen besser gefiel als Du, eine Kugel durch den Leib gejagt?"

„Hat Dir etwa Macarao etwas erzählt?" rief der junge Mann, der vor Ueberraschung seine gewöhnliche Vorsicht aufgab.

„Kein Wort, mein guter Bursch", erwiederte lächelnd der Sklavenhändler; „hast Du niemals vernommen, daß Tio Jorje weissagen kann? Aber höre mir jetzt aufmerksam zu, Juan Moreda. Mich kümmern die Gründe nicht, warum Du Dich mit diesen Portugiesen einläßt, obgleich ich sehr wohl begreife, daß Du Dich gern von ihrer Gesellschaft los machen möchtest. Du sagtest mir, daß dieß Deine erste Reise an diese Küste ist. Es wird jetzt bei Dir stehen, ob es nicht auch Deine letzte seyn soll."

„Ich aber sage Dir, Tio Jorje, daß ich solche räthselhafte Reden nicht begreifen kann", entgegnete ungeduldig der Seemann und stürzte einen andern Becher Branntwein hinunter. „Wenn Du mir irgend etwas vorzuschlagen hast, so sprich es deutlich aus, wie ein ehrlicher Mann."

„Ganz recht; es gibt hier nur ehrliche Männer," bemerkte der Sklavenhändler mit zweideutigem Lächeln, das einem bittern Spotte glich. „Weißt Du, Juan, daß Du eine starke Constitution, nur mit einem natürlichen Hange zur Aufregung der Galle, hast? Die kräftige Gesundheit, die Du von den Hügeln und Buchten Galiciens mitgebracht, hat Dich bis jetzt erhalten, aber eine zweite Reise würde Dein Tod seyn."

„Bist Du dessen so gewiß, Tio Jorje?" fragte der junge Mann in unruhigem Tone.

„Natürlich. Warum sollte ich, der ich seit fünfzehn Jahren in diesem Lande lebe, nicht einer so einfachen Sache gewiß seyn? Es bedarf keiner Prophetengabe, um Dir dieß zu verkündigen. Wenn Du diese Küste verläßt, wirst Du niemals zu ihr zurückkehren."

„Und das Glück, von dem Du sprachst?"

„Das mußt Du machen, bevor Du fortgehst. Du mußt morgen Nacht Dein Schiff eine Stunde vor seiner Abfahrt verlassen und hierher kommen. Macarao hat zu große Eile, um lange Zeit darauf verwenden zu können, Dich aufzusuchen."

„Das glaube ich nicht," sagte der Seemann mit nachdenkender Miene. „Wir haben zu wenig Leute; zwei unserer besten starben gestern am Fieber. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er mich hier suchen wird, und wenn Du Dich weigern solltest, mich auszuliefern, so wird er den König Bensie mit seinem ganzen Stamme auf Dich hetzen."

„Ich werde Deine Auslieferung nicht verweigern, Don Juan. Hältst Du mich für einen Narren oder für ein Kind? Ich werde Alles, was in meinen Kräften steht, aufbieten, um Deinen Versteck zu entdecken, aber unglücklicherweise ohne Erfolg. Hast Du jemals gehört, mein theurer Junge, daß König Bensie's Gebiet an den Rio Angra grenzt, fünf Meilen von diesem Hause entfernt? Die Männer von Angra sind alte Freunde und Kunden von mir und werden niemals Jemanden ausliefern, den ich ihrem Schutze empfehle. Bist Du einmal über den Fluß, so bist Du sicher vor Macarao und allen den Sengo-Landstreichern, die ihm folgen. Nun denn, dieß ist mein Plan: den Tag nach der Abfahrt des Schooners machst Du Dich auf dem Quorra nach dem großen Markt von Bocqua, von da nach Funda, Noussin, Haussa und den andern Ländern, die an dem Flusse liegen. In sechs Monaten kannst Du mit allen Deinen Kanoes zurück seyn, schwer beladen mit den besten Sklaven, gleich jenen Fellatahs, und mit Elfenbein, Oel, Straußfedern und vielleicht auch mit Goldstaub. Kein Weißer hat jemals eine solche Expedition unternommen, weil keinem solche Vortheile zu Gebote standen, wie Dir. Du bist gesund, kräftig, verwegen und entschlossen. Ich werde Dir Mittel zur Reise geben und bei Deiner Rückkehr will ich nur die Hälfte des Gewinnes beanspruchen. Du hast alle Aussicht

auf Erfolg, und wenn Dir die Unternehmung gelingt, so ist Dein Glück gemacht."

Dieser Vorschlag gefiel dem kühnen und habgierigen Spanier so wohl, daß er keinen Anstand nahm, auf denselben einzugehen. Den Rest des Abends brachten beide damit hin, daß sie die Einzelnheiten des Plans ausführlich besprachen. Beide Verbündete begaben sich früh zur Ruhe, da ihrer morgen ein geschäftiger Tag wartete. Indeß wurden sie früher, als sie es gewünscht, durch lautes Schreien, das von dem Schoppen herdrang, aufgeweckt. Irgend einen Unfall befürchtend, eilten sie dorthin und erfuhren, daß Tio Jorje's Sklaven, welche die Gefangenen zu bewachen hatten, auf ihrem Posten, wie gewöhnlich eingeschlafen waren, und daß der Felatah-Prinz, dem die Handschellen wieder anzulegen vergessen, diese Nachlässigkeit der Wächter benutzt, seine Füße von den Fesseln befreit und die Flucht ergriffen hatte. Die Schuldigen, geängstigt von dem Gedanken an die Wuth ihres Herrn, hatten sich sofort daran gemacht, die übrigen Felatahs zu züchtigen, um auf diese Weise ihre Achtsamkeit auf ihren Dienst an den Tag zu legen. Dieser Diensteifer beruhigte jedoch ihren Herrn nicht, der kaum das, was vorgefallen, erfahren, als er ein kleines, ihm zur Hand liegendes Werkzeug, das einem kleinen Dreschflegel glich, ergriff und unter fürchterlichen Flüchen die entblößten Rücken und Glieder der nachlässigen Wächter so wüthend bearbeitete, daß diese vor Schmerzen heulten und sich krümmten. Tio Jorje's Mienen nahmen während dieser grausamen Züchtigung einen solchen teuflischen Ausdruck an, daß sich selbst Juan Moredo davor entsetzte.

„Warum hältst Du Dich auf, um diese Lumpenhunde zu züchtigen?" fragte er. „Unterdessen wird sich der Schurke aus dem Staube gemacht haben."

„Das fürchte ich nicht", antwortete der Sklavenhändler, der jetzt, da seine Wuth nachgelassen, die Geißel wieder aufhing. „Es ist noch Zeit genug, ihn einzufangen, ehe die Boote ankommen, und da Du so auf die Jagd versessen bist, so sollst Du unterdessen das Vergnügen einer Negerjagd haben."

„Ha, Onkel Reinhold", rief der Seemann, „nun wollen wir sehen, ob die Hunde, die Du so prahlerisch gerühmt hast, wirklich etwas werth sind. Glaubst Du, daß sie den Felatah abfassen werden?"

„Wir wollen sehen", antwortete der Sklavenhändler. „Bringt die Hunde her, ihr schleichenden Schurken!"

(Fortsetzung folgt.)

---

## Neunter Jahresbericht
des
## Verwaltungsausschusses der Mozartstiftung
an
**Löblichen Liederkranz** dahier
über den Bestand und Fortgang der Mozartstiftung in dem abgelaufenen Geschäftsjahr 1846 auf 1847.

Der Anfang des verwichenen Monats October bezeichnet den Eintritt eines neuen Geschäftsjahres der Mozartstiftung. Der Verwaltungsausschuß beehrt sich daher, Löblichem Liederkranz den Rechenschaftsbericht über das demnach mit dem Monat September l. J. zu Ende gegangene neunte Geschäftsjahr der Vorschrift der Statuten gemäß hiermit vorzulegen.

Es waren beim Beginn dieses neunten Geschäftsjahres zwei Stellen im Verwaltungsausschuß erledigt. Der Liederkranz besetzte dieselben durch Wahl der Herren

Friedrich Quilling, und
Dr. jur. Martin,

worauf alsdann der Ausschuß dem letzteren dieser neugewählten Mitglieder das Amt des Präsidenten, dem erstern das Amt des Kassirers durch Abstimmung übertrug.

Was wir in Bezug auf die Vermehrung der finanziellen Mittel unserer Stiftung zu berichten haben, faßt sich in Wenigem zusammen, indem wir darauf verzichten, die bereits früher von unserer Seite geäußerten Klagen über die in dieser Hinsicht eingetretene betrübende Theilnahmslosigkeit von außen hier nochmals zu wiederholen. Unter dem 3. August l. J. wurde das in Gemäßheit der Statuten durch den Liederkranz zu veranstaltende Concert zum Besten der Stiftung auf der Mainlust gegeben, und lieferte einen Reinertrag von 456 fl. 6 kr. Auch bei dieser Gelegenheit wurde der Liederkranz von der thätigen Mitwirkung der übrigen hiesigen Männergesangvereine, wie schon bei so manchen andern Veranlassungen, kräftig unterstützt, wodurch uns diese Vereine zur aufrichtigsten Dankbarkeit verpflichtet haben.

An Gottespfennigen und Geschenken bei Verehelichung von Mitgliedern des Liederkranzes einschließlich eines Restbetrags für verkaufte Musikalien gingen ferner ein 16 fl. 9 kr., sowie endlich 10 fl. als Erlös für ein durch ein Mitglied des Liederkranzes der Stiftung überlassenes Liederbuch. Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, wie sehr wir auch für diese lediglich von Mitgliedern des Liederkranzes herrührenden Geschenke uns von lebhaftem Dank durchdrungen fühlen, wie wir es denn auch, bei den in diesem Vereine herrschenden bewährten Gesinnungen für ganz überflüssig erachten müssen, dessen verehrte Mitglieder zu treuem Beharren auf der einmal betretenen Bahn unserseits aufzufordern.

Mit gleichem Dank haben wir hier die Gefälligkeit Löblicher Redactionen der Frankfurter Oberpostamtszeitung und des Frankfurter Journals hervorzuheben, womit dieselben alle die Mozartstiftung betreffenden Veröffentlichungen unentgeltlich in ihre weit verbreiteten Blätter aufgenommen haben.

An die vorerwähnten Beiträge reihen sich die Zinsenerübrigungen im Betrag von 301 fl. 3 kr. — Wir beehren uns die über die Gesammteinnahme und Ausgabe von uns aufgestellte Bilanz, woraus auch die statutengemäße Anlage der Kapitalien erhellt, hierbei zu überreichen. Laut dieser Bilanz hat bei Ende des letzten Rechnungsjahres das Kapitalvermögen der Stiftung die Höhe von 19935 fl. 11 kr. erreicht. Da dasselbe bei Ablauf des vorhergegangenen achten Rechnungsjahrs 19124 fl. 53 kr. betragen hatte, so ergibt sich hieraus eine Vermehrung von 810 fl. 18 kr.

Aufgabe Löblichen Liederkranzes ist es nunmehr in Gemäßheit des §. 24 der Statuten die Revision der Rechnungsbücher vom abgelaufenen Geschäftsjahr anzuordnen und nach deren Beendigung die Bilanz zu veröffentlichen.

Ein weiteres Geschäft, welches dem Liederkranz außerdem obliegt, besteht in der erforderlichen Wahl zur Ergänzung des Verwaltungsausschusses. Nach §. 11 der Statuten haben aus diesem die Herren

Johann Peter Fink,
Kanzleirath Dr. Jost und
Johann Adam Böhler

nach nunmehr dreijähriger Amtsführung auszutreten. Löblicher Liederkranz wolle diese Ergänzungswahl sofort vornehmen und

dem Verwaltungsausschuß von deren Ergebniß demnächst gefällige Mittheilung zukommen lassen.

In unserm vorigen Bericht vom 3. November 1846 haben wir die unter sehr günstigen Umständen erfolgte Begebung des Stipendiums der Mozartstiftung an Kaspar Jakob Bischoff von Ansbach, dermalen noch in München wohnend, gemeldet. Nach reiflicher Ueberlegung und nachdem wir den Herrn Hofkapellmeister Stuntz in München hierüber zu Rathe gezogen hatten, fanden wir es für angemessen, mit Berücksichtigung des eigenen Wunsches des Stipendiaten, diesen vorerst noch unter der Leitung seines eben genannten Lehrers in München seine Studien fortsetzen zu lassen. Um dem Liederkranz einen Beleg von der Thätigkeit dieses jungen Mannes zu geben, erlauben wir uns die von demselben während des ersten Halbjahres seines Stipendiumsbezuges gefertigten Compositionen, deren Zusammenstellung namentlich auch in Bezug auf den Bereich seines musikalischen Strebens und die von ihm eingeschlagene Richtung charakteristisch seyn dürften, hier anzuführen. Diese sind:

1) eine vierstimmige Vocalmesse (F-dur) Kyrie, Sanctus, Agnus Dei, Doppelkanon;
2) drei Lieder und der 116te Psalm für vier Männerstimmen;
3) zwei vierstimmige Kanons mit Klavierbegleitung;
4) drei Lieder für eine Singstimme und ein Lied für zwei Singstimmen mit Klavierbegleitung;
5) zwei Quartetten für gemischte Stimmen;
6) Allegro appassionato (quasi Fantasia) für Piano, und
7) Quartett für Streichinstrumente (F-dur).

Die mit diesem Fleiß verbundene Strebsamkeit des Stipendiaten veranlaßte denselben zu dem Wunsch, seinen dermaligen Aufenhalt in München mit dem in Leipzig zu vertauschen. Sein desfalls an uns gerichtetes Gesuch wurde unterstützt durch ein Schreiben des Herrn Hofkapellmeister Stuntz, welches zugleich ein sehr günstiges Zeugniß für denselben enthält. Wir sahen uns daher veranlaßt, dem Gesuch zu willfahren, und beabsichtigen nunmehr einen bewährten Meister in Leipzig um die fernere Leitung der Studien unseres Stipendiaten zu ersuchen, indem wir hoffen, letzteren auf diese Weise auch dort in eine seiner Richtung und seinen Fähigkeiten völlig angemessene Sphäre übergeben zu sehen. Das vorerwähnte Schreiben des Herrn Hofkapellmeister Stuntz vom 8. praes. 11. October l. J. erlauben wir uns dem Liederkranz, mit der Bitte um demnächstige Zurückgabe, zur gefälligen Einsicht anbei zu überreichen; zugleich ergreifen wir die Gelegenheit, genanntem Meister für die Bereitwilligkeit, womit er sich der ihm gewordenen Aufgabe unterzog, und in allem hierauf Bezug habenden uns entgegenkam, unsern herzlichen Dank hiermit auszusprechen.

Wir haben in dem bis hierher von uns Vorgetragenen gesehen, wie die Mozartstiftung fortwährend in segensreicher Wirksamkeit sich befindet, wie sie auch in Bezug auf die Vermehrung ihres Kapitalvermögens einen immerhin nicht unbeträchtlichen Fortschritt gethan hat. Lassen Sie uns deshalb wegen des eingetretenen Mangels an thätiger Theilnahme von außen her nicht verzagen hinsichtlich ihres ferneren Emporblühens. Lassen Sie uns niemals die wohlthuende Hoffnung aufgeben, daß auch in dieser Beziehung dereinst wohl eine bessere Zeit eintreten werde. Den größten Werth jedoch legen wir darauf, daß der Liederkranz selbst unserer Anstalt seine väterliche Theilnahme und Fürsorge erhalten möge, indem vor Allem andern diese im Stande seyn wird, der Stiftung wenn auch kein rasches und glänzendes, doch ein stetiges und sicheres Vorschreiten nach dem gesteckten hohen Ziele zu ermöglichen. Von ganzem Herzen wünschen wir daher diesem Vereine dauerndes Blühen und Gedeihen, denn mit den Worten des Dichters können wir in Bezug auf die Mozartstiftung ihm zurufen: Sie sinkt mit euch, mit euch wird sie sich heben!

Mit hochachtungsvoller Ergebenheit zeichnet
Der Verwaltungsausschuß der Mozartstiftung
und in dessen Namen
Der Präsident.

Frankfurt, den 29. October 1847.

---

## Tablettten.

*** Am 7. November war in London ein so starker Nebel eingetreten, daß die Schifffahrt auf der Themse eingestellt werden mußte. Wagen und Fußgänger mußten mittelst Fackeln geführt werden. Auf den Plätzen, wo öffentliche Fuhrwerke stehen, waren Männer aufgestellt, welche in ganz kleinen Zwischenräumen an einanderstanden, um mittelst Pechfackeln jedem etwaigen Zusammenstoßen zu begegnen. Auch in Brüssel war zur selben Zeit ähnlicher Nebel eingetreten, welcher drei Tage anhielt und viele Krankheiten hervorrief. Die Sterblichkeit hat daselbst bedeutend zugenommen. A. Ztg.

*** Die österreichische Monarchie hat 17 öffentliche Bibliotheken nach dem Stande vom Jahre 1840 mit 1,280,869 Bänden, wovon die k. k. Hofbibliothek in Wien mit 312,000 Bänden die reichste ist; am meisten benutzt wurde die Wiener Universitätsbibliothek von 52,388, die zu Pavia von 41,040, die zu Prag von 38,013 Lesern, die nautische Bibliothek zu Triest wurde jedoch nur von 595 Lesern besucht. Die Dotation sämmtlicher Bibliotheken ist 39,000 fl. C. M.

*** Folgender Zug Santana's, des mexikanischen Präsidenten, verdient allgemein bekannt zu werden. Nach dem Kampf des 20. August hatte er sich mit seinen Truppen nach Candelaria zurückgezogen. Hier wurden ein amerikanischer Officier nebst vier amerikanischen Soldaten vor ihn geführt und Santana's Leute forderten den Tod der Gefangenen, von denen sie behaupteten, daß sie dem mexikanischen Präsidenten nach dem Leben getrachtet und in dieser feindlichen Absicht während des letzten Kampfes bis in seine unmittelbare Nähe gedrungen seyen. Auf das Befragen Santana's erklärten die tapfern Amerikaner mit dem Muthe der alten Spartaner, daß dies wahr sey; sie hätten den Präsidenten entweder todt oder lebendig in ihre Gewalt bekommen wollen. Santana's Auge funkelte: „Ha!“ rief er begeistert; „hätte ich fünf solcher Mexicaner in meinem Heere gehabt, General Scott sollte mich nimmer besiegt haben!“ Er sorgte hierauf dafür, daß die fünf Amerikaner unter dem persönlichen Schutz des jungen Augustin Torwell, eines seiner tapfersten Officiere, nach Mexiko abgeführt wurden, woselbst sie bis zur Entscheidung des Krieges verweilen und dann ungehindert in ihre Heimath zurückkehren sollten.

*** Nach der letzten Conscription belief sich die Bevölkerung der Stadt Pest (nicht Pesth, wie gewöhnlich geschrieben wird) auf 88,618 Seelen. Davon kamen auf die innere Stadt 17,146, auf die Leopoldstadt 11,800, auf die Theresienstadt 34,815, auf die Josephstadt 16,874 und auf die Franzstadt 7983 Seelen. Die Mehrzahl dieser Einwohner bekennt sich zur katholischen Kirche, nämlich 52,645. Juden zählt man 10,029 und unirte Griechen 799.

*** August Wilhelm v. Schlegel hielt in Bonn von Zeit zu Zeit Vorlesungen über die neueste deutsche Literatur. Als eines Tages sich unvermuthet unter seinen Zuhörern auch ein Hund bemerklich machte, warf ihn der große Kritiker eigenhändig zur Thür hinaus und fuhr dann in seinem Vortrage fort: „So, meine Herren, wird es einem jeden durch euch ergehen, der sich unberufen in die deutsche Literatur einzudrängen wagt."

*** In Rußland werden die Buchhändler „Händler mit bedrucktem Papier" genannt; dem Buchhändler Zawadzki in Wilna ist wegen Einführung verbotener Bücher eine Geldbuße von 50,000 polnischen Gulden auferlegt, im Falle des Unvermögens aber ihm die Vergünstigung, „mit bedrucktem Papier zu handeln", auf ewige Zeiten entzogen worden!

*** Am 18. Januar 1772 wurde Schiller als Schüler in das Militärinstitut auf dem würtembergischen Lustschlosse Solitüde aufgenommen. Es klingt rührend und wie eine Vorbedeutung seiner spätern, nie sonderlich glänzenden pekuniären Lage, wenn man in der Aufzählung der wenigen Habseligkeiten, die er mit in die Anstalt gebracht, aufgezeichnet findet: „An Geld — 43 Kreuzer."

*** Professor Weber in Rostock begann seine Vorlesungen über das Rostocker Stadtrecht jedes Mal mit folgenden Worten: „Meine Herren, jetzt hört der gesunde Verstand auf und das Rostocker Stadtrecht fängt an." (Gleiches ließe sich auch von manchem unserer modernen Schauspiele sagen.)

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

— Leibniz und Landgraf Ernst. Zu den interessanteren Erscheinungen der neuesten Literatur gehört wohl der bisher ungedruckte Briefwechsel zwischen Leibniz und dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels, den der kurfürstl. hessische Historiograph Chr. v. Rommel so eben herausgegeben *). Landgraf Ernst (geb. 1623, gest. 1693), obgleich der Sohn des gelehrten, durch seinen Eifer für den Protestantismus, so wie durch seine Verbindungen mit Heinrich IV. von Frankreich, berühmten Landgrafen Moritz, war eifriger Katholik und stand, wie auch Leibniz über ihn berichtet, durch seinen weit ausgebreiteten Briefwechsel in lebhaftester Verbindung mit den Jesuiten, Jansenisten und anderen Kirchenmännern in Rom, Frankreich ꝛc. In einer Correspondenz mit reformirten Geistlichen in Frankreich hatte er früher bereits seinen Uebertritt zur katholischen Kirche zu rechtfertigen gesucht; in seinem Briefwechsel mit Leibniz aber, der im J. 1680 begann und erst mit dem Tode des Landgrafen endigte, bemühte er sich, den großen Philosophen, der die damals viel verbreitete Idee einer Vereinigung der verschiedenen christlichen Bekenntnisse auch seinerseits mit Eifer ergriffen hatte, ebenfalls zum Uebertritt zu bewegen. Schon Pertz hat in seiner, bei Gelegenheit der zweihundertjährigen Jubelfeier des Leibnizischen Geburtstages gehaltenen, akademischen Rede „über Leibnizens kirchliches Glaubensbekenntniß" das Unbegründete der von einigen Katholiken in neuerer Zeit aufgestellten Behauptung nachgewiesen, daß Leibniz insgeheim der röm. Kirche angehört; noch klarer aber werden des großen Denkers religiöse Grundsätze, so wie seine Ansichten über die wohlthätigen Folgen, die er sich von einer in seinem Sinne stattfindenden Union versprach, aus dem nunmehr veröffentlichten Briefwechsel, den Herr v. Rommel zum Theil aus den Archiven der mit dem letzten Landgrafen von Hessen-Rotenburg ausgestorbenen, vom Landgrafen Ernst abstammenden Nebenlinie des Kurhauses und zum Theil aus den reichen Leibniz-Manuskripten der Bibliotheken in Hannover und in Kassel zusammengestellt hat. Verbunden sind damit drei beinahe den ganzen ersten Band füllende Abhandlungen des Herausgebers 1) über den Landgrafen Ernst, 2) über Leibniz als Weltweisen, so wie über seine religiösen und theologischen Ansichten, und 3) über den großen Unionsversuch, so wie über Leibnizens Antheil an demselben, die zum Verständnisse des Briefwechsels und der Zeit, in welcher Leibniz gelebt, sehr interessante Beiträge sind. Die Briefe selbst, sämmtlich in französischer Sprache und mit ihrer ursprünglichen Orthographie abgedruckt, rühren nur zum geringeren Theile vom Landgrafen, zum bei weitem größeren dagegen von Leibniz her und sind zusammen 117 an der Zahl.

*) Leibniz und Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels. Ein ungedruckter Briefwechsel über religiöse und politische Gegenstände. Mit einer ausführlichen Einleitung und mit Anmerkungen herausgegeben von Chr. v. Rommel. Zwei Bände. Frankfurt a. M. 1847.

— Mainz, 15. Nov. Von dem Panorama, welches der im letzten Jahre entdeckte Punkt unterhalb Asmannshausen, der 761 Fuß ü. Rhein erhöhte Nebenbuhler des Niederwalds zu überblicken gestattet, brachte Baron von Klein ein von ihm verfertigtes, 7 rhein. Fuß langes, sorgfaltig ausgeführtes Aquarellgemälde hierher, welches jedem Freunde der schönen Natur zur Ansicht bereit steht. Die Mehrzahl Derjenigen welche es betrachteten, stimmen überein daß es ein noch großartigeres und schöneres Bild sey als die von dem Niederwalde aufgenommenen beiden Aussichten. Wem die Umgebungen von Asmannshausen bekannt sind, der freuet sich der Wahrheit und Treue im Charakter und Colorit, wovon erstere ihr Verdienst allein der Chorographimetrie zu verdanken hat, da die Genauigkeit so groß ist, daß man nach den Regeln dieser neuen Erfindung die Entfernung aller an den Ufern des Rheines bemerkbaren Gegenstände auf dem Bilde geograpisch genau messen und berechnen kann. Man geht mit dem Gedanken um, künftiges Frühjahr auf diesem interessanten Felsen ein Fest zu feiern, bei welchem einer der Mainzer Gesangvereine mehrere zur Ehre des Allmächtigen componirte Gesänge unter freiem Himmel anzustimmen und den Punkt einzuweihen sich vorgenommen. Obige Aufnahme dieser prächtigen Aussicht ist bereits zum Stiche bestimmt und auf die Hälfte reducirt worden.

— Von Eichendorff ist eine Schrift über das Religiöse und Ethische in der Romantik erschienen. Eichendorff hebt in dieser Schrift die romantische Poesie, im Gegensatze zu der politischen Tendenz-Poesie hervor.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 21. November. Der Wasserträger, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Cherubini. Hierauf: Der Kapellmeister von Venedig, oder: „Der Schein trügt," Musikalisches Quodlibet in 1 Akt, von Breitenstein.

Montag, den 22. November. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Zum Erstenmale: Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Abtheilungen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 323.** Dienstag, den 23. November **1847.**

### Gedichte Ludwig's I., Königs von Bayern. *)

**Die Teutschen.**

(Nach Erlassung des Offenen Briefes von Dänemark's König.)

Die Geschmückten mit dem Siegeskranze,
Die den Größten **) in den Staub gestürzt,
Hehr umstrahlt von ew'gem Ruhmesglanze,
Werden doch von Dänen nicht verkürzt!

Welche muthvoll, kühn die Ketten sprengen,
Von dem Riesen ihnen angelegt,
Lassen sich vom Kleinen nicht beengen,
Sind von heil'ger Flamme angeregt.

Daß er's auf dem Schlachtfeld, nicht genüget,
Immer zeig' der Teutsche, was er kann;
An einander immerdar gefüget,
Deutschland stehe da für einen Mann.

Lang das Spiel des Auslands, übergeben
Frecher Willkür, lang der Fremden Knecht,
Fängt der Teutsche an jetzt zu erheben
Hoch sein Haupt und endlich werd' ihm Recht.

Daß die Schmach zurücke niemals kehre,
Seines Aufschwungs herrlicher Gewinn,
Daß das Vaterland behaupt' die Ehre,
Dafür bürgt des Volkes teutscher Sinn.

**In Betreff der in's Bad Brückenau Kommenden.**

Das Supplikantenbad, der König sogar supplicieret;
Daß, wer kömmt, bei ihm doch suppliciren nicht möcht'.

### Juan Moreda, der Sklavenjäger.

(Fortsetzung.)

Seine Sklaven, die vor Eifer einer über den andern stolperten, um seinen Befehlen zu gehorchen, brachten sofort zwei Bluthunde von echt afrikanischer Race herbei, die für die besten gehalten werden. Sie waren über zwei Fuß hoch und ihr durchaus verhältnißmäßiger Bau verrieth sowohl ihre Kraft wie ihre Schnelligkeit. Die Farbe ihrer Haare glich dem Lohröthlichen, war aber auf dem oberen Theile des Körpers so dunkel, daß sie fast in's Schwarze überging. Auf der Mitte des Vorderkopfs, der breit und dick, und nicht so platt war, wie bei der Race von Cuba, hatte jeder einen weißen Fleck. Die schmale, spitz zulaufende Schnauze und die weiten Nasenlöcher bewiesen ihre gute Zucht und ihre scharfe Spürkraft. Ihre Ohren waren nicht groß, sondern zierlich und herabhangend, und ihre Augen hatten einen freundlichen, milden Ausdruck, warfen aber, sobald die Hunde gereizt wurden oder sich auf der Jagd befanden, wilde, fürchterliche Blicke. Sie sprangen jetzt schmeichelnd auf den Sklavenhändler zu, winselten und leckten seine Hände, als er sie am Leitseil hielt, und gaben auf alle Weise ihre Freude zu erkennen, daß sie ihren Herrn sahen. Als sie aber Juan Moreda erblickten, sprangen sie heftig gegen ihn an, so weit es ihnen das Leitseil erlaubte, und zitterten vor wilder Wuth. Dieß Verhalten der Hunde war so plötzlich und unerwartet, daß Juan Moreda besorgt zurücksprang und mit Entrüstung und unter Verwünschungen ausrief:

„Gehört das zu Deinen Belustigungen, Tio Jorje, daß Du Deine tückischen Hunde lehrest, auf Deine Freunde loszuspringen?"

„Keineswegs, bester Junge", antwortete Tio Jorje mit sarkastischem Lächeln. „Das thaten sie aus eigenem Willen, und es ist eine böse Vorbedeutung für Dich, Juan. Wenn die Hunde aus eigenem Antriebe auf einen Fremden losfahren, so bedeutet dieß für diesen ein schlechtes Ende. Ich weiß sicher, daß dieß niemals täuscht."

Juan, der sehr abergläubisch war, wechselte bei diesen Worten die Farbe.

„Du bist heute zum Scherzen aufgelegt, Onkel Reinholo," sagte er; „aber komm, wir haben keine Zeit zu verlieren. Laß die Hunde los."

Der Sklavenhändler forderte die Handschellen, welche der Felatah getragen hatte, und warf sie den Hunden vor. Nachdem sie dieselben einige Augenblicke scharf und aufmerksam beschnüffelt, führte er sie in den Schoppen nach der Stelle, welche der Entflohene eingenommen hatte, und machte sie von dem Leitseil frei. Die Hunde gingen mit zu Boden gerichteten Schnauzen und weit geöffneten Nasenlöchern mehrmals um den Platz und beschrieben allmälig größere Kreise, bis endlich einer von ihnen in lautes Bellen ausbrach und damit anzeigen wollte, daß er die Spur gefunden habe. Beide stürzten darauf gegen Westen fort, gefolgt von Juan und den meisten Dienern Tio Jorje's, während dieser selbst mit wenigen seiner Sklaven bei dem Schoppen zurückblieb, um die Rückkehr der Jagenden abzuwarten.

Zuerst schien die Spur schwach zu seyn, und das Vordringen der Hunde ging daher langsam und mit öfteren Unterbrechungen von statten. Drei Meilen waren zurück-

*) Dem vierten Band der Sammlung entnommen.
**) Napoleon.

gelegt, da erreichten die Hunde einen mit Gras bewachsenen Platz, der ein dichtes Gebüsch umgab, wo der Flüchtling, der sich ohne Zweifel hier für sicher gehalten, ausgeruht hatte, um seine von dem langen Tragen der Fesseln geschwächten Glieder zu stärken. Das laute Bellen der Hunde hatte den Felatah wahrscheinlich aus seinem Sicherheitstraum aufgeschreckt, denn die Spur seiner Tritte war noch ganz frisch und deutlich, und die Hunde stürzten jetzt so rasch dahin, daß Juan und die keuchenden Sklaven ihnen kaum zu folgen vermochten. Endlich wurde der Felatah, grade als der Pfad in einen langen und schmalen Baumgang führte, in der Ferne sichtbar. Die Hunde stürzten mit weithin schallendem Gebell auf ihn zu, was den Flüchtling im ersten Schreck veranlaßte, sich umzusehen und dann seine Eile zu verdoppeln.

„Der Rio Angra! der Rio Angra! Er wird ihn durchschwimmen und entfliehen!“ rief auf portugiesisch der Dolmetscher, der sich in Juan's Nähe befand. „Das Volk von Angra wird ihn aufnehmen und ihn für Lösegeld nach Kano zurücksenden.“

Als Juan diese Worte vernommen, trieb er mit lauter Stimme die Hunde an, und stürzte so rasch vorwärts, daß die Neger hinter ihm zurückblieben. Es war indessen zu spät. Als er das Ufer des Stromes erreichte, hatte der Felatah, der mit kräftigen Armen das Wasser theilte, schon die Hälfte des Flusses durchschwommen.

„Hinein! hinein!“ rief der Seemann den Hunden zu. „Bringt ihn zurück!“

Aber zu seiner nicht geringen Ueberraschung weigerten sich die Hunde unter ängstlichem Winseln, in's Wasser zu springen; und als er seinen Befehl wiederholte, bellten sie wüthend, zogen sich etwas vom Ufer zurück, standen schnaubend still und warfen feuersprühende Blicke auf den Schwimmer.

„Zurück, Felatah, komm zurück, oder ich schieße!“ rief Juan, zog seine Pistole aus dem Gürtel und zielte auf den kecken Schwimmer. Dieser sah sich um, und als er die Bewegung seines Verfolgers bemerkte, brach er in ein lautes Hohngelächter aus und verdoppelte seine Anstrengungen, um das entgegengesetzte Ufer zu erreichen, wohl wissend, daß sein Leben dem weißen Manne zu viel werth sey, um von ihm Gefahr zu befürchten. Indeß hatte sein Geschrei den furchtbaren Beherrscher dieses Wassergebiets aus seinem Schlummer geweckt. Die Neger, welche jetzt herbeigekommen waren, sahen in der Mitte des Stromes die verhängnißvolle kräuselnde Bewegung der Wellen, welche das schnelle Losstürzen des Alligators auf seine Beute andeutet. „Der Kaiman! der Kaiman!“ schrien sie, fast erstarrt vor Schrecken. Der unglückliche Flüchtling verstand den Warnungsruf, denn er machte die verzweifeltsten Anstrengungen, um das Ufer zu erreichen. Vergebens. Schon im nächsten Augenblicke sahen die Zuschauer, wie er unter einem Todesschrei, der ihnen das Blut in den Adern gerinnen machte, die Arme über seinem Kopfe zusammenschlug. Ehe sie sich von dem Schrecken erholen konnten, war der Unglückliche verschwunden. Ein dunkler Blutflecken zeigte sich auf der aufwallenden Oberfläche des Wassers und wurde rasch von den Wellen fortgetragen und bald darauf rollte der breite und schnell fließende Fluß so ruhig dahin wie vorher.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Briefe aus der Kaiserstadt.

### I.

Wien, Anfangs November.

**Das gesellschaftliche Leben. Die deutsche Bühne. Lebendiges Theater.**

Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich den redlichsten Willen hatte, die neue Folge meiner Mittheilungen mit einer Fülle von Neuigkeiten zu eröffnen, die Ihre Leser in Staunen über mein feuilletonistisches Talent versetzen sollte — daß ich ferner den rühmlichen Entschluß gefaßt hatte, die abgetretene Straße des Komödienwesens so selten als möglich und nur im Nothfalle zu wandeln. Indessen ist leider dieser erste Fall schon ein Nothfall, und meine Vorsätze und Gelöbnisse scheitern an der Unfruchtbarkeit unsers gesellschaftlichen Lebens. Ich wollte Ihnen das Herbsttreiben schildern, die Nomadenzüge der haute volée vom Lande herein, und die Introductionspromenaden der schönen Welt auf den Basteien von Wien. Allein es muß beim Wollen bleiben. Wie soll ich Ihnen den Wiener Herbst schildern, wenn er gar nicht kommen will und seine Existenz bei dem plötzlichen Uebergange vom Sommer zum Winter überhaupt in Frage gestellt werden muß. Wetter haben wir alle Tage, aber keine Witterung, wie sich's für den Wein- und Reifmond gebührt. Und was erst unsere haute volée anbelangt, so ist von derselben bis jetzt noch nicht viel sichtbar geworden. Entweder verlängert sie ihr dulce otium auf ihren Landsitzen bis in die Wintermonate und macht Versuche, ob sich die Langeweile nicht condensiren und auf diese Weise leichter in die Wintersalons der Stadt transportiren lasse, oder sie ist bereits mit Sack und Pack heimlich und lautlos in ihre Quartiere eingezogen, läßt aber während der Uebergangs- und Vorbereitungsepoche nichts von sich hören, um dann, wenn die eigentliche Saison beginnt, plötzlich aus der geheimnißvollen Hülle überraschend, imponirend, und mit um so größerem Eclat hervorzutreten.

Bis dahin muß ich mir denn eine Skizze des kaiserstädtischen Winterlebens vorbehalten, heute aber mich an die Theatralia halten. Die Bühnen sind ja noch das Einzige, was den alten Sauerteig unsers gesellschaftlichen Lebens etwas aufzufrischen im Stande ist. — Ach, die gute deutsche Bühne! Der Zeitungsschreiber und Feuilletonmacher sollte doch nicht undankbar seyn: wenn ihn seine Schreibfertigkeit einmal im Stiche läßt und ihm — in der Marktsprache zu reden — das Zeuch ausgeht, so ist ja noch immer die deutsche Bühne da, um mit ein paar Lappen davon das Zeuch auszuflicken, und auf den Glanz herzustellen. Ich insbesondere habe von meinen flüchtigen Kreuz- und Querzügen, die ich vor ein paar Wochen durch unser deutsches Vaterland machte, sogar eine gewisse Ehrfurcht vor der deutschen Bühne mit nach Hause gebracht. Hören Sie, wie das zuging. — Ich war als ein gläubiger, deutscher Patriot aus meiner Heimat hinausgezogen, mit dem beseligenden Gefühle, die deutsche Einheit, von der unsere Politiker in ihren Blättern und Broschüren so viel Schönes zu erzählen wissen, nun auch einmal von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen und ihr vertrauend ins dunkelblaue, treue Auge sehen zu können. Ein armer Don Quixote suchte ich sie in allen deutschen Landen, in Süd und Nord — ich suchte sie in der Literatur, in der Kunst, in der Gesellschaft, im Volke — ich konnte sie nirgends finden. Nur die deutsche Bühne hat sich meiner er-

barmt; — denn als ich innerhalb eines Zeitraumes von zehn bis zwölf Tagen das ophthalmo-pathologische Dramolet des Dänen Herz: König René's Tochter, auf sechs verschiedenen Bühnen von sehr verschiedenen Schauspielern in der verschiedensten Auffassung sechsmal verschiedentlich aufführen sah, da mußte ich mir sagen: Die deutsche Einheit ist **kein** leerer Wahn! — Und diese Ueberzeugung dank' ich der deutschen Bühne; **sie** hat mir meinen frommen Glauben gerettet, meine patriotische Jungfräulichkeit erhalten! Ich will darum dankbar gegen diese deutsche Bühne seyn, und gelobe feierlichst, daß ich mich stets bestreben will, ihr allerwärts und zu jeder Zeit, zu ihrem eigenem Nutz und Frommen, die ungeschminkteste, trockenste Wahrheit zu sagen. Vielleicht freilich bin ich nur eine Stimme in der Wüste. Aber das soll mich nicht irre machen. Ich habe nun einmal diese Stellung eines wahrheitsstrengen Beobachters der deutschen Bühne gegenüber, die für mich einstweilen freilich nur die Wiener Theater repräsentiren können, in einem Anfall von dankbarem Fanatismus eingenommen, und werde daher nicht eher vom Platze weichen, als bis mich — die Geduld, meine gute, deutsche Geduld verläßt. —

Schade, daß ich nicht ein paar Wochen früher in meine heimatliche Kaiserstadt zurückgekehrt bin; ich wäre dann gerade noch früh genug gekommen, um einem lebendigen Theater beizuwohnen, und hätte Gelegenheit gehabt, meinen dramaturgischen Wahrheits-Enthusiasmus an einigen Kraftstücken wie „Waltron" und „der Sohn des Geächteten" zu versuchen. Wissen Sie da draußen im deutschen Auslande, was man unter einem „lebendigem Theater" versteht. Gewiß nicht, und zwar glaube ich dieß um so mehr, da der Artikel „lebendiges Theater" sogar im Theaterlexikon fehlt. Ich muß mich daher im Interesse deutscher Schauspielkunst, für deren Fortschritt das lebendige Theater von ungeheuerlichen Einflusse ist, etwas näher erklären. — Das Theater hat zwar schon an und für sich die Aufgabe, Lebendigkeit als Annäherung an die Natur in seinen Darstellungen anzustreben, allein das lebendige Theater thut hierin in seinem Sinne ein Uebriges und zwar in Beziehung auf den Ort, wo eine Handlung spielt. Ist derselbe nämlich in einer freien Gegend, in welcher Bäume, Sträucher und Blumen die Hauptscenerie bilden, so werden statt der grün bepinselten Leinwand wirkliche Bäume oder doch einzelne Stämme derselben aus der großen Weltdecoration, aus dem frischen freien Walde in den engen Bühnenraum verpflanzt, die je nach der verschiedenen Ausstellung und Gruppirung, Feld- und Waldpartbien, und verbunden mit Blumenbeeten, Statuetten, Springbrunnen u. s. w. auch wohlkonditionirte Prunk- und Ziergärten vorzustellen im Stande sind. Weiter erstreckt sich die Natürlichkeit des lebendigen Theaters nicht. — In Wien liebt man diese frischen, duftigen Walddecorationen ganz vorzüglich, besonders wenn damit, wie dieß meistens der Fall ist, Kraftstücke mit pomphaften Aufzügen, militärischen Evolutionen u. d. gl. in Verbindung gebracht werden. In dieser Beziehung ist „Waltron" ein Matador, daher er auch am längsten das Feld behauptet. Und so sehen wir regelmäßig alle drei bis vier Jahre ein sogenanntes lebendiges Theater, das gerade immer so lange seine Zugkraft bewährt, als die abgehauenen Baumstämme frisch und grün bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

---

## *Literaturbericht.

**Jussuf und Nafisse.** Von **F. M. Hessemer.** Frankfurt a. M., Literarische Anstalt 1847.

Ein orientalisches Epos? Ein westöstlicher Roman? Ein Gedicht, ein Märchen schlechthin? Lieber lassen wir das Buch ohne die herkömmlichen Gattungsnamen, wie der Verfasser selbst thut, und sagen dem Leser nur voraus: Es ist eine Wunderblume mit harmonisch klingenden Blättern, eine neue Pflanze in dem Dichtergarten der Gegenwart. Was es erzählt, ist keine Wirklichkeit, aber Wahrheit, in Bildern gespiegelt, die ein deutsches Gemüth im Morgenlande einsammelte. Bekanntlich verweilte Hessemer persönlich in Aegypten, Jussuf's und Nafisse's Vaterlande, und trat dort, als Moslem verkleidet, dem örtlichen und volksthümlichen Leben näher, als die meisten Touristen, die oft nur aus den Fenstern der fränkischen Hotels Alexandria's, Kairo's und der Wüstenstraße in das Morgenland hineinblicken. Nur aus eigener Anschauung, wenn auch von den märchenhaften Zinnen der Sultansburg herab, konnte der Dichter (S. 69 ff.) Kairo's Herrlichkeit so anschaulich schildern. In noch treueren Localfarben gehalten, erscheint die ergötzliche Schilderung der lustigen „Männerhalle" zu Girke während des Ramadans (S. 173). Manchmal ist es schwer zu entscheiden, ob nur die schmückende Form oder ob die ganze Erfindung des Dichters Eigenthum sey, wie z. B. (S. 179 ff.) bei der wunderschönen Sage vom Imam Ischafai. Aber **erfindet** denn ein Mensch überhaupt etwas Schönes und Wahres? Liegt es nicht alles in dem unerschöpflichen Reichthume der Welt verborgen, bis es eine Menschenseele **findet** und mittheilt! Das Beste und Schönste, das wir selbst empfinden und innerlich besitzen, wird uns erst recht deutlich, wenn es in einem seelenvollen Kunstgebilde hörbar oder sichtbar vor uns tritt, wie **wir** es freilich nicht zu offenbaren vermochten und darum nun denken: es ist **uns** abgelauscht und zauberhaft entwendet, um uns verklärt wiedergegeben zu werden. So Jussuf's Wahl und Qual zwischen der lockenden Macht der Fantasie, der Mitgabe der feenhaften Mutter, und zwischen der höheren Würde der männlichen Thatkraft, ein schon von seinem Vater ererbter, die ganze Dichtung durchziehender Kampf, eine Wahl nicht zwischen Glück und Unglück, sondern zwischen zwieträchtig reizendem Glücke. Und so mag die zarteste Frauenempfindung des Orients und des Occidents sich in Nafisse wiederfinden, da sie hinter dem Gitterfenster des Harems nach einem Brautzuge auf der Straße ausschaut und statt dessen den längst im Traume gesehenen Geliebten zum erstenmal erblickt:

> Nafissen's Frauen wußten gut zu deuten
> Und sah'n als Frau'n in solchen Dingen klar,
> Daß, als zu schau'n sie glaubte nach den Bräuten,
> Nafisse heimlich Braut geworden war,
> Daß ihres Odems Geister wunderbar
> Viel tiefer jetzt den Duft der Blumen sogen,
> Daß ihre Blicke wie die Schwalben flogen,
> Daß Blütenhauch sie rings umfing,
> Und ihr Gefühl in sanft erregten Wogen
> Die freie Bahn der kühnen Liebe ging,
> Daß liebliche Gedanken Kränze bogen
> Und um der Stirne reinen Spiegel zogen,
> Daß ihre Blütezeit in Duft und Pracht
> Und alle Knospen selig aufgewacht.

Mit diesen wenigen Einzelheiten uns begnügend, übergeben wir das Buch den Freunden sinnvoller und zugleich farben-

schimmernder Bilder, wie des gewandtesten und listvollsten Ringkampfes unter Handelnden und Redenden. Das Ganze ist eine kunstreich verschlungene Kette, deren fernste Glieder dem Beschauenden in immer überraschenderem Zusammenhange erscheinen.

Dr. Lorenz Diefenbach.

## Tabletten.

*** Es lebe die Schellenkappe! Die Carnevalsfreunde in Mainz haben am Freitag Abend eine Versammlung gehalten, um für den bevorstehenden Fasching ein neues Comite zu wählen. Die still und geräuschlos vorübergegangene Faschingszeit des Jahres 1847 hat nicht nur Vielen die Ueberzeugung beigebracht, daß die wein- und rheinlustige Moguntia ihren Carneval nicht füglich entbehren könne; es sind auch viele Gegner der Faschingsfreuden bekehrt und jetzt deren eifrigste Pfleger und Beförderer geworden. Ueber 400 Personen waren in der Versammlung anwesend und es ging ziemlich lebhaft her. Das Resultat der vorgenommenen Wahl wird in einigen Tagen bekannt gemacht werden.

*** Das Vereinswesen fängt nachgerade an, für den gesunden Menschenverstand bedenklich zu werden. In der freien Stadt Bremen hat sich ein aus Fremden und Einheimischen bestehender Verein gebildet, um — wohlverstanden: billig, — singen, turnen, rechnen, zeichnen, schreiben, englisch und deutsch zu lernen. Wer's nicht glauben will, kann's im „Bremischen Unterhaltungsblatt" lesen. Diejenigen Mitglieder des Vereins, die nichts lernen wollen, finden bei einer gehörigen Auswahl von Zeitungen und Zeitschriften im Lesezimmer Unterhaltung." So steht es schwarz auf weiß gedruckt. Unsere Schuljungen, die nichts lernen wollen, haben es nicht so gut, wie die Bremer Vereinsmitglieder.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

— Ueber ein neues Bild des Prof. v. Schwind, der namentlich bei den Frankfurtern noch in gutem Andenken steht, wird einem Berliner Blatt in folgender Weise berichtet: Die heiteren Gemälde in großem Styl sind selten und doch so willkommen. Lassen Sie mich heute von einem solchen berichten. Es ist ein ziemlich großes Oelgemälde von dem neuernannten Professor der Akademie M. v. Schwind, und trägt den Namen: Der Hochzeitsmorgen und die Rose. Vergeblich suchen Sie alle Blumenlesen des deutschen Parnasses durch nach dem Gedicht. Der Künstler hat es selbst gemacht, aber nur mit dem Pinsel in besagtem Gemälde. Das Stück spielt vor einer hohen Ritterburg, deren blumenbekränzter Thorweg, deren mit Fahnen verzierte Thürme und Fenster auf ein großes Fest im Innern deuten. Es ist eine Hochzeit! Von der benachbarten Burg, die in der Ferne aus dem blauen Morgenduft auftaucht, und aus dem weiten Walde, der sie von der unsrigen scheidet, reitet mit stattlichem Gefolge der Bräutigam her; von der Mauer des Schloßgartens, ganz nah bei uns, sehen die lieblichsten Mädchen nach der Ferne, das Glück zu erspähen und den Bräutigam, während andere noch mit dem Schmuck und Kopfputz der Braut beschäftigt sind, damit sie ja recht schön sey. Das sind aber nicht die Hauptpersonen im Stück, obschon es eine Hochzeit ist. Diese sind Künstler, wandernde Musikanten, zur Verschönerung des Festes geladen, und im Begriff, in die Burg einzuziehen. Genau besehen ist diese Gesellschaft ein Gesindel, wie man es auf dem Lande aufbringen kann, kaum einen Schuß Pulver werth, aber doch Künstler, Repräsentanten ihres Berufs, und, was das Schönste ist, ein Jeder von ihnen ist der Repräsentant eines besondern Charakterzuges der Künstler überhaupt. Voraus geht ein kurzer, stämmiger Gesell, sichtbar keuchend unter der Last der Baßgeige, aber um keinen Preis der letzte. Das ist der Repräsentant des Gewerbfleißes, der keinen Vortheil versäumt, und die Kunst liebt, weil sie deren bietet. Ihm folgt mit höchst trübseliger Miene ein Mann mit dem Dudelsack, lahm an Armen, Beinen und an der Seele: es hängt alles an ihm so schlaff, wie der Dudelsack über die Schultern. Das ist der Kunstjammer! Er liebt die Kunst nicht, oder hat seine Liebe lange vergessen, denn sie blieb unfruchtbar und nährt ihn kümmerlich; aber ohne sie hätte er vollends gar nichts, und darum bleibt er bei ihr. Diesen beiden folgen zwei offenbar heitere Gefährten. Dem einen hängt die Zither am Stock über die Schulter, er hat ein äußerst vergnügtes und stark angetrunkenes Gesicht, in welchem durchaus kein Platz für irgend eine Sorge ist. Auch die Kunst macht ihm nicht viel Mühe, aber er hat Talent, und gerade so viel als er braucht, um den leeren Krug wieder füllen zu lassen. Das ist der Repräsentant Derer, die die Kunst wählen als das Handwerk, bei dem sich lustig leben läßt und frei. Der ihm zur Seite geht, mit der Geige unter dem Arm, verwachsen von Gestalt, und verschroben in seinen Bewegungen, ist in heftiger Peroration begriffen, und demonstrirt seinem gleichgültigen oder ungläubigen Nachbar die erhabenen Schönheiten der Kunst. Das ist der Repräsentant Derer, die viel wissen und wenig können, und die immer nur mit der Zunge malen. Endlich den Schluß macht ein ganz in Träume versunkener und in diesen Träumen glücklicher Fagotist. Eine Rose liegt am Boden, die eines der Mädchen auf der Mauer beim Kranzwinden hat fallen lassen. Er sieht die Rose; die Rose ist für ihn dahingelegt, ein Zeichen schüchterner Liebe, ein Gruß des allerannuthigsten Herzens. Still entzückt bückt er sich danach und schmückt sich mit der einen Rose einen ganzen Himmel voll Hoffnungen aus. Das ist der Repräsentant des phantastischen Künstlers, der durch die Stimmung seiner Seele zur Kunst geführt wird, als der einzig ausreichenden Sprache für die Fülle von Gedanken und Empfindungen, die ihm von allen Höhen, aus allen Tiefen, aus allen Blumenkelchen, aus allen Felsenritzen, von ziehenden Wolken und Vögeln, wie aus dem Auge einer nur geträumten Geliebten entgegenströmen, der aber, da ihm Verstand und Urtheil fehlen, doch ein Narr ist.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 22. November. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Zum Erstenmale: Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Abtheilungen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 23. November. Die Schule des Lebens, Dramatisirtes Mährchen in 4 Akten, von Dr. E. Raupach.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 324.** Mittwoch, den 24. November **1847.**

### Juan Moreda, der Sklavenjäger.

(Forts. und Schluß.)

Nachdem Juan Moreda der (wie er es nannte) absichtlichen Thorheit des Unglücklichen, der einer harten Gefangenschaft glücklich entgangen war, um eines so schrecklichen Todes zu sterben, einige Flüche nachgeschickt, eilte er zurück, um Tio Jorje von dem schlechten Erfolge, den er auf seiner ersten Sklavenjagd gehabt, zu unterrichten. Er hatte indeß nur Zeit zu einer kurzen Anzeige, denn die Boote des Schooners mit den Kanots des Königs Benjie, unter dem Befehle des ersten Steuermanns, lagen schon bereit, und es war durchaus nöthig, daß die Sklaven noch vor Einbruch der Nacht an Bord gebracht wurden. Macarao, der Eigenthümer des Schooners, hatte die Absicht, die Barre mit dem Eintritt der Ebbe bald nach Mitternacht zu passiren, weil der englische Kreuzer, welcher bis jetzt die Mündung des Flusses bewacht hatte, sich zurückgezogen, um auf ein anderes Sklavenschiff Jagd zu machen. Es wurden daher die größten Anstrengungen gemacht, um die Einschiffung zu beschleunigen, und kurz vor Sonnenuntergang fuhr das letzte, mit der Menschenwaare Tio Jorje's beladene Boot unter dem Befehle des zweiten Steuermanns ab Die beiden Verbündeten schüttelten sich die Hände und sagten sich mit einem bedeutsamen Lächeln, das jedoch von den portugiesischen Seeleuten im Boote sehr wohl bemerkt wurde, Lebewohl!

Kurz vor Anbruch des folgenden Morgens wurde der Sklavenhändler durch ein heftiges von einem starken Getöse begleitetes Pochen an seine Hausthür aus dem Schlafe aufgeweckt, und da er die Ursache dieser Störung sehr gut ahnen konnte, so trat er ruhig heraus und begegnete seinem alten Freunde Macarao, begleitet von einem halben Dutzend seiner Matrosen und einer Anzahl schwarzer Unterthanen des Königs Benjie. Der erstere, ein blaßgelber, hagerer Portugiese, richtete, während ein heimtückisches Lächeln über sein gelbes Antlitz flog, mit übertriebener Höflichkeit folgende Worte an Tio Jorje:

„Es berührt mich schmerzlich, in die Nothwendigkeit versetzt zu seyn, Euch, Senhor, zu dieser ungewöhnlichen Stunde stören zu müssen; doch wenn Ihr die Güte haben wolltet, mir genau den Theil Eures Hauses anzugeben, wo Ihr meinen schurkischen zweiten Steuermann versteckt haltet, so würdet Ihr mich von der unangenehmen Zwangspflicht befreien, Euer Haus ein wenig in Brand zu stecken, um den Landstreicher zu braten."

„Mein bester Freund," antwortete der Sklavenhändler mit eben so großer Cordialität, „ich gebe Euch mein Wort, daß ich von Eurem zweiten Steuermanne nichts weiß, der, so viel ich mich entsinne, grade vor Sonnenuntergang mit seinem Boote nach dem Schooner abfuhr. Setzt Ihr indessen Zweifel in meine Worte, so durchsucht mein Haus, oder steckt es in Brand, ganz wie es Euch beliebt. Ihr braucht auf mich in keiner Weise Rücksicht zu nehmen."

„Ich danke Euch, Ihr seyd zu gütig", sagte der Portugiese in demselben Tone. „Ich bitte Euch denn, mir nach Euern besten Kräften beizustehen, damit ich den Ausreißer wieder erwische."

„Ohne Frage, Senhor", antwortete der Sklavenhändler. „Könnt Ihr daran zweifeln?"

„Einiges vielleicht", entgegnete der Andere. „Ihr würdet mich sehr verbinden, wenn Ihr mir Eure Hunde geben wolltet."

„Die Hunde!" rief Tio Jorje bestürzt. „Glaubt Ihr, daß ihn die Hunde abfassen werden?"

„Allerdings glaube ich das, bester Freund. Eure Hunde werden ihn zwar nicht verletzen, aber sie werden ihn auf eine subtile Weise beim Kragen festhalten, bis ich dazu komme."

„Ich glaube es nicht", sagte der Sklavenhändler in ernstem Tone. „Sie stürzten gestern auf ihn los, als ich sie herbeiführte, um den Felatah aufzuspüren. Sie haben eine Abneigung gegen ihn, und es beunruhigt mich, sie auf ihn loszulassen."

Er sprach dieß mit solchem Ernste, daß Macarao einen Augenblick Anstand nahm, dann aber rief er:

„Dem Schurken widerfahre das, was er selbst über sich gebracht hat; wir haben keine Zeit zu verlieren. Schafft die Hunde her, ihr Schufte!" gebot er mit herrischem Tone den Sklaven Tio Jorje's. Die Letzteren blickten auf ihren Herrn, der jedoch keinen Gegenbefehl zu geben wagte, und die Thiere wurden herbeigeführt. Als sie Macarao erblickten, bellten und winselten sie, und schmeichelten ihm nach ihrer Weise, als ob sie erfreut wären, einen alten Bekannten zu sehen.

„Wie wollt Ihr ihnen die Spur geben?" fragte der Sclavenhändler. „Ich habe nichts von Juan hier."

„Ich will an Eurem Worte nicht zweifeln, Tio Jorje," entgegnete der andere; „denn dieß wäre sehr unhöflich; und so ist es gut, daß ich mit allem Nöthigen versehen bin."

Mit diesen Worten knüpfte er ein kleines Bündel auf, das er sorgfältig unter seinen Kleidern verborgen gehalten hatte, holte ein paar Schuhe hervor, welche Juan noch jüngst getragen hatte, und warf sie den Hunden vor. Sie beschnüffelten sie eifrig und bellten dann zu gleicher Zeit, wodurch sie zu verstehen gaben, daß sie die Spur hätten. Hierauf umgingen sie, ihre Spürnasen zu Boden gerichtet, in einiger Entfernung das Haus und liefen endlich westwärts fort mit lautem, lange anhaltendem Ge-

heul. Sofort folgte ihnen Macarao mit seinen Leuten und allen den Negern, die im Stande waren, die Jagd mit zu machen.

Die Spur führte zuerst in dasselbe Gebüsch, wohin sich der unglückliche Felatah geflüchtet hatte. Diesen Platz hatte der Sklavenhändler in der That seinem Verbündeten auf so lange als Versteck bezeichnet, bis der Schooner den Fluß verlassen haben würde, oder auch für den Fall, daß er ihm, sollte Macarao wirklich nach ihm suchen, durch einen Boten Zeichen geben lassen könnte, rasch über den Angrafluß zu setzen, um aus dem Bereiche seines Verfolgers zu seyn. Keiner von ihnen hatte vorausgesetzt, daß Macarao die Hunde zum Aufspüren fordern würde, denn viele Gründe waren dagegen, sich eines solchen Mittels zum Wiedereinfangen eines Ausreißers zu bedienen; hierdurch aber geschah es auch, daß Juan frühzeitig durch das Bellen der Hunde, als sie sich seinem Verstecke zuwandten, von der Annäherung seines Verfolgers unterrichtet wurde. Der junge Spanier sprang rasch auf und floh in größter Eile nach dem Flusse, wo für ihn, wie er wußte, auf Befehl Tio Jorse's ein Kanot in Bereitschaft lag. Es ist kaum möglich, daß er in diesem Augenblicke nicht an die wunderbare Aehnlichkeit seiner Lage mit der des unglücklichen Gefangenen, den er Tags zuvor zu Tode gehetzt, sollte gedacht haben. Dieß muß besonders dann der Fall gewesen seyn, als er in demselben Momente, wo er das Ende des schmalen und langen Baumganges erreichte, sich umsah und seine Verfolger hinter sich erblickte. Diese erkannten ihn sofort, und die Hunde stürzten mit wildem Geheul so rasch fort, daß es Macarao nicht möglich war, sie im Auge zu behalten. Als er das Ufer des Flusses erreichte, fand er sie an demselben wüthend nach dem Ausreißer hinbellend, der, aufrecht auf dem Vordertheil des Kanots stehend, die verzweifeltsten Anstrengungen mit seinem Ruder machte und die Mitte des Stromes bereits erreicht hatte.

„Kommt zurück, Schurke!" rief der Herr des Sklavenschiffes. „Ihr kennt mich, Juan Moreda, und" — hier stieß er einen fürchterlichen Schwur aus — „wenn Ihr nicht sofort zurückkehrt, so jage ich Euch eine Kugel durch den Leib."

Der Flüchtling sah sich ängstlich um, als ob er die Entfernung messen wollte, und hierüber beruhigt, rief er dann in entschlossenem Tone:

„Schießt nur und thut Euer Schlimmstes!" und er fügte diesen Worten eine Menge Verwünschungen bei, deren Wiederholung wohl unterbleiben kann.

Er hatte kaum seinem Verfolger diese Worte zugerufen, als ein unerwartetes Ereigniß eintrat. Ein gewaltiger Baum, wahrscheinlich aus dem oberen Lande von der Sommerfluth herabgeschwemmt, hatte sich in der Mitte des Strombettes festgesetzt, und während seine Wurzeln tief im Schlamme des Grundes stacken, hatten sich die Zweige über die Oberfläche des Wassers hin ausgebreitet. Juan, der, indem er ruderte, sein Gesicht seinen Verfolgern zugewendet hatte, trieb das Kanot, ohne es zu bemerken, grade auf dieses Hemmniß zu. Das Kanot prallte so heftig gegen den Stamm, daß er kopfüber aus demselben hinabstürzte, und als er wieder die Oberfläche des Wassers erreichte, riß ihn der Strom von dem Nachen fort, der in den Zweigen des Baumes festsitzen blieb. Er strengte sich aus allen Kräften an, das Kanot wieder zu erreichen, aber die Gewalt des Stromes, die grade wegen der Ebbe reißend dahin stürzte, machte seine Anstrengungen vergeblich. Er wandte sich nun dem andern Ufer zu aber in demselben Augenblicke wurde das verhängnißvolle Kräuseln der Wellen bemerkt und die Neger stießen den fürchterlichen Schrei aus: „Der Kaiman! der Kaiman!"

Es wiederholte sich jetzt genau wieder dieselbe Scene, welche der unglückliche Schwimmer Tags zuvor mit eignen Augen gesehen. Er kämpfte noch wie ein Wahnsinniger, um das Ufer zu erreichen, bewegte wild die Arme in der Luft, stieß einen, das innerste Mark erschütternden Todesschrei aus und verschwand dann. Alsbald zeigte sich auf der Oberfläche ein dunkler Blutfleck, den der Strom rasch dahin riß, und die vor Schreck erstarrten Zuschauer am Ufer sahen nichts mehr von dem unglücklichen Moreda. Einer derselben, ein portugiesischer Matrose, auf den diese rasche und furchtbare Wiedervergeltung einen tiefen und dauernden Eindruck machte, erzählte mehrere Jahre später einem Oberbootsmanne auf einem ehrbaren Kauffahrteischiffe die Einzelnheiten dieses Ereignisses, das ihn veranlaßte, alle Theilnahme an dem fluchwürdigen Menschenhandel, bei welchem Juan Moreda einen so schrecklichen, aber wohlverdienten Untergang gefunden, zu entsagen.

***

## Briefe aus der Kaiserstadt.

(Forts. und Schluß.)

Wien, Anfangs November.

Lortzing. Eckardt als Schauspieler. Das Burgtheater.

Nachdem die Bäume, unter denen Graf Waltron ein paar hundertmal erschossen worden ist, entlaubt waren, wurde das Kraftstück von dem „Viehhändler aus Oberösterreich" abgelöst. In der Titelrolle ist der Pesther Komiker Rott, im Theater an der Wien, zum ersten Male als neu engagirtes Mitglied aufgetreten. Dieser Viehhändler ist der einzige unter den Wiener Possen, die auch im deutschen Auslande festen Fuß gefaßt, und ich glaube einmal sogar im klassischen Weimar, an Schiller's Geburtstage gegeben worden ist. — Rott ist zwar kein Komiker, wie ihn die Wiener verlangen, aber ein guter Charakteristiker, dessen Werth eine tüchtige musikalische Bildung und eine vielfache Verwendbarkeit in der Posse und in der Oper erhöht. Mit seinem Engagement ist wenigstens die Lücke wieder ausgefüllt, welche die Posse seit Beckmann's Uebertritt zum Burgtheater erhalten hat.

Nach dem „Viehhändler" brachte das Theater an der Wien „einen Helden und seine Liebe" in einem großen, fünfaktigen romantischen Schauspiele in die Scene. Karl Elmar heißt der Verfasser und Bertrand du Querklin ist der gemeinte Held. Die tragische Pointe bildet die Entsagung eines Weibes, das er liebt, und das sich freiwillig zeitlebens aus seiner Nähe verbannt, um ihn — da sie niedrig geboren ist — nicht der Ehre und seiner Heldenlaufbahn abtrünnig zu machen. Das Stück ist mit einer Visions-Schlußscene und dem gehörigen ritterlich-romantischen Apparat versehen, auch gut angelegt, hat einen verständigen Dialog und ist selbst nicht ohne Poesie. Allein was nützt das in unserer Zeit, wo man Anderes verlangt? Der Geschmack an diesen romanhaften Bildern ist verloren gegangen, und man wirft dergleichen Stücke, selbst wenn sie Besseres verdienten, in die Rumpelkammer der alten Ritterstücke. So ging es auch dem Helden sammt seiner Liebe; er schritt ein paar Mal — durch Herrn Kunst repräsentirt — über die Bühne, und verschwand dann, um nie wieder sichtbar zu werden.

Während diese dramatischen Neuigkeiten vom Stapel gelassen wurden, hatte die Oper indessen Lortzing's „Undine" vorbereitet und mit Karoline Mayer in der Hauptrolle und unter des Komponisten eigener Leitung am 20. Oktober zum erstenmale hier zur Aufführung gebracht. Sie wurde gut gegeben und fand viel Beifall. Warum aber Lortzing die komische Gattung, die in Deutschland so verwaist ist, und für welches er eine vorzügliche Begabung besitzt, vernachlässigt und sich der sogenannten großen Oper zuwendet, für die er doch nur ein secundäres Talent mitbringt?

Eine sonderbare Manie hat sich jetzt zweier unter unsern jüngeren Literaten bemächtiget — sie wollen nämlich die Hauptrollen ihrer dramatischen Produkte spielen, und zwar besser als die Schauspieler von Profession. So hat der Possenverfasser Friedrich Kaiser ein neues Stück, mit der zweideutigen und hohltönenden Bezeichnung: Charakterbild, „die Schule der Armen" betitelt, geschrieben, dessen Tendenz dahin geht, die Hartherzigkeit und Ueberhebung der Reichen aus der Gemeinheit und Kriecherei der Armen — ein großherziger Vorwurf — zu erklären, in welchem er selbst die Hauptrolle spielt. Und warum das? Ist der Charakter so schwierig, daß der Verfasser fürchten muß, der Schauspieler könne in seine Intentionen nicht eingehen, oder ist Herr Kaiser zur Darstellung so besonders befähigt, daß er die Schauspieler der Bühne, auf denen sein Stück aufgeführt wird, überflügelt? Keines von Beiden. Der Charakter seines armen Helden ist ein ganz gewöhnlicher Komödienliebhaber mit philantropischen Grundsätzen, die aber später ins Extrem umschlagen, und Herr Kaiser selbst hat ein dünnes, kaum ausreichendes Organ, spricht zwar anständig, bewegt sich aber linkisch, und hat eben nicht mehr Routine, als ein Held auf Liebhabertheatern. Was sein neues Stück betrifft, so ist dasselbe, wie aus der bereits angedeuteten Tendenz hervorgeht, in dem Grundgedanken verwerflich; aber auch in der Durchführung hat der schauspielende Verfasser, trotzdem, daß er bereits eine bedeutende Anzahl von derlei Charakterbildern geliefert, und sich daher einige Routine hätte erwerben müssen, nichts Bedeutendes geleistet. Die Handlung ist mager, abgespielt, ohne Zusammenhalt — ein Konglomerat von einzelnen Scenen, die sehr lose an einander gestickt sind. Die Kouplets sind matt, die Wortwitzeleien und poetisirenden Tiraden sind lauter alte bekannte. Als Deus ex machina muß wieder ein Onkel aushelfen, dießmal zwar nicht aus Amerika, sondern aus Frankreich, dießmal auch nicht in corpore, sondern als guter Geist, denn der Onkel ist bereits gestorben und wird nur durch seine Hinterlassenschaft von zwei Millionen repräsentirt. — Einige episodische Figuren und Scenen hat der Verfasser mit Lebenswahrheit und Laune gezeichnet, und nur diesem verdankt sein Stück ein längeres Leben auf dem Repertoire. Aber gegen eine dieser episodischen Figuren müssen wir entschieden Protest einlegen. Herr Kaiser ist nämlich so geistreich, die politische Poesie in der Person eines gesinnungslosen Vagabunden zur Karrikatur herabzuwürdigen und dem Gespötte eines Publikums Preis zu geben, das eben nur gekommen ist, sich durch possenhafte Einfälle das Zwergfell erschüttern zu lassen.

Die niedrige Weise, mit der eine literar-historische Frage von ernster und tiefer Bedeutung im übeln Sinne des Wortes „abgethan" wird und die Art der Kränkung, welche bei dieser Gelegenheit großen Dichtern deutscher Nation widerfahren soll, gibt dem Herrn Kaiser keinen Anspruch auf eine gründliche Widerlegung vom Standpunkt wissenschaftlicher Kritik, uns dagegen gibt sie das Recht, einen soi-disant Schriftsteller zurückzuweisen, daß er nicht mehr Achtung hat vor einer Literatur, die in allen Fällen vor größerem Verdienst, besserem Kern und längerer Dauer ist, als jenes Schock von Possenreissereien, mit welchen Herr Kaiser das Publikum von Wiener Vorstadtstheatern bisher bewirthet hat.

Der zweite Literat, der in seinem eigenen Stücke mitspielte, ist — Ludwig Eckardt, — oder wie er sich selbst zu nennen pflegt — Clodwig; ein Wundermann und Universalgenie, der bisher als Lyriker, Dramatiker, Dramaturg, Kritiker, Korrespondent, Herausgeber fremder und eigener Verse, Sprachreiniger, Einführer einer neuen Orthographie und — des Theebaues in Ungarn sich einen Namen zu machen suchte. Er hat ein verfehltes Stück, „die Kinder der Räuber oder zwei Pergamentsstücke" geschrieben, das an dem ersten Abende seiner Aufführung in dem Theater in der Josephstadt die Probe nicht spielt, vielmehr durch sein barokes Süjet, kraß gezeichnete Figuren und andre Mängel, namentlich im Dialoge unrettbar durchfiel. Eckardt maß den unglücklichen Erfolg seines Dramas der schlechten Ausführung der Hauptrolle bei und entschloß sich, sie in eigner Person dem Publikum vorzuführen. Die schon begrabenen Kinder der Räuber mußten auf sein Drängen und Treiben noch einmal über die Bretter wandern, und der junge, nicht mannhaft genug aussehende Dichter mit einem sentimental klingenden, hochliegenden Organe spielte einen halb blinden, alten, rohen und beutegierigen Räuber. Man denke sich nun diese Niederlage; es war ein Theaterskandal, wie ihn die Hamburger nicht besser wünschen und machen können. Es war ein heißer, erbitterter Kampf der zischenden und höhnenden Partei mit der Partei der Beifallrufer und Händeklatscher. Eckardt aber stand über den Parteien, trotzte allen Unbilden mit eiserner Stirne, und spielte mit einem unerschütterlichen Muthe, der einer bessern Sache werth gewesen wäre, seine Rolle bis zu Ende.

An demselben verhängnißvollen Abende, von dem ich eben erzählte, gesellte sich zu dem Eckard'schen Skandale noch ein zweiter. Ein Schauspieler fand sich durch die nachlässige Laune des Publikums an seiner künstlerischen Ehre gekränkt, erklärte mitten in einer Scene, in der er eben beschäftigt war, von der Bühne herab: der Schauspieler sey nicht vogelfrei, man solle den Dichter und nicht ihn auslachen, und trat ohne weiteres von der Bühne ab. Das Publikum war Anfangs verblüfft, um so mehr als dieser Schauspieler seine Rolle gut memorirt und anständig gespielt hatte; dann aber ermannte es sich und forderte tumultuarisch Abbitte, die denn auch geleistet wurde. In den nächsten Tagen aber zerbrach sich unsere gewissenhafte Journalistik die Köpfe darüber, in wie ferne der Schauspieler Recht oder Unrecht gehabt hätte, und das pro und contra veranlaßte anmuthige, aber langweilige Debatten. Nun sagen Sie, können wir Wiener nach einem solchen Anfange nicht mit den Hamburgern konkurriren.

Das Burgtheater war bis jetzt trotz der vorgerückten Theatersachen, mit Novitäten noch sparsam. Deinhardstein brachte, wahrscheinlich durch Laube's Karlsschüler angeregt, in einem vieraktigen dramatischen Gedichte, mit dem Titel: Fürst und Dichter — Göthe auf die Bretter. Das Stück spielt in der Epoche, da Göthe mit dem Fürsten Karl August von der italienischen Reise zurückkehrt, beide voll frischen Thatendranges und feurigen Willens, in Weimar ein künstlerisches Asyl zu gründen, den alten Schlendrian auszutreiben und ein Licht anzuzünden, das bis in die fernsten Marken des Vaterlandes helle leuchten sollte. — Die Zeit wäre somit gut gewählt, um ein schönes Stück Leben aus Göthe's Weltgang dramatisch zu gestalten. Aber der Verfasser hat nichts zur Charakterisirung unsers großen Dichters gethan, sondern ihn eben nur als einen vernünftigen jungen

Mann hingestellt, der über Reformen recht hübsch zu perorieren versteht, mehr Hofmann als Dichter ist, zuletzt sogar Heirathsagent eines guten Freundes wird, und dessen Vermählung seinen letzten Herzenswunsch seyn läßt, bevor er von Weimar scheidet, die auf diese Weise herbeigeführte Katastrophe ist höchst trivial. An dieser scheiterte denn das Stück und die Theilnahme des Publikums, das in freudiger Erwartung und zugänglichen Herzens gekommen war, sank, nachdem sie sich schon im Verlaufe des Stückes bedeutend abgekühlt, am Schlusse unter Null herab. — Von weiteren Novitäten an der Burg ist nur noch Feldmann's Lustspiel: „Ein höflicher Mann" zu erwähnen. Es gefiel in den beiden ersten Akten, verunglückte aber — wie das bis jetzt noch überall der Fall war — durch die undelikate Wendung, mit welcher der höfliche Mann im dritten Akte seinen Gefälligkeiten die Krone aufsetzt. *)

Auf unserer Hofopernbühne springt der „Pariser Taugenichts" im Ballet herum, und „die Musketiere der Königin" mit dem „Teufels Antheil", wechseln zuweilen mit einer guten deutschen oder schlechten italienischen Oper ab.

Das Leopoldstädter Theater ist vom Grunde aus neu aufgerichtet. Das Gebäude steht fertig da; nur die innere Dekorirung und Ausstattung fehlt noch. In wenigen Wochen wird es eröffnet, und ich werde seiner Zeit das Nähere berichten. Indessen spielt der Direktor Karl mit seiner Truppe — will sagen Gesellschaft — in dem sogenannten Odeon, einem großartigen, aber herabgekommenen Tanzsale. Dieses Interimstheater sieht einer großen Marionettenbude sehr ähnlich. Abgespielte alte Possen und ein paar schlecht übersetzte frivole Vaudevillen bilden das Repertoire.

Ueber Flotow's, des Stradella-Compositeurs, neue Oper, „Martha", deren Aufführung bevorsteht, so wie über unser großes Musikfest, bei dem Mendelssohn's „Elias" unter Mitwirkung von mehr als tausend Musikern aufgeführt wird, das Weitere in einem nächsten Schreiben.

Joseph Antony.

## Tabletten.

*** Es geschehen Wunder und Zeichen am Himmel und die Astrologen haben jetzt viel zu thun! Am Abend des 19. November zwischen 9 und 10 Uhr will man an einigen Orten zwischen Rhein und Main abermals ein prächtiges Nordlicht beobachtet haben, dessen flammendster Theil das Sternbild des großen Bären umschloß. Am 16. November Morgens 5 Uhr erleuchtete ein Meteor blitzähnlich und mit bläulichem Licht die Gegend von Mainz und ließ eine rothe Feuersäule zurück, die erst nach einer Viertelstunde allmälig verlosch. Fuhrleute, die aus der Gegend von Fulda kamen, haben dieselbe Erscheinung wahrgenommen und deuten sie natürlich nach ihrer Weise. Einige Tage früher ist am Mittelrhein in nördlicher Richtung, 25 Grad über dem Horizont, bei starkem Nebel ein anhaltendes zuckendes Flammen, dem Wetterleuchten ähnlich, beobachtet worden. Es durchbrach mit röthlichem Licht den dichten Nebel und zeigte sich immer auf derselben Stelle, einen Durchmesser von nur wenigen Graden einnehmend. Diese Meteore stehen ohne Zweifel mit dem Sternschnuppenfall in Verbindung, der zwischen dem 12. und 14. November einzutreten pflegt, dießmal aber, da der Himmel bedeckt war, leider nicht beobachtet werden konnte.

*** Die Jungfrau von Orleans. Die Stadt Orleans läßt durch den Bildhauer Foyatier ihrer Heldin Jeanne d'Arc auf dem Martroisplatz ein Standbild errichten. Der Künstler hat den Augenblick gewählt, wo sie erfährt, daß die Engländer vor ihrem Banner fliehen. Johanna ist zu Pferd mit wallenden Haaren in Ritterrüstung und Helm dargestellt, sie hält ihren Renner an, senkt den Degen und erhebt die Augen dankend zum Himmel. Der Moniteur Parisien meint, Johanna's Leben bestehe aus drei Epochen, deren Erinnerung Frankreich verewigen müsse, aus ihrer Sendung, ihrem Triumph und ihrem Tod. Die erste habe im Meißel einer vielbedauerten Prinzessin einen würdigen Dolmetscher gefunden, die Stadt Orleans verewige jetzt ihren Triumph, und der Stadt Rouen gebühre es, ihren Märtyrertod zu verherrlichen.

*** Wie merkwürdig die Strenge in Hinsicht der Sitten ist, welche im Kanton Luzern mit exemplarischer Vorsicht überwacht werden, davon führt Dr. Wilhelm Hamm, in seiner so eben erschienenen Schrift über die Schweiz ein eigenthümliches Beispiel an: Man findet in den meisten Wirthshäusern schwarze Tafeln, auf welchem die Namen übel berüchtigter oder entehrter Personen zu Jedermanns Warnung aufgezeichnet sind. Wehe dem, dessen Namen da steht, und der es dennoch wagen wollte, eine Wirthsstube zu betreten! Leider hat die siegende Partei auch jetzt die Namen höchst braver und moralischer, aber anders denkender Männer, ihrer Gegner, an diese schwarzen Tafeln angeschlagen; leider läuft in neuester Zeit jeder ehrenwerthe Mann Gefahr, seinen Namen dort zu erblicken, wenn er einmal Freitags ohne Dispens und vor Zeugen Fleisch gegessen hat. — Die von der Religion vorgeschriebenen Uebungen werden wohl nirgends gewissenhafter erfüllt, wie in Luzern. Selbst in Schwyz werden die Fasten nicht so streng gefeiert, wie hier. Das hindert jedoch keineswegs, daß die Luzerner den Carneval mit einer fast italienischen Lustigkeit und Ausgelassenheit begehen. Nicht Tage, Wochen lang vorher beginnen die Vergnügungen, denen man sich, wenigstens früher war es so, mit Harmlosigkeit und Ungezwungenheit hingibt.

*** In Halle, an der Saale kühlem Strande, ist am 7 Nov. des Jahres 1847 „der Graf von Burgund" aufgeführt worden, großes Ritterschauspiel in 5 Akten, von A. v. Kotzebue, mit der ausdrücklichen Bemerkung auf dem Zettel, daß das im vierten Akt vorkommende Lamm nach beendigter Vorstellung ausgespielt, und jeder der „geehrten Zuschauer" ein Freiloos erhalten werde!

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 23. November. Die Schule des Lebens, Dramatisirtes Mährchen in 4 Akten, von Dr. E. Raupach.

Mittwoch, den 24. November. Don Juan, große romantische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart.

*) Der neusten Nummer der Leipziger „Theaterchronik" zufolge hat Feldmann zu diesem Stück einen andern, neuen dritten Akt geschrieben.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 325.** Donnerstag, den 25 November **1847.**


### Schloß Rákos.

(Novelle von L. Foglar.*)

Etwa anderthalb Stunden seitwärts von Pesth, auf dem historisch denkwürdigen Rákos-Felde, ungefähr an dem gleichnamigen Flüßchen erhebt sich eine mächtige Anhöhe, umgeben von dichter, mächtiger Waldung und segenschweren Weinhügeln, aus deren Mitte der Sommersitz einer gräflichen Familie, das Schloß Rákos, emporragt — ein einfacher, freundlicher Bau, der sich eben nur bescheiden vor den in der Thalniederung umher gelegenen Wirthschaftshäusern und Vorrathsscheuern auszeichnet.

Erst vor Kurzem starb die Besitzerin dieses nicht viel weniger als ein halbes Jahrhundert alten Schlosses: eine würdige Matrone, voll Gemüth und Verstand, deren Umgang ich manche nützliche Stunde verdanke, aus denen nach und nach sich einzelne Mittheilungen ergaben und nachfolgende Aufzeichnungen veranlaßten.

Bald nach jener traurigen Katastrophe des Jahres 1838, welches uns die furchtbare Macht der Wasserfluth und eines grausamen Winters unauslöschlich in's Gedächtniß prägte, hielten sich in Rákos, wie auf allen höher gelegenen Punkten des Uferlandes, unzählig viel jener Unglücklichen auf, welche entweder durch die Ueberschwemmung all' ihr Hab und Gut verloren hatten, oder, da sie nichts zu verlieren gehabt, aus dem allgemeinen Unheil auf irgend eine Weise Nutzen zu ziehen hofften. Da ging es nun in der Schankstube des Pachtwirthes im Rákos-Wäldchen, welches den Schloßberg bekränzt, bunt genug her. Um ein karges Feuer gruppirten sich die hageren, mit Lumpen bedeckten Gestalten, Männer, Weiber und Kinder, von Frost und Hunger fast aufgerieben. Andere spülten im schlechten Weine ihren Kummer hinweg und bliesen den erstickendsten Cigarrendampf lustig in die Flammen. Abseits in der Ecke, in der dunkelsten Ecke, saß ein junger, hübscher Mensch, ein Deutscher, wie es schien, sorgloses Studentenblut — und hatte eben seinen Horaz — wohl das einzige, was er sich gerettet, zugeschlagen, da er vor Dunkelheit nicht weiter zu lesen vermochte. Er murmelte eben noch sein „beatus qui procul" vor sich hin und hatte es im losen Tumulte nicht beachtet, daß einige bärtige Magyaren im Uebermuthe ihrer Weinlaune einen patriotischen Toast dictirt hatten. „Eljen a magyar ország!" (Es lebe Ungarn!) schallte es vielstimmig durch die Schenke und einige Gläser klirrten an die Wand. Ein braunes, mongolisches Gesicht trat an den Studenten heran und verwies es ihm, daß er nicht mit einstimme. Erstaunt und wie aus Träumen erwachend erhob sich der Jüngling und — der Sprache unkundig — schwieg er. Aber ein Zweiter verlegte ihm den Weg zur Thüre und schlug ihm seinen Klassiker aus der Hand, indem er ihn mit einem „Német kutja!" (deutscher Hund) verfluchte. An Widerstand war da so wenig zu denken, wie an Flucht; und der Student — Max war sein Taufname — hatte so viel Geistesgegenwart — sich unter den Anwesenden eine Partei zu suchen, die er auch fand. Vor allen strebten die Weiber der Wuth der Trunkenbolde Einhalt zu thun und eine Verständigung herbeizuführen. Umsonst, der Mongole hob seine riesige, mit einem Taschenmesser bewehrte Faust gegen den Verfolgten. Der Unglückliche schien rettungslos verloren, denn bald erlahmte seine Kraft an der Uebermacht der riesigen Kerle — da warf eines der jüngeren Mädchen — die Schönste an Leib und vielleicht auch an Seele — unbemerkt einen brennenden Holzspan in das Kukuruzstroh, worauf man des Nachts zu schlafen pflegte und mit einem Male erfüllte der Jammerschrei: „Feuer! Feuer!" die ganze Stube. So ward die Aufmerksamkeit von dem Studenten abgelenkt und in der allgemeinen Verwirrung gelang es ihm, den Händen der rohen Männer zu entkommen. Er raffte sein Buch vom Boden auf und stürzte hinaus in den kahlen, schneebedeckten Wald, hinter sich die heulende Menge, welche ihr rauchendes Obdach zu retten versuchte. Trotz der augenscheinlichen Gefahr, die ihn umdroht hatte, und trotz dem wirren Gedränge, das ihn umknäulte, hatte Max mit einem flüchtigen Blicke ersehen, daß eine der weiblichen Gestalten — Irma hieß sie — heimlich den Brand vom Herde geholt und ihn in das Stroh geworfen hatte. Noch wogten in seiner Seele die Gedanken über seine wunderbare Rettung auf und ab, während der tiefe Schnee seinen eilenden Schritt hemmte — er wußte, dem Himmel für seine Rettung dankend, noch gar nicht, wohin er flüchten, wo er Sicherheit suchen sollte, und sein scheuer Blick spähte nur zuweilen zurück, ob niemand ihn verfolge. Immer tiefer drang er in die lautlose Waldung und trotz der grimmigen Kälte, vor der nur ein leichter Rock ihn schützte, jagten Angst und Anstrengung ihm warme Schweißtropfen von der Stirne. Da hörte er seitwärts Tritte im Gehölze, leise knisterte der Schnee, über den die bloßen Füße des Mädchens leicht dahinglitten — es war Irma. Sie winkte ihm, still zu steh'n und er glaubte den traulichen Zügen des blassen, schönen Angesichts — stand stille und erkannte an ihrer freudigen Hast, daß sie es war, welche durch ihre kühne That ihn gerettet. In gebrochenen Sätzen, halb ungarisch halb deutsch, machte sich das Mädchen verständlich: sie wolle ihn den nächsten Weg zum Schlosse Rákos führen, wo er sicher geborgen seyn werde. Staunend und dankend nahm er das Geleite an und willigte gern in

*) Aus dessen zunächst erscheinendem Werke „Paragraphe aus dem Buche des Lebens". Rákos wird gesprochen Rakosch.

ihre Bitte, er möchte auch sie dort in Schutz bringen, weil man ihr allein, und in diesen Bettlerkleidern, schwerlich die Aufnahme gewähren möchte. Er versprach ihr Schutz und Fürsprache und sie eilten zusammen nach dem Schlosse.

„Hab' ich's Ihnen nicht gleich gesagt, Frau Rohr, es wird keine guten Folgen geben mit diesen zwei jungen Leuten in unserem Hause? Jetzt ist ein Jahr um, seit wir sie aufgenommen, und fast täglich haben Sie Anlaß zu Klagen und Aergerniß. Es thut kein Gut mit diesem jungen Blut unter einem Dach, das war doch vorauszusehen. Mein Gott, wir beide waren ja auch ein mal jung — ist freilich schon lange her —" „Nun, gar so lange eben nicht," unterbrach den Grafen die etwas betagte, aber wohlerhaltene und zierlich gekleidete Haushälterin auf Schloß Rakos. „Schon gut, schon gut, Frau Rohr," fuhr der Graf fort, indem er eine neue Pfeife anbrannte und sich wieder an den Kamin setzte, wo die lustige Flamme grelle Lichter in das dunkle Zimmer warf. „Meine Liebe, Sie haben sich da wieder einmal von Ihrer Gutmüthigkeit überrumpeln lassen. Aber verschonen Sie mir nur die Gräfin mit Ihren Lamentationen." Eine Pause. Der Graf las weiter in dem damals vielbekannten Buche: „Les droits de l'homme et la voix de la nature," indem er seinen Lehnstuhl näher an die Flamme rückte und der Haushälterin den Rücken zukehrte. Frau Rohr hatte Feßlers Chronik vor sich liegen, aber nicht, um darin zu lesen, dazu war es auf ihrem Platze zu dunkel, sondern um einige fein gefaltete Brieschen darin neben anderen Zetteln und Zettelchen zu verbergen, auf denen schöne Verslein, Kernsprüche, Wäschverzeichnisse, Psalterstücke, Speisenrecepte und Großvaterlehren in rührender Eintracht zu lesen waren.

(Fortsetzung folgt.)

## Friedrich von Raumer's „Vereinigte Staaten von Nordamerika",

kritisch beleuchtet von einem Deutschamerikaner. *)

Die Abschnitte 2 bis 11 enthalten eine von Meisterhand entworfene, obzwar kurze Uebersicht der Geschichte dieser Republik bis zu dem Zeitpunkt, da ihre wahre Größe beginnt, nämlich: „Die Entdeckungen und ersten Ansiedlungen; die Kriege bis 1763; vom Frieden zu Aachen (1763) bis zu der Unabhängigkeitserklärung Nordamerika's (1776); von der Unabhängigkeitserklärung bis zum Ausbruche des Krieges zwischen England und Frankreich (1778); bis zum Frieden zu Versailles (1783); bis zur Annahme der neuen Verfassung; die neue Verfassung von 1787; die Verfassung der einzelnen Staaten; die Zeiten der Präsidentschaft Washington's und J. Adam's, 1789—1801; Thomas Jefferson.

Dieses, wenn auch dem Raume nach beschränkte Feld eines Theils der neueren Geschichte hätte, mit Rücksicht auf die täglich bedeutender werdenden Folgen der politischen Entwicklung Amerika's, längst verdient, von den Geschichtschreibern mit etwas weniger Oberflächlichkeit und Eile behandelt zu werden, als es meistens geschieht. Es wird einst wichtiger für die Welt seyn (und ist's schon jetzt) zu verstehen, wie Amerika das wurde, wodurch es die übrigen Nationen in Erstaunen setzt, als den scharfsinnigsten Forschungen unserer Paläologen über Kleinigkeiten zu folgen, die niemand zu wissen begehrt. Lange genug haben die gelehrten Köpfe den Schutt einer untergegangenen Welt durchwühlt; es ist Zeit, daß sie solchen Dingen jetzt gleichsam in's Auge sehen, die lebenvoll vor uns emporwachsen, enthaltend die Keime großartiger Umgestaltungen im Leben der Völker. — Hätte ich eine sogenannte Weltgeschichte zu schreiben, ich würde anders abtheilen, als man meistens thut, nämlich: alte Geschichte bis zur Stiftung des Christenthums; mittlere bis zum Ausbruch der nordamerikanischen Revolution; neuere seitdem. Von dieser neueren aber ist freilich nur der erste Auftritt eben im Abspielen, — und Niemand ahnt, was kommen wird, bis der Vorhang fällt; doch sagt ein ahnendes Vorgefühl den Weiseren, daß Größeres als das Bisherige im Werden ist.

Herrn v. Raumer standen bei dieser schätzbaren Arbeit die reichsten Quellen, nämlich die historische und politische Literatur dieses Landes, zur Benutzung frei. In wahrhaft patriotischem Geiste und mit dem löblichsten Fleiße haben die Amerikaner ihre eigene Geschichte bearbeitet, nicht allein die des Bundes, sondern jeder einzelnen Niederlassung, jedes einzelnen bedeutenderen Mannes, — und über diese Dinge ist auch in der Masse des Volkes mehr Kenntniß verbreitet, als man wohl irgendwo sonst findet. (Führt doch Herm. Ludewig in seinem Werke „The literature of American local history, a bibliographical essay, New York 1846", allein 1460 in Nordamerika gedruckte Werke, betreffend die Localgeschichte dieses Landes, an.) — Trotz den trefflichen Schriften von Bancroft u. A. steht die „Geschichte des nordamerikanischen Revolutionskrieges von dem Italiener Botta," welche in musterhafter englischer Uebersetzung hier sehr verbreitet ist, als ein noch unübertroffenes Geschichtswerk da; es umfaßt zwei starke Bände und wird von Jung und Alt mit einem Interesse gelesen, dem fast nur dasjenige gleichkommt, womit ein Secundaner die Odyssee verschlingt.

Hier sind nur wenig Bemerkungen zu machen. Im achten Abschnitt sagt der Verfasser: „Alle peinlichen Processe und alle bürgerlichen, deren Werth über 20 Dollars beträgt, werden mit Zuziehung von Geschwornen geführt und entschieden." Doch dieß ist keineswegs eine durchgreifende Regel. Im Staate Missouri z. B. kann in jedem bürgerlichen Processe ohne alle Rücksicht auf den Geldwerth, um welchen es sich handelt, von dem Kläger sowohl als von dem Beklagten Entscheidung durch die Jury gefordert werden; nur wenn beide Parteien darauf verzichten, entscheidet der Richter selbst. — In neuester Zeit begünstigt man die Einrichtung von Compromißgerichten. — Eigen ist in dem hiesigen Processe, daß jede Partei die Gegenpartei als Zeugen vorladen und beeidigen lassen kann, wodurch letztere die Verpflichtung erhält, alle, die näheren Umstände des Falles betreffende Fragen zu beantworten. Die Darstellung der Thatsache geschieht nicht hauptsächlich durch Fragen des Richters, sondern der Advocaten an die Zeugen. Der Richter schreitet nur ein, wenn die Fragen ungebührlich werden, oder thut eine Frage zur Hervorhebung eines übersehenen Umstandes; auch die Geschwornen fragen zuweilen. Die Jury muß immer einstimmig seyn; kann sie sich nicht vereinigen, so muß das ganze Verfahren vor einer neuen Jury wiederholt werden. In Forderungssachen bringen die Geschwornen Einstimmigkeit unter sich öfters auf folgende Weise zu Stande: a. spricht nach seiner Ueberzeugung der einen Partei soviel zu, b. soviel, c. vielleicht der andern Parthei soviel u. s. w.; von allem diesem wird das Mittel genommen und als das unparteiische Verdict der Jury ausgesprochen. Dieß mag nicht immer juristisch genau seyn; doch läßt man sich diese

*) Vgl. die Nummern 288 bis 291 des Conversationsblattes.

Art der Aburtheilung am liebsten gefallen; es ist eine Entscheidung nach der Wahrscheinlichkeitsberechnung. — In ähnlicher Weise wird Schadenersatz ꝛc. ꝛc. abgesetzt.

Es kann für europäische Leser nicht genug hervorgehoben werden, daß man die Bundesrepublik Nordamerika's mit nichts vergleichen darf, was in der östlichen Hemisphäre in alter oder neuerer Zeit bestanden hat oder besteht, und daß demnach alle Urtheile über das wahrscheinlich künftige Schicksal dieser Republik, sofern sie aus Erfahrungen der Vergangenheit hergenommen sind, nothwendig schief ausfallen müssen. Unsere Republik hat keine Aehnlichkeit mit den kleinen Demokratien Griechenlands und hat nicht zu fürchten, daß sie — wie jene — im Kampfe mit streitsüchtigen Nachbarstaaten ihre Kraft aufreiben oder aber einer, der römischen ähnlichen Uebermacht erliegen werde. Auch eine römische Stadtrepublik ist die unsere nicht, mit stiefmütterlich behandelten Bundesgenossen, mit gewaltsam unterworfenen und despotisch bedrückten Provinzen, mit einer halben Welt von unterjochten Völkern, die alle nach Befreiung sich sehnen, die nur Herrscherwille und Schwert zusammenhält, und denen die Laune roher Prätorianer endlich das letzte Restchen von Freiheit entreißt. Oder wenn eine Republik wie die schweizerische bei dem allzu beschränkten Gebiete, das sie einnimmt und dem Mangel an innerer Einheit, trotz dem guten Geiste der Mehrzahl des Volkes, doch nur eine dürftige politische Existenz hat zwischen mächtigen Monarchien und aufhören müßte, sobald diese über das Gebiet sich verständigen könnten; so paßt auch von dem Allem nichts auf unsern Freistaat. Eben so wenig weise man auf die Niederlande hin, deren Volk, fast ohne es zu merken, vom freien Bürgerthume zum Königthume übergeführt wurde und dem vererbten politischen Systeme der alten Welt sich schmiegen mußte. Aber es bleibt noch Frankreich übrig mit all den bitteren Erfahrungen, die dessen vielfach betrogenes Volk machen mußte, mit allen unerhörten Excessen eines wilden Freiheitstaumels, mit der bloßen Soldatenehre, die ihm ein glücklicher Militärchef statt Freiheit und Glück gab, mit der Bereicherung der Wenigen und der Verarmung der Massen unter der Politik „der materiellen Interessen" eines „Bürgerkönigs." — Der Charakter dieses Volkes sowohl, als die ganzen inneren und äußeren Verhältnisse unserer Republik bürgen dafür, daß Aehnliches niemals hier eintreten kann.

(Fortsetzung folgt.)

---

## * Ein neuer Acosta.

Ein Sprosse aus der Familie jenes Helden für Gewissensfreiheit, welchem Karl Gutzkow in seinem besten Schauspiel, im „Uriel Acosta" ein bleibendes Denkmal gesetzt hat, ist vor kurzem vom Judenthum zum Christenthum übergetreten und erregt gegenwärtig in Amsterdam als Schwärmer und Proselytenmacher ein nicht geringes Aufsehen. Eine geistreiche junge Dame in der holländischen Seestadt, welche eine Vorlesung des neuen Glaubenshelden besucht hat, läßt sich über denselben in einem ihrer Briefe an einen deutschen Freund in folgender Weise vernehmen: „Vorigen Freitag (12 Nov.) Abends habe ich zum Erstenmale in meinem Leben einen zum Christenthum übergetretenen jüdischen Religionsschwärmer und Dichter, nämlich Herrn J. Dacosta, gesehen und gehört. Sehen Sie, ich hätte Sie dabei gewünscht, so etwas Interessantes und ganz Eigenes war's! Er hält hier wöchentlich eine Vorlesung, oder vielmehr so ein Mittelding zwischen Predigt und Improvisation. Er hatte an dem Abend gerade den Anfang des Evangelium Johannis zum Thema, und Sie mögen sich denken, daß ich von der Vorlesung gar nichts Geringeres als ein Wunder erwartete. Und ich gestehe, daß ich mich keineswegs ganz getäuscht fand; er sucht Alles darin, will's finden und findet's also auch wirklich. Freilich vermag ich nicht zu begreifen, wie sein enthusiastisches Raisonnement irgend Jemandem eine neue, nicht schon in den Saal fertig mitgebrachte Ueberzeugung beizubringen vermögen soll. Aber er glaubt's, das ist gewiß, man sieht's ihm an, und das ist schon an sich merkwürdig und wunderbar genug. Das Schöne und Große in seinem Vortrage begann für mich da, wo er sich von seinem eigentlichen Gegenstand entfernte und sich dann so zu sagen gehen ließ. Da war er im eigentlichen Sinne Dichter und Volksredner, voll Feuer und Begeisterung; überall griff er die erhabensten Bilder zu seinen Anschauungen heraus, Geschichte, Literatur, Musik, Malerei, alles stand ihm zu Gebote, alles beutete er wie sein eigenstes Eigenthum aus. Dann erkannte man doch auch wieder das Jüdische in ihm; er riß Witze, wobei es manche Neckerei gegen Zuhörer absetzte, er erzählte allerlei Anekdötchen — bis er sich dann plötzlich wieder zu der höchsten dichterischen und weltumfassenden Begeisterung emporschwang. Sein Vortrag hatte zwei volle Stunden gewährt; ich könnte jedoch nicht sagen, daß er mich auch nur einen Augenblick nicht sehr interessirt hätte. Es waren mehrere hundert Personen anwesend und ein günstiger Zufall fügte es so, daß ich gerade hinter Madame Dacosta saß, die, nachdem ihr Mann zu sprechen aufgehört, sich freundlich nach mir umwandte, die Frage an mich richtete, ob ich nicht zur Familie ** gehöre u. s. w. und mit der Bemerkung schloß, „sie hoffe, daß die Rede ihres Gatten auch einen bleibenden Eindruck auf mich machen möchte." Als Mama ihre Bewunderung darüber zu erkennen gab, daß Herr Dacosta zwei Stunden lang ununterbrochen mit solcher Kraft zu reden vermöge, kehrte Madame Dacosta den Blick dem Plafond zu und rief aus: „Dat is niet menschelyke kracht, maar kracht, die God geeft!" (Das ist keine menschliche Kraft, sondern Kraft, die Gott verleiht!) Es scheint, daß auch die Frau mitarbeitet." So weit die junge Holländerin. L.

---

## Tabletten

*** Seitdem die Berliner Schützengilde mit Sang und Klang und vielem Pomp ihr Jubelfest begangen, hat sich die Aufmerksamkeit in erhöhtem Grade den Schützengesellschaften zugewendet und man wünscht ihnen aller Orten eine zeit- und zweckgemäße Wiedergeburt und fröhlich Gedeihen. Und dieß bleibt gewiß kein „frommer" Wunsch, denn während es sich von unten herauf kräftig regt und etwas Gutes werden will, thun auch die fürstlichen und königlichen Schützen das Ihre und zeigen, daß sie dem Schützenwesen gewogen sind. Bei der Berliner Jubelfeier vor einigen Monaten hat man sich überzeugen können, daß der König von Preußen etwas auf die Schützen hält und in diesen Tagen hat auch der König von Sachsen einen ähnlichen Beweis gegeben. Der Dresdener Schützengesellschaft ist von Sr. Maj. bei Gelegenheit ihres fünfzigjährigen Schützenjubiläums ein schöner Becher geschenkt worden. Deutsche Sänger, die immer den rechten Ton, Schützen, die immer in's Schwarze, und Turner, die als Leute von Herz und Verstand immer den Nagel auf den Kopf treffen — fürwahr käme es einmal dazu, Deutschland brauchte sich vor keinem Treffen zu fürchten.

*⁎* Ein Irländer, der zum erstenmal in einem deutschen Gasthaus übernachtete, gerieth, als er das gewaltige deutsche Deckbett über sich legte, auf den Gedanken, es sei dies zugleich wieder ein Unterbett und die Deutschen schliefen schichtenweise, immer einer über dem andern, nach Befinden bis zur Zimmerdecke hinauf. Er sagte daher zu der dienenden Person: „Wollt Ihr wohl so gut sein und dem Herrn oder der Dame, die über mir liegen wird, sagen, daß sie etwas eile, weil ich gern bald einschlafen möchte? Bl. a. d. Gw.

*⁎* Der chinesische Philosoph Tut-kom-che-nu (der Knigge und Campe China's) sagt in seinem Werke „Krieg-e-rei" in dem Kapitel „der Musikalienhändler": „Zweifle an Allem, was einen Musikalienhändler betrifft, an der Unsterblichkeit seiner Seele, an seinem, seiner Frau und Kinder Daseyn, nur nicht an der Unübertrefflichkeit seiner Verlagsartikel."

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

— Vor mehr als 5000 Zuhörern ist am 14. November in den großen, weiten Räumen der k. k. Winterreitschule in Wien in den ersten Nachmittagsstunden das Oratorium „Elias" von Mendelssohn-Bartholdy zur Aufführung gekommen und mehr als 1000 Sänger und Musiker waren dabei mitwirkend. Noch nie hat das musikalische Wien mit einem so gesteigerten Interesse und so großer Spannung einem Musikfest entgegen gesehen, als dießmal. Der gefeierte Componist war seit zwei Wochen stündlich in Wien erwartet worden, um sein Werk persönlich zu leiten. Da kommt wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel die Trauerbotschaft seines Todes! Das Comité des großen Musikfestes beschloß sofort, die erste Aufführung des „Elias", die am 14. Nov. erfolgte, als eine Todtenfeier für den heimgegangenen Tondichter vor sich gehen zu lassen, und hielt es für angemessen, die Trauer auch durch äußere Zeichen zu erkennen zu geben. Es wurde zu diesem Zweck ein geeigneter Prolog abgefaßt, die mitwirkenden Herren erschienen schwarz und die Damen weiß gekleidet, letztere mit schwarzen Schleifen an der linken Schulter, und auf dem schwarz behangenen Directionspult ruhte ein Lorbeerkranz. Gibt es bei dem schweren Verlust, welchen zunächst Deutschland durch den frühzeitigen Hintritt Mendelssohn-Bartholdy's erlitten hat, einen süßen Trost, so liegt derselbe in der außerordentlichen, tief gefühlten Theilnahme, welche aller Orten durch die Todesnachricht rege geworden ist. Namentlich hat auch die Journalistik den Hingeschiedenen durch eine wahre Fülle von Gedenkblättern gefeiert, sie hat lange Biographien gespendet und kleine Züge aus dem eben verloschenen großen Leben erzählt, alles, was in Liebe und Verehrung an Mendelssohn-Bartholdy erinnert, wird zur Herzensberuhigung ans Licht gezogen, Briefe von Göthe, Zelter, dem Tondichter selbst &c. sind mitgetheilt worden. Dem Schönsten, Sinnigsten, was in dieser Hinsicht bisher geboten worden, müssen wir einen längeren Aufsatz zuzählen, der in einer schwarzberandeten Extrabeilage zu Dr. Frankl's in Wien erscheinenden „Sonntagsblättern" abgedruckt ist. Moscheles schildert darin die letzten Lebenswochen seines verklärten Freundes und seine letzten Augenblicke. Moscheles war zugegen, als die düster flammende Fackel des Genius Mendelssohn verlöschte. In einfacher, sinniger Sprache und deßhalb so ergreifend wird der Hintritt des Freundes erzählt; Moscheles muß geweint haben, als er diese Zeilen schrieb. — Auch in England ist übereinstimmenden Nachrichten zufolge Mendelssohn's Hinscheiden tief empfunden worden. „Er war geliebt und bewundert von dem englischen Volke, schreibt man einem Berliner Blatt aus London. Schon in früher Jugend hatte er bei uns Freundschaften geschlossen, und von der Sommernachtstraum-Ouvertüre bis zum Elias waren hier seine größten Werke in der Regel eingeweiht worden. Sein letztes öffentliches Auftreten knüpfte sich an seinen glänzenden Besuch in London im vergangenen April. Die Londoner Gesellschaft für geistliche Musik (Sacred Harmonic Society) hatte eine Aufführung des Elias auf den 18. d. M. angesetzt. Man wird jetzt vorher eine Leichenfeier mit Händel'schen ausgewählten Compositionen halten zum Gedächtniß an den jüngsten, letzten und theuersten Schüler jenes erhabenen Geistes. Auch hat man vorgeschlagen, eine Büste von Mendelssohn in der musikalischen Bibliothek des britischen Museums aufzustellen."

Am 19. Nov. ist Fr. Kücken's romantisch-komische Oper „der Prätendent" im Opernhaus in Berlin zum erstenmal zur Aufführung gekommen, soll sich jedoch trotz der glücklichen Besetzung nur einen mittelmäßigen Erfolg errungen haben. Der Berichterstatter der „Allg. Pr. Ztg." läßt sich über Kücken's Werk in folgender Weise vernehmen: Im Stoff mit der Esser'schen Oper „die beiden Prinzen" verwandt bringt „der Prätendent" weder eine neue, noch eine pikante Handlung. Auch die Musik ist nicht geeignet, das besondere Interesse des Hörers zu erregen. Wie von dem Lieder-Componisten zu erwarten stand, entfaltet diese zwar viel melodische Vorzüge, doch fehlen ihr Styl, dramatische Haltung und deutsche Gemüthstiefe gänzlich. So findet sich namentlich von einer künstlerischen Mannigfaltigkeit in Behandlung der Singstimmen, von einer Charakterzeichnung, keine Spur. Die verschiedenen Parts sind meist in italienischer Manier kehlgerecht, brillant und dankbar für die Sänger geschrieben, das Ganze wird von einer in französischer Weise recht effectvoll gehaltenen Instrumentirung unterstützt, doch ein Streben nach höherem, dramatischem Ausdruck, nach tieferem, charakteristischem Erfassen der Situationen und Personen im Stücke macht der Komponist nicht bemerklich.

Kaum größeres Glück scheint wenige Tage zuvor „Leonora" von Mercadante gemacht zu haben. Die Oper ist für Deutschland neu und wurde in dem Königsstädtischen Theater von den Italienern gesungen. Eine dramatische Verarbeitung der bekannten Ballade von Bürger; der italienische Librettoschreiber hat sich so ziemlich an das gleichnamige Melodram von Holtei gehalten. Die Musik wird als sehr sangbar, die Instrumentirung als äußerst geschmackvoll gerühmt, doch soll sie einen ausgeprägten eigenthümlichen Styl vermissen lassen und von Reminiscenzen und Trivialitäten nicht frei seyn. Dem urdeutschen Balladenstoff die geeignete Musik unterzulegen, dafür mag ein Italiener am wenigsten geeignet seyn und gewiß wird „Lenore" noch lange Zeit schöner gedichtet als componirt seyn.

Nachdem Ferdinand Hiller seine Oper „Conradin und sein Oratorium „das befreite Jerusalem" in Dresden zur Aufführung gebracht hat, ist der Componist dem an ihn ergangenen Ruf nach Düsseldorf gefolgt. E. S.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 24. November. Czaar und Zimmermann, komische Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Lortzing.

☞ Donnerstag, den 25. und Freitag, den 26. November bleibt das Theater geschlossen.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 326.** Freitag, den 26. November **1847.**

## Schloß Rákos.

Novelle von L. Foglar.

(Fortsetzung.)

Frau Rohr wühlte mit Wonne des Besitzes in diesen Schätzen und sprach zuweilen einen kurzen Monolog, den sie wieder durch eine Prise Nicopulver unterbrach, welches sie als Antidot gegen den ihr unausstehlichen Tabakrauch zu nehmen pflegte und das sie in einem kleinen antikgeformten silbernen Büchelein verwahrt hielt. „Das muß anders werden! Will alles besser wissen! Ein Liebesverhältniß, horreur! Nichts als schlechtes Beispiel! Ich verliere meine Autorität, die junge Herrschaft wird vernachlässigt!" Aber alle diese Aphorismen, Gedankenspäne und Giftpfeile auf die Geduld des alten Herrn blieben fruchtlos. Wieder eine Pause und lautlose Stille. Man hörte nur die trauliche Kaminflamme knistern und zuweilen tönte der Wächterruf aus einem mannshohen Sprachrohr vom obersten Geschoß des Schlosses, wo man die ganze Waldumkränzung von einem Balkone aus übersieht. Die tiefer dämmernde Dunkelheit bewog endlich Frau Rohr, eine große massive Broncelampe anzuzünden und sie mitten in das Gemach auf einen runden Tisch zu stellen, an dem vor Zeiten, d. h. Jahren, manchmal 50 hungrige und schmarotzende Magen befriedigt worden seyn mochten. Denn jetzt war es stiller geworden auf dem einst vielbesuchten Schlosse, der Graf und seine Gemahlin lebten ganz der Erziehung ihrer beiden Kinder, wovon das ältere, ein rüstiger, derber Knabe, unter der Leitung des nunmehr zum Hofmeister vorgerückten Studenten Max stand, während das andere, ein zartes, hold aufblühendes Mädchen einer vielfach gebildeten Gouvernante anvertraut war. Das Alles überdachte jetzt die unermüdliche Frau Rohr! Wie sie vor Jahresfrist die beiden Fremdlinge in das Schloß aufgenommen, denn sie war recht eigentlich die Hausfrau oder Herrin im Hause, theils aus Mitleid, theils weil ihr stets eine Vermehrung der Insassen willkommen war, weil sie diese als eine Vermehrung ihrer Unterthanen ansah, so wie ein Eroberer nach jedem Stück Landes geizt — und theils, weil ihr der junge Mensch Max gefiel, denn ihre Sehnsucht stand noch immer nach Sympathie in männlichen Herzen. Sie überdachte, wie tief der Eindruck war, den die Erzählung des Jünglings von der Heldenthat seiner Begleiterin auf die Herrschaften, jung und alt, hervorgebracht hatte, wie er sich so wohlerzogen und unterrichtet erwies, daß ihm der Graf die Lehrerstelle für den eignen Sohn übertrug, wie sich Irma so gutmüthig und anstellig zeigte, daß sie baldigst vom Küchenmädchen zur Kammerjungfer avancirte, und wie selbe so enorme Wiß- und Lernbegierde entwickelte, daß ihr Max in freien Stunden die Kenntniß der deutschen Sprache, der Geographie, Geschichte und des nöthigsten Rechnens beibrachte. Ach! und sie glaubte gleich anfangs bemerkt zu haben, daß das bildhübsche Mädchen auch nicht ungerne von ihrem Lehrer Unterricht in der Liebe nehme — während sie selbst doch insgeheim sehnlichst darnach verlangte. Denn so viel sie auch in ihrer Jugend geliebt hatte, die Treue blühte ihr niemals und sie trug eine Herzruine mit hinüber in ihr reiferes und reifstes Alter. Frau Rohr, um ihre Leidenschaft nicht allzu heftig entbrennen zu lassen, hatte alsbald die Gouvernante Adalgise, ein im Meere unglücklicher Liebe sich badendes Wesen, zur Vertrauten oder Mitverschwornen gemacht, um die beiden Liebenden, wo nicht aus dem Hause zu entfernen, doch unter sich selbst zu entzweien. Das Alles überlegte und entfaltete Frau Rohr vor ihrer Seele, während der Graf, dem die Pfeife entfallen war, sanft einschlummerte. „Was sagen der Herr Graf zu solchen verdächtigen Briefen?" Mit diesen Worten kam die Rastlose auf den Schlummernden zu und rüttelte ihn bescheiden. Der Graf rieb sich die schlaftrunkenen Augen und ließ sich die Frage wiederholen. „Daß sie in's Feuer gehören", antwortete er und warf das Billet in die Flamme. Aber Frau Rohr hatte schon ein zweites in Bereitschaft, das sie besser hütete und in einiger Entfernung daraus dem Grafen Folgendes vorlas:

„— Nur Eines, geliebte Irma, bekümmert mich: daß du trotz unsers ungestörten Glückes, trotz aller meiner Bemühungen, dich zu erheitern, doch immer so umdüstert und betrübt scheinst. Die Quälereien des alten Drachen, der Frau —" hier brach die Leserin einen Augenblick ab und kniff sich in die Lippen, dann fuhr sie fort zu lesen: „Ein geheimer Kummer lastet auf deiner Seele und es schmerzt mich tief, daß du mir nicht traust. Offen soll dein Herz vor dem Geliebten —"

Der Graf stand auf, ging an den Tisch, drehte den Hahn an der Lampe, daß sie auslöschte, und verließ schweigend das Zimmer. Verblüfft, wie Loth's Weib, stand Frau Rohr im dunkeln Zimmer und besann sich eine Weile, dann sprach sie bei sich: „Na, wartet!" und brannte sich am Kamine einen Wachsstock an, dann klingelte sie an der Schnur und ließ Irma zu sich bescheiden, die eben wieder im Lehrzimmer dem Unterrichte des jungen Grafen beiwohnte und still harrte, bis auch ihre Stunde schlug, indem sie an Maxen's Augen die Minuten abzählte. Wer ist empfindlicher für Theilnahme und hierin leichter zu täuschen, als ein Liebendes? Zeige ihm nur, daß du Sinne hast für sein Leid wie für seine Seligkeit, und du nimmst sein Vertrauen gefangen. Frau Rohr hätte es sicherlich nach und nach durchgesetzt, die Liebenden mit Gewalt zu trennen, aber sie zog den geheimen Pfad der Intrigue vor — und dazu gab ihr ja der entwendete

Brief des Hofmeisters den besten Anlaß. Warum ist Irma so traurig? Welcher Kummer, welche Schuld vielleicht drückt ihr sonst so kindliches Gemüth? Sollte sie davon nicht den besten Nutzen ziehen können? um so mehr, da sie wohl Maren's stolzes Herz kannte, welches nicht den Schatten eines unreinen Gedankens bei der Geliebten dulden mochte. Irma kam, bleicher, schwermüthiger als sonst — ein unterdrückter Thränenstrom schien in ihrem Busen auf- und abzuwogen und zum erstenmal hörte sie milde Worte in einem Tone mütterlicher Wärme und Sorgsamkeit aus dem Munde der gefürchteten Frau; die Stimmung hätte nicht klüger gewählt werden können und das Mädchen verließ erst spät und tiefgerührt das Gemach.

(Fortsetzung folgt.)

---

## * Friedrich von Raumer's „Vereinigte Staaten von Nordamerika",

kritisch beleuchtet von einem Deutschamerikaner.

(Fortsetzung.)

Die Freiheitsliebe des Amerikaners ist durchaus nicht geneigt, in Anarchie auszuarten; Unbilden durch Zusammenrottungen von Unzufriedenen sind in Betracht der Leichtigkeit, mit welcher dieß hier geschehen kann, seltner als irgendwo sonst; zum eigentlichen Freiheitsschwindel ist das Volk zu wenig flatterhaft und vielmehr zu besonnen, und ich kenne keine Nation, welche mehr Sinn und Takt besäße, gesetzliche Ordnung in jede Massenbewegung zu tragen und das Gesetz, betrachtet als Willensausspruch der Majorität, in Ausführung zu bringen, als die Bewohner dieses Landes. Die hiesige Freiheitsliebe hat weniger das poetisch Schwärmerische, welches ihr Boden in den Gemüthern deutscher Jugend ist; Freiheit ist ein von jeher hier befriedigt gewesenes Volksbedürfniß, deren Gegentheil man gar nicht kennt, deren Nützlichkeit und Unentbehrlichkeit Jeder vom Frühsten an begreift, an deren Aufgeben dieses Volk niemals zu gewöhnen wäre, die mit seinem Leben völlig verwachsen ist, für deren Erhaltung aber auch Jeder sein Leben freudig einsetzen würde. — Woher aber sollte auch Gefahr drohen? Die Zeit ist vorbei, da ein äußerer Feind das Bestehen dieser Republik auch nur bedrohen könnte; selbst ein Bund aller Potentaten gegen sie vermöchte es nicht. Also von innen müßte die Gefahr drohen. Aber ist das Volk etwa so wankelmüthig, daß es nach einer Veränderung sich sehnt, die nur eine Verschlimmerung seyn könnte; oder so prachtliebend, daß es durch den Glanz eines Thrones sich blenden ließe? Im Gegentheile befestigt sich seine Anhänglichkeit an die demokratischen Formen mit jedem Jahre, und für jenen Schimmer hat es keinen Sinn. Alle Veränderungen, welche unsere Bundesconstitution bisher erfuhr, oder welche mit den einzelnen Staatsconstitutionen von Zeit zu Zeit vorgenommen werden, sind alle im Sinne des Fortschritts und gemäß den Principien der Demokratie; Feststellung der Volkssouverainetät auf möglichst sicheren Grundlagen, möglichste Gleichstellung aller Bürger in ihren politischen Rechten, sowie Schutz gegen Mißbrauch der Gewalt ist das Ziel jeder Neuerung, die man in den Verfassungen vornimmt. Immer bereit zum Fortschritt im Sinne des besseren Zeitgeistes, ist das Volk doch keineswegs neuerungssüchtig und reißt niemals nieder, ohne des besseren Wiederaufbaus gewiß zu seyn. Dabei ist das Volk der vielen Staaten und Gebiete (d. h. die weiße Bevölkerung) doch in der That nur Ein Volk, mit gleicher Sprache (die wenigen Ausnahmen kommen nicht in Betracht), gleicher Geschichte, gleichem Charakter, gleichen Sitten, Interessen, Rechten rc. und nichts Störendes (die Schwarzen und Indianer ausgenommen) ist dem Ganzen beigemischt. Jedes Bundesglied fühlt sich wohl, stark, bedeutungsvoll nur im Vereine mit dem Ganzen, und an welchem Ende nur das sternbesäte Bundesbanner entfaltet wird, schlagen alle Herzen freudig. Trotzdem, daß alle Einzelstaaten in sich voll souverain sind, mit unabhängiger Gesetzgebung, Gerichtswesen rc., besteht bei weitem keine solche Abgeschlossenheit des Missouriers von dem Pennsylvänier rc., wie die des Preußen von dem Süddeutschen; ist doch der von einem Staate zum andern Ueberziehende im letzteren ohne weiteres Bürger, — auch zeigt sich bei der Wahl der Bundesbeamten (die doch von so wenigen persönlich gekannt sind) ein lebhafteres Interesse als selbst bei der der eignen Staatsbehörden. Und doch ist auch wieder die Macht der Staaten bedeutend genug, um mögliche Uebergriffe der Bundesgewalt abzuweisen. In allem diesem hat sich im kurzen Verlaufe der Geschichte dieser Staaten ein so sicherer Takt und eine so glückliche Praxis gebildet, daß an keine Gefahr des Zerfallens zu denken ist. Die theils durch die Umstände, theils durch die Weisheit der Väter dieser Republik ihr gegebene politische Gliederung, die einer steten Erweiterung gemäß veränderten Verhältnissen fähig ist, muß ohne Zweifel als das größte politische Meisterstück der Welt angesehen werden (es scheint, daß man dabei sich zum Theile an Montesquieu's Ideen hielt); sie ist wie ein lebenvoller Organismus, an welchem bis jetzt wenigstens keine Spuren des Zerfallens bemerkbar sind. Wie glücklich ist hier die Theilnahme des Volkes am öffentlichen Leben in der Art abgewogen, daß weder diese Theilnahme (wie in vielen sogenannten constitutionellen Monarchien) illusorisch ist, noch durch zu starkes Eingreifen die Ordnung des Ganzen stört (wie in Griechenland's Demokratien), weder das Volk in zu hohe und zu häufige Spannung versetzt wird, noch das Interesse für das Oeffentliche bei ihm erkaltet. Unmittelbar berathend, tritt das Volk nur für Localinteressen auf, oder so weit es ohne gesetzliche Bestimmung am Politischen sich zu betheiligen für gut findet. Außerdem besteht sein politisches Handeln in Abgabe der Stimme für oder wider einen Vorschlag, oder für diesen oder jenen Volksvertreter, Beamten oder Agenten. Die Wahl der niedrigeren Beamten kehrt öfter wieder, die der höheren seltner, die wichtigste (für den Präsidenten) alle 4 Jahre. Gerade diesen letzteren Wahltermin wünscht Niemand anders. Einen Präsidenten auf Lebzeiten würde das Volk nicht ertragen; man will es nicht dem Zufalle überlassen, ob ein gewisses Regierungssystem ein Jahr oder 50 bestehe. Dagegen denkt auch die mit der Regierung unzufriedene Partei nicht an einen gewaltsamen Umsturz derselben; denn so lange die Majorität mit derselben ist, wäre dieß ohnehin unmöglich, — und nach fast bestimmter Frist entscheidet ja wieder der Volkswille über Maßregeln und Personen. Nach einer solchen allgemeinen Wahl hört man weder Triumphgeschrei der siegreichen Partei, noch Ausbrüche des Unwillens von Seiten der unterlegenen; Alles fügt sich mit einer gewissen Ruhe in die Volksentscheidung, — man fühlt die Nothwendigkeit der Abspannung von der übermäßigen Aufregung. So bleibt es ziemlich während der zwei folgenden Jahre, nur daß die Oppositionspartei jeden Schritt der Regierung auf's sorgfältigste bewacht, Blößen zu entdecken sucht und bereits im Stillen sich wieder rüstet, während die andere Partei, zwar weniger argwöhnisch, aufmerkt, wie weit die von ihr eingesetzte Regierung den gerechten Erwartungen entspreche. Um diese Zeit fängt man

zugleich an, wieder an einen Nachfolger zu denken, und das letzte Jahr vor der Wahl ist fast ganz dem politischen Feldzuge gewidmet. Jeder nimmt Theil für oder wider. Mancher hat indessen seine Absicht geändert, verschiedene Namen nach einander werden ausgebracht, die Persönlichkeit, die Fähigkeiten und Ansprüche der Kandidaten werden bis in's Kleinste öffentlich verhandelt, die Spannung steigt immer höher bis zu leidenschaftlicher Heftigkeit, jede Partei ist des Sieges gewiß, — die Rettung der Republik scheint an dem einen oder andern Erfolg zu hängen. Der aus solcher Feuerprobe endlich siegreich hervorgehende Bewerber muß jedenfalls ein bedeutender Mann seyn. Doch, welches auch der Erfolg ist, das Ganze besteht wohl fort, und Alles fügt sich in die gesetzliche Ordnung.

(Schluß folgt.)

---

## * G. J. Vollweiler.

(Nekrolog.)

Dem Andenken eines großen Kunstlehrers, dessen hohe Verdienste um die Pflege und Beförderung ächter Musik sich allgemeiner Anerkennung erfreuen, seyen diese bescheidenen Zeilen geweiht; sie haben bloß den Zweck, den zahlreichen Freunden des Verewigten einen Ueberblick zu gewähren über ein Leben, das nach vielen Seiten hin die wohlthätigste und erfolgreichste Wirksamkeit ausübte. Nur mit wenigen Worten sey es uns erlaubt, an die ehrwürdige Persönlichkeit des trefflichen Mannes zu erinnern, dessen Andenken im Herzen seiner Verehrer nie verlöschen wird; sie haben es erfahren, wie das umfassendste Wissen mit der größten Anspruchslosigkeit, wie die offenste, kein Ansehen der Person scheuende Wahrheitsliebe mit der zartesten Milde gepaart seyn konnte, wie er sich selbst in liebender Hingebung an sie vergaß; sie wissen, daß sein edles Gemüth keine Freude kannte, als die, Andern Freude zu bereiten. Um den Gang eines solchen Lebens würdig zu schildern, bedarf es einer längern Vorbereitung; diese Skizze nimmt daher die Nachsicht der Leser in Anspruch.

Georg Jacob Vollweiler war am 30. November 1770 zu Eppingen, einem damals zur Pfalz, jetzt zu Baden gehörigen Städtchen geboren. Die Eltern — der Vater starb früh, die Mutter erreichte aber das Alter von neunzig Jahren — widmeten der Erziehung ihres jüngsten Sohnes eine lobenswerthe Sorgfalt; er besuchte die lateinische Schule des Ortes und erhielt von dem Schullehrer (Zimmermann) daselbst Klavierunterricht und damit die erste Anregung zu seiner Kunst. Sie wurde bald seine liebste Beschäftigung. Der Lehrer, der sein Talent erkannte, rieth ihm daher, sich ganz der Musik zu widmen; dazu schien der Aufenthalt in Heidelberg geeignet, wo der jüngere Zimmermann, Vogler's Schüler, angestellt war. So kam Vollweiler im Jahr 1786 als eifriger Novize zuerst in die Stadt, welche ihn dereinst wieder aufnehmen sollte als hochverehrten Meister. Nachdem er den hier empfangenen Unterricht fleißig benutzt hatte, eilte er bald nach Mannheim, wo damals alle scenischen Künste im schönsten Flor standen. Als Violoncellspieler fand er eine Stelle im Orchester. Es war eine glückliche Epoche für junge Künstler; Mozart's Schöpfungen erschienen eben in schneller Folge und überraschender Wirkung auf die Unbefangenen, die noch keine verkehrte Theorie irre geleitet hatte, und nichts hinderte, eine sichere Basis reinen Geschmacks und richtigen Urtheils zu gewinnen. Keine spätere, wenn auch noch so geniale Schöpfung vermochte einem Kenner Mozarts, wie Vollweiler es war, die wohlbegründete Ueberzeugung zu benehmen, daß er unerreicht geblieben sey; er hatte ihn aber auch ergründet und verstand es wie Keiner, die Vorzüge seiner Composition zu entwickeln, den kunstreichen Bau seiner Simfonien und Quartette darzulegen und diese Analyse für das Selbststudium begabter Schüler fruchtbar zu machen.

In den ersten Jahren des Mannheimer Lebens war seine Thätigkeit mehr eine praktische, dabei empfand er aber sehr lebhaft das Bedürfniß, über die bloße Routine hinaus zu kommen. Man empfahl ihm zu Lehrern Leute, die allgemein für große Contrapunktisten galten. Bei näherer Betrachtung zeigte sich indeß, wie eng die Grenzen ihrer Wissenschaft gezogen waren. In dem sonst so kunstsinnigen Mannheim fehlte es überall an Hülfsmitteln, um die Gesetze der Kunst sich auf dem Wege der Theorie anzueignen; wenigstens suchte man dergleichen vergebens in den Bibliotheken der Musiker. Dem sehr hinderlichen Mangel half endlich eine Nachfrage bei Buchhändler Schwan ab. Dieser hatte eine Zeit lang, was in jenem Fache von Novitäten erschien, den Künstlern zur Einsicht geschickt, war aber durch regelmäßiges Remittiren zuletzt zu der Erfahrung gelangt, daß mit solchen Schriften an Ort und Stelle nichts anzufangen sey. Als ihm nun Vollweiler seine Noth klagte, entsann er sich einiger Schriften von Kirnberger, Marpurg u. a., welche vielleicht noch in seinem Magazin liegen könnten. Das Nachsuchen war nicht umsonst, und dieser Fund entschied die Richtung, welche von nun an Vollweilers Streben nahm. Mit Vergnügen bemerkte er, wie Vieles ihm bereits eigenes Nachdenken erschlossen hatte, was jetzt die Autorität jener Theoretiker bestätigte, und so eifrig er auch den Inhalt ihrer Bücher sich aneignete, erkannte er doch zugleich, was noch zu leisten übrig beibe, daß die Harmonielehre auf einfachere Principien zurückgeführt, mit strengerer Consequenz geordnet und erschöpfender behandelt werden könne; darin bestärkte ihn täglich der Unterricht, welchen er vielen jungen Künstlern und Dilettanten im Generalbaß ertheilte, und zeigte ihm die Lücken, welche die Vorgänger gelassen, die Nothwendigkeit einer bessern Anordnung und durchgängigen Vervollständigung. Damals schon arbeitete er an dem Werke, welches jetzt in schöner Vollendung und druckfertig daliegt, dem würdigsten Denkmal seiner Gelehrsamkeit und seines Forschens, welches an Reichhaltigkeit des gesammelten Stoffes von den Elementen an bis zu den verwickeltsten Canons und Fugen, an Uebersichtlichkeit und lichter Ordnung, an Faßlichkeit und Angemessenheit zum Unterricht oder Selbstfinden gewiß alles, was in diesem Zweig der Literatur bis jetzt erschien, weit übertrifft.

Zu seinen Schülern in Mannheim gehört namentlich André, der noch in spätern Jahren bei der Composition mehrerer bedeutenden Werke sein Urtheil gern zu Rathe zog. Derselbe Freund veranlaßte ihn im Jahr 1799, in der Musikhandlung seines Vaters die Aufsicht über den Stich (später die Lithographie) der dort erscheinenden Musikalien und die Correspondenz mit den Componisten zu übernehmen; er war in diesem Wirkungskreis bis 1818 beschäftigt und besuchte während der Zeit zweimal Paris und London, machte viele bedeutende Bekanntschaften, wie die des berühmten Cramer, des trefflichen Landsmannes Stumpf, welcher ihm bei einer lebensgefährlichen Krankheit, die ihn zu London im Jahr 1814 befallen hatte, mit treuer aufopfernder Freundschaft beistand, die Colmar's, Sennefelder's u. A. Von dem größten Werth war für ihn damals, mit Vogler öfters im André'schen Hause zusammenzutreffen, welcher bald in Vollweiler den überall auf dem Gebiete der Kunst einheimischen Kenner und scharfsinnigen Denker erkannte und liebgewann.

Beide tauschten mit unbegränztem Vertrauen ihre Erfahrungen und Entdeckungen gegenseitig aus und fanden in dieser Mittheilung den reichsten Genuß ihrer Wissenschaft.

Im Jahr 1811 verheirathete er sich. Ein Sohn und zwei Töchter, von denen die ältere früh starb, sind aus dieser Ehe hervorgegangen. An seinem Sohn verwirklichte er seine Idee einer vollkommenen musikalischen Bildung; hier hat sich die Vortrefflichkeit seiner Methode auf's Glänzendste bewährt, wie die ausgezeichneten Leistungen des berühmten Componisten und Virtuosen darthun. Zu dem Zweck verpflanzte Vollweiler 1820 seinen Wohnsitz in das an trefflichen Kunstmitteln so reiche Frankfurt a. M.; einige Jahre früher war er schon zur ehemaligen Beschäftigung zurückgekehrt. In Frankfurt hatte man sich längst gewöhnt, seine Autorität als die höchste in allen wichtigen Fragen der Kunst anzusehen, begierig suchte man seinen Unterricht; viele tüchtige Künstler verdanken ihm ihre hier empfangene Ausbildung, wie Hiller, Carl Arnold und viele andere; unzählige Andere wurden von ihm zu der Stufe des Kunstvermögens gefördert, welche allein im Stande ist, einen reinen und wahren Genuß zu gewähren. Auch hing er mit besonderer Vorliebe an Frankfurt und seinen ihm so theuern Bewohnern, und nur die Verheirathung seiner Tochter konnte ihn 1835 bestimmen, ihr nach Heidelberg zu folgen und sein vereinsamtes Haus *) mit dem heitern Kreis einer ihm seit vielen Jahren befreundeten und jetzt auch durch engere Bande verknüpften Familie zu vertauschen. Dort widmete er seine Thätigkeit vorzüglich dem Kayser'schen Institut, und bereitete noch manches junge Talent für die künstlerische Laufbahn vor, unter diesen namentlich den hoffnungsvollen, mit trefflichen Anlagen begabten Georg Aloys Schmitt d. J., den Sohn seines vertrauten innigstgeliebten Freundes, des Herrn Kapellmeisters Aloys Schmitt.

Fast bis zu seinem Ende blieb er in dieser Weise thätig, obwohl in der letzten Zeit durch öfteres Unwohlseyn gehemmt, aber mit immer neuer und frischer Energie kehrte er zu seinen Schülern zurück, deren Anhänglichkeit und Eifer ihn aufrichtete und die Leiden des höhern Alters vergessen ließ. Als diese in betrübendem Maße zunahmen und jede Thätigkeit unmöglich machten, ergab er sich mit wahrhaft rührender Resignation in den Willen des Himmels, der ihn jetzt aus seinem segensreichen Wirken abrief zu ewiger Ruhe. Am frühen Morgen des 17. November entschlief er sanft in den Armen kindlicher, treupflegender Liebe. ***

*) Seine Gattin hatte er schon 1829 verloren.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Von einer Reise im südlichen Deutschland zurückkehrend hat der berühmte belgische Historienmaler de Keyser in diesen Tagen Köln berührt. Das letzte Bild dieses Künstlers „Max I. und Maria von Burgund den kranken Maler Memling im Hospital St. Johann in Brügge besuchend", bekanntlich für den Prinzen von Preußen gemalt, wird von Kennern als ein Meisterstück gerühmt in Bezug auf Composition, lebenswahre Auffassung und gediegene, höchst verständige Ausführung. Das Bild findet in Berlin außerordentlichen Beifall und mag mitwirkende Veranlassung gewesen seyn, daß de Keyser von einem andern deutschen Königshause den Künstler ehrende Bestellungen erhielt. — Daß Wilh. v. Schadow, gegen-
wärtig Director der Kunstakademie in Düsseldorf, als Nachfolg
seines genialen Vaters, des Kunstnestors Dr. G. v. Schadow, da
Directorat der königlichen Akademie der Künste in Berlin übe
nehmen wird, und zwar in kurzer Zeit, ist kaum noch einem Zwe
fel unterworfen. Wilh. v. Schadow ist in Berlin im Jahr 17
geboren und gründete 1826 in Düsseldorf eine neue Malerschul
die durch ihre künstlerische Bedeutung und die aus ihr hervorg
gangenen Meister zu hohem Ansehn gelangt ist. Indessen will
doch verlauten, die Schüler der Spree-Athen-Akademie seyen üb
die Berufung W. v. Schadow's nicht sonderlich erbaut, und zw
wegen des Meisters ausgeprägter Richtung.

Professor Steinla in Dresden hat nach sechs Jahren künstle
schen Schaffens seinen Kupferstich der sixtinischen Madonn
des Rafael in der Dresdener Gemäldegallerie vollendet. Dies
Stich wird als ein im ganzen und wahren Sinn des Wortes u
übertreffliches Meisterstück gerühmt, welches nicht nur das Urbi
in allen seinen Einzelheiten wiedergebe, sondern auch einen de
Rafael verwandten Geist widerspiegle. Den größten Triumph f
der Grabstichel in der bewundernswerthen Treue und in der bisb
noch nicht erreichten Vollendung feiern, mit welcher von dem Kün
ler das Gotteskind wiedergegeben ist. Der rühmlichst bekann
Müller'sche Stich der sixtinischen Madonna soll von dem des Pro
Steinla weit übertroffen seyn.

„Köln, warum hast du mir das gethan?" konnte man in de
Sommertagen 1846 fragen, als die Flamänder zum erstenm
als eine Armee von Sängern den deutschen Boden betraten, u
auf deutschem Boden, zwischen den Mauern Köln's ein Verbrü
rungsfest der Vlamingen und der Deutschen gefeiert werden soll
Die Kölnische Gastlichkeit erschien damals in ziemlich zweifelhafte
Licht. „Köln, warum hast du mir das gethan?" kann man au
heute wieder fragen, und wir wollen erzählen: warum. Der Bil
hauer Friedrich, dessen Name rühmliche Verbreitung gefunde
in Deutschland durch das Standbild Erwin's von Steinbach, u
durch jenes des Marschall Türenne meiselte eine Statue de
Bischof Hüls von Köln, desselben, der die Thurmspitze des Stra
burger Domes gebaut. Der Künstler machte zugleich dem Mag
strat von Köln die Anzeige, daß er der Stadt das Standbild zu
Geschenk machen wolle und dasselbe auf Johanni aufzustellen g
denke. Seinem Schreiben legte Friedrich einen Plan des Piedestal
bei und harrte nun der Antwort von Köln. Ein Platz für di
Statue war bereits zugesagt und es entspann sich nun eine Debat
über das Piedestal. Ein kölnischer Baumeister glaubte nämlich, au
etwas thun zu müssen, und bestand darauf, daß nicht Friedrich'
sondern sein Plan zu einem mit Basreliefs verzierten Piedest
gutgeheißen werde. Die Sache verschleppte sich auf diese Weis
Friedrich fühlte sich gekränkt und da es zu einer endlichen, befrie
digenden Entscheidung in Köln nicht kommen wollte, so beschlo
der Bildhauer, seine Statue nicht dieser Stadt, sondern Straß
burg zu schenken. Ob die Schenkung schon vollzogen ist, wir
nicht bestimmt angegeben, aber dem umlaufenden Gerüchte na
für wahrscheinlich gehalten. Das Standbild ist über zehn Fuß hoch
aus rothem Sandstein aus einem einzigen Block gehauen u
übertrifft an Schönheit und Vollendung alle früheren Arbeite
Friedrich's. Hüls steht mit ausdrucksvollem Antlitz, den Blick au
wärts gerichtet, in der einen Hand ein Modell der Thurmspitze de
Straßburger Münsters haltend, mit der andern auf dieses se
Werk deutend. Auf welchem Platz in Straßburg die Statue au
gestellt werden soll, ist natürlich noch nicht bestimmt. E. S.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 327.** Samstag den 27. November **1847.**

## Schloß Rákos.

Novelle von L. Foglar.

(Fortsetzung.)

„Da habt ihr euch einmal in den Kopf gesetzt, ich feinde euch an, ich quäle und störe euch und wolle euer Verhältniß, das doch gewiß ein gottgefälliges Ziel haben wird, zerreißen. Ei, bewahre der Himmel! Ja, strenge mußt' ich seyn und wachsam, der gnädigen Herrschaft wegen und um mein Ansehen zu behaupten im Hause, und um euch, junge Leute, in Zaum und Zügel zu halten. Hättet ihr mich gleich in's Vertrauen gezogen, so wäre kein Mißverständniß unter uns geworden. Ich mein' es ja gut mit euch — und kann ich euch helfen, rathen, beistehen, so sollt ihr nur zu mir kommen. Glaubst du, Irma, daß mich dein heimlicher Kummer schon lange beunruhigt? Ein junges Mädchen, verliebt und geliebt, schön und gesund, und von allen gern gelitten — und so traurig? Du hast eine Sorge auf dem Herzen, bist so verschlossen, theile dich mit, vertraue einer mütterlichen Freundin, die dir vielleicht helfen oder doch gewiß rathen kann."

Diesem Aufruf konnte das tiefbewegte Herz des liebenden Mädchens nicht länger widerstehen — sie ergriff die Hand der Frau mit Inbrunst und begann, ihr Folgendes mitzutheilen: „Meine Eltern, welche Gott milde richten möge und die ich vielleicht zu meinem Heile schon früh verlor, haben ihre Tochter allezeit sorglos behandelt und schlecht behütet. Ward ich dennoch besser, als viele andere Mädchen in meiner Lage wurden, so danke ich es der gütigen Vorsicht, die sichtbar ob mir wachte. Unter dem Vorwande, mich nicht mehr ernähren zu können, auch selbst, wenn ich mit meiner Hände Arbeit beisteuerte, sandten sie mich zu einem reichen Manne, wie sie sagten, ein entfernter Anverwandter, dessen Wirthschaft und Hausordnung ich besorgen sollte. Eine ältere Beschließerin, die noch einige Zeit im Hause blieb, sollte mich in Alles, was mir zu wissen nöthig, einweihen, und so trat ich arglos und nichts Schlimmes ahnend, meinen neuen Beruf an. Es ging mir dort so gut, wie niemals ich gewagt hätte, mir's zu wünschen. Man behandelte mich mit Schonung, sogar mit Auszeichnung, so viel dieß in einem ungarischen Hause, wo nicht immer die feinste Sitte heimisch ist, möglich war. Aber bald entfernte sich die Beschließerin, kam seltener, endlich gar nicht wieder und ich konnte schalten und walten in dem Hause, wie mir's beliebte. Auch schien ich Alles zur Zufriedenheit meines Herrn zu veranstalten, denn er lobte mich nur zu sehr und trug mir mehr solche Arbeiten auf, die mich unterhielten, als eigentlich nützliche Geschäfte. Er war jetzt mehr im als außer dem Hause und wer das Verhältniß nicht kannte, mußte mich eher für die Frau als für die Magd des Landedelmannes ansehen. Ich fühlte mich unendlich glücklich, um so mehr, wenn ich diese meine Lage mit der früheren verglich, wo ich von Eltern, die die mich wenig zu lieben schienen, schlecht behandelt wurde und noch dazu mit ihnen darbte und entbehrte. Da mir jede Verbindung mit der mich umgebenden Außenwelt untersagt und abgeschnitten war, so konnte auch keine Stimme zu mir dringen, die mich tadelnd oder spottend, in der Meinung der Welt hätte mein Verhältniß, in dem ich nichts Arges sah, bespiegeln lassen. Ich gewöhnte allmälig diese wohlthuende Lebensweise und mir fielen die Huldigungen meines Herrn nicht mehr auf, der unter dem Vorwande, mich als seine Verwandte zu behandeln, Absichten verbarg, deren eigentliche Natur ich nur zu bald inne werden sollte. Man nannte mich jetzt nur seine Cousine und ich hatte an ihm einen beständigen Begleiter, dessen Bewerbungen meine kindliche Unerfahrenheit nicht einmal die Strenge der Weiblichkeit entgegensetzte; denn, ach! mir gefiel das sorglose, glänzende Leben und ich ahnte nicht, daß ich nur ein geschmücktes Opfer war! Nach einem rauschend und schwelgerisch durchlebten Faschingmonat bereitete sich mein Herr plötzlich zu einer Reise und ehe ich noch Zeit hatte, über mich und mein Loos nachzudenken, befand ich mich mit ganz wenigen Habseligkeiten allein und verlassen auf der Welt, ich sah den Mann nie wieder. Ich erwachte aus einem Traume, der schön war wie ein Zauber — aber mir den Tod im Herzen hinterlassen zu wollen schien. — Dreiviertel Jahr später ließ ich mir in der St. Leopoldskapelle diesen Schein ausstellen —" sie übergab der Frau Rohr ein Papier, das sie am Busen verborgen trug — „aber die große Wasserfluth hat ihn mir entbehrlich gemacht. — O, mein Kind ist da ertrunken!"

Das Mädchen stürzte auf die Knie und in heißen, bitteren Thränen machte sie ihrem stillen Jammer Luft.

„Das also ist dein Kummer, armes Kind!" sprach Frau Rohr und beinahe überwand das Mitleid ihre Schadenfreude, die sich heimlich, Triumph versprechend, in ihr regte. „Aber", fuhr sie fort, „das ist ja Alles vorüber. Du bist eine unglückliche Gefallene, keine Verworfene; Max wird vergessen und vergeben."

„Nein, nimmermehr! o da kennen sie ihn schlecht. Und das ist es ja eben, was mich martert nnd zu Boden drückt. Ich weiß es, er duldet nicht den kleinsten Flecken auf dem Spiegel seiner Liebe — und wenn es sein Lebensglück kostete — nnd doch — einmal muß er es, wird er es erfahren. Kann ich ihn länger täuschen? Soll ich ihn schmählich betrügen, ihn, dem ich Alles verdanke, was ich bin? O! wie soll das enden?"

„Das weiß ich besser," dachte Frau Rohr bei sich und verbarg den Taufschein in ihrer Tischlade. „Laßt nur mich machen, will's schon vermitteln. Es kommt alles darauf an, wie so etwas einem Manne beigebracht wird — und dann, er ist ja ein gutmüthiger Deutscher — was ließe sich der nicht Alles gefallen!"

Irma hörte kaum auf diese Worte, sie barg ihr Antlitz in ihre Hände und schluchzte, und bebend wankte sie an's Fenster, wo sie still und inbrünstig betete. — Eben kam Max mit den gräflichen Kindern und der Gouvernante vom Spaziergange heim und durch den Hof geschritten. Sie hatten jene Stelle des Parkes besucht, wo damals ein brennender Holzspan, geschleudert von der Hand der Liebe, das Leben des Jünglings gerettet hatte. Das Häuschen war neu aufgebaut und dem Gärtner zur Bewohnung übergeben worden. Max wollte darin im nächsten Sommer sein Quartier aufschlagen und als Einsiedler ganz der Pflege seiner Blumen und Bienenstöcke leben. Adalgise war heiter gestimmt und während die Kinder voraussprangen und sich jagten, hatte Max so manche neckende Probe von dem liebeverlangenden Fräulein zu bestehen. Er war übrigens schwer davon abzubringen, daß er Irma, welche er vor allen auszuzeichnen nicht anstand, bloß als seine Schülerin betrachtet wissen wollte. Irma schreckte beinahe auf, als ihre Blicke zufällig auf die beiden fielen, die lachend und scherzend zum Thore hineinschritten. Schöner als je erschien ihr Adalgise an der Seite des herrlichen geliebten Jünglings, dessen prächtiges Aussehen die zarte reizende Gebrechlichkeit seiner Begleiterin anmuthig zu ergänzen schien. Sie trocknete schnell ihre Thränen, fort war alle Andacht, und nur der Gedanke: wie viel würdiger, als ich, ist dieses Mädchen seiner — Liebe wollte sie ausdenken, aber sie bebte vor ihrem eignen Innern zurück und eilte aus dem Zimmer, wo Frau Rohr sie längst schon allein gelassen hatte. Es folgte ein peinlicher, unheimlicher Abend. Irma schloß sich auf ihre Kammer ein, und Max wagte nicht, beim Nachtmahl nach ihr zu fragen. Adalgise und die Haushälterin sprachen oft und vertraulich zusammen, manchmal ihn wie mitleidig anblickend. Eine trübe Atmosphäre lag auf der ganzen Versammlung und Max stand beunruhigt auf, um auf sein Zimmer zu eilen. Aber Adalgise kam auf ihn zu, faßte seine Hand und bat ihn halb spottend, halb scherzend, er möchte doch, in Ermanglung der gewohnten Schülerin, ihr selbst auch einmal seinen interessanten Unterricht angedeihen lassen. Aber Max hatte nachgrade alle Lust zu scherzen verloren und die Sorge um die Geliebte und um die Ursache ihrer Abwesenheit machte ihn so ungeduldugte, daß er sich statt mit dem Gute Nacht-Wunsch mit folgendem Epigramm verabschiedete:

Vieles ist dem Manne schon gelungen:
Bis zum Pol ist er gedrungen,
In die Lüfte hat er sich geschwungen,
Hat als Greis Tenor gesungen,
Hat mit den Chinesen angeklungen,
Und die ew'ge Mauer übersprungen —
Aber Eins hat er noch nicht bezwungen:
Müß'ger Weiber böse Zungen!

(Schluß folgt.)

---

* Friedrich von Raumer's „Vereinigte Staaten von Nordamerika",

kritisch beleuchtet von einem Deutschamerikaner.

(Schluß.)

Wer diese Dinge weniger kennt, glaubt wohl bei jeder Präsidentenwahl, daß die Erhaltung des Bundes auf dem Spiele stehe; aber damit hat es keine Gefahr. — Sind einzelne Parteifragen durch diese Wahlen wiederholt abweisend entschieden worden, so gibt man sie auf, setzt neue Fragen an deren Stelle, ändert auch wohl Namen und Organisation der Parteien. So behält das Ganze immer seine Frische. — Von den Parteien hat die Republik um so weniger Umsturz zu befürchten, als dieselben nicht local gesondert sind, auch nicht in besonderen Volksklassen und Ständen sich darstellen, sondern auf natürlicher Verschiedenheit der Ansicht der Individuen beruhen. Mißbraucht die herrschende Macht in irgend einer Weise die errungene Gewalt, oder wird sie — bei längerem Besitze dieser Gewalt — eines solchen Mißbrauchs auch nur verdächtig, so kehrt sich bei der nächsten Wahl unfehlbar die Wahrheit gegen sie. Demnach ist keine der Parteien für beständig hoffnungslos, keine würde in Anwendung von Gewaltmaßregeln gerechfertigt seyn, keine würde bei einem solchen Versuche die Masse des Volkes für sich haben. So werden in unserer Republik Leidenschaften, an sich nicht sehr zu loben, die anderwärts Reiche niederstürzen, weise zur Erhaltung des Ganzen benützt, oder doch unschädlich abgeleitet. Hierbei bedenke man noch, daß die Freiheit der öffentlichen Rede, der Presse, des öffentlichen Versammelns theils verhindert, daß irgend ein Uebel gleichsam zum innerlich eiternden Geschwüre werde, theils die Regierung beständig in Kenntniß dessen hält, was im Volke vorgeht und von der Mehrheit verlangt wird, theils jeden etwaigen Mißgriff alsbald allen Betheiligten kund thut; man bedenke, daß die Regierung gar kein anderes Interesse haben kann, als durch weises und gerechtes Verfahren den Beifall der Besten im Volke zu gewinnen, daß es also gar keine besonderen Regierungsinteressen zu schützen und zu vertheidigen gibt, — und man wird keiner weiteren Besorgniß (oder auch Hoffnung) auf den Umsturz unserer freien Verfassung Raum geben.

So können auch keine Cäsaren, keine Napoleone gleichsam mit einem Schlage dadurch unsere Freiheit vernichten, daß sie der Hauptstadt sich bemächtigen. Unsere Hauptstadt ist eben nur der Sitz der Bundesregierung, nichts weiter, und in keinem Betracht die Tonangeberin für das Ganze; wer die Hauptstadt für sich gewänne, hätte gerade soviel von der ganzen Republik sich unterworfen, als das Fleckchen Land beträgt, worauf Washington City steht. Woher aber die willigen Söldnerschaaren nehmen, um 29 unabhängige Staaten, deren Bürger alle wohl bewaffnet sind, dem Willen eines Usurpators zu unterwerfen? Der gefeiertste Held von gestern würde morgen vom ganzen Lande verflucht seyn, sobald er die Hand gegen das Gesetz erhöbe. Unsern Rubikon überschreitet Keiner als nur zum eignen Verderben.

Mordscenen und partiale Verwüstungen können allerdings durch Indianerzusammenrottungen sowohl als durch Negeraufstände herbeigeführt werden; doch dem Ganzen droht dadurch kein Umsturz. Es bleibt demnach nur noch die Gefahr, daß durch eine Trennung der Sklavenstaaten von den sogenannten freien der Bund aufgelöst werde. Hiervon hört man in neuerer Zeit oft reden, — und daß die Sklavenfrage bis jetzt schon mitunter zur höchsten Aufregung Gelegenheit

gegeben hat, diese Aufregung sogar immer stärker zu werden droht, kann Niemand leugnen. Dennoch fürchte ich nicht, daß man die Sache bis zum Aeußersten treiben werde. Welcher unserer Staatsmänner würde die Verantwortung auf sich nehmen wollen, das glückliche Band, welches den Süden und Norden vereinigt, zu zerreißen? Der Fanatismus Einzelner ist zwar hier im Stande, großen Lärm zu schlagen; aber unsere entscheidenden Maßregeln gingen bisher noch alle von der Besonnenheit aus und werden es ferner. Man bedenke Folgendes: 1) Wäre auch wohl der äußerste Norden vom äußersten Süden sich zu trennen geneigt, so ist doch für beide die Erwägung der Nothwendigkeit, Europa gegenüber vereinigt zu bleiben, überwiegend. 2) Der Norden und Süden können einander nicht entbehren. Die Producte des Südens (am meisten die Baumwolle) sind es, wodurch alljährlich die beträchtlichen Summen in das Land kommen; davon erhält der Norden sein Theil durch Fabrikate u. dgl., die nach dem Süden gehen. Wie aber wenn der Süden gegen die nördlichen Staaten sich absperrte und sich von Europa aus versorgte? Oder könnten die südlichen Staaten ihr Sklavensystem halten, wenn die nördlichen den entlaufenden Sklaven ein Asyl darböten? 3) Was würde der Westen zu einer solchen Trennung sagen? Der untere Mississippi strömt durch Sklavenstaaten; würden die freien Staaten am oberen Theile dieses Stromes und an seinen großen Nebenflüssen Verzicht leisten wollen auf die einzige direkte Verbindung mit dem Meere, welche der Ausfluß des Mississippi für das ganze ungeheure Thal darbietet? Das wachsende Interesse des Westens reicht hin, jene Trennung für immer zu verhindern; des Westens aber können die älteren Theile der Union längst nicht mehr entbehren, und werden darum genöthigt seyn, auf die Stimme seiner Staatsmänner zu achten. 4) Wo und wie sollte die Grenze gezogen werden? Denn es ist nicht genug, daß Massachusetts und Georgien etwa sich selbst trennen wollen; die mittleren Staaten müssen zugleich gehört werden, und unter ihnen ist keiner, der geneigt wäre, bei solcher Trennung Grenzstaat entweder gegen den Süden oder gegen den Norden zu werden. In den mittleren Staaten aber liegt die Stärke des Bundes, und sie werden selbst die äußersten Enden mit kräftigen Armen zusammenhalten. Man wird trotz allen gelegentlichen Ausbrüchen der Leidenschaft im Ganzen an den weisen Bestimmungen der Bundesconstitution sowie des sogenannten Missouri-compromise (wonach nördlich von 36½ Grad Sklaverei nicht statt finden soll) fest halten, später wohl überhaupt auf friedlichem Wege die Sklaverei in allen Staaten, wo das Klima die härtere Arbeit für den Weißen nicht unmöglich macht, abschaffen, sie in den andern Staaten möglichst mildern, die freien Schwarzen aus den Bundesstaaten so viel als möglich zu entfernen suchen, aber vor Allem an dem Grundsatze halten, daß wir nur in der Vereinigung stark sind; der Verräthername wird jeden brandmarken, der die Auflösung des Bundes auch nur vorschlagen wollte. — Doch genug hiervon für jetzt! Hr. Raumer hat unter den großen Männern Amerika's Thomas Jefferson zu seinem Liebling erkoren. Wer möchte ihn darum tadeln? Der freisinnige und tiefe Denker, der fernsehende und weise Staatsmann, der edle Vaterlandsfreund; der unbescholtene Bürger, der treffliche Mensch, der Apostel der Freiheit — ist der Bewunderung mehr als einer Nation werth. Schade, daß seine geistvollen Schriften in Europa so wenig bekannt sind! — Einem Jefferson möchte jedes Volk sein Geschick getrost in die Hand legen! **Friedrich Münch.**

---

## Almosen. *)

Nicht wie ein Fürst möcht' ich begraben seyn,
In einem Sarkophag von kaltem Stein,
Umschränkt von mächtig schweren Eisengittern,
Bewacht von traurig stummen Marmorrittern,

Nur selten fällt ein schwacher Sonnenstrahl
Auf solch ein unbehaglich Marmormal;
Die Luft ist dumpf, gleich wie in Kerkermauern,
Des Lenzens Hauch erkältet dort zu Schauern.

Kein Vogel baut sein Nest in solcher Gruft,
Und keine Blume füllet sie mit Duft,
Und wollt' ein Aug' mit Thränen sie benetzen,
Es würde nur am Gitter sich verletzen.

Weit lieber läg' ich, wie der Arme liegt,
Auf dessen Grabe sich der Falter wiegt,
Worauf die Sonne leuchtet lau und labend,
Das Thau erquickt am Morgen und am Abend.

Worüber hoch die Lerch' in Lüften singt,
Worauf bei Nacht des Sprossers Klage klingt.
Um das viel tausend grüne Halme sprießen,
Worauf selbst Blumen ihren Balsam gießen.

Und Platz für fromme Kniee hat's wohl auch,
Und Raum für Thränen und für Seufzerhauch,
Und frei vor Allem ist es — frei! o Wonne,
So frei zu schlafen unter Gottes Sonne!

---

## Tabletten.

*** **Fürst Kosloffsky.** Unter den interessanten Nachrichten, welche Dr. Dorow für die Freunde des Fürsten Kosloffsky neuerdings in einem Buche zusammengestellt hat, findet sich folgende Notiz aus seinem Aufenthalte in England, wo der Fürst vorzüglich durch die Güte des Königs Georg IV. ausgezeichnet wurde. Kosloffsky's ungewöhnliche Körperfülle, seine Sonderbarkeit in Rede und Betragen, verbunden mit blendendem, stets treffendem Witze, erregten das allgemeinste Aufsehen, und es fehlte in einem Lande wie England nicht an Karikaturen auf ihn, woran er selbst viel Vergnügen fand und worüber er herzlich lachte. So hatte z. B. die sehr magere, sonst aber elegante russische Fürstin Liewen einem schlecht walzenden Engländer den Tanz abgeschlagen und sich des Ausdrucks bedient: „je ne danse qu' avec mes compatriotes." Sogleich erschien eine Karikatur: der dicke Fürst Kosloffsky ward tanzend mit der überaus magern Fürstin Liewen dargestellt, und darunter las man: la longitude et la latitude de St. Petersbourg.

*** **Bestätigung einer alten Nordlandssage.** Das „Aftonblad" vom 18. September meldet nach der Tromsöe Tidende folgendes: Snorre Sturleson erzählt in seinen Königssagen (Sage von Harald Harfager): „Nordwärts in Noumal (Namsen) herrschten zwei Brüder Herlaug und

---

*) Warum hat der „Fränkische Merkur", dem wir dieses sinnige Gedicht entnehmen, den Verfasser nicht genannt?

Hrallaug, Nebenkönige, und diese hatten drei Sommer lang gearbeitet, einen Hügel von Stein, Kalk und Holz aufzuführen. Gerade wie der Hügel vollendet war, erfuhren die Brüder, daß König Harald mit einem Heer komme, um sie zu überfallen. Da ließ König Herlaug viel Speise und Trank in den Hügel hineinbringen, ging dann selbst mit zwölf seiner Leute hinein und ließ den Hügel wieder zumachen." Namsens äußeres Gebiet besteht, so viel man weiß, aus Inseln, unter denen Leka oder Lekö ist. Hier hat sich seit uralten Zeiten die Sage fortgepflanzt, welche Schöning in seiner Geschichte Norwegens vollständig berichtet, und die noch jetzt erzählt wird, daß zwei Brüder zu gleicher Zeit hier als Könige regierten, und daß der eine um Harald Harfagers willen sich lebend mit zwölf seiner Leute in einem langen Schiffe begraben ließ, das er ans Land hatte ziehen lassen, worauf er und sein Volk hineinstiegen, und es mit Erde überdecken ließen. Diesen großen Schiffshügel sah man noch im Sommer so gut wie unbeschädigt unten am Strand nahe an der Kirche, und die Alterthumsforscher haben schon lange es als ausgemacht angenommen, daß dieß der von Snorre besprochene Hügel ist. Snorre's Angabe und die Sage lassen sich wohl vereinigen, wenn man vernimmt, daß der von Snorre erwähnte Holzbau entweder wirklich ein dazu benütztes Schiff oder bloß in Form eines Schiffs aufgeführt war. Der Eigenthümer des Orts hat nun beschlossen, den Hügel genau zu untersuchen. Seit längerer Zeit hat man schon eine unerhörte Masse mit Kalk vermischter Erde fortschaffen lassen, und im Sommer leitete man einen vorbeifließenden Bach dahin; jetzt glaubt man bereits Gewißheit erhalten zu haben, daß der Hügel wirklich ein ganzes Schiff in seinem Schooß birgt, wovon man bereits losgebrochene Stücke gefunden. Der Eigenthümer hat sich vorgenommen, die Arbeit nicht eher zu schließen, als bis das ganze Schiff zu Tage gebracht sey.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Abermals hat uns der Tod eine hervorragende Erscheinung entrissen. Karoline von Woltmann, die Gattin des berühmten Historikers Karl Ludwig von Woltmann und eine Schwester des Geheimerath Stosch ist am 17. Nov. in Berlin gestorben. Sie hat sich der „Kölnischen Zeitung" zufolge in den letzten Jahren fast nur mit Naturstudien in einer sehr gründlichen und umfassenden Weise beschäftigt, wovon auch ihr vor einiger Zeit hier herausgegebenes Buch über den Organismus in einer tiefsinnigen, aber auch oft höchst barocken Darstellung Zeugniß gab. Ihre früheren zahlreichen poetischen Arbeiten, die manches neuere vielgepriesene Erzeugniß der Frauenliteratur an Bedeutung überragen, scheinen bei ihrem Erscheinen nicht den rechten Zeitpunkt gefunden zu haben, in dem sie wirken konnten. 1782 geboren, war Karoline v. Woltmann in erster Ehe mit dem bekannten Kriegsrathe und Anekdotendichter Karl Müchler verheirathet gewesen, der noch jetzt in Berlin im höchsten Greisenalter lebt.

Ueber Wolfgang Müller's Gedichte, die so eben in der Literarischen Anstalt dahier erschienen sind, fällt die „Bremer Zeitung" folgendes Urtheil: Die poetische Begeisterung, womit Müller unsern schönen Rhein zum erstenmal in würdig großartiger Weise besang, hat diesem Dichter eine solche Stellung in unserer heutigen Literatur gesichert, daß seine so eben erschienenen Gedichte nur das beste Vorurtheil für sich vorfinden werden. Das Buch enthält in 7 bis 8 Abtheilungen die ganze Tonleiter aller lyrischen Gefühle, und bietet in jeder einzelnen Weise eine reiche innige Gefühlswelt, die den Leser zur lebhaftesten Mitempfindung begeistert. Diese Gedichte mit ihrem musikalischen Seelendrange und ihren tiefen, farbenreichen Naturstimmungen, mit ihrer reizend-kecken, ächt rheinischen Lebens- und Thatenlust, mit ihrer edlen hochherzigen Hingebung an das reine Menschenthum lassen uns den trefflichen Sänger der „Rheinfahrt" jetzt als einen eben so treuen Gefährten durch's Leben, wie früher als lieben Begleiter durch's schöne Rheinthal, willkommen seyn. Im Volke und in der Natur wurzeln Müller's poetische Lebenskräfte, tief und warm fühlt er des Volkes Lust und Schmerz, er ahnt in reicher Dichterbrust das geheimnißvoll lebendige Walten der Natur. Dieser Zug des innigsten Verständnisses schlummernder oder unaussprechlicher Empfindungen geht durch alle Müller'schen Poesien und gibt ihnen zugleich eine lebhaft wirkende Abwechslung des Stoffes und des Tones. Müller ist ein Kind des Volkes und vor Allem des herrlichen Rheinlandes: am Rheine begreift man die ganze liebenswürdige, tiefpoetische Natur einer solchen Individualität, und des Dichters lustsprühende Rheinlieder, die überall in's Volk übergegangen sind, lassen uns die innige Wechselwirkung zwischen Natur, Volk und Dichter lebhaft fühlen. Daß die ächte, hoffnungsfreudige Jugend und Jugendlust nicht aus dem Volke verschwunden, und daß die Jugend der poetischen Auffassung fähig ist, beweisen Müller's Gedichte, die mit ihrer reichen Liebeslust und Leid in unbefangener Liebenswürdigkeit mitten in die bewegte Zeit hineintreten und das Mitgefühl der nach materielleren Interessen hingelenkten Gegenwart sich trotzig schön erzwingen. So lauscht man denn auch freudig den lebensfrischen Tönen des jugendlichen Sängers, der selbst bei seiner Hinneigung zu den Tagesfragen des Socialismus diese Ideen nicht in tendenziöser Nüchternheit verarbeitet, sondern ihren idealen, ewig wahren Kern in selbstständiger, freigestaltender Weise zur Poesie erhebt. Wolfgang Müller ist derjenige Dichter der Gegenwart, der, ohne unser Gemüth in Ruhe und Frieden einzulullen und es zu verweichlichen, doch den wohlthuendsten, menschlich mildesten Eindruck auf uns macht, und so gleicht er auch hierin dem großartig edlen Heimathstrome, dem Ruhe und Bewegung, Ernst und Lust unzertrennlich vermählt sind.

Frankfurt, im Nov. Freitag, den 26. Nov.: Erste Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Posch und Eisner im „Holländischen Hof". Programm: 1) Quartett aus B-dur von Haydn, 1) Quartett aus E-moll von Mendelssohn, 3) Quartett aus A-dur von Beethoven. Billets zu fl. 4. für vier Abende und zu fl. 1. 45 kr. für einen Abend sind in der Musikalienhandlung des Herrn André und Abends an der Kasse zu haben.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 27. November. Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Abtheilungen von Gustav Schmidt.

Sonntag, den 28. November. Zu ebner Erde und erster Stock, oder: „Die Launen des Glücks", Posse mit Gesang in 3 Abtheilungen, von Nestroy.

Montag, den 29. November. (Zum Vortheil der Frau Thomas und zum Erstenmale wiederholt) Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Abtheilungen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 328.** Sonntag, den 28 November **1847.**

## Schloß Rákos.

Novelle von L. Foglar.

(Schluß.)

„Der Mensch ist der große Gedankenstrich im Buche des Lebens," sagt Jean Paul. „Und in der That hat dieses schweigende und doch viel bedeutende Zeichen ein großes Recht, mit uns verglichen zu werden. Da lesen wir oft jahrelang in dem räthselhaften Buche des Daseyns, vertiefen uns in seine Geschichten und Erfahrungen und glauben es erschöpft und ergründet zu haben — da stoßen wir plötzlich auf so einen wandelnden Gedankenstrich, der den rothen Faden unserer Erkenntnisse zerreißt und alle unsere bisherigen Voraussetzungen niederwirft. Und das macht uns oft so namenlos betrübt, so trostlos verzagt, daß wir die Sisiphusarbeit des Forschens und Versuchens immer wieder von neuem beginnen sollen!" So redete Max zu Adalgise, welche ihn tiefernst und vor sich hinbrütend im Garten getroffen und theilnehmend seiner Stirne Wolken hinwegzuplaudern versucht hatte. Sie kannte recht wohl den Grund seiner Trauer, sie wußte, daß Frau Rohr ihn auf schlaue Weise in Besitz des ominösen Taufscheines gesetzt, und daß seit jener Stunde er kein Wort mehr mit Irma gewechselt. Baute sie doch selber auf diesen blutenden Riß in zwei Herzen das Luftschloß und die schwebenden Frühlingsgärten ihres eigenen künftigen Glückes. Max schwieg. Es war vergebens, daß die Gouvernante andere Gegenstände anschlug. Er schien über einem Entschlusse zu brüten und sie nicht mehr zu hören. Adalgise wandte sich zum nächsten Blumenbeet und besah seine junge Pflanzung — dann ward sie zur Gräfin abgerufen und Max blieb allein zurück. Es war ein stillfreundlicher Aprilnachmittag, die sinkende Sonne warf liebetrunkene Scheideblicke auf die junge, frühlingsbräutliche Erde, das frische Erstlingsgrün auf Feldern und Waldung erglühte sanft im milden Abendstrahl und die freudige Lerche badete in kühlen Lüften. Der junge Mann weilte noch bis in die tiefere Dämmerung und hob sich dann, wie von einem starken Gedanken rasch erfaßt, plötzlich zum Gehen. — Irma stand vor ihm. Eine Minute lang sah sie ihm ins Auge mit dem Ausdruck unsäglicher Wehmuth.

„Du weißt Alles, du hast aufgehört, mich zu lieben!" stammelte sie dann in verzweifelnder Hast — „o Max, rede, rede!"

Max faßte ihre beiden Hände und schaute das bleiche, zitternde Mädchen lange schweigend an, dann wandte er sich ab und die Thräne des bittersten Schmerzes rollte ihm über die Wange, seine Brust wogte auf und nieder, als ging' es zum Strafgericht, und er konnte kein Wort hervorbringen.

„Max, um Gotteswillen, rede!" flehte Irma.

„Du weißt es, ob ich dich liebe — o Irma, Irma!"

„Laß mich deinen ganzen Zorn fühlen, aber richte, entscheide! O Max, dieses Schweigen war hundertfacher Martertod. Höre mich, dann richte!"

„Es ist gut, diese Nacht! Irma hast du Muth?"

„Was meinst du mit dieser Frage?"

„Doch ja, ja, dein Muth hat mir ja einst das Leben gerettet!"

„O, ich will ja nicht mehr hoffen, daß du mich noch lieben könnest, aber verachten darfst du mich nicht. Darum, Max, ich flehe dich auf meinen Knieen an, höre mich — rede zu mir!"

„Diese Nacht — jetzt nicht — diese Nacht nach 1 Uhr auf deinem Zimmer! Hast du Muth?"

„Max, du bist entsetzlich! was meinst du nur?"

„Wir wollen den Taufschein verbrennen, weißt du?"

„O, mein Gott, sieh mich nicht so starr an. Wozu den Aufschub? Jetzt, hier gleich mußt du mich hören, deine Verachtung tödtet mich noch."

„Tödten? Nein — diese Nacht!"

„Max, mir schauert vor deinen kalten Worten."

„Hast du Muth? Erwarte mich diese Nacht."

Mit diesen Worten hatte er das Mädchen an sich gepreßt und seine Lippen fieberhaft krampfig auf ihre Stirne gebrannt. Er hielt sie eine Minute lang umschlungen, dann riß er sich plötzlich los und stürzte aus dem Garten. Frau Rohr hätte gerne die Unterredung mit angehört, sie lehnte sich weit aus dem Fenster und verlor sogar einmal die wagrechte Haltung. Aber die beiden sprachen zu leise für ihre Schwerhörigkeit und sie mußte mit ungestillter Neugier schlafen gehen. Sie kam auch nicht zum Nachtmahl, aus Besorgniß, es möchte Jemand ihr Horchen bemerkt haben. Aber Max war unerwartet heiter, oder doch lebhaft aufgeregt, als freute er sich über Irma's Abwesenheit. Er drückte beim Aufstehen der Gouvernante die Hand und sagte: „Glauben sie mir, es soll uns niemals gereuen, einen Menschen geliebt zu haben; aber wir müssen ihn auch so lieben, daß uns sogar der Giftbecher aus seiner Hand willkommen ist!" Es war ziemlich spät am Morgen des andern Tags und noch blieb es ungewöhnlich stille auf Rákos. Sonst pflegte der Hofmeister mit dem jungen Grafen in aller Frühe auszureiten oder es begannen die Lehrstunden und Max brachte das ganze Haus in Bewegung. Die Gräfin hatte schon dreimal vergeblich nach ihrem Mädchen geklingelt und die Gouvernante lugte am Fenster, ob Max nicht über den Hof wandle, wie gewöhnlich. Alles blieb ruhig. Endlich schleppte sich Frau Rohr aus ihrer Kammer und zur Gräfin hin-

über, wo, tüchtig ausgezankt, sie eben in Apologien über Irma's Trägheit sich erging, dann eilte sie das Mädchen zu wecken. Auch der junge Graf wollte seinen Begleiter zum Morgenritt abholen, denn schon standen die Pferde ungeduldig scharrend im Hofe. Aber die Thüre war offen und das Zimmer leer, dagegen pochte die Haushälterin vergeblich an Irma's Schlafgemach. Fest verschlossen, keine Antwort. Auf diese Nachricht erschien der Graf selbst und ließ durch die Hausleute gewaltsam das Schloß sprengen. Alles stand neugierig bange umher — jetzt fiel die Thüre und fast zugleich prallten die Umstehenden zurück. Dicht und schwer qualmte es aus dem Zimmer — am Boden aber glomm es in der Pfanne und Max und Irma lagen vom Kohlendampf erstickt auf dem Ruhebette. Der Graf hat seit diesem Trauerspiele bis zu seinem Ableben ein anderes Familiengut bezogen und nie wieder Schloß Rakos besucht. Ich aber wandle öfters hinaus. Das berühmte Grab in Verona hat mich nicht so elegisch gestimmt.

---

## Italienische Bauernzustände.

(Aus Mittheilungen eines Deutschen an die „historisch-politischen Blätter".)

Sie erhalten mein Schreiben aus einem blutgedüngten Felde, und was noch ärger als dieser Umstand, von der Villa Malpaga, deren Name jedes christliche Gemüth zu erschrecken im Stande ist. Sie liegt zwischen Venedig und Padua unweit der Brenta auf der unermeßlichen Ebene, die sich aus den verhängnißvollen ultramontanen Alpen als späteres Festland um den Golf von Venedig gelagert hat, ein grünwogendes Meer einförmiger Fruchtbarkeit mit den tiefeindringlichen Stichen des Heimwehs für die Gebirgsländer. Sie gehörte in der mittlern Zeit dem berühmten Venezianergeschlecht Malpaga an der Stelle, wo einst wohl zwanzig Wohnungen standen, die aber von einem Kriegssturme hinweggefegt wurden. Noch immer findet man in Feldgründen bei tieferem Nachgraben Menschengebeine, Waffen, venezianische Münzen, zertrümmerte Säulenschäfte und weitläufige Mauerspuren, die auf eine gewaltsame Zerstörung der ältern Menschenansiedelungen schließen lassen. Seltsamerweise ließ sich vor einigen Jahren auf Malpaga ein bejahrter Napoleonischer Feldhauptmann nieder, die Furchen eines vielbewegten Lebens im scharfausgeprägten Gesichte, mit den Narben aus vierzig Schlachten, und jenen klugen rollenden Augen, die „vieler Menschen Städte gesehen und den Sinn der Bewohner erforscht haben." Auf die Sturm- und Drangperiode jenes früheren Lebens ist die milde Windstille des Alters gefolgt, die uns an verdienten Veteranen so liebenswürdig erscheint...

Der Ernst des alten Degens bewog mich, meinen Aufenthalt in der Gegend vorzüglich dazu zu benützen, um mich über die Volkszustände näher aufzuklären. Denn läugnen ließ sich nicht, daß die italienische Reform zuförderst mit dem Volk anfangen müsse, um auf dem Grund eines unabhängigen Bauernstandes das Staatsgebäude festzustellen. Von einem Bauer im deutschen Sinn ist in Italien selbst in den günstigsten Verhältnissen keine Rede. Es gibt bloß Pächter (fittabili) und Bauleute (coloni) nach einem erbärmlichen Maßstabe. Die erstern sitzen in geringer Anzahl auf zerstückelten Guttheilchen um einen Pachtzins, der ihnen wenig mehr übrig läßt als die Möglichkeit, ihr nacktes Leben kümmerlich zu fristen. Die bei weitem größere Anzahl des Volks versieht Baumannsdienste, welche noch weniger freie Bewegung des bäuerlichen Lebens gestatten und ohne Zweifel im Venezianischen am wenigsten einträglich sind. Diese Bauleute wohnen in ärmlichen Hütten, die kaum so hoch sind als das erste Stockwerk unserer deutschen Bauernhäuser, aus Lehm roh zusammengeflickt und in der Regel ohne eigentliche Fenster. Die besten derselben haben gegen die Sonne drei Oeffnungen. Durch die erste tritt man ins Vorgemach, wo der geringe Haushalt, Rindvieh, Futter und Stroh mit allerlei plunderhaft durcheinander liegendem Gerümpel untergebracht ist; durch die zweite kommt man in die Küche, die auch zur Wohnstube dient, und von den jungen Schweinen und dem zahmen Geflügel eifrig besucht wird, voll Unrath und Schmutz in jeder Ecke; die dritte Oeffnung zeigt die Schlafstelle für das Ehepaar, und die halbnackten Kindlein größentheils in so faulen Nestern, die wahrhaft Grausen erregen. An ein Pflaster oder an einen Holzboden nicht zu denken, sondern überall der nackte Lehmboden in feuchten Gründen, und von eindringendem Regenwasser kaum verschont, die Rückseite größtentheils mit einem Erdwalle geschützt, welcher seine überflüssige Nässe einwärts schlagen läßt. Von Oefen keine Spur, ungeachtet der Winter oft drückend ist. Die in solchen engen Räumen untergebrachten Siebensachen der armen Leute stimmen unwillkürlich zum Mitleid. Das Bett ist gewöhnlich schmutziger als die Wurfstelle eines Wildes, nicht nur überall ohne Bettücher, sondern öfter sogar ohne Stroh. Kasten für ihre Kleider brauchen sie keine; ein einziger Nagel trägt leicht den Vorrath, dessen sich die besteingerichtete Person rühmen kann. Unser deutsches Bauernthum, in vielen Gegenden auch dürftig genug, erscheint dagegen als wünschenswerthes Behagen. Im Tiefgrunde der venezianischen Ebene, der einst Moor und Sumpf war und noch durch Abzugsgräben entwässert werden muß, läßt sich kein Keller für Getränke und Gemüse anbringen, daher fehlen die meisten bei uns so viel entscheidenden Lebensstoffe aus dem Pflanzenreiche. Selbst der gemeine Salat ist ein Luxusartikel, den man sich aus Mangel unverdorbenen Essigs meistentheils versagen muß. Durch künstliche Nachhülfe solchen Uebelständen vorzubeugen, macht das Landvolk in seiner kümmerlichen Unbehülflichkeit nicht den mindesten Versuch. Der Landbau wird auf oberflächliche Weise mit höchst mangelhaften Werkzeugen betrieben, als lebte man in einem Zeitalter, wo die ersten Versuche des Wein- und Getreidebaues gemacht wurden, und die unermeßlichen Verbesserungen in diesen ländlichen Arbeitszweigen, wie man sie in England, Frankreich und zum Theil auch in Deutschland findet, sind hier zu Lande ganz unbekannt. Der Wein, die Seide und der Mais sind die Hauptgegenstände des Anbaues; die übrigen Getreidearten werden als Nebensache behandelt. Das Erzeugniß an Wein und Seide gehört beinahe ungetheilt dem Besitzer des Grundstückes und es hängt von seiner Billigkeit ab, wieviel er sogenannten Nachdruck zu vin piccolo seinen Bauleuten überlassen will, in der Regel so wenig, daß sie bloß eine sehr kurze Zeit im Winter davon zu kosten haben. Im Sommer ginge diese Art verwässerten Sauergetränks ohnehin durch die einfallende Hitze zu Grunde. Beim Mangel an frischem Wasser, der in den meisten Gegenden vorherrscht, ist diese Entbehrung von unberechenbarem Gewicht für das hart angestrengte Landvolk. Vom Mais und dem übrigen Getreide erhalten sie einen bestimmten Antheil, und zwar vom erstern mehr als vom letztern, aber stets in sehr ausgemessenen Antheilen. Der Grasnutzen, in den meisten Gegenden unbedeutend aus Mangel ausgiebiger Wiesen und durch Laubniß aller Art ergänzt, nährt wenig Vieh, und vorzugsweise nur Zugvieh zur Bearbeitung des Feldes, so daß im Sommer

oft weitum keine Kuh anzutreffen ist. Deßhalb kann von Milch und Schmalz bei den meisten Bauleuten kaum die Rede seyn. Wir mußten unsern Kaffee des Morgens schwarz trinken, wenn die Köchin zufällig vergaß, die Milch aus weiter Ferne zu bestellen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Uriel Acosta von Gutzkow.

Ich habe diese Tragödie noch nicht auf der Bühne gesehen, aber geistvolle Frauen rühmten nicht minder die Macht des Eindrucks, als scharfurtheilende Männer, vor deren Kritik die früheren Dramen Gutzkow's nicht recht Stich halten wollten, in dieser neuen Schöpfung des vielbegabten rastlos arbeitenden Schriftstellers einen endlichen Beweis seines Dichterberufes fanden. Der Beifall hat sich seitdem an vielen Orten wiederholt, der Inhalt des Stücks ist allgemein bekannt geworden, und so seyen mir einige Worte über die Idee und den Bau desselben vergönnt. Was eine reine Seele in der Begeisterung eines großen Augenblicks ergreift, das muß für immer und für alle Lagen die Norm ihres Lebens seyn; wenn das Herz nicht den Muth hat, in den Verwicklungen und in der Breite der Verhältnisse jener heiligen Offenbarung treu zu bleiben, so hält der Genius, der es derselben gewürdigt, sein strenges Gericht, das nur dadurch zur tragischen Verklärung wird, daß der um des Irdischen willen Gesunkene oder Gefallene in freier Buße seine eigene Endlichkeit zum Opfer bringt, und so die todüberwindende Macht der Idee verherrlicht, die nun das versöhnte Gemüth im Unendlichen lebendig werden läßt. Uriel Acosta will vor seiner Liebe zu der Verlobten eines Andern fliehen; da werden dieselben Gedanken, die ihm das Herz Judiths gewonnen, zum Mittel der Verfolgung: nun will er nicht entweichen, sondern für die erkannte Wahrheit einstehen:

„Meinst du, daß ich noch jetzt in ferne Länder
Mich selbst verbannen würde dir zu Liebe?
Weil ich schon einmal feige mich und Judith
Von einem Kampf des Herzens retten wollte,
Soll ich auch jetzt den Kampf des Geistes flieh'n?
Das war gefehlt! Wer Wahrheit will bekennen,
Darf ihr die höchste Glorie nicht entzieh'n,
Den Ruhm des Muthes, den die Wahrheit gibt.
Was kann in mir von Flucht noch weiter sprechen?
Jetzt muß ich bleiben, wenn auch Herzen brechen."

und daß er das Rechte erkoren, erfährt er bald. Nachdem der grauenvolle Bannfluch über ihn ausgesprochen, den der fanatische Priester mit den Worten schließt:

Verschmachten wirst du in dem Durst nach Liebe,
Nie gibt sich dir ein liebend Herz des Weibes, —

da tritt Judith begeistert hervor und ruft:

Das lügst du, Rabbi!

und frei und stolz bekennt sie ihre Liebe, und kann nun sagen:

So bist du mein! Erobert durch die Wahrheit!
Hab ich dem Gott gehorcht, den du mich lehrtest?
Dem Gott, der aus des Herzens Flammen spricht?
O lass' uns hoffen! Folge mir mein Freund!
Wer muthig will, der hat die Welt gewonnen.

In der Größe dieses Augenblicks haben beide das Gesetz ihres Lebens ausgesprochen. Wohl setzt nun die Vorsehung in der Macht der Verhältnisse starke Hebel an, vor andern den Geist der Familie, so bedeutsam in dem unterdrückten Volke; durch einen Widerruf kann Uriel nicht bloß der Mutter und den Brüdern Frieden geben, er kann auch die Geliebte in ruhiger, beglückter äußerer Lage zur Gattin gewinnen; aber der Widerruf ist die Verleugnung des Genius, und so hat er weder die eine noch die andere dieser Wirkungen: die Mutter ist todt und Judith hat in die Trauung mit dem früheren Bräutigam eingewilligt, um das Vermögen ihres Vaters zu retten. „Ich zürne nicht, sie that, was ich gethan," sagt der zerschmetterte Uriel; sie aber hat bereits Gift genommen; der Freier Jochai, der gegen Wechsel Herzen ausgetauscht, sieht sich mit einer Leiche vermählt; Judith weiß, was sie der Liebe schuldig war, sie reicht sterbend Acosta ihren Myrtenkranz:

O eine andre Welt hab' ich geträumt
Und süß're Hoffnungen von diesem Leben!
Ein kurzer Frühling nur hat sich erfüllt,
Ein wenig Blumenduft, doch der war schön,
An Wonne überreich, daß er im Sterben
Mich selig übertäubt — leb wohl, mein Vater,
Verzeih dies Opfer einer höhern Liebe!

Auch Acosta hat offen der erkannten Wahrheit von dem unendlichen, in Allem waltenden Gott, von der Religion, deren Symbol des Glaubens die Vernunft ist, von der Macht des Geistes über die Satzung auf's neue die Ehre gegeben, und hat damit ein Recht gewonnen, den Stein abzuwälzen, den sie auf sein Herz geworfen, das sich nach Gottes Antlitz sehnte und ohne priesterliches Fürwort es anzuschauen wagte; ausgestoßen von der Welt des Wahns stößt er nun sie zurück, um feierlichen Schrittes der Geliebten nachzufolgen, die ihm bereits dorthin vorangegangen ist, wo sie, die Wiedergewonnenen, gesühnt einander angehören. An ihrem Grabe empfängt das Volk die große Lehre von Ueberzeugungstreue, Duldung, Liebe.

Die Composition des Dramas ist von jener einfachen Kunst, die alles Beiwerk verschmähend, das Nothwendige klar und sicher verknüpft, und ihre ewigen Musterbilder in der Sophokleischen Tragödie gefunden hat; alle ungehörigen Reize des Pikanten und Interessanten, das hier nicht zur Sache gehört, sind fern geblieben, etwa den Knaben Spinoza ausgenommen, dessen Auftreten eine schöne und bedeutungsvolle Perspektive in die Zukunft eröffnet, dessen Worte aber über das kindliche Alter zu weit hinausliegen. Die Handlung entwickelt sich aus den Charakteren, das Schicksal ist auch hier das objective Gemüth der Personen.

Meine jüdischen Freunde, die in ihrer Weltanschauung das Mosesthum längst zu der Idee des allgemeinen Gottes- und Menschengeistes fortgebildet haben und von der christlichen Bildung durchdrungen sind, werden es dem Dichter Dank wissen, daß er so sinnig und treffend ausgesprochen, warum und wie lange noch sie dennoch das Alte nicht verlassen.

In's Allgemeine möcht' ich gerne tauchen
Und mit dem großen Strom des Lebens geh'n!
Daß ich's nicht thue, fragt mich nicht warum?
Was ist's, das Joseph in Aegyptenland,
Als er die Brüder sah, die ihn verkauften,
Doch Freudenthränen weinen ließ? Was ist's
Das uns bei allem Abscheu vor dem Wust,
Der uns als Sitte folgte aus dem Osten,
Doch bindet, gleich als ob wir Brüder wären?
Die Ehre ist der Kitt des morschen Bundes,
Die Ehre nur ist's, die mich euch verpflichtet.

Wenn ihr so leidlich wohl in Amsterdam
Als Menschen angesehen seyd, bleibt ihr doch
Ein schüchtern Wild aus einem fernen Walde,
Das zitternd stutzt vor jedem Christengruß.
Ein Argwohn nur — ihr müßt von dannen zieh'n,
Des Ahasverus Söhne müßt ihr wandern,
Und wandern, wandern, wandern ruhelos.
Und weil ich nicht im Schatten ruhen will,
Als Christ mich in dem Grün behaglich streckend,
Indessen ihr im Staub der Straße zieht,
So will ich leiden mit den Leidenden!

Moriz Carriere.

## Tabletten.

*** In Benennung der Schiffe zeigt sich besonders bei den Bremern viel deutscher Sinn. Während Hamburg noch immer seine Schiffe mit altbiblischen Kalendernamen und mythologischen Göttern und Göttinnen taufte, suchte Bremen den berühmten deutschen Namen auch auf dem Weltmeere Geltung zu verschaffen. Hamburg hat nur einen J. G. Seume und ein kleines Schiff von 28 Last: Professor Dahlmann. — Bremen dagegen einen Joseph Haydn von 300 Last, Itzstein und Welcker von 470 Last; ferner Göthe, Schiller, Kepler, Herschel, Olbers, Mozart, Alexander von Humboldt, Theodor Körner. — Zum Aerger der Holländer gibt es sogar drei Dampfboote, die Gutenberg heißen, und ein hannover'sches Seeschiff: Johannes Ronge, fährt unangefochten an der Wesermündung.

*** Auf Lough Swilly ist der Austernfang dießmal so ergiebig, daß nach der Zeitung von Derry hundert Austern für 2 Pence (20 Pfennige) verkauft wurden.

*** Das Danziger „Dampfboot" enthält einen Aufruf des Regierungs- und Schulrathes Höpfner zur Unterstützung eines alten Lehrers, D. Köpke bei Dirschau, „der seit dem 1. September emeritirt worden ist, da seine Kräfte zur Fortsetzung seiner vor mehr als drei und sechzig Jahren begonnenen beruflichen Wirksamkeit nicht mehr genügen. Seine Pension beträgt sechs und dreißig Thaler jährlich. Zu einer höheren Unterstützung waltet keine rechtliche Verbindlichkeit ob!"

*** Altes Nürnberger Räthsel. Herr G. Eichler, Inhaber einer Gypsgießerei in Berlin, besitzt eine Art Silhouettenbild, auf welchem sich zwei Frauen in der steifen Tracht des 16. Jahrhunderts gegenüberstehen; jede hält ein Kind an der Hand. Der Besitzer des Bildes erzählt, daß er dasselbe aus Nürnberg mitgebracht habe, und daß er noch bis heute das Räthsel in Versen, welches sich auf dem Bilde befindet, nicht habe lösen können. Die Reime lauten:

Ihr Weiber, durch Euer Würdigkeiten,
was seind diese Kinder gemeindt'?
Diese Kinder seind unsre Kinder
und unsre Männer Brüder sindt,
Und seind unsre Kindes Kind,
alles mit rechter Heirath;
wie das zugeht, das errath.

Wer löst dieses Räthsel?

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Ueber die neuesten Kunstleistungen und Künstlerverhältnisse in München gibt die „Allgemeine Zeitung" folgenden Bericht: Bei dem Abschiedsfest, das im Herbst vorigen Jahrs die hiesige Künstlerschaft dem Professor v. Schnorr bei seinem Abgang nach Dresden gab, verglich Hofrath Thiersch die Künstler Schnorr und Kaulbach im Hinblick auf ihre periodische An- und Abwesenheit in München mit dem Zwillingsgestirn der Dioskuren. Der Stern Schnorr's — welcher letztere diesen Sommer wieder ein großes Bild in seinem Nibelungencyclus vollendet hat — ist seit einigen Tagen am Münchener Kunsthimmel niedergegangen; zur selben Zeit stieg Kaulbach's Stern wieder daran auf. Kaulbach hat in Berlin diesen Sommer das erste von den großen vom König von Preußen bestellten Bildern, darstellend die Völkerscheidung von dem babylonischen Thurmbau, zur Hälfte in der gerühmten stereochromatischen Malart vollendet. Den Winter über gedenkt der Künstler nicht nur für diese Bilderreihe an dem zweiten, in der Reihe dem vierten Carton, dessen Gegenstand der Kreuzfahrer Ankunft vor Jerusalem ist, zu arbeiten, sondern auch die Cartons zu den großen Friesbildern, welche drei Façaden der neuen Pinakothek schmücken und die Entwicklung der neuen Kunst veranschaulichen sollen, zu beginnen. Auch diese Kolossalbilder werden in Stereochromie ausgeführt. Galeriedirector Zimmermann ist so eben beschäftigt mit Anfertigung einer Farbenskizze zu einem Oelbilde von bedeutender Größe; es stellt die Bekehrung des Apostel Paulus vor Damaskus dar. Zimmermann hat sich dem großen Stoff gewachsen gezeigt. Professor Schorn hat sein großes Oelbild, die Sündfluth, beinahe untermalt. Auch dieses Bild ist großartig aufgefaßt. Professor H. Heß, während der letzten Zeit fast ganz von den Geschäften der Akademiedirectoratsverwesung in Anspruch genommen, hat die Umrisse einer edelgehaltenen Composition auf die Leinwand gezeichnet, welche die Anbetung der heiligen Jungfrau durch jene Heiligen darstellt, deren Patronat Se. Maj. der König die fünf neuerbauten Kirchen anheimstellte.

Ueber Schwind's neuestes Oelbild „die Rose oder der Hochzeitsmorgen" haben wir in den letzten Tagen in diesen Blättern berichtet. Ein anderes großes Oelbild Schwind's, darstellend den Vater Rhein, umgeben von seinen Kindern, den in ihn einmündenden Flüssen, ist erst untermalt — Schwanthaler schreitet in der Besserung seiner Gesundheit bedeutend voran."

### Physikalischer Verein.

Samstag, den 27. November. Ueber Schönbein's Ozon, seine verschiedenen Entstehungsarten, Eigenschaften und seine Anwesenheit in der atmosphärischen Luft.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 27. November. Prinz Eugen, der edle Ritter, Oper in 3 Abtheilungen von Gustav Schmidt.

Sonntag, den 28. November. Zu ebner Erde und erster Stock, oder: „Die Launen des Glücks", Posse mit Gesang in 3 Abtheilungen, von Nestroy.

Montag, den 29. November. (Zum Vortheil der Frau Thomas und zum Erstenmale wiederholt) Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Abtheilungen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 329. Montag, den 29. November 1847.

## Eine Jugendliebe.

Aus dem Leben eines deutschen Dichters.

In das geöffnete Fenster eines kleinen Giebelzimmers, einem Hause der würtembergischen Stadt Biberach angehörend, quoll die milde Luft eines wunderschönen Frühlingsabends hinein und spielte mit den Blättern der Blumen, welche in reichlicher Anzahl auf dem Fensterbrette aufgestellt, das kleine Zimmer gar lieblich durchdufteten. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne stahlen sich freundlich durch die Blätter und lächelten verlockend auf ein aufgeschlagenes Buch, das auf dem Tische am Fenster lag. Eifrig in dem Buche lesend, saß hinter dem Tische ein Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren, der aber nicht minder eifrig an einem Butterbrod kaute. Es war ein frisches, jugendliches Gesicht, auf dem sich Ungeduld und Verdruß malten, denn es war Virgil's Aeneide, an welche ihn der strenge Befehl des Vaters geschmiedet hatte. Zuweilen spähten die Augen über die alten vergelbten Blätter hinweg zum Fenster hinaus in Gottes freie Natur. Der Abend war so einladend, die Schwalben zwitscherten so munter in den hohen Linden vor der Thür, die vergoldete Spitze des Biberacher Thurms glomm so leuchtend in den letzten Sonnenstrahlen, in einem benachbarten Garten fielen die Kegel so lockend, vor der Thür des Nachbarhauses saß die ganze Familie so traulich und lauschte aufmerksam den Geschichten vom Prinzen Eugen und der Schlacht bei Peterwardein, wo der alte Großvater mitgeschlagen hatte in der Armee des heiligen römischen Reichs: es war Alles weit gemüthlicher und einladender als der trockne Virgilius. — Ungeduldig schlug der Knabe endlich das Buch zu, gebot dem unter'm Tisch knurrenden Pudel Ruhe und trat zu den Blumen an's Fenster. Es war eine schmächtige, kleine Gestalt, der ein geflickter violet seidener Frack, lange seidene Strümpfe, Schuhe mit mächtig großen Silberschnallen eine possirliche Würde verliehen, welche der lange, unten gekrümmte Zopf, die gepuderte Frisur nur noch erhöhten. — „Hol' der Satan die Dido sammt ihrem trojanischen Prinzen!" schalt er ärgerlich in die Blumen hinein. „Ich ginge lieber unten am Flusse und suchte Vergißmeinnicht zu 'nem Kränzlein für Marien und doch ist's erst ein Viertel auf Acht und die Zeiger an der Thurmuhr schleichen wie Schnecken. Vor acht Uhr läßt mich der Vater nicht über die Schwelle. Ach, Virgilius, du hast's zu verantworten!" — Nachdenkend drückte er sich in die Fensterecke und träumte in den Frühling hinaus. — Da pochte es leise an die Thür. Knurrend fuhr der Pudel unter'm Tisch hervor, doch kroch er scheu zurück, als ihn ein „Still!" seines jungen Herrn zur Ruhe verwies. Auf ein lautes „Herein!" öffnete sich die Thür und ein junges Mädchen in ärmlicher, aber netter Kleidung trat ein mit tiefem Knixe und reichte einen Brief hin mit den schüchternen Worten: „Ein Brief für sie, Musje Martin!" — „Schönen Dank, Marie! — aber was siehst du blaß und krank aus, bist du nicht recht wohl gewesen? Ich hab' dich so sehr lange nicht gesehen und bin doch alle Abend an dem alten Ort gewesen bei der Kirchhofsmauer." — „Ach, Martin, ich bin ganz gesund, ganz gesund!" — „Dein Gesicht straft dich Lügen, auch hast du mir ja die Briefe nicht gebracht in der letzten Zeit, sondern deine kleine Schwester. Sey aufrichtig, Marie, bist du mir nicht mehr gut? Hab' ich doch nichts unterlassen, dir zu gefallen, hab' dir doch alle Abend, wenn wir uns trafen, einen Blumenstrauß geschenkt, hab' dir doch alle Abend gesagt, daß nur der Tod uns trennen kann." — „Ach, Martin, die Muhme hat was gemerkt und mich ausgescholten und gesagt, das schick' sich nicht für ein ordentliches Mädchen. Ich hab' mich recht gegrämt und mich geschämt, unter Menschen zu gehen und 's war doch nichts Unrechtes, was ich that." — „Laß dich das nicht kümmern, liebe Marie, laß die Menschen denken, was sie wollen!" und dabei drückte er ihr die Hände. „In einer halben Stunde bin ich an dem alten Orte, da sieht uns Niemand; wenn du aber noch länger hier bleibst, reden die Leute wieder Allerlei und dann grämst du dich wieder und wirst wieder blaß. Da nimm zum Abschied die Rosenknospe. Sie ist die erste an dem Stöckchen, das ich mir selbst gezogen habe. Leb' wohl!" — und dabei umarmte er sie. — Als Marie fort war, öffnete Martin rasch das Siegel. Es war ein Brief von seiner Cousine, die ihm anzeigte, daß sie in wenigen Wochen von Tübingen zum Besuch nach Biberach kommen werde. Eine fröhliche Heiterkeit lagerte sich auf des Lesers Gesicht und er konnte die Zeit nicht erwarten, daß er zum Essen gerufen wurde, um dem ganzen Hause die frohe Nachricht mitzutheilen.

„Na, das wird ein Leben im Hause werden, wenn Gretchen erst hier ist!" sprach die Mutter über Tische; „da wird der Martin 'mal wieder aus Rand und Band gehen vor lauter Fröhlichkeit." — „Quod non!" bemerkte der Alte und schob einen ganzen Hahnflügel in den Mund. „Die Studia dürfen deßhalb nicht postponirt und negligirt werden; denn nur wer sie ganz in Fleisch und Blut verwandelt, nur für den existirt eine Freude, so nur ein junger Mensch, der die Studia persequiret, haben kann." „Aber der Virgil, Vater!" seufzte Martin auf. — „Der Virgilius ist gerade der rechte Auctor für die Jugend, in ihm erhebet sich das Gemüth an den erhabenen und eleganten Redensarten und ist sein Studium einem Redner absonderlich förderlich und dienlich. Er versteht das

noch nicht, Er ist noch zu jung, nur mit den Jahren kommt die intelligentia in den Geist sothanen Auctoris." — Die Mutter suchte dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, indem sie schelmisch drohend sich an Martin wendete: „Der „Postklepper" (so hieß Marie in der ganzen Gegend, weil ihr die Besorgung der angekommenen Briefe oblag) „ist heute ja eine ganze Weile auf deiner Stube gewesen. Du magst sie wohl ordentlich gut leiden? Ich habe so was gemerkt. Na, na! du hast sogar heute dein Amt, die Uhr aufzuziehen, vernachlässigt." — Martin erröthete und meinte, der Brief von der Cousine habe ihn so vergeßlich gemacht. — „Weibergeschwätz und kein Ende!" fuhr der Vater dazwischen. „Einem Jungen von vierzehn Jahren müssen dergleichen Affairen gänzlich unbekannt seyn. Ihm müssen die Studia und nur die Studia am Herzen liegen; anderes lernet er zeitig genug mit den Jahren und ich will nicht fürchten, Martin, daß Er sich zu solchem Grade der Unehre versliegen, so ganz Sein officium als Literatus vergessen." — „Aber, lieber Vater, wie können Sie glauben?" erwiederte der Angeredete, indem er der Mutter einen bittenden Blick zuschickte, dem Vater von dieser Angelegenheit nicht mehr zu erzählen. — Martin verrichtete das Tischgebet, dann sagte der Vater: „Nun kann Er sich im Freien erlustigen bis um neun Uhr, dann ist Er wieder hier! Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen, das bleibt all' mein Lebtag wahr; merk' Er sich das!"

Es war vierzehn Tage später. Die Sonne sank hinab, in süßer Dämmerung war der Mond heraufgezogen und warf sein mildes Licht auf zwei Trauliche, welche an dem Kirchhofsgange Hand in Hand im hohen Grase saßen. Zu ihren Füßen schlängelte sich mit sanftem Rauschen ein kleiner Bach. — „Erzählen sie mir noch mehr so hübsche Geschichten, Musje Martin; ich denke immer, ich bin noch ein Kind und spiele mit Nachbars Mädchen unter der großen Linde, wenn sie so hübsch sprechen von Blumen, Frühling und Sternen. Es weht mich so jugendlich an bei Ihren Geschichten, wenn sie auch alle nicht wahr sind." So sprach Marie und sah dem hübschen Knaben recht lange in die Augen, indem sie seine beiden Hände faßte. Ihr Blick rang mit Thränen. — Martin aber sprach: „Nun sieh' 'mal Marie! Es war einmal ein Bach, der mochte wohl eben so hübsch blau seyn, wie der zu unsern Füßen; der Bach klagte in stillen Mondnächten immer so schwermüthig mit Ach's und Weh's und seufzte tief, ohne daß Jemand seinen Schmerz verstanden hätte. Es stand aber an ihm ein wunderschöner Rosenstrauch, der trug eine Blume, wie sie der Lenz lange nicht gesehen hatte und in die Rose war der Bach zum Sterben verliebt. Sie mochte seine Liebe wohl verstehen, wenigstens duftete und blühte sie immer schöner von Tag zu Tag. Da kam 'mal an einem Abend eine Dirne den Bach hinunter und sang ein lustiges Liebeslied, die pflückte die Rose und steckte sie sich vor die Brust und lächelte und ging weiter. Chloen kleidete die Rose am schwarzen engen Mieder sehr schön. Also sie war fort und hörte nicht auf des Baches Schmerzensgetön und Geächz. Er ging still und in sich gekehrt in unendlicher Wehmuth weiter, immer weiter durch's ganze Dorf und klagte nicht mehr. Die armen Vergißmeinnicht jammerte der schwermüthige Geselle. Sie gaben ihm das Geleit, daß er doch nicht so ganz allein ginge. Als sie aber sahen, daß er sich gar nichts aus ihnen machte, da weinten sie und gingen nicht weiter mit. Der Bach wurde immer stiller und stiller, aber im Winter übermannte ihn der Zorn, denn ihn fror und die Gedanken an die liebe Rose erwärmten ihn nicht mehr. Wild brach er los, trat über seine Ufer und tobte fürchterlich. Er drang bis an des Mägdleins Haus im Dorfe und brüllte immer in wilder Verzweiflung: meine Rose! Als sie ihm die nun nicht geben konnte, überschwemmte er im wilden Zorn das ganze Dorf und das Mägdlein fand in seinen Wellen den Tod. Es war gerade ein Jahr her, daß die Rose gestorben war, da schwand der Bach merklich und wie nochmals ein Jahr verflossen, da war er ganz vertrocknet. Die Leute sagten freilich, die Hitze hätt' ihn ausgedörrt; aber er war in der Rose gestorben." Marien glänzten zwei Thränen in den Augen. Still blickte sie nieder auf die Rose an ihrem Busen und mochte sich allerlei dabei denken, denn sie war still und nachdenkend geworden; nur bisweilen heftete sie ihren fragenden Blick auf Martins lächelndes Gesicht. — „Du bist ja mit einem Male so still geworden, Närrchen, denkst wohl an den armen Bach, der in seinem Herzeleid umkam?" — „Nein, an die Rose! Sie war die glücklichste von allen. Sie starb in ihrer Frühlingsunschuld als Liebesbote, denn gewiß hat sie das Mädchen ihrem Geliebten geschenkt. Wenn man nicht an Liebe sterben kann, doch als Liebesbote an Wehmuth." — „Sey nur ganz ruhig, wenn wir 'mal sterben, muß es in einer Minute seyn, an Liebe oder an Treue!" — „Ja, Martin, an Liebe oder an Treue! Ach, was ich glücklich bin in deiner Liebe und in dir!" Da schlug vom fernen Thurme die neunte Stunde. Sie mußten scheiden.

(Schluß folgt.)

---

## Italienische Bauernzustände.

(Aus Mittheilungen eines Deutschen an die „historisch-politischen Blätter".)

(Fortsetzung.)

Eines Tages ging ich gegen neun Uhr Morgens durch die Felder. An einem Pappelbaume, der rings ausgiebige Schatten warf, loderte zwischen zwei Kieselsteinen ein von dünnem Reisig geschürtes Feuerlein und darüber rührte ein alter Mann seine Polenta ab mit bedächtiger Sorgfalt, die ebenso viel Rücksicht für seinen kostbaren Schatz als Eßlust bewies. Sein tiefgefurchtes, sonnenverbranntes Gesicht war in schauderhafte Falten eingegangen, die mir in deutschen Gegenden nie begegnet sind. Der wälsche Sonnenbrand in dumpfer Ebene hatte durch siebenzig Sommer in die einst regelmäßigen Züge des Mannes gearbeitet und für die lange Noth eines kummerhaften Lebens ein abschreckendes Gepräge erfunden. Auf seinem schwarzdürren Haupte lagen vereinzelte Büschel weißer Haare, und seine Kleidung bedeckte kaum die ärgsten Blößen. Ich ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein. „Ich habe nichts," sagte er, „als harte Arbeit, wenig Polenta und die heilige Communion, mai altro! Keine andere Speise ist seit vierzig Jahren über meine Lippen gekommen, polenta e la santa communione! Und wenn ich zweimal des Tages ein Stück Polenta habe, so muß ich mich glücklich schätzen. Die meisten meiner Nachbarn haben oft kaum einmal des Tages davon zu essen." Bei diesen Worten blickte er mit seinem braunen Gesichte zu mir empor, und zwei volle Adern schwollen auf seiner Stirn wie drohend auf. Polenta e la santa communione! konnte ich mehrere Tage nicht aus meinen Ohren bringen, und noch jetzt regt sich bisweilen der Nachklang davon in meiner Seele. Und in

der That hatte der Mann nur die bittere Wahrheit gesagt. Polenta bildet die einzige Nahrung des Landmannes. Man ißt sie wie Brod ohne allen Zusatz, und das unreine Wasser des Ziehbrunnen ist den größten Theil des Jahres die einzige Schmelze dazu. Und um diese Speise zu haben, muß man sehr fleißig und mit äußerster Sparsamkeit dem bäuerlichen Berufe obliegen. Das Weintrinken ist so selten daß mir Männer und Frauen namhaft gemacht wurden, welche seit fünfzig Jahren keinen Tropfen mehr davon getrunken hatten, und doch rankt sich die Rebe an allen Sträuchern in die Höhe und oft in die Hausfenster der Villa hinein. Um sich nothdürftig zu kleiden, ernähren diese Bauleute einige Haus- und Feldthiere, Schweine, Gänse, Enten und Hennen, welche den Feldern zwar sehr verderblich sind, aber vom Grundbesitzer geduldet werden müssen, wenn das Volk nicht in Verzweiflung gerathen soll. Sie leben größtentheils in den schmutzigen Abzugsgräben welche sich zwischen allen Feldern hinziehen, mit Schilfröhricht überwuchert, an deren Räumung niemand denkt. Sie werden darin ohne alle weitere Sorge groß und fett und wandern in unglaublicher Menge auf die benachbarten Märkte. Mit der emsigsten Sorglichkeit hebt die Hausfrau die großen Eier ihrer Hennen auf und läßt es sich gar nicht einfallen, eines derselben für ihre Familie zu verwenden. Am Sonnabend fährt ihr Gemahl mit den lebendigen und todten Gegenständen seiner mühevollen Zucht in die benachbarte Stadt und enthält sich dergestalt von jeder unnöthigen Geldauslage, daß man siebenzigjährige Greise findet, welche sich bei solchen Gelegenheiten nie einen Trunk Wein erlaubten, um ihr karges Sümmchen unverkürzt heimzubringen. So gilt auch von diesen armen italienischen Bauern Freiligraths berühmtes Lied von den Leiden des irischen Volkes, welches im fruchtbarsten Land ackert und züchtet, ohne je von den Edelfrüchten und Zuchtthieren desselben etwas zu genießen. Die Noth dieser Bauleute ist trotz der beschriebenen Nebeneinnahme noch immer so groß, daß sie, häufig über die Linie des Rechtes hinausgetrieben, gegen ihre Herren in eine Art heimlichen Krieges eingehen. Was die letztern nicht einsperren können, ist auch nicht sicher, wobei jedoch eine eigenthümliche Regel des Diebstahles genau eingehalten wird. Der arme Baumann nimmt nur, was ihm zum Lebensunterhalt von Feldfrüchten unumgänglich nöthig ist. Diebstähle von anderer Art sind äußerst selten. Gutmüthige Herren haben dieses unnatürliche Verhältniß längst durch offene Duldung des Unvermeidlichen in ein naturgemäßes umgewandelt, aber leider sind solche Menschenfreunde noch sehr selten. Dadurch geht alles wechselseitige Vertrauen zwischen den Herren und Bauleuten verloren. Die einen nehmen sich vor den andern in Acht, und Geringschätzung auf beiden Seiten macht das Leben unbehaglich. Diese geistige Kluft zwischen Herren- und Bauernthum, wenigstens ebenso tief als die besitzliche, theilt die ganze Bevölkerung gleichsam in zwei abgesonderte Racen, in die weiße und braune, wovon die erstere nicht bloß allen Besitz, sondern auch alle Ehrlichkeit in Anspruch nimmt, während die andere mit ihrer verbrannten Physiognomie, durch Einflüsse des Himmels und der Erde verkümmert, einem Kabylenstamm anzugehören scheint und weder für ihre Arbeit noch Treue sonderliche Anerkennung erwarten darf. Dieses bäuerliche Mißverhältniß erhält seine größte Schärfe, wenn die behaglichen Besitzer aus der Luft volkreicher Städte zu bestimmten Zeiten heranrauschen, und sich arbeitslos in den Prunksälen der Villa niederlassen, die ein glücklicher Ahnherr gebaut, im Schatten der grünen Laubwaldung, die jedem Sonnenblick wehrt, mit der empfundensten Sorglosigkeit, welche das Gefühl erblichen Vorzugs in allen Mienen preisgibt. Ich mußte in solchen Zuständen das Widerstreben meines deutschen Gemüths stets mit Ernst niederhalten, während der Italiener von gottgeordneter Gliederung der Herren und Knechte spricht und von der freien Presse und Bürgergarde alles Heil der Gesellschaft erwartet.

In solchen Verhältnissen liegt die geistige Bildung des Volkes begreiflicherweise kläglich darnieder. Die Schule des Ortes besteht nur so lange, als die armen Leute einen Lehrer besolden können. Die Napoleonische Regierung hat die meisten frommen Stiftungen, die klösterlichen Institute und Brüderschaften nach ihrer Art in sehr kurzer Zeit aufgefressen und dadurch die Bildungsmittel unzähliger Gemeinden gänzlich verwüstet. Der Nachwuchs volksthümlicher Stiftungen geht auf dem Lande nur sehr langsam, und im materiell gesinnten Zeitalter mit geringen Geldkräften von statten. Deßhalb herrscht hier noch immer eine fühlbare Oede an geistiger Bearbeitung der Volkselemente. Und wo eine Schule wirklich regelmäßig besteht, wird sie selten fleißig besucht. Was nur immer Hände zur Arbeit regen kann, bleibt von derselben weg und Nöthigung zum Schulbesuch durch weltliche und geistliche Obrigkeit findet hier nicht statt. Daher die kaum überraschende Erscheinung, daß die meisten Landleute nicht lesen können und oft eine Stumpfheit und Gleichgültigkeit für alle geistige Erhebung an den Tag legen, die am sonst lebhaften italienischen Volke doppelt auffallen muß. An gewöhnlichen Sonntagen geht niemand zur Beichte, und bei aller Anhänglichkeit des Volkes an die Kirche zeigt sich in demselben wenig Begehren nach den heiligen Sacramenten. Die Pfarrer, auf mäßiges Einkommen beschränkt, stellen beim Landvolk, das ohnehin dürftig genug ist, alljährlich im Herbst eine Fruchtsammlung an; deßgleichen der Frühmesser und Meßner. Selbst der Kirchenunterhalt, leider oft prunkvoller als in solchen Umständen zu verantworten ist, wird zum Theil durch Sammelbeiträge ganz eigener Art bestritten. Ein Sammler geht in der Gemeinde Tag aus, Tag ein umher, wie ein Pilger gekleidet, auf der Brust mit einer Tafel, worauf geschrieben steht: „Zum Almosen für die Kirche", und auf den Schultern einen Quersack. In den letztern wirft er die zusammengebettelten Stücke von Polenta, welche die Bauleute in Ermanglung des Geldes vom Munde weggeben, und verkauft dieselbe wieder an ärmere Leute, um sich selbst zu erhalten und mit dem Rest der Pfarrkirche aufzuhelfen. Man hat keinen Begriff, wie heißhungrig sich die armen Käufer um den schmutzigen Polentasack drängen und die kreuzerweis erhandelten Brocken hinabschlingen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Tabletten.

*** Am 15. Nov. passirte ein Herr durch Brieg, welcher aus Paris kam, auf der Reise zwei Nächte geschlafen und sechs Stunden in Berlin verweilt hatte, und doch erst 96 Stunden auf der Reise war. Er folgte dem in Paris erschienenen Anschlag, daß man jetzt in 106 Stunden nach Wien reisen könne, war aber der Einzige, der dieser Ankündigung gefolgt war.

*** Wintervorräthe. Unlängst versammelte sich eine ungeheure Menschenmenge auf dem Boulevard Montmartre in Paris. Sie betrachtete einen enorm großen Lastwagen, welcher mit Ballen weißen Schreibpapiers hoch belastet war. Acht kräftige Fuhrmannsrosse, welche vorgespannt waren, konnten trotz gewaltiger Peitschenhiebe den schweren Lastwagen nicht von der Stelle bringen. Der Fuhrmann sah sich

zuletzt genöthigt, noch vier Pferde als Vorspann kommen zu lassen. Fünfzig und einige Menschen legten mit Hand an und die ganze schwere Last bewegte sich nun gegen das Hotel Alexander Dumas zu. Der berühmte Schriftsteller hat seinen Wintervorrath an Schreibpapier bekommen. Er hofft mit demselben auszureichen. Dritthalb Ohm Tinte und eine Schiebkarre Federn sind noch unterwegs.

*** Ein wahres Riesenboot wird in einiger Zeit auf dem Hudson erscheinen. Es soll 400 Fuß in der Länge haben (der „Henderik Hudson", das längste bis jetzt, hat nur 340) und die Hin- und Rückfahrt nach Albani in einem Tage (12—13 Stunden) machen.

*** Was würde ein Student von heute dazu sagen, wenn es ihm erginge, wie dem später so berühmt gewordenen gelehrten F. Taubmann, dem seine Mutter, als er die Universität bezog, drei Groschen in die Hand drückte und dabei sagte: Diese 3 Groschen, mein Sohn, habe ich heute redlich mit meiner Nähnadel gewonnen; sie werden dir aber mehr nützen, als wenn ich dir 3000 Goldgulden übel erworbenes Geld mitgäbe.

*** Nun gibt's auch Käseausstellungen, neben denen von Blumen und Früchten. Eine solche Ausstellung fand in Rees am Rhein statt und 36 Käse waren eingegangen. Sie wurden einem strengen und allseitigen Examen unterworfen. Die Examinatoren prüften sie nach Farbe, Form und Gewicht und endlich nach dem Geschmack. Die sogenannten holländischen Käse der Frau von Elsberge in Grietenbusch trugen den Preis davon.

---

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Unbarmherzig scheint es der Tod auf unsre Edelsten und Besten in Kunst und Wissenschaft abgesehen zu haben und abermals sind wir von einem schweren Verlust bedroht. Ladislaus Pyrker liegt in Wien so schwer erkrankt darnieder, daß er bereits die Sterbesacramente empfangen hat.

In Oldenburg hat in diesen Tagen ein neues Drama von einem jungen Dichter, der selbst dem Oldenburgischen Hoftheater als Charakterdarsteller angehört, großes Aufsehen erregt. Es ist betitelt „Achilles", Drama in drei Akten von Emil Palleske, und behandelt die Sage von Achills Verbergung vor der Theilnahme an dem trojanischen Kriegszug mit ebensoviel Kühnheit als poetischem Schwung und dichterischem Sinn. Der „Allg. Ztg." wird darüber folgendes mitgetheilt: „Herr Palleske, durch gründliches classisches Studium mit dem Alterthum vertraut, hat hier einen Schacht poetischer Stoffe angebohrt, aus dem selbst nach Goethe's Meisterschöpfung noch viel zu gewinnen seyn dürfte. Das Stück wurde am 11. Nov. zum Erstenmal aufgeführt und von dem Publikum überaus günstig aufgenommen. Es scheint dem jungen reichbegabten Dichter eine bedeutende Zukunft bevorzustehen, und wir zweifeln nicht, daß das Stück seinen Weg auf die meisten deutschen Bühnen finden wird." So erfreulich die Hoffnungen sind, die durch vorstehende, vielversprechende Mittheilung aus Oldenburg in allen denen geweckt worden, welchen die Zukunft einer deutschen Nationalbühne am Herzen liegt, so haben wir doch von dem neu „angebohrten unerschöpflichen und vielgepriesenen classischen Schacht" eine andre Ansicht als die obigem zu Grunde liegende und behalten uns vor, in den nächsten Tagen ausführlicher in diesen Blättern darauf zurück zu kommen.

E. S.

---

## Bärenhorst's Tod,

### auf dem Hünengrabe bei Dömitz.

Im finstern Tann, bekränzt mit grauen Eichen,
Wölbt hoch von Laub sich ein bemooster Knauf;
O stille! Denn dort schlummern Heldenleichen;
Es ruht ein junges Heldendenkmal drauf:
Ein Jüngling ist's! Von ächtem Erz und Guße,
Der heut' in Feindesbrust den Stahl gesenkt.
Und ach! mit blut'ger Wunden heißem Fluße
Nun opfernd seiner Väter Grab besprengt.
Leis zieht des Blutes schwarzer Strom von dannen,
Leis zieht herauf des Todes schwarze Nacht;
Es weht ein Schauer durch die finst'ren Tannen,
Und aus dem Thale dumpf ertönt die Schlacht.
Sieh, Blitz auf Blitz! Horch, wie die Schwerter klingen,
Es glänzt der Helm in düst'rer Kampfesnacht!
Siehst du die schwarzen Reiter vorwärts dringen?
Ist das nicht Lützow's wild verweg'ne Jagd?
Das Hurrah jauchzt, die alten Büchsen knallen!
Die Fahnen weh'n, des Feindes Stärke flieht!
Hörst du die Siegstrompeten gellend schallen?
Hörst du? Ist das nicht Körner's Bundeslied?
Die Heldenweise, die im Todeskrampfe
Noch einmal auf des Jünglings Nerven weckt,
Daß kühn er schwingt das Schwert zum Siegeskampfe,
Wann schon das Auge finst're Nacht bedeckt?
Es lüftet sich der Erde grüner Schleier,
Aus Licht und Dunkel tönt der Siegesreih'n,
Noch einmal dumpf erklinget Schwert und Leier —
Und der dort auf dem Hünengrab stimmt ein:
„Wohlauf, wohlauf, zum Leben hingewendet,
Und dann das Aug' und Herz zum Licht hinauf!
Laß ziehen! Alles Ird'sche ist vollendet,
Es geht, es geht das Himmlische schon auf!
Ich folge, Körner dir!"
Er stürzt zusammen,
Ein Adler schwebet rauschend durch den Forst!
Rings auf den Bergen lodern Siegesflammen!
Das war dein Siegesheimzug, Bärenhorst!

Heinrich Dippel.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 28. November. Zu ebner Erde und erster Stock, oder: „Die Launen des Glücks", Posse mit Gesang in 3 Abtheilungen, von Nestroy.

Montag, den 29. November. (Zum Vortheil der Frau Thomas und zum Erstenmale wiederholt) Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Abtheilungen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

---

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 330. Dienstag, den 30. November 1847.

## Eine Jugendliebe.

Aus dem Leben eines deutschen Dichters.

(Schluß.)

Einige Tage später war Cousine Gretchen in Biberach angekommen: ein junges Mädchen von fünfzehn Jahren, höchst schmuck nach der neuesten Mode im reich gestickten Reifrocke, spitzen Schnabelschuhen, hoher Thurmfrisur. Sie sprach Französisch, las Romane, sang italienische Arien von allen ini's und etti's der damaligen Zeit. — Martin gab sich viele Mühe, seiner schönen Verwandtin gegenüber den Liebenswürdigen zu spielen; sie schien ihn mit ihrer Natürlichkeit und Lebendigkeit ganz bezaubert zu haben. Alle Mußestunden waren ihr gewidmet und der arme „Postklepper" völlig vergessen. Sobald er den trocknen Lateinern und Griechen entronnen war, zog er sich höchst sorgfältig an, um auch hierin der schönen Cousine nichts nachzugeben, von deren modischem Putz er sich nicht gern verdunkeln lassen wollte, wenn er mit ihr Arm in Arm in abendlicher Kühle spazieren ging. — Einst saßen sie an einem hellen Sonntagsnachmittage vor der Thür unter einer dichten Laube. Vater und Mutter hielten im Zimmer Mittagsruhe und heimlich hatte Martin aus der Alten Bibliothek des Herrn von Besser's in reich vergoldetem Leder gebundene Gedichte genommen, um Gretchen einige Lieder vorzulesen. Sie wandte sich zwar mit innerm Widerwillen von deutschen Dichtern weg und nur Martin's Betheuerung, die Gedichte seyen sehr schön, konnten sie vermögen, zuzuhören. Er las das schöne Schäferlied von Seladon und Leonoren. Als nun Seladon schwört:

„Ich schwöre dir, bei meiner Heerde,
Daß ich dich ewig lieben werde!"

— da stürzte Martin überwältigt zu ihren Füßen und bedeckte ihre kleine Hand mit feurigen Küssen. — „Cousin, was thun Sie?" — „Ich liebe dich zum Sterben!" — Hinter der Laube vernahm man einen unterdrückten Schrei; — der „Postklepper" hatte gelauscht.

Mehrere Wochen hatten Gretchen und Martin herrlich und in Freuden verlebt. Da nahte der Tag der Abreise. Unter zärtlichen Küssen versprach Cousinchen, recht oft zu schreiben, um den untröstlichen Cousin nur einigermaßen zu beruhigen. — Viele Tage waren schon verflossen, ohne daß sie ihr Versprechen erfüllt hätte. Es zeigte sich kein Brief. Mit der Sehnsucht nach diesem kam Martin auch die Erinnerung an den armen ganz vergessenen „Postklepper", der ihm die Briefe sonst immer brachte. Es fiel ihm anfangs schwer auf's Gewissen, die Arme so vernachlässigt zu haben, aber bald beruhigte ihn wieder der Gedanke an Cousine Gretchen. Er hatte Marie am alten gewohnten Orte aufsuchen wollen, sie aber nie dort gefunden. Trost in der Meinung findend, er sey auch von ihr vergessen, ging er allabendlich von seinem Spaziergange beruhigter nach Hause.

Es war ein Abend, wie wir ihn im Anfange unserer Erzählung beschrieben haben. Martin stand träumerisch am Fenster und starrte in die freudenreiche Natur. Da pochte es wieder und herein trat ein kleiner Knabe, freundlich grüßend und überreichte dem freudig überraschten Martin zwei Briefe. — „Warum hat Marie die Briefe nicht gebracht?" fragte er zerstreut, indem er ungeduldig den ersten Brief von Gretchen erbrach. — „Der Postklepper bringt die Briefe nicht mehr, ich bin jetzt damit beauftragt." — Mit höflichem Gruße empfahl sich der Junge. Martin las:

„Lieber Cousin!

Erst heute kann ich nach vierzehntägiger Abwesenheit von Biberach an Sie mit ganzer Seele denken und meinem Ihnen gegebenen Versprechen nachkommen. Gestern Abend verließ uns ein Besuch, der die ganze Zeit hindurch uns für Landpartien in Anspruch nahm. Ich habe mich recht gut amüsirt. Es war ein Cousin hier, der Gerichtsactuarius, ein liebenswürdiger Flattervogel, der Ihr Andenken auf vierzehn Tage ganz verwischt hatte. Aber jetzt hab' ich, wenn auch nicht Sie selbst, doch die Erinnerung an schöne, bei Ihnen verlebte Stunden, die ich zu den angenehmsten meines Lebens zählen werde. Glauben Sie mir, daß es mehr ist als erborgte Phrase, wenn ich mich nenne

Ihre Sie liebende Cousine Margaretha."

Unwillig zerknitterte Martin den Brief. „Die Kalte, Undankbare, kein warmes Wort für mich! Keine Natur: alles so gedrechselt und geleckt! Man sieht dem Dinge ordentlich die Arbeit an; so schreibt kein fünfzehnjähriges Mädchen!" Er wurde unterbrochen durch das Glockengeläute, das vom Thurme feierlich herübertönte. Ein Leichenzug zog durch die Straßen nach dem Friedhofe. Sechs junge Bursche trugen den Sarg, auf dem Lilien und Rosen lagen. Ihnen folgten viele junge Mädchen in Weiß gekleidet. — Obschon ein Leichenzug für unsern Martin gar nichts Außergewöhnliches war, folgte er diesem doch mit seinem Auge Schritt für Schritt. Er wollte hinab, sich zu erkundigen, wen man begrabe. Da fiel ihm der zweite Brief, den er ganz vergessen hatte, auf. Die Aufschrift war von unbekannter Hand, die, wie sich an den Schriftzügen bemerken ließ, gezittert, „an Herrn Martin Wieland" gerichtet. Er erbrach neugierig und las:

„Martin,

Du erzähltest mir 'mal eine Geschichte, wo der Bach an der Rose starb. Ich sterbe an meiner Liebe, die man

mir auch geknickt hat und doch sterb' ich gern, denn ich bin glücklich, die Erste gewesen zu seyn, die dir den Brief, den ersten Verkünder deines Glücks brachte. Leb' wohl und denke manchmal an die Rose und an Deine sterbende Marie!"

Ein fern herüberhallender Choral begleitete Mariens Sarg in die Erde. Martin Wieland — denn aus unsres Wieland Jugendzeit ist diese Begebenheit — weinte bitterlich und hatte die Warnung: Spiele nicht mit Herzen! theuer — sehr theuer erkauft.

---

## Italienische Bauernzustände.

(Aus Mittheilungen eines Deutschen an die „historisch-politischen Blätter".)

(Fortsetzung.)

Eines Tages begleitete ich den Caplan zu einem kranken Mann. Er lag in einer Hütte, die mir nicht erlaubte, ganz aufrecht zu stehen, auf einem aufgelösten und verbrauchten Strohbunde. Der Kopf ruhte auf einem Holzblock, über welchen ein grobes in Schmutz starrendes Stück Leinwand gebreitet war, der übrige Leib unter einer verblaßten, einst blumigen Kinderdecke, die mit vieljährigen Schmutzflecken bedeckt und an vielen Stellen löcherig, Hals und Füße frei ließ. Seine Haut, beinahe schwarz geworden und lederartig zusammengeschrumpft im Brande von 63 Sommern, ließ bei lebendem Leibe ein scharf ausgeprägtes Gerippe wahrnehmen. Seine Füße waren stark geschwollen und die Brust beengt. Niemand stand zu seinen Diensten bereit, da die drängende Feldarbeit alle gesunden Kräfte des Hauses in Anspruch genommen hatte. Auf einer Steinplatte neben ihm stand ein Krug Wasser aus der nächsten Pfütze, und dabei lag ein Stück Polenta. So lag er schon fünf Stunden allein ohne Klage. Von einem Arzt war noch nicht die Rede gewesen, und der Kranke sagte gefaßt: Un medico costa troppo per noi altri. Der Geistliche versah ihn mit den Sterbsacramenten, und am Ende der Ceremonien wollte er mit ihm noch ein Wort allein reden. Ich trat ab, aber bald folgte mir der Caplan nach und erzählte mir, der Kranke wolle niemand bei sich, und habe ihn bloß gebeten um ein christliches Begräbniß, das er nicht bezahlen könne. Ein solches Begehren habe seine Schwierigkeiten, fügte er bedeutsam hinzu. Und in der That war das Bedenken nicht ungegründet. Der Mann starb noch dieselbe Nacht, und der Pfarrer weigerte sich, ihn ohne Bezahlung zu begraben. So lag die Leiche, trotz der heißen Jahreszeit, fünf Tage unbegraben, bis sich ein Nachbar herbeiließ, die Begräbnißkosten zu bezahlen. Hätte ich diesen unerhörten Fall nicht selbst erlebt, so würde ich nicht wagen, den Glauben Ihrer Leser für eine Thatsache in Anspruch zu nehmen, die selbst im irischen Hungerlande, dem anerkannt classischen Boden des tiefsten Volksjammers, schwerlich vorkommen dürfte. Nach näherer Erkundigung war er nicht einmal seltsam, und vor jedem Begräbniß die Sicherstellung der Bezahlung für diesen traurigen letzten Dienst durchaus unerläßlich.

In den lauen Sommernächten, die sich mit dem mächtigen Zauber wolkenloser Himmelsheiterkeit auf die rastlosen Grillenlieder und das Cicadengeschmetter der dämmerhaften Landschaft legten und die Duftwogen des Gartens in die Lindengänge des Parkes trugen, stieg mir erst das Elend der Bauleute recht zu Gemüthe, und das furchtbare Unrecht der weißen Race in einem Lande, das so überreichlich gesegnet mit schwellenden Früchten aller Art, den armen Baumann mit Weib und schmutzigen Kindlein zu hoffnungsloser Noth verdammt. Sie wissen, die venezianischen Nächte haben überhaupt etwas aufregendes und reißen uns die Gedanken aus der Seele und das Wort von den Lippen, ohne viel Rücksicht auf die Gesellschaft, welcher die nackte Wahrheit mißliebig genug ist. Um die Schale voll zu machen, gesellte sich in solchen Momenten stets der treuherzige Gastfreund und Feldhauptmann zu mir, noch warm von der Zeitungslectüre, welches damals gerade die ersten Brander gegen die Deutschen für die Indipendenza Italiana schwärmen ließ. Bei seiner genauen Kenntniß der italienischen Zustände wurde die Unterhaltung mit dem vielerfahrenen Manne ebenso anziehend als lehrreich, besonders in unsern Tagen, wo der Tumult aufgeregter Wünsche und Begierden so selten den wahren Fleck des menschlichen Bedürfnisses zu Tage treten läßt. „Der Zustand unserer Bauleute," sagte er, „ist in ganz Italien, das ich genau nach allen Richtungen kennen gelernt habe, der nämliche. Man nimmt zwar gewöhnlich die Bauern der Lombardei und von Toscana aus, aber sehr mit Unrecht. Die Lombardei ist im Durchschnitt besser angebaut als die übrige Halbinsel, und der durch kluge Altvordern überallhin vertheilte Wasserreichthum macht eine ansehnliche Milchwirthschaft möglich, welche das tägliche Loos der Arbeiter einigermaßen erleichtert. Aber sie befinden sich ganz auf derselben Stufe wie die Bauleute des Venezianischen, und in keiner Stadt Italiens ist mir der Abstand zwischen Stadt und Land mehr aufgefallen als in Mailand. Während in der Metropole eine schwelgende Ueberfülle schöner Menschenbildungen überraschend zu Tage tritt, beginnt gleich außerhalb der Linien derselben das braune Geschlecht der Bauleute und Pächter in verschrumpfter, frühzeitig abgelebter und durch bitteres Mühsal zerdrückter Form, die jedes Herz um so tiefer ergreift, je schwellender die umgebende Natur ihre Keime ausstattet, so daß man auf ewige Jugend rechnen zu können glauben möchte. Nichts lehrreicher als an Sonntagen auf den Stufen des Riesendoms die aus- und einwogende Landbevölkerung zu mustern. Jene Geschmeidigkeit der Glieder die eure deutschen Bauern so vortheilhaft auszeichnet, das Wohlbehagen in Gesicht und Gang wie es nur aus dem Gefühl eigenen Besitzes hervorgehen kann, die ungezwungene Heiterkeit eines in den gewöhnlichen Bedürfnissen befriedigten Lebens sind hier nirgends zu schauen; es ist die Noth, die uns in früh alternden Formen begegnet, und der Schrei der Lust, ein meist unglücklicher Versuch, den Jammer alltäglicher Beschränkung auf das ärmste Loos zu vergessen.

Was in Toscana zur Erleichterung des Bauernstandes vom deutschen Leopold geschehen, war allerdings ein nie genug zu preisender Versuch, die sociale Freiheit auf naturgemäße Grundlagen zu stellen, aber leider nur ein Anfang, der keine durchgreifende Fortbildung erfahren hat. Und der Grund dieses Stillstandes lag nicht am wohldenkenden Fürstenhause, sondern an den Italienern selbst, die nie mit Willen an diese nothwendige Bedingung aller vernünftigen Reform denken. In Sardinien, in Piemont, im Kirchenstaat, in Neapel und Sicilien sind die Bauleute noch weit schlechter daran, als in den genannten Staaten, wo der deutsche Geist sich, trotz aller Hindernisse, mit ächtgermanischer Milde für die Klasse der Arbeiter einigermaßen geltend gemacht hat. Ja, ich wage es zu sagen aus vieljähriger Erfahrung: der jetzt auftauchende Deutschenhaß hat seinen Grund mitunter unbewußt in dieser Vorliebe deutscher Gerechtigkeit für das Volk, er ist ein instinktartiger Ausbruch aristokratischer Hintergedanken, die aus deutschen Einflüssen keinen Vortheil zu ziehen fürchten. Die

reichen Besitzer geben ihr Geld zu überschwenglichen Demonstrationen für die italienische Unabhängigkeit und Nationalität, lassen aber ihre Gründe und Waldungen lieber zur Weide liegen, als daß sie den Besitz um ewigen Grundzins unter die armen Bauleute austheilen ließen, wie man in Deutschland mit so viel weiser Maßhaltung schon längst gethan hat. Darum klingt die Prahlhanserei der städtischen Pflastertreter, Journalisten und politischen Pamphletisten so unbeschreiblich lächerlich, wenn sie mit eisenfresserischem Ueberschwang von Blut und Krieg reden contra omnes gentes has. Von der städtischen Bevölkerung verspreche ich mir nicht viel, und das Landvolk, durch eine ungeheure Kluft von den Besitzern getrennt, kann um Geld zu einem Krawall gezwungen werden, aber für regelmäßige, aushaltige Tapferkeit desselben ist weder Grund noch Anschein vorhanden. Niemand läßt sich gern für nichts und aber nichts todtschießen, der italienische Landmann am allerwenigsten. Die Nationalkraft kann nur erstarken durch einen Bauernstand, der etwas zu verlieren hat. Wer für diesen letztern Zweck arbeitet, reformirt und exercirt, ist wahrhaft national, ein Patriot im wahren Sinne des Worts. Tiraden, Bürgeraufzüge, Schwenken von Sacktüchern und ellenlange Mauernanschläge gegen die Barbaren helfen hier nicht weiter. Höchstens fühlt man, daß die classische Race der Buffoni, oder höflicher zu reden die Natio comoeda, noch nicht ausgestorben ist. Gehen wir auf diesem Weg weiter, mit einer oft zügellosen Presse, mit tausend Winkelbuchmanufakturen, mit freiem Einlaß ausländisch-französischer Schmutzliteratur, so kommt, fürchte ich, früher als man meint, die Zeit, wo die Proletarier auch im Lande der Citronen- und Myrthenblüthen begreifen werden, daß sie einigen Anspruch auf den Comfort des Lebens haben, und ihn selbst erwerben müssen auf dem kurzen Wege socialer Umwälzung, da man so lange gezögert hat, ihr Loos wahrhaft zu verbessern."

(Schluß folgt).

## Ueber Reliefkarten.

Es war im Jahr 1837, als zwei Deutsche, Ravenstein in Frankfurt am Main und Bauerkeller in Paris die ersten Versuche machten, Relief- oder Hochkarten durch Prägung darzustellen. Es war damit dem Landkartenwesen, besonders in Beziehung auf die Schule und auf die Verbreitung richtiger Kenntnisse von den Unebenheiten der Erdoberfläche bei unscheinbarem Anfange eine Richtung gegeben, die sich gleichwohl im Laufe der Zeit ehrenvoll Bahn gebrochen hat, und die der Besprechung in diesem vielgelesenem Blatte wohl werth ist. Während Hochdarstellungen der Länder früher nur auf dem Wege unmittelbarer Handarbeit oder mittels Abgusses versucht worden waren und eben dadurch, wenn gleich dabei mitunter eine große Vollkommenheit erreicht wurde, an Zerbrechlichkeit und hohen Preisen litten, besitzen wir jetzt bereits eine ziemliche Auswahl geprägter Karten, unter denen sich besonders die aus Bauerkeller's Anstalt hervorgegangenen rühmlich auszeichnen. Dahin ist besonders zu rechnen: die grade dermalen anziehende Karte der Schweiz, die Karte von Europa, von Deutschland u. s. w. Neuerdings hinzugekommen ist eine Reliefkarte des Großherzogthums und Kurfürstenthums Hessen, des Herzogthums Nassau und der angrenzenden Länder, welche Ravenstein schon vor längerer Zeit für jene Anstalt bearbeitet hat, und der eine gleiche von Würtemberg und Baden folgen soll. Da die letzterwähnten Karten in dem ziemlich großen Maßstabe von 1:900000 gehalten sind, so bieten sie für die Schule wie für den Gebrauch im Hause ein gleich willkommenes Lehr- und Anschauungsmittel. Wenn nun auf solche Weise fortwährend Reliefkarten in's Leben treten, wenn gleich ihre großen Vorzüge Naturtreue und Anschaulichkeit, von Kennern sowohl wie von jedem, der sie eines aufmerksamen Blickes würdigt, nicht bezweifelt werden, so sind sie doch in ihrer vollen Bedeutung noch lange nicht genug anerkannt. Vorurtheil und Herkommen und der dem Deutschen eigenthümliche Hang am Alten scheinen auch hier der Einführung des Neuen und Besseren entgegenzustehen. Doch möchte der Augenblick nicht mehr so gar fern seyn, wo sich wenigstens die Schule der Reliefkarten durchgängig bedienen wird. Eine zweite, in jeder Hinsicht vielfach verbesserte Auflage des Ravenstein'schen plastischen Schulatlasses, die gegenwärtig in der rühmlichst bekannten Anstalt von Dondorf zu Frankfurt a. M. mit größter künstlerischer Vollendung bearbeitet wird, dürfte den Weg dazu anbahnen. Es gilt eben, durch Ausdauer über die Zähigkeit, mit der man noch vieler Orts das Vorhandenseyn der Reliefkarten ganz zu übersehen scheint, zu siegen. Es gilt, im Gebiete der letzteren selbst immer Besseres, Vollkommeneres und — Billigeres zu bieten, um endlich auch die Gleichgültigsten zu überzeugen, daß mit den schönen und zweckmäßigen Plankarten, welche Sydow für die Schule herausgegeben hat, keineswegs alles Wünschenswerthe geleistet ist, sondern daß die Reliefkarten mit jenen Plankarten Hand in Hand gehen müssen, wenn überhaupt die treffliche Auffassung der Erdkunde, welche wir zunächst von C. Ritter überkommen haben, Gemeingut der Jugend und des Volkes werden soll.

## Tabletten.

*** Im Irrenhause zu Christiania befand sich vor Kurzem — wie dies ein neuer englischer Reisender erzählt — ein Fischer, dessen Wahnsinn sehr rührend, und durch folgende Begebenheit veranlaßt worden war. — Er war mit einem Mädchen in einem Dorfe am Meerbusen von Christiania verlobt, und wollte am Vorabende seiner Hochzeit in seinem Bote nach dem Hause seiner Braut fahren, um, nach der dortigen Sitte, den Polterabend mit Tanz und Spiel im Freundeskreise zuzubringen. Die Verlobte kam mit ihren Eltern und Verwandten auf dem Meerbusen entgegengefahren, aber während beide Boote nach dem Dorfe ruderten, sausete plötzlich, wie das dort oft geschieht, eine Windsbraut heran, und das Boot, worin sich das Mädchen und deren Eltern befanden, wurde umgeworfen. Alle ertranken. Seit diesem Vorfalle sitzt der Unglückliche, dem der Schmerz den Verstand geraubt, den ganzen Tag über einsam und allein auf einer niedrigen Bank, die er für ein Boot hält, bewegt fortwährend die Arme, als ob er ruderte, und wenn jemand an der Thüre erscheint, so warnt er ihn, er möge auf seiner Hut seyn; denn der Föhn wehe, und das Wasser sey tief. A. Itzig.

*** Es hat wirklich einen zweizüngigen Menschen gegeben, und zwar nicht einen solchen, wie sie in unseren Tagen zu Tausenden herumlaufen, die mit Einer Zunge entgegengesetzte Meinungen vertheidigen, sondern wirklich einen Mann, der zwei Zungen von Fleisch besaß. Er hieß Henry Wharton, war Kapellan eines Erzbischofs, und wenn die ganze Gemeinde das Lied sang: „O daß ich tausend Zungen hätte u. s. w.", so brauchte er sich nur 998 zu wünschen. Dieser Mensch mit

zwei Zungen von Fleisch starb 1609, im 51sten Lebensjahre; die Race scheint sich seitdem zahlreich als geistige und moralische Doppelzüngler fortgepflanzt zu haben.

*** Ein alter Aberglaube der Deutschen bestand darin, daß die Braut in den einen ihrer Hochzeitsschuhe während der Trauung ein Geldstück und in den andern etwas Salz, Pfeffer und Dill versteckte, um ihren Mann unter den Pantoffel zu bekommen. Vielen Bräuten gelingt dieß auch ohne Pfeffer und Salz.

*** Wie naiv! In einem neuen Wiener Taschenbuch findet sich ein Gedicht, welches der allgemeinen Belustigung zu empfehlen ist. Nachdem der Dichter von einem Gänseblümchen erzählt, daß es irgendwo „sitzt", während er andere Blumen „steif stehen" läßt, sagt er von einem Vögelein, das er „tirili quirivit" singen läßt, unter anderem:

„Das Vögelein küßt (das Gänseblümchen) mit dem Schnäbelchen,
Und zwitschert ihm zu: mein Bübelchen."

Herr Saphir reimt darauf: O Schäbelchen! der göttlich naive Dichter nennt sich J. J. Hannusch.

---

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Schon vor einigen Tagen ist in diesen Blättern darauf hingewiesen worden, wie schmerzlich Mendelssohn-Bartholdy's Hinscheiden auch in England empfunden worden ist. Die Mehrzahl der englischen Blätter hat Leben und Weben des heimgegangenen Meisters in längeren Aufsätzen gewürdigt. Soeben macht nun das Magazin für die Literatur des Auslandes auf einen englischen Nachruf aufmerksam, der in dem „Athenäum" vom 13. Nov. zu lesen ist. Folgendes, was sich auf des Dahingeschiedenen Verhältniß zu seinem Vaterlande bezieht, und aus der Feder eines Engländers um so bedeutungsvoller ist, wird diesem Nachruf entnommen: „Es war ein Lieblingstraum des Componisten, sich für immer in irgend einer Bucht an den Ufern des Rheins niederzulassen, „„in Deutschland, aber nahe England"", und seine letzten Compositionen (der erste Act der Oper „Loreley" von Geibel) werden nun mit um so größerer Theilnahme gehört werden, weil sie die wehmüthige Bedeutung eines Lebewohls an den Strom und das Land haben, die er so sehr geliebt. — Ja, es darf niemals vergessen werden, daß er durch und durch und mit vollster Innigkeit ein Deutscher war; er betrachtete sein Vaterland und dessen Zukunft mit einer Theilnahme, die sich nicht erheucheln und auch nicht verbergen läßt; und auch seine Kunst war Deutschland als ein Werkzeug des Friedens, der Bruderliebe und des Fortschrittes gewidmet. In der letzten Zeit hörten wir ihn über seine künftigen Pläne sprechen; mit außerordentlicher Wärme ließ er sich über die deutschen Liedertafeln aus, die in seinem Vaterlande jetzt, wo das politische Leben zum Durchbruch kömmt, die älteren gemischten Singacademieen, in welchen beide Geschlechter zusammentreffen, mehr und mehr zu verdrängen scheinen. Es war ihm gerathen worden, nicht für die Liedertafel zu schreiben, und zwar weil die diesen Versammlungen vorherrschende Musik zu trivial und volksmäßig sey; „„aber"" entgegnete er groß- und freisinniger: „„wir wollen sie so gut machen, als wir können."" So entschieden markirt indessen seine Nationalität auch war, ist sie doch nichts weniger als engherzig oder krankhaft gewesen. Wir haben niemals einen Ausländer gekannt, der aufrichtiger in seiner Liebe zu England, klareren Bewußtseyns in seiner Würdigung dieses Landes war. Er coulirte unseren Humor, er liebte unsere Poesie, er interessirte sich für unsere Politik und wie herzlich und bezaubernd er sich Allem hingab, was unsere Gesellschaft Treffliches und Aufrichtiges darbietet, das ist nur zu lebhaft in der Erinnerung seiner trauernden Freunde.

Der Verein für geistliche Musik in London begann am 17. Nov. in Exeterhall die Reihe seiner Concerte mit Mendelssohn-Bartholdy's „Elias." Die Aufführung war schon vor dem beklagten Tode des Componisten zu diesem Tag angesetzt und man ließ es auch dabei, eröffnete aber das Concert mit Händels Todtenmarsch aus „Saul", welchen die Versammlung stehend anhörte. Das Orchester war schwarz behangen, sämmtliche Musiker, Sänger und Sängerinnen sowie die ganze Versammlung waren in schwarzer Kleidung, und der Einladung des Comite entsprechend, enthielt man sich jeder Beifallsbezeigung oder Aufforderung zur Wiederholung einer Piece. Eine Deputation des Vereins hatte dieser Tage die Ehre, den Prinzen Albert von einem Vorschlage zur Errichtung eines Denkmals für den verstorbenen Componisten des „Elias" zu unterhalten, und die Königin und ihr Gemahl haben beistimmend 50 Pfd. St. dazu unterzeichnet.

Wie einst sieben griechische Städte einander die Ehre streitig machten, die Wiege Homer's zu seyn, so wollen heute zwei deutsche Städte den Ruhm besitzen, Mendelssohn-Bartholdy geboren zu haben. Doch ist der eben begonnene Streit durch eine Briefstelle des verstorbenen Meisters unwiderlegbar und zu Gunsten Hamburg's entschieden. Die beregte Stelle ist dem „Hamb. Corresp." zufolge einem Brief entnommen, den Mendelssohn am 11. Oct. 1845 aus Leipzig an einen ihm befreundeten Künstler in Hamburg, geschrieben, als er von diesem zur Theilnahme an einem Concert für einen wohlthätigen Zweck eingeladen worden war. Mendelssohn antwortet: „So herzlich und innig ich es auch bedauere (und Du kannst Dir denken, wie ungern ich dem Gedanken entsage, ein gutes Werk fördern zu helfen, Dich wieder zu sehen, tüchtig mit Dir zu musiciren, und auch vor meinen Landsleuten, den Hamburgern, einmal irgend etwas von meiner Musik zu produciren, was mir eine rechte Freude gewesen wäre), so geht es doch nicht, und ich kann leider nicht zu dem beabsichtigten Concerte kommen..." Damit ist die Frage über den Geburtsort Mendelssohns erledigt.

Aus Leipzig wird uns berichtet, daß daselbst von dem talentvollen Bildhauer Hermann Knaur, welcher bereits die Universitätsaula mit einer meisterhaft gelungenen Büste von Leibnitz geschmückt hat, die letzte Hand an eine Büste Mendelssohn-Bartholdy's gelegt worden ist. Die Züge des entschlafenen Meisters seyen mit sprechender Wahrheit wieder gegeben und man sehe es der Arbeit an, mit welcher Liebe und Pietät sie der junge, Mendelssohn persönlich befreundete Künstler ausgeführt habe.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 29. November. (Zum Vortheil der Frau Thoma und zum Erstenmale wiederholt) Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Abtheilungen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Dienstag, den 30. November. Die Schule des Lebens, Dramatisirtes Mährchen in 4 Akten, von Dr. E. Raupach.

Mittwoch, den 1. December. (Neu einstudirt) Titus, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart.

---

Druk von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 331.** Mittwoch, den 1. December **1847.**

### Der betrogene Freier.

*Einer englischen Anekdote frei nacherzählt von D. H. Old.*

Es gibt Menschen, welche an kein Fatum glauben, und doch, so meine ich, herrscht in der ganzen Welt ein blindes Geschick, welches uns zu handeln bestimmt, dieß und jenes zu lassen zwingt, freilich — ob stets zu unserm Vortheil, das ist die Frage. Man nenne es Vorurtheil, böse Angewöhnung, zufälligen Eindruck oder veränderliche Gemüthsstimmung, genug, es gibt etwas, das nicht selten zum jähen unabänderlichen Entschlusse in uns heranreift, und — wie weise wir auch vorher, in den Stunden nüchterner Ueberlegung, mit uns zu Rath gegangen sind, irgend ein allmächtiger Augenblick wirft alle Resultate unserer kalten Berechnung und sorglichen Ueberlegung über den Haufen.

Diese Wahrheit hat sich bei meinem Freunde sichtbar bewährt. Aufgeweckt und liebenswürdig, wie er war, und seit jungen Jahren von dem heißen Verlangen beseelt, den trübseligen Junggesellenstand zu verlassen, dabei mit großen Vorzügen ausgerüstet, welche ihn in seinem löblichen, unablässigen Suchen nach einer Lebensgefährtin unterstützten, ist er noch heute, in seinem fünfundvierzigsten Lebensjahre, so ferne von Erreichung seines Zieles, wie nur je. Franz war bei seinem ersten Eintritte in die Gesellschaft ein warmer Verehrer des schönen Geschlechtes, aber ein eben so enthusiastischer Bewunderer von Musik und Malerei und all' den Modeliebhabereien des Tages. So hatte er sich denn immer mit der sonderbaren Idee gequält, daß kein Mädchen, wie groß auch ihre Vorzüge an Leib und Seele seyn mögen, ihn glücklich machen könne, wenn sie nicht gleich im Besitze aller dieser so nothwendigen Eigenschaften wäre.

In der That nahm die Bizarrerie meines Freundes mit der Zeit einen so lächerlichen Charakter an, daß er oft nach dem ersten Eintritt in das Haus einer liebenswürdigen Tonangeberin der Mode seinen Freunden sogleich mit seinem herkömmlichen Frageregister zur Last fiel, von dem Folgendes nur als kleiner Auszug diene:

„Singt sie? Spielt sie Harfe oder Piano? Wer waren ihre Meister, Crivelli, Thalberg, Liszt? Malt sie in Oel oder Aquarell? Hat sie unter Ingres oder Diaz ihre Studien gemacht? Spricht sie geläufig französisch, italienisch? wissen Sie nicht, ob sie Shakespeare und Molière in der Ursprache liest? und immer so fort.

Franz hatte sich dieses Frage- und Erkundigungssystem so zu eigen und sich durch die unbeschränkte Anwendung desselben so unliebsam gemacht, daß er bei den Damen durchaus kein Glück machte, ja kalt und abstoßend behandelt wurde, obgleich man wußte, daß es ihm heiliger Ernst war, von seiner Entdeckungsreise ein Weib heimzuführen.

Der Frühling des Jahres 18— fand unsern guten Freund ganz zerfallen mit sich selbst. Die beleidigten Pariserinnen vermieden sorgsam seine Annäherung, und eine oder zwei etwas derbe Begegnungen, die er seinem sogenannten Systeme zu verdanken hatte, verstimmten ihn vollends und benahmen ihm zuletzt alle Hoffnung eines glücklichen Erfolges.

Dem Drucke der Langweile und der Hypochondrie zu entgehen, flüchtete er sich in das Wildbad. Hier trug das bunte Leben und Treiben und der muntre Geist an der wohlbekannten table d'hôte, das ewige Wechseln der Gesichter, das große Völkerpanorama und die mitunter pikantesten gesellschaftlichen Berührungen nicht wenig dazu bei, seinen guten Humor wieder herzustellen, und bald erwachte wieder seine alte Neigung, sich planmäßig nach einer Lebensgefährtin umzuthun. Aber Franzens Geschmack war für die Atmosphäre eines Gasthofes zu wählerisch; eine schöne blühende Badnerin mißfiel ihm nur deßhalb, weil sie gedämpfte Pflaumen mit Roastbeef aß, während er einer schwarzäugigen interessanten Elsässerin nur deßhalb keinen Geschmack abgewinnen konnte, weil sie bei allem, was sie bei Tische that und sprach, ihr Lieblingsgericht, Gigot, nicht aus dem Auge verlor; kurz, er hatte wenig Aussicht, durch die Perspective, in der er die Mädchenwelt von Wildbad sah, den Pariser Ruf in etwas herzustellen.

Durch einen glücklichen Zufall — vielleicht war es auch ein Unfall — traf Franz mit einem alten Bekannten, dem Grafen Robaczowsky, den er öfter in London und auf dem Continente gesehen hatte, zusammen. Der Graf stand mit gar vielen angesehenen Familien Deutschlands in genauer Verbindung. Im Verlaufe des Gesprächs erwähnte er einer Freiin v. Mönch, einer Dame in der Nähe von Wildbad, die nach des Grafen ungemein lebhafter Schilderung liebenswürdig, interessant, jung seyn mußte und — schon Wittwe war. In den Jahren, da sich eben erst die Rosen und Lilien ihrer Schönheit blühend entfalteten, war sie von ihren Eltern gezwungen worden, einem Cavalier die Hand zu reichen, über dessen grauem Haupt schon viele Sommer hingegangen waren. Derselbe starb bald nach der Vermählung und hinterließ der jungen Frau ein glänzendes Vermögen. Die Art, wie der Graf von der Wittwe sprach, machte auf Franzens Herz einen so gewaltigen Eindruck, daß ihm der Graf versprechen mußte, ihn nächstens bei der gepriesenen Dame einzuführen.

In Folge dieser Verabredung fuhr Graf Robaczowsky in Begleitung unsers heirathslustigen Freundes am folgenden Tag nach dem benachbarten Schlosse *** und beide fanden die schöne Gebieterin zu Hause. Der Graf,

welchem man einen herzlichen Willkomm bot, stellte seinen Freund in den schmeichelhaftesten Ausdrücken der Frelin v. Mönch vor.

Franz war an solche Einführungen bei liebenswürdigen Damen schon gewöhnt und wußte die weiblichen Vorzüge zu gut zu schätzen, um nicht sogleich einzusehen, daß er es hier mit einer Erscheinung ungewöhnlicher Art zu thun habe; sein kritisches Auge heftete sich an den Boden, sein Herz fiel ihm in die Schuhe; er stand bewundernd und anbetend. Die Schloßherrin war lauter Jugend und Lieblichkeit. Schwarzbraunes Haar legte sich, einfach geordnet, um ein ovales Gesichtchen von der zartesten, durchsichtigsten Färbung, und zwei tiefschwarze blitzende Augensterne verriethen dem Beobachter eine Fülle von Geist und Empfindung. Kein Maler und kein Dichter hätte den schlanken Wuchs und die zarten schwellenden Körperformen schöner hervorzaubern können. In der Art und Weise, wie die Frelin ihre Gäste empfing, lag überdieß etwas so Reizendes und Ungezwungenes, daß, um es kurz zu sagen, Franzens System zusammenfiel und er und sein Herz bezwungen waren.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Italienische Bauernzustände.

(Aus Mittheilungen eines Deutschen an die „historisch-politischen Blätter".)

(Schluß.)

„Von dieser Boden- und Bauernreform hängt auch die productive Wichtigkeit der Halbinsel im ersten Keime weit mehr ab, als von allen agrarischen Gesellschaften, welche durch reiche Parlatori von stimmfester Brust vertreten so gelehrte Zusammenkünfte halten, während die Sumpfluft der Maremmen und die Oede der Steppen oft unweit von den Thoren der Hauptstadt ihre unwissenschaftlichen Vorträge zum besten geben. Italien kann bei einem Bauernstand auf eigener Scholle das Doppelte seiner jährlichen Erzeugnisse auf den Markt bringen, und scharfsehende Augen merken bald, welche Reform, welcher Anlauf zur italienischen Nationalität auf diesem friedlichsten Wege von der Welt möglich ist. Die Besitzer selbst werden nach den unvermeidlichen Opfern zuerst durch festen Pacht, und sofort in allmäliger Weiterbildung durch ewiges Baurecht ihrer Arbeiter weit weniger verlieren, als es auf den ersten oberflächlichen Blick den Anschein hat. Sie kommen jetzt noch wohlfeil ab; ihre Enkel werden dafür ein dreimal größeres Opfer bringen müssen, ohne auch nur ein Drittheil des gegenwärtigen Nutzens davon zu haben. An diese Aneignung der Scholle zu Gunsten des Landvolkes muß sich eine gleichmäßige Besteuerung anschließen, mit Beseitigung aller Vorrechte und Ausnahmszustände, die jetzt an vielen Orten der Halbinsel noch gefunden werden. Namentlich muß hierin die Kirche mit ihren Besitzungen vorausgehen in Verzicht auf Rechte, die im Grunde nur Lasten des Volkes sind. Als aufrichtiger Anhänger der katholischen Kirche muß ich zum Vortheile derselben ein solches Beispiel wünschen, damit die Zeit verlerne, das Kirchenregiment als eigennützig und reformwidrig darzustellen. Der Nutzen solches zeitgemäßen Verzichtes kommt der Lehre des Evangeliums zu gute, durch das wir alle als Kinder eines Vaters selig zu werden hoffen. Hat sofort der Bestand der gesellschaftlichen Zustände in einem unbestechlichen und unabsetzbaren Richterstande mit Ausschluß jeder Willkürmaßregel, mit nothwendiger Einschränkung anwältischer Aussaugerei, mit Beseitigung unzulässiger Ausdehnung des geistlichen Rechtes und durch das Fallen der Mauthschranken im Innern der Halbinsel festere Begründung erhalten, so ist der erste Schritt zur Wiedergeburt Italiens gemacht. Dann erst, und nur dann werden die weitern vernünftigen liberalen Forderungen ohne Schaden ins Leben dringen dürfen. Mir ist auf Erden nichts verhaßter, als zu sehen, daß man den Bau der Pyramiden mit der Spitze beginnt, denn Erfahrung hat mich gelehrt, daß von einem solchen Beginnen nur ein Schritt zum Wahnsinn ist, welcher die bestehenden Kirchthürme auf die Spitze zu stellen sucht." Bei diesen Worten sank der Veteran aufgeregt auf eine Rasenbank, klagte über Schmerz seiner Brustwunde und überließ sich tiefem Stillschweigen.

Die Leute, welche jetzt in Italien den Beruf zu haben glauben, die als nothwendig erkannte Reform der socialen Zustände zu leiten und ihre Ansichten in Journalen und Schriften den Zeitgenossen bekannt zu geben, lassen sich füglich in drei Klassen eintheilen. Die erste derselbe begreift die redlichen Vaterlandsfreunde, Jung und Alt, Gelehrte und Ungelehrte, aus den höchsten und niedrigsten Ständen, in der Regel ohne umfassende Kenntnisse der Welt- und Menschengeschichte. Italien ist ihnen alles, oft in unklarster Ueberschätzung, mit gutmüthiger Verachtung aller fremden Zustände, die sie nicht kennen, noch weniger verstehen. Sie declamiren mit der wegwerfenden Miene eines Bramarbas gegen die Deutschen, aber ihr Haß ist unschuldig, sie meinen es nicht böse, und wollen bloß im blinden Anlaufe von Herzen und mit allen möglichen Mitteln patriotisch seyn. Im mündlichen Verkehre kommen sie leicht von ihren Uebertreibungen zurück und lassen sich über die Deutschen einigermaßen verständigen. Gioberti ist ganz ihr Mann. An den mystischen Bau seiner italienischen Nationalität schließen sie sich an und werden vom Strome seiner volltönenden Beredtsamkeit getragen wie fette Schwäne, die mit Selbstgefälligkeit thalwärts segeln. Das Gefühl waltet bei allen ihren Ansichten und Schritten vor und läßt nie klare Gedanken aufkommen. Was ihre Mystiker die profondissima notte di contemplazione nennen, nehmen sie verkehrterweise für ihre Politik in Anspruch, und sie wären unglücklich, wenn das geistreiche Nachtwandeln und Tappen ein Ende nehmen müßte. Unter solchen Umständen ist es begreiflich, daß diese Patrioten in der Wonne ihres überschwänglichen Nationalgefühls nie zum eigentlichen Volke herabsteigen, sie jubeln und schwenken ihre Hüte auf der hohen Warte ihrer Begeisterung, und liebkosen Mond und Sterne des italienischen Himmels, ohne allen Sinn für den Jammer der Erde. Und doch ist gerade diese Klasse von Reformatoren diejenige, von welcher noch am ehesten eine Theilnahme für die Zustände der Landleute zu erwarten wäre, wenn es gelänge, sie in die rechte Bahn einzulenken.

Die zweite Klasse der Reformfreunde könnte man die imperealistische nennen Die Idee eines italienischen Königreichs unter einem einheimischen Fürsten ist ihr Abgott, und bei aller Beschönigung ihrer löblichen Absichten verrathen sie keine große Angst in der Wahl ihrer Mittel zum Zwecke. Napoleonische Reminiscenzen, altrömische Imperatorenweisheit, republikanische Träume fließen bei ihnen zusammen in die Mischung des neuen Teiges, und über die tausend Schwierigkeiten ihres Planes schlüpfen sie mit der Glattheit des Aals leicht hinweg, weil die Hintergedanken zu viele hülfreiche Hinwegräumung aller Noth versprechen. Ihr Mann ist

der berühmte Cesare Balbo mit seinen Hoffnungen Italiens, das Gegenstück des phantastereichen Gioberti, haarspaltend, wortarm, mehr andeutend als aussprechend. Die Kirche steht ihnen fühlbar im Wege, aber sie sind voll guter Worte für Rom, ohne daß die Gesammtheit ihrer Lehren einen ganz günstigen Eindruck dafür macht. „Kommt Zeit, kommt Rath!" ist ihre heimliche Losung. Daß diese an das Volk nicht denken, liegt in ihren Grundsätzen. Ihre Centralisationsideen lösen sich nie ganz von gewaltsamen Maßregeln ab, und freie Besitzer des Bauernstandes wären ihnen mehr lästig als förderlam. Selbst wenn sie von Volksvertretern reden, verstehen sie darunter nur ihres Gleichen, mit Ausschluß der Arbeiter bei allen gemeinsamen Berathungen über Landeswohl. Die Lüsternheit nach fremdem Besitz rechnen sie zum Nationalgefühl, und blicken mit der größten Unbefangenheit auf Tyrol, Dalmatien, die südliche Schweiz, ja selbst nach Syrien und Aegypten. Ihr Deutschenhaß besteht nicht in persönlicher Exaltation, sondern im Gefühle des Widerstandes von dieser Seite bei ihrer uneigennützigen Abrundung des italischen Königreiches. Es liegt etwas ungemein Naives in ihren Bestrebungen, und es gehört mit zu den Zeichen der Zeit, daß es in der italienischen Presse so harmlos und ungeschminkt zu Tage treten darf.

Die dritte Klasse der Völkerverbesserer in Italien besteht aus den Mitgliedern der Giovine Italia in allen Abstufungen vom milden Orioli bis zu Mazzini herunter, aus jedem Alter und Geschlecht, mit einer bedeutsamen Beimischung von geistreichen Frauenkräften. Wer von diesen Maß hält, thut's in der Hoffnung des Gewinns für die Zukunft. Auch diese schonen vorderhand die Kirche größtentheils, viele ohne Zweifel aufrichtig, aber ginge ihre Reformansicht durch, so würde von weltlicher Macht für das Kirchenoberhaupt nicht mehr viel übrig bleiben. Sie neigen zu republikanischen Institutionen und würden sich dafür gewaltsame Revolutionen gefallen lassen. An ihren äußersten Schweif hängt sich der ganze Unsinn communistischer Volksverführung zur Lösung aller Bande sittlicher Zucht. Zum Glück hat die oberste Kirchengewalt eine Stellung eingenommen, welche alle Plane dieser Klasse vorderhand lähmt. Es ist noch zu viel gesundes Leben in der Nation, um sich von diesem Sauerteig anstecken zu lassen zum Nachtheil der Reformen vom rechtmäßigen Organ aus, das allein das Heil der Gesellschaft begründen kann. So stehen wir mitten in einer gährenden Zeit und warten auf den Propheten, welcher den Strom der Weltverbesserung in die kläglichen Zustände unseres Landvolkes leitet, und aus diesem gesunden Kern heraus eine Nation und wahres Nationalleben bildet. Das Kirchenoberhaupt geht fast mit jedem Schritt in der wärmsten Theilnahme für die armen Leute voraus. Es erübrigt nur, daß die Städte und die Besitzer auf dem Land in die Fußstapfen des Papstes treten, und das Gesetz an die Stelle maßloser Willkür und Ungleichheit einführen, mit jener Milde, die der Grundton des Christenthums ist und jetzt so oft als Aushängeschild dienen muß. Nur dadurch ist eine Wiedergeburt Italiens möglich, und einer Katastrophe vorzubeugen, die auch uns treffen muß, wenn wir auf dem verkehrten Wege vorwärts schreiten. Sobald ich einmal den Ruf höre: „Laßt uns einen tüchtigen Bauernstand gründen!" stecke auch ich die beliebte Kokarde auf meinen Hut, denn der Anfang des Anfangs zum Heil Italiens ist gemacht!" *)

*) Man vergl. v. Savigny „über den Colonat", und Leo's Geschichte von Italien, Bd. I. S. 45 ff.

---

## Ernst Mautner.

### Eine kritische Würdigung von Karl Ohly.

„Schön bist du, doch gefährlich auch
Dem Jünger, wie dem Meister;
Entnervend weht dein Sommerhauch,
Du Capua der Geister!"

Grillparzer.

Ungarn mit seinem glühenden Leben, mit seiner feurigen Tokaiertraube und seiner heißen, orientalischen Farbenpracht ist die Heimath E. Mautner's — Ungarn, woher schon die tiefe, klagende Melancholie Lenau's und K. Beck's outrirte Zerrissenheit uns entgegen tönte.

Die heißen Töne seines Heimathlandes spielen auch in die Poesie unsers Dichters hinein. Seine Lieder athmen oft so heiß, so südlich und schwül, daß wir meinen, sie würden untergehen in dem träumerischen Dunkel einer wollustberauschten Nacht; aber dann „wetterleuchtet" es wieder durch die Zeilen, und wir hören den modernen Ungar, der für freie Verfassung und Mündigkeit der Völker schwärmt, den Waffenbruder Lenau's und Auersperg's.

Darin liegt der hohe Vorzug, den Oesterreichs politische Dichter vor den übrigen uns, geographisch wenigstens, verwandten voraus haben, daß sie ihr Schwert in Rosen tragen, und in ihr Schlachtdrommetengeschmetter alle die vollen Accorde ihres rauschenden Lebens, Bilder aus der jovialen Kaiserstadt, Nachtigallentöne, ja, wie bei K. Beck und Mautner, auch verwehte Klänge aus dem Studentenleben hineinspielen lassen. Sie ermüden uns nicht durch die Dürre politischer Satyre, sie entwickeln kein trocknes, constitutionelles Pathos, sondern Blumenduft, Sonnenschein, Liebe und Wein erscheinen uns bei ihnen, wenn auch oft wohl wider ihren Willen, als der wahre Parfüm und die Würze der Freiheit. Und die Freiheit kann ja auch dem ächten Dichter unmöglich mehr seyn, als der treibende Mutterschooß aller dieser Elemente, als die Lebensluft, in welcher der Dichter frei und selig aufathmen darf. Unsre übrigen liberalen Poeten dagegen geberden sich oft, als ob ein neues politisches Leben nicht bloßes Mittel, sondern für alle Zeiten Endzweck und eigentliches Ferment der Poesie wäre, während bei den Oesterreichern das Freiheitspathos kein abstractes ist, sondern das fröhliche Aufjauchzen eines Jünglings, der mit muntern Gesellen einen Abend durchschwärmt, nachdem er den dumpfigen Collegienstuben und dem griesgrämigen Gesichte des Professors entronnen, oder der unmuthig hinter bestäubten Heften sitzt, während ihm der blaue Frühlingshimmel zum Fenster hereinschaut. Bei einem Herwegh, einem Fallersleben ist die Freiheit schon trockenes System, Partei, Reflexion geworden; bei den österreichischen Lyrikern ist sie noch Naturlaut, auf welchem der üppige Schmelz ihres schönen Landes liegt.

Auch durch Mautner's Gedichte zieht sich ein liberales Pathos hindurch; es geziemt dem Dichter der Zeit; aber auch bei ihm tritt es vor seiner lebensbunten Folie, vor seinem burschikosen Gewande zurück. Er gedenkt gern der flotten Jahre, wo er den Schläger geschwungen, Nächte bei'm Wein und am grünen Tische verschwärmt oder an einem üppigen Frauenbusen gelegen. So singt er in dem Liederkranze: „Zwei Apostaten":

„Wir waren Freunde, wo die Würfel klangen,
Wir waren Freunde, wo der Becher winkt:
Wir waren Freunde, wo die Burschen sangen,
Wir waren Freunde, wo der Stahl geblinkt:

„Denkst du daran, wie ich bei'm Hieberschwingen
Den Streich von deinem Haupte abgelenkt,
Und bei dem Kreuzen eine sich der Klingen
In meine Seite tief hineingesenkt?
O! wie bist du so weit! O! wie bist du so weit,
Du brausende, sausende Jugendzeit!“

Er liebt die tiefen Züge aus dem Lebensbecher. Sein schriller mitternächtiger Taumel verläßt ihn selbst da nicht, wo er vor einer reinen Liebe steht. Da faßt ihn der Dämon einer Erinnerung, die ihm doch eine wohlthuende zu seyn scheint. So singt er mit einer gewissen selbstbewußten Force:

„Ein wüster Zecher hab' ich mich berauschet
Im zaubrisch gluthenvollen Lebenswein,
Den Melodien der Welt hab' ich gelauschet
Und mitgetanzt in ihrem tollen Reih'n.

„Hab' Nächte an dem grünen Tisch verschwärmet,
Die Morgensonn' beim Glas herangewacht,
An sünd'ger Liebe Gluthen mich gewärmet
Und einer ew'gen Liebe nicht gedacht.“

Da sah ich dich! — So konnt' ich dir nicht nahen,
Der Sünder ich ꝛc.“

Ueberhaupt darf man sanftere lyrische Empfindungen bei Mautner nicht suchen; seine Muse trägt trotz der so häufig wiederkehrenden burschikosen Reminiscenzen wenigstens formell einen durchweg männlichen Charakter. Die Wetterschläge des Lebens und seiner Leidenschaften scheinen ihr die Wangen gebräunt zu haben.

Was wir an Mautner's Lyrik vermissen, das ist die dichterische Tiefe, der Reichthum des Gemüths. Bei viel Phantasie, bei einer frischen Schilderungsgabe, wie sie den österreichischen Lyrikern überhaupt eigen ist, fühlen wir uns nie so recht ergriffen. Seine Verse lassen den Eindruck eines encouragirenden Zapfenstreichs, einer rauschenden Polonaise bei uns zurück. Er prunkt gern mit attischen Nächten, verschmähten Bräuten und wilden Leidenschaften. Dabei ist jedoch anzuerkennen, daß diese Frühreife nicht den Charakter schwächlicher Blasirtheit trägt, sondern in flotten, kräftigen Tönen zu Tage kommt. Ja, man kann dem modernen Dichter diese Frühreife nicht einmal zur Last legen. Wir sind zur Zeit mit zwanzig Jahren schon über die vierzig hinaus; die Jugend fühlt, daß in unserm trockenen Alltags- und Beamtenleben die idealen Interessen vorzugsweise ihre Apanage sind und daß ihre Schultern die ganze Dissonanz von Ideen und Wirklichkeit tragen müssen. Darum soll man es uns nicht verargen, wenn wir uns etwas damit wissen, daß wir gelebt haben.

(Fortsetzung folgt.)

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Die Ausbeute des Sommers in der dramatischen Literatur Deutschlands ist ungemein gering, wenn wir innern Werth und Darstellbarkeit der Dramen in Anschlag bringen, während an dramatisirten Romanen, Novellen, Anekdoten und an unaufführbaren Stücken aller Art allerdings kein Mangel ist. Sehr zu bedauern ist, daß auch für den Winter so wenig in Aussicht steht, und daß daher unsere Bühnen sich wahrscheinlich von der Seine werden holen müssen, was ihnen an der Spree, an der Pleiße und an der Elbe nicht geboten wird. Zeichnete sich der vorige Winter durch eine sehr erfreuliche dramatische Produktivität aus, da er uns so vortreffliche, wenigstens so bühnengerechte Gaben, wie Uriel Acosta, Karlsschüler und die Valentine brachte, so hört man bis jetzt außer Gutzkow's „Jürgen Wullenweber“ noch nichts von in Aussicht stehenden Arbeiten unserer dramatischen Dichter. Da sieht man doch sonnenklar, daß die edle Charlotte Birch-Pfeiffer die beste von allen ist; nicht allein, daß die tapfere Frau der berliner Hofbühne mit ihrem Schauspiel: „Ein Billet“ einen Blitzableiter für die Tantieme geschenkt, daß sie Auerbach's Professorin auf die Bühne gebracht hat, sie schenkt uns sogar schon den zweiten Band ihrer gesammelten dramatischen Werke, welchem, der Himmel weiß, wie viele noch folgen werden. Gutzkow hat den fünften Band seiner dramatischen Werke erscheinen und darin außer dem Uriel Acosta auch sein dramatisches Seelengemälde „der dreizehnte November“ abdrucken lassen; der zweite und dritte Band der Dramen von Prutz, welche die Trauerspiele „Erich der Bauernkönig“ und „Karl von Bourbon“ enthalten sollten, sind noch nicht erschienen, von Hebbel erhielten wir die Komödie „der Diamant“, während das Trauerspiel in Sicilien in der Novellenzeitung abgedruckt wurde; von Freytag einen Abdruck seiner Valentine. Von älteren Dramen der höhern Gattung ist eine zweite Auflage des von den Todten auferweckten Beer'schen Struensee, eine dritte sehr elegante des Lenau'schen Faust zu erwähnen, während ehedem fleißige Dramatiker wie Halm, Raupach und a. m., gänzlich verstummt sind. Laube wird schon eine zweite Auflage seiner Karlsschüler bringen, ein Beweis, wie glücklich man in der Wahl eines Stoffes seyn kann. Auf dem Felde des Lustspiels ist nur der vierte Band der dramatischen Werke von Rod. Benedix zu erwähnen; Benedix hat schon wieder mehrere noch ungedruckte Lustspiele und Possen auf die Bühne gebracht. Daß wir außerdem eine Menge von Trauer-, Schau- und Lustspielen, von „dramatischen Versuchen“ erhalten, versteht sich von selbst, es ist aber nicht der Mühe werth und es mangelte der Raum, sie alle aufzunehmen.

Ueber „Musik und Kunst“ heißt ein Schriftchen, welches soeben in Leipzig bei Weller erschienen ist. Nur sechzehn Seiten, wovon Titelblatt und die Vorrede des Verlegers noch sieben Seiten fortnehmen. Aber auf den neun übrig bleibenden, meint die Dresdner „Abendzeitung“, sey bei manchem Paradoxen noch mehr gesundes Urtheil über Musik, als in sämmtlichen Jahrgängen der „Vossischen Zeitung“. Die Leselust nach dem Ganzen zu reizen, werden folgende Proben gegeben: „Eine Musik, die den Laien nicht entspricht, ist ohne musikalischen Werth. — Die Musikwuth der meisten Menschen beruht auf ihrer Leerheit. Die Musik bietet das geeignetste Mittel, etwas zu leisten, ohne etwas zu seyn, und zu unterhalten, ohne Geist zu haben. — Könnten wir auf zehn Jahre die Musik aus unserm Leben streichen, wir würden fünfzig Jahre für unsre Vernunftreise dadurch gewinnen.“ Der Mann hat wirklich nicht ganz Unrecht!

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 30. November. Die Schule des Lebens, Dramatisirtes Mährchen in 4 Akten, von Dr. E. Raupach.

Mittwoch, den 1. December. (Neu einstudirt) Titus, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 332.** Donnerstag, den 2. December **1847.**

### Der betrogene Freier.

*Einer englischen Anekdote frei nacherzählt von D. H. Old.*

(Fortsetzung.)

Die Freiin von Mönch ruhte auf einem großen seidenen Divan, unter einem Betthimmel, dessen hochrothe Sammtvorhänge zurückgeschlagen waren, und umgeben von all' den zierlichen Kleinigkeiten und Modebedürfnissen, welche die Verfeinerung und der Wohlstand unserer Tage in die Gemächer der Damen eingeführt hat.

Bei dem Eintritt der beiden Herren richtete sie sich nur halb auf, nahm aber alsbald ihre ruhende Stellung wieder ein. Bald entspann sich eine lebhafte Unterhaltung zwischen der jungen Wittwe und ihren Gästen; man sprach über Geschichte und Literatur Deutschlands (der auch in Frankreich wohlbekannte Wolfgang Menzel spielte dabei keine unbedeutende Rolle), dann ging man auf die mannichfachen deutschen Länderbeziehungen, auf Kunst und Künstler über. Die Dame zeigte bei Auffassung der verschiedenen Gegenstände eine so anspruchlose Kenntniß, ein gesundes Urtheil, daß Franz ganz erstaunt war, wie eine junge Dame eine so umfassende Bildung und zwar, was das Merkwürdigste, ohne dieselbe durch Koketterie zu beeinträchtigen, sich aneignen konnte.

Die Baronin hatte einen Theil ihrer Erziehung in Frankreich erhalten und war später durch ganz England und Italien gereist. Die Sprachen dieser Länder waren ihr vollkommen geläufig, die Koryphäen der Literatur derselben ihre Lieblinge.

Franz war ganz hingerissen und die wilde Fluth seiner Gedanken konnte kaum einen Augenblick zur Ruhe kommen, um seine alten Vorurtheile und Ansichten über den nothwendigen Besitz alles schöngeistigen Wissens und Könnens auf die Oberfläche tauchen zu lassen.

Eine gelegentliche Bemerkung über die Schönheiten der Rheingegend leitete unvermerkt das Gespräch auf Zeichnen und Malerei. Die Baronin gestand, wie sie von diesen Fächern durchaus nichts verstehe, aber Franzens Aufregung war zu mächtig, um durch dieses Bekenntniß nur etwas beschwichtigt zu werden.

Der erste Besuch dauerte bei der Freiin von Mönch denn auch länger, als es die hergebrachte Convenienz verlangte. Franz konnte ihn nicht abbrechen, bis er von der Dame die Erlaubniß erhalten hatte, ihn wiederholen zu dürfen. Der Mann seines Systems trennte sich endlich nur schwer von der leuchtenden Erscheinung, deren erster Anblick ihn zum feurigsten Liebhaber gemacht hatte.

Den ganzen Tag über verfolgte Franz den armen Grafen mit den Ausbrüchen der leidenschaftlichsten, hingebendsten Bewunderung für die reizende Clementine und mit beständigen und unzähligen Fragen, die dieser weder alle beantworten wollte noch konnte. Die Zeit schleppte sich viel zu schwerfällig für unsern begeisterten Freund dahin, bis endlich der nächste Tag erschien und er zu einer so frühen Stunde, als es der Anstand nur immer erlauben wollte, aber dießmal ohne den Grafen um seine Begleitung zu bitten, in das Schloß eilte, um der interessanten Besitzerin den von ihm heiß ersehnten zweiten Besuch abzustatten.

Zu seiner größten Freude ward er sogleich gemeldet, und wie er eintrat — wer beschreibt unsers Helden wonniges Entzücken — fand er die reizende Wittwe allein auf dem Divan, in demselben Salon und beinahe in derselben Umgebung wie bei seinem ersten Eintritte. Sie empfing ihn, auf ihrem Sopha halb sitzend, halb liegend, ohne Zwang und Förmlichkeiten.

Das herzgewinnende Benehmen der Freiin von Mönch hat es zu verantworten, daß Franz nach der ersten Stunde sich schon so fühlte, als ob er bereits Jahre lang mit ihr bekannt gewesen wäre. Die Unterhaltung bewegte sich wiederum so leicht, gewandt und umfassend um alle möglichen Gegenstände, daß Franz, war er schon von dem ersten Besuch durch einen Zauber bestrickt, Herz und Sinn der holden Erscheinung heute unbedingt gefangen gab.

Ein kleiner Umstand, aber nur ein kleiner, mußte einen Augenblick die schmelzende Harmonie seiner Gefühle stören. Als sich nämlich die Unterhaltung grade um den Höhepunkt der Künste in Europa bewegte, wußte Franz plötzlich seinem System zu Liebe, die Musik und ihre Beziehungen auf Gesellschaft und Leben geschickt in's Gespräch zu verflechten. Er zweifelte nicht einen Augenblick, daß seine Zauberin ihre Macht auch im süßen Reiche der Töne geltend zu machen wisse. Franz besaß einen wunderbaren Takt, von dem Allgemeinsten auf das Besondere zu kommen, wenn irgend eine seiner alten Lieblingsideen dabei im Spiele war, und auch jetzt wandte er sich an seine schöne Gesellschafterin mit den Worten:

„Was für riesige Genies in der Composition hat doch Ihr Deutschland hervorgebracht, einen Haydn, Gluck, Mozart, Beethoven!"

„Ja, in der That, ihr Ruhm ist groß, und — was die Hauptsache — in Wahrheit und Ehren verdient."

„Ich bin entzückt, daß auch Sie ihr Verdienst zu schätzen wissen. — Was für himmlische Compositionen sind z. B. Figaro und Fidelio. Ich bin überzeugt, Baronin, Sie singen das wunderschöne Duett: „Deh, prendi un dolce" etc.

„Ich glaube es wohl gehört zu haben, aber ich kann mich nicht mehr genau erinnern."

„Wie, Sie können sich nicht mehr erinnern? Madame,

das hätte ich wohl nimmer geglaubt, aber Sie werden doch das große Terzett: „Oh, infedele, tu m'hai tradita“ nicht vergessen haben? Ich bin überzeugt, daß Sie diese Arie zum Entzücken schön singen.“

„Ich bitte“, versetzte lächelnd die Baronin, „mäßigen Sie Ihre Erwartungen wie Ihren Enthusiasmus und verurtheilen Sie mich nicht schonungslos, wenn ich Sie in allem Ernste versichere, daß ich nicht eine Musiknote verstehe, und weder singe noch irgend ein Instrument spiele.“

Darauf, dieß dürfen wir zur Steuer der Wahrheit nicht verschweigen, schwieg Franz eine Zeitlang. Seine Begeisterung für Clementine erlitt einen starken Stoß und er mußte sich großen Zwang anthun, um nicht bitter zu werden. Nur das liebreizende neckische Lächeln der geistvollen Dame war im Stande, ihn noch im Zauber gefangen zu halten, und ihn der glücklichen Gemüthsstimmung wiederzugewinnen. Franz war, als die Abschiedsstunde schlug, wieder durch und durch Liebender wie zuvor, und obwohl ich nicht bestimmt angeben kann, was in dem Herzen der Dame vorging, so viel ist doch gewiß, daß Franz, durch die freundliche Aufnahme, welche er gefunden, ermuntert, ihr nach einem langen Besuch die Hand sanft zu drücken wagte, und sie um die Erlaubniß bat, am folgenden Tag wieder kommen zu dürfen. Die Bitte wurde gewährt, und die Gewährung zugleich mit Erröthen und einem Seufzer begleitet.

(Schluß folgt).

## Ernst Mautner.

Eine kritische Würdigung von Karl Ohly.

(Fortsetzung.)

Und Mautner spricht es denn auch mit der kräftigsten Offenheit aus, daß er gelebt. Das Gedicht „Vom Leben“ ist eins der schönsten in der ganzen Sammlung. Da sagt er:

„Für mich heißt leben: jauchzen oder weinen,
Aufregung und Gefahr und Leidenschaft:
Nur Stunden kann man leben, will's mir scheinen,
Der Rest ist, dünkt's mich, träge Massenkraft.“

„Ich hab' gelebt, wenn mir in tollen Nächten
Gesang und Wein das wilde Blut erhitzt,
Und dann auf mich mit überird'schen Mächten
Ein südlich heißes Frauenaug' geblitzt!

„Ich hab' gelebt, wenn zu den Hieroglyphen
Im offnen Himmelsbuch mein Blick geschweift,
Und wenn dann nächtlich in der Seele Tiefen
Mir ein Gedankenembryo gereift.“

„Ich hab' gelebt, in Kampf und Sturm und Fehde,
Mit einer Welt in meiner eignen Brust;
Ich hab' gelebt, in That und Schrift und Rede
Im Ammenglauben und im Zweifelwust.“

Am Besten und Formvollendetsten unter den lyrischen Gedichten Mautner's ist jedenfalls die Abtheilung „Liebeleben“ (Nr. 3 der Sammlung). Zwar schwelgt der Dichter nie in dem Gefühl befriedigter Liebe, in zartem, minnigem Sehnen, in verschwimmenden Hoffnungen und Erinnerungen; er ist kein Geibel; nein! er malt uns nur mit lebendiger Anschaulichkeit und Plastik die Situationen verschmähter Liebe, die Trennung von einer Geliebten, die ihn nicht verstanden, oder der er seine Liebe nicht bekennen wollte, aus, — ohne Sentimentalität, mit brennenden Farben. Als vorzugsweise lesenswerth nennen wir hier die Gedichte: „War es ein Fluch, war es ein Beten“, oder: „Ich bin für dich versunken,“ „Du schönes, verlorenes Kind.“ Man hat Keller wegen seiner plastischen, malerischen Anschaulichkeit gerühmt; hier aber ist mehr, als Keller!

Trotz dieser Vorzüge seiner Liebesgedichte scheint jedoch, wie wir schon andeuteten, die romantische Liebe keine große Rolle in seinem Leben zu spielen. Die Erinnerung an seine Geliebte taucht ihm erst aus dem Weinglas auf. Vielleicht ist er gegen die Freiheit galanter? Aber sonderbar! Er zeigt so viel Sympathie für Freiheit und Volksbewegung, und doch legen wir auch die von diesem Pathos getragenen Gedichte ohne sonderliche Bewegung aus den Händen. Der Grund dieser Erscheinung scheint mir darin zu liegen, daß es ihm, als einer südlichen Natur mehr um die Farben gilt, die auf der Oberfläche des Lebens spielen, als um die Tiefen der Erscheinungen, mehr um den bunten Farbenschaum, der auf den Wogen der Zeit schillert, als um die Perlen, die in ihren Tiefen ruhen. Er hat der Stadt Wien, diesem „Capua der Geister“, eine eigne und zwar die erste Rubrik in seiner Sammlung gewidmet; sollte Wien nicht auch seinem Geiste vielfach ein Capua gewesen seyn? Wenigstens hat uns diese Vermuthung zu dem vorstehenden Motto veranlaßt. Da ist gleich das erste Gedicht: „Im Prater“; er schildert uns in demselben, wie er sich unter das frohe Volksgewühl gemischt habe, das sich strudelnd durch die grüne Wäldernacht des Parks ergossen; der Türke, der Italiener, der Ungar stoßen ihm auf — Allen weiß er die Reize der Hauptstadt anzupreisen; aber erst der ihm begegnende Pole regt ihn zu politischen Reflexionen an. Er skandalisirt sich freilich über die „buntlakirten Gallawagen“ und die „eiskaltlächelnden, stolzen Frauen“; aber nur deßhalb, weil sie ihm seinen „grünen Lenzestraum“ stören, weil er durch ihre kalten Blicke sich in seinem Künstlerstolze verletzt fühlt, weil sie sein Ich beleidigen. Die Lyrik kreis't überhaupt immer um das Ich und wegen dieses freilich nur im höhern Sinne egoistischen Charakters werden die Lyriker ewig schlechte Volksapostel bleiben. Zwar mischt sich Mautner am Ende auch unter das Volk. Da fragte er:

„Wie soll es jemals, jemals besser werden,
Wo bleibt ein Einz'ger, noch so ferner Trost,
Wenn dieses Volk sich deßhalb glaubt auf Erden,
Damit es betet, ißt und trinkt und kos't?“

Aber Herr Mauther scheint, obwohl das Beten seine schwache Seite seyn mag, doch was das Uebrige anlangt, auch kein Kostverachter zu seyn. Warum sieht er den Splitter im Auge des Volks? In der Zueignung an A. Meißner gesteht er es ja selbst, daß er während dreier Jahre (wahrscheinlich der Geburtswoche dieser Gedichte) „Sabbathsruhe gefeiert, nur geliebet und gelebt habe.“ Er ist sich selbst bewußt, daß er kein Mann des Gedankens, kein Politiker ist. Er ruft seinem Freund zu, es werde ihm aus seinem Liede nach „wildem Kampf ein heil'ger Friede entgegenwehen“ (wo ist dieser Friede?), der ihm „wie ein Kindeslächeln die gefurchte, düstre Stirn glätten werde. Wie gesagt, die Politik ist, wie sich dies bei dem Lyriker von selbst versteht, seine schwache Seite; darum tritt sie zuweilen matt, zuweilen forcirt, immer aber auf der Folie eines rauschenden Lebens, im bunten Flitterstaat oder in der Verbrämung persönlicher Sympathien auf. (Schluß folgt.)

## Gruben und Hüttenwerke im Thüringer Wald.

(Nach den Mittheilungen des Professor Dr. Heeren.)

Ein ehrenvolles Denkmal deutschen Unternehmungsgeistes und deutscher Betriebsamkeit gestalten und entfalten sich in immer großartigerer Weise auf den Höhen wie in den Tiefen des Thüringer Waldes, die Bergbauanlagen, Hämmer und Hüttenwerke, welche Herr J. Meyer in Hildburghausen in das Leben gerufen, um namentlich die reichen Steinkohlenlager auszubeuten, Erze zu gewinnen und durch seine Eisenbahnschienen-Fabrication den Engländern ein jetzt schon furchtbarer Concurrent zu werden. In den großen Werken bei Neuhaus finden alle die Anlagen für Bergbau und Eisenfabrikation, welche der rastlose deutsche Unternehmer auf verschiednen Punkten des Thüringer Waldes ins Leben gerufen hat, ihren eigentlichen Mittelpunkt. Hier knüpft denn auch Professor Dr. Heeren seine Beschreibung der großartigen Werke an, die das Resultat eines zweimaligen Besuchs und der in Leipzig erscheinenden deutschen Gewerbszeitung einverleibt worden ist. Wir geben die interessante Mittheilung nachstehend im Auszug: Unser Reisezweck, sagt Professor Heeren, führte uns zuerst nach Neuhaus. Hatten sich hier im vorigen Jahr die Werke im ersten Werden und Keimen gezeigt, so erkannte man in ihnen gegenwärtig ein der Vollendung nahes, wohl organisirtes, mit allen Hülfsmitteln zur selbstständigen Entwickelung vollständig ausgerüstetes Ganze, das unter geschickter Leitung seiner Beendigung entgegen geht.

Von den bewaldeten Höhen um Neuhaus ragen malerisch die Gebäude der neuen Kohlenwerke mit ihren Essenthürmen hervor, während sich auf einer Planirung im Thale die kolossalen Hüttenwerke der Eisenbahnschienen-Compagnie, umgeben von ausgedehnten Teichen, welche den Wasserbedarf für die Dampfmaschinen und sonstigen Zwecke liefern, ausbreiten. Auf einem den Werken angehörenden Raum von 60 bis 70 Morgen liegen, symetrisch geordnet, die in gefälligem einfachen Styl solid aufgeführten verschiedenen Gebäude mit ihren langen Façaden und den hohen Schornsteinen, deren mehrere bereits durch die aus ihnen hervorwirbelnden Rauchwolken das innere Leben der Werke beurkunden. Den Mittelpunkt der ganzen Gruppe bilden die vier Hochöfen mit ihren Schmelzhallen, an deren einer Seite sich die langen Gebäude der Maschinenfabrik hinziehen, während vor ihnen die für die Stabeisengewinnung und Schienenfabrikation, also zur Aufnahme der Puddel- und Schweißöfen, so wie der Hammer- und Walzwerke bestimmte Halle einen sehr großen viereckigen, mit einem siebentheiligen, auf eisernen Säulen ruhenden Dache bedeckten, an den Seiten ganz freien Raum umfaßt. Koksöfen, nebst Vorräthen an Kohlen, Koks und Erzen, Kalk- und Ziegelbrennereien nebst sonstigem Zubehör liegen auf einem weiten Raume hinter den Gebäuden. Breite chaussirte Straßen, sämmtlich von Hrn. Meyer ganz neu angelegt, bringen die einzelnen Werke mit den Kohlengruben in bequeme Verbindung, den Transport der Rohstoffe erleichternd und wohlfeiler machend.

Unser erster Besuch galt den Gruben des Neuhäuser Steinkohlenvereins. Auf der Minna war das Abteufen des 121 Fuß tiefen Schachtes vollendet und die Mannschaft mit dem Treiben eines Querschlages gegen das Kohlenflötz beschäftigt, das man mit 12 Lachter weiterem Auffahren auszurichten erwartet, eine auf etwa noch sechs Wochen veranschlagte Arbeit. Auf dieser Grube stehen zwei Dampfmaschinen, eine von 32 Pferden, welche die Wasser hebt, und eine von 12 Pferden zur Förderung. Es ist auf dieser Grube die zweckmäßige Einrichtung getroffen, daß der Wetterschacht in den Feuerkanal der Dampfkessel einmündet, wodurch ein hinlänglich starker Wetterzug entsteht, der einen besondern Wetterofen entbehrlich macht.

Von der Minna aus besuchten wir die übrigen zum ersten Verein gehörenden Gruben: St. Michael, alter und junger Wolfgang, Abergunst und Waldschacht, auf welchen, bei ihrer mäßigen Tiefe, die Förderung ganz einfach und zweckmäßig mittels Göpel Statt findet. Auf dem St. Michael legten wir die Knappenkleider an und fuhren ein. Auf den von uns besuchten Abbaustrecken fanden wir das Kohlenflötz von einer Mächtigkeit von etwa sechs Fuß anstehend, welche Mächtigkeit gegen den jungen Wolfgang hin, mit welchem St. Michael in Verbindung steht, sich bis zu zwanzig Fuß vergrößert. Bei dem auf den Neuhäuser Steinkohlengruben üblichen Pfeilerbau, welcher nicht erlaubt, ein 20-füßiges Flötz in seiner ganzen Höhe gleichzeitig abzubauen, war daher auch wenig Gelegenheit gegeben, das Flötz in seiner ganzen Mächtigkeit zu überblicken, doch haben wir es bis zur Hälfte dieser Höhe von 10 Fuß an mehren Stellen und beim Auffahren auf dem jungen Wolfgang an dessen Füllorte in seinem ganzen, 20 Fuß mächtigen Abbruch gesehen. Alle jetzigen Abbaue liegen über der Sohle des Wasserstollens; die tieferen Partien des Feldes sind unverritzt und werden demnächst von der Minna aus vom Wasser vollständig gelöst werden.

Wir begaben uns von da nach dem August, einem neuen, dem Herrn Meyer allein gehörigen, den Revieren der drei Steinkohlenvereine also nicht mit angehörenden Kohlenwerke. Das Augustfeld ist eins der reichsten des Reviers. Erbohrt wurde in demselben das Flötz über 32 Fuß mächtig. Man war eben beschäftigt, auf dem Schachte eine Wasserhaltungsdampfmaschine von 32 Pferden aufzustellen, womit man auszureichen gedenkt.

Unterhalb des August, in viertelstündiger Entfernung, liegt die Juliana, das Hauptwerk des dritten Vereins. Die Anlage selbst ist noch größer, als die des August, und der Schacht im Querschnitt 200 Quadratfuß groß. Nach der Aussage des Beamten soll es hier auf eine mögliche Förderung von 3000 Zentner Kohlen täglich abgesehen seyn. Man machte auch hier Zurüstungen zum Einbau einer großen Dampfmaschine, für welche die Kessel und mehrere Theile bereits dalagen. Das Schachtabteufen war in gutem Betrieb und die Wasser belästigten noch wenig. Am Fuße des Berges, nicht viel über dem Niveau der Hüttensohle, zeigte man uns das Mundloch eines gewölbten Förderstollens, welcher mit dem Julianenschachte durchschlägig ist.

Auf der Höhe gegenüber ist die große Schachtanlage des dem zweiten Vereine gehörenden Josephfeldes, in welchem nach amtlicher Bestätigung die Mächtigkeit des Kohlenflötzes über 26 Fuß beträgt. Die Dimensionen des Schachtes sind die größten des Reviers und auf eine mögliche Förderungsfähigkeit von 3500 Zentner täglich berechnet.

Nicht minder interessant als die Werke des Bergbaus ist die Besichtigung der Hüttenanlagen. Sieben von 20 Fuß hohen eisernen Säulen getragene Hallen, jede 208 Fuß lang und 55 Fuß breit, dicht an einander stehend, bedecken einen Raum von mehr als 100,000 Quadratfuß. Die Fundamente dieser Maschinen ruhen sämmtlich in Fels und sind vom gesundesten Eichenholz, das, bei seiner Seltenheit in dortiger Gegend, über 20 Stunden weit herbeigeschafft werden mußte.

Besonderes Interesse gewährte unter den Walzwerkmaschinen ein großer Dampfhammer, von dem Erfinder und Patentinhaber Nasmyth selbst verfertigt und bezogen. Er war bereits fertig aufgestellt und wiegt 6000 Pfund. Die zu seinem Betriebe nöthige Dampfkraft ist zu 24 Pferden veranschlagt.

(Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** Ein Wallfisch in der Ostsee. Vor einigen Wochen hat sich westlich von der Stadt Helsingfors, in der Nähe der den finnischen Golf umgebenden Scheeren, bei dessen Ausfluß in die Ostsee ein Wallfisch von ungewöhnlicher Größe gezeigt. Seit Menschengedenken hat man dieses Thier in den Gewässern der Ostsee nicht wahrgenommen. Man glaubt, daß es sich aus dem Nordmeer in die Ostsee im Nachgehen der Häringe und anderer kleinen Fische verirrt habe. Ein Boot aus Helsingfors, bemannt mit zwei dortigen Studenten, dem Bootsmann, einer Frau und einem 12jährigen Knaben, trafen auf der Rückkehr nach Helsingfors das Unthier gegen Abend in geringer Entfernung von sich. Sie entgingen seiner Verfolgung nur mit der größten Gefahr, auf einer der nahen Inseln landend, wo sie die Nacht verbrachten.

*** In den ersten Anfängen der französischen Revolution suchte der Oppositionsgeist gegen die höheren Stände sich nicht nur in der Nationalversammlung, sondern auch im Theater geltend zu machen. So saß eines Abends die Gräfin Egmont in der Loge Lafayette's, als plötzlich ein Apfel sich aus der Mitte des Parterres bis zu ihr Bahn brach, um sie in sehr unangenehmer Weise zu berühren. Lafayette trat gerade ein. Die Gräfin blieb völlig ruhig, hob den Apfel auf, überreichte ihn mit vieler Grazie dem Eintretenden und sagte: „Herr Marquis, mit Ihrer Erlaubniß überreiche ich Ihnen eine der ersten Früchte — der Revolution."

*** Fanny Lewald berichtet: Das Betteln ist ein Monopol in Rom. Sono privilegiato (ich hab' ein Privilegium) sagten mir alte Männer, welche ein Messingschild auf der Brust trugen, wie in Preußen die Gerichtsboten, und unter dieser Aegide die Mildthätigkeit ansprachen. Man begegnet diesen Privilegirten überall, und sie sind nicht so stationär, wie die Bettler des Monte Pincio und der spanischen Treppe, lauter unglückliche Krüppel und Mißgeburten, welche von der Hälfte der spanischen Treppe aufwärts bis zur französischen Akademie in immer gleichen Gruppen dasitzen. Mitten auf der spanischen Treppe fand man immer einen wohlgenährten Mann, der keine Beine hatte und sich auf den Händen mit großer Schnelligkeit fortbewegte. Er galt für reich, sollte im Laufe der letzten Zeit einer Tochter ein Haus in Trastevere als Mitgift geschenkt haben und das Haupt der Bettler von Monte Pincio seyn. Morgens und Abends ritt er auf einem Esel von und nach seiner Wohnung, den ihm ein wohlgekleideter Knabe führte. Man behauptete, alle Bettler dieser Station ständen als Unterbeamte, denen er ein bestimmtes Gehalt zahle, in seinen Diensten.

*** Ein Kinderduell. Vor den Assisen in Versailles wurde am 20. Nov. das Duell zweier Schüler der Militärschule von St. Cyr verhandelt. Zwei Knaben, kann man sagen, schlugen sich, wegen einer kindischen, weniger als knabenhaften Ursache, die unsern deutschen Duellursachen auf den Universitäten würdig zur Seite steht. Der Eine erstach den Andern! Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen! Die Barbarei des Duells wird hoffentlich durch solche widrige, kindische und dabei so unselig endende Spielerei immer mehr von der Sitte und der öffentlichen Meinung verdammt werden.

*** Die Carnevalsfreunde in Mainz haben zu Ende voriger Woche wiederum getagt und sich einen Präsidenten gewählt, der einen ominösen Namen hat; der Gewählte, ein Kaufmann in der rhein- und weinlustigen Moguntia, heißt nämlich Trunk.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Unter dem Titel „1790 — 1830. Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten" erscheint bei Osiander in Tübingen ein Memoirenwerk, dessen soeben herausgekommene erste Lieferung namentlich bei den Bewohnern Frankfurts und seiner Umgegend großes Interesse erregen wird. Dasselbe hat den Nachkömmling einer hiesigen Kaufmannsfamilie zum Verfasser, der ein reiches, buntbewegtes Leben geführt zu haben scheint, wie man es eben nur in jener reichen und drangvollen Zeit der napoleonischen Herrschaft führen konnte. Es wirft manches interessante Schlaglicht auf das damalige Leben und Treiben der alten Reichsstadt, sowie der benachbarten kleinen Höfe zu Homburg und Offenbach und bietet eine Menge pikanter Localmittheilungen. So erwähnt der mitunter nur etwas allzuleicht und nachlässig erzählende Verfasser auch den Aufenthalt Bettinen's und die musikalischen Zirkel des Hofraths André in Offenbach, über welche wir jüngst in diesen Blättern nähere Mittheilungen brachten. (Siehe „Konversationsblatt" Nr. 282 ff.) Er sagt unter anderm von Bettinen: „Sie war damals schon eine außerordentliche Verehrerin Goethe's und in Ermanglung des großen Dichters selbst, brachte sie ihre Huldigung einstweilen dessen Mutter, der Frau Rath, die sie jedoch mit ihren Besuchen so sehr bestürmte, daß dieselbe sich öfters verleugnen ließ. Bettina aber merkte dieß und ließ sich nicht abweisen, sie klopfte an der Thüre des Schlafzimmers, in welchem sie die Dame vermuthete und rief ihr ganz naiv zu: „Machen Sie nur auf, Frau Rath, ich weiß doch, daß Sie zu Hause sind", oder öffnete ein Fenster des Vorzimmers und schlug von außen mit einem Stöckchen an das Fenster der Stube, in der sie Goethe's Mutter glaubte, dieselben Worte wiederholend, bis endlich die gute Frau, durch diese Beharrlichkeit erweicht, lächelnd öffnete, wo dann das Mädchen in die Hände patschend, freudig herumsprang und ausrief: so muß man es machen, Frau Rath, wenn man Sie sehen will." A.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 1. December. (Neu einstudirt) Titus, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Donnerstag, den 2. December. Tempora mutantur, oder: „Die gestrengen Herren", Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Blum. Vorher geht: (Zum Erstenmale) Der Weg durch's Fenster, Lustspiel in 1 Akt, nach Scribe von W. Friedrich.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 333.** Freitag, den 3. December **1847.**

### Der betrogene Freier.

*Einer englischen Anekdote frei nacherzählt von D. H. Old.*

(Schluß.)

Es wäre vergebene Mühe, die Gefühle schildern zu wollen, unter welchen Franz sich diese Nacht zur Ruhe begab, oder besser Ruhe suchte, denn er fand sie nicht. Er war fast in einem Fiebertraume, in einem Zustand der gewaltigsten Aufregung. Endlich hatte er das Weib gefunden, das er nun an zwölf Jahre lang allüberall suchte, das Wesen, an welches einzig und allein alle seine Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft geknüpft waren.

Der Morgen des dritten verhängnißvollen Tages kam endlich heran. Nachdem unser Freund hundertmal nach dem Stundenzeiger gesehen, als könne er dessen Gang dadurch beschleunigen, eilte er auf den Flügeln der Liebe nach dem Schloß seiner Angebeteten und dieß so heimlich als möglich, denn er war nun fest entschlossen, ohne weitern Aufschub und ohne viel Ceremonie Frau von Mönch förmlich um ihre Hand zu bitten.

Die Luft war schwül und drückend, als er das Schloß erreichte. Bei seinem Eintritt in den wohlbekannten Salon fand er die schöne Wittwe, wie gewöhnlich, auf ihrem Divan, den Kopf auf die Hände gestützt, die Arme auf einem Kissen ruhend. Es zeigten sich Spuren von Nachdenken und Ermüdung in ihrem reizenden Gesichte, aber in ihrem Auge lag der Ausdruck eines gewaltigen Gefühls.

Franz konnte sich nicht satt sehen an den schönen Händen und Armen, die so edel geformt waren, daß ein Thorwaldsen sie hätte zum Modell wählen können. Aber wie staunte der junge Mann, die Baronin in ernstem und tiefem Nachdenken zu finden. Ueber das sanfte, sonst heitre Antlitz schien sich Traurigkeit gebreitet zu haben. Ja, Clementine schien sogar etwas verlegen. Es verstrich einige Zeit, bevor die Unterhaltung, wie gewöhnlich, in Fluß kam, denn Franz, der sich mit dem Vorhaben trug, drückte sich im Anfange etwas befangen, unbestimmt und verworren aus.

Die Baronin bemerkte, wie es sie dränge, doch wieder einmal ihr vielgeliebtes Paris und die Wunder der Weltstadt zur Sprache zu bringen. Franz dankte innerlich seinem guten Genius, daß er ihm eine so günstige Gelegenheit verschaffe, sein Wort anzubringen und er war grade, nachdem so viel über Frankreichs Leben und Gesellschaft gesprochen worden, auf dem Punkte, der Dame seines Herzens eine Frage zu beantworten, als der Ton einer Flöte draußen vor dem Thore, die eben die Melodie eines beliebten Nationaltanzes aufspielte, seine Aufmerksamkeit zu fesseln begann. Vielleicht war der heutige Tag — es war grade Charfreitag — oder Franzen's böser Stern, oder ein Dämon des Unglücks, der in der Nähe lauerte, oder vielleicht der niedliche Fuß der Frau v. Mönch, der unter dem Kleide neugierig hervorsah, schuld daran, daß Franz mit einem Male ausrief: „Welch' eine lockende Melodie, was für ein herrlicher Anblick muß es seyn, eine so schöne Frau graziös walzen zu sehen. Sie müssen, dessen bin ich gewiß, wie zum Tanzen geboren seyn."

Die Baronin senkte ihr schönes, thränenfeuchtes Auge, wurde blaß, und erwiederte mit zitternder Stimme: „Einstens — ach, ja — aber nun! Wehe mir, ich bin maßlos unglücklich."

Franz machten diese Worte zum Schwärmer, er wurde zärtlicher, denn je und trat näher in der spannendsten Erwartung, das Geständniß eines längst bereuten Fehltritts oder die Erzählung erlebter Trübsale zu hören. Wie strahlten seine Blicke vor Wonne, als ein Vertrauter ihres Herzens, in irgend ein dunkles Geheimniß, das vielleicht außer ihm und ihr bisher keine Menschenseele ahnte, eingeweiht zu werden. Die junge Wittwe erschien ihm jetzt zauberischer als je, und alle seine Sinne badeten sich in Entzücken.

„Lauschen Sie jedem meiner Worte, theuerster Franz," begann die Baronin mit dem herzenschmelzenden Tone einer süßen, verführerischen Stimme, „ach, ich habe viel, sehr viel schon in meiner frühesten Jugend gelitten."

Franz rückte ihr bei diesen Worten noch näher und war ganz Ohr.

„Zehn Jahre sind es jetzt", fuhr mit halb unterdrückter Stimme nach einer langen feierlichen Pause die Baronin fort, „daß mein Wagen auf der Chaussee umstürzte und mein rechtes Bein jämmerlich zerschmetterte. Ich mußte mich einer der schmerzhaftesten Operationen unterziehen, verlor meinen rechten Fuß, an dessen Statt ich jetzt einen aus Korkholz trage.

Hätte ein Donner vom Himmel unsern Franz, ohne ihn auf der Stelle zu tödten, getroffen, so wäre er vom plötzlichen Schreck nicht mehr überwältigt worden. Abermals folgte eine etwa zehn Minuten lange Pause, bis endlich der furchtbar Enttäuschte in einem der Bewußtlosigkeit nahen Zustande vom Sessel aufsprang und laut aufschreiend: „Ein Fuß aus Korkholz! Ein Fuß aus Korkholz! Oh, c'est affreux, ça, oh!" wie ein Wahnsinniger aus dem Zimmer rannte, und sich, dem besten englischen Renner zum Trotz, in wenigen Augenblicken in dem Hotel de France befand. In der nächsten halben Stunde war die Rechnung, aber dieses Mal nicht ohne den Wirth, gemacht, seine Koffer wurden gepackt.

So saß denn Franz in seiner Kutsche und fuhr dem Rhein zu. Ein Glück fürwahr, daß die gnädige Vorsehung nicht alle Wünsche eines schwachen Sterblichen in Erfül-

lung gehen läßt! es wäre allen guten Deutschen und allen jungen Wittwen, allen Bädern und Schlössern schlimm ergangen! Sie alle und den gräflichen Freund und sein eigensinniges Schicksal verwünschend, wurde Franz von einem immerdurstigen lungernden Kutscher und zwei erbärmlichen, halbverhungerten Rossen über die staubige Landstraße durch die würtembergischen und badischen Marken geschleppt, und vielleicht nie in seinem Leben ist ihm ein „Gott sey Dank!" aus tiefinnerstem Herzen über die Lippen getreten, als in dem Augenblick, da er das breite Silberband des Rheines ansichtig wurde, welches zwischen dem „höllischen" Deutschland und dem „paradiesischen" Frankreich, als die leicht zu überspringende Grenze hingestreckt lag.

Franz fuhr mit erleichtertem Herzen durch die Thore von Paris wieder ein. Ich habe ihn derb ausgelacht und bald darauf eine längere Reise gemacht. Bei meiner Wiederkehr fand ich den guten Franz, den Mann seines Systems, nicht wieder. Man sagte mir, er sey vor wenigen Wochen in das südliche Frankreich abgegangen; ob auf eine neue Entdeckungsreise, oder ob er gar in diesem Augenblick in den Hafen der Ehe glücklich eingelaufen ist, weiß ich nicht.

---

## Ernst Mautner.

Eine kritische Würdigung von Karl Ohly.

(Schluß.)

Kommt er in das tendentiöse, exclusiv politische oder sociale Pathos hinein, so verläßt ihn sein besserer Genius und er wird matt, fade und spielend, z. B. in dem schlechten Gedicht „Bayonne im Frankenlande", „das Hermannsdenkmal", „Mihi est propositum", „der Holzknecht" u. a. Doch die exclusiv politische Tendenz überkommt ihn Gottlob! auch selten. Wo sich dagegen concretere, heimathliche Tendenzen mit seinem Freiheitspathos mischen, wo sein Liberalismus an die Nationalitätsfrage grenzt, da sprüht wieder seine alte Gluth in der üppigsten Form auf; so in dem Gedicht „Einer Ungarmutter" oder in dem „an Ungarn". Aus dem letztern Gedichte theilen wir noch einige Verse mit:

O Ungarland, du meiner Kindheit Wiege,
Du harrst entgegen dem Pygmalionskuß,
Prophetisch ahnend deine künft'gen Siege,
Reicht dir der Dichter seine Hand zum Gruß!

Ja! du bist Braut; als königlich Geschmeide
Liegt auf den Bergen deiner Gletscher Schnee,
Der Glieder Pracht im grünen Steppenkleide
Bespiegelt sich im blauen Platensee.

Dein Pulsschlag wird elektrisch einst durchflammen
Die Nachbarvölker, welk und greisenhaft,
Und dann stürzt das Gebäude wohl zusammen
Von ihrer alten tausendjähr'gen Haft.

Auch solche Gedichte, die stofflich in das Bereich der modernen Zerrissenheit hinüberspielen, ohne sich grade mit specifischen Zeitideen zu vermischen, sind gelungen zu nennen. So das Gedicht „Einem Verkannten".

Was an Mautner's Lyrik tadelnswerth ist, das ist, wie gesagt, das Geschraubte, Renommistische, was zuweilen hervortritt, obgleich es nie in so großer Formlosigkeit und roher Unmittelbarkeit, wie bei K. Beck, zum Vorschein kommt. Seine prunkende Schilderungssucht artet oft in Uebertreibungen aus, wie in dem Gedicht: „Auf dem Balle", bei dessen Lektüre es einem zu Muth wird, als könne kein anständiges Mädchen mehr einen Walzer tanzen, ohne verführt zu werden. Doch weht durch diese Verse auch wieder ein so südlicher Gluthwind, daß wir, besonders über dem schönen Anfang, die Uebertreibungen des Gedichts vergessen:

„Der deut'sche Tanz — ich kann's nicht fassen!
Ein Volk so nüchtern, ernst und kalt,
Und dieses südliche Umfassen
In wild dämonischer Gewalt!

Dies Toben in dem engen Ringe,
Als wär's der Ring der Ewigkeit,
Und jede Sohle eine Schwinge,
Beflügelnd über Raum und Zeit.

Ha, wenn die starken Arme schmiegend
Umfassen einen vollen Leib,
Da schwingt die rothe Fahne siegend
Die Wollust stolz, als Königsweib."

Diese forcirten Uebertreibungen stören denn auch oft den ebenmäßigen Fluß seiner sonst so vollendeten Sprache, die Reinheit seiner Bilder und Tropen. Es ist uns eine Menge falscher Metaphern zur Hand, die wir in seinen Gedichten fanden. So spricht er z. B. von dem „Funken, der unter Rosseshufen sich auf dem Knie des Pflasters wiegt" (?), von „des Verbrechens blut'gem Leuen, den nimmer ein Blutgerüst zähmt"; so nennt er Ungarn „ein freiheitsstolz, unsterbliches Gedicht"; ja, er sagt sogar:

„Was aus bestaubten Heften sie gesprochen,
War nicht die Milch der reinen Wissenschaft,"

also eine gesprochene Milch. Noch viele andere Beispiele könnten wir anführen.

Dann fehlt es seiner Lyrik an idealer Gedankentiefe und gemüthlicher, seelischer Wärme. Zwar sucht er seine Verse oft mit Dingelstedt'scher Reflexion zu versetzen (er erinnert überhaupt oft an Dingelstedt), aber Reflexion ist keine Idealität. Das ist überhaupt, wenige Ausnahmen abgerechnet, der Krebsschaden der modernen Lyriker, daß sie ihr Ich nicht zum Mikrokosmus, nicht zum monadischen Spiegel des Universums zu machen verstehen, wodurch ihre Schmerzen unwahr, ihre Gefühle kokett, ihre Bilder Firniß werden.

Sollen wir Herrn Mautner schließlich noch ein Prognostikon stellen, so können wir nicht umhin, dasselbe an seine erzählenden Gedichte anzureihen. Hier scheint er (ein bedeutender Vorzug für einen modernen Poeten) in seinem eigentlichen Genre zu seyn. Er hat gerade so viel Sentimentalität, als sie ein moderner Epiker braucht, und gerade so viel Kraft und Lust an der konkreten Unmittelbarkeit des Lebens, um als moderner Dichter noch Epiker seyn zu können. Als vorzugsweise ansprechend und charakteristisch in dieser Beziehung nennen wir die drei letzten Gedichte seiner Sammlung: „Eine Jury", „Ritter Horimir" und „Ein Opfer". Was die übrigen betrifft, so hat man sie wohl mehr als Studien zu betrachten, wenigstens verräth die unglückliche Wahl der Terzine, in der sie meist abgefaßt sind, noch zu wenig Sicherheit und weihevolle Durchdringung des Stoffes. Jenen drei letzten Proben und dem ganzen Charakter seiner Dichtung nach zu schließen, glauben wir jedoch, daß Mautner, wollte er sich vorzugsweise der modern erzählenden Poesie zuwenden, eine reiche Zukunft haben würde.

---

## Gruben und Hüttenwerke im Thüringer Wald.

(Nach den Mittheilungen des Professor Dr. Heeren.)

(Schluß.)

Von der Halle verfügten wir uns zur Maschinenfabrik, welche mit den ihr dienenden Ateliers ein massives Gebäude einnimmt, welches bei 70 Fuß Tiefe 450 Fuß Länge hat. Sie besteht aus der eigentlichen Maschinenbauwerkstätte, einer Schmiede mit acht Feuern, der Gießerei mit drei Kupolöfen, der Modelltischlerei und dem Modellmagazin, nebst einer Anzahl Arbeiterwohnungen.

Die Werkstätte für Maschinenbau ist ein Saal von 150 Fuß Länge bei 70 Fuß Tiefe. Sie ist mit den besten und neuesten Werkzeugmaschinen reichlich versehen, welche meistens aus England bezogen wurden. Transmissionen, welche von einer Dampfmaschine von 16 Pferden ausgehen, setzen mittels Leitbänder von Leder oder Gutta Percha die sämmtlichen Maschinen in Bewegung. Die hier beschäftigten Arbeiter sind meistens Rheinländer oder Belgier, aus dortigen Fabriken herbeigezogen. Wir fanden im Atelier zwei Dampfmaschinen von je 60 Pferdekräften im Bau, Walzen für die Walzwerke auf den Drehbänken u. s. w. Diese Maschinenbauwerkstatt nebst ganzem Zubehör ist in vollem Gange. Fertig daliegende Dampfkessel, deren zwei gerade probirt wurden, zeigten, daß auch diese in der Anstalt geliefert werden können.

Unmittelbar an die Maschinenbauwerkstatt stößt die Gießerei, eine 120 Fuß lange Halle, in welcher wohl an 50 Former und Gießer beschäftigt waren. In unserm Beiseyn wurde ein Stück, circa 9000 Pfund schwer gegossen; es war eine Blechwalze; doch sind hier schon Stücke von 14,000 Pfund gegossen worden, wobei dann in allen drei Kupolöfen geschmolzen wird.

Sehr interessant ist die Benutzung der Hochofengase zur Kesselheizung. Nahe unter der Gicht des Hochofens ist ein Gasfang angebracht, der die Gase durch eine 14 Zoll weite Röhre hinab unter die Kessel führt, wo sie unter Zutritt von atmosphärischer Luft verbrennen. Diese sinnreiche Einrichtung entspricht ihrem Zwecke vollkommen. Die Gasflamme umkreiste die Kessel in vielfachen Windungen und schlug noch in die Esse hinein, so daß ihre Länge an 140 Fuß betragen mußte. Eine schönere, reinlichere Kesselfeuerung ist nicht denkbar, und das Beste ist, daß sie nichts kostet.

Den folgenden Tag hatten wir für die Besichtigung der Wallendorfer, Könitzer und Camsdorfer Eisenbergwerke bestimmt. Wallendorf liegt 6 Stunden von Neuhaus; das dortige, in Grauwackerschiefer aufsetzende Eisensteinlager von bedeutender Mächtigkeit und über 700 Lachter Längenerstrekkung läßt eine sehr leichte Erzgewinnung durch Tagebau zu. Das Erz (Brauneisenstein) eignet sich aber seines Phosphorgehaltes wegen nicht zur Fertigung guten Stabeisens, wohl aber zu feinen Gußarbeiten. Von Wallendorf fuhren wir durch eine der schönsten Partien des Gebirges nach Könitz. Von diesem Revier besitzt Herr Meyer Alles bis auf ein paar unbedeutende Enklaven, und beutet einen unermeßlichen Vorrath guter Spatheisenerze und Brauneisenstein aus, die hier im Dolomit flötzweise und bis zur Mächtigkeit von 4 bis 5 Lachtern auftreten. Eine häufig vorkommende Einsprengung von Schwerspath ist allerdings nachtheilig und macht eine sorgfältige Ausscheidung desselben nöthig. Er wird auf diesem Revier aus 19 Schächten gefördert und neun waren im Abteufen begriffen.

Das ganze Revier ist durch einen Hauptstollen von 500 Lachter Länge vom Wasser gelöst, was die Gewinnung ungemein erleichtert. Auf der Grube Gottschild, woselbst der Spatheisenstein über 5 Lachter mächtig anstehen soll, waren gegen 8000 Tonnen (64,000 Ztr.) Erz aufgeschichtet. Die gesammten, bereits geförderten Erzvorräthe auf allen Meyer'schen Gruben in Könitz mochten sich auf etwa 600,000 Zentner belaufen, von welchen ein Ausbringen von 240,000 Zentner Eisen zu gewärtigen ist.

Wegen einbrechender Nacht mußten wir auf die Besichtigung des Camsdorfer Revieres verzichten. Wir übernachteten in dem fürstlichen Schlosse zu Könitz, gegenwärtig der Sitz des Bergamtes wohin uns der Vorstand gastfrei eingeladen hatte.

Der dritte Tag galt dem Besuche des Eisenberges im Rudolstädter Grenzrevier. Als wie voriges Jahr diesen, in montanistischer Beziehung vielleicht merkwürdigsten Punkt des Thüringer Waldes besuchten, war kaum hinauf zu kommen, da nur fast unfahrbare Holzwege zu Gebote standen. Jetzt hat Herr Meyer eine treffliche, 1½ Stunde lange Chaussee hinaufgebaut, die von der Saalfelder Hauptstraße abgeht und unmittelbar auf dem Erzlageplatze des Eisenberges ausmündet.

Blos der bereits aufgeschlossene Theil desselben hat nach ungefährer Schätzung eine Erzmenge von über 3 Millionen Tonnen nachgewiesen, aus deren, da die Erze gegen 40% Gehalt haben, über 10 Millionen Zentner Eisen geschmolzen werden können, und der nicht aufgeschlossene Theil ist vielleicht noch größer. Lassen wir aber auch diese Zahlenwerthe als unsicher ganz bei Seite, so darf doch dieses Lager mit Recht als unerschöpflich bezeichnet werden, welchem in Deutschland gewiß kein anderes, außer jenem in Steiermark, gleichkommt. Selbst das Plateau, auf welchem die geschiedenen Erze in Würfelhaufen von je 1000 Tonnen aufgeschichtet waren, hatte man aus Erzen zusammengebaut und könnte einmal verschmolzen werden.

Herr Professor Heeren trägt nach alle dem kein Bedenken, seine Meinuug dahin auszusprechen, daß, so weit sich nach den rein technischen Verhältnissen urtheilen läßt, über welche allein er in dieser Sache ein Urtheil sich beilegen will, die Unternehmungen des Herrn Meyer auf einer sehr soliden Grundlage beruhen und sich in so kräftiger Entwickelung befinden, wie sich bei der kurzen Zeit ihres Bestehens nur irgend erwarten läßt.

---

## Tabletten.

⁂ In Petersburg hat eine Hellseherin im magnetischen Schlafe das Nardenöl für das unfehlbarste Schutzmittel gegen die Cholera erklärt. Unglücklicherweise ist dieses Spezifikum aber nirgends aufzutreiben, und eine berathende Versammlung von Aerzten und Apothekern hat den Ausspruch gethan, daß es nur in der Bibel zu finden sey, wo es in der Geschichte der büßenden Magdalena vorkömmt und wo ohne Zweifel auch die Petersburger Hellseherin ihre Inspiration geschöpft hat.

⁂ „Sie fragen, ob mein Stück tragisch sey," rief ein Poet des vorigen Jahrhunderts aus, „alle meine Helden sterben bereits im dritten Akt." — „Und wer spielt denn in den folgenden?" fragte man weiter. — „Die Schatten derjenigen, welche ich im ersten ermordet habe," war die Antwort.

*** Aus London wird vom Auffinden einer Anzahl noch unbekannter Briefe von der Königin Elisabeth und Personen ihrer Zeit geschrieben und daß man hoffte, sie würden bald veröffentlicht werden.

*** Die Tage nationaler Erhebung oder kriegerischer Begeisterung eines Volkes pflegen überall bezeichnende Lieder im Gefolge zu haben, welche für die Nachlebenden schon um deßwillen nicht verloren seyn sollten, weil sie Volk und Partei, Zeit und Umstände oft in jener Beleuchtung erscheinen lassen, die eben so lebendig und wahr wiederzugeben der pragmatischen Geschichte unmöglich ist. Wir wüßten um ein gut Theil weniger von der Begeisterung, welche die Deutschen in den Jahren 1813 bis 1815 durchglühte, wären wir nicht Erben der Lieder von Theodor Körner und Max v. Schenckendorf, und der Held Eugen von Savoyen würde als der Türkenbezwinger nicht so volksthümlich geworden seyn, wenn er nicht durch das Lied des Trompeters: „Prinz Eugen der edle Ritter" ein herrliches Relief gewonnen hätte. Was zeugte noch vor wenig Jahren, als am westlichen Horizont ein Kriegswölkchen aufzusteigen schien, besser für Gesinnung und Muth Deutschlands, als das an sich doch unbedeutende Rheinlied, welches damals vom Rhein bis zur Weichsel, von der Donau bis zum Belt begeistert angestimmt wurde. Diese Muth- und Kriegslieder, die der Augenblick hervorbringt, haben darum eine tiefere Bedeutung, als man gewöhnlich annimmt. Auch der schweizerische Principienkrieg hat auf beiden Seiten dergleichen in seinem Geleite gehabt, die bezeichnend sind. So sang der sonderbündische Landsturm folgendes Lied:

O Landsturm, o Landsturm, du mächtiges Brausen,
Wie wirst du den Feinden die Ohren zerzausen,
Wenn du fällst, wenn du fällst in die Schaaren hinein,
Wie der Hagel in die Saaten im Sonnenschein! —

Es spottet, es spottet das frevle Gesindel,
Den Landsturm verachtet der Uebermuthsschwindel;
Doch gönnen wir diesen das Spotten noch wohl,
Denn Köpfe und Glenen an ihnen sind hohl.

Nehmt Rosse, Raketen, Kanonen und Wagen,
Und Stricke, wir werden doch nicht verzagen;
Denn Eins habt ihr nicht, das fehlet euch ganz,
Der Muth und die Treue im Waffentanz.

Die Feuer, die Glocken, sie leuchten, sie tönen,
Sie rufen des Vaterlands Heldensöhnen;
Wir steigen hernieder vom Berg und der Weid':
Schon sind wir gerüstet, zum Kampfe bereit.

Es nahen die Feinde, entfaltend die Schaaren,
Sind's Schweizer dieß, die so tapfer einst waren? —
Doch wir geloben mit heiligem Schwur:
Frei, unser soll bleiben der Heimath Flur!

Wir haben gebetet zum Lenker der Schlachten
D'rum dürfen den Tod wir freudig verachten;
Nicht fürchten wir Zahl, noch Kanonengebrüll,
Wir stürzen uns muthig in's Kampfesgewühl.

Die Keulen sausen, die Schwerter und Speere,
Wir brauchen am liebsten der Väter Wehre,
Und schlagen durch dichte Massen uns Bahn:
So haben es unsre Väter gethan!

Und Er, der da oben im himmlischen Lichte,
Der sitzt dann über den Feind zu Gerichte;
Der die heiligsten Güter wollt tasten an
Nach seinem ruchlos-vermessenen Plan.

D'rum lasset uns denn im Schlachtengewimmel,
Mit Glauben aufblicken zum mächtigen Himmel;
So brechen wir in die Schaaren hinein,
Wie der Hagel in die Saaten im Sonnenschein!

Vorstehendes Lied liegt gedruckt vor uns. Um zu begreifen, daß es, ohne zu stolpern, nach der vorgeschriebenen Weise des Schiller'schen Reiterliedes gesungen werden konnte, da männliche und weibliche Reime nicht entsprechend wechseln und die Strophen statt achtzeilig nur vierzeilig sind, muß man wahrscheinlich dem Schweizer Dialekt Rechnung tragen. Die Eidgenössischen sangen den Sonderbündischen gegenüber ein Lied mit dem Refrain:

Der Düfour kummt,
Der Orell brummt,
Und richt't im „Zorn" die Pfeiffen.

Oberst „Orelli" von Zürich wird nämlich von den eidgenössischen Soldaten scherzweise der „Zorn Gottes" genannt.

## Programm des Museums.

(Am 3. December.)

Symphonia eroica von Beethoven.
Erinnerungen und Hoffnungen von Herrn Dr. Weil.
Lied von Schubert, vorgetragen von Herrn Caspari.
Phantasie und Variationen für die Harfe, vorgetragen von Herrn Oberthür, Mitglied der italienischen Oper zu London.
Lied von Lachner, vorgetragen von Fräulein Oswald.
Lied von Schubert, vorgetragen von Herrn André.
Duett von Spohr, vorgetragen von Fräulein Oswald und Herrn Caspari.
Ouverture aus der Oper: „Die Abenceragen" von Cherubini.

Der Anfang des Museums ist auf 7 Uhr festgesetzt; der Saal (im Weidenbusch) wird um 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt aus.

Ohne Eintrittskarte kann Niemanden der Zutritt gestattet werden.

Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Herrn C. A. André (Haus Mozart) und Herrn Georg Krebs (Zeil, der Post gegenüber.)

**Der Vorstand.**

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 2. December. Tempora mutantur, oder: „Die gestrengen Herren", Lustspiel in 3 Abtheilungen, von Blum. Vorher geht: (Zum Erstenmale) Der Weg durch's Fenster, Lustspiel in 1 Akt, nach Scribe von W. Friedrich.

Samstag, den 4. December (Neu einstudirt): Alessandro Stradella, Oper in 3 Abtheilungen von Friedrich. Musik von Flotow.

Druk von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 334.** Samstag, den 4. December **1847.**


## El Rojo.

Eine Geschichte aus Spanien von ***.

Die Touristen, welche vielleicht selbst die letzten Repräsentanten der fahrenden Ritterschaft sind, fragen heutzutag das romantische Spanien nicht mehr, was aus seinem Don Quixote, diesem heroischen und tiefsinnigen Narren, geworden ist. Selbst in dem Lande des Cid und des Cervantes verzichten sie auf den epischen Roman, hoffen indeß, daß sich wenigstens alle Elemente des bürgerlichen Romans an den Ufern des Ebro und Guadalquivir erhalten haben, und daß die durch den Verfasser des Gil Blas unsterblich gewordnen Figuren in den jüngsten Staatsumwälzungen nicht untergegangen sind. Und in der That jene ränkevollen geschmeidigen Hofleute, jene geschwätzigen Barbiere, jene Strolche, die sich in den Seitengäßchen mit einander raufen und „Händel von der besten Sorte" anfangen, jene gefälligen Duennen, liebesüchtigen oder prüden Sennoras — sie sind nicht ausgestorben. Und vor allen lebt noch der Günstling Asmodis, der spanische Student, der sich mehr mit Liebschaften als mit Büchern beschäftigt, in seinem ganzen Seyn und Leben an jene schönen goldnen Zeiten romantischer Thatenlust erinnernd, ein Bild der heiter-kecken Jugend, die nicht weiß, wo sie hinaus soll mit dem gährenden Drang ihres Herzens. Kaum hat sich seine Tracht mit den Jahrhunderten verändert und so oft er durch ein Ereigniß des Tages auf die Bühne gerufen wird, findet man ihn bereit, seine althergebrachte, eigenthümliche Rolle zu spielen.

Wir glauben nicht, daß irgend ein Schriftsteller die Abenteuer jenes Musensohnes schon behandelte, der seit langer Zeit zu Madrid unter dem Spitznamen El Rojo, d. h. der Rothe, bekannt war. Seine Geschichte rührt von gestern her und ist noch nicht einmal zum Schlusse gekommen, da unser Held noch lebt; allein nichtsdestoweniger enthält der erste Abschnitt derselben seine Verwicklung und Lösung und rundet sich vollkommen in sich selber ab.

Obschon unser Student El Rojo genannt wurde, so hatte er doch weder die Kupferfarbe eines Osagen oder Sioux, noch die flammendrothen Haare, die capilli rutili des Tacitus. Seine Haare waren vielmehr von weicher, hellblonder Farbe und fielen in üppigen Locken auf die Schultern herab, daß ihn jeder deutsche Schüler Raphaels, jeder langhaarige Lehrling eines Cornelius oder Overbeck um diesen Simsonschmuck hätte beneiden können. El Rojo hatte indeß auch noch andere Vorzüge, welche ihm die Gunst der schwarzäugigen, leichtentzündbaren Madriderinnen eroberten, eine edle schlanke Gestalt und blaue Augen zeichneten ihn aus, aber auch, was sich seltner in Madrid findet, ein Ruf von unüberwindlicher Unempfindlichkeit für alle weiblichen Reize, was die Neugier, das Interesse und den Stolz mancher hochmüthigen Sennora aufstacheln mußte. Wie viel ermunternde Blicke wurden ihm nicht hinter der Verschanzung eines Fächers oder einer Mantille hervor zugeschleudert. Denn trotz aller altadligen Vorurtheile kann in Spanien ein armer Hidalgo, ja selbst ein schlichter Caballero — ein Titel, welchen sich jeder Bettler, stolz in seinen zerfetzten Mantel gehüllt, in jenem Lande des Weins und der Gesänge ohne vieles Bedenken anmaßt — die höchste Gunst erstreben, wenn ihn Mutter Natur mit einem anziehenden Aeußern bedacht, und noch in der jüngsten Zeit sind hieraus hervorgehende Mißheirathen sogar in den höchsten Ständen erlebt worden. Bis jetzt war jedoch El Rojo's Herz noch durch keine Liebschaft gefangen genommen worden. Gewandt in allen ritterlichen Künsten, ein vortrefflicher Reiter, und die Toledoklinge wie das Messer des Majos mit seltenem Geschicke handhabend, hatte er in manchem Kampfe Proben seines Muthes und seiner Kaltblütigkeit abgelegt, aber seine Gleichgültigkeit gegen die Frauen trieb er bis auf den äußersten Grad. Er überlieferte die duftenden Briefchen, deren Papier er nicht zu seinen Cigaretten gebrauchen konnte, unerbittlich den Flammen und verschloß allen Duennen, jenen weiblichen Merkuren, die sich nicht scheuen würden, noch schwierigere Heirathen, als zwischen dem Großherrn und der Republik Venedig zu Stande zu bringen, die Thüre vor der Nase. So hatte sich dieser Joseph von La Mancha — denn unser Student war in derselben Provinz geboren, wo Cervantes seinen göttlichen Helden zum erstenmal das Licht der Welt erblicken läßt — den Haß und die Rache mancher Dame auf sich geladen; ja eine Schöne gab sogar einst vier Raufbolden den Auftrag, zu versuchen, ob die Spitzen ihrer Dolche wohl eben so wirkungslos von seinem umpanzerten Herzen abprallen würden, als ihre schwarzen Augen. El Rojo, der durch ein Wunder dem meuchlerischen Anfalle entgangen war, wurde hierdurch nur noch menschenscheuer. Er lebte nun fast in klösterlicher Abgeschiedenheit und ließ sich selten in den Straßen oder auf öffentlichen Plätzen sehen. In seine Studierstube vergraben, bereitete er sich zu seinem juristischen Examen vor, das er in Ciudad Real bestehen sollte, und so wurde er allmälig von der Welt, ja selbst von seinen Cameraden vergessen. Nur einen Freund besaß El Rojo noch, dem er die größte Erkenntlichkeit schuldete, denn ohne seine Dazwischenkunft würde er wahrscheinlich der Rache jener beleidigten Schönen zum Opfer gefallen seyn.

Don Regato, el Rojo's Freund, war ein kleiner einäugiger magerer Greis, der ein sehr abenteuerliches Leben geführt hatte. Unser Zeitalter der politischen Umwälzun-

gen und Widersprüche hatte keinen originelleren Typus aufzuweisen, als ihn. Bald Maulthiertreiber und bald Schleichhändler, bald Mönch und bald Soldat hatte er sich in allen Sätteln versucht und zuletzt ausschließlich dem Kriegerstande gewidmet, der seinem thatenlustigen und abenteuerlichen Sinne die weitesten Schranken eröffnete. Im Jahre 1808 hatte er mit den Aufrührern in den Straßen von Madrid gegen Murat's Truppen gefochten. Dann nahm er eine Zeitlang Partei für den König Joseph; dieß dauerte jedoch nicht lange. Im Jahre 1810 hauste er in den Schluchten der Sierra Morena an der Spitze einer Guerillabande. Zwei Jahre später, nachdem er der Constitution zu Cadix den Eid der Treue geschworen, sah man ihn als Obrist der spanischen Linientruppen und Abgeordneten der Cortes in dem Hauptquartiere Wellingtons. Die royalistische Reaction zählte ihn im Jahre 1814 unter ihre Anhänger, was ihn jedoch sechs Jahre später keineswegs verhinderte, Theil an der Revolution von 1820 zu nehmen, und so lange er nicht an ihrer Sache verzweifelte, in den Reihen der Liberalen zu kämpfen. Aber sobald er für diese alles verloren sah, beeilte er sich, die Thore einer kleinen Festung in Estramadura zu öffnen, deren Vertheidigung ihm von der Glaubensarmee anvertraut war. Als diese Abtrünnigkeit später an den Tag kam, wurde Regato zu Madrid eingekerkert und ohne die Vermittelung eines Jugendfreundes, des damals vielvermögenden Pater Cyrilla, wäre er dem Strick wohl nicht entgangen.

Dieses war oder schien wenigstens die letzte Metamorphose dieses politischen Proteus; er gab sich fortan den Anschein, allen Welthändeln zu entsagen und nur als Philosoph zu leben. Es gelang ihm, sich durch die heitern Grundsätze seines Epikuräismus bei der großen Welt beliebt zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Eine Episode aus dem kaukasischen Kriege.

**Erzählt von einem „russischen Officiere" in der Revue indépendante.**

---

Der Kampf Rußlands gegen die unter dem Namen der Tscherkessen oder Circassier bekannten Bergvölker des Kaukasus ist vielleicht weniger ein Angriffs- als ein Vertheidigungskrieg, um die Grenzen des russischen Reichs vor den Einfällen jener zahlreichen Horden zu bewahren, welche im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert sich den Nationen des nördlichen Europa's so furchtbar gemacht haben. Seit ungefähr einem halben Jahrhundert bildet das rechte Ufer des Flusses Kuban die Nordwestgränze der kaukasischen Stämme gegen Rußland. Von den Ufern dieses Flusses erstrecken sich am Fuße der niederen Gebirgsabhänge weite Prairieen und Wälder, die gleichsam als neutrale Landestheile betrachtet werden. Längs der russischen Gränze hat die Regierung befestigte Dörfer anlegen lassen, welche von Kosaken bewohnt und etwa fünf bis sechs Stunden von einander getrennt sind. Kleine, ebenfalls befestigte Posten liegen zwischen diesen Dörfern, und zwischen diesen Posten stellt man während des Tages starke Soldatenpiquets auf, die sich beim Einbruch der Nacht in die Forts zurückziehen.

Die zur Vertheidigung dieses Theils der Grenze bestimmte Armee wird auf 128,000 Mann geschätzt. Die gegen einen wenig zahlreichen Feind in Anwendung gebrachten Vorsichtsmaßregeln beweisen hinlänglich, für wie wichtig die russische Regierung die Beschützung ihres Gebiets gegen dessen furchtbare und verheerende Angriffe hält — Vorsichtsmaßregeln, wodurch die Bergvölker keineswegs verhindert werden, oft über den Kuban zu gehen, Heerden fortzutreiben und Gefangene zu machen, wobei sie mit einer Kühnheit und Schnelligkeit zu Werke gehen, die wahrhaft in Erstaunen setzen muß.

Fast immer führen die Tscherkessen ihre Einfälle während der Nacht aus, wenn die Soldaten sich in die Kastelle zurückgezogen haben und der Ruhe pflegen, weil dann eine Verfolgung nicht leicht zu befürchten ist. Aber die Kosaken haben ein fast nie täuschendes Merkmal, um die Annäherung der Feinde und ihr Vordringen bis in die benachbarten Wälder zu erkennen. Diese nämlich, so wie die großen Gebüsche in der Umgegend, werden von einer Menge Wölfe bewohnt, deren schreckliches Geheul sich die ganze Nacht hindurch hören läßt. Sobald nun diese Thiere ihr Geheul einstellen und eine plötzliche tiefe Stille auf die wilden Töne folgt, kann man sicher seyn, daß die Bergvölker in die Ebene herabgestiegen sind und die Wälder und Prairieen durchstreifen. Sie pflegen den Fluß zu Pferde zu überschreiten und dringen dann tiefer in das russische Gebiet ein, um die im Schlafe liegende Bevölkerung zu überraschen. Die russischen Soldaten betrachten den Versuch, den Uebergang jener zu verhindern, sie auf dem anderen Ufer anzugreifen und ihnen den Rückzug in die Berge abzuschneiden, als eine Unmöglichkeit. Denn man kann ihren Spuren nur mit großer Schwierigkeit folgen, und ihre Kunst und Schlauheit, sie zu verwischen, erinnern an die, welche die Nordamerikaner lange Zeit in ihren Kämpfen mit den Engländern angewandt haben. So lange sie am Ufer marschiren, ist es leicht, ihre Schritte im Sande zu erkennen; wenn sie aber die Prairieen oder Sümpfe durchwandern, verwischen sie ihre Spuren bis zur Unkenntlichkeit, da die niedergetretenen Gräser sich nach kurzer Zeit wieder aufrichten.

Die Russen stellen zuweilen Schlauheit der Schlauheit gegenüber. So legen sie z. B. an den Orten, wo die Bergvölker ihrer Vermuthung nach am häufigsten übersetzen, kleine Steine auf die Gräser, durch deren Gewicht die Halme der letzteren herabgebogen werden; wenn dessenungeachtet sich die Halme aufgerichtet haben, so war das ein sicheres Zeichen, daß die Bergvölker ihren Weg über diese Stelle genommen hatten. In diesem Falle setzen sich die Russen sogleich zu Pferde, um ihnen den Rückzug in die Berge abzuschneiden, und tragen auch gewöhnlich den Sieg über sie davon, weil die letzteren durch ihre Beute und die Ermüdung ihrer Pferde sehr am Kampfe gehindert werden. Dergleichen Zusammentreffen haben gewöhnlich furchtbare Kämpfe zur Folge. Während der eine Theil der Truppen sich in das furchtbare Gefecht stürzt, beeilt sich der andere, die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen, und daher gelingt es selten, ihnen die Frucht ihrer Räubereien wieder abzujagen. Und diese Einfälle sind so häufig, daß die Russen sich zuweilen gezwungen sehen, eine Expedition ins Innere der Berge zu unternehmen, um die Völkerschaften für ihre Eingriffe in das Eigenthumsrecht ihrer Nachbarn zu bestrafen und die Ehre der russischen Soldaten zu rächen.

Bei Gelegenheit eines dieser nächtlichen Einfälle auf das russische Gebiet, wo die Bergvölker zahlreiche Heerden geraubt hatten, beschloß der General Saß, Kommandant einer Abtheilung jener kleinen Forts, die wir oben erwähnt haben, einen Streifzug gegen den Stamm der Abassescheffen, der zu den gefürchtetsten und mächtigsten des Gebirges gehörte. Das von diesem Stamme bewohnte Land, die Fußsteige und Bergab-

hänge, welche zu den Dörfern führten, waren dem General wenig bekannt; aber hier, wie überall, trifft man Menschen, die sich geneigt finden, ihr Vaterland für Geld zu verrathen. Mehrere Tscherkessen boten sich ihm als Führer an.

Der General ließ einen dieser Männer kommen, zeigte ihm eine mit Geld gefüllte Börse und versprach, sie ihm zu geben, wenn er die übernommene Verpflichtung gewissenhaft erfüllen würde. Darauf gab er ihm eine starke silberne Uhr mit dem Auftrage, allein nach dem Hauptlagerplatze der Abassescheffen sich zu begeben, und zwar ganz in der Weise, als habe er ein Truppencorps hinter sich, also überall, wo die Truppen der Ueberschreitung von Flüssen oder anderer Hindernisse wegen aufgehalten werden würden, ebenfalls die für die Ueberwindung derselben nöthige Zeit anzuhalten, dann aber, sobald er das Ziel seiner Reise erreicht hätte, sofort zurückzukehren, nachdem er sich genau gemerkt hätte, wie oft in der Zeit seines Hinganges der Zeiger der Uhr sich um den Mittelpunkt des Zifferblattes herumgedreht hätte. Denn der General wollte wissen, wie viel Zeit ein kleines Heer bis zur Erreichung des Dorfes brauchte, wenn es sich einige Zeit vor Sonnenuntergang auf den Marsch begebe.

Wir waren damals in der Mitte des Octobers 1844, einer Jahreszeit, wo dichte Nebel sich auf den Bergen lagerten und uns ihren Anblick oft ganz raubten. Aber der General glaubte gerade von diesen Nebeln Vortheil zu ziehen, um leichter in die Berge einzudringen und seine Gegenwart am Tage besser zu verbergen.

Bei der Rückkehr des Führers fand der General, daß die Entfernung bis zu dem Hauptdorfe der Abassescheffen zu groß sey, als daß sie in einer einzigen Nacht zurückgelegt werden könne. Dennoch befahl er noch an demselben Abend den Truppen, sich bereit zu halten, denn er hatte einen nächtlichen Eilmarsch beschlossen, um bis Anbruch des Tages eine bedeckte Schlucht zu erreichen, die der Führer als ein vorzügliches Bivouak geschildert hatte. Dort wollte er den Tag über in tiefer Stille bis zum Abend verweilen. In dieser Stellung ist keinem Soldaten gestattet, Feuer zu machen, oder zu rauchen, oder zu singen, oder auch nur ein Wort zu sprechen; denn das geringste Geräusch würde unfehlbar die Aufmerksamkeit der Bergbewohner auf sich ziehen und das ganze Heer in die größte Gefahr bringen. Deßhalb wird jedes in der Armee gebrauchte Pferd, sofern es die Gewohnheit zu wiehern hat, sofort von den Kosaken getödtet, als unbrauchbar zum Gränzdienst.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Schöne Literatur.

**Iris, deutscher Almanach für 1848. Hrsg. von Johann Grafen Mailath. Neue Folge, 2. Jahrgang mit 6 Stahlstichen. Pesth, Heckenast.**

Der vorliegende Jahrgang der Iris bietet Adalbert Stifters zahlreichen Verehrern eine sehr schätzenswerthe Gabe: des Dichters feines Conterfei. Dieser Gabe schließt sich eine zweite und dritte an: ein schönes, gewiß von Vielen mitempfundenes Gedicht an Stifter von Betty Paoli und „Prokopus", eine Erzählung von der Hand des gefeierten Dichters. Letztere würde auch ohne den Namen ihres Erzählers diesen leicht errathen lassen. Der geheimnißvolle Reiz des tiefen Waldes, das leise und doch tiefe Weben guter und böser Geister in engen Menschenkreisen, die große Einfachheit der Erfindung und die größte Innerlichkeit der Empfindung, alles dieß, was wir an Stifter kennen und selbst tadelnd noch lieben, findet sich in dieser Erzählung wieder. Wer ihn noch nicht kennt, wird bei den schönen und sehr detaillirten Schilderungen der Oertlichkeiten und der einzelnen Menschengestalten neugierig erwarten, was denn nun geschehen wird — aber meist vergeblich! Doch auch Stifters Vertraute müssen ihn hier, wie öfters, verklagen, daß er mit einem unaufgelösten Septimenakkorde schließt. Zwei liebende und bis zum Tode treue Gatten gehn an ihrer im Stillen tödlich heranwachsenden Wesensverschiedenheit zu Grunde, und der Trauer um ihr Schicksal wird kein Ersatz. Oder sollte der Dichter absichtlich zwei schöne und junge Gestalten — einen Sohn jenes gräflichen Paares und die Enkelinn des kernhaften Fichtenwirthes — nennen und in ihrer Schönheit preisen, ohne auch nur zu sagen, warum, und ohne eine Andeutung ihres ferneren Geschickes zu geben? Absichtlich, meinen wir, um die Phantasie des Lesers an diese beiden Gestalten eine heitere Befriedigung anknüpfen zu lassen? Ganz vortrefflich ist Gräfin Gertraud, die eine Hälfte jenes Ehepaars geschildert. Die Aufgabe einer Familie: von Gliede zu Gliede ihre Selbstbekenntnisse in einem Archive niederzulegen und den Nachfolgenden zur Spiegelung zu übergeben, fanden wir bereits in einer Studie Stifters. — Auch noch einer der bedeutendsten Dichter Oesterreichs und Deutschlands, F. Grillparzer hat eine Erzählung „der arme Spielmann" geliefert und darin das warm und stark unter rauher Hülle schlagende Herz eines Mädchens aus dem niedren Volke so gut geschildert, daß wir die Treue dieses Herzens für einen fast blödsinnigen Menschen nicht ganz begreifen können. W. Tesche gibt in seiner spannenden und von der dem Dichter sonst vorgeworfenen Ueberladung ziemlich freien Erzählung „der Marquis von Jamaika" sehr interessante Landschaftsbilder aus der noch so wenig beschriebenen Insel Sardinien. — Die letzte Erzählung „die Auswanderung nach Texas" von Julie v. Großmann scheint in sehr müßiger Stunde geschrieben. — Den Freunden ernsterer und belehrender Unterhaltung gibt der Herausgeber Graf Mailath wiederum eine Skizze aus der sturmbewegten Geschichte seines Vaterlandes „Zapolyas Königswahl und Krönung", die wir mit großem Interesse lasen. Die Stahlstiche des auch dießmal wieder prachtvoll ausgestatteten Almanachs gehören zu den Gedichten, die sich guirlandenartig zwischen den prosaischen Theilen des Buches durchschlingen.

**Verworfene Schauspiele. Hrsg. von Ludwig Foglar. Pesth, Heckenast. 1847.**

Der erste Band einer Sammlung deutscher und vorzugsweise österreichischer Originalien, welche entweder völlig von der Bühne zurückgewiesen wurden, oder doch nur „an einer oder der andern Bühne sich mühsam Bahn brachen." Das Publikum soll über ihre Zurücksetzung gegen in Deutschland herrschende „plan- und sittenlose Machwerke französischer Fabriksarbeiter" urtheilen. Den Bühnen gegenüber gelten sie als Manuscripte. Vorliegender Band enthält zwei Trauerspiele und zwei Lustspiele. Letztere leiden an der landüblichen Chargenkrankheit und können deßhalb nur sehr flüchtig und oberflächlich ergötzen. „Löwe und Rose", Trauerspiel von H. v. Levitschnigg, behandelt den unseligen Streit der Abencerragen und der Zegris in Granada. Störend mischen sich öfters mit fein verschlungener Zeichnung und Spuren calderonischer Studien, triviale Ausdrücke und Witze deutscher Localfarbe. Obschon im Allgemeinen Dialog und Handlung den Vorzug der Raschheit besitzen, erscheinen die Monologe des

Zegriführers Omar (des Intriguanten im Stücke) undramatisch, indem sie nach Art der chinesischen Monologe das Gewebe der einzelnen Aufzüge inhaltartig vorauszeichnen. „Walter von Kastelen", Trauerspiel von Adolf Foglar, würden wir auch dann für das vorzüglichste Stück der Sammlung erklären, wenn es nicht für den Deutschen den Vorzug des vaterländischen Stoffes hätte. Der Held oder vielmehr die zwischen Kraft und egoistischer Schwäche stets schwankende Hauptperson ist einer der gegen Kaiser Albrecht des Ersten Leben Verschworenen. Einzelne sprachliche Eigenheiten abgerechnet, ist der Eindruck der Handlung und der Redeweise ein durchaus würdiger und harmonischer. Eine Skizze des Inhaltes erlaubt der Raum dieser Blätter nicht. Möglich, daß österreichische Censurrücksichten der Aufführung ein Hinderniß in den Weg stellten, das sie anderswo nicht finden würde. Dr. Lorenz Diefenbach.

## Tabletten

*** Um die polnische Nationalität, unter welch' immer für einer Verfassungsform, in Zukunft zu wahren, ist von den Polen beschlossen worden, daß die altpolnische Kleidertracht bei beiderlei Geschlecht wieder angenommen werden soll. Die polnische weiße Czapka, woran eine demantne Agraffe und der Reiherbusch, ein Zeichen des höchsten polnischen Adels, der seidendamastne Schupan (Leibrock) und darüber der Kontusch (Oberkleid mit offenen Aermeln), der goldene Pojas (Leibbinde), unter welchem an einem Kettchen die Karabela (krummer Säbel ohne Bügel) herabhängt, weite rothe Beinkleider in kurzen gelben bespornten Stiefeln bilden ein sehr zierliches Kostüm, das dem ungarischen in nichts nachsteht. Gleichwie der ungarische, hat auch der polnische Edelmann, er sey noch so arm, das Recht, dieser Nationaltracht die Karabela beizugesellen.

*** Das in der letzten Sonntagsnummer des Conversationsblattes aufgegebene alte Nürnberger Räthsel ist in folgender Weise gelöst worden: Zwei Brüder, die Wittwer sind und erwachsene Töchter aus erster Ehe haben, heirathen gegenseitig ihre Nichten; bekommen diese Frauen Kinder, so kann jede derselben sagen: Unsre Männer sind Brüder, diese Kinder sind unsre Kinder und sind auch unsre Kindeskinder. Alles in rechter Heirath.

*** Der Vesuv hat plötzlich wieder Leben bekommen. Vom 13. Nov. bis heute flossen in südwestlicher Richtung ungefähr 10 größere und kleinere Lavaströme in der Richtung von Ottajano, Bosco reale und Torre Greco herab, von denen man jedoch in Neapel nicht viel wahrnimmt. Die starken Abfälle des Berges an dieser Seite beschleunigten den Lauf der Lava so sehr, daß in der Richtung von Bosco reale die bebaumten Flächen nur noch eine Viertelstunde vom Feuer entfernt sind. Oberhalb dieses Orts hat sich ein neuer kleiner Krater von 18 Palmen Höhe gebildet, aus welchem Steine, Asche und Feuergarben mit großem Geräusch und Gestank emporgeschleudert werden. Dieß aus dem schriftlichen Bericht des besten und gebildetsten Vesuvführers, des Vincenzo Cozzolino zu Resina.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Vernunft wird Unsinn . . . . sagt der Dichter. Frau Birch-Pfeiffer hat eine Novelle von Berthold Auerbach dramatisirt und das nagelneue Stück ist in diesen Tagen unter dem Titel „Stadt und Dorf" in Berlin zur Aufführung gekommen. Einige Personen in dem Drama sprechen im schwäbischen Dialekt und dieß erschien dem Berichterstatter eines Berliner Blattes so neu und so nachahmungswerth, daß er sich darüber folgendermaßen ausläßt. Man solle fortan Dramen im Dialekt schreiben, „denn", heißt es weiter, „ein Lebensreiz würde diese Benutzung der Dialekte seyn, schon ihre Redeweisen sind dramatisch, weil sie aus dem Leben stammen und oft noch an dem einzelnen aus seinem Zusammenhang gerissenen Wort die ganze Situation seines Ursprungs wie das Erdreich an der Wurzel hängt. Dadurch arbeiten sie (wer?) dem Dichter unglaublich in die Hände, während das Hochdeutsche, als die Sprache der ausgeglichenen Stände die Tradition seiner Entstehung nur noch in seltenen Fällen an sich trägt, weniger typisch ist, dafür aber auch der spontanen Geistesarbeit sich williger fügt." — Wenn unsere Leser dieses tiefsinnige Hochdeutsch nicht verstehen, können wir ihnen nicht helfen, denn wir verstehen's auch nicht. Viel deutlicher ist ein Wort, welches die „Deutsche Allgemeine Zeitung" über das neue Birch-Pfeiffer'sche Stück fallen läßt: es ist dieß eine Anklage voll Entrüstung, daß sich die Berliner Dramenschreiberin in „Stadt und Dorf" an Berthold Auerbach's literarischem Eigenthum vergangen habe.

Das neue Buch der Bettina „Ilius, Pamphilius und die Ambrosia" ist nur aus dem Grund von der Polizei in Beschlag genommen worden, weil die neckische Verfasserin es abermals in dem „Arnim'schen Verlag" hat erscheinen lassen und auf diese Weise, da der genannte Verlag gar nicht existirt, mit den Polizeigesetzen in Widerspruch gerieth.

Nikolaus Negrelli in Wien, der vormalige Präfect der orientalischen Akademie, hat Uhland's Gedichte in's Italienische übersetzt und dieselben mit einer Biographie des deutschen Volksdichters begleitet. Uebersetzungen einzelner Gedichte von Lenau, Karoline Pichler, Chamisso, Frankl, Ladislaus Pyrker sind der Sammlung angeschlossen.

Se. Majestät der König von Preußen hat dem Schwager des hingeschiedenen Mendelssohn-Bartholdy, dem hiesigen Hofmaler Professor Hensel, den Auftrag gegeben, für die Gallerie hervorragender Männer in Kunst und Wissenschaft das Bildniß des unvergeßlichen Tonsetzers auszuführen.— Die vom preußischen Staate angekauften berühmten Raphael'schen Tapeten (arazzi) prangen nun seit dem Namensfeste der Königin zur Freude aller Kunstfreunde in dem hiesigen Museum.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 4. December (Neu einstudirt): Alessandro Stradella, Oper in 3 Abtheilungen von Friedrich. Musik von Flotow.

Sonntag, den 5. December. Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Abtheilungen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 335.** Sonntag, den 5. December **1847.**


## El Rojo.

Eine Geschichte aus Spanien von ***.

(Fortsetzung.)

Eines Abends, als er aus einer Gesellschaft von dem ersten Minister Ferdinands zurückkehrte, hörte er heftigen Lärm und Waffengeklirr in einer Straße; ein Mann vertheidigte sich gegen vier Meuchelmörder und dieß war unser El Rojo. Regato, der als einzelner Mann dem Angefallenen wohl nicht kräftig genug hätte beistehen können, kam auf den Einfall, laut zu commandiren, als habe er eine ganze Gardecompagnie hinter sich, er befahl mit erhobener Stimme, die Bajonette zu fällen, und vorwärts zu dringen. Die Strolche warteten den Ausgang nicht ab, sondern entflohen.

Trotz der Verschiedenheit der Charaktere mußte dieser Vorfall ein noch engeres Freundschaftsbündniß zwischen dem Studenten und Don Regato knüpfen. Don Regato nahm mehrmals eine Metamorphose mit sich vor, jedoch einzig und allein zu dem Vortheile seines Günstlings.

„Wird dieß wenigstens Eure letzte Verwandlung seyn?“ fragte ihn El Rojo scherzend.

„Ja,“ antwortete der Alte, „und wenn ich auch nochmals wie Janus ein Doppelgesicht annehmen werde, eins für Euch und ein anderes für die Welt, so werdet Ihr nur das gute und wahre zu schauen bekommen. Eure Herzensreinheit entzückt mich, in einer Zeit, wo die Menschen in der That eher Affen oder Katzen ähnlich sind, als Wesen, die nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen. Für Euch werde ich nie eine Larve vornehmen.“

Dieß war die Art, wie man unseren Studenten mit Leib und Seele an sich fesseln konnte. Bis jetzt hatte El Rojo keine andere Liebe gehabt als Spanien, sein Vaterland, dem er mit der vollen Begeisterung eines frischen jugendlichen Herzens ergeben war. Seine Augen füllten sich mit Thränen, wenn Don Regato die entschwundene Größe seiner Nation mit ihrem gegenwärtigen Verfalle verglich. Die Erzählung von der barbarischen Hinrichtung Riego's, Torrijo's und so vieler anderen Freiheitsmärtyrer empörten den Jüngling im Innersten; seine Wangen glühten von einer höhern Röthe, seine Augen sprühten zornfunkelnd und das Herz wollte ihm fast zerspringen. Auch er fühlte sich bereit für die gute Sache unter dem Henkerbeile zu verbluten.

„Beruhigt Euch, junger Mann, beruhigt Euch, sagte ihm dann Regato. Es würde der guten Sache mehr schaden als nützen, wenn man sich zur unrechten Zeit für sie opferte. Nur Geduld, mein Lieber! Sind die Thüren und Fenster gut verschlossen und seyd Ihr sicher, daß uns Niemand hören kann? Was mich betrifft, so betrachte ich jede Maus mit Argwohn, denn da Ihr doch an eine Seelenwanderung glaubt, so frage ich Euch, wer dafür steht, daß uns nicht irgend ein Spion und Verräther in dieser Gestalt belauscht? Doch einerlei!“ fügte der Abenteurer lachend hinzu, „sollten uns auch die Mäuse ausspioniren, so laßt uns immerhin leise die Hymne der Constitution oder die Tragala anstimmen, diese wilde spanische Marseillaise, welche noch viel Blut wird fließen machen.“ Und der alte Regato trommelte bei diesen Worten den Takt auf seinem Knie; sein Einauge leuchtete wie das einer Katze im Dunkeln, während seine tiefe Baßstimme den schönen vollen Tenor El Rojos begleitete.

Zuweilen nahm ihr Gespräch auch eine minder ernste Wendung. Don Regato war ein alter Liebesritter und die Unempfindlichkeit seines jungen Freundes für das schöne Geschlecht war ihm ein Räthsel.

— „Ist es möglich,“ bemerkte er eines Tages, „daß Ihr in Euerm Alter noch nie geliebt habt? Bei Eurer schönen kräftigen Natur ist mir das unbegreiflich und die Rolle eines Narciß scheint mir unter Eurer Würde. Ach! in Euren Jahren war ich in der Liebe schon blasirt und die Politik ist nur nach ihr an die Reihe gekommen, aber sie hat mich niemals unempfindlich gegen die Strahlen zweier schönen Augen gemacht und trotz meines Alters....“

„Meint Ihr, daß ich von Holz oder Stein sey?“ entgegnete der Student. „Ich glaube wohl, daß es Engel in Weibergestalt gibt, bezaubernde Wesen, die eine himmlische Glorie umstrahlt, allein ich will es nur gestehen; ich gleiche in etwa jenem maurischen Prinzen, der die gewöhnlichen Nahrungsmittel verschmähend, nur von Gold leben wollte.“

„Ich begreife, ihr verschmäht gewöhnliche Liebeleien und könnt das Ziel Eurer Wünsche nicht erreichen.“

„Was kann ich dafür? Es liegt nun einmal in mir, stets nach hohen Zielen zu ringen.“

„Wenn Ihr die Gunst hoher Damen erlangen wollt, so müßt Ihr nur kühn seyn. Das Glück liebt die Verwegenen und Ihr wißt, die großen Damen sind wie das Glück. Kommt, habt keinen Rückhalt vor mir und gesteht Alles.“

„Ach ich habe Euch nichts anderes zu gestehen, als daß ich heute der stolzesten Schönheit Castiliens begegnet bin.“

„Und Ihr nennt sie?“

„Ich kenne ihren Namen nicht, aber das weiß ich, es war eine unbeschreiblich schöne und hoheitsvolle Erscheinung. Sie trug ein Kleid von rosenfarbigem Atlas und ihre blendend weißen Schultern, von schwarzer Lockenfülle umfluthet, waren halb von einer Spitzenmantilla verhüllt; ihre Augen strahlten so sanft....“

„Und haben in Eurem Herzen gezündet? Nicht so, mein junger Freund?"

„Fehlt nicht viel. Während ich unbeweglich und ganz versunken in das Anschauen dieser Reize, stehen blieb, wäre ich beinahe von ihrem Wagen überfahren worden. Aber vielleicht kennt Ihr die schöne Unbekannte. Es dünkt mir unmöglich, daß sie Euch fremd geblieben. Ihre Kalesche wurde von vier prächtigen, reich gezäumten Rappen gezogen."

(Fortsetzung folgt.)

## Eine Episode aus dem kaukasischen Kriege.

Erzählt von einem „russischen Officiere" in der Revue Indépendante.

(Fortsetzung.)

Ich bat den General Saß um die Gunst, an der Expedition Theil zu nehmen. Er gewährte meine Bitte, indem er mich seinem Stabe als Adjutant attachirte. Unmittelbar nach Sonnenuntergang wurde der Befehl gegeben, sich in Bewegung zu setzen. Wir marschirten in der größten Schnelligkeit und mit dem möglichst geringen Geräusch gegen die Berge. Einige Tscherkessen, die mit uns befreundet und verbunden waren, bildeten unsere Avantgarde. Dann folgte der General Saß, auf einem Schimmel reitend und gefolgt von einem Kosaken, der seine Pfeife, seinen Säbel und sein Jagdgewehr trug. Er hatte die Gewohnheit, ohne Waffen zu reiten. Nach ihm kamen die Officiere des Stabes, dann ein halbes Regiment Kosaken von 1200 Mann und ein Bataillon von 1000 Mann mit einer Gebirgsbatterie von 4 Kanonen nebst ihrem Train. Die Schnelligkeit, mit der unser Vortrab in die Berge eindrang, und die geringe Breite der Fußsteige und Hohlwege gaben unseren Kolonnen eine Länge, welche mit ihrer Stärke in keinem Verhältniß stand. Der General schien sich indeß darum nicht zu kümmern. Unter solchen Umständen macht er sich so wenig Sorge über die Terrainschwierigkeiten und natürlichen Hindernisse, daß er, wie er mir selbst versicherte, seinen Weg mit der Avantgarde ganz allein bis zu Ende verfolgt hätte. Nachdem wir diese erste Nacht und den folgenden Tag am Fuße der ersten Gebirgskette, ohne entdeckt zu werden, zugebracht hatten, setzten wir uns bei sinkender Nacht wieder in Marsch, bis wir nach einigen Stunden an den Fuß eines ungeheuren, schroff aufsteigenden Felsens anlangten, an dessen Basis man mit großer Mühe einen dermaßen engen Fußpfad ausgehauen hatte, daß wir nur einzeln hinter einander ihn betreten konnten. Kaum hatten wir einige Schritte auf diesem gefahrvollen Wege gethan, als wir einen neuen Felsen von nicht minderer Größe, als den ersten, erblickten, dessen Gipfel sich über uns fortstreckte und an dessen Basis sich ebenfalls ein Fußweg befand, der fast noch schmaler war, als jener erste. Die Kanonen mußten abgenommen und die einzelnen Theile der Laffette den Artilleristen aufgeladen werden. Die Stücke selbst wurden in eine Hängematte an Stricken befestigt und von zwölf Menschen, welche hinter einander gehen mußten, getragen.

Man kann sich keine Vorstellung von allen den Vorsichtsmaßregeln machen, die beobachtet werden mußten, weil das geringste Geräusch, vom Echo bis in die entferntesten Thäler fortgetragen, unsere Gegenwart an diesem gefahrvollen Ort verrathen und der geringste Fehltritt eines der Träger die übrigen mit ihrer Last in unabsehbare Abgründe geschleudert hätte. Wären wir entdeckt worden, so wäre ein Rückzug unmöglich gewesen; wir wären sämmtlich durch die vom Feinde herabgerollten Felsstücke und die Kugeln seiner Büchsen gefallen bis auf den letzten Mann. In diesem Augenblicke fühlte Jeder die ganze Ausdehnung der Gefahr und das tiefste Schweigen herrschte daher rings um uns. Unsere Pferde selbst schienen ihren Hufschlag weniger hörbar zu machen, als ahnten sie die Gefahr, in der wir uns befanden. Indessen wurde unser Marsch durch keinen Unfall unterbrochen, und bald hatten alle Truppen und das ganze Gepäck diesen unheilvollen Pfad hinter sich.

Es war noch tiefe Nacht, als wir in einer so geringen Entfernung bei einem Dorfe vorbeikamen, daß wir das Krähen der Hähne und das Gebell der Hunde hören konnten. Glücklicherweise hatten die Bewohner desselben keine Ahnung von unserer Nähe. Indessen hielt der General es der Klugheit gemäß, zwei von unseren cirkassischen Freunden als Beobachtungsposten zurückzulassen. Plötzlich erhob einer der Führer die Hand. Dies Signal lief schnell wie ein Blitz durch die ganze Linie und wurde so gut verstanden, daß das ganze Heer plötzlich wie durch einen Zauberschlag gebannt unbeweglich stand. Einen Augenblick später stiegen die Reiter von ihren Pferden. Niemand, der nicht Zeuge dieser sonderbaren Scene gewesen ist, kann sich einen Begriff von der außerordentlichen Genauigkeit machen, womit jede Bewegung ausgeführt wurde. Rings um uns lag die Natur in ein tiefes Schweigen versenkt. Der reine Himmel, von unzähligen Sternen besäet, die ruhige, ein wenig frische Luft, von den Blumen duftender Prairieen, welche im Grunde der Thäler lagen, geschwängert, erweckte in mir Empfindungen von einer Erhabenheit und Tiefe, deren Erinnerung mich nie verlassen wird. Der General näherte sich mir. Während er mich mit der einen Hand zum Niedersitzen auf der Erde einlud, wies er mit der anderen nach Osten, wo eine unbestimmte Helligkeit die Nähe des Morgens verkündete. Der leichtgeröthete Punkt am östlichen Horizont kontrastirte in eigenthümlicher Weise mit der tiefen Dunkelheit, in der die Seiten der Schlucht begraben waren, wo wir uns so unerwartet aufgehalten sahen. Ich bemerkte in einer Entfernung von ungefähr zweihundert Schritten, in der mir vom General angedeuteten Richtung, zwei Abasseschessen, deren Umrisse sich scharf wie zwei gigantische Felstrümmer auf der erhellten Stelle des Horizontes abzeichneten, und die sich von Zeit zu Zeit gegen den Abgrund niederbeugten, als wollten sie sich von dem Grunde des Geräusches unterrichten, das die Luft zu ihnen emporgetragen. Deutlich hörte man die an einen Dritten, der ein wenig zurückstand, gerichteten Worte dieser beiden Männer. Man muß lange Zeit an dem Kriege in den Gebirgen Theil genommen haben, um in einer solchen Entfernung und in so dunkler Nacht etwas der Art zu bemerken. Die Augen der Kosaken und Tscherkessen aber sind gewohnt, die Dunkelheit zu durchdringen und Gegenstände der kleinsten Art in weitester Entfernung und zu jeder Tageszeit wahrzunehmen. So bin ich auch überzeugt, daß meine ganze Umgebung in dem Augenblicke, wo der Befehl stillzustehen gegeben wurde, die Ursache davon erkannt hatte. Nach dem Gespräche der beiden Abasseschessen war es augenscheinlich, daß sie das Geräusch gehört hatten und nur über den Grund desselben zweifelhaft waren. Der Eine versicherte, es sey der Vortrab eines russischen Truppencorps, während der Andere der Meinung war, es rühre von wilden Thieren her, die das Gebüsch des Abgrundes durchbrochen hätten.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Dresdner Album.

Gleich dem Album pontificum der Römer, welches als Staatsarchiv diente, wird das eben ausgegebene „Dresdner Album" zur Unterstützung der Nothleidenden im sächsischen Erzgebirge, im Voigtlande und den Weberdörfen in der Oberlausitz, welches durch den Nothstand der jüngst vergangenen Monate hervorgerufen wurde, künftigen Tagen in vielfacher Weise Ueberlieferungen von den Zuständen einer Zeit bieten, während welcher unser Vaterland von allgemeinen Drangsalen heimgesucht wurde, gleichzeitig aber auch eine erkräftigende Erinnerung an den Gesinnungswerth unserer Zeitgenossen geben und den hohen Standpunkt, auf welchem unser geistiges Leben sich bewegte, der Zukunft bewahren. Als tausend Jammergestalten die trauervolle Gewißheit eines weitverbreiteten Nothstandes gaben und alle Kräfte in reiner Menschenliebe sich regten, mit unermüdetem Eifer und bewundernswerther Erfindungsgabe immer neue Mittel, die Drangsale zu mildern, gefunden wurden, konnte es nicht fehlen, daß auch die geistigen Elemente, welche in unsern Tagen ein so weites Gebiet umfassen, ihre Kräfte in lebenden Worten und durch lebendige That den Hülfe Spendenden aufschlossen. Auch der Gedanke, das Dresdner Album zu begründen, entstand durch den Hinblick auf die Alles beherrschende Noth. Wie schön es seinen Zweck erfüllt, beweist der Umstand, daß die erste Auflage von 1500 Exemplaren schnell vergriffen und alsbald eine zweite nöthig wurde. Die Beiträge füllen 35 Bogen. Wie viel Treffliches und Erwähltes das Album bietet, wird selbst der flüchtigste Blick in dasselbe zeigen. Das Buch ist auf das beste und sauberste ausgestattet; zu der wohlgelungenen Lithographie des Titelblattes lieferte Professor Ludwig Richter in seiner empfindungs- und poesiereichen Weise die Zeichnung, deren Mittelpunkt, eine Charitas, der Herausgeberin Veranlassung gab, ihr treffliches Zueignungsgedicht an Sachsens Königin beziehungsreich an das Bild zu knüpfen. Ein kurzes, gerundetes Vorwort gewährt einen wohlthuenden Blick in die Gesinnungen der Herausgeberin und zeigt, mit welcher Umsicht sie ihre schwierige Aufgabe zu lösen strebte. Als Motto für das Album wurde gewählt:

Die Liebe hemmet nichts; sie kennt nicht Thür noch Riegel,
Und dringt durch Alles sich;
Sie ist ohn' Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel
Und schlägt sie ewiglich. Asmus.

Die Sammlung des Albums von 160 Mitarbeitern und 251 Beiträgen des mannichfaltigsten Inhalts eröffnet der dritte Gesang von Dante's „Paradies" aus der noch ungedruckten Uebersetzung des Paradieses der Divina Commedia von dem mit der italienischen Poesie und Literatur tief vertrauten, geist- und kenntnißreichen Fürsten „Philalethes" unterzeichnet. Der trefflichen, mit erklärenden Anmerkungen begleiteten Uebersetzung folgen einige Scenen aus dem noch ungedruckten Schauspiele: „Mesru, König von Bactriana", von der Verfasserin von „Lüge und Wahrheit". J. H. von Wessenberg weist in einem Aufsatze „Das einzige unfehlbare Mittel gegen Noth und Elend der menschlichen Gesellschaft", mit erwärmenden Worten auf echte Religiosität, den ewig nährenden, unerschöpflichen Boden, als einzige Befreierin vom Nothstande hin.

B. Cotta gibt mit vieler Sachkenntniß einen interessanten Aufsatz über „Sachsens Boden und dessen Einfluß auf die Bevölkerung". Der dankbarsten Aufmerksamkeit würdig sind die Mittheilungen von L. Reichenbach „Das Oberirdische im Erzgebirge: Rückblick, Klagen, Hülfe, Rettung." In diesen vier Abschnitten des höchst beherzigenswerthen Aufsatzes gibt der gelehrte und kundige Naturforscher in einer edlen Sprache und poesiereichen Darstellung einen geschichtlichen Rückblick in den Theil unseres Vaterlandes, welcher nach und nach einem immer wachsenden Nothstand anheimfiel, und indem er auf den Ursprung des Verfalls hinweist, zeigt er zugleich die Mittel, verbesserte Zustände den armen Bergbewohnern zurückzuführen. Wie viele hervorragende Namen begegnen in größern oder gedrängten Mittheilungen uns in dem Buche! Wir finden ein Gebet, gesprochen am Erntedankfest in Dresden 1847 von Dr. Ch. Friedr. v. Ammon. Zwei Briefe von C. G. Carus an J. G. Regis werden vielfachen Anklang finden. Der in den dramatischen Elementen heimische und mit den Bühnenbedürfnissen vertraute Karl Gutzkow gibt einen umfassenden Aufsatz: „Ueber die bühnengerechte Darstellung von Shakespeare's Romeo und Julie," an H. Th. Rötscher in Berlin gerichtet. Interessant ist das Zeitbild: „Die Autographensammlungen" von K. Falkenstein. Ein Brief von G. Klemm „Die Frauen der Geschichte", ist zu voll von Wohlwollen, als daß die Ironie, welche der Inhalt eigentlich birgt, dieses überdecken könnte. Ein anmuthig geistreiches Idyll bietet G. v. Quandt in den „Nichtigkeiten". Höchst lieblich sind die beiden Parablen „Die aufblühende Blume und die Bohnenpflanzen", von Dr. Mises, denen sich das Märchen „Die Kaffeelöffel" von O. L. B. Wolff anschließt. In den „Zerstreute Blätter" von Tittmann begegnen wir den gereiften Anschauungen eines edlen geläuterten Geistes. Prof. Fortlage gibt eine tief durchdachte Abhandlung „Von der Sage einer Vertreibung der Menschen aus dem Paradiese bei den verschiedenen Völkern des Alterthums".

Unter den poetischen Beiträgen finden wir eine große Zahl der gefeiertsten Namen der Gegenwart und Vergangenheit, welche hier einzeln anzuführen der Raum nicht gestattet; unter der großen Zahl von vielen vorzüglichen Gedichten würde hervorzuheben seyn das in allen Beziehungen ausgezeichnete Gedicht: „Die Noth", aus dem noch ungedruckten Werke: „Der Weltpriester" von Leopold Schefer. Von heimgegangenen Dichtern sey erwähnt: das innige Lied „Abendsegen" von Novalis, und ein jedes Gemüth ansprechendes Gedicht aus Karl Förster's ungedrucktem literarischen Nachlaß: „Echter Ruhm". Wo es den Anruf gilt, Drangsale zu mildern, sehen wir Frauen immerdar zur That bereit, und so erfreut das Album sich vieler Beiträge von Frauen, deren Namen gekannt und ungekannt sind.

Freunde ausländischer Literatur und fremder Sprachen finden in dem Album einen reichen Schatz fast aller todten und lebenden Sprachen, denen jedoch immer eine Uebertragung in die deutsche Sprache beigegeben ist. Eine gelehrte und belehrende Abhandlung gibt Fr. Böttcher in „Althebräische Armenpflege". Eine anmuthreiche Mittheilung bietet Professor H. Brockhaus in der Uebertragung eines finnischen Märchens „Die drei Brüder". Ueberaus interessant ist „Ossin's Lied von der jagd, ein altes irländisches gedicht," übersetzt von Heinrich Leo. Gleich interessant ist das Fragment einer Uebersetzung des Guy von Walleis (Wigalois) von Wirnt von Gravenberch, von Wolf Graf Baudissin. Außer diesen erwähnten fremdsprachlichen Mittheilungen finden sich in dem Album ferner mit Beigabe des Urtextes übersetzt: Chinesisches von W. Schott; Sanskrit von Bopp und Höfer; Chaldäisches von Dr. Fränkel; Arabisches von Tholuck, Stickel und Schier; Türkisches von O. Fr. v. Reinsberg; Griechisches von Gottfried Herrmann und Johannes Franz; Lateinisches von R. A. Linke, H. Köchly, Edmund Kuhn und Fr. A.

Wolf; Italienisches von A. v Reumont; Französisches von Kaiser Joseph II.; Celtisches (Bretagne) von O. L. B. Wolf; Baskisches von Arnauld Oiseaunt, übersetzt von O. L. B. Wolf; Spanisches und Portugiesisches von Julius; Lettisches von Rosenberg und Weyrauch; Altdänisches übersetzt von C. C. Rosen; Schwedisches übersetzt von Atterbom, Ant. Dietrich, C. Eichel und E. v. Mühlenfels; Gälisches (Wales) und Hochschottisches von O. L. B. Wolf; Englisches von G. Regis.

Mögen diese flüchtigen Hinweisungen auf ein schätzenswürdiges Buch, welches, noch ehe es ins Leben trat, eine vertrauende Theilnahme fand, diese Theilnahme ferner fördern. Zum Schlusse sey erwähnt, daß nach Abzug der bedeutenden Druckkosten 1400 Thlr. zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen im Erzgebirge, dem Voigtland und den Weberdörfern in der Oberlausitz bereits abgesendet sind. In diesen Ergebnissen wird die würdige Herausgeberin, welche nach ihrer Heimath, Berlin, zurückgekehrt ist, ein lohnendes Gefühl für ihre ausharrenden Mühen finden. D. A. Z.

## Tabletten.

*** Al Dazio. Der Kampf in dem Kanton Tessin berührte auch die romantische Felsschlucht beim großen Zoll, gewöhnlich Dazio Grande genannt. A. W. v. Schlegel hat uns in einem Beitrag zum Jahrgang 1812 des Almanachs: „Alpenrosen" dahin geführt. Wir lesen dort S. 154: „Nicht leicht sah ich einen schöneren Wellenaufruhr, als den Durchbruch des Tessin durch den riesenhaften Platifer (Monte Piotino). Zuförderst, gleich beim Zollhause, führt ein großer Schwibbogen über den Fluß, dann links daran hin der schmale, hier und da unterwölbte Weg, unter überhangenden Felsen, durch die gewundene, tiefe Schlucht. In den ungezählten Jahrhunderten, seit durch Zerreißung des Platifer das obere Livinenthal aufgehört zu seyn, war, was ursprünglich, wie der Augenschein lehrt, ein See. Haben die strudelnd sich hindurchdrängenden Fluthen so wenig über die Klippen gewonnen, daß diese an vielen Stellen unten in spitzen Winkeln zusammenlaufen, und der Fluß gar kein Bett hat, wenn anders etwas so wenig der Ruhe bestimmtes diesen Namen verdient. Beim Austritt aus der Schlucht sieht man hinter sich zu beiden Seiten senkrechte, himmelhohe Felsen: zur Linken der Tessin kahl, zur Rechten mit vielfarbigen Moosen und den Ranken wuchernder Pflanzen bekleidet, mit Tannen starrend, von denen man kaum begreift, wo sie ihre Wurzeln anheften. Hinten thürmen sich noch die letzten waldigen Berge des obern Thals herüber. Bei aller Wildheit hat hier die Natur, ich weiß nicht, was für einen wollüstigen Reiz, der den nördlichen Abhängen des Gebirges fehlt. Man ist nun wieder auf einmal eine Stufe in die Gärten des Südens hinabgetreten. Gruppen von Kastanienbäumen beschatten kräftig das neu eröffnete Thal, und weiter unten gegen den langen See, wiewohl bis dahin noch öfter Rauhigkeit und Milde wechselt, gedeihen schon Feigen, Wein, Mandeln und andere Südfrüchte."

## Literatur- und Kunstnotizen.
(Frankfurt.)

Mit einem Erfolg, wie er seit der ersten Aufführung des „Freischütz" nicht glänzender erlebt worden, ist am 25. November Flotow's neue komische Oper „Martha" (Textbuch wie das des Stradella von W. Friedrich) auf dem Kärnthnerthortheater in Wien in Scene gegangen. So wenigstens wird übereinstimmend den „Berlinischen Nachrichten" und der „Allgem. Zeit." mitgetheilt. Dem „Augsburger Blatt" zufolge wäre der Componist am Abend der Aufführung „wohl an 10 bis 12 mal", nach dem Berliner Blatt aber „nicht weniger als 16 mal" gerufen worden. Wenn's ächter, ehrlich verdienter Weihrauch ist, welcher dem Componisten des „Stradella" hier wie dort gestreut wird, so dürfen wir uns gratuliren. Daß wir, wie behauptet wird, in Friedrich und Flotow „in nicht ferner Zeit" ein deutsches Dioskurenpaar gewinnen sollen, wie es die Franzosen in Scribe und Auber zu besitzen so glücklich sind, ist noch das Geringste. Von großem Belang dagegen erscheint und zu schönen Hoffnungen berechtigt, was die „Allgem. Zeit." von der neuen Oper berichtet. Ihr Wiener Correspondent sagt: In der That war es überraschend, hier einmal eine neue deutsche Oper zu hören, die von Anfang bis zu Ende ansprechende Melodien und abwechselnde heitere Rhythmen enthält und auch an origineller Erfindung keinen Mangel hat. Von einer deutschen Oper, wie sie den Alten unter uns einst gefiel, kann unter den jetzigen Verhältnissen, bei der allgemein verbreiteten Geschmacksrichtung, der Ausbildung der Kehlenfertigkeit und der Lust an dem „mindest unangenehmen Lärm" einmal keine Rede seyn; wir müssen erwarten, daß ein übermächtiger Genius das einmal ändert und die Einfachheit zurückführt, was aber jedenfalls nur langsam sich Anerkennung gewinnen wird. Inzwischen dürfen wir uns nicht verschweigen, daß die alte Form ihre höchste Ausbildung erlebte und nach den vollendeten Meisterwerken in ihr nicht wieder hervorgesucht werden soll. Auf der neuen Bahn, die eingeschlagen wurde, dürfen wir aber Flotow's „Martha" als ein deutsches Werk immerhin begrüßen. Sie ist durchaus von einer gemüthreichen Heiterkeit durchzogen, welche der tiefern Empfindung keinen Abbruch thut, die einigemal sich zu ächtem dramatischen Pathos steigert. Die Oper wird die Runde durch Deutschland machen und an vielen Orten besser dargestellt werden, allein die Besetzung wird insofern hie und da Schwierigkeiten bieten, als nicht leicht eine Altistin von der Kraft in Stimme, Gesang und Spiel angetroffen werden wird, wie sie für die Rolle der Nancy erforderlich ist.

### Physikalischer Verein.

Samstag, den 4. December. Ueber das Verhalten des Sauerstoffs, im Momente seiner Ausscheidung, zu verschiedenen Körpern. — Mittheilung fernerer Beobachtungen über das Ozon.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 4. December (Neu einstudirt): Alessandro Stradella, Oper in 3 Abtheilungen von Friedrich. Musik von Flotow.

Sonntag, den 5. December. Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Abtheilungen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 336.** Montag, den 6. December **1847.**


## El Rojo.

### Eine Geschichte aus Spanien von ***.

(Fortsetzung.)

„Laßt sehen. Die Kalesche war mit reichen Wappen geziert und das Wappenschild war von getriebenen Greifen getragen“, fragte Regato.

„Ihr kennt sie also?“

„Nein, aber ich erinnere mich, dieses Fuhrwerk oft in dem Prado gesehen zu haben und es ist allem Anscheine nach dasselbe, welchem Ihr heute begegnet seyd?“

„In dem Augenblick als das Rad dicht an mir vorüberstreifte,“ berichtete El Rojo weiter, „hat die Dame, wie ich glaube, einen mühsam verhaltenen Schrei ausgestoßen, doch ich bin dessen nicht ganz gewiß; auch schien es mir, als habe ihr Gesicht eine leichte Röthe überflogen; meine Unachtsamkeit mag schuld daran seyn, indem ich sie die zauberische Wirkung ihrer Reize beobachten ließ.“

„Und das ist Alles, mein junger Freund?“

„Wie? Ist das nicht schon allzuviel für eine erste Begegnung. Es schien mir auch, als ob die Dame im Augenblick, wo der Wagen in die Straße nach dem Prado einbog, sich nochmals nach mir umblicke.“

„Und was gedenkt Ihr nun zu thun,“ forschte Don Regato blinzelnd weiter.

„Nach Ciudad Real zu gehen, um über den Vorbereitungen zu meinem Examen die feenhafte Erscheinung zu vergessen.“

„Hm! Hm!“ entgegnete Regato mit halb boshafter, halb nachdenklicher Miene, „ich prophezeie Euch, daß Ihr nicht nach Ciudad Real gehen werdet.“

„Und wer wird mich daran verhindern?“

„Keine Seele. Aber Ihr werdet bleiben.“

„Das wäre doch höchst komisch.“

„Wie Ihr wollt. Wenn ich nicht irre, ist die Schöne, welche Ihr gesehen, freilich etwas aus Eurer Schußweite, allein ein verliebter Castilianer würde ja den Mond erklettern, wenn es seyn müßte. Ich nehme einmal an, Ihr erhieltet diesen Abend ein Brieschen von schöner Hand, das also anfinge: „wenn Ihr mich liebt und ein Mann seyd“ — Schon ist Euer Blut in Aufwallung. An Euerm Muthe zweifeln! Eine Legion Teufel würde Euch den Weg nicht versperren können. Nicht wahr, Ihr würdet zu dem Rendezvous gehen?“

„Ja, bei meinem Seelenheile! Hinfliegen würde ich.“

„Geduldet Euch darum. Der Tag ist noch nicht verstrichen und das Brieschen kann auch erst morgen eintreffen. Gute Nacht! ich werde wiederkommen, um mich nach der schönen Unbekannten zu erkundigen, denn Ihr werdet sie diese Nacht wenigstens im Traume sehen.“

Als Don Regato sich entfernt hatte, zündete unser Student eine Cigarre an und schlug auf's gerathewohl einen dickleibigen Folioband auf; allein sein Geist schweifte immer wieder von dem Buche ab. Die Zeilen verwirrten sich vor seinem Blicke und die großen schwarzen mit Arabesken verzierten Buchstaben nahmen unvermerkt die rosig schillernden Farben des Gewandes seiner schönen Unbekannten an. Zuletzt schloß El Rojo das Buch und die Augen, und versuchte, in seinem Sessel hingedehnt, behaglich einzuschlummern. Aber es dauerte lange, bis der mohnumkränzte Gott ihn mit seinen Armen umfing. Im Traume schwebte ihm beständig das Rosakleid vor, er fühlte den sanften Druck einer Frauenhand, seine Wangen umspielte der Hauch eines süßen Athems und ein Kuß durchrieselte seine Adern — da fuhr er, unglücklicherweise erwachend, von seinem Lager auf. Der Schatten war verschwunden, denn es war nur ein Schatten, obschon er noch leichte Tritte und das Rauschen eines seidenen Gewandes zu vernehmen glaubte.

Beim Anbruche des Tages erröthete der Student über seine Thorheit. Um der Versuchung kräftig zu widerstehen, gelobte er sich, bis zu seiner Abreise nach Ciudad Real das Zimmer nicht zu verlassen. Es ist schwer zu errathen, welches Mißgeschick unsern Freund, trotz dieses weisen Vorsatzes zu derselben Stunde, wie am vorhergehenden Abend, in die Calla Alcala führte. Dieses Mißgeschick war vielleicht ein Instinkt; denn in demselben Augenblick fuhr die Dame im Rosakleide in der nämlichen Equipage vorüber. Die Blicke der Schönen waren wehmüthig träumerisch und im Augenblicke, als sie sich El Rojo gegenüber befand, senkten sich ihre Augenlieder, sie stützte ihre Hand auf den Rand des Wagens und ließ wie aus Zerstreuung oder durch Zufall eine Mandelblüthe herausfallen. Sogleich stürzte der Student auf dieses Symbol zu und wollte mit seinem kostlichen Schatze davoneilen, als er in seiner freudevollen Verwirrung gegen einen Spaziergänger rannte, den er beinahe umgestoßen hätte. Es war Don Regato.

„Ihr habt sie so eben gesehen. Das war sie“, rief El Rojo, als er seinen Freund erkannte.

„Wer, mein Freund?“

„Die Dame, welche eben vorüberfuhr?“

„Ich habe nichts gesehen,“ versetzte Regato, „was sollte ich auch mit meinem einen Auge wahrnehmen können. Aber ich habe nach Euren gestrigen Mittheilungen die Schöne zu errathen gesucht. Seyd Ihr wirklich verliebt?“

„Ich fürchte es sehr.“

„Was bleibt mir da noch zu rathen. Ein furchtbarer Drache bewacht die duftige Rose, die Ihr Euch brechen wollt. Am klügsten wäre es immer, nach Ciudad Real

abzureisen. Doch nun ist es zu spät. Erwartet mich in Euerm Stübchen; ich werde Euch vielleicht nähere Auskunft geben."

Aber trotz dieses Versprechens verfloß der Tag, ohne daß El Rojo seinen alten Freund wieder zu sehen bekam. Eine quälende Ungewißheit überfiel ihn. Sollte er wirklich von der Dame geliebt seyn oder war er vielleicht der Gegenstand einer argen Mystification? Wenn die Dame nur eine geschickte Kokette wäre, die bei dem Rufe von Unempfindlichkeit, welchen ich mir in Madrid erworben, einen Triumph ihrer Eitelkeit feiern wollte und mich unter der Zahl ihrer Verehrer zu sehen wünschte?" meinte El Rojo bei sich selbst. „Seit zwei Tagen hat Regato mitunter eine so boshafte Miene angenommen; er sagt mir gewiß nicht Alles, was er weiß. Vielleicht hat er die Fäden in seiner Hand und ich bin nur die Drahtpuppe, mit welcher man sein Spiel treibt. Vielleicht handelt es sich gar um eine Wette! Aber wenn sie mich wirklich liebte und warum sollte sie das nicht? Ihre Züge verrathen so viel Herzensreinheit, und sie schien nicht minder bewegt, denn ich selber, als ihr die Mandelblüthe entfiel."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Eine Episode aus dem kaukasischen Kriege.

Erzählt von einem „russischen Officiere" in der Revue Indépendante.

---

(Fortsetzung.)

Hätten die Männer die Wahrheit erkannt, so würden sie unverzüglich ein großes Feuer auf dem Hügel angezündet haben. Andere Feuer auf den weiter gelegenen Hügel würden gefolgt und in kurzer Zeit würde der ganze Bezirk in Aufruhr gewesen seyn. Nach den Berechnungen des Generals konnte das Infanteriebataillon, welches die Arrieregarde bildete, noch nicht an jenem gefährlichen Fußpfad angelangt seyn. Es war somit augenscheinlich, daß der Erfolg des Unternehmens und selbst die Sicherheit des ganzen Heeres von dem Verschwinden jener beiden feindlichen Vedetten abhing. Auf ein gegebenes Zeichen nahten sich zwei junge Männer dem General. Er sagte ihnen einige Worte ins Ohr, und alsbald legten sich die beiden Leute — es waren Zwillinge, die der General sehr liebte — auf die Erde und begannen langsam den mit dichtem Gebüsch bedeckten Abhang hinauf zu kriechen, welcher zu dem von den Vedetten besetzten Hügel führte. In ängstlicher Stille warteten wir den Verlauf, des Dramas ab, dem wir sogleich als Zuschauer beiwohnen sollten, und das unsere Theilnahme um so mehr in Anspruch nahm, als es sich um nichts weniger handelte, als um unsere Existenz und um unsere Ehre. Unsere Augen wandten sich gegen Morgen und ruhten mit Bangigkeit auf den beiden Schildwachen, die, da sie kein Geräusch mehr hörten, sich auf den Boden niedergelassen hatten. Bald darauf erhob sich die eine und schien aufmerksam nach dem Abhange hinunter zu lauschen. Ein schwarzer Körper war ihr genaht, und wir hörten plötzlich einen verwirrten Ton, der wie ein erstickter Schrei klang, worauf sie zu Boden sank. In demselben Augenblick sahen wir die andere Schildwache, welche sitzen geblieben war, während einiger Sekunden mit einem anderen Manne kämpfen und beide den Abhang hinabrollen. Gleich darauf erschienen auf der Spitze des Hügels zwei Männer, welche Zeichen gaben, und einige Minuten später waren die beiden Brüder bei dem General und gaben ihm die Versicherung, daß jede Gefahr beseitigt sey.

„Vorwärts!" rief der General mit tiefer, aber hinlänglich lauter Stimme, um von der ganzen Abtheilung gehört zu werden; und wir setzten uns mit verdoppelter Eile wieder in Marsch, um die verlorene Zeit einzuholen. Indessen wurde es am östlichen Himmel heller. Wir erreichten in kurzer Zeit ein Hochplateau, an dessen Fuße das Ziel unseres Marsches war, das Dorf, auf welches der Angriff gerichtet werden sollte.

Die Dörfer der Bergbewohner im Kaukasus gleichen kleinen Festungen. Sie bestehen aus einer Menge Häuser, die ohne regelmäßige Ordnung, aber ohne große Zwischenräume neben einander stehen und mit einer ziemlich hohen Mauer von Backsteinen oder einer dichten lebendigen Hecke umgeben sind, worin sich eine oder zwei Oeffnungen befinden, die während der Nacht verschlossen sind. Von der Höhe des Plateaus sahen wir mehrere Feuer im Dorfe brennen, ein sicheres Zeichen, daß der Feind unsere Ankunft gar nicht vermuthete, sondern in voller Sicherheit sich glaubte. Hundert Kosaken empfingen Befehl, sich ohne Geräusch und mit der größten Vorsicht an dem Abhange des Plateaus gegen das Dorf hinzuziehen und sich an dem einem der beiden Eingänge in dasselbe aufzustellen; hundert andere wurden auf ähnliche Weise nach dem zweiten Eingange beordert. Nachdem sämmtliche Befehle ertheilt waren, setzte sich der General ruhig auf einen Stein und ließ sich von einem Kosaken seine Pfeife anzünden.

Ich fragte ihn, warum wir nicht unverzüglich angriffen, so lange das Dorf noch im Schlaf begraben lag. Er antwortete ruhig: die Hunde werden schon von selber das Zeichen geben. Ich verstand anfangs nicht, was er damit sagen wollte; aber als bei den ersten Strahlen der Sonne die Stimme der Muezzins, welche das muhammedanische Volk zum Morgengebete rufen, erscholl, begriff ich seine unverständliche Antwort. Denn bei dem ersten Laut der Muezzins stürzten die Soldaten zum Angriff, welcher mit einer Musketensalve begann. Darauf stürzten sich die Kosaken auf die Pallisaden, erbrachen die Thore und drangen in das Innere des Dorfes ein. Die Tscherkessen waren schnell auf den Füßen, und es begann eine jener Metzeleien, welche bei dieser Art Kriegsführung eben so häufig als unvermeidlich sind. Die Feinde vertheidigten sich wie die Löwen. Jedes Haus war eine kleine Festung, an deren Fuß eine große Zahl von Kosaken todt oder verwundet niederstürzten. Man sah Weiber, Kinder, Greise mit der ganzen Energie, welche die Liebe zum häuslichen Heerde und das Vaterlandsgefühl verleiht, sich den Angreifern entgegenwerfen. Während der eine Theil unserer Soldaten kämpfte, lief der andere in die Ställe, um die Pferde, Ochsen und Schafe herauszutreiben. Sobald die Beute für hinreichend gehalten wurde, ließ der General zum Rückzuge blasen.

Während des Kampfes waren mehrere Einwohner in die nächsten Dörfer geeilt, um Hülfe gegen den Feind zu suchen. Und kaum hatten wir angefangen, uns zurückzuziehen, als wir einige Reiter, später sogar zahlreiche Abtheilungen der Tscherkessen auf unseren Seiten erblickten, die sämmtlich nach einer Richtung und in größter Eile nach den schneebedeckten Gipfeln des Gebirgsabhanges hinjagten, ohne uns anzugreifen. Ich fragte daher, erstaunt über dies Manöver, was sie beabsichtigten? Ich würde es früh genug selbst sehen, antwortete er. Als wir an dem gefährlichen Fußpfad wieder angelangt waren, den wir im Scherz unsere Thermopylen nannten — denn es hätte eine Handvoll Menschen hingereicht, um uns bis auf den letzten Mann zu vernichten,

fanden wir ihn durch unsere Infanterie besetzt, welche unseren Rückzug auf eine Straße von ungefähr vier Werste bis zum Eingange eines Waldes deckte, in dem sich eine lichte Stelle von etwa vierhundert Fuß im Durchmesser befand. Dieser für die Errichtung eines Lagers sehr geeignete Ort war zum Sammelplatz für sämmtliche Truppen bestimmt. Die cirkassischen Reiter, welche ich in so großer Eile hatte fortjagen sehen, richteten ihren Lauf gerade auf diese enge Passage, aber unsere Infanterie hatte sie so kräftig zurückgeworfen, daß sie alle Hoffnungen aufgeben mußten, uns anzuhalten.

Wir hatten einige Gefangene gemacht. Während der unglücklichen Verwirrung, die auf die Ueberrumpelung des Dorfes gefolgt war, waren sie durch einander auf die Karren geworfen worden, in denen das Gepäck und die Beute transportirt wurde. Als wir eben den Sammelplatz erreicht hatten, erließ der General, der während des Kampfes von eben so großer Kälte und Unbeugsamkeit war, als er nach dem Siege sich theilnehmend und gutherzig bewies, den Befehl, daß die Gefangenen von den Karren herabgenommen und mit größmöglicher Schonung behandelt würden. Es waren Frauen, Kinder und Greise, sämmtlich im Schlummer überrascht, und daher fast unbekleidet. Die Kinder wurden ihren Müttern zurückgegeben. Man vertheilte Pelze, Decken und bereitete für die Frauen, welche einer höheren Klasse anzugehören schienen, Betten. Unter der Zahl der Gefangenen befand sich auch eine Prinzessin, oder richtiger gesagt, die Tochter eines der mächtigsten Anführer aus dem Stamme der Abassechessen, welche sich in jener Nacht zufällig im Dorfe befunden hatte. Dieses junge Mädchen, das von außerordentlicher Schönheit war, wurde die Heldin einer interessanten Episode, die wir sogleich mittheilen werden.

Während unsere Soldaten mit der Bereitung ihrer Mahlzeit beschäftigt waren, fragte ich den General, was aus den zahlreichen Reitern geworden sey, die wir vorhin auf dem Kamme der Gebirge erblickt hatten. Anstatt auf meine Frage zu antworten, richtete er eine andere an mich: „Wie viel Tscherkessen, meinen Sie wohl, sind jetzt in diesem Walde rings um uns versammelt?“ Zu meinem großen Erstaunen erfuhr ich, daß der ganze Stamm sich erhoben habe und mehr als zehntausend Menschen, bereit zum Angriff auf uns, den Wald umgäben. Ich konnte mich nicht enthalten, einen unruhigen Blick um mich zu werfen, als ich in einer Entfernung von ungefähr hundert Schritten vom Saum des Waldes eine lange Linie unserer Scharfschützen erblickte, die sich theils auf den Boden gestreckt hatten, theils hinter Baumstämmen oder in einem kleinen Gebüsch versteckt waren, ihre Gewehre im Anschlage haltend und zu gleicher Zeit eine vollständige Unbeweglichkeit beobachtend.

Einen Augenblick später wüthete eine fürchterliche Gewehrsalve; es waren die Tscherkessen, welche uns angriffen. „Willkommen!“ — rief der General, indem er höflich den Hut zog. Eine zweite Salve schickte uns einen Hagel von Kugeln zu, die rings um uns einschlugen. Wir rührten uns nicht. Die Tscherkessen hatten die Absicht, uns einzuschüchtern. Stutzig gemacht durch unser Schweigen und ermuthigt durch unsere Beweglosigkeit, näherten sie sich unserem Lagerplatze und wagten sich in das innere Gebüsch, worin die Scharfschützen lagen. Jeder derselben konnte jetzt seinen Mann aufs Korn nehmen und so kam es, daß, als das Signal gegeben wurde, eine beträchtliche Zahl von Tscherkessen todt oder schwer verwundet niederstürzte; während der Rest in voller Eile sich zurückzog, luden unsere Soldaten von neuem. Aber die Tscherkessen ließen sich nicht zurückschrecken. Sie drangen mehrere Male vor und mußten eben so oft mit großem Verlust sich zurückziehen. Auch wir hatten empfindlich gelitten, aber alle Anstrengungen des Feindes konnten uns nicht dazu vermögen, unser Lager eher aufzuheben, als bis wir unser Mahl beendet hatten. (Schluß folgt.)

---

## Tabletten.

*** Man kennt die seltsamen Verirrungen der Milleriten-Sekte, welche den Untergang der Welt auf das Jahr 1845 anberaumte, und deren Angehörige daher ihre Habe verkauften, und in Erwartung des Welteneinsturzes lustig oder fromm lebten, je nach Neigung des Einzelnen. Aber das Jahr 1845 lief ab, und die Welt blieb im alten Geleise. Also merkten die Milleriten, daß sie sich verrechnet hatten; aber sie wurden nicht irre, sondern stellten einen neuen Kalkul an, um ein richtigeres Exempel herauszubringen. Sie haben dasselbe gefunden, und es steht fest, daß nun die Welt Anno 1847 zu Grunde geht. Sie stützen sich auf den getreuen Propheten Daniel in Babylon, dem der Herr durch den Engel Gabriel die bekannte Vision erklärte. Daniel 8, Vers 14, sagt der Engel: Es sollen 2300 Tage seyn, welche prophetische Tage sind; jeder Tag ist für ein Jahr. Wenn diese Zeit abgelaufen ist, wird das Ende seyn oder das Heiligthum, welches die Erde ist, wird gereinigt werden. „Deßhalb“, sagt der Oberkalkulator der Milleriten, „beginnen wir unsere Zeit nach christlicher Zeitrechnung blos von der Geburt Christi an, die vor 1847 Jahren erfolgte, deßhalb konnten wir nach dem Vers 8, 14 in Daniel, der von 2300 Jahren spricht, nicht sagen, wann das Ende seyn werde, wenn wir die Angabe blos nach unserer jetzigen Zeitrechnung verglichen. Aber wir sind nicht im Finstern gelassen, denn der Engel sagte Daniel bei einer andern Gelegenheit, wie lange es dauern werde bis zum Messias, dem Fürsten, und bis zur Zeit, wann dieser die Versöhnung der Sünde vornimmt, oder bis zu Christi Kreuzigung. Diese Stelle findet sich Daniel 9, 24. Hier ist die Zeit in Wochen, statt in Tagen gegeben, deßhalb muß man sie mit 7 vervielfältigen, worauf man die prophetischen Tage oder Jahre erhält. Die Zahl der Wochen ist 70 oder 490 Jahre. Im 25sten Vers desselben Kapitels sagt er, daß es 69 Wochen, 483 Jahre, bis zum Messias oder Fürsten seyn werde, und im letzten, dem 27sten Verse, sagt er, daß Christus den Bund für eine Woche, 7 Tage, bestätigen werde, deßhalb reichen 69 Wochen bis zu der Zeit, in welcher Christus die Bestätigung des Bundes beginnt. 69 Wochen sind 483 Jahre; zieht man sie von den 2300 Jahren ab, so bleiben 1847 Jahre übrig. Lukas sagt im 3, 23 seines Evangeliums, daß Christus etwa 30 Jahre alt war, da er getauft wurde. Da 1817 Jahre zu erfüllen waren, bis Christus seine Sendung antrat, und 30 Jahre vorher verflossen waren, so macht Das zusammen 1847 Jahre. Dies ist also das Ende der Zeit.“ So rechnen die „Heiligen des letzten Tages.“ Das Jahr 1847 läuft zu Ende, und wir fürchten beinahe, daß 1848 die Welt auch noch stehen bleibe! N. K.

*** Das Wasser als Gesundheitsmittel stand schon Anno 1656 in großem Ansehen, ebenso wie zu jener Zeit auch schon der Obstgenuß als sehr zuträglich empfohlen wurde. In einem Kalender des erwähnten Jahres findet sich das folgende, wirklich merkwürdige Carmen:

Nimm nebst Obst auch Wasser, kalt und rein
So wirst du noch lange nicht gestorben worden seyn.

---

## Der Vehme letzt' Gerichte. *)

Die Rieseneiche ward vom Mondenlichte
Umspielt, da nahten dicht vermummt und leise
Gestalten sich und reihten sich zum Kreise.
Der Freigraf aber sprach und hielt Gerichte:

„Freidinge, Schöffen, die ihr hier erscheinet
Auf rother Erd' im alten Münsterlande,
Wir neuen die jahrhundertlangen Bande,
Und zum Gerichte sind wir hier vereinet."

„Schon Jahre schwanden, daß ich nicht gesprochen
Zu euch, ihr edlen Glieder von dem Bunde;
Heut ruf ich euch: mir ward die ernste Kunde,
Daß Jemand seinen Schöffeneid gebrochen."

„Der Wissenden geheime Kennungszeichen
Wurden von einem Buben frech verkündet,
Er, der dem fremden König sich verbündet,
Naht mit den Franken sich den heil'gen Eichen."

„Die Schergen des Hieronymus, sie ziehen
Von Münster her an des Verräthers Seite;
Ihr aber hört es, Schöffen und Geweihte:
Der uns verrieth, darf nicht dem Tod entfliehen."

„Ihr seyd versammelt hier zum andern Male,
Freidinge, Schöffen, die der Schwur verbindet.
Schwört, daß ihr, wenn ihr den Verräther findet,
Ihn tödtet mit dem Dolch von blankem Stahle."

„Vielleicht naht bald sich schon die Rachestunde,
Wo er der Macht der Vehme ist verfallen.
Ihm wird der Tod! Ihr aber wahrt vor Allen
Stets das Geheimniß von dem heil'gen Bunde."

So sprach der Freigraf. Und die Schöffen schwuren,
Dann theilten sie sich auf verschiednen Wegen.
Die Franken nahten, in des Wald's Gehegen
Fanden vom Vehmgericht sie keine Spuren.

Zu Kassel aber, hoch in dem Pallaste,
Da zittert Jemand als die Nacht gekommen:
Des Rächers Fußtritt hat er bald vernommen
Und bebend sinkt er vor dem grausen Gaste.

Der aber ließ in seiner Brust das Zeichen
Von dem der Vehme streng erfüllten Eide,
Den blut'gen Dolch, des Stahles blanke Schneide,
Und dunkle Nacht beschattet sein Entweichen.

Und als die Diener früh im Morgenlichte
Ermordet den Verräther aufgefunden,
Da tönt es laut, daß Alle es verstunden:
„Das war der heil'gen Vehme letzt' Gerichte!"

Noch manchmal nah'n im nächtigen Gewande
Der Rieseneiche dunkele Gestalten:
Die Schöffen sind's, die dort Gericht gehalten
Auf rother Erd' im alten Münsterlande.

*) Aus „Gedichte von Hermann Scharff von Scharffenstein," Mainz, 1847.

## Literatur- und Kunstnotizen.
(Frankfurt.)

Auch ein englischer Dichter, und zwar der gewaltigsten einer, ist jetzt auf die Bühne gebracht worden. Gottschall hat ein Drama, „Lord Byron in Italien", gedichtet, und dasselbe ist am 26. November in Königsberg zur Aufführung gekommen. „Der Abenteurer muß zum Helden werden"; ist einem Breslauer Blatt zufolge die leitende Idee des Dramas. Byron,

das wilde Dichterherz,
In dem so reiche Melodieen schlagen,
Das stark genug, den eignen großen Schmerz
Und einer Welt Verhängniß stolz zu tragen,
Im Glück der Liebe, in dem Arm der Lust,
Der Thatendurst in ruheloser Brust

kann nimmer in seinem genial abenteuerlichen Treiben in Italien Befriedigung finden; es drängt ihn, nicht länger das „Facit seiner Thaten" gleich Null zu wissen, er muß endlich substantielle Zwecke verfolgen; so geht er nach Griechenland, um dort an dem Freiheitskriege sich zu betheiligen. — Der Gräfin Theresa Guiccioli freie Liebe, die „ihn zu neuen Thaten weiht und segnet", entsagt uneigennützig seinem Besitze, gehoben durch das Bewußtseyn, daß Byron nicht für den Kreis häuslicher Freuden, sondern für allgemeine Zwecke, für Zwecke des Menschenwohls und der Völkerfreiheit bestimmt sey. So erfaßt die ächte Liebe das tiefste Wesen des Mannes, dem sie sich zugewendet. — Margarita Cogni dagegen, — die verstoßene Geliebte Byron's — vermag in blinder, sinnlich leidenschaftlicher Gluth zu solcher Höhe der Resignation sich nicht zu erheben, und rechtfertigt so ihre eigne Verstoßung. Die Charaktere sind sämmtlich meisterhaft durchgeführt, die Sprache klassisch. Nach dem vierten und letzten Akte wurde der Dichter gerufen, um stürmischen Beifall zu erndten.

Kaulbach's geniale Illustrationen zum „Reinecke Fuchs" sind nun vollständig erschienen; das zwölfte und letzte Heft des Prachtwerkes ist so eben von der Literarischen Anstalt in München ausgegeben worden. Kurz und treffend sagt ein Kritiker: Wenn Kaulbach's Ernst, in seinen Fresken, seinen Namen auf die Nachwelt bringen wird, so wird auch sein Reinecke ein Denkmal des Scherzes und der Laune bleiben, die sich selbst in dem cul de lampe nicht verläugnet hat, wo der Künstler den modernisirten Hippogryphen, unter Verritt des Reinecke, auf das Anmuthigste spazieren fährt.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 5. December. Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Abtheilungen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein.

Montag, den 6. December. Undine, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzogl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 337.** Dienstag, den 7. December **1847.**


## El Rojo.

Eine Geschichte aus Spanien von ***.

(Fortsetzung.)

El Rojo hatte die theure Blüthe sogleich in's Wasser gesetzt, damit sie sich völlig entfalte. Eben betrachtete er sie wie verzückt, und preßte sie endlich so heftig an seine Lippen, daß die Krone zerfiel und die Blätter auf den Boden niederbebten. Seinen Gedanken gab dieser Umstand wiederum eine neue Richtung und seine Seele war mit trüben Bildern erfüllt.

Er nahte sich dem Fenster, um die Blume in die stille, verödete Straße hinabzuwerfen, als ein leichter zu ihm heraufgeschleuderter Körper sein Haar streifte und vor ihm auf den Boden fiel. Es war ein kleiner, in Papier gewickelter Stein. El Rojo öffnete rasch das Fenster. Niemand ließ sich sehen. Hastig flogen dann des verliebten Studenten Augen über das Billet hin und wahrhaftig, es lautete fast grade so, wie Don Regato vorausgesagt hatte.

„Wenn Ihr mich würdig haltet," stand in dem Briefchen, „um meinetwillen einige Gefahren zu bestehen, so findet Euch morgen Abend Schlag zehn Uhr im westlichen Vorhofe der Kirche des heiligen Jakob ein. Dort wird Euch Jemand erwarten. Vertrauet ihm, und wenn Ihr gefragt werdet, welche Blumen ihr am liebsten mögt, so antwortet: die Mandelblüthe."

Der folgende Tag verstrich unserm Studenten mit bleierner Langsamkeit. In seiner Ungeduld überlas er das geheimnißvolle Billet mehr als hundertmal und er glaubte einen Augenblick in den Schriftzügen die gut verstellte Hand seines abenteuernden Freundes zu erkennen. „Sollte Regato mich zum Besten haben!" dachte er. „Aber es ist ja von Gefahr die Rede, und nur ein Feiger würde deßhalb dem Stelldichein nicht folgen. Dieser Gedanke wird mich immer rechtfertigen, sollte ich auch in eine Schlinge gehen, die man meiner Leichtgläubigkeit und eiteln Sinn gelegt."

Die Sonne war längst hinter den Gärten von Buen Retiro hinabgesunken, als sich der Student in seinen Mantel hüllte, den breiten Hut tief in das Gesicht drückte und eines jener dreischneidigen Messer zu sich steckte, die eine so fürchterliche Waffe in den Händen des Spaniers sind. Er verweilte noch eine Zeit lang in seinem Zimmer, in der Hoffnung, Regato, der gewöhnlich sehr spät kam, werde ihn seinem Versprechen gemäß aufsuchen. Aber die Stunde des Rendezvous nahte heran. El Rojo eilte über die Plaça Major, verlor sich von dort in die engen krummen Straßen und stand bald darauf vor der Kirche des heiligen Jakob. Es war eine sternlose Nacht; Alles still und finster ringsum; nur eine einsame Lampe, die in dem benachbarten Kloster flimmerte, warf ihren mattrothen Schein auf die Züge der marmornen Madonna, die in einer vergitterten Nische von der Kirchenmauer herabschaute. In dem dunkelsten Winkel des westlichen Vorhofes der Kirche, mit dem Rücken an die steinerne Brüstung gelehnt, hörte el Rojo die Thurmuhr dumpf und langsam zehn schlagen, sein Herz pochte erwartungsvoll. In demselben Augenblicke ließen sich ferne Tritte vernehmen. Sie rührten von einem Manne her, der in einen Mantel gehüllt war und einen hohen spitzigen Hut trug, wie ihn die niedern Klassen in Spanien zu tragen pflegen. Der Fremde trat in den Vorhof; da er den Studenten in seinem Winkel nicht sogleich gewahrte, entfuhr ihm ein Laut der Ungeduld und er stampfte mit dem Fuße verdrießlich auf das Pflaster. Da trat Rojo aus seinem Verstecke hervor.

„Wer da!„ fragte der Ankömmling; „was habt Ihr zu dieser Stunde hier zu thun?"

„Ich wollte so eben dieselbe Frage an Euch richten", entgegnete der Student.

„O mit mir ist es etwas anderes", lautete die Antwort des Fremden; „ich bin eine alte Nachteule und kann im Dunkeln sehen, und es bedarf selbst nicht einmal des schwachen Sternenlichtes, um in Euch einen jungen Cavalier zu erkennen, der seine Nacht wohl minder andächtig, als in einem tête à tête mit der heiligen Jungfrau zu verbringen gedenkt. Es ist nun grade die Stunde, in welcher die seidenen Strickleitern von den Balkonen herabgelassen werden und die schönsten Blumen ihren Kelch dem Nachtthaue erschließen. Seyd Ihr ein Blumenfreund, mein junger Ritter? Was haltet Ihr zum Beispiel von der Narcisse?"

„Das ist eine einfältige Blume", versetzte el Rojo, der bei diesen Spötteleien seinen Argwohn nur bestätigt glaubte. Augenscheinlich war es kein Mann von geringem Stande, mit dem er es zu thun hatte. „Ihr seyd doch wohl nicht gesonnen, fuhr er fort, mir einen Vortrag über Botanik zu halten?"

„Nein, aber es ist mir darum zu thun, Eure Lieblingsblume zu kennen."

„Die Mandelblüthe", sagte der Student mit gedämpfter Stimme.

„Ha, nun verstehen wir uns schon. Erlaubt, daß ich Euch die Augen verbinde."

„Wozu das?"

„Nur unter dieser Bedingung kann ich unter die Fahne des blinden Gottes anwerben."

„Ihr habt fast zu viel Witz für einen Diener", entgegnete el Rojo; „aber thut immerhin, wie Euch geboten wurde. Ich werde Euch folgen."

El Roso ließ sich nun von seinem Führer mit verbundenen Augen durch verschiedene Straßen zu einem Wagen geleiten, der ihrer wartete. Nach kurzer Fahrt hielt der Wagen an; ein schweres Gitterthor rasselte auf; würziger Blumenduft und das Säuseln der Blätter verriethen unserm Freunde, daß er einen Garten durchschritt, dann mußte er eine breite Treppe hinaufsteigen und wurde durch einen langen Gang geführt. Eine Thüre öffnete sich und in diesem Augenblicke ließ der andere die Hand des Studenten los und flüsterte ihm zu:

„Wir sind am Ziele. Ihr könnt nun die Binde von den Augen nehmen."

El Roso riß das Tuch mit Ungestüm weg und sah sich in einem glänzenden Salon, der von einer von der Decke herabhängenden silbernen Lampe matt erhellt war. Die ganze Einrichtung des Saales verkündete Pracht und Reichthum. Nicht ohne Unruhe hörte unser Freund die Thüre hinter sich verschließen, durch welche er eingetreten war. Wollte man ihm den Rückzug abschneiden oder wollte man ihm zu verstehen geben, daß er einen andern Ausweg suchen solle? Im Hintergrunde des Salons befanden sich zwei Ausgänge, mit reichen Gardinen verhängt. Nach kurzem Zögern schritt der Student auf's Grathewohl durch die Thüre zur Rechten.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Eine Episode aus dem kaukasischen Kriege.

Erzählt von einem „russischen Officiere" in der Revue Indépendante.

---

(Schluß.)

In einer kleinen Lichtung des Waldes erblickten wir hundertundfünfzig bis zweihundert tscherkessische Reiter, welche einen neuen Angriff vorzubereiten schienen. Fünfzig Kosaken wurden gegen sie abgesandt. Hinter ihnen ließ der General die vier Kanonen, welche mit Kartätschen geladen waren, auffahren. Sobald die Tscherkessen die Kosaken gegen sich anrücken sahen, stießen sie ein furchtbares Geheul aus, indem sie ihre Säbel schwingend sich zum Angriff rüsteten, als plötzlich die Kosaken ihre Reihen öffneten und einem fürchterlichen Kartätschenfeuer Bahn ließen. Menschen und Pferde, Todte und Verwundete, die einen über die anderen stürzend, bildeten eine verwirrte Masse, welche wie eine unübersteigbare Barriere dem Eifer der Kosaken Einhalt that. Nachdem sich der panische Schrecken, der die Tscherkessen ergriffen, etwas gelegt hatte, warfen sie sich auf ihre Todten und Verwundeten, um sie mit sich fortzuziehen. Auch wir hatten Todte und Verwundete genug, die wir mitzunehmen gezwungen waren, weil es in diesem Lande, wie in manchen andern Ländern Asiens und Afrikas für eine Schande gilt, die Todten in der Gewalt des Feindes zu lassen. Die Todten wurden auf die Pferde gebunden. Um die Verwundeten fortzubringen, wurden aus Baumzweigen schnell rohe Bahren gebildet, deren vier Enden an die vier Steigbügel von je zwei Pferden dergestalt befestigt wurden, daß das erste Pferd vorausging und das zweite hinter der Bahre folgte. Eine Abtheilung Kosaken erhielt den Befehl, je einen Mann jeder Bahre zur Bewachung beizugeben, während die übrigen den ganzen Zug umgeben und beschützen sollten. Eine andere Abtheilung der Kosaken, welche dem Beutekonvoi das Geleit gab, bildete die Arrieregarde des Hauptcorps, dessen Seiten von den am besten Berittenen gedeckt wurden. Der General befand sich mit dem Kern seiner Truppen im Hintertreffen.

So marschirten wir, von Rinderheerden, Gepäckwagen, Todten, Verwundeten, Gefangenen behindert, langsam und auf unbekannten Fußpfaden, zuweilen durch ganz unwegsame Gegenden vorwärts. Während des Rückzuges hatte jenes junge Mädchen ein Pferd bestiegen, welches sie unter den erbeuteten als das ihrige erkannt hatte. Sie wurde von einem der uns ergebenen Tscherkessen bewacht, dem der General ausdrücklich die unausgesetzteste Aufmerksamkeit auf die Gefangene empfohlen hatte. Sie war mit einem langen Schleier bekleidet, der vom Haupt bis auf die Füße niederfiel, ohne indeß ihre Gesichtszüge, die einen eigenthümlichen Ausdruck von Schwermuth und Sanftmuth zeigten, und besonders ihre Augen ganz zu verhüllen, die sie stets auf die Berge gerichtet hielt. Als diese nach und nach aus unseren Blicken verschwanden, je weiter wir uns von ihnen entfernten, sah man auf ihrem engelhaften Gesicht eine tiefe Verzweiflung sich widerspiegeln. Kaum warf sie einen Blick auf ihre Umgebung. Schweigsam und nachdenklich würdigte sie die wohlwollenden Aeußerungen, die man an sie richtete, kaum einer Antwort. Indessen wurde sie, je näher wir dem Ziel unseres Marsches kamen, ruhiger und heiterer. Einige Officiere, die sich gleich mir für das Schicksal der schönen Bergbewohnerin interessirten und sich über die glückliche Veränderung freuten, theilten ihre Bemerkungen dem General mit. Aber der General war in der Politik ein vollendeter Skeptiker und muthmaßte daher sogleich, daß das junge Mädchen böse Absichten habe, weshalb er dem sie eskortirenden Tscherkessen verschärfte Befehle ertheilte, sie nicht aus den Augen zu lassen.

Nachdem wir mehrere Abgründe und Bergströme überstiegen und mehrere Nächte hindurch auf der Erde ohne weitere Bedeckung, als die uns unsere Decken gewähren konnten, zugebracht hatten, gelangten wir endlich an das Ufer der Choosa, deren brausende und reißende Gewässer, in ihrem Laufe durch ungeheure Felsblöcke aufgehalten, sich schäumend und sprudelnd in ein wunderschönes Thal hinabstürzten. Der Strom konnte nicht ohne große Schwierigkeiten überschritten werden. Man fand eine passende Stelle, auf welcher der Uebergang versucht wurde. Die Kavallerie und Infanterie gelangten ohne Gefahr hinüber; als aber die Reihe an die Artillerie kam, stürzte eine Kanone nebst der Laffete in den Strudel und konnte nur nach einer Arbeit von mehreren Stunden wieder herausgebracht werden. Die Gefangenen und das ganze Gepäck wurden höher hinauf an einer anderen Stelle übergesetzt.

Der General war bei der tiefer gelegenen Uebergangsstelle geblieben und war bei der Aufwindung der Kanone thätig, als wir plötzlich einen lauten Schrei hörten und ein weißer Körper, gefolgt von einem schwarzen, in den schäumenden Wogen des Bergstromes mit der Schnelligkeit des Blitzes vor unseren Augen vorübergerissen wurde. Es war die junge Tscherkessin und ihr Wächter. In der Mitte des Flusses angelangt, hatte sich das schöne Kind von seinem Pferde geworfen. Sogleich war der treue Begleiter gefolgt, um sie zu retten. Zwanzigmal war er auf dem Punkte, von den Wogen verschlungen oder gegen die Felswände geschleudert zu werden, bevor er sie erreicht hatte, und als er sie endlich mit starker Hand gefaßt hatte und im Begriff war, sie ans Ufer zu ziehen, stieß sie ihn zurück und entschlüpfte ihm aufs neue. Einmal, von einer Art erhabener Wuth gegen ihren Verfolger erfaßt, umschlang sie seinen Körper und versuchte es, ihn mit sich auf den Grund zu ziehen. Wir waren Zeugen dieses furchtbaren Kampfes. Der Tscherkesse, ein junger kräf-

tiger Mann von athletischer Körperbildung, wäre fast das Opfer seiner Treue geworden, da er lieber untergehen, als seine ihm anvertraute Beute fahren lassen wollte. Das junge Mädchen, eine schlanke und zartgebaute Gestalt, aber von einer seltenen moralischen Energie und einem unbeugsamen Willen, wollte ihrerseits lieber sterben, als in der Gefangenschaft leben. Aller Blicke waren auf die beiden Kämpfenden gerichtet; Alle hielten ihren Athem an; kein Wort, kein Schrei, keine Bewegung verrieth die innere, aufs höchste gesteigerte Theilnahme. Der Tscherkesse konnte sich nur mit der größten Anstrengung von der gewaltsamen Umschlingung des jungen Mädchens losmachen. In einem dieser verzweifelten Augenblicke ließ er sich seine Beute wieder entschlüpfen. Sie fiel und verschwand unter den Wellen, um jedoch gleich darauf wieder an die Oberfläche zu kommen. Jetzt faßte sie der Tscherkesse bei ihren langen Haaren und schleppte die von Ermüdung Erschöpfte an das Ufer des Flusses. Der Kampf hatte eine halbe Stunde gedauert.

Aehnlich den schönen Marmorstatuen, welche uns von den antiken Meistern erhalten sind, um die modernen Künstler in Verzweiflung zu setzen, stand die junge Tscherkessin zitternd, aber nicht besiegt, auf dem steinigen Flußufer. Ihr Schleier hatte sich während des Kampfes gelöst und war durch den Fluß fortgerissen worden; so wurde ihr schöner Körper nur von einem weißen und durch die Nässe sich fest um alle Formen legenden Hemde bedeckt. Ihr schwarzes Haar fiel über ihre Brust und Hüften in langen Wellen herab; ihre schönen, schwärmerischen Augen waren fortwährend auf den Fluß gerichtet und schienen mit einer Art von sehnsüchtiger Verzweiflung in den rauschenden Abgrund zu starren.

Der General Saß näherte sich der jungen Tscherkessin und betrachtete sie einen Augenblick, ohne ein Wort zu sagen. Dann wandte er sich gegen einen der uns verbündeten Tscherkessen und fragte: „Wieviel russische Gefangene würde der Feind gegen das junge Mädchen eintauschen?“ — „Sechs“ — antwortete der Tscherkesse. „So nehmt sie“ — sagte der General — „und bringt mir morgen sechs russische Gefangene.“ Der Tscherkessenanführer nahm die rechte Hand des Generals in die seinige, führte sie an die Stirn und küßte sie darauf als Zeichen des Gehorsams und der Dankbarkeit. Indem die junge, stolze Bergbewohnerin vor dem General vorbeiging, maß sie ihn mit verächtlichen Blicken vom Kopf bis zu den Füßen und hüllte sich in einen neuen Schleier ein. Darauf verschwand sie aus unseren erstaunten Blicken.

Am anderen Morgen erschienen die sechs russischen Gefangenen, welche zur Auswechselung bestimmt waren, im Lager. Unsere Expedition gegen den Stamm der Abassetschessen wurde nicht ohne große Verluste beendet. Wir wurden fortwährend durch die unermüdlichen Bergbewohner beunruhigt, so daß wir in stetem Kampfe begriffen marschiren mußten. Erst als wir den Ausgang der Berge erreicht hatten und in das offene Feld gelangten, hörte ihre Verfolgung auf, bis wir endlich in unsere Kantone und Festungen nach einer Abwesenheit von zehn bis zwölf Tagen zurückkehrten. M. f. d. L. d. A.

---

## Schöne Literatur.

**Humoristische Studien von Dr. Heinrich Hoffmann (Verfasser des Struwwelpeter). Verlag der Literarischen Anstalt in Frankfurt a. M.**

Das berühmte Bilderbuch des Verfassers, das trotz so vieler Nachahmungen noch immer unnachahmlich geblieben ist, hat eine Popularität erlangt, mit der die Literatur heutzutage sonst nicht sehr freigebig ist. Jung und Alt hat sich an diesen köstlich erfundenen Bildern und Reimen ergötzt, und das so anspruchslos in die Welt gesendete Buch hat durch seine originelle, innerlich wahre und lebendige Auffassung der kindlichen Natur eine Bedeutung erlangt, die sich durch die binnen zwei Jahren erfolgten sechs Auflagen, durch eine Verbreitung von mehr als zwanzigtausend Exemplaren, und endlich durch die Ehre der Uebersetzung in mehrere Sprachen, deutlich kund gibt. Nichts war natürlicher als der Wunsch, dem in kleiner Sphäre so glänzend bewährten Talente des Verfassers auch auf größerem Gebiete folgen zu können. Diesem Wunsch entspricht nun das oben angezeigte Buch. Zwar wollen auch diese „Studien“ nichts anders seyn und geben, als was der Titel so bescheiden verheißt: sie treten mit der ganzen harmlosen und liebenswürdigen Unbefangenheit einer ungezwungenen, poetisch heitern Natur auf, und ziehen durch ihren, aus dem gesundesten Gemüthe frisch emporsprudelnden Humor selbst die ernste Umgebung in den Kreis einer edel heitern Anschauungsweise. Gefällt sich des Verfassers lächelnde Satyre vorzüglich in der Parodie des Unnatürlichen, Falschen, Dünkelhaften, so läßt sie gelegentlich auch das Schlechte die Wucht ihrer Geißel, obwohl stets ohne grämliche Bitterkeit, fühlen; nie sinkt sie zum Trivialen oder Unbedeutenden herab, da sie, wenn auch unbewußt, stets einen ernstsittlichen Hintergrund hat, und ebenso wenig versteht sie sich zur Ausbeute einer platten Moral, sondern hält in ächt poetischer, schöpferischer Weise dem Feinde das Bild seines eigenen Wesens vor und zwingt ihn, seine Waffen gegen sich selbst zu kehren. — Betrachten wir die einzelnen Abtheilungen der „Humoristischen Studien“, so bewährt jede Seite unser Urtheil. Die „Kartoffelkomödie“ ist ein allerliebster Schwank, in welchem die beschränkte, absichtslose Hingebung an die muthwillige Laune des Augenblicks mit ernsteren Beziehungen der Gegenwart aufs schalkhafteste durchflochten ist. In dieser originellen Tragikomödie offenbart sich so recht die urächte gesunde Natur des Dichters, die selbst mitten unter den buntesten und tollsten Spielen des Witzes Würde und Anmuth nicht vermissen läßt. Scenen wie die, wo der ci-devant Berliner Friseur Sr. chinesischen Majestät gegenüber den Marquis Posa spielt und die Pflichten des Regenten in seiner Weise auseinandersetzt, sind Meisterstücke des Humors, und würden einem Tieck zur Ehre gereichen. — Das Trierer-Rock-Tagebuch (aus dem J. 1553) parodirt in scharfer und doch ganz harmloser Weise das Spiel, welches Fanatismus oder Selbstsucht mit dem Verstande des ungebildeten Volkes treiben. Kommt diese treffliche Satyre auch scheinbar um drei Jahre zu spät, so ist zu bedenken, daß Weisheit und Thorheit nicht für gestern und heute, sondern für ewig sich in den gleichen Besitz der Welt getheilt haben. — Die hier in vermehrter und verbesserter Gestalt erscheinenden „Mondzügler“ verdienen durch die geist- und phantasiereiche Laune, durch Fleiß und die vorzügliche Formgewandtheit, welche die aristophanische Komödie auszeichnen, die erneuerte Aufmerksamkeit der Freunde der Dichtkunst. Hoffmann hat sich die antike Form nach den Bedürfnissen seiner Zeit und seines Stoffes zurecht gemacht und beherrscht sie in freier Kraft; mit Geschick weiß er Form und Stoff mit einander zu versöhnen und so schwimmt seine Komödie sicher und mit vollen Segeln eines naturfrischen, selbstständigen Humors, den klippenvollen Strom antik-moderner Dichtung dahin. Der Stoff, an und für sich ein trefflicher Gegenstand aristophanischer Poesie, nur daß unsre heutige Volksbildung nicht die leicht empfängliche, geistig erregbare des alten Athens ist, hat überdieß durch

Einflechtung politischer und socialer Beziehungen ein reiches Element populärer Anziehungskraft gewonnen, und ist darum so recht eine **Komödie der Gegenwart** zu nennen.

## Tabletten.

*** In einem größeren Aufsatz in „Ost und West" finden sich folgende Bemerkungen über die Augen der Frauen: Es gibt eigentlich nur zweierlei Frauen: blaue und schwarze. — Man merkt, ich theile sie ab nach der Farbe ihrer Augen. Blonde und braune Frauen, nach der Farbe der Haare geschieden, fließen in einander. Es gibt lichte mit dunkeln Augen, dunkle mit lichten Augen. Vor schwarzen Locken über blauen Augen warne ich jeden Mann, denn ich kenne nichts Gefährlicheres, als etwa eine Blonde mit tiefschwarzen Augen. Das schwarze Auge ist vollkommene Nacht. Das blaue Auge ist eine Nacht mit Mondlicht, wo Elfen Ringeltanz halten, fliegenden Sommer spinnen und neckende Träume durch's offene Fenster in die Schlafstube werfen. Die schwarzen Augen sind die Augen der Freude; da funkelt und blitzt Alles. Die blauen Augen gehören der Trauer, der Wehmuth, der Sehnsucht. Ein schwarzes Auge kann nur verlangen, fordern, an sich reißen. Eine Medea mit blonden Augen kann ich mir eben so wenig denken als eine Desdemona mit schwarzen Augen. Die Südländerinnen sind rasch und feurig, weil sie schwarze Augen haben; die Nordländerinnen haben blaue Augen, weil sie sanft und ausdauernd sind. Maria Stuart, wie sie Schiller gemalt, hat blaue Augen, Elisabeth schwarze, wenn's auch im Leben grade umgekehrt gewesen ist. Blaue Augen bleiben selten ledig; schwarze machen mehr überraschendes Glück, weil sie mehr wagen. Blaue Augen lieben die Kinder zärtlicher und erziehen, wenn sie keine eigenen haben, gern fremde Kinder. Die meisten Kindermädchen haben blaue Augen. Zwar lieben auch die schwarzen Augen ihre Kinder, aber sie erziehen mit härterer Hand weichere Kinder. Die Welt sieht sich ganz anders an aus blauen als aus schwarzen Augen, daher auch das Urtheil und die Rede dieser beiden Frauenarten sehr verschieden ist. Ein Menschenkenner weiß schon aus der Iris der Angeredeten, wie die Antwort auf seine Frage ausfallen wird. So kenne ich einen Blinden, der in Gesellschaft von Frauen nur mit höchst seltener Ausnahme sicher errathen kann, welche blaue und welche schwarze Augen haben, sobald er sie reden hört. —

*** In Wien läßt sich ein Virtuos ganz eigner Sorte hören; ein Trommler ohne Trommel. Es ist ein polnischer Jude, welcher mit Mund und Brust so zu wirbeln versteht, daß der Mann sein Trommelfell nicht im Ohr, sondern im Brustkasten und die Schlägel dazu in der Mundhöhle zu haben scheint.

*** Der „Schwäbische Merkur" schreibt aus Göppingen: Gestern Vormittag (20. Nov.) ereignete sich auf der Eisenbahn in Süßen ein sonderbarer Zufall: ein starker Windstoß faßte einen auf dem Bahnhof stehenden leeren Gepäckwagen, und setzte ihn in Bewegung gegen Göppingen zu. Diese Strecke hat eine etwas geneigte Fläche, und so kam der Wagen durch seine eigene Schwere in so starke Bewegung, daß er mit immer zunehmender Schnelligkeit und unaufgehalten durch die Schranken, welche bei mehreren Bahnübergängen unterwegs angebracht sind, über die Haltstation Eislingen, über den hiesigen Bahnhof weg und bis gegen Faurndau lief. Dort gelang es einem Bahnwärter, sich von hinten auf den in starkem Lauf begriffenen Wagen zu schwingen, zu bremsen, und ihn so zum Stehen zu bringen, unmittelbar ehe er auf der Bahn mit dem von Stuttgart und Plochingen heraufkommenden Morgenzuge zusammentraf. Wäre dieses geschehen, so hätte es ein bedeutendes Unglück geben können; so aber beschränkte sich der Schaden auf die Durchbechung mehrerer geschlossenen Sicherheitsschranken, von denen die hiesigen sogar von Eisen sind. Zu den nicht wenigen Vorschriften für den Eisenbahnbetrieb bedürfen wir nun ein neues Kapitel: wie man sich mit stillstehenden Wagen zu verhalten habe. Und kein Wunder ist es, wenn solche, die schon beim Anblick der vom Dampf getriebenen Wagenzüge an magische Kraft glauben, nun vollends den bösen Feind im Spiel wähnen. wenn ein leerer Wagen mit Sturmwindseile über drei Stunden davon rennt.

*** In **Genua** setzt gegenwärtig, nachdem der König Karl Albert dankenswerthe Reformen in seinen Staaten eingeführt hat, jeder Tag ein neues politisches Gedicht ins Leben, das frisch aus der Druckerei kommend an jeder Straßenecke feilgeboten und mit voller Lunge ausgeschrieen wird. In diesen Tagen debütirte ein solches auf gelbem Papier gedruckt, Tip. Faziola unterschrieben, la speranza d'Italia betitelt, welches so raschen Abgang fand, daß heute kein Exemplar mehr aufzutreiben ist. Dieser neue Weg, den Buchhandel auf die Beine zu bringen, paßt freilich nur für Italien, und auch hier nur für eine so bewegte Zeit, wie die gegenwärtige. Der Hauptmarkt für die Verkäufer ist der Platz vor der Börse, wo man sich schon in gewöhnlicher Zeit oft nur mühsam durch die ambulirenden Gruppen der großen und kleinen Kaufleute, der Schiffer, Mäkler, Commissionäre durchdrängt. Nun denke man den Lärm und das Gedränge, wenn auf dem engen Raum noch ein Dutzend zerlumpter Kaufleute mit kreischender Stimme ihre politische Poesiewaare jedem Vorübergehenden aufdringen. Das Gedicht, obwohl aus demselben elegisch rhapsodischen Tone wie die hundert andern, ist nicht ohne Poesie. Für unsere Landsleute möchte folgender Vers nicht ohne Interesse seyn. Er gilt dem Lob des Papstes, ohne welche Beigabe kein politisches Gedicht erscheint, und nachdem der Dichter ihn mit Alexander III. und Julius II. verglichen, aber **über** beide gesetzt, heißt es:

Voll Demuth neigt vor einem solchen Führer
Der Orient sich und der Occident;
Hinwirft der Jude sich, so starr im Wahne,
Der blinde Heide, wenn er Pius nennt,
Stumm in Bewunderung starret der Seciirer,
Und seinen Erbhaß dämpft der Anglicane.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 6. December. **Undine**, romantische Zauberoper in 4 Akten, nach Fouqué's Erzählung frei bearbeitet. Musik von Albert Lortzing. Decorationen und Maschinerien des 3. und 4. Aktes von dem großherzgl. Hoftheatermaler und Maschinist, Herrn Mühldorfer in Mannheim.

Dienstag, den 7. December. **Uriel Acosta**, Drama in 5 Abtheilungen, von C. Gutzkow.

Donnerstag, den 9. December. **Die Belagerung von Corinth**, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Rossini.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.
Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.
Nr. 338. Mittwoch, den 8 December 1847.

## El Rojo.

Eine Geschichte aus Spanien von ***.

(Fortsetzung.)

Die Thüre führte in ein kleines Betzimmer und hier lag eine Frauengestalt vor einem Muttergottesbilde auf den Knien, in welcher er sogleich die Dame im Rosakleide wieder erkannte. Bei dem Eintritt des Studenten erhob sich die Dame und schritt ihm gesenkten Blickes, mit hold erröthendem Antlitz entgegen.

„Ich habe zu der heiligen Jungfrau gebetet, mir ein Betragen zu verzeihen, das gegen die jungfräuliche Sittsamkeit so sehr verstößt", sagte die Dame mit zitternder Stimme. „Allein die Gefahr, in welcher ich schwebe, muß mich rechtfertigen. Ich habe auf Euern Muth und auf Eure Redlichkeit vertraut, die man mir gepriesen....."

„Gebietet über mein Leben Sennora," unterbrach sie el Rojo, indem er, mit altritterlicher Galanterie das Knie vor ihr beugend, ihre Hand ergriff und an seine Lippen drückte, „und verzeiht, daß ich es wage, meine Augen zu Euch zu erheben."

„Sprecht nicht von meinem Range," erwiederte die Unbekannte verwirrt; „ich bin nur eine verlassene Waise, nach deren Vermögen ein Mann trachtet, den ich mit ganzer Seele hasse. Doch mögen ihm meine Güter immerhin zufallen, ich verlange nur die Freiheit, und", fügte sie mit leiser Stimme hinzu, „möchte diese Freiheit Euch allein zu verdanken haben. Sagt, wollt Ihr mir den Bruder ersetzen, welchen ich auf eine schreckliche Weise verloren habe?"

„Dank, Dank für Euer Vertrauen, Sennora," entgegnete el Rojo, nur halb durch die Rolle befriedigt, welche ihm hier zugedacht schien; „aber laßt mich hören, daß meine Neigung, die Ihr längst errathen haben müßt, Euch nicht beleidige."

„Würde ich Euch zu mir beschieden haben, wenn dieß der Fall wäre?" flüsterte die Dame erröthend.

Von süßen Schauern durchbebt und von seinem Gefühl überwältigt schlang unser Freund seinen Arm um die zarte Gestalt der Unbekannten und zog sie leise an sich, als sich mit einem Male laute Fußtritte vernehmen ließen.

„Mein Gott, wer kann zu dieser Stunde kommen!" rief die Dame, den Studenten erschreckt zurückdrängend, „fort, fort Sennor; doch es ist schon zu spät. Kommt, verbergt Euch schnell hinter die Gardinen des Balcons im Saale. Ich werde über Euch wachen und Euch benachrichtigen, sobald die Gefahr vorüber ist."

In der That ließen sich auch schon mehrere Stimmen hören. El Rojo, hinter dem Vorhange versteckt, zog sein Messer hervor, um sich im Falle einer Entdeckung auf Leben und Tod zu vertheidigen.

„Schaffe Licht herbei," herrschte eine mürrische Stimme. „Der matte Schein dieser Lampe paßt nur für eine Todtengruft oder für ein Brautgemach."

„Welche schauerliche Zusammenstellung," versetzte Jemand in freundlicherem Tone. „Dank dem Himmel, in diesem Hause kann nur von einer Hochzeitsfeier die Rede seyn. Ist der Tag Eurer Vermählung schon bestimmt, Excellenz?"

Die Excellenz gab keine Antwort, sondern ging mit großen Schritten in dem Zimmer auf und ab.

„Freilich," fügte der andere hinzu, „hat jedermann seine gelbgelaunten Stunden."

„Offen gestanden," entgegnete die Excellenz, „machen mir die Frauen in diesem Augenblick am meisten zu schaffen."

„Wie, Eure schöne Mündel?"

„Ach nein! Rosaura ist ein mitunter freilich sehr launenhaftes Mädchen, aber sie könnte noch Freude an ihren Puppen finden. Ich meine jene Frauen, welche sich in die Politik mischen, jene intriguirenden Staatsmänner in Weibergestalt. Meine Heirath muß dem Interesse Spaniens nachstehen. Wir stehen auf einem gefährlichen Boden, Colonel!"

El Rojo schob die Gardine ein wenig zurück, um die Sprecher zu beobachten. Es waren zwei Männer in reifem Alter. Der Colonel, eine imponirende Gestalt mit großem Knebelbarte, trug die Gardeuniform; der Graf oder die Excellenz war vom Scheitel bis zur Zehe in Schwarz gekleidet und mehrere Orden bedeckten seine Brust. Als ein Diener die Kerzen auf den Armleuchtern angezündet hatte, was den Studenten nöthigte, den Vorhang wieder sorgfältig vorzuschieben, sagte der Graf zu seinem Begleiter: „Ihr habt mir also eine wichtige Nachricht von ** mitzutheilen?" „Ja, aber was geht hier in der Nähe vor?" fragte der andere, indem er nach der Seite hindeutete, wo sich unser Freund verborgen hielt.

„Ich komme so eben von dort her," versetzte der Graf. „Der Tod naht zögernd heran. Die Aerzte geben dem Kranken indeß nur noch wenige Tage zu leben. Aber je mehr er seine Kräfte schwinden fühlt, desto ängstlicher ist er um seine Genesung besorgt, desto fester klammert er sich an den Thron, welchen er gern durch Beseitigung des gesetzmäßigen Erben seiner Gemahlin und Tochter wahren möchte. Wir haben ihm jedoch Vernunft eingeredet. Leset!"

Bei diesen Worten zog der Graf ein zusammengefaltetes Papier aus seinem Portefeuille und überreichte es dem Offizier, der die Schrift mit neugierigen Blicken überflog.

„Von ihm selber unterzeichnet und mit dem königlichen

Wappen gesiegelt!" rief der Colonel erstaunt. „Ist es möglich? Aber diese Widerrufungsacte vernichtet ja die pragmatische Sanction, die während der Schwangerschaft der Königin veröffentlicht worden ist. So ist denn das salische Gesetz von neuem bei uns eingeführt, unsere heilige Religion und die Ehre unseres Landes sind gerettet. Ach! mein edler, würdiger Freund, welchen Dank wird Euch Karl nicht schuldig seyn. Ihr seyd in der That die erste Stütze des Reiches."

„Nehmt dieß kostbare Document," entgegnete der Graf, „und überbringt es ihm, dem wir bald huldigen werden; nur in seinen Händen ist es sicher. Ohne eine sichtbare Vermittelung des Himmels würden wir unsern Zweck nicht erreicht haben, denn Christine und ihre störrische Schwester, die Infantin Carlotta, halten gute Wache an dem Bette des Sterbenden. Für den Augenblick haben sie ein gemeinsames Interesse; Carlotta hofft ihren Sohn mit Christinen's Tochter zu vermählen und so die Herrschaft zu theilen. Seit zwei Jahren wird der König von heftigen Nervenanfällen, plötzlichen Ohnmachten und häufig sogar von gänzlicher Abwesenheit des Geistes befallen. In solchen Momenten kann jeder, der ihn zu behandeln weiß, aus ihm machen, was er will. Ich habe einen dieser Augenblicke benützt, und ihn an die Mühe erinnernd, welche es ihm gekostet, die unbeschränkte Gewalt zu behaupten, seinen Haß gegen die liberale Partei von neuem entflammt. Ich zeigte ihm, wie diese Hydra, trotz der fürchterlichen Schläge, welche sie zerspalteten, wieder von neuem wachse; ich sagte ihm, daß die Gemäßigten der Partei bald nur gestürzt seyn würden, um den Exaltirten und den freiheitsschwindelnden Tollköpfen Platz zu machen. Ich beschwor das Phantom der Republik vor seine Augen und sah ihn am ganzen Körper vor Furcht erzittern. Alcudia unterstützte mich; meine Collegen machten andere Argumente geltend. Das Document lag schon in Bereitschaft und vom Schrecken für die Zukunft, für seine Familie selbst erfüllt, hat er unterzeichnet. Doch Niemand darf noch darum wissen. Er fürchtet die Thränen und vielleicht auch den Zorn der beiden Frauen."

(Fortsetzung folgt.)

## Die Landsitze des englischen Adels.

Mitgetheilt von Dr. Rödiger.

Die englische Aristokratie entfaltet ihren größten Luxus auf den meistens prachtvollen und großartigsten Landsitzen. Die Häuser, welche die Nobility und Gentry während der Season in London bewohnt, sind im Durschnitt klein, wenn auch zweckmäßig und comfortabel eingerichtet, und nur wenige der vornehmsten Familien haben in der Hauptstadt wirkliche Paläste oder Hotels. Das Leben, das sie in der Stadt führen, ist im Vergleich mit dem Leben in den Castles und Manorhouses sehr einfach und bürgerlich zu nennen. Dort draußen auf den alten Familiensitzungen zeigt der Lord oder Herzog seinen Reichthum und seine seit Jahrhunderten aufgehäuften Familienschätze.

Es gibt viele Schlösser, welche seit mehreren Jahrhunderten im Besitz einer und derselben Familie geblieben sind; manche waren zur Zeit der Eroberung Englands durch die Normänner Eigenthum desselben Hauses, dem sie jetzt gehören. Jene Schlösser, die in den Bürgerkriegen nicht zerstört worden sind, werden sorgfältig in ihrem ursprünglichen Baustyl erhalten. Die zu der normännischen Schule gehörenden Schlösser sind gemeiniglich in viereckiger Form um einen geräumigen Hof gebaut. In diesem Styl ist das Schloß Windsor, das Schloß Warwick und mehrere der ältern Schlösser erbaut.

Die aus späterer Zeit stammenden Schlösser sind in einem modernen gothischen Styl hergestellt. In den Hof gelangt man durch ein triumphbogenartiges Thor. Viele Schlösser haben steinerne, meistens viereckige Thürme, welche diesen Gebäuden das Ansehen alter Ritterburgen geben.

Im Erdgeschoß ist die Vorhalle, der Speisesaal, die Empfangzimmer, die Bildergallerie, die Bibliothek ꝛc. Man gelangt dahin auf einer Freitreppe, und zuweilen durch einen mit Vasen und Statuen verzierten Säulengang. Einige dieser Räume sind mit Marmor oder Stuccaturarbeit bekleidet, andere sind mit künstlich geschnitztem Holzwerk getäfelt. In manchen Schlössern gibt es Säle, die noch ganz in mittelalterlichem Geschmack gehalten sind; alte Glasmalereien in den Spitzbogenfenstern sind keineswegs selten; andern Sälen hat man, um ihnen ihr antikes Ansehen zu lassen, Fenster mit neuerer Glasmalerei gegeben. Die alten Glasgemälde sind oft mit großen Kosten auf dem Continent zusammengekauft. In den Salons bestehen die Fensterscheiben meistens aus großen Spiegelgläsern, welche vor der Ermäßigung der auf denselben bis in die neueste Zeit lastenden Steuern (dreihundert Procent!) ein außerordentlich theurer Luxus waren; in den Speisesälen steht auf den Schenktischen das schwere, kostbare Silbergeschirr.

Die Salons sind prächtig möblirt; die Sessel sind oft aus den seltensten ausländischen Holzgattungen verfertigt und mit kostbaren Stoffen versehen. Auch die Fenster- und Thürvorhänge sind sehr schön, aber die Drapirung ist selten geschmackvoll. Die übrigen Möbels, die Tische, Kommoden ꝛc. sind mit antiken und modernen Bronzegegenständen, feinem Porzellan und andern Kunstgegenständen beladen.

Die Bibliothek ist meistens reichhaltig und gewählt; neben der Unterhaltungsliteratur findet man immer wissenschaftliche Werke, zuweilen seltene Ausgaben von Klassikern und selbst werthvolle Handschriften. Für die Hausbewohner und die Gäste, welche sich mit Lectüre und mit Schreiben beschäftigen wollen, ist neben der Bibliothek immer ein besonderes Studierzimmer vorhanden.

Die Gemäldegallerie enthält gewöhnlich viele Stücke von Raphael, Titian, Murillo, Paul Veronese und anderen großen Meistern; wenigstens glaubt man, daß die Bilder von diesen Meistern herrühren, und die Eigenthümer werden durch die enormen Preise, die sie dafür zahlten, in dieser Meinung bestärkt. Es ist aber bekannt, daß die alten Meisterwerke in Italien sehr geschickt copirt und für Originale ausgegeben und verkauft werden. Die Opfer dieser Betrügereien sind meistens reisende Engländer, welche die mit schwerem Golde bezahlten Copien frohlockend mit heimnehmen und in ihren Schlössern aufhängen.

Die erste Stelle unter allen Sälen und Gemächern des Schlosses nimmt der Ahnensaal (baronial hall) ein. Dieser Saal, den Walter Scott in seinen Romanen so wahr und treffend geschildert hat, ist meistens sehr groß und in seiner Einfachheit imposant. Dort findet sich alles, was aus früheren Zeiten von der Familie übrig geblieben ist: Wappen, Porträts, Rüstungen, Trophäen. Hat sich einer der Ahnen durch Waffenthaten ausgezeichnet, so erhält er einen Ehrenplatz in diesem Erinnerungssaale.

Die oberen Stockwerke enthalten meist nur Schlafzimmer für die Hausbewohner und die oft sehr zahlreichen Gäste. Diese Zimmer sind fast immer getrennt, wie in Gasthöfen, und nur selten stehen mehrere mit einander in Verbindung. Diese Zimmer sind einfach möblirt, und nur zum Schlafen eingerichtet. Uebrigens werden Räume, selbst Gänge und Treppen, wie in den Londoner Häusern, durch Luftheizung behaglich erwärmt: eine Einrichtung, die in den Schlössern um so nöthiger ist, da die reichen englischen Familien den ganzen Winter auf dem Lande zu leben pflegen.

In einem abgesonderten Theile des Schlosses ist die Kapelle, in der der Hauskaplan jeden Sonntag den Gottesdienst hält. Jeder Herrschaftsbesitzer hat seinen Kaplan; einige haben sogar mehrere. In manchen Schlössern befinden sich auch kleine Theater, und es werden Schauspieler oder Sänger zu Vorstellungen engagirt. Ist auch die im Innern der Schlösser herrschende Pracht nicht immer den Regeln des guten Geschmackes entsprechend, so kann man hingegen die nächsten Umgebungen, die Gartenanlagen, die Pferdeställe rc. als Muster der Ordnung und Eleganz bezeichnen. Alles wird außerordentlich nett und sauber gehalten, besonders die Ställe, in denen oft sechzig, achtzig und mehr Pferde stehen, und unter der Dienerschaft herrscht die größte Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit. Die Einrichtung eines vornehmen englischen Hauses kann in dieser Hinsicht wirklich als Muster aufgestellt werden.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Kasimir Pfyffer und der Leuenproceß.

In diesem Augenblick, wo die Zustände in dem Kanton Luzern ihre Wendung gefunden haben, gewährt eine in Deutschland wenig bekannt gewordene Schrift von Kasimir Pfyffer, die unter dem Titel: Meine Betheiligung an der Staatsherr Leu'schen Mordgeschichte, im vorigen Jahr in Zürich erschienen ist, ein gesteigertes Interesse. Sie beschäftigt sich mit dem Geschicke eines Mannes, der früher eine hervorragende Stellung unter seinen Mitbürgern einnahm, indem er z. B. Präsident des Obergerichts war; der später in den Anwaltstand zurückgetreten, das Haupt der Opposition in Luzern und dadurch der nunmehr gestürzten Regierung des Kantons vorzugsweise ein Dorn im Auge wurde. Dieser Mann, so vertraut mit jenen Zuständen, welche sieben Jahre lang im Staat und Kanton Luzern vorwalteten, hat selbst in der genannten Schrift seine Erfahrungen und Schicksale niedergelegt. Der erste Abschnitt ist überschrieben: „Die Verdächtigung".

Der Verfasser erzählt, gleich nach dem gewaltsamen Tode des Rathsherrn Leu von Ebersol habe man dessen Tod von vorn herein der freisinnigen Partei zur Last gelegt, vorzüglich aber seine Person in's Auge gefaßt und verdächtigt. Er weist ferner nach, wie sich das Gewitter über seinem Haupte zusammenzog, wie sich auch die Angriffe gegen ihn in den conservativen Blättern mehrten, und theilt zuletzt eine von ihm in einem öffentlichen Blatt erlassene Erklärung mit, die mit den Worten schließt: „Zu welchen Mitteln meine Feinde noch greifen werden, weiß ich nicht und will es erwarten. In ruhigem Bewußtseyn vertraue ich darauf, daß gegenüber menschlicher Bosheit ein Höherer mich fürder schützen werde, wie er es bisher gethan hat."

Der zweite Abschnitt ist „die Gefangenschaft" überschrieben und enthält den Abdruck vom Tagebuch Pfyffer's, wie er es in seinem Gefängnisse geführt hat. Hier wird erzählt, wie die Haft bewirkt, wie er dann ins Zuchthaus gebracht und wie er dort aufgenommen worden ist. „In der Strafanstalt empfing mich im Hausgange der Director, der Obermeister und ein Schließer. Diese drei führten mich die Stiege hinauf zu den Zellen unter dem Dache. Man wies mir die hinterste an auf der Morgenseite. Der Director fragte höflich, wie ich es mit der Kost halten werde. „Er muß sie aus dem Hause nehmen, wie die andern, es geht nicht anders", rief der Obermeister barsch. Da hatte der Director von seinem Untergebenen den Bescheid. „Ihr müßt nun (den Titel: „Sie" hatte ich in den Augen dieses Menschen schon verloren) fuhr der Obermeister zu mir gewendet fort, abgeben, was ihr etwa bei Euch habt, als Sackmesser, Geldbeutel und dergleichen." Ich gab ihm Messer und Beutel. Der Director fragte mich: „Zum Frühstück werden Sie Kaffee wollen?" was ich bejahte. Man schickte sich nun an zu gehen. „Bekomm ich kein Licht?" war meine Frage. „Nein," lautete die Antwort; „das geht nicht an". Die Thüre schloß sich, es knarrten die Riegel und ich stand im Finstern. In der Zelle befand sich ein Strohsack nebst einer wollenen Sommerdecke. Ich machte Rock und Mantel ebenfalls zur Decke und warf mich angekleidet auf's Lager. Nach wenigen Minuten rasselten die Schlösser wieder, mein Herr Obermeister trat ein und sprach: „Ich muß Euch durchsuchen." Sofort langte er mir nicht sehr zart in die Hosen- und andere Taschen und brachte Zunder, Feuerstein und Bleistift hervor. „Laßt mir doch das Bleistift," sagte ich. „Es geht nicht an, das Verhöramt muß es erlauben;" war die Erwiederung. „Ach was! das Verhöramt ist ja jetzt nicht da?" „Freilich ist es da." (Man muß nämlich wissen, was ich später erfuhr, daß Jacob Müller, bezüchtigt des Mordes an Rathsherr Leu um eilf Uhr in der Nacht ein Bekenntniß ablegte; in Folge dessen wurde ich sofort auf der Stelle verhaftet und das Verhöramt war noch in der Strafanstalt, wo es sein Verhörzimmer hat, versammelt, als man mich einbrachte). Der Obermeister herrschte mir dann weiter zu: „Ihr habt zu Hause, ehe Ihr fortginget, Cigarren zu Euch gesteckt; wo sind sie?" (der Hauptmann oder ein Landjäger mußte also apportirt haben.) „Dort im Rocksack!" Der Obermeister sah hierauf meine Uhr auf dem Steinofen liegen. „Die Uhr", sprach er, „muß ich auch haben." „Die Uhr gebe ich nicht her, ich werde mittelst derselben wohl nicht hinausbrechen." Er ließ ab und trollte sich. Ich befand mich wieder allein. Es war zwei Uhr. Ich schlief, da mir, der ich vor einer Stunde aus dem tiefsten Schlaf geweckt worden war, das jüngst Vergangene nur wie ein Traum vorschwebte und ich daher beinahe ohne alle Gemüthsbewegung war, auf dem Strohlager gar nicht übel, Dank meiner Kaltblütigkeit. Als es Tag war, hörte ich in der Zelle neben mir ein Kettengerassel und bemerkte so, daß da ein Kettensträfling wohnen müsse. Dieser rief ganz vernehmlich, am geöffneten Fenster stehend, welches für beide Zellen, jedem zur Hälfte, gemeinschaftlich ist. „Wie haben Sie geschlafen da drüben?" „Passabel," antwortete ich und frug: „Wer seyd Ihr?" „Der unglückliche Schwendimann (ein Raubmörder), der sich schon fünf Jahre hier befindet," war die Antwort. Damit hatte unser Gespräch ein Ende. Ich dachte, wäre ich nur von dieser sauberen Gesellschaft befreit. Mein Wunsch sollte bald erfüllt werden. Man brachte mir das Frühstück, das gut bereitet war. Nachdem ich es genossen, wurde mir angezeigt, ich müsse ein anderes Gefängniß beziehen. Man führte mich in die hinterste Zelle auf der Abendseite. Sie war beinahe ganz finster; denn das ohnehin kleine, in einer Höhe von

circa 9 Fuß angebrachte Fenster ward durch einen zwischen dem Fenster und Vorfenster angebrachten Laden bis an eine Oeffnung von ungefähr einem Quadratschuh, oben in der linken Ecke verdunkelt, das Fenster von innen vernagelt und überhin mit einem Drathgitter überzogen. Es war die Zelle, in welcher die Nacht zuvor noch der Mörder Jacob Müller zugebracht hatte und für ihn eigens, wie es scheint, zu seiner Qual hergerichtet worden war.

(Schluß folgt).

## Tabletten.

*** Bei der Aufführung des Stücks Jerome le maçon, in Paris, am 1. December fiel der Schauspieler Bouffé, der die Hauptrolle spielt, plötzlich leblos zu Boden. Die Mitspielenden sprangen ihm zu Hülfe und der Vorhang mußte fallen. Der Künstler kam mit ärztlichem Beistande zwar wieder zur Besinnung, aber er mußte nach Hause getragen und das Stück konnte nicht ausgespielt werden. Die große Aufregung, in die Bouffé jedes Mal die Darstellung dieser Affektrolle versetzt, hatte eine Art Nervenlähmung herbeigeführt, die sich durch einen schlagähnlichen Anfall äußerte und wahrscheinlich ein längeres Krankenlager nach sich ziehen wird. Wir müssen gestehen, daß wir für die Darsteller des Vater Jean im „Lumpensammler“ oder der Marianne in „ein Weib aus dem Volk“ schon Aehnliches befürchtet haben. Da hört die Kunst auf und die halsbrechende Arbeit fängt an.

*** Eigenthümliches Nachtquartier. Wenn die Afghanen genöthigt sind, im Winter im Freien zu übernachten, so wissen sie sich auf folgende Weise gegen das Erfrieren zu schützen. Es wird ein Platz vom Schnee gereinigt, wo sie sich im Kreise herumlagern, so nahe als möglich zusammen und die Füße durcheinander geschlungen; der Ring wird gleichmäßig zugedeckt, damit sich die thierische Wärme nicht verflüchtige. Engländer, welche auf diese Weise afghanische Winternächte im Freien zubrachten, erklären, daß sie kaum einige Unannehmlichkeit gefühlt hätten. Bl. a. d. Gw.

*** Dichterquelle. So nennt ein Chemiker in London einen von ihm erfundenen Parfüm, von dem ein Tropfen hinreicht, die Atmossphäre mit himmlischem Wohlgeruch zu erfüllen, das Herz groß, die Phantasie reizend zu machen, dichterische Ideen zu entzünden und bis zum Ueberirdischen zu steigern. — (Ist es wohl nöthig, fragen die neuen „Blätter aus Kassel“, dieses duftige Begeisterungsmittel hier zu empfehlen? Nach gemachten Erfahrungen erklären wir uns für das — Nein.)

*** Der Dessauer Marsch. Als der vor Hundert Jahren (1747) verstorbene berühmte Fürst Leopold von Dessau unter dem Oberbefehl des Prinzen Eugen mit 8000 Preußen der Schlacht bei Cassano (am 16. August 1705 gegen den Malschall Vendome) beigewohnt hatte, überraschten ihn die Einwohner von Cassano, zur Feier des Sieges, mit diesem Marsch. Die Liebe des „alten Dessauers“ zu seiner Melodie ging so weit, daß er darnach alle Lieder in der Kirche sang; der Marsch aber hat den ganzen siebenjährigen Krieg hindurch das preußische Heer zum Kampf und Sieg geführt.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Eine deutsche Zeitung nach der andern leiht der Entrüstung Worte, mit welcher allerwärts vernommen worden ist, in wie unrechtlicher Weise Frau Birch-Pfeiffer sich durch ihr neues Drama „Dorf und Stadt“ an Berthold Auerbachs Eigenthum nicht nur, sondern auch an der literarischen Ehre des beliebten Volksschriftstellers vergangen hat. Das Stück ist eine in vier Wochen zuwege gebrachte Dramatisirung der Novelle „die Frau Professorin“, welche Auerbach zunächst für die Urania von 1847 geschrieben hat, und findet in Berlin so ungemessenen Beifall, daß es Tag um Tag, zuweilen sogar zwei Tage hintereinander gegeben wird. Dieser Beifall soll auch ein durchaus gerechter seyn; Alles aber, was das beregte Drama interessant und anziehend macht, bis auf den schwäbischen Dialekt ist Eigenthum Auerbachs, nur der matte fünfte Akt gehört der Frau Birch. Der Dichter empfing seinen mäßigen Ehrensold, die Bearbeiterin zieht die enorme Tantième; da das Stück über alle Bühnen gehen wird, so kann man den reinen Gewinnst der Frau Birch auf wenigstens 4 bis 5000 Thaler berechnen, während der ursprüngliche Dichter nicht halb so viel Hunderte für seine Novelle erhielt! Und wem wird überdieß von der großen Masse, welche das Drama aufführen sieht, die literarische Ehre zuerkannt werden? Nicht dem Dichter Auerbach, dem sie gebührt, sondern der Bearbeiterin, welche sich dieselbe angemaßt. Die „Karlsruher Zeitung“ hat Recht, wenn sie sagt, man müsse es der Presse nachrühmen, daß sie über dieses Plagiat zu Gericht gesessen. Aber was wird's helfen? Vorderhand kann nur von einer moralischen Vernichtung die Rede seyn, denn so weit wie in England oder Frankreich sind wir leider noch nicht, was den Schutz des literarischen und artistischen Eigenthums anbelangt. In Frankreich ist es nicht einmal gestattet, in solcher Weise einen Operntext zu machen, wo doch wegen der musikalischen Form ein wörtlicher Auszug gar nicht möglich, und eine eigentlich freie Bearbeitung durchaus nöthig wäre. Als Beleg hierfür dient, daß in Frankreich Donizetti's „Lucreiza Borgia“ nur deßhalb nicht aufgeführt werden darf, weil Victor Hugo nachgewiesen hat, daß das Textbuch ein Plagiat seiner Tragödie gleichen Namens ist. —

Oettingers Charivari vermeldet, Heinrich Laube, welcher Gottsched, Gellert und Schiller dramatisch verunstaltet habe, wolle nun den Balladendichter Bürger auf die Bühne bringen; das sey ein guter Bissen für — die „Hiobspost.“

Wie man aus München schreibt, hat Kaulbach die Erlaubniß, sein viel gelobtes und viel getadeltes Gemälde: „die Zerstörung Jerusalems“ in Kupfer zu stechen, nur gegen ein Honorar von 16,000 fl. erhellt. Für das Gemälde selbst erhielt er das Zweifache.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 7. December. Uriel Acosta, Drama in 5 Abtheilungen, von C. Gutzkow.

Donnerstag, den 9. December. Die Belagerung von Corinth, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Rossini.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 339.** Donnerstag, den 9. December **1847.**


### El Rojo.

Eine Geschichte aus Spanien von ***.

(Fortsetzung.)

„Solche Dienste sind nicht zu belohnen", sagte der Colonel. „Jetzt sind wir unsers Sieges gewiß. Der, welcher mich zu Euch gesandt, hat mich beauftragt, Euch seiner hohen Gunst und seines Dankes zu versichern."

„Ich strebe nicht darnach meine Gewalt zu behaupten," versetzte der Graf, „nur der Triumph unserer Partei ist mein Ziel. Aber trotz des Gewichtes, welches diese Urkunde hat, dürfen wir uns doch nicht schmeicheln, Colonel, den Sieg ohne Kampf davon zu tragen. Gott ist immer auf der Seite der stärksten Bataillone, sagte Napoleon. Haltet Euch deßhalb bereit und werbt im Voraus für die katholische Armee. Wer weiß, ob der König nicht lange genug lebt, daß unsre Gegner seine Schwäche gegen uns zu benutzen verstehen."

„Das katholische Spanien wird sich in Masse gegen Ferdinand erheben," entgegnete der Colonel, „das Schwert der alten Stützen des Thrones und der Geistlichkeit ist noch nicht eingerostet; die Garde ist auf unserer Seite und wir können auf die Civilbehörden und die Oberoffiziere von elf Provinzen zählen. Diese Liste unserer neuen Anhänger wird Euch Staunen und Sicherheit einflößen."

Der Graf überflog mit raschem Blicke das Verzeichniß.

„In der That", sagte er, „das erregt meine Verwunderung; ich finde hier die Namen von Männern, welche gewöhnlich den Ausgang des Kampfes abwarten, bevor sie sich für oder wider eine Sache erklären und unsere Sache muß schon halb gewonnen seyn, wenn diese Leute zu unseren Anhängern zählen. Laßt die Liste in meinen Händen, sie wird mir von großem Nutzen seyn, und versichert Euerm Gebieter, daß er keinen treuergebeneren Diener besitzen kann, als mich. Noch ein Wort, Obrist, Ihr seyd ein Vertrauter Negato's, der in unseren Diensten steht, und dieser ist ein Mann, der uns eben so viel schaden wie nützen kann, wenn wir nicht vorsichtig mit ihm zu Werke gehen. Er ist noch nicht zum letztenmal einer Sache abtrünnig geworden und steuert zwischen zwei Wassern, um der apostolischen Partei besser dienen zu können, wie er vorgibt. Aber wer weiß, ob er nicht den Liberalen dasselbe versichert. Ich werde ihn übrigens bewachen, und wehe ihm, wenn er uns zum Besten haben sollte. Der Galgen . . . ."

Hier hielt der Graf inne, aber der Sinn seiner letzten Worte war ziemlich klar. Kaum hatte sich der Obrist aus dem Zimmer entfernt, als el Rojo das Rauschen eines seidenen Gewandes hörte und hieraus vermuthete, daß Rosaura eingetreten sey, um ihn vielleicht von der Gegenwart des Grafen zu befreien. Bei ihrem Anblicke schlug des Studenten Herz vernehmbar, denn noch nie war ihm die Dame so reizend erschienen. Weit entfernt, sich schüchtern zu bezeigen, verrieth vielmehr der edle stolze Ausdruck ihrer Züge und ihre ganze Haltung eine unerschütterliche Entschlossenheit.

„Schöne Braut", begann die Excellenz mit vieler Artigkeit, „es befremdet Euch vielleicht, mich zu dieser Stunde in Euerm Salon zu treffen. Allein ein Freund hatte mich um eine geheime Unterredung gebeten und ich konnte Euch, dünkt mir, keinen größeren Beweis meines Vertrauens geben, als ihn hier zu empfangen."

„Dieses Haus gehört Euch an, Herr Graf, entgegnete Rosaura und folglich seyd Ihr hier unumschränkter Gebieter."

„Warum diesen bittern, kalten Ton, Rosaura?" Ihr strahlt heute Abend in überirdischer Schönheit und ich fühle mich glücklich, Euch bei diesem Anlaß meine Huldigung darbringen zu können. Seit einigen Tagen nehmen die Angelegenheiten Spaniens jeden meiner Augenblicke in Anspruch und die S rge für das zukünftige Glück des Landes gestattet mir kaum, an das unsrige zu denken."

„Ja, Spanien vor Allem", versetzte die Mündel mit einem spöttischen Lächeln. „Spanien schuldet Euch schon so vieles. Der Lärm, den ich in dem Salon hörte, worin um diese Zeit tiefe Stille zu herrschen pflegt, beunruhigte mich. Verzeiht mein unbescheidenes Eindringen, ich entferne mich."

„Nein, Rosaura, es ist an mir, diesen Salon zu verlassen, um diese Nacht nochmals in meinem Cabinette zu durchwachen. Man beneidet uns Männer, die wir das Ruder des Staates in Händen halten. Und ach, wie glücklich würde ich seyn, könnte ich mich in die ländliche traute Verborgenheit des Landlebens mit Euch zurückziehen."

„Ihr, Herr Graf", erwiederte das Mädchen spöttisch, „ich glaube, Ihr würdet Euch schwerlich an die Einsamkeit und das Landleben gewöhnen können."

„Und warum, wenn ich bitten darf, meine liebenswürdige Mündel?"

„Warum?" wiederholte sie.

„Ich bin neugierig, das zu hören. Könnte ich an Eurer Seite bereuen, die Macht niedergelegt zu haben?"

„Und die Gewissensbisse, mein Herr, die Gewissensbisse."

Das Antlitz des Grafen verdüsterte sich, doch schnell zwang er sich zu einem Lächeln.

„Ja die Schatten der gemordeten Freiheitsmärtyrer!" erwiederte die junge Spanierin. „Heilige Mutter Gottes, ich Eure Gemahlin, und das Blut meines Bruders schreit

gegen Euch zum Himmel! Freilich, Ihr werdet sagen, daß Ihr vergeblich versuchtet, ihn zu retten, daß ein unerbittlicher höherer Wille Euch die Hände gebunden. Aber das sind Lügen. Ihr konntet ihn retten und habt es nicht gethan, denn das Vermögen der Schwester wurde ja durch des Bruders Tod nur um so beträchtlicher. Ihr möget es behalten, Herr Graf, da mein Vater, von mönchischen Einflüsterungen berückt, mich mit Euch verlobte, aber niemals werde ich die Gemahlin eines Mannes, der sich zum Vollstrecker der Bluturtheile Ferdinand's des Siebenten machen ließ."

„Stille, Sennora, stille," rief der Graf, „das sind unwürdige Verleumdungen; ich errathe ihren Urheber wohl. Künftighin werde ich Don Regato den Zutritt in mein Haus zu verbieten wissen."

„Eher sterben!" setzte Rosaura noch hinzu. „Ich werde nicht die erste Frau seyn, welche Euer Excellenz getödtet, wie z. B. die unglückliche zu Granada, die hingerichtet wurde, weil sie ihren Gatten nicht ausliefern wollte."

„Ihr sprecht wahrhaft wie eine Närrin, Rosaura," versetzte der Graf mit erhobener Stimme, sichtlich von diesem unverhofften Ausbruche ihrer Empörung betroffen und gereizt, indem er die Hand krampfhaft in seinem Busen verbarg. Er ließ es geschehen, daß sich das Mädchen tief erschüttert entfernte, ohne einen Versuch zu machen, sie zu beruhigen, und el Rojo hörte ihn noch für sich hinmurmeln: „Wenn die verdammten Liberalen alle Frauen für sich gewonnen haben, so läuft Don Carlos noch große Gefahr. Ach, Luft! ich ersticke!"

(Fortsetzung folgt.)

## Die Landsitze des englischen Adels.

Mitgetheilt von Dr. Rödiger.

(Fortsetzung.)

Die Parks sind meistens sehr groß, und mit vielem Geschmack und großen Kosten angelegt. Eine besondere Abtheilung des Parkes, die sich in der unmittelbaren Nähe des Schlosses befindet, heißt Pleasure-ground, und ist, wie der Name andeutet, ausschließlich zum Vergnügen bestimmt. Die Hauptmerkmale, durch welche sich die englischen Gartenanlagen von dem steifen französischen Geschmack unterscheiden, sind bekanntlich die Schlangengänge, die Gebüsche und Rasenplätze; aber in jedem englischen Garten finden sich auch Blumenbeete, Treibhäuser und Orangerien. Der Küchengarten ist besonders abgetheilt, und von dem Lustgarten durch Gebüsche getrennt. Es ist kaum möglich, auf einem verhältnißmäßig kleinen Flächenraume eine größere Mannigfaltigkeit von Gartenanlagen anzubringen, als dieses in England geschieht. Wer einen solchen Garten zum ersten Male durchwandelt, wird oft auf das Angenehmste überrascht. Die künstlichen Hügel und Vertiefungen, die beständig wechselnden Schlangengänge und Grasplätze gewähren fast bei jedem Schritte die angenehmste Ueberraschung. Hier steht ein im chinesischen Geschmack gebauter Pavillon, dort eine Schweizerhütte; hier ist ein Teich mit Schwänen, dort eine künstliche Felsengruppe mit einem schäumenden Wasserfall, hier ein Vogelhaus, dort ein Springbrunnen. Nur wenige Gutsbesitzer lassen Marmorstatuen in ihren Gärten aufstellen, weil das feuchte Klima selbst auf die härteste Steinmasse nachtheilig einwirkt.

Der Herzog von Devonshire hat vor Kurzem auf seiner prachtvollen Besitzung Chatsworth eine gegen 250 Fuß hoch springende Fontaine anlegen lassen; eine Höhe, die von den berühmten Fontainen in Versailles, St. Cloud, Wilhelmshöhe bei Kassel und Peterhof lange nicht erreicht wird. Das Wasser zu diesem Springbrunnen kommt aus einem fünf englische Meilen langen Canal. Der eigens dazu angelegte Wasserbehälter hat einen Flächeninhalt von ungefähr sechs Morgen, und ist zwölf Fuß tief. Die zu diesem Wasserwerke verwendeten Metallröhren wiegen mehr als vierhunderttausend Pfund. Die Gartenwege sind mit Kies bestreut und fest gestampft, damit man selbst bei schlechtem Wetter spazieren gehen kann. Da der Winter in England sehr mild ist, so bleiben Blumen und Stauden, die einen gelinden Frost ertragen können, das ganze Jahr hindurch im Freien. Besonders beliebt sind: der Kirschlorber, der portugiesische Lorberbaum, die Azalia, das Rhododendron und andere derartige Gewächse, welche im Winter wie im Sommer Blumen und Beeren tragen. Die Magnolia wird selten bedeckt, und selbst die Camelien bleiben den Winter über im Freien stehen.

Die Treibhäuser sind unentbehrlich, um manche Früchte zur Reife zu bringen. Dieser Zweig der Gartenkunst hat daher in England einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht. Zur Heizung der Treibhäuser ist die Steinkohle vorzüglich gut geeignet. Auch die Bewässerung der Treibhauspflanzen geschieht durch sehr zweckmäßige mechanische Vorrichtungen. Die Gewächshäuser auf der eben genannten Besitzung des Herrn von Devonshire dürften wohl wenige ihres Gleichen finden. Mehrere derselben sind so geräumig, daß man zwischen den Blumen, Stauden und Fruchtbäumen spazieren fahren kann.

In Folge der Feuchtigkeit des Klimas sind in England die Wiesen und Rasenplätze das ganze Jahr hindurch beständig grün. Dieses nie welkende, immer frische Grün erinnert an die Schweiz und andere Alpengegenden. Ueberdieß wird der Rasen in den englischen Lustgärten mit außerordentlicher Sorgfalt behandelt und gepflegt. Es gibt Lustgärten, in denen beständig zwanzig bis dreißig Arbeiter blos mit der Pflege der Grasplätze beschäftigt sind. Der Rasen wird gemäht, gewalzt, gejätet und durch diese sorgfältige Behandlung entsteht ein so dichter, feiner, von allem Unkraut freier Graswuchs, daß man sorgfältig gearbeitete grüne Teppiche vor sich zu sehen glaubt. Den Grassaamen läßt man meistens aus Frankreich kommen, da in England die Sommerhitze keinen hinreichend hohen Grad erreicht, um denselben zur Reife zu bringen.

Am Ende des Lustgartens sind die mit großem Luxus erbauten und vortrefflich eingerichteten Hundeställe. Es sind gewöhnlich geräumige freie Plätze, welche in mehrere Höfe oder Abtheilungen geschieden und theils mit offenen Schuppen, theils mit verschlossenen Häuschen umgeben sind. Einige Abtheilungen haben den Zweck, die verschiedenen Meuten zu trennen; andere sind zur Aufnahme der ermüdeten Jagdhunde, noch andere für die Hündinnen mit den Jungen bestimmt. Der Boden besteht in diesen Hundehöfen theils aus Rasen, theils aus schrägen Steinplatten, damit die Hunde bei jedem Wetter trockenen Fußes gehen können. Jede Abtheilung ist mit fließendem Wasser versehen.

Der übrige Theil des Parkes, außerhalb des Pleasure-ground, besteht aus einem mehr oder minder ausgedehnten Terrain, das mit Hochwald, Wiesen, Weiden, Obstbäumen, Gebüschen und Ackerland bedeckt ist. Dieser ganze, oft mehre Meilen große Raum ist mit Graben oder Hecken oder Pfahlwerk, seltener mit Mauern umgeben, so daß das Auge die Grenze, die ihn von Feld und Wald trennt, kaum bemerkt. In den Parks sieht man Kuh- und Schafherden weiden;

hier und dort wohl auch ein Rudel Hirsche oder Rehe, von denen manche so zahm sind, daß sie sich den Spaziergängern nähern. Ein solcher Park wird in mehreren Richtungen von wohlunterhaltenen Fahrwegen durchschnitten, welche von der Gutsherrschaft zu Spazierfahrten benutzt werden, und überdies auch zum Transport des Holzes und der Feldfrüchte nothwendig sind. Eine breite Allee führt zum Schlosse.

So reizend und elegant der Pleasure-ground, der Lustgarten, ist, so düster und monoton ist meistens der große Park. Die Wiesen verlieren zwar nie ihr Grün, aber sie sind nicht, wie auf dem Continent, mit bunten, vielfarbigen Blumen übersäet, und sie unterscheiden sich in der Farbe wenig von den hohen Bäumen. Die englischen Parks haben besonders auf dem Continente viele Nachahmungen gefunden, und es läßt sich nicht leugnen, daß die Originalien von den Copien nicht selten an Schönheit und geschmackvoller Anlage übertroffen werden.

Viele alte Schlösser sind in den Bürgerkriegen zerstört worden. Die Ruinen sind oft so schön und ihre Lage so romantisch, daß sie die Aufmerksamkeit der Touristen nach sich ziehen; aber es gehört gar nicht zu den Seltenheiten, daß man die Erlaubniß, eine solche Ruine zu besuchen, erkaufen muß, und es gibt sogar Gutsherren, welche diese von den Besuchern erhobene Abgabe verpachten.

(Schluß folgt.)

---

## Kasimir Pfyffer und der Leuenproceß.

(Schluß.)

Der Verfasser erzählt nun sein weiteres Schicksal als Gefangener, sein Zusammentreffen mit dem wohlbekannten Verhörrichter Ammann, dem bekannten Anführer der „Rächer", von dessen Heldenmuth die Zeitungen eben nicht sonders Rühmliches zu berichten hatten, und den Gang der Untersuchung, die zum lebhaftesten Bedauern derer, die ihn schuldig wünschten, seine Unschuld nachwies, so daß er seiner Haft wieder entlassen werden mußte.

Der dritte Abschnitt: „die Aktenstücke" theilt die denkwürdigsten Dokumente des Untersuchungsverfahrens mit, die einen tiefen Blick in die Zustände des Kantons Luzern, besonders in die Beschaffenheit der dortigen Gerechtigkeitspflege gestatten. Im vierten Abschnitt sprechen die „öffentlichen Stimmen des Aus- und Inlandes über die Verhaftung" des Verfassers, „Morning-Chronicle", „National", „Augsburger Allgemeine Zeitung", „Basler", „Zürcher", „Thurgauer" und andre Zeitungen. Der fünfte Abschnitt verbreitet sich „über die Denunciationspflicht", die der Verfasser verletzt haben sollte. Im sechsten Abschnitte findet der Leser die Rechtsgutachten zweier ausgezeichneten deutschen Criminalisten, die von Mittermeier in Heidelberg und Henke in Halle, zu Gunsten des Verfassers. Sehr denkwürdig ist endlich der Anhang der Schrift, der in einer Aufzeichnung des Altschultheißen J. Kopp zum ewigen Gedächtnisse besteht. An diesen, so wie an den Altschultheißen Schumacher Uttenberg, jetzt Mitglied der provisorischen Regierung, und den Obersten Felix Balthasar, richtete der Verhörrichter Ammann folgendes Schreiben vom 7. Nov. 1845: „Die niederträchtigsten Gerüchte und Artikel in den radikalen Zeitungsblättern, welche den Zweck zu haben scheinen, die Leu'sche Untersuchungsprocedur nicht blos zu verunglimpfen, sondern auch die Gemüther in und außer dem Kanton bis zu einem Grade zu erhitzen, welcher den Landfrieden stören kann, veranlassen uns zu dem außerordentlichen Wunsche, daß es Ihnen gefällig seyn möchte, heute Vormittag 11 Uhr sich auf unserm Amtsbureau in der Zuchtanstalt einzufinden und durch eigne Besprechung mit dem Inquisiten Jakob Müller sich zu überzeugen, daß alle die Gerüchte von erzwungenen Angaben rein erdichtet sind. Sofort würden wir Sie im Weitern ersuchen, eine Erklärung darüber in ein öffentliches Blatt einrücken zu lassen rc." Die Angegangenen folgten dieser Einladung, mußten aber aus dem Munde des Müller hören, daß er Hunger und Frost habe ausstehen müssen u. s. w. Kopp ließ sich zuletzt dahin vernehmen: „Ich habe es mir zur Pflicht gemacht, der an mich ergangenen Einladung zu folgen, um der Wahrheit Zeugniß zu geben und das Verhöramt gegen Lüge und Verleumdung in Schutz zu nehmen. Ich mache mir aber nun auch zur Pflicht, das Verhöramt auf alle Wahrnehmungen aufmerksam zu machen, die geeignet sind, dasselbe in ein übles Licht zu stellen. Das Publikum hat sich allerdings mündlich und schriftlich nachtheilige Urtheile über den Gang dieser Untersuchung erlaubt; aber darf man sich dessen wundern, wenn auch nur theilweise und nicht einmal alles, was wir jetzt aus den Acten vernommen, unter demselben bekannt geworden ist? Das weiß man, daß Müller in häufigen Besuchen durch Zudringlinge gesprochen wird, und ich hörte deßhalb in Angst um Viele das Befürchten aussprechen, es möchte derselbe unter täuschenden Hoffnungen zu Angaben gegen Andere angereizt werden; aber daß dieses bereits auf den Namen Siegwarts selbst durch den Weibel des Verhöramtes geschehen, das wußte man nicht; hätte man es gewußt, wie würde dann erst und zwar mit Recht, über die Untersuchung und das Verhöramt, unter dessen Aufsicht der Inquisit und seine Abwärter stehen, geurtheilt worden seyn? Daß Müller selbst Soldaten um ein Stück Brod, seinen Hunger zu stillen, gebeten habe, war bekannt; was Wunder, wenn man also auf Zwangsmittel, die gegen ihn angewendet werden, geschlossen. Ich schenkte der Sage keinen Glauben; aber jetzt vernehme ich, daß sie eine Wahrheit ist und daß man den Inquisiten überhin noch frieren ließ. Ich selbst würde mir eine Gewissenssache daraus machen, mit vorlauten Urtheilen in eine strafrechtliche Untersuchung störend einzuwirken; aber daß es nicht geschehen könne, dafür sollte zunächst die untersuchende Behörde dadurch sorgen, daß sie für Geheimhaltung alles dessen, was auf die Untersuchung Bezug hat, wacht, während hier vorweg der Publizität übergeben wurde, was man gerne veröffentlicht sah. Auf solche Weise ruft man eben Urtheile hervor. — Ich will gerne glauben, daß hier, im Verhörzimmer, mit dem Inquisiten keine Gefährde getrieben werde; aber daß solches außer diesem geschehen, das haben wir nun in Erfahrung gebracht. Mit der Zusicherung der größten Unparteilichkeit haben Sie, Herr Verhörrichter, uns auch wiederholt die Versicherung gegeben, daß keine politischen Rücksichten gegen Personen Einfluß ausüben sollten. Wer wird aber das glauben, der mit den Akten in der Hand das Verfahren gegen Herrn Dr. Kasimir Pfyffer mit dem Verfahren gegen einen gewissen Achermann vergleicht? Dieser, der laut eigenem Geständnisse schon im Monat Januar den in Müller entstandenen Mordgedanken in ihm stärkte und, um eine Löhnung an Geld für ihn auszuwirken, mit ihm herumreiste, lebt in der Freiheit, und Herr Pfyffer, von welchem der Inquisit selbst gesteht, daß er von seinem Vorhaben abgemahnt habe, sitzt im Verhafte. Soll das nicht auffallen? (Eine zweite ähnliche Bemerkung unterließ ich aus Rücksichten der Discretion sowohl, als — weil Herr Dr. Pfyffer solche für sich bedürftig war. Selbe wäre aus der Thatsache zu entheben

gewesen, daß Inquisit, laut den Acten, bei Herrn Stadtammann Isaak, von der Sache gesprochen, wie bei Herrn Pfyffer, und zwar in der ganz gleichen Zeit, ohne daß deßwegen auch Herr Isaak verhaftet worden oder auch nur verhört wäre.) Es ist daher dem Verhöramte in seinem eigenen Interesse dringend zu empfehlen, daß es die Sache Pfyffers beförderlichst der Erledigung zuführe. Die Blicke des besseren Theils des Publikums sind weit mehr auf das Verfahren gegen Herrn Pfyffer, den Niemand für schuldig hält, gerichtet, als auf den geständigen Meuchelmörder Jacob Müller.

Pfyffer, hat für seine Schrift als Motto eine grade jetzt sehr sprechende Stelle aus Johannes von Müllers Geschichte der Schweiz gewählt, die Stelle:

Alle politischen Uebel verhalten sich zur willkürlichen Gewaltübung, wie Krankheiten zum Tod; nur der Tod ist unheilbar.

## Tabletten.

*** Ueber die deutschen Hansestädte bringen die „Grenzboten" in ihrer neuesten Nummer einen in mancher Beziehung sehr interessanten Aufsatz, dem wir jedoch neben vielem Beachtenswerthen und Treffenden hier und da etwas mehr prägnante Darstellung und Heine'schen Humor in Auffassung deutscher, vornehmlich spießbürgerlicher Lebensverhältnisse und Charaktere gewünscht hätten. Am Schlusse entwirft der Verfasser von den Hansestädten folgendes ebenso poetisch gefaßte als treffend wiedergegebene Bild: Lübeck gleicht einer stillen, ernsten Matrone, der man noch jetzt es ansieht, welche reiche Vergangenheit ihr einst geblüht, wie sehr sie dieselbe früher benutzt und mit welcher edlen Resignation sie jetzt die unvermeidlichen Gebrechen des Alters trägt; trotzdem, daß sie wenig Anziehendes mehr hat, weilt man doch noch gerne bei ihr und plaudert von früheren Zeiten. — Hamburg ist eine schöne üppige Frau, in der vollen Reife der Jahre, Lebenslust lacht aus ihren Blicken, Genuß winkt aus ihren Zügen. Sie ist ihres Sieges nur zu gewiß und versäumt dadurch manches, was ihr später wohl Nutzen bringen dürfte. Noch vermag sie das Auge zu blenden, den Beschauer zu entzücken, und doch wollen aufmerksame Kenner schon bisweilen behaupten, es treten trotz alles Glanzes und äußern Scheines schon hier und da eine Runzel des Alters hervor, eine unangenehme Lücke mache sich fühlbar. — Bremen ist noch ein junges Mädchen (?), das eben die Klosterschule (?) verlassen, es tritt noch etwas steif und unbeholfen (?) auf und schauet sich gerne nach dem Beichtvater um, ob dieser auch folge. Aber dennoch liegt schon eine gewisse Kühnheit und Kräftigkeit in ihrem Auftreten und es blitzt aus ihrem Auge etwas entgegen, was auf eine reiche Zukunft schließen läßt. Wir glauben, sie schreitet gar rasch in Allem fort und wird auch bald des Lebens Freudigkeit in vollem Maße genießen.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Wir zählen heute abermals die neuesten Schöpfungen der dramatischen Muse Deutschlands auf und beginnen mit einer merkwürdigen Erscheinung. In der französischen Theaterzeitung wird nämlich angezeigt, daß ein junger deutscher Handwerker, der sich ohne alle Anleitung die französische Sprache und Literatur bis zu einem Grade seltner Vollkommenheit zu eigen gemacht, ein Trauerspiel geschrieben habe, welches von großer Genialität zeugen und der Schönheiten viele enthalten soll. Diese Tragödie wird wahrscheinlich recht bald zur Aufführung gelangen, denn das zweite Théâtre français hat dieselbe bereits angenommen und Hr. Viennet, Mitglied der königlichen Akademie, hat es übernommen, die poetische Schöpfung in Gemeinschaft mit dem Dichter bühnengerecht zu machen. Es muß uns diesseits des Rheins gewiß von großem Interesse seyn, zu hören, welchen Erfolg die französische Tragödie eines deutschen Dichters in jener Weltstadt haben wird, die man uns allzugern im Bereich der Kunst, der Mode und der Genüsse die tonangebende seyn läßt.

Auch Hermann Rollet, ein Sohn des dichterreichen Oesterreich, der zuerst durch seine politisch-lyrischen Zornergüsse bekannt geworden, ist in den Dienst der dramatischen Muse getreten und sein dreiaktiges Trauerspiel „Eine Schwester" ist bereits in Oldenburg über die Bühne gegangen. Vermuthlich ist es die kritische Schärfe von Adolph Stahr, der diese Tragödie in der „Bremer Zeitung" begegnet, um als „ein in jeder Beziehung unreifes dramatisches Product bezeichnet zu werden. Der Verfasser, heißt es dort hat das Genre von Hebbels gewaltig erschütternden Trauerspielen sich zum Vorbilde genommen. Aber er ist der Bewältigung solcher Aufgabe vollständig erlegen. Die Behandlung eines schon an sich sehr mißlichen Stoffes, wie der der geschlechtlichen Liebe zwischen Bruder und Schwester, ohne alle hinreichende Motivirung durch die Umstände und Verhältnisse, das Ungeschickte und Unbehülfliche in der ganzen Composition, die an das Inepte streifende gewaltsame Lösung des Knotens, welche aller Vernunft und Wahrscheinlichkeit zuwiderläuft, dazu die Langweiligkeit der vielen Monologe, und der gänzliche Mangel an aller Kenntniß und Berücksichtigung der Wirklichkeit und ihrer Forderungen bildeten in diesem Stücke ein trauriges Ganze, dessen Anblick für die Zuschauer höchst unerfreulich war." Wir wollen glauben, daß jedes Wort dieser Kritik eine Wahrheit ist. Ob aber der Verfasser derselben bei der heutigen Unfruchtbarkeit an dramatischen Dichtern und Dichtungen mit einem Erstlingsproduct schonungslos umgehen durfte, ist eine Frage, die er sich leicht selber beantworten kann. Obige Kritik hätte seiner Zeit fast Wort für Wort auf Schillers „Räuber" gepaßt, und hätte sich das ungebundene, alle Schranken durchbrechende Genie durch eine solche Kritik zurückschrecken lassen, dann möchten wir mit dem Urheber derselben die Verantwortlichkeit nicht theilen. Mehr können wir nicht sagen, da wir ja Rollet's Tragödie nicht kennen. Soviel aber ist gewiß, daß die dramatischen Dichter von heute d. h. die wirklichen Dichter in ihrem eigenen und in unserem Interesse vor Allem der Ermuthigung bedürfen. Und da ist auch nicht ein winzig Wörtlein von Anerkennung zu lesen.

Unter Mitwirkung ausgezeichneter musikalischer Kräfte der Städte Frankfurt und Darmstadt wird Herr Posch am 16. d. M., Abends 7 Uhr im Saale des holländischen Hofes ein großes Vocal- und Instrumental-Concert geben.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 9. December. Die Belagerung von Corinth, große Oper in 3 Abtheilungen. Musik von Rossini.

Samstag, den 9. December. (Zum Erstenmale): Don Sebastian, dramatisches Originalgedicht in 5 Abtheilungen, von Dr. A. E. Wollheim.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 340. Freitag, den 10. December 1847.

# El Rojo.

Eine Geschichte aus Spanien von ***.

(Fortsetzung.)

Mit diesen Worten eilte der Graf auf den Balkon zu und stand mit einem Mal el Rojo gegenüber. Beim Anblick eines unbewaffneten Gegners schleuderte der Student seinen Dolch sogleich weit von sich. Der Graf aber legte diese Hochherzigkeit falsch aus, faßte den Fremden am Kragen und rief laut nach Hülfe. El Rojo entwand sich jedoch ohne große Mühe den Armen seines Gegners und bemächtigte sich in dem Handgemenge der Liste des Obristen, da öffnete sich ihm plötzlich die Thüre, welche bei seinem Eintritte hinter ihm verschlossen worden war; eine unsichtbare Hand schien über seine Sicherheit zu wachen, denn, glücklich im Garten angelangt, fand er auch das eiserne Gitterthor nicht verschlossen. Indeß hatte sich der Lärm in dem ganzen Palaste verbreitet, die Diener eilten mit Fackeln herbei und ihr Geschrei setzte bald die ganze Nachbarschaft in Bewegung und Aufruhr. Von einem Menschenhaufen verfolgt, floh der Student in bewußtloser Hast und gerieth in ein Labyrinth sich durchkreuzender, enger Straßen und Gäßchen, so daß er beinahe an den Ort zurückgekommen wäre, aus dem er sich eben durch die Flucht gerettet hatte. Einen Augenblick Athem zu holen und sich besser zurechtzufinden, stand er in der Nähe eines großen weitläufigen Gebäudes still. Es war der königliche Palast; ein Mann, der in seinen Mantel gehüllt, längs der Mauer herkam, stieß wider ihn.

„Don Regato!“ rief der Student freudig aus, als er den Freund erkannte.

„El Rojo!“

„Der Himmel schickt Euch mir,“ fuhr unser Freund fort, „halb Madrid ist mir auf den Fersen. Ihr wußtet darum?“

„Ihr sprecht im Fieber, mein Freund!“

„Wollte Gott! Ich wünschte hundert Meilen von Madrid entfernt zu seyn, aber mit ihr, Regato, mit ihr.“

„Also ist Euertwegen die ganze Polizei auf den Beinen? Ihr seyd von allen Seiten umzingelt.“

„Wie kann ich mich retten.“

„Hier nehmt meinen Mantel und Hut, ich wohne kaum drei Schritte von hier und kann mich somit schnell mit einem andern versehen. Ich glaubte Euch in Ciudad Real; da, haltet Euch etwas gebückt und nehmt einen langsamen ernsten Schritt an, wie ein Greis, der dem Grabe zuschwankt und nicht wie ein unbesonnener Jüngling, der sich bei einem Rendezvous überraschen läßt.“

„Welchen Weg soll ich einschlagen, rechts oder links?“

„Seht Ihr diese Thüre?“

„Sie führt ja in den Palast!“

„Das ist Euer einziger Zufluchtsort“, drängte ihn Regato ungeduldig.

„Wie, der Palast Ferdinand des Siebenten?“

„Geht hinein,“ sage ich Euch, „aber nur durch diese Thüre und mit sicheren, gemessenen Schritten. Wenn Ihr durch den ersten Hof gekommen seyd, dann wartet auf mich unter dem Säulengange. Laßt Euch nicht durch die schwarzen mehr oder weniger häßlichen Gestalten beunruhigen, welche vielleicht an Euch vorüberstreifen werden, und solltet Ihr zufällig mit einem buenas noches begrüßt werden, so erwiedert den Gruß, ohne Euch weiter aufzuhalten.“

El Rojo befolgte diesen Rath genau und erreichte ohne Hinderniß den bezeichneten Ort, wo sich auch bald der Alte, seinem Versprechen gemäß, einfand.

„Kann ich mich nun hinauswagen?“ fagte der Student.

„Hütet Euch wohl davor. Alle Spürhunde der Polizei sind auf Euern Fersen. Erzählt mir kurz, was Euch begegnet ist, ich kann Euch kaum fünf Minuten Gehör schenken.“

Don Regato hörte mit gespannter Erwartung den Bericht unseres Freundes an. Er lachte laut über den Zorn des Grafen. „Die Leute, welchen man mit dem Tode droht, pflegen alt zu werden“, sagte er. „Eine Wahrsagerin hat mir einst prophezeit, ich würde eines ruhigen Todes sterben. Die heilige Jungfrau gebe nur, daß ich diese Liste der Verschwornen in meine Hände bekomme!“

„Da hab' ich sie“, rief el Rojo, „hier ist sie. Ich wußte wohl, daß dieses Blatt die beste Waffe gegen den Grafen seyn werde, und schleuderte meinen Dolch weg, um mich seiner zu bemächtigen.“

„Bravo! mein Sohn, bravo! Ich selbst hätte nicht klüger handeln können. Nun ist es an ihm, zu zittern; nun stehen wir Stirne gegen Stirne, mein Herr Graf. Lange habe ich den Boden untergraben, lassen wir nun die Minen springen. Ihr, el Rojo, sollt die Ehre haben, zuerst den Angriff zu machen.“

„Aber was wollt Ihr mit diesen Redensarten? Ich verstehe Euch nicht; sprecht deutlicher.“

„Später will ich Euch Alles erklären“, entgegnete Regato und sein Auge leuchtete wie Karfunkel. An mehreren Schildwachen vorüber durchschritten beide nun einen langen Gang und wurden von zwei Hoflakayen in einen Saal geführt, wo sich eine ziemlich zahlreiche Versammlung von Männern befand. Die meisten standen schweigsam in ihre Mäntel gehüllt. El Rojo merkte sogleich, daß er sich mitten in der berühmten Camarilla Ferdinand's des Siebenten befinde, dieses geheimnißvollen Conclaves,

das zu Madrid nicht minder gefürchtet war, als einst der Rath der Zehne in Venedig. Die Spannung der Versammelten gab sich durch eine mehr als spanische Schweigsamkeit zu erkennen. Als Regato erschien, wurde er von allen Seiten mit so lebhaften Fragen bestürmt, daß er nicht wußte, welche er zuerst beantworten solle und deßhalb ganz schwieg.

„Seine Majestät," hub der schlaue Alte in heuchlerischem Ton an, „befand sich heute Morgen in einem sehr leidenden Zustande. Allein sie befindet sich diesen Abend wieder besser und läßt uns sogar hoffen, selbst in unserer Versammlung zu erscheinen."

„Sein Anblick wird hinreichen, unsere Unruhe zu beschwichtigen", entgegnete ein anderer mit ebenso scheinheiliger Miene.

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als eine kleine Thüre geöffnet ward, was das Zeichen zu allgemeinem Schweigen gab. Alle Versammelten erhoben sich und beugten gesenkten Hauptes das Knie, obschon der noch nicht erschienen war, welchem diese Ehrfurchtsbezeigung galt. Es dauerte selbst einige Zeit, bevor die erwartete Person eintrat. Endlich schwankte sie, auf zwei Diener gestützt, in den Saal. Ihre erdfahlen, zerrütteten Züge, die ein einstudiertes und halb schmerzliches Lächeln noch mehr verzerrten, mochten einst ziemlich schön gewesen seyn. Sie trugen noch immer jenen Typus der Bourbons, welchen die Bildhauer und Maler so oft dargestellt haben, aber verwischt und erloschen, wie das Gepräge einer abgegriffenen Münze. Die Krankheit hatte den König grausam entstellt, seine Augen lagen tief im Kopfe, spärliche dünne Härchen beschatteten die hohlen Schläfe und seine ganze Haltung war gebeugt und zusammengebückt.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Die Landsitze des englischen Adels.

Mitgetheilt von Dr. Rödiger.

(Schluß.)

Die Lebensweise, welche die Bewohner der Schlösser und Landhäuser mit ihren oft sehr zahlreichen Gästen führen, ist im Allgemeinen folgende:

Das Frühstück wird gegen zehn Uhr im Speisesaal servirt. Es besteht aus Thee, gerösteten Brodschnitten, Toasts genannt, Eiern, kaltem Fleisch und Erdäpfeln. Der Tisch bleibt für die Nachzügler bis zwölf oder ein Uhr gedeckt. Im Zimmer pflegen nur einige Damen oder unpäßliche Personen zu frühstücken. Es geht beim Frühstück ziemlich ungenirt her, ohne daß jedoch der Anstand nur im Geringsten verletzt wird. Man erscheint im einfachen Morgenanzuge, aber nie in nachlässiger Kleidung. Die Engländer vergessen nie die Rücksichten, die sie ihren Umgebungen schuldig sind; die Morgenanzüge sind so gut von der Mode vorgeschrieben, wie die Abendtoilette, und überdies hält ein Gentleman zu viel auf sich, um in unanständiger oder nachlässiger Kleidung zu erscheinen.

Im Speisesaal findet sich eine große Auswahl von Zeitungen, die ein Jeder nach seinem Geschmack und seiner politischen Meinung wählt und liest. Wie überall, gibt die Zeitungslektüre Veranlassung zu Bemerkungen und Discussionen theils über die Weltbegebenheiten, theils über Jagden, Wettrennen und die chronique scandaleuse, die von den öffentlichen Blättern immer sehr gewissenhaft mitgetheilt wird.

Beim Frühstück wird auch über die Verwendung des Tages Rath gehalten. Jeder pflegt die ihm angenehmsten Zerstreuungen zu wählen, und der Reichthum des Wirthes gibt den Gästen die Mittel an die Hand, ihren Geschmack zu befriedigen. Wer reiten will, findet zwei Pferde und einen Reitknecht zu seiner Verfügung; wer ausfahren will, braucht nur anspannen zu lassen; für den Jagdliebhaber sind Gewehr, Munition und Hunde bereit.

Meistens gehen die Männer allein oder in Begleitung eines mit den Localitäten bekannten Jägerburschen auf die Jagd; Treibjagden werden selten gehalten. Die Damen fahren oder reiten in Begleitung einiger alten Gentlemen, die dem Jagdvergnügen keinen Geschmack mehr abgewinnen können, oder einiger Dandies, die es gleichsam für ihre Berufspflicht betrachten, sich zu den Ladies zu halten. Uebrigens steht es einem Jeden frei, den Tag auf die ihm am meisten zusagende Weise zu verleben. Wer Geschäfte hat, geht ihnen nach, so wie auch der Herr vom Hause sich in vorkommenden Fällen mit der Verwaltung seiner Besitzung beschäftigt, ohne sich durch seine Gäste im Geringsten davon abhalten zu lassen.

So lange man im Innern des Schlosses ist, versammelt sich die ganze Gesellschaft in einem einzigen großen Salon. Wer lesen oder schreiben will, begibt sich in die Bibliothek, oder in das zu diesen Zwecken bestimmte Zimmer. Es ist nicht Sitte, deßhalb in sein Schlafzimmer zu gehen; jeder gehört der Gesellschaft an, und die Gesellschaft hat Ansprüche an ihn; es ist eine wechselseitige Höflichkeit, die unter gewissen Verhältnissen allerdings wohl lästig werden kann.

Um fünf Uhr Nachmittags kehren alle Bewohner des Schlosses heim, um sich für die Tafel anzukleiden. Beim „Diner" wird stets die strengste Etikette beobachtet; die Toilette, in welcher man sich zur Tafel begibt, muß sehr gewählt seyn, denn sie gilt für die ganze Soirée, und selbst für etwa nachfolgende Bälle. Die bei der Tafel servirende Dienerschaft ist immer in der Staatslivrée. Das Diner in einem Schlosse oder Landhause ist gemeiniglich noch glänzender als in den vornehmen Häusern der Hauptstadt, und besonders wird auf dem Lande sehr darauf gehalten, daß alles in reicher Fülle vorhanden sey: „plenty" gilt den Engländern für ein unfehlbares Merkmal eines respectablen Hauses.

Der Abend vergeht gewöhnlich unter dem Whistspiel und Gespräch. Die Jäger erzählen einander ihre Abenteuer, ihr Glück und Malheur. Die Jäger sind überall dieselben: ihre Erlebnisse grenzen an's Fabelhafte, keiner erzählt von einer Ungeschicklichkeit; wer fehlgeschossen hat, beklagt sich über unerhörtes Malheur, und behauptet wohl gar, das Gewehr, dessen er sich bediente, müsse behext gewesen seyn. Andere machen oder hören Musik, welche meistens sehr mittelmäßig ist, und deren Hauptverdienst darin besteht, daß die Zeit dabei getödtet wird. In jenen Schlössern endlich, deren Besitzer ein Theater und eine Schauspielergesellschaft zu seiner Verfügung hat, wird ein Theil des Abends durch die Vorstellung eines Stückes ausgefüllt.

Gegen Mitternacht wird ein leichtes Souper, größtentheils aus Früchten bestehend, servirt, und dann begibt sich Jeder in sein Zimmer.

Dieses luxuriöse Leben dauert den ganzen Winter hindurch, bis zum Beginne der Londoner Season. Wenn die Bäume anfangen zu blühen, ruft die Fashion alle auf Rang und Eleganz Anspruch machenden Familien in den Steinkohlendampf der Hauptstadt!

Einige der reichsten Lords haben mehrere solcher prachtvoller Schlösser, welche sie im Winter abwechsend bewohnen. Viele beobachten noch die alte patriarchalische Sitte, mit

ihrer Familie und der ganzen Dienerschaft das Morgengebet gemeinschaftlich zu verrichten. Uebrigens hat sich in den alten Sitten und Gebräuchen Manches geändert, obwohl das Verhältniß der Gutsherren zu den Unterthanen im Wesentlichen dasselbe geblieben ist. So z. B. bei der Geburt oder der Vermählung des ältesten Sohnes vom Hause. Vormals gab ein solches Ereigniß Veranlassung zur Vergrößerung der schon so drückenden Lasten der Pachter und Bauern; jetzt dagegen gibt der Gutsherr bei solchen Gelegenheiten im ganzen Umfange seiner Besitzungen glänzende Feste, und läßt Geld und Lebensmittel unter die Armen vertheilen. Bei solchen Festlichkeiten erscheint die Dienerschaft, oft sogar das Beamtenpersonale, im mittelalterlichen Costume, wie in einem Shakespeareschen Drama, so daß man sich in den alterthümlichen Gebäuden um mehrere Jahrhunderte zurück versetzt glaubt.

Wer sonst eine Zeit lang in einem Schlosse oder Landhause Gast gewesen war, wurde bei seiner Abreise von der Dienerschaft förmlich gebrandschatzt. Das ganze Personale, vom Haushofmeister bis zur Küchenmagd, stellte sich in einer Reihe auf, und der abreisende Gast mußte einem Jeden ein nach seinem Range und Stande bemessenes Geschenk geben. Diese Sitte war besonders lästig für die jüngeren Gentlemen, welche in den Gesellschaften immer die Mehrzahl bilden, und bekanntlich das väterliche Erbe ihren erstgeborenen Brüdern überlassen müssen. Diese Unsitte ist aber jetzt allgemein abgeschafft worden: es besteht in den meisten Schlössern eine Casse für die Dienerschaft, und die Trinkgelder, welche der letzteren nach dem jetzt herrschenden Gebrauche zukommen, sind nicht beträchtlicher, als jene, welche der Dienerschaft eines reichen Privatmannes auf dem Continente verabreicht zu werden pflegen.

Der gothische Baustyl ist so beliebt, daß viele neue Landhäuser nach dem Muster alterthümlicher Schlösser gebaut sind; andere sind im italienischen Styl aufgeführt, und alle zeichnen sich durch die in dem ganzen Hauswesen herrschende Nettigkeit und Ordnung aus. Das Leben in diesen Landhäusern hängt natürlich von dem größeren oder geringeren Reichthum des Besitzers ab; aber im Wesentlichen ist es dasselbe, und überall findet man die größte gegenseitige Achtung, verbunden mit der größten Ungezwungenheit im Umgange. Nicht selten findet man auch bei den Besitzern von Landhäusern die Sucht, reicher zu scheinen als sie wirklich sind.

Die Engländer, welche keine Landgüter besitzen und nicht auf Besuch zu Verwandten oder Freunden gehen, begeben sich gewöhnlich auf den Continent; besonders in die Rheingegenden, in die Schweiz, nach Italien und Frankreich. Ein Engländer, der Zeit und Geld zum Reisen hat, bleibt selten das ganze Jahr hindurch in seinem Nebellande.

## Tabletten.

*** Der Guttaperchabaum war von den Eingebornen Malacca's längst gekannt; seine Eigenschaften wurden jedoch erst vor 4½ Jahren von Europäern entdeckt. Es sprach sich Dr. Montgomery in seinen Berichten äußerst günstig darüber aus, und legte Dr. Almeida, Mitglied der königl. englischen Gesandtschaft, bald darauf Proben von diesem Baum vor. Er erreicht eine Höhe von 60 — 70 Fuß und mißt im Umfange 2—3 Fuß; seine Blätter sind 4 — 4¼ englische Zoll lang. Um nun das Gutta Percha zu gewinnen, wurde der Baum gefällt, und in denselben je 12—18 Zoll Einschnitte gemacht, unter welche man entweder Kokusschalen oder eigens dazu angefertigte Gefäße von Palmblättern setzte, und auf diese Weise den Saft sammelte, der zuerst weiß ist, nachher aber eine graue Farbe annimmt. Das in England verbrauchte Gutta Percha hat oft eine röthliche Farbe, die aber nur von der Rinde herrührt, welche zuweilen hineinfällt. Ist nun das Sammeln des Gutta Percha beendigt, so wird das Ganze in Wasser von 180° Fahrenheit Hitze gekocht, damit die darin enthaltenen Wassertheile entfernt werden. In einem solchen Zustande läßt es sich in alle Formen pressen, was durch starke Maschinen vorgenommen wird. Hitze wirkt sehr auf das Gutta Percha ein, bei 180° F. wird es weich und läßt sich in alle Formen ziehen; ebenfalls wird es weich, taucht man es plötzlich in siedendes Wasser, und es können auf diese Weise zwei Enden gut zusammengefügt werden. Vom 1. Januar 1845 bis 5. August 1845 wurden von Singapore nach England und den andern europäischen Häfen 6918 Piculs exportirt, und da jeder Baum ein Piculs liefert, so wird der zwar noch sehr große Vorath von Bäumen bald erschöpft werden. Um diesem abzuhelfen, zapft man jetzt die Bäume auf dieselbe Art an, wie man es mit der Siphonia elastica macht, die uns das Gummi elasticum liefert. Auf diese Weise angezapft, lieferten sie in einem Zeitraum von acht Tagen circa 84 engl. Pfund Gutta Percha. Auch bekamen die Bäume wieder ein ganz gutes und gesundes Aussehen, nachdem man die Löcher mit hölzernen Keilen zugeschlagen hatte, und sind sie in vier Jahren zum zweiten Anzapf wieder fähig. Da nun der Verbrauch nach den neuesten Berichten in 4 — 5 Monaten wenigstens um 300 Proc. zugenommen, so glaubt man durch obige beschriebene Art des Abzapfens noch lange eine gute Quelle zu haben. Die Wälder Malacca's sollen ohnedem noch reich an den schönsten und dicksten Bäumen sein.

## Von Biebrich um Mitternacht.

Sommer 1847.

Der Sommerabend spann mit mildem Schein
In Biebrich Strom und Schloß und Garten ein;
Ich wandelte den grünen Park entlang,
Rings um mich Blüthenduft und Vogelsang.

Da schaute ich, kristallen Dach und Wand,
Von schlanken Eisenspangen leicht umspannt,
Ein Prachtgebäude luftig, groß und weit,
Der Blumen Prunkpalast zur Winterszeit.

Da prangen Hallen, Corridor und Saal,
Die Bogen spiegeln hell den Sonnenstrahl,
Geschmack und Zierlichkeit ist rings zu schau'n,
Der Bau so schmuck und reich wie Fürsten bau'n.

Und Sie, der dieß zu Liebe all' gescheh'n,
Vollendet sollte Sie das Werk nicht seh'n;
Sie, eine Blume selbst, gar zart und mild,
Sie schied so früh in's ew'ge Lenzgefild!

Ach, Ihrer Schönheit sanftes Zauberlicht
Und ihrer Güte reicher Strahl, erbricht
Nachleuchtend aus dem Grabe noch hervor,
Und zeigt wie viel die Welt an Ihr verlor.

So sinnend weilt' ich lang im Gartenhain
Und schwelgte dann am Rhein im Mondenschein;
Als ich mich nach Wiesbaden aufgemacht,
Kam allgemach die stille Mitternacht.

Und wie dem Weichbild ich mich nahte hier,
Vernahm ich Roßgetrappe hinter mir;
Zwei Reiter sah ich bald vorüberzieh'n:
Der Herzog war's, zu Nacht auch kenn' ich Ihn.

Und wo der Heerweg in die Stadt sich kehrt,
Da steigt Er ab, der Diener nimmt das Pferd;
Er schreitet an ein Haus, aufgeht das Thor,
Er tritt hinein, der Schließer tritt hervor.

Mich trieb Neugier. Das war der Herzog? — Ja. —
So spät? — So kommt Er oft. — Was thut er da? —
Im Hause ist der Griechen Kirchensaal
Da liegt im Sarg sein todtes Eh'gemahl. —

Und dort? - - Da weiht er stundenlang und spät
Der todten Liebe Thränen und Gebet,
Und Ihr, die ach, so gut und schön und jung,
Der Wehmuth Opfer und Erinnerung.

Ich ging und wußte, was in stiller Nacht,
Ein treues Herz in Gram zerfließen macht.
Der Fürst ist feurig, jung und raschbewegt,
Wer glaubt, daß er so tiefen Kummer trägt!

Und seines Ahn's gedacht' ich, Adolph auch,
Den Gellheim sah erstarrt vom Todeshauch,
Und dem sein Feind nachrühmte auf dem Feld:
Er war, bei Gott, das beste Herz der Welt!

Dräxler-Manfred.

---

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Johann Ladislaus Pyrker von Felsö-Eör, der Dichtergreis, der vor wenig Tagen seine irdische Laufbahn in Wien vollendet hat, war am 2. Nov. 1772 zu Langh im Stuhlweißenburger Comitat in Ungarn geboren. Bei Grunow in Leipzig ist vor einigen Wochen unter dem Titel „Wien's poetische Schwingen und Federn", ein Buch erschienen, in welchem der Verfasser Hieronymus Lorm geist- und kenntnißreich, aber etwas heißblütig und mit scharf ätzender Feder die österreichischen Dichter und Dichterlinge der Gegenwart abhandelt. In diesem Buch mußte natürlich auch Ladislaus Pyrker eine Stelle finden und den ihm gewidmeten Blättern entnehmen wir folgende biographische Notizen. Die reiche und angesehene sowohl kirchliche als politische Stellung, die Pyrker als Erzbischof und Erbobergespann seit 1827 einnahm, war ihm, um mit Göthe zu sprechen, „an der Wiege nicht gesungen." Er studirte wie tausend Andre einer amtlichen Laufbahn entgegen und die Unmöglichkeit, eine passende Anstellung zu finden, sollte für ihn der Anstoß zu einem ereignißreichen und am Ende glückbeglänzten Leben werden. Dasselbe ist mit romantischen Schleiern drappirt. So viel ist gewiß, daß Pyrker mit zwanzig Jahren die Stelle als Secretär bei einem Grafen in Palermo annahm, sich in Venedig dahin einschiffte, aber noch in demselben Jahre zurückkehrend, sich in Wien plötzlich dem geistlichen Stande widmete. Auf dieser räthselhaften Reise nach Palermo soll er, was oft behauptet und oft geleugnet wurde, von Seeräubern nach Algier geschleppt und auf abenteuerliche Weise wieder befreit worden seyn. 1792 trat er in den Cistercienzerorden im Stift Lilienfeld in Unterösterreich und wurde seit 1796 schnell von Würde zu Würde befördert, wurde Pfarrer, Prior, Abt des Stifts, später Bischof, endlich 1827 Erzbischof von Erlau. 1810 begann er sein Heldengedicht „Tunisias" — es behandelt in zwölf Gesängen Karl V. unglücklichen Zug nach Tunis — vollendete es 1817 und ließ es 1818 im Druck erscheinen. 1820 wurde Pyrker zum Patriarchen von Venedig ernannt und 1821 erschienen in Ofen seine „Perlen der heiligen Vorzeit", eine religiöse Epopöe in acht Gesängen (Die Makkabäer, Eleazar rc.). Ein zweites Heldengedicht, welches 1824 in Wien veröffentlicht wurde, die „Rudolfias" behandelt in 12 Gesängen den Ritter und Kaiser Rudolph von Habsburg. Außerdem dichtete Pyrker „Lieder der Sehnsucht nach den Alpen", aus welchen mancher erquickliche lyrische Klang dringt. Indessen war der Verstorbene einer von den mehr genannten als gelesenen Dichtern, ohne nach Lorm's Meinung die Bedeutung mancher Klassiker zu haben, denen dasselbe Schicksal widerfährt. Uebrigens war Pyrker nicht nur als Dichter, sondern was mehr ist, auch als Mensch ausgezeichnet. Der „Allgemeinen Zeitung" zufolge werden seine sterblichen Reste wahrscheinlich in dem Stift Lilienfeld beigesetzt werden. Beruhigend ist der Gedanke, wenn wir an Pyrker's Sarg stehen, daß der Hingeschiedene ein ganzes thatenreiches Leben vollendet hat und den Erdenbecher bis auf die Neige austrinken durfte. Aber trostlos und erschütternd ist die Nachricht, daß einer unserer besten deutschen Dichter, der eben erst auf der Höhe des Lebens angekommen ist, für die Welt verloren scheint. Nikolaus Lenau's Gesundheitszustand ist in den letzten Monaten ein sehr bedauerlicher geworden und sein Anblick erweckt die schmerzlichsten Gefühle.

---

## Zum Veselersfonds

das Seinige wirksam beizutragen, wird der Liederkranz nächsten Samstag im Saale des Weidenbusches eine Abendunterhaltung veranstalten, zu welcher Eintrittskarten à 36 kr. bei den Herren André, Haus Mozart, Quilling, auf dem Liebfrauenberg, und am Samstag Abend an der Kasse ausgegeben werden. „So weit die deutsche Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt, das soll es seyn, das wackrer Deutscher nenne dein" — wir haben den Liederkranz dieses schöne Vaterlandslied oft voll Begeisterung singen hören. Er will es auch wieder einmal durch die That besiegeln, daß er es ernst meint in seinen Liedern, und darf dießmal wie immer, so glauben wir, eines schönen Erfolgs gewiß seyn.

---

Freitag, den 10. Nov.: Zweite Quartett-Unterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geißler, Posch und Eisner im „Holländischen Hof". Programm: 1) Quartett aus B-dur von Onslow, 2) Quartett aus Cis-moll von Beethoven, 3) Quartett aus D-dur (Nr. 7) von Mozart.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 9. December. (Zum Erstenmale): Don Sebastian, dramatisches Originalgedicht in 5 Abtheilungen, von Dr. A. E. Wollheim.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 341.** Samstag, den 11. December **1847.**

### El Rojo.

Eine Geschichte aus Spanien von ***.

(Fortsetzung.)

Nur mit großer Mühe konnte sich Ferdinand aufrecht halten und jeder Tritt verursachte ihm so heftige Schmerzen, daß sich seine Nerven trotz der Gewalt, die er sich anthat, eine gute Miene zu machen, krampfhaft zusammenzogen.

Er trat langsam an einen Tisch, vor welchem ein hoher Thronsessel für ihn bereit stand, stützte sich, Kraft und Würde affectirend, einen Augenblick auf die Lehne des Sessels und begrüßte mehrere seiner Vertrauten huldvoll mit der Hand.

„Guten Abend, Sennores," hub der Alte huldvoll an, „wir sind diesen Morgen etwas unwohl gewesen. Selbst unsere Leibärzte Castillo und der getreue Grijalva zeigten sich wegen unseres Befindens einigermaßen besorgt, das Uebel hielten wir jedoch nicht für so bedeutend, daß wir uns das Vergnügen hätten versagen können, uns mit Euch zu besprechen. Unsere getreuen Unterthanen glauben uns in Wahrheit kränker, als wir sind. Ihr müßt diese böswilligen Gerüchte Lügen strafen. Sagt, Mexas, und Ihr, Salcedo, sehen wir in der That so krank aus? Die, welche auf unseren Tod warten, müssen sich noch eine Weile gedulden. Ha, ha! was haltet Ihr davon, Sennores?"

„Es lebe der König!" erschallte es von mehreren Seiten. Der König dankte der Versammlung mit einer freundlichen Geberde. „Mit Gottes Willen", sagte er, „werden wir lange genug leben, um unser Werk zu befestigen und nicht allein das Geschick unseres Hauses, sondern aller Spanier, die ja auch unsere Kinder sind, sicher zu stellen."

Der Monarch hatte sich etwas zu rasch in den Sessel fallen lassen und schien von Schmerzen überwältigt. Alle richteten stumm die Blicke auf die Majestät. Um indessen die ängstliche Aufmerksamkeit von sich abzuwenden, und die Besorgnisse seiner Umgebung von sich abzuwälzen, rauchte er eine Cigarette und bat in scherzendem Tone, man möge ihm die Tagesbegebenheiten erzählen.

„Laßt hören, was sich in unserer guten Stadt Madrid zugetragen?" fragte er.

„Jedermann ist in Trauer versunken, seit der Krankheit Eurer Majestät," versetzte ein dicker pausbackiger alter Herr.

„Und doch", sagte ein Mann von hagerer Gestalt, „doch gibt es Spanier, die nichtswürdig genug sind, sich der Freude hinzugeben, während die getreuen Unterthanen Eurer Majestät in tiefer Bekümmerniß leben. So hat z. B. mein Nachbar, der Banquier Alvaro, welcher aus einer Millionen reichen jüdischen Familie stammt, noch gestern seine Tochter mit dem Francesco Polavar vermählt, der keinen Pfennig besitzt, obschon er sich für einen Vetter des Marquis de Santa Cruz ausgibt. Die Hochzeit ist sehr glänzend und fröhlich begangen worden. Indessen hat man nicht den geringsten Takt dabei beobachtet."

„Das wundert mich", bemerkte die Majestät, „da unsere getreuen Unterthanen und unsere reizenden Unterthaninnen zumal im Allgemeinen doch sehr gute Tänzer sind."

„Sire, ich spreche nicht von dem Tanze, sondern von dem Anstande, von der Sympathie, die man seinem kranken Könige schuldig ist. Sennor Alvaro," sagte ich zu meinem Nachbar, „solltet Ihr Euch nicht schämen, in dieser Zeit so viele Lustbarkeiten zu veranstalten und würde das Geld, welches Ihr an so viele Wachslichter verschwendet, nicht besser angewandt seyn, wenn Ihr auf den Altären Kerzen anzünden ließet, um die Genesung unseres vielgeliebten Monarchen zu erflehen. Lieber Freund, antwortete er mir hierauf, der Allmächtige, welcher Sonne, Mond und Sterne erschaffen, bedarf nicht unserer Kerzen, um seine Vorsehung zu erleuchten. Eine Veränderung wird bald eintreten und die Aussicht auf eine bessere Zukunft thut noch das Meiste bei unsrer heutigen Freude."

„Der Bösewicht!" rief ein anderes Mitglied der Camarilla. „Ich erkenne ihn ganz an diesen Reden. Er ist ein Freigeist, ein Aufrührer!"

„Laßt uns dießmal nachsichtig seyn," mahnte der König. „Alvaro hat seine Tochter vermählt, und das ist immer eine große Freude für einen Vater. Aber man halte ihn künftig im Auge. Und Ihr, Salcedo, was habt Ihr uns zu berichten?"

„Sire", erwiederte der Gefragte, „es fällt auf, daß bei einem hochstehenden Mann zahlreich besuchte Gesellschaften abgehalten werden. Die vielen Equipagen finden kaum Platz in dem Hofe seines Palastes und unter den Besuchenden befinden sich Generale, hohe Beamte, Minister, ja selbst die höchsten Würdenträger der Geistlichkeit und viele Eurer Gardeoffiziere."

Der König war bei diesen Worten sichtlich beunruhigt, eine fieberhafte Röthe überflog sein bleiches Antlitz und sein mattes Auge schien sich zu beleben.

„Habt Ihr's gehört, Taddeo?" fragte er nach kurzem Schweigen. „Welche Ungeduld!"

El Rojo's Staunen und Besorgniß erreichte den höchsten Grad, als er in dem Angeredeten den Grafen, Rosaura's Vormund, erkannte, der ihm in diesem Augenblick in der ganzen Stadt nachstellen ließ. Bisher war er noch nicht von ihm bemerkt worden, aber jetzt begegneten sich ihre Blicke mit einem Male und Taddeo vermochte kaum seinen Grimm zu bergen. Aber sich schnell fassend, wie es hier Zeit und Umstände geboten, antwortete er dem König:

„Wie kann man Eure Majestät mit so ungereimten Anklagen behelligen?" fragte der Graf. „Der Mann, welcher ohne Zweifel von Sennor Salcedo gemeint ist, nimmt den zweiten Rang im Königreich ein und muß der Etikette halber zahlreiche Besuche empfangen. Ich finde dieß ganz natürlich. Kann man verlangen, daß er den Kommenden seinen Palast verschließe?"

„Laßt ihn nur dem Eguja, San Juan, Moreno, Caraval und vielen andern, die ich noch nennen könnte, den Zutritt versagen", entgegnete Salcedo, „laßt ihn nicht einen Kreis von Mißvergnügten und Ehrgeizigen um sich versammeln. Wie hochgestellt er auch seyn mag, immer ist er doch der erste Unterthan Sr. Majestät und wird auch nur der erste Unterthan Isabellen's seyn."

Hier wechselten der König und Taddeo flüchtige Blicke, die nur Regato und seinem Schützlinge verständlich waren. Don Regato hatte dem jungen Freunde sein Verhalten vorgeschrieben und flüsterte ihm nun schnell in's Ohr, was er zu sagen habe. Dieß ist der Augenblick", fügte er hinzu, „wo die Mine springen muß. Der Graf muß gestürzt werden oder Ihr seyd verloren."

„Gegen Eure Majestät wird Verrath gesonnen," rief plötzlich der Student mit fester Stimme dem Könige zu. „Heute Nacht ist dem Infanten Don Carlos ein Document überreicht worden, das geheim gehalten werden sollte und das man selbst gegen den Willen Eurer Majestät geltend machen will, falls Ihr es widerrufen solltet."

Einem Augenblick der größten Ueberraschung über diesen Zwischenfall folgte eine allgemeine, dumpfe Stille und mit den Augen suchte man einander zu fragen, wer und woher dieser unaufgeforderte Sprecher.

(Fortsetzung folgt.)

## Altdeutsche Aerntefeste.

In einer Reihe lesenswerther Aufsätze sind dieser Tage im Feuilleton zur Kölnischen Zeitung deutsche Volksfeste und alterthümliche Volksbräuche zwischen Wupper und Sieg beschrieben und ausführlich besprochen worden. Man kann heutzutage für dergleichen Mittheilungen nicht dankbar genug seyn und muß denselben, immer wieder im Interesse unsrer deutsch-nationalen Eigenthümlichkeit und damit wir eine rechte Liebe zu dieser gewinnen, die größte Verbreitung wünschen, und dieß um so mehr, als die Mehrzahl der deutschen Unterhaltungsblätter zu glauben scheint, daß sie keine heiligere Pflicht habe, als ihre Leser mit zahl- und maßlosen Artikeln über französische und englische Zustände, Gesellschaft, Moden, Tagesliteratur, Bühnenereignisse, Privatverhältnisse und was dergleichen mehr ist, aufzuwarten. Eine Pariser Sackgasse pflegt von blasirten deutschen Feuilletonisten mit größerer Wichtigkeit beschrieben zu werden als etwa die Dresdner Bildergallerie oder die Münchener Pinakothek und wenn eine Sängerin der großen Oper an der Seine den Schnupfen hat, so wird es in allen deutschen Gauen gewissenhafter durch die Zeitungstrompete kundgemacht, als wenn ein herrlichster unserer deutschen Dichter mit der Noth oder dem Tod ringt. Wollten sich einmal die Redacteure unsrer schönwissenschaftlichen Tageblätter abgewöhnen, französische Fracks und englische Vatermörder zu tragen, wollten sie einmal anfangen, diese Blätter nicht mehr vorzugsweise mit allen möglichen Siebensachen aus französischen und englischen Büchern und Zeitungen anzufüllen, dann würde die deutsche belletristische Presse der Erfüllung ihrer Pflicht, die sie bei dem nationalen Streben unsers Volkes nicht von sich weisen kann, um ein gut Stück näher kommen. Ueberschwengliche Schätze von guten deutschen Stoffen liegen noch unbebaut, und wer nur in die Schachten hinabsteigen und keck zugreifen will, der wird irgend eine Herrlichkeit zu Tage bringen, und hat die Ehre und das Verdienst noch obendrein. Als einen so glücklichen Fund müssen wir auch die obenerwähnten Aufsätze der Kölnischen Zeitung bezeichnen. Mit großer Umsicht, vielem Verständniß und ruhelosem Fleiß hat man seit Jahren deutsche Volkssagen und Volkslieder gesammelt, man hat viele hundert Dialekte deutscher Sprache in mustergültigen Sprüchen, Reden und Versen zusammengetragen und alle diese aufgehäuften Schätze gewinnen rechten Werth und Bedeutung erst dann, wenn wir dem Volk, welches sich die Mährchen erzählt, die Sagen und Lieder singt, und diese oder jene Mundart spricht — wenn wir diesem Volk bis in alle seine geheimsten Lebensbezüge folgen, wenn wir seine eigenthümlichen Sitten und Gebräuche beobachten, um in ihnen den Boden zu finden, aus welchem alles Andre auf natürlichem Wege emporgewachsen ist. Von diesem Standpunkte aus legen wir dem nachstehenden Aufsatz große Bedeutung bei. Er gibt in faßlicher und anziehender Weise die Anleitung, wie man überall das tief innerste Volksleben prüfen und abbilden sollte, um uns mit demselben immer vertrauter zu machen und ein recht lebendiges gegenseitiges Interesse zu erwecken. — Es ist ein alter guter Kern deutschen Volkes, der zwischen Wupper und Sieg wohnt. Etwas abseit von den großen Heerstraßen lagernd, hat sich des Alten Gemüthlichen mehr als anderwärts bei ihm erhalten. An der Art, wie es seine Frühlings- und andre Feste begeht, wird dieß in weiterer Ausführung nachgewiesen und folgt dann zu demselben Zweck die Beschreibung der Aerntefeste, die wir nachstehend wiedergeben.

Die alten Germanen kannten den Herbst als Jahreszeit nicht; er hatte weder Bedeutung noch Namen (Taciti Germ. cap. 26); die Gaben des italischen Herbstes, Obst und Wein, wurden von den Germanen nicht angebaut, sie spendeten ihren Aerntedank nur für Getreide und Flachs, welche erstere Gabe die Ceres schon im Sommer bietet. Doch als die römische Eintheilung des Jahres auch in unserem Vaterlande eingebürgert wurde, setzte man den Namen des Aerntefestes für den italischen Autumnus. Die älteste Schreibweise für Herbst Hearfest, Hervest (Hearta-fest) oder Erdefest zielt unverkennbar auf eine Feier, nach der man das Spätjahr, wie den Frühling nach dem Maifest, den Maien, nannte.

Das Aerntefest war früher eines der Hauptfeste des Jahres und bei reichem Getreidesegen wohl das freudigste. Wie früher bei dem Kirmeßfeste erwähnt, wurde dieses im christlichen Mittelalter mit den Aerntefesten verbunden, vieler Ausschweifungen halber aber durch bischöfliche und weltliche Gebote in eine andere Jahreszeit verlegt, und viele Aerntefestgebräuche, namentlich das Aerntefeuer oder Hervestfeuer, welches nach der Weise des Johannisfeuers mit gewissem Ritus angelegt, angezündet und umtanzt wurde, bei den härtesten Strafen verboten. Namentlich wird das Werfen der Getreidekörner und Fruchtgarben in diese Feuer und das Fruchtstreuen unter den Kornbarm verbotweise erwähnt. Letzteres, welches noch jetzt von altgläubigen Leuten, wie sie sagen, nach altem Herkommen, um den Barm vor Mäusefraß und anderm Unheil zu schützen, beobachtet wird, deutet wie jenes Getreideverbrennen, wovon auf altdeutschen Opferstellen hiesiger Haiden die deutlichsten Spuren vorkommen, den heidnischen Opferbrauch an. Noch im Jahre 1697 erschien in Berg ein

kurfürstliches Verbot, das sich auf frühere landesherrliche Verordnungen berief, welche „das gottlosige, heidnische Arndtfeuer bei unnachsichtiger Leibsstraff verpönt hatten.“ In Franken blieben die Arndtfeuer unter dem Namen Drieschlag und Schnitlag bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts üblich. Feuer und Schmauserei sind Kennzeichen der Reste deutschen Heidenthums, denn es galt durchweg der Grundsatz: Ne loquare de Diis absque lumine. Bei dem Aerntefeste trat, was die Schmauserei betrifft, auch die Absonderheit hervor, daß selbst die strengeren Ordensregeln den Mönchen dann den Fleischgenuß verstatteten. Nachdem die Bischöfe schon im vierzehnten Jahrhundert aus sittlich-religiösen Gründen gegen die Aerntefeste geeifert hatten, trugen die großen Bauernunruhen vom Jahre 1525 dazu bei, alle diese Feste, wobei sich eine große Zahl Leute versammelte, auch in den politischen Bann zu werfen. Was nur irgend von dem früheren allgemeinen Charakter des Aerntefestes hier zu Lande übrig geblieben, wurde durch Karl Philipp und Karl Theodor ausgerottet. Wie früher die ganze Gemeinde den Schluß ihrer Aernte mit Freudenfeuer, mit Tanz und Spiel gefeiert hatte, so lebt jetzt nur noch hier und dort bei größeren Gutsbesitzern der Gebrauch fort, daß beim Einscheunen des letzten Feldsegens eine Zeche veranstaltet wird unter dem jetzt fast verschollenen Namen der Ahntwäsche oder Arndtwäsche. Die Mühe der Aernte nämlich dachte man buchstäblich abgewaschen durch die Zeche, welche am letzten Aerntetage oder am Sonntage nach der Aernte veranstaltet wurde. Der letzte mit Getreide beladene Karren war mit grünen, von bunten Bändern und Blumenkränzen durchflochtenen Baumzweigen geschmückt, woher das Maleinfahren noch sprüchwörtlich für den Schluß der Aernte gilt. Auch das Schnitterwerkzeug, die Sichel, die Sense und der Rechen, sogar die Peitsche des Fuhrmanns waren also geschmückt; die Mädchen trugen Blumenkränze im Haar und die Schnitter Laub und Bänder auf den Hüten; die Trinkgefäße sogar waren geschmückt und die Tanzböden mit Herbstblumen bestreut. Die Gutsherrlichkeit und die Frohne, so wie die Dreifelderwirthschaft hatten die Gemeinsamkeit des Aerntefestes lange erhalten. Die größere Mühe, nicht bloß das eigene Getreide, sondern auch das des Zehnt- und Gerichtsherrn einzuscheunen, verlangte auch gründlichere Aerntewäsche. Je schwererer Druck auf dem Volke lastet, desto größer ist der Jubel, mindestens die hohe Ausschweifung der Menge in den Rast- und Freudetagen. In jenen Gemeinden hingegen, wo meistens nur freie Güter ohne Hobs-, Lehen-, Laten- und Zinsverband lagen, in nicht hörigen oder kurmödigen Gegenden vereinigte die Dreifelderwirthschaft die ganze Gemeinde. Jetzt stehen die Ackerbauer mehr vereinzelt, jeder bewirthschaftet, säet und mähet den Acker nach eigenem Gutdünken, wie und wann es ihm am besten däucht, ohne auf den Nachbar zu sehen. Darum ist auch das Aerntefest oder die Arndtwäsche, wo sie noch besteht, zu einem Familienfeste übergegangen.

Auch die Abschaffung der gezahnten Schnittersichel verringerte die Gemeinsamkeit und den Umfang des Aerntefestes; denn diese früher ausschließlich angewandte Schneidesichel forderte eine viel größere Anzahl von Arbeitern, worunter auch die Weiber, Mädchen und Knaben auftraten. Als aber die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts im Enneper-Thale erfundene Hausichel (das sogenannte Sehcht mit dem Mattehaken) durch märkische Lohnschnitter auch hier zu Lande eingeführt wurde, kam das Schnitterwerk an wenige kräftige Männer. Nicht die ganze Ackererfamilie, sondern nur die stärksten Arme betheiligten sich dabei, und die großen Gutsbesitzer beriefen sogar auswärtige, schnittergewandte Tagelöhner, die handwerkermäßig im Accord mit der Sense walteten, so daß diejenigen, unter deren Augen der Segen der Flur ersprossen und gereift war, die Hauptmühe der Aernte nicht einmal mehr theilten, wodurch auch der gemüthliche Sinn des früher für Alle gemeinsamen Festes erlosch. Bloß die Arndtwäsche blieb, der Schnitterschweiß wurde durch Branntwein weggespült, und nur der Maien des letzten Getreidewagens erinnert jetzt bisweilen noch an ein ehemaliges schönes Volksfest.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Karl V.

### Eine belgische Sage.

Herr Kaiser Karl, der in St. Just
Als Uhrenmacher verschieden,
Hat all' sein Leben sich gemüht
Nur für den lieben Frieden.
Den Uhren zwar vertrieb zuletzt
Er doch das Divergiren; —
Es ist ihm leider nicht geglückt,
Das Reich zu reguliren.
So halt' er auch zu anderm Krieg
Mit Wirthen ein Geplänkel:
Die Bierkrüg' hatten im ganzen Reich
Damalen noch keine Henkel.
Nun, was der König Gambrinus erfand,
Hat der Kaiser sich schmecken lassen,
Doch war so bequem wie der Reichsapfel nicht
Der steinerne Krug zu umfassen.
So ließ er denn im ganzen Reich
Das Gebot an die Bierwirth ergehen:
Sie sollten die Bierkrüg' allzumal
Mit Henkeln wohl versehen.
Und als der Befehl erlassen war,
Da wollt' er selbst nachsehen,
Ob, wie sein kaiserlich Wort gebot,
Die Sachen auch gehen und stehen.
So ist er in Flandern auf einen Tag
Höchstselbst in ein Bierhaus getreten,
Und hat den Wirth wie ein anderer Gast
Um ein Krüglein Bier gebeten.
Der Wirth, der kriegt das Bier und hält
Am Henkel den Krug ihm entgegen.
Der Kaiser, wollt' er den Krug empfahn,
Mußte die Finger d'rum legen.
Des anderen Tages gebot er sogleich,
Wie er aufstand aus dem Bette:
Es sollte kein Bierkrug im Lande seyn,
Der nicht zwei Henkel hätte.
Er kommt in's Bierhaus, verlangt seinen Krug,
Den bringt ihm der pfiffige Schenke;
Er hält einen Henkel in jeder Hand
Und beut ihm das Getränke.
Zwei Henkel hatte der Bierkrug, ja!
Jetzt sollt' er ihn dennoch umspannen?
Er ließ den Wirth mit dem Bierkrug stehn,
Und ging gar zornig von dannen.
Und abermal gab er den letzten Befehl,
Es sollten in Flandern und Schwaben,

In Spanien, Sachsen und Brabant
Drei Henkel die Bierkrüg' haben!
Dann ging er in's Bierhaus, da brachte der Wirth
Ihm den Bierkrug gar behende
Den einen Henkel gekehrt nach der Brust,
Und die andern — die hielten die Hände.
Da hat der Kaiser den schlimmen Wirth
Mit Lachen angesehen.
Und ließ auf der Stell' von der Bierbank aus
Den letzten Befehl ergehen:
Mit den Henkeln soll es im ganzen Reich
Jeder halten nach Belieben;
So ist's auch, bis es zusammenfiel,
Im deutschen Reich geblieben.

## Tabletten.

*** Der „Allgemeinen Zeitung" berichtet man aus Paris Näheres über die afrikanische Reise des Franzosen Raffenel, der bekanntlich nach vielen andern afrikanischen Wagefahrten den Erdtheil vom Niger bis nach Habessinien zu durchstreifen gedenkt. Er war Anfang Decembers in Bakel, der hauptsächlichsten französischen Station am obern Senegal, angekommen, und hatte von da einen Ausflug an den Falémé gemacht, um die Goldwäschereien von Bambuk aufs Neue zu besuchen, war aber durch die übermäßigen Forderungen der Häuptlinge und die Gefahr, feindlichen Völkerschaften in die Hände zu fallen, gezwungen worden, sich mit der Untersuchung der Goldwäschereien am Flusse zu begnügen, die er reicher fand, je höher er hinauf kam. Am obern Falémé von Kasur an fand er, daß eine Goldwäscherin täglich für 6 Franken Gold auswäscht, und nach allem, was er hörte, war der Ertrag höher hinauf und tiefer im Lande noch weit beträchtlicher. Er schlägt daher vor, in der Nähe von Kasur, bis wohin der Falémé mit kleinen Dampfboten beschiffbar ist, eine Station zu errichten. Diese ganze Bevölkerung besteht aus kleinen Republiken, welche weder Landbau noch Viehzucht treiben und einzig vom Goldwaschen leben. Er ging nun nach Bakel zurück und am linken Ufer des Senegal hinauf bis Macana, sodann nach Kaarta, der Hauptstadt der Bambaras; aber er fand daselbst unerwartete Schwierigkeiten. Die Bambaras haben zwei Grundsätze, erstens, daß ihr König keinen Weißen sehen, zweitens, daß er keinem den Durchgang gegen Osten erlauben dürfe. Der erste kommt von dem Aberglauben her, daß der Anblick eines Weißen ihm Uebel aller Art und am Ende den Tod zuziehe, der zweite von der ganz einfachen Politik aller afrikanischen Stämme, den europäischen Handel zu monopolisiren. Raffenel wurde in einem Dorfe in der Nähe von Kaarta einquartirt und hatte Unterhandlungen aller Art zu eröffnen, um den König zu sehen, der für sein Leben fürchtete, und Erlaubniß zu erhalten, weiter zu reisen. Aber die Habsucht der Afrikaner siegte am Ende über ihren Aberglauben, und ihre Eifersucht und ein Geschenk an Waaren zum Werthe von 5000 Francs bewog den König, ihm Audienz zu geben und den Weg an den Senegal zu öffnen. Raffenel klagt bitter über die Größe der Geschenke, die man überall von ihm verlangt habe, und fürchtet, der Mangel an Geld werde sein Haupthinderniß werden, indem er schon damals die Hälfte seiner Mittel erschöpft habe und erst am Anfang seiner Reise sey. Er war im Begriff, nach Sego am Niger abzureisen; er hatte fünfzehn Neger bei sich, die als Pilger reisen sollten, denen er sich angeschlossen, und glaubte, daß dies die größten Hindernisse beseitigen werde. Er war noch zehn Tagereisen von Sego, wo er die Regenzeit zubringen, den Handel beobachten und dann im September auf dem Niger weiter reisen wollte.

*** Im Norden Englands ist der Doktor Faust (Doktor Fauster) eine sprichwörtliche Person im Munde des Volkes, und auf wandelnden Puppentheatern wurde dort früher das Stück vom „Doktor Faust und dem Teufel" so gut gespielt, wie auf den deutschen Jahrmärkten. Die deutsche Sage soll durch Handelsleute dorthin gebracht worden seyn. Die Stadt Nürnberg nämlich, immer ein wichtiger Mittelpunkt für den Vertrieb unserer Volksbücher, versorgte seit der Zeit, wo die Fabel entstand, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts England und Holland mit Puppen und Spielwerk. Nun meint die englische Zeitschrift „Athenäum", mit diesen Dingen sey auch das Volksbuch hinübergewandert. Den Franzosen ist es dann vielleicht erst von England aus bekannt geworden, denn auch bei ihnen weiß man im Volke vom Doktor Faust.

*** Nichts als lustige Geschichten aus Mainz. Mit unserer Gasbeleuchtung, schreibt einer unsrer dortigen Correspondenten — mit unserer Gasbeleuchtung kann es nun Ernst werden, denn seit einigen Nächten werden die Straßenlaternen heruntergestürzt oder sonst unbrauchbar gemacht. Es steht fast aus, als sey man hier im Kalender irre geworden und glaube, es sey schon Zeit zu den Tollheiten des Carneval. Viel zu früh, meine Herren, warten Sie noch ein Weilchen, denn noch nicht einmal die Concession zur Bildung der semperlustigen Carnevalsgesellschaft ist bisher eingetroffen und auch eine Carnevalszeitung zu lesen, wird uns nur dann erlaubt seyn, wenn jene Gesellschaft von Rechtswegen concessionirt wird.

*** Herr Kroll in Berlin hat zur dießjährigen Weihnachtsausstellung in seinem Etablissement ein schlesisches Gebirgsdorf gewählt, in dessen Hütten diesmal der Bazar seyn wird.

*** Ein Privatmann ließ in seinem Keller Wein durch einen Küfer abziehen. „Wie finden Sie diesen jungen Wein?" fragte er ihn, „nicht wahr, er ist noch leicht?" Der Küfer, ein affectirter Mensch, schlürfte den Wein prüfend mit der Zunge und meinte: „Der Wein ist nicht übel, aber er hat noch keine rechte Gegenwart des Geistes."

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 11. December. (Zum Erstenmale): Don Sebastian, dramatisches Originalgedicht in 5 Abtheilungen, von Dr. A. E. Wollheim.

Sonntag, den 12. December. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 342.** Sonntag, den 12. December **1847.**

### El Rojo.

Eine Geschichte aus Spanien von ***.

(Fortsetzung.)

„Ihr habt es gehört, Taddeo," sagte der König mit tiefem Ernst; „die Rechtfertigung ist leicht, wo ist das Document, ich verlange es auf der Stelle."

„Es soll in Eurer Majestät Hände gelegt werden, und Sie werden sich von der schändlichen Verleumdung überzeugen. Das Geheimniß ist keineswegs verrathen worden. Wer ist denn der, welcher mich hier anzuklagen wagt? Ein Spion, ein Abgesandter der geheimen Verbindungen. Wer von euch, Sennores, kennt diesen Ankläger, frage ich, und mit welchem Rechte ist er hier eingedrungen?"

Alle, selbst Negato, blieben stumm.

„Elender!" fuhr Taddeo, durch dieses Schweigen ermuthigt, fort; „vor einer Stunde habe ich Euch bei mir versteckt gefunden und zwar mit einem Dolche in der Hand, ohne Zweifel, um mich zu ermorden."

„Wache!" rief der König bestürzt und unwillig zugleich; „man verhafte den Fremden, man durchsuche seine Taschen und führe ihn in's Gefängniß. Aber ich verlange auf der Stelle das Document zu sehen, Taddeo. Nichts kann mich abhalten, es noch zu vernichten. Ich bin der König .... Einen Dolch! er hatte einen Dolch und war in Euerm Hause versteckt! Wie konnte er es wagen, hier einzudringen? O mein Gott, welch' heftigen Schmerz fühle ich mit einemmal! Es ist nur ein Nervenanfall. Auf morgen, meine Herren, auf morgen ..... Barmherziger Gott, stehe mir bei," fügte er, die Augen schließend, hinzu, als er jedermann entfernt glaubte und fiel nach heftigen Krämpfen einer Leiche ähnlich in die Arme seiner Diener.

Mittlerweile hatten einige Soldaten unsern Freund in das Gefängniß gebracht, während der Graf die Bewußtlosigkeit des Königs benutzte, um Befehle zu ertheilen, welchen jedermann bereitwillig gehorchte.

Er ließ den Studenten an Händen und Füßen fesseln. Welche Furcht und Angst unsern jungen Freund bei diesem unglücklichen Ausgange seines nächtlichen Abenteuers befiel, mag sich jeder denken. Ganz unbegreiflich hatte sich Negato benommen. El Rojo wollte und konnte die Handlungsweise des alten Freundes nicht verurtheilen, aber daß er ihn im entscheidenden Augenblick verleugnet hatte, war nach seiner Meinung schändlich genug. „Es ist ein überspannter Brausekopf", hatte er den falschen Freund zu dem Grafen sagen hören; „er muß wirklich Mitglied irgend einer geheimen Verbindung seyn; ich kenne ihn von Ansehen und weiß, daß er allgemein für einen sehr Heißblutigen gilt."

Schmerzlich bewegt dachte el Rojo daran, was Rosaura wohl in diesem Augenblick beginnen werde, und welches Loos seiner selbst wartete. Der Graf schien unumschränkte Macht bei dem Könige zu besitzen und der Gedanke an die Inquisition durchrieselte unsern Freund mit eisigen Schauern. Er fürchtete weniger den Tod, als die Qualen der Tortur.

Während der Student in diese trüben Gedanken versenkt war, hallten mit einemmale Tritte in den unterirdischen Gängen; die Riegel des Gefängnisses erklirrten; ein heller Lichtstrahl blendete seine Augen, die sich schon an die Finsterniß gewöhnt hatten. Der Graf stand vor ihm und in der Gegenwart dieses Mannes, welchen er nun als seinen erbittertsten Feind kannte, überkam el Rojo wieder sein alter Stolz und der Muth der Verzweiflung.

„Ich wollte Euch befragen," sagte der Graf, „gesteht mir die volle Wahrheit. Wer hat Euch in diese Intrigue verwickelt? Wer hat Euch gegen mich auf die Lauer gestellt und zu welchem Zwecke ist dieß geschehen? Dieser Dolch, welchen ich Euch entrissen ...."

„Ich habe ihn weggeschleudert, als ich Euch ohne Schutz und Waffen sah," erwiederte der Gefangene. „Glaubt Ihr, ich sey ein Mörder?"

„Ein verliebtes Abenteuer wäre Euerm Alter allerdings angemessener," entgegnete der Graf. „Ich rathe Euch indessen, junger Mann, auf hartnäckigem Schweigen nicht zu bestehen. Nur ein offenes Geständniß kann Euch Verzeihung verschaffen. Nennt mir die Zofe meiner Mündel, die Euch gewogen ist."

„Sennor," erwiederte el Rojo, dessen Eitelkeit sich durch den Verdacht eines Liebeshandels mit einer Kammerfrau etwas verletzt fühlte, „wenn mir die Gunst einer Dame den Eintritt in Euer Haus verschafft hätte, dann würde ich nicht so niederträchtig seyn, sie zu nennen. Verfahrt mit mir, wie es Euch gefällt, und betrachtet mich nur als Euern politischen Feind."

„Wißt Ihr, wer ich bin, da ihr es wagtet, mich anzugreifen?" forschte der Graf weiter.

„Noch weiß ich Euern Namen nicht," lautete die Antwort des Studenten; „aber ich kenne Euch."

„Ein Verschworner, der meinen Namen nicht kennt," spottete der Graf mit boshaftem Lächeln; „er ist sonst doch ziemlich bekannt in Spanien. Nun, so genüge es Euch, zu wissen, daß Ihr auf meinen Befehl morgen, ja heute noch könnt hingerichtet werden, wenn ich nicht vorziehe, Euch durch ewige Gefangenschaft unschädlich zu machen. Fürwahr," fuhr er zögernd fort, „es thut mir leid um Eurer Jugend willen und wenn Ihr mir gestehen wollt, in welche Hände das Papier gelangt ist, welches Ihr mir entwendet habt ...."

„Das sollt Ihr niemals erfahren," unterbrach el Rojo

den Grafen, „und ich habe nur den einzigen Wunsch, daß es Euch zum Verderben gereichen möge. Denn ich kenne Euch zwar nicht; doch müßt Ihr einer der gefährlichsten von allen Feinden und Unterdrückern Spaniens seyn, die der Wiedergeburt dieses Landes entgegenarbeiten. Ich beklage es, sterben zu müssen, bevor die Stunde dieser Wiedergeburt geschlagen hat, aber ich vertraue auf die Zukunft und Gottes Gerechtigkeit."

Der Graf entfernte sich mit einem wegwerfenden Achselzucken und überließ den armen Studenten seinen Betrachtungen. Die begeisterte Stimmung unsers Freundes und der Gedanke an Rosaura ließen ihn seine klägliche Lage einen Augenblick vergessen. Doch bald marterte ihn auf's neue die Angst vor der Tortur, er hatte den Leichnam Arguelles, von Henkershänden verrenkt und entstellt gesehen und dieses Bild trat wieder mit schrecklicher Lebendigkeit vor seine Seele.

Nachdem el Roso viele Stunden in solcher innern Qual verbracht, wurde ihm Brod und Wasser zur Beschwichtigung seines nagenden Hungers gereicht. Noch hatte er die kärgliche Nahrung nicht ganz zu sich genommen, als sich Tritte näherten und die Thüre seines Kerkers abermals geöffnet wurde. Drei Männer traten zugleich zu dem Gefangenen herein; der eine war der Kerkermeister, der andere, ein Mensch von untersetzter Gestalt, mit dickem Halse, konnte als das würdige Urbild eines Henkers oder Torturknechts gelten, wie sie einst von Ribeira und seiner Schule gemalt wurden. Der Dritte, welcher in der Thüre stehen geblieben, war in einen Mantel gehüllt und hatte den Hut tief in die Stirne gedrückt.

„Ich bin bereit!" rief der Student, indem er sich in sein Schicksal ergab. „Erfüllt Euern Dienst und verfahrt mit mir, wie Euch befohlen wurde."

Auf ein Zeichen des Verhüllten lös'ten die beiden andern die Fesseln des Studenten. „Jetzt Sennor," fügte er hinzu, „beeilt Euch, Eure Toilette etwas in Ordnung zu bringen, und folgt mir, wohin ich Euch führen werde."

El Roso kannte die Stimme; es war derselbe Witzbold, welcher ihn in dem Vorhofe der Kirche des heiligen Jakob zu dem abenteuerlichen Rendezvous geführt hatte.

„Was will man mit mir?" fragte er.

„Stille, stille," lautete die Antwort.

Der untersetzte Mann mit der Henkersphysiognomie verschwand einen Augenblick und kehrte dann mit den Kleidern zurück, welche el Roso mit der groben Gefängnißtracht hatte vertauschen müssen. Nur mit Widerstreben ließ er sich von diesem seltsamen Kammerdiener ankleiden.

„So, nun noch den Mantel und Hut, und jetzt seyd so gefällig mir zu folgen", sagte der Vermummte. Nachdem sie lange in den unterirdischen Gängen fortgeschritten, stiegen die beiden andern, von dem Kerkermeister begleitet, eine Wendeltreppe hinan, deren Stufen fast gänzlich zerfallen waren und die in einen Thurm führen mußte.

(Fortsetzung folgt.)

## Altdeutsche Aerntefeste.

(Fortsetzung.)

Bei dem Heuen und dem Einbringen der Gemüse hat sich jene volksfreundliche Gemeinsamkeit mehr erhalten. Mehr aber noch bei der Weinlese und der Flachsbereitung. Jede Arbeit, woran früher die gesammte Bauerschaft Theil nahm, wurde zum Feste. Der durch Liedersang erleichterten Anstrengung folgte Gelage, Tanz und Spiel. — Der Wiesenbau ist in hiesigem Bezirke nicht bedeutend, und die Weingärten sind während des dreißigjährigen Krieges größtentheils verschwunden. Dagegen blieben die so genannten Fitz- und Schneideabende bei der Zubereitung der Stangenbohnen und des Rübstiels (Blattstiele der weißen Rübe) zum Wintervorrathe noch kleine ländliche Feste. Hierzu versammeln sich die Nachbarfamilien am Abende. Viele Hände machen Ende. Unter Gesang und Fröhlichkeit werden die Bohnen entfasert, die Blattstiele abgestreift und zerschnitten. Zwischen den Liedern hört man Mährchen und Sagen erzählen. Nach beendigter Arbeit folgen ländliche Spiele, Scherz und Kurzweil bis tief in die Nacht. Ist heute bei dem einen Nachbar aufgeräumt, so geht seine Familie morgen mit zu dem andern. So der Reihe nach. Doch auch hier haben künstliche Schneidmaschinen die fleißigen Hände ersetzt und die Herbstabende zu vereinsamen begonnen.

Die Aernte der Kartoffel, welche Frucht ums Jahr 1730 als Gemüse hier zuerst in Gärten angepflanzt, zu Ende des vorigen Jahrhunderts aber als Hauptnahrungsmittel im Felde gebaut wurde, erfordert noch immer viele Hände; jedoch die dem Winter nahe ungünstige Jahreszeit, so wie das Erlöschen des Sinnes für derlei gemeinsame Ergötzlichkeiten vereitelte die Uebertragung der früheren Aerntefestbräuche. Dagegen hat sich in noch späterer Jahreszeit der uralte Brauch der so genannten Schwingtage, die gemeinsame Zubereitung und Reinigung von Flachs und Hanf erhalten.

Besonders in der Berggegend, wo Flachs und Hanf gegenwärtig mehr als in der Rheingegend angebaut werden, blieben diese ländlichen Feste auf manchem einsamen Weiler im alten Glanze bestehen. Nachdem die Flachs- und Hanfstengel durch abwechselndes Wasserlegen (Deichen) und Auftrocknen mürbe gemacht worden, in den letzten Tagen des Octobers oder im Anfange des November, versammeln sich die Frauen und Mädchen der Nachbarschaft zum gemeinsamen Werke. Zuerst werden die mürben Krautstengel auf einer sehr einfachen Maschine (Breche oder Flachsäuel), worin zwei ineinandergreifende gezahnte Holzscheeren die Stengel mit Geklapper zerdrücken, gänzlich zerrieben, so daß nur der zähe Bast unverletzt bleibt. Hierauf wird dieser gelösete Bast bündelweise in dem Einschnitt eines aufrechtstehenden Brettes, im Schwingstocke, vermittels eines dünnen fächerähnlichen Schlägels, der Schwinge, von den kleinen Stängelbröckchen, dem Schiff, gereinigt und durch anhaltendes Ausklopfen in die einzelnen Fasern zertheilt. Zwanzig, ja doppelt so viele Frauen und Mädchen, je nachdem der Vorrath oder die Hofhaltung bedeutend ist, versammeln sich dazu unter freiem Himmel oder in Scheune und Schober. Jede führt das Geräthe mit und einen Schatz von Liedern. Zu dem tactmäßigen Geklapper der Schwingen schallen Jauchzen und Gesänge, Alles nach einer gewissen Ordnung in der Tageszeit und nach der Arbeit vom Morgen bis oft nach Mitternacht. Zwischen der liederbegleiteten Arbeit werden Erfrischungen gereicht und nachher allerlei alterthümliche Spiele aufgebracht, jedoch nicht nach dem Zufalle oder auf beliebige Anordnung, sondern in althergebrachter Folge und unter bestimmtem Ritus. Die Vorsängerin, gewöhnlich ein altes Mütterchen, beginnt mit dem rechtzeitigen Liede, das entweder vom ganzen weiblichen Chore aufgenommen oder als Rundgesang von Mund zu Mund getragen wird, bis alle in den Refrain einfallen. Zwischen den althergebrachten Liedern tauchen allmälig auch neuere auf, jedoch nur als Füllwerk. Jene eigentlichen Schwingtaglieder tragen alle den Charakter einer fernen Zeit und

werden nur auf Schwingtagen, nie aber anderswo gesungen. Die Tonart ist moll, die Weise feierlich, meistens in rascher Bewegung mit fernschallender Kraft vorgetragen. Der Inhalt bezieht sich auf den Bau des Flachses, auf die Spinnerinnen, oder ist erotisch. Auch altherkömmliche Romanzen werden vorgebracht von Königstöchtern und tapfern Recken, dann auch Trinklieder und neckische Schwänke eingeflochten, jedoch in keinem Liede das flache Wesen der heutigen Gassenhauer; ein altdeutscher, und jetzt fremder Charakter weht in den, leider dem Texte nach verstümmelten Gesängen, alle gleichen in ihren Mollweisen dem Bardenchore der Pfingstnacht. Wie dieser haben sie größtentheils auffallende Refrains. Wie sie von Jahrhundert zu Jahrhundert überliefert worden, haben sich die Weisen erhalten. Bloß dem Schwingtage verdanken wir unsere schönsten, reinsten alten Volksmelodien, die sonst längst untergegangen seyn würden.

Nachdem die Schwingerinnen sich in Reihen vor ihren Schwingstöcken geordnet und die klappernde Arbeit begonnen haben, die Zungen durch Anisbranntwein gelös't sind, wird der Schwingtag mit einem feierlichen Liede in Molltönen eröffnet, welches anhebt:

„Wo geht sich denn der Mond auf?
Blau blau Blümelein!
Ueber'm Lindenbaum da geht er auf,
Blumen im Thal, Mädchen im Saal,
O du tapfere Rose!"

Diese Strophe wird so oft wiederholt, als Sängerinnen anwesend sind, und das Haus, der Wohnort einer jeden wird als Anfangspunkt des Mondes bezeichnet. Darauf folgen altfränkische Romanzen, worin historische Motive unverkennbar, z. B. die bekannte Geschichte von Eginhard und Emma, eingeleitet mit der Strophe:

„Es steht ein Baum im Osterland,
Der trägt Muscatenblumen;
Die erste Blume, die der Baum trug,
Brach ab die Königstochter ꝛc."

Auch die Sage von Hero und Leander:

„Es waren zwei Edelkönigskinder,
Die hatten einander so lieb,
Sie konnten beisammen nicht kommen
Das Wasser war viel zu tief ꝛc. ꝛc."

So auch vom Pfalzgrafen Henricus furiosus, der seine Braut umbrachte und welchem Erzbischof Anno die Siegburg abgewann, anhebend:

„Stolz Heinrich der wollt freien geh'n
Wohl in ein fremdes Land,
Er freit die Grafentochter,
Trau, schau, wem, mein Schatz, mein Kind,
Er freit die Grafentochter,
Mathild war sie genannt ꝛc. ꝛc."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Das Chloroform

(Aus der Berliner Zeitungshalle.)

Die Entdeckung der Inhalationen der Schwefelätherdämpfe zur Betäubung der Schmerzen hat mit Recht die höchste Sensation erregt, und wir dürfen gewiß behaupten, daß nie eine medicinische Entdeckung eine so große Wohlthat für die ganze leidende Menschheit gewesen als gerade diese. Dennoch haben wir bei der Anwendung des Schwefeläthers in der Praxis mit so viel unangenehmen Nebenwirkungen desselben zu kämpfen (zu denen der unangenehme Geruch und Geschmack, die Irritation der Luftwege, besonders bei den ersten Athemzügen, die Quantität von Aether und die lange Dauer der Inhalationen, welche bis zum Eintritt der Wirkung erforderlich sind, gehören), daß der Wunsch, ein analoges Mittel zu finden, welches ohne jene störenden Eigenschaften zu besitzen, dieselbe Empfindungslosigkeit erzeugt, sich jedem Praktiker aufdringen mußte und zu vielfachem Versuche mit den verschiedenartigsten Präparaten Anregung gab. Alle Experimente waren ohne Erfolg geblieben und erst Professor Simpson in Edinburgh ist es geglückt, in dem Chorformyl ein schmerzstillendes Agens entdeckt zu haben, das allen Anforderungen entspricht. Aus seinem Vortrage, den er über dieses Mittel in einem Verein der Edinburgher Aerzte am 10. Nov. gehalten, entnehmen wir die folgenden Notizen. Das Chlorformyl, Chloroform (Dumas), Formylsuperchlorid (Berzelius), Chlorätherid (Mitscherlich), 1831 von Soubeiran und Lubiy fast zu gleicher Zeit entdeckt, ist eine farblose klare Flüssigkeit, von angenehmem, fruchtähnlichem Geruch und lieblichem süßem Geschmack, von 1,48 spec. Gewicht. Es besteht aus 2 vol. Kohlenstoff, 2 vol. Wasserstoff und 6 vol. Chlor; nach Loewig (org. Chemie S. 498.) stellt man es dar, indem man 3 Pfund Wasser mit 2 Unzen Weingeist vermischt und die Mischung mit 1 Pfund Chlorkalk destillirt. Nachdem 2 — 3 Unzen übergegangen, unterbricht man die Destillation, mischt das Chlorformyl mit Wasser und destillirt es über Schwefelsäure. Die Vorzüge, welche es vor dem Schwefeläther beim Einathmen hat, sind 1) die geringere Quantität, welche zur Wirkung nöthig; gewöhnlich braucht man nur 100—120 Tropfen und die stärksten Personen sah S. nach 6 oder 7 Inspirationen von 30 Tropfen vollkommen empfindungslos werden. 2) Da die Wirkung viel rascher, vollständiger und andauernder, ist die Zeitersparniß für den Arzt in Anschlag zu bringen; auch wird das Stadium der Aufregung viel kürzer, welches bei der Aetherisation oft bedeutend und gefahrdrohend ist, aber immer der Betäubung vorangeht. 3) Die Inhalationen und der Einfluß derselben sind viel angenehmer, als alle diejenigen, welche beide versucht, durchgängig erklärt haben. 4) Bei der geringen Quantität ist das Mittel billiger und wird es noch um so mehr werden, wenn erst ein größerer Bedarf und mit ihm eine einfachere Bereitungsweise eintritt. 5) Der Geruch ist sehr angenehm und haftet überdieß nicht so lange als der des Aethers, der den ganzen Tag bleibt. 6) Ist es durch die kleineren Dosen transportabler und ist 7) kein besonderer Apparat zur Anwendung nöthig; man braucht nur etwas Chlorformyl auf ein Schnupftuch, Stück Papier oder Leinwand zu gießen und dies etwa 1—2 Minuten vor Mund oder Nase zu halten, um die vollständigste Wirkung zu erzielen. Am besten ist es, die Leinwand oder das Papier in Trichterform zu legen, und das offene Stück an Mund und Nase zu bringen, und zwar zu Anfang etwa in einer Entfernung von etwa ½ Zoll, allmälig aber ganz nahe. Die höchste Dosis, welche S. nöthig hatte, war 2 Theelöffel. Im Allgemeinen verfielen die Patienten in einen schnarchenden Schlaf, waren vollständig empfindungslos und erwachten heiter und froh; doch ist dieser Schlaf zur Wirkung nicht erforderlich. S. hat das Chloroformyl in 50 Fällen angewendet, ohne ein einziges Mal einen unglücklichen Erfolg zu sehen, und wenn er auch bis jetzt noch keine der wichtigsten Operationen unter Einwirkung dieses Mittels gemacht, so führt er doch mehrere sehr schmerzhafte Operationen an, von denen die Kranken nichts empfanden.

---

# Tabletten.

⁂ Der Fürst Franz Dietrichstein hat dem Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, Freiherrn Hammer-Purgstall einen prachtvollen Sessel für die akademischen Sitzungen verehrt. Es ist ein aus weißem, polirtem Holze, auf Rädern beweglicher, in ägyptischem Styl geformter Stuhl, an welchem die beiden Armlehnen auf Sphynxen ruhen. Die Rückenlehne ziert das Wappen des Fürsten in feinster Stickerei. Die übrigen Theile sind mit dunkelrothem Sammet geschmückt. Der Sessel ist ein wahres Pracht- und Meisterstück der Wiener Tischler und Tapissiere-arbeit.

⁂ In Verdi's „Jerusalem" läßt die große Oper in Paris in der einen Scene zwanzig Pferde auf die Bühne kommen. „Nur Schade, daß sie nicht singen können, diese Verdi'sche wäre eine Musik für sie!" hat ein Pariser Witzling behauptet und damit vieler Kritiker Ueberzeugung ausgesprochen.

⁂ Der brittische Regierungsdolmetscher in Canton hat ein Werk über die verschiedenen Gattungen des chinesischen Styls herausgegeben. Ein solches Buch könnte man auch in Deutschland schreiben, und brauchte doch nur deutsch zu verstehen. Der gelehrte Styl der Chinesen soll „sehr abstrakt", der Geschäftsstyl „sehr weitschweifig", und der Styl der Unterhaltungsschriftsteller „klar, aber flach" seyn. Damit hätten nun freilich die Chinesen nichts Apartes.

⁂ So eben verbreitet die Dresdner Abendzeitung die schreckliche Nachricht, daß... die Cholera die deutsche Grenze überschritten habe? — Nein! sondern daß in dem Pult der Madame Birch-Pfeiffer noch eine Menge Stücke liegen, die bis jetzt an keiner deutschen Bühne grassirt haben. Es werden doch um's Lebens und Sterbens willen ein paar vernünftige Menschen in der Nähe seyn, die um sothanen Pult einen Sanitätscordon ziehen!

⁂ Aus dem Leben des Königs Max v. Bayern. Eines Morgens ging der König im englischen Garten spazieren und begegnete einem Soldaten. Es entgeht ihm nicht, daß dieser, indem er sich in Parade aufstellt, etwas verbergen möchte, das er in der linken Hand trägt. „Was hat er in der Hand?" — Der Soldat erröthet, als wenn es sich für ihn nicht schicke, und zeigt zögernd einen Blumenstrauß. „Ew. Maj., Vergißmeinnicht." Der König legt sein schönes Gefühl in das Wort; er nimmt den Strauß, theilt ihn, gibt dem Krieger die Hälfte zurück, und spricht: „Wir theilen, Vergißmeinnicht!" Der gerührte Soldat nahm den halben Strauß wie ein heiliges Unterpfand; er blutete auf manchem Schlachtfeld für seinen König und erwarb sich von ihm die goldne Medaille. Diese Anekdote gab Stoff zu einem Soldatenliede, das während des russischen Kriegs in der Armee gesungen wurde.

⁂ In dem Weihnachtskataloge des Verlagscomptoirs in Grimma finden wir in der fünften Abtheilung: „Geschenke für Bräute und junge Frauen" folgende Bücher empfohlen: „Der wohlerfahrene Rindvieharzt". — „Die Geburtshülfe bei Kühen". — Heilung durch Sympathie (der Seelen??)". — „Der Schaf-, Ziegen- und Schweinearzt". — „Rüböl zu reinigen rc." Wenn darin kein Humor liegt, so weiß ich's nicht.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Die Nachricht, daß der gegenwärtige Direktor der Kunstakademie zu Düsseldorf Hr. v. Schadow, mit der Leitung der Kunstakademie in Berlin betraut werden solle, wird nun von Personen, die es besser wissen können, als eine aller Begründung entbehrende bezeichnet. Die Bewegung, welche durch diese Nachricht bei einem Theil der hiesigen Künstler hervorgerufen worden war, ist dadurch beschwichtigt.

Im Schauspielhause in Darmstadt ist Karl Mangold's Oper „Tanhäuser", Textbuch von Eduard Duller, in den letzten Tagen wiederholt worden und hat, wie uns von mehreren Seiten berichtet wird, noch größeren Beifall gefunden als bei früheren Vorstellungen. Das Gute bricht sich immer Bahn, das ist eine alte Lehre, die sich auch bei Mangold's Schöpfung bewähren wird, wenn sie, was wir vorläufig nicht bezweifeln wollen, eine Schöpfung ächt deutscher Kunst und Poesie ist, als welche sie uns gerühmt wird. Neuen dramatischen Schöpfungen kann es um so weniger an Verbreitung über die deutschen Bühnen fehlen, als heuer kein Ueberfluß an Novitäten ist. Eins ist nur zu bedenken: daß nämlich von allem Neuen das Wenigste die Probe hält. Lachner's große Oper „Catharina Cornaro," der es nicht überall glücken wollte, wird gegenwärtig in Darmstadt zur Aufführung vorbereitet und wahrscheinlich noch vor Ablauf des Jahres in Scene gehen. Ebendaselbst sieht man dem Gastspiel der Madame Birsing-Lauber, vom deutschen Theater in Petersburg entgegen. Sie war als Frl. Lauber der Liebling des Publikums durch ihr hervorragendes Talent, das Karl Immermann später in Düsseldorf anerkennen und ausbilden half. In seinen dramatischen Schriften wird dasselbe rühmlichst charakterisirt und seine ungewöhnlichen Kunstleistungen und Wirkungen geben Anlaß zu einer lebhaft schönen Schilderung.

### Die öffentlichen Lese- und Redeübungen

werden Sonntag den 12. December genau um 3 Uhr beginnen, Gallengasse 5. Der Eintritt ist, wie bisher, jedermann, bei dem man so viel Bildung voraussetzt, den Vorträgen mit Ruhe und Aufmerksamkeit zuzuhören, und den jungen Männern, die unter meiner Leitung sich im öffentlichen Reden üben, Nachsicht zu schenken, frei gestattet; nur bittet man, die mit Namen belegten Stühle gefälligst zu beachten.

Johann Hartig.

### Physikalischer Verein.

Samstag, den 11. December. Mittheilung fernerer Beobachtungen über das Ozon.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 11. December. (Zum Erstenmale): Don Sebastian, dramatisches Originalgedicht in 5 Abtheilungen, von Dr. A. E. Wollheim.

Sonntag, den 12. December. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planchó, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.

Druck von August Osterrieth.

// Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 343. Montag, den 13. December 1847.

## El Rojo.

### Eine Geschichte aus Spanien von ***.

(Fortsetzung.)

Bald hatten sie die Treppe hinter sich und schritten nun durch eine kleine Thüre, die auf einen Rasenplatz ging; ein zweites stark mit Eisen beschlagenes Thor öffnete sich und der Student und seine Begleiter standen auf der Straße.

„Wohin gehen wir?“ fragte el Rojo seinen bisher stummen Führer.

„Das sollt Ihr schon erfahren“, entgegnete dieser; „laßt Euch nur erst die Augen verbinden.“

Nach wenig Augenblicken standen sie von neuem stille und traten dann in ein großes, geräumiges Haus, wie el Rojo an den Sälen, welche sie durchschritten, wahrnehmen konnte.

„Nun könnt Ihr die Binde abnehmen,“ sagte der Führer. „Bittet nur den Lakaien, welchen Ihr dort hinten im Gange seht, Euch anzumelden. Ihr seyd hier erwartet.“

„Der trägt ja die Livree des Königs,“ versetzte der Student zögernd.

„Das ist einerlei!“ antwortete jener.

An einen Rückzug war hier nicht zu denken. El Rojo wurde in einen großen reich ausgeschmückten Saal geführt. Fünf bis sechs Personen von edlem, aber ernsten und würdigen Ansehen saßen in ehrfurchtsvoller Entfernung von einer jungen Dame, die, eine Erscheinung voll Adel und Hoheit, einen großen vergoldeten Armsessel einnahm. Eine andere schlanke Dame stand hinter ihr und wendete sich bei dem Eintritte des Studenten etwas seitwärts, so daß ihm die langen schwarzen Locken ihr Antlitz verhüllten.

„Sennor,“ sagte die Dame auf dem Sessel, „Ihr habt, wie es scheint, seit gestern viele Abenteuer bestanden und seyd ohne Zweifel ein den Damen sehr ergebener Caballero, da Ihr aus unserer berühmten Provinz la Mancha stammt.“

Obschon dieser artige Scherz unseren Freund etwas in Verwirrung brachte, so nahm er ihm doch auch alle Besorgniß über sein Schicksal.

„Beruhigt Euch,“ fuhr die Dame fort, „Euer Roman soll gut ausgehen; ich selbst will die Entwicklung übernehmen. Ich habe Euch schon aus dem Gefängnisse befreien lassen und fordere keinen andern Beweis Eurer Erkenntlichkeit als einen getreuen Bericht von dem, was vorgefallen ist.“

„Sennora“ erwiederte el Rojo in ehrerbietigem Tone, „das Geheimniß, welches Ihr zu wissen begehrt, ist nicht das meine. Man hat es mir schon durch Drohungen entreißen wollen und obschon Eure Bitten mächtiger sind, als alle Drohungen, so gebieten mir doch Ehre und Pflicht, das Geheimniß eines Andern heilig zu bewahren.“

„Ich verstehe Euch und diese ritterlichen Gesinnungen erheben Euch noch in unserer Achtung“, sagte die Dame. „Nicht wahr, Rosaura? Aber du erlaubst ihm, zu sprechen.“

Ein sanfter Blick von Rosauren, deren schöne Stirne bei diesen Worten eine frische Röthe bedeckte, benahmen dem Studenten jeden Zweifel in dieser Hinsicht, und er zögerte deßhalb nicht länger, Alles, was er gesehen und erlebt, wahr und gewissenhaft zu berichten. Die Dame und ihre Umgebung hörten ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, indem sie bedeutsame Blicke mit einander wechselten. Einer der Anwesenden schrieb den Bericht des Studenten sogleich nach und als el Rojo geendigt, erhob sich die Dame von ihrem Sitze, legte die Hand auf seine Schulter und, die dunkeln Augen forschend auf ihn gerichtet, sagte sie: „Ist dieß Alles die reine, lautere Wahrheit? Solltet Ihr Euch in nichts irren und seyd Ihr ganz gewiß, Alles so gehört zu haben, wie Ihr sagt? Habt Ihr diese Widerrufungsacte, welche der Obrist von dem Grafen, empfing mit eignen Augen gesehen? Heilige Mutter Gottes! wer hätte so etwas gedacht? Ich kann es kaum glauben. Nun ist wieder Alles schwankend geworden. Steht mir mit Euerm Rathe bei, Sennores. Was ist Eure Meinung, Marquis von Santa Cruz? Was haltet Ihr davon, San Lorenzo und Martinez de la Rosa. Doch nein! ich fürchte nichts. Alle die, welche Spanien dem Absolutismus, der Inquisition und der Herrschaft des Don Carlos entreißen wollen, stimmen für mich und meine Tochter; allein die Arglist unserer Gegner setzt mich in Staunen. Nun muß wieder Alles von vorn angefangen werden. So theilt uns doch Euern Rath mit, Cambronero.“

Bei dieser Aufforderung richtete der Mann, welcher den Bericht el Rojo's aufgezeichnet hatte und das Papier eben nochmals rasch überflog, das Antlitz empor und der Student erkannte die Züge des berühmtesten Rechtsgelehrten Spaniens.

„Das Uebel, Madame, ist nicht unheilbar,“ versetzte er, „allein außer einem Bürgerkriege, welcher uns den letzten traurigen Ausweg bietet und uns nun weniger einen Sieg hoffen läßt, gibt es nur ein einziges Mittel. Der König ist noch nicht todt; Ihr übt einen unumschränkten Einfluß auf ihn und es wird der Königin somit leicht seyn, das Werk der Prinzessin von Beira *) und eines Theils des Ministeriums zu vernichten. Man muß den Monarchen über den Mißbrauch, den man mit seiner Schwäche getrieben hat, aufklären und die Betrüger entlarven . . .“

*) Die Gemahlin des Don Carlos.

„Gewiß", rief die Dame etwas ungeduldig, „Ihr habt recht, Cambronero, es muß gehandelt werden. Alles, was in meiner Macht steht, will ich unternehmen. Ferdinand kann noch widerrufen; aber es ist kein Augenblick zu verlieren. Gebt mir das Protocoll, Cambronero; vielleicht ist es nöthig, Zeugen zu stellen. Erwartet meine Rückkehr, Sennores."

„Mich dünkt", bemerkte Cambronero zu den Uebrigen, als sich die Königin entfernt hatte, „daß wir nicht viel von dem Ausgang dieser Intrigue zu befürchten haben, wenn der König noch Lebenskraft genug besitzt; er liebt seine Kinder, wie wir Spanien lieben. Ihr seht jedoch, daß die apostolische Partei sich noch keineswegs für besiegt hält. Sie hat Anhänger in dem Rathe und in der Camarilla, die ihr völlig ergeben sind, und der Aberglaube und Fanatismus sind auf ihrer Seite. Wie aber die Sache auch ausfallen mag, und werde dieß Document nun widerrufen oder bestätigt, so wird die Erbfolge Spaniens immer ein gordischer Knoten bleiben, welchen nur das Schwert zu lösen vermag. Niemals wird Don Carlos die Aufhebung des salischen Gesetzes für gültig erkennen und es ist klar, meine Herren, daß ihm nach dem absoluten Rechte die Krone zufallen müßte."

„Wenn er nicht der Repräsentant des Absolutismus wäre", bemerkte Martinez de la Rosa.

„Freilich", entgegnete Cambronero, „Summum jus, summa injuria."

„Und da wir doch einmal daran sind, Latein zu sprechen," versetzte Martinez, „so füge ich noch hinzu: Salus populi, lex suprema."

„Ihr habt es gesagt;" fuhr Cambronero fort, „das Vaterland ist sichtlich des Joches müde, welches ihm die geistliche und weltliche Despotie auferlegt. Es bedurfte eines Ausgangspunktes und wir fanden ihn in dem Decrete, das Christinens Kinder auf den Thron ruft und Don Carlos davon ausschließt. Aber ich weiß auch, daß uns deßhalb eine furchtbare Revolution bevorsteht."

„Warum diese verdüsterte Aussicht in die Zukunft?" unterbrach ihn der Herzog San Lorenzo, indem sein Auge forschend auf den ruhigen sanften Zügen des Martinez de la Rosa weilte.

„Laßt uns lieber von vernünftigen Reformen sprechen, Cambronero, nahm dieser das Wort, von jenen Reformen, welche der Fortschritt der Zeit einzuführen gebietet."

„Reformen, gut;" erwiederte Cambronero, „aber sie müssen gründlich vorgenommen werden. Denn halbe Maßregeln führen zu nichts. Wenige Schritte von uns, meine Herren, scheidet in diesem Augenblick ein mächtiger König aus dem Leben, und mit ihm stirbt die absolute Monarchie. Er glaubt die Revolution, oder wenn dieß Wort Euch erschreckt, die Reform, verhindert zu haben, während er sie doch nur zwingen konnte, ihren Fortgang im Stillen zu nehmen. Ferdinand stirbt, um sein begonnenes Werk nicht einstürzen zu sehen."

„Lassen wir diese Fragen noch unberührt", unterbrach der Dichter und ehemalige Minister, indem er einen bedeutungsvollen Blick auf el Roso warf, dessen ganze Begeisterung bei den edlen Worten Cambronero's aufgeflammt war. Er nahm den Rechtsgelehrten hierauf bei dem Arm und zog ihn in eine Ecke des Saales, wo sich die übrigen Anhänger der Königin bald um die beiden versammelten. Rosaura, welche hinter der hohen Lehne des Thronsessels verborgen stand, gab jetzt dem Studenten ein Zeichen, sich ihr zu nähern. (Schluß folgt.)

## Altdeutsche Aerntefeste.

(Fortsetzung.)

Dann folgte das in Wort und Weise merkwürdige Lied von der Grafentochter, die von einem Küfner an den König zu Urburg (Ubierburg?) verkauft wurde, dem sie sieben Heldensöhne gebar, die dann aber verstoßen und von der jüngeren Schwester wiederum zu Krone und Ehren gebracht wurde. — Dann die Romanze vom Abendsreuter (Abenteurer), einem Grafensohne aus Straßburg, der seine von den Heiden geraubte Schwester sieben Jahre lang gesucht und endlich in einer Herberge am Rheine als Wirthsmagd gefunden hatte; von der Königstochter, die mit einem Spielmann davongelaufen war ꝛc. Dann auch die in ihrer Molltonweise unvergleichlich gemüthliche Romanze:

„Es zog ein Knab' aus Niederland,
Er ward gewahr, sein Schatz sey krank,
Krank, ja, krank bis in den Tod.
Drei Tag' und Nacht sprach sie kein Wort.
Und als der Knab' die Kund' erhielt,
Da eilt er heim zu seinem Herzlieb,
Sie sprach: „Willkomm, herzliebster Schatz,
Mit mir geht's bald in's kühle Grab!"
„Ach nein, ach nein!" ruft er geschwind,
Man weiß ja, wie die Liebsten sind,
Er nahm sie sanft wohl in den Arm
Sie wurde kalt und nimmer warm.
Er ließ sich machen schwarzes Kleid,
Darin trug er viel Herzeleid,
Viel Herzeleid und Traurigkeit,
Gott tröst' seine Seel' in Ewigkeit."

Einige dieser Lieder erinnern noch an die zarte Weise der Minnesinger, z. B.

„Ich ging mit Lust durch grünen Wald,
Kleinvögelein hört' ich singen,
Sie sangen so jung, sie sangen so alt,
Die kleinen Waldvögelein inner dem Wald,
So gern hör' ich sie singen ꝛc. ꝛc."

Dann sind auch neckische darunter, z. B.

„Es ist sich kein Aepfelchen so roth und so rund,
Es ist sich ein Kirschchen darin,
Es ist kein Mädchen so hübsch und so fein,
Es führt einen falschen Sinn ꝛc. ꝛc."

Oder:

„Hat sie keinen Mann und will keinen han,
Und will eine Jungfrau bleiben,
So will ich die Magd der Königstochter seyn,
Will schlafen an ihrer Seite,
Nach dem Tag kommt die kühle Nacht
An Königstochter Seite ꝛc. ꝛc."

So viele andere, dann auch ein auf den Flachs bezügliches mit mythischen Andeutungen, welches anhebt:

„Es flog eine weiße Taube
Wohl aus dem Lindenbaum,
Sie flog wohl über Grünhaide
Vor Edelkönigs Haus.

Was trug die weiße Taube?
Ein blau, blau Blümlein,
Die jüngste Königstochter
Soll spinnen ein Fädchen fein ꝛc. ꝛc."

Nach diesem Liede, gewöhnlich Nachmittags gegen 1 oder 2 Uhr, verläßt die ganze Gesellschaft ihre regsame Beschäftigung und eilt hinaus vor's Gehöft auf eine Anhöhe, und Alle, gegen Osten gewandt, mit erhobenen Händen, jauchzen dreimal aus voller Brust. Weßhalb? Davon weiß Niemand zu sagen, als daß es von Alters her so bräuchlich, daß es immer so gehalten werden müsse, damit der Schwingtag in gehöriger Weise vollbracht werde, und es ist das Ersteigen einer Anhöhe dabei so sehr erforderlich, daß die Weiber in Ermangelung eines Hügels einen Korn- oder Heubarm oder sonst eine künstliche Erhöhung zu erklettern vom Herkommen angewiesen sind. Die moderne Erklärung dieses Brauches, daß das Geschrei die Burschen auf den späteren Schwingtagreigen berufen soll, beruht auf Unverstand und vermag wohl die Absicht der Einzelnen, nicht aber den Ursprung des Brauches zu erklären, stimmt auch weder zur Tageszeit noch zu dem Umstande, daß der Tag schon längst von Gehöft zu Gehöft angesagt und der Liebste, der davon wissen sollte, gewiß benachrichtigt wäre. Einen ähnlichen dreimaligen Ruf: Hake, Hake, Hake! fanden wir bei dem Frühlingsfeste, wobei Männer und Weiber gegenwärtig.

Nach dieser Ceremonie, die eben so undeutlich, wie viele mythische Andeutungen in dem Texte der Lieder, begeben sich Alle sofort wieder an ihr Tagewerk mit Schwingen und Singen. Manche gemüthvolle Romanze, manches Scherzlied, wie auch entartet und, weil unverstanden, verkümmert und verstümmelt, wird vorgebracht, z. B.:

„Das Hänschen auf der Schüren saß
Schier in dem Maien,
Es regnet so sehr, das Hänschen ward naß,
Schierabend, Schierabend,
Herzliebchen mach' bald Feierabend,
Grün ist die Linde!
Es kann sich noch nicht Feierabend seyn,
Es kommt noch erst ein Krug mit Wein ꝛc. ꝛc."

Und dann wird ein großes irdenes Gefäß voll methähnlichen Getränkes bereitet, eines Gemisches von zerbröckeltem Honigkuchen, Wein oder Honigwasser und Anisbranntwein, welches in der Runde herumgereicht wird, immer unter Gesang. Das herkömmliche Gericht dazu ist Hirsebrei, der auch oft mit Reißbrei surrogirt wird, und Mehlkuchen. Jenes Getränk deutet auf uralte Ueberlieferung, auf welcher der ganze Schwingtag zu beruhen scheint. Auch in der Walpurgisnacht kommt nach vielen Inquisitionsacten jener dreimalige Ruf vor. Die ehemalige Wahl des Freitags (Frikktags) zum Schwingabende deutet noch klarer auf die deutsch-mythologische Beziehung, welche nicht minder durch frühere landesherrliche Verbote dieser Festbräuche hervorgehen wird. Frikka, die Holde, war die Patronin des Flachsbaues und der Spinnerinnen. Viele alte Sagen und andere Ueberlieferungen stimmen mit den Schwingtagsliedern darin überein.

(Schluß folgt.)

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

„Böttcher, der Goldmacher" von Dr. Töpfer, ist in Berlin binnen fünf Tagen dreimal vor überfülltem Hause gegeben worden. Bei der dritten Vorstellung überwog der rauschende Beifall und der Hervorruf noch die Aufnahme am ersten Abend, ein Erfolg, welcher die gegen alles Hamburger verschworenen Berichterstatter in Berlin etwas stutzig machen dürfte. — So die in Hamburg erscheinenden Originalien. Anders das Stuttgarter Morgenblatt. Dort werden vier neue Stücke aufgezählt, die in den letzten sechs Wochen im königlichen Theater zu Berlin zur Aufführung gekommen sind, nämlich Töpfer's Originallustspiel: „Böttcher der Goldmacher", zwei Stücke der Frau Birch-Pfeiffer: „ein Billet" und „Dorf und Stadt", und endlich Gustav Mansens Lustspiel: „die blaue Schleife", dann heißt es im Berliner Brief des Morgenblattes weiter: „Am wenigsten Beifall erhielt das Lustspiel Töpfers; mit Recht, da es nicht einmal unterhaltend ist, geschweige denn, daß es einen schönen poetischen Eindruck hinterließ. Mehr Glück machte .... ꝛc." Auch in Dresden ward Töpfers Stück gegeben. Die Abendzeitung sagt darüber: Das Stück ist vor Allem kein Lustspiel. Es ist ein sehr ernstes Schauspiel. Die hineingekeilten komischen Scenen sind eher possenhaft als lustspielartig. Der Entwurf des Stückes ist mit großer technischer Besonnenheit gemacht; die Effecte sind sehr richtig ausgerechnet; die Bausteine sind künstlich ausgearbeitet und die Fugen, mit denen sie in einander gepaßt, decken einander genau. Die Figuren sind gut dressirt und geschminkt; der Dialog fließend, nicht ohne Gedanken; so ist vieles Einzelne gut und sehr gut; aber es ist nur ein zusammengesetztes Modell geworden, das nicht zu einem Ganzen verschmolzen, welches durch den Totaleindruck das Gemachte vergessen ließe. Das Stück kommt Einem quodlibetartig vor. Außerdem fehlt bei allem Verständigen, Witzigen, doch der frische beseelende Geist. Es ist ein tüchtig Stück hausbackenes Brod, bei dem die Pedanterie der Technik überall zu sehen ist. Man ißt es ruhig ohne Beschwerden hinunter. Man wird satt davon, ohne es satt zu bekommen, aber man hat keinen Wohlgeschmack. Ein geistiges Werk soll auch nicht Brod, es soll Wein seyn, feuriger oder sprudelnder Wein." Wer nun aus diesen drei verschiedenen Berichten nicht klug werden kann, was er eigentlich von dem „Goldmacher" halten soll, der muß selbst nach Berlin gehen und zusehen.

In Mainz hält General von Hüser, Vicegouverneur der Bundesfestung, diesen Winter vor einem großen Kreise von Zuhörern, meist Offizieren der Garnison, Vorlesungen über Kriegsgeschichte, die durch Gediegenheit und geistvolle Behandlung sich auszeichnen.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 12. December. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.

Montag, den 13. December. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abtheilungen, von C. Gutzkow.

Mittwoch, den 15. December. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Zum Erstenmale: Nabucodonosor, lyrische Tragödie in 4 Abtheilungen, von Solera übersetzt, von Proch. Musik von Verdi. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

# Neunte Bilanz der Mozart-Stiftung am 30. September 1847.

| d.B. Fol. | | fl. | kr. |
|---|---|---|---|
| 13 | **Hypotheken-Conto:** | | |
| | für ein Insatz-Kapital und einem Insatz-Kapital-Antheil . . . . . . | 13300 | — |
| 19 | **Obligationen-Conto:** | | |
| | vorräthige 3½pCt. Frankfurter Stadt-Obligationen, zusammen fl. 6100 à fl. 100 . . . . . . . . . . | 6100 | — |
| 25 | **Interessen-Conto:** | | |
| | bis heute abgelaufene, aber noch nicht eingegangene Zinsen . . . . . | 126 | 16 |
| 16 | **Musikalien-Conto:** | | |
| | Saldo von einer angekauften Sammlung klassischer Werke . . . . . | 76 | 32 |
| 22 | **Cassa-Conto:** | | |
| | baar in Cassa . . . . . . . . . | 332 | 23 |
| | | 19935 | 11 |

| d.B. Fol. | | fl. | kr. | fl. | kr. |
|---|---|---|---|---|---|
| 23 | **Kapital-Conto:** | | | | |
| | Kapital-Fonds der Mozartstiftung am Schlusse des achten Verwaltungsjahres . . . . . . . . . . . | 19124 | 53 | | |
| | Ertrag des am 3. August von dem Liederkranze statutengemäß auf der Mainlust gegebenen Concertes . . | 456 | 6 | | |
| | Geschenke und Gottespfennige . . . | 26 | 9 | | |
| | Cours-Differenz auf vorräthige Obligationen . . . . . . . . . . | 50 | — | | |
| | Eingegangene und laufende Zinsen . . . fl. 701 3 kr. | | | | |
| | abzüglich des ersten und zweiten Semesters des verwilligten zweiten Stipendiums . . . fl. 400 — kr. | 301 | 3 | | |
| | | 19958 | 11 | | |
| | Hiervon ab | | | | |
| 24 | **Unkosten-Conto:** | | | | |
| | die im Laufe dieses Verwaltungsjahres stattgehabten Unkosten . . . . | 23 | — | | |
| | | | | 19935 | 11 |
| | | | | 19935 | 11 |

Frankfurt a. M., den 30. September 1847.

**Der Verwaltungs-Ausschuß der Mozart-Stiftung.**

Dr. Martin. Präsident. — Dr. A. Giar. Secretair. — J. F. Quilling. Cassier. — Peter Finck. Buchführer.

Dr. A. Jost. — Fr. Schneider. — Jean Böhler.

---

Vorstehende Bilanz mit den Büchern der Mozart-Stiftung genau verglichen und richtig gefunden, auch die aufgeführten:

a) einen Insatz-Kapital-Antheil von Neun Tausend Gulden,
b) ein Insatz-Kapital von Vier Tausend Drei Hundert Gulden,
c) achtzehn Stück hiesige 3½pCt. Obligationen im Nominalwerth von Sechs Tausend Ein Hundert Gulden,
d) den Cassa-Bestand von Drei Hundert Zwei und Dreißig Gulden und drei und zwanzig Kreuzer

vorgefunden zu haben, bezeugen hiermit.

Frankfurt a. M., den 15. November 1847.

**Die von der Gesellschaft des Liederkranzes aus ihrer Mitte zur Revision erwählten Mitglieder:**

Louis Hessemer. — J. Falta. — Georg Rosalino.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 344. Dienstag, den 14. December 1847.

## El Rojo.

Eine Geschichte aus Spanien von ***.

(Schluß.)

„Welche Ueberraschung, Eurer Anmuth und Hoheit hier wieder zu begegnen", sagte el Rojo. „Kaum aus dem Kerker befreit, finde ich mich in diesem Palast an Eurer Seite und zweifle nicht, daß ich Euch mein Leben zu verdanken habe."

„Ihr verdankt es unserm Freunde Geronimo Regato."

„Wie? Ihm, der mich im Augenblicke der Gefahr verleugnet hat?" rief der Student.

„Ja! dem Anscheine nach, nur um Euch wirksamer dienen zu können. Er hat der Königin, durch deren Einfluß allein die Gewalt meines Vormundes besiegt werden konnte, alles mitgetheilt. Ihr wißt nicht, was er für uns gethan. Von ihm erfuhr ich Euern Namen, durch ihn habe ich Eure patriotischen Gesinnungen kennen gelernt, denn nur einem kampflustigen Anhänger der Freiheit und des spanischen Vaterlandes konnte ich meine Neigung schenken. Mein Vater gehört zwar dem hohen Adel nicht an, aber er stammt aus einer alten begüterten Familie und stellte sein Vermögen zur Verfügung der Revolutionsmänner von 1820. Als Freund Riego's und Regato's hat er auch sein Leben in die Schanze geschlagen.

„Der Graf, welcher nun auch ein Verfolgter war, rettete ihn, um ihn später für diesen Dienst ausbeuten zu können. Er ließ meinen Bruder hinrichten, um sich durch eine Heirath mit der Schwester zu bereichern und mein armer Vater, durch seine schändlichen Intriguen verführt, von den Priestern angeleitet, gelobte ihm meine Hand und ernannte ihn auf dem Sterbebette zu meinem Vormunde. Doch Dank dem Himmel, nun bin ich frei, bin unter dem Schutze der Königin, und dieß Alles habe ich Regato zu verdanken. Er war es, der Euch als Gallego verkleidet in das Haus des Grafen führte, Eure Flucht begünstigte und noch eben . . ."

Hier wurde Rosaura durch die Rückkehr der Königin unterbrochen. „Der König," sagte Christine mit freudig bewegter Stimme, „ist wieder zur Besinnung gekommen. Ich habe ihn gesprochen und ihm die Aussage des jungen Mannes vorgelesen. Er will die Zeugen und Geronimo Regato hören, den ich sogleich davon habe benachrichtigen lassen."

Don Regato stellte sich fast in demselben Augenblicke ein und folgte alsbald mit unserem Freunde und Rosauren der Königin in Ferdinand's Gemach.

„Das ist der schlaueste Spürhund in ganz Spanien," sagte Cambronero zu Martinez de la Rosa.

„Wißt Ihr, wem er dient?" fragte Martinez lächelnd.

„Dem Vaterlande und der Sache der Freiheit, deren Märtyrer er zu rächen geschworen," erwiederte Cambronero.

„Aber er steht mit dem einen Fuß in diesem, mit dem andern im gegnerischen Lager."

„Weil oft die List die Stärke ersetzen muß. Ich kenne Regato und stehe für ihn. Wenn die Stunde geschlagen, welche er erwartet, so werdet Ihr ihn seinen Fuchspelz abwerfen sehen. Es gehört ein großer Muth dazu, Sennor Martinez, für den endlichen Triumph seiner Sache selbst die Ehre zu opfern."

Während dessen wurden Don Regato, el Rojo und Rosaura in das schwacherleuchtete Zimmer des sterbenden Monarchen geführt; mehrere Personen standen um Ferdinand's Lager. Der König hielt sich auf die Kissen gestützt in einer halbaufrechten, sitzenden Stellung. Er sah nur noch einem Schatten ähnlich und das blendendweiße Linnen, worauf sein Haupt ruhte, erhöhte noch die Todtenblässe seines Antlitzes. Ein Priester lag am Fuße des Bettes auf den Knien und sagte laut die Sterbgebete her, während Castillo, der Leibarzt, die Schläge des stockenden Pulses zählte. An der Seite des Bettes stand eine junge Dame mit gefalteten Händen, die sich gleichfalls das Ansehen gab, als bete sie; aber ihre großen schwarzen Augen irrten unruhig in dem Saale umher und ihre ganze Haltung zeigte nichts weniger als Schmerz und Ergebung. Der Graf hielt sich in einiger Entfernung, demüthig wie ein Angeklagter.

„Wo ist die Widerrufungsurkunde?" fragte der König mit hohler, dumpfer Stimme. „Ich habe sie Euch anvertraut, Taddeo, indem ich mir Zeit zur Ueberlegung vorbehielt. Gebt mir augenblicklich das Document zurück."

„Sire!" versetzte der Graf, der dem Sturm Trotz zu bieten und nur Zeit zu gewinnen suchte, denn Ferdinand's Stunden waren ja gezählt; „Ew. Majestät werden dieses vorher so reiflich überdachte Document, welches die Zukunft Spaniens und die Monarchie sicherstellen soll, nicht unbedacht und dem Einflusse beklagenswerther Eingebungen folgend, vernichten wollen."

Die Königin warf Taddeo einen verächtlichen Blick zu, während die Augen der Infantin Carlotta vor Zorn funkelten.

„Aber wo ist dieses Document? Ich verlange es zurück," wiederholte der Kranke. „Wer von uns beiden ist denn König in Spanien, Don Carlos oder ich?"

„Don Carlos wartet nur auf dieses Document," ergriff die Königin das Wort, „um seine Anhänger zur Empörung aufzuwiegeln. Bald wird der Bürgerkrieg ausbrechen. Hier dieser Student hat die ganze Verschwörung entdeckt. Beliebt es Ew. Majestät ihn zu hören?"

„Ihr habt mir das Protocoll seiner Aussage vorgelesen,

das ist hinreichend," sagte der König. „Aber, Ihr Regato, laßt mich Euern Bericht hören?"

„Sire," erwiederte dieser, „man hat selbst unter Euern Gardisten Leute für sich gewonnen."

„Verräther!" rief der König, sich von neuem gegen den Grafen wendend; „das salische Gesetz bleibt aufgehoben in Spanien und die Widerrufungsacte ist hiermit für null und nichtig erklärt. Aber wo ist sie? Ich will sie mit meinen Händen zerreißen?"

„Ja, Verräther, gib uns dieses Document heraus," rief nun auch Carlotta, indem sie wie eine gereizte Löwin auf Taddeo zusprang, der an dem Bette in die Knie gesunken war, um den Zorn des Königs zu besänftigen.

„Ew. Majestät," sagte er, „stürzen Spanien in's Verderben . . ." aber eine tüchtige Ohrfeige, die ihn beinahe zu Boden geworfen hätte, hinderte den Grafen fortzufahren.

„Carlotta!" rief die Königin, den Arm ihrer heftigen Schwester zurückhaltend, „du vergißt dich, mäßige deinen Zorn; ich bitte dich."

Ferdinand schien von den heftigsten Schmerzen gefoltert; seine Empörung gegen den treulosen Minister war auf's höchste gestiegen. „Weg von mir, Verräther," rief er, „weg von mir! Taddeo Calomarde, ich entsetze dich hiermit aller deiner Würden und Ehrenstellen. Du bist nicht länger mein Minister. Mein Gott! welche bittere Täuschung. Auch er mußte mich verrathen. Ach! das ist mein Todesstoß!"

Bei diesen Worten sank der König erschöpft in die Kissen zurück, aber es gelang den Umstehenden, den halbtodten Monarchen nochmals in's Leben zurückzurufen. Er erklärte die Widerrufungsacte für nichtig und übertrug der Königin die Regentschaft.

El Rojo war nicht wenig stolz darauf, mit zum Sturze Calomarde's, des Mörders von Torrijo's und so vieler andern beigetragen zu haben. Er war indessen klug genug, es bei diesem ersten Debüt in der Politik bewenden zu lassen und weder Christinens Gunst noch ihre Erkenntlichkeit auf die Probe zu stellen. Als beglückter Gatte zog er sich mit Rosauren in eine entlegene Provinz zurück. Don Regato aber fuhr fort, auf seine Weise und auf mehr oder minder directen Wegen der Sache zu dienen, an deren endlichem Triumph er nicht verzweifelte, und unter seinem wahren Namen, welchen wir hier verschweigen mußten, hat er eine ziemlich bedeutende Rolle in dem Bürgerkriege gespielt, der nach dem Tode Ferdinand des Siebenten ausbrach und das unglückliche Land noch immer in zwei jetzt ungleiche Heerlager zerreißt.

---

## Altdeutsche Aerntefeste.

(Schluß.)

Charakteristisch für das Alter des Festes ist, wie bei der Kirmeß und der Pfingstnacht, auch hier das Erscheinen des Pferdehauptes, welches bei allen altdeutschen Volksfesten so wenig als bei dem Hexenreigen fehlt und den mythischen Zusammenhang des Festes noch mehr hervorhebt. In dem geschriebenen Predigtbuche des Pastors Magerus von Schlebuschrath eifert dieser im Jahre 1778 auch gegen diese Sitte des Schwingtages: „daß die Dorfburschen einen Pferdeschädel mit Katzendärmen (Saiten) überspannen und neben dem Hackbrett darauf schnurren zu teuflischem Hallo und Hopsa." — Auch das Verbinden des Lindenbaumes mit dem Blaublümlein in vielen Kehrstrophen der Schwingtagslieder scheint nicht ohne mythische Beziehung. Die Linde, in allen altdeutschen Liebesliedern verwebt, war (wie Allvaters Eiche) der heilige Baum der Frikka, deren Beziehungsnamen: holde, milde, liebe, linde Frau, dem Baume auch den Namen gab, und ihr, der linden Frau, gehörte der Spinnrocken wie der Flachs, auf dessen Blüthe sich das blaue Blaublümelein der Schwingtaglieder ohne Zweifel bezieht. Daher auch der Aberglaube in Anwendung des blühenden Flachses für Zauber und Entzauberung. Daher die Predigten und Abmahnungen der christlichen Bekehrer Eligius, Gallus, Burkardt von Worms, und der Capitularien über den Aberglauben hinsichtlich des Flachsbaues. Daher noch viele einschlägige Beziehungen in den Volksmärchen. Besonders ist darin hervorzuheben, daß Behexung den blühenden Flachs für einen Fluß, ja, für das Meer ansehen läßt. Flachs, im Neumond bei aufgehender Sonne gesäet, blüht nach dem Volksglauben auch nur am Morgen und wird lang und zart. Der am Nachmittage gesäete blüht bloß Nachmittags und bleibt kurz und schroff. Das Katzengespann am Hexenwagen ist nach dem Köhlerglauben noch immer mit Strängen von blühendem Flachse angeschirrt. Aus der Flachsblüthe, aus ihrer tiefen Bläue läßt sich die Fruchtbarkeit des Jahres prophezeien. So lange die linde Frau regiert, den Monat Spürkel, Wivermond (Februar) hindurch, mußte früher jeder Rocken Abends abgesponnen seyn, sonst wurde der Rest verbrannt u. s. w.

Diese viele Jahrhunderte hindurch in das innerste Wesen des Volkes verwobenen Beziehungen erklären die Treue, mit welcher die Festbräuche des Schwingtages, wenn auch jetzt unverstanden und verstümmelt, beibehalten wurden. Dieses auf das fernste Alterthum gegründete, alle Volkslieferungen überragende Herkommen erklärt die hohe Freude der Dörferinnen in der Begehung dieser Feierlichkeit und dabei das eifersüchtig strenge Festhalten an hergebrachten, dabei üblichen Formen. Von den jüngsten Mädchen wie den ältesten Frauen werden diese mit dem merkwürdigsten Ernste wahrgenommen, und selbst der naseweise Spott der jetzt auch auf dem Lande vergötterten Modernität vermochte, wie wehe er thut, jenen Ritus noch nirgendwo gänzlich abzuschaffen. Es gibt für die Dörferinnen aber auch keine ergötzlicheren Tage, keine froheren Jubelnächte, als an dem Schwungstocke. Der fröhlichste Faschingsball der Städte kann mit dieser Lustbarkeit keinen Vergleich bestehen. Man braucht nur die sittsamsten Weiber zu sehen, wie sie von dem Jubel der lautesten Lust hingerissen werden, von dem umherfliegenden Werge wie von Freudetrophäen umkränzt, beim Scheine der Lampen mit den klappernden Schwingen fuchtelnd oder im Reigen jauchzend und singend — so vermag man sich einen Chor von Bacchantinnen nie deutlicher vorzustellen.

Erst seit den letzten Decennien hat sich der Glanz, hat sich die Zahl dieser Feste vermindert, welche wie so manches Alterthümliche nur in den Weilern des Gebirges in ihrer früheren Fassung erhalten blieben. Die Einführung der Baumwolle für Leibleinen und für Kleidungsstoffe, die bei den Weibern früher durchaus, bei den Männern aber zur Sommerzeit sich auf gefärbtes Linnentuch beschränkten, hat den Flachsbau und deßhalb auch die Bedeutsamkeit der Schwingtage vermindert. Früher zog, spann und wob jede Familie ihre Kleidungsstoffe selber, jetzt sind dafür unzählige Fabriken. Die durch Aenderung der Lebensweise herbeigeführte, durch das übervornehme Gefühl des Fortschrittes erzeugte Verachtung des Alten hat dem, was die frühere Zeit für hoch und heilig hielt, den Stab gebrochen. Statt das Gute dieser Feste, ihre gemüthliche, auf Gemeinsamkeit zielende Seite zu erhalten und sie darauf zu beschränken, sieht man

sie engherzig immer mehr unterdrücken und als Unfug abstellen. Freilich hatten sie manches Schlimme im Gefolge.

Es ist nämlich althergebrachte Sitte, daß die zum Schwingtage ziehenden Mädchen von ihren Liebhabern abgeholt werden. Nachts, wenn die Schwingarbeit zu Ende geht, das Kümpchen (Methgefäß) kreiset und die alterthümlichen ländlichen Spiele beginnen, sammeln sich zu den Mädchen der fernen Gehöfte auch die Burschen, um am Gesange, Tranke, am Spiele und endlich wohl am Ringelreigen Theil zu nehmen und ihre Schätzchen nachher heim zu geleiten. Sonderbar ist dabei, daß die Burschen von ihren Mädchen nach altem Herkommen mit Meth oder Hirsebrei gefüttert werden. Das Mädchen hält nämlich sitzend das Kümpchen (Schüssel) auf ihrem Schooße, ihr Schatz kniet vor ihr und wird von der Hand der Holden aus einem Löffel gespeiset. Das Uebermaß des Genusses dieses mit Wein oder Anisbranntwein verdünnten Honigkuchenbreies steigerte nicht selten rohe Leidenschaften des Hasses oder der Eifersucht der Jünglinge zum Ausbruche einer blutigen Schlägerei, wovon in jeder Gemeinde noch viele Beispiele in Erinnerung leben. Auf dem Heimwege war es dann ein gewöhnliches bäuerisches Abenteuer, dem Einen oder Andern sein Schätzchen abzunehmen und es selber heim zu geleiten. Der Ausgang dieses Unterfangens galt für die höchste Schmach oder die höchste Ehre der bäuerischen Burschenschaft. Wem es gelang, dem Nebenbuhler das Liebchen zu entreißen, der stolzirte auf allen Gelagen über diese Heldenthat, und der Beraubte blieb bei allen festlichen Versammlungen für viele Jahre die Zielscheibe des bittersten Spottes. Deßhalb die Hartnäckigkeit solcher Kämpfe, bei denen nicht selten die Messer zu tödtlichen Wunden sich entblößten. Sogar ganze Ortschaften traten in Masse zu solchem Kampfe auf und weglagerten zu diesem sabinerraubähnlichen Abenteuer. Da gab es denn andern Tages für die Feldscheerer zu thun. Dafür aber, daß durch dieses nächtliche Heimführen die Sittlichkeit in anderer Weise gefährdet worden sei, gab es keine Beispiele. Gerade der zwanglose Umgang sicherte vor Ausschweifung, wie es auch in dem merkwürdigen Chilfgange der Süddeutschen hervortritt. Alle Predigten der Landgeistlichen über Schwingtagunfug eiferten nur gegen die Raufereien. So auch die Verordnungen Karl Theodor's gegen dieses Volksfest, dessen eifrige Theilnehmer durch viele heimliche Instructionen besonders den kurpfälzischen Werbern zur Beute angewiesen waren. Die veränderte Lebensweise, die Umgestaltung in dem Landbaue wird die Schwingtage auch aus ihrem bisherigen Asyle, den einsamen Bergweilern, bald vertrieben haben. Da Niemand sie gewürdigt hat, ihre frühere Bedeutsamkeit hervorzuheben, ihr Verständniß zu vermitteln, so werden sie nach wenigen Menschenaltern gänzlich vergessen seyn. Doch ihr Vermächtniß, die schönen Volksliederweisen, die sie uns in alter Reinheit erhalten haben, sichert ihnen ein Recht auf die Dankbarkeit jedes Volksfreundes, dem noch ihr Name begegnen mag.

---

## Weimar, das deutsche Athen.

Unter dem Titel „Weimar's Merkwürdigkeiten sonst und jetzt, ein Führer für Fremde und Einheimische," ist soeben im Verlag des Landesindustriecomptoirs in Weimar ein sehr lesenswerthes Buch von A. Schöll erschienen.

Der Verfasser nennt dasselbe einen Führer. Es ist aber mehr, es ist eine in gedrängter Kürze zusammengefaßte und aus den zuverlässigsten Quellen geschöpfte Geschichte der Stadt Weimar. Versuche, einzelne Epochen aus der so ruhmreichen Geschichte Weimar's hervorzuheben, oder wohl auch eine topographische Beschreibung der Stadt mit kurzen Andeutungen über die großen Gestirne zu geben, die von hier aus eine Zeitlang Deutschland und Europa durchleuchtet haben, sind schon öfters gemacht, ohne daß jedoch mehr erlangt worden wäre, als eben ein Führer und Nothbehelf. Schöll ist weiter gegangen; er hat sein Buch mit historischer Gründlichkeit behandelt, mit geschickter Hand Altes und Neues verflochten. Einen besondern Reiz hat er diesem Buche verliehen durch eine Reihe biographischer Abrisse berühmter Personen, an welche die Erinnerung entweder durch das Anschauen eines Bildes, eines Grabmonuments oder eines andern Denkmals hervorgerufen wird. So finden wir darin kurze Lebensschilderungen von Lukas Kranach, Hofmaler Johann Friedrich Löber, Georg Melchior Kraus, Professor J. F. Bause, Joh. Joachim Christoph Bode, Joh. Karl Musäus. Auch dreier Frauen berühmter Männer wird gedacht: der Frau des Prof. Victorin Strigel, bekannt durch sein bewegtes Leben in der Reformationszeit; Marie Philippine Borel, Gattin des durch die erste französische Revolution bekannt gewordnen J. Jos. Meunier, und Frau Marie Karoline v. Herder. Lieutenant Wilhelm von Schmettau, starb an den Wunden aus der Schlacht bei Jena, Joh. Daniel Falk, Friedrich Justin Bertuch, Fr. Ludw. v. Froriep, von Einsiedel, von Knebel, Ludwig Fernow, H. Meyer, von Matthisson, Ludw. Tieck, Komponist Graun, Frau v. Staël, Zacharias Werner, Schiller, Göthe, Wieland, Herder und viele andere mehr.

Die Stätte, die ein großer Mann betrat, ist heilig, heißt es in einer schönen Besprechung des Buches, die wir in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung lesen. Neben reichlichen und anziehenden Nachrichten über die Geschichte der Stadt überhaupt und ihrer einzelnen merkwürdigen Gebäude, Anstalten und Umgebungen, über Sammlungen, Theater, über Hof und Staat, welche namentlich den Lesern der Göthe'schen Werke häufig als schätzenswerther topographisch-historischer Commentar dienen werden, sind es darum besonders die Häuser und Aufenthaltsorte der bedeutenden Männer aus der letzten Blüthenperiode unserer Literatur, denen sich die Aufmerksamkeit zugewendet, und in deren Einzelheiten wir der lebendigen Schilderung gern folgen.

Hier hinter dem hohen Schieferdache der Stadtkirche, in diesem, wie Karl August sagte, grau beleuchteten Bescovato wohnte Herder 27 Jahre und mit ihm der Feuergeist, der die Schalen der Dogmen und der Gemüther in einen Strom von Licht und Liebe schmolz, und in seiner Hand den Bischofstab grünen machte, daß die Kirchenzucht mild, die Katechese fruchtbar, die Andacht feierlich und die Religion in Herzen und Häusern heimisch wurde.

Dort in der Esplanade stehen wir bei einem kleinen Haus, das die Thüraufschrift als Schillershaus bezeichnet, mit Ehrfurcht still. In Weimar lebte er die sechs, in diesem Hause die drei letzten Jahre seines kurzen mit 45½ Jahren beschlossenen gehaltvollen Lebens. Mit großen Arbeiten, die er glorreich vollendet hat, und gleich großen, die er nicht vollenden sollte, rang den Körper aufrichtend und aufreibend sein Geist hier, hinter diesen obern Fenstern, die sich auch wohl des Morgens öffneten und sein edelmildes Gesicht sehen ließen, wenn er seinen vom untern Fenster heraufrufenden Kindern am Bindfaden eine Frühstückszugabe hinabließ. An dieser Thür war es im Anfang Mai 1805, daß Göthe selbst unbaß von dem schwer leidenden Freund, der noch einen Ausgang in's Theater wagte, schied, um ihn nicht wieder zu

sehen; denn eine Woche darauf war er der Sichtbarkeit entrückt. So kurz hat er Weimar's Asyl genossen, und wie dauernd verherrlicht!

(Schluß folgt.)

## Tabletten

*** Dem Marseiller Courier zufolge ist das Reisen in Italien im Jahr der Gnade 1847 gar seltsam und theuer. So hat der Berichterstatter in den jüngsten Tagen einen Paß gesehen, der in der That ein Phänomen genannt zu werden verdient. Dieses Monsterdokument ist vermöge verschiedentlicher angeklebter Anhängsel, womit ihn die zahlreichen Polizeibehörden bedacht haben, nicht weniger als 2½ Ellen lang und eignet sich sonach zu einem mäßigen Tischtuch oder einer bescheidenen Bettdecke. In Folge des copiösen Streusandes, womit in den verschiedenen Bureaux verschiedener Städte die Nässe seiner neuen Buchstaben neutralisirt wurde, und des Einbandes, womit man ihn, um zahllosen Entwickelungen vorzubeugen, buchartig versehen hat, wiegt er ein starkes Pfund. Der Signaturen und Stempel, deren originelle Verschiedenheit ihm zur besonderen Zierde gereicht, sind 73 an der Zahl, und endlich hat derselbe während einer fünfmonatlichen Reise blos 262 Fr. 50 C. gekostet.

*** Nil novi sub sole, heißt es in der Allgem. Zeitg. Selbst die scheinbar so ganz moderne Liebhaberei am Genuß von Pferdefleisch ist nichts Neues, vielmehr scheint sich darin bei dem deutschen Volke wieder ein uraltes heidnisches Gelüste hervorzudrängen, welches sogleich bei der ersten Einführung des Christenthums in unseren Gauen mit aller Entschiedenheit und, wie die Folge lehrt, auch siegreich bekämpft wurde, jetzt aber mit aller Gewalt sich wieder geltend zu machen sucht; es wäre zu erwägen, ob es nicht mit andern antichristlichen Bestrebungen der Gegenwart in bedenklichem Zusammenhang steht! Bonifacius wenigstens, der Apostel der Deutschen, hatte sich über unsere pferdeessenden Vorfahren bei Papst Gregor III. (von 731—741) bitter beklagt, und der heilige Vater antwortet ihm in einem Briefe, der uns in der Sammlung der Briefe des Bonifacius erhalten ist, und worin es heißt: „Unter anderm hast du beigefügt, daß viele das wilde Pferd essen, die meisten auch das zahme. Das darfst du, heiligster Bruder, fürder durchaus nicht geschehen lassen, vielmehr mußt du ihm mit Christi Beistand auf jede mögliche Weise steuern und ihnen gehörige Buße auflegen. Denn es ist unrein und verdammlich!" In gleichem Sinne schrieb später Papst Zacharias (von 741—752 n. Chr.) an Bonifacius, in demselben Briefe, welcher die Anweisung über den Genuß gekochten und rohen Speckes enthält. „Auch war in dem von ihnen (des Bonifacius Abgesandten) überreichten Billet deine Bitte an uns enthalten, dir anzugeben, was zuzulassen und was zurückzuweisen ist, besonders in Absicht auf Geflügel, d. h. Dohlen, Krähen, Störche, welche durchaus vom Essen der Christen fernzuhalten sind; auch Biber und Hasen und wilde Pferde sind noch vielmehr zu meiden." — Merkwürdigerweise fehlt in einigen Handschriften das „fibri et lepores", offenbar weil die geistlichen Herren den Hasenbraten und besonders den leckern Biberschwanz, der in der Fastenzeit als ein unschuldiges Fischgericht galt, für unentbehrlicher als das Pferdefleisch hielten." Fürchten nun aber nicht die pferdeverzehrenden Männer des Fortschrittes von Pio nono, dem Manne der Zeit, eine Bestätigung auch der obigen päpstlichen Noten?

*** Am 3. December wurde von der Rathskammer des Landgerichts in Düsseldorf eine Klage der Gräfin Hatzfeld gegen ihren Gatten auf 26,000 Thlr. Vorschuß für Proceßkosten in der reciproce gegen ihn erhobenen Ehescheidungsklage verhandelt. Nach dem nunmehr erfolgten Urtheil ist die Summe von 26,000 Thlr. auf 500 Thlr. ermäßigt und dieser Betrag der Gräfin zugebilligt. Der Unterschied ist freilich erheblich.

*** Eine amerikanische Zeitung enthielt kürzlich folgende Anzeige: „Danksagungsassekuranz-Bureau. Aerzte, welchen es zu viele Mühe macht, sich selbst die Danksagungen für von ihnen angeblich geheilte Krankheiten aufzusetzen, können sich gegen ein Billiges bei uns in der Art abonniren, daß, ohne ihr Zuthun, monatlich eine oder mehrere Danksagungen für jede beliebige, von ihnen geheilte Krankheit in unserer Zeitung eingerückt werden. Als Danksagende pflegen wir bereits Verstorbene zu wählen, weil diese der Wahrheit der Sache nicht widersprechen können."

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Man weiß, daß seit einiger Zeit das Schloß Ferney, Voltaire's Wohnsitz, zum Verkauf ausgeboten ist. Dies hat allen Liebhabern geschichtlicher Curiositäten Gelegenheit gegeben, dasselbe in jeder Beziehung zu durchstöbern, alle Schränke und Tapeten zu durchsuchen u. s. w. Bei dieser Gelegenheit hatte ein Engländer das Glück, ein verborgenes Fach in einer Tapetenwand zu entdecken, in welcher er ein Manuscript vorfand, das nicht sowohl der Zahn der Zeit, als der der Ratten stark zernagt hatte. Bei näherer Untersuchung hat es sich ergeben, daß dasselbe von der Hand Laharpe's herrührt. Es ist ein bürgerliches Trauerspiel, „der Verführer" betitelt. Der Finder hat es dem Théâtre français zur Aufführung angeboten, allein die große Schwierigkeit wird seyn, die Stellen, welche der Rattenzahn als ein scharfer unbarmherziger Kritiker herausgebissen hat, wieder zu ergänzen, denn derselbe hat über 300 Verse aufgespeis't.

Zweite Soirée musicale von Herrn Eduard Rosenhain, Dienstag den 14. December, im Saale des Herrn C. A. André, Zeil, Haus Mozart. — Programm: Quartett von Mozart; Lied von Spohr, gesungen von Herrn Conradi; Grand Duo von Moscheles, für zwei Pianoforte, vorgetragen von Eduard Hecht und Rosenhain; Lied von André, vorgetragen von Herrn Conradi; Grand Trio von Franz Schubert, vorgetragen von den Herren Eliason, Ripfel und Rosenhain. Anfang 7 Uhr.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 13. December. Zopf und Schwert, historisches Lustspiel in 5 Abtheilungen, von C. Gutzkow.

Mittwoch, den 15. December. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Zum Erstenmale: Nabucodonosor, lyrische Tragödie in 4 Abtheilungen, von Solera übersetzt, von Proch. Musik von Verdi. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 345. Mittwoch, den 15. December 1847.

## Mabel Earnley.

*Eine englische Familiengeschichte.*

### 1.

Arme Mabel Earnley! Kaum etwas mehr als fünfzehn Jahre sind vergangen, als sie ein lallendes Kind in den Armen ihrer sterbenden Mutter lag. Es war ein hartes Mißgeschick — eine grausame Täuschung! Die Glöckner, welche, das Glockenseil in der Hand, gespannt harrten, um dem Erben von Longdale Manor einen Willkommen entgegen zu läuten, liefen mit schlecht verhaltenem Grimm in ihre Häuser; die Reisigbündel, die man aufgehäuft, auf dem Rasenplatze ein Freudenfeuer anzuzünden, wurden rasch bei Seite geschafft; alle Kundgebungen der Freude wurden auf Sir William's Verlangen eingestellt. Er selbst, der Herr des Hauses, ging bald hierhin, bald dorthin, mürrisch und verstimmt, als ob er die Möglichkeit gar nicht begreifen könne, daß das ihm geborne Kind kein Sohn sey.

Arme kleine Mabel! Ein Herz nur schlug ihr entgegen bei ihrem Eintritte in diese kalte selbstsüchtige Welt; aber dieß Herz empfing sie mit einer so reinen, uneigennützigen, innigen und aufrichtigen Liebe, daß diese hingereicht haben würde, ihr Leben zu verschönen, wäre es diesem reichen Herzen nur vergönnt gewesen, für immer über den, jetzt noch bewußtlosen Gegenstand seiner Liebe zu wachen; doch schon verbreiteten sich die düsteren Todesschatten über jenes Gemach. Nur wenige Tage erfreute sich die junge Mutter ihres Kindes, nur wenige Tage lag der Säugling in den Armen seiner zärtlichen Mutter; dann herrschte tiefe Trauer im Hause; die Glocken, welche die Geburt des Erben begrüßen sollten, erklangen dumpf, als Lady Earnley in's Grab gesenkt ward.

Sir William hatte sein junges und edles Weib geliebt, er hatte sie kennen gelernt, als er noch geringe Aussicht hatte, Herr des Vermögens zu werden, dessen Besitz unglücklicherweise die niedrigeren und schmutzigeren Seiten seines Charakters hervortreten ließ; und jetzt, da sie hinübergeschlummert war, konnte er sich nicht trösten. Er wollte sein Kind nicht sehen, das von dieser Zeit an der Sorge der Dienerinnen überlassen blieb. Die Kleine hatte ihr sechstes Jahr erreicht, als ein Ereigniß eintrat, das auf ihre Zukunft von wesentlichem Einflusse war. Es war dieß kein anderes als die Verheirathung ihres Vaters mit einer Dame von einigem Range, bei welcher Gelegenheit er zum ersten Male nach dem Tode seiner ersten Frau nach Longdale Manor zurückkehrte.

Die kleine Mabel hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, als ihre Dienerinnen, während sie zu der bevorstehenden Ankunft des Herrn alles in Bereitschaft setzten, von der ersten Lady Earnley und ihrem traurigen und frühen Ende sprachen.

„Es ist mir, als wäre es gestern gewesen," sagte die Kindwärterin, „als wir hier in demselben Zimmer an dem Sarge der armen Lady wachten."

„Ach, es war in der That eine traurige Zeit," bemerkte die andere; „aber ich wußte vorher, wie es kommen würde, von dem Augenblicke an, als ich sie sah, wie sie hier lag und das Kind ihr zur Seite. Auf ihrem Antlitze thronte etwas Erhabenes."

„Doch was ist das hier?" bemerkte sie und nahm aus dem Schubfache eines Secretärs, den sie eben abstäubte, ein Kästchen, welches ein kleines Porträt auf Elfenbein enthielt. „Kommen Sie her, Miß Mabel, sehen Sie, was ich gefunden habe."

Aber die kleine Mabel war emporgekommen, zu dem hohen Bette und hatte ihr Gesicht in dem Kissen verborgen, auf dem, wie sie gehört, das Haupt ihrer Mutter geruht. Als die Dienerinnen sie herabnehmen wollten, umklammerte sie das Kissen mit heftigem, leidenschaftlichen Geschrei; und als sie ihr von dem Schatz erzählten, den sie gefunden, und sie überredeten, ihr Haupt zu erheben, lag in ihren Blicken ein Schmerz, der bei einem so jungen Kinde doppelt ergriff. Sie gaben ihr das Bildniß der Mutter, und von neuem brach sie in Thränen aus, drückte es an ihre Lippen und an ihr Herz und rief schluchzend: „Mutter, meine gute Mutter, warum mußtest du sterben!"

Die Glocken im Dorfe erklangen laut, als Sir William Earnley seine zweite Gattin heimführte; und viele Blicke folgten erwartungsvoll dem Wagen, als er vorüber rollte nach dem Herrenhause. Die Diener waren auf der Treppe des Hauses versammelt und die bebende Mabel stand neben ihrer Wärterin. Man bemerkte, daß Sir William um viele Jahre älter aussah, denn zu der Zeit, als er sein Haus verlassen, und daß sein Gesicht blaß, ja traurig war, als er seine Gattin in die Halle führte. Beim Anblicke seiner kleinen Tochter schien er bestürzt und wandte sich ab; dann aber, als ob er seine Gefühle durch eine große Anstrengung besiegen wollte, nahm er sie auf seine Arme und küßte ihr kalt die Stirn, indem er sagte: „Lady Earnley, dieß ist meine Tochter Mabel."

Mabel blickte scheu auf ihre Stiefmutter und begegnete einem kalten strengen Blicke, der auf sie gerichtet war; von diesem Blicke war für sie nichts zu hoffen. O, wie freudig würde das Kind sein Haupt auf die Schultern seines Vaters gelegt haben; wie würden seine innigsten Gefühle bewußtlos hervorgebrochen seyn; wie innig würde ihn Mabel geliebt haben, sie, die keine Mutter hatte, — wenn er nur ein freundliches Wort zu ihr gesprochen, sie nur einmal an sein Herz gedrückt hätte, wie sie es oft-

mals in süßen Träumen sich gedacht. Aber mit stummer Gleichgültigkeit übergab er sie wieder der Wärterin, und die arme Mabel stahl sich fort in ihr Gemach, um das anzuschauen, was sie an ihre verstorbene Mutter erinnern konnte, und um in Thränen auszubrechen, wie sie selten das Auge eines Kindes füllen.

Etwa ein Jahr nach ihrer Verheirathung beschenkte Lady Earnley ihren Gemahl mit einem Sohne, und dieß Ereigniß war von großem Einflusse auf Mabel's Zukunft, wie auf des Mädchens Charakter. Sie sah ihres Vaters Freude, die bis zur Leidenschaft ausartete, und tief fühlte sie, daß sie nun keine Seele mehr habe, von der sie geliebt werde. Von dieser Zeit an blieb Mabel gänzlich unbeachtet, und das vernachlässigte ungeliebte Kind würde in einen Zustand kalter und mürrischer Theilnahmlosigkeit gefallen seyn, hätten sie die Unterhaltungen mit dem Bildnisse der Mutter nicht davor bewahrt.

(Fortsetzung folgt.)

## Weimar, das deutsche Athen.

(Schluß.)

Göthe's Haus, das dieser 39 Jahre bewohnt hat, steht auf dem Frauenplan, bezeichnend, meint unser Führer, für den Dichter, der so viele Frauen bewegte, aber auch in seinen Dichtungen, wie kein anderer die weibliche Natur verherrlichte und nach den verschiedensten Seiten beleuchtete. In diesem Hause sind wir schon von früherher mehr heimisch, theils durch gelegentliche Andeutungen in Göthe's Werken und Briefen, theils und insbesondere durch die treffliche Schilderung Immermann's. Doch finden wir darüber noch viele anmuthende Einzelheiten. Als das wahre Heiligthum dieses Hauses bezeichnet Schöll das Gelaß an der jener bekannten, mit Salve beschriebenen Schwelle entgegengesetzten Seite des obern Flurs. Im Vorgemach stehen hier die Schränke der mineralogischen Sammlung und die große elterliche Hausuhr, erkauft und eingeschickt vom Herzog von Mecklenburg-Strelitz, so daß ihr Schlag am frühen Geburtstagsmorgen den erwachenden Göthe wunderbar überraschend mit dem aus der fernen Jugend gewohnten Klange traf. Von hier tritt man ins Arbeitszimmer, das, von mäßiger Länge, die Tiefe zweier nicht großen Fenster hat, und von einfachster Einrichtung ist. Zwischen den Fenstern ein kleiner Spiegeltisch mit Uhr und Weinglas. Mitten, ein länglichrunder eichener Tisch, mit schlichtem Stuhl dabei. An der Wand, rechts den Fenstern eine von Birnbaum, mit Standfächern von weichem Holz darauf, unten Atlanten, oben Lexika, Handbücher u. a. Hier hängt ein Gypsmedaillon Napoleon's mit der Umschrift: Scilicet immenso super est ex nomine multum. An der Seitenwand wieder ein Repositorium mit einigen geschenkten Dichterwerken. An der Wand links den Fenstern ein langes Stehpult von weichem Holz, an dem Göthe zu schreiben pflegte. Hier liegt die Originalhandschrift des Götz und die der Elegien. Auch eine kleine Büste Napoleons steht da, von weißem Milchglas, das gegen das Licht ins Bläuliche und Feurige schimmert, weßhalb es Göthen für die Farbenlehre brauchbar und lieb war. Ein Bogen mit einigen Anmerkungen zur neueren Zeitgeschichte ist an die Thür daneben befestigt, hinter der man eine Tabelle schematischer Begriffe zur Musik und eine zur Geologie findet. Sie führt in das Schlafgemach, das ein kleines Fenster und eben Raum für das schmucklose Bett und den grüngepolsterten Lehnstuhl daneben hat. Hier starb Göthe am 22 März 1832 im 83sten Jahre seines Alters, im 57sten seines Lebens in Weimar. Dieses Studierzimmer aber, mit wie vielen fruchtbaren Augenblicken hat er es vorher geheiligt, und wie viele andere, unbeschriebener Betrachtung und unaussprechlichen Genusses, hier gefeiert!

Lesen wir diese und die weiteren ausführlichen Beschreibungen von Göthe's Besitzthum und seinen hinterlassenen werthvollen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, so drängt sich uns von neuem das lebhafte Bedauern auf, daß der großherzig gefaßte Plan, es als Nationaldenkmal unverändert mit seinen Schätzen zu erhalten, scheitern sollte.

Wir müssen uns enthalten, von den vielen andern denkwürdigen Resten, welche die zahlreichen andern Glieder des weimarischen Musenhofes Wieland, Iffland, Schütze, Schopenhauer und so manche andere, die ihn vorübergehend besuchten, in der Stadt zurückgelassen haben, auch nur andeutend zu reden, und begnügen uns auf die anziehenden Schilderungen empfehlend hinzuweisen. Besonders bedeutsam scheint uns noch die treffliche Charakteristik Karl Augusts und die ausführliche Uebersicht seiner ganzen Wirksamkeit. Das Bild dieses Fürsten, der nach allen Seiten hin, auf's Ganze wie auf Einzelne, zu wirken verstand und nicht müde ward, bildet den Glanzpunkt dieses Buches, wie auch für Staat und Hof seine Persönlichkeit der Mittelpunkt war, ohne dessen gediegenen Kern Weimar nicht möglich gewesen wäre, eine solche Zahl bedeutender Geister anzuziehen und dauernd zu fesseln. Die Mailänder haben es getroffen, als sie ihrer Bewunderung bei seinem Besuch in einer Denkmünze und dem Wort il principe huomo Ausdruck gaben. So wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte jeder; da wär's ein Fest Deutscher mit Deutschen zu seyn.

## Beredsamkeit bei den Indianerstämmen in Nordamerika.

Mitgetheilt von P. S.

Das eben so lehrreich wie anziehend geschriebene Buch von Professor Dr. Büttner „Briefe aus und über Nordamerika. Dresden, Arnoldische Buchhandlung. 1845.", gibt uns unter andern auch eine Probe von den rednerischen Verhandlungen der Indianer. Wenn die deutsche Professorfeder die Worte nicht zu sehr geregelt hat, was wir nicht glauben wollen, da Dr. Büttner ein guter Gewährsmann ist, so müssen wir staunen über die Kraft und das Treffende der Reden, wie sie von den Indianern gehalten werden. Nur Einiges theilen wir hier nachstehend für die Leser mit, welche das Buch nicht aus eigner Anschauung kennen. — Der alte Häuptling der Oneidas, Keskelomah, hatte durch die Nachbarschaft europäischer Ansiedler das Vortheilhafte des Ackerbaues kennen gelernt, und um seinen Stamm für diese friedliche Beschäftigung zu gewinnen, läßt er sich folgendermaßen vernehmen:

„Siehst du nicht, wie die Weißen von Körnern, wir aber von Fleisch leben? Daß dieses Fleisch mehr als dreißig Monden braucht, um heranzuwachsen, und oft selten ist? Daß jedes jener wunderbaren Körner, die sie in die Erde streuen, ihnen mehr als hundert zurückgibt? Daß das Fleisch, wovon wir leben, vier Beine zum Fortlaufen hat, wir aber deren nur zwei besitzen, um es zu erhaschen? Daß die Körner da, wo die Weißen sie hinstreuen, bleiben und wachsen? Daß der Winter, der für uns die Zeit unserer mühsamen Jagden ist, ihnen Ruhe bringt? Darum haben sie so viele Kinder und leben länger als wir. Ich sage also Jedem, der mich

hören will, bevor die Cedern unsers Dorfes vor Alter werden abgestorben seyn, und die Ahornbäume des Thales aufhören werden, uns Zucker zu geben, wird das Geschlecht der Kleinkörnersäer das Geschlecht der Fleischjäger vertilgt haben, wofern diese Jäger sich nicht entschließen, auch zu säen. Die Worte des Koreybuusta sind schon unter den Völkerschaften Pequid, Natik, Narraganset und andern wahr geworden. — Eine Flinte ist gut, ein Pflug aber noch besser; ein Wigwam ist gut, aber ein Haus und eine Scheune noch besser. — — Laßt uns Verordnungen über unsern Handel machen; laßt uns jenen Wassern der Raserei und des Todes den Eingang in unsere Dörfer verbieten. Aus dieser Quelle sind unsere größten Unfälle geflossen; durch dieses Gift haben sie uns toll und schlecht gemacht, und so viele Ländereien abgenommen." rc.

Doch der alte Keskelomah findet seinen Gegner in dem jungen Kuhassen, der sich durch seine Rede als Feind europäischer Einrichtungen und namentlich des Ackerbaues zu erkennen gibt. Schwer aber wird es, zu entscheiden, wessen Partei man ergreifen solle? Jeder von beiden spricht so gewichtig, so schlagend für seine Ansichten, daß man auch jedem zufallen möchte. „Wenn wir — sagt Kuhassen — wie die Weißen leben, werden wir aufhören zu seyn, was wir sind, die Kinder unsers großen Geistes, der uns zu Jägern und Kriegern gemacht hat. Wir werden denken und handeln, wie sie, und wie sie werden wir Lügner, Betrüger, Sklaven und abhängig von dem Boden werden, den wir bebauen, und angekettet durch Gebote, regiert durch Papiere und Schriften voller Lügen. Und sind denn diese Weißen mit ihren Feldern, Kühen und Pferden glücklicher? Leben sie länger als wir? Können sie auf dem Schnee oder unter einem Baume schlafen wie wir? Das können sie nicht; sie haben so mancherlei zu verlieren, daß ihr Geist aus Unruhe wacht! Können sie das Leben verachten, leiden und sterben, wie wir, ohne Klagen und Jammern? Das können sie nicht; sie sind durch zu viele Bande daran geknüpft. Was hilft ihnen das Geld, wofür sie so viel arbeiten? Reiche und Arme zu machen, das Verbrechen unter sie einzuführen, nebst der Eifersucht und dem heimlichen Grolle. Werden wir Landbauer, dann werden wir also in unsere Dörfer Richter rufen müssen, um uns zu quälen; Gefängnisse mit hohen Mauern errichten müssen, um uns einzusperren, und Ketten schmieden müssen, um uns festzuhalten. Werden wir dann noch kühn, tapfer, voll Muthes, uneingedenk des Vergangenen, zufrieden mit dem Gegenwärtigen, wenig besorgt um das Künftige seyn? Mit nichten! Die Gastfreundschaft wird gehen, ich weiß nicht wohin, und nicht mehr zu uns zurückkehren; denn da jeder auf Kosten der Andern zusammenscharren will, so bleibt ihm nichts, seinem Nachbar zu geben, der sein Freund nicht mehr seyn wird. Gleich den Weißen werden wir alles, was man uns heißen wird, für Geld thun; wir werden keinen Willen mehr haben. Was ist aber ein Mensch, der nicht mehr hier oder dorthin gehen, rauchen, schlafen oder ruhen kann? Die Reichsten werden die Armen beherrschen wollen; und was werden die Aermern dann thun? Werden sie nicht Sklaven werden und für die arbeiten müssen, die von Fett glänzen? Wird dann also wohl die Stärke, der Muth, die Geschicklichkeit und die Geduld über den Ruf eines Menschen entscheiden? O nein! Das Geld und der volle Kessel werden es thun! Ein Krieger, in dessen Adern das Blut eines Oneida rollt, könnte wohl der je, weil das Unglück an seine Thüre geklopft hätte, einem reichen Manne dienen? Nein! eben so wenig, als der Adler der Gebirge dem furchtsamen und feigen Fischadler, so wenig als der Kühne der furchtsamen Holztaube dienen wird! Statt sich zu biegen, wie das Rohr des Ufers, würde er widerstehen, wie die Eiche der Gebirge, oder wie die Bienen in den großen Wäldern Unabhängigkeit und Freiheit suchen. Sollte ich je meinen Willen verlieren und genöthigt werden, einem andern zu gehorchen, weil er reicher ist, dann will ich ihn zu Boden hacken, ihm seine Herrschaft entreißen, und vorher sein Haus anzünden; denn wer mich verachtet, der ist mein Feind. Ich will die Flüsse von Westen hinabfahren und den Häuptern der Völker des Missisippi sagen, daß die Oneidas, gleich den Weißen, bärtig, Erdenwühler und Tagelöhner geworden sind. Ja, bevor ich mich den Befehlen eines Herrn unterwerfe und ein kläglicher Lohndiener werde, will ich hin zu meinen tapfern Vorfahren gehen. Was ist denn der Tod, wovor die Feigen so sehr erschrecken? Dem Jäger ist er der Tag der Ruhe, das Ende aller seiner Bedürfnisse; dem Krieger der Tag des ewigen Friedens; den Unglücklichen das letzte Ende ihres Elendes, das Vertrauen und der Trost aller Leidenden, der Zufluchtsort, an welchem man der Unterdrückung und der Tyrannei trotzen kann."

Diese Paraphrase des Todes ist gewiß so meisterhaft, daß auch ein Redner aus einem civilisirten Volke sich deren nicht zu schämen brauchte. Mich erinnerte sie an jene klassische Paraphrase des Schlafes von Shakespeare, welcher Macbeth, als er seinen schlafenden König ermordet hatte, in die Klagen ausbrechen läßt:

Als ich diese gräßliche That unternahm, so
War's mir, als hört' ich Geisterstimmen rufen:
„Wacht auf! Es mordet Macbeth jetzt den Schlaf,
Den Schlaf, das Bild der Unschuld, der der Sorge
Endlosen Knäul entwirrt. Er mordet ihn,
Der jedes Tages Lebensmüh' und Kummer
Im Strome der Vergessenheit begräbt. —
Den Schlaf ermordet er, des wunden Körpers
Erquickend Bad, der kranken Seele Balsam,
Des Lebens Speise an dem Lebensmahle,
Der ganzen weiten Schöpfung zweites Daseyn."

## Tabletten.

*** Royer-Collard's Statue in Vitry-le-Francais ist von Marochetti in mehr als Lebensgröße ausgeführt und in Erz gegossen. Sie erhebt sich auf einem Fußgestell von Stein. Royer-Collard, aufrechtstehend, ist mit einem künstlerisch-drapirten Oberrock bekleidet und hält die Adresse der 221 in der Hand. Am Fuße der Bildsäule liest man: A Royer-Collard 1846." Zu beiden Seiten des Fußgestells sind zwei Basreliefs angebracht: auf dem einen sieht man ihn als Lehrer im College de France, und unter seinen Zuhörern sind Guizot und Thiers zu unterscheiden; auf dem zweiten erscheint er als Mann der Tribüne in der Abgeordnetenkammer.

*** Fanny Lewald erzählt in ihrem italienischen Bilderbuch: Die Theater werden in Neapel erst um neun Uhr geöffnet. Das Ballet im Theater del Fondo macht einen wunderlichen Eindruck, indem Genien und Nymphen unter ihren ätherischen Luftgewändern von Gaze ein Beinkleid von dunkelgrünem Taffet tragen, um den Anforderungen zu genügen, welche die Königin an irdische Schicklichkeit macht. Eben so befremdlich erscheint es dem Auswärtigen, daß zwei Gardesoldaten auf die Bühne treten und rechts und links sich aufstellen, sobald der Hof in der Loge erscheint. Hohe Mützen auf den Köpfen, Gewehr am Fuß, den Blick auf die könig-

liche Loge gerichtet, stehen sie unbeweglich da, während hinter ihrem Rücken Romeo in Schmerzenstönen seine Julia beklagt, und die ganze Scala menschlichen Glückes und Leides sich in der Welt der Töne mächtig entfaltet — und so bleiben sie stehen, bis der Hof das Theater verläßt, was oft ziemlich spät in der Nacht geschieht.

*** Die englische Sängerin Miß Birch, die in der großen Oper zu Paris engagirt war, ist ohne aufzutreten, kontraktwidrig abgereist. Miß Birch, so erfahren wir aus einem Brief, den dieselbe an Galignanis Messenger gerichtet hat, wollte in Rossini's Tell debutiren; doch sie bekam Furcht, der französischen Aussprache nicht gewachsen zu seyn, und als sie in der Probe bei ihrer Aussprache der Worte: „mon coeur n'a pas trompé mes yeux" (mein Herz hat meine Augen nicht getäuscht) Gelächter der Zuhörer vernahm, welche verstanden: „mein Herz hat die Herren nicht getäuscht," (n'a pas trompé messieurs) entfiel ihr aller Muth und sie reiste ab.

*** Die Wiener Sonntagsblätter bringen eine von Dr. Ringler verfaßte Biographie Leopold Feldmann's. Welch' ein schönes Beispiel geben die Münchner Literaten! Statt einander herabzureißen, biogaphiren sie sich! Aus der genannten Arbeit ist namentlich ergötzlich, wie sich Feldmann, der als Knabe zu einem Schuster in die Lehre kam, und ein Jahr hindurch als zweiter Hans Sachs figurirte, aus diesen ledernen Elementen befreite. Ein hübsches Mädchen hatte nämlich ihren Schuh zum Ausbessern gebracht, und der poetische Lehrjunge, mit dieser Aufgabe beauftragt, klebte ein Gedicht in die innere Sohle, worin er die schöne Kundschaft auf das wärmste besang. Als nun das Mädchen die Dichtergabe in ihrem Schuh entdeckte, lief sie erzürnt zum Meister, der den Buben auch zur Strafe ziehen wollte. Feldmann aber erklärte ihm eher den Pfriemen durch den Leib zu rennen, als eine Züchtigung für seine Verse auszuhalten. Auf diese tragische Scene hin ward nun Feldmann, nach dem Ausdrucke Ringler's, „dem Peche für immer entrissen." O könnten Alle deutsche Schriftsteller sagen, sie seyen dem Peche für immer entrissen!

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Wir Deutsche sind wahrhaftig ein ganz sonderbares Volk, unsern großen Meistern der Kunst und Poesie gegenüber. Daß wir sie bei Lebzeiten sterben, verkümmern und oft gebrochnen Herzens aus dem Vaterland scheiden lassen, ist eine alte Sünde, daß wir sie nach ihrem Tode bezweckessen und bedenkmalen, ist eine neuere Mode, die noch nicht ganz abgekommen. Das Allerneuste aber ist, daß wir unsre Koryphäen der Wissenschaft, Kunst und Poesie, namentlich die Dichter und Musiker, nach der Reihe auf die Bühne bringen, so Gottsched, Gellert, Schiller, Bürger, Mozart. Auch Haydn ist jetzt eine Theaterfigur geworden; in einem neuen Lustspiel von Schubar, „Joseph Haydn", muß eine Dame den achtzehnjährigen Jüngling spielen, um den Wendepunkt vorzuführen, wo die große Zukunft des armen Tondichters ihren Anfang nahm. Das Stück ist in Berlin aufgeführt, von der dortigen Kritik verurtheilt worden. Von dem Verfasser des „Günstling" ließ sich freilich etwas Hervorragendes für die Bühne nicht erwarten. — Da wir gerade von Haydn sprechen, so wollen wir hier einen wenig bekannten Brief dieses Tondichters an seinen Freund, den Proviantoberverwalter Roth zu Prag folgen lassen. Viele Componisten unserer Zeit können viel aus diesem Briefe lernen, wenn sie wollen. Er ist im December 1787 geschrieben und lautet: „Sie verlangen eine Opera buffa von mir; recht herzlich gern, wenn Sie Lust haben, von meiner Singcomposition etwas für sich allein zu besitzen. Aber um sie auf dem Theater zu Prag aufzuführen, kann ich Ihnen diesfalls nicht dienen, weil alle meine Opern zu viel auf unser Personale (zu Esterhaz in Ungarn) gebunden sind, und außerdem nie die Wirkung hervorbringen würden, die ich nach der Lokalität berechnet habe. Ganz was anders wär' es, wenn ich das unschätzbare Glück hätte, ein ganz neues Buch für das dasige Theater zu componiren. Aber auch da hätte ich noch viel zu wagen, indem der große Mozart schwerlich jemanden andern zur Seite haben kann. Denn könnt' ich jedem Musikfreunde, besonders aber den Großen die unnachahmlichen Arbeiten Mozart's so tief und mit einem solchen musikalischen Verstande, mit einer so großen Empfindung in die Seele prägen, als ich sie begreife und empfinde, so würden die Nationen wetteifern, ein solches Kleinod in ihren Ringmauern zu besitzen. Prag soll den theuern Mann festhalten — aber auch belohnen; denn ohne dieses ist die Geschichte großer Genies traurig, und gibt der Nachwelt wenig Aufmunterung zum fernen Bestreben; weßwegen leider so viele hoffnungsvolle Geister darniederliegen. Mich zürnet es, daß dieser einzige Mozart noch nicht bei einem kaiserlichen oder königlichen Hofe engagirt ist. Verzeihen Sie, wenn ich aus dem Geleise komme: ich habe den Mann zu lieb. Ich bin etc. Joseph Haydn. P. S. An das Prager Orchester und die dasigen Virtuosen mein ergebenstes Kompliment. Dieser Brief, bemerkt die Wiener allgemeine Musikzeitung, der wir denselben entnehmen, ist eben so ruhmvoll für den Geist und das Herz seines Verfassers als für Mozart selbst. Wir hoffen daher den zahlreichen Freunden beider großen Genies eine willkommene Gabe damit zu bringen.

Jenny Lind hat sich verpflichtet, von jetzt an bis zum Mai einmal wöchentlich auf dem königl. Theater in Stockholm aufzutreten gegen Erhöhung der Preise um die Hälfte und den dritten Theil der Nettoeinnahme. Sie hat dabei ihren ganzen Antheil an dem Ertrage zur Begründung einer Schule zur Ausbildung von Zöglingen für das gedachte Theater bestimmt. Am 3. December trat sie zuerst in der „Regimentstochter" auf und es war bei der Kasse ein solches Gedränge von Menschen, daß die bewaffnete Macht einschreiten mußte. Man bezahlte Parquetbillette mit 25 bis 100 Rthlr. Banco.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 14. December. Die Jäger, ländliches Sittengemälde in 5 Abtheilungen, von Iffland.

Mittwoch, den 15. December. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Zum Erstenmale: Nabucodonosor, lyrische Tragödie in 4 Abtheilungen, von Solera übersetzt, von Proch. Musik von Verdi. (Gastrolle) Abigail: Fräulein Kern, vom herzoglichen Hoftheater zu Wiesbaden.

(Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 346.** Donnerstag, den 16 December **1847.**

### Mabel Earnley.

*Eine englische Familiengeschichte.*

(Fortsetzung.)

Jahre eilten dahin und Mabel's fünfzehnter Geburtstag war schon vorüber. Zurückhaltend, träumerisch, kalt in ihrem Wesen, dabei in Selbstbeherrschung ein Weib, in ihren Gefühlen ein Kind, unbekannt mit den gewöhnlichsten Ereignissen und doch wohl bewandert in allen besonderen und gesuchten Künsten, mit einer lebhaften Einbildungskraft und einem reifen Herzen, das seine Gefühle unterdrücken mußte, und endlich ohne alle Weltkenntniß, verdiente sie wohl, ein Gegenstand der innigsten Theilnahme zu seyn.

Um diese Zeit ereignete es sich, daß Sir William Earnley mit seiner Gattin und seinem Sohne auf einige Tage abwesend war, und da Mabel's Gouvernante diese Gelegenheit benutzt hatte, sich selbst einen Feiertag zu bereiten, so war das junge Mädchen sich selbst überlassen und konnte den eigenen Neigungen folgen. Diese führten sie zuerst in die Bibliothek, aus der sie eins jener Bücher nahm, in denen von dem Glanze des Ritterthums abgehandelt wurde, woran sie ein so großes Vergnügen fand, und wanderte dann ihrem Lieblingsplatze in einem entfernten Theile des Parkes zu. Zuletzt führte sie der Pfad aus dem dichtesten Schatten des Wäldchens und von dem Bache, der längs des Weges sanft plätschernd dahin floß, an das Ufer eines Teiches, dessen Oberfläche, halb beschattet, halb von dem freundlichsten Sonnenlichte beschienen, einem Spiegel glich. Hier war ein wonnevoller Rasenplatz unter einer Ceder, deren Zweige sich weithin ausbreiteten, und hier ließ sich Mabel nieder und war bald vertieft in Tasso's erhabene Darstellung der glaubensmuthigen Krieger vor Jerusalem.

Mabel ahnte nicht im entferntesten, daß sie in dieser Einsamkeit nicht allein war, und daß fremde Augen mit unbegrenzter Sorgfalt jeden ihrer Blicke, jede ihrer Bewegungen beobachteten. In dem Gebüsch auf der andern Seite des Teiches hielt sich seit einiger Zeit ein junger Mann verborgen, der in Zweifel zu seyn schien, ob er aus seinem Versteck hervortreten sollte oder nicht. Während er noch schwankte, hatte sich Mabel erhoben und beugte sich über das Wasser, um eine Blume zu ergreifen. Da sprang der junge Mann rasch hervor, ihr seinen Beistand anzubieten. Sein plötzliches Erscheinen aber machte sie bestürzt, sie verlor das Gleichgewicht und stürzte in den Teich. Ein Blick nach dem sonnigen Himmel, ein Gedanke (selbst in diesem Augenblicke noch) an das Bildniß ihrer Mutter, ein auf den schönen Lippen ersterbendes Gebet um die Seligkeit im Jenseits, ein Rauschen, als ob die Flügel des Todesengels sich gegen sie bewegten, und Mabel war ihrer Sinne nicht mehr mächtig. Das Leben war indessen nicht verloschen; und als dem armen Kind die Besinnung allmälig wiederkehrte, hörte sie, wie eine ernste Stimme aus der Tiefe des Herzens die Worte sprach: „Gott sey Dank, ich habe sie gerettet!"

Mabel schlug die Augen auf und sah, wie sich ein fremdes Antlitz mit einem zärtlicheren, besorgteren Ausdruck, als sie jemals in eines Menschen Auge gesehen, über sie hinbeugte. Allmälig erinnerte sie sich alles dessen, was sich zugetragen hatte, und sich sanft und leicht aus dem Arme, der sie unterstützte, emporhebend, dankte sie dem Fremden, daß er sie mit eigener Lebensgefahr gerettet. Der junge Mann lauschte mit sichtbarem Entzücken auf ihre Worte, und als Mabel nun versuchte, ob sie Kraft genug habe, nach Hause zu gehen, bot er ihr voll Anstand und Würde seine Unterstützung an.

„Ich fürchte, Miß Earnley," sagte er, „daß Sie Ihre Kräfte überbieten. Halten Sie mich nicht für zudringlich, wenn ich Ihnen zu Ihrem Heimweg meinen Beistand leihen möchte. Setzen Sie mich nicht in Verlegenheit," fügte er hinzu, als Mabel etwas hinflüsterte, was wie Bemühung und Versäumniß seinerseits klang, „und sprechen Sie nicht weiter von einer Handlung, die ich stets für die beglückendste meines Lebens halten werde."

Mit diesen Worten bot er dem schüchternen Mädchen seinen Arm an und Mabel, schwach und erschöpft, während das Wasser von ihren Kleidern triefte, durfte seinen Beistand nicht zurückweisen. Beide sprachen, wie sie so durch den Park hinschritten, wenig, aber mehr als einmal pochte Mabel's Herz, als sie die Augen des Fremden mit demselben Ernste und demselben milden Ausdruck auf sich ruhen sah, wie in dem Augenblick, da er ihr Wiedererwachen zum Bewußtseyn begrüßt hatte. In dem hingebenden Benehmen des Fremden lag für das verlassene Mädchen so viel Neues und so recht Wohlthuendes, daß Mabel sich ordentlich betrübt fühlte, als sie bei dem Hause ihres Vaters anlangte, und hier der Fremde nach einem sanften Druck ihrer nicht widerstrebenden Hand sich verabschiedete.

Am nächsten Morgen lenkte Mabel, nach einigen Zweifeln, ihre Schritte wiederum nach den Ufern des Teiches, und als sie sich mit klopfendem Herzen dem Platze des gestrigen Abenteuers näherte, hatte sich auch der Fremde bereits wieder dort eingefunden. Er eilte auf das Mädchen zu; Mabel, voll Verwirrung, reichte ihm ihre Hand entgegen, der junge Mann drückte sie zärtlich und ehrerbietig zugleich an seine Lippen.

„Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich mich wieder hier finden lasse," sagte er; „aber ich konnte dem Verlangen nicht widerstehen, den Ort, wo ich so glücklich war ..."

„Nichts weiter davon," fiel ihm Mabel rasch in das Wort; „heißen Dank, nicht aber Verzeihung schulde ich Ihnen." Und nun wurden Gedanken und Gefühle ausgetauscht. Der junge Mann rühmte die Schönheit des Waldes, der sie umgab, und sprach von dem sonnigen Himmel über ihnen; dann kamen allmälig die Dichter an die Reihe und unser Unbekannter wußte es geschickt einzuleiten, daß Mabel ihre Lieblingsschriftsteller nannte, wobei er dann seine vertraute Bekanntschaft mit den Werken derselben an den Tag legte. Mabel schwärmte. Es war ja das erstemal, daß sich die schöne Seele einer andern Seele gegenüber sah, die so ganz gleichgestimmt war, und Mabels Antlitz erglühte vor Freude über diese Sympathie, ihre Zunge wurde beredt, als sie die Gedanken laut aussprechen durfte, die sie bis zu dieser Stunde in der stillen Einsamkeit ihrer Seele aufgenährt hatte. Die Minuten verwandelten sich unbemerkt in Stunden und als es wieder zum Scheiden kam, kehrte Mabel mit einem unbeschreiblichen Gefühl inneren Glückes, wie sie es bisher nie empfunden, nach Hause zurück.

(Fortsetzung folgt.)

## Vormalige Stimmen über die Schweiz.

Mitgetheilt von **pp.

Zu den werthvollsten älteren Reisewerken über die Schweiz gehört das Werk des Professor **Meiners** in Göttingen: „Briefe über die Schweiz" in vier Theilen. Der Verfasser besuchte Helvetien in den Jahren 1782 und 1788, und lernte so die dortigen Zustände damaliger Zeit kennen. Durchblättert man das Werk, so stellt man unwillkürlich Vergleiche zwischen damals und jetzt an. Diese Zustände haben sich seit jener Zeit kaum in etwas geändert. Zuweilen erscheint darum der Verfasser wie ein Prophet. Beklagend, daß das Schulwesen in traurigem Zustande sey, läßt er sich folgendermaßen vernehmen: „In den katholischen und selbst in den reformirten demokratischen Kantonen sind Schulen und Akademien noch seltener und mangelhafter, als in der übrigen Schweiz, und daher kommt es, daß in den katholischen und in den demokratischen Kantonen die Aufklärung der höhern Stände noch geringer und die Unwissenheit des Volkes noch viel größer ist, als in den Städten Helvetiens. Allem Ansehen nach werden selbst **Spanien** und **Portugal** den Aberglauben der vorigen Zeit eher ablegen, als die demokratische und städtelose Schweiz." Der Verfasser erinnert daran, daß die letzte Hexe im Jahr 1782 in Glarus hingerichtet worden sey.

Anlaß zu Betrachtungen von mannichfacher Art gibt folgende Stelle in demselben Meiners'schen Werke: „So gewiß es ist, daß die Abwesenheit stehender Heere die Schweiz von vielen Lasten befreit, welche die übrigen Länder Europa's tragen, eben so gewiß ist es auch, daß sie durch ihre unbewaffnete Wehrlosigkeit in der politischen Wagschale der europäischen Reiche und Staaten viel leichter und unbedeutender wird, als sie sonst nach dem Verhältnisse ihres Umfangs, ihres Reichthums und ihrer Bevölkerung seyn würde. Man kann jetzo aus wichtigen Gründen zweifeln, ob es gut gethan war, daß die Schweiz sich vom deutschen Reiche ganz trennte. Wenn sie mit diesem Reiche in einer solchen Verbindung stünde, als die größeren Fürsten unsers Vaterlandes, so würde sie allem Ansehen nach freier und sicherer als jetzt seyn, und schwerlich würde der kaiserliche Hof sie jemals auf eine solche Art behandelt haben, als der Graf v. Vergennes sie in den letzten Jahren behandelt hat. Die Abhängigkeit von Frankreich wird es der Schweiz schwerlich erlauben, dem Fürstenbunde beizutreten, der sie mächtiger als Frankreich beschützen würde. Es ist noch nicht gar lange, wo der Schweiz größere Gefahren drohten, als sie seit dem Anfange ihrer Freiheit zu fürchten gehabt. Diese Gefahren sind glücklich vorübergegangen, und es werden vielleicht Jahrhunderte verfließen, bevor alle Umstände, die ihrer Verfassung den Untergang bringen können, von neuem zusammenkommen. Es ist ein Glück für die Schweiz, daß nicht alle die Mächte, welche die Theilung derselben nachdrücklich zu hindern im Stande sind, ihre unmittelbaren Nachbarn sind, und also nicht leicht als Genossen der Beute zugelassen werden können." An die Stelle des Wortes „Theilung" hat sich heute das Wort „Intervention" geschoben.

Interessant sind Rückblicke auf die frühere Thätigkeit der Jesuiten in der Schweiz. L. Meister läßt uns im zweiten Theile seines im Jahr 1784 erschienenen Werkes: „Hauptscenen der Helvetischen Geschichte" S. 437 lesen: Im September 1705 kamen zwei Jesuiten, Fulvius Fontana, ein Florentiner, und Joh. Anton Mariani, ein Mailänder, in die Eidgenossenschaft. Sie predigten eilfmal an verschiedenen Orten (ob italienisch oder deutsch sagt man nirgends) auf offenem Felde. Durch einen seiner Vorträge über die Versöhnlichkeit bewegte Fontana offenbare Feinde, daß sie sich um Verzeihung baten, einander umhalseten und küßten. Einer Frauensperson von Zug, welche ihn um die Heilung ihres (wie sie meinte) besessenen Mannes anflehte, versetzte er kläglich: Bitte dafür einen Heiligen, nicht einen Sünder. Worauf sie antwortete: Wo soll ich denn hingehen? Sind wir nicht alle Sünder? Er erwiederte: So nimm deine Zuflucht zu Gott durch eifriges Gebet. Nicht nur der Pöbel, sondern auch die angesehensten Männer in den katholischen Kantonen zogen ihm haufenweise nach. Zu Zug und Luzern wurden diese Bußprediger von Obrigkeitswegen empfangen. Unglaublich ist es, aber Augen- und Ohrenzeugen versichern, daß den meisten dieser Predigten sechzig bis hundert, ja den letzten an die hundertdreißigtausend Menschen beigewohnt haben. In den sechs Tagen, welche diese beiden Mönche in dem Lande zubrachten, sollen sie nicht eine einzige ordentliche Mahlzeit genossen haben. Die eifrigsten unter den männlichen Zuhörern erschienen im schwarzen Gewande, mit Stricken oder Ketten um den Hals und die Hüften; die Weiber und Wittwen ebenso; die Jungfrauen in weißen Kleidern. Viele gingen barfuß und trugen Dörnerkronen. Andere mit schweren Kreuzen auf dem Rücken, ließen sich von hiezu bestellten Personen schlagen und geißeln, indem sie auf solche Weise Christum bei seiner Hinführung nach Golgatha nachzuahmen vermeinten. Hauptmann A. J. Caberg, Statthalter zu Schwyz, übersetzte auf Fontana's Begehren die gedachten eilf Predigten aus dem Italienischen ins Deutsche und ließ sie mit des Mönchen Zuschrift an die fünf Kantone zu Einsiedeln im Druck ausgehen. Fontana begab sich nach Rom und berichtete dem Papst, daß er nicht nur eine große Erndte eingesammelt, sondern auch bei einem katholischen Eidgenossen den Wunsch erweckt hätte, daß er ihnen zur Ausbreitung ihrer Religion in der Gegend circa Thuregum behülflich seyn möchte. Wirklich schrieb hierüber der Papst unterm 30. Christmonat 1705 an die fünf katholischen Kantone und forderte sie auf, ihm durch den Kardinal Spada ihre nähern und eigentlichen Gedanken zu eröffnen.

## Schöne Literatur.

**Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman von **Heinrich König.**

Beurtheilt von **Moriz Carriere.**

Der Dichter hat mit diesem Werk einen glücklichen Wurf gethan; er hat wie Immermann im Münchhausen, nach mancherlei Versuchen, die uns einzelne Seiten eines reichbegabten Geistes erblicken ließen und wohl im Einzelnen, aber nicht im Ganzen den vollen Beifall der Kenner wie des Volks finden konnten, jetzt die Wirklichkeit der Welt und die Innerlichkeit des Gemüths in sinniger Verschlingung und richtiger Wechselwirkung zu einem anziehenden und wohlgerundeten Gemälde verbunden. Wie Immermann gibt auch König den Gegensatz einer verlognen Civilisation und einer verdorbenen Vergangenheit mit dem gesunden Kern des Bürgerthums und den begeisterten Ideen der Zukunft, um uns am Ende mit der freudigen Ahnung zu entlassen, daß der Sturm, der so viele Dinge verwirrt und zerstört, auch die Luft gereinigt und die wahlverwandten Seelen zusammengeführt hat: von den großen Erschütterungen gekräftigt und geläutert wird ein neues Geschlecht die Früchte, welche die Väter mit voreiliger Hand noch unreif pflücken wollten, sich zeitigen und genießen.

In bunten Bildern, in raschem Scenenwechsel zeigt uns König das Leben in Mainz mit historischer Treue: die Schwäche des erzbischöflichen Regiments, das dem Heranwogen der neuen Ideen und Kräfte nicht gewachsen ist, und mit der Aristokratie vor dem Ernst der Zeit entflieht, wie die Entfesselung der Köpfe und Zungen, das hier wohlgemeinte, dort selbstsüchtige und eitle, haltlos sich überstürzende Trachten der Clubisten; priesterlichen Jesuitismus und schlaue Maitressenwirthschaft, wie ehrlich unbefangnen Volkssinn und die Höhe der wahren Bildung im Hause Forsters, im Verkehr mit Sömmering und Göthe. Mitten in diesen Kreisen steht der Held des Romans, der Baron Franz Karl; durch Stand und Lebensstellung am Hofe beschäftigt, durch Edelsinn dem Volk freundlich und durch Geistesrichtung und echte Kultur zu Forster hingezogen, von Pfaffentrug und Weiberlist umgarnt und durch sein Wort an die Brautschaft einer in der Gesellschaft glänzenden Comtesse geknüpft, durch sein Herz der schönen Seele eines herrlichen Bürgermädchens angeeignet, bleibt er der Vaterstadt getreu, als sie der Hof verläßt, und hält nicht minder am deutschen Vaterlande fest, als die Clubisten den Anschluß an die Frankenrepublik betreiben; ein Meisterzug ist's, wie am festgesetzten Hochzeitsmorgen die adelige Braut mit der übrigen Aristokratie geflüchtet ist und Franz Karl hierdurch die Verlobung gelöst sieht und nun dem freien Zug des Herzens folgen kann. So auf die Markscheide der Gesellschaft und der Zeit gestellt und anfangs hin und her schwankend, ist er der Werdende und Sterbende, wie der Roman ihn braucht neben Forster, dem fertigen Mann der Geschichte.

Forster ist durchaus mit Treue und Liebe geschildert, ja man könnte den übrigen Roman für die Halle ansehen, in welcher das Standbild des Helden zur Verehrung der Gegenwart aufgestellt ist; wie beide Humboldt bekannt haben, welch' großen Theil ihrer Bildung und Geistesrichtung sie ihm verdankten, so hat König das Seine gethan, daß diese edle Macht der Vergangenheit in die Gegenwart herüberwirke. Forster's Reden und Gespräche sind der Auszug aus seinen Briefen und Büchern, oft mosaikartig zusammengesetzt, ohne daß es demjenigen sichtbar würde, welcher nicht die alten bekannten Gedanken gerne wieder begrüßt. Das Herz des Mannes ist frisch und warm, die Riesengröße der Zeit gibt seinem Geist die Schwinge des erhabensten Muthes. Wie er das Göthe'sche Wort auf sich anwenden konnte:

Hast du nicht Alles selbst vollendet,
Heilig glühendes Herz?
Hat mich nicht zum Mann geschmiedet
Die allmächt'ge Zeit und das eherne Schicksal?

so sieht er das Glück nur in der freudigen Entfaltung unserer Kräfte, im freien naturgemäßen Wirken, so sind ihm Leiden und Widerwärtigkeiten ein Mittel zu dieser Entwicklung unsres Wesens auf neuen Bahnen. König hat Forster in dem Sinne dargestellt, in welchem dieser bei der Abreise nach Wilna an Sömmering schrieb: „Ein wohlthätiges Verhängniß waltete über uns, daß wir einander verstehen lernten, daß unser ruhiger hochachtungsvoller Bund der Freundschaft entstand, und einer des andern Schutzengel ward; daß strenger Wahrheitssinn zur Schonung sich gesellt und wir einander fortbildeten, da wo die gemeine Erziehung aufhört, zu diesem hohen Bewußtseyn der Reinigkeit in Gedanke, Wort und That, diesem Frieden, der höher ist als alle Vernunft! Vorwärts den Blick zu richten, ist jetzt beides, Pflicht und Gewinn; nicht länger darüber zu brüten, daß jeder von uns hinfort alleinsteht, allein schwimmt durch das Meer der Mühseligkeiten, Hamlets sea of troubles, und allein kämpft und — siegt oder fällt. Vorwärts den Blick! aber nicht aus lockenden Erwartungen und leeren Hoffnungen eine Welt zu träumen, die noch außer unserm Erfahrungs- und Empfindungskreise liegt. Mich dünkt, ich sehe in diesem Nebel der Zukunft nur Einen Funken, der nicht bloßes Irrlicht wäre. Wenn alle Phantome von Gemeinnützigkeit, von Einfluß auf Menschenbildung, von Aussaat und Hervorgrünen wissenschaftlicher Kultur unter einem fremden Himmel zerronnen sind, dann finde ich mich selbst dort noch wieder. Was das Schicksal an uns Einzelnen fortbildet, indem es uns in neue Thätigkeit versetzt, uns neue Berührungspunkte verschafft und auffordert, für Andere zu wirken, das ist der erhabene Zweck unsers Daseyns, wobei wir nur das Zusehen haben, indeß der Zweck unsrer Handlungen dazu nur Mittel wird. Ich ringe acht oder zehn Jahre mit neuen Verhältnissen, sammele neue Vorstellungen, neue Begriffe, lasse durch neue Eindrücke Reactionen hervorrufen aus meinem eignen Selbst, die mir jetzt noch unbekannt seyn mögen; Vernunft und Empfindung durch einander geschärft und berichtigt, schaffen in mir eine Welt, wozu ich jetzt nur die formlose Hyle (Materie) in mir trage: so geht ein vollkommneres Wesen hervor, mit erhöhtem Bewußtseyn, mit andern Quellen des Genusses, mit einem umfassenderen Sinne, zu erleseneren Freuden und Leiden gebildet!" (Schluß folgt.)

## Tabletten.

⁂ Mendelssohn war der Liebling in den höheren Kreisen von Leipzig, erzählt J. P. Lyser in Frankl's Sonntagsblättern, und stand besonders bei den Damen so sehr in Gunst, daß die bekannte fantastische Leipziger Putzhändlerin Gismunda Rosenlaub einen neuen Kopfputz in den Zeitungen unter der Benennung „Mendelssohn's Auge" ankündigte und damit die glänzendsten Geschäfte machte. Mendelssohn war der Erste, der über solche Narrheiten lachte, allein sie konnten damals nicht schaden, denn so ganz ohne Gegner war Mendelssohn-Bartholdy in Leipzig keineswegs. Das Ungeziefer

der kleinen Journalisten ließ es an Angriffen und Ausfällen gegen den Meister nicht fehlen. Weiter erzählt Lyser vom musikalischen Geschmack der Leipziger folgendes artige Geschichtchen: Ole-Bulls Concert, welches er in Leipzig gab, wurde von Mendelssohn-Bartholdy dirigirt und mit der Ouverture zur Zauberflöte eingeleitet. Mendelssohn dirigirte dieses Tonstück immer sehr gerne, an diesem Abende aber mit besonderer Liebe. Es ging so herrlich, daß es wiederholt werden mußte, und vor Freude glühend kam Mendelssohn, nachdem die Wiederholung beendigt war, hinab in den Saal. Ich stand dicht am Orchester und fühlte mich plötzlich von Mendelssohn-Bartholdy bei den Schultern gefaßt; als ich mich umsah, blickte er mir so seelenvergnügt in die Augen, daß ich ihm hätte gleich um den Hals fallen mögen, indem er mich fragte: „Nun mein Friedemann, ist es Ihnen so recht gewesen?" Indem sagte ein sehr nobler Herr dicht neben uns zu einem anderen: „Der Mendelssohn könnte auch was Besseres aufführen, als solch altes langweiliges Zeug! warum führt er nicht einmal Strauß'sche Walzer auf?" — Die Jammergesichter, mit denen Felix und ich einander ansahen, kann man sich denken, denn dieses begab sich zur Zeit, wo Mendelssohn bereits sieben Jahre in Leipzig dirigirte!" —

⁂ Die in Brüssel erscheinende Zeitung „Broederhand" erzählt folgende Geschichte, die bei dem eben vorwaltenden Interesse für die vlaemisch-deutsche Bewegung in Belgien den Lesern bezeichnend erscheinen wird: Vor einigen Tagen besuchten Ihre Majestäten der König und die Königin nebst den beiden jungen Prinzen die Gewerbeausstellung in Brüssel. Herr Gachard begleitete die Letzteren und gab ihnen Erklärungen über verschiedene Gegenstände der Ausstellung. Er wollte ihnen auch das Innere eines künstlichen eisernen Geldspindes zeigen und wandte sich, da dasselbe verschlossen war, an den nahestehenden Kunstschlosser mit den Worten: „Donnez donc la clef!" Doch der Meister blieb stumm und ernst stehen und antwortete nicht. „Mais, Monsieur, la clef, donnez-donc la clef, la clef!" rief der Archivar des Königreichs Belgien. „Ik versta u niet, Mynherr!" erwiederte der ehrliche Vlaming. — „Mais, mon Dieu! je vous dis, la clef, Monsieur, la clef de l'armoire!" — „Ik versta geen franch Mynherr!" — Und da der Herr Archivar, der größtentheils aus vlaemischen Aktenstücken bestehenden Archive Belgiens kein Vlaemisch versteht, so mußte er, zur höchsten Verzweiflung gebracht, Ihre k. Hoheiten weiter führen, ohne den Schlüssel von dem ehrlichen vlaemischen Schlosser bekommen zu können. Die beiden Prinzen lächelten; sie verstehen vlaemisch, und ein Wort von ihnen würde dem Herrn Archivar sofort verschafft haben, was er wünschte. Wir danken ihnen von Herzen für die gute Lehre, die sie schweigend ihrem Führer gegeben haben.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Der fleißige und vielbelesene alte Abraham Voß, Professor in Kreuznach, dessen in Düsseldorf erfolgten Tod wir gemeldet haben, hat in den letzten Tagen seines Lebens zu Düsseldorf bei Budeus noch ein Sammelwerk in chronologischer Folge und mit kurzen biographischen Notizen erscheinen lassen, durch das Literaturgeschichte und Lektüre eine Bereicherung erfahren haben: „Deutschlands Dichterinnen." Die interessante Sammlung beginnt mit der Königin von Ungarn, der Schwester Kaiser Karl V., die mit Luther „in inniger Verbindung stand", wie Voß bemerkt, und von der das bekannte schöne Lied: „Trost in Verfolgung des Glaubens" (das anfängt „Mag ich Unglück nicht wiederstahn") mitgetheilt ist. So geht die Sammlung fort bis auf unsere zeitgenössischen Dichterinnen. Voß hat im Ganzen von 147 deutschen Dichterinnen, die namhaft gemacht und bekannt sind, und 14 Gedichte von unbekannten mitgetheilt und darunter zwar manches Lied, das nur literarisch bemerkenswerth ist, jedoch auch sehr viele duftige Blüthen deutschen Frauengemüths, die der Unsterblichkeit gewiß und werth zugleich sind, von allen gebildeten Frauen gekannt zu werden. — Der alte Herr hat gewissenhaft gesucht und gesammelt und sich den Dank der Ueberlebenden verdient. „Deutschlands Dichterinnen" eignen sich auch zur Weihnachtsgabe vortrefflich.

Die in Paris lebenden deutschen Musiker haben an die Wittwe Felix Mendelssohn-Bartholdy's nachfolgende Adresse gerichtet:

„In Mendelssohn-Bartholdy hat die deutsche Tonkunst ihren würdigsten Vertreter, das strebende Geschlecht seinen sichersten Führer, Deutschland einen edlen Sohn und die Menschheit der Besten einen verloren. Wie im Leben, so auch in der Kunst war sein Wollen stets und überall rein, auf das Höchste gerichtet und voll echter Weihe, jener strahlenden Muster würdig, die ihm in der eigenen Familie und im deutschen Vaterlande vorleuchteten. In frommer Verehrung für die Heiligkeit der Kunst herangebildet, blieb sein Dasein eine ununterbrochene Huldigung in ihrem Dienste, und alle seine Kräfte, alle seine Schöpfungen waren der Verherrlichung des Göttlichen gewidmet. Darum ist die Trauer, die an seinem Grabe ertönt, nicht bloß eine Trauer der verwais'ten Familie, seiner nähern Freunde: sein Andenken lebt und wird fortleben in allen Herzen, die jetzt und in Zukunft für das Schöne, das Edle und Wahre in der Kunst und im Leben schlagen. Darum hat die Klage um den großen Todten von der Themse bis zur Donau, von der Seine bis zur Spree, in allen Gauen Europa's gleich schmerzlich widergehallt. Und so möge auch uns, den in Paris weilenden deutschen Künstlern, vergönnt seyn, dem geliebten Meister diesen letzten Nachruf des Dankes und der Trauer darzubringen, und den Ausdruck unserer Gefühle in Ihre Hände, verehrte Frau, ehrerbietigst niederzulegen. Paris, 28. Nov. 1847. Im Namen der deutschen Musiker in Paris: J. Rosenhain, Kalkbrenner, C. Halle, J. F. Piris, Ed. Wolff, K. Panofka, Stephan Heller." Thalberg, der gleichfalls unterzeichnen sollte, ist von Paris abwesend.

---

Bei dem großen Vocal- und Instrumentalconcert des Herrn Posch, welches heute Donnerstag, den 16. December, im Saale des Hofes von Holland, um 7 Uhr Abends, gegeben wird, werden namentlich mitwirken: Fräulein Neukäufler und Herr Pasque, Mitglieder des großherzogl. Hoftheaters in Darmstadt, ferner die Herren Wolff, Eliason, Mohr, Elsner, Röhrig, Schlösser, Sachar, Hom und Drineberg. Bei solcher Besetzung und der gediegenen Wahl der Musikstücke darf das Publikum sich einen recht genußreichen Abend versprechen.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 15. December. (Zum Vortheil der Pensions-Anstalt) Zum Erstenmale: Nebucadnezar, lyrische Tragödie in 4 Abtheilungen, von Solera übersetzt, von Proch. Musik von Verdi. (Gastrolle) Abigal: Fräulein Kern, vom herzoglichen Hoftheater zu Wiesbaden. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 347.** Freitag, den 17. December **1847.**

## Mabel Earnley.

Eine englische Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Von diesem Tage an fanden sich die beiden, als ob es stillschweigende Uebereinkunft sey, oft zusammen. Es war eine Freude für Mabel, der Gesellschaft ihrer aus Verbildung und Langeweile zusammengesetzten Gouvernante zu entfliehen, um andächtig dem lebendig sprudelnden Gedankenquell ihres geheimnißvollen Freundes zu lauschen. Oft lasen sie, unter der Ceder sitzend, zusammen, oftmals wandelten sie durch den Park, aber wo es auch seyn mochte, die Stunden, da Mabel in der Gesellschaft des Fremden sich befand, waren ihre glücklichsten. Sie dachte an keine Störung dieses stillen Glückes, denn niemand fragte, wohin sie gehe; ihr selbst aber war eine gewisse Verschlossenheit so zur Gewohnheit geworden, daß es ihr niemals in den Sinn kam, jemanden von den freudenreichen Zusammenkünften zu erzählen. Wußte doch das arme Kind, daß man sein Thun, Seyn und Lassen gar nicht beachte, und daß Niemand auch nur eine kleine Sorge um sein Glück oder Leid hege. So waren mehrere Monate vergangen, und es kam die Zeit, welche wir zum Beginne unserer Geschichte erwählt haben. Mabel war, wie gewöhnlich, früh aufgestanden, um ihren Spaziergang zu machen. An einer zerstörten Kapelle führte sie der Weg vorbei, über eine hölzerne Brücke und an dem Ufer des Grenzbaches hin durch den Wald nach dem Cederteiche. Als sie an der Kapelle vorüber kam, hörte sie ihren Namen von einer wohlbekannten Stimme rufen, und im nächsten Augenblicke stand der geheimnißvolle Freund vor ihr. Ueberrascht sah sie ihn an und bemerkte Spuren von Aufregung in seinen Zügen. Sie gab es zu, daß er sie in die verfallene Kapelle führte, daß er sich an ihre Seite setzte, und voll ängstlicher Spannung erwartete sie eine Aufklärung über sein Benehmen.

„Mabel Earnley," sagte er mit zitternder Stimme, „der Traum meines Glückes ist vorüber, wir müssen uns trennen!"

Mabel fuhr überrascht zusammen und wurde bleich.

„Ja, Mabel, wir müssen uns auf einige Jahre trennen. Werden Sie mich vergessen?"

„Niemals, niemals!" sagte Mabel weinend. „Die Einsame und Verlassene kann nicht vergessen."

„Sie sind den Jahren nach noch ein Kind," sprach der junge Mann, „aber an Herz und Geist mehr als ein Weib. Hören Sie mich, Theuerste. Ich liebte Sie von dem Augenblicke an, wo sie leblos in meinen Armen lagen an jenem spiegelglatten Teich, wo wir seither so glückliche Stunden verlebten. Ich kenne kein anderes Glück, als in Ihrer Nähe zu seyn; es ist mein Tod, Sie verlassen zu müssen. Mabel, meine angebetete Mabel, können Sie eine Liebe, wie diese, begreifen?"

Mabel antwortete nicht, aber ein Thränenstrom stürzte über ihre Wangen herab.

„Mabel," fuhr er fort, „ich bin arm und hülflos; aber ich werde als ein Reicher und Angesehener zu Ihnen zurückkehren. Sagen Sie nur, daß Sie mich lieben, und ich werde dann Kraft genug haben, um jedes Hinderniß zu überwinden, das sich mir entgegenstellt.

„Was soll ich thun?" rief Mabel bitterlich weinend. „Ich habe Niemanden, der Antheil an mir nehme, außer Ihnen, und Sie wollen mich verlassen."

„Es muß so seyn, gute Mabel; aber im Geist werden wir nicht geschieden seyn. Ich werde oft an Sie schreiben. Meine Gedanken werden täglich, stündlich um Sie seyn. Das Auge meiner Seele wird Sie täglich nach der Stelle hinwandeln sehen, wo wir so glücklich waren, schweigend und allein, denn es gibt ja Niemand außer mir, der Antheil an Ihnen nehme, Niemand, der die Tiefe und Schönheit Ihres edlen Herzens zu würdigen verstehe. Ihre Bücher werden allen Reiz für Sie verlieren, denn sie werden Ihnen in's Gedächtniß zurückrufen, wie gänzlich verlassen Sie sind, sie werden Sie daran erinnern, daß wir zusammen gelesen haben, während die Sonne aus unbewölkter Höhe auf uns herabschien und ein leiser Windhauch vertraulich durch die Cedernzweige säuselte, und dann werden unsere beiden Herzen, meine liebe, theure Mabel, von denselben Gedanken erfüllt seyn, von denselben Gefühlen bewegt werden."

Mabel fühlte die Wahrheit des Gemäldes, das er in so lebendig-frischen Zügen entworfen, und sie bebte vor der verdüsterten Zukunft.

„Verlassen Sie mich nicht!" rief das arme Mädchen mit gefalteten Händen und flehendem Blicke. „Ueberlassen Sie mich nicht wieder meiner traurigen Einsamkeit. Warum kann es denn nicht so bleiben, wie es bisher gewesen?"

Er schüttelte sein Haupt.

„In der That, Mabel, Sie wissen nichts von den Dingen dieser Welt. Ich habe Ihnen gesagt, daß ich arm bin; aber ich habe jetzt in einem fernen Lande eine Stellung erhalten, wodurch ich mir Vermögen und Ansehen erwerben kann. Wenn ich zurückkehre, wird Ihnen das Recht zustehen, über sich selbst zu entscheiden, und werden Sie dann nicht, beste Mabel, meine innige Liebe belohnen? Werden Sie dann nicht Ihre traurig glänzende Stellung aufgeben und eine dürftigere Wohnung mit mir theilen? Werden Sie dann nicht mein Alles, mein höchstes Gut, das Weib meines Herzens seyn?"

Das Mädchen zitterte heftig und er fühlte, wie ihre Hand, die in der seinigen lag, von eisiger Kälte ergriffen wurde. Er fürchtete, daß er zu weit gegangen sey.

„Sprechen Sie, Theuerste!" rief er; „geben Sie mir einige Hoffnung!"

„Ich kann nicht," stammelte Mabel; „ich bin noch ein Kind, ich habe kein Recht —"

Er unterbrach sie: „Sie wissen, Mabel, daß es kein thörichtes Gerede ist, wenn ich Ihnen sage, daß mein Leben ohne Sie für mich keinen Werth habe; und verdient nicht solche Liebe einen Lohn? Ich habe Sie überrascht und erschreckt. Ihr eigenes Herz ist eine Ihnen noch unbekannte Welt. Lassen Sie mich Ihr Führer seyn, der Sie mit seinen Geheimnissen bekannt macht. Warum diese heißen Thränen, diese fürchterliche Angst, Mabel, wenn Sie mich nicht lieben? Ja, Theuerste, ja, dieß junge frische Herz gehört mir!"

(Fortsetzung folgt.)

## Markgraf und Theerfahrer.

Geschichtliche Anekdote, mitgetheilt von Max Rosenheyn.

Auf einer Reise im Jahr 1750 wurde der Markgraf von Schwedt von einem furchtbaren Gewitter überfallen. Er kehrte deßhalb auf einem nahe gelegenen Edelhofe ein, dessen alter gastfreier Besitzer ihn freundlich aufnahm, und nach wiederholtem Bewillkommungstrunke mit einer am Ende belästigenden Herzlichkeit behandelte. Der sonst sehr gestrenge, heute aber rosenfarben gelaunte Herr Markgraf schien diese Vertraulichkeit gnädig aufzunehmen, wies aber die zudringliche Einladung, ein Nachtquartier anzunehmen, auf's Bestimmteste zurück, und verabschiedete sich, als das Gewitter vorüber war, auf sehr verbindliche Weise.

Inzwischen machte sich der alte Edelmann mit der ihm widerfahrenen Ehre des hohen Besuchs gar gewaltig breit. Alle Freunde und Nachbarn mußten es bei jeder Gelegenheit hören, was der Herr Markgraf zu ihm gesagt und nicht gesagt, und wie sie so vertraulich mit einander gewesen. Manches wurde zugesetzt und übertrieben; das ist natürlich und eben so natürlich, daß solche Erzählungen nicht viel Glauben fanden. Man kannte ja den Markgrafen; er war ein sehr wackerer und edler, aber doch auch sehr gestrenger Herr, mit dem man eben nicht viel spaßen durfte, und wer ihn sah, fuhr lieber mit der Hand nach dem Hut, als daß er den Mund zum Lachen verzog. „Aber der Markgraf ist doch mein vertrautester Freund," entgegnete der Edelmann, „und wenn die Herren das nicht glauben wollen, so werd' ich's ihnen beweisen. Nächstens geb' ich ein glänzendes Fest und lade meinen Freund, den Markgrafen, ein. Auch ihr sollt dann meine Gäste seyn, damit ihr mit eigenen Augen seht, was das für ein charmanter Bursche ist, mit dem ich so familiär wie mit meines Gleichen umgehe.

Wirklich erhielt der Markgraf, der mittlerweile von den Prahlereien des alten Ritters zufällig unterrichtet war, die Einladung zu einem großen Festmahl, welches er auch laut eigenhändigen Schreibens huldreichst anzunehmen geruhte. Der bis in den fünften Himmel entzückte Gastgeber lud sofort alle seine ungläubigen Nachbarn zu diesem Gastmahl ein, und schloß jeder Einladung zur näheren Beglaubigung das gnädige Handschreiben des Grafen in notariell beglaubigter Abschrift bei.

Die Gäste versammelten sich am festgesetzten Tag und Stunde auf dem Edelhof; auch der Markgraf machte sich in seiner Staatskarosse, mit Läufern, Lakaien und Bedienten auf den Weg.

Nun hielt vor dem Kruge des letzten Dorfs ein Theerfahrer mit seiner saubern Equipage. Der Markgraf rief ihn zu sich.

„Heda! alter Theerkittel, hier heran!"

„Was gibt's, gnädiger Herr, beliebt Ihm eine Tonne Theer?"

„Das nicht, aber du sollst mit mir fahren auf den Herrenhof nach Liebenau zu einem großen Gastgebot. Da sollst du essen und trinken, besser als es dir je geträumt hat, und sieh', diesen Dukaten schenk' ich dir obendrein. Krüger, halloh! Nimm des Gevatters Pferd und Ladung wohl in Acht. Auf den Abend komm' ich zurück in den Krug, dann schenk' ich dir einen Gulden. Du kennst mich doch?"

Der Krüger zog ehrerbietigst die Zipfelmütze. „Ganz wohl, Herr Markgraf, königliche Hoheit."

Aber der Theerfahrer stand wie versteinert da.

„Und nun alter Theermichel, oder wie du sonst heißen magst, sieh nur nicht so verblüfft drein! Rasch hieher zu mir in den Wagen!" Der Lakai machte einen tiefen Bückling vor dem Theermichel, der Kutschenschlag flog auf.

„Ach du mein Gott und Heiland! Er ist also der Herr Markgraf? Nun der Himmel steh mir bei! Ich in die prächtige Karosse da? Sieh Er doch her, wie schmutzig ich aussehe? Er will mir doch wohl keinen Schabernack spielen oder gar was zu leide thun?"

„Dummer Teufel und kein Ende! Kurz gefaßt und eingestiegen! da nimm den Dukaten und halte mich nicht länger auf, denn um 1 Uhr müssen wir auf dem Edelhof seyn, damit die Herren nicht mit dem Essen auf uns warten dürfen. Es soll dir kein Leids widerfahren, auf mein fürstliches Wort. Aber einen recht vergnügten Tag wirst du haben, auch dafür steh' ich dir ein."

Der Theerfahrer, der wohl wußte, daß man dem Herrn Markgrafen gegenüber nicht viel einwenden dürfe, ließ sich mit Hülfe der Lakaien zitternd in die Kutsche packen, und fort ging's in scharfem Trabe, die beiden Läufer mit den weißen Stäben wie auf Springfedern dem Wagen voraushüpfend.

(Schluß folgt.)

## Schöne Literatur.

**Die Clubisten in Mainz.** Ein Roman von Heinrich König.

Beurtheilt von Moriz Carriere.

(Schluß.)

Forster hatte schon zehn Jahre vor dem Ausbruch der französischen Revolution die Nothwendigkeit wie das drohende Herankommen einer Krisis in politischen und religiösen Verhältnissen verkündigt, er hatte als Schriftsteller dem Fortschritt und der ungehemmten Entwicklung des ganzen menschlichen Daseyns das Wort geredet. Seine Theilnahme an dem Weltereigniß war anfangs nicht erregter als fast allwärts in Deutschland. Wie aber der Kurfürst von Mainz geflüchtet war und den Volksfreunden doch eine leitende Einsicht und die Energie eines großen Charakters mangelte, da hätte Forster es für einen Verrath an seinem bessern Selbst an-

sehen müssen, wenn er jetzt nicht mit thätigstem Eifer die Sache des Volks ergriffen hätte. Aber er ging weiter, er wirkte für den Anschluß des linken Rheinufers an die französische Republik. Wohl mag es ihn entschuldigen, daß die Regierung selbst das Land verlassen hatte und daß, da die Franzosen Mainz erobert hatten, die Wahl eigentlich nur war „zwischen militärischer Herrschaft der Franken oder ihrem brüderlichen Schutz und Gleichheitsbund", allein es war dennoch ein Irrthum, und schwer hat Forster dafür gebüßt, und leidend ihn gesühnt, als ihm in der Einsamkeit der Fremde das Herz brach. Als er nach Paris kam, sah er wie hier keine Handhabe zum Wirken für einen reinen Patrioten war, vielmehr die verdorbenen Geschlechter blutig einander zerfleischten und statt der Tugend, die er gesucht hatte, ein Sturm von Gräueln ihn umgab, so daß hier für einen Mann von Gewissen kein Platz sich fand, sondern nur derjenige handeln konnte, welcher mit rücksichtsloser Energie auch eine wüthende Rolle zu spielen vermochte. So in schmerzvoller Resignation für sich selbst, ließ er indeß den Muth für die Menschheit nicht sinken: er sah diese verjüngt und geläutert werden, er sah endlich die Stärke ihrer Natur entfesselt und gedachte des Neubaus, der sich auf den Trümmern erheben werde; er glaubte an eine Vorsehung im Schicksal des Einzelnen wie des Ganzen, und die unerschütterliche Hoffnung auf ein Reich der Liebe war ihm der einzige haltbare Grund, auf welchem das Gefühl eines unbefangnen, weise und gut wollenden Menschen ruhen kann, der Punkt in einem dunklen Chaos, der sich brüten läßt und künftig Gestaltung verspricht. Und endlich, um Forster'n nicht Unrecht zu thun, müssen wir bedenken, daß seit dem dreißigjährigen Krieg das Nationalgefühl erstorben war, um erst unter dem Druck der Fremdherrschaft seine Auferstehung zu feiern. Hatte nicht Herder den Nationalstolz für eine grenzenlose Narrheit erklärt, hatte nicht die Seichtigkeit der Aufklärung den Kosmopolitismus gepredigt, hatte nicht selbst ein Schiller das Wirken für sein Volk ein beschränktes nennen dürfen, hatte nicht Göthe selbst gesagt:

Zur Nation euch zu bilden, ihr hofft es, Deutsche, vergebens;
Bildet darum, ihr könnt's, freier zu Menschen euch aus!

Und wir sollten es Forster'n verargen, daß er, der aus Schottland stammende Weltumsegler, der jahrelang in Polen gelebt und gelehrt hatte, über der Republik den Patriotismus vergaß, und nicht einsah, daß die Freiheit nur auf dem Grunde der Volksthümlichkeit als deren Selbstbestimmung gedeihen kann? Freuen wir uns, daß wir jetzt einen Schritt wie den seinigen für Verrath erklären, aber wägen wir ihn mit der Wage seiner Zeit!

Forster's Ehe mit Therese Heyer, später Therese Huber, war nicht glücklich, er besaß jenes große Talent für Freundschaft, das stets ein Zeichen von Charaktertüchtigkeit ist, seine Liebesbriefe sind jedoch auch nur im Ton der Freundschaft geschrieben und daß er, „der auf die freieste Wanderschaft angewiesene Mann", sich einer Ansiedlung unterwarf und eine geistreiche Frau, die seine Freundin war, zur Gattin machte, war der andere Mißgriff, dessen Folgen schwer auf seinem Leben lasteten. Auch hier hat König zart und allseitig gerecht die Verhältnisse geschildert. Therese selbst, die in Göttingen verzogen und bewundert worden war, statt kochen und gehorchen zu lernen, empfindet wehmüthig den Mißklang ihrer Ehe; „sein Herz, sein Blick sind eines Weltumseglers; er übersieht mich und meine verzagte Seele; ich kann ihn nicht erfüllen. Ach ich wäre mit einem engeren, innigeren Mann — Huber, stehen Sie mir bei!" sagte sie einmal zu diesem letzteren, dem endlich Forster sie überläßt; im Ton eines tiefen Leids hörten wir sie früher schon mit Franz Karl reden: „Die erste Liebe fällt wie ein unsichtbarer Thau mit leisen Schauern vom reinen Himmel. Das ist eben diese unnennbare Seligkeit. Aber der Hauch gerinnt leicht auf der kalten Erde, und man weiß nicht, ob die Tröpfchen in einen Becher des Glücks zusammenfließen oder als Thräne zerrinnen."

Unter dem Erfundenen scheint mir besonders bemerkenswerth wie Franz Karl's Schwester Cäcilie das Umschlagen ihrer mit geistvollen Männern kokettirenden Sentimentalität und ihrer Herzensspielerei in den fürchterlichen Ernst des Lebens durch ihr Sichselbstvergessen gegenüber dem kecken Schiffer Jean Baptiste erfährt, und wie dieser von den Melodieen des Göthe'schen Fischers ergriffen, sich mit ihr in den Wellen eines Schweizersees begräbt. Hier wie dort, wo er Geschichtliches wiedergibt, hat König sich viel von dem klaren Styl und der feinen Kunst psychologischer Entwicklung und inniger Individualisirung angeeignet, wodurch Varnhagens Biographieen ausgezeichnet sind.

Wenn ein Dichter großen geschichtlichen Ereignissen gegenübertritt, so werden sie, wenn er sie zu bemeistern versteht, je nach dem Charakter der Zeit zum Epos oder zum Drama werden, ohne daß er willkürlich an ihnen ändern oder mit ihnen schalten mag, der weltlenkende Gottesgeist, der sich im Besondern offenbart und das Mannichfaltige zur Einheit zusammenschließt, ist selber Poesie. Der Roman, welcher den Kampf und die Versöhnung des Herzens mit der Welt und das Stillleben der Persönlichkeit, das Familienhafte zu schildern hat, wird die Träger und Helden einer weltgeschichtlichen Entwicklung selbst nicht zum Mittelpunkt seiner Darstellung machen dürfen, sondern vielmehr seinen erfundenen Gestalten in die durch jene bedingte Atmosphäre bringen und so veranschaulichen, wie der große Gang der Dinge sich in den individuellen Verhältnissen abschattet. Dies hat König mit sicherm Takte gethan. Nur am höchsten Maßstabe der Kunstvollendung ihn messend, muß ich gestehen, daß der farbenreichen Bilderfülle, die er in schnellem Wechsel uns vorüberführt, deßhalb der einheitliche Träger mangelt, weil zwei Hauptgestalten, Forster und Franz Karl, trotz ihrer endlich auseinander gehenden Bahnen im Mittelpunkt stehen, und somit nicht alle Fäden von Einem aus und zu Einem hin oder um Eines willen geschlungen werden. Wohl ist es die Witterung der Revolution, die alle neuen Keime hervortreibt, wohl erfüllt sich an den Clubisten ein Wort, das Göthe spricht: Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich; wohl ist es im Zusammenhang der andern Begebenheiten, daß der junge Held aus dem Schwanken verschiedener Anziehungskräfte zur Selbstständigkeit gelangt, und die bürgerliche Heldin durch das öffentliche Unglück emporgehoben und poetisch verklärt wird: aber dieß Alles liegt doch bei der lobenswerthen Breite einer gleichmäßigen Entfaltung aller Verhältnisse auch für die epische Kunstform etwas zu sehr nur neben einander, so sehr wir auch im Ganzen ein Spiegelbild unsers nationalen Verhängnisses erkennen, in welchem uns bei großen Anstrengungen der Volkskraft, die nur kleine Erfolge zu haben scheinen, und bei öffentlichen Bedrängnissen die harmonische Bildung der Persönlichkeit und ein seliges Familienglück tröstet und für die Zukunft mit frohen Hoffnungen erfüllt.

---

## Tabletten.

*** In Bezug auf die an die Tagsatzung gerichtete französische Note berichtet der Charivari: Man versichert, daß man Herrn Bois le Comte außerdem noch folgende Noten zugestellt habe: 1) An Se. Maj. Xerxes I. König der Perser, und an Se. Exc. den General Themistokles, Commandant der griechischen Armee. Das franz. Cabinet sieht mit dem größten Bedauern, daß Spuren von Feindseligkeiten sich zwischen Persien und Griechenland zu zeigen beginnen. Die Julіregierung, treu den Verträgen von 1815, beeilt sich, ihre Vermittelung anzubieten, um beklagenswerthen Conflikten vorzubeugen. Der Hr. Gesandte: Hosenknopf. 2) An Se. Exc. den General Josua, Commandanten en Chef der Hebräer, und an Se. Exc. den General Bugenaphur, Befehlshaber der Madianiter u. s. w. Man versichert uns außerdem, es werde im Ministerium des Auswärtigen eine Note vorbereitet, die sich auf gewisse unangenehme Ereignisse vor Erschaffung der Welt beziehe. Man darf sich darüber nicht wundern, da man längst mit dem Chaos in diplomatischen Beziehungen steht und seit vielen Jahren dergestalt mit dem Nichts sich beschäftigt, daß sogar in den vorweltlichen Jahrtausenden Conflikte zu ahnen waren, welche unsere Vermittelung nach so langer Zeit als dringend nothwendig erscheinen lassen.

*** Martin Luther's Trauring. Zu Folge der österr. Blätter von Dr. A. Schmidl ist Luther's Trauring noch vorhanden, und zwar im Besitze des Hrn. R. in Prag. Dieser erhielt ihn durch Schenkung von der Familie Küneburg, aus welcher Katharina von Bora, Luther's Gattin, mütterlicher Seits abstammte. Der Ring ist von Silber, vergoldet, stellt auf der Außenseite den gekreuzigten Heiland vor mit den Marterwerkzeugen, und zeigt im Innern die Worte: Dr. Martin Luther, Katharina von Boren. Anno 1525.

*** Wenn die Düsseldorfer Zeitung Recht hat, so dürfen in Petersburg mehrere alte und neuere Theaterstücke, z. B. Don Carlos, Wallenstein, Egmont, Nathan der Weise, Luther, Ubaldo, Rosamunde, Der 29. Februar, Faust u. s. w., laut einer Verfügung des Polizeiministers, in Rußland nicht mehr aufgeführt werden.

*** Als Marmontel seine Tragödie „Der Tod der Kleopatra" geschrieben, verfertigte der berühmte Mechaniker Vaucanson für die Aufführung derselben eine Natter, welche zischte, indem sie die Heldin biß. „Ich bin der Meinung der Natter," sagte der Abbé von Bernis, der das Stück schlecht fand. Das Wort machte Glück und überlebte das Trauerspiel.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

In der Glasmalerei ist in neuester Zeit durch deutsche Künstler sehr Gediegenes geleistet worden, aber eine betrübende Erfahrung ist, daß die Meister, welche mit vielfacher Aufopferung diesem Zweige der Kunst ihre Thätigkeit widmen, zu Hause so selten die ihres Verdienstes würdige Anerkennung finden. So hatten Küchelbäcker aus Augsburg, Karl Hauder aus Frankfurt, im Vaterlande mit Hindernissen aller Art zu kämpfen, und konnten erst in Frankreich die dem deutschen Ruhm gebührende Stelle einnehmen. Auch in Stuttgart hat schon seit einigen Jahren der Maler Franz Schnorr der Glasmalerei sich gewidmet, und mehrere rühmliche Kunstwerke mit ebensoviel Talent als Fleiß vollendet. Namentlich ist es die Weichheit und Ruhe, wodurch die deutschen ihren Vorzug vor den französischen Glasmalern, die immerhin auf den ersten Anblick durch Farben blenden mögen, behaupten, und wir haben bei einigen Kunstausstellungen Gelegenheit gehabt, jene zarten Töne, jene harmonische Durchbildung, welche der Malerei auf Leinwand gleichkommt und dem geübten Auge so wohl thut, in den von Herrn Franz Schnorr verfertigten Glasgemälden auf ganzen Tafeln zu bewundern. Wenn man das große Risico, die vielfachen pekuniären Aufopferungen nebst der Nothwendigkeit einer unermüdlichen Ausdauer in Betracht zieht, welche gerade derartige Arbeiten, die nie nach Würden bezahlt werden, mit sich bringen, so ist es freilich zu begreifen, wie der, welcher in diesem Zweige der Kunst eines glücklichen Strebens sich bewußt ist, die beengten Verhältnisse seiner Heimath mit einem weitern Wirkungskreis zu vertauschen sich sehnt. Aus diesem Grunde will auch Franz Schnorr, wie man vernimmt, seinen Wohnsitz in Stuttgart mit nächstem verlassen, und leider stehen jetzt diese Erscheinungen immer weniger vereinzelt da, daß Talent und Eifer vor der Ungunst der Zeit sich beugen müssen.

## Programm des Museums.

(Am 17. December.)

Symphonie in F-moll von Jacob Rosenhain.
Studien des deutschen Patriotismus; literaturgeschichtlich dargestellt von Herrn Dr. Th. Creizenach.
Liederkreis „an die entfernte Geliebte" von Beethoven, gesungen von Herrn Caspari.
Capriccio für das Pianoforte von Mendelssohn, vorgetragen von Herrn Lutz.
Reiselied von Schubart, vorgetragen von Fräulein Oswald.
An den Mondschein, Serenade von Kopisch, Musik von Speyer, vorgetragen von Herrn Caspari.
Zwei Lieder „die Rose" und „die Heimath" von Gollmick, vorgetragen von Fräulein Oswald.
Ouverture zu Coriolan von Beethoven.

Mehrfach geäußertem Wunsche gemäß wird der Anfang des Museums von nun an wieder auf halb 7 Uhr festgesetzt; der Saal (im Weidenbusch) wird um halb 6 Uhr geöffnet. Der Eingang ist nur vom Roßmarkt aus. — Ohne Eintrittskarte kann Niemanden der Zutritt gestattet werden. — Karten für den Abend zu 1 fl. 30 kr. sind zu haben bei Herrn C. A. André (Haus Mozart) und Herrn Georg Krebs (Zeil, der Post gegenüber.)

Der Vorstand.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 16. December. (Zum ersten Male wiederholt): Dom Sebastiam, dramatisches Originalgedicht in 5 Abtheilungen, von Dr. A. E. Wollheim.

Samstag, den 18. December. (Zum ersten Male) Der Rechnungsrath und seine Töchter, Originallustspiel in 3 Abtheilungen von L. Feldmann. Hierauf: Der Kapellmeister aus Venedig, oder: „Der Schein trügt", musikalisches Quodlibet in 1 Akt, von Breitenstein.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 348.** Samstag, den 18. December **1847.**

## Mabel Earnley.

**Eine englische Familiengeschichte.**

(Fortsetzung.)

Verwirrt und betäubt, und zugleich erfüllt von dem sie überwältigenden Schmerze über sein bevorstehendes Scheiden, erkannte Mabel seine Worte als wahr und sie duldete es, daß er seinen Arm um sie schlang und ihr Verheißungen künftigen Glückes und Gelübde unveränderlicher Treue zuflüsterte. Nach einer Weile nahm seine Stimme wie sein Benehmen einen feierlichen Charakter an und er sagte zu ihr in ernstem Tone:

„Mabel, dieser Platz war einst dem Dienste Gottes geweiht; diese der Zerstörung anheimgefallenen Wände haben einst den Wiederhall feierlicher Gesänge zurückgegeben; und das, was einmal heilig war, ist heilig für immer, denn nur das Zeitliche zerfällt.“

Bei diesen Worten erhob sich der junge Mann und zog das Mädchen mit sich fort nach dem östlichen Theile der Kapelle, wo noch die Trümmer eines Altars lagen.

„An dieser Stelle,“ fuhr er fort, „haben heilige Männer vor Alters das Gelübde der Armuth und Demuth abgelegt; von hier aus stiegen Tag und Nacht inbrünstige Gebete zum Himmel, und hier lagen, als der Tod sie hinfort genommen, ihre Leichen, bevor sie die Brüder der dunkeln Gruft übergaben. Und hier an diesem heiligen Platze, Mabel, will ich knieen, Ihre Hand in der meinigen“ — und während er dieß sprach, warf er sich auf die Kniee und schloß ihre widerstrebende Hand fest in die seinige — „und hier will ich schwören bei Allem, was mir heilig ist, keine zu lieben außer Ihnen, Ihnen treu zu seyn durch alle Zeit, bei jedem Wechsel, unter Mühe und Sorge, und zurückkehren, sobald wir beide frei sind, und Sie als mein Weib zu fordern, so wahr mir Gott helfe!“

Es trat eine Pause ein. Die Feierlichkeit seiner Worte hatte Mabel mit Ehrfurcht und Schrecken erfüllt. Er wandte jetzt sein Antlitz, das die Aufregung seines Innern nur zu deutlich verrieth, gegen sie und fragte ernsten Tones:

„Werden Sie mir kein Versprechen ablegen, Mabel? Sind Sie so glücklich, daß Sie Ihren einzigen Freund vergessen können? Werden Sie sich nicht an den fesseln, der Ihnen gehört mit Leib und Seele? Mabel, meine Mabel, wer wird Sie lieben, wenn ich nicht mehr bei Ihnen bin?“

Das Mädchen wußte nicht mehr, was es that; aber von Dankbarkeit und Schmerz zugleich überwältigt, kniete sie an seiner Seite nieder, und wiederholte das Gelübde, das er gesprochen, und verpflichtete sich, sein Weib werden zu wollen, wann er zurückgekehrt seyn würde. Als die letzten Worte über ihre Lippen getreten, sank sie ohnmächtig zu Boden. Er trug sie rasch an das Ufer des Baches, netzte ihre Schläfe mit Wasser und hatte die Freude, ihre Lebensgeister wiederkehren zu sehen. Um nicht die Wirkung der letzten, aufregenden Scene zu schwächen, faßte er den Entschluß, sich zu entfernen; und als er sah, daß sie sich so weit wieder erholt hatte, um allein nach Hause zurückkehren zu können, drückte er ihr einen leisen Kuß auf die Stirne und verschwand.

2.

In der Mitte der kleinen Stadt Longdale, etwa drei Meilen von dem Herrenhause, lag das Haus des Anwalts John Smith. Es war aus rothen Backsteinen erbaut, die Fensterläden und die Thüre waren hellgrün angestrichen, und der Thorklöpfel war von polirtem Messing. An jedem Fenster (und das sehr ansehnliche Haus zählte vierzehn Fenster in der Fronte) waren musselinene Vorhänge, mit Ausnahme der beiden zur rechten Seite der Thüre, deren Läden dicht verschlossen waren; denn hier war das Staatszimmer, in welches das Tageslicht selten drang, damit es nicht die prächtigen Gardinen und die noch prächtigeren Teppiche verbleiche.

An dem Morgen, an welchem die Trennung Mabel's von ihrem geheimnißvollen Freunde erfolgte, saßen Herr John Smith und seine Frau beim Frühstück in ihrem gewöhnlichen Speisezimmer. Der erstere war eine kleine, doch proportionirt gebaute Gestalt mit einem kahlen Kopfe und röthlichem, ausdruckslosem Alltagsgesicht. Seine Frau war groß und von dunkler Gesichtsfarbe, mit einem kühnen, aber unstätem Blicke und einer so entschiedenen Strenge um die Mundwinkel, daß diese einem Fremden sehr leicht ihre Liebe zu jener Herrschaft verrieth, unter der ihr Gatte seit einem Vierteljahrhundert seufzte. Während Herr John Smith seinen Thee nippte und mit der größten Seelenruhe seine Lieblingszeitung las, irrten die unstäten Blicke seiner Ehehälfte nach dem Fenster hin, und endlich sagte sie mit schlecht verhehlter Ungeduld: „Sie müssen, denk, ich, ein großes Vergnügen daran finden, Herr Smith, daß Sie so dasitzen und schmunzelnd Ihre Zeitung lesen. Heute wenigstens könnten Sie doch wohl einiges Gefühl für mich haben. Oder wollen Sie nicht....“

„Doch, meine Gute! doch,“ antwortete der Ehemann sanftmüthig, und legte die Zeitung und die silberne Brille bei Seite; „ich bin bereit, Alles zu fühlen, was Ihnen beliebt.“

„Nun, Herr Smith! Sie wissen, daß uns Tom heute verläßt, und sicherlich werden Sie doch einige Zuneigung für Ihr einziges Kind haben.“

„Zuverlässig, meine Theure. Wo ist er?“

„Er macht, wie ich glaube, seinen gewöhnlichen Morgenspaziergang."

„Eine wunderbare Neigung zum Spazierengehen hat der Bursche, und ich will hoffen, daß er eine gleiche Neigung zur Arbeit haben wird," sagte Herr Smith und strengte sich vergebens an, heitrer Laune zu scheinen; als er aber sah, daß ihm seine Frau mit keinem Lächeln erwiederte, nahm er seine trockne Miene wieder an und fuhr fort: „Aufrichtig gesagt, ich bedaure es nicht, was wir Alles für ihn gethan haben; aber wir haben seinetwegen große Opfer gebracht, und es ist ganz billig, daß wir auf einige Wiedervergeltung rechnen."

Er sprach die Wahrheit; beide hatten für ihr einziges Kind viel geopfert. Vater und Mutter hatten sich jahrelang mit einer kleinen und unbequemen Wohnung beholfen, um ihren Sohn die Universität besuchen zu lassen und ihn in Betreff der Geldmittel auf gleiche Stufe mit seinen Commilitonen zu stellen. Sie waren in ihre gegenwärtige Wohnung erst gezogen, nachdem der Sohn von Cambridge zu den Eltern zurückgekehrt war, der nun bei seinem Vater die Stelle eines Schreibers versah, bis sich eine Stellung für ihn finden würde, in der es ihm besser gelingen könnte, seine wirklich großen Fähigkeiten zu entwickeln. Ein alter Freund des Herrn Smith hatte sich erboten, den Sohn mit einem Jahrgehalt von 300 Pfund Sterling nach Westindien, zur Verwaltung seiner Plantagen, zu schicken, und dieses Anerbieten war dankbar angenommen worden.

„Ich hoffe, Tom wird in seiner neuen Stellung etwas leisten," sagte Madame Smith und begleitete diese Worte mit einem mütterlichen Seufzer.

„Ich hoffe es auch, meine Gute."

„'s ist wenigstens ein guter Anfang, der wohl zu etwas Besserem führen kann. Denken Sie nicht auch so, Herr Smith?"

„Gewiß, ganz gewiß, liebe Frau, ein sehr guter Anfang," antwortete der Anwalt.

„Aber hart ist es doch, sich von seinem einzigen Kinde trennen zu müssen," bemerkte die Mutter.

„Ja wohl, hart ist es doch," antwortete Herr Smith als Echo und gähnte.

„Wahrhaftig," rief Madame, „ich glaube Sie haben kein Gefühl, Herr Smith. „Wenn Sie nichts Besseres können, als meine Worte wiederholen, gleich einem dummen Papagei, so thäten Sie besser, Sie nähmen Ihre Zeitung wieder zur Hand."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Markgraf und Theerfahrer.

Geschichtliche Anekdote, mitgetheilt von Max Rosenheyn.

---

(Schluß.)

„Sitzt sich hier doch besser und bequemer, als auf meiner Theertonne," meinte der Theerfahrer, um nur seiner Verlegenheit einen Ausweg zu verschaffen. „Was aber in aller Welt, gnädigster Herr, soll ich unter all' den propern Herrschaften in meinem Schmutzkittel und betheerten Hosen?"

„Was du da sollst? Bomben und Granaten! Mach' mir den Kopf nicht heiß! Du hast ja gehört, essen und trinken sollst du nach Kräften und Möglichkeit und zwar vom Allerbesten und nicht blöde seyn. Ja du sollst bei der Herrentafel obenan sitzen. Aber merk' dir das," und dabei kniff er ihm in's Ohr, „zu mir mußt du immer Herr Gevatter sagen und recht dreist thun. Hast du verstanden?"

„Vollkommen, Herr Gevatter, aber —"

„So Gevatter, und immer dreist, Gevatter, und verschnappe dich nicht. Heute sind wir den ganzen Tag Gevattern, und damit Punktum."

„Aber gnädigster Herr Mark — Gevatter wollt' ich sagen, wozu denn das Alles?"

„Das sollst du hernach erfahren. Vergiß nur nicht das Gevattersagen, sonst kneip' ich dir das Ohr ab."

Die markgräfliche Equipage rollte also in den Edelhof und aus demselben dem Wagen entgegen strömte die Menge der Gäste, den Gastgeber an der Spitze, voraus aber ein paar Tölpel von Bedienten. Des Markgrafen Lakaien öffneten rasch den Schlag, und zu Aller Erstaunen sprang der Theerfahrer heraus in seiner Amtskleidung, d. h. im schmutzigen Theerkittel, mit verblüfften, weit aufgesperrten Augen angeschaut. Hinter dem Theermichel aber stiegen auch der Herr Markgraf aus.

„Tausendmal und von ganzem Herzen willkommen!" rief der entzückte Gastgeber mit ausgebreiteten Armen; „und es ist doch recht brav, daß Ihr gekommen seyd, mein alter vortrefflicher Freund. Heute schöner Wetter als letzt, wo ich das Vergnügen —"

„Das wohl, aber ich komme, wie Ihr seht, diesmal nicht allein, ich habe auch noch solchen alten Freund und Gevatter mitgebracht, den ich unterwegs zu meiner Freude antraf, einen Kaufmann, der gutes Geschäft in Theer macht. Könnt mir das nicht übel nehmen, denn ein Gast kann noch immer ein Gästchen mitbringen. Und ich sehe es gern, wenn auch meine Gäste diese Regel befolgen. Nicht wahr Gevatter?"

„Ja wohl, Herr Gevatter," antwortete der Theerfahrer.

„So muß ich denn unsern Wirth und die andern Herren bitten, meinen Gevatter als ihren lieben Gast herzlich willkommen zu heißen."

Alle schüttelten dem Theerfahrer zutraulich die schmutzige Hand. Unter des Theerfahrers Vortritt, dem der Markgraf folgte, trat die Gesellschaft in den Speisesaal.

„Da seht ihr doch nun selbst, was für ein spaßhafter Kauz mein Freund ist," rief der alte Ritter seinen Gästen zu. „Potz Stern über den Theerfahrer!"

Die gnädige Frau aber wechselte vor Aerger die Farbe.

Die Gesellschaft setzte sich zur Tafel, den obersten Platz mußte auf des Markgrafen gemessenen Wunsch der Theerfahrer einnehmen, ihm zur Rechten der Wirth, zur Linken aber der Markgraf sitzen.

Nachdem der Vorsitzende einige Flaschen Wein getrunken und den Schüsseln fleißig zugesprochen hatte, wurde seine Zunge gelöst, die frühere Schüchternheit verlor sich und mit lauter Stimme führte er die Unterhaltung über Tisch fast ausschließlich. Dabei vergaß er aber nicht, den Markgrafen, der ihm mit Vergnügen zuzuhören schien, recht geflissentlich und oft Gevatter zu nennen. Zuletzt sah er ihn und di[e] ganze Tischgesellschaft wirklich für seines Gleichen an.

„Meine Herren," sagte der Herr Markgraf laut und ver[n]ehmlich, „unser Theerfahrer scheint mir doch noch ein vi[el] intimerer Freund zu seyn, als unser Wirth ist und selb[st] glaubt."

„Wohl möglich," antwortete der Wirth etwas verdrießlic[h].

„Herr Wirth! Es ist des Gastgebers Pflicht, eine Ge[-]sundheit auszubringen; daß Ihr zunächst unsern Theerfahrer hoch leben lasset, als Euern neuen Freund, versteht sich von selbst."

„Dann möchten wir doch zuerst auf Eure Gesundhei[t] trinken."

„Donner und Doria! Um meine Gesundheit hat sich niemand zu kümmern; soll ich's Ihm noch befehlen?"

Zitternd erhob der alte Ritter sein Glas, stand auf und stammelte einen Toast auf das Wohl seines neuen Freundes, des Theerfahrers.

Aus schuldigem Respekt gegen den Markgrafen erscholl ein donnerndes dreifach wiederholtes Hoch.

„Und nun auf das Wohlseyn unsers Wirthes; er und sein neuer Freund, der Theerfahrer, leben hoch!“ rief der Markgraf, „und nun nehmt Euch die Lehre, Herr Wirth, daß Ihr nicht jeden, den Ihr zum erstenmal bei Euch seht, oder mit dem Ihr eine Flasche Wein trinket, für Euern intimsten Freund ausgebt. Versprecht mir das, damit ich Euch der Pflicht überhebe, mit Eurem Tischnachbar Theerfahrer Brüderschaft zu trinken.“

„Ich verspreche und gelobe alles, königl. Hoheit,“ antwortete der alte Junker beschämt und machte vor dem Herrn Markgrafen einen ganz gewaltigen Bückling.

„Nun denn, nur weiter gegessen und zugetrunken. Keine Umstände!“

Das that denn auch die ganze Tischgesellschaft, insonderheit der Theerfahrer. Nach aufgehobener Tafel dankte jeder für die genossene Ehre und fuhr hin, wo er her gekommen.

Zuerst verließ der Herr Markgraf und sein Begleiter der Theermichel, den gastlichen Herrensitz, letzterer gar rosenfarbig.

„So plästrlich ist's mir noch niemalen gewesen wie heut, Herr Gevatter, sagte der Theerkittel. An dieses Mittagsessen will ich all mein Lebtage denken.“

„Hab' ich's dir nicht gesagt. Aber nun laß das Gevattern und sprich zu keiner Seele mehr davon. Hörst du? oder ich lasse dir deine Knochen zu Brei zerschlagen. Verstanden?“

„Ja Herr Gev..., gnädigster Herr Markgraf wollt' ich sagen.“

Jetzt fuhren sie am Kruge vor, wo der Theerfahrer Pferd und Wagen wiederfand. Der Krüger erhielt den versprochenen Gulden und der Markgraf eilte nach Schwedt zurück.

Etwa ein Jahr nachher war der alte Ritter gestorben.

Damals reisete der Markgraf wieder in jene Gegend. Der Theerfahrer sah ihn und rief ihn an: „Gevatter! auf ein Wort!“

„Das Kind ist todt und die Gevatterschaft hat ein Ende,“ rief der Markgraf höchst ungnädig, ließ den Theermichel von seinem Gefolge tüchtig abstrafen und jagte davon.

## Tabletten.

⁂ Ein Ansuchen eigner Art liest man in Frankl's Sonntagsblättern. Es lautet: „Das Mozarteum zu Salzburg ist im Besitze mehrer lithographirter Portraite und Kupferstiche von Tonkünstlern, welche demselben zu Geschenken gemacht wurden. Endesgefertigter hegt nun den Wunsch, den vor Kurzem renovirten Mozarteums-Musikübungssaal mit solchen Bildern zu schmücken; da aber die Anzahl der hier vorhandenen noch zu gering ist, um eine förmliche Gallerie eröffnen zu können, so ergeht hiermit an die Herren Tonkünstler und Kunstverleger die ergebenste Bitte, den Gefertigten durch gütige Uebersendung unter der Addresse: „An die Kunsthandlung S. Schön et Vesco in Salzburg, eigener oder auch fremder lithographirter Portraite und Kupferstiche in seinem Vorhaben freundlichst unterstützen zu wollen. Alois Taux, Kapellmeister des Dommusikvereins und Direktor des Mozarteums in Salzburg. „Wir kennen die Bescheidenheit mancher soi-disant Tonkünstler und stehen dem Herrn Kapellmeister dafür: wenn sein Ansuchen nur gehörig bekannt wird, so wird er soviel Porträte zeitgenössischer Tonkünstler erhalten, daß er die Innen- und Außenwände des ganzen Mozarteums damit austapezieren kann.

⁂ In und außerhalb Mainz macht es viel von sich reden, daß einem Lehrer die Aufnahme in das dortige Casino verweigert worden ist. Da die Gründe dieser Verweigerung nicht bekannt sind, auch aus dem Wortlaut der Statuten nicht herausgefunden werden können, so ergeht man sich natürlich in Vermuthungen, die indeß, wenn sie sich bestätigen sollten, die Casinogesellschaft als ziemlich engherzig erscheinen lassen. Die Einen sagen, es sey der Lehrerstand, Andre, es sey die protestantische Confession, die der verlangten Aufnahme im Wege gestanden; die meisten aber sind darüber einverstanden, daß der Wahlmodus der Mainzer Casinogesellschaft einer Abänderung bedürfe.

⁂ Unter den neuen Erscheinungen der Literatur in London, wie sie von dem Morgenblatt aufgezählt werden, ist die merkwürdigste ein neues Journal: „The Christian Examiner“ betitelt, das für fromme Seelen bestimmt ist, die es anstößig finden würden, an einem Sonntag eine weltliche Lectüre in die Hand zu nehmen. Der Titel benimmt ihnen nun jeden Scrupel, daß der Tag des Herrn damit entheiligt werden könnte, und so lesen sie getrost fort, was sich grade findet. Die letzte Nummer begann: „Wen man heirathen soll und wie man einen Mann findet.“ Das ist in der That eine ernsthafte Sache, die wohl eines Sonntagsgedankens werth ist. Ob wohl der ganze Leipziger Meßkatalog, der doch dick genug ist, ein einziges Buch enthält, das für die weibliche Welt eine nur halb so angenehme Alltagslectüre abgeben würde?

⁂ Der Lissaboner Correspondent der Daily News meldet, die Königin von Portugal habe officiell sich bankerott erklärt; ihre sämmtlichen Privatgläubiger, Lieferanten u. s. w. seien vom Schatzmeister des Palastes zusammengerufen und ihnen die Erklärung gemacht worden, die Königin sei außer Stande ihre Schulden zu zahlen; ein erster Arrangementsvorschlag ward von den Gläubigern verworfen; in einer zweiten Versammlung aber kam eine Vereinigung zu Stande, wodurch die armen Gläubiger der Königin etwas über 50 pCt. erhalten sollen.

⁂ In Schiller's ehemaligem Arbeitszimmer zu Weimar sind nun auch die Wände genau so wieder hergerichtet, wie sie sich zu des Dichters Lebzeiten befunden haben. Dem Inhaber der dortigen Tapetenfabrik ist es nämlich gelungen, ein Stück von jener Tapete aufzufinden, welche vor 55 Jahren den Schmuck der Wände bildete. Dadurch ist es möglich geworden, das Muster nachzuahmen und das Zimmer in der früheren Weise herzustellen. Diese Schillertapete wird seitdem auch für Privaten angefertigt und ist gleichsam ein Modeartikel geworden.

⁂ Buchstäblich wahr! Es wird in der Theaterzeitung von Adolf Bäuerle erzählt. Montag, 6. December, also nicht am 1. April, sondern am Nikolaustage tritt eine ziemlich gut gekleidete und gar nicht bornirt aussehende Frau in eine Buchhandlung in Wien und begehrt zwölf Ellen Handatlas von Meyer für einen Ueberrock. Es gab natürlich ein schallendes Gelächter, worüber die gute Frau sehr ungehalten wurde und keine Belehrung gestattete, sondern unter Schmähungen über „alberne Ankündigung“ die Buchhandlung verließ.

## Johann Kolettis.

Athen, du kränzest noch die Stirn mit Marmorfriesen
Der alten Pallasburg, noch wallt zu deinen Füßen
Das Meer, das hochberühmte Meer,
Der Golf von Salamis, die wogenblaue Wiege
Der Freiheit und des Ruhms, die Urne deiner Siege,
Der Sarkophag vom Perserheer.

Verklärter Tempelschutt, der noch Athen bekränzet,
Ob wohl ein Diadem wie deines hehr erglänzet
An eines Fürsten stolzem Thron?
Doch wäre nur als Rest hellen'scher Zeit geblieben
Der Stein, drin ihren Geist des Bildners Hand getrieben, —
Doch wäre jener Geist entflohn?

Auf ewig jener Geist, der Helden schuf, entschwunden?
Daß zeigt sich mir ein Grab, vom Lorbeerzweig umwunden;
Umringt von König, Volk und Heer.
Athen, die Inseln steh'n wie Zeugen in der Runde,
Und zum Olympos trägt Geschützeshall die Kunde:
Johann Kolettis ist nicht mehr!

Am Rand des Grabes steht auf türk'schen Siegstrophäen
Die Fahne mit dem Kreuz, das Banner, das er wehen
Ließ, bis zum letzten Athemzug
Ein Kämpfer seines Land's, ihm weihte schon der Knabe
Der ersten Locke Gold, als seine letzte Gabe
Empfängt es seinen Aschenkrug.

Dein ächter Sohn, Athen, wenn auch nur seine Bahre
Die Flur der Pallas hegt, Minister, Pallikare,
Schlang er den Oelzweig um das Schwert.
Des Kriegers stolze Kraft bekrönte Bürgertugend;
So ward er Griechenland's und seines Königs Jugend
Als Mentor wohl zu leiten werth.

Doch als er sterbend lag auf treubewahrtem Schilde,
Ach, nicht wie Thebens Held im sonn'gen Kampfgefilde
Begrüßt' ihn da der Seinen Sieg.
Er sah dem jungen Staat sich rings Gefahr erneuen,
Von fern den Inselleu'n, er sah die Hydra dräuen
Im eignen Lager, Bürgerkrieg.

O Löwe Albions, glichst du dem Schakalhunde?
O Volk, durch Freiheit groß, entsage schnödem Bunde,
O sprich nicht der Geschichte Hohn.
Unwiderruflich bleibt das Recht, was sie gesprochen,
Karthag'scher Treue ward von ihr der Stab gebrochen,
Bedenke dieß, Lord Palmerston!

Doch unter'm Hügelrund, vom Lorbeer dicht beschattet,
Kolettis, ruhe sanft, wie auf dem Schild bestattet
Auf heimischem, berühmtem Strand.
O Volk und König, steht in Eintracht um die Bahre,
Indeß im Heldenkreis Plutarch's der Pallikare
Den Lohn des Freiheitskämpfers fand. *)

A. D.

*) Mit Beziehung auf den schönen Schluß der beim Tode Kolettis von Piscatory an Guizot gerichteten Depesche.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Wie man der Bremer Zeitung aus Berlin mittheilt, so hat die Kunst im Königreich Preußen Aussicht auf ganz besondere Beförderung und Pflege. Vornehmlich den Künstlern, denen es bisher oft an der erforderlichen Ermuthigung gefehlt hat, wird dieß eine frohe Botschaft seyn. Das Cultusministerium wird nämlich zur Hebung der Künste eine eigne Abtheilung für Aufsicht und Pflege derselben erhalten. Wie man vernimmt, ist zum Director dieser Abtheilung der jetzige Vorsteher der Düsseldorfer Akademie, Herr von Schadow ausersehen, der nächstens deßhalb nach der preußischen Hauptstadt berufen werden soll. Bekanntlich ist derselbe einer entschieden religiösen Richtung zugethan und stellt nur streng christliche Werke dar. Die Freiheit der Kunst könnte sonach durch die Stellung, welche er einnehmen soll, allerdings beeinträchtigt erscheinen, dürfte man nicht erwarten, daß v. Schadow gerade, weil er hervorragender Künstler ist, auch andere gewähren läßt, wie es ihnen der Genius eingibt. Daß er dereinst seinem hochbetagten Vater, dem würdigen und noch immer geistesfrischen Director der Berliner Akademie in diesem Amt folgen werde, darf man wohl als gewiß voraussetzen, im Fall nicht Cornelius darin den Vorzug erhält.

In Dresden hat eine Aufführung von „Wallensteins Lager“ stattgefunden, bei welcher sich Gutzkow wieder ein großes Verdienst erworben. Das ganze Arrangement, geistreich durchdacht, läßt nichts zu wünschen übrig. Man glaubt in der That ein wüstes und bewegtes Kriegslager jener ausgearteten Soldateska zu sehen, wie sie die damalige Zeit erzeugte. Während im Mittelgrunde die verschiedenen Uniformen in belebten Gruppen vertheilt sind, oder je nachdem sie handelnd auftreten, den Vordergrund füllen, herrscht in der Tiefe des Theaters reges Leben. Um die Wachtfeuer lagern Kroaten, auf der Trommel und auf Baumstumpfen verspielen in Würfeln Jäger und Scharfschützen, Dragoner und Konstabler ihre Beute, Andere sind beschäftigt, Waffen und Armatur in Stand zu setzen, und wieder Andere gehen in die Marketenderzelte und kosen mit den Inhaberinnen derselben, Ablösige ziehen über die Bühne, an einem Geschütze lagert die Bedienungsmannschaft, Posten werden ausgestellt, Signale hört man dann und wann geben und einzelne Schüsse fallen. Ein Brodwagen wird abgeladen und sein Inhalt geht durch eine Gasse von Menschenhänden. Kurzum, es ist kein todtes, steifes Bild, sondern Alles athmet und lebt in dem Geist, welcher diese herrliche, charakteristische Schöpfung durchweht.

**Concert des Instrumentalmusikvereins,** Samstag den 18. December. Programm: 1) Sinfonie in Es-dur von Haydn, 2) Quartett aus „Idomeneo“ von Mozart, 3) Sonate für Pianoforte Op. 109 von Beethoven, 4) a. „Herr Oluf“, Ballade von Herder, b. Sextett aus dem Oratorium „Die Siebenschläfer“, von Dr. Carl Löwe, 5) Ave Maria, für Sopran und obligate Clarinette, von Cherubini, 6) Ouverture zu „Faniska“ von Cherubini. Anfang um 7 Uhr, im Saale des Vereins (Hof von Holland). — Eintrittskarten à 1 fl. 30 kr. sind bei Herrn C. A. André (Haus Mozart) zu haben.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 18. December. (Zum ersten Male) Der Rechnungsrath und seine Töchter, Originallustspiel in 3 Abtheilungen von L. Feldmann. Hierauf: Der Kapellmeister aus Venedig, oder: „Der Schein trügt“, musikalisches Quodlibet in 1 Akt, von Breitenstein.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 349.** Sonntag, den 19. December **1847.**

### Mabel Earnley.

*Eine englische Familiengeschichte.*

(Fortsetzung.)

Der unerschütterlich gleichmüthige Ehemann setzte seine Brille wieder auf und nahm schweigend seine Zeitung wieder, während die zornige Hausfrau ihre Tasse bei Seite schob und mit gespannteren Blicken durch das Fenster sah. Aber sie sah nichts weiter, als den Karren des Obsthändlers, der an der Thüre des gegenüber liegenden Hauses hielt und dessen Besitzer mit der Köchin schwatzte, während sein Esel in der Sonne seine langen Ohren schüttelte. Aergerlich wandte sich Madame Smith ab und ging nun mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Aber auch diese Manöver konnten die Aufmerksamkeit des Gatten, der sich voll Andacht und Seelenruhe an seiner Zeitung erbaute, nicht erregen, bis sie endlich, auf's tiefste erbittert, in Thränen ausbrach und rief: „Fürwahr, Herr Smith, es würde einen Heiligen zur Wuth bringen, wenn er Sie so sähe! Ein Mann von einigem Gefühl würde wenigstens heute einige wärmere Theilnahme zeigen. Sie wissen, daß mein Herz brechen möchte bei dem Gedanken, mich von Tom zu trennen; aber ich glaube, es würde Sie nicht rühren, und wenn ich todt zu Ihren Füßen läge, so lange Sie das abscheuliche Papier in Händen haben."

Herr Smith seufzte, holte weit aus und begann: „In der That, liebe Frau ....."

Da unterbrach ihn die liebe Frau durch einen Schrei der Ueberraschung, denn sie sah ihren Tom kommen; fast in demselben Augenblicke flog die Thüre auf und ein junger Mann trat ein, Tom Smith, der Schreiber des Anwalts, und der Geliebte von Mabel Earnley.

Herr Smith bewillkommte seinen Sohn mit einem herzlichen Händedruck und verließ alsbald das Zimmer; denn trotz der scheinbaren Kälte seines Temperaments hatte er doch ein gefühlvolles Herz und war in diesem Augenblicke zu sehr von dem schmerzlichen Gedanken an die Trennung von seinem Sohne, die noch heute erfolgen sollte, eingenommen, als daß er an der Unterhaltung zwischen diesem und seiner Mutter hätte Theil nehmen mögen. Frau Smith brachte geschäftig das Frühstück für den lieben Tom und setzte sich dann zu ihm, als ob sie eine wichtige Mittheilung erwarte.

„Nun," rief sie endlich aus, „wirst du mir nichts erzählen? Ist Alles in Ordnung?"

„Alles in Ordnung, Mutter; ich wüßte kaum, wie es besser seyn könnte."

„Bist du nicht verheirothet, Tom?"

„Unsinn, Mutter! Deine Gedanken gehen zu weit. Ich habe sie durch ein feierliches Gelübde gebunden, die meinige zu werden und niemals auf irgend einen Vorschlag, einen andern zu heirathen, einzugehen. Sie ist ein Wesen von wunderbarer Einfalt, und der Welt wenig kundig. Die Umstände, unter welchen ich sie das Gelübde ablegen ließ, sind so bindend, daß es so gut ist, als wäre sie schon mein, mir von der Kirche angetrautes Weib."

„Und wann wirst du deinen Anspruch auf ihr Versprechen geltend machen?"

„Das zu thun, bevor sie noch das entsprechende Alter erreicht hat, wäre nutzlos. Hat sie einmal die Jahre, so gelangt sie, wie ich weiß, in den Besitz eines ansehnlichen Vermögens, über welches ihrem Vater kein Recht zusteht. Ueberdieß hat der nachgeborne schwächliche Knabe keine Aussicht auf ein langes Leben, und obgleich der Landbesitz als unveräußerliches Erbgut auf Verwandte übergeht, so kann man nicht wissen, was Sir William für sein einziges Kind noch thun wird."

„Wer nichts wagt, gewinnt nichts, Tom, das ist ein altes Sprüchwort. Das schöne Mädchen ist schon um seiner selbst willen ein Abenteuer werth; aber ich gestehe dir, daß es mir leichter um das Herz seyn würde, wenn du England nicht verlassen wolltest."

„Laß das, Mutter; du kennst Mabel nicht so, wie ich. Sie hat einen eigenen Charakter, und sie würde sich Niemandes Befehle unterwerfen, so bald ihr Herz anders gebietet. Ihr Vater hat es noch niemals versucht, einen Einfluß auf sie auszuüben oder zu erlangen; und sollte es sich ereignen, daß er ihr befehlen wollte, so würde er auf einen Widerstand stoßen, wie er ihn gewiß nicht erwartet."

„Und sie hat sich wirklich verpflichtet, dein Weib werden zu wollen, ohne zu wissen, wer oder was du bist? Soviel weiß ich, sie muß entweder ein sehr beherztes oder ein unglaublich einfältiges Geschöpf seyn. Und doch" — fügte die stolze Mutter hinzu, während ihre Blicke wohlgefällig auf dem schönen Antlitz ihres Sohnes ruhten — „und doch kann ich mich über ihr Thun nicht gerade wundern."

„Sie ist nur noch ein Kind," versetzte Tom, indem er diese Worte mehr an sich selbst, als an seine Mutter richtete; „sie ist an Jahren noch ein Kind; aber ein aufrichtiges, ernst fühlendes Kind; sie kennt keine Falschheit und ist voll Glaubensseligkeit, weil ihre eigenen Gedanken rein und wahrhaftig sind; bei Andern Täuschung zu vermuthen ist ihr ganz unmöglich. Meine umfassende Kenntniß der Literatur half mir, mich in ihr Herz einzuschmeicheln, und ich fürchte, ich werde nur zu oft unter der tropischen Sonne nach der labenden Kühle an dem Cedernteich mich zurücksehnen und nach dem Engelsangesicht des Kindes Mabel Earnley."

Doch wir wollen die vertrauliche Unterredung zwischen Mutter und Sohn nicht weiter verrathen und erwähnen nur noch, daß Madame Smith heilig versprach, die Briefe ihres Sohnes an Mabel zu besorgen, ohne der jungen Dame die entfernteste Gelegenheit zu geben, durch welche sie seinen Namen und seine dermalige Stellung in der Gesellschaft erfahren könnte. Gegen Mittag hielt der Londoner Wagen vor der Thüre des Herrn Smith. Der hoffnungsvolle Sohn des Hauses nahm, nach einem zärtlichen Abschiede von den Eltern, seinen Sitz neben dem Kutscher ein und wurde rasch seinem Geburtsorte entführt; noch oft wandte er seinen Blick zurück auf den immer mehr zurücktretenden Park des Herrenhauses, bis ihm eine mit Föhren bewachsene Anhöhe auch diesen letzten lieben Anblick entzog.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Dramaturgische Blätter.

(Frankfurt.)

---

**Nebukadnezar**, lyrische Tragödie von Solera, Musik von Verdi.

So hat sich denn auch bei uns auf einem Theaterzettel, doppelt so groß als der gewöhnliche, Guiseppe Verdi's lyrische Tragödie „Nebukadnezar“ angekündigt und ist am Mittwoch Abend vor einem mäßig besuchten Hause zur Aufführung gekommen. Die Aufnahme war lau und flau. Wir wissen und wollen sagen, warum.

Zunächst sprechen wir von dem Textbuch. Als Verfasser dieses Textbuchs nennt sich Themistokles Solera; wir — hätten uns nicht genannt. Uebersetzer des Buches ist Heinrich Proch; wir — hätten es nicht übersetzt. Ein armseligeres Machwerk ist seit Jahren nicht auf die Bühne geschleppt worden. Das Buch ist weder lyrisch noch tragisch; es ist vielmehr babylonisch in jenem Sinn, in welchem dieß Wort im alten Testament von dem bekannten Thurmbau gebraucht wird. Nach einem innern oder äußeren Organismus, nach einer dramatischen Bindung und Lösung des Einzelnen wie des Ganzen, nach einer nur nothdürftigen Motivirung der Handlung, nach Charakteristik und dramatischer Nothwendigkeit der auftretenden Personen, — mit einem Wort: nach Wahrheit in der Dichtung, nach Dichtung in der Wahrheit sucht man in vier Akten überall vergebens. Babylonische Sprach- und Begriffsverwirrung wie weiland beim Thurmbau, und Gott konnte noch danken, wer gestern einen Quadratfuß-Theaterzettel mit in das Parterre genommen hatte, um sich dieses Kauderwelsch einigermaßen verdolmetschen zu lassen. Dieses Kauderwelsch, wo man den Glauben wie einen Rock wechselt, Könige wie ungezogne Lakaien behandelt, und mit Kronen umgeht, als wären es Erdbirnen. „Abigail ersieht aus einem Document, welches sie dem Nebuco entwendet (so!), daß sie nicht seine rechtmäßige Tochter, wofür sie gehalten wird, sondern die Tochter einer Sclavin ist. Im Groll über ihr Geschick beschließt sie, Nebuco und dessen Tochter Fenene zu verderben.“ So steht es an allen Straßenecken auf dem Programm zu lesen. Sollte nun jemand über dieses sittliche Motiv durchaus ins Klare kommen wollen, so möge er sich bei Themistokles Solera des Näheren erkundigen. Denn der hat's gedichtet, muß es also auch verantworten.

Der Theaterzettel behauptet, die Musik zu diesem Textbuch, so einzig in seiner Art, habe Guiseppe Verdi componirt. Man sollte glauben, es müsse wahr seyn, denn die französischen Blätter haben seiner Zeit nicht umsonst einen so gewaltigen Feuerlärm gemacht und nach allen Richtungen der Windrose hinausgeschrien: „Paris staunt, Verdi hat eine lyrische Tragödie componirt, Nebukadnezar genannt; unübertreffliche italienische Musik!“ Wie? italienische Musik? Wir wissen's besser, denn wir haben sie gestern gesehen und gehört, diese lyrische Tragödie. Es ist babylonische Musik. Und Verdi hätte diese Oper componirt? 's ist nicht wahr. An diesem musikalisch-babylonischen Thurmbau haben die Meister aller Nationen wider Willen mitarbeiten müssen: daher das bunte Durcheinander, daher die Instrumentenverwirrung und die Notenmengerei.

Wer zählt die Opern sammt den Meistern,
Die all' sich hier zusammenkleistern?

Rossini, Bellini, Donizetti, Auber, Meyerbeer, Mozart und viele andere französische, italienische und deutsche Componisten, nur Verdi fehlt; Anna Bolena, Belisario, Fra Diavolo, Don Juan, Hugenotten, Montecchi und Capuleti, Norma, Somnambula, Tancred und viele, viele andre. Alles schon da gewesen! möchte man immer vergnüglich zu den Walzer- und Gallopadentakten des Orchesters singen, während sich vor den Lampen Nebukadnezar, König von Babylon, abmüht, uns einen Wahnsinnigen in „italienischer“ Musik vorzusingen.

Man hat in der That zu einem Zorn- und Spottergusz den gegründetsten Anlaß, wenn man sieht, wie Text- und Notenschreiber in einer solchen Oper allem Brauch, Erforderniß und den Regeln der Kunst gradezu Hohn sprechen. Entweder der Componist hat das rechte Verständniß der Elemente nicht, auf denen die dramatische Tondichtung sich auferbauen muß: dann ist er ein Unberufener und treibe, anstatt zu componiren, ein ehrlich Handwerk; oder der Componist traut dem Publikum das nöthige Verständniß jener Elemente nicht zu, und meint, die Masse werde mit allen ihren Forderungen, die sie etwa erheben könne, durch das Massenhafte der Instrumente, oder durch das Schaugepränge der Scenerie und durch die Koketterie und den Sinnenkitzel verbrauchter und abgeblaßter Bellinischer Melodien leichtlich zum Schweigen gebracht; dann weisen wir den Componisten im Namen des Publikums mit einer scharfen Rüge zurück.

In der „lyrischen Tragödie“ des Herrn Themistokles Solera werden uns zwei Völker vorgeführt, die historisch durch die weiteste Kluft geschieden sind: auf dem Eroberungszug begriffene, übermüthige, sieghafte Babylonier, und an Leib und Seele gebrochene Judäer, die Jerusalem und seinen Tempel in Trümmer fallen sehen und als Gefangene dem gelobten Lande den Rücken kehren müssen, um fern, an den Wassern von Babylon, trauernd zu sitzen und sich in der Erinnerung an eine große Vergangenheit aufzuzehren. Wer wollte leugnen oder gar nicht begreifen, daß dieser Stoff tragisch und allgewaltig erschütternd ist? Der Componist Verdi hat es nicht begriffen. Denn der schneidende Gegensatz der historischen Umstände tritt in seiner Musik nicht im entferntesten an den Tag. Wir wollen noch nicht einmal von dem Don Juan sprechen, weil hier das geistige Ohr schärfer, die Nerven des Hörers feinfühlender seyn müssen, um sich den Kampf des guten Princips mit dem bösen, wie es in der Mozart'schen Musik meisterhaft dargestellt ist, völlig klar werden zu lassen. Aber an Meyerbeer's Hugenotten sey erinnert; hier erscheint die Charakteristik der streitenden Parteien so haarscharf in der Composition ausgeprägt, daß auch das weniger geübte Ohr eine protestantische und eine katholische Musik unwillkürlich unterscheiden wird. Eine solche Scheidung der Gegensätze wie überhaupt Charakteristik im Ganzen und im Einzelnen sucht man in Verdi's Composition vergebens, und es war eine

ganz richtige Bemerkung, die wir in dem Parterre äußern hörten: diese Musik würde ebenso gut einer steyerischen Bauernhochzeit untergelegt werden können wie dem Krieg zwischen Babylon und Juda.

Auch die übrigen Forderungen, die man heutzutage an eine Oper zu stellen befugt ist, werden im „Nebukadnezar" nur schlecht befriedigt. Anstatt neuer Melodien bietet uns Verdi die allbekannten, abgenutzten italienischen Schablonen, die eine wie die andere aussehen und Farbe zwar, aber keinen Inhalt haben. In der Instrumentation sucht der Componist dadurch zu wirken, daß er neue Combinationen erfindet, — meistens unpassende und darum der beabsichtigten Wirkung entbehrende. Etwa die Chöre ausgenommen, läßt sich in den vier Akten des „Nebukadnezar" kaum einiges Gute herausfinden; wo etwas rühmenswerth erscheint, ist es entweder nicht am Platz, oder — nicht von Verdi.

Ein gutes Zeichen der Zeit ist es, daß solche Opern den Erfolg, der sie noch vor zehn Jahren begleitet hätte, heutzutage nicht mehr finden. Man hat mittlerweile dafür gesorgt, uns mit Bellini, Donizetti rc. bis zu dem Grad zu übersättigen, daß wir uns mit einem gewissen Ueberdruß von dem italienisch-süßen Backwerk abwenden und nach besserer, kräftigerer Speise umsehen. Eine wohlthätige Reaction, auch in der Opernmusik, scheint glücklicherweise bevorzustehen: möge sie nur recht bald und recht erfolgreich eintreten. Uebrigens noch eine Bemerkung: hätte ein Deutscher diesen „Nebukadnezar" componirt, das Recensententhum würde ihn steinigen; Kücken mit seiner komischen Oper „der Prätendent" ist uns ein Beweis dafür. Letztere Composition hat in Berlin nur halben, in Hamburg aber einen ganzen und großen Erfolg gehabt. Nun ergeht sich die Hamburger Kritik in überschwenglichem Lob; dafür aber, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, wird in Berlin und Leipzig gesorgt. Daß ein Berichterstatter der Grenzboten in unbarmherziger Weise mit Kücken's Oper verfährt, hat eben jener Berichterstatter zu verantworten und die Redaction der Grenzboten selbst legt eine Art von Verwahrung gegen diese „Kritik" ein. Daß aber andre deutsche Blätter diesen hämischen Ausfall, denn eine Kritik ist es nicht, trotzdem, und ohne die Oper zu kennen, abdrucken, ist, um es gelind zu bezeichnen, eine Sünde an der Kritik und an der deutschen Kunst. Aber freilich! der Artikel der Grenzboten ist pikant. Daß wir hier keine Lanze für Kücken brechen wollen, brauchen wir nicht zu bemerken, wenn wir auf Nr. 325 dieser Blätter verweisen; aber ehrenvolle Kritik und literarische Gerechtigkeit müssen Geltung haben. Man hat den deutschen Kücken für seine Oper zerzaust; für den italienischen Verdi und seinen babylonischen „Nebukadnezar" werden dieselben Blätter schon einige Dutzend anerkennender Redensarten in Bereitschaft haben. Es lebe der deutsche Michel!

Und nun noch wenige Worte über die Aufführung von Verdi's Oper auf unsrer Bühne. Sie war im allgemeinen gut und besser sogar als die Composition verdiente. In der That sind Sänger und Orchester zu bedauern, die fleißig und gewissenhaft eine solche Oper einstudiren, um sie nach wenigen Wiederholungen wieder zu vergessen. Auch in der äußern Ausstattung hat man es an nichts fehlen lassen: Decoration und Garderobstücke glänzend — und die Oper doch ohne Erfolg! Das ist aber Verdi's Schuld. Die größte Anerkennung verdienten und fanden die Herren Conradi als jüdischer Oberpriester Zacharias und Caspari als Ismael. Fräulein Brandt mußte, weil sie unwohl war, in der Rolle der Abigail durch Fräulein Kern von Wiesbaden vertreten werden, eine Sängerin, die schöne, aber der nöthigen Ausbildung ermangelnde Stimmmittel besitzt, und in ihrer Darstellung bis zu einem gewissen Grad die edle plastische Ruhe und weibliche Anmuth vermissen ließ. Die Darsteller der übrigen Hauptpartien waren mehr oder minder ungenügend.

Eduard Sattler.

---

## Nomen et omen.

### Ein Spiel mit Dichternamen.

Bekanntlich haben wir vier Monate ohne ein R, und diese sind, wie im Klange ihrer Namen, so auch in der Wirklichkeit die vier sanftesten, mildesten, hellsten, sonnigsten des Jahres: Mai, Juni, Juli, August. Hier also scheint das nomen et omen keine bloße Redensart zu seyn, vielmehr ein gewisser Zusammenhang zwischen Namensklang und Wesen sich zu offenbaren. Was würde man sagen, wenn sich etwas Aehnliches von deutschen Dichternamen behaupten ließe? wenn sich fände, daß die deutschen Poeten ohne R, den Monaten ohne R vergleichbar, durchgängig milder, klarer, weicher, melodiöser, sangbarer wären als ihre Kunstgenossen, in deren Namen der genannte Buchstabe, dieser rauheste Gesell unter all den 24 alphabetischen Brüdern, eine größere oder kleinere Rolle spielt? Wir wollen sehen, in wie weit solch eine absonderliche Hypothese sich begründen läßt.

Welche deutsche Lyriker sind es, die jene vier Monate ohne R, oder deren Vordermann und Zugführer, den Mai, vorzugsweise besungen, die der Feier des Lenzes ihre schönsten Lieder gewidmet haben? Welche sind's, die vorzugsweise musikalisch wohltönend, sanft einschmeichelnd und melodiös in Reim und Rhythmus erscheinen? Sollten dazu nicht, um bei den bekanntesten stehen zu bleiben, namentlich folgende gehören: Hölty, Gleim, Jacobi, Matthison, Salis, Goethe, Uhland, Heine, Tieck, Tiedge, Schulze, Platen, Lenau, Emanuel Geibel? Und sind das nicht mehr als ein Dutzend Namen ohne R? Allerdings wird man einwenden, daß Dichter wie Rückert, W. Müller, Karl Mayer und Andere mit einem R behaftete, ebenfalls mit Vorliebe Natur und Lenz gefeiert haben; ich kann darauf nur antworten, daß ja auch die gedachten vier Monate nicht gerade das ausschließliche Privilegium haben, sanft und milde zu seyn, sondern nicht selten auch ein April, ein September, und dann und wann gar ein October, den ominösen Buchstaben verleugnen und im sanften Flügelkleide einherschweben.

Doch gehen wir weiter und sehen wir uns die Dichter mit R etwas näher an. Täuschen wir uns, wenn wir bei diesen im Allgemeinen weniger Schmeidigkeit, Glätte, weniger lyrischen Schmelz, hingegen aber mehr Kraft, Feuer, Mannheit, sodann hin und wieder Rauhigkeit, Schroffheit und Härte zu finden glauben? Da ist z. B. gleich der alte Arndt; spielt nicht das R in seinem Namen wie in seinen eisernen, wuchtigen Vaterlandsgesängen eine große Rolle? Ernst Moritz Arndt — das ist gar ein dreifaches R in aller Kürze, das rollt hinein wie der Donner seines Worts. Theodor Körner, Karl Immermann, Georg Herwegh, Ferdinand Freiligrath — rechtfertigen sie nicht alle die vielen R ihren Namen durch die That? Wie schroff, wie trotzig klingt nicht besonders das: Georg Herwegh, und wie schwerschreitend, volltönig, pomphaft der Name des Wüstendichters? Weiter, um auch einmal einen Namen anderer Art zu nennen, liegt nicht die ganze Energie des Charakters unseres großen Reformators auch fühlbar ausgesprochen im kraftvollen Laute der vier Sylben: Martin Luther?

Auch Friedrich Schiller hat sein R nicht umsonst, denn ist er nicht eine männlichere, decidirtere Gestalt als sein, zwar keineswegs schwächerer, aber doch weit mehr weibliches Element in sich tragender großer Zeitgenosse ohne R? Das Wort Göthe klingt erhaben, volltönend, aber zugleich liegt etwas Helles, Mildes, ich möchte sagen griechisch Klares darin; es erinnert, schon durch den Gleichlaut, an Flötenklang; das „Schiller" dagegen, mit dem Gleichklang auf Triller, drückt eine ganz andere Art von Erhabenheit aus, eine Erhabenheit, die nicht sowohl wie jene Göthe'sche verwandt ist mit olympischer Ruhe, als vielmehr mit einer titanenhaften Kühnheit, einer „wirbelnden" Kraft.

Der Namen Friedrich Rückert kommt mir vor als wär's ein von ihm selbst gefundener Reim, etwa auf „zerstückert"; in seinem alten Dichternamen Freimund Reimar fehlen die fraglichen Consonanten auch nicht, doch klingt das viel voller, musikalischer, nicht so trocken, so hölzern — und wär' es ganz ungerecht, wenn man einen ähnlichen Unterschied zwischen seinen frühern und spätern Gedichten — den großen Sänger übrigens in Ehren — bemerken wollte? Es wären noch manche Namen herzusetzen, doch wollen wir den Einfall nicht zu weit verfolgen und nur noch an Alfred Meißner, Moritz Hartmann, Robert Prutz, so wie an den handfesten Kämpen Arnold Ruge erinnern, die meines Bedünkens alle vier das R nicht verleugnen. Zu den Gegenfüßlern überspringend, komme ich nochmals auf Emanuel Geibel: ist das nicht einer der weichsten, insinuantesten, charakterisirt ihn nicht aber zugleich eine gewisse süßlyrische Gedehntheit, wie sie manchen seiner Gedichte eigen ist? Soll ich aber zum Schluß den Dichternamen nennen, der meinem Ohr am angenehmsten lautet, der, ohne durch ein rauhes R seiner Sanftheit beraubt zu seyn, doch so volltönig, harmonisch und kräftig klingt, fast einem Glockengeläute vergleichbar, so sag' ich: es ist der Name Ludwig Uhland. Mrgnbl.

---

## Tabletten

*** Auf den Amuletten oder Talismanen, welche die Tebibs (Aerzte) der Gläubigen in Algier zum Schutz gegen alle widrigen Zufälle, Krankheiten und Gefahren verkaufen, befindet sich das nachfolgende magische Quadrat:

| | | |
|---|---|---|
| 4 | 9 | 2 |
| 3 | 5 | 7 |
| 8 | 1 | 6 |

Ueberall ergibt sich die Zahl 15, die (bekanntlich) eine ganz besondere cabbalistische Gewalt hat. Die Zahlen der vier Ecken enthalten auch eine arithmetische Progression 8 6 4 2. Ob sich das französisch-algerische Gouvernement dieser Cabbale auch noch bedient, oder deren Zulässigkeit in der dortigen Medicinalordnung gestattet, wissen wir nicht, bezweifeln es aber, da die Sache doch nur eigentlich für Gläubige gehört.

*** In den Memoiren der berühmten Schauspielerin Clairon kommt folgende Stelle vor: „Die Schauspieler von heute scheinen durch ihr Benehmen zeigen zu wollen, daß man ihnen dankbar seyn müsse, selbst wenn sie noch so wenig thun; sie scheinen der Meinung zu seyn, daß das Theater ihretwegen da wäre. Zu meiner Zeit waren wir im Gegentheil davon überzeugt, daß wir des Theaters wegen da seyen. Wir wetteiferten in dem Bestreben, unseren Kräften das Möglichste zuzumuthen, und obgleich die ersten Künstler damals (vor hundert Jahren) nicht das Viertheil der Einkünfte bezogen, die man jetzt an das Personal letzten Rangs verschwendet, so war doch das Publikum besser bedient." — Was würde Mademoiselle Rachel sagen, wenn man ihr zumuthen wollte, dessen sich Clairon nie geweigert hat, heute die „Phädra", morgen die „Agrippina" zu spielen und am dritten Tag in einem Nebenstück zu singen und zu tanzen! — Clairon war 1723 geboren, im zwölften Jahre trat sie bereits auf dem italienischen Theater auf, im zwanzigsten Jahre (1743) zuerst als Phädra und zweiundzwanzig Jahre lang war sie der geschmeichelte Liebling des Publikums. In gerechtem Unwillen über einen Taugenichts unter den Schauspielern des französischen Theaters, weigerte sie sich aufzutreten; indessen hatte dieser bedeutende Gönner, auch das Publikum betheiligte sich, und zur Strafe für ihre Weigerung mußte Clairon (1765) ins Gefängniß wandern. Von da erschien sie nicht wieder auf der Bühne, lebte später in Anspach im freundlichen Umgang mit dem Markgrafen 17 Jahre lang und starb 1803 zu Paris. Ihre, von ihr selbst herausgegebenen Memoiren (zuerst erschienen Paris 1799, später daselbst 1822) sind für angehende Schauspieler sehr belehrend. Alle Zeitgenossen sind in der Bewunderung und der Anerkennung von Clairon's feinauffassendem und trefflich wiedergebendem Geiste einig.

*** Im Gasthaus zum silbernen Hecht in ** saß eine lustige Gesellschaft. Man sprach vom Wetter und von der Cholera, von Jenny Lind und General Düfour, vom Charivari und Herrn Guizot und was dergleichen Dinge mehr sind. Endlich kam man auch auf das letzte Wettrennen und auf das Reiten zu sprechen. „Ich bin einmal als Kurier," erzählte der sogenannte Lügenoberförster, „ich bin einmal durch Nacht und Nebel in fünf Stunden von Mainz nach Koblenz geritten." „Dazu gehört nicht viel," entgegnete ein *scher Cavallerieoffizier, „reiten Sie so schnell Sie wollen, ich reite mit Ihnen um die Wette; da müßte ich meinen Retirirschimmel nicht kennen!"

---

### Physikalischer Verein.

Samstag, den 18. December: Ueber die zweckmäßige Bereitungsweise des Chloroforms. — Ueber eine neue einfache Methode, den Sauerstoffgehalt der atmosphärischen Luft zu bestimmen. — Vorzeigung eines mikroscopischen Objekts (von Oberhäuser) aus dem Guano.

---

### Frankfurter Stadt-Theater.

Samstag, den 18. December. Der Lumpensammler von Paris, Drama in 4 Abtheilungen und einem Vorspiele, nach dem Französischen des Felix Pyat, von Heinrich Börnstein. (Die in diesem Stück vorkommende neue Decoration ist von dem Theatermaler Herrn Hoffmann und dem Theatermaschinisten Herrn Schechner.

Sonntag, 19. December. Titus, große Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 350.** Montag, den 20. December **1847.**

## Mabel Earnley.

*Eine englische Familiengeschichte.*

(Fortsetzung.)

3.

Jahre eilten dahin, ohne in dem Leben Mabel's sonderliche Veränderungen mit sich zu bringen; das Mädchen hatte jetzt sein zwanzigstes Jahr erreicht. Die Erzieherin war längst entlassen worden; Mabel hatte ihren eigenen Willen und konnte ihren Neigungen nachgehen; mochte sie mit Arbeit oder mit Lectüre beschäftigt im Gesellschaftszimmer verweilen, oder am Frühstückstisch den Vorsitz führen, oder bei der Mittagstafel ihrem jüngeren Bruder gegenübersitzen wollen, Alles stand in ihrem Belieben. Oft las sie der Lady Earnley vor oder suchte durch andere kleine Beweise von Aufmerksamkeit der Stiefmutter oder dem Vater Liebe abzugewinnen. Aber die jahrelange Zurückhaltung und Verschlossenheit, welche der Vater dadurch, daß er das Mädchen unbeachtet ließ, selbst in Mabels Seele aufgezogen hatte, stand überall im Wege. Earnley fühlte, daß Mabel ungerecht behandelt worden war, aber so oft er in ihr schönes Auge blickte, erfaßte ihn ein verhaltener Grimm gegen das arme Kind, denn dessen Züge waren denen der verstorbenen Mutter zum Sprechen ähnlich; das Kalte in Mabels Wesen stieß den Vater von der Tochter zurück, und es trat bei ihm dieselbe Gleichgültigkeit und Verschlossenheit ein, mit der ihm sein Kind entgegenzukommen pflegte. Indessen ließ er es Mabel an Glanz und Herrlichkeit nicht fehlen, wünschte, daß sie immer fein und geschmackvoll gekleidet sey, und ließ sich angelegen seyn, daß ihr nicht fehle, was für Geld anzuschaffen war, ihr, welche nicht ohne Schmerz, vielleicht nicht ohne einigen Neid die Liebkosungen mit ansehen mußte, mit denen er seinen jüngeren Sohn überhäufte.

Die wunderbare Episode in Mabels Leben, die mit dem Cedernteich in Verbindung stand, erschien dem Mädchen wie ein Traum. Fast waren die Vorgänge vergessen, und nur von Zeit zu Zeit trat die Gestalt des Jugendfreundes vor Mabels Seele, und sie beschäftigte sich dann mit seinem Schicksal. Von den Briefen, die er an sie zu schreiben versprochen, hatte das Mädchen noch keinen erhalten. Dieß hatte indeß, um Tom Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, einen andern Grund. Er hatte sehr fleißig geschrieben; aber Vater Smith, ein Mann von weit größerem Scharfblicke, als ihm seine Frau (in seiner Gegenwart wenigstens) zugestehen wollte, hatte die ehrgeizigen Pläne seines Sohnes in Bezug auf Miß Earnley gewittert, und entweder aus Scham über seine Thorheit oder aus Besorgniß, er möchte selbst in eine häkelige Sache verwickelt werden, sorgfältig bei verschiedenen Gelegenheiten die Briefe aus den Packeten, die an Madame Smith adressirt waren, fortgenommen. Da der würdige Mann stets darauf bestand, die Antworten seiner Frau durchzulesen und diese nur durch ihn befördert werden konnten, so hatte sie keine Gelegenheit, ihrem Sohne einen Wink zu geben, wie er es anders mit den Briefen halten solle. Sie konnte ihm auch nicht rathen, von den ihr mitgetheilten Absichten abzustehen. Tom seinerseits aber glaubte, es sey alles in Ordnung, und zweifelte nicht daran, daß er durch seine Abwesenheit in dem Herzen des Mädchens, welches er für das seinige hielt, größeren Raum gewinnen werde.

Es war ein sonniger Februarmorgen, der erste milde Tag nach einer langen und strengen Kälte. Vor dem Herrenhause gab es einen fröhlichen und zugleich glänzenden Auftritt, denn der Landadel und die Pächter der Nachbarschaft, alle in scharlachfarbenen Röcken, waren versammelt und trafen Vorbereitungen zu einer Jagd in den Forsten Sir William's. Der Jäger sah mit Stolz auf seine edlen Hunde, und der Reitknecht konnte kaum Sir William's ungeduldiges Roß halten, während dessen Herr seine Freunde begrüßte und seinem Sohn beistand, einen schönen, muthigen Zelter zu besteigen, der, nachdem er längere Zeit zugeritten worden, heute zum erstenmale die Jagd begleiten sollte. Die Luft war so mild, daß Lady Earnley Mabel ersucht hatte, ihr nach dem Rasenplatze zu folgen, wo beide nun standen und theils freundliche Worte mit den Herren wechselten, theils den Anzug des stolzen Knaben bewunderten, bis das Zeichen gegeben wurde und sich der ganze Zug in Bewegung setzte. Der Knabe, der vorauf ritt, kehrte zurück, um Mabel einige Aufträge in Betreff seines Lieblingshundes zu geben, und jagte dann im Galopp zu seinem Vater zurück, dessen Hand er fröhlich küßte, als er ihm wieder zur Seite war. Lady Earnley sah ihrem Lieblinge nach, bis er hinter den Bäumen verschwand, und bemerkte, der Zelter sey sehr ruhig und für das Vergnügen ihres Sohnes sey heute ein schöner Tag.

Es war Mittag und Lady Earnley saß, wie gewöhnlich, über ihren Stickrahmen gebeugt, während Mabel mit ihrem Buche einen Sitz am Fenster einnehmend, sich des ungewöhnlich warmen Sonnenscheins erfreute, zuweilen aufsah und eine Bemerkung zu ihrer Stiefmutter machte, zuweilen aber auch ihre Augen über die schöne Landschaft, die sich vor ihren Blicken ausbreitete, hinschweifen ließ. Da gewahrte sie mit einemmale, als sie nach dem Fichtenwalde hinsah, der den gegenüberliegenden Hügel bekränzte, einen Reiter, der hastig durch die röthlichen Baumstämme dahinritt, und dann, als er den Forst hinter sich hatte, mit großer Eile auf das Haus zu jagte.

„Es muß ein Unglück geschehen seyn," rief Mabel in einiger Bestürzung aus; „an einem so schönen Tage, wie der heutige ist, würden die Jäger gewiß nicht so früh zurückkehren, wenn nicht irgend ein Unfall . . . . ."

„Unsinn, Mabel," fiel Lady Earnley dem Mädchen in's Wort, „eine deiner gewöhnlichen Phantasien."

(Fortsetzung folgt.)

## Ein Stück aus Göthe's Leben.

**Ausflug nach Waldeck im Spätjahr 1775.**

Zu den dunklern Partien in Göthe's Leben gehört besonders die erste Weimarische Zeit. Um so dankbarer müssen wir selbst kleinere Beiträge aufnehmen, die zur Aufhellung jener Periode dienen können. Zu diesen gehört ein früher bereits im Morgenblatte *) veröffentlichter Brief Göthe's an den Herzog Karl August, datirt: „Waldeck, 14 Dec. 1775." Er eröffnet nicht blos einen Blick in Göthe's damaligen Gemüthszustand und in die „Geniewirthschaft" jener Tage, sondern wirft auch ein helles Licht auf sein Verhältniß zum Herzog, wie es sich schon gleich in den ersten Monaten seines Aufenthalts zu Weimar entwickelte. Indem ich den Brief in Folgendem mittheile, bringe ich damit ein Schreiben des Herzogs an Göthe, ferner ein von Dorow bekannt gemachtes Tagebuchfragment Göthe's, dessen Entstehungszeit bisher zweifelhaft war, dann eine Hindeutung aus einem Briefe an Lavater und endlich eine Stelle aus Wahrheit und Dichtung in Verbindung, die sich nun alle wechselseitig, und zugleich die Epoche, worauf sie sich beziehen, in ein überraschend klares Licht stellen.

Zuvörderst ist hier zu bemerken, daß hier nicht das Waldeck im gleichnamigen Fürstenthum, auf einem Berge an der Edder, sondern ein Ort unweit Jena in einer waldig-gebirgigen Gegend gemeint ist. Dann ist statt des 14. Dec. 1775, wie das Datum des Briefes im Morgenblatt heißt, den 22. Dec. 1775 zu lesen, was weiter unten nachgewiesen werden soll. Der Brief beginnt mit dem bekannten Göthe'schen Zigeunerliede:

> Im Nebelgeriesel, im tiefen Schnee,
> Im wilden Wald in der Winternacht ꝛc. *)

und fährt dann so fort:

„Daß mir in diesem Winkel der Welt, nachts in dieser Jahreszeit mein alt Zigeunerlied wieder einfällt, ist eben so natürlich, mein lieber gnädiger Herr, als daß ich mich gleich hinsetze, es Ihnen aufzuschreiben und hintendrein einen Brief zu sudeln; denn ich vermisse Sie wahrlich schon, ob wir gleich nicht zwölf Stunden auseinander sind. Drunten sitzen sie noch nach aufgehobenem Tische und schmauchen und schwatzen, daß ich's durch den Boden höre. Ich bin herauf gegangen, es ist halb Neun. Wind und Wetter hat uns hergetrieben, auch Regen und was daran hängt. Die Kluft nach Jena hinein hat mich im glücklichen Abendsonnenblick mit all ihrer dürren Herrlichkeit angelächelt. Die Lage von Jena selbst hat mich erfreut, der Ort mich gedrückt, und zwischen da und hier war nicht viel Gaffens: es kam ein Regen aus Italien, wie uns ein Alter versicherte, der mit dem Schubkarren an uns vorbeifuhr. In Italien sei es warm, da komme der warme Wind her; in den Dreißigern sei er dagewesen, erzählte er so ganz flüchtig weg. — Hier liegen wir recht in den Fichten drin, bei natürlich guten Menschen. Unterwegs haben wir in den Schenken den gedruckten Karl August gegrüßt und haben gefühlt, wie lieb wir Sie haben, daß uns Ihr Name auch neben dem (L. S.) Freude machte. Einsiedel ist zu Bette. Sein Magen liegt schief; Kaffee und Branntwein wollens nicht bessern. Ich will auch gehen. Gute herzliche Nacht. — Noch ein Wort, ehe ich schlafen gehe. Wie ich so in der Nacht gegen das Fichtengebirge ritt, kam das Gefühl der Vergangenheit, meines Schicksals und meiner Liebe über mich, und sang so bei mir selber:

> Holde Lili, warst so lang
> All mein Lust und all mein Sang,
> Bist ach nun all mein Schmerz, und doch
> All mein Sang bist du noch.

Nun aber und abermal gute Nacht.

> Gehab dich wohl bei den hundert Lichtern,
> Die dich umglänzen,
> Und all den Gesichtern,
> Die dich umschwänzen
> Und umkredenzen.
> Findst doch nur wahre Freud und Ruh
> Bei Seelen, grad und treu wie du.

Sonntags früh bei Tagesanbruch. — Fatales Thauwetter, und so der ganze Ton des Tages verstimmt; wollen sehen, wie wir ihn wieder aufbringen. Der herrliche Morgenstern, den ich mir von nun an zum Wappen nehme, steht hoch am Himmel. Ich habe die ganze Nacht von Heerzügen geträumt, die alle wohl abgelaufen sind, besonders von einer Reise aus der Schweiz nach Polen, die ich that, den Marschall de Saxe zu sehen und unter ihm zu dienen, der eben in meiner Traumwelt noch lebte. Die Kirche geht an, in die wir nicht gehen werden, aber den Pfarrer laß ich fragen, ob er die Odyssee nicht hat, und hat er sie nicht, schicke ich nach Jena, denn unmöglich ist die zu entbehren in dieser homerisch einfachen Welt. Besonders fielen mir einige Verse ein und recht auf, da ich heut früh lang geschlafen hatte und es nicht Tag werden wollte, was ungefähr so heißt: „Und in ihre Felle gehüllt, lagen sie am glimmenden Herde; über ihnen wehete der nasse Sturm durch die unendliche Nacht, und lagen und schliefen den erquicklichen Schlaf bis zum spät dämmernden Morgen." Ich muß nach Bürgel zum Rektor schicken um den Homer, hab' indessen in der Bibel gelesen. Hier ein Stück Jesaias: „Siehe der Herr macht's Land leer und zerstreut seine Einwohner. — Der Most verschwindet, die Rebe verschmachtet, und alle, die herzlich fröhlich waren, ächzen. Der Pauken Jubel feiert, das festliche Jauchzen verstummet und der Harfer Gesang ist dahin. Niemand singt mehr zum Weintrinken, das beste Getränk ist bitter dem Munde. Die leere Stadt ist zerbrochen, die Häuser sind geschlossen, Niemand gehet aus, noch ein. Eitel Wüstung ist in der Stadt und die Thore stehen öde, denn im Land und Volk gehts eben, als wenn ein Oelbaum abgepflügt ist, als wenn man nachlieset, so die Weinerndte aus ist."

Nun muß ich meinen Boten fortschicken, der das nach Weimar trägt. Lassen Sie, lieber gnädiger Herr, den Brief Niemand sehen als Wedeln.

Alles was mich umgibt, Einsiedel, Kalb, Bertuch, das ganze Haus legt sich zu Füßen.

> Der Pflicht vergessen
> Wir Fische nie. Göthe."

(Schluß folgt.)

*) Jahrgang 1846 Nr. 123.

*) In Göthe's Werken (Ausg. in 10 B.) I. 124 ff.; auch mit andern Lesarten am Anfange des 5. Akt von Berlichingen in seiner ältesten Gestalt.

## Das Binger Loch.

Mitgetheilt von Dr. K.

Man hört in diesem Winter vielfache Klagen über den niedrigen Wasserstand des Rheines und hiedurch veranlaßte Unfälle und Havarien. Um nun der Schifffahrt wenigstens auf der gefährlichen Stromstrecke zwischen Bingen und Caub größere Sicherheit zu gewähren, hat man dieser Tage vorgeschlagen und es für ein Leichtes gehalten, den Leinpfad, oder besser das Rinnsal, vom rechten Ufer des Rheins an das linke Ufer zu verlegen. Dieß gibt dem Berichterstatter Veranlassung, da er mit den dortigen Oertlichkeiten ziemlich gut bekannt ist, seine Ansichten über das Binger Loch und den dortigen Rinnsal hier mitzutheilen.

Ich setze die Bestrebungen, welche im Laufe des Mittelalters gemacht wurden, um dem Binger Loche eine größere Tiefe zu geben, als bekannt voraus, und gehe sogleich zu denjenigen Arbeiten, welche die preußische Regierung im Lauf der Jahre 1830 bis 1832 mit ungeheuerm Kostenaufwande gemacht hatte. Ohnstreitig war diese Sprengung des Binger Loches, wo die ganze Breite des Rheines ohngefähr 1500 Fuß beträgt, oder vielmehr die Wegsprengung des dasselbe verengenden Lochsteines und einiger andern kleineren Steine eine große Aufgabe, welche glücklich gelöst worden ist, wenn gleich einige sehr erfahrne und ortskundige Cauber Steuerleute behaupten, daß von dem Lochsteine noch immer kleine Felszacken stehen geblieben seyen und diese bei dem Ueberfahren der Schiffe öfters verspürt würden. Die Berg-, besonders aber die Thalfahrt hat durch diese Sprengung gewiß viel gewonnen, indem früher sehr breite und große Schiffe, wozu auch die Dampfschiffe zu zählen sind, in der früheren engen Durchfahrt von etwa 24 Fuß Breite sehr leicht auf den Lochstein gerathen konnten und öfter gerathen sind; zwar blieben sie wegen der starken Strömung, welche hier in der Sekunde 10 bis 12 Fuß beträgt, nicht liegen, erhielten aber doch gewöhnlich bedeutende Beschädigungen, deren Herstellung neben dem Naßwerden und Verderben der Güter keinen geringen Schaden und Kostenaufwand für die Schiffer veranlaßte.

Daß aber gerade nicht alle Gefahr hierdurch gehoben sey, davon hat man sich längst überzeugt, da sowohl oberhalb als unterhalb des Binger Loches und zwar in dessen Nähe noch immer einige Felsköpfe vorhanden sind, die das sichere Durchfahren eines Schiffes für den Steuermann stets eine Kunst bleiben lassen. Darauf beruht denn auch die zeitraubende rheinschifffahrtsvertragsmäßige Einrichtung, daß vom sogenannten Langenorte oberhalb Asmanshausen an bis an den Mühlstein, gegenüber Bingen, in einer Strecke von einer kleinen halben Stunde sich keine Thal- und Bergschiffe begegnen sollen, indem hier der Berg- und Thalweg im Strome eine und dieselbe Bahn bildet. Deßhalb muß jedesmal, so oft ein Bergschiff diese Strecke befahren will, dieses durch einen Wahrschauer, welcher eine große Flagge führt, signalisirt werden, in welchen Fällen die zu Bingen befindlichen Thalschiffe so lange warten müssen, bis das Bergschiff die erwähnte Strecke zurückgelegt hat. Zwar ist es dem sehr gewandten und erfahrenen Thalsteuermann Jakob Brielmaier von Bingen gelungen, im Binger Loche mit dem Dampfschiffe an einem zu Berge kommenden Ruhrkohlenschiffe glücklich vorbeizufahren; indessen ist das Gelingen dieser Fahrt neben der genauen Ortskenntniß des Steuermanns eigentlich der schnellen und kurzen Wendungsfähigkeit und Beweglichkeit des Dampfschiffes beizumessen; denn mit einem großen Segelschiffe würde eine solche Fahrt schwerlich gelungen, von dem Steuermann wohl auch nicht gewagt worden seyn.

In der Aufschrift des am linken Rheinufer von der preußischen Regierung errichteten Denkmals heißt es, die Durchfahrt sey nach dreijähriger Arbeit auf 210 Fuß, das Zehnfache der früheren, verbreitet; indessen hat man nach vielem Hin- und Hermessen die jetzige Fahrbahn im Binger Loch nicht breiter als ohngefähr 94 Fuß nassauischen oder 86 Fuß 10 Zoll preußischen Maßes finden können. Wollte man auch die am rechten Ufer gelegenen niedrigen Felsen, die Bänke, an welchen jedoch gar nichts gesprengt worden ist, mit ohngefähr 48 Fuß nassauischen oder 44 Fuß preußischen Maßes dazu rechnen, so würde man doch immer nur eine Breite von 130 Fuß 10 Zoll preußischen Maßes erhalten. Daraus folgt auch, daß man nicht zu berechnen vermag, wie die Durchfahrt auf das Zehnfache verbreitet worden seyn kann. Es ist zwar nicht zu entnehmen, welcher Zeitpunkt unter früher verstanden werden soll, da bekanntlich schon vor Jahrhunderten Sprengungen an derselben Stelle stattgefunden, indessen scheint es, daß das eigentliche vor der Sprengung vorhanden gewesene innere Binger Loch mit 21 Fuß als der zehnte Theil der jetzigen Durchfahrt angenommen worden ist.

Die preußische Regierung ist auf diesen Mißstand auch längst aufmerksam geworden, hatte nun Vermessungen angeordnet, und beabsichtigte neue Felsensprengungen vorzunehmen, die aber, wie man sagt, an dem zu bedeutenden Kostenvoranschlage gescheitert sind. Doch ward auf die vielfachen Beschwerden der Cauber und Binger Steuerleute in den Jahren 1843 bis 1845 unter der Mitleitung des Seuermanns A. Harrling von Bingen und abermals mit bedeutenden Kosten das ganze Rinnsal auf der sehr bedeutenden Strecke vom Farrenstein bis zum Concordiasteine von allem Steingerölle und Geschiebe ausgeräumt. Es hat sich dadurch diese Regierung auf's neue ein großes Verdienst erworben, so wie sie auch fast die einzige am Rheine ist, die für die Correktion des Rinnsals bedeutende Kosten nicht scheut.

Um jedoch die Gefährlichkeit des Binger Loches, oder eigentlich der Stromstrecke vom Binger Krahnen bis zum Rheinsteine, besser begreifen zu können, will ich eine genaue Beschreibung des Rinnsals hier folgen lassen. In der Regel müssen bei der Thalfahrt die Schiffe am Binger Krahnen so lange liegen bleiben, bis das Wetter keine Windstöße besorgen läßt, wobei Nord- und Ostwinde am meisten zu fürchten, und der dort streichende Passatwind, die Wisper, sehr zu berücksichtigen sind. Von hier suchen die Schiffe die Mitte des Stroms zu gewinnen und nähern sich, indem sie die dem Krahnen gegenüber liegenden Felsen am rechten Ufer liegen lassen, allmälig dem rechten Ufer bis auf 50 bis 60 Fuß. Der Strom hat auf dieser Strecke gehörige Tiefe, keinerlei Gefahr; aber der Steuermann muß hier den freien Spielraum benutzen, um die richtige Strömung zu gewinnen. Nun beginnt die Gefahr, das Schiff fährt zwischen dem rechten Ufer und dem Farrenstein, auf welchem kaum wenige Fuß Wasser liegen, und neben dem die Strömung 6 Fuß in der Sekunde hat, und kommt zwischen die wilde Brohe und dem Mühlstein. Die erstere Lai liegt nach der Mitte des Bettes, kommt selten über das Niveau des Wassers, während die letztere, welche das Gehirn des genialen Historikers N. Vogt enthält und mit einem liegenden eisernen Kreuz bezeichnet ist, zunächst am linken Ufer ansteht und nur bei sehr hohem Wasserstande überfluthet wird. Von hier geht das Rinnsal zwischen dem Ufer und den nach der Mitte des Stromes liegenden Brohbänken, läßt die gefährliche Fäh-

del, welche aus mehreren Quarzfelsen besteht, zunächst dem Ufer und den Scharfenstein auf der linken Schiffseite liegen und geht mit immer stärkerer Strömung unterhalb des Ehrenfels zwischen dem großen und kleinen Wegstein durch. Jetzt gelangt das Schiff mit immer stärkerer Strömung und Fall in das Binger Loch, wo es die Bänke am rechten Ufer und die angesprengten Felsen nach dem linken Ufer hin hat. Vor der Sprengung war das Loch durch die beiden Lochsteine in ein inneres und ein äußeres getheilt, wovon das innere nur zur Bergfahrt benutzt werden konnte. Unter dem Loche fährt das Schiff zwischen dem Ufer und dem aus zwei Felskuppen bestehenden Concordiasteine, entfernt sich allmälig vom rechten Ufer, läßt die untere Füddel rechts liegen, nähert sich bei immer noch sehr starker Strömung dem linken Ufer bis auf hundert Fuß und wahrt sich sehr vor dem unterhalb der Burg liegenden Rheinstein, der ein mächtiger Felsen ist und von welchem an die brausende Strömung ruhiger zu fließen anfängt, und der Rinnsal sich mehr dem rechten Ufer wieder zuwendet.

(Schluß folgt).

## Tabletten.

*** Bekanntlich werden die deutschen Forst- und Landwirthe ihre nächste Versammlung in den Septembertagen 1848 in Mainz abhalten. Aus dieser Stadt wird nun einem Leipziger Blatt mitgetheilt, daß neben andern Feierlichkeiten für diese Versammlung auch die Veranstaltung eines großen deutschen Sängerfestes von der Mainzer Liedertafel beabsichtigt werde. Diese Nachricht hat in Frankfurt nicht wenig überraschen müssen und man wird ihr daselbst für so lange keinen Glauben schenken, als sie uns nicht direct von Mainz aus bestätigt wird. Oder sollte die rheinische Nachbarstadt und ihre Liedertafel wirklich vergessen haben oder nicht wissen wollen, daß auf dem großen Feste in Würzburg von Tausenden von Sängern aus allen deutschen Gauen beschlossen worden ist, das nächste große deutsche Sängerfest im Sommer 1848 in Frankfurt abzuhalten? Sollte Mainz und seine Liedertafel nicht wissen, daß man das solenne deutsch-vlaemische Sängerfest im nächsten Jahre in der gewöhnlichen Weise nicht begehen wird, weil die Vlamingen das Frankfurter Fest zu besuchen gedenken? Der Liedertafel in Mainz geben wir zu bedenken, in welchem Verhältniß zu dem Wortlaut unsrer deutschen Lieder die Absicht steht, wenn eine nur 50 Minuten von Frankfurt entfernte Stadt ein hier seit Jahren projectirtes allgemeines Fest ignoriren und von sich aus ein solches veranstalten wollte? In einer Frist von wenigen Wochen zwei solcher Feste! daran wird man doch nicht denken, denn ganz abgesehen von der Deutschmichelei, eines oder das andere Fest müßte nothleiden. Aber wie gesagt, wir glauben vorläufig noch nicht an die Nachricht der Leipziger Allgem. Zeitung.

*** Es existirt eine bronzene Medaille auf Friedrich II. mit der Inschrift:

Nürnberg und Frankfurth will ich's denken,
Bayreuth und Ansbach will ich's schenken,
Bamberg und Würzburg will ich's weisen,
Daß ich bin der König in Preußen.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Die Freskomalerei im Dom zu Speyer hat einen sehr erfreulichen Fortgang genommen. Die Aufgabe, welche sich Schraudolph für dieses Jahr gesetzt, war schon in der ersten Hälfte des Oktobers zur Vollendung gediehen und so ist es gelungen, in dem Zeitraume von zwei Jahren sämmtliche Gemälde des weiten Stiftschores zu vollenden. An den beiden Seitenwänden treten uns die vier letzten Darstellungen (die übrigen werden das Langhaus zieren) aus dem Leben der Jungfrau entgegen, je umgeben von vier bedeutsamen Heiligengestalten. Von den Feldern der Nische zwischen den hohen Bogenfenstern schauen aus dem geschmackvoll im Styl gehaltenen reichen Ornament die vier großen abendländischen Väter der Kirche in imponirender Haltung herab. Auf dem Goldgrunde des Gewölbes droben aber thront im Himmel die verklärte Gottesmutter, an der Seite des Sohnes, der ihr die Krone reicht, umgeben von huldigenden Engeln, vom Geist überschwebt. Unter ihr, auf das Sims des Halbrundes tretend, reihen sich die Zwölfboten, und rückwärts im Gewölbebogen schaaren sich um den Vater die dreimal drei Chöre der Engel, an welche sich die vier größten Ordensstifter anschließen. Auch die Fresken des Kuppelgewölbes, die Vorbilder des Opfers darstellend, das mystische Lamm der Offenbarung in der Mitte, sind in ihren kolossalen Figuren bereits vollendet. Hier und im Stiftschor rückt das reiche Ornament unter der Leitung Schwarzmann's rasch nach. Schraudolph, der kaum den Pinsel aus der Hand gelegt, mit welcher er „das Begräbniß Mariä", aus dem grauen Freskogrunde hervorgezaubert hat, ist bereits wieder mit den Kompositionen beschäftigt, welche er mit seinen Schülern im Laufe der nächsten Jahre in dem nördlichen und südlichen Seitenchor zur Ausführung zu bringen gedenkt. Es sind dieß die großen historischen Bilder aus dem Leben des ersten Blutzeugen, Stephanus, und des heiligen Papstes gleichen Namens, sowie aus jenem des „honigträufenden" Bernhardus, des heiligen Abtes, der in einer besondern historischen Beziehung zu unserm Dome steht.

Der Zustand Lenau's wird von einem ihn in den letzten Tagen Besuchenden als ein immer traurigerer geschildert. Tage lang liegt er ohne Regung auf dem Kanapee und murmelt unartikulirte Laute vor sich hin. Er kennt die besuchenden Freunde nicht mehr. Fast völlige Blödheit und stiere Apathie ist bereits eingetreten, und die Gehirnerweichung scheint rasche Fortschritte zu machen. Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 19. December. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.

Montag, den 20. December. Der Weiberfeind, Lustspiel in 1 Akt, von Ziegler. — Hierauf: (Zum ersten Male wiederholt) Der Weg durch's Fenster, Lustspiel in 1 Akt, aus dem Französischen, von W. Friedrich. — Zum Schluß: Die Landpartei nach Königstein, Lokalskizze in 5 Bildern und 1 Akt.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 351.** Dienstag, den 21. December **1847.**

## Mabel Earnley.

*Eine englische Familiengeschichte.*

(Fortsetzung.)

Die Lady ließ sich in ihrer Arbeit nicht stören; Mabel aber trieb es hinaus. Sie verließ, dunkler Ahnungen voll, das Zimmer, um dem Reiter entgegen zu eilen, bevor derselbe noch mit den Dienern etwas gesprochen. Es war Sir Moreland, einer der ältesten Freunde von Mabel's Vater, der sie stets mit einer besondern Aufmerksamkeit behandelt hatte. Rasch sprang er vom Pferde, und trat dem Mädchen mit sichtbarer Bestürzung entgegen.

„Ich habe schlimme Nachrichten für Sie, theure Miß Earnley. Sie müssen anordnen, daß ein ruhiges Zimmer sofort für Ihren Bruder in Bereitschaft gesetzt werde, denn das Pferd hat ihn abgeworfen und er ist schwer verletzt. Es darf keine Zeit verloren werden, Lady Earnley auf diesen Schlag vorzubereiten; denn schon tragen sie seine Leiche die Anhöhe herab."

„Seine Leiche!" wiederholte Mabel wie erstarrt.

„So hätte ich mich nicht ausdrücken sollen," nahm Sir Moreland das Wort. „Er ist besinnungslos, aber er lebt noch, und es ist sogar Hoffnung für ihn vorhanden."

Lady Earnley's Schmerz war fürchterlicher, als Mabel geahnt hatte. Die heftigsten hysterischen Anfälle wiederholten sich ohne Unterbrechung, und als sie ihrer Sinne zum Theil wieder mächtig war, verlangte sie so entschieden, mit ihrer Dienerin allein zu seyn, daß ihrem Befehle gehorcht werden mußte. Einen Augenblick hatte Mabel ein Bedenken; dann aber stahl sie sich leise nach dem Zimmer, in welchem ihr Bruder auf dem Tode lag. Es war ein furchtbarer Anblick für das tieffühlende Mädchen. Der Arzt hatte den Knaben untersucht und erklärt, derselbe sey innerlich so schwer verletzt, daß er nach einigen Stunden seinen Geist aufgeben werde. Da lag das arme Kind, am Kopf verwundet und das schöne Gesicht mit Blut besudelt, bewegungs- und bewußtlos. Zur Seite des Bettes saß der Vater, bleich und erstarrt; man sah, wie er mit angstvollem Blick die Athemzüge des geliebten Sohnes zählte, und wie er glaubte, durch seine Herzenspein die sich vom Zeitlichen lösende Seele an die Erde fesseln zu können. Mabel fühlte sich von Schrecken gefaßt, als sie die furchtbare Veränderung in den Gesichtszügen Sir William's gewahrte; ihr Herz blutete, doch aber wagte sie nicht, ein tröstendes Wort zu ihm zu sprechen. Der Arzt winkte ihr mit der Hand, näher zu treten, flüsterte ihr einige Worte in's Ohr, und überließ ihr dann seinen Platz neben dem sterbenden Kinde. Sie schloß des Knaben Hand in die ihrige, netzte von Zeit zu Zeit seine Stirn und seine Lippen mit kühlendem Wasser; der unglückliche Knabe schien nichts mehr zu empfinden. Eine Stunde nach der andern schlich dahin, ohne daß eine Aenderung bei dem Kranken eintrat, und immer noch saß Sir William da, seinen starren, geisterhaften Blick auf seinen Liebling gerichtet, und immer noch setzte Mabel ihre zärtlichen Dienstleistungen fort. Der kurze Wintertag nahte seinem Ende und der Abendwind braus'te in den laublosen Bäumen; die schweren Vorhänge an den Fenstern waren zugezogen, um jeden kalten Luftzug abzuhalten, und ein mächtiges Feuer brannte in dem Kamin. Im ganzen Hause herrschte Todtenstille, und nur von Zeit zu Zeit vernahm man einen durchdringenden Schrei, in welchem Mabel die Stimme der unglücklichen Mutter erkannte. Sir William fuhr zusammen, so oft jener Angstschrei durch die stillen Räume drang, aber laut- und regungslos blieb er an dem Sterbebette sitzen. Der Arzt war um Lady Earnley beschäftigt, und nur von Zeit zu Zeit schlich er herbei, um zu sehen, ob der Knabe noch lebe.

Es war gegen Mitternacht, als Mabel wiederum die Stirn ihres Bruders genetzt hatte, sich dann über ihn hinbeugte und einen leisen Kuß auf seine Wangen hauchte. Zu ihrer Ueberraschung schlug er die Augen auf und lächelte.

„Du bist sehr gütig Mabel," lispelte er; „aber es ist jetzt alles gut; der Schmerz ist vorüber."

Der Arzt hatte ihr vorher gesagt, daß das Gefühl der Besserung das Symptom der herannahenden Auflösung seyn werde, und jetzt, wie er neben ihr stand, deutete er ihr durch ein Zeichen an, daß alles Leid bald sein Ende im Tod werde gefunden haben. Mabel fühlte, daß diese Seele, diese junge, verzärtelte und unwissende Seele, bald vor ihren Schöpfer treten würde, und dieser Gedanke drückte sie fast zu Boden. Sie beugte sich wieder über das Bett hin.

„Karl, bester Karl!" flüsterte sie, „soll ich für dich beten?" — und als sie keine Antwort erhielt, kniete sie nieder und sprach so einfache Gebetesworte, daß er sie verstehen konnte, und drückte in denselben die Inbrunst und Ergebenheit ihrer eigenen gläubigen Seele aus. Als sie zu Ende war, schlug er noch einmal die Augen auf und blickte sie ernst an.

„Wenn ich wirklich sterben muß, Mabel," sagte er, „warum kommt Mama nicht zu mir?"

Mabel sagte dem Bruder, die Mutter sey sehr krank; er aber bestand dringend darauf, sie zu sehen; Mabel und der Arzt verließen das Zimmer, um die Lady zu bereden, den sterbenden Sohn noch einmal zu sehen. Sie kam auch wirklich; aber bei dem ersten Blick auf das bleiche, blutige Antlitz ihres Kindes sank sie unter heftigen Krämpfen zu Boden und mußte nach ihrem Gemache zurückgebracht werden.

„Wo ist der Vater?“ fragte Karl. Mabel nahm sich ein Herz, und legte des Knaben Hand in die des Vaters. „Jetzt deine Hand,“ sagte er, als Mabel an der andern Seite des Bettes Platz genommen.

„Soll ich wieder beten, Karl?“ fragte sie.

Lächelnd bejahte er ihre Frage, und wiederum empfahl sie in den inbrünstigsten Gebeten seine Seele dem Allmächtigen. Während sie voll Andacht sprach, ließ er ihre Hand los, eine plötzliche Veränderung in seinen Zügen trat ein, und eine Seele hatte sich ihrer sterblichen Hülle entrungen. Der Vater erhob sich, küßte zärtlich die Lippen des dahingeschiedenen Kindes, schwankte nach seinem Arbeitszimmer und verschloß die Thüre, um mit seinem tiefen Schmerze allein zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Ein Stück aus Göthe's Leben.

### Ausflug nach Waldeck im Spätjahr 1775.

(Schluß.)

Dieser Ausflug Göthe's nach Waldeck scheint angekündigt zu seyn in einem Briefe an Lavater, datirt: Freitag den 21. Dec. 1775, worin es gegen den Schluß heißt: „Morgen geh ich über Jena nach Waldeck, wilde Gegenden und einfache Menschen aufzusuchen.“ Da sich nun aber dieses Datum mit dem des Briefes im Morgenblatte (dem 14. Dec.) nicht verträgt, so hätte man, die Richtigkeit des letztern angenommen, nur die Wahl, das Datum des Briefs an Lavater für falsch zu erklären, oder eine zweimalige Excursion nach Waldeck zu unterstellen. Man kommt leicht auf den Gedanken, in dem Briefe an Lavater „Freitag den 12. Dec.“ zu lesen, woran sich denn das Datum des Briefes aus Waldeck ziemlich gut anschließen würde. Allein im Jahr 1775 fiel nicht der 12. Dec., sondern in der That der 21. Dec. auf einen Freitag, was stark für die Richtigkeit des letztern Datums spricht. Die Annahme eines zweimaligen Ausfluges nach Waldeck so bald nacheinander, in solcher Jahreszeit, hat schon an und für sich etwas Unwahrscheinliches. Dazu kommt, daß die im Briefe angedeuteten Wochentage nicht zum Datum passen. Göthe schreibt an den Herzog gleich Abends bei der Ankunft in Waldeck; die Gesellschaft hat nur einen Tag zur Reise gebraucht; Göthe ist erst seit zwölf Stunden vom Herzog entfernt; auch stimmt dazu die Entfernung des Ortes von Weimar. Demnach muß die Excursion auf einen Samstag stattgefunden haben; denn die am andern Morgen geschriebene Fortsetzung des Briefes ist Sonntags früh überschrieben. Nun fiel aber im Jahr 1775 der 14. Dec. auf einen Freitag. Wir werden also darauf hingewiesen, daß dieses Datum falsch sein müsse, und zwar, daß dafür der 22. Dec. zu lesen sei, der auf einen Samstag fiel und im Briefe an Lavater als der Reisetag angekündigt ist.

Die Vermuthung wird fast zur Gewißheit erhoben durch ein Tagebuchfragment Göthe's aus einem für den Herzog geschriebenen Diarium, welches Dorow aus der schätzbaren Sammlung des Herrn von Gerstenbergk in Weimar bekannt gemacht hat *). Bisher fehlte es uns an festen Anhaltspunkten, um die Entstehungszeit dieses Blattes genau zu ermitteln. Nun aber ergibt sich durch die Vergleichung desselben mit dem obigen Briefe aus Waldeck, daß es höchst wahrscheinlich derselben Zeit angehört. Es spricht von derselben Gesellschaft, derselben Oertlichkeit, derselben Jahreszeit, wie der Brief aus Waldeck, und die Ueberschrift des zweiten Abschnitts: „Den ersten Feiertag früh acht“ weis't nicht undeutlich auf Weihnachten hin. Nur Eines ist auffallend, daß nämlich im ersten Abschnitt, „Sonntag früh eilf“ überschrieben, welcher mit der zweiten Hälfte jenes Briefes an demselben Tage entstanden sein müßte, von einer lieben „lieben Morgensonne“ und vom Schlittschuhlaufen die Rede ist, während der Brief vom Thauwetter spricht. Indeß wurde der Brief „früh bei Tagesanbruch“ fortgesetzt und eine beginnende Aufheiterung des Himmels ist auch in ihm durch den „herrlichen Morgenstern, der doch am Himmel leuchtet,“ angedeutet. So unterliegt es kaum noch einem Zweifel, daß wir das Tagebuchfragment als eine Fortsetzung des Briefes und als der Weihnachtzeit 1775 angehörig zu betrachten haben. Es lautet:

„Sonntags früh eilfe. Unser Bote ist noch nicht da, der Schrittschuhe mitbringt; ihm sind tausend Flüche entgegengeschickt worden, wir sind in der Gegend herumgekrochen und geschlichen. Gleich hinter dem Hausgarten führt ein wilder Pfad nach einem Felsen, worauf ein altes Schloß der Grafen von Gleichen stand, mitten im Fichtenthal. Bertuch hat mit seinem Mägdlein Rasen- und Moosbänke und Hüttchen und Plätzchen angelegt, die sehr romantisch sind; die Felsen hinab sind wilde Blicke, und ein offener, freundlicher über die Felsentiefen nach Bürgel hin. Die Morgensonne war lieb. Ich stieg mit Bertuch seitwärts einen Felsenstieg herab! — Der Bote ist da und aufs Eis! Segen zum Morgen und Mahlzeit, lieber gnädiger Herr! — — Die Schrittschuhe sind vergessen! Ich habe gestampft und geflucht und eine Viertelstunde am Fenster gestanden und gemault; uns laben sie mit der Hoffnung, es käm' noch ein Bote nach. Muß also ohne geschritten zu Tische. — Abends vier. Sind gekommen, habe gefahren, und mir ist's wohl.“

„Den ersten Feiertag früh acht. Hab ziemlich lang geschlafen; die Sonne steht schon am Himmel. Der Abend gestern ward mit Würfeln und Karten vervagabundirt. Abends sechs. So auch der ganze heutige Tag. Nach Bürgel geritten. Das Amtshaus ist schön. Wäre wohl einmal ein Sommerritt für Ew. Durchlaucht. Und das Revier Waldend ist recht schön. Die Waldungen in gutem Stande, daß es wohl eine Freude ist. Der Hofrath Hochhausen hat ein Portrait vom Herzog Ernst August. Es hat was Starres, Scheues, bezeichnet einen Mann, der eigentlich nicht nachdenkt, mehr durch die ersten gegenwärtigen Eindrücke sich bestimmen läßt, trocken, schroff, aber gut, und ohne einen einnehmenden Zug von Güte, bei übrigens trefflichen Anlagen Tyrann. — Auch hing da der letzte Herzog von Weißenfels. Einsiedel mußte mir seinen Charakter machen, traf's: Gradheit, Güte, vorschwebende Schwäche, Unthätigkeit und Alles, was daran hängt *). Darauf nach Hause. Die Odyssee war endlich aufgetrieben. Nach Tische rammelten sich Rugantino und Basko, nachdem wir vorher unsere Imagination spazieren geritten, wie's seyn möchte, wenn wir Spitzbuben und Vagabunden wären, und, um das natürlich vorzustellen, die Kleider gewechselt hatten. Krause war auch gekommen und sah in Bertuch's weißem Tressenrock und einer alten Perücke des Wildmeisters wie ein verdorbener Landschreiber, Einsiedel in meinem Frack mit blauem Krägelchen wie ein verspielt Bübchen, und ich in

---

*) In der Schrift: Krieg, Literatur und Theater Leipzig. 1845.

*) Wir sehen hier Göthe recht tief in seinen physiognomischen Träumereien befangen. Er gerirt sich ganz als Lehrer und Meister, läßt Andere physiognomische Versuche machen und traut sich über Gelingen und Mißlingen ein entschiednes Urtheil zu.

Kalb's blauem Rock mit gelben Knöpfen, rothem Kragen und vertrotteltem Kreuz und Schnurrbart wie ein Capitalspitzbube aus."

Auf diese Tageblätter fällt nun wieder ein helles Licht durch eine Stelle in Wahrheit und Dichtung. *) Wir erfahren daraus, daß der ebengenannte Krause, oder wie er in Göthe's Selbstbiographie heißt, Johann Melchior Kraus, ein Landsmann des Dichters, Maler und Director des freien Zeicheninstituts zu Weimar, Göthe'n schon früher in Frankfurt auf die Gegend von Bürgel aufmerksam gemacht hatte. Ferner ergibt sich, was für Magnete, außer der romantischen Gegend, die lustigen Gesellen, und besonders Bertuch und Kraus, in jene winterlichen Felsschluchten lockten. „Unter Kraus Zeichnungen", erzählt Goethe, „fanden sich mehrere bezüglich auf die Wild- und Berggegend um Bürgel. Ein wackerer Forstmann („der Wildmeister", bei dem wir uns die „tolle Compagnie von Volk" als Gäste zu denken haben) hatte daselbst, vielleicht mehr seinen anmuthigen Töchtern als sich selbst, zu Liebe rauh gestaltete Felspartien, Gebüsch und Waldstrecken, durch Brücken, Geländer und sanfte Pfade gesellig wandelbar gemacht (nach dem Tagebuchblatt hatte Bertuch mit seinem Mägdlein dazu beigetragen); man sah die Frauenzimmer in weißen Kleidern auf anmuthigen Wegen, nicht ohne Begleitung. An dem einen jungen Manne sollte man Bertuch erkennen, dessen ernste Absichten auf die älteste (das „Mägdlein") nicht geleugnet wurden, und Kraus nahm nicht übel, wenn man einen zweiten jungen Mann auf ihn und seine aufkeimende Neigung für die Schwester zu beziehen wagte."

Endlich gewinnt nun auch durch jenen Brief Göthe's aus Waldeck vom 22. Dec. das schon 1841 von Riemer **) mitgetheilte Fragment eines Briefes vom Herzog an Göthe sein volles Verständniß. Es ist offenbar die Antwort auf jenen Brief aus Waldeck (nicht auf jenen aus Jena geschriebenen wie Riemer meint) und lautet: „Lieber Göthe, ich habe deinen Brief erhalten, er freut mich unendlich. Wie sehr wünschte ich mit freierer Brust und Herzen die liebe Sonne in den Jenaischen Felsen auf- und untergehen zu sehen, und zwar mit dir. Ich sehe sie hier alle Tage (der Herzog war mittlerweile nach Gotha gereist), aber das Schloß ist so hoch und in einer so unangenehmen Ebene, von so vielen dienstbaren Geistern erfüllt, welche ihr leichtes, lustiges Wesen in Sammt und Seide gehüllt haben! daß mir's ganz schwindelig und übel ward. — Ich komme erst Freitag (den 28. December) wieder. Mache doch, daß du hierher kommst. Die Leute sind gar zu neugierig auf dich."

Somit wäre uns denn nun in ein halbes Dutzend Tage aus Göthe's frühestem Aufenthalt zu Weimar ein so heller Blick geöffnet, wie in wenig andere Epochen seines Lebens.

---

## Das Binger Loch.

### Mitgetheilt von Dr. K.

(Schluß.)

Schon vor mehreren Jahren hat derselbe Thalsteuermann Joh. Brielmaier einen andern Rinnsal gefunden, der jedoch nur mit Dampfschiffen bei höherem Wasserstande zu befahren ist und bei der Bergfahrt und nur im Fall der Noth zur Thalfahrt benutzt wird. Dieser Bergweg geht längst dem linken Rheinufer an dem Rheinstein vorüber, nähert sich bei dem sogenannten Franzosenhause dem Ufer, umgeht in einem großen Bogen die oberhalb dieses Hauses gelegene Sandbank, und hält sich immer so nahe wie möglich an dieser. Das Felsenriff des Binger Loches geht von einem Ufer quer durch den Rhein zum andern in gerader Linie von der ersten Lai, preußischer Seite, zu den Bänken nassauischer Seite. Jahrtausende aber haben dieses Riff durchbrochen und im ersten Drittheil seiner Länge, vom linken Ufer an gemessen, wie im Binger Loch, eine weite Oeffnung geschaffen. Durch diese führte Brielmaier das Dampfschiff, fuhr in grader Richtung nach der untern Spitze der Sandbank, welche sich hinter dem Felsen des Mäusthurms angelegt hat, und nun auf der äußern Seite der Insel bis zur Spitze. Hier ist der stärkste Strom, doch immer noch geringer als im Loche; er hat 8 Fuß in der Secunde, während die übrige Strömung dieser Bahn selten mehr als 6 Fuß in der Secunde mißt. Hier wich der Steuermann der Brandung an der Felsenspitze aus, näherte sich der hohen Brohe, einer Lai, die in gleicher Richtung mit dem Schatsenstein liegt und stets über dem Wasser sichtbar ist. Er ließ diesen Felsen links liegen und steuerte in grader Richtung nach der Mitte des Stromes, wodurch er der Grippe der Nahe und den Mühlen ausweicht und zugleich wieder das alte Fahrwasser erreicht.

Hierauf gestützt, baute man nun die Möglichkeit, die Bergfahrt der Segelschiffe vom rechten Ufer nach dem linken mit Umgehung des Binger Loches verlegen zu können. Der Plan wäre dann folgender: Die Segelschiffe umgehen, wie jetzt noch, die Sandbank ober dem Franzosenhause, durchschiffen das Riff an derselben Stelle, wo die Dampfschiffe durchgehen, steuern zur untern Spitze der Insel des Mäusthurms, lassen dieselbe links liegen, kommen in die Mündung der Nahe, umgehen die Grippe, fahren längst der Stadt zum Krahnen. Der Leinpfad ist auf dieser ganzen Strecke mit unbedeutenden Kosten anzulegen, denn es wird hier kaum ein unbedeutender Damm über das Grien hin nöthig seyn. Das Fahrwasser hat überall mehr als die nöthige Tiefe, die Strömung ist die Hälfte so stark, als auf dem rechten Ufer, aber — und hier liegt der Hase im Pfeffer — bei niederm Wasserstande liegen kaum zwei Fuß Wasser an dem Felsenriffe, durch welches Brielmaier den Weg gefunden. Hier müßte, wie im Loche, ein gehörig weiter Rinnsal gesprengt werden und es fragt sich somit, stehen die dadurch verursachten Kosten in finanziell-richtigem Verhältnisse zu den dafür zu erringenden Vortheilen?

Ich habe verschiedene Wasserbaumeister gesprochen, welche, wegen geringerer Strömung und geringerer Dichtigkeit des Gesteines die Kosten dieses neuen Rinnsals bei weitem nicht so hoch anschlagen, als die des Binger Loches, das trotz aller seiner Erweiterung durch die ober- und unterhalb liegenden Felsen immer gefährlich bleibt, während in diesem Rinnsal kein einziger Felsen im Wege liegt. Natürlich ist dieses Fahrwasser nur zur Bergfahrt zu benutzen, denn kein Thalsteuermann wird es vermögen, sein Schiff um die Grippe der Nahe zu bringen, wo das Wasser mit starker Strömung nach dem rechten Ufer treibt; selbst der leichten Beweglichkeit der Dampfschiffe wird es schwer gelingen. Wenn es auch immer nur möglich gemacht werden könnte, bei hohem und mittlerem Wasserstande dieses neue Fahrwasser zu passiren, so lohnte es der Mühe und des Geldes.

Der Bergschiffer muß dermalen am Franzosenhause zwei Sprengnachen haben, um die dortige Sandbank zu umfahren, eine Naue, um die Pferde über den Rhein zu bringen, die doppelte Anzahl von Pferden, um die Strömung des Loches

*) Göthe's Werke (Ausg. in 40 Bdn.) XXII. 397.

**) Mittheilungen über Göthe II, S. 19 f.

zu überwinden, einen Wahrschauer, zwei Sprengnachen, um die dem Binger Krahnen gegenüberliegenden Felsen zu umschiffen, und zu Rüdesheim wieder eine Naue, um wieder zum linken Ufer nach Bingen zu kommen. In dem neuen Rinnsal dagegen hätte der Bergschiffer nur nöthig, zwei Sprengnachen für die Sandbank am Franzosenhause, eine Naue für die Pferde über die Nahmündung zu setzen, welche bei kleinerem Wasser nicht nöthig seyn würde, und zwei Sprengnachen, um damit um die Grippe der Nahe zu kommen. Zugleich würde der unberechenbare Vortheil erzielt, daß sich nie im Binger Loche zwei Schiffe begegneten, denn Thal- und Bergfahrt haben dann verschiedenes Fahrwasser.

„Zeit ist Geld." Die Schiffer haben vom Rheinstein bis zum Binger Krahnen einen ganzen Tag unter müheseliger, lebensgefährlicher Arbeit zu fahren, es sind dieses **ein und eine halbe Stunde Weges**. Der neue Rinnsal läßt sich in drei Stunden durchschiffen und ist für Menschen und Pferde ohne Gefahr. Schon dieses allein könnte für den neuen Plan einnehmen, um so mehr, da hessischer Seite schon im Jahr 1844 durch den Kreisbaumeister Nasor der an den Mühlen liegende Farrenstein vermittelst eines galvanischen Trogapparates auf höchst sinnreiche Art gänzlich ausgesprengt wurde, und somit ein weiteres Hinderniß beseitigt worden ist. Freilich müßten dann die hier im Wege liegenden Mühlen entfernt und ihre Concession entschädigt werden.

---

## Tabletten.

*** Von sehr achtbarer Hand geht uns nachstehende, als durchaus wahr verbürgte Mittheilung zu, der wir aus diesem Grunde die gewünschte Veröffentlichung nicht versagen können: „Mainz, im December. Aufsehen macht seit kurzem eine Polemik mehrer jungen Leute gegen zwei Männer von ausgezeichnetem künstlerischen Rufe und bürgerlicher Tüchtigkeit. Veranlassung dazu gab, daß einen der letztern seine Pflicht als Beamter des Kunstvereins gezwungen hat, sich auf Rede und Antwort bezüglich der letzten Gemäldeausstellung einzulassen. Bemerkenswerth ist hierbei die Unbescheidenheit, mit der einige wenig bekannte Personen sich durch ihr Verfahren hervorzuthun bestreben, und mit welcher sie, **jeder Beruhigung unzugänglich**, es darauf abgesehen zu haben scheinen, jenen Männern ihre Stellung, ja vielleicht einem derselben den Aufenthalt in unsrer Stadt zu verleiden. Wir wollen hoffen, daß die Angegriffenen kaltblütig genug bleiben, um den von niederer Region ausgehenden Sturm vorüberziehen zu lassen, ohne in ihrem Streben irre zu werden, und müssen die übermüthige Kühnheit der Jugend zur Bescheidenheit und Achtung für diejenigen ermahnen, von denen sie zu lernen hat, und deren Verdienst sie ihre Anerkennung, selbst in ihrer Erbitterung, nicht versagen kann, deren Gesinnungen hinreichend, selbst gegen ihre jetzigen Feinde, sich herausgestellt haben, um über jede Verdächtigung erhaben zu seyn. Dieses ist, was wir in dem bedauerlichen Streite, erhoben von drei jungen Leuten gegen zwei verdienstvolle Männer, als eine unparteiische Stimme, im Interesse unsrer Stadt, zu sagen uns bewogen fühlen. Wir wollen nicht hoffen, daß man einen ausgezeichneten Künstler, der mit Recht unter denen unserer Gegend hochgestellt wird, weil er seit Kurzem erst zurückgekehrt, als einen Fremden und Unberechtigten betrachtet; indem er zwar lange in der Ferne weilte, jedoch so gut an den heimischen Boden seine Rechte hat, wie jeder andere. Eine Anschauungsweise solcher Art könnte in keinem Falle unserer Stadt zu besonderer Ehre gereichen."

*** Der fromme Pater **Abraham a Santa Clara** äußerte sich über schlechte Musiker also: „In Euren Orchestern, Ihr Leute, wird so arg geschwätzt, daß sie keine Ohr-Chester, sondern Maul-Chester sind; die Violinen sind Viehdolinen, das Clarinett ist weder klar noch nett, die Flöten sind in Nöthen, spielt Einer Klavier, so klagen wir. Genug, alle Musikante spielen ihre Schande, das Notenpult allein ist ohne Schuld und Euer Director ist ein Thier-Rector." Abraham a Santa Clara würde, wenn heut' sein Geist herniederstiege, noch so viel andre Dinge über die Musiker sagen können, daß wir um eine schöne Kapuzinerpredigt reicher werden könnten.

---

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Im Berliner Opernhaus wurde am 13. Dec. zu einer Erinnerungsfeier für F. Mendelssohns-Bartholdy Racine's: „**Athalia**" mit der von dem hingeschiedenen Componisten zu den Chören gelieferten Musik zur Aufführung gebracht. Die Spener'sche Zeitung berichtet darüber, wie folgt: Diese Musik, obwohl schon vor zwei Jahren von ihm geschrieben, war bisher in Berlin noch nicht öffentlich gehört worden, was vornehmlich an dem eigenthümlichen Verhältnisse des Berliner Publikums zu dem berühmten Racine'schen Stücke lag, das bei einer frühern Darstellung (vor sechs Jahren) hier eine sehr ungünstige Aufnahme erfahren und im eigentlichen Sinne des Worts ausgezischt worden war. Die Reclamationen, welche damals von Frankreich aus auf nationale Genugthuung an Preußen gerichtet wurden, ließen sich zwar nur in der französischen Feuilletonpresse vernehmen, man trug aber doch seitdem hier großes Bedenken, zu fernern Verwicklungen des Berliner Publikums mit dem großen Nationaldichter der Franzosen Gelegenheit zu geben. Das Racine'sche Drama blieb nichtsdestoweniger ein Lieblingsstück des preußischen Hofes, und nachdem es Mendelsohn im königlichen Auftrage mit einer neuen Musik (statt der früher hier gehörten altmodischen von Schultz) versehen, wurde es zuerst in Charlottenburg vor einem eingeladenen Zuhörerkreise der Hofgesellschaft und dann im Theater in Potsdam aufgeführt, den Berlinern aber, die ihr Anrecht darauf gewissermaßen verscherzt hatten, blieb es bis gestern entzogen. Die Verbindung der gestrigen Darstellung mit einer Trauerfeier für den Componisten schien den erneuerten Versuch mit diesem Stücke für Berlin weniger bedenklich zu machen. Die Aufführung ging auch in dem nicht sehr stark besetzten Hause mit Beifall vorüber, obwohl der für die Musik wie für die Darstellung ausgedrückte Antheil keineswegs ein glänzender zu nennen war. — Die Gedächtnißfeier begann mit einem Trauermarsch aus Mendelsohn's Musik zur Antigone, worauf ein poetisch werthvolles Gedicht von Geibel von Herrn Döring recitirt wurde.

Lortzing's neue komische Oper in drei Akten, „**zum großen Admiral**", ist in der abgelaufenen Woche auf der Leipziger Bühne zur Aufführung gekommen und mit vielem Beifall aufgenommen worden.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

## Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

**Nr. 352.** Mittwoch, den 22. December **1847.**

### Mabel Earnley.

*Eine englische Familiengeschichte.*

(Fortsetzung.)

Der Arzt, ein gefühlvoller Mann, ergriff Mabel's Hand, führte sie von dem Sterbebette weg und drang in das Mädchen, sich einige Ruhe zu gönnen, den Rath beifügend, sich von dem Zimmer der Lady Earnley fern zu halten, da zu befürchten stehe, daß sie wahnsinnig werde. Mabel dankte ihm.

„Aber ich habe noch eine heilige Pflicht zu erfüllen," sprach sie mit fester Stimme. „Mein Vater . . . ."

„Sie sind ein edles Mädchen, Miß Earnley. Gott segne Sie," sagte der Arzt mit Wärme; und Mabel, welche einiger Ermuthigung sehr bedurfte, ging nach dem Arbeitszimmer ihres Vaters. Ihr Herz pochte heftig, und es dauerte eine Weile, bis sie es endlich wagte, die Thüre zu öffnen, die ihr bisher verschlossen geblieben war. Sir William fuhr unwillig auf und polterte die Frage heraus, wer sich erkühne, ihn in seiner Einsamkeit zu stören. Mabel war darum schon halb entschlossen, sich schnell wieder zu entfernen, faßte sich jedoch ein Herz, trat ein und stand nun vor dem überraschten Mann.

„Vater, theurer Vater!" stammelte das Mädchen und das überströmende Gefühl erstickte fast ihre Worte. „Warum stößt du mich von dir? Warum willst du mich nicht in dieser Stunde der Trübsal mit dir weinen lassen? Seit Jahren hast du mich mit Gaben überhäuft, aber das viel köstlichere Kleinod deiner Liebe hast du mir verweigert; seit Jahren habe ich den Wunsch gehegt, zu deinen Füßen dich anflehen zu dürfen, du mögest mich so lieben, wie du den geliebt, der uns jetzt durch den Tod entrissen ist. Gott mag wissen, welcher neue Schmerz dir bereitet ist; aber, Vater, du bist nicht allein. Stoße ein Herz nicht von dir, das dich liebt; laß uns zusammen weinen!"

Mabel's Lippen wurden starr und bleich vor innerer Bewegung, als sie diese der Tiefe des Herzens entquellenden Worte aussprach; aber ehe sie noch geendet, drückte sie der Vater stürmisch an sein Herz und sie fühlte, wie seine heißen Thränen ihre Stirn benetzten.

„Mein Kind und mein guter Engel!" stammelte er endlich; „wie grausam habe ich dich beurtheilt. Ich hielt dich für hart, neidisch und gefühllos, dich, deren Gedanken so rein und heilig sind, wie das Licht des Himmels! Gott segne dich, Mabel, für das, was du in dieser Nacht gethan hast. Es ist ein furchtbarer Schlag, aber wir wollen ihn mit einander tragen; und ich bin, was sich jetzt auch ereignen mag, getröstet, da ich dich habe, mein einziges und mein theures Kind!"

Es lag etwas Beseligendes darin für Mabel, daß nun endlich die Schranken der Zurückhaltung für immer gefallen, und daß sie gleich einem unmündigen Kinde in den liebenden Armen ihres Vaters liegen, ihr Haupt an seinem Herzen ruhen lassen konnte. Und wie tief und köstlich war für ihn der Trost, den er gefunden. Mit unbeschreiblichen Gefühlen des Dankes segnete er die Stunde, die ihm schwere Bekümmerniß, aber auch erquickenden Trost und unerwarteten Ersatz bescheerte.

4.

Es war ein schöner Augusttag, ein Tag der festlich begangen werden sollte, denn Mabel hatte an diesem Tage ihr einundzwanzigstes Jahr erreicht. Sir William wollte am Vormittage seinen ärmeren Pächtern auf dem Rasenplatze vor dem Herrenhause ein Mahl geben, während die bemittelteren einige Stunden später auf seine Kosten in den besten Hotels von Longdale bewirthet werden sollten. Eine große Veränderung war in den Verhältnissen Mabels seit jenem Tage eingetreten, da sie an dem Lager ihres sterbenden Bruders geweint und gebetet. Ausschließlich auf sie war jetzt die Neigung des Vaters übergegangen. Lady Earnley, die in seinem Herzen immer nur eine untergeordnete Stelle eingenommen, hatte sich von dem Schlage, der sie durch den Hintritt ihres Sohnes getroffen, nicht wieder erholt, und war nach überwältigenden Körperleiden geisteskrank geworden. Der sogenannte italienische Flügel des Hauses war ausschließlich für die unglückliche Frau hergerichtet worden, und Mabel ließ es sich angelegen seyn, daß es in dem daran stoßenden Garten niemals an Blumen fehlte. Den ganzen Tag über saß die arme Geisteskranke am Stickrahmen und es war ein erschütternder Anblick, wenn sie von Zeit zu Zeit ihre Arbeit liegen ließ, und in der frohen Erwartung, Karl werde bald von der Jagd zurückkehren, mit großen Schritten das Zimmer maß. War in solchen Augenblicken gerade niemand bei ihr, so erzählte sie wenigstens den Wänden, wie fest, stolz und ritterlich der Knabe auf dem Pferd sitze.

Mabel war indeß immer mehr der Liebling und die Freude des Vaters geworden; auf des Mädchens Glück war Sir Williams Dichten und Trachten gerichtet, und jetzt eben schwelgte er, insgeheim einen Plan in sich heranreifen zu lassen, der Mabel'n das größte Erdenglück, das nur gewünscht werden konnte, sichern sollte. Es traf sich nämlich, daß der nächste Erbe von Longdale (denn der Landsitz Sir William's war, wie Tom Smith richtig bemerkt hatte, auf einen Verwandten des Hauses übertragen) ein junger, hochbegabter und schöner Mann war. Nun wollte Sir William die Freude seines Alters und das Glück seines Kindes auf die Verbindung dieses jun-

gen Vetters mit Mabel'n gründen; beide sollten ein Paar werden. Demgemäß hatte er den jungen Mann eingeladen, seinen Aufenthalt bei ihm zu nehmen, damit er ihm in allen Angelegenheiten, welche die Besitzung beträfen, rathend zur Seite stehen könne. Schon zu Anfang des Juni hatte sich der junge Erbe im Herrenhause eingefunden; jetzt war es Mitte August geworden, und der junge Vetter dachte noch nicht an's Wiederweggehen.

So war denn auch Mabel's Geburtstag wieder herangekommen. Die Sonne schien rosig und golden vom unbewölkten Himmel nieder, und die Erde stand in üppiger Sommerpracht; Mabel prangte heute an ihrem Fest selbst wie eine rechte Rose. Da drangen auf einmal Chorgesänge durch die hehre Morgenstille in das kleine Gemach und begrüßten das liebreizende Kind zum frohen Tag, und festliches Glockengeläute tönte vom Dorfe herüber. Unter den Fenstern standen die Sänger, seidene Fahnen flatterten in der Morgenluft, und auf dem Rasenplatze vor dem Hause war ein großes Zelt errichtet, dessen Stangen mit bunten Bändern und Blumenkränzen ausgeziert waren.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Friedrich von Raumer's „Vereinigte Staaten von Nordamerika".

Kritisch beleuchtet von einem Deutschamerikaner *).

---

Im zwölften Abschnitte seines Werkes handelt Friedrich von Raumer „über die Menschenraçen und die Sklaverei". Was er in diesem Betreffe sagt, kann den Europäern, welche über diesen Gegenstand meistens so schief urtheilen, nicht genug zur Beachtung empfohlen werden. Eine Sache, in welcher selbst der weise, gerechte und menschenfreundliche Jefferson, nachdem er ihrer Erwägung ein ganzes Menschenleben gewidmet hatte, am Ende keinen andern Rath wußte, als die Lösung den künftigen Geschlechtern zu überlassen, sollte von den Europäern nicht so vorschnell abgeurtheilt werden. — Einer Berichtigung bedarf die Bemerkung: „weder reiche noch arme Weiße wandern aus nach einem Sklavenstaate". Diesem widerspricht die Schnelligkeit, mit welcher Missouri, Texas ꝛc. bevölkert wurden. — Doch hier ist der Ort, wo einige eigne Bemerkungen und mein Urtheil über die Sache anzuknüpfen wären. Wenn Duden's Bemerkungen über denselben Gegenstand mitunter harte Urtheile über ihn veranlaßten, so mag ein Theil davon in der Unkenntniß und dem Mißverstehen der Leser liegen, ein Theil aber liegt jedenfalls in der mehr sophistischen als überzeugenden Weise, in welcher er die Sache behandelt. Ich werde mehrfach auf seine Bemerkungen Bezug nehmen.

Alle Fehler in der Beurtheilung der Sklavenfrage scheinen daraus zu entspringen, daß man die verschiedenen Gesichtspunkte verwechselt und vermischt. Solcher Punkte sind zwei: der sittliche und der politische, — von beiden aus muß die Frage erörtert werden. — Folgende Sätze müssen zunächst für unumstößlich gelten: 1) Der Mensch als ein mit Vernunft und Gottähnlichkeit begabtes Wesen ist Selbstzweck. Während also alle andern Geschöpfe der Erde als Mittel zu Zwecken verwandt werden dürfen, ist in dem Menschen eine Persönlichkeit, eine höhere Würde zu achten, welche in keinem Falle gestattet, ihn als bloßes Mittel zu gebrauchen. Als solch ein bloßes Mittel aber, um die Existenz, oder Behaglichkeit, oder Bereicherung der Weißfarbigen zu sichern, als bloßes Lastthier erscheint der Negersklave im allgemeinen wirklich. 2) Es tritt derjenige, welcher die volle Ausübung aller Menschenrechte für sich in Anspruch nimmt, mit sich selbst in Widerspruch, wenn er dieselben Menschenrechte einer Klasse von Menschen abspricht, von welcher nicht dargethan ist, daß sie der Ausübung dieser Rechte durch ihr Naturell unfähig sey, — was von der farbigen Bevölkerung, die hier im Verhältniß der Sklaverei erhalten wird, in keiner Art bewiesen werden kann. — Somit wäre, die Sache vom sittlichen Standpunkte aus beurtheilt, die Sklaverei hier wie überall ein sittliches Gebrechen, welches nur beklagt und durch nichts gerechtfertigt werden kann. Gegen die Wahrheit dieses Satzes wird nichts bewiesen durch Duden's Berufung auf ein ähnliches Abhängigkeitsverhältniß der Leibeignen in Europa, denn sie ist ein gleiches Uebel; noch der Unterthanen von despotischen Fürsten, sie ist nicht minder ein Uebel; noch endlich der Kinder von den Eltern; auch sie ist ein Uebel wenn sie sich nicht auf die nothwendige Bevormundung beschränkt, und wenn sie sich über die Altersstufe hinaus erstreckt, da von den ersteren angenommen werden muß, daß sie fähig geworden sind, sich selbst zu bestimmen; überdieß kommen hierbei noch rechtliche Beziehungen in Betracht; der Armen von den Reichen; in einem wohlgeordneten Gesellschaftszustande soll Keiner ohne seine Schuld so dürftig werden, daß er der bloßen Willkür Anderer anheim fällt; außerdem fordert das Sittengesetz, daß Jemand lieber arm sey, als seine Freiheit an den Reicheren hingebe. Es beweist auch nichts die Berufung auf die bei den Alten gewöhnliche Sklaverei, die, selbst wo sie einen milderen Charakter trug, unleugbar ein moralisches Uebel war. Es beweist endlich nichts die Berufung auf die Unfreiwilligkeit, welcher im Kriege Tausende sich zu unterziehen haben; denn welche Moral würde nicht auch den Krieg als sittliches Uebel verdammen, obgleich der den Krieg Führende in einzelnen Fällen durch die Unmöglichkeit, in anderer Weise sein Recht zu erlangen, entschuldigt seyn mag! —

Duden fragt, warum man bei Aburtheilung über die Sklaverei nicht auch das Wohl der Sklaven selbst in Betracht ziehe, — und es scheint ihm nicht zum Wesen der Sklaverei gehörig, sondern nur ein Mißbrauch derselben, wenn dieß Verhältniß als bloß für den Vortheil der Herren begründet angesehen wird. Ich kann es leider nur so ansehen, nach dem Zwecke ihrer Stiftung und nach der Art, wie man sie forterhält. Nur in seltenen Ausnahmen wird ein Sklavenbesitzer für das Wohl seiner Sklaven in einem andern Sinne Sorge tragen, als um sie für seinen Dienst desto nutzbarer zu machen, vielleicht auch in dem Sinne, wie man ein Pferd oder wie man Hunde, die zu den Liebhabereistücken des Herrn gehören, pflegen und sich Geld und Mühe kosten läßt. Jede Art von Unterricht ist für die Sklaven, in manchen Staaten sogar bei strenger Ahndung, verboten und findet überhaupt nur als seltne Ausnahme statt, während doch alle Vergehungen des Sklaven, dessen sittliches Gefühl man nie angeregt, dem man über Recht und Unrecht nie Unterweisung gegeben hat, entweder gleich denen eines Freien, oder gar noch härter bestraft werden. Auch mit dem leiblichen Wohlbefinden der Sklaven verhält es sich nicht ganz so, wie man nach Duden glauben möchte. Ich kenne die Lage des Gesindes und der Taglöhner in Europa und halte sie wahrlich nicht für beneidenswerth. Mancher hiesige Sklave mag sich allerdings viel besser befinden, nicht bloß deßwegen, weil er vielleicht

---

*) Schluß der Mittheilungen unter derselben Aufschrift in den Nummern 288—291 und 325—327 des Konversationsblattes.

mehr Speck zu essen und unter Umständen weniger harte Arbeit zu verrichten hat als jene, — sondern weil Farbe und Abstammung ihn als zu einer Raçe gehörig bezeichnen, die man ihn als eine untergeordnete zu betrachten gewöhnt hat, und besonders weil er frei ist von der täglichen Sorge für die Existenz einer Familie, wovon jene neben allen persönlichen Mühen und Entbehrungen oft schwer genug gedrückt sind. Die Behandlung der Sklaven ist verschieden; in unordentlichen Haushaltungen und von geizigen Herren werden ihnen kaum zureichendes Brot und ein Paar elende Lumpen zur Bedeckung gereicht, — auch sind körperliche Mißhandlungen nicht selten. Alles geht noch da am besten, wo sie unter consequent ernster Behandlung zu voller Thätigkeit angewiesen, in strenger Unterwerfung gehalten, dabei aber ihre leiblichen Bedürfnisse auf liberale Weise befriedigt werden. — In Städten hält man sie schon des Anstandes wegen auch im Aeußeren besser, und die Lage der schwarzen Aufwärter, Kammermädchen u. dgl. ist oft eine sehr behagliche.

(Fortsetzung folgt.)

## Der geheime Proceß gegen Conrad Bodenstedt.

Mitgetheilt von einem deutschen Rechtsanwalt.

Mit Fug und Recht haben in diesen Tagen die deutschen Blätter jenen denkwürdigen geheimen Untersuchungsproceß an das Licht der Oeffentlichkeit gezogen, in dessen Verlauf dem Angeschuldigten, Conrad Bodenstedt aus Hohenhameln im Hildesheimischen, das Geständniß der Brandstiftung abgenöthigt und er in Folge dieses falschen Geständnisses zum Tod, auf dem Wege der Gnade aber zu lebenswieriger Freiheitsstrafe verurtheilt worden ist. Ueberall spricht sich die Erwartung aus, daß die Stände, welche demnächst in Hannover zusammentreten sollen, diesem Ereigniß, welches abermals ein vollgültiges Zeugniß gegen das bisher übliche geheime Untersuchungsverfahren ablegt, ihre Aufmerksamkeit zuwenden werden. Wenn indessen von einzelnen Blättern, welche dieses merkwürdigen Criminalprocesses ebenfalls gedacht haben, der Wunsch geäußert worden, daß man die Mittheilung der Besonderheiten des Untersuchungsganges mit großer Spannung erwarte, so ist zu erwidern, daß derselbe eine ausführliche Darlegung für das Publikum bereits gefunden hat. Wir verdanken dieselbe einem Mann, der durch seine Schriften und seine parlamentarische Wirksamkeit (er ist Mitglied der Ständeversammlung des Königreichs Hannover auf mehreren Landtagen gewesen) als entschiedener Freund der Reform auf dem Gebiete des Rechts und des Gerichtsverfahrens bekannt ist, wir meinen den Kanzleiprocurator Dr. Freudentheil in Stade, welcher zuletzt Anwalt des Bodenstedt war. Wir finden in einem der neuesten Hefte der verdienstvollen Zeitschrift: Annalen der deutschen und ausländischen Criminalrechtspflege, herausgegeben von dem Advocaten Schletter in Leipzig, einen Beitrag dieses ausgezeichneten Rechtsgelehrten: „Conrad Bodenstedt, auf rechtlich ungültige Geständnisse unschuldig zum Tode verurtheilt. Praktischer Beitrag zur Lehre von der Wiederaufnahme der Untersuchung und zur Würdigung des Werthes des geheimen Inquisitionsverfahrens". Freudentheil, der wie sich von selbst versteht, die voluminösen Acten gründlich studirt hatte, theilt seine für Bodenstedt verfaßte und eingereichte „Deductionsschrift" mit, und spricht sich zur Einleitung unter andern dahin aus: „Der in der nachfolgenden Deductionsschrift mitgetheilte Rechtsfall bietet ein nicht gewöhnliches Interesse sowohl in psychologischer als juristischer Hinsicht. Zugleich läßt er uns einen Blick in das Dunkel des gemeinen deutschen Inquisitionsprocesses thun, der noch immer von vielen als die Quintessenz alles Vortrefflichen gepriesen wird.

„Die folgende kurze Charakteristik dieses Processes ist gewiß der Wirklichkeit entnommen. Für sie werden sich viele traurige, herzzerreißende Belege anführen lassen. Der Fall, den wir jetzt mittheilen wollen, dürfte für die Treue des nur in Umrissen angedeuteten Bildes zeugen. Der ungebildete, oft einfältige Inquisit steht dem gewandten, oft schlauen Inquirenten gegenüber, der seine Hauptaufgabe in dem Schuldigfinden sucht, und hin und wieder selbst ungesetzliche Mittel nicht verschmäht, um sie zu lösen. Durch Entziehung oder Schmälerung der Kost, durch schwere Fesseln, überhaupt durch harte Behandlung, durch die Zusicherung einer gänzlichen oder theilweisen Begnadigung wird das Geständniß erpreßt und erschlichen, und auf den Grund eines solchen Geständnisses wird, wenn demselben nur die sonstigen Umstände nicht auf eine auffallende Weise entgegenstehen, was nie oder doch selten der Fall seyn wird, das Todesurtheil abgegeben und dieses muß, wird auch das Geständniß später widerrufen, in zweiter Instanz von Rechtswegen bestätigt werden, weil es fast zum achten Wunder der Welt zu rechnen, wenn der Angeschuldigte einmal so glücklich ist, um seinen Widerruf, wie die Herren Richter es verlangen, juristisch motiviren zu können. Dem Inquirenten zur Seite sitzt ein Actuar, d. h. der eigne College desselben oder auch ein untergeordneter Auditor. Dieser ist häufig bei dem Verhör nicht mit gegenwärtig, sondern wird nur, wenn das Geständniß bereits durch die Fesseln erpreßt und durch die Zusicherung der Gnade erschlichen ist, herbeigerufen, um bei dem Vorlesen des Protocolls ein stummer Zeuge zu seyn. So ist der Gang in manchen Criminalprocessen, nicht etwa in denen es sich um eine leichte Gefängnißstrafe handelt, sondern selbst bei den schwereren, die an Haut und Haar gehen. Es ist ein düsteres Nachtstück wahrhaftig, unser peinlicher Inquisitionsproceß, das traurige Vermächtniß fremder Rechte und Satzungen. Wie manche Todesurtheile mögen auf Geständnisse gebaut seyn, die auf sehr losem Grunde stehen! Ein Fall ist uns bekannt, in welchem der Inquirent die über 4—5 Verhörstermine aufgenommenen Protocolle in einem Athemzug dem Inquisiten vorgelesen und zur Anhörung dieser Vorlesung erst seinen Collegen zugezogen hat. Wir glauben, daß die Mittheilung des nachfolgenden Falls auch für das größere juristische Publikum, ja für alle, die ein Interesse haben werden und welche überzeugt sind, daß der gesunde gemeine Menschenverstand Recht hat, wenn er meint, daß die Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens das allein Richtige und Zweckmäßigste, und es endlich an der Zeit sei, daß die Gerichtsthüren sich aufthun, und die Manoeuvres der Inquirenten kein Geheimniß mehr bleiben, damit es durch die Controle der Oeffentlichkeit verhütet werde, daß hinfort nicht weiter Geständnisse durch unerfüllbare Gnadenverheißungen erschlichen werden."

(Schluß folgt).

## Tabletten.

*** Der Interdictionsproceß des als wahnsinnig eingesperrten Grafen Mortier, früheren französischen Gesandten in Turin, hebt wieder den Schleier von Scandalen, wie sie in der letzten Zeit aus der französischen haute volée nur allzu oft an das Tageslicht kommen. Der Vertheidiger des

Grafen, der von dem Rath seiner Familie als völlig geistesgesund erklärt wurde, behauptet und erweist aus Briefen desselben, daß er durch den schändlichen Lebenswandel seiner Frau, dessen Publicität er bei seiner Stellung in der gesellschaftlichen Welt doch um seiner und seiner Kinder Ehre willen um jeden Preis zu vermeiden suchen mußte, allerdings der höchsten Aufregung und der Verzweiflung preisgegeben worden sei, daß aber von Wahnsinn nicht entfernt die Rede sein könne. Die bekannte Scene, wo er sich und seine Kinder zu ermorden beabsichtigt haben soll, erscheint hier in wesentlich anderer Beleuchtung. Welche Ansicht er über seine Frau hegte, geht aus einem Briefe hervor, in welchem er ihr in einem Augenblicke der Verzweiflung seinen Selbstmordsentschluß mittheilte: „Sie werden Ihre Wünsche erfüllt und sich unabhängig sehen," heißt es darin, „Sie werden den Leidenschaften fröhnen können, welche Sie mit der Maske der Religion zu verdecken wußten, Sie werden Mittel haben, um Ihre Liebhaber zu befriedigen, da Sie dieselben aus der Klasse der Gesellschaft nehmen, wo man sich für seine Dienste bezahlen läßt." — Es ist noch kein Erkenntniß gefällt.

⁂ Der Intendant des Theaters in Dresden hat eine große Abneigung, Dichtern und Künstlern freien Eintritt zu geben; es läßt sich kaum erklären, wie diese eigenthümliche Abneigung entstanden ist. Die Wittwe von Karl Maria v. Weber bekam erst zwölf Jahre nach Weber's Tod (der bekanntlich in Dresden Kapellmeister war) nach vielen Zeitungskriegen, freien Eintritt, um Weber's Opern hören zu können. Friedrich Kind, von dem ungefähr acht Dramen mit Beifall auf der Dresdner Hofbühne aufgeführt worden sind, verlor auf Ansuchen des Intendanten sein Freibillet grade am Tage der hundertsten Vorstellung des Freischützen. Die Gattin des Musikdirectors Rastrelli hatte nicht einmal zu den Opern ihres Mannes freien Eintritt, und Karoline Bierson (geb. Leonhardt), damals Karoline Leonhardt, sah sich für ihr Geld ihre „Bertha von Bretagne" an. J. Mosen hatte nur zu seinen Stücken freien Eintritt, oder wenn er deßhalb ein Gesuch bei dem Herrn Intendanten abgab, und Madame Schröder-Devrient mußte einmal, weil sie wegen Mangel an Raum in der ihr angewiesenen Loge keinen Platz fand, ihr Parquetbillet bezahlen. Welch ein Beschützer der Künste ist dieser Herr Intendant! rufen die Hamburger „Jahreszeiten" bei dieser Mittheilung aus. — An andern Orten wäre das rigorose Verfahren des Herrn Intendanten am rechten Platz, denn da gibt es unter denen, welche Freibillete besitzen, auch manchen armen Sünder.

⁂ In Paris spricht man viel von der Trennung George Sands von Chopin, mit dem sie schon seit 15 Jahren zusammenlebte, ein Verhältniß, das fast durch die Dauer der Zeit entschuldigt wurde. George Sand hat ihre Tochter, in einem Kloster erzogen, neulich mit dem Bildhauer Clesinger verheirathet. Sey es durch den Einfluß der Tochter, oder auch weil dieser Heirath wegen die Sand ihre Salons der Welt öffnen will, genug, sie hat freiwillig oder gezwungen ein Band zerrissen, das man um so unauflöslicher glaubte, weil bloß der Zug des Herzens es geschlossen hatte. Clesinger ist ein talentvoller Bildhauer, der sich am meisten Ruhm durch jene wollüstige Statue erwarb, die unter dem Titel une femme piquée par un serpent, vergangenes Jahr im Museum zu Paris ausgestellt war. Es scheint, als sey er in seinen Privatsitten wie in seinen Kunstgebilden. Clesinger stammt aus einer elsäßischen Familie. Die Sand hat übrigens seit ihrer Dorfnovelle „La mare au diable" nichts Gutes geliefert. Sie wird jetzt ihre Memoiren herausgeben; die müssen jedenfalls sehr interessant werden. Zwei Bände davon sollen schon fertig seyn.

⁂ Frau Louise Aston, die wilde Rose, welche unlängst in Berlin von ihrem Manne geschieden worden ist, hält sich jetzt wieder in Hamburg auf, wo sie einen Verleger für ihr neustes Werk zu finden hoffte. Man erzählt sich jedoch, daß der von ihr geschriebene Roman alle Grenzen der Decenz dermaßen überschreite, daß kein Hamburger Buchhändler dreist genug sey, die Hand zu dessen Veröffentlichung zu bieten.

---

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Aus Rom wird uns geschrieben, es verlaute daselbst, freilich in nicht sehr zuversichtlicher Weise, daß nach dem Muster der französischen die Gründung einer englischen Kunstakademie in naher Aussicht stehe. Sollte der Plan wirklich zur Ausführung kommen, so ist nur zu wünschen, daß die neue Akademie reicher an Erfolgen werde, als ihr Vorbild, von der die Witzbolde behaupten, sie zeichne sich grade dadurch aus, daß keiner der hervorragenden französischen Künstler, die ihre Studien in Rom gemacht haben, Zögling dieser Anstalt gewesen sey. Abgesehen von dem, was sich im allgemeinen gegen Kunstakademien vorbringen läßt, so hat der geringe Erfolg derselben immer noch seine besondern Gründe. Wählt man auch tüchtige Männer für das Directorat, wie z. B. Horace Vernet, so dauert ihr Regiment immer nur wenige Jahre; sie gewinnen darum keinen nachhaltigen Einfluß auf die Kunstschule und pflegen ihr Amt wie eine Sinecure zu betrachten. Dann aber ist es nur zu häufig der Fall, bei der französischen und nicht minder bei den Kunstschülern der andern Nationen, daß sie mit einer zu ungenügenden Vorbildung nach Rom kommen, um ihre Studien in dieser überschwenglichen Fundgrube und Pflanzschule der Kunst mit einigem Nutzen und Erfolg machen zu können. Diese Verhältnisse müßten in ganz besondere Erwägung genommen werden, wenn einmal der Gedanke an die Gründung einer deutschen Kunstakademie in Rom zur Reife gedeihen sollte, um den vereinzelten Bestrebungen deutscher Kunstjünger und Künstler in Rom einen Vereinigungspunkt zu schaffen. Man hätte alsdann von dem Gesichtspunkt auszugehen, daß die Kunstjünger auf einer Kunstschule in Deutschland die erforderliche Vorbildung sich aneigneten um dann gewissermaßen in Rom die Kunstuniversität zu besuchen. Die Technik müßte vor dem Eintritt in Italien ganz bewältigt und nur von einer Durchgeistigung und wissenschaftlichen Begründung und Verkittung der Kunstbestrebungen dürfte in Rom die Rede seyn. Nur einem solchen Zweck entsprächen daselbst die unerschöpflichen Hülfsquellen der Kunst.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Dienstag, den 21. December. Sohn der Wildniß, komisches Schauspiel in 5 Abtheil. von Fr. Halm. (Gastrolle) Parthenia: Fräulein Herz vom Theater zu Augsburg.

Mittwoch, den 22. December. Belisar, Oper in 4 Abtheilungen. (Gastrolle) Belisar: Hr. Dupont vom Mainzer Stadttheater.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 353.** Donnerstag, den 23. December **1847.**


## Mabel Earnley.

**Eine englische Familiengeschichte.**

(Fortsetzung.)

Nicht lange, da rief die Glocke alle die Pächter herbei, die sich dann an den reich besetzten Tischen in den Zelten niederließen und gütlich thaten. Die junge Erbin schritt am Arme ihres Vaters durch die Reihen voll Freude und Lust, redete den Schüchternen zu und gönnte allen ein leutseliges Wort. Auch der Vetter war geschäftig um die Gäste herum und vertheilte die Speisen. Fast betäubt von der lärmenden Begeisterung, mit welcher auf des Mädchens Glück und Gesundheit poculirt wurde, flüchtete sich Mabel endlich in's Freie und ließ sich von dem Vetter, der sie bereits erwartete, alle die Mitglieder der Aristokratie von Longdale vorstellen, welche Neugierde oder Interesse herbeigeführt hatte. Unter diesen Fremden befand sich denn auch ein junger Mann, den der Vetter, da er sich nicht erinnern konnte, ihn früher schon gesehen zu haben, mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete, und sich dann an Sir William wandte, um seinen Namen zu erfahren.

„O, das ist der junge Smith — Tom Smith, wie sie ihn nennen“, antwortete Sir William. „Er ist eben aus Westindien heimgekehrt, wo er fünf oder sechs Jahre hindurch Agent einer Pflanzung gewesen. Man sagt, es sey ein gewandter, tüchtiger Mann; ich kenne seinen Vater, er ist Anwalt in Longdale und hat es sich fast am Mund abgespart, um seinen Sohn nach Cambridge schicken zu können.“

„Ich hielt ihn mit seinen citronenfarbigen Handschuhen und seinen imponirenden Zügen für etwas ganz Absonderliches,“ bemerkte der Vetter, Edward Earnley. „Aber wahrhaftig er ist ein recht feiner Bursche; nicht so, Mabel?“

Mabel aber antwortete nicht, Edward sah sie deßhalb an und war über die plötzliche Veränderung in des Mädchens Zügen nicht wenig überrascht. Die Bläße des Gesichtes und das starre Auge verriethen eine lebhafte innere Bewegung und dabei sah Mabel, als ob sie ein Zauberspruch binde, unverwandt auf denselben jungen Mann, auf welchen Edward ihre Aufmerksamkeit gelenkt hatte.

„Mabel! hören Sie mich nicht? Mabel!“ rief er und faßte ihre Hand; „diese Aufregung ist zu groß für Sie. Sie dürfen hier nicht länger verweilen.“

Bei dem Klange von Edwards Stimme kehrte Mabel's Gesichtsfarbe wieder und das Mädchen versicherte ihn, die Anwandlung sey vorüber und sie befinde sich wieder ganz wohl.

„Wollen wir uns aus dieser Gesellschaft entfernen? Was ist's denn gewesen?“ fragte er. „Ich habe im Park einen der traulichsten Plätze aufgefunden, dorthin wollen wir uns flüchten; ich bin Ihnen fast böse, daß sie mir denselben nie gezeigt.“

Der Vater drang in Mabel, zu gehen, und das junge Paar hatte bald die tobende Versammlung weit hinter sich, und schwelgte in den Träumen einer goldnen Zukunft, wie sie von der ersten Liebe erzeugt zu werden pflegen. Mabel aber zitterte, als sie gewahrte, daß sie auf demselben Waldpfade dahinschritten, der zu dem Cederntciche führe, und sie konnte nicht in derselben geistreichen Weise wie sonst die scherzenden Angriffe ihres Begleiters zurückschlagen, als er ihr vorwarf, daß sie ihn nicht längst hierher geführt habe.

„Wissen Sie, Mabel, warum Sie niemals hierher kamen?“ sagte er, als sie an der Stelle standen, über welche die alte Ceder ihre kühlen Schatten ausbreitete und wo der Teich in heiterem Sonnenlichte ruhig zu ihren Füßen lag. „Weil Sie fühlten, daß dies das passendste Plätzchen für ein Liebesgeständniß ist. Und jetzt, Theuerste, will ich Ihnen ein solches Geständniß ablegen.“

Wer wollte es versuchen, mit kalten Worten das Entzücken zu beschreiben, mit welchem Mabel den Betheuerungen ihres Vetters lauschte, als er ihr das Geheimniß seines Herzens entdeckte und das Geständniß seiner innigen Liebe ablegte? Wer könnte das süße und selige Lächeln, das unter heißen Thränen über ihr Antlitz flog und ihre Züge in erhöhtem Reize erscheinen ließ, schildern, als sie sich, am Arme ihres Verlobten, von dem Cederntciche abwandte und wiederum auf dem Waldpfade mit ihm dahin wandelte?

Er führte sie nach den Ruinen der Kapelle, und um sich länger seines Glückes zu erfreuen, schlug er ihr vor, statt jetzt schon zu der heitern Gesellschaft zurückzukehren, die sich in fröhlichen Gruppen auf dem Rasenplatze zerstreut hatte, die Trümmer der Kapelle zu besehen, welche sie zusammen noch niemals besucht hatten. Als er Mabel's Aufmerksamkeit auf die schönen, in Stein gearbeiteten Verzierungen an dem östlichen Fenster lenkte, fühlte er sich betroffen von dem lebhaften und Besorgniß erregenden Blick des Mädchens; es war derselbe Ausdruck, der ihn schon diesen Morgen in Unruhe versetzt hatte. Er nahm neben ihr Platz auf dem bemoos'ten Steine, und sie lehnte ihr Haupt auf seine Schultern und antwortete auf seine ängstlichen Fragen nur mit Thränen und Seufzern. Arme Mabel! Zum ersten Male hatte sie seit dem Morgen, wo sie jenes Gelübde ablegte, diesen Platz wieder betreten; sechs Jahre waren seitdem verflossen; und obgleich es ihr längst gelungen war, alle Erinnerungen an den Fremden aus ihrer Seele zu verbannen, obgleich sie es gerade jetzt

sehr wohl erkannte, daß er sich ihrer kindlichen Gefühle zu seinem Vortheile bedient, und daß ihre Neigung zu ihm nichts weniger als Liebe, eine Liebe, wie sie jetzt ihr Herz erfüllte, gewesen: so waren doch bei dem Anblicke des verfallenen Altares, vor welchem er neben ihr gekniet, die Worte des Gelübdes, das er ihr vorgesprochen, in ihrer Erinnerung wieder aufgetaucht, — die fürchterlichen Worte: „Ich schwöre hier, vor dem Altare Gottes, niemand anders als dich zu meinem Gatten zu nehmen, und, wann ich das entsprechende Alter erreicht haben werde, dein Weib werden zu wollen, sobald du deine Ansprüche auf meine Hand geltend machst! Und ich gelobe, dieses mein feierliches Versprechen keiner menschlichen Seele jemals zu offenbaren!"

Arme Mabel! Wie gern würde sie sich zu Edward's Füßen geworfen und ihm ihr Geheimniß anvertraut haben; aber mit Schrecken gedachte sie des Eides, den sie geleistet, und sie wagte es nicht, ihn zu brechen.

„Ich muß allein seyn, Edward," rief sie, als sie endlich die innere Bewegung etwas bemeistert hatte. „Ich muß mit meinen Gedanken allein seyn! Mir ist wirr im Kopf! O, mein Gott, was soll aus mir werden!"

(Fortsetzung folgt.)

---

## Friedrich von Raumer's „Vereinigte Staaten von Nordamerika".

Kritisch beleuchtet von einem Deutschamerikaner.

---

(Fortsetzung.)

Aber warum läßt Duden eine andere, vielleicht die wesentlichste Seite des Sklavenverhältnisses unberührt? Ich meine die gewaltsame Zerstörung alles Sinnes für Familienleben. Wenn die edelsten Gefühle der Gatten-, Eltern-, Kindes- und Geschwisterliebe grausam aus dem Herzen dieser Menschen gerissen werden, wie kann da noch die Rede seyn von einem Wohlbefinden oder einer Verbesserung dieser Unglücklichen, um deren willen ihre Dienstbarkeit soll gerechtfertigt werden können? Kaum ist das Negermädchen mannbar geworden, so ist der Eigenthümer auf Nachzucht bedacht (und bei dem Preise von 8—900 Dollars, den ein erwachsener Neger in den letzten Jahren hier einbrachte, kann ja nichts gewinnreicher seyn); er sucht, um ein gutes Geschlecht zu erzielen, sie mit einem rüstigen Negerburschen in Verbindung zu bringen, ohne sich im geringsten darum zu bekümmern, ob der sogenannte Mann (welcher ohnehin hier, wo die Sklaven vereinzelt sind, selten in dasselbe Haus gehört) nach kurzer Zeit als Handelswaare viele hundert Meilen weiter verführt wird. Er selbst verkauft, sobald er seinen Vortheil darin sieht, die Mutter von dem Kinde, einzelne oder alle Kinder von der Mutter, und mischt seinen Sklavenbestand ganz nach derselben Art, wie er es mit seinen Hausthieren auch thut. Der Negerin ist bei namhafter Strafe untersagt, sich mit einem weißen Manne einzulassen. Indessen kommen Beispiele solcher Vermischungen häufig genug vor, wie die vielen Mulattengesichter zeigen. Junggesellenhaushaltungen, durch eine Negerin besorgt, sind nicht selten, und es ist dann nichts Ungewöhnliches, daß der Vater die eigenen Kinder verkauft. Hiernach wäge man den Einfluß des Sklavensystems auf die Sittlichkeit der weißen Bevölkerung ab. In den südlichen Staaten wird bekanntlich dieser Greuel viel weiter getrieben. Dabei hilft es den Kindern aus solchen Verbindungen nichts, daß sie vielleicht wenig mehr von der weißen Race verschieden sind; ihr Loos bleibt das der Mutter.

In den oberen Counties dieser Staaten, wohin vor Jahren zahlreiche und begüterte Familien aus Virginien und Kentucky einwanderten, ist die Menge der Sklaven weit beträchtlicher, als in unserer Umgegend, die ohnehin größern Theils von Deutschen bewohnt wird, unter welchen nur wenige Sklavenhalter sich befinden. Die westlich vom Missouristaate angesiedelten Cherokesen und andere Indianerstämme halten mitunter Negersklaven in großer Menge. Dort, rühmt man, soll die Negerzucht besonders gedeihlich seyn, so daß starke Transporte alljährlich von da nach den Zucker- und Baumwollenpflanzungen des Südens abgeführt werden. Sklaven, die hier nicht gut thun wollen, trifft in der Regel dasselbe Loos. Man bedenke, welches Capital ein Mann in der Hand hat, der, wie es dort nicht ungebräuchlich ist, über 50 und mehr Sklaven gebieten kann.

Man fragt vielleicht, warum Schreiber dieses bei solcher Ansicht von der Sklaverei es über sich gewinnen kann, selbst in einem Sklavenstaate zu leben. Es ist hier der Ort nicht, die Gründe anzugeben, warum ich den Missouri statt Ohio oder Illinois wählte. Aber was wäre auch mit der Wahl der letzteren gebessert, so lange die Sklaven haltenden und sogenannten freien Staaten zu Einer Union verbunden sind? Hier, in einer ausgedehnten deutschen Niederlassung lebend, komme ich mit der schwarzen Bevölkerung fast so wenig als in irgend einem Theile der Union in Berührung, und wo dieß etwa der Fall ist, dürfte es leicht weniger widrig seyn, mit einem unfreien als einem freien Neger zu verkehren. Ueber der letztern Anmaßung, Zudringlichkeit und sittliche Rohheit in den genannten und andern Staaten werden die Klagen immer lauter und häufiger, und man verlangt bereits Gesetze zur Verhinderung des Eintritts freier Farbiger in jene Staaten.

Es ist freilich wahr, daß der Zustand der Sklaverei in jenen Geschöpfen das edlere Menschliche austilgen muß und sie zu bloßen Hausthieren herabwürdigt, sieht man sie an Sonn- und andern freien Tagen bei ihren Zusammenkünften oft der wildesten und rauschendsten Lust hingegeben; allein ihr ausgelassenes Scherzen und ihr eigenthümlich widrigschallendes Gelächter durchschneidet grade um so mehr das Herz des Menschenfreundes. Wie wahr sagt Bulwer im Devereux: „Ich habe immer gefunden, daß wo ein Mensch viele Lebensgüter zu hüten, viele Rechte zu vertheidigen hat, er nothwendig den Ernst und die Nachdenklichkeit derjenigen annimmt, welche den Werth eines in ihrem Besitze befindlichen Schatzes kennen und ihren ganzen Sinn darauf richten, sich gegen den Verlust desselben zu sichern. Auch habe ich bemerkt, daß die Freude, welche durch augenblickliche Befreiung von der Arbeit hervorgebracht wird, in einem natürlichen Verhältnisse zur Größe der vorausgegangenen Mühen steht; — daher kein europäischer Jubel so ausgelassen ist als der des Negersklaven, wenn ein kurzer Feiertag ihn seiner Frohne entbindet." Oder aber man hat diese aller Vorbegriffe entbehrenden Menschen zu einer der Sectenreligionen bekehrt, und hört sie dann in ihren Zellen, die sie von den weißen Andächtigen scheiden, in frommem Wahnsinne stöhnen, sieht sie Fratzen schneiden, sich wie Verrückte geberden u. s. w.

Ich weiß nicht, was diese Menschen seyn würden und was aus ihnen geworden wäre, wenn man sie oder ihre Voreltern nie dem afrikanischen Boden entrissen hätte (wahrscheinlich wäre ihr Zustand kein besserer). Allein Jener, welche selbst hier als die freiesten Menschen der Erde leben und sich eines

verhältnißmäßig größern Maßes von Wohlseyn erfreuen, als vielleicht irgend sonstwo angetroffen wird, ist es unwürdig, solche herabgewürdigte Geschöpfe in ihrer Mitte zu erhalten, selbst wenn deren physischer Zustand allgemein erträglich genug wäre.

(Fortsetzung folgt.)

## Der geheime Proceß gegen Conrad Bodenstedt.

Mitgetheilt von einem deutschen Rechtsanwalt.

(Schluß.)

Die Deductionsschrift selbst zerfällt in zwei Abschnitte. Im ersten Abschnitt finden wir die „Sachdarstellung". Der Verfasser läßt uns zuerst lesen: Am 27. Januar 1837 brach zu Hohenhameln ein Feuer aus, das mehrere Gebäude einäscherte. Der Verdacht, daß das Feuer in der Scheune des Einwohners S. angelegt, ist sofort entstanden, und zunächst auf die Knaben Volker, Bodenstedt (Sohn des Karrengefangenen) und Schubkegel gefallen, weil, wie es in dem Protocolle vom 27. Januar 1837 heißt, solche in Merum Feuer anzulegen intendirt hätten. Am folgenden Tage hat jedoch der Amtsvoigt B. dem Amte S. berichtet, daß der Maurer Conrad Bodenstedt sich durch verschiedene anstößige Aeußerungen verdächtig gemacht, Urheber der Brandstiftung zu seyn. Dieser ist sodann ohne Weiteres eingezogen und in das Amtsgefängniß abgeliefert worden, hat jedoch anfangs entschieden die ihm gemachte Beschuldigung geleugnet. Er ist hierauf ins Gefängniß zurückgebracht und obgleich weder überführt noch der That geständig, sofort mit eisernen Schellen und Bolzen zwischen Händen und Füßen geschlossen, auch mit einer Kette an der Wand befestigt worden, so daß er sich nicht von einer Stelle zur andern hat bewegen können. Diese Lage hat er auf die Länge nicht ertragen können, weil er bei dem Brande, zu dessen Löschung er hülfreiche Hand geleistet, sich an den Armen und Beinen verbrannt, wovon noch die Spuren übrig geblieben, und der Druck der Fesseln auf die verbrannte Stelle die heftigsten Schmerzen zur Folge gehabt. Durch die Kälte und weil die Koje nicht hat erwärmt werden können, ist seine Situation noch peinlicher geworden und er — wie er versichert — zur Verzweiflung gebracht; nur der eine Wunsch habe ihn erfüllt, frei zu werden von den Leiden des Augenblicks; vor dem Druck der Gegenwart sey die Zukunft, seyen alle übrigen Gedanken, Gefühle und Aussichten in den Hintergrund getreten." Der Angeschuldigte ließ „in diesem Zustande gänzlicher Resignation und Verzweiflung" um ein Verhör bitten. In demselben bekannte er, noch durch eindringlichen und verfänglichen Zuspruch bearbeitet, die Brandstiftung verübt zu haben. Auf Grund dieses Eingeständnisses, das er indessen widerrufen hatte, und der Aussagen des vierzehnjährigen Sohnes, der gegen das Gesetz als Zeuge gegen seinen Vater vernommen ward, wurde der Angeschuldigte am 13. October 1838 von der Justizkanzlei zu Hildesheim zum Tode durch das Schwert verurtheilt, ein Erkenntniß, welches auf Ergreifung des Rechtsmittels der weiteren Vertheidigung von der Justizkanzlei in Hannover bestätigt ward. Die Todesstrafe wurde indessen, auf Antrag dieses Gerichtshofs, „bei den erheblichen Zweifeln, die sich in dieser Sache nothwendig aufdrängen mußten," im Gnadenwege in lebenswierige Karrenstrafe verwandelt. Am 21. Juni 1839 ward der Verurtheilte in die Strafanstalt zu Stade abgeführt. Hier erwarb er sich ein sehr vortheilhaftes Zeugniß des Directors, der sich in einem Schreiben am 6. November 1844 dahin aussprach: „Bodenstedt zeigt sich als ein sehr ruhiger Mensch, man hatte nicht entfernt Veranlassung, mit seinem Betragen unzufrieden zu seyn, und schien er sich in sein Schicksal ganz zu ergeben." Er ergriff nicht jede Gelegenheit, seine Unschuld zu betheuern; nur einmal that er dieses. Dem mahnenden Prediger der Anstalt antwortete der Sträfling: „Von allen Versicherungen, daß ich unschuldig bin, Herr Pastor, habe ich ja keinen Vortheil; denn man würde mir in Beziehung auf das begangene Verbrechen keinen Glauben schenken. Was kann es mir also nutzen, daß ich Ihnen die Wahrheit und meine Unschuld betheuere? Ich bin nicht schuld an dem begangenen Verbrechen. Gott wird aber wohl einmal das Verbrechen an den Tag bringen und erlebe ich das nicht, nun so muß ich mein Schicksal tragen." — Im Jahr 1844 erschien die Dienstmagd Heimberg aus Hohenhameln und gab an, sie habe die Brandstiftung verursacht; es ward darum eine Untersuchung gegen sie eingeleitet, aber von der Justizkanzlei zu Hildesheim beschlossen, daß, da die Selbstanklage aller inneren Glaubwürdigkeit ermangele, sie auch durch keine ermittelte Thatsachen als wahrscheinlich sich darstelle, von der weiteren Untersuchung abzusehen sey. Zugleich ward Bodenstedt von diesem Beschlusse in Kenntniß gesetzt und „ihm die weiteren Maßnahmen überlassen". Nun wieder sich der Hoffnung hingebend, sprach er den Mann an, von dem er kräftigen Beistand erwarten konnte. Freudentheil übernahm sein Amt, und wie er dieses verwaltete, dieß geht aus dem zweiten Abschnitt der „Rechtsausführung" hervor. — Das ausführlich motivirte Gesuch des Vertheidigers, das Straferkenntniß aufzuheben und den Verurtheilten in Freiheit zu setzen, ward von der Justizkanzlei in Hildesheim, die unterm 12. Juli 1845 einen abschläglichen Bescheid ertheilte, nicht erhört, worauf sich der Anwalt an das oberste Gericht wendete. Der Criminalsenat des Oberappellationsgerichts in Celle hob am 13. Mai 1846 den Bescheid der Justizkanzlei als nichtig auf und wies dieselbe an, eine weitere Instruction eintreten zu lassen, nach deren Beendigung aber, und nachdem der Defensor gehört worden, weiter zu erkennen.

Zum Schlusse wird der Leser noch benachrichtigt, daß die Untersuchung wieder aufgenommen worden sey und das Resultat demnächst mitgetheilt werden solle. Das Publikum kann sich also der Erwartung einer weiteren Darlegung hingeben, auf die wir dann gleichfalls in diesen Blättern zurückkommen werden.

## Tabletten.

⁂ In diesen Tagen wurde der bekannte Dr. B*** in Paris in ein Frauenkloster gerufen, mit der Bitte, einer kranken Nonne daselbst seinen ärztlichen Beistand zu gewähren. In der Zelle angekommen, fand er die Kranke zu Bette liegend und ihre Gesichtszüge verriethen einen maßlosen Schmerz. Auf die Frage des Arztes, was ihr fehle, suchte sich die Kranke aufzurichten und ihm zu antworten. Aber vom Schmerz überwältigt und beide Arme über der Brust kreuzend, sank sie ohnmächtig auf das Lager zurück. Der Arzt lüftete die Kleidung über der Brust der Leidenden und entdeckte zu seinem nicht geringen Erstaunen ein in das Fleisch genageltes Crucifix. Der Arzt entfernte natürlich rasch den furchtbaren Gegenstand der Folter, die Kranke erholte sich etwas und erzählte dem Arzte auf sein Befragen, daß ihr der

Beichtvater eine solche Art der Buße und Abtödtung vorgeschrieben habe. Unter Thränen fügte die unglückselig Verblendete hinzu, daß dieser Marter auf der Brust eine gleiche vorangegangen. Es sey ihr ein Crucifix auf den Rücken genagelt worden, auf welchem sie habe schlafen müssen. Der Arzt ordnete natürlich das Nöthige zur möglichen Wiederherstellung der Kranken an, und entfernte sich dann, das Crucifix als Beweisstück mit sich nehmend, aus dem Kloster, — hoffentlich um in Ausübung einer heiligen Berufspflicht der zuständigen Behörde die Anzeige dessen zu machen, was er gesehen.

*** Wer noch nicht weiß, was man unter dem Schmelz einer Stimme beim Gesange versteht, kann darüber Aufschluß finden in Nr. 50 des in Braunschweig erscheinenden Allgem. Deutschen Volksfreundes. Hier sagt ein Theaterberichterstatter, indem er von der Stimme der Marra spricht, es sei ihr zu wünschen eine Beimischung jenes Schmelzes, den, um ihn näher zu bezeichnen, „wir vergleichen möchten mit dem Nachthauch, wie er über Blumen streifend, endlos forttönt in der Harmonie des Sphären." Mephistopheles hat doch Recht

Denn grade, wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Da der Nachthauch jetzt nicht eben über Blumen streift, so müssen wir wohl bis zum Sommer warten, um einmal zu hören, wie es der Nachthauch macht, wenn er in die Harmonie der Sphären einfällt.

*** In England hat man eine neue Art Penny (Pfennige) geprägt, die in der Mitte ein etwa linsengroßes Stückchen Silber mit dem Bildniß der Königin Victoria, und rund umher einen Kranz von Kupfer enthalten. Auf diese Weise spart der Staat Mühe und Kosten bei der Umschmelzung; denn wenn eine solche nöthig wird, braucht keine Legirung erst durch chemische Processe in ihre Bestandtheile zerlegt zu werden, sondern das eingeprägte Stück Silber wird auf die leichteste und mechanische Weise vom Kupfer getrennt. Das Letztere schützt das Erstere; an Beschneiden ist nicht zu denken. Dabei ist der Penny bedeutend kleiner geworden.

*** Ein süddeutsches Blatt bemüht sich, aus dem Verlauf des eben ausgefochtenen Bürgerkriegs nachzuweisen, daß die heutigen Schweizer nicht mehr die Helden von Murten, Granson und St. Jacob sind. Auch der alte radicale Disteli, ein ganz wackerer Geselle, sey derselben Ansicht und charakterisire in seinem Volkskalender die Schweizersoldaten der Gegenwart im Gegensatze gegen jene tapfern Krieger der Vorzeit sehr treffend, indem er sie bei einer Gelegenheit sagen läßt: „Kommt der Feind, so laufen wir davon; lauft er davon, so bleiben wir, und sollten wir zu Kraut und Fetzen verhauen werden."

---

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Im Coventgarden-Theater in London fand am 7 Dezember eine Vorstellung zu Ehren Shakespeare's statt, wie sie in den Annalen der englischen Bühne noch nicht vorgekommen. Das Magazin für die Literatur des Auslandes berichtet darüber: Es hatten sich zu diesem Zwecke die besten Künstler der verschiedenen Theater verbunden, um gleichzeitig in ihren beliebtesten Shakespeare-Rollen aufzutreten. Es wurden demnach acht Dramen des Dichters vorgeführt, natürlich nur bruchstückweise, aber in ihren effektreichsten Scenen. Eröffnet wurde der Abend durch einen von Charles Knight gedichteten und von dem Schauspieler Phelps gesprochenen Prolog, worin der Zweck der heutigen Vorstellung, ein Benefiz für den noch nicht vollständig vorhandenen Fonds zu dem bereits geschehenen Ankaufe von Shakespeare's Geburtshaus in Stratford, eine poetische Verherrlichung erhielt. Nicht uninteressant ist für uns, daß bei dieser Gelegenheit auch der deutschen Verehrung für den Dichter gedacht wurde; unter den Ausländern, die nach Stratford strömen, um das Andenken Shakespeare's zu feiern, sind nämlich nur die Nordamerikaner und die Deutschen ausdrücklich genannt:

„The pilgrims come: Ohio and the Rhine
Send forth their worshippers to Shakespeare's shrine;
And still they come to hail, from every clime,
The poet of all countries and all time."

Während dieses Prologs war das übervolle Haus, in welchem sogar das Orchester in Sperrsitze verwandelt war, so unruhig, daß man nur wenig davon verstehen und das ganze Gedicht kaum zu Ende gesprochen werden konnte. Ein Regisseur kam auf die Bühne und stellte denjenigen, welche unbequem placirt seyen, anheim, sich an der Kasse ihr Geld zurückgeben zu lassen; doch fast niemand verließ das Haus. Die Aufführung selbst bestand in Folgendem: Als musikalische Beigaben wurden Beethoven's Ouverture zum „Coriolan", Sir Henry Bishop's Ouverture mit eingelegten Volksmelodien aus Shakespeare's Stücken, und F. Mendelsohn's Ouverture zum „Sommernachtstraum" gespielt. Die Reihenfolge der Scenen war: 1) Der Tod Heinrich's IV. (aus dem zweiten Theile von „König Heinrich IV."); 2) der Tod der Königin Katharine (Heinrich VIII., Akt IV.); 3) Launce und Speed (Zwei Herren von Verona, Akt III.); 4) Fallstaff's Rekruten vor dem Richter Schaal (Heinrich IV., Th. II., Akt III.); 5) Julia's Vermählungstag (Romeo und Julia, Akt IV.); 6) Katharine und Petruchio (Zähmung der Keiferin, Akt I. und IV.); 7) der Wäschkorb und Slender's Liebeserklärung (die lustigen Weiber von Windsor, Akt III. und IV.); 8) die Geschichte Prospero's (der Sturm, Akt I.); 9) die Statue (ein Wintermärchen, letzte Scene). — Ungeachtet dieser bunten Zusammensetzung mit ihrem vielfachen Scenenwechsel machte das Ganze doch einen guten Eindruck, da sich die besten Künstler bemühten, etwas Ausgezeichnetes zu liefern. Die Einnahme an diesem Abend betrug 1000 Pfd. Sterling. Die Königin und Prinz Albert, unter deren Patronat die Benefizvorstellung im Coventgardentheater angekündigt war, erschienen nicht, und die leere königliche Loge bildete einen auffallenden Contrast zu dem in allen übrigen Theilen so überfüllten Hause.

---

Berichtigung. In Nr. 351 des Konversationsblattes ist am Schluß der Literatur- und Kunstnotizen durch ein Versehen des Correctors „zum großen Admiral" stehen geblieben. Lortzing's Oper heißt aber „zum Großadmiral".

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 22. December. Belisar, Oper in 4 Abtheilungen. (Gastrolle) Belisar: Hr. Dupont vom Mainzer Stadttheater.

Donnerstag, den 23. December, Egmont, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Göthe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von Beethoven. (Gastrolle) Klärchen: Fräulein Herz, vom Theater zu Augsburg.

Druck von August Osterrieth.

Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 354. Freitag, den 24. December 1847.

## Mabel Earnley.

### Eine englische Familiengeschichte.

(Fortsetzung.)

Edward bemühte sich, sie mit den zärtlichsten Worten zu trösten, aber die Angst ihres Herzens schien immer größer zu werden.

„Sie sind überreizt und erschöpft, liebe Mabel," sagte er in liebreichem Tone, „und vielleicht war es nicht recht von mir gethan, gerade heute von Ihren Lippen das Geständniß zu fordern, daß Sie mich lieben. Ihr Herz hat sich kaum der alten Einsamkeit entwöhnt, in der Sie wenig beachtet und fern von der Welt ihre Jugendtage verlebten, und schon werden Sie heute als eine Herzenskönigin angebetet. Und doch, gute Mabel, erscheinen Sie mir um so liebenswerther durch Ihre jungfräuliche Schüchternheit. Sie können nicht ermessen, wie glücklich ich bin, der Erste seyn zu dürfen, der Ihnen Worte der Liebe zuflüstert, der Erste, der Sie erröthen sieht bei Geständnissen, die niemals ein Anderer in Ihrer Gegenwart auszusprechen gewagt."

Mit einem schmerzvollen Blick bat Mabel den jungen Mann, ihrer zu schonen. Edward bemerkte die ungeheure Aufregung des Mädchens; er schrieb dieselbe seinem eben abgelegten Geständnisse zu, brach deßhalb jetzt ab und schlug Mabel'n vor, zu der Gesellschaft zurückzukehren, oder, da sie dessen bedürftig schien, der Ruhe zu pflegen. Mabel hatte sich indessen schnell wieder gefaßt; es war ihr gelungen, der Erinnerungen und Gefühle, welche heute allgewaltig ihre Seele bestürmt hatten, Meister zu werden, ja das Mädchen konnte recht heiter lachen, als der Vater den beiden Liebenden wegen ihrer langen Abwesenheit vom Feste Vorwürfe machte. Edward's Bitten, sich zur Ruhe zu begeben, wies sie zurück, und als sie sich durch einen raschen Blick auf die Gesellschaft überzeugt hatte, daß der, dessen Nähe sie fürchtete, nicht mehr anwesend sey, nahm sie selbst Antheil an den nun beginnenden Spielen, ein Bild der anmuthigsten Heiterkeit.

Der Abend war vorüber; Mitternacht nahte heran und Mabel war allein und konnte es in der Einsamkeit nicht verhindern, daß die Erlebnisse des heutigen Tages jetzt wieder vor ihre Seele traten. Sie hielt eben einen noch uneröffneten Brief in der Hand, den ihr die Dienerin mit dem Bemerken überreicht hatte, daß ihn eine arme Frau im Verlaufe des Tages gebracht. Mabel glaubte, er enthalte, wie solche Briefe öfter an sie gelangten, ein Gesuch um Unterstützung; plötzlich aber stieg es wie düstre Ahnungen in ihrer Seele auf, sie erbrach rasch das Siegel und las:

„Mabel Earnley, wir sind uns heute begegnet, aber nicht so, wie ich einst hoffte, daß wir uns nach so langer Trennung begegnen würden. Sie waren nicht allein und deßhalb konnte ich Sie nicht sprechen. Ich sagte Ihnen einst, daß ich zurückkehren würde, wenn Sie frei seyen. Ich gelobte mit einem Eide, Ihnen treu zu seyn unter allen Sorgen und Gefahren, bis ich Sie als mein Weib in Anspruch nehmen könnte. Mabel, meine verlobte Braut, ich bin jetzt hier. Sie sind die Meinige im Angesicht Gottes und jetzt ist es Zeit, daß Sie sich auch vor den Menschen als die Meinige erklären. Mabel, Sie müssen die Meinige seyn! Es handelt sich hier um einen Eid, den der Himmel gehört, und ein solcher Eid darf nicht gebrochen werden. Treffen wir uns morgen, wie vor Zeiten, am Cederteich. Fürchten Sie nichts; denn wenn auch unsere Verbindung jetzt noch ein Geheimniß bleiben muß, so steht uns doch eine glückliche Zukunft nahe bevor. Ich habe gehört, daß Ihr Vater Sie jetzt zärtlich liebt, und deßhalb wird seine Verzeihung um so leichter zu gewinnen seyn. Unterdessen erinnern Sie sich, daß Sie geschworen haben, das Geheimniß treu zu bewahren; ein Wort des Verraths würde Jammer und Blutvergießen herbeiführen. Morgen Abend werde ich an dem bewußten Orte unserer früheren Zusammenkünfte Ihrer harren. Mabel, meine Mabel, ich muß Sie sehen!"

Mabel las jedes Wort langsam und bedacht, dann riß sie den Brief in tausend Stücke, warf diese auf den Herd, zündete sie an, und sah mit unverwandten Blicken in die Flammen, bis sie das letzte Papierstückchen verzehrt hatten. Dann warf sie sich in einen Sessel, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und mühte sich, alle geistige Kraft zusammen zu raffen, um dieser Verwicklung der Verhältnisse, die immer furchtbarer wurde, nicht zu erliegen. Mabel's Anstrengungen waren vergebens. Eine fieberhafte Unruhe erfaßte sie; in ihrer Seele stürmte es; wilde, phantastische Bilder tauchten auf und nieder, Erinnerungen an die vergangene Zeit, Träume der Zukunft, Alles tobte wirr durcheinander, und zuletzt sank das arme Kind matt und erschöpft und krank an Seele und Leib auf das Lager. Als die Dienerin am nächsten Morgen in das Gemach trat, lag Mabel in heftigem Fieber; ehe die Nacht hereinbrach, hatte sich das Delirium eingestellt, und die, welche sie noch vor kurzem in der Fülle der Schönheit gesehen hatten, flüsterten sich betrübten Blickes zu, Mabel Earnley's Lebenslicht sey dem Erlöschen nahe.

Einen gab es, der sehr wohl die geheime Ursache von Mabel's Krankheit kannte und der trotz seiner kalten und berechnenden Selbstsucht von schweren Gewissensbissen gefoltert wurde. Dieß war kein anderer als Tom Smith, der in der Hoffnung, die reiche Erbin zu gewinnen, nach England zurückgekehrt war und jetzt hörte, wie sie die

ganze Nachbarschaft als die Verlobte Edward Earnley's bezeichnete. Der Anblick der jungen Dame selbst und dann die ihr von ihrem Vetter bewiesenen Aufmerksamkeiten hatten in Tom Smith fast alle ehrgeizigen Absichten unterdrückt; dennoch entschloß er sich noch zu einem letzten Versuch, und sich der Einfachheit und Schüchternheit Mabel's, die sie als Kind gezeigt, erinnernd, gedachte er sie mit jenem Briefe zu überwältigen, den wir mitgetheilt haben. Doch in demselben Augenblicke bereute er das, was er gethan, und besonders ängstigte ihn der Gedanke, daß bei dem bewußtlosen Zustande Mabel's jener Brief leicht in die Hände derer fallen könne, die keine Anstrengungen scheuen würden, um den Urheber derselben zu entdecken und zur Verantwortung zu ziehen. Unter dem Einflusse dieser Angst wurde seine Gemüthsverfassung eine so unerträgliche, daß selbst das sonst ruhige Temperament seines Vaters aufgeregt wurde und er wiederholt erklärte, den Uebermuth seines Sohnes nicht länger dulden zu wollen, während die noch aufgeregtere Mutter mit ihrem Lieblinge förmlich zerfallen war. So ereignete es sich denn, daß Tom Smith eines schönen Morgens seinen Reisesack packte, um einen Ausflug in die Manufacturdistricte zu machen und dort die Erfindung einer Maschine untersuchen zu lassen, mit welcher er, wie er glaubte, die Welt in Erstaunen setzen würde. Hinsichtlich seiner Herzensangelegenheit hielt er es für das Beste, die Dinge ruhig gehen zu lassen, wie sie eben gehen wollten, und um jeden Preis sich gegenwärtig aller weiteren Versuche und Wagnisse zu enthalten. (Schluß folgt.)

---

## Friedrich von Raumer's „Vereinigte Staaten von Nordamerika".

*Kritisch beleuchtet von einem Deutschamerikaner.*

---

(Fortsetzung.)

Dieß führt uns zur Betrachtung der Sache von ihrer politischen Seite. Alles Gesagte nämlich fühlten und erkannten die Besten und Erleuchtetsten des amerikanischen Volkes selbst, und deßhalb erklärten die nördlichen Staaten, im ersten Enthusiasmus über die für sie selbst errungene politische Unabhängigkeit, ihre Sklaven für frei, wie denn überhaupt solche Momente erhöhter Aufregung am geeignetsten sind, unsern Sinn für die Anerkennung fremder Rechte zu schärfen, und selbst mit Aufopferung gerecht, groß und edel zu handeln; kühlen sich die Gemüther erst wieder ab, so umdüstert Eigennutz auch Einsicht und Gefühl wieder. Aber allerdings konnten die nördlichen Staaten diesen Schritt leichter thun, als die südlichen es gekonnt hätten. Dort erträgt der Körper des Weißen die Anstrengung, welche Ackerbau und Gewerbe erheischen, sehr wohl; nicht so im Süden, wo selbst der Besitz der ausgedehntesten Ländereien werthlos gewesen wäre ohne die bearbeitenden Hände der Schwarzen. Wo aber mittelst dieser Reis, Tabak, Zucker, Baumwolle, Indigo rc. im reichsten Ertrage gewonnen werden, würde größtentheils der weiße Arbeiter dem Klima und der Anstrengung erliegen. Wir können es immer beklagen, daß jemals Sklaven in das Gebiet der Freistaaten eingeführt worden, können wünschen, daß lieber die ungeheuren Strecken, welche durch ihre Hände im Verlaufe vieler Jahre in Cultur gebracht wurden und vielleicht nur durch sie für den Anbau gewonnen werden konnten, noch jetzt als Wüste da liegen möchten und so fort. Indessen war jene (längst streng untersagte) Einführung vor Gründung der jetzigen Staatsverfassung erfolgt. Als die Union gestiftet wurde, war das Institut der Sklaverei bereits fest und tief eingewurzelt, Land und Sklaven waren das unantastbare Eigenthum der weißen Bewohner, denen keines ohne das andere genommen werden konnte, und nur unter der Bedingung, daß die Congreßregierung sich in dieses Institut niemals einen Eingriff erlaube, traten die südlichen Staaten (von Georgien bis Maryland) der Union bei. Diese Regierung trifft demnach kein Vorwurf in der Sache; im Gegentheil, jeder Versuch, auf dem Wege des Zwanges die Sache zu schlichten, wäre ungerecht und unpolitisch gewesen, würde noch jetzt ein Zerreißen der Union zum Verderben Aller zur Folge haben, ohne in der Sache selbst das Geringste zu bessern. — Aber von vielen Seiten wurde der Krebsschaden erkannt. Eine Privatgesellschaft von Maryland (nicht der Staat) gründete die Colonie von Liberia in Afrika zur Ansiedlung von freien Negern. Unter der Oberleitung verständiger Männer hatte die Sache bis jetzt den gewünschten Erfolg. Man sucht das Gebiet noch immer mehr auszudehnen und demnächst den Ansiedlern volle republikanische Selbstregierung zuzugestehen, — und es muß erwartet werden, wie dieser Schritt sich bewähren wird. Sodann bildeten sich in den nördlichen Staaten noch neuerdings Gesellschaften, die sogenannten Abolitionisten, an deren Spitze zum Theil die ausgezeichnetsten Männer standen und stehen (Quincy Adams, Karl Follen u. a.), um die Emancipation der schwarzen Bevölkerung zu bewirken. Doch sind ohne Zweifel von dieser Seite die Gränzen der Mäßigung und Besonnenheit im Eifer für die Sache nicht selten überschritten und dadurch im Süden reagirende Maßregeln hervorgerufen, bedauerliche Erbitterung erweckt und die Erreichung des Zweckes nur um so weiter hinausgeschoben worden. Das sicherste Mittel zur Abschaffung der Sklaverei sehe ich in zahlreicher Einwanderung aus Europa; — dadurch werden die Sklavenhalter immer isolirter gestellt und zuletzt genöthigt, die Sache auf irgend eine Weise zu beseitigen.

Es fragt sich, wenn von Aufhebung der Sklaverei die Rede seyn soll: 1) Kann und soll denjenigen, welche ein durch langen Gebrauch begründetes und gesetzlich garantirtes Recht auf den Besitz von Sklaven haben, ohne welche in den meisten Gegenden des Südens selbst ihre Existenz nicht gesichert wäre, irgend ein Ersatz geboten werden? Dieser Ersatz ist in mancher Beziehung an sich unmöglich und würde außerdem, so weit er durch Geld sich geben ließe, unerschwingliche Summen erfordern. Und wie mag ohne Ersatz ein Opfer gefordert werden, das für Viele geradezu Untergang wäre? 2) Welche Gefahr droht der ganzen weißen Bevölkerung der südlichen Staaten (wo mitunter das Verhältniß der Schwarzen zu den Weißen wie drei zu eins ist und mehr), wenn eine so starke, bisher im sklavischen Zwange gehaltene Klasse mit einem Male als freie Menschen neben die andern gestellt würde, mit Niederreißung aller der bisherigen Schranken, wodurch man den Ausbruch der wildesten Leidenschaft zurückhielt! Denn es ist klar genug, daß die oben gedachte Uebersiedlungsanstalt bei weitem unzureichend ist, die so bedeutende Menge der Farbigen aus dem Gebiete der Vereinigten Staaten wegzuschaffen, während zugleich die sogenannten freien Staaten es nicht dulden können, daß in ihrem Gebiete die Zahl der freien Neger, bereits ihnen so lästig, noch vermehrt werde. 3) Welche Stellung im bürgerlichen Leben soll die bisher unfreie Bevölkerung selbst einnehmen? Sind diese Menschen geeignet zur Ausübung der hohen Rechte und Pflichten eines Bürgers unserer Republik? Können sie jemals dazu fähig werden? Doch wäre völlige bürgerliche

Gleichstellung der schwarzen mit der weißen Raçe und die allmälige Verschmelzung beider das einzige Mittel, die bei der Freierklärung drohende Gefahr zu beseitigen. Wem aber müßte es davor nicht widern? Wer sieht nicht, daß solche Vermischung auch die Verschlechterung der ganzen Raçe und ihren endlichen Verfall zur Folge haben würde? Außerdem würden die unvermischt bleibenden weißen Geschlechter (wie in den vormals spanischen Besitzungen Amerika's) allmälig einen durch die Gesichtsfarbe begründeten Adel vor der übrigen Bastardbevölkerung in Anspruch nehmen, und die ersten Principien unserer Verfassung wären vernichtet. 4) Sollen wir also die Neger vom Dienstverhältnisse gegen ihre Herren lossprechen, ohne sie zugleich zu Bürgern des Staates zu machen? Dann haben wir den Widerspruch noch immer nicht gelöst und begründen ein ähnliches unglückliches Verhältniß, wie dasjenige, in welchem die Juden und Zigeuner in den meisten europäischen Ländern bis vor kurzem lebten oder noch leben. Eine bloß geduldete Klasse von Menschen ist ein eben so großer Krebsschaden für einen Staat, als eine privilegirte; auf gesunden Organismus des Ganzen muß damit verzichtet werden. Dazu kommt, daß der Erfolg des Systems freier Negerarbeit in Westindien und anderwärts sich keineswegs günstig gezeigt hat, die Emancipation der Sklaven in Masse uns also wahrscheinlich nur die Aussicht auf Vermehrung der Verbrecher und Bettler gäbe. — Und so sehen wir hier überall uns von Schwierigkeiten umgeben, die bis jetzt niemand zu heben vermochte. Für die Vereinigten Staaten kann es nur von Vortheil seyn, wenn durch Erweiterung unseres Gebietes nach Mexiko hin in Zukunft Tausende von Schwarzen Gelegenheit finden werden, in die Bastardbevölkerung von Mexiko und Südamerika überzutreten. Südwärts zieht sie ohnehin ihr Naturell; im Norden ist's ihnen so unbehaglich, daß häufig nach Canada entlaufene Sklaven freiwillig zu ihren vorigen Herren im Süden zurückkehren. (Schluß folgt)

## Schöne Literatur.

Reise nach dem Orient, der europäischen Türkei, Egypten, Nubien und Palästina, von Dr. Harald Bagge. Frankfurt a. M., Hermannsche Buchhandlung.

Wenngleich unsere Literatur keinen Mangel hat an Beschreibungen von Reisen in den Orient, so müssen wir doch dem Verfasser dieses Buchs herzlichen Dank wissen für die Veröffentlichung seines reichhaltigen, treu geführten Tagebuchs.

Den meisten Reisebeschreibungen kann man mit Recht entweder zu große Trockenheit oder Mangel an Wahrheit vorwerfen. In den ersten Fehler verfallen diejenigen, welche, um sich einen Anstrich von Gelehrsamkeit zu geben, die sie nicht besitzen, oder um Kenntnisse, die sie auf antiquarischem, naturhistorischem oder ethnographischem Felde eingesammelt, zu Markte zu bringen, sich in weitläufige Erörterungen von Streitfragen einlassen, die weder für den Leser von Interesse, noch für die Wissenschaft von reellem Nutzen sind; während diejenigen, welche immer etwas Pikantes geben wollen, niemals um Stoff in Verlegenheit sind; denn wenn ein Tag vorübergeht, ohne ihnen ein „Abenteuer" gebracht zu haben, so wird die Phantasie in Bewegung und Thätigkeit gesetzt, und mit ihrem Beistand werden Abenteuer erfunden, die wir dann um den Preis der Wahrheit hinnehmen müssen. Es ist gerade bei den Reiseschilderungen des Orients nichts Ungewöhnliches, daß darin Dinge erzählt werden, die uns anmuthen, als sey von Utopien oder dem Schlaraffenland die Rede. Daß es so ist, wird durch mancherlei Umstände veranlaßt. Wir wollen beiläufig nur die hervorstechendsten nennen. Jeder Commis voyageur, der über die deutsche Ostgrenze hinaus geht, um barbaris gentibus die Handelsartikel seines Principals vorzuweisen, glaubt heutzutage, wenn er die etwaigen Waarenbestellungen in seine Schreibtafel notirt, er müsse auch gleich ein paar Reiseeindrücke daneben schreiben, und ehe Jahr und Tag vergeht, schickt uns der Buchhändler die **schen Reiseeindrücke oder Reisebriefe oder Reisebilder oder zwei Tage in ** und wie die Dinge alle heißen in das Haus. Ein andrer Fall. Jeder Blaustrumpf, dem der Stoff zum Literiren ausgeht, packt Koffer und Kartons und Kasten und Nachtsäcke, und geht auf Reisen und wiederum, ehe Jahr und Tag vergeht, liegen voluminöse Reisebücher vor uns, die vor lauter Anfang nicht zum Ende kommen, und meist weder Hände noch Füße haben. Ueber keinen Punkt der Erde wird aber mehr gefabelt und gefackelt, als über den Orient, weil schon Glück und Gelegenheit dazu gehört, die gesellschaftlichen Zustände gerade in den wichtigsten Lebensbezügen kennen zu lernen. In dieser Hinsicht sind wir indessen mit dem vorliegenden Buch des Dr. Bagge gut berathen.

Genaue Kenntniß der Zustände und strenge Wahrheitsliebe treten uns auf jeder Seite des Werkchens entgegen. Die ganze Fassung bürgt uns für die Richtigkeit des Erzählten, während die Beobachtungsgabe des Verfassers, geschärft durch medizinische und naturhistorische Studien und unterstützt von einem künstlerischen Verständniß, ihm Gelegenheit geben, sein Tagebuch mit den interessantesten Notizen anzufüllen. Ein gesunder Humor, der sich auch bei den kleineren und größeren Unannehmlichkeiten der Reise nicht verleugnet, eine liebenswürdige Neigung zum Materiellen, die beim Schildern der fremdartigen Speisen und schlechten Lagerstätten recht keck hervortritt, befreunden uns mit dem Verfasser und wecken den Wunsch, wenn wir einmal die Reise machen sollten, auch einen solchen Reisegefährten zu haben.

Die lebendigen Schilderungen des orientalischen Lebens im allgemeinen, die Erzählung von vielen einzelnen dasselbe treffend bezeichnenden Zügen machen das Buch nicht nur zu einer sehr unterhaltenden Lektüre, sondern geben auch jedem Reisenden, der einmal die nämlichen Straßen ziehen will, einen Führer, der ihn mit Rath und Hülfe nie im Stich lassen wird.

Die äußere Ausstattung ist dem Inhalt entsprechend. Wir wollen das Buch hiermit bestens empfohlen haben. ***

## Fernes Gebirg.

Sey mir gegrüßt, du blaue Alpenkette! —
Dort ahn' ich Wiesengrün und Tannennacht,
Dort klare Fluth in jähem Felsenbette,
Dort schroffe Wand und bunte Gletscherpracht.

Dort seh' ich schmucke Rinder, muntre Fohlen,
Dort Mahd und Mähderin am Kräuterhang,
Dort hör' ich Heerden läuten, Hirten johlen,
Dort zaubervoll im Echo Sang und Klang.

Dort stärk' ich mich auf moos'gem Porphyrrande,
Wie Adlerbrut, am würz'gen Föhrenduft.
So träum' ich windschnell mich aus flachem Lande
Weit, weit in hoher Berge freie Luft.

Adolf Bube.

## Tabletten.

*** Wie sich die Zeiten und die Menschen ändern! Im Jahre 1826 schrieb Siegwart-Müller, als er nach vollendeten Studien von Genf nach Uri heimkehrte, folgendes Stammbuchblatt: „Nicht im Glauben besteht die Religion, sondern darin, daß man das Sittengesetz, welches in jedes Menschen Brust liegt, zu erkennen trachte und das Erkannte heilig beobachte. — Das ist Pfaffenthum, daß man die Menschen durch andere Gesetze leiten will, als welche die Gottheit in ihre Brust gelegt hat, daß man die Würde der Menschheit verkennt. — Dies zur Erinnerung an den Abend, wo man über Christenthum und Confessionen mit solchem Feuer sprach. Das Vaterland ist das Feld, auf welchem wir uns in unserm künftigen Wirken stets begegnen werden. Die Liebe, die wir beide zu demselben haben und unsere wechselseitige Freundschaft werden uns stets vereintes Wirken gebieten. Freiheit des Geistes und der Verfassung werden unsers Strebens Richtpunkt seyn. Im Kampfe und in kleinen Siegen wird sich unsere Kraft erhärten und erneuen. Du bist noch ferne von dem Kampfplatze; ich trete nun eben auf. Es wird meinem Muthe Schwung geben, wenn ich edle, junge Kämpfer mir nachfolgen sehen werde, würdiger als ich für die Freiheit zu streiten, ausfüllend, was meine Schwäche leer gelassen hat. — — Theurer **, fühle stets Deinen erhabenen Beruf, Mann des Vaterlandes zu seyn! Dann wird dich ewig lieben dein Konstantin Ernst Siegwart von Altorf, Kantons Uri. Genf 4/10 26." Der Contrast zwischen dem feurigen, für politische und kirchliche Freiheit begeisterten jungen Manne von damals und dem gegenwärtig flüchtigen Ex-Sonderbundspräsidenten ist merkwürdig und erschreckend lehrreich.

*** Auch in den so eben erschienenen letzten Bänden von Schiller's Briefwechsel mit Körner fehlt es nicht an einem reichen Vorrath gelegentlicher Anfragen und Bestellungen, die deßhalb für die Leser gewiß nicht ohne Interesse sind, weil sie sehr oft einen vertraulichen Blick in die Hauswirthschaft, Tagesgeschichte und andre Verhältnisse unserer deutschen Lieblingsdichter gestatten, mit denen wir ohne diese Briefe wohl nicht bekannt geworden wären. Beispielshalber hebt Heinrich Laube, der das merkwürdige Memoirenbuch der deutschen Literatur in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung bespricht, hervor, daß in den Briefen zu wiederholtenmalen von einer Guitarre die Rede ist, welche Schiller in Jena verfertigen und nach Dresden schicken lassen soll. Schiller, nebenher gesagt, immer sehr gewissenhaft in Vollziehung solcher Aufträge, fragt zu wiederholtenmalen an, wie denn diese Guitarre beschaffen seyn, und ob sie fünf oder sechs Saiten haben soll, und durch die Herausgeber erfahren wir, daß dieß dieselbe Guitarre geworden, welche Theodor Körner immer bei sich geführt, selbst im Feldzug von 1813. „Diese Leyer und sein Schwert haben das Körner'sche Haus überlebt, und werden als erinnerungsreiche Reliquien aufbewahrt." Schiller also hat die Leyer Theodor Körner's verfertigen lassen! Nebenbei soll bemerkt werden, daß der Vorname Theodor nicht der Taufname des Sängers, sondern ein von ihm selbst erwählter war, und daß er der „kleine Karl" ist, welchen Körner und Schiller in ihren Briefen so oft erwähnen.

---

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Ein vortreffliches Bild, von ungewöhnlichen Dimensionen (16 Fuß Länge auf 10½ Fuß Breite), ist seit einigen Tagen in dem Atelier des Bildhauers v. Launitz ausgestellt. Dieses Gemälde ist von C. Müller, einem Sohn des durch seinen herrlichen Stich der Sixtinischen Madonna von Rafael berühmt gewordenen Kupferstechers Müller, im Auftrag des Kronprinzen von Würtemberg in Rom gemalt und stellt eine „Scene aus dem römischen Volksleben während der Octoberfeste" dar. Nationale Eigenthümlichkeit, malerische Tracht, volksthümliche Tänze und Musik, wie überhaupt Sitte und Brauch, namentlich der mittleren und unteren Volksklassen in Rom und der Campagna dürfen als durch vielfältige Schilderungen bekannt vorausgesetzt werden. Hier verbietet uns der Raum, mehr zu sagen, als daß sich alle diese Eigenthümlichkeiten besonders bei den Volksfesten scharf ausprägen, wie sie jährlich im October vor der porta del popolo in der Villa Borghese begangen werden. In malerischer Nationaltracht hoch oben auf dem Wagen sitzend, von bebänderten und betroddelten Rossen gezogen, die braunen Männer Guitarren und Mandolinen spielend, die schalkhaft und glühend unter dem braunen Federhut hervorblickenden Mädchen das Tamburin schlagend, fahren sie alle hinaus, sich einen frohen Tag zu machen. In Baumschatten und Rasengrün ist bald ein geeigneter Platz gefunden, wo man sich im Kreise lagert, sich bei kalter Küche und italischem Wein gütlich zu thun, während die Mädchen und jungen Männer abwechselnd zum Klang der Calascione, der Mandoline und des Tamburins den Saltarello tanzen. Eine Scene nun aus diesem frohbewegten römischen Volksleben ist es, was uns der Maler C. Müller in seinem trefflichen Bild zur lebendigen Anschauung bringt. Vollendete, untadelhafte Technik, richtige Zeichnung, schönes Colorit, — nur für Italien vielleicht nicht glühend genug, — geschmackvolle Gruppirung, scharfe Charakteristik, Frische, Wahrheit und Durchgeistigung — in diese wenigen Worte müssen wir das Lob des Bildes zusammenfassen, da eine weitere Ausführung der Raum nicht gestattet. Die größte Anerkennung, die dem Müller'schen Meisterwerk zu Theil werden konnte, hat es in Rom selbst gefunden. Römische Landleute und andere aus der unteren Volksklasse haben unsern Landsmann in Rom besucht und sich bei ihm bedankt, daß er sie so schön gemalt habe.

Karl Beck läßt wieder etwas Erfreuliches von sich vernehmen; der Dichter hat sich nämlich entschlossen, unter dem Titel „Monatsrosen" in der Trautwein'schen Buch- und Musikalienhandlung in Berlin eine Monatsschrift erscheinen zu lassen, welche die von ihm seit längerer Zeit vorbereiteten neuen Schöpfungen in Vers und Prosa enthalten soll. Der erste Strauß, Elegien und Amoretten, ist erschienen; es befinden sich Blumen von unverwelklicher Schönheit darunter. Das „Lebewohl" darf sich, was Tiefe und Empfindung betrifft, mit Byrons berühmtem „fare thee well" messen, nimmt in Bezug auf Adel der Sprache eine noch höhere Stufe ein. Die äußere Ausstattung ist, dem Inhalte angemessen, glänzend zu nennen.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Donnerstag, den 23. December. Egmont, Trauerspiel in 5 Abtheilungen, von Göthe. Die zur Handlung gehörige Musik ist von Beethoven. (Gastrolle) Klärchen: Fräulein Herz, vom Theater zu Augsburg.

---

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 355. Samstag, den 25. December 1847.


## Mabel Earnley.

### Eine englische Familiengeschichte.

(Schluß.)

Allmälig ließ das heftige Fieber, welches Mabel auf das Krankenlager geworfen hatte, nach, das Bewußtseyn kehrte zurück und der Arzt verkündete endlich die Freudenbotschaft, daß die Leidende außer Gefahr sey. Edward Earnley war während der ganzen Dauer der Krankheit kaum von des geliebten Mädchens Lager weggekommen. Durfte oder sollte er nicht vorlesen, so saß er schweigend neben Mabel'n und hielt ihre Hand in der seinigen. Es bekümmerte ihn, daß mit den Kräften nicht auch der sonst so heitere Sinn des Mädchens zurückkehre; alle seine Bemühungen, das genesende arme Kind in eine bessere Stimmung zu versetzen, blieben erfolglos. —

Eines Morgens lag Mabel auf dem Divan in der Nähe des Fensters traurig und in sich versunken, wie gewöhnlich, da wurde plötzlich ihre Aufmerksamkeit auf eine Unterhaltung zwischen Edward und Sir William hingelenkt.

„Was ist das für eine fürchterliche Geschichte des jungen Smith?" fragte Edward. „Ist das wirklich jener Held mit den citronenfarbigen Handschuhen, der am Geburtstage Mabel's durch sein feines ritterliches Auftreten unsere Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat?"

„Derselbe," antwortete Sir William. „Ich schickte diesen Morgen nach Longdale und erfuhr, daß die Sache sich ganz so verhält. Der arme alte Smith ist doppelt zu bedauern, da er sich in Uneinigkeit von seinem Sohn hat trennen müssen."

„Was ist das, Edward?" fragte Mabel in einiger Bestürzung. „Was gibt es da für ein Ereigniß, von dem Ihr sprecht. Erzählt es mir! Schnell!"

„Es ist eine furchtbare Katastrophe, Mabel. Der junge Tom Smith hat auf eine grausenerregende Weise seinen Tod auf der Eisenbahn gefunden. Diese Zeitung enthält alle Einzelnheiten des Unfalls. Aber warum diese Angst und Besorgniß von deiner Seite?" fragte der Vater, verwundert über den Eifer, mit welchem Mabel die Zeitung ergriff und die ihr angedeutete Stelle mit den Augen überflog.

„Und ist dieß Alles wahr, vollständig wahr?" rief das Mädchen, zu dem Vater gewendet, aus. „Bist du überzeugt, daß er wirklich todt ist, und daß hier keine Verwechslung von Namen und Personen obwaltet?"

„Nein, mein Kind, hier kann von keiner Verwechslung die Rede seyn. Der unglückliche Vater selbst hat den Leichnam für den seines Sohnes erkannt."

Mabel bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und rief in heftiger Aufregung: „Gott mag mir vergeben, wenn sich in mein Entsetzen über diesen fürchterlichen Tod noch ein anderes Gefühl als das des Bedauerns mischt."

Nach einigem Schweigen sah sie den Vater und Edward, die über ihre Worte im höchsten Grade überrascht waren, scharf an.

„Ich weiß, Ihr glaubt, mich habe das Delirium wieder ergriffen; aber ich kann jetzt alles, alles erzählen. Theurer Vater, laß mich mit Edward allein; ich habe ihm viel zu sagen, viel zu bekennen; und mir fehlt der Muth, dieß vor Euch beiden zu thun."

Sir William erfüllte, wie wohl mit sichtbarer Unruhe, der Tochter Bitte, und nun erzählte Mabel ohne Rückhalt die Geschichte ihrer Bekanntschaft mit Tom Smith und wiederholte wörtlich den Inhalt des Briefes, der die unmittelbare Ursache ihrer Krankheit gewesen. Als sie geendet, erhob sie den bis dahin gesenkten Blick, um in den Zügen Edward's die Wirkung ihres Geständnisses zu lesen. Die finsteren Falten auf seiner Stirn ängstigten sie und schüchtern legte sie ihre Hand auf seinen Arm. Als dieser nun aber seinen Zorn ergoß, war es dem Mädchen wenigstens einiger Trost, daß Edward nicht sie, sondern den Verunglückten zum Ziel seines Unwillens machte.

„Der Schurke und Feigling!" tobte der junge Mann. „Der Gedanke, Mabel, daß Sie fast ein Opfer des teuflischen Entwurfes dieses . . . ."

Mabel legte beschwichtigend ihre Hand auf seinen Mund und bat ihn voll Sanftmuth: „Lassen Sie den Todten ruhen; schonen Sie die Asche des Unglücklichen, Edward. Wir wollen nicht mehr an ihn denken; ich habe ihm von ganzem Herzen vergeben. Sagen Sie mir, ob ich tadelnswerth in Ihren Augen bin; sagen Sie mir, ob ich jetzt weniger Ihre Liebe verdiene, da schon ein Anderer, als ich noch Kind war, es wagte, mir von Liebe und Bewunderung zu sprechen?"

Bei dem edlen und echten Herzen Edward's kann man sich leicht die Antwort denken, die auf diese Frage seiner Geliebten erfolgte, wir fühlen uns auch nicht versucht, mit Worten das Glück zu schildern, in welchem er in diesem Augenblick von Mabel's Geständniß, trotz seiner Unerfreulichkeit, schwelgte.

Mabel's Gesundheit war in kurzer Zeit wieder hergestellt; schon nach wenigen Wochen führte sie ihr glücklicher Vater an den Altar, um ihre Hand in die des überglücklichen Edward zu legen. Freude und Jubel herrschten in der ganzen Nachbarschaft, und nur Madame Smith nahm nicht daran Theil, sondern sprach in geheimnißvoller Weise von einer früheren Verlobung Mabel's, fand aber bei den Leuten kein Gehör, denn man kannte ihren Stolz

und ihren Ehrgeiz, und wollte in dem harten Schlage, der sie durch den tragischen Untergang ihres Sohnes getroffen, eine Schickung des Himmels finden.

Mabel Earnley ist noch der Stolz ihres Vaters und in ihren Kindern sieht der jetzt dem Greisenalter nahe stehende Sir William sein höchstes Glück. Lady Earnley ist hinübergeschlummert. So oft ihr stiller Wahnsinn durch lichte Augenblicke erhellt wurde, sprach sie Worte der Dankbarkeit und Liebe gegen das edle Wesen aus, welches sie in seiner Kindheit so verkannt und vernachlässigt hatte, von dem sie aber niemals in den Stunden der Trübsal verlassen wurde. Edward und Mabel sind ein glückliches Paar; alle rosigen Träume ihrer ersten Liebe sind durch sie selbst in Erfüllung gegangen. ***

---

## Friedrich von Raumer's „Vereinigte Staaten von Nordamerika".

Kritisch beleuchtet von einem Deutschamerikaner.

(Schluß.)

Man unterscheidet hier zwei Negerklassen, welche ursprünglich aus verschiedenen Gegenden Afrika's abstammen, die gelben und die schwarzen Neger; die ersteren haben Aehnlichkeit mit den Mulatten, übertreffen aber wo möglich die schwarze Rasse noch an Häßlichkeit der Gesichtszüge. Das vorhin beschriebene Auge und das krause, allem Durchkämmen widerstrebende Haar, sowie ein eigenthümlich widriger Geruch sind allen gemein, auch den Mulatten, selbst solchen meistens, welche bereits in der Farbe den Weißen sehr nahe gekommen sind. Die Mulatten sind geweckter als die ächten Neger, darum schwerer zu behandeln und den Herren nicht selten gefährlich. — Manche Gesichter der Männer sind bartlos, manche auch mit sehr starkem krausem Barte versehen. Haare und Bart ergrauen im Alter, ja werden oft schneeweiß, was nebst dem hellen Weiß der großen, vollenden Augäpfel und den, von den dicken, dunkelbraunen Lippen wenig verdeckten Zähnen ihnen dann ein gespensterhaftes Ansehen gibt. — Das Innere der Hand ist nicht schwarz, sondern schmutzig gelb. — Die neugebornen Kinder sind weniger dunkel, als sie später werden. — Die Mädchen sind in der Regel sehr putzsüchtig und kokettisch; die Männer lieben hitzige Getränke über Alles. — Ungemein stark sind meistens die Hals- und Schultermuskeln; Kinder von 9 Monaten sieht man oft schon laufen. Die Neger sind wenig dem Krankseyn unterworfen, die Weiber ausnehmend fruchtbar; die meisten erreichen ein hohes Alter.

Gegen die Mißhandlung der Schwarzen bestehen Strafgesetze in allen Sklavenstaaten, werden aber oft umgangen. — Die Verbesserung der Lage der Schwarzen wäre ohne Zweifel damit zu beginnen, daß ihnen die Möglichkeit eines Familienlebens gesichert und der Handel mit ihnen aufgehoben würde, obzwar auch dieß in der Ausführung rechtliche Schwierigkeiten hat. — Dahin spricht sich die Stimme unserer Staatsmänner immer entschiedener aus, daß das Uebel über seine jetzige Ausdehnung nicht mehr erweitert werden soll. Schwerlich werden in Zukunft noch neue Staaten mit dem Institute der Sklaverei in die Union aufgenommen werden. — Den Europäern können wir mit Recht sagen: sichert erst den zahllosen Gedrückten in Eurer Mitte eine menschenwürdige Existenz, bevor ihr wegen eines Uebels uns schmäht, das nicht aus unsern Institutionen hervorging, das von Europäern in dieses Land gebracht wurde, das wir selbst beklagen, ohne so rasch, wie ihr denkt, es heilen zu können.

Hier noch einige Bemerkungen. Ich kenne einzelne Neger Männer sowohl als Frauen, welche, von der Farbe abgesehen, in Gliederbau sowohl als in Gesichtsbildung dem Ideale schöner Menschengestalt näher kommen als Tausende meiner weißen Bekanntschaft. Wie viel hierbei der Vermischung mit Weißen zuzuschreiben sey, vermag ich nicht zu entscheiden. Dagegen sah ich noch nie ein Negerauge, das mir als Spiegel edlerer geistiger Natur erschienen wäre. Es war mir überhaupt unmöglich, in diesem Auge, worin sich die Farbe und Abgrenzung der Pupille von der Iris kaum merklich scheidet, irgend einen andern Ausdruck, als den des Stumpfsinnes oder aber der Leidenschaft zu entdecken. Als Regel muß ich aber aufstellen, daß in den ganzen Zügen des Negers, in den dicken vorgestreckten Lippen und Zahnladen bei zurückgezogener Stirne, in dem sehr spitzen Gesichtswinkel, in der keines Erröthens oder Erbleichens fähigen Hautfarbe — eine Thierähnlichkeit sich ausdrückt, welche einen höchst unästhetischen Eindruck hervorbringt und diese Menschen als Eine von Natur tiefer stehende Menschenrasse ohne Zweifel charakterisirt. Obwohl sie zu praktischen Arbeiten und Kunstfertigkeiten jeder Art (auch zu Musik und Tanz) viel Talent, dabei oft viel Schlauheit, sogar treffenden Witz zeigen, ist ihnen doch vielleicht die höchste Geistesblüthe (abstrakte Forschung und Poesie) versagt. Man findet allerdings farbige Sektenprediger, Geschäftsausdehnung ꝛc.; man findet, daß die Schwarzen fremde Sprachen meistens leichter und schneller lernen als wenigstens die weißen Amerikaner, — man findet Einzelne von fast unermüdlichen Fleiße und vielen andern lobenswerthen Eigenschaften. Aber noch sind selbst die in so günstige äußere Umstände versetzten schwarzen Bewohner Haity's der Welt den Beweis schuldig geblieben, daß diese Race der Selbstregierung fähig sey, (der Zustand dieser so reich begabten Insel soll in jeder Hinsicht ein kläglicher seyn). F. M.

---

## Eine Weihnachtskrippe.

Wie die hellen Lichter scheinen!
Und die Kinder sind gekommen,
All' die großen, all' die kleinen
Haben ihr Geschenk genommen.

Der ächte Künstler bleibt ewig jung, der wahre Dichter bleibt immer ein Kind. Und wenn Einer ein Dichter, so war es Max v. Schenckendorf, dessen sinniges Weihnachtslied mit jener Strophe anhebt, die wir diesen Zeilen vorangestellt haben. Wie die hellen Lichter scheinen durch die dunkeln Tannenzweige und wie es bei dem Kerzenflimmer gleich einem fernen, feierlichen Glockengeläute durch unsre Seele zieht, und wie die Decennien, die wir verlebt haben, gleich buntgewirkten Vorhängen vor unserm geistigen Auge emporrauschen, damit wir, abgewendet dem unerquicklichen Leben des Marktes und dem lärmenden Ringen um das Mein und Dein, eine uns selbst angehörende Stunde feiern und unsre Blicke in all dem Kinderentzücken und der Jugendherrlichkeit baden, die einmal unser gewesen sind. Verklärten Auges und das Herz von Seligkeit überquellend, sind wir wohl alle einmal am Weihnachtsabend vor die Krippe getreten, worein sie das nackte Kindlein gelegt, und vor der Krippe knieten die heiligen drei Könige aus dem Morgenland und beteten, und etwas abseits standen Joseph der Zimmermann und Maria, und rings herum wollige Schäflein, aufgeputzt mit Gold-

flimmer und bunten Fähnchen, und auch das Eselchen stand schon bereit, darauf die heilige Familie vor dem betlehemitischen Kindermord nach Egyptenland floh. Und wenn wir dann fragten: woher all' dies Silber und Gold und all' die Herrlichkeit? da erzählte man uns: das Christkindlein ist dagewesen, im schneeweißen Gewand, einen goldnen Gürtel um die Hüften, eine Strahlenkrone auf dem blondlockigen Haupt und einen Lilienstengel in der Hand. Alle diese Schätze, diese ganze Herrlichkeit hat es mitgebracht, und eben ist es wieder fort, dahin, woher es gekommen. Das war eine kindliche Andacht, eine Glaubensseligkeit, eine allmächtig schaffende Phantasie und eine heilige, himmlische Ahnung, als wir da schauten und lauschten, und fiel der leuchtende Blick des Kindesauges wie zufällig durch das Fenster auf das beschneite Dach gegenüber, dann wähnten wir wohl, das weite, weiße Gewand des Christkindleins noch vorüberrauschen zu hören. Ach, es waren glückliche Zeiten, es waren allmächtige Augenblicke, ganz so wie jener, der dem an Welt und Menschheit verzweifelnden Faust den Giftbecher vom Munde weghob und den in Entzücken und Zerknirschung Gebadeten beim Klang der Osterglocken und beim Heranschwellen der Orgelklänge und Chorgesänge am Auferstehungsmorgen auf die Kniee niederzwang und das überströmende Gefühl in den Ruf auflöste:

O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Thräne quillt, die Erde hat mich wieder.

Da wir aber einmal wußten, daß die Krippe aus Pappe gefügt, und die Schäfchen aus Kork und Baumwolle gefertigt seyen, und der Esel und das Christkindlein sammt Joseph und Maria aus Holz geschnitzt, und alles nur zum Blendwerk mit Flittergold und Schaum belegt, da war es vorbei mit den glücklichen Zeiten und nichts blieb von den herrlichen Schätzen übrig als die Erinnerung.

Wer jedoch außer der schönen Erinnerung auch einen kindlichen Sinn in das spätere Leben sich zu retten gewußt hat, dem kommen für Augenblicke die Dichter und Künstler zu Hülfe. Denn der ächte Künstler bleibt ewig jung und der wahre Dichter bleibt immer ein Kind: wir haben es oben schon gesagt. So hat es denn auch die kindlich-gläubige, kunstbedürftige, phantasiereiche und leicht empfängliche Art der Südländer in Europa veranlaßt, daß die Kirchen um die Weihnachtszeit mit sinnigen Darstellungen einer praesepe oder Krippe, wie man die Geburt des christlichen Religionsstifters zu bezeichnen pflegt, ausgeschmückt werden; und wer Italien besucht hat, wird sich erinnern, manches Interessante dieser Art dort gesehen zu haben. Das aber, vorzugsweise an solchen plastischen Bibelbildern reiche Land ist Spanien, der alte Sitz kirchlicher Pracht, wo diese Weise, die christlichen Festtage zu feiern, wohl ziemlich zugleich mit der Einrichtung der geistlichen Schauspiele entstanden seyn mag. Wie diese auf die spätere Entwickelung des spanischen Drama's mächtig influirt, haben jene eine eigenthümliche Richtung in der Plastik hervorgerufen, und man bewahrt und bewundert noch jetzt in den dortigen Museen jene lebendig geschnitzten, lebenswarm colorirten Holzbildhauerarbeiten als Meisterwerke aus der Glanzperiode des christlichen Mittelalters.

Ein höchst vollkommenes Bild jener alt-christlichen Plastik hat nun auch der Künstlerverein in Berlin im Gebäude der königlichen Akademie der Künste in acht Fuß hohen Figuren zur Feier der heiligen Nacht auf die würdigste Weise versinnlicht, und, weil Kunst und Menschlichkeit immer Hand in Hand gehen, ist der Ertrag dieser Ausstellung zur Unterstützung der hülfsbedürftigen Mitglieder des Vereins und deren Hinterbliebenen bestimmt.

Lebhaft, sagt ein Berliner Blatt, erinnert diese Schaustellung mit Orgel- und Gesangbegleitung in dem gewölbten Saale der Pflegestätte der Kunst an tausend Darstellungen des heiligen Grabes, welche um die Osterzeit in katholischen Ländern mit allen Mitteln der bildenden Künste und der decorativen Kräfte in den Bogengängen und Krypten ehrwürdiger Kirchen den letzten Akt aus der Erlösungsgeschichte veranschaulichen. Die ganze Blüthenpracht des bald noch schlummernden Frühlings entsteigt dem heiligen Orte, und ein reicher Duft des Balsams und der Narden des Orients nimmt die Sinne gefangen. Der magische Schein unsichtbarer und anderer im Farbenschmuck prangender Kerzen strömt wie ein Lichtmeer von den hohen, in Nacht gehüllten Wölbungen herab oder dämmert aus der stillen Grabestiefe hervor, und die heiligen Wasser Palästina's rauschen und plätschern dazwischen und befeuchten die moosigen Steine in dem Garten, „wo ein neues Grab war" und wo Er in weißen Linnen ruhte. Die andächtigen Menschen wallen, von Glockentönen geleitet, von Grabe zu Grabe.

Eben so festlich und still erhebend ist die Stimmung, die das angeführte Bild bei dem Beschauer zu erregen vermag, das die Geburt des Heilandes versinnlicht. Die Beleuchtung ist sehr geschickt angebracht, so daß die etwas erhöht sitzende Jungfrau mit dem Neugeborenen in vollerem Glanze erscheint. Dieses hilft, die anmuthige Wirkung unterstützen und erhöhen, so daß man das ganze Bild wie eine ruhige, wohlthuende Mahnung vor dem inneren Sinn vorüberziehen läßt.

C. S.

---

## Tabletten.

*** In Paris, erzählt die Lpz. Modenz., starb in diesen Tagen eine europäische Berühmtheit, ein Mann, dessen Verlust unersetzlich seyn dürfte, ein König, der viele Jahre das Scepter unangetastet führte, der — Whistkönig Deschapelles. Sein Leben war höchst abenteuerlich gewesen. Als Soldat blieb er zweimal halbtodt auf dem Schlachtfelde; in Baylen wurde er gefangen genommen und nach Portsmouth auf ein Gefängnißschiff gebracht, von dem er mit bewundernswürdiger Gewandtheit und Ausdauer entfloh, ob er gleich einarmig war. Als er in Paris nach unerhörten Gefahren ankam, nahm er ein kleines Amt an, und in der vielen freien Zeit, die ihm dasselbe gestattete, fiel ihm zufällig eine alte „Abhandlung über das Whistspiel" in die Hand, nach welcher er sich ohne Uebung zu dem größten Whistspieler ausbildete. Man nannte ihn mit Recht die „Whist-Encyklopädie," denn es gab keine noch so verwickelte Frage, keine noch so seltsame Kartenkombination, die er nicht auf der Stelle zu lösen vermocht hätte. Seine Geschicklichkeit in allen Spielen war sprichwörtlich geworden; selbst im Billard verlor er nie eine Partie, trotz seiner Einarmigkeit, und im Schach kannte er seines Gleichen nicht." — Eine andere vielbesprochene Person, Frau v. Contade, die im vorigen Jahre wettete, in drei auf einander folgenden Nächten auf drei Bällen in drei verschiedenen Ländern zu tanzen, die ihre Wette gewann und in der Montagsnacht in Paris, in der Dienstagsnacht in Brighton und in der Mittwochsnacht in Brüssel tanzte, liegt jetzt, an allen Gliedern gelähmt, im Bette.

*** Es ist bekannt, daß in Berlin häufig in den Blättern Heirathanerbietungen veröffentlicht werden. Kürzlich suchte

nun auf diesem nicht ungewöhnlichen Wege eine vermögende Dame einen Mann. Die heirathlustigen Männer, welche ihre Addressen versiegelt dem Intelligenzcomptoir eingereicht hatten, erhielten mit der Stadtpost Antworten auf eleganten Briefbogen und wurden insgesammt zu verschiedenen Nachmittagsstunden nach einer Conditorei eingeladen. Wer aber nicht kam, war die Braut und es zeigte sich gar bald, daß ein betriebsamer Conditor die Speculation gemacht hatte. Eine angemessenere Satyre auf diese Heirathgesuche ist wohl noch nicht vorgekommen.

*** Als dem alten Juristen Böhmer in Göttingen Wieland vorgestellt wurde, redete er ihn an: „Ei, sieh da! — Sie sind wohl der Wielandius, der den tractatum de Oberone geschrieben hat? ich hab' ihn auf meiner Frau Nachttisch liegen sehen." Guter Böhmer! Du solltest einmal wieder erwachen und unseren Oberon in Scene gesetzt sehen, auch ohne wandelnde Decoration, nur, wenn eine Bitte freisteht, nicht alle Jahre blos einmal.

*** Aus dem Schreiben eines in Uri stationirenden Offiziers theilt die Berner Zeitung folgende Anekdote mit: „Zu Neuenkirch, Kanton Luzern, wo ein Theil unserer Offiziere in Abwesenheit des Pfarrers einquartirt war, beschwerte sich die etwas geizige Köchin (sie war, im Vorbeigehen gesagt, kanonisch) über den Mangel an Wein; es sey, sagte sie, nur noch ein Fäßchen im Keller, das zudem noch nicht angestochen sey. Ein Offizier, ich glaube der lange Peter von Itzehoe, erwiederte, er wolle es schon anstechen, er sey Küfer. Sie, nicht faul, ripostirte: es waren vorhin zwei Scharfschützen hier, die das Fäßchen anstechen wollten; „'eisch, glaubi, Alles Schüsser jetz."

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Wie von jeher, so hat man uns auch seit dem Beginn des gegenwärtigen Winters in Concerten und musikalischen Abendunterhaltungen der Genüsse so viele und mitunter so ausgezeichnete geboten, daß der Raum dieser Blätter kaum ausreichen würde, wenn auch nur alle die besseren und besten Concerte Tag um Tag eine nachträgliche Besprechung finden sollten. Hierdurch und weil Concertberichte für die bei weitem größere Hälfte der Leser ohnehin etwas Unerquickliches sind, sah sich die Redaction zu dem Entschluß veranlaßt, Concerte und musikalische Abendunterhaltungen, dem Wunsche der Veranstalter entsprechend, zwar anzuzeigen, von einer nachträglichen kritisirenden Besprechung aber abzustehen, von dieser Regel auch nur dann abzuweichen, wenn eine Ausnahme dringend geboten würde. Nur auf solche Weise glaubt die Redaction das Interesse der Leser und die Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit, die sie den Concertgebern und mitwirkenden Künstlern schuldig ist, vereinbaren zu können. Nun geht uns von sehr achtbarer Hand nachstehende Mittheilung über die Quartettunterhaltungen des Herrn Heinrich Wolff mit dem Gesuch um Aufnahme in diese Blätter zu. Indem wir, ausnahmsweise diesem Gesuch Folge geben, wollen und müssen wir uns zugleich gegen den etwaigen Vorwurf der Unbilligkeit und Parteinahme verwahren, indem bei dem Umstand, daß z. B. die schönen Concerte der Herren Eliason, Rosenhain, Posch und andre in diesen Blättern nicht besprochen worden sind, nur die obige Entschließung der Redaction maßgebend gewesen ist. Die uns zugegangene Mittheilung, mit der wir übrigens im Ganzen und Einzelnen einverstanden sind, lautet:

„Unter den musikalischen Genüssen, die uns hier der Winter bietet, nehmen die Concerte des Herrn Heinrich Wolff eine hervorragende Stellung ein. In ihnen findet sich Alles vereinigt, was sowohl den strenggebildeten, ausübenden Musikkenner, als denjenigen, der den göttlichen Geist der Musik mehr in der Seele ahnt als wissenschaftlich zu zergliedern versteht, befriedigen mag. Die Wahl der Concertstücke und die Kunst der Concertgeber haben gleichermaßen Anspruch, jene auf die hingebendste Bewunderung, diese auf die lebhafteste Anerkennung der Kunstfreunde. Im letzten Concerte hat uns Herr Wolff außer der Freude an einem harmoniereichen, oft lieblichen, wenn auch nicht erhabenen und mit neuen Ideen blendenden Quartette von Onslow, Gelegenheit gegeben, ein seltenes, selbst den Sachkennern vielfach unbekanntes hochgeniales Quartett von Beethoven, so wie ein von süßester Frühlingslust übersprudelndes Werk von Mozart zu bewundern. Das Beethoven'sche Quartett athmet jene tiefe, unaussprechlich großartige Schwermuth, die den letzten Werken des Meisters ein so harmonisches Gepräge verleiht, die sich zuweilen in eine rührend zarte, holdselige Weichheit der Seele auflöst, aber dann wieder mit fast erschreckender Wildheit in das laute Jauchzen des leidenschaftlichsten Jubels überspringt. Alle die unendlich großartigen Gegensätze des herrlichen Meisters treten in dem engen Raume dieses reichhaltigen Quartetts in lebendiger Fülle hervor, und es bildet so, im Schönen wie im Großen, das treuste Abbild des staunenswerthen Geistes unseres musikalischen Olympiers. — Auch das Mozart'sche Quartett ist ein Spiegel seines Schöpfers, nur daß es von süßer Milde und sonnenheller Anmuth übergossen ist, wie am heitern Maimorgen die Blumen von tausendfältigen Thautropfen strahlen. Das Herz öffnet sich in freudiger Lust diesen in heiliger Weihe lächelnden Tönen, und fühlt sich am Schlusse wie um eine beseligende, göttliche Wahrheit reicher. — Mit solchen Eindrücken hat uns das letzte Concert des Herrn Wolff erfüllt, und diesen Eindrücken konnte man sich um so ungetrübter, um so rein geistiger hingeben, als die technische Ausführung von der edelsten, tiefverständigen Mitempfindung der ausführenden Künstler durchdrungen war. Herr Wolff darf versichert seyn, durch solche Abende, wie sein letztes Concert war, sich den herzlichen Dank aller Kunstfreunde zu erwerben und wir sprechen hier gewiß im Namen Vieler derselben den Wunsch aus, daß uns der Genuß des letzten Concerts recht bald nochmals zu Theil werden möge. L."

---

Samstag, den 25. December. Dritte Quartettunterhaltung der Herren Heinrich Wolff, Geisler, Posch und Elsner. — Programm: 1) Quartett aus F-dur von Haydn. 2) Auf Verlangen: Quartett aus Cis-moll von Beethoven. 3) Quintett aus A-dur von Mendelssohn.

---

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 26. December. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.)

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 356.** Montag, den 27. December **1847.**

## Talleyrand in Berlin.

Novelle von Elise v. Hohenhausen, geb. v. Ochs.

In dem königlichen Schlosse zu Berlin war Ball und seine schönste Zierde, die Königin Louise, wurde von allen Anwesenden vergöttert. Sie war eine Grazie, deren Anmuth und Liebenswürdigkeit einen jeden vergessen ließ, daß sie Königin sey. Der Ritter von Lang hat in seinen in mancher Hinsicht lesenswerthen Memoiren das gelungenste Bild von ihr geliefert, indem er sagte: „Ein jeder muß glauben, diese Zauberin sey in ihn verliebt und er dürfte sie wieder lieben." Solche Liebenswürdigkeit war im Reiz früher Jugend vorzüglich bezaubernd; später entfaltete sich durch Unglück und Schicksal in Luisen die zarte Majestät der Königin, Gattin und Mutter, mit der sie dem Kaiser Napoleon in Tilsit gegenüber trat.

Nach der Königin war die auffallendste Erscheinung des Balles eine junge polnische Prinzessin, einzige Tochter eines Magnaten, der die seinem Vaterlande widerfahrene Schmach durch Stolz und Pracht zu verhüllen strebte. Cordelia, seine einzige Tochter, hatte die vornehmste Erziehung erhalten, die damals zu haben war; sie wurde in Paris mit den Kindern des Herzogs von Orleans von Frau von Genlis erzogen. Da ihre Mutter nicht mehr lebte, nahm sie die Gemahlin des Prinzen von H***, ihre Tante, mit nach Berlin, um ihr eine glänzende Partie zu verschaffen. Sie war sehr schön, sehr reich, siebenzehn Jahre alt und in ihren dunklen Augen glühte ein orientalisches Feuer. Ein junger Pole tanzte an diesem Ballabend viel mit ihr; er war der Sohn eines Edelmannes, dessen Dörfchen nicht weit von den Gütern ihres Vaters lag. Jedermann freute sich über das schöne Paar, der Jüngling war Gardeoffizier und wurde der schöne Cheruskerfürst genannt, weil er Hermann hieß.

Zwei bejahrte Herren, ein Kammerherr und ein alter General, unterhielten sich in dem damals üblichen deutsch-französischen Jargon über die Tanzenden.

„Ventre saint gris," sagte der General, „die superben Augen prononciren eine Passion, die der künftige Gemahl erwidern muß, soll es gut gehen. — Dem jungen Polen scheint die Prinzessin gewogen, aber er erhält sie wohl nicht!"

„Impossible," versicherte der Kammerherr; „es ist nur einer hier, der eine convenable Partie für die Prinzessin wäre und das ist der Graf von A....."

„Das ist ein bon garçon," meinte der General, „mais il a trop vecu, man sagt sogar, daß..." und beide Herren flüsterten leise mit einander.

Mittlerweile näherte sich der Graf der Prinzessin. — Er war ein noch junger Mann mit edlen Zügen, aber in ihrer Schlaffheit gewahrte man das Siegel des Lebensgenusses. Sein Auge drückte zuweilen Klugheit, dann wieder Geistlosigkeit aus und trotz dem, daß er den vollendeten Anstand eines feinen Weltmanns besaß, vermißte man eine edle Freiheit in seinen Bewegungen. Er war einer der reichsten Edelleute in der Mark und hatte bei dem verstorbenen Könige sehr in Gunst gestanden. Ein Kind seiner Zeit wurde er Epikuräer und Anhänger der Encyclopädisten, weil es zum guten Tone gehörte. Erbe eines ungeheuren Vermögens brachte er seine Jugend in Frankreich zu, huldigte den vornehmsten Damen und hatte das Unglück, im Vornehmsten das Gemeinste zu finden. Mit zerrütteter Gesundheit kehrte er aus Frankreich zurück, suchte diese in Deutschland wieder herzustellen, studirte viel und ergab sich den Bestrebungen des Ehrgeizes. Seine menschenfreundlichen Gesinnungen so wie sein weiches Herz wurden allgemein gerühmt, aber sein Kopf blieb verwirrt durch Diderots Philosophie, die er durchaus mißverstanden hatte.

Wenige Wochen nach diesem Balle ließ der Prinz von H*** die Verlobung seiner Nichte, der Prinzessin, mit dem Grafen von A.... bekannt machen.

Cordelia kannte noch keine andere Pflicht, als die des Gehorsams gegen ihren Vater. Ihre Tante, eine noch jugendliche Dame, die durch die Schönheit der Nichte sich in den Hintergrund gedrängt glaubte, behandelte sie mit kalter Strenge. Cordelia wünschte Freiheit, Selbstständigkeit und Liebe. Der Graf mißfiel ihr nicht und sie glaubte alles, was sie sich zu wünschen kaum bewußt war, an seiner Hand zu finden.

Der junge Pole war trostlos über Cordeliens Verlobung; seine leichtsinnigen Kameraden trösteten ihn damit, daß er ja auch der Gräfin A**** gefallen könne, und er wurde aus Neigung, Leidenschaft und Eitelkeit Cordeliens treuer Ritter aus der Ferne. Seine Leidenschaft wurde stadtkundig, aber Cordelia erfuhr davon nichts.

Der Graf wünschte, daß die glänzende Hochzeit in seinem Palaste gefeiert werde. Als sich die Gäste entfernt hatten, führte er seine schöne Braut in ihre Zimmer, wünschte ihr höflich gute Nacht und entfernte sich.

Am andern Tage erschien der Graf vor Gästen und Bekannten als der zärtliche, glücklichste Ehemann, aber allein mit seiner Gemahlin behandelte er sie mit derselben kalten Zurückhaltung. Cordelia wurde ernst und traurig; sie ahnte das Daseyn eines furchtbaren Geheimnisses, aber sie hatte keine Mutter, keine verheirathete Freundin; Unschuld, Scham und Schüchternheit verhinderten jedes Vertrauen. Die täglichen Feste, das freie selbstständige Walten in ihrem Palaste that ihr wohl und sie behandelte ihren Gemahl mit liebender Aufmerksamkeit.

Der Graf gab in seiner Wohnung glänzende Feste, wobei die Gräfin mit bezaubernder Anmuth die Honneurs machte. Dabei fehlte der junge Pole nie, den der Graf auch zu den Privatzirkeln der Gemahlin einlud. — Eines Tages wagte der Jüngling, allein mit Cordelia, einige Andeutungen, die sie erschreckten. Als sich ihr Gemahl abends entfernen wollte, bat sie ihn noch bei ihr zu verweilen und eröffnete ihm, sie vermuthe, der Pole habe schon vor ihrer Verheirathung Leidenschaft für sie empfunden; sie bitte darum ihren Gemahl, den Offizier nicht wieder einzuladen.

„Und lieben Sie ihn nicht, Cordelia?" fragte der Graf unbefangen.

„Ich?" erwiederte sie erröthend, „ich bin ja Ihre Gemahlin."

Der Graf schwieg einen Augenblick, so viel Unbefangenheit hatte er nicht erwartet.

„Liebe Cordelia!" sagte er endlich, „dem Herzen läßt sich nicht gebieten; ich glaube bemerkt zu haben, daß der Offizier Ihnen nicht gleichgültig ist."

Cordelia brach in Thränen aus. „O," rief sie, „das habe ich nicht um Sie verdient. Der Pole ist ein Jugendbekannter von mir; ich traf ihn nach langen Jahren wieder in Berlin und er war mir wirklich nicht gleichgültig, aber seit ich Ihre Braut, Ihre Gemahlin wurde, habe ich jeden Gedanken an ihn verbannt. Graf, wenn Sie auch keine Liebe für mich empfinden, so werde ich doch stets Ihre treue tugendhafte Gemahlin seyn."

(Fortsetzung folgt.)

---

## Winckelmann's Gedächtnißfeier.

*Mitgetheilt von einem Deutschen in Rom.*

In diesen Blättern sind wohl einige Worte gestattet über ein wissenschaftliches Institut in Rom, das vorzugsweise von Deutschen begründet und durch die Protection eines deutschen Königs gefördert, auf einige Theilnahme von Seiten Deutschlands Anspruch machen kann; es ist dieß das Institut für archäologische Correspondenz. Die Gründung desselben im Jahr 1829 fiel in eine Zeit, in der die archäologischen Entdeckungen in den Gräberstädten des alten Etruriens von Tag zu Tag sich dermaßen mehrten, daß ein Mittelpunkt für diese Studien nöthig wurde, um die Früchte derselben namentlich den Gelehrten jenseit der Alpen zu gute kommen zu lassen. Daß das Institut in dieser Beziehung seine Bestimmung erfüllt habe, können seine Schriften beweisen, die reichste, für den Gelehrten unentbehrliche Fundgrube archäologischen Materials, welches ohne dieses Gesammtarchiv nur mit der größten Mühe und überdieß doch nur höchst unvollständig in der wüsten Broschürenliteratur Italiens zusammengesucht werden könnte. Die Verhältnisse haben sich jetzt einigermaßen geändert, die Entdeckungen werden spärlicher, eigentliche Neuigkeiten seltener. Auch das Institut muß sich daher gewissen Modificationen unterwerfen. Die Schriften können nicht mehr vorzugsweise Ausgrabungsberichte liefern. Die wöchentlichen Sitzungen im Winter, welche den Verkehr einheimischer und fremder Alterthumsfreunde zu vermitteln bestimmt sind, können nicht mehr als eben so viele Ausstellungen neu entdeckter Denkmäler betrachtet werden, sondern müssen sich mehr bestreben, eine systematische Behandlung des angehäuften Stoffes anzubahnen, und bisher Vernachlässigtes an's Licht zu ziehen und gehörig zu würdigen. Als eine solche Nachlese bot die heurige Festsitzung zur Feier von **Winckelmann's Geburtstag** noch immer des Interessanten genug. Nach der Eröffnungsrede des Vicepräsidenten, Comm. Legationssecretär **Kestner**, ergriff zuerst Professor **Orioli** das Wort, um aus den längst zu Tage liegenden Resten seiner Vaterstadt Viterbo das ihr gebührende Alterthum zu vindiciren. Denn während die jetzige Stadt, wie rein historisch nachgewiesen ist, erst der Longobardenherrschaft ihren Ursprung verdankt und die klassischen Schriftsteller über eine römische Niederlassung an ihrer Stelle gänzlich schweigen, deuten mittelalterliche Chronisten auf deren Existenz zwischen der jetzigen Stadt und dem allen Lesern des Dante bekannten Bulicame. Ruinen von Stadtmauern, Gebäuden, Gräbern, christlichen Katakomben bestätigen dieß und an dieser Stelle gefundene Inschriften geben uns den Namen dieser Stadt: Surrena nova. Der Name der „neuen" führt auf eine ältere, die ebenfalls nachweisbar. Der Colle del duomo, der in seiner natürlichen Lage alle die Eigenthümlichkeiten zeigt, welche etruskische Städteanlagen charakterisiren, bewahrt noch jetzt in massenhaften Substructionen die Spuren etruskischen Anbaues und auch die Gräber, die sich regelmäßig in Etrurien auf den einer Stadt gegenüberliegenden Hügeln finden, fehlen nicht zur Bestätigung. Die feste Lage des Ortes veranlaßte wahrscheinlich die Römer, die Einwohner nach der ebnern Gegend von Surrena nova überzusiedeln. Spuren einer dritten Niederlassung in der Nähe, Vegentia, führen auf die Zeit des Verfalls, welche neue Befestigungen gegen die Einfälle der Barbaren nöthig machten. Orioli sprach frei, mit einer Einfachheit und Klarheit, die ich allen deutschen Professoren wünschen möchte, und ich gebe daher den Römern vollkommen recht, die ihm jetzt als Professor ihren vollen Beifall zollen, während sie sich mit der Schwülstigkeit seiner Journalartikel nicht befreunden konnten. Der zweite Vortrag des Dr. **Henzen** beschäftigte sich mit den Tesseren (Billets) der Alten, von denen Comm. Kestner während seines langen Aufenthalts in Rom die vollständigste vorhandene Sammlung zusammengebracht hat. So winzig diese Gegenstände erscheinen, so zeigt sich doch auch hier wieder von neuem, wie die Alten selbst dem Untergeordnetsten künstlerischen Schmuck zu verleihen sich bestrebten, und geben außerdem manchen Wink über Eintheilung des Theaters, über öffentliche Mahle, Getreidespenden und die unsinnigen lotterieartigen Preisvertheilungen, an denen sich die spätern Kaiser erlustigten. Solche Tesseren waren es z. B., die Eliogabel bei öffentlichen Spielen ausstreute, und die dem Finder, sey es zehn Fliegen oder zehn Kamele, sey es zehn Kohlköpfe oder zehn Pfund Gold u. s. w. eintrugen. Endlich legte Dr. **Braun** die Abbildungen der bei den Jesuiten aufbewahrten sogenannten Kirchner'schen Liste vor, deren in die Bronze gravirten Linearzeichnungen bei Künstlern und Gelehrten für als die vollendetsten uns aus dem Alterthum überkommenen längst anerkannt sind, ohne daß eine höhern Ansprüchen genügende Nachbildung bis jetzt erschienen wäre. Ein leider unmittelbar nach der Vollendung seiner Meisterarbeit gestorbener junger Kupferstecher, **Wiesner** aus Prag, hat dieselbe jetzt mit einer solchen Liebe und Sorgfalt geliefert, daß sein Stich unter allen bisherigen archäologischen Abbildungen vielleicht den ersten Rang einnimmt. Da der Gegenstand der Darstellung, die Besiegung des Bebrykerkönigs Amykus durch Pollux im Faustkampf, als bekannt vorausgesetzt werden mußte, so beschäftigte sich dieser Vortrag besonders mit den Eigenthümlichkeiten des Styls im Vergleich mit dem Styl anderer Arten antiker Zeichnung, namentlich der Vasen und Wandmalerei. Zu diesem Behuf waren eine

prächtige Amphore aus dem Besitz des Hrn. Giust. Basseggio mit der Darstellung eines bacchischen Thiasus, so wie die Abbildungen etruskischer Grabgemälde aus Chiusi ausgestellt. Die Entdeckung derselben wird dem durch seine Ausgrabungen in den letzten Jahren rühmlich bekannten Hrn. François verdankt. Die Darstellungen sind, wie häufig in Grabgemälden, Leichenspiele, jedoch mit manchen Eigenthümlichkeiten, deren Würdigung den Erörterungen der Institutsschriften überlassen bleiben muß.

## König Hadding.

Von Anastasius Grün. *)

Viel Dänenschiffe ankern und lauern,
Die Fracht zu löschen in Luna's Mauern.

Die Fracht sind Krieger, Nordlands Sprossen,
Doch solcher Fracht ist der Hafen verschlossen.

Sie bergen ihr Thun, daß selbst die Wellen
Dem Strand nichts plaudern im Zerschellen.

Das Leben am Bord so todt, eintönig!
Da ward ein Vogler Hadding, der König.

Das Orlogschiff in den grünen Fluten
Ist Tenne mit Vogelgarn und Ruthen;

Da fängt der König mit Locken und Listen
Die Vöglein all', die im Städtchen nisten.

Der Veste Mauern überragen
Das Herz der Bürger, die voll von Zagen.

Da klirren nicht Waffen, nur Glocken wimmern,
Nicht Panzer glüh'n, Meßkleider schimmern.

Im Dom knie'n Bischof und Statthalter,
Die Litanei ringt mit dem Psalter.

Sturmleitern schlägt ihr Gebet zu Gotte,
Daß er zerblase die Feindesflotte!

Der Bischof blickt zum Gewölb nach oben,
Von Spitzennetzen ist's ganz umwoben.

„Nun sprecht, ihr stummen Wetterpropheten,
Was bringt der Himmel auf unser Beten?"

Stumm hängt das Gewebe, schaukelnd linde,
Als rührten Fahnen leis' im Winde.

Sind sie erhört vom milden Gotte?
Die schwarze Flagg' aufhißt die Flotte!

Die Masten schwarze Segel tragen,
Der Bord ist in schwarzes Tuch geschlagen.

Zum Strande rudern, wie schwarze Schwäne,
Mit Trauergesängen rudernde Kähne.

Hadding ist todt! Schon fleh'n zwei Boten
Um Grab und Seelenamt für den Todten.

Jetzt steht die Bahr' im Gotteshaus,
Vorschmeckt der Bischof den Leichenschmaus.

Der Bischof blickt zum Gewölb' beim Beten:
„Wie nun, ihr frommen Wetterpropheten?"

Ihr grau Geweb' ist stumm wie ein Hauch,
Nur regt sich's kräuselnd wie schwarzer Rauch.

Requiem singen Priester, Leviten,
Das Rauchfaß schwingen die Akolythen;

Welch Rufen! Den Tod aus den Gräbern schreckt's,
Und Hadding, den todten König, erweckt's!

Er springt aus dem Sarg in Rüstung und Waffen,
Das Rauchfaß stürzt aus der Hand dem Pfaffen.

Den Kriegern in Stahl die Mäntel entfallen,
Wie Auferstandne aus Gräbern wallen.

Da blinkt auch das Schwert vom jüngsten Tage,
Da klirrt auch des Richters eherne Wage.

Und von den Schiffen die Vöglein von gestern,
Frei fliegen sie heim zu ihren Nestern.

Zu prasselnden Schwertern prasselnde Flammen!
Wehklag' und Jubel verklingen zusammen.

Die Stadt ist Schutt! Der Schiffe Raum
Birgt eines Perserkönigs Traum.

Vom Strand zum Schiff schon Brücken lagen,
Nach Norden den Nordlandskönig zu tragen.

Der Bischof geleitet ihn zur Flut:
„Bau uns den Dom, ein Vogtherr gut!"

Der König rasch zum Volk gekehrt,
Stößt tief in den Strand sein Eisenschwert:

„Da kniet! Macht nie dies Kreuz zu Spott!
Wer selber sich hilft, dem hilft auch Gott."

*) Aus dem von C. Herloßsohn in Leipzig herausgegebenen „Vergißmeinnicht für 1848."

## Tabletten.

*** Welches ist nun der echte Trauring des Dr. Martin Luther? Vor einigen Tagen geschah in diesen Blättern eines solchen Erwähnung; er sollte durch erbliche Ueberlieferung auf gradem Wege von Luther herrühren und sich gegenwärtig im Besitze einer Familie zu Prag befinden. Der Beschreibung nach mit diesem übereinstimmend war im Jahr 1844 von einem Mädchen, welches mit ihrer Dienstherrschaft reiste, vor dem Thore von Zittau auf der Straße nach Bautzen ein Ring gefunden worden, nur mit dem Unterschiede, daß im Innern desselben nach dem Namen außer der Jahreszahl 1525 noch der 31. October als Datum eingeschnitten war. Der gegenwärtige Besitzer dieses Ringes soll der Justizrath von Plaetz in Kamin seyn. Ein dritter Ring befindet sich im Besitz einer Familie in Schmalkalden und stammt durch erbliche Ueberlieferung aus Frankfurt a. M. Derselbe zeigt in alterthümlichen Buchstaben die Inschrift: D. Martino Luthero Catharina v. Boren, 13. Juni 1525, und ist von 14karatigem Golde, gestochen, getrieben und durchbrochen, so daß dieses Durchbrochene auf der äußern Seite die Marterwerk-

zeuge darstellt: ein Spieß, die Stange mit dem Schwamm, die Ruthe, die Würfel und ein Brustbild, wahrscheinlich das eines Kriegsknechtes. Die Dornenkrone wird fast durch einen Granat bedeckt und über demselben steht J. N. R. J. Auf der andern Seite befindet sich das Schwert, die Leiter, der Strick und der Hammer. Dieser Ring ist mit vieler Sorgfalt gearbeitet und hat zwar das Gepräge des Alters und Alterthümlichen, ist aber doch noch recht gut erhalten. Dieser letzte Ring unterscheidet sich dadurch von den beiden zuerst genannten, daß er von 14karatigem Golde und in der innern Seite mit dem Datum des 13. Juni versehen ist, während der, welcher sich in Prag befindet, bloß die Jahreszahl 1525 ohne Datum nennt und derjenige im Besitze des Justizrath von Platz in Kamin mit dem Datum: 31. October 1525 versehen ist. Nach der gewöhnlichen Annahme soll aber die Trauung des Reformators im Juni 1525 stattgefunden haben. Jedenfalls ist nicht zu übersehen, daß recht gut zwei ächte Trauringe vorhanden seyn können, da ja die Trauringe ausgetauscht zu werden pflegen. Der eben in Schmalkalden befindliche Ring deutet durch seine Inschrift darauf hin, daß ihn Martin Luther von seiner Verlobten empfangen hatte; einen der andern mag Katharina von Bora als Geschenk ihres Gatten getragen haben.

*** Justinus Kerner theilt im neuesten Heft seines „Magikon", eines in Stuttgart erscheinenden Archivs für Beobachtungen auf dem Gebiet der Geisterkunde und des magnetischen und magischen Lebens, unter andern höchst merkwürdigen Spuk-, Geister und Gespenstergeschichten auch folgende mit: Herr v. Kleist und sein Freund Herr v. Wintergarten gingen nach der Schlacht von Leipzig über das Schlachtfeld und trafen einen schwerverwundeten französischen Offizier, der sie flehentlich bat, seinem Leiden ein Ende zu machen und ihn vollends zu tödten. — Die beiden Freunde gingen aber fort, um einen Chirurgen zu holen, der dem Offizier beistehen solle. — Dieser aber, da er sah, daß sie seine Bitte nicht erfüllen wollten, rief ihnen die gräßlichsten Flüche und Verwünschungen nach. Längere Zeit nach diesem Vorfall wollte Kleist einen Oheim in den Rheingegenden besuchen, sein Freund Wintergarten begleitete ihn, sie trafen den Oheim nicht zu Hause, und machten deßwegen einen Spaziergang mit einander, auf diesem Gang kamen sie an eine Ruine, in der ein noch ziemlich gut erhaltener Thurm war, es war eine schöne Mondscheinnacht, und da der Oheim noch nichts von ihrer Ankunft wisse, also auch nicht in Sorgen um sie seyn könne, so beschlossen sie, hier über Nacht zu bleiben. Der Wächter, dem sie es sagten, rieth ihnen ab, es zu thun, der Thurm sey nicht zum Bewohnen eingerichtet und habe keine Betten u. s. w. Da sie aber doch nicht davon abstehen wollten, sagte er ihnen: es sey in diesem Thurm nicht sicher vor Gespenster und sie würden gewiß unglücklich, wenn sie hier blieben; dieses reizte sie aber um so mehr — sie blieben, ließen sich Licht bringen — und setzten sich an einem Tischchen, jeder eine geladene Pistole vor sich und zwei Lichter, einander gegenüber und redeten so lange mit einander. — Mitternacht war vorüber, ohne daß ihnen etwas begegnete; auf einmal sah Kleist, daß die Thüre aufging und der französische Offizier, der ihnen die fürchterlichen Flüche und Verwünschungen nachgerufen hat, trat herein, und auf einem Teller hielt er den Kopf von Wintergarten, den er Kleist hinreichte. Dieser ganz darüber entsetzt, wehrte ihn von sich ab — der Franzose drang aber immer heftiger auf ihn ein, und Kleist nahm in der Verzweiflung seine Pistole und feuerte sie auf die Erscheinung ab — er erwachte — und sein Freund Wintergarten lag todt vor ihm, die Kugel war mitten durch die Brust gegangen. Kleist war von diesem Augenblick an wahnsinnig." Es liegt in dieser frappanten Geschichte ein tiefer poetischer Zauber.

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Auch Clemens Brentano ist nun bei dem englischen Publikum eingeführt worden. Unser Mitarbeiter J. W. Appell, hat eine Uebersetzung der noch viel zu wenig geschätzten „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl" veranstaltet und mit einer umfassenden literarischen Einleitung und Biographie des Dichters begleitet. Diese Erzählung, worin wir Brentano's Muse von ihrer liebenswürdigsten Seite kennen lernen und die durch ihre tiefe Erfassung des deutschen Volksgeistes, ihre edle absichtslose Einfachheit, als ein unvergängliches Muster dasteht, ist, durch Elisabeth Becher übersetzt, bei Chapmann in London erschienen. Englische Blätter sprechen sich über die Uebersetzung selbst günstig aus; der Name unseres Dichters scheint aber in dem brittischen Insellande noch durchaus fremd und unbekannt und wir müssen billig fragen: Was ist deutscher Ruhm? wenn ein Recensent im Spectator glaubt, Brentano's Erzählung sey das Product irgend eines deutschen Tugendschriftstellers und überhaupt von der ganzen romantischen Schule, über welche Appells Einleitung Näheres mittheilt, kein Wort zu wissen scheint.

Heute Sonntag wird in Darmstadt zur Feier des Geburtsfestes Sr. k. Hoh. des Großherzogs, welcher an diesem Tage sein 70. Jahr zurücklegt, die große vieraktige Oper „Katharina Cornaro" unter Leitung des Componisten Franz Lachner von München, im dortigen Hoftheater gegeben werden, in des Tages und des Werkes selbst würdiger Ausstattung. Bekanntlich hat diese Oper in Berlin, wo sie bereits 27mal über die Bühne ging, in München, Brüssel und Mannheim schon den größten Beifall gefunden, da sie eines der großartigsten neuesten Werke deutscher Musik ist. In ehrenvoller Anerkennung ihres Werthes wurde Herr Lachner zum Ritter des großherzogl. luxemburgischen Ordens der Eichenkrone ernannt, auch als Mitglied der Akademie der Musik ꝛc. aufgenommen.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Sonntag, den 26. December. Oberon, König der Elfen, große romantische Feenoper in 3 Abtheilungen, nach dem Englischen des Planché, von Th. Hell. Musik von C. M. von Weber. (Die wandelnde Decoration des 2. und die Schlußdecoration des 3. Aktes sind von Herrn Mühldorfer, Maschinist und Decorationsmaler des großh. Hoftheaters zu Mannheim.

Montag, den 27. December. (Zum Erstenmale wiederholt) Der Weg durch's Fenster, Lustspiel in 1 Akt, aus dem Französischen, von W. Friedrich. — Hierauf: (Zum erstenmale) Der Rechnungsrath und seine Töchter, Originallustspiel in 3 Abtheilungen, von L. Feldmann.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.

Nr. 357. Dienstag, den 28. December 1847.


## Talleyrand in Berlin.

Novelle von Elise v. Hohenhausen, geb. v. Ochs.

(Fortsetzung.)

Der Graf ging einigemale auf und ab, dann setzte er sich neben die weinende Cordelia und ergriff ihre Hand. „Liebe," sagte er, „die Zeit ist gekommen, wo ich reden muß — alles, was Sie Tugend und Treue nennen, halte ich für ein Vorurtheil."

„Heilige Jungfrau!" rief Cordelia, denn sie war in der äußeren Form der katholischen Religion erzogen; „Tugenden und Treue ein Vorurtheil, da ist Gott und Unsterblichkeit auch nicht mehr."

„So ist es," erwiederte der Graf.

„Und wenn das alles ist, was denn ist etwas?

„Klugheit, Wissenschaft, Macht, Lebensgenuß, Ehre."

„Lieber Graf," sagte Cordelia, „das alles scheint mir gerade nichts zu seyn."

„Sie sind noch zu jung, um das zu fassen; Sie kennen die Welt nicht, meine Liebe; auch will ich Ihnen Ihre Grundsätze nicht rauben, aber erfahren müssen Sie, wie wir miteinander stehen.

„Ich habe seit meiner frühen Jugend der Philosophie gehuldigt. Der unsterbliche Diderot war mein Lehrer, aber er konnte mich weder vor Thorheit noch vor Unglück behüten. Ich wurde sehr unglücklich in Paris, schmerzlich getäuscht, das war meine Schuld. Warum sollt' ich vor Ihren unschuldigen Augen ein Gemälde aufrollen, was Ihnen besser unbekannt bleibt. — Genug, ich verließ Paris mit zerrütteter Gesundheit, ohne Hoffnung, je Familienfreuden empfinden zu können."

„Und dennoch verheirathen Sie sich?" fiel Cordelia ein.

„Hören Sie mich, Theuerste. Ich erscheine Ihnen gewiß ungerecht und grausam, aber so ist es nicht. Ihre Erscheinung bezauberte mich; meine Verwandten, der König selbst ermunterten mich schon lange zur Ehe; meine Güter sind Lehen; habe ich keinen Sohn, so gehen sie nach meinem Tode auf die Söhne meines Bruders über. Dieser hegt keine brüderlichen Gesinnungen gegen mich; ich liebe seine Kinder nicht. — So faßte ich den Entschluß, vor der Welt eine Scheinehe zu schließen, und meine Gemahlin sollte dann eine Gewissensehe mit dem Manne ihrer Liebe eingehen; die Kinder dieser Ehe wären meine Erben. Sehen Sie, Cordelia, ich habe Sie nicht um Familienglück bringen wollen."

„Aber," fiel sie ein, „warum wollen Sie den Fügungen der Vorsehung zuwiderhandeln, warum die Kinder Ihres Bruders der Erbfolge berauben?"

„Aus zweierlei Gründen; weil ich an keine Vorsehung glaube, sondern meine, es giebt keine andere Vorsehung wie unsere Vernunft, dann aber auch, weil ich Sie bis zur Anbetung liebe, Cordelia, und Ihre Kinder, nicht die meines Bruders zu Erben wünsche."

Nur ein Wunder hätte Cordelia retten können. Die Sophistik des Grafen übertäubte ihren noch unentwickelten Verstand. Sie wußte es nicht, daß die Gebote Gottes die innigsten, heiligsten Gebote unserer höheren Natur sind, aber sie sollte es erfahren, daß der Frevel, der an ihnen begangen wird, sich durch Verzweiflung rächt.

Nach einiger Zeit schloß der schöne Cheruskerfürst einen förmlichen Vertrag mit dem Grafen, wodurch er sich zu einer Gewissensehe mit der Gräfin verpflichtete; aber vergebens wartete der Graf auf einen Sohn aus dieser strafbaren Verbindung. Nach zwei Jahren wurde die Gräfin Mutter einer Tochter.

Ihr Seelenzustand war fortdauernd unruhig. Sie fühlte wohl, daß das Recht nicht das Licht zu scheuen braucht und es erbitterte sie darum, ihr Verhältniß zu dem Offizier geheim halten zu müssen. Die Gegenwart ihrer Tochter bedrückte sie, weil sie ihr eine fortdauernde Lüge aufnöthigte; oft vergaß sie sich in heftigen Aeußerungen so sehr, daß der Graf sie dringend aufforderte, ihr Verhältniß zu ihm zu schonen.

Im Zwiespalt mit sich selbst, von der Welt und ihren Freuden wenig angezogen, ergab sich die Gräfin dem Studium und fand darin augenblickliche Befriedigung, die um so schmerzlicher gestört wurde, als sie nun bald einsah, daß der junge Offizier, mit dem sie lebte, arm an Geist sey. Ihre Neigung zu ihm verwandelte sich nun in Widerwillen und ihr Inneres ward immer leerer und trostloser.

Um diese Zeit kam Talleyrand nach Berlin, er war ein schöner geistreicher Mann von vierzig Jahren und sein Hinken schadete dem Interesse, das seine Erscheinung den Damen einflößte, so wenig, wie später dem Dichter Byron. Die Gräfin A**** besaß eine ausgezeichnete Bibliothek; Talleyrand bat um Erlaubniß diese benutzen zu dürfen. Er las Rousseau's Heloise mit ihr und wunderte sich, daß die Gräfin in Thränen zerfloß, als Julie von Wolmar zur Tugend zurückkehrte. — Das Gerücht und das Vertrauen enthüllten ihm bald ihre Verhältnisse.

Der Atheismus des Grafen gestattete seiner Gemahlin keinen Beichtvater, aber Talleyrand nahm diese Stellung ein. Er beleuchtete die Verhältnisse der Gräfin mit der Fackel der Religion, sprach sie von aller Schuld frei und erklärte nur ihren Gemahl für strafbar.

Die feurige junge Frau fühlte nun auf einmal einen Schleier fallen, eine Kette zerreißen, deren Druck ihr un-

erträglich geworden war. Sie gelobte sich, fortan auf dem Pfade der Tugend zu wandeln und trachtete für's erste, den jungen Offizier zu entfernen. Durch ihre Vermittlung wurde er nach Posen versetzt und erkrankte heftig aus Kummer über seine Trennung von der Gräfin. Talleyrand machte es ihr beinahe zur Pflicht, ihn wiederzusehen und zu trösten, aber Cordelia wollte es nicht thun.

Nach seiner Abreise machte ihr Gemahl ihr bittere Vorwürfe über die Aufhebung einer Verbindung, die alle seine Hoffnungen zerstörte; sie behandelte ihn mit Verachtung und wandte sich immer mehr Talleyrand zu, der ihr wie ihr Heiland und ihr Erretter erschien. — Bald erfaßte sie, wie einst die unglückliche L'Espinasse eine glühende Leidenschaft und Talleyrand benahm sich ganz wie Guibert, der die unglückliche Freundin d'Alemberts zu Tode quälte. Cordelia beschwor Talleyrand, sie ihren Verhältnissen zu entreißen und sie mit sich nach Frankreich zu nehmen, weil sie ohne ihn nicht zu leben vermöge.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Johann Ladislav Pyrker's Bestattung.

(Aus der Allgemeinen Theaterzeitung.)

Schon hatte die frühe Winternacht am 2. December ihren Sternenmantel über die Erde gebreitet, als zwischen 5 und 6 Uhr Abends unter Fackelglanz und bei dem erschütternden Klange der Grabgesänge ein feierlicher Leichenzug aus dem hohen Thore des Neustädterhofes in Wien schritt, und unter dem Zudrange zahllosen Volkes durch die Straßen dahin wallte, welche nach der landesfürstlichen Pfarre zu St. Peter führen. Es war der Leichenzug Johann Ladislaus Pyrker's! Eine lange Doppelreihe von Dienerschaft eröffnete diesen Zug. Von den höchsten Herrschaften angefangen bis zu den zahlreichen Familien herab, welche durch die Bande der Achtung und Freundschaft mit dem hohen Verewigten verbunden gewesen, waren Diener zu diesem Grabgeleite entsendet worden. Ferner schritten vor dem Sarge her die barmherzigen Brüder, die Kapuziner, Franziskaner, Dominikaner und Redemtoristen, ferner die Alumnen des fürstbischöflichen Alumnates u. s. w. Sodann erschienen, vor dem Sarge einhergehend, Se. Excellenz der Bischof von Szathmar, Johann Ham, k. k. wirklicher geheimer Rath (die Bisthümer Szathmar, Kaschau, Rosenau und Zips sind Suffraganbisthümer des Erlauer Erzbisthums), dann Herr Anton Karner, erwählter Bischof von Bacz, königlich ungarischer wirklicher Hofrath, Doctor der Theologie, Propst des Adalbert, Domherr des Raaber Capitels, Wieselburger Archidiakon u. s. w. und Herr Alexander Levay, Domherr von Erlau, Propst des heiligen Petrus von der Erlauer Festung, u. s. w. Der Sarg, in welchem der Leichnam des verewigten Dichters und Patriarchen-Erzbischofs ruhte, war mit den Zeichen der hohen Würden des Entschlafenen und mit Blumen geschmückt, und wurde von den Alumnen des Pazmanyschen Collegiums (Generalseminarium für theologische Zöglinge aus den verschiedenen Diöcesen des Königreichs Ungarn, gestiftet von dem Primas und Cardinal Peter Pazmany im Jahr 1618) getragen. Unmittelbar hinter dem Sarge schritten Herr Gabriel Mariassy de Markus-et-Batisfalva, Domherr von Erlau, und Herr Joseph Tarkanyi, Ceremoniarius des Verewigten, welchen sich ein langer Zug von Freunden und Verehrern des nun in Gott ruhenden Erzbischofs anschloß. Um allenfalls laut werdenden Aeußerungen vom Auslande her zu begegnen, muß hier erwähnt werden, daß weder der k. k. Akademie der Wissenschaften, deren verehrtes Mitglied der verewigte Patriarch-Erzbischof gewesen, noch den hiesigen Gelehrten, Schriftstellern und Dichtern Nachricht von der stattfindenden Leichenfeier gegeben ward, und daß es daher denselben unmöglich gewesen ist, die schmerzliche, aber theuere Pflicht zu erfüllen, durch ihre Begleitung des Zuges dem hohen Entschlafenen den letzten Beweis ihrer Verehrung, Achtung und Liebe zu bringen.

Der feierliche Zug, welcher im Schimmer der zahlreichen Wachsfackeln im Schleier der Nacht einen höchst ernsten, die Seele ergreifenden Eindruck erzeugte, bewegte sich über den hohen Markt, durch die Tuchlauben, über den Graben und durch die Jungferngasse zu dem Hauptthore der landesfürstlichen Pfarrkirche zu St. Peter, in welche der Sarg getragen und sodann die feierliche Einsegnung des Leichnams, nach den Vorschriften der katholischen Kirche durch Se. Excellenz den Herrn Bischof von Szathmar, als Pontificant, mit den oben erwähnten infulirten Assistenten erfolgte.

Der Sarg blieb diese Nacht hindurch in der St. Peterskirche aufgestellt und es wurden fortwährend Gebete an demselben abgehalten.

Am 6. December, um fünf Uhr Morgens, wurde derselbe in den Reiseleichenwagen gebracht und in Begleitung des Herrn Gabriel Máriássy, Domherrn von Erlau, und des Herrn Ceremoniarius Joseph Tárkányi nach dem Cistercienserstifte Lilienfeld abgeführt. Die Reise dahin ward in zwölf Stunden zurückgelegt. Um fünf Uhr Abends hielt der Zug am Thore der altehrwürdigen Abtei. Ruhend im Sarge lag die irdische Hülle dessen vor diesem Thore, der vor 55 Jahren als ein blühender Jüngling schüchtern hier angepocht und das Ordenskleid St Bernhards erfleht hatte. Emporgestiegen war jener ruhlose Jüngling zu den höchsten Würden; er hatte unvergänglichen Ruhm an seinen Namen geheftet, doch nimmer vergaß sein dankbarer Sinn die stillen Zellen der Abtei, in der er jene Bahn betreten. Im Angesichte dieses ihm heiligen Hauses begehrte er zu ruhen, nach dem wohlvollbrachten Lauf. Harmonisch schwoll der Klang des feierlichen Geläutes durch die Abendstille, zu empfangen den Wanderer an heiliger Ruhestätte. Abt und Convent waren versammelt, den Sarg mit der theuren Leiche zu empfangen. Die Conventualen hoben ihn auf ihre Schultern und trugen ihn im feierlichen Zuge durch die Kirche und den schönen Kreuzgang in die Capitelhalle; dort wurde der Sarg eröffnet und auf das Paradebett gestellt.

Am 7. und 8. December blieb hier der Leichnam im offenem Sarge, mit allen Attributen seiner hohen Würde, im Glanze schimmernder Kerzen, der öffentlichen Beschauung ausgesetzt; der Zudrang, den edlen Verklärten nochmal zu sehen, war sehr groß, besonders von dem Landvolke, welches von nahe und ferne herbeiströmte, und rings von den Gebirgen herabstieg, um an dem Sarge des Verewigten zu beten. Wohl mancher Aelpler mit weißem Haare, manch hochbejahrte Gebirgsbewohnerin hatte, am Stabe wankend, vom blühenden Enkel geführt, die weit entlegene Hütte verlassen, und war nach dem Stifte gezogen, den „guten Herrn" nochmals zu sehen, der in den Tagen ihrer Jugend als Pfarrer und Abt so oft die segnende Hand über ihr Haupt und ihr Haus erhoben, der, stets freundlich und mild, die Ihrigen in der Noth unterstützt, in Krankheit getröstet, im Tode gestärkt hatte; da trat wohl in manche greise Wimper die Thräne der Erinnerung und Dankbarkeit, und diese Thränen werden nicht ungezählt geblieben seyn von dem Herrn der Welt, der den edlen Greis, dem sie geweiht waren, zum Lohne seiner

Tugenden in das Reich des Lichtes und der Seligkeit abgerufen.

Am Donnerstag den 9. December, fand in der Stiftskirche um 9 Uhr Morgens der feierliche Trauergottesdienst und die Einsegnung des Verewigten statt. Herr Anton Buchmayr, Bischof von St. Pölten, Commandeur des österreichischen kaiserlichen Leopoldordens, k. k. wirklicher Hofrath, Doctor der Theologie, emerit. Rector Magnificus und Kanzler der Wiener Hochschule, ein vieljähriger Freund des Verklärten, pontificirte, assistirt von dem infulirten Dompropst und Consistorialrath Adam Oehl, dem Domdechant, Consistorialrath und Kanzler Joseph Schmorn, dem Domscholasticus und Consistorialrath Leopold Bruckner (von dem Domcapitel von St. Pölten) und dem Herrn Abt von Lilienfeld, Ritter des österreichischen kaiserlichen Leopoldordens, Ambros Becziczka, im Beisein des gesammten Conventes und einer zahlreichen Menge von Andächtigen. Nach dem Hochamte und der Einsegnung ward der Sarg von den Ordensbrüdern nach dem Kirchhofe getragen, und dort, an der im Leben von ihm selbst gewählten und bezeichneten Stelle in den Schooß der Erde gesenkt. In dem feierlichen Grabgeläute, welches diesen ergreifenden Moment begleitete, verstummte mit einemmale ein Laut in dem Accorde der ehernen Zungen. Durch einen sonderbaren Zufall fiel plötzlich an der, von Ladislav Pyrker gestifteten, nach ihm genannten Ladislav-Glocke der Schwengel aus seinem Gelenke. Ihr letzter Klang verhauchte, es war der Ruf zu dem Grabe ihres Stifters gewesen! — So ruht nun Johann Ladislav Pyrker im Kreise der geliebten, ihm vorangegangenen Brüder, unter dem grünen Hügel. Ein einfacher Denkstein, mit von ihm selbst angegebener Inschrift wird der Nachwelt die Grabstätte eines der edelsten und ausgezeichnetsten Männer bezeichnen. Er ruht im Schooße des freundlichen Thales, an welches sich so viele ernste und freudige Erinnerungen seines Daseyns knüpften, zu dessen stillem Frieden er sich in allem Glanze, der sein Leben verherrlichte, so mächtig hingezogen fühlte! im Angesicht der Majestät der Gebirgswelt, deren inniger treuer Verehrer er durch sein ganzes Leben gewesen. Das Herz des Verewigten wird nach Erlau gebracht und dort in der Gruft des prachtvollen von ihm erbauten Domes aufbewahrt werden.

---

## Vor der Uebergabe von Freiburg.

**Von einem Augenzeugen.**

Ein Freiburger theilt dem „Schwyzerischen Volksblatt" folgende vom 27. October bis 13. November gemachte Aufzeichnungen mit, welche wir, obschon verspätet, ihrer lebendigen dramatischen Form wegen, und weil sie wirklich einiges Licht über die Ereignisse bringen, hier nachholen.

„27. October. Bern schneidet alle Kommunikation ab und verlegt Truppen an die Gränzen. Der französische Gesandte warnt den Rektor des Pensionats, seine Zöglinge zu entlassen. Er thut es nicht. Alles rüstet sich auf den Krieg, alle Truppen sind in der Stadt, alle Kirchen voll andächtiger Frauen.

28. October. Die Artilleristen und Karabiniers werden in die Forts verlegt; es rasselt durch alle Straßen, daß Einem das Hören vergeht. Alle Truppen zeigen den besten Geist, man ist in der besten Hoffnung des Sieges. Waadt schließt ebenfalls seine Gränzen; ein totaler Blokus, kein Brief, keine Zeitung mehr — das ist furchtbar langweilig. Mit jedem Tag wird der Angriff verkündet, und mit Ungeduld erwartet man ihn. Der englische Gesandte läßt die Zöglinge aus England und Irland im Pensionat abholen. Die, welche bis dahin am Ernst der Sache zweifelten, fangen an ernster zu werden.

1. November. Man hatte einen Ueberfall erwartet; doch nichts ist vorgefallen. Die Stadtgemeinde wird aufgeboten, um den Wachtdienst in der Stadt zu versehen, indem die Garde d'Etat und selbst die Landjäger für die Armee bestimmt sind. Es wird immer noch befestigt; Tag und Nacht, Sonn- und Feiertage, Alles gleicht sich. In diesem Zustande verlaufen zehn lange Tage. Niemand arbeitet, Alles in ernster Erwartung.

Am 10. November überschritten die eidgenössischen Truppen unsere Grenzen. Murten wird occupirt, die Truppen werden mit Freuden angenommen. In Stäffis ebenso. Dompierre, Surpierre, Chatel und Boll ebenso. Nirgends Widerstand, indem alle Mannschaft in und um die Hauptstadt ist. Viermal erhält General v. Maillardoz den Befehl, anzugreifen. „Es liegt nicht in meinem Plan," antwortet er immer, und die Feinde nähern sich immer mehr unsern Mauern.

11. November. Die Sturmglocke ertönt überall während vier Stunden; Alles ist gerüstet und wohlgemuth — ein nie gesehenes Leben! Ich stehe Wacht auf der großen Brücke, betend, aber ohne Furcht. Die Glocken schweigen und kein Feind zeigt sich. So vergeht der 12. November. Abends 4 Uhr langt ein Expresser vom französischen Gesandten an und fordert alle Franzosen im Pensionat auf, sogleich zu verreisen. Alle Straßen sind verrammelt, kein Wagen kann mehr durch. Der Rektor verweigert die Zöglinge, wird aber gezwungen, selbige zu entlassen. Die Jesuiten hatten bis auf den letzten Augenblick auf den Sieg oder sonstige glückliche Entwicklung gezählt und auch vorausgesagt. Die Zöglinge verreisen mit zwei Jesuiten über Stock und Wald während der Nacht, denn am 13. früh soll angegriffen werden.

13. November. Um 9 Uhr erscheint mit verbundenen Augen ein Parlamentär von Dufour. Nach zweistündiger Unterhandlung mit dem Staatsrath wird ein Waffenstillstand bis früh 7 Uhr den 14. abgeschlossen. Man athmet etwas freier, geht zu Bette, selbst während des Tages; denn man hatte lange keines Schlafes genossen. Gegen 5 Uhr ertönt Musketenfeuer und Kanonendonner — die Eidgenossen haben den Waffenstillstand gebrochen, heißt es; der Muth verändert sich in Rachegefühl, Alles eilt an seinen verlassenen Posten, die Trommeln rühren den hastigsten Generalmarsch; viele Truppen waren wegen dem Waffenstillstand in die Stadt spaziert. Das Kanoniren dauert eine halbe Stunde. Die Waadtländer unter Rilliet waren zu weit vorgedrungen; sie wurden gemahnt, sich zurückzuziehen, kamen aber immer näher. Da schossen Freiburger Karabiniers auf sie. Die Waadtländer gaben die Schüsse zurück. Ein Offizier (Neuhaus) ist mit nur zwei Kanonieren auf der Redoute beim Genze oben an dem Galgen; er kommandirt Feuer. Die Waadtländer schießen ebenfalls zwölf Kanonenschüsse und dringen bis in den Graben der Redoute vor, werden aber zurückgeschlagen und lassen zehn Todte und bei fünfzig Verwundete auf dem Platz. Das war ein kleiner Sieg, welcher begeisterte. In den Gassen wird das Salve Regina abgesungen. Nun eine Nacht, die ich nimmer vergessen werde. Morgen der Schlachttag! Alle zehn Schritte steht eine Wache, denn man fürchtet eine Bewegung in der Stadt. Nichts geschieht. Gegen zehn Uhr Abends fährt ein vierspänniger Wagen vor das Regierungsgebäude, zwei Herren steigen ein und der Wagen rollt fort. Uns sagt man, der Wagen soll die Blessirten abholen. Es war Lüge, denn es waren Parlamentäre, die zu Dufour

reißten, um zu kapituliren; Maillordoz hatte schon seine Demission gegeben und war verreist. Von dem Allem wußten wir nichts. Es ist ein seltsames Gefühl, zu denken: morgen der Schlachttag! Gegen 2 Uhr gibt man uns die Generalabsolution. Ich glaube nie eifriger gebetet zu haben. Um 6 Uhr in die Messe. Da geht das Gerücht, die Kapitulation sey geschlossen. Nach und nach geht Jeder nach Hause wie ein geschlagener Hund. Jeder schimpfte, was er konnte; Viele zerschlugen ihre Waffen, zerrissen die Fahnen rc. Hätte sich Maillardoz oder Fournier in diesem Augenblick gezeigt, man hätte sie erdrosselt. Gegen 9 Uhr langen Truppen und Landstürmer in größern und kleinern Haufen an; ebenso die Kavallerie. Die will sich nicht ergeben, sondern auf eigne Faust den Feind angreifen. Die Bewegung ergreift die ganze Stadt; der Hauptlärm ist auf dem Kanzleiplatz. Niemand kann die Leute besänftigen.

Dann kommt der Bischof, hält eine Predigt, die ihren Effekt nicht verfehlte. Die Truppen ziehen sich zurück. Da ertönt wieder der Generalmarsch. Ein Theil der Bürgerwache sammelt sich unter ihrer Fahne. In diesem Augenblick marschirt das deutsche Bataillon im Sturmschritt der großen Brücke zu mit nur drei Offizieren. Ihnen nach viele Gruppen Bewaffneter aller Art. Sie wollen auf die Division Ochsenbein losgehen, die bei Laupen in den Kanton eingebrochen war. Diese hoffen sie mit Hülfe des deutschen Landsturms aufzureiben. Ihnen nach der Bischof, um sie davon abzuhalten. Auch sie haben sich besänftigen lassen. Abends 4 Uhr zogen 15,000 Mann eidgenössischer Truppen in die Stadt ein. Keine Unordnung fiel vor. Der Montag war Freiburgs Unglückstag. Eine Menge Flüchtlinge und besonders viele Landstreicher langten in den Mauern an. Das Militär wurde möglichst aufgehetzt, damit es die Unordnung anhebe und die Landstreicher sich ans Stehlen machen könnten. Es gelang. — Man berechnet den Schaden im Pensionat auf 80,000 Fr; das war Alles in zwei Stunden fix und fertig. Die Bevölkerung ergreift ein grauser Schrecken. Taumelnde überall, denn sie haben die Keller geleert; eine Menge fremden und einheimischen Volkes unheimlichen Ansehens wogt in den Gassen, man singt die Marseillaise und führt die befreiten Gefangenen im Triumph durch die Gassen, beschimpft, droht, schreit rc. Kurz, es sieht häßlich aus.

Rilliet erläßt strenge Befehle für das Militär und erklärt die Stadt in Belagerungszustand. Alle Fremden müssen sogleich die Stadt verlassen — das macht guten Effekt. Dienstag Abends ist die Ruhe hergestellt. Die provisorische Regierung konstituirt sich. Das Uebrige haben Sie schon aus den Zeitungen vernommen."

## Tabletten.

*** Der Nationalhaß zwischen den Russen und Polen datirt sich von der früheren Eroberung Rußlands durch die Polen. Noch bedienen sich die Bewohner Moskau's des Namens „Lach" (d. i. Pole) als eines Schreckbildes für die Kinder, denen, wenn sie nicht artig sind, die Mutter zuruft: „gleich kommt der Lach und holt dich". Damit möchte es jedoch jetzt dasselbe Verhältniß haben wie mit der „Bluchère". Die lieben Pariserinnen nannten nämlich im Jahre 1815 so die Ruthe, womit sie ihren lieben Kindern drohten. Wahrscheinlich denken sie heute nicht mehr an den wackern Blücher, und haben seitdem sicher Gelegenheit genug gehabt, zu einer beliebigen Auswahl anderer zarten Umschreibungen und Bezeichnungen — der Ruthe.

*** Dr. Martius erzählt in seinen kürzlich erschienenen „Erinnerungen" von einem Erlanger Gelehrten folgenden ergötzlichen Zug: „Er war sehr empfindlich gegen die Kälte und verwahrte sich dagegen auf ganz besondere Art. Er hatte nämlich in seinem Zimmer ein Gerüste mit Staffeln errichtet, worauf er sich mit seinem Studiertische immer höher gegen den Plafond hin, in wärmere Luftschichten, retirirte, je kälter es ihm wurde."

*** Die Schnürbrüste waren in Rußland noch ganz unbekannt, als Peter der Große während der Reise nach Pommern mit einigen hannoverschen Damen tanzte. Betroffen sagte der Monarch nach dem Balle zu seinen Begleitern: „Wie teufelsharte Knochen haben doch die deutschen Frauenspersonen!"

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Der Katalog der reichen Kunstsammlung des verstorbenen Bischofs von Rottenburg, welche am 9. Februar in Stuttgart zur Versteigerung kommt, ist so eben von A. Liesching und K. ausgegeben worden. Man darf wohl sagen, daß in dieser interessanter Sammlung eine Geschichte der Kupferstecher- und Holzschneidekunst von ihrem ersten Ursprunge an bis zur neuern Zeit vor dem Auge ausgebreitet ist; — denn außer vielen prachtvollen Kupferwerken enthält der Katalog von mehr als 500 Meistern fast aller gebildeten Nationen die Namen und wenigstens eines ihrer Blätter, in der Regel aber mehrere, manchmal über hundert. Holzschnitte aus dem 15. und 16. Jahrhundert, worunter namentlich viele von Dürer, Schäufelein, de Necker, L. v. Kranach, u. A., führen uns die Formschneidekunst im ersten Keime und in der ersten Blüthe vor. Eine reichhaltige Porträtsammlung, eine Tempelsammlung von etwa 400 Blättern, viele hübsche Lithographien und Handzeichnungen älterer Künstler, so wie eine Sammlung von mehr als 1000 geographischen Karten und Planen, von Mercator an bis auf die neueste Zeit, ergänzen den Katalog der Art, daß derselbe für Kunstliebhaber und Kenner, für Historiker und Geographen gleiches Interesse darbietet.

## Frankfurter Stadt-Theater.

Montag, den 27. December. (Zum Erstenmale wiederholt) Der Weg durch's Fenster, Lustspiel in 1 Akt, aus dem Französischen von W. Friedrich. — Hierauf: (Zum erstenmale) Der Rechnungsrath und seine Töchter, Originallustspiel in 3 Abtheilungen, von L. Feldmann.

Dienstag, den 28. December. Der artesische Brunnen, Zauberposse mit Gesang von G. Räder. Erste Abtheilung: „Das Bergmännchen." Zweite Abtheilung: „Abd-el-Kader." Dritte Abtheilung: „Die Fremdenlegion." Vierte Abtheilung: „Die Versöhnung am Nordpol." Musik von mehreren Componisten.

Mittwoch, den 29. December. Don Juan, große romantische Oper in 2 Abtheilungen. Musik von Mozart.

Druck von August Osterrieth.

# Frankfurter Konversationsblatt.

**Belletristische Beilage zur Oberpostamts-Zeitung.**

**Nr. 358.** Mittwoch, den 29. December **1847.**

## Talleyrand in Berlin.

Novelle von Elise v. Hohenhausen, geb. v. Ochs.

(Fortsetzung.)

Der kluge Staatsmann gerieth durch Cordelia's Zumuthung in die peinlichste Verlegenheit und verwünschte seine Gutmüthigkeit, die ihn veranlaßt hatte, diese unglückliche junge Frau zur Tugend zurückzuführen, ohne zu ahnen, daß die ganze unbefriedigte Leidenschaft ihrer Seele sich auf ihn werfen würde. Sein Gemüth war zu sehr in Glanz-, Herrsch- und Habsucht untergegangen, um aufrichtige Liebe für sie zu empfinden. Früher Minister der auswärtigen Angelegenheiten hatte Talleyrand nach Sieyes Eintritt in's Ministerium seine Entlassung genommen, sah aber jeden Tag seiner Zurückberufung durch den ersten Consul entgegen. Bonaparte brauchte ihn, aber er kannte ihn auch, „Was hat Sie Talleyrand gekostet?" fragte er die Fürsten, die mit diesem Minister Geschäfte hatten.

Wie hätte der schlaue Staatsmann daran denken können, unter solchen Umständen durch die Entführung einer der ersten Damen in Berlin seinen Ruf zu compromittiren, da Bonaparte zu dieser Zeit so sehr nach Herstellung der sittlichen Ordnung trachtete? Talleyrand war zudem seit langer Zeit mit einer Pariserin versprochen und der erste Consul hatte ihm ein Breve vom Papst zugesagt, das ihm erlauben würde, die Ehe mit Madame Grant zu schließen.

Statt offen mit der Gräfin zu reden, nahm er zu diplomatischen Künsten seine Zuflucht. Er hatte erfahren, daß der unglückliche Pole, Cordelien's früherer Geliebter, heimlich nach Berlin gekommen war, um die Gräfin zu sehen. Sie schlug standhaft seine Bitte, ihr einen Besuch machen zu dürfen, ab; aber Talleyrand stellte sich, als glaube er, sie habe ihn empfangen und besuchte sie nicht mehr. Cordelia erschöpfte sich in Versicherungen, daß sie den Offizier nicht gesehen habe. Talleyrand schrieb ihr, er könne dem allen keinen Glauben beimessen; sie solle ihm die Wahrheit gestehen, dann wolle er ihr vergeben und sie wieder besuchen. Cordelia war auch hier nicht selbstständig; sie bekannte sich zu einer Schuld, von der sie sich frei wußte, nur um ihn wieder zu sehen. Talleyrand kam und behandelte die Gräfin wie eine unwürdige Frau, die nicht ohne Liebhaber leben könne und gegen die er darum keine Verpflichtungen mehr habe. „Ich reise ab," sprach der Heuchler, „um meine Liebe zu Ihnen zu vergessen. Sie haben sich dieser Empfindung unwürdig gemacht, trotz dessen verfolgt sie mich überall." Cordelia's Gemahl trat nun ein und darum konnte sie nichts erwiedern, aber ihr Herz wollte brechen.

Der Graf war mit Talleyrand einverstanden, er fürchtete, seine Gemahlin werde ihm heimlich und gegen seinen Willen nach Frankreich folgen und er wandte alle seine diplomatischen Künste an, um das zu verhindern.

Aber so viel Falschheit und Ungerechtigkeit vermochte nicht, das Herz der unglücklichen Frau umzuwandeln, wohl aber zu brechen.

In ihrem Schreibtische fand man später das Concept eines Briefes an Talleyrand, der den ganzen Zustand ihrer Seele enthüllte. Eine ursprünglich edle Natur ging unter in Leidenschaft und Verwirrung der Ideen von Recht und Unrecht. — Wenn das Volk den inneren Zustand mancher Paläste kennte, es würde ihre Bewohner nicht beneiden.

Cordelia an Talleyrand.

„Der Tag Ihrer Abreise ist also bestimmt. Sie entfernen sich, ohne mich wieder gesehen zu haben. Zum letzten Male will ich es versuchen, zu Ihrem Herzen zu reden. Ist es vergebens, so schweige ich auf ewig. Ich hoffe nichts mehr von diesem Briefe, ich habe nichts mehr zu hoffen.

„War nicht Cordelia's Ehre und Glück Ihr erster Beweggrund? Ja, diese zärtliche Zuneigung, dieser Wunsch mich wieder aufzurichten, zog Sie zu mir, fesselte Sie an mich. — Ich ehre Ihre Absicht, aber, Karl, hüten Sie sich, daß Sie, indem Sie mich glücklich machen wollten, nicht mein Verderben herbeiführen, daß Sie trotz der Reinheit Ihrer Absichten nicht bald traurige Betrachtungen anstellen müssen. Ihnen war es so leicht, mich glücklich und achtungswerth zu machen, mich auf den Pfad der Tugend zurückzuführen, und Sie stürzen mich in den Abgrund des Verderbens, zwingen mich, meine Zuflucht in der Ewigkeit zu suchen.

„Welche Tröstungen geben Sie mir? Welche Rathschläge? — Ich soll ein Heilmittel gegen die grenzenlose Leidenschaft, die mich verzehrt, in der Erfüllung meiner Pflichten als Gattin, Mutter und Geliebte suchen! O, welcher tödtende Hohn liegt darin, und das konnten Sie mir sagen? Nein, das ist zu grausam.

„Ich bleibe also allein, verzehrt von einer unheilbaren Leidenschaft, die erste, die einzige, die je meine Seele erfüllt hat. Reue und Vorwürfe quälen mich. — Meine Jugend, meine Gesundheit werden unterliegen, aber das ist das Wenigste. — Wenn nun meine Seele, um die unerträglichen Qualen zu vergessen, die Strenge der Sitten opferte, die ich bisher, trotz meines Fehltritts besaß, wenn ich gemein, verachtungswürdig würde, wäre das nicht Ihr Werk? Mit Ihnen lebend, würde ich mit Freuden alle meine Pflichten erfüllt haben. O, Karl, ich hätte Sie gezwungen, mich Ihrer würdig zu glauben. Ich hätte meinen Fehltritt durch das Uebermaß meiner Liebe aus-

gelöscht. Sie halten mich für eine sinnliche Frau, die Sklavin ihrer Begierden, die nicht ohne Geliebten leben kann. O, Karl, wüßten Sie, wie elend ich immer war, wie nur der Mangel an Beurtheilungskraft mich so tief erniedrigt hat. — Die Liebe hat mein Herz gereinigt, meinen Verstand erleuchtet, denn gewiß, ich war zur Tugend geboren. — Karl, verlassen Sie mich nicht, entreißen Sie mich diesen unwürdigen Verhältnissen, nehmen Sie mich mit sich nach Frankreich, dem schönen Frankreich, wo ich eine schuldlose Jugend mit Erwartungen des Glückes verlebte. — Ich will dort leben als Ihre Freundin, Ihre Schwester, Sie niemals verlassen, auf allen Ihren Reisen Sie begleiten unter fremdem Namen, alle Entbehrungen dulden, wenn ich nur bei dir bin, wenn du nur zu mir redest. — Karl, verlasse mich nicht, meine Liebe, deine Freundschaft machen mich fähig zur Tugend.

(Schluß folgt).

## Marie Louise.

Die soeben in Parma hingeschiedene Herzogin Marie Louise war eine Tochter Kaiser Franz des Ersten und Marie Theresiens von Neapel, und wurde am 12. December 1791 geboren, mit Napoleon am 11. März 1810 durch Procuration an Berthier, am 2. April, gleich nach ihrer Ankunft zu Paris, mit Napoleon selbst vermählt, dessen volle Zuneigung sie gewann. 1811 gebar sie ihm den König von Rom, den sie auch nach ihres Gemahls Abdankung noch eine Zeitlang erzog. 1812 begleitete sie ihren Gemahl nach Dresden und kehrte dann nach Paris zurück. Ehe Napoleon, 1812 wieder in Paris eingetroffen, im April 1813 wieder zur Armee abreiste, setzte er sie zur Regentin, jedoch mit großen Beschränkungen, ein. Marie Louise benahm sich auch in dieser Stellung, bei allen nachfolgenden Unglücksfällen, edel, wie ihre Reden nach der Schlacht von Leipzig im großen Rath, und ihr Aufruf an die Franzosen, Blois, 7. April 1814, beweisen. Sie mußte bei der Annäherung der Alliirten Paris am 29. März 1814 verlassen und begab sich nach Blois. Hieronymus und Joseph Bonaparte wollten sie bewegen, ihnen auch bis jenseits der Loire zu folgen: allein sie blieb in Blois. Graf Schuwalow brachte ihr von den für ihren Gemahl unglücklichen Ereignissen Kunde. Sie begab sich nach der Abdankung ihres Gemahls nach Orleans, und dann, von dem Fürsten Esterhazy begleitet, nach Rambouillet, und hatte zu Trianon eine Unterredung mit Kaiser Franz. Sie ging nun durch die Schweiz nach Schönbrunn, übernahm den 17. März 1816 die ihr bis zu ihrem Tode in dem Vertrag von Fontainebleau (11. April 1814) gesicherte Regierung von Parma, Piacenza und Guastalla, und hielt am 20. April ihren Einzug in Parma. Marie Louise führte den Titel Majestät.

An diese wenigen historischen Notizen knüpfen wir die Betrachtungen an, die der Nürnberger Korrespondent bei dem Tode der Fürstin anstellt, deren Leben mit den größten Begebenheiten dieses Jahrhunderts eng verflochten war, und die ausersehen schien, den Gang der Ereignisse in andre als die seit zwei Decennien gewohnte Bahn einzulenken:

Die Tochter eines deutschen Kaisers, die Gemahlin eines vom Artillerielieutenant zum Kaiser der Franzosen und zum allmächtigen Dictator Europa's emporgestiegenen und von seiner schwindelnden Höhe auf eine öde Insel des atlantischen Oceans in's Exil herabgeschleuderten Helden, die Mutter eines Kindes, das in der Wiege mit der Krone der Weltstadt geschmückt und der Erbe des größten Reichs der Welt war, um in zarter Jugend in den einsamen Gemächern von Schönbrunn zu verwelken, ist am 17. December als Herzogin von Parma dem Gatten und dem Sohne im Tode gefolgt. Welch' eine Fülle von Erinnerungen aus der denkwürdigsten Zeit des neuen Europa drängt sich um den Sarg, der die sterbliche Hülle dieser Fürstin umschließt! Denn wir sehen von hier zurück auf die neunzehnjährige Jungfrau, die, strahlend von Jugend und Schönheit, aus der klösterlichen Einsamkeit der kaiserlichen Frauengemächer den ersten, ahnungsvollen Schritt in's Leben that. Und in welches Leben! Auf den ersten, den glänzendsten Thron der Welt, den sie mit dem Manne theilte, vor welchem die uralten Königsgeschlechter Europa's sich beugten, in ein Leben, dessen Herrlichkeit die trunkene Seele vergessen ließ, was sie vielleicht niemals ernstlich bedacht, daß sie der Preis war, den ein trauernder Vater dem glücklichen Sieger hingab, der aus den Reihen des Volks zum Beherrscher der Welt emporgehoben worden durch dieselbe Revolution, welche vor kaum einem halben Menschenalter das Haupt einer andern österreichischen Kaisertochter, ihrer Großtante, auf dem Schaffot hatte fallen lassen; daß sie nur dazu bestimmt war, einem vom Volke neu aufgeschlagenen Thron die Weihe und den Bestand der Legitimität und einen den legitimen Fürsten Europa's ebenbürtigen Erben zu geben. Noch weniger konnte, von Pracht und Herrlichkeit umgeben, die jugendlich entzückte Fürstin ahnen, daß es damit ein so schnelles Ende nehmen, daß sie selbst bei dem Zusammensturz des riesenhaften Baues in so tragischer Weise betheiligt seyn sollte, ein Opfer für die Legitimität. Seltsam! Als der Graf von Provence in seinem Exil zu Hartwell die Kunde von der Vermählung Napoleon's mit einer österreichischen Kaisertochter erhielt, verschloß er sich mehrere Tage, für niemand sichtbar, in sein Cabinet, ließ darauf seinen kleinen Hof zusammentreten und bot allen denjenigen, welche nach Frankreich zurückzukehren wünschten, Pässe an, so unwiderruflich schien dem Prätendenten fortan seine Sache verloren. Und doch war diese Vermählung eine der wirksamsten Ursachen zum Sturze des Kaiserthrones. Napoleon selbst hat dieß auf St. Helena ausgesprochen. „Ein Sohn von Josephine," sagte er, „wäre mir nothwendig gewesen; dann hätte meine Scheidung nicht stattgefunden; ich säße noch auf dem Throne und wäre nicht in den mit Blumen überdeckten Abgrund gestürzt." Möglich, daß hier Napoleon übertrieb; jedenfalls aber war der Einfluß dieser Verbindung auf seinen Sturz ein sehr bedeutender, denn sie war der auch äußerlich ausgesprochene Abfall von dem Princip, das ihn erhoben; und solche Principien lassen sich nicht ungestraft verleugnen. Die wenigen Jahre aber, welche verflossen, bis diese Strafe eintrat, bis der Abfall sich rächte, verlebte Marie Louise nicht bloß in Glanz und Herrlichkeit, sondern in wahrem Glücke, denn sie fühlte sich geliebt. Das Vertrauen ihres Gemahls ernannte sie während seiner Abwesenheit in Rußland und Sachsen zur Regentin des Reiches. Aber das Unglück brach herein, immer drohender, immer näher dem Sitze der kaiserlichen Herrlichkeit. In Paris, vor welchem die siegreichen Verbündeten, die Napoleon überholt hatten, standen, war die Kaiserin mit ihrem Sohne eingeschlossen, umgeben von unfähigen Höflingen oder von Verräthern, die in der Stunde der Gefahr ihren Herrn verließen. Sie riethen der Kaiserin zur Flucht. Hätte sie, ihren Sohn im Arme, die Bevölkerung von Paris zum Kampfe aufgerufen, so hätte Napoleon Zeit gehabt, die Hauptstadt zu entsetzen und vielleicht einen Frieden zu schließen, der wenigstens seine Dynastie nicht vom Throne ausgeschlossen hätte; ja wäre selbst in der eingenommenen Haupt-

stadt die kaiserliche Mutter, die Tochter eines der siegreichen Monarchen, mit ihrem Sohne auf dem Arm dem mächtigen und galanten Alexander entgegengetreten, so wäre von einer Zurückberufung der Bourbonen vielleicht niemals die Rede gewesen, und die ganze europäische Weltlage wäre eine andere. Solche Betrachtungen knüpfen sich an den Tod dieser Fürstin. Aber das Verhängniß sollte erfüllt werden. Der Abreise der Kaiserin nach Blois folgte rasch die Entmuthigung der Pariser Bevölkerung, die Capitulation der Hauptstadt, die Absetzung des Kaisers und seine Verbannung. Marie Luise, die mit ihrem Sohne zu ihrem Vater ging, hat ihren Gemahl nie wieder gesehen, sie theilte seine Verbannung nicht. Ein kleines Fürstenthum mußte sie für den glanzvollen Thron entschädigen, den sie verloren. Sie hatte das Große hinter sich gelassen, um fortan im Kleinen sich zu begnügen. Man sagt, sie habe sich in ihr Schicksal zu finden gewußt. Thatsache ist, daß Napoleon, als er 1815 von Elba zurückkehrte und den kaiserlichen Thron in Frankreich abermals aufrichtete, von seiner Gemahlin nie oder nur in dunkeln Andeutungen sprach; Thatsache, daß der Graf von Neipperg schon im Jahr 1814 ihr Ehrencavalier wurde und daß sie sich denselben später zur linken Hand antrauen ließ. Sie überlebte ihren Gatten um 26, ihren Sohn um 15 Jahre. Die Familie, welche zwei feindliche Principien hatte versöhnen sollen, ist selbst im Tode noch getrennt: den Mann des Volkes hat sein Volk dem Meeresfelsen, „wo ihn der Weltgeist hingedichtet," entführt, um ihm in seiner Mitte ein prachtvolles Mausoleum zu errichten; fern von ihm ruht die Leiche des Sohnes in der kaiserlichen Gruft, in der sich die im Leben von ihm getrennte Mutter im Tode mit ihm vereinigen wird: ein sprechendes Bild des noch unversöhnten Gegensatzes. Nur die Poesie, welche diese drei Särge umwebt, vermag das in der Wirklichkeit Unvereinbare zu versöhnen.

---

## Der Libanon.

Wenn fremde Sonnen heiße Glut entzünden
Und Wunder keimen aus Utopiens Moosen,
Da hält in tiefem, heiligem Empfinden
Der Wanderer an, vergißt der Heimath Rosen,
Und schwöret trunken zu den fremden Losen,
Um an Erhab'nes seinen Geist zu binden.

Plinius meint, wer seinen Gedanken einen erhabenen Schwung geben, seine Pantasie steigern wolle, sehe den Libanon, und dann werde er Redner, Wahrsager und Poet seyn.

In der althebräischen Sprache gibt es ein Sprichwort, welches lautet: „Schön wie der Libanon." —

Die Kette Libanon's läuft längs dem Meeresufer hundert Meilen weit und prangt überall im gleich romantischen Kleide. Lebhafte Konturen, liebliche biegsame Formen, abwechselnde Thalwindungen, Saumwege und Buschwerk, weiße Steinkegel, furchtbare Geklüfte und Prezepicen, schwarze Cypressenkuppen, Schlösser, Landhäuser, Mönchsburgen und wehrsame Thürme, — Pappeln, grüne Matten, Zaungeflechte, Terrassen, Waldhütten, Schlingreben, Bergströme, Wasserfälle, Steinbrüche, Höhlen und Schneeflocken sind in demselben Panorama vereint zu sehen. Libonons Zone ist in vier Regionen getheilt; die erste am Ufer des Meeres mit fettem, heißen Boden hat die herrlichsten Gärten, die frischesten Quellen; Datteln, Bananen, das Zuckerrohr, die Rebe, Orangen, Pelargonien, Geranien, Mimosen, Thee, Feigen, Zitronen blühen da und was sonst noch ein heißer Himmelsstrich bietet; — in der zweiten Region reift das niedere Obst, Körner werden gesäet, Wiesen angelegt und dann folgt der hochstämmige Wuchs der Platane, die Pinie, die Kastanie, das Dorngesträuch und Kraut; — in der dritten Region ist die Alpe, das Alpenröslein, das Moos und an der Wintergrenze die Ceder; in der vierten endlich hört die Vegetation auf, Schnee und Eis, Wolken und Nebel, Donner und Blitz haben sich dort angesiedelt. In der orientalischen Bildersprache nennt der Araber den Libanon einen unsterblichen Riesen, der den Sommer an den Füßen, den Frühling im Herzen, den Herbstsegen auf den Schultern, den Winter auf dem Haupte trägt, — wohl sei er alt und weiß, aber doch unsterblich, denn er habe die Hoffnung im Herzen. — Der ganze Gebirgsstamm zerfällt in zwei Bergrücken, den Libanon und Antilibanon; an der Abendseite steigt er aus den mittelländischen Fluthen heraus, grenzt gegen Osten an Mesopotamien, daß jetzige Diarbekir, und an die arabische Wüste, verliert sich gegen Norden in Kleinarmenien und stößt im Süden an Palästina. Zwischen beiden Ketten liegt ein tiefes, fruchtbares Thal, Cölesirien einst genannt, während das Land an der Meeresküste Syrien und Phönizien hieß. Von der See aus erkennt man diese Kluft nicht; Libanon und Antilibanon zerschmelzen in eine Formation, die von Tarabulum bis Tyrus als ein doppeltes Dreieck sich aufthürmt. —

In Latakia, dem alten Laodicea, war der Fanatismus der Muselmänner wegen unkluger neckenden Spielereien griechischer Jugend vor der Moschee Achmets, seligen Andenkens, so sehr entflammt, daß die christliche Gemeinde, die Consuln und Agenten mitbegriffen, auf die Kriegsschiffe sich flüchten mußte. Die christlichen Botschafter in Stambul hatten zwar durch ihre Vorstellungen und Drohungen strafende Fermane beim Großherrn erwirkt, allein die Frevelanatheme der hohen Pforte wegen Verletzung christlicher Sicherheit und Rechte sind wie der Nebel, welcher auf einer Landschaft liegt, von Weitem gleicht er einer Masse Wasser, die Alles verschlingen, einem Rauch, der Alles ersticken will, sobald man aber näher kommt, findet man nichts; — natürlich sehen die Beschirmer und Vertreter der Unterdrückten aus Konstantinopel herüber, sind folglich zufriedengestellt, und beiden, der Pforte und den Repräsentanten ist geholfen, nur den Leidenden nicht. Die Franken, worunter im Orient alle Europäer ohne Unterschied des Landes verstanden sind, waren zwar alle nach Latakia zurückgekehrt, noch lagen aber die Kriegsschiffe vor Anker und die „Bellona" wollte zeigen, daß auch sie mit ihren Schlünden in der Nähe ist. — Längs der Küste bei Tortosa und dessen eleganten gothischen Kirchthürmen, an den Orangengärten von Tarabulus, bei Cap Madonna, an den Knollen von Djebai, den Schichten von Antura, dem niedlichen Kesrouan, unweit des durch Comodor Napier's Landung berühmten Djouni, an den Mündungen des gelben Flusses und Hundstromes vorüber steuerte die Fregatte nach Beyrut wohin längere auf die Pacification des Libanons bezügliche Geschäfte sie beriefen.

Auch dort hat die unerbittliche Zeit mit zerstörender Hand getobt. War Berytus auch Julia felix einst durch Augustus getauft, und mit großen Privilegien, mit Tempeln und Gymnasien ausgestattet, so findet man jetzt doch nirgend Spuren solchen Glanzes; eng und krumm sind die Straßen, düster die Bauten. — Die Zaubergärten des Drusenprinzen Fakher-el-Din, das sechzehn Morgen fassende Orangenlabyrinth und die in der Luft schwebenden über einandergeschwungenen Blumenterrassen sind verschwunden, nur der von demselben

Naturfreunde gepflanzte hohe Pinienwald ergötzt noch das Auge, während Noyalgruppen, Absinth, Kolochintenhalden und anderes Strauchgewächs auf den zerhauenen edlen Wurzeln wuchern. (Schluß folgt.)

## Tabletten.

*** In dem russischen Werke „Ausflüge in Finnland von dem Ladogasee bis zum Flusse Tarneo", dessen Verfasser, Hr. Jakov Grot, durch eine russische Version der Frithiofssaga bekannt ist, findet sich folgende Anekdote, welche an die Geschichte der eisernen Maske erinnert: Zu Anfang der Regierung Kaiser Alexanders befand sich in einem unterirdischen Kerker des Schlosses Kerholm ein Gefangener, dessen Schicksal Allen ein Geheimniß war. Als der Monarch im Jahre 1803 Kerholm besuchte, nahm er auch die Gefängnisse in Augenschein und erkundigte sich nach dem Namen eines jeden Gefangenen; endlich kam die Reihe auch an den geheimnißvollen Staatsverbrecher, der aber erklärte, daß er nur dem Kaiser selbst unter vier Augen entdecken könne, wer er sey. Sie blieben einige Minuten allein, dann verließ Alexander mit Thränen die Zelle und befahl, den Gefangenen in Freiheit zu setzen, mit der Bedingung, daß er sich nicht aus Kerholm entferne. In dieser Stadt lebte er noch fünfzehn Jahre, indem er von der Krone eine Pension bezog und den Einwohnern, die ihn allgemein liebten, unter der Benennung Besiménny (der Namenlose) bekannt war. Nachdem er mehr als dreißig Jahre im Dunkel des Kerkers zugebracht, konnte er sich bei seiner Befreiung nur schwer an das Licht gewöhnen und erblindete auch in den letzten Jahren seines Lebens. — Wer diese räthselhafte Person eigentlich gewesen, darüber bleibt uns der Verfasser die Erklärung schuldig, und er stellt, vielleicht aus guten Gründen, auch keine Vermuthung auf. Wenn wir uns auf historische Phantasieen einlassen wollten, so wären wir beinahe geneigt, den Kerholmer Gefangenen für den Prinzen Iwan Antonowitsch zu halten, der in der Wiege auf einen Augenblick Kaiser von Rußland war und dann lange Jahre im Kerker schmachtete; aber die Ermordung dieses Unglücklichen (1764. in der Festung Schlüsselburg) ist leider so gut bewiesen, wie sich ein Faktum dieser Art beweisen läßt. Oder war es vielleicht Mierowitsch, der ihn zu befreien suchte und durch sein Beginnen den Tod des Prinzen herbeiführte? Wie man weiß, behauptete damals die Fama, daß Katharina II. selbst den angeblichen Befreiungsversuch angestiftet habe, und es ist gewiß, daß Mierowitsch, obwohl zum Schaffot verurtheilt, noch bis zum letzten Augenblick auf Begnadigung hoffte.

*** Der Pantoffel ist zwar auch im Abendlande zu einem Werkzeuge der Ehrerbietung geworden, indem der Pole aus dem Schuh seiner Dame trinkt und die Bedeutung des ehelichen Pantoffels bekannt genug ist. Wir sind jedoch darin noch weit gegen das Morgenland zurück. Ein indischer Häuptling verehrt ein Paar prächtige Pantoffeln, auf deren Sohlen sein Bildniß gestickt ist, dem Fürsten, welchem er seine Unterwürfigkeit bezeigen will, und bittet, er möge ihm die Gnade erweisen, ihn mit Füßen zu treten!

*** Auf dem Hauptpostamte in Stuttgart war dieser Tage unter den unbestellbaren Briefen ein Schreiben mit ganz wunderlicher Adresse ausgestellt. Dieselbe lautete: „An das liebe Christkindlein im Himmel."

## Literatur- und Kunstnotizen.

(Frankfurt.)

Auch die Weserzeitung feiert in ihrem neuesten Sonntagsblatt das Gedächtniß Vollweiler's, des vielgepriesenen Lehrers, Denkers und Theoretikers in der Kunst der Musik. Wir entheben dem Nekrolog folgende Stelle, die ebenso für den Verfasser, wie für den ausgezeichneten Todten, dem sie zunächst gilt, ein ehrendes Zeugniß ablegt und in weiteren Kreisen bekannt zu werden verdient, damit sie um ihrer Wahrheit willen beherzigt werde: „Und gerade Vollweiler gehörte zu den seltnen Menschen, die ausgestattet mit außerordentlichen Gaben, nie damit prunken wollen. Reich an einer Fülle des Wissens und der Gelehrsamkeit, ging er allezeit in Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit seinen Weg, und seine edle Seele barg als schönstes Kleinod Demuth in sich. Leider hat sich in das Gebiet der Tonkunst, die vom Himmel stammend, gerade deßhalb den Sterblichen gegeben ist, damit sie alles Rohe umbilde zur Sitte, das Gemeine veredle und die feindseligen Elemente im Menschenleben versöhne, leider sage ich, hat sich in das Gebiet der Tonkunst schon seit längerer Zeit ein Geist der Lieblosigkeit, Gehässigkeit und eitler Anmaßung eingeschlichen, der, wie ein giftiger Wind von Wüsten herwehend, jeden edlen Keim erquickenden Lebens erstickt und vernichtet. Die Sache ist unendlich betrübend, und doch vollkommen wahr. Man betrachte nur aufmerksam die Stellung deutscher Tonkünstler, Componisten und Musikdirectoren zu einander, man erwäge die Zustände der Bühnen unseres Vaterlandes, man trete in die Concertsäle der großen Städte, lese die Blätter der musikalischen Journale, und dem unbefangenen Blicke wird es nicht verborgen bleiben, wie Eitelkeit, Mißgunst und Verkleinerungssucht auch auf dem Felde der Musik hier und dort ihr garstiges Leben treiben. Da sieht man einzelne hervorragende Persönlichkeiten, Virtuosen, Componisten, Orchesterdirigenten. Sie haben den Thron des Ruhms und der Ehren eingenommen; alles huldigt ihnen, alles schmeichelt ihnen. Ihres bedeutenden Talents, ihres überwiegenden Einflusses sich sehr wohl bewußt, verstehn sie es vollkommen, das Publikum nach ihrem Gefallen zu lenken, dasselbe blind für sich und ihre Leistungen zu begeistern! und tauchen am Kunsthimmel andere Sterne neben ihnen auf, so scheuen sie, weltlich klug, unerlaubte Mittel, selbst das feine Spiel der Intriguen nicht, um diese zu verdunkeln, damit ihr eigner Stern in desto glänzenderem Lichte strahle. In der That, es ist zu beklagen, daß auf solche Weise in unsern Tagen mancher tüchtige Künstler ohne Anerkennung, ohne gerechte Würdigung bleibt. Ungeachtet vorzüglicher Gaben, ungeachtet des eifrigsten Strebens gelingt es ihm nicht, sich Bahn zu brechen. Die hochgestellten, vielgepriesenen Virtuosen und Componisten, denen es gar nicht darum zu thun ist, die Kunst, sondern nur ihr eignes Interesse zu fördern, sehen entweder mit vornehmer Geringschätzung auf ein solches Talent herab, oder, was noch schlimmer ist, sie suchen es absichtlich zu unterdrücken; und die bestechliche Journalistik, so wie das irregeleitete, einseitig urtheilende Publikum versagt diejenige Theilnahme und Aufmunterung, auf welche jeder echte Künstler, er sey, wer er wolle, Anspruch machen kann". —

## Frankfurter Stadt-Theater.

Mittwoch, den 29. December. Concert des Violin-Virtuosen Hrn. Prume aus Lüttich. — Dazu: (Zum erstenmale wiederholt) Der Rechnungsrath und seine Töchter, Originallustspiel in 3 Abtheilungen, von L. Feldmann. (Mit aufgehobenem Abonnement.)

Druck von August Osterrieth.

